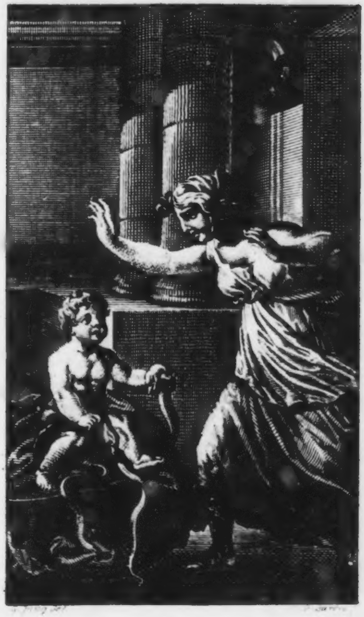


[illegible] del. [illegible]

Fragmente

über

Menſchenbildung

von

Ernſt Moritz Arndt.

To build up men againſt the future times.

Milton.

Erſter Theil.

Altona, 1805.
bei J. F. Hammerich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wenn man die Küchlein vom Heuboden, wo ſie die Henne heimlich ausgebrütet hat, herunterfallen ſieht, ſo kommt kein einziges lebendig zur Erde; fallen ſie nicht vor Menſchenaugen herunter, ſo fehlt keinem was. — Ein Wort, von Balzer Tirs zu Dumſevitz in Rügen zu mir und meinem Bruder Karl geſprochen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Fünf und vierzig Vogelneſter? nun das muß ich ſehen, rief die ſelige Y zu X, du machſt mir da etwas vor. Wie hätteſt du in dieſem Einen Garten ſo viele finden können? und ſo viele in anderthalb Tagen?“ — „Der Glaube kommt durch die Augen am ſicherſten, ſprach X; ſo komm denn mit, kleines Weib! und ſieh!“ — Sie mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit ſprang auf und mit ihm, wir andern folgten. Nun führte er ſie vom Stachelbuſch zum Johannisbeerbuſch, von der Buchenhecke zur Erlenallee, von der Birke zum Apfelbaume; und ſiehe! die Zahl war ſchon übervoll, als er vor einer halbdurchfreſſenen Erle ſtehen blieb, das kleine Weib auf einen unteren Aſt hob und ihre Augen auf eine zundrige Vertiefung an einem hohlen Knorren richtete. „O mein Gott! welch ein liebes Gewimmel hier!“ rief ſie, und einige Augenblicke die aufgerichteten Köpfchen überzählend, brach ſie mit dem Wörtchen „vierzehn Jungen!“ in eine zweite Verwunderung aus und ein paar helle Thränen rollten ihr über die Wangen. Wir giengen alle wieder zum kleinen Hügel des väterlichen Gartens, wo Du, lieber X. ſo oft und ſo gern zu liegen pflegteſt, um in den Abend und die fernen vergoldeten Wälder ſehnſüchtig zu ſehen, jeder nahm den alten Platz und durch die fünf und vierzig Vogelneſter, die bei der Zählung zu acht und vierzig geworden, begann ein Geſpräch über Ehe, Naturliebe und Kinderzucht, wie es aus dem Munde liebend verbundener Menſchen in ſtillen Stunden ſo ſchön und aus manchem aberwitzigen Buche ſo häßlich klingt. Der Abend kam über uns, der zu Tiſche rufende Bote machte eine andere Tagesordnung und die Vögel und Menſchen waren vergeſſen.

Lieber X., es ſind nun dreißig Monate ſeit jenem glücklichen Tage hingefloſſen und manches iſt anders geworden. Viele von denen, die damals Freude und Freundſchaft und ein liebes gaſtliches Haus verſammelte, ſind aus einander gejagt und kommen vielleicht im Leben nicht wieder ſo zuſammen. Das liebe Herz, das damals alles ſo freundlich zu ſich und um ſich herum zu einem hellen Sternenkreiſe der Sonnenbahn ihrer Liebe zog, hat lange ausgepulſt und ein einziges Vöglein aus ihrem Neſte ſpielt jetzt unter denſelben Sträuchen und Blumen, die Du damals, die Neſter zeigend, vor ihr aufſchütteltest und bewegteſt. Die Sprößlinge aus jenen fünf und vierzig Neſtern wohin ſind ſie geflogen? und wo ſind ſie? Wie viele haben ſchon die Bahn ihres hellen und leichten Lebens durchgeflogen und durchgeſungen! Vielleicht klingen von der ganzen zahlreichen Nachkommenſchaft kaum zwei Stimmen noch durch dieſe Bäume. — Doch weg mit dieſen Vielleichts! Es bleibt die ſchöne Welt, die Einzelnen gehen und kommen, die Geſchlechter ſind ewig. So laufen droben die Sterne, unten die Erden, ſo fliegen und gehen Vögel und Menſchen um. Wir leben und ſterben im großen All der Dinge, deſſen Herzenspuls nie ſtockt, das alles Todte in neuer Schönheit wieder lebendig macht. Wir ſehen das Schöne, ahnden das Göttliche, ſchauen in Offenbarung und Glauben das Heilige. So führt uns Liebe in die Welt, durch die Welt und aus der Welt. Wir binden alles an ſie und durch ſie. Sie beleuchtet uns die dunkle Nothwendigkeit und macht uns ſtark durch dieſe Nothwendigkeit. So ſieht der Mond am Himmel, der milde Tröſter, der Vermittler zwiſchen dem Licht, wo uns des Lebens Mühe und ſeine Freudigkeit wegträgt, und zwiſchen der Nacht, wo die Ungeſtalt und das Böſe herrſcht. Er bringet beide zuſammen in ſanfteren und ſtilleren

Schatten und Glaube und Ahndung zukünftiger Dinge gehen vor dem Schlaf her, dem ſtillen Bruder des ſtilleren Todes.

Alles alſo durch Liebe und alles um Liebe. So, Leſer, ſteht und geht meine Welt, keine andre hab' ich gefunden und keine andere mögt' ich finden. In Liebe ſah ich die Welt entſtehen, in inbrünſtiger Liebe ſeh ich ſie wandeln, ein heißes Herz, alles ausſtrömend und alles verſammelnd, fühle ich in ihrem Innerſten ſchlagen und mich zu ſich ziehen. Durch Liebe, wie ich gebildet bin, durch die Nothwendigkeit, welche durch dieſe Liebe nur verſtändlich wird, mir durch die Irrthümer und Verzerrungen der Zeit, worin ich lebte und lebe, nur ſpät verſtändlich geworden iſt, mögte ich die Menſchheit bilden ſehen, da ich ſie dadurch ſo leicht und ſo herrlich bildbar ſehe. Ich habe über dieſe Dinge viel und frühe geträumt und gedacht; nicht daß ich ſagen wollte, das frühe Träumen und Denken über Dinge ſei gut, ſondern weil ich es habe müſſen, als ich allein hätte leben ſollen, weil auch mir mein Leben abgeſchnitten, oft zerſchnitten war. Ich meine nicht, daß ich darüber richtig geträumt und gedacht habe; ich meine nicht, daß wir ſchon ſo weit ſind, über das menſchlichſte Menſchliche, über unſre heiligſte Angelegenheit allgemeine Grundſätze und ewige Urſachen hinſtellen zu können: ich nenne alſo dieſe kleinen Einzelnheiten, weil ſie hie und da ihre Entſtehung aus einer einzelnen Bildung wohl verrathen, Fragmente, kleine Steinchen und Stückchen, von welchen einige vielleicht in einen künftigen kühneren Bau ſich mögten fügen laſſen. Ihnen voran mag eine Epiſtel ſtehen, welche die Hauptwahrheiten, die mir in der Menſchenbildung erſchienen ſind, freilich nur einſeitig beleuchtet. Sie ſei die Modulation, die mich luſtig hineinſpielt in die leichte Bewegung des zarten Bilderſpiels, woraus das Leben beſteht.

Epiſtel an Friedrich Muhrbeck.

Gott ſprach einſt: laßt uns Menſchen machen!
Und ſetzte mit den Engeln ſich zu Rath;
Jetzt ſcheinet dies die kleinſte That
Von allen leichteſten Erdenſachen.
Ein jeder Bube, dem im jungen Flug
Aufkeimt das erſte Haar am Kinne,
Dünkt ſich dazu im ſtolzen Sinne
Zu jeder Stunde Manns genug.
Wir rütteln nicht an dieſem morſchen Baume,
So leicht er auch von ſchwachen Händen fällt,
Und laſſen jeden, dem's gefällt,

Luſtwandeln in dem eignen Traume.
Es iſt ein andrer Wahn, mit dem wir kämpfen wollen,
Was ſie aus dem, was ſich ſo leidlich macht,
Wann kaum das Licht es angelacht,
In zweiter Schöpfung machen ſollen?

O alter Vater Zeus! was rollen
Unſchädlich Deine Donner fort?
Was ſchlägſt Du nicht die tollen Schreier,
Der Schönheit übermüthige Entweiher
Mit Einem Strahl hinab zu Plutons finſterm Ort?
Ertränkt nicht mehr die Meeresfluth?
Iſt Hekla und Veſuv nicht mehr ein Feuerſpeier?
Sind ſie es noch, Du alter Vater gut!
So nimm der Weisheit krächzende Geyer,
Die Flagellantenſchaar der faulen Rückenbläuer,
Erſäufe ſie im Meer! verbrenne ſie in Gluth!

Wie ſchön biſt Du, einfältige Natur!
Wie wohnt ſich's lieb in Deinen Hütten!
Du lehreſt ſtill durch ſtille Sitten,
Dein einzger Schwätzer iſt das Vöglein auf der Flur;
Die Ameiſ' und die Biene ſind die Lehrer,

Die Spieler ſind der Buſch, der Bach; der Blumenwind,
Der Waſſerfall — ſüß horchend lauſcht als Hörer
Mit zarter Bruſt das unſchuldvolle Kind.
Hieher! ihr, die in Folianten
Uns, wie wir Menſchen werden, lehrt!
Wo man den großen Unbekannten
In einem ſtillen Seufzer ehrt,
Wo nur der fromme Blick für fromme Unſchuld betet
Und ſie der Erde dann, dem Himmel übergiebt:
Hieher! und wenn ihr hier nicht auch beſcheiden tretet,
So kennt ihr Menſchen nicht und habt ſie nie geliebt.

Die Kindheit liebt die Freude und die Stille,
Sie mag nicht viel gerüttelt ſeyn.
So ſammlet ſich der junge Wille,
So zieht das Herz die Welt voll Schönheit in ſich ein.
Sieh, Mutter, deine Pflicht an Hühnern auf der Tenne
Und lerne ſtill und einſam ſeyn!
Mit allen Federn geht die Kinderloſe Henne,
Doch mit den Küchlein lebet ſie allein.

Seid fromm und liebevoll und hört nicht auf die
Affen,
Die künſtelnd die Natur entweihn;
Laßt ſie um Königswiegen klaffen
Und ihre Lungen heiſer ſchrei'n, —
Nicht alle ſind ſo groß, um Laffen,
Doch alle groß genug, um Menſchen ſtets zu ſeyn.

Das Schwerſte ſcheinet ewig leicht,
Drum hat auch dies den Weiſen aller Zonen,
Den Chriſtus, den Sokraten und Platonen
Die allerſchwerſte Kunſt gedäucht.
Sie ſah'n das Treiben in dem großen Heere —
Wer künſtlich iſt, läßt nie die Unſchuld rein
Und taucht ſie früh ins Stahlbad ganzer Meere
Voll Sprüche und Moralen ein:
Der Weiſe heiſcht das Wenige und Schwere —
Die Aeltern ſollen Menſchen ſeyn.
Den Andern bringe man die ganze Halle
Und waſche ihnen aus Emilen Gold,
Sie machen keine Kugel aus dem Balle,
Weil ſie das Rechte nie gewollt.

Zwei Töchter hat die Gottheit uns geſchickt,
Die Welten und die Herzen zu erſchaffen;
Die eine blicket ernſt und träget Waffen,

Die

Die andre iſt mit Huld ſtatt aller Wehr geſchmückt:
Sie iſt die jüngſte, heißet Liebe,
Die erſte heißt Nothwendigkeit.
Sie wandeln Hand in Hand und kennen keinen Streit
Und einem unbekannten Triebe
Verdanken ſie die Einigkeit.
Durch ihre Allmacht leuchten alle Sonnen
Und laufen alle Erden um;
Durch ſie nur wird hier oben Luſt gewonnen
Und unten das Elyſium.
Sie kommen huldreich auf die Wiege
Herab bei'm erſten Sonnenſchein
Und ſegnen fromm die holden Züge
Des Säuglings in den Windeln ein.

In ſüßer Liebe wird das Kind gebohren,
Es ſaugt am Mutterherzen voll und warm,
Es ſpielt auf ihrem Schooß und ſchläft in ihrem Arm,
So wird in Spiel und Schlaf das erſte Jahr verloren.
Doch immer flieht die Zeit mit ihren blühenden Stunden
Und nimmt das Wiegenkindlein mit —
Schon wagt der Fuß den erſten Schritt,

Schon wird durch's Wort der kleine Sinn entbunden,
Schon reget ſich die flatternde Begier,
Will alles koſten, faſſen und geſtalten —
Wie willſt Du ihre Flügel halten,
Stehn die zwei Schweſtern nicht mit Dir?
Wagſt Du die Federn ihr zu kürzen,
Die wuchſen für das Sonnenlicht?
Wagſt Du es, mit dem Schwert den Knoten zu entſchürzen,
Der durch ſich ſelbſt nur ſchön ſich aus einander flicht?
Es ſprenge nie des Mannes Wille
Im unverſtandnen Uebermuth
Die zartgewebte Blumenhülle,
Worin die Kindheit ſelig ruht!
Sie greift gleich luſtig nach den Sternen
Und nach der Blume, die ſie tritt;
Nur durch ſich ſelber laß ſie lernen
Des künft'gen Lebens ſichern Schritt.
Will ſie in Flammen ſich verzehren,
Will ſie ſich ſtürzen in die Fluth,
So ſtaune vor dem Ernſt das kindliche Begehren!
So faß' es an der Liebe wieder Muth!
Der Schnee iſt kalt, das Feuer brennt,
Die Stürme weh'n, die Fichten brechen,

Kein

Kein Waſſer rinnt zum Urſprung in den Bächen —
So herrſcht die Kraft, die alles knüpft und trennt,
Die Oceane füllt und Sonnen zündet,
Zur himmliſchen Muſik den Tanz der Sphären ründet,
Und — was der Thor mit Beben nennt —
Im ewigen Tode ewig Leben findet.
So ſtehe kalt und willenlos!
Laß die Begier nicht auf die zarten Weſen
In ſchrecklicher Gewalt als Leidenſchaften los.
Kein Wollen müſſen ſie auf Deiner Stirne leſen
Und unbefangen wieg' auch Liebe ſie im Schooß.
Die Arbeit thu' mit ihnen wie ein Spiel,
Doch hüte Dich, mit ihr zu ſpielen.
So laß ſie alles thun, bloß weil es Dir gefiel,
Doch, daß es Dir gefiel, nicht fühlen.
Sonſt dringt der Willkühr Ungeheuer
Zu früh auf ihre Herzen ein,
Zur Flamme wird das ſchöne Feuer,
Das lange ſollte Funke ſeyn.

Nothwendigkeit, Du ernſtes, ſchönes Ding!
Wir bieten jedem Pfeil geduldig unſern Buſen,
Der einſt auf Deinem Rücken hing;
Es klingt zuletzt wie Melodie der Muſen

Der Spruch, der donnernd erſt von Deinen Lippen ging.
O ſei auch hier der Zauberring,
Worin die frohe Unſchuld hüpfet,
Worin das Irdiſche und Himmliſche ſich knüpfet!
Es werde, was ein frommer Mund befahl,
Unüberſteiglich gleich der Rennbahn Schranke!
So, Aeltern, ehrt in euch der kindliche Gedanke
Zuerſt den Gott im Sternenſaal;
So ſieht er in dem All der Dinge
Nothwendigkeit und Harmonie
Und fürchtet keinen Tod und kennet keine Müh.
Doch immer höher will die Schwinge,
Bis ſie auf kühnern Federn ſchwebt,
Den Willen wachſen fühlt und vor dem Schickſal bebt.
Nur einmal bebt der Mann, wenn er zuerſt es ſieht,
Er weiß ja das Geſetz, wodurch die Welten ſchweben,
Auch jetzt blüht Liebe um ſein Leben
Und das Geſpenſt entflieht.
Früh lernt' er unterthänig ſeyn
Der heiligen Natur unendlichen Gewalten,
So geht er fromm in die Geſtalten
Der Menſchenbildnerin, der Bürgerordnung ein.

Die Kraft, die er als Kind im Vaterruf verſtanden,
Die er im Baum, im Strom, in Stein und Pflanze ehrt,
Macht er auch hier ſich frei zu freien Banden
Und findet, wodurch ſich die Brutus überwanden,
Wofür Atilius ſtarb, des ſchönen Eifers werth.
Gehorchend herrſcht er ſo, bis er hinunter fährt,
Wo alle, die in Windeln ſchlieſen, landen.

O über alle Künſtelei,
Womit man Gottes Schöpfung meiſtert!
Womit man ämſiglich das Küchlein ſeit dem Ei
Beflittert und beſchnitzelt und bekleiſtert!
„Dem Vögelchen im Neſt muß man die Federn rupfen,
Sonſt will es fliegen vor der Zeit;
Und der gern überrennt und überſchreit,
Dem jungen Willen muß man früh am Ohre zupfen.
Es iſt ein ſchlimmer Eigenſinn
Von Adam her in jedem Kinde
Als alte angebohrne Sünde;
Brichſt Du ihn nicht, ſo wird's ein toller Sinn,
Stellt ſich den Göttern gleich, will donnern und blitzen,

Die Welt iſt ihm ein viel zu enges Haus:
So überflieget er ſich überaus.
Wer will ihn vor Verderben ſchützen?
So ſchreien Ohme, Tanten, Baſen
Und künſteln gern des Löwen Muth
Zum ſanften Eſelein, zum langgeohrten Haſen
Und rufen ſtolz: was wir gemacht, iſt gut.

Es fließt ein ſtolzer Strom in tiefen Ufern hin,
Bringt Auen Fruchtbarkeit und Städten ſüße Schätze,
Da giebt man ſeinem Lauf Geſetze
Und führt ihn links und rechts in Gräben her und hin.
Jetzt kann ein Häschen wohl zu ſeinem Grunde reichen,
Sein Waſſer ſtocket auf der Flur,
Vermehrt der Frösche Reich und füllt den Herbſt mit Leichen:
So rächet ſich die Unnatur.
Kühn ſteht der Baum in allen Winden,
Den nur die Mutter ausgeſä't.
Wie ſoll der Sprößling, den der Witz des Gärtners dreht,
Den Pfähle ſtützen, Seile binden,

Den graden Weg zum Licht der Lüſte finden?
Die Parze rechnet auf die Kraft,
Die die Natur dem Säugling mitgegeben;
So tritt ſie ſtrenger, milder vor ſein Leben,
So ſchärft, ſo ſtumpft ſie ihrer Pfeile Schaft.
Unglücklich; wenn des Buſens Flammen
Gelöſcht ſind, oder gar zu Aſchen ausgebrannt!
Des Mannes Elend wird die Klügelei verdammen,
Die ihn ſo ſchlau entmannt.

Das Kind ſoll glücklich ſeyn und ſpielen,
So ſoll es jedermann, ſo lang' er ſpielen kann;
Allein das große Schickſal, das dem Mann
Bei'm erſten Schritt erſcheint, ſoll es ſchon ahndend fühlen.
Es horche auf dem Blumenwege,
Worauf ſein Leben luſtig geht,
Dem Klang der fernen Donnerſchläge
Und kniee vor des Gottes Majeſtät!
Denn nicht zu Tand und Spielereien
Müßt ihr den ſüßen Lenz entweih'n;
Der Winter kömmt und es wird ſchneien,
Der Regen rauſcht, der Sturmwind brauſt im Hain —
Die Biene ſpielt um jede Blüthe
Und ſammelt ihren Honig ein:

So

So komme Fleiß und Müh dem kindlichen Gemüthe,
Als müßt' es mit bei'm Spielen ſeyn.

Gar viele ſchwatzen von Natürlichkeit
Und klagen, daß ſie aus der Welt geflohen;
Womit ſie aller Zierlichkeit
Und Schönheit das Garaus zu machen drohen.
Was wollen dieſe Kannibalen?
Was fliehen ſie nicht gleich zu Grönlands Eſkimo?
Und ſchmauſen ſich bei Thran und faulen Fiſchen froh?
Die wärmten keines Herdes Strahlen?
Was wälzen ſie ſich nicht im Feuerland im Schnee?
Da lebt man doch wohl göttlich und natürlich?
Und rufet höchſtens, iſt einmal das Wetter zierlich,
Die ganze Sprache aus in Einem Peſcherä!?

Noch andre ſehen in der Welt
Ein bloßes Schattenſpiel zum Mahlen.
Der Himmel und das Blumenfeld,
Die Erde, warm und grün, das Meer, das hoch ſich ſchwellt,
Macht man dem Kinde ſchon zu Idealen,

Das

Das es ſo gern als ganz ſein Irdiſcheignes hält.
Es iſt ein leeres Ding, worauf nur Narren prahlen,
Gerade gut genug, den Geitzhals ſeine Zahlen
Zu lehren und den Edelmann ſein Feld,
Den Höfling kurzer Hofgunſt Strahlen.
„Nichts lieget unter unſrer Sonne,
Was eines Weiſen würdig iſt;
Das eigne Herz hat alle Kunſt und Wonne;
Nur der iſt weiſe, der ſein Leben mit der Tonne
Des Cynikers ſo eng als möglich mißt."
So lehret man das Herrliche verachten.
Eh noch das junge Herz erkennt, -
Muß es nach fremden Gütern ſchmachten,
Die man geheimnißvoll als Wunderdinge nennt.
Ein ſchlimmer Dünkel wächſt aus dieſem Traume
Und wird ihm ſelber zum Idol,
Sieht ſich allein zuletzt im weiten Weltenraume,
Schöpft alles aus ſich ſelbſt und ſchöpft ſich endlich hohl.

Gleich ſchlimm ſind dieſe beiden Wege,
Wodurch die Jugend leicht verdirbt.
Der erſte führt zum Vieh in das Gehäge,
Der zweite, der um Götterkronen wirbt,
Die höchſte Ordnung nimmer findet.

Der Geiſt der Welt iſt fromm und ſtill,
Wer ihn mit Fäuſten greifen will,
Sein heiliges Geheimniß nie empfindet,
Beſchaut ſich ſelbſt, ſchauet, ſchauet und — erblindet.

Der ſichre Führer iſt die Zeit,
Das Stundenglas, worin wir leben.
Wag' es mit ihrem Höchſten Dich zu heben,
So iſt Dir die Natürlichkeit,
Wornach Du trachten ſollſt, gegeben.
Nimm alles Schönſte aus dem Leben,
So ſtrahlt im Kleinſten Göttlichkeit,
So wird die Zeit der helle Spiegel,
Worin die Welt Dir wiederſcheint,
Von ihren Wundern ſprenget ſie das Siegel,
In Maaß und Harmonie wirſt Du mit ihr vereint.

Der erſte Menſch hat noch gegraſt,
Der Vater macht das Kind zum Weibe
Und in des Bruders blutigem Leibe
Hat toll des Bruders Fauſt geraſt.
Nur langſam kam die milde Sitte
Und ſchlug die Lenden in das Kleid,
Die Liebe flocht die erſte Hütte

Und

Und ſchmückte ſie mit Lieblichkeit;
Als Schützerin der Unſchuld neigte
Mit ſanfter Röthe ſich die Schaam
Und auf die Todtenurne beugte
Mit heißen Thränen ſich der Gram.
So fuhr die Seele in den Wilden
Und ſtolze Mauern ſtiegen auf,
Der Pflug ſchnitt Furchen in Gefilden,
Das Schiff in blauer Fluthen Lauf.

So ſteht's mit der Natürlichkeit.
Wodurch das Himmliſche der Menſchenbruſt gedeihet,
Wodurch die wilde Kraft ſich weicher Bildung leihet,
Das ſollſt Du ſchaffen allezeit;
Sollſt Dich der Erde nicht entziehen,
Die Dich ſo liebend nährt und hegt;
Durch Deine Hand auch muß ſie ſchöner blühen,
Durch Dich auch ſei das Rad, das Welten treibt, bewegt.
Mußt nicht im eitlen Wahne meinen,
Als flögſt Du über Deine Zeit.
Sie werde heilig Dir, wie die Nothwendigkeit!
So wird Dir auch ihr ſtiller Geiſt erſcheinen.
Kein Rieſengeiſt geht ſeinem Tag voraus.

Was Zeus befiehlt, trägt nur des Adlers Schnabel.
Auch Luther glänzte nur wie eine blutige Fabel,
Zog er zugleich mit Huß das Schwert der Wahrheit aus.
Der kühne Korſe, der Europa friſch regiert,
Hätt' er gewagt vor ſieben Jahren,
Was manches ſtolze Haupt zur Bretterbühne führt,
Wär' auch als ein Geſpenſt mit Blut hinabgefahren,
Wo nie ein Sonnenſtrahl die Aſchenwieſen ziert.

O Kindheit, kömmt kein Gott und bricht die Kette,
Womit Dich Büberei und Vorurtheil umſchlingt?
Wie lange währt's, daß Dich die Etikette
Noch auf Prokruſtis Eiſenbette
Als Gliederpuppe zwingt?
Wie lange klingt der Wahn mit ſeinen Schellen
Noch Deinen Wiegenſchlummer ein,
Und bringt in dem Geziſch der Schmeichelei'n
Dir alle Nattern aller Höllen?
Wie lange wird aus ſeiner Fabelwelt
Zu früh das Kind herausgeriſſen,
Das eher einen Willen, ein Gewiſſen,
Als einen Bart, erhält?

Wie lange wird auf Eiderdunenkiſſen
Der jungen Wohlluſt Bett geſchwellt?
Wie lange gießt man noch mit Trichtern ein das Wiſſen
Und fraget nicht, ob es das Köpfchen hält?
Der freche Bube lernet lügen,
Thut künſtlich glatt und rauh und kalt und heiß,
Weiß früher eine Unſchuld zu betrügen,
Als er zu lieben weiß.
Hier keimet alles Unkraut auf,
Das Schickſal ſelbſt wird Nichts an ſolchen Ungeheuern.
Sie nehmen, was ertönt auf Bühnen und zu Leyern,
Als Fabeln höchſtens gnädig auf.
So gehet leer und unbedeutend
Gleich einem Trunkenbold ihr irres Leben um;
Für ſie iſt nicht die Eumenis weitſchreitend,
Für ſie kein Himmelreich und kein Elyſium.

O ihr entſetzlichen Verrücker
Des ſichern Zeigers an der Uhr!
Verkrüppler ihr der herrlichen Natur!
Seht eure jungen Rückenbücker!
Wer früh ein Sklave ward, wird früh ein Unterdrücker.

Die lange Lüge trennt ſich von der Schaam,
Die Wahrheit flieht von dem entweihten Bilde
Der Gottheit weg in frohere Gefilde,
Die letzte Thräne weint die Menſchlichkeit vor Gram.

Jahrhundert, das aus Blut und Aſchen
Die jugendliche Bahn betritt,
Wird nicht die alte Schmach von Dir jetzt abgewaſchen?
Bringſt Du nicht Luſt und Freiheit mit?
Komm! zeige mir den letzten Sklaven,
Der ſeiner Majeſtät vergißt —
Dann ſinne das Geſchick mit der Huronen Liſt
Für meinen Leib auf neue Strafen,
Dann mag der neue Tantalus
Den fliehenden Tropfen froh Jahrtauſende verlieren
Und, wie Prometheus an den Kaukaſus
Geſchmiedet, für die Brüder frieren.

Den Menſchen hat der Menſch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus ſtolzer Würdigung der Mikrokosmos, oder die kleine Welt genannt; er hatte Recht dazu, denn dies iſt er in vielen Hinſichten. Solche Namen hatte man in den letzten Jahrhunderten verloren

loren mit dem Begriff des Warum ſolcher Namen, und ſie waren zu den Hexenmeiſtern, zu Fauſts Teufelskünſten und dem Spiegel Salomonis als bloße Schwärmereien oder als arge Verruchtheiten verwieſen worden. Es iſt unangenehm, alte Klagelieder, die man oft und anderswo geſungen hat, wieder abzuleyern. Ich ſage alſo hier, was ich anderswo länger geſagt habe, die Welt iſt bis jetzt verdorben durch Klägelei und Vielwiſſen, ſie iſt breit und flach geworden und hat ihre Thäler und Berge verloren, von welchen man in die Tiefen der Erde und Hölle und zu den Himmelshöhen der Götter hinab- und hinaufſtieg. Die Menſchen ſind ſo früh aus dem Weltleben des Seyns in das Gedankenleben des Scheins hineingeführt, ſie haben ſo früh zu ſo vielen andern Dingen Zeit haben müſſen, daß es ihnen an Zeit gefehlt hat, zu leben und ſich luſtig in die Welt hinein zu bilden. So ſind ſie ſelbſt kein Bild geworden, kein Spiegel, worin die ganze Welt hell erſchienen wäre in Wahrheit, ſondern eine magiſche Verdunkelung oder eine teufliſche Höllenerleuchtung hat wechſelsweiſe alles entſtellt, was in dieſes Spiegels Fläche fallen konnte. Zuviel Schatten oder zuviel Licht, kurz Einſeitigkeit iſt Karakter unſrer Zeit und wird auch dieſes Buches Karakter ſeyn: doch dem iſt halb vergeben, der ſeine Sünden bekennt.

Ein Mikrokosmos iſt der Menſch, ein Bild aller Bilder, eine Geſtalt aller Geſtalten, ein großer Spiegel, der den Inhalt vieler kleinen Spiegel in ſich verſammeln ſoll. Was vielleicht kindiſche Eitelkeit erfand, das befeſtige ſich der erwachſende Verſtand. Wir wollen dieſes Namens tiefe Bedeutung nachher weiter beleuchten und ihn jetzt bloß in ſeiner flachſten Erſcheinung, der Erfahrung, leicht beſtreifen, der Erfahrung, die mir und manchen andern Biederleuten, die nicht bloß arme Realiſten ſind, immer etwas gilt, wenn ſie an einem tieferen Geſetze der Nothwendigkeit verbunden ſcheint. Man muß den Wald erſt raden, ehe der Pflug darin gehen kann. Alſo voran zwei Strahlen aus unſrer kleinen Mikrokosmoſkopie.

Der Menſch iſt, wie die Welt um ihn, und die Welt wird, wie der Menſch auf ihr. Aber da iſt ein Zirkel. Ja wohl ein Zirkel, aber ich meine nicht euren ſyllogiſtiſchen, ihr armen Grübler, die ihr alles beweiſet und nichts ſchaffet, alles wiſſet und nichts thut, alles kennet und nichts könnet. Es iſt ein Zirkel, wie Sokrates und Plato viel von Zirkeln und Kugeln und von dem Geheimniſſe des Sphärentanzes träumten und erzählten, wo man Anfang und Ende nirgends finden noch ſetzen kann, wo man alſo wohl thäte, Anfang und Ende nicht ſuchen noch ſetzen zu wollen. Dieſe Tiefe der Verbindung zu finden, wie hat man gearbeitet in Unheiligkeit in den letzten Jahrhunderten, immer weiter ſich verlaufend von dem einzigen rechten Pfade! Ohne Wunderglauben und alſo ohne Wunderkraft, was wollten dieſe nüchternen und markloſen Geiſter? Das Chaos entſtand und die Welt verſchwand, wo ſie erſchienen; und ſie wollten die Weltverbindung erſpähen, die ein kindlich unſchuldiges Daſeynsgefühl in Freude und Liebe, mit hohem Wiſſen gepaart, allein finden und durch dunkle Zeichen der Worte kaum andeuten kann? Hier ſteht der Makrokoſmos, hier rollt er ſeine Kugel; unſelig, wer bloß auf einzelne Ruhepunkte merkt, ſeine Pole drein ſteckt und ſie befeſtigt! Er ſieht kaum die Eine Hemiſphäre, und dieſe Eine ſieht er falſch, weil er die ganze nicht ſieht. Die Kugel muß rollen, die Welt ſich bewegen, der Menſch empfinden und handeln. So trete der ſtille Weiſe darunter und klügle nicht, ſondern melde, was er ſah. Ich bin, weil ich bin, jedes Ding iſt, weil es iſt: Dies iſt die erſte Urſache aller Dinge, am beſcheidenſten von der Endlichkeit ausgeſprochen. Wer tiefer ſteigt, verſinkt, wer höher, ſtürzt hinab. Was dahinter liegt, iſt die heilige Myſtik, die, in Worten ausgeſprochen und in Bildern kümmerlich zerblättert, wieder nur als eine verrückte und verzückte Teufelei erſcheint. Der Zirkel iſt da, wir treten mit hinein, oder ſind vielmehr ſchon hineingeſtellt und können nicht mehr hinaus. Das Auge kann nicht alle ſeine Glieder ſehen, aber es ſieht für alle; das Leben drinne, das innerſte Daſeynsorgan muß alles kennen, worin es wirkt. Der Menſch kann die Welt nicht durchſchauen, wird es nie, und hoffe es alſo nicht, weil er nur ihr Theil iſt. Wohl aber fühlt er in ihr etwas, das ſich ſelbſt und alſo auch ihn verſtehen und kennen muß. Darum rechnet er ſich zu den Göttern und zu den Erdendingen und die ſchöne Bilderwelt iſt ſeine Verbrüderung durch den Wechſel der Arten und Geſchlechter. Die Welt um den Menſchen, da wo der große Cyklus ihn am nächſten berührt, wo er ſich mit ſeinen Füßen bewegt, mit allen Gefühlfädchen ſeines Lebens eingreifend empfindet, iſt die Erde. Welch ein kleiner Theil des Zirkels! und ſelbſt in dieſem kleinen Theil, einem Sandkorn gegen den Chimboraſſo, welch ein kleines Pünktchen iſt der engere Kreis, in welchem ſein irdiſches Leben rund läuft!

Aus dieſem kleinen Pünktchen ſehe ich nun um mich her und ſpreche bloß aus, was ich hier nicht

ent-

entwickeln kann, daß die Leute, die mich hören, ungefär verſtehen, wie ich es meine; denn wo in dem, was man hat, ſelbſt noch ſo viel Ungefäres iſt, da kann man wohl zufrieden ſeyn, ſie zu einem ſo ungefären Verſtändniſſe zu bringen. Wo die Welt am reichſten und ſchönſten iſt, da wird es nach unſerer Anſicht der Menſch ſeyn, wo ſie am ärmſten und häßlichſten iſt, da wird er wieder der Menſch ſeyn — und ſo immer auf und ab durch alle Stufen und Wechſel. Dies näher zu beſtimmen gehört der Einleitung in die Menſchengeſchichte. Ich ſtelle bloß die Hauptmomente hin.

Man hat in einer fürchterlichen Allgemeingültigkeit und mit einer lächerlichen Unwiſſenheit philoſophiſcher Kühnheit, die ohne Weltkenntniß Weltbeſtimmerin ſeyn will, Grundſätze aufgeſtellt von Menſchenbildung und Politik, die eigentlich Eins ſind, welche manche abergläubiſch fromm wie einen Baal anbeten, während andere jede Grundſätze, die höher ſtehen, als die ſeichte Erfahrung, die man beweiſen kann, als thörigte Hirngeſpinſte verlachen. Die erſten Träumer kann ich ehren, die zweiten muß ich verachten, weil ſie dummklug und jeder Zucht unverbeſſerlich ſind. Ich ſelbſt glaube, daß es allgemeine Urſachen und Grundſätze aller Men-

ſchen-

ſchenbildung geben müſſe, aber ich glaube nicht dieſe Allgemeinheit der Bildungsgrundſätze für alle Menſchen aller Klimate gültig. Jene Univerſaliſten machen ſich die Sache bequem, ſie ſetzen alles aus der gefolgerten Nothwendigkeit des Setzens, leugnen das Zwingende und Nothwendige des Klimatiſchen und Lokalen, und ſo haben wir in den neueſten Jahren ſonderbare Sonderbarkeiten erleben müſſen. Der eine behauptet geradeweg, es gebe Länder, wo kein menſchliches Weſen wohnen dürfe, und auf welche er alſo bei ſeiner Grundſätz-ſtellung ſich nicht zu beziehen habe, und mit dieſem mögten wir uns am erſten vertragen; der andere aber ſagt, alles könne und ſchaffe das menſchliche Wollen, Länder, Thiere und Wüſten könne es umſchaffen, nicht bloß wie man dieſe Umſchaffungsmöglichkeit bis jetzt geſehen und geglaubt hat, ſondern über alle Natur- und Elementgewalt hinaus. So weit müſſe er einſt kommen durch das herriſche Göttliche in ihm. Auch in ſeinem Klima müſſe der Grönländer dem Sicilier, der Samojede dem Kleinaſiaten in der Göttlichkeit und höheren Harmonie des Daſeyns es völlig gleich thun können. Die Erde, durch eine Art höherer Heiligung gezwungen, werde dann dem Menſchen, der nicht allein König ſei, ſondern auch ſeyn könne, weniger ſpröd und ungeduldig ſeyn.

Das Leben werde ſeinen Kreis geſchloſſen haben, und man werde unter allen den äſthetiſchen und kosmiſchen Vorſpielen und Vorrüſtungen jenes glücklichen Zeitalters aufräumen können, ja aufräumen müſſen. Saitenſpiele, Bilder, Poeſien und manche kleinere Lebenszierrathen werden dann zerſtört, alte Künſtler als unvollkommene Halbmenſchen mit ihren Werken werden aus dieſer dann platoniſchen Republik verbannt, wo Einfalt und freies und ſtolzes Wiſſen und Gewiſſen herrſchen, die zugleich manche andere Einrichtungen des vorbereiteten Menſchenzuſtandes als unnütz und ſchädlich aufheben. Auch ich glaube eine ſolche Zeit, nur mit Schranken, weil ich furchtbare Schranken ſehe, welche nur die Teufelei der Ueberklügelung und die Behexung der Schwärmerei entweder nicht ſehen oder überſehen. Ich denke und hoffe eine immer weiter fliegende Erleuchtung und Humaniſirung der Erde, weil mir dies nicht allein in der Hoffnung, ſondern ſelbſt in der Erfahrung gegeben iſt, wenn ich die Weite der jetzt gebildeten Welt mit ihrer Enge in früheren Zeiten vergleiche. Denke ich vollends an die unendliche Maſſe von Kenntniſſen und Erfindungen zur Verſchönerung und Verherrlichung unſeres Daſeyns und unſeres Geſchlechts, an die unzähligen Mittel, womit der Menſch die roheſten und widerſtrebenden Elemente zum Theil ſchon zu ſeinem Dienſte gezwungen hat, ſo wird dieſe Hoffnung mir faſt Gewißheit. Aber ich ſehe dieſes alles nicht durchaus fortſtrebend in die Unendlichkeit der Bildung, ſondern Schranken und Hemmungen begegnen mir; und ehe ich glauben kann, daß die ganze Natur, zu welcher der Menſch freilich als eine zweite bildende Gottheit tritt, ihre Ordnung ändere, ehe will ich ein Maaß der Beſchränkung in dieſen und jenen Gegenden unſers kleinen Planeten auch darum künftig glauben, weil ich jetzt die Nothwendigkeit davon ſehe. Wenn ſich ihr auch durch Fleiß und Streben, vielleicht einſt auch durch glückliche Ungefähre noch Einiges abſchneiden läßt, ſo wird ſie doch nie ganz beſiegt werden können.

Ich ſehe, ſo wie die Erde jetzt iſt, nach ihren Polenden die Unmöglichkeit der Humaniſirung, weil die Menſchen Sklaven ihres Bedürfniſſes ſind, weil die ſchlimme Noth und der eiſerne Himmel, der mit ſeinen langen und dunklen Nächten und ſeinem ewigen Winter über ihnen hängt, ſie zu keinem fröhlichen Gefühle, ja kaum zu einem Gedanken erwachen laſſen und ſelbſt die Leiber ſchon mit Verkrüppelung gezeichnet haben. Hier, wo alles Leben erſtirbt, wo ein ewiges Bild des Todes und der Zerſtörung

ſtörung offen liegt, kann der Menſch nur wenige Stufen über die unterworfenen Thiere ſteigen. Gehe ich zu den Ländern, denen die Sonne im Scheitelpunkt ſteht, ſo iſt da etwas Aehnliches, jedoch umgekehrt, nur mit Ausnahmen in den Gegenden, wo hohe Gebirge und Waldinſeln mit Sturmbergen in ihrem Innern ſelbſt unter der Linie ein kühleres Klima machen können. Hier hat die Natur alle gährenden Stoffe des Todes und des Lebens in größter Kraft geſammelt, welche die größere Sonnenhitze hieher wie zu ihrem Centro gezogen zu haben ſcheint. Die üppigſte und ſchnellſte Naturvegetation, die tödtlichſten Gifte, die gewürzreichſten Pflanzen, die bunteſten Farben, die ſtärkſten Thiere, Hölze, hart und unvergänglich, wie Eiſen, Blüthe und Frucht beiſammen. Alles gewaltig, hart, ſpröd und faſt unzerſtörbar. So ſteht das Bild der Bilder, das aller Geſtalten Wiederſchein in ſich hat, ſo ſteht auch der Menſch da: mit hartem Schädel, von der flammenden Sonne faſt eben ſo undurchdringlich gemacht, als die Haut ſeines Elefanten und Rhinoceros und die Rinde ſeines Eiſenholzes und ſeiner Kokosnuß, mit ſtarken Armen und Gebeinen voll Mark, mit früh vollendetem Wachsthum, das hier kein Vorbote eines frühen Verwelkens iſt, mit einer Lebensfülle und Zeugungskraft, die ins Ungeheure gehen.

gehen. Aber dieſer Menſch hier iſt doppelt verhärtet für die Menſchwerdung, zuerſt durch ſeine klimatiſche Organiſation, dann durch die Natureinflüſſe auf ihn. Welcher Dämon ſoll alſo herab kommen, der ihn für eine allgemeine Ausbildung geſchickt und weich mache? Seine Organiſation zuerſt iſt gleichſam der Inhalt der Natur, die ihn umgiebt. Raſch erwächſt er durch die Ueppigkeit des Himmels und der Erde; das Weiche und Harte iſt auch in ihm in ſchnellen Uebergängen nicht gemiſcht, ſondern nur zuſammengegoſſen; Selbſtgenügſamkeit des Daſeyns liegt wunderbar zuſammen mit Erſchlaffung der Fibern und mit allem aufſchäumenden und aufſprudelndem Gift der Leidenſchaften. Er iſt wechſelsweiſe ein Tyrann und ein Sklav, ein Tiger mit elaſtiſchem Rücken zum Sprunge auf den Raub und ein Elefant mit ſteifem Rückgrad für Thürme und Laſten — Nichts iſt bei ihm in der Mitte. Die Natur ſelbſt ſpiegelt dieſes Leben ſo in den Menſchen hinein. Sie zeigt kaum den Schatten einer Vergänglichkeit in den großen und ewigen Maſſen, die ſie hier ſchafft, und überdies räumt ſie das Vergehende und Sterbende ſchneller weg, als unter andern Himmelsſtrichen. Hier, mögte man ſagen, iſt ewig ein brennender Sommer des Lebens, ein Symbol des Starren, Feſtbeſtimmten, des ewigen Zorns der Gottheit, der thieriſchen Beſchränktheit des Menſchen. Nur die Erſcheinung des Todes und der Vergänglichkeit erregte zuerſt bei dem Menſchen die Idee der Unſterblichkeit und Unvergänglichkeit. — Hier hat der Menſch nie eine Idee gehabt. Alle jene zarteren Schatten, die zwiſchen Leben und Tod als Träume, als orpheiſche Saitenklänge aus der dunkeln Mittelwelt kommen, fehlen — Kein Mitleid, keine Zärtlichkeit, keine allgemeine Theilnahme über die Schwelle hinaus. Alſo auch keine Kunſt, freilich ein Kind menſchlicher Schwäche und irdiſcher Beſchränktheit, aber doch ein ſchönes Kind — keine Kunſt, die aus dem Durchſcheinen des Unendlichen durch das Endliche entſpringt und deren Anfang der Anfang der Menſchwerdung iſt. Wie hier die Natur bloß durch irdiſche Maße zu herrſchen ſcheint, ſo auch der Menſch. Der Stärke furchtbares Recht gilt ohne Widerſtreben im Hauſe und im Regiment tyranniſch. So ſteht der Mann über dem Weibe, der Regent über ſeinen Sklaven. Keine ſchöne Familienwelt bloß in Liebe, kein ſtattlicher Staat bloß in Geſetzesgehorſam. Alles Willkühr, alles Zorn und Leidenſchaftlichkeit, weil die Begierde nur durch blutigen Erdenzwang, nicht durch freien Verſtand gezügelt werden kann.

So ſtehen vor meinen Augen die Länder und Menſchen, welchen die Sonne gerade auf den Kopf fällt, und ſind mehr oder weniger dem Vorhergeſagten ähnlich oder unterthan. Sie können nicht dafür, daß ſie ſo ſind, und ich weißer und beſſer ausgeſtatteter Europäer bin nicht ſo dumm, mir andere Ahnen beizulegen, als ihnen: ja ich will gern geſtehen, daß unter ähnlichen äußeren Einflüſſen mein Enkel und Urenkel dieſem aufgeſtellten Bilde wohl gleicher ſeyn mögte, als diejenigen meinen, welche die Neger und ihren ganzen Halbbruderſtamm für von der Natur abſichtlich gemachte Halbmenſchen halten, ein Geſchlecht, zum Sklavendienſt für die klügeren und edleren Brüder gut, im grauen Dunkel der Vorzeit wahrſcheinlich durch das Zuſammenliegen eines großen Affen und einer Menſchin erzeugt: ein Aberglaube, der auf Jamaika und St. Domingo viele Anhänger finden wird, vielleicht auch in manchen europäiſchen Ländern, wo der edelgebohrne Herr ſich oft für ein ganz anderes Ding hält, als der Leibeigene, dem er auf dem Nacken ſteht. Dieſe Menſchen können unmöglich in das Urtheil über eine humane Bildung und in das Suchen nach den Grundſätzen dieſer Bildung hineingezogen werden. Ich laſſe ſie als Anomalien außerhalb meiner Regel liegen. Ein Künſtler verhaut ſeine Kraft nicht

nicht gern am bröckelnden Sandſtein, wenn er pariſchen und pentheliſchen Marmor haben kann. In der Mitte liegt das Glück und die Wahrheit, zwiſchen ſtarrer Kälte und glühender Hitze die Mäßigung der Kräfte. Dort ſuche ich Menſchen und finde ſie.

Man hat doch mehr Recht, ſich auf die Erfahrung von vier- bis fünftauſend geſchichtlichen Jahren zu berufen, als auf bloße Sätze a priori, diktatoriſch ausgeſprochen, wenn ſie wenigſtens die gemeine Erfahrung nicht als die unterſte Stütze gebrauchen, denn der Grundſtein zum Gebäude ſoll ſie uns auch nicht ſeyn. Nach einer ſolchen Erfahrung, die ſich mit vielen ſehr irdiſchen und irdiſchverſtändigen Menſchen ſehr begreiflichen Gründen noch unterſtützen ließe, haben die thätigſten, gebildetſten und glücklichſten Menſchen von jeher zwiſchen dem fünf und zwanzigſten bis ſechzigſten Grad nördlicher und ſüdlicher Breite gewohnt. Was in die Mitte und zu den beiden Enden verdammt war, trug mehr oder weniger die Spuren der oben gezeigten Einwirkungen der Naturnothwendigkeit. Hier hat man häusliche und bürgerliche Geſellſchaft in Liebe und Lebensfreudigkeit geſehen, hier ward die Ehe geheiligt, hier das Geſetz ein feſtes Band, hier lernte man an ein

Elyſium und ein Paradies glauben; kurz das Höchſte und das Tiefſte, das Göttlichſte und das Menſchlichſte ward hier hingeſtellt zur Anbetung und Bewunderung. So ſtand der Menſch zuerſt in Göttlichkeit und ſah in allem Lebendigen einen höheren Urquell, den er Gott nannte und anbetete. Wir alle leben in der Maſſe der Erfindungen, Kenntniſſe, ja der Bequemlichkeiten und Anmuthigkeiten des Lebens, die ein Jahrhundert immer auf das andere gehäuft hat; ich brauche alſo nur durch Hinweiſungen auf das Erſte und Höchſte in unſerem Zuſtande das allgemeine Gefühl der Ueberlegenheit zu erregen, die wir über unſre verbrannten und erſtornen Brüder am Senegal und Nordkap, an der Straße Sunda und Magellans haben. Für ſolche Menſchen, die, wenn nicht alle human, doch humaniſirlich ſind, für ſolche glücklich gebohrne ſind dieſe Ideen hingeworfen, ſo wie ſie durch ſie entſtanden ſind. Freilich auch hier giebt es Stufen und Unterſchiede, aber nicht ſo ſchneidende und allgemeine, obgleich vom Nörmann zum Aegypter und von dieſem zum Unger ein großer Sprung iſt. Man wird es dieſen Ideen anſehen, daß ſie nicht aus dem Kopfe eines Kleinaſiaten oder Spaniers, ſondern eines Hyperboreers entſtanden ſind, manches wird auch wohl nördliche Schwerfälligkeit und übertriebene Schaam an ſich

trawogen, aber das Hinſtreben des Ganzen wird doch ſeyn zur Bildung ſolcher Menſchen, die über den wilden Trieb zu herrſchen und ſelbſt in der Naturnothwendigkeit nach langem Umhertappen die größte und heiligſte Freiheit zu ehren wiſſen, mit Einem Worte ein Hinſtreben zur Bildung ſolcher Menſchen, die frei ſeyn können, weil ſie es wollen. Denn wo die Natur unbedingt geboten hat, da hilft kein Rücken, weil jedes Rücken nur ein Verrücken ſeyn würde. Wenn man am Joche ſchüttelt, ohne es zerbrechen zu können, ſo macht man es durch das Reiben des wunden Nackens nur noch läſtiger.

So weit ſind wir, lieber menſchlicher X, gekommen durch einen Umweg, und doch hätten wir gleich geradezu gehen können. Aber jedes Ding will zugeſtutzt ſeyn, das iſt einmal unſre verkehrte Art, die unſre Kinder, wenn ſie in einem natürlicheren Leben aufwachſen, als wir, nicht haben müſſen. Wir hätten geradezu gehen und ſagen können: hier tritt ein Teutſcher hin und giebt ſehr teutſch gedacht und ausgedruckt einzelne Stückchen von Gedanken über Menſchenbildung. Jeder Europäer, jeder Aſiat, Afrikaner und Amerikaner, jeder Neuholländer der gemäßigten Zonen wird ſie jetzt oder künftig brauchen können, wenn etwas Wahres und Menſchliches in ihnen liegt. So wären wir gleich in der vollen Sache geweſen und die Umſchweife hätten uns nicht den Schein umgeworfen, als wollten wir eine Lüge ſagen. Aber . . aber . . ., Du lieber X, damit wäre ich wohl mit Dir abgekommen, aber nicht mit unſern allwiſſenden Setzern von Ideen aus Ideen, welche nicht aus kräftiger Erde irdiſch, ſondern aus luftigem Aether luftig, zuweilen windig erzeugt werden. Ich mußte ſie wenigſtens hinweiſen auf meine Anſicht, die nie die ihrige werden kann, ihnen, die nie eine Gränzte auf Erden genau beſtimmten, doch das Feld genau abſtecken, worauf ich mich herumzutummeln denke. Aber es iſt noch nicht genau genug begränzt und ich will alſo meinen Kreis noch enger ziehen.

Ich habe mich geſtellt mit meinen umherſchauenden Augen in ein glückliches Land voll bildbarer Menſchen, aber in dieſem glücklichen Lande ſind nicht alle Menſchen ſo glücklich, gebildet werden zu können. Auch hier giebt es eine Naturnothwendigkeit, die nicht die Anlagen und Fähigkeiten zerſtört, wodurch man hier zu höherer Humanität vorbereitet werden kann, ſondern die Ausbildung derſelben verhindert. Der Tagelöhner in der Hütte, der arme Handwerker haben kaum ihre Kinder zu den erſten

Spie-

Spielen ſich befiedern ſehen, ſo müſſen ſie ſie zur Arbeit ſtellen; ſie müſſen ſie frühe mit der Mühe als ihrer Geſellin ins Leben hineinſtoßen, damit ſie ihr Leben gewinnen. Alles wird bei ihnen übereilt, ſelbſt der Unterricht, wenn ſie einen haben können; auf mechaniſche Fertigkeit der Hände, auf Willigkeit und Geduld eines zeitigen Gehorſams kömmt mehr an, als auf freie Entwickelung und Bewegung. Man arbeitet hier eher auf die Nützlichkeit, als auf die Kraft, auf das arme Entbehren, als auf das fröhliche Genießen hin, kurz auf eine frühe Beſchränkung des eigenen Strebens, in welcher noch immer viele das ganze wichtige Geheimniß des Lebens und der Staaten verſchloſſen glauben, beſonders diejenigen, welche in unſern freien Himmelsſtrichen, die für keine Kaſten und Klaſſen gemacht ſind, gern die Kaſteneinrichtung verewigen und in den früheſten Jahren ſchon mit der Muttermilch einen Gehorſam und eine Geduldigkeit, die außer den Gränzen der Humanität liegen, einſaugen laſſen möchten. Es könnte ſchlimm und niederſchlagend ſcheinen, daß dies ſo iſt, aber gottlob es ſcheint es mehr, als es iſt. Immer bleiben Menſchen genug übrig, die ihre Kinder im Ueberfluß und ohne Mühſeligkeit erwachſen laſſen können, die auch, wenn ſie verſtändig ſind, alle Mittel in Händen haben, ſie zu einem ſtolzen, freien und menſchlichen Daſeyn erwachſen zu laſſen. Nicht in Sümpfe ſtellen wir uns, wenn wir zu den Sternen ſehen wollen, ſondern auf Berge. Aus dem höheren, ſchöneren Menſchenleben, das ſolches wenigſtens ſeyn könnte, ſehen wir zu dem höheren idealen Leben auf, das, weil es uns göttlich möglich dünkt, auch muß göttlich wirklich werden können. Ich ſpreche von den Aeltern, die ihren Kindern eine freie Erziehung geben können. Dieſer Erziehung kann ſchon jetzt jeder dreißigſte Menſch genießen in ganzer Fülle, jeder zwanzigſte in ihren wichtigſten Theilen. Glückliche Ausſicht, wenn nur dieſe tüchtig gemacht werden, einmal das Salz der Erde zu bewahren! die Mühſeligen und Armen werden dann, nicht mitwiſſend, aber mitlabend und mitgenießend künftig auch ein freudigeres und beſſeres Schickſal haben.

Ich habe mich in die ſchönere Mitte der Erde geſtellt. In dieſer Mitte wähle ich mir wieder die Menſchen der Mitte als die Bildungsfähigſten ſowohl durch Naturanlagen, als durch Glücksvorzüge. Kein hoher Reichthum, kein hervorragender Stand — ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt da Verderben und Schwäche ſelten weit — kein Boden des Staatsſchiffes, wo aller Unflat und Kehricht der Ge-

ſell

ſellſchaft mit Armuth und Hülfloſigkeit zuſammenfließt und jeden Gedanken an eine menſchlichere Bildung unmöglich macht, wenn auch die reiche Natur an die Kinder dieſer Armen, die ſich oft herrlich erheben, ihre Gaben freigebig ſpendete. Für uns ſind hier die Ausnahmen nicht; wir wollen feſte Regeln ſuchen und bleiben alſo billig bei dem ſtehen, wo wir dieſe Regeln am erſten befeſtigen können. Eine geſunde Familie nehme ich, mit den gewöhnlichen menſchlichen Kräften und Anlagen ausgerüſtet und begabt, und ſo weit frei von den drückenden Banden der Noth, daß Zärtlichkeit, Familientheilnahme, Sorge und Denken für das künftige Leben, Schonung der zarten jugendlichen Kräfte in ihr aufkeimen und bewahrt werden können. In einer ſolchen Familie will ich ſehen, wie Aeltern ihre Kinder zu Menſchen erziehen und bilden, oder vielmehr erwachſen laſſen könnten.

Erziehung, Erziehen, Bilden ſind ſchlimme Worte, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch die Beſtimmtheit der Bedeutung, die ſie einmal faſt in allen Sprachen haben, und durch die ſogleich mit ihnen kommende Erinnerung an das Verfahren, welches ſie bezeichnen. Sie bedeuten nemlich jetzt alle mehr oder minder eine Art fremder Willkühr, eifriger nach einem beſtimmten Ziele hinſtrebender Thätigkeit, ein abgemeſſenes Eingreifen, wodurch man das junge Menſchenweſen zuerſt fühlen läßt, daß ſeines Gleichen außer ihm auf der Welt ſind und nicht umſonſt darauf ſeyn wollen.

Erziehen — ſchönes und auch fatales Wort! Du ſprichſt aus, daß der junge Menſch in der Geſellſchaft nicht mehr dem Zufall überlaſſen werden kann, wie der Wilde in den Wäldern. Wo die Kunſt ſo unendlich und allenthalben in alles eingegriffen hat, da iſt nirgends der Inſtinkt rein, nirgends die Naturnothwendigkeit bei Naturveränderung ohne höhere Dolmetſchung eines edel und göttlich zur Natur zurückgeleiteten Gemüthes verſtändlich; da bedarf der Menſch der Genien und Engel, die ihm die ſonſt ſo einfältigen, jetzt ſo verhüllten Geheimniſſe der Welt und ſeiner Selbſt auslegen: kurz er bedarf einer Erziehung. Dieſe Erziehung aber ſoll nicht ſeyn ein Ziehen und Zerren, ſondern ein Leiten an unſichtbarer Hand der Weisheit und Unſchuld, ſie ſoll nicht ſeyn ein Schwatzen und Lehren, ſondern ein Aufmerken und Vernehmen. Das Unſchuldige allein hat ein Recht, ſich ganz auszuſprechen und zu erklären; das Schuldige ſchweige, lerne Liebe und Unſchuld an der zarten Kindheit und

fahre

ſahre nicht mit ſeiner Klügelei darein! Urſprünglich heißt das Wort erziehen, wie das lateiniſche educare, etwas mit Fleiß und Abſicht ziehen — educere und ziehen würden für educare und erziehen nach unſerem Begriff von dem erſten aller menſchlichen Dinge beſſer gewählt ſeyn: kurz der Begriff der Künſtlichkeit läßt ſich aus den Worten nicht bannen, welcher noch künſtlicher vor uns ſteht, wenn wir an das ganze tolle Verfahren denken, wie es von ſo vielen bis auf den heutigen Tag geübt und gelehrt worden iſt. Das Wort aufziehen und das griechiſche τρεφειν (auffüttern) ſind durchaus reiner, weil ſie das, was ſo natürlich und leicht iſt, auf das natürlichſte ausſprechen. Wir werfen zuerſt alle Abſicht, allen beſtimmten Zweck aus der Erziehung heraus und ſagen, ſie ſoll ſeyn ein Erhalten des Menſchlichen, ein Bewahren des Kindlichnatürlichen. Wir denken an der Wiege und bei dem erſten Baumerklettern, Stranddurchſchwimmen, Roſſebändigen noch an keinen trefflichen Richter, liebenswürdigen Geſellſchafter, tapfern Feldherrn, welche einſt aus dieſer frohen Weltkraft erwachſen können.

Mit dem Wörtlein Bilden geht es uns nicht viel beſſer. Sein urſprünglicher Sinn iſt ſchön, ſein gewöhnlicher, wie ihn die thörigte Gewöhnlichkeit

meint,

meint, ſcheußlich. Bilden heißt ein Bild von etwas machen; einen Menſchen bilden heißt ihn zum Bilde von irgend einem Dinge machen. Man könnte ſagen, es ſei der herrliche Sinn, ihn in allen Dingen zu einem Bilde zu machen, zu einem Muſter von Trefflichkeit und Schönheit, wie man von einem ſchönen Menſchen ſagt: es iſt ein Bild. Aber ſelbſt wenn man dieſen herrlichen Sinn darein legte, was man nicht thut, wie wollte man es anfangen, dies durch eine willkührliche Abſicht zu erreichen? Noch hat keine Erfahrung die Zuläßigkeit dieſes Verfahrens beſtätigt. Woran man ſo am meiſten gebildet hat, das iſt gewöhnlich das ſchlechteſte Bild geworden. Allein dieſe Idee, die wenigſtens blenden mögte, wenn man ſie nicht ſchärfer anſieht, hat man nicht einmal gehabt. Man hat ſich ein kleines Bild des Lebens, meiſtens ein elendes Zerrbild hingeſtellt, das man den Menſchen abſpiegeln lehren wollte und woran man gewöhnlich ſeinen ſchönen Bilderſpiegel, den ihm die Natur gab, verdunkelte, oft ſo entzwei ſchlug, daß alles in der Welt ſich nur zerſchnitten zeigte. Was ein Höfling, ein Tanzmeiſter, ein Bereiter an nöthiger und unnöthiger Feinheit und Zierlichkeit weiſen kann, wodurch man Narren närriſch genug die Langeweile vertreiben, Weiber locken und verführen, allenfalls auch die

blin-

blinde Gerechtigkeit einmal täuchen und das Schwert der Gewalt ſtumpfen kann: kurz was häufig unſre Schande und unſer Verderben wird bei unſrer jetzigen Schwäche und Schlechtigkeit, das war nur zu häufig das Ziel unſrer Bildung, ein hohler Spiegel des Lebens, für die Wahrheit Lüge, für kräftige Geſtalten Geſpenſter und Puppen zeigend. Nicht viel mehr will man ſagen, wenn man ſpricht: das iſt ein hochgebildeter Mann! oder gar das abſcheuliche: wie früh das Kind ſchon gebildet iſt! Hier liegt der Skorpion unter Blumen, welche die Jugend pflücken geht. So ſtellt ſich ein dürres Skelett für die friſche Freude, ein ſentimentaler Irrwiſchwahn für das geſunde Leben, eine Henkerbühne für die freudige Luſt auf. — *Bilden*, ein herrliches Wort — *ein Bild machen*. Es wäre göttlich, wenn man dies könnte durch Künſtlichkeit, wenn man Schritt vor Schritt, wie der Künſtler an ſeinem Blocke, von Jahr zu Jahr vorwärts gehen könnte, bis das Werk in ſeiner herrlichen Vollendung da ſtünde. Bilden, den Menſchen zum Bilde der Welt machen — welcher größere Gedanke ſtieg je in einer ſterblichen Bruſt auf? Aber nur ein Gott hat die Reinheit und Ueberſchauung, ſo etwas zu wagen. Der Menſch hat kaum gelernt, was er am Todten kann, was er am Lebendigen darf, wird er erſt ſpät lernen. Deßwegen hat er bis jetzt ſo viel geſündigt und iſt in dieſer übermüthig dummen Geſchäftigkeit an der Natur bis auf ſein eigenſtes Geſchlecht ein Todtſchläger geworden. Er empfängt mit dem Kinde ſchon ein von der Natur beſtimmtes Bild, von welchem er, der Wenigwiſſende, unmöglich wiſſen kann, wie es in ſeinem Innerſten gemacht ſei. Wäre er weiſe und unſchuldig, ſo würde er ſich Zeit laſſen und lauſchen, wie dies Bildchen, dies glatte Täfelchen ohne Gegenſtände allmälig die Dinge aufnehme und in ſich ſpiegele; und ſelbſt dann würde er es kaum wagen, an dem Bildchen zu rücken; höchſtens würde er ſolche Dinge wegrücken, die hindern könnten, daß die Gegenſtände darauf nicht klar erſcheinen: daß ich es kurz ſage, er würde dies Bildchen zum Bilde werden laſſen, worin ſeine Welt ſich hell ſpiegelte; denn jedes Menſchenbild hat ſeine eigene engere und weitere Welt. Sich bilden laſſen ſoll man den jungen Menſchen, alle Züge der ſchönen Welt ſich friſch in die weiche Tafel einzeichnen laſſen; ſo ſoll das luſtige Reich der Bilder, ſo das Bild der Bilder, das Leben, in ihm und vor ihm auf und unter gehen. Dies wollen wir Bildung nennen und die Nichtſtörung dieſes einfältigen Naturverfahrens heißt uns Menſchenbildung im höchſten Sinn.

Menſchenbildung, Nichtſtörung der Entwickelung und Klarmachung des Bilderlebens in und außer dem Menſchen iſt der Text unſers Buches. Es ſcheint alſo, daß wir ſagen wollen, alle Erziehung — man verzeihe uns das Wort — müſſe negativ ſeyn. Wohl wollen wir dies ſagen, aber leider werden wir ſogleich gegen unſere erſten Grundſätze zu ſündigen ſcheinen. Bei unſerm Zuſtande nemlich, wo die Schönheit und Unſchuld nur wieder durch die Idee gehohlt wird, wo im Leben alles noch ſo voll Verwirrung und Sünde iſt, wie ſollen wir in dieſer Noth, unter lauter künſtlicher Verdorbenheit und Einſchüchterung und Palliirung der Schwäche unſern einfältigen Weg zu halten, ſelbſt die Künſtlichkeit vermeiden? Wie werden auch wir nicht gezwungen ſeyn, durch den Gedanken zu thun, was uns das Leben lehren und geben und wohin uns allein das Leben führen ſollte? Wo ſo vieles aufzuräumen, wenigſtens aufzurütteln iſt; wo manches erſt geſetzt werden muß, das von ſelbſt da ſeyn ſollte, und, wenn wir menſchlicher wären, auch da ſeyn würde; wo wir in der allgemeinen Beſchränkung und Willkühr für die Freiheit und Natur auch um unſer ſchöneres Leben, wie wir es verſtehen, uns eine kleine Blumenhecke wenigſtens ziehen müſſen;

wie

wie ſollen wir es da vermeiden nicht ſehr poſitiv zu ſcheinen? Wahr bleibt es indeſſen nicht weniger, daß die Menſchenbildung negativ ſeyn ſoll und wir nur poſitiv ſcheinen. Denn daß wir zuerſt das Leben der Erwachſenen verändern und umſetzen, heißt ja nur unſern Spielplaz bereiten und gehört nicht ins Spiel ſelbſt. Wir nehmen eine gute Menſchenwelt an, wie ſie irdiſch ſeyn kann und nicht ſeyn wird, und ſetzen unſre Kindheit und Jugend darein, und dazu haben wir ſo volles Recht, als volles Bedürfniß.

Unſer Kind — wir nehmen einen Knaben — a Jove principium eſto — wird geſund von einer geſunden Mutter gebohren. Dieſe Mutter ſäugt ihn ſelbſt. Wir ſehen in dieſer ſüßen Sorge groſe Pflichten und groſe Vorzüge. Barbarei und Uebermuth erfanden zuerſt die Mode, ihre Kinder fremden Müttern aufzudringen, welche die ihrigen oft dem Zufall und dem Verhungern und Verkümmern überlaſſen mußten. Aelteſtens waren Sklavinnen die Ammen der Kinder vornehmer Weiber. Noch jezt ſind es meiſtens Weiber und Mädchen aus der elendeſten Klaſſe, oft die liederlichſten und unwürdigſten Kreaturen, welcher der flatternde Leichtſinn und die tyranniſche Mode — denn auch hier gilt

Mode — unbekümmert ihre Kinder an die heilloſen Brüſte legen, zum Theil trefflich von den Aerzten und von der Nothwendigkeit unterſtützt. Gegen die Nothwendigkeit habe ich ſogleich proteſtirt, denn ich nehme eine geſunde Mutter an. Leider haben wir es mit unſern Töchtern dahin gebracht, daß die wenigſten ihre erſten Naturgeſchäfte, das Gebähren und Säugen ihrer Kinder, mit Freuden tragen können. Wo der Keim ſchlecht iſt, was ſoll aus der Blume werden? — Aber die Aerzte, ja die — wie manche mögten uns ſo weit als möglich von aller Natur wegleiten! wie wenige, die an das Erſte gedacht haben, an eine lebendige, in ſich ſelbſt ihre Kreiſe vollendende und in allen ihren Theilen organiſch verbundne Natar! Dieſe ſagen keckweg: Milch der Mütter iſt nur wie ein andrer animaliſcher Stoff, und wenn ſie nur geſund ſind und in gleichen Zeiten gebohren haben, ſo iſt es gleichgültig, an welchen Brüſten das Kind liegt, ſo wie es gleichgültig iſt, von welcher Kuh es die Milch trinkt und von welchem Huhne das Fleiſch iſſet. Ich habe hingegen vieles einzuwenden.

Das Kind iſt aus dem Blute, dem innigſten Lebensſafte dev Mutter, erwachſen und damit genährt; alle Säfte, Kräfte, Leidenſchaften ſind mehr oder weniger ſtark von der Mutter auf daſſelbe übergegangen und haben auf ſein Lebensorgan wirken müſſen. So kommt es ans Licht und Mutterſchooß und Mutterbruſt ſollen ſeine erſte Wiege und Nahrung ſeyn. An dieſer Mutterbruſt ſaugt es wieder, wenigſtens in den erſten Monden, die zarteſten Säfte aus dem Leibe der Mutter verſammelt und in ſelig inbrünſtiger Liebe zur Bruſt hinaufgelockt und über dem Herzen, dem Centrum alles Lebens, bereitet. — Laß die Milch der Amme geſund ſeyn, ja geſünder und ſtärkender, als die der Mutter, wer ſagt uns aber, ob ſie unſerm Kinde doch nicht eine gefährliche Gabe iſt? Wird das kleine Weſen, auf welches jeder erſte Lichtſtrahl, jedes erſte Lüftchen, jede Blume, jeder Stern, die ihm zuerſt entgegen ſchimmern, vielleicht beſtimmend wirken, wird es wohl nicht in den erſten zarten Wochen mit der Milch vieles von der Amme Natur einſaugen? — Ja was thut das? ruft man wieder. Oft wird die Amme glücklicher, oft unglücklicher organiſirt ſeyn, als die Mutter, wir werden alſo bei dieſer Einrichtung immer ein Gleichgewicht zwiſchen Schaden und Vortheil haben, es wird daſſelbe ſeyn. Ich rufe hier ein Halt ein! aus mehreren Gründen.

Wofern die Milch der Amme in den erſten Wochen einen wirklich noch organiſirenden Einfluß hat und dieſe an Gemüth und Neigungen der Mutter des Kindes nicht völlig gleich iſt, ſo wird die Wirkung auf das zarte Kind immer verderblich ſeyn müſſen, weil von zwei verſchiednen Weſen widerſtreitende Keime in Eins zuſammen kommen. Wer weiß immer die Disharmonien zu erklären, mit welchen manche Natur durchs Leben muß, welche bei allen Anſtrengungen eines edlen und verſtändigen Willens oft beſiegt immer wieder kommen und die geheilten Narben wieder blutig reißen? Ich bin nicht ſo klug, alles erklären zu können und zu wollen, aber ich bin ſo einfältig, vieles zu glauben, worüber andre, ſo ſich klüger dünken, nur lächeln. Nicht immer kommt das Arge hervor, aber ſchon daß manches Schöne nicht hervorkömmt, vielleicht im erſten Keimen des Triebes erſtickt, iſt arg. Die zarteſten Blüthen mit ihren Wurzelfäſerchen liegen gemeinen Augen oft zu verborgen. Man tröſtet ſich damit, daß man dies anſehen müſſe als eine Nothwendigkeit, daß nachher unter den Nahrungsmitteln nicht ſo gewählt werden könne, ſo ſehr ſie mit andern Einwirkungen auch den Karakter der Einzelnen und der Nationen beſtimmen. Aber ſoll hier ſchon Nothwendigkeit ſeyn, was Unnatur iſt? was nur die Noth entſchuldigen kann, wenn die Mutter zu ſchwach iſt, keine Milch hat, oder des Kindes

Geburt nur kurz überlebt? Auf dieſem Wege kommt man dahin, die Nothwendigkeit ſelbſt zur Willkühr zu machen, der Sterblichen heiligſte Gottheit. Ja man iſt dahin gekommen und darin liegt alle unſer Unheil. Wir wiſſen hier nichts, ſehen nur dunkel und glauben Manches. Aber wo wir menſchliche Empfindungen blühen und welken ſehen, ſehen wir auch menſchliches Leben blühen und welken; menſchlich dürfen wir alſo hin und her ſchließen. Mag immer die feine Abſonderung und Einflößung der Muttermilch in das junge Weſen nicht ſo groß ſeyn, als ich es faſt glaube, mag immer das lebendigſte innerſte Lebensorgan des kleinen Geſchöpfes früher oder ſpäter durch Selbſtthätigkeit alles Fremdartige auswerfen, oder überall nichts als ſehr mitwirkend in ſich aufnehmen, ſo iſt hier von einem ſeltnen Stern zu ſingen, der ein Kind ſo kräftig und ſo harmoniſch organiſirt hat gebohren werden laſſen, als wir dies nicht immer finden. Aber wir wollen die Sache von ihrer feinſten Seite anſehen und dann ſagen, was wir meinen.

Bei einer Amme ſind mehrere Möglichkeiten zu ſetzen, von welchen eine immer die Wirklichkeit iſt. Entweder hat ſie ſelbſt noch ein kleines lebendiges Kind, oder dies Kind iſt gleich bei oder nach der

Geburt geſtorben, oder drittens iſt es ſo kräftig, daß es der Muttermilch entbehren kann.

Hat ſie ſelbſt ein kleines lebendiges Kind, ſo iſt dies ſelten mit dem angenommenen Fremdling der Inhaber der Brüſte, die ihm ganz gehören, ſondern zu einer Großmutter, Schweſter, oder gar zu einer Fremden auf eine kümmerliche Fütterung verwieſen. Gewöhnlich verkümmert es da, oder ſtirbt auch frühe. So wird das vornehme Weib, das ſäugen könnte und ſollte, durch ſein Kind, an welchem es Liebesmörderin iſt, auch Mitmörderin eines fremden, vielleicht beſſer ausgerüſteten Lebens, als dasjenige iſt, deſſen Entſtehung und erſte Entwickelung in ihrem Leibe ſie weder hat vermeiden können noch wollen, für das ſie ſich nun aber keine Mühen und Beſchwerden auflegen will. Iſt die Amme, die ſo durch Lohn und Mode von ihrem Kinde weggelockt iſt, ein menſchliches Gemüth, ſo ſteht ihr Sinn daheim zu demſelben, mit Trauren nährt ſie den Fremdling an ihrer Bruſt und keine Liebe lockt für ihn die zarteſten Lebenskräfte bis ans Herz hinauf den durſtigen Lippen entgegen. Vielleicht trinkt er den Keim des Kummers und der Sorge von der Säugenden mit ein, den Saamen künftiger Dumpfheit und Stumpfheit der Sinne, oder der Leiden-

ſchaft-

ſchaftlichkeit und Unruhe des Gemüths. Und doch ſind ſolche Ammenherzen noch die beſten. Nur gar zu häufig iſt es der Fall, daß dieſe Ammen, die auf Amors freier Pürſch Mutter geworden ſind, im eigentlichen Sinn ihren Kindern die Bruſt nehmen und ſie Fremden geben, in der Hofnung, jene verlaſſenen werden hinſchmachten und das Andenken ihrer Schuld und die Sorge für ihre Exiſtenz zugleich wegnehmen. Dies ſah und hörte ich oft, und noch jüngſt ſtand ich dabei, wie die Amme eines reichen Kindes bei der Bothſchaft von dem Tode des ihrigen fröhlich aufjauchzte, und wie die wohlgenährte Kindesmutter ihren holden Säugling ruhig an dieſer unnatürlichen Bruſt liegen ſah. Ich hätte beide vernichten mögen und mußte mich wegwenden vor Abſcheu. In ſolche Wüſten kann man die zartgebohrnen Weſen ausſetzen, denen die Natur, die ihnen zuerſt das Weinen gab, eine milde Behandlung und einen frommen Schooß zur Wiege verhieß; aus ſolchen rohen, ich möchte ſagen, viehiſchen Leibern ſollen ſie die erſten Nahrungskeime ihres irdiſchen Lebens ſaugen. O ich preiſe Dich, und werde Dich preiſen, meine Mutter, daß Du alle Deine Kinder ſelbſt geſäugt haſt.

Oder — welches eben ſo häufig geſchieht — einem jungen Weibe, oder einer jungen Dirne iſt ihr

Kinds

Kindlein ſogleich nach der Geburt geſtorben und ſie entſchließt ſich, die Pflicht, wovon das Schickſal ſie entband, auf ein anderes Weſen überzutragen. So nimmt ſie das arme, von ſeiner Mutter ausgeſezte an die Bruſt, die noch von ihrer Wunde blutet. Jede Liebe, die nach groſſem Verluſt und Leide ſich an etwas Neues bindet, hat etwas Heftiges und Krampfhaftes, etwas Konvulſiviſcheingreifendes an ſich. So wird ſie das Kindlein an die Bruſt drücken, nicht mit der ſtillen Seligkeit, mit welcher es ſeine Mutter thün würde und könnte, wenn ſie Mutter wäre. Wie wird dies auf das Kleine wirken müſſen! Wer kann immer an den Einzelnen zeigen, wie es hie und da gewirkt hat? Wir haben den Menſchen in und kurz nach der Wiege noch zu wenig betrachtet, als daß wir ihm von da an durch ſein ſpäteres Leben ſicher folgen könnten. Doch wird dieſe Amme für ihr Pflegekind die beſte werden, ſie wird es lieben, vielleicht mehr lieben, als ihr eignes, aber wehe dem Kinde, welches ſogleich bei ſeinen Eintritt ins Leben ſchon hat Tröſter ſeyn müſſen!

Oder, was auch zuweilen geſchieht, wenn man aus Noth nichts anderes haben kann, man nimmt eine Amme, die ihr Kind ſchon ein halbes Jahr und länger geſäuget hat, oder ſchon ein erſtes Pflegekind an an der Bruſt hatte. Hier mögte man zuerſt gegen die Nahrung einwenden, welche ſchon für einen feſteren und derberen Leib bereitet iſt, dann zweitens gegen die Gemüthsſtimmung, die aber ſo wenig für dieſes zarteſte Leben gemacht iſt. Wir äffen uns hier nicht mit unmenſchlichen Zierlichkeiten, ſondern ſprechen die Wahrheiten der Natur aus, wir ſprechen alſo frei. Dieſes Weib hat nach ſechs bis neun Monden ſeit der Geburt des eignen Kindes ſeinen Leib und ſeine Sinne wieder mehr erfriſcht und geſtärkt, wie es für ein derberes Kind gehört — es fühlt wieder den Trieb, der es in einen ähnlichen Zuſtand ſetzen mögte, kurz den Trieb, bei'm Manne zu liegen und von vorne anzufangen. Sein Gemüth iſt bei dieſem Kinde nicht ſo ſüß gebunden, ſelbſt durch die ſelige Sorge der Liebe nicht ſo gebunden, als es bei dem eignen Kinde ſeyn würde. So geht es mit allen Begierden ins Wilde, während der zarte Keim in der Wiege eine fromme Entwickelung hofft und verlangt ſowohl des eignen; als des fremden Sinnes, der ihn zunächſt umgiebt und beherrſcht. Hier iſt alles zerrüttet und wenn wir hinter der flachen Erfahrung noch etwas zurück und in der Tiefe glauben, ſo müſſen wir ſchaudern —

Dies ſind die erſten nothwendigen Folgen der Ammenzucht, auch wenn wir ſie aufs Beſte nehmen;

denn

denn was ich hier geſagt habe, iſt noch von dem Gewöhnlichbeſten hergenommen. Aber wie viele abſcheuliche Ammengeſchichten giebt es alle Tage! Wie manche gemeine Geſchöpfe tragen die wüſteſten Gelüſte mit ſich herum in dieſer Zeit, die eine Zeit der Stille ſeyn ſoll! wie viele wirkliche Krankheiten werden ſo auf die unſchuldige Kindheit oft mit hinübergepflanzt, nicht gerechnet die Gemüthskrankheiten, von welchen wir oben ſprachen, die ſchlimmſten von allen. Wer bezahlt und kauft vollends die zarte, nie ermüdende Aufmerkſamkeit und Sorge einer Mutter, die ihres Kindes wahre Mutter iſt! Wie viele Krüppel und Gebrechliche kommen täglich durch Verwahrloſung und Leichtfertigkeit aus dieſen Neſtern, von welchen man nicht einmal zu ſagen weiß, aber wohl ahndet, woher ihnen das Uebel kam! Wie viele wirklich Getödtete und Erſtickte! Der Kapaun tritt zuerſt manches Küchlein todt, das man ihm unterſetzt; die Henne, welche ſie ausbrütete, mit wie leiſen Füßen weiß ſie unter der wimmelnden kleinen Menge umher zu fühlen und ſogleich wieder den Fuß zu heben, daß ſie keines verletze! Ich habe von dieſen Abſcheulichkeiten genug geſagt.

Aber wir ſehen den allerbeſten Fall, daß die Amme ein ſorgſames; liebendes Weib ſei, daß ſie das kleine Weſen mit allen Lippen und Augen ihre Liebe einſaugen laſſe und ihm ihr Herz wie ihre Bruſt reiche, wie gefährlich wird ſelbſt dies dem kleinen Kinde durch die Ordnung, der man nachher folgt! Hat die Amme ihr Geſchäft vollendet, ſo wird ſie gewöhnlich weggeſchickt. Mit der harten ✓ Entwöhnung von der Bruſt kömmt jene zweite, welche für das arme Kind ſchrecklich und oft für ſein ganzes Leben entſcheidend iſt. War es verwaiſt, als ſeine Mutter es einer Fremden überließ, ſo wird es jetzt verſtoßen, jetzt da es ſchon Liebe empfand und kannte. Oft iſt ſo ein kleines Weſen nach der Amme ganz eigentlich am Herzen verlaſſen, doch iſt dies nicht ſein ſchlimmſtes Geſchick; es geht als ein Ding, das nur gefüttert, gekleidet und geſchmückt zu werden braucht, mit ſeinen eben ſo erzogenen Geſchwiſtern und Geſpielen, mit ſeinem erſten Spannenſchritt ins öde Leben ein, das ihm nur durch Liebe ein blühendes werden kann. Oder es erfolgt auch was anderes. Seine Mutter, die zu eitel oder zu leichtſinnig war, ihre Jugend und Schönheit an der Wiege zu laſſen; mögte nun doch wohlfeil die Liebe erwerben, die ſie mit Wucher und Aufopferungen in ſo ſüßem Liebesdienſte nicht erwerben wollte. Das Kind iſt doch ganz leidlich gerathen, vielleicht klug oder gar hübſch, und die Mutter kann ſich end-

lich

lich geſchmeichelt finden, es in ihrem Leibe getragen zu haben. Da wird nun ordentlich um das Kindlein gebuhlt. Man begeht wohl die Abſcheulichkeit, auf das einzige Weſen, das er liebte und lieben mußte, auf ſeine vorige Amme, zu ſchimpfen, ſie als ein Scheuſal und Gräuel hinzuſtellen vor ihm, um alles Süße der dunkeln Erinnerung zu verwiſchen. Die Mutter, oder wer jetzt in ihre Stelle tritt, ſucht durch Beſtechungen häßlicher Schmeichelei, durch ſchlimme Gaben und Geſchenke, durch Buhlereien aller Art das plötzlich zu erobern, was ſie langſam zu gewinnen verſchmähte. So wird des Kindes erſte Liebe verdorben, ſein Gemüth verwirrt und verwundet, ſein Inſtinkt auf immer zerſtört. Es verliert ſeine Kindheit, wird eitel, klug, alles erfaſſend und nichts umfaſſend, kurz ein Menſchenweſen, wie wir ſo viele haben, von welchen das Petrarkiſche tutto abbraccio e nulla ſtringo in vollſter Bedeutung gilt. — Oder, wenn wir nicht gerade die leichtſinnigſte Mutter annehmen, vom Anfang an buhlt die Mutter mit der Amme um des Kindes Liebe, das kleine Weſen muß ſich theilen. Auch dieſe Theilung iſt jetzt gefährlich, bleibt es vielleicht immer. Da die reine ſinnliche Liebe in jeder Art die höchſte für irdiſche Weſen iſt, ſo wird die zur Amme bei dem Kinde doch die ſchönſte ſeyn, was auch die

Mut-

Mutter für Künſte gebrauchen mag, es über ſie zu gewinnen. Ich ſpreche weiter unten von der höchſten Lebenseinheit, die ein Kind haben muß, vielleicht auch der größte Sterbliche in einem gewiſſen Sinn haben müſſe. Einzige Liebe in erſter Kindheit und in reifer Mannheit geben ſicher auch einen Einklang des Lebens und der That, die man ſonſt vergebens ſucht, ein irdiſches Centrum des Menſchen, wohin er von allem unſtäten Schweifen im Reiche der That und des Ideals zurückkehrt, ein Centrum, das man in dem Leben ſo weniger Menſchen erblickt, eben weil jene reine Sinnlichkeit der Liebeseinheit fehlt, die engſte und ſchönſte Lebensbeſchränkung in der Wirklichkeit, da ſolche Liebe meiſtens in Sünde, Schwäche oder idealiſirender Unmenſchlichkeit verloren iſt.

Aber, ihr Weiber, ihr ſollt keine Ammen für eure Kinder haben, wenn die Natur euren Brüſten Nahrung gab, weil ihr durch Uebertretung der heiligſten Geſetze Verderberinnen der künftigen Geſchlechter werdet. Die Natur, die Euch die ſüße Muttermilch gab und den ſüßeſten, wollüſtigſten Trieb, ein Kind an euren Brüſten ſaugen zu laſſen, hatte dadurch eurem Gebähren ein gewiſſes Maaß geſetzt. Ihr ſäuget ein Jahr, braucht beinahe ein

Jahr, ein Kind in eurem Leibe zu bilden, und ſo ſcheint jedes zweite Jahr der Naturkreis zu ſeyn, innerhalb welchem ein neues Kind aus eurem Schooß fallen ſoll, ſo lange er ſeine Fruchtbarkeit bewahrt. Nun ihr euch der erſten Sorge überhoben habt, könnt ihr die Sache früher abmachen und eurer Familie faſt alljährlich einen neuen Bürger geben.

Aber, ſagt man mir, was ſchadet das? was ſprichſt Du da von Naturgeſetzen? Der Menſch macht neue Geſetze und eine neue Natur; was er ausführen kann, das darf er, weil er es will. Nach Deinem Räſonnement könnte jeder Mann zehen Weiber haben, weil ich ſehr wohl die Möglichkeit ſehe, daß alle zehen alljährlich oder, wenn Du lieber willſt, allzweijährlich von ihm fruchtbar werden und gebähren könnten. Iſt es nicht unnatürlich, daß er ſeine Kraft unnütz verſchwende oder gar ungebraucht laſſe? Ich antworte kurz, was ich hier nicht beweiſen kann, daß für den Mann ein anderes Geſetz gilt und gelten ſoll, als für das Weib, daß er, weil er auch bei dem Weibe der Schöpfer und Geſtalter iſt, ſich bändigen und zügeln darf, wo das Weib nur durch Sitte und fromme Befolgung ihres erſten Naturgeſetzes ſteht. Wenn auch der Menſch eine neue Natur macht, ſo macht ſie der

Mann, nicht das Weib; das Weib gehört mit zur Natur und zur Materie, worin der ſchaffende Geiſt wirken und worüber er kommen ſoll. Aber ich will euch zeigen, daß das Weib auf dieſe Weiſe Unrecht thut an ſich und ihren Kindern und ſo an der Menſchheit. Wir ſprechen von irdiſchen Dingen, wir können ſehr irdiſche Vergleichungen gebrauchen. Ein Pferdezüchter, der ein gutes Pferd hat, läßt es wohl zwei Jahre auf einander, aber nicht jedes Jahr züchten. Er ſagt, es gehe dem armen Thiere zu nahe und die Füllen, ſo ſchnell hinter einander gezeugt, fangen an ſchlecht zu werden. Doch haben wir Unrecht, dieſe Vergleichung genau anzuwenden; der Menſch ſteht unerreichbar hoch über allen andern Erdengattungen und wird ſicher auch nach ganz andern Geſetzen ausgebrütet. Man erlaube mir dies Wort. Welch ein Abſtand von einem Newtonskopf zu einem gemeinen Pflüger! aber der Abſtand von dem beſttreſſirten Pferde zum Ackergaul? Jenes Weib, das ſich ſo übereilt, muß zuletzt ein ſehr gemeines Ding werden, gleichſam anzuſehen, als wenn die Natur es zu nichts anderm gemacht hätte, als bei einem Manne zu liegen und Kinder zu gebähren. Keine Pauſen der zarten Mütterlichkeit, worin das Herz ſich wieder unſchuldig und rein macht, keine Zeit des holden Liebesbrütens über dem lebendigen

Säug-

Säugling auf dem Schooße, daß der künftige in ihrem Schooße durch dieſen heiligen Geiſt der Mutter ſchon bei'm Empfangen mit geweihet werde. Ich fühle es, daß ich unheilig ſeyn würde, wenn ich über dieſes Myſterium weiter ſpräche. Ich lebe nun etwas über dreißig Jahre und ſehe etwa ſeit funfzehn Jahren mit Bewußtſeyn und leider wohl oft mit zu vieler Aufmerkſamkeit die Welt. Ich habe bemerkt, daß Kinder, deren Empfängniß und erſte ſechs Monden im Mutterleibe von reichen Fantaſien und jugendlichfriſchen Hoffnungen, die den Müttern gerade aufgegangen waren, begleitet wurden, gewöhnlich mit einer vorzüglichen Organiſation des Leibes und Gemüthes ausgeſtattet erſchienen. Menſchen werden wahrhaftig nicht wie Thiere. Auch Ruhe habe der Leib! er ſei kräftig bei'm Empfangen, nicht geſchwächt im gemeinen Dienſt der Wolluſt, nicht ſo angeſprochen, daß er für edlere Bedürfniſſe wenig Zeit und Luſt behält. Die jüngſten Kinder ſind häufig fähiger und auch am Leibe kräftiger, obgleich ſelten ſo leicht und gewandt, als die älteſten; ſie waren oft die Folgen einer ſich ruhiger Anſchauenden und ihr Werk ſtiller und frommer bebrütenden Liebe. David war Iſais jüngſter Sohn, Roger von Hauteville von zwölf Heldenbrüdern der jüngſte und der größte; Friedrich der zweite von

Hohen-

Hohenſtaufen, der größte Mann ſeines Geſchlechts und ſeines Jahrhunderts, ward von einer vier und fünfzigjährigen Jungfrau gebohren, die aus dem Kloſter auf den Thron ſtieg. Die Schickſale der kleinen Menſchen und ihre Thaten und Werke bewahrt keine Geſchichte, ſie können alſo kein Beiſpiel für die Geſchichte werden.

Wie raſch, wie friſch iſt ein geſundes Weib, das ſeine Kinder ſelbſt ſtillt, oder, richtiger geſagt, ſelbſt gebiehrt! denn die erſten neun bis zwölf Monden des Lichtlebens ſcheinen noch mit zum Gebähren zu gehören. Bei jenen andern, die ſich gewißermaßen zu menſchlichen Treibhäuſern machen, wie iſt alles ſo welk, ſo ſchlaff, ſo ohne Thätigkeit, ohne Lebens- und Liebesreiz! Ihr Kind auf der Amme Schooß gehört ihnen nur halb, ihr Leib ſelbſt hat keine Erhohlung bei der immer erneuerten Arbeit des Empfangens und Gebährens, ihr Gemüth erhält nie in ganzer Fülle die Erquickung und Stärkung der reinen göttlichen Mutterliebe. Wie manche welkt wohl durch ſolche natürliche Urſachen frühe hin, welche ſolches Verwelken von dem Säugen ihrer Kinder fürchtete. Die Kinder, aus dieſem Treibhauſe, das Verderben der künftigen Geſchlechter in ihnen — davon ſchon genug.

Dieſe

Dieſe Ammengeſchichten ſind keine Ammenmährchen, ſie gehören ganz hieher, ſie ſind die Folie, wodurch Du ſchöner glänzeſt, liebes blühendes Weib, die ihr ſüßeſtes Recht und ihre ſüßeſte Pflicht erfüllt. ihre ſchönſte Liebe, aus welcher zuletzt der Muttername, das erſte vernehmliche Lallen des Säuglings, klingt. Ich muß, weil wir auf dem Irrwiſchpfade der Unnatur tappen und uns nur tappend den Weg bahnen können, vor Dir aufräumen, Dir das Feld rein machen, daß Du in Deiner ganzen Glorie, in der liebenswürdigen Natürlichkeit der Mutter, erſcheinen könneſt. Wie meinen nicht, daß das Unſere das Einziggute ſei und das Einziggedeihende werde. Das Leben mit ſeinen künftigen Schickſalen, die Kräfte herrlicher Naturen können viel auch in Unregelmäßigkeiten: ſo kann der Schlackenſchmutz abgeſchliffen, ſo können die Brandmale und Schändungen früherer Jahre ausgeheilt und verwiſcht werden. Aber wir haben Recht, da wir das Beſte ſuchen, auch das Beſte zu ſetzen, um ſo mehr, da dieſes Beſte nicht aus der Luft herabzuhohlen iſt, ſondern ſein unten am Erdboden ſich hie und da findet und noch leichter ſetzen läßt, als es ſich findet. Ich trete zu Dir, blühendes Weib, die Du den Säugling an eigner Bruſt trägſt. Ich trete zu Dir und ſehe, wie Du es machſt, oder vielmehr, wie Du es mit

Dir machen läſſeſt. Bei Dir wird mir alles leicht, kindlich und verſtändlich. Was ich einfältig ſehe, das lerne ich einfältig, und darüber kann ich mit Dir mich einfältig unterhalten. Doch daß die Unterhaltung nicht bloß für Dich und mich ſcheine, ſo ſetze ich Dich in die dritte Perſon, Dich als die Handelnde, mich als den Betrachter. Es iſt auch gut für Deine Einfalt und Beſcheidenheit, die ich ſonſt ſo leicht mit meinen Worten verletzen würde.

Hier ſitzt ein friſches, raſches Weib, fünf und zwanzig, dreiſſig, fünf und dreiſſig Jahr alt, wie ihr wollt, eben kein gelehrtes, kein hochgebildetes, kein weiſes Weib; ein verſtändiges, geſundes Weſen, wie aller Augen ſo gern ein Weib ſehen und aller Arme es ſo gern im Bette umarmen. Es ſitzt fröhlich und ſtill und hat ſeinen lächelnden Säugling auf dem Schooße, der eben geſättigt von ſeiner reichen Bruſt zurück ſinkt. Das Weib ſitzt ſo da und weiß nicht, was ſie thut noch wie ihr iſt, noch wie ſie das Kind ſo mit Inbrunſt an ſich drückt, wie ſie es liebt, wie ihr ſo wohlgemüthig iſt, wenn ſie es mit ſeinen kleinen Fingern an ihrem Herzen kribbeln und krabbeln fühlt. Sie weiß nicht, wie ihr dies alles kömmt und wie ihr ſo ſeyn kann, und es iſt ſcheu, daß ſie es nicht weiß. Aber, ihr Umſtehenden,

den, was ſehet, was glaubet, was verſteht ihr in allem dieſem? Ich will für euch antworten. Ich kann vielleicht deutlicher ausſprechen, was ihr alle eben ſo gut wiſſet, alle wohl beſſer fühlet, als ich.

Wir Umſtehenden ſehen mit Ehrfurcht und Liebe zugleich auf dieſes Weib und ihren Säugling. Es wandelt uns ſo etwas an, ein ſonderbares Gefühl, das wir uns nicht zu erklären wiſſen, das uns aber ſagt, es müſſe hier etwas Schönes und Menſchliches zu ſehen ſeyn, weil es uns ſtill und fromm macht, wir mögten ſagen, dem lächelnden Säugling gleich macht, ſobald wir umher treten, wenn wir auch mit unruhiger und ungeſtümen oder doch mit ganz anderen Empfindungen zu dieſer Stelle kamen. So muß in einem reinen Jünglingsbuſen das Herz ſchlagen, wenn er in das geheimnißvolle Heiligthum eines Gottes tritt. Auch wir fühlen, daß wir in ein Heiligthum treten, wo die Menſchheit in der nakten, aber begierdenloſen Einfalt ſich hinſtellen darf. Laß das ſchönſte Weib ſitzen mit Brüſten, wie ſie Praxiteles meiſſelte, und an dieſen Brüſten den lächelnden Säugling liegen, und wehe dem Barbaren, bei dem dieſer Anblick ein anderes Gefühl erregt, als das des Wohlgefallens an Schönheit und Liebe, wie ſie in reiner Kindlichkeit mit dem ſpielenden Kinde hier vor ſeinen Augen ſtehen! wehe ihm, wenn er in dieſen Augenblicken des Weibes als Weib begehren konnte! Auch das Weib fühlt hier ſeinen höheren Zuſtand und ſchämt ſich ſeiner offenen Brüſte nicht, die es ſo mit Ehren vor aller Welt tragen kann.

Aber was ſehen wir weiter, wenn wir die beiden ſo ſcheu durch das innigſte Naturband verbunden ſehen? Wir erblicken die Unmöglichkeit, daß dieſe zwei von einander geriſſen werden können. Kind und Mutter dünken uns ganz Eins und in dieſem Dünken lag wohl der Grund der unerklärlichen Ehrfurcht vor ſolchem Schauſpiel, welches wir eben erwähnten. Die Mutter war uns durch das unſchuldige Kind mit geheiligt. Wir ſehen das Geſtirn und ſeinen Himmel, der es trägt, die Blüthe und ihren Stamm. Eins ſchmückt, das Andre trägt; ſo iſt das tiefſte Weltgeſetz aller Dinge. Was der Himmel ohne Sterne, der Baum ohne Blüthen iſt, das iſt das Weib ohne Kinder. Aber die ſtille Beſchauung trennt das Untrennbare nicht, die Frömmigkeit ſcheidet das Eine nicht von einander. Es iſt hier ein rechter Makrokosmos, wir ſahen die große Welt in dieſer kleinen am ſchönſten, und wer eine Mutter ſehen kann mit dem über ihrem Kinde leuchtenden Him-

Himmel ihres Liebesangeſichtes und noch einen Tod oder eine kalte Maſchinerie in der Natur glauben, von dem weiß ich nicht, wo ihm ſein Irrenhaus gebaut werden ſoll. Hier iſt ſogleich die Uebereinſtimmung nicht der Gedanken, ſondern der Herzen; denn was das Herz begreift, das ſpricht die Welt am klarſten und richtigſten aus. Einer Mutter, die nicht ganz ſeyn kann bei ihrem Kindlein und in ihrem Kindlein in dieſer erſten Hülfloſigkeit des Lebens, die über Tand des Vergnügens, ja über Freuden, die ſonſt auch ſo ſüß ſind, es nur Einen Augenblick vergeſſen kann, die nur etwas anders ſinnen, wollen, denken kann, als ihre Einheit mit dem Sprößling ihres Schooßes, der mit ſeinen kleinen Augen ſo lieb und fromm um Liebe und Barmherzigkeit fleht — einer ſolchen Mutter folgt ſogleich Verachtung, wenn nicht Abſcheu aller menſchlichen Menſchen. Wir muthen ihr dieſen Inſtinkt zu, worein wir kein Verdienſt ſetzen, der uns aber von allen irdiſchen Erſcheinungen der tiefſten Naturhieroglyphen Entzifferung, der göttlichen Allgemeinheit einfältigſte Erklärung ſcheint."

Wir ſehen an allen Lebendigen dieſen Inſtinkt, wollen ihn aber darum für nichts Gemeines halten, wie man es wohl bisher mit dem gemacht hat, was am einfältigſten und natürlichſten auftritt; daher hat man im Aberverſtand das erſte Menſchliche und das erſte Göttliche gleichſam zu Schaamtheilen der Welt gemacht. Man hat ſich bei dieſem Aberverſtande ſo weit als möglich von der Natureinfalt verlaufen, die man gemein nannte, je mehr Berührungen und Aehnlichkeiten ſie mit der übrigen lebendigen Welt hatte; und dieſer Misbrauch iſt in unſerer verarmten Gedankenwelt ſo weit gegangen, daß Worte mit dem Vorwörtchen Natur gewöhnlich einen Begriff des Rohen, Ungeſtalten, Verwirrten in ſich tragen. Man hat aus den Menſchen Schwächlinge und Ungeheuer gemacht, weil man es abſcheulich fand, daß ſie unten an der Erde, gerade da, wo ihr höchſtes, himmliſcheſtes Leben ſeyn kann, mit den übrigen Erdendingen etwas gemein haben ſollten. Man findet es bis auf den heutigen Tag noch wohl abſcheulich, bei ihnen von einem Inſtinkt, einem unmittelbaren, nicht gemachten Naturtriebe zu ſprechen. Kann man ſich ſolche Inſtinkte nicht ganz ableugnen, ſo iſt man doch ſo frech geweſen, ſie da, wo ſie aufkommen, für des Menſchen niedrigſte Kräfte und Strebungen zu erklären. Wir aber ſagen, je mehr Inſtinkt ein Menſch hat, deſto trefflicher iſt er organiſirt, damit die Kraft nicht aufhebend, welche endlich die Noth-

Nothwendigkeit dieſes Inſtinkts oder in ihm — was daſſelbe iſt — die Weltnothwendigkeit beleuchten kann, und ſo endlich Freiheit und Nothwendigkeit in ein großes Band der Menſchenvergötterung zuſammenknüpft. Denn nur ſo ſchleudert Zeus ſeine Donnerkeile und ſpindelt die Parze unſer Leben. Man hat lange gemeint und meint es noch zu ſehr, der Menſch ſei nicht herrlich und göttlich durch das, was er nur ſei, ſondern allein durch das, was er aus ſich gemacht habe. So war man im Wahn, alles aus ſich machen zu müſſen, im Wahn, nichts dürfe ſo bleiben, als man es in der Wiege und an der Wiege gefunden. Glücklich oft brach freilich die Natur durch, aber ſie war doch eine Verſchämte und Blöde, wo ſie die Freudige und Kräftige hätte ſeyn können, einer alten Jungfer gleich, wenn ſie neben ein muthiges Weib geſtellt wird.

Du ſüßeſter Inſtinkt! Du zarteſter Trieb von allen Trieben! wir wollen einen Augenblick bei Dir ſtehen bleiben und Dein frommes Weben und Spinnen betrachten. Du fängſt ſchon an von der Geburt an bei allen Lebendigen, aber mit dem jungen Leben ſelbſt, ſo wie es den erſten Sonnenſtrahl des Himmels und der Augen empfängt, bindeſt Du Dich beſtimmter an das Leben und mußt auch dem blödeſten

ſten Blick erſcheinen in Deiner Glorie. Ich habe das Leben der Vögel und Thiere betrachtet von Kindauf. Selbſt bei dieſen zeigt ſich ein Liebesbewußtſeyn oder lieber ein Liebesahnden, wenn wir ihnen keine Vorgedanken erlauben wollen. Die trächtige Sau, die Hündin bettet ſich mehrere Wochen vor dem Gebähren gleichſam ſinnend hie und da ein Lager, trägt mit Stroh, ſchleicht einſam umher. So etwas kann man an Kühen und Pferden ſehen. Wir haben hier bei den Vierfüßigen freilich nur das Gebändigte und Verdorbene vor Augen und wiſſen von den Trieben des wilden Waldlebens leider zu wenig. — Aber zu euch, ihr Vöglein! Ihr menſchenähnlichen, ihr zärtlichen und treuen Monogamiſten! Wie ſchön beobachtet ihr bei'm Bruten die Zeiten! In der erſten Woche wie ſitzt ihr, los auf dem Neſte und fliegt vor jedem Geräuſche davon! Gegen das Ende der zweiten, vollends im Anfang der dritten, wann das Ausbrechen der kleinen Eierzöglinge nahet, wie laſſet ihr euch faſt greifen, ehe ihr weichet! wie verhungert ihr faſt, damit die nahen Kinder ja nicht zu lange bloß liegen bleiben! Dies ſieht man an Vögeln auf den Neſtern in Hecken und auf Bäumen, dies noch mehr an den gezähmten, an Hühnern, Tauben, Putern. Auch hier ſind Vorahndungen der Zeit, wo das Eierlegen

auf-

aufhört und das Bruten beginnt: die Henne ſitzt ſchon länger auf den gelegten Eiern, ſie rührt ſchon mit dem Stroh, rupft ſich ſchon einzelne Federn, ſieht die bisher gleichgültigen Eier mit mehr Liebe an. In der erſten Zeit des Brütens iſt ſie oft zehn, funfzehn Minuten vom Neſte, in der letzten Zeit höchſtens vier bis fünf. Sie hungert und durſtet, nur daß ihre Kindlein ins Leben kommen. So tritt ſie kahl, mager und ausgezehrt vom Muttertriebe endlich mit ihnen auf den Platz. Bei dem Durchbruch der Kleinen wie geſchäftig! und kurz vorher, wann die Zeit der zweiten Geburt naht, welch eine Vorempfindung hat ſie! wie ſieht ſie mehrere Tage vorher ängſtlich und beſorgt unter ſich zu, ob ſich noch nichts Lebendiges zeigt! Und bei dem erſten Lebenston, bei dem erſten Pipen, welche ſelige Unruhe des Muttergefühls! welch ein unaufhörliches Rühren! wie macht ſie nun die Hebamme mit Fleiß und mit zarter Aufmerkſamkeit. Man muß dies ſehen, um es nicht klein und lächerlich zu finden, wie ich es hier hinſtelle. Die wildeſte Taube, die ſonſt bei dem geringſten Lärm oder dem nahen Erſcheinen eines Menſchen ihr Neſt verließ, wie hält ſie aus zur Zeit der Geburt, wann die kleinen Schnäbel durch die Schale brechen! ſie wagt es jetzt die Hand zu ſchlagen und zu beißen, vor deren Ausſtreckung ſie ſonſt ſchon auf zehen Schritte floh. Wie leiſe tritt ſie mit eingezogenen Füßen auf in dieſer Zeit der Zartheit und Weichheit, wie vorſichtig macht ſie dem Gatten Platz bei dem Wechſel, um ſich ſchauend, ob die Füße oder Flügel auch etwas Liebes in die Zerſtörung mitnehmen! Aber wann ſie ſich befiedern, geht und kommt ſie feſter, bis mit den flüggen Federn die alte Liebe ſich immer mehr und mehr löſt, einer neuen Platz zu machen. Die Mutter, die auf neuen Eiern ſitzt, hört eher auf die erwachſenen Jungen zu füttern, als der Vater; ſo wird es auch bei den andern Vögeln ſeyn, die mehr als einmal im Sommer hecken. Dies ſei genug von unſern lieben Naturverwandten. Nichts wird gemein, weil es allgemein iſt. Es mußte uns eben dadurch ſcheuer dünken, wenn uns alles menſchlich dünken dürfte. Welche Unendlichkeit von Aufopferungen und Entbehrungen, die ſich die Mutterliebe in allen Gattungen freiwillig aufzulegen ſcheint und die wir wegen der Gewöhnlichkeit kaum bemerken! Schlimm, daß der Menſch beinahe der einzige iſt, der zu ſeiner Schande hier zuweilen Ausnahmen macht. Aber man hat, wenn man ſich umſieht, in der ganzen Thierwelt eben ſo außerordentliche Beweiſe vom Liebestriebe, als nur bei dem edelſten Menſchen. Ueber das Wie wollen wir uns nicht

ſtrei

ſtreiten. Nur Eines, das hier ſtehen mag, weil es neu iſt. Ein Mann nahm ſeine gebalgte Hündin mit ſich nach einem Ort, wo er Geſchäfte hatte. Bei ſeiner Abreiſe vermißte er ſie und glaubte, ſie ſei zu Hauſe gelaufen. Auch dort fand er ſie nicht und ging zu Bette. Als er den andern Morgen aufſtand und die Hausthüre öffnete, lag die Hündin todt bei ihren acht lebendigen Jungen. Dieſe hatte ſie, wie er nachher erfuhr, an dem Orte ſeines Geſchäftes in einem Stalle geworfen und während der Nacht einen Weg von zwei Meilen zu Hauſe getragen und war ſo das Opfer ihrer Anſtrengungen geworden.

Doch wir kehren zur Mutter der Menſchen, zum Weibe, zurück. Auch hier ſind dieſelben Erſcheinungen. Man ſehe die Jungfrau, die Neuvermählte, wie übermüthig, wie überſchwellend und überfließend, wie reißend wild und freudig iſt da noch oft alles Leben, bloß lebend, genießend des Daſeyns, der Jugend, der Freude, Wohlluſt und Liebe, ohne einen beſtimmten Zweck, ohne eine feſte Vorausſehung, oder gar eine feſte Vorausbildung der Zukunft, die das Weib wenigſtens nie denken, geſchweige denn machen ſoll! Sie empfängt den Keim eines künftigen Menſchen in ihrem Schooße

—

— wie wird da plötzlich alles ſo anders! wie wird das ganze Leben und ſeine Anſicht verändert! wie wird alles Beſtimmtheit, Feſtigkeit, Mitſchöpfung und Mitgottheit in dieſer göttlichen Welt! nicht durch den Gedanken — wovor Gott unſre Weiber behüte! — ſondern durch das treibende und ſprechende Gefühl, dem ich keinen Namen zu geben wage. Eine neue Welt geht in der leidenden Schöpferin dunkel auf, welche ſie nicht deutet, wodurch ſie aber erſt gedeutet und als eine beſtimmte Geſtalt in das Leben geſtellt wird, das ſeine Unendlichkeit verliert, um ſie in einen ſchönern Kreis der Endlichkeit einzuſchließen. Aber, holdſeligſtes aller Weſen! liebebrütendes, menſchengebährendes Weib! wie iſt Dir bang und beklommen in dieſer neuen Welt, die Dir aufgeht! Wie dem Jüngling, ſo wie er in das Mannesalter tritt, die Zeit des Kampfes erſcheint, das Schickſal mit ſeinem Köcher klingender Pfeile, ſo kömmt dem Weibe jetzt ſeine Beſtimmtheit, ſeine Beſtimmung mögte ich ſagen, dieſes Wort in einem mildern Sinne genommen, als man es gewöhnlich nimmt. Das Leben der Bilder, Blumen und Sterne, womit ſie bisher geſpielt hat, hört auf — bewahre! nein, es beginnt nur anders, nur ſchöner, als vorher. Eine Blume ſoll ihrem Leibe in ihr entblühen, ein Bild der Bilder

ſoll

ſoll vor ihr aufgehen und ſich an ihr bilden. Sie ſoll in der größten Nähe, in dem innigſten eigenſten Beſitz haben, was ſie bisher nur träumend und ſpielend beſaß. Ihre Bilder, ihre Blumen und Sterne, welche die ſpielende Fantaſie allenthalben fand, oft weit aus dem Leben hinaus trug, ſoll ſie behalten, nur feſter an ihr lebendiges Daſeyn binden. Was ihr ſonſt Hieroglyphe war, wird jetzt Deutung, was ſonſt als Räthſel kam und ging, wird jetzt Klarheit. Sie hat ein höheres und ſchöneres Leben im Gefühl, als der ringende und ſo oft verarmende Mann in der Idee. So wandelt das Weib in dieſem Sinnen und Zagen, in dieſem bald helleren, bald dunkleren Ahnden künftiger Dinge, in dieſem letzten Gebohrenwerden ihrer Natur in ſich ſelbſt mit dem Entwickeln ihres Keims, in dieſer Unruhe, die jetzt ihren Buſen mit Entzücken ſchwellt, jetzt ihre Augen mit Thränen, und ſie oft verzagend und erſchrocken an das ſtärkere Herz des Mannes treibt, der an dieſem ſüßen Zuſtand Schuld iſt. So geht ſie gewiſſermaaßen durch die letzte Raupenverpuppung, woraus die vollendete Weiblichkeit wie ein Schmetterling mit ſchimmernden Flügeln hervorbrechen ſoll, und das Schwankende und Unbeſtimmte ihres Gemüths, die letzte Wellenbrandung vor der glücklichen Landung kömmt häufiger und wechſelnder,

der, je näher ſie ihrer Stunde tritt. Endlich iſt das Kind gebohren und das Weib gemacht, oder es wird nie gemacht.

Der Säugling liegt ihr auf dem Schooße, die Ungewißheit iſt ihr Beſtimmtheit, die Unendlichkeit Endlichkeit, die Göttlichkeit ſchönere Menſchlichkeit geworden. Sie hat nun ihres Lebens Ziel, ihrer Wünſche feſtes Ende, wohin alle ihre Träume und Fantaſien fliehen, ihrer Liebe irdiſcheſte und heiligſte Befeſtigung auf Erden. Welch eine Verwandlung! die Ungeſtüme, die Vielbegehrende, die Wilde wie fromm, wie Liebegenügſam, wie ſtill! Das Kind iſt in ihr und ſie im Kinde, ſie ſind Tropfen und Strom, Blüthe und Stamm, Blume und Strauch. So werden und ſind ſie mit einander, ſo bilden ſie ſich mit einander, und ſollen ſo werden, ſeyn, ſich bilden. Wo wir dies nicht ſehen, da können wir kalt vorübergehen, da iſt kein Menſchenleben, und kein Menſch wird da hervor kommen.

Wie die Taube auf ihrem Neſte horcht, worin die Kindlein noch mit den gelben Dunen ſich unter ihren warmen Flügeln rühren, wie ſie jeder Feder lauſcht, die ſich bewegt, wie ſie mit den Füßen, mit dem Schnabel immer was zu thun hat, ihre Bruſt

und

und ihre Flügel hebt und lüftet, daß ſie nicht drücke und doch erwärme, ſo ſitzt das Weib an der Wiege des Kindleins und thut, ohne daß Großmütter und Großtanten darein geſprochen hätten, ſicher und ſelig, was die Natur ſie lehrt. Wenige leiſe Worte, viele leiſe Schritte, viel Geſurr und Suſu, wie es von ſelbſt ſurrt und klingt. Es iſt, als ſei man im Vorzimmer des Schlafes, wo er ſeine ſtille friedliche Wohnung hat und ſeine Mohnblätter über die Schwelle ſchüttelt, daß alle, ſo eingehen wollen, leiſe darüber treten. Und wir ſind bei dem Schlafe, denn das junge Leben ſchläft noch. Selbſt der Einfältigſten Einfalt hat hier Wahrheit und Bedürfniß geſehen und ſpricht ſie kindiſch aus. Die Bäuerin ſchreit, daß man ihr nicht mit dem Wagen raßle, nicht mit der Peitſche knalle, wo ihre Gänſe und Hühner ſitzen; ſie meint, das tödte die Brut und es komme nichts aus den Eiern. Ob ſo ein feines Leben bei dem Embryo iſt, weiß ich nicht; aber daß das zarte Leben Stille will, ſagt am klarſten das, was die Mütter thun. Der Hirſch geht fern von der Heerde mit ſeinem Kalbe ins Dickicht, die Gans, die Henne führt; ihre Kinder allein in eine entlegnere Einſamkeit. Sie will und bedarf keine Geſellſchaft der Erwachſenen, keines Gewimmels, weil ihre Kinder ſie nicht wollen. Wenn dieſe erwachſen ſind, fügt ſie ſich wieder zu der verlaſſenen Sippſchaft. Jede Kreatur ſucht für ihre Kindlein ein Stillleben. So das Weib. Sei ſie ſo munter, ſo fröhlich, ſo geſellig, ſo vergnügenliebend, als ſie wolle, ſie kann es alles vergeſſen und vergißt es alles gern über ihrem Kinde, ſie vergißt es ſo, daß ſie nicht einmal daran denken darf, daß ſie es vergeſſen müſſe. Die Natur hat ſie wunderbar zu der Melodie ihres Kindes geſtimmt, ohne daß ſie ſich erſt zu ſtimmen brauchte. Dies Fromme, dies Ruhige und Sichſelbſtbeſchauende der erſten Lebensmonde des Säuglings drücken alle ihre Züge aus. Das Kind geht aus der Wiege an ihre Bruſt; von ihrer Bruſt in die Wiege; nur wenige Stunden des Tages öffnet es ſeine Aeuglein den Lichtſtrahlen, die übrigen begreift das Schlaſen und Träumen; es iſt noch eine Fortſetzung des Lebens im Mutterleibe. Nur dieſe Mutter, die Sehnſüchtige und Stille, iſt jetzt das einzige Weſen, das mit voller Liebe an dem Windelkinde hängt; das, ja kürzer es von ihrem Leibe geſchieden zu ſeyn ſcheint, deſto näher ihr anzugehören, deſto mehr mit ihr ganz Eins zu ſeyn ſcheint. Es iſt gut, daß es ſo iſt, denn nie bedarf das Kind der Mutter mehr, als in dieſen drei erſten Lebensmonden. Keiner mögte thun und würde thun, wie die Mutter thut, alles aus Liebe. So viele Auf-

opfer

opferungen, ſo viel Unholdes, ſelbſt Häßliches, dies alles mit Geduld, mit Freundlichkeit, mit höherer Liebe ſelbſt gegen alle andre umgebende Menſchen, indem ſie das Eine in den Windeln am höchſten liebt. Dieſe Kraft in dem ſchwachen, durch die Geburt und das Nähren des Kindes, durch die Mühen des Tages, die Schlafloſigkeiten der Nächte mitgenommenen und ausgezehrten Weibe iſt ſie nicht was Uebermenſchliches? Ewig Ohr und Aug, man mögte ſagen, ewig nur ganz Ein Sinn für das Einzigliebe dieſer Monden mögte ſie in Aufmerkſamkeit, Reizbarkeit und Erregung für daſſelbe ganz untergehen. Die Arme, die vielleicht mehrere Nächte nicht ſchlummert, iſt doch für den leiſeſten Laut des Kleinen Ohr, hat Hand für ſeine kleinſte Bewegung, Gefühl für ſeine kleinſte Unbequemlichkeit. Und — o Wunder der Liebe! — Dieſes Weib zeigt eine Friſche, Geſundheit, Heiterkeit des Sinns und Verſtandes, einen zarteren Seitenklang des zarteſten Lebens, ein freudiges Blühen ſeines geiſtigen Liebesdaſeyns, ein ſympathetiſches Eingreifen in alle irdiſchen, menſchlichen, göttlichen Dinge, wie nie vorher. So trägt die Liebe alles und ergänzt alles, die Luſt ſtärkt ſich zur Luſt und das Leben zu neuem Leben. Geben und Nehmen, Mittheilen und Empfangen, ſüße Sympathie, nicht wie die Romanhelden Dich meinen, wo ſteht dein göttlicher Grundkeim? Hier iſt der Kreis ohne Anfang und Ende, aber viele Kreiſe ſind in ihm.

So leben Mutter und Kind. Wir ſagen nur, was wir ſehen, aber ihr eigentliches Miteinanderleben und Durcheinanderſeyn wer kann es ausſprechen? Wir ſehen nur die Sonnenſcheibe und empfinden ihre genialiſchen Strahlen; wollten wir hinein in ihr Innerſtes, wir würden nichts ſehen, ſondern verbrennen. Der Mutter Liebe, bisher nicht ſo unten an der Erde und nicht ſo eng und lieb gebunden, wird feſt auf immer; des Kindes Liebeskeim, d. h. ſein erſtes Leben, wird durch das mütterliche Aug zuerſt hervorgelockt, durch ihre Hand geſtreichelt, durch ihre ſich mild ergießende Bruſt geſichert, ſich künftig in die Gewimmel und Strudel mit hinein zu wagen. Seine erſten Bilderchen, ſein erſtes, noch ungewiſſes Anfaſſen der Dinge mit den ſcheuen Gefühlnerven ſeiner zarten Sinne kommen im Arm und auf dem Schooße und an dem Herzen der Mutter. Was ſollen wir von ſeinen Träumen, ſeinen inneren Melodien und ſeinem drein brauſenden Bilderleben ſagen, als daß wir meinen, daß dies alles noch bewegter, melodiſcher, klang- und farbenreicher da ſei, als bei den Erwachſenen? Wie dieſe myſtiſche Liebe ſich an einander entwickelt, wie zuerſt Klarheit und Verſtändlichkeit der Einfalt und Unſchuld daraus hervorgeht, kurz wie nach wenigen Monaten ſeines Erdendaſeyns der junge Wiegenſprößling uns ſchon unſers Gleichen dünkt, davon kann ich die Wie und Warum nicht löſen.

Aber weil ich ſie nicht löſen kann, weil mir bei dieſen noch träumenden und ſchlafenden Menſchen alles nur wie Schlaf und Traum erſcheint, kurz weil ich vieles ſehe und muthmaße und nichts weiß, ſo halte ich die Mutter deſto ſtrenger an den Weg, den ihr ihr Herz und das Herz aller lebendigen Mütter vorzuzeichnen ſcheint, und ich ſtrafe ſie hart und ſchelte ſie, ſo ſie von dieſem Wege abſchweift. Weil ich aus dem, was ich ſehe, glaube, dieſes erſte Leben des Säuglings, ſeine freundliche oder unfreundliche Aufnahme ſei für die ganze Folgezeit beſtimmend und entſcheidend, ſo will ich, daß man alles vermeide, was dieſe erſte Knoſpenzeit auf der Welt verderben könne. Mutter, wenn das Schickſal Dich nicht ſo weich auf die Erde geſetzt hat, daß Du ganz in Deiner Kindesliebe leben kannſt, wenn Deine Geſchäfte ihm von Dir wenig mehr erlauben, als ein paar Stunden des Tages, die ſchlafloſen

Nachtwachen und die Minuten, wo ſein Geſchrei das Bedürfniß der Milch Deiner Brüſte ausſpricht, ſo bewahre dem Kinde doch für dieſe wenige köſtliche Zeit Dein Gemüth, daß Du das ſeinige hervorlockeſt und nicht zerſtöreſt. Ruhe und Stille ſeien um ſein ſtilles Daſeyn und um ſeine Puppenwohnung der Windeln und Kiſſen! Liebe und Jugendlichkeit ſcheinen ihn aus allen Zügen entgegen, die ihm begegnen! Kein wildes Geſchrei, kein klangloſes Toſen, keine brennende Sonne, kein brauſender Sturmwind muß ihm nahe kommen. Seine Augen und Ohren ſind noch meiſt geſchloſſen und verſperrt; weil er es nicht hören und ſehen will, ſoll er es nicht hören und ſehen. Kein Thier bettet ſeinen Kindern, wo Lärm, Gefahr, offne Sonne, freier Sturm und Regen iſt; wann die Zeit kömmt, wo ſie dieſe erlangen können, ſtärken ſich ihnen von ſelbſt die Federn und Beine. Aber was ſchwatze ich viel? die Mutter wird wiſſen, was zu thun iſt. Aber — aber — wenn es die Mutter auch weiß, ſind denn nicht andre genug, die es nicht wiſſen? und können wir die Kindlein vor dieſen retten, die oft nur zu geſchäftig ſind? Wir wollen ſehen, wie es damit ſteht.

Die Natur, welche in allem weiſe iſt, wo die Menſchen ſie nicht durch Künſtelei unweiſe machen, hat auch hier nach ihrer Vortrefflichkeit vorgeſehen. Nach menſchlichem Bedürfniß und nach dem Bedürfniß und Verhältniß menſchlicher Geſellſchaft kann die Mutter des Kindes nicht ganz mit ihm in die Einſamkeit flüchten, und ſoll es auch nicht. Da ſind nun die Großväter und Großmütter, Oheime und Tanten, Brüder und Schweſtern, Nachbarn und Gevattern, da ſind die Hausgenoſſen. Alle dieſe treibt keine reine Mutterliebe, kein ſicherer Naturinſtinkt, alle dieſe wollen das Kind fahen, ſich mit ihm abgeben, vor allen dieſen kann es unmöglich gerettet werden. Werden ſie alſo nicht verderben, was die Natur als ein verborgenes und nur halb andeutbares Geheimniß zwiſchen Mutter und Kind zuſammengeknüpft hat und was alſo, weil man es nicht beſtimmt hüten kann, vor ihren unreinen Händen und Lippen und Herzen geſichert iſt? Ich ſage nein, ſelbſt nach unſrer ernſten Anſicht, worin wir ſchon das Windelkind der erſten Lebenstage erblicken. Was wir zu verhüten hatten, war, daß nichts Heftiges, Gewaltiges und Erſchütterndes dem zarten Keim zu nahe komme und ihn leidenſchaftlich angreiſe. Hier hat die weiſe Natur uns leichte Arbeit gemacht. Den Mann, der hier im Ernſt allein Zerſtörer und Verderber werden könnte, jagt ſie durch eine Art Ekel oder doch Widerwillen von der Wiege, und von allen Weibern haben wir weniger zu fürchten, da ſie unſchädlich ſind, ſobald nur die Mutter die Kleinen vom Kinde ausgehenden Strahlen in den Brennpunkt ihrer reinen ſeligen Zärtlichkeit wieder verſammelt und zuſammen bindet. Nehmen wir dieſes frühe Liebesaufmerken bei'm Kinde nicht an, ſo iſt es auch mit der Sorge für daſſelbe nichts.

Es iſt ſelten, daß Männer Kinder in ihren erſten drei Monaten leiden mögen. Die erſte Ungeſtalt dieſer rohen Klümpchen, auch die kleinen Schwächen und Unannehmlichkeiten dieſes Alters, ein gewiſſer Widerwille gegen das Mürbe, Weiche, Ungezeichnete des Säuglings treibt ſie von ſeiner Wiege zurück. Sie wollen immer ſchon haben, was etwas iſt, und nehmen nicht gern ein Ding, wie Weiber in reiner Unſchuld, in Hoffnung deſſen, was erſt werden ſoll. Selbſt der Vater des Kleinen kann ſich gewöhnlich dies Gefühl nicht ableugnen. Er kann den Sproß ſeines Bettes auf das innigſte lieben, aber in ſeinen erſten Monden geht er gewöhnlich nur hin, ihn zu beſehen, nicht, ihn auf ſeinen Armen zu wiegen und ſich viel mit ihm abzugeben. Es ſcheint, als liebe er ſein Kind jetzt nur, als vertrage er ſeinen ihm oft unleidlichen Anblick nur, weil er das Weib liebt, das ihm dieſes Kind gebahr. Beſondere Umſtände, Neigungen, Nothwendigkeiten, die auf des Mannes Gemüth ſehr wirken, z. B. wenn er die Mutter unnatürlich und das Kind ſehr hülflos ſieht, oder wenn ihm eine Amme die frühgeſtorbene Mutter erſetzen ſoll, können ihm wohl einigermaßen das Herz einer Kindermutter geben, aber nie wird er dem Kinde ſein ganzes Weſen ſo innig und ſo unſchuldig geben können, als die Mutter. Daß es Ausnahmen giebt, leugne ich nicht; Männer aber, die dieſe machen, ſind dem Kinde nicht gefährlich; ſie müſſen entweder ſo weichen, halb weiblichen Gemüthes ſeyn, daß ſie in dieſe Kindheit ſich hineinſpielen können, oder ſie werden nicht aushalten.

Warum aber ſollen die Männer nicht ſo viel zur erſten Wiege treten? warum nennſt Du es den Kindern gefährlich, wenn ſie den Müttern die ſüße Arbeit ſo leicht machen? Wer das vorige verſtanden hat, antwortet ſich leicht. Vor dem Weichen und Zarten, das die ſanfteſten Gebehrden und Bilder hofft, ſteht der Mann zu feſt und zu beſtimmt, oft auch zu kräftig ungeſtüm und leidenſchaftlich. Seine Geſtalt und Miene, ſo edel und menſchlich ſie ſeyn mag, drückt wenigſtens für dieſes junge Leben zu hart und ſtreng den Ernſt und Zorn aus, welche ihr die Lebenskämpfe geben. Sei er ſelbſt von den wenigen Glücklichen, die keine Spuren vom Kampfe tragen, oder die ohne Kampf durch einen geſunden und harmoniſchen Trieb geführt ſind, ſo iſt bei aller Milde, die er haben mag, doch immer nicht genug Weichheit und Zartheit da, worin die kleine Geſtalt wie in einer Bildermaſſe ſich täglich und ſtündlich abdrücken könnte. Denn ſoll er ein Mann ſeyn, ſo kann er das Zerfließende und Dünne wie Luft und Waſſer nicht haben, wodurch die Weiber zugleich allbildend und allbildbar ſind, und welches wenigſtens für dieſe früheſte Wiegenbildung mir das Nothwendige ſcheint. Nur die Weiber haben es und die zarte Jugend, männliche und weibliche, welche ſich um das kleine Spannenkindlein verſammeln und mit ſüßem Geflüſter und Geſurr, wie die Biene um die Blumenknoſpe, das junge Leben hervorlocken. Alle ſind leicht gezeichnet und thun dem Kleinen keinen Schaden. Wohl aber kann ich mir es denken, wie Mannesernſt, vollends Manneszorn auf einem Dantiſchen und Hohenſtaufiſchen Kopf dem Kinde ſchon am früheſten ein unauslöſchliches und furchtbares Lebensbild vorſtellen und ſo ihm ein furchtbar disharmoniſches Schickſal mitgeben könnte. Hingegen aus allen dieſen weiblichen und jugendlichen Geſtalten kommen dem Kinde nur leichte Bilder, wie ſie ſich wohl vertragen mit denen, die Mutterliebe in ihm entwickelt. Es werden ihm doch wenige Geſichter erſcheinen, die ganz mit dem ſtritten, was ihm das mütterliche zeigt. Die lieben Alten, in deren zerbröckelndem Körper, wenn ſie brav waren, das Kindheitsbilderleben ſich wieder verjüngt und die mit Blumen der Phantaſie und der Erde ſpielend ſterben, wie ſie zu leben begannen — die kleinen unſchuldigen Knäblein und Mägdlein bis ins fünfte Jahr, die ſich nur kindiſch freuen, einen verjüngten Maaßſtab von ſich in der Wiege zu ſehen, und deren lebendiger Freude ſo ſüß entgegen gelächelt wird von dem Säugling — die ſinnenden Jungfrauen, die mit ſo inniger, oft ſo wehmüthiger Wonne jedes Kind auf den Armen ſchaukeln, an ihr Herz drücken, nicht wiſſend, was ſie wollen und meinen — dieſe nur und die frommen und weiblichen Weiber drängen ſich zur Wiege und zu ihrem kleinen Bewohner und dieſe alle thun ihm keinen Schaden. Die andern kommen nur aus Neugier, um ihn zu beſehen und ſagen zu können, wie groß, wie braun und wie weiß, wie ähnlich dem Vater oder der Mutter oder keinem von beiden er iſt, und das Dingelchen iſt — dieſe Augen- und Zungenrückſichten abgerechnet — ihnen eben ſo unmerkwürdig und gleichgültig, als der Block, worauf ſich die Wiege dreht.

So ſind die erſten Monate und ſo ſollen ſie ſeyn. Wehe dem Kleinen, wenn ſeine Mutter oder deren Stellvertreterin kein Weib iſt! Dann ſtürzt alles zuſammen und ſogleich bei ſeinem Erſcheinen auf der Erde iſt er dem Zufall hingeworfen, der endlich entſcheiden muß, ob ein Klotz oder ein Merkur aus ihm werden ſoll. — Still und wohl genährt und gehegt in Liebeswärme und Liebesnahrung, hat er ſo in ſein zweites Vierteljahr hinein geſchlafen und fängt an zu erwachen; und ſo geht er immer weiter fort, bis die zwölf Säuglingsmonate vollendet und ihm die nöthigen erſten Zähne gewachſen ſind. Jetzt beginnt er ſich zu geſtalten und ſchon ſchaukelt ihn ſein Vater auf den Armen und trägt ihn herum ohne Widerwillen und ohne Bangigkeit, ihm etwas zu zerbrechen. Die andern männlichen Weſen der Familie oder Hausgenoſſenſchaft treten auch hinzu, er entgeht ihren Händen und Liebkoſungen nicht. Er wird jetzt ein allgemeines Familienkind für Männer und Weiber, wenn er irgend etwas niedliches und munteres an ſich hat, und das pflegen doch die meiſten Kinder an ſich zu haben. So wird er jetzt ſchon

ſchon mehr in das Leben und ſeine Begierden hineingetummelt, und mannigfaltigere, oft widerſprechende, oft auch wohl verzerrte Bilder und Scheine deſſelben gehen vor ihm auf. Doch kömmt er in dieſes Leben, in ſein Treiben und in allen ſeinen Schein immer nur im Spielen hinein, denn zu etwas andern wollen ihn die Menſchen, ſo ſich mit ihm abgeben, doch nicht gebrauchen, und das iſt nur gut.

Jeder ſieht leicht, daß es unvermeidlich iſt ſelbſt in einer Familie, wo eine *Erziehung für Freie* Statt finden kann, wie ich educatio ingenua überſetzen mögte, daß nicht Ungleichheiten und Widerſprüche in den mancherlei ihn umgebenden Bildern vor das Kind kommen. Aber er iſt jetzt der ſchlimmſten Gefahr ſchon entwachſen; wenn ihm dies Widerſprechende, Wilde und Disharmoniſche nur nicht aufgedrungen und eingegeiſſelt wird, ſo hat er ſchon ſeine Sicherheit; dieſe Sicherheit iſt die Mutterbruſt. Man ſehe ein erſchrecktes oder verwirrtes oder nur an einem Dinge irre gewordenes Kind, wie es ſich nach der Mutter umſieht und wie es an der Mutterbruſt ſogleich kühn und lächelnd, oft ſchon halb ſchelmiſch lächelnd nun das Erſchreckende und Verwirrende anſieht! O heilige Mutterbruſt und Mutterſchooß! o heiliges Weib, wenn Dü beide haſt und bewahrſt! Ich begreife nicht, wie es iſt, aber was iſt, muß ſeyn. Du biſt ſchon für dies zarte Weſen die Ruhe und die Reinigung durch eine wunderbare Liebe; alles Schlechte, Ungleiche, Fremde wäſcht und ſpühlt ſich in dieſer vor ihm ab und die Urform ſeiner Natur ſteht wieder gereinigt da. Ich mögte ſagen, die Liebe der Mutter, ihre Aſilsfreiheit und Aſilsreinheit; das Eigentlichſtrebende und Arbeitende, welches das Fremde ausſtößt und das Gleiche und Harmoniſche ſammelt, ſei des Kindes innerſte Natur. Dieſer Natur Kraſt und Leben müſſen wir außerordentlich annehmen, bei groß und herrlich gebohrnen Gemüthern faſt unendlich, mit einer geheimen Energie und Elaſticität, die abnimmt, ſo wie der Menſch mehr und mehr durch das Leben und durch ſich ſelbſt ſeine beſtimmte Geſtalt gewonnen hat oder doch hätte gewinnen ſollen. Wenn wir dies nicht annehmen, ſo iſt es unerklärlich, wie irgend ein Menſch, von ſo vielen widerſtreitenden Kräften gezogen, von ſo vielen widerſtreitenden Tönen und Bildern angelockt und beſtimmt und geſtaltet, doch zuletzt als eine eigne, beſtimmte, von allen andern ſeines Gleichen zu unterſcheidende Geſtalt da ſteht.

Hin-

Hinweg alſo mit den Einwürfen, mit meiner Bildungsart ſei es nichts, weil ſie ohne die Wegräumung der ungeheuerſten Hinderniſſe, kurz ohne eine gänzliche Weltänderung unmöglich ſei, weil ja alles wieder verderben und aufheben werde, was in den erſten Monden des Lebens mit ſo treuer und ängſtlicher Liebe gehütet ſei! Hinweg mit dem Einwurf, man werde keine ſo vollkommene und reine Menſchen finden können, keine ſo kluge und geſcheute, dies künſtliche Werk durchzuführen! Ich habe gleich anfangs eingewandt, daß ich nur das Mittelmäßige, aber dieſes auch ganz verlange, und dies darf ich, weil es ſich häufig findet. Ich will nur eine Mutter, die unverdorben ihr Kind lieben kann, ein geſundes Weib an Leib und Seele, durch künſtliche Bildung unverſchroben — einen Vater in guten Glücksumſtänden, thätig und rüſtig in ſeinen Geſchäften, das Nützliche, Gute wollend, wenn gleich nicht erfindend, den Verſtand anderer verſtehend, wenn gleich darüber nicht gloſſirend, einen Mann, wie man gottlob im Mittelſtande noch viele findet — die übrigen umgebenden Menſchen ſeien gleichfalls die gewöhnlichen. Dieſe werden gerade am beſten eingehen in meine Anſichten, welche die Anſichten der Einfalt ſind, weil ſie am wenigſten gewohnt ſind, mit künſtlichen Abſichten, bunten

Ma⸗

Maſchinerien, alſo unſicher und eben ſo leicht teufliſch als göttlich zu handeln. Die Mutterliebe und die Natur erziehen das Kind und hüten es und läutern es wieder. Von den andern Umgebenden verlange ich bloß, daß ſie ſich gegen das Kind ſo menſchlich betragen, wie ſie gegen andere erwachſene Menſchen ſich betragen müſſen, ohne alle Augenblicke Unannehmlichkeiten, Händel, Zweikämpfe und Büßungen vor dem Richter zu erleben. Ich nehme Menſchen mit allen gewöhnlichen Schwächen, Fehlern, Angewöhnungen an, kurz ganz gewöhnliche Menſchen; nur die eine Angewöhnung, immer über das Kind herzufallen, ſollen ſie ſich abgewöhnen.

Warum man bei dem Kinde thut, was man bei keinem andern verſtändigen Weſen ſich erlaubt, warum beſonders die Männer und die Jünglinge dies ſo oft thun, verdient eine kleine Bemerkung und eine große Züchtigung, die in dieſer Bemerkung liegt. Dieſe Bemerkung gehe voran, und dann ſollen einige Worte folgen über die Leidenſchaftlichkeit, Ungeduld, Ungefälligkeit, körperlichen Strafen und andre Unarten, welche die kleinen Unmündigen ſich ſtündlich von den Erwachſenen gefallen laſſen müſſen.

Der

Der Mann, wenigſtens der ungebildete, umfaßt alles mit einer Art Ingrimm, mit einer Heftigkeit, die für die That nicht immer ſchlimm ſeyn mag, aber für das Werk es immer iſt. Was die That ſollte, iſt an dem Kinde gethan; jetzt ſoll er ein Werk werden, zuerſt durch die, welche ihn durch eine That erſchufen, dann durch alle andre. Werke gedeihen nur in Ruhe und gemäßigter Kraft. Ganz beſonders fällt dieſer männliche Liebesingrimm auf das Kind, dieſe Saturnswuth, ein unerklärlicher Trieb, den wir aber unten halb erklären werden. So wie es ſo einem erwachſenen Unmündigen in den wilden Sinn fährt, bemächtigt er ſich des armen Kleinen, das gleichſam zu ſeinem Raube ausgeſetzt ſcheint, küßt es ab, drückt es an ſeine Bruſt, wirft es hin und her, ja erwürgt es oft beinahe; kurz er gebraucht es, das oft nicht einmal auf gleichem Fuße zu ihm ſein Spielkamerad ſeyn mögte, ganz eigentlich zu ſeinem blinden Spielzeuge. Man glaubt, das Kind, dieſes bewegliche und ſpielende, wolle bloß gerüttelt und geſchüttelt werden, jeder, der ſich in dieſer Abſicht nur an daſſelbe mache, ſei ſein Freund, müſſe ihm gefallen, könne ſogar ſeine Dankbarkeit anſprechen. Das Erſte iſt nicht wahr, das zweite noch weniger. Wohl bewegt ſich, wohl ſpielt ſich das geſunde Kind den lieben langen Tag her-

herum; weil es ſich zuerſt an der Welt geſtalten ſoll, darf es nirgends Ruhe haben, keinen feſten Ort faſſen. Aber wie wenn ein Erwachſener mit ſeinen Empfindungen und Lüſten eben ſo wild und heftig wird, welch ein Verhältniß zum Kinde! Es iſt, als wenn die Donau ſich vorſetzte, mit einem Kieſel zu ſpielen und ihren ganzen Wellenſchwall ſammelte und auf ihn göſſe, als wenn die Luft einem Schmetterling ſpielen helfen wollte und ſich zum Wirbel machte. Armer Schmetterling mit Deinen Sonnenflügeln und Deinem Blumenleben! Wenn der Erwachſene fromm und freundlich iſt und ſo zum Kinde tritt und es händelt, ſo hat er ſeine rechte Beweglichkeit. Das Kind hat ewig eigne Beweglichkeit, aber dieſe kann ſich nur in fremder Ruhe und Beſonnenheit zur Geſtalt ausſpielen. Es iſt eine Sammlung von zarten Atomen, kein Sturm, ſondern ein leichter, ſanfter Luftzug wird ſie zu einem ſchönen Leben zuſammentreiben. Aber auch das Zweite iſt nicht wahr. Nicht jeden, der ſich auch wirklich lieb und kindlich mit ihm abgeben mögte, mag das Kind zu jeder Stunde, manche überall nicht. Wer kann dem kleinen Weſen das Recht ſtreitig machen, zuweilen allein ſein Weſen zu treiben! Daß ihm dieſe und jene Geſichter, dieſe und jene Geſtalten widerlich und unangenehm ſind, daß es

ſich

ſich ſperrt und ſchreit, wenn ſie zu ihm wollen, was kann es für dieſen Inſtinkt? und ſoll es ihn nicht vielleicht haben? Wird es uns nicht zur Humanität angerechnet, wenn wir durch Reflexion und Urbanität ſolche Fatalitäten des Natureindrucks überwinden lernen? Hat aber wohl einer das Recht, uns zuzumuthen, an ſolche uns widerliche Weſen unſre ganze Herzlichkeit, unſern ganzen Umgang zu ſchenken? Wir ſollen ſie nur nicht verletzen, ihnen bloß menſchlich helfen. Das Kind hat doch noch weitere Rechte, wenigſtens jenes Eine unbeſtrittene, daß es ſeine Humanität iſt, jetzt ſeinem Naturwinke zu folgen; wir Mündigen ſollten alſo ſo human ſeyn, dieſe Humanität nicht hemmen zu wollen. Aber man höre!

Der erwachſene Unmündige fährt ſo mit ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſei es ein Liebestrieb, oder ein bloßer dunkler, ſaturniſcher halb Liebes- halb Würgetrieb, auf den Nichterwachſenen. Er, der ſich nicht beherrſchen kann, verlangt von dieſem, daß er ſich beherrſche. Wie unſinnig! und zugleich wie unbillig! Was iſt natürlicher, als vom Sturmwinde bewegt zu werden, um ſo mehr, wenn man ſo ſehr Waſſer und Sand iſt, als es das Kind jetzt noch ſeyn muß? Wenn dieſer Alte nun gar zornig wird und es das Kind empfinden läſſet, wenn er unruhig um ſeine Liebe buhlt, wenn er endlich drein poltert, was ſoll man da ſagen?

Aber es giebt eine andre Art Erwachſener, die freilich nicht ſo gefährlich ſind für das Kind, als dieſe, aber doch immer an ihm ſich verſündigen, die Ungeduldigen und Ungefälligen, die ſich gern alles, andern nichts erlauben. Gegen andere ihres Gleichen müſſen ſie aus Gewohnheit oder Nothzwang ſchon geſchmeidig ſeyn und wenigſtens manches Unbequeme und Unangenehme ſich gefallen laſſen, was andern nicht einmal unbequem und unangenehm iſt. Hier aber meinen ſie nichts ertragen und nachſehen, nichts allein mit Liebe, nicht mit dem ungerechten Urtheile empfangen zu müſſen; die Kinder ſollen ſo klug, ſo artig und manierlich ſeyn, als ſie ſelbſt ſich dünken, kurz, ſie ſollen ſeyn, wie Erwachſene: da ſie aber das nicht können, da ſie ferner dieſen Erwachſenen gar keine Rückſichten der gemeinen Furcht und des gemeinen Intereſſe auflegen können, als etwa die, ſo ſie gegen ihre Aeltern haben, ſo ſind ſie bei dieſen Barbaren immer in Schuld. Glücklich leiden ſie wenig durch ſie, weil Haß und Unfreundlichkeit allein Kindern nicht ſchaden, wohl aber wenn ſie in roher Leidenſchaft, immer mit Liebe gemiſcht, als Karrikatur kommen. Da können Irrthümer das Kind verwirren, weil es Liebe und Zorn, Ruhe und Unruhe in Einer Perſon in denſelben Momenten nicht mit dem Urtheile unterſcheiden kann.

Aber jene, die mit Luſt, mit Spiel, wenigſtens mit heſtiger Freude mit dem Kinde beginnen und dann, wann ſich das Kleine ihnen weigert, mit Zorn, Ungeduld, wohl gar mit Toben aufhören, ſind ſie nicht große Kinder? und ſchrecklich dumme große Kinder, daß ſie meinen, dieſer kleine Menſch habe nichts von dem Rechte, das jeder andre bei einem ähnlichen Betragen brauchen würde, ſie ſelbſt am erſten brauchen würden, dieſe heilloſen Sünder gegen die Unſchuld? Dir zum Beiſpiel, der Du ſo ergrimmſt und ein Recht zu haben meinſt, des Kindes Unart zu ſchelten, da Du eben gegen die Art Dich vergeheſt, Dir käme einer mit unzeitiger Schmeichelei, ſtreichelte Dir die Backen, würfe ſich Dir an den Hals, wollte Dich, weil es ihm ſo gefiele, zu einem Spiele, einer Unterhaltung, vielleicht gar zu einem niedrigen Spaße nöthigen, dränge Dir ſeine oft widerlichen Liebkoſungen auf — Du würdeſt da wohl den Geduldigen machen, und alles thun und thun laſſen, was jenem gefiele, ſelbſt wenn er Dich aus Deinem liebſten Spiele, aus der ſüßeſten Träumerei, dem angelegentlichſten Geſchäfte riſſe? Das erſte Mal würdeſt Du es wohl kurz verbitten und käme er Dir zum zweiten und dritten Male, ſo würden keine Worte, vielleicht gar Arme und Beine ſolche Arbeit machen, welche dem Richter was zu thun gäben.

Noch ein anderes Geſchlecht von Erwachſenen giebt es, das ſogenannte neugierige und vorwitzige, deren Leben und Lebensſeele auf der Zunge zu ſitzen ſcheint, die durch eine Art von Naturſchwäche ihre Kraft immer ſcheinen ausgießen zu müſſen, ehe ſie zum Zeugen reif iſt; und dieſes vorwitzige und unheilige Geſchlecht iſt viel ſchädlicher, als alle eben genannten Unarten. So ein Zungenmenſch macht ſich an alles Lebendige, ja ſelbſt mit dem Todten mögte er Töne wechſeln, wenn ſeinem flachen Sinn deſſen Töne verſtändlich wären. Es iſt die Puppe des Puppenſpiels und da ſolche Puppenmenſchen eben durch ihre ſcheinbare Puppenartigkeit und Unſchädlichkeit ſelbſt Erwachſenen oft den Poſſen ſpielen, ſie zum Beſten zu haben, wie ſollte dies nicht den Kindern begegnen? Dieſe Art, wie ſie mit ihren Pferden, Affen, Möpſen und Papagaien ſprechen und plappern, wie ſie an dieſen oft eben ſo viel Unterhaltung finden können, als an einem Menſchen, dieſe machen ſich, wie es nun trifft, oft eben ſo gern an einen kleinen Unſchuldigen, als an einen großen Schuldigen, oft um ſo lieber, weil ſie durch ſo eine Aefferei den Aeltern zu gefallen meinen, welches bei thörigten Aeltern ihnen oft nur zu gut glückt. Sie wollen das Kindlein klug, witzig, niedlich machen, und was ſie von dem eignen Leben, von welchem ſie nicht klein denken, ſonſt für Begriffe haben. Alles bindet ſich bei ihnen an die fürchterliche Klarheit und Beſtimmtheit ihrer ſeichten Flachköpfigkeit; das Reinſte wird unrein bei ihnen, das Unſchuldigſte ſchuldig, der frommſte Mythus zum gemeinſten Kaffemährchen. Oft haben ſie etwas ſo Glattes und Geſchmeidiges, ſo Einſchmeichelndes und Einſchleichendes, etwas ſo Gefährlichſcheinbares aller möglichen Natur an ſich, daß das arme Kind wenigſtens ein Spiel an ihnen zu haben meint, beſonders im zweiten, dritten Jahre ſeines Lebens, wo es des Widerſtandes am ungeduldigſten und, wenn keine herrliche Liebe es trägt, des Hineinſtürzens in das Scheinförmige Formloſe am empfänglichſten iſt. Freilich auch dieſe werden jedes lebendig thätigen und kräftigen Kindes Puppe werden müſſen, wenn es mit ihnen aushalten ſoll; aber es begegnet einem Kinde in ſeiner Zartheit das Schlimmſte, wann es dann ſchon Menſchenpuppen findet.

Dieſe dienſtfertigen Sünder ſpielen das holde Weſen vor ſeinem Tage aus ſeinem Unſchuldsſpiele hinaus, wann dieſer Tag je kommen ſoll, und machen zuerſt elende ſeichte Realiſten daraus, wie ſie ſelbſt ſind. Sie bringen das Urtheil für das Gefühl, die Idee für das Leben, ihr flaches Seyn für den tauſendfältigen Schein; kurz ſie arbeiten die Entgötterung des göttlichen Weſens auf das früheſte vorzubereiten und das zarte Bilderleben zu zerſtören, woraus künftig ein freudiges Leben in Werk und That in der Weltharmonie und Weltſympathie hervorwachſen ſoll. Eben dieſes Wachſen, dieſes langſame Aufblühen aus dem Keim verderben ſie und machen, daß auch das Beſte künftig *gemacht* werden muß, daß ſie nie in vollſter Lebenskraft, nie in Naturbegeiſterung werden auftreten können, ſondern immer nur im Ideenfieber — ich weiß für die Sache keinen ſchicklichern Ausdruck. Aus dieſen, welchen man ſo mitſpielte, werden gewiß keine Menſchen, die mit Shakeſpeare der Welt einen Stoß geben und ſprechen: geh vorbei! Man verzeihe mir, ich haſſe dieſes elende und weichliche Thorengeſchlecht, dieſes Mittelding zwiſchen Mann und Weib, ich haſſe ſie, wo ich ſie finde, beſonders wenn ich ſie die unbefleckte Jungfräulichkeit der erſten Kindheit beſchmeißen finde; ich haſſe ſie, weil ich täglich das

Unheil

Unheil ſehe, ſo ſie anrichten. Sie ſind die eigentlichen Nervenauslöſer der Menſchheit, ärger als alle Schlangen und Skorpionen, vor deren Schleichen man ſich allenfalls hüten kann. Weil ſie ſo von allem etwas haben, ſo können ſie betrügen; weil ſie halb ſpielen können, ſo können ſie irre führen. Sie ſcheinen oft ein Ideal für die arme Erfahrung, eine Fabel für den einzelnen Fall zu haben; aber mit dem Worte tödten ſie das Bild und mit der weltzerſtückelnden Eitelkeit, die nie ſich ſelbſt vergißt, tödten ſie die Fabel. Bild, Fabel, Kindheit ſind Eins. Weil man alle Tage Kinder ſehen kann, welche witzig und klug vor den Alten paradiren und prangen müſſen, Kinder, welche altklug zuletzt damit aufhören, alles Kindliche und ſelbſt die Neigung, die ſie zu Spielen mit ihres Gleichen zieht, auszuſtoßen; und weil dieſe kleinen Karrikaturen mich ſo ſehr jammern, weil ich in ihnen die künftigen Paruckenſtöcke und Uhrgehäuſe des Putzzimmers und Theetiſches und die Larven und Hohlköpfe der Konvenienz ſehe, ſo bin ich hier lang geweſen.

Eine andre Art giebt es, die ein freilich nicht ſo verderbliches, aber doch immer ſehr ſchädliches Spiel mit Kindern treibt, ein Spiel, welches die Kinder eben ſo oft zum Vorwitz und zur zu frühen Beleuchkung der Dinge führt, als zum Irrewerden an der Liebe, denn Liebe ſoll die erſte Unſchuld in der Welt empfangen. Auch dieſe Menſchen ergötzen ſich an der erſtaunlichen Fertigkeit, welche Kinder in Antworten, Fragen, kurz im Zuſchlagen mit Worten haben. Sie treiben eine Neckerei mit ihnen, um etwas Neues, was ſogleich aufgegriffen wird, ihnen von der Zunge zu locken, oder in ihrem kleinen Zorn ſie zum Schelten und zu allerlei Stellungen und Fechtergriffen zu bringen, worin jene oft Großes ſehen. Freilich beſchleichen dieſe das Kind nicht, wie die Vorigen, und niſteln ſich alſo nicht ſo im Glauben und Vertrauen bei ihm ein, aber immer ſind ſie unnatürliche Reitzer. Hat das Kind viel Ruhe, ich mögte ſagen, mehr Herrſchaft über ſich, als der Necker, kurz hat es Anlage witzig zu ſeyn, ſo wird es in Worten Schlag auf Schlag, in Fechtergeiſtesgegenwart es bald bewundernswürdig weit bringen; iſt dies aber nicht, ſo wird es freilich anfangs ſeine Luſt haben an dem kindiſchen Thorenſpiele mit den Erwachſenen, aber gewöhnlich mit Unwillen, und da die Natur oft ſelbſt ſo ſchwach und kümmerlich iſt, aus Spaß Ernſt zu machen, oft mit Widerwillen und Erbitterung endigen. Dies Letzte iſt auch das Beſte, wenn es nicht zu oft kommt; durch die Abneigung, welche das Kind gegen den Necker faßt, verliert er alle Gewalt, es weiter zu verderben.

Die Natur hat dem Menſchen, vielleicht mit ihm vielen andern Lebendigen, einen zarten Sinn für Schönheit eingepflanzt, die auch künftig die einzige ſeyn wird, die ihm den rauhen Weg des Schickſals mit ihrem Regenbogenſchimmern beſtreut. Vor allem Ungeſtalten, Deſorganiſirten, Todten bebt dieſer zarte Sinn zurück, und da es ein Sinn iſt, ſo klingen ſeine Saiten leichter an, je feiner der Bau des Inſtrumentes iſt, worauf ſie geſpannt ſind. Was uns die Gewohnheit leidlich macht, das fühlt das junge Leben noch mit aller Innigkeit und ſein unverrückter Inſtinkt empört ſich bei Gegenſtänden der Häßlichkeit und Unhuld. Ich weiß einen kleinen, ſonſt ſehr muthigen Knaben von noch nicht zwei Jahren, auf welchen eine todte Waldſchnepfe, ein Stück von einem geſchlachteten Kalbe einen ſo widrigen Eindruck machten, daß er an Stellen, wo er nicht ganz zu Hauſe war, ihrer ſogleich mit Schrecken gedachte „Waldſchnepfe, Kalb thut mir nichts.“ Man kann, wenn man aufmerkt, auch ſehr leicht die Wirkungen ſehen, ſo verkrüppelte und ſcheußliche Menſchen auf ein Kind äußern, beſonders wenn es ſehr reizbar iſt. Endlich gewöhnt es ſich freilich, aber das iſt ſchlimm. Die weiche Maſſe nimmt gar zu leicht Eindrücke an, welche bildend und geſtaltend werden können. Es kömmt unendlich viel darauf an, mit welchen Menſchen man in der Kindheit lebt. Hüte alſo das erſte Alter vor aller Scheußlichkeit, bis es ſie mehr ertragen kann, entferne von ihm das Geſtaltloſe und Todte, laß freie, frohe, wohlgebildete Menſchen ſeine Wiege und ſeinen erſten Spannenſchritt umgeben, ſchöne, liebliche Bilder ſeine Blumenzeit umſpielen. Und glaubſt Du ſelbſt an eine himmliſche Urania als die ſeligſte Göttin Deines Lebens, ſo laß den Keim der Kindheit ungeſtört und unerſchreckt aus ſeinen dünnen Windeln ſich entwickeln, hoffend, was Du nicht ſieheſt, daß die Schönheit die Pflegerin aller Kraft und aller Mannesgröße für die künftigen Tage ſeyn werde. Strafe mit Ernſt die Thoren und Muthwilligen, die mit des Kindes beweglichſter Reizbarkeit ein ungöttliches Spiel treiben.

Auch die Schmeichler müſſen wir ſehen. Einige ſind vorher ſchon genannt, denn mit Unwahrheit und Eitelkeit beginnt jede Schmeichelei. Die Tollſten brauchen wir nur zu nennen, die wirkliche Unnatur und Karrikatur als etwas Schönes und Herrliches loben. Freilich jede Schmeichelei wird Stöwung. In dem Blumenknoſpenleben der Kindheit und ſteht unter den Schlangenklugmachungsmitteln der Unſchuld nicht hintenan: was man aber doch meiſtens bei Kindern Schmeichelei nennt, iſt ſo ſchlimm nicht, als man ſie gewöhnlich verdammt. Die Mutter, die Amme, die Geſchwiſter, auch wohl die Hausfreunde loben dem Kleinen in Liebe alles, was er iſt und was er hat; aber ſie loben dies doch meiſtens in Bildern und Gleichniſſen, lieben Dingen gegenüber, woran das Kind ſich als an ſeinem Spiegel hält: ſo hört man beſonders die Weiber und die Jugend die Kinder liebkoſen und mit ihnen plappern. Seine Wangen, ſeine Augen, ſein Mund, ſeine Füßchen ſind niedlich und hübſch; allerliebſt iſt alles an ihm, ſeine Stiefelchen und ſein Röckchen, ſein Springen und ſein Fallen, ſein Bettchen und ſein Stühlchen; aber die Vergleichungen, welche immer drein kommen, und die Tändelei und Liebe, die alles dies an das Gemüth und an die Erde hält, hindern, daß es nicht zur Vereinzelung und Welttrennung, alſo nicht zum Gehülfen des Vorwitzes werden kann. Es ſcheint bei ſolchen kleinen Schmeicheleien, eben weil das Kind ſo lieb unbefangen iſt, als wenn es ſie nur gern hört, um das Niedliche und Schöne, was es ſelbſt haben und tragen ſoll, ſogleich auf ſei-

ne

die ganze bekannte kleine Welt überzutragen, auf die Bilder, welche ihm bei dieſen Tändeleien gegeben werden oder die es ſich ſelbſt ſchon dabei herbeizieht. Sage dem Kinde „Du biſt ſo flink und niedlich, als das kleine Mäuschen, Du haſt ein buntes und goldnes Röckchen an, wie die Nelke, die Biene und der Schmetterling„ — es ſieht nur das Mäuschen, die Blume, die Biene und den Schmetterling und freut ſich in ihnen mit. Es iſt dem Menſchen nicht natürlich, ſich ſelbſt mittelbar zu beſchauen. Die unmittelbare Beſchauung im Gleichſeyn und Aehnlichſeyn mit dem All, kurz im harmoniſchen Bruderbunde der Welt iſt ja eben das höchſte Leben, und wohl dem, der ſo zu ſchmeicheln weiß, daß er dieſes im Kinde erweckt und erhält! Freilich wo die vorigen Stümper und Verſtümperer ſchon geweſen ſind und das klare Waſſer unrein gemacht haben, da kann auch das Schönſte zuletzt häßlich werden.

Was man hier gewöhnlich einwendet und worüber man als über etwas Heilloſes klaget, iſt die Eitelkeit, die eine Tochter ſolcher Schmeichelei ſeyn ſoll. Aber bis auf den heutigen Tag iſt man ſich über das Wörtchen Eitelkeit noch nicht einig, und ich muß geſtehen, daß ich es nicht einmal mit mir ſelbſt bin. Eitelkeit iſt etwas Heilloſes, wenn ſie darin beſteht, immer auf ſich ſelbſt zu ſitzen, in der ganzen Welt nur ſich zu finden; denn da wird man weder ſich noch etwas anderes in der Welt finden, ſondern wüſt in einer Wüſte ſeyn, und in dieſem ewigen Schlangenzirkel, der eine öde und finſtre Leere einſchließt, mit dem Gift der eignen Zähne ſich in den Schwanz beißen. Dies iſt das fürchterlichſte Gefängniß der Teufelei, worin man ſein eigner Teufel ſich ſelbſt einſperrt; dieſe Eitelkeit iſt das eigne Unglück, indem ſie Unglückliche macht, wenn ſie in ihren engen Kerker etwas mit einengen kann.

Es iſt vorher davon geſprochen, wie weit man es mit Kindern bringen kann, ſie frühe klug, d. h. frühe dumm zu machen. Dieſe vorwitzige Klugmachung giebt zuerſt bei der Jugend immer den Schein der Eitelkeit, weil ſie noch mit Niedlichkeit und Beweglichkeit des jungen Lebens gepaart iſt. Nachher läuft ſie in zwei Parallelſtraßen aus, die ſcheinen ſich nie berühren zu können, aber doch unſichtbar in dem Einen Punkte ſich berühren, daß das Elend als Pförtnerin den Schlagbaum öffnet und ſchließt, wo die beiden Wege ſich ſchneiden. Die ſtarken ſo ergriffenen Naturen werden das, was man tüchtige und ochſig arbeitende Realiſten nennen könnte, die im Schweiß ihres Angeſichts ziehen und nur Adams Diſteln und Dornen ſehen, denen an ihrem Pfluge die Lerche nicht ſingt, an ihrem Schreibtiſche keine Muſe den Staub mit ihrem Blumenſtrauß abwiſcht, welche das Geſetz als die einzige Richterin kennen und des Herzens Entſcheidung nicht haben, und überall das Herz nur kennen durch die Narben, welche des Geſetzes Diſciplin darin riß. Dieſe Menſchen ſind nicht eitel, ja ſie treten mit ihren breiten Ochſenklauen ſelbſt die Schönheit und Freude als Weltverderberinnen, Staatenzerſtörerinnen und Buhlerinnen der Eitelkeit in den Dreck. Wie ſie die Erde beſtimmt, iſt ihnen der Himmel beſtimmt. Dieſe meiſtens wahrhaftig edlen Naturen ſind die ächte Tragödie unſrer Zeit, die ſtreng rechtlichen Menſchen, welche, weil ſie das Gute nur durch Pein haben und hatten, in Erbitterung und Ingrimm deſſen, was ſie Tugend nennen, hindurch müſſen. Die ſchwachen Naturen werden eitel ſo, wie wir es vorher zeigten. Der ſchlimmſten Eitelkeit hätten ſie entgehen können, einer kleinen entgehen ſie nie, weil ſie kein volles Weltleben des Muthes und der Begeiſterung in ihrer Bruſt tragen. Eine ſtarke Natur wird dieſe Eitelkeit immer ausſtoßen in Zeiten der Männerkraft. Den Schwachen ſcheint die kleinere Doſis Eitelkeit,

die

die noch im Mannesalter Kinderſpiele treibt, mitgegeben als ein Troſt und eine Entſchädigung für das, was ſie entbehren. Freilich die Stufen gehören auch hier der verſchiedenen Bildung, aber doch kann man ſagen, daß der Eitle eitel gebohren iſt, denn eitel, nichtig, ſchwach ſind gleichbedeutende Worte. Allenthalben, wo die Natur mehr Leib als Geiſt, mehr Materie als Lebensorgan ausgegoſſen hat, wird die Eitelkeit ſich am leichteſten einniſten. Warum haben die Erſtgebohrnen; auch wohl die Baſtarde gewöhnlich ſo einen Strich davon? Dieſe Frage kann etwas zu denken geben.

Was man an den Kindern, der Jugend, den Weibern gewöhnlich Eitelkeit nennt, paßt ſelten unter die Rubrik des Ebenverhandelten und zeigt die fatale Unbeſtimmtheit des Wortes. Ueber die Kindereitelkeit, ihren Urſprung und ihre Art iſt ſchon unter dem Worte Schmeichelei geredet. Auch die Jugend hat ſo viel Leichtes und Tändelndes an ſich, was nur die unerbittliche Strenge und die ſündliche Gewohnheit, alles ſo leicht zur Sünde zu machen, Eitelkeit ſchelten kann. Ueberdies ſind bei den Uebergängen vom Knaben zum Jüngling und vom Jüngling zum Mann gewiſſe Abweichungen der Magnetnadel, wie zur Zeit der Nachtgleichen die

Wetterkriſen, Unbeſtimmtheiten, die länger und kürzer dauern und Anomalien geben, ſo der unaufmerkſame Verſtand nicht erklären kann, doch erklären mögte und mit dem Wörtlein Eitelkeit kurz abfertigt. Ueber die weibliche Eitelkeit, oder was man ſo zu nennen beliebt, und womit man die Weiber leicht ängſten und irre machen kann, weil ſie über ihre Natur nicht grübeln können noch ſollen, kann ich hier nichts ſagen, weil ich es noch nicht verſtändlich ſagen kann.

Daß es eine Abgeſchmacktheit aller Abgeſchmacktheiten, eben ſo dumm, als abſcheulich iſt, die Kinder ſchon Lebensregeln, Zierlichkeiten der Konvenienz zu lehren, ſie ſchon in dieſer Zartheit durch Unterricht zuzuſtutzen, das brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Dieſe bedeutenden Punkte und ihr Wann und Wie und Wodurch ſchieben wir weiter zurück, wo von ihnen allerdings geſagt werden muß. Wer ſolche veraltete Dinge jetzt noch neu machen kann, zwiſchen dem und ſeinem Zeitalter giebt es keinen Berührungspunkt. — Aber noch ſind ein paar Dinge, woran man ſich und die Kindheit oft fürchterlich zerarbeitet und wovon ich etwas ſagen muß, weil ſelbſt gute und fromme Menſchen oft dabei ſündigen. Dieſe Dinge ſind der **Eigenſinn**, die **Gierigkeit** und die **Gefühlloſigkeit**

der

der Kleinen, welche den unverſtändigen Alten oft manchen Seufzer koſten.

Mit dem Eigenſinn iſt es eine eigne Sache. Sobald dieſe Beſchuldigung kömmt, ſtehen zwei einander im Streit gegenüber, entweder ein Erwachſener gegen den andern, oder ein ſolcher gegen den Unmündigen, oder auch zwei Unmündige. Da iſt es ſehr ſchwer zu entſcheiden, wer von beiden das Recht zu entſcheiden habe, wer von ihnen eigenſinnig ſei. Ich kann hier nur andeuten, nicht erſchöpfen, weil erſt durch den Schluß meines Cyklus verſtändlich werden kann, was ich hier ſagen möchte. Der Sinn des Eigenſinns iſt offenbar ein edler; wie ihn aber derjenige meint, der angeſtoßen und verletzt worden iſt, ſo ſoll er eben keine Tugend bezeichnen. Eigenſinn, d. h. eignen Sinn, hat jeder Menſch, inſofern er ein anderes organiſirtes Ding iſt, als alles andre. Dieſer eigne Sinn, am kräftigſten und ungeſtörteſten ausgebildet, giebt den ſchönſten Weltſinn. Man nennt dies auch wohl eines Menſchen Individualität. Je mehr der Menſch ausgebildete Individualität hat, deſto mehr Humanität wird er haben. Gerecht und muthig zugleich im Leben, wird er nicht leicht verletzen und beleidigen, wohl aber viel verletzt und angeſtoßen werden können, ehe er auffährt; das heißt, er wird am ſeltenſten in den Fall kommen, darüber ſtreiten zu müſſen mit jemand, wer von beiden der eigenſinnige ſei. Auch das Kind hat ſeine Individualität, aber noch keine Humanität, weil ſeine Individualität noch ungebildet iſt. Dem Unverſtändigen und Thörigten alſo, welche wollen, es ſolle auf dem Fuß eines Erwachſenen mit ihnen umgehen und ſich betragen, muß es immer eigenſinnig erſcheinen. Alle ſeine Eigenheiten ſtehen noch ſcharf und eckigt da und ſtoßen an. Es muß ihnen eigenſinnig erſcheinen ſelbſt gegen und unter ſeinen Geſpielen. Es iſt noch ein ſcheinbarer Streit. Ein ſolcher ſcheinbarer Streit iſt es ſelbſt nur, wenn es ſich jetzt mit derſelben Perſon oder Perſönchen küßt und ſchlägt. Es kann wohl wehe thun, aber nicht beleidigen, weil kein Unrecht dabei iſt, als wo ungleicher Kampf mit einem Erwachſenen das Andenken der Rauferei bewahrt und Feindſchaft und Sünde erzeugt. Inſofern alſo dieſer Eigenſinn unſchuldig anſchlägt und anſtößt, iſt er weder gut noch böſe, ſondern ein gleichgültiges Ding; er iſt, weil das Kind iſt.

Aber es iſt ein anderer Eigenſinn, ſobald der eigne Sinn (die Individualität) zu frühe angegrifſen und zerſtört wird durch jene Plagen und Plagergeiſter, die wir vorher genannt haben. So lange dieſe und ihre Schöpfer mit ihren Wirkungen da bleiben, wird man vergebens an dem Kinde ſich zerarbeiten, dieſen Eigenſinn auszugäten und zu unterdrücken, welchen man wirklich im ſchlimmen Sinn Eigenſinn nennen kann. Vielmehr wird grade, daß man ſich daran zerarbeitet, ins Mark treiben, was nur noch in die Rinde eingedrungen war. Hier ſind die draſtiſchen Mittel übel angebracht, und allein die himmliſche Venus, welche die Geſchlechter und die Familien und die Menſchen und die Welt zu ihrer großen Chorägie verbindet, thut uns noth, unſichtbar ihren heilenden Diptam auf die wunden Stellen zu träufeln, daß die Pfeile, welche fremde Unart in das junge Weſen geſchaffen hat, ſich von ſelbſt herauslöſen, weil ſie künſtlich und gewaltig nicht ohne eine ſchreckliche Zerſtörung herauszuziehen ſind. Sobald durch Albernheiten und Kindereien der Erwachſenen der klare Sinnesſpiegel des Kindes verdunkelt iſt, ſo iſt es ſchwer, den beſſeren Eigenſinn von dieſem gemachten zu unterſcheiden, in welchem allerdings der Anfang der Sünde liegt; ja ſelbſt die unbefangenſten Menſchen können ſich darin irren: ich rathe daher, hier vor allen leiſe zu gehen, daß man das Kind nicht in die

Sünde reife. Das einzig helfende und nie ſchadende Mittel ſtatt des Dreinſchlagens und Schneidens und Brennens des Uebels iſt das Tragen der Geduld und das Halten der Liebe, die einzige für ein Kind gültige Lehre und Warnung. —

Es giebt überdies Sonderbarkeiten und Unerklärlichkeiten in der Kinderwelt, bei welchen man alles verderben würde, wenn man ſich nicht mehr auf das Zuſehen und Erwarten beſchränkte, als auf das Einſehen und Eingreifen. Wie viele Menſchen werden im eigentlichſten Sinn unglücklich gebohren mit ſtreitenden Kräften und Disharmonien, welche erſcheinen, ſobald ſie aus dem Wiegenſchlaf der erſten Wochen erwachen! Sie büßen die Sünden ihrer Aeltern, welche nicht ihre Leiber, ſondern andrer Rückſichten oft mit feindlichen Strebungen verbanden und welche ſie ohne Liebe zeugten. Dieſe Armen ſind oft für ihr Leben zum böſen Streit beſtimmt, oft können ſie ſich durch Stärke der Naturkraft reinigen, freilich immer nur einſeitig. Lichter und Schatten werden ſich bei'm holden Schein der Schönheit an ihnen miſchen. Sie ſind berechtigt Nachſicht und Verſtand der Güte von den Erwachſenen zu fordern. Wenn aber dieſe vollends unbarmherzig auf das eingeißeln, was hier nothwendig oft

als

als der ſchlimme Eigenſinn erſcheinen muß, ſo möchte es ein Wunder ſeyn, daß ſie nicht einſt ganz elende Menſchen würden. Die Ungeſundheit der Organiſation, welche die ſich ſelbſt mehr überlaſſene geiſtige Kraft einmal allein wieder etwas herſtellen mag, zeigt ſich bald in Convulſiviſchen und abgeſchnittenen Bewegungen, in wechſelndem Sonnenſchein und Finſterniß des jungen Gemüths, in deſſen Leben zu ſolchem Wechſel kein Grund liegt. Wer hier drein ſtören und zurecht rücken, ja der Unheilige, der hier vollends drein ſchlagen und zuſammen drücken wollte, was ſich nur langſam, vielleicht nie ganz binden kann, würde ſehr ſündigen. Ueberall iſt bei keinem Dinge, das man ſo mit hineinzieht in die Erziehung der Kindheit und Jugend, größere Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, liebendere Menſchlichkeit nöthig, als bei dem Eigenſinn, wie man ihn gewöhnlich meint und behandelt.

Außer dieſen Verrücktheiten und Zuckungen der Kindheit, die aus der Verrückung der Naturgeſetze bei'm Zeugen, zuweilen aus Zufälligkeiten unter der Schwangerſchaft entſpringen, oder aus einem traurigen Zuſtande, worin Unglück und heftige Begier die tragende Mutter werfen können, giebt es andre Sonderbarkeiten und Unerklärlichkeiten, welche in der innerſten Tiefe des Naturtriebes und des Naturtreibens ihren Grund haben, welche wir alſo nur andeuten können. Es giebt Menſchen, harmoniſch gebohrne, glücklich gebohrne, aber ſo zart gebohrne Menſchen, daß ſie gleichſam zum Saitenſpiel der Welt beſtimmt ſcheinen. Sie werden keine Stätigkeit haben für das äußere Auge, wohl für das innere; bald ſchlaffer, bald geſpannter, oft auch geſprengt erſcheinen. Ihre Harmonie iſt in der tiefern Weltharmonie und alſo vielen gemeinen Sinnen und Gemeingeſinnten verborgen. Sie ſind die orpheiſchen Saiten der Wehmuth und Wonne und alſo wechſelnd in beiden zitternd und klingend, und ſo klingen ſie in leiſen Tönen orpheiſche Myſterien der Humanität aus der Welt heraus und in die Welt hinein. Nebel und Sonnenſchein, Frühling und Winter, Blume und Schnee, Vogelgeſang und Meeresbrauſen, eine Küſte, ein Berg im Thal — kurz jedes Naturverhältniß und jeder Naturklang ſteht dieſen Feinern näher und wirkt unmittelbar mehr auf ihre Bildung. Den Unheiligen ſcheinen ſie oft ſchon als Kinder dumm, wahnwitzig und behext, und ſtehen wirklich nach einer gewiſſen Anſicht unter einem unmittelbarern Natureinfluß, den man beinahe eine Naturbehexung nennen möchte, welche auch im ſpäteren Leben nicht aufhören wird.

wird. Dieſe haben die meiſte Elaſticität des Widerſtandes, ſie können, da ſie gewiſſermaßen mehr als andre an unſichtbaren Fäden der Naturgewalt gezogen werden, nicht ſo leicht aus ihrer Bahn geriſſen werden; aber freilich weil ſie verrückt ſcheinen, wird man viel an ihnen rücken. Dieſe Anomalien dürfen freilich nicht die Menſchenmehrheit ſeyn. Man möchte ſie die muſikaliſchen Inſtrumente der Erde nennen. In die That hineingetrieben werden ſie Heroen, Weltzerſtöhrer und Weltverjünger, in welche Zeit nun ihr Leben fallen mag. Zum ſtilleren Wirken des Werkes gezogen, werden ſie die zweiten Schöpfer, Poeten, Plaſtiker, Muſiker. Es ſind dieß die ſchönen, tieffühlenden Gemüther.

Eine zweite Klaſſe geben die hohen, tiefſinnigen, die Genien und Halbgötter unter den Menſchen. Dieſe, welche man die Erfinder, die großen Choragen der Menſchheit, die Götter auf Erden nennen könnte, werden in ihrer Kindheit ſehr häufig das Gepräge der gewöhnlichſten Menſchen tragen. Ihr Leben iſt Ruhe und Beſonnenheit; ihre Entwickelung erfolgt oft ſehr ſpät, oft durch eine Art Wunder. Wie die erſte Klaſſe der Genien oft für verrückt gehalten wird, ſo hält man dieſe oft für dumm. Vielleicht zeichnen ſie ſich aus in der Kindheit durch eine gewiſſe Schwere, Unbehülflichkeit und Selbſtruhe, die wohl oft für Starrſinn gemißhandelt werden. Auch kann es nicht helfen, daß dieſe, die einmal als Kometen laufen und eine Lichtbahn zeichnen ſollen, nicht zuweilen in der Frühe ſchon als Kometen erſcheinen ſollten. Wenigſtens giebt es einzelne außerordentliche Lichtſtreifen, einzelne Wetterleuchtungen ihrer höheren Natur, es giebt bei der größeren Regel auffallendere Regelloſigkeiten. Dies können wir glauben, dies wiſſen wir aus einzelnen Erſcheinungen unſrer Erfahrung und aus einzelnen Lebenszügen großer Genien. Wir würden mehr davon wiſſen und beſtimmter davon ſprechen können, wenn wir von Newtons, Leibnizens, Rouſſeaus, Platos Jugend und vorzüglich von ihrer Kindheitsgeſchichte Tagebücher hätten, welche freilich ein beobachtender Weiſer hätte halten müſſen.

Hier alſo, ihr Väter und ihr Mütter, ihr Erwachſenen alle, die ihr meint, Vorrechte zu haben vor der Kindheit und Jugend, hier gilt es, fromm und beſcheiden, gerecht und beſonnen zu ſeyn, euch zu fragen, ob ihr ſelbſt nicht eigenſinnig, nicht kindiſch ſtarrköpfig ſeid, indem ihr meint berufen zu ſeyn, fremden Starrſinn zu brechen. Fragt euch erſt, ob ihr kindlich und menſchlich geſinnt ſeid,

wenn

wenn ihr zu dem zarten Inhaber aller Unſchuld und alles Lebens tretet; fragt euch, ob ihr ſo klug ſeid, die Geiſter und ihren dunkeln Gang verſtehen zu können; fragt euch, ob ihr ſo kühn ſeyn dürſt, einen Genius in ſeiner dunkeln Bildung aufhalten zu dürfen, der einſt vielleicht hoch über den Geſichtskreis eures Wirkens und Treibens fliegen wird, der vielleicht ſein Zeitalter und die nächſten tragen wird. Habt ihr dieſe Fragen gethan, o ich zweifle nicht, viele Exekutionen und Proceſſe und hohe und niedere Gerichte, die man gegen und über den Eigenſinn hält, werden ſchweigen. Wir können von uns, der Menſchheit und Gottheit, worin die Welt ruht, nie eine zu hohe Idee erhalten, um dieſe in ihrem erſten Keimen und Aufblühen recht zu lieben und zu ehren.

Wir kommen auf das Zweite, auf die Gierigkeit der Kleinen, ein Wort, das nicht ganz erſchöpft, was ich ſagen will; indeſſen ich habe kein beſſeres. Man braucht nur einige Zeit unter Kindern gelebt zu haben, um zu ſehen, daß ſie ſehr ſtörriſche und feſthaltende Beſitznehmer ſind auch von dem, was nach dem alten Naturrechte unſrer Väter nicht eine res nullius hieß und dem erſten Beſitzergreifer nach dem ſtrengſten Rechte zufallen mußte. Hier wird von vielen Unberufenen ſcheußlich geſündiget, welche meinen, was Gutes ſie dem Kleinen einſchwatzen und anklügeln wollen, indem ſie den Proceß einer wahren Einſchüchterung und Verblüffung mit ihm vornehmen und ihm zum Unrecht machen, was ſein vollſtes Recht iſt. Das Kind nimmt die Beſitzergreifung zuerſt ohne Unterſchied vor, es beſteht zweitens hartnäckig darauf und will keine Bürgerlichkeit und Legalität anerkennen, und drittens hat es faſt mehr als der geitzigſte unſrer elenden Staatsbürger, denen meiſtens das ganze Leben nur ein Erwerbungsproceß iſt, die böſe Neigung, von dem Okkupirten und deſſen Genuß alle andre auszuſchließen. Wenn dies nicht Argheit und et bſündliche Erbſünde aus der erſten Schlangenverführungszeit in dem jungen Unkraute iſt, was ſollte es ſonſt ſeyn? und ſo macht man ſich denn luſtig ein die Diſciplin, dies alte Schlangenadamsweſen mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Zu Anfang ſage ich, es ſoll mich jedes Kindes Natur freuen, die mit Beſtimmtheit und Feſtigkeit okkupirt, mit Kühnheit feſt hält und mit Zorn nur der Uebergewalt nachgiebt und fahren läßt; zum zweiten will ich einige Noten zu dieſem Texte machen. Auch das Kind hat ſein Naturrecht, welches uns aber, wie in den alten Lehrbüchern oft, kein

anti

antiſociales ſeyn ſoll. Und da wir mit dieſem Naturrechte hier recht eigentlich und angelegentlich beſchäftigt ſind, ſo wollen wir es wenigſtens mit einigen Blicken beleuchten, um zu ſehen, wer Unrecht hat. Man kann das Kind wohl ohne Scherz und im Scherz wie einen neuen Cookiſchen Weltumſegler anſehen, der an einer bisher unentdeckten Küſte anlandet; denn das Wort unentdeckt iſt bei uns Europäern und ſelbſt in unſern Naturrechtskompendien nur relativ, und ich ſehe nicht, warum es bei ſeinem Anlanden an den Erdkloß nicht eben ſo ſeinen Beſitznehmungspfahl einſchlagen dürfte, wie Byron, Cook und Bougainville dies einſt für die George und Ludwige thaten. Es thut dies auch wirklich und bemächtigt ſich, weſſen es ſich bemächtigen kann, wenn es ihm gefällt. Schon dazu ſehen die Erwachſenen ſcheel und müſſen es mit Gewalt aus dem Beſitz ſetzen: eine unvermeidliche Nothwehr. Wenn dies nur ruhig geſchieht, ſo ſchadet es nicht, denn Uebermacht, vor allen Naturübermacht- und Nothwendigkeit muß es frühe lernen. Da das Kind nur die Bildungsfähigkeit und Schrankenfähigkeit hat, aber noch kein Bild und kein Maaß, ſondern dies erſt durch ein langes, oft böſes Leben lernen ſoll, ſo wird es trotz einem Alexander und Bonaparte ſeine Gränzen zu erweitern und dieſe, endlich zu ſeinen

Natur-

Naturgränzen zu machen ſuchen. Da muß ihm Gewalt gezeigt werden, aber ſo, daß es ſie tragen kann. Vor allem hüte man ſich vor der gewöhnlichen Dummheit, ihm dieſer Gewalt Nothwendigkeit fein bürgerlich zu erklären, d. h. ihm vom Nutzen und Zweckmäßigkeit des Zwanges vorzuſchwatzen. So wird man für die Zukunft einen elenden Bürger und Menſchen zugleich aus ihm machen. Jetzt iſt ſein Geſetz: was iſt, das iſt, und was ſeyn muß, muß ſeyn; möge es auch ſein künftiges bleiben! Dieſes Anſichreißen und Uſurpiren iſt aber auch in ſeiner unendlichen Thätigkeit zu ſuchen und daraus zu entſchuldigen; dieſe Thätigkeit könnte auch unmäßig heißen, weil er ſelbſt noch maßlos iſt.

Eben ſo iſt das andere zu erklären, daß das Kind das, was man ihm theils zum Beſitz übergiebt, theils in ſeinem Beſitz läßt, geitzig feſthält und nicht gern andern mittheilt. Man könnte meinen, dieſes Feſthalten komme vielleicht daher, daß es bei dieſem und jenem aus dem Beſitz geſetzt worden, wo es feſt zu ſeyn glaubte; aber dies iſt es nicht allein. Was das Kind nemlich grade hat, woran es ſich freuet, womit es beſchäftigt iſt, darin iſt und lebt es, das iſt dann ſeine einzige Welt;

weil

weil es unmittelbar lebt, ſo hält es ſeinen jedesmaligen Beſitz wie ſein Leben ſträubend und kämpfend feſt. Je mehr ein Kind wahres Leben und gediegene Naturkraft in ſich hat, je mehr es auf Eines gerichtet iſt, je mehr wird es das zeigen, was man gedankenlos Misgunſt, Neid, Anlage zum Geitz nennt. Möchte es dieſen Geitz immer bewahren, das Eine, was ſein Gemüth gerade liebt, feſt zu halten und zu vertheidigen! Der Geitz und ſeine vorbereitenden Griffe ſind mehr univerſal. Dies zeigt aber das Kind nicht. Sobald es ſeinen Trieb an einem Dinge geſtillt hat, was wirklich von Werth ſeyn kann, überläßt es daſſelbe allenfalls jedem der Luſt hat ſich deſſelben zu bemächtigen, und eilt dafür in neuer Begier einem Quarke zu. Man ſieht, wenn man ſehen will, daß es noch keinen Begriff von Werth hat, als für das Bedürfniß des Augenblicks, und in dieſer Unwiſſenheit ſoll das Kind lange bleiben. Sobald aber die Alten hier ungeſcheut mit drein tappen, ſo können ſie, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ihn zu einem Geitzhals und ſeichten Zähler und Rechner vorbereiten, indem ſie alles für den Nutzen und eine bürgerliche Zweckmäßigkeit richten, welche das Kind noch lange nicht kennen ſoll. Ich will nicht ſagen, daß man immer aus dieſer Anſicht und Abſicht ſich einmiſche, und dieſe Unart, wie man ſie nennt, leitet und beſſert, ſondern man meint, recht was Gutes zu thun, wenn man das Kind früh gewöhnt, ſich und ſeine Sachen unter andere zu theilen. Man meint, dies ſei der geradeſte Weg, es künftig wohlthätig, uneigennützig, ſympathetiſch mit andern Menſchen zu machen und den Egoismus ſogleich mit den erſten Wurzeln auszurotten. Grade verkehrt. Denn je früher Beſchränkung und Zerſplitterung des Lebens, deſto mehr Egoismus künftig, der nur ein Kind der Schwäche iſt. Was nach einigen Jahren ohne Schaden geſchehen kann, vielleicht geſchehen ſoll, ſoll jetzt nicht geſchehen. Ich bin überzeugt, daß der reine Inſtinkt, wie viel man von Sich und dem Seinigen künftig abgeben ſoll, hier ſchrecklich verwirrt werden kann. Wenigſtens findet man wenige Menſchen, die dies im rechten Maaß und zu rechter Zeit zu thun wiſſen; ich denke, weil man ſie ſo früh ein falſches Eintheilen und Abgeben lehrte. Mancher theilt ſich, ſeinen Geiſt, ſein Vermögen, ſeine Hülfen, ſo unangenehm, ſo zwecklos, ſo ſich ſelbſt und andre ſchwächend und nicht aufrichtend mit, daß er faſt immer misfällt, wo er gefallen, und ſtrandet, wo er wirken will. Was ſoll man von der Erbärmlichkeit ſo vieler Menſchen ſagen, die nie meinen, unter andern Menſchen ein Recht zu haben, ſich allein zu beſitzen und allein zu leben, die nicht allein in Geſellſchaft, ſondern auf den Gaſſen, in den Kirchen, Theatern, Bibliotheken immer auch in allen Anweſenden exiſtiren wollen? Woher ſoll ſich dieſen die Lebenskraft ergänzen? Es geht ihnen wie ſchlechten Schauſpielern, welche, ſobald ſie mit ihrem letzten Worte ihr thätiges Leben verloren haben, ſogleich in todte Bilder zuſammen geſunken ſcheinen. Dies, was ſchlimmer und ernſthafter iſt, als es ausſieht, kann aus dem frühen Abgeben und Artigſeyn entſpringen. Alſo, ihr Kleinen, faßt immer tüchtig an mit eurem Apprehenſionsrechte, und, ihr Großen, macht ihnen nicht bei jeder Kleinigkeit den Beſitzſtand ſtreitig.

Noch eine andre, nicht weniger ſchlimme Arbeit macht man ſich mit der Kindheit, wieder eine unnütze und verderbliche und wieder aus Dummheit, weil man die kleine Natur nicht begreifen will. Man klagt ſie der Gefühlloſigkeit an und man hat Recht. Man hätte aber auch wohl Recht, darüber zu klagen, daß die meiſten Aeltern jetzt zu gefühlvoll ſind und zu kraftlos. Der tiefſte Strom hält ſeine Waſſer am längſten, der Bach, der oft trocken iſt, fließt zuerſt über. Auch bei Kindern giebt es hier Unterſchiede. Die einen ſind zarter,

wei-

weicher, die andern ſtärker, ſpröder. Indeſſen nach der Nothwendigkeit, die wir eben feſtgeſetzt haben, iſt es durchaus unmöglich, daß das Kleine ſo mit allen zugleich exiſtire und empfinde, da es immer nur in Einem ganz iſt und ſeyn ſoll. Selbſt wo man verlangt, daß bei Erwachſenen das Gefühl anſpreche, kann es dies bei Kindern nicht. Leid und Schickſal kennen ſie noch nicht und ſollen ſie höchſtens nur dunkel vorherahnden. Das Kind ſpielt mit dem Schmetterling und mit der Schlange, bricht mit gleichem Muth einem Stöckchen und einem Vogel den Hals, faßt ſelbſt den Todtenkopf ſeiner Mutter an und fühlt nur, daß er kalt iſt. Es ſoll bloß leben und hat kein anderes Gefühl, als das des Lebens, vom Tode noch keine Ahndung. Aber hier beginnt durch Sünde die eigentliche Einſchüchterung und Einfangung der jungen wilden Natur, die ſonſt ſo freudig frei aufwachſen würde. Man nimmt das junge Weſen, wenn es dreiſt durchfährt, zuſchlägt, im übermüthigen Widerſtande ſich hoch aufbäumt, gefühllos — ſo nennt man es — andern nichts nachſehen noch mittheilen will, man nimmt es zur Mürbmachung zwiſchen die beichtenden Kniee und die Vermahnungen der Weinerlichkeit beginnen. Es iſt unglaublich, wie dieſe Weinerlichkeit der Alten, die als Heuchelei gewöhnlich kein

Maaß

Maaß hat, das Unheil weit treiben kann. Sie faßt die Kinder bei ihrem Zarteſten an, bei ihrer Liebe, und wimmert ihnen ſo lange vor, bis ſie weich und flüßig werden müſſen. Auch hier iſt Verwirrung; das Kleine fühlt die Strafe, ohne ſich deutlich einer That bewußt zu ſeyn, welche außer ſeinem Recht lag. So wird ſein Thun irre und es behält oft für das künftige Leben *keinen wahren Inſtinkt für ſein Recht*; ſein rechtes Lebensinſtrument, womit es künftig die Welt hebeln und aufwippen ſoll, wird ihm zerbrochen. Es iſt aber nicht allein unglaublich, wie weit dies Unweſen der Alten gehen kann, ſondern unſäglich, wie viel es bei den Kleinen ausrichtet. Bis zu einer konvulſiviſchen Sympathie mit jedem Quark, bis zu einem ſchrecklichen Grad weinerlicher Empfindſamkeit, kurz bis zu einem Waſſerthränenleben kann man drei- und vierjährige Kinder bringen, welche ſpielen, ſich in Luſt und Kraft tummeln und ſchlafen ſollten. Und dies ſollen Männer werden, Säulen, die künftigen Zeiten zu tragen? Ungeſunde Fantaſten, thatenloſe Träumer und Grübler, ohne je einen freudigen Weltgedanken gehabt zu haben, triefende Oelkrüge im Mondſchein der Empfindelei, die jeden kräftig aufgegoſſenen Liquor gleich wie das Thränenwaſſer durchlaufen laſſen — ſolche werden daraus, wenn ſie am beſten werden, oder gar Mönchsköpfe und Bußfertige, welchen bei jedem Schritt, wo der Geſunde unſchuldig wandelt, die Sünde begegnet und den Schlagbaum niederläßt zwiſchen dem Verfolger und der flüchtigen That, welche er nun nimmer einhohlt. Zittert, Aeltern und Alte, vor dieſer fürchterlichen Bußübung des jungen Gefühls! Eure Liebe ſoll die Kinder ſtärken, nicht zermürben.

Dies ſind Gebrechen, Sünden und Verbrechen an der Kindheit und jedes Kind muß mehr oder weniger auch an ſeinem jungen Bilde pfuſchen und ſchnitzeln laſſen. Man müßte die Menſchen plötzlich anders machen können, wenn dies anders werden ſollte. Aber wenn ſolche Unarten und Verkehrtheiten nur nicht in der Regel ſind, wohl gar als ein Syſtem geübt werden; wenn das Kind nur Eine feſte Liebe hat und dieſe feſte Liebe nicht ſelbſt thörigt das Katzenmäuſeſpiel mit ihm ſpielt, ſo ſchaden ſie doch ſo ſehr nicht, als man meinen ſollte, weil jede geſunde Natur eine außerordentliche Kraft hat, ſich zu reinigen und fremde Krankheitsſtoffe auszuwerfen. — Darauf kann man ſich endlich verlaſſen und muß ſich darauf verlaſſen, nur freilich nie vergeſſend, daß jede irdiſche Kraft endlich iſt. Freilich die Kinder ſind wie flügge Vögel, nach al-

lem

lem guckend, nach allem fliegend und greifend, kurz ſehr aufmerkſam; aber alle ſollen nicht aufmerkſam auf ſie ſeyn, darin irren ſelbſt ſo manche wohlmeinende Erwachſene. Nur wo ihre Liebe iſt, iſt ihre Heiligung, die ſchirmende Aegide, worunter ſie ſich flüchten, die mit ihren Strahlen alle Frevler zurückſcheucht; dort aber wird dieſe Aufmerkſamkeit am wenigſten nöthig ſeyn.

Der Mutter gehört das Kind zuerſt. Sie gebiehrt es mit Schmerzen, wie ſie es mit Freuden trug, ſie drückt das kleine ungeſtalte und hülfloſe zuerſt mit voller Liebe an ihr Herz und nährt es an dieſem Herzen mit ihren zarteſten Liebesſäften. Sie erträgt alle Unleidlichkeiten und Unlieblichkeiten an ihm, hilft ihnen ab, wie kein andrer ſie ertragen und ihnen abhelfen würde. Dieſer zarte Sinn des Weibes, ſonſt ſo an das Schöne gebunden, findet hier das Häßliche kaum häßlich, das Widerliche kaum widerlich. So gehört ihr die erſten Monate das Kind faſt unbeſtritten allein, weil alle andre es ihr gar zu gern überlaſſen. Dieſe erſte Zeit geht ſchnell dahin, das Ungeſtalte geſtaltet ſich, das Widerliche mindert ſich. Nun tritt auch der Vater hinzu, der bisher nur von ferne zugeſehen und das Kind mehr mit Mitleid und Zuneigung, als rechter

Liebe umfaßt hat, nur, wie es ſcheint, weil ein geliebtes Weib es gebahr und weil es hülflos iſt. Er tritt nun hinzu und aus dieſen erſten Trieben entwickelt ſich nun mit dem Gefallen an dem geſtaltvolleren ein heißerer Trieb; er fängt an das Kind zu lieben, händelt es auch mehr und gewinnt ſo eine größere Anhänglichkeit bei ihm: aber die volle Liebe iſt noch bei der Mutter und der Mutterbruſt. Aber das Kind wächſt und ſtärkt ſich, ſeine Füße tragen es, der Mikrokosmos der Mutterbruſt die ſchöne Welt, wohin es ſich aus dem Makrokosmos immer zurückflüchtet, muß doch oft ſeiner Weite weichen. Nun werden die väterlichen Hände und Arme ihm wichtiger als Führer und Träger ins Leben hinein; ſelbſt die väterliche Geſtalt, als welche kühner und mitſchaffender für die fernere Weltweite ihm dunkel erſcheint, wird ihm bedeutender: er fängt an ſeinen erſten und zweiten Mitſchöpfer zu lieben und ein Theil Liebe löſt ſich von der Mutter ab — ich ſage unrecht löſt ſich ab, nein, von ſeiner unendlichen Liebe bekömmt nun auch der Vater ſein Theil. Mit des Menſchen Liebe iſt es wie mit der Gottheit; allgebend und alles durchſtrömend, iſt ſie unverſiegbar und untheilbar.

Das kleine Leben wird jetzt zwiſchen zwei Extremen geführet, zwei Polen verſchiedener Magne-

ten,

ten; ſo Beide ziehen. So läuft es ſeinen Weg der ſeligen Mitte und muß ihn laufen. Die Mutter iſt ſeine Liebe als Liebe, der Vater ſeine Nothwendigkeit, ſein ewig Geſetz in Liebe. Durch die Verbindung dieſer Gegenſätze wird die Welt, ſo wird der Menſch. Wir ſprechen hier wieder von etwas Heiligem und Geheimen und können es alſo nur andeuten, da es ſich nur als Andeutung zeigt. Wie die Verbindung der Geſchlechter, ihre unſichtbare Liebe und Liebesanziehung, ihr Verhältniß als verſchiedene, gleichartige und doch verſchiedenartige Weltgeſtalten, zu einander ſteht und beſteht, ſo iſt es mit dem Verhältniſſe der beiden Aeltern zum Kinde. Außer dem ſichtbaren und offenbaren giebt es ſicher ein ſehr unſichtbares und verborgenes. Man kann wohl annehmen, wenn ein Kind von zwei Aeltern in Liebe entſtanden iſt, daß es von dem inneren Leben der beiden vieles in ſich aufgenommen und zur Einheit ſeiner Natur verbunden habe. Ich will hier nicht angeſehen ſeyn, als glaube ich an eine Sympathie, an eine Gefühlsanerkennung ſeiner Aeltern, wie die Romane ſie oft ſo weinerlich erbaulich auftiſchen; aber ich müßte ein Barbar ſeyn, wenn ich eine Sympathie und Gefühlsanerkennung des Gleichgebohrnen und Gleichgeſtimmten nicht glaubte, da ich ſie oft ſehe. Es iſt in der Gatten- und Kinderliebe gewiß ein viel höheres und tieferes Streben und Ziehen, als das, was Achtung, Dankbarkeit, liebe Gewohnheit erzeugen können. Ein unſichtbares Band der Gottheit, d. h. der Natur, läuft aus in die Welt, mit Millionen Fäden, welche alle zurücklaufen und die Soverbundenen zuletzt mit einem ſtarken Liebesſeil umflechten, das ſie unauflöslicher, zuſammenhält, als Pflicht, Dankbarkeit und andre ſchöne Tugenden vermögen. Dieſe Liebe, die aus einem tieferen Geheimniß der Naturanziehungskraft entſpringt, ruht unſichtbar über dem Leben der Sovereinten und giebt ihm Freude und Gedeihen; ſie iſt wie die unſichtbare befruchtende Kraft des Himmels und der Sonne; welche die Blume und den Halm hervorlockt; welche die Wieſen ſchmückt mit allen Farben der Schönheit und des Menſchen Angeſicht, ohne daß uns bis jetzt einer ſagen kann, wie? Wie man mathematiſch ſchließt: wenn zwei Größen einer dritten gleich ſind, ſo ſind ſie ſich ſelbſt gleich, ſo kann man dies von den Aeltern ſagen in ihrem Verhältniſſe zum Kinde. Das Kind wird der Vermittler und Verſöhner zwiſchen beiden und bringt die Sicherheit, daß das heilige Band, das ſie geknüpft haben, nun nie ſich löſe und reiße. Es iſt der Inhalt und das Bild ihrer beiden Naturen, ſie ſehen ſich in dieſem Liebesſpiegel klar; und wie

könn-

können ſie bei dieſem Verſtändniß ihrer ſelbſt ſich zu entrüſten und unter einander verwirren? Dies iſt der rechte Abgrund, die tiefſte Tiefe der in ſich ſelbſt untergehenden Liebe, die ſchönſte Hieroglyphe des Weltſeyns.

So ſteht das Kind, liebend und geliebt, in der Mitte der zwei Geſtalten, die ihm das Leben gaben. Die Mutter iſt ihm das Bild des unendlichen Seyns, der Vater des unendlichen Wirkens. Selige Aeltern, wenn ihr rein verbunden ſeid! Weil der Kleine nur durch Wirken ins Leben und ſelbſt zum ſchönſten Gefühl des Seyns kommen kann, ſo hält er ſich jetzt, ſo wie er klüger wird, mehr zum Symbol des Wirkens, zum Vater. So lange der üppige Lebenstrieb in ihm rege iſt, hält es bei keinem lieber und länger aus, als bei ihm. Kaum ermattet vom Streben, kaum mit Bildern überfüllt, kaum zur Stille, zum Träumen und Schlafen ſich hinneigend, will er auch fort vom Manne und ſehnt ſich zur Weibesbruſt. Es ſcheint, er könne bei'm Manne nicht ruhig werden, nicht einſchlafen. Wenn er alſo ſeinen Feuerſtrahl ausgeſtreut, ſeine immer rege Kraft an tauſend Gegenſtänden zerſplittert hat, ſo weiß er ſeinen ſüßen Mittelpunkt, wohin er zurück ſoll. Dieſes Centrum in den erſten ſechs Jahren ſeines Lebens iſt die Mutter.

Dieſe Mutter ſoll auch in dieſen erſten Jahren ſeine eigne Bildnerin, ſeine Erklärerin und Auslegerin aller Bilder ſeyn. Man darf ſagen, des Weibes Natur ſchließt die Kindheit beider Geſchlechter in ſich, ſo wie ſie ſelbſt in des Mannes Jugend noch oft wieder ſcheint. Nur wenn Männer ſehr zart, ſehr kindlich-unſchuldig, ſehr wenig in die Wirbel und Strudel des Lebens hineingeriſſen und darin untergetaucht ſind, nur dann ſind ſie dieſem Alter weniger gefährlich, wenn ſie mit ihm nicht bloß leben, ſondern auch durch Worte an ihm bilden wollen; oder wenn die Mannesnaturen rein poetiſch ſind, denn in reiner Poeſie, d. h. in höchſter Liebe, fallen die Geſchlechter zuſammen. Aber immer bleibt das Weib hier die Erſte, und dieſe Erſtigkeit ſoll ſie weder der Bequemlichkeit noch einem Vorurtheile zu Liebe aufgeben. Dem im Leben viel arbeitenden und viel zerarbeiteten Manne geht oft die erſte Unſchuld, die Unermeßlichkeit der Welt unter. Er, der alles ordnen, beſtimmen, geſtalten ſoll, der im Gebiete der Erfahrung nur durch feſten Gebrauch des Maaßes herrſcht und ſich behauptet, er verliert durch den feſten Willen gar oft die Freiheit und wird gefeſſelt, indem er in Feſſeln ſchlägt. Das Weib hat als Naturgabe einen ſchönen, irdiſch beſchränkten Sinn, eine abgemeſſene Gränze ſchon ſeit der Wiege, ge, welche ſie nicht erſt zu ſuchen braucht, welche der Mann im langen Umherirren durch Unheil und Sünde oft erſt ſpät findet. Bei dieſem beſchränkten Sinn bleibt ihr die Unendlichkeit der Welt. Dieſe Weltunendlichkeit und Ueberſchwänglichkeit darf ſie allein dem Kindlein auslegen. Jede Auslegung iſt eine Beſchränkung, am meiſten die durch Worte. Das Weib aber, wie ſcheu und unwiſſend, was ſie thue, bindet dieſe Unendlichkeitsbeſchränkung an die warmen Glieder der Erde, daß die Welt kein kaltes, todtes Bild werde für das Kind. Sie iſt der fromme Mythos, der goldne Fabelmund, der allein zu Kindern ſprechen ſollte.

Ich habe hier oft mit fröhlichem Erſtaunen den Tönen einfältiger Lippen der ungebildetſten Mütter gehorcht und gefunden, daß es hier keines Peſtalozziſchen Buches der Mütter bedarf, daß aber das, was er gegeben hat, am wenigſten taugt für Mütter und Kinder. Man ſieht es ihm an, daß es von einem Manne kam, und zwar von einem Manne, der an die erſten Naturverhältniſſe und die erſten Lebensſpiegelungen wohl nicht genug dachte bei ſeinem edlen Unterfangen. Aber, ſagt man, die Kinder lieben das Detail, das Stückweiſefaſſen- und gegebenwerden, und hat Peſtalozzi dies ſes Stückwerk nicht zerſtückelt genug gegeben? Allerdings. Aber zwiſchen Stückwerk und Stückwerk iſt ein Unterſchied. Hätte er, ein Freund der Kleinen im Volke, was ein edler Menſch immer ſeyn muß, aufmerkſamer zugehorcht, wie die Mütter zu ihren Kindern ſprechen, er würde ſchnell ſein Buch umgeſchrieben oder durchſtrichen haben. Jemehr ein Mann gewohnt iſt, zu beſchränken — oft ein Zeichen, daß er ſelbſt ſehr beſchränkt iſt — deſto mehr wird er alles beſtimmen, bange ſeyn, daß ihm etwas entgehe, kurz ſklaviſch mit Ketten zuſammenſchnüren, was er auch leicht an einem Faden, an den Mittelpunkt geknüpft, halten könnte. So hat es Peſtalozzi gemacht. Man zeige mir in ſeiner zerſtückelnden Bildnerei ein Centrum, wohin alle Theile ſich ziehen und wodurch man das Zerſchnittene wieder zum Ganzen machen kann. Ich ſehe wohl, daß er zerlegen und das Zerlegte leidlich erklären und beſtimmen kann; aber das Zuſammenſetzen — darauf kommt es doch in der Idee, wie in der That an — das Zuſammenſetzen, alſo das Bilden und Schaffen, oder nur das Bewahren der Bildungs- und Schöpferkraft im Menſchen — ich weiß nicht, wie es damit nach ſeiner dargelegten Methode ſteht. Sie iſt nicht die Methode der Kindheit und Natürlichkeit, die bei der Menſchenbildung Eins ſeyn ſollen.

ſeh. Wir wollen einmal ſehen, wie es die Mutter macht.

Der kleine Ermattete kommt zu ihr und fleht: „Mutter, erzähle mir eine Geſchichte" denn als Geſchichte und lebendig muß ihm alles Erzählte kommen. Sie beginnt nun und zwar im kleinſten Detail, und Unaufmerkſame ſehen zwiſchen ihr und Peſtalozzi kaum einen Unterſchied, da er doch groß iſt. Sie ſcheint erſtlich verwirrter, unordentlicher, weniger genau, macht alle Augenblicke einen Sprung von einer Gränze zur andern, läßt ſo vieles aus, iſt ſo unglücklich in der Eintheilung, giebt dem einen zu viel, dem andern zu wenig; kurz ſie ſcheint zu ſchwatzen und zu verwirren, wo er auf einem richtigen und genau abgemeſſenen Wege geht. Aber dies alles iſt nur ein Schein. Ich will nicht läugnen, daß die Mutter es beſſer machen könnte und daß manche geſcheutere es beſſer macht, aber faſt alle Weiber treffen den Einen Punkt, worauf es ankömmt; und ohne dieſen Einen Hauptpunkt mag man die Welt mit Worten und Wiſſen überſtrömen, es wird nur eine Sündfluth des Unheils werden, woraus nie ein tiefes Gewiſſen und ein tapferes Können hervorgehen kann. Die Mutter zerſplittert den Gegenſtand nicht ängſtlich, rechnet nicht mühſam alle ſeine Theile nach einander her, ſondern faſſet

an

an demſelben einen lichten Punkt auf, der zum Centrum wird. Was keine Gelehrſamkeit und kein Nachſinnen leicht findet und gefunden bewahrt, das zeigt ihr der unſichtbare Takt der Liebe und die Weisheit frommer Einfalt. Eben weil ſie bei ihrer Weiſe, zu erzählen und die Welt anzuſehen, kein Vorn und Hinten hat, ſondern im Seyn immer in der Welt Mitte iſt, ſo belauſcht ſie bald, wohin das Kind will und wohin es ſein Licht auf den Gegenſtand wirft: dieſen lichten Punkt faßt ſie, macht ihn zum Centrum und zu ihm und um ihn fügen ſich die übrigen Theile von ſelbſt. Was ſonſt todte Anatomie geweſen wäre, wird lebendige Schöpfung, und das Zerlegen ſcheint ein Zuſammenfügen und iſt es. So zeigt die Mutter dem Kinde an einer Fliege, die am Ofen ſitzt, den Bau eines Ofens, an dem ſüßen Honigſeim das Bienenleben, an einem Blättchen den ganzen Baum, und an den blanken Knöpfchen ſeines Rockes, worin ein Stern ſich gefällig ſpiegelt, die Anfänge der Aſtronomie. Nichts iſt abſichtlich, nichts gelernt; es kömmt der Mutter und dem Kinde als ein Spiel wie von ſelbſt, und darum bleibt es auch, was es ſeyn ſoll, ein Spiel. Man höre einen Mann und ein Weib einem Kinde daſſelbe erzählen und man verſteht mich. Bei dem Weibe wird das Todte lebendig, bei dem Manne ſelbſt das Lebendige todt, er ſpricht wie ein Weltbearbeiter, ſie wie eine Weltſchöpferin. Sie erzählt vom Spinnrade wie vom Mäuschen, vom Baume wie vom Adler, vom Apfel wie vom Mond, immer alles mit Leben und Bewegung vereinigend, alles in Weltverknüpfung bringend, da der Mann alles vereinzelt. So binden ſich alle ihre tauſend Stücken zur Einheit und machen aus dem Geplapper, das nur Thoren thörigt dünken kann, eine wahre Geſchichte. Daß die Kinder von Weibern und kindlich-geſinnten Männern ſich viel lieber erzählen laſſen, als von den ſogenannten Klugen und Gelehrten, das zeigt, wer ſeine Sache am beſten macht.

Auf dieſem Mutterſchooße, aus dieſem lieblichen Fabelmunde, der die Welt voll Wunder wunderbar und lebendig aufgehen und ſpielen läßt, erhält das Kind ſeine erſte mündliche Einweihung in die Myſterien des Lebens, die Anfänge ſeiner Weisheit und Weltkunde. Einen andern mündlichen Unterricht bekomme es nicht, aber es werde gebildet durch die Welt und durch die Menſchen. Ich habe, wozu ich ein Recht hatte, ein Aelternpaar angenommen, das in Liebe mit einander lebt. Dieſe ſind dem Kleinen die erſten Interpreten des Menſchenverhältniſſes und herrlich wird es zwiſchen ihnen bei-

Helden ſich entwickeln, unſichtbar und unmerkbar, nur erſt mit den Jahren der Mannheit dieſe Entwickelung zeigen. So ruhen, die im Winter im Meere untergehen, in der Tiefe und kommen mit dem warmen Frühling zur Oberfläche des Waſſers empor. Seine Weltbildung ſei in der Welt und zwar mehr in der lebendigen, als todten Welt. Das Kind ſoll alſo nur in der Stube leben, ſo lange und wann es muß. Haben die Aeltern ſelbſt nicht Zeit, ſo gehe ein Pädagogus oder eine Pädagogin mit ihm ins freie lebendige Weite, wo Bäume, Thiere und Pflanzen ſich unter einander regen, Sonne, Mond und Sterne, Waſſer, Winde und Lüfte auf das Kleine ſpielen. Es iſt ſchrecklich, das junge Leben zwiſchen vier todte Wände einzuſperren, ſchrecklich für Leib und Seele, denn beide werden gehemmt oder gar zerſtört. Wenn der Leib, dem die freie Luſt und der freie Muth draußen nicht ihr Stahlbad geben, auch nicht Gefahr läuft, ſich zu ſchwächen und zu verſitzen, ſo wird er geſchwächt durch Ueberwitz, durch die nothwendige Zerſtiebung des ſüßen Kindertraums vor ſeiner Zeit, durch die Erweckung des Geiſtigen und Denkenden, wo allein gelebt werden ſoll. Man ſchaffe alle möglichen Mittel, den jungen Thätigkeits- und Spieltrieb zu beſchäftigen, man häufe alle Bilder von Bildern auf

ein-

einander, woher das Leben, deſſen man allein noch hat? Denn der kleine muß unter vielerlei Leben ſich getummelt, muß viel Leben ſchon geſehen haben, um unter dieſe todten Bilder Leben zu bringen. Wenn er ſeine Pferde, Kühe, Ochſen, Hunde und Katzen, Tauben und Vögel, Mäuſe und Schmetterlinge, Blumen und Bäume ſchon in lebendiger Bewegung geſehen und mit ihnen gelebt hat, dann erſt wird ihm der Löwe aus Sara, der Elephant, der Paradiesvögel und was ſonſt für Bilderbilder lieb werden; aber auch nicht immer lieb und intereſſant, ſondern nur zuweilen nach dem Genuß des lebendigen Lebens und Bewegens.

Das Kind fühlt es wohl, daß im unmittelbaren Seyn unendlich mehr Leben ſei, als im Gedanken, was der Mann auch künftig nie vergeſſen ſollte, wenn er auch Himmel und Erden auf einanderthürmt und alle Weltenuhren- und Räder zuſammenſetzt. In dieſer Fülle der Umgebungen hält ſich auch allein die Fülle des Daſeyns. Dem Kinde genügt ein kleiner Fleck in dieſer ihm noch unendlichen Unbegränztheit des Auges und des Lebens rings umher. Stundenlang kann es mit einem Blättchen, einem Stückchen, einem Blümelein ſpielen, Tagelang ſein Häuschen aufbauen und zerſtören, ſeinen Zaun auf-

füh-

führen und niederreißen, auf ſeinem Neſtchen im Heuhaufen und Stroh geduldig wie der Vogel ſitzen; denn die lebendige Bilderwelt umher ſättigt alle Sinnen zugleich, indem ſie allein auf einen kleinſten Gegenſtand gerichtet ſcheinen. Aber im Zimmer welche Langeweile zuletzt, auch wenn die Menge der Spieler und Spielſachen da iſt! denn mit einem beſſeren Namen kann man doch die beſten Abbildungen nicht benennen. Das Kind fühlt ſich ſo oft zerſtört und desorganiſirt in dieſem Treibkaſten durch die Anſtrengung, alles Todte erſt deuten und vergleichen zu müſſen, kurz mittelbar erkennen und anſchauen zu müſſen; was in der Weltbewegung des freien Bilderſpiels ſich ſogleich lebendig dem Auge hinſtellt. So ein Kind kann ſchon ſeine Launen, ſeinen Ueberdruß des Misbehagens haben, ohne krank zu ſeyn. Man ſieht dies deutlich an Kindern, ſo gewohnt ſind im Freien zu leben und durch ſchlimme und regnichte Tage lange in der Stube gehalten werden. Wie werden ſie ungeduldig, mißmüthig, den Erwachſenen läſtig, ſelbſt durch die Geſchichten aus dem Muttermunde kaum zu beruhigen! Aber wenn ſolche Kinder ſich auch endlich ein ſolches Leben geben, wenn es auch ihrem Leibe weniger ſchadet, welche entſetzliche Verheerungen richtet es nothwendig in ihrem Gemüthe an! Zuerſt werden ſie die

Ver

Gegenwart der Erwachſenen, alle jene Uebel büßen müſſen, von deren Schädlichkeit und Abwendung wir vorher ſprachen. Ihr reges Leben wird ſie allenthalben hindern, wird allenthalben anſtoßen und ihnen Unbequemlichkeiten und Unheil anrichten; ſie werden alle Augenblicke das werden, was man unartig nennt, werden alſo mehr in Zucht genommen werden; und wenn die Zuchthalter nicht ſehr einfältige und verſtändige Menſchen ſind, ſo werden ſie bald vom Baume des Erkenntniſſes eſſen und ſündigen lernen müſſen. Selbſt bei der weiſeſten Behandlung iſt es unvermeidlich, daß ſie, zwiſchen dieſen Wänden eingefangen, nicht früher klug werden als ſonſt; und dies Klugwerden iſt der Weg zur Sünde, der aus dem Paradieſe der Unſchuld hinausführt. Das Kind bei dem immerwährenden Proceß, die todten Bilder ſich erſt lebendig machen zu müſſen, wird frühe zum Gedankenleben geführt, ſcharfſichtig, witzig, auch wohl ſentimental, je nachdem ihm ſein Gemüth und die Dinge umher geſtellt ſind, früher, als der kleine Springinsfeld, der wenige Zeit jenſeit des Schlafs, der Nacht und des Eſſens in den Mauren zubringt. Das Leben ſelbſt wird hier früh eine Manier, ein feſter Ton, der den unweiſen Großmüttern und Baſen ſchon einen Bildungsanfang zur Konvenienz zeigt, nach ihrer Meinung das Non plus ultra aller Bildung. Des Kindes Verarmung und Verkümmerung ſehen ſie nicht, daß es nachher nie mit geſunden Zähnen in den geſunden Kern des Lebens wird beiſſen können.

Ich nehme zwei Knaben von drei Jahren, den einen in einer großen Stadt, den andern auf dem freien Lande erzogen, beide von Aeltern des Mittelſtandes gebohren. Der kleine Städter wie gewandt ſchon in der Behandlung alles Todten und alles Wahns, ſelbſt vor dem Ungeſtalten nicht bebend! der kleine Bauer wie unbehülflich, wie beklommen! wie erſchrocken ſelbſt bei manchen Karrikaturen und Zierereien des Todten im gemachten Leben und in gemachten Bildern! Aber man bringe beide unter das Lebendige. Welche Geſtalt zuſammen mit der Welt, welchen Verſtand, welchen Muth hat der kleine Landbewohner ſchon darin! wie glückſelig, wie freudig fängt er alle ſeine Bewegungen, Klänge und Kräfte auf! Er geht ſicher an ſeinem Strom, beherrſcht ſeinen Ochſen und ſein Pferd, bändigt ſeinen Hund, unterſcheidet alle Menſchen, Blumen und Vögel — kurz er genießt und lebt. Aber der Städter, das arme Stubenkind mit allem ſeinen Witz, mit aller ſeiner Artigkeit los iſt er hier am Ende. Jeder Baum, jeder Strauch iſt ihm ein Anſtoß, jede Waſſerpfütze iſt ihm tief und gefährlich genug zum Erſaufen; er zittert vor dem Ferkel wie vor dem Ochſen, vor der Lerche wie vor dem Gänſerich — kurz er zeigt die völligſte und traurigſte Unwiſſenheit und Unſicherheit, ſobald er mit dem Lebendigen umgehen ſoll: zu furchtſam und zu kühn iſt er immer in Gefahr und ſelbſt die Thiere achten in ihm das Menſchenantlitz nicht, deſſen Oberherrlichkeit ſie ſonſt ſelbſt in dem Unmündigen anerkennen.

Es iſt in dieſem Verhältniſſe des Kindes zur Natur, wie in dem der Erwachſenen zu ihr allerdings das größte Geheimniß und ſeit Jahrtauſenden hat man über die Räthſel deſſelben gebrütet, ohne ſie bis jetzt leſen zu können. Wie es zu einander ſteht, wie der Menſch die Natur bildet und von allen Naturdingen wieder ſeine Bildung erhält, kurz wie alle Bilder der Dinge im ewigen Gegenſpiegeln einander etwas abgeben und aus dem edelſten Bilde, dem Menſchen, endlich ein volles Weltbild geſpiegelt wird, das wage ich nicht auszuſprechen. Aber was das tägliche Leben gemeiner Erfahrung mir und jedem Klarſehenden weiſet, das darf ich wohl bekennen, das Stubenleben, oder auch das Leben zwiſchen den todten Mauren der Häuſer in den Städten giebt ein einſeitiges Lebensbild, wenn es das beſte giebt, das Leben im Freien ein vielſeitiges. Dies iſt das Erſte, die andern Nachtheile und Vortheile nicht gerechnet. Aber das Leben in aller Natur ſcheint ganz andre Wirkungen auf den jungen Menſchen zu haben, welche tiefer liegen und ſich bloß andeuten laſſen. Gewiß nicht allein die Menſchen ſind zuerſt beſtimmt, den jungen Menſchen zu bilden, ſondern alle Welt ſoll Mitbildnerin ſeyn. Wie die Thiere, das Pflanzenreich, nein Himmel und Erde und alle Elemente auf das zarte Weſen wirken, das läßt ſich ſchwer ſagen, aber eben ſo wenig läugnen, daß ſie es thun. Das Erſte iſt, daß dieſe vielſeitige Bilderſpiegelung ihm größere Sicherheit des Daſeyns giebt, größeres Zutrauen zu ſich ſelbſt, alſo die Kraft, künftig mit ſeinem Bilde am kühnſten ſich allen Augen zu zeigen und freudig in die Stelle einzutreten, die auf ſeinem Weltplan eine Leere für ihn hat. Aber es giebt ein tieferes Einfließen dieſer Dinge auf ihn. Dies wird man gewahr, wenn man das Leben kleiner Kinder ins Freie bringt in den verſchiedenen Jahres- und Tageszeiten, bei Sonnenſchein, oder Regen, bei'm Sturmwind, oder bei ſtiller Luft; und wenn man dann ihr Treiben beobachtet und die Eindrücke, ſo

ſie

ſie mit zu Hauſe bringen. Ich ſelbſt ſehe dies jetzt täglich mit inniger Anbetung des göttlich geheimen Naturlebens an meinem kleinen zweijährigen Buben. Oft freilich bei ſeinem regſten Leben ſiegt die Lebendigkeit der üppigen Kindheit über alles; aber wenn dieſe ſich etwas abgearbeitet hat und der Leib dem kleinen Geiſte Ruhe läßt, wie anders in den verſchiedenen Zeiten und Wettern! Bei'm Sturm, bei'm Gewitter, bei'm nächtlichen Mondenhalbdunkel wie lauſchend ſtill iſt er! Bei hellem Sonnenſchein und milder Luft wie luſtig geſchwätzig und mit dieſen leichten Spielern gleichſam drein ſpielend! bei'm fließenden Waſſer, bei'm rauſchenden Laube, bei den verſchiedenen Klängen der verſchiedenen Stimmen wie immer verſchieden empfindend! Oft iſt es offenbar, wenn man ſich nicht blind machen will, daß ein tieferes Ahnden der künftigen Dinge, ein Grauſen vor der unendlichen Uebermacht der Natur und ihrer Elemente ſolche Kindheit ergreift; beſonders wenn ſie den Kampf der Elemente näher ſehen. Das Staunen und Schrecken und das Verſtummen löſt ſich dann erſt wieder zum Lächeln und Spielen und fröhlichen Schwätzeln, wenn ſie den Mutterſchooß erreicht haben und in der Hut der Liebe ſich geborgen fühlen. Ich weiß es noch klar und hell, wie ich an einem Herbſttage hinter einer Hecke liegend als ein neunjähriger Knabe zuerſt das Brauſen des ſchallenden Meers vernahm, indem die Abendluft durch einen nahen Feldbuſch pfiff. Die Bangigkeit; die ich damals empfand, wie ich mich hinter die Garben drückte und ſchauderte, bis meines Vaters Gegenwart mir wieder Muth machte, es iſt mir noch heute vor Augen. Erſt wenn des unendlichen Lebens Uebermacht durch die unendliche Liebe des endlichen Lebens überwunden iſt, wenn dieſe Liebe das zitternde Herz getröſtet hat, dann erſt ſammelt ſich das kleine Gemüth wieder. Auch hier, Weib und Mutter, trittſt Du wieder als Vermittlerin zwiſchen das Kind und die Welt. Ich muß hier ſprechen, was des Kindes Nothwendigkeit, Gottheit, Religion und Schickſal iſt.

Das Erſte, was bei den Aeltern vorausgeſetzt wird, wenn die Menſchenbildung durch ſie und neben ihnen möglich ſeyn ſoll, iſt ein ruhiges Daſeyn. Das Gemüth der beiden ſehen wir gar nicht beſtimmt, aber wir beſtimmen, daß es ſich zum Selbſtverſtändniß durchgearbeitet habe und im Leben und vor dem Auge des Kindes mit Sicherheit ſtehe. Alle Leidenſchaftlichkeit in Liebe und Haß ſei ferne in Gegenwart des Kindes, alle Konvulſion und Ungeſundheit des Gefühls! Aus dieſem Mikrokosmos des Hauſes muß ja der Makrokosmos für das Kleine ſeine Deutung und Auflöſung erhalten. Wie ein feſter Stamm ſtehen die Beiden da, worum die zarte, zitternde Ranke ſich mit ihren Blättchen und Blüthen an das Sonnenlicht hinaufwinden mag. Dieſe Haltung der Aeltern wird der Spiegel der Zucht und der Göttlichkeit, vor welchem das Kleine anbeten und zittern muß. Es ſoll nicht zittern lernen vor wilden Begierden und Worten, vor der Ruthe, vor dem ſtrafenden Arm. Körperſtrafen ſollen jetzt noch gar nicht ſeyn, denn nur ein Gott würde ſie für dieſe Zartheit ohne Schaden gebrauchen können; je inniger die Aeltern lieben, deſto weniger ruhig werden ſie dieſelben auflegen. Aber haben ſie wohl ein Recht, ſie überall aufzulegen? kann das Kind ein Verbrechen begehen, das es derſelben würdig macht? Ich werde bei dem zweiten Drittel des Jugendalters meine Gedanken darüber ſagen. Kein Zorn trete auch in die Gebehrde des Erwachſenen gegen das Kind. Durch ſolche Leidenſchaftlichkeit verliert er ſogleich ſeine Uebermacht über daſſelbe, zu geſchweigen, wie fürchterlich er auf die Kindheit wirkt. Denn wenige glauben es, doch iſt es wahr,

Daß in den Windeln ſeiner Wiege
Und durch des Meiſters fürchterliche Züge,
Vor dem er zitternd buchſtabirt,
Der junge Menſch die Freiheit oft verliert.

Erſtlich erſcheinen die Alten in ſolchem wilden Triebe nicht wie eine Menſchheit und Welt, ſondern wie ein zerrüttetes Chaos aller Elemente und verdunkeln des Kindleins Klarheit, ferner greift ſolche Gewalt, die unverhältnißmäßig gebraucht wird, in das innerſte Leben eines Kindes ein mit Folgen für die Zukunft, ſo nicht zu berechnen ſind, welche man aber an ſo vielen erwachſenen Kindern ſehen kann, deren luſtiger Naturtrieb eingeſchüchtert und blöde gemacht ward. So müſſen ſie wie die Blödſinnigen und Blinden durch ein Leben tappen, worin ſie vielleicht hätten herrſchen können. Nicht wahr, es iſt toll, wenn einer, der einen Zahn ausreißen will, die Kraft eines Mühlenſteinhebels anlegt und den Zahn aus dem Munde und den Kopf vom Genicke ſtößt? Und iſt dies anders? Es ſcheint nur ſo. Den Unmündigen fehlt es nur an einem Sprecher und ſie ſelbſt können ihre Sache nicht führen; und mit dem Gerichtsſtuhl unſrer geprieſenen Humanität, wovor ſie allein gebracht werden könnte, möchte es noch eine ſehr mißliche Sache ſeyn. Dieſe Nichts-

hab

haltung eines Karakters, dieſer Zorn oder dieſe eben ſo ſchlimme kindiſche Affenliebe, vollends dieſes Dreinſchlagen bevölkert die Welt mit Sündern, alle reinſten und freudigſten Triebe werden Verbrecher und Knechte, die Diſciplin nöthig haben, das Herz wird feig, das Leben eng, der Muth verliert ſeine Flügel, der Schritt ſeine Sicherheit. Solche, wie ſie verdorben ſind und ohne ſicheren Lebenstakt, werden das künftige Geſchlecht wieder verderben; auch dieſer Schlangenzirkel iſt geſchloſſen. Aber, ſagt man, Zucht und Diſciplin muß ſeyn, dieſer Stolz des Menſchen, wenn er auf die erhabene Stufe ſeines Bürgerlebens ſteht, wo er in Freiheit ſich eine Herrſchaft des Geſetzes ſetzt; und kann dies Herrliche, dies Höchſte des humaniſirten Menſchen zu früh gebildet werden? Freilich zu früh, wenn dieſer Bildungsweg falſch iſt; freilich zu früh, wenn man nur die geringſte Abſicht dabei hat oder zeigt. Das Kind hat das volleſte Recht bloß zu leben, und man hat kein Recht, dieſes zu hemmen, als wo es das eigne Leben vielleicht zu empfindlich ſtört. Von Konvenienz, Ordnung, Bürgerlichkeit im gewöhnlichen Sinn kann auch gar die Rede nicht ſeyn.

Aber Ordnung und Zucht muß ſeyn, auch ſchon jetzt da ſeyn. Dieſe Zucht, das Unterſcheidende des höheren Menſchendaſeyns von allem Thierleben, das Siegel ſeiner Göttlichkeit wollen wir keinesweges aufgehoben wiſſen; nur werde ſie nicht ſchulmeiſteriſch geübt, wie ſie es bis jetzt meiſtens ward und wird. Zuerſt wird dieſe Zucht ſich ziehen nach dem Beiſpiel der Erwachſenen, ſcheu ſich ziehen, wenn die Erwachſenen ihres Gemüthes Herr ſind. In einem wohlgegründeten Hauſe wird es dann wenig anderer Disciplin bedürfen. Denn auch da, wo des Kindes Thätigkeit geſtellt, ſein Irrthum (jetzt ſein einziges Vergehen) berichtigt werden muß, ſoll die Zucht keine andre ſeyn. Aber, ruft man, guter Freund, Du mußt ganz andre Kinder machen können, als andre Menſchen, wenn Du mit Deiner negativen, mit dieſer bloß lenkenden und abwendenden Zucht hindurch willſt. Wenn die Großen auch keinen Zorn und kein Ungeſtüm haben, ſo regt ſich das kleine, noch ganz aufbrauſende und ſprudelnde, Gemüth im vollſten Zorn, und wie ſoll man dieſen hemmen, als durch ſtärkeren und mächtigeren Zorn, der es ſogleich ſeine Ohnmacht fühlen laſſe? Ja wohl wird das Kleine in ſeiner Ohnmacht zuſchlagen, ſtoßen, pochen, mit wilder Gewalt hindurch wollen. Aber am wenigſten wird es dies thun und wollen, wo es die meiſte Ruhe, *die irdiſche Gottheit* erblickt. Wo ihm die meiſte Leidenſchaft, ſchwach, d. h. die meiſte Schwäche erſcheint, da wird es ſelbſt am meiſten mit dem wilden Strom fortgetrieben werden. Hier trift die Naturſtrafe ein als eine Nothwendigkeit, und dieſe wird keine Einſchüchterung der jungen Triebe, keine Erbitterung im kleinen Gemüthe hervorbringen. Man ſtrafe das Kind mit ſeinem Vergehen. Schlägt es, ſo ſchlage, ſtößt es, ſo ſtoße, faßt es, ſo faſſe an; aber auf der Stelle; das Wiedervergeltungsrecht ſoll auf friſcher That geübt werden. Aber ſoll dies Naturſtrafe ſeyn, ſo halte man auch das Naturmaaß. Der Große brauche ſeine Kraft nach Verhältniß; aber allemal wenn das Kind einen Schmerz macht, fühle es einen Schmerz, wenn es etwas Wildes thut, fühle es das Wilde auch auf ſich ſelbſt zurückfahren. So kömmt ihm die ſtille Nothwendigkeit, und in ihr die ſtillere und erhabnere Gottheit; ſo wird es zum weiſen und gehorſamen Sohn der Natur gebildet. Denn wie es hier leiden, gehorchen, ſich beſchränken lernen muß, ſo herrſchen Feuer, Waſſer, Regen, Himmel und Erde über ihn und werden über ihn herrſchen. Als ein feſtes Naturgeſetz erſcheine ihm alle Ordnung und alles Leben, wenn es ihm ſchon den Schein eines Geſetzes zeigen ſoll. Möchte er für das künftige Leben alles Geſetz ſo einrichten, wenn er ein Einrichter wird! möchte er in dieſem ſchönen Sinn ſo allem Geſetze gehorchen und ſich Sitte und Leben ſelbſt zu ſolcher Weiſe machen, der einzig menſchlichen Weiſe!

Hier berühren wir die Stelle wieder, wo wir abwichen, und lenken wieder ein in unſern Weg. Wir haben den Menſchen und die Natur durch die Ahndung ihres größten Geſetzes hier zuſammengebracht und wir wollen ſehen, wie beide an des jungen Menſchen Bildung arbeiten. Ich habe den Säugling auf den Armen der Mutter und Amme für ſeinen erſten Spannenſchritt ins Freie bringen laſſen, ich habe angedeutet, was ich nur dunkel ſehe, wie das zarte Leben in der Lebensfülle ſich entwickeln, wie es, obgleich an das Einzelne und oft mit allen Sinnen gebunden ſcheinend, doch zugleich in der Ganzheit uns zu exiſtiren dünke; wie der kleine Sinn ſich ſo in die Unendlichkeit hinein erweitere, während die Erfahrung ihm ſchon allenthalben ſeine Schranke und ſein Maaß für das Einzelne ſtellt: wie es alſo anfange der Dinge Beſitzer, Meiſter, Kenner zu werden, wenn der arme Sohn der Stube ſchon durch den Gedanken idealiſirt und ſo verkümmert. Wir ſind ſtehen geblieben bei dem Größten, wie das Allmächtige, die Naturgewalt, ſchon jetzt zuweilen das Kind zu faſſen ſcheine. Wir wollen uns hier noch einmal hinſtellen.

Wer ſieht es nicht, wie dies Allmächtige der Natur mit ſeinen Schrecken und dunkeln Mächten, die in ihm liegen, das Kind oft ergreift, es in tiefes Erſtaunen und Ahnden verſenkt, welches wir nicht deuten können? Wer ſieht es nicht, wie das zarte aus dieſem Elementekampf, aus dieſer Uebermacht, worin es zu erliegen zittert, ſich nach Schutz ſehnt? Der Vaterarm, die Mutterbruſt löſen ſeine Zunge und geben ſeinen Zügen das fromme Lächeln wieder. Es iſt, als habe es ſchon einen Wink von der Zukunft, eine Ahndung deſſen, was es nachher Schickſal nennen wird. Durch den Naturumgang ſetzt ſich ihm dies Gefühl ſo allmälig an, findet auch ſeine Ruhe durch dieſe allmälige Accreſcion und nur wo die wilde Herrſchaft der Elemente alles Leben erſchreckt, erbebt das Kind mit allen übrigen Lebendigen. Aber dieſes Erbeben ſoll einmal aufhören, der Menſch ſoll auch im Kampf der gährenden und ſtreitenden Elemente einmal nicht mehr zittern. Um dies aber künftig nicht mehr zu thun, muß ihm jetzt ein Schlüſſel kommen zu dieſen ſchrecklichen Wundern, welche alle ſeine Sinnen ſchlagen und blenden. Dieſen Schlüſſel findet er in der zweiten Parze des Schickſals, in den Menſchen. Sind dieſe kein ächter Mikrokosmos für ihn, kein kleines Bild des großen Weltbildes, keine ſtillere Nothwendigkeit der

ſtille

ſtillſten und zugleich größten Naturnothwendigkeit, kurz kein reiner Spiegel des Menſchlichen und Göttlichen im Maaße irdiſcher Beſchränkung, ſo weiß ich nicht, wie es mit dem Kindlein werden ſoll. Die Aeltern müſſen jene Nothwendigkeit im Leben zeigen, jene Feſtigkeit und Frömmigkeit eines ewigen Naturgeſetzes, ſo wird ſich dem Kinde aus ihnen und aus ihrem Verhältniſſe zu ihm die Welt und ihre größere Nothwendigkeit interpretiren. Denn aus dieſer ſchönen menſchlichen Nothwendigkeit tritt die Liebe hervor, ihre Schweſter, und alle dunkeln Schrecken und Wetterleuchtungen gehen in ihrem milden Sonnenſchein unter. Sie verſchmilzt die kleine und die große Nothwendigkeit zur ſeligen Einheit und ſtellt in einfältiger irdiſcher Schranke das Leben an der Erde feſt, daß es wiſſe, wohin es nach dem Noachiſchen Sündfluthsflattern ſeine Flügel niederlaſſe. Es zittert vor nichts mehr, denn in ſolchem Seyn ſteht ihm die Unendlichkeit, Ueberſchwänglichkeit und Unſterblichkeit feſt. Leben und Tod ſind Kommen und Gehen in Liebe. So ſtehen Religion, Liebe, Gott neben und in der Nothwendigkeit. Wir ſind hier ſchon über die Gränze der menſchlichen Sprache hinaus und wiederhohlen uns den Vers vom Anfang, worin dieſer fromme Mythos nicht fromm genug eingewickelt liegt:

Es werde, was ein frommer Mund befahl,
Unüberſteiglich gleich der Rennbahn Schranke.
So, Aeltern, ehrt in euch der kindliche Gedanke
Zuerſt den Gott im Sternenſaal;
So ſieht er in dem All der Dinge
Nothwendigkeit und Harmonie
Und fürchtet keinen Tod und kennet keine Müh;
Doch immer höher will die Schwinge,
Bis ſie auf kühnern Federn ſchwebt,
Den Willen wachſen fühlt und vor dem Schickſal bebt —
Nur einmal bebe der Mann, wenn er zuerſt es ſieht,
Er weiß ja das Geſetz, wodurch die Welten ſchweben —
Auch jetzt blüht Liebe um ſein Leben
Und das Geſpenſt entflieht.

Noch zum Schluß eine Note über das Wörtlein Gehorſam, dieſes ſchöne und fatale Wort zugleich, je nachdem man es verſchieden nimmt. Gehorſam kommt von Gehorchen und dieſes von hören her; es bezeichnet alſo ein Aufmerken, ein Erfüllen des Gebotes. Aber auch dieſes Gebot ſoll Gehorſam kennen und auf ſein Geſetz aufmerkſam ſeyn.

ſeyn. Bisher hat man immer nur von Kindern Gehorſam gefordert, die Erwachſenen haben das Gebieten gehabt. Dieſes Gebieten kömmt ihnen zu, wenn ſie es als Nothwendigkeit zeigen, nicht als Laune und Egoismus, welches des Kindes zarter Sinn wunderbar fein bemerkt. Alſo wo die Alten einem Geſetze gehorſam ſind, da können ſie von den Jungen Gehorſam fordern, ſonſt aber nicht. Dieſer Gehorſam ſoll aber doch nichts Erzwungenes, nichts als Recht Gefordertes, ſondern als eine Nothwendigkeit Kommendes und Daſtehendes ſeyn. Das Kind muß durch die Ruhe und das göttliche Leben der Alten dazu gezwungen werden, es muß in ihnen der Gottheit Wiederſchein, das tiefſte Naturgeſetz ahnden und einen Weg wandeln, der die Mitte hält zwiſchen den beiden Ziehungspunkten der Liebe und der Nothwendigkeit. Nicht jene Liebe, die man gewöhnlich meint und die man ſo weinerlich verderblich, des Kindes Sentimentalität erregend, anſpricht, nicht jene Liebe meine ich, die den Aeltern nicht wehe thun will und ihnen deswegen den Willen thut. Auch meinen die Kinder dieſe Liebe nicht, wenn ſie gehorſam ſind, und es iſt ſchlimm, daß man ſie endlich dahin bringt, daß ſie dieſe zu meinen anfangen. Man ſehe die Miene kleiner Kinder an, wenn ein lieber Mund ihnen befiehlt und ſie warnt. Nicht bloß das Thun und Unterlaſſen aus dieſer Furcht liegt darin, ſondern eine tiefere Sympathie und eine erhabnere Anerkennung des Rechtes, welches ſie in jenen ſehen, ihnen zu befehlen. Wenn die Alten ihnen ſo übermächtig und unerſchüttert erſcheinen, wie ſie ihnen erſcheinen müſſen, wenn ſie Menſchen ſind, wie kann ihnen überall nur die Ahndung kommen, als könnten ſie ihnen durch Ungehorſam wehe thun? Sie fühlen freilich wohl das weiche älterliche Herz ihnen aus zarter Bruſt entgegen ſchlagen; aber ſo weich dürfen ſie es nicht fühlen.

Andre, welche die alten Erklärungen und Forderungen des Gehorſams aus dem Zwangs- und Ernährungs- und Dankbarkeitsrechte als unmenſchlich und barbariſch verwerfen, mochten den Gehorſam gern herleiten aus dem Gefühl der Hülfloſigkeit, welches das Kind haben ſoll und welches man zu dieſem Ende daſſelbe wohl fühlen laſſen ſoll. Arme Stümper! welch ein Leben habt ihr im Auge und wie werdet ihr alles verſtümpern, was euch unglücklich in die Fäuſte fällt! Es iſt wahr, das Kind iſt hülflos, von andern betrachtet, nicht von ſich ſelbſt. Es kann verhungern, ins Waſſer laufen und erſaufen, ins Feuer ſtürzen und verbrennen, aber wird es bis auf den letzten Athem ein Gefühl der Hülfloſigkeit als das ſeinige anerkennen? Mit nichten. Hülfloſigkeit iſt nicht die Anerkennung höherer Mächte und ſchrecklicherer Gewalten, ſondern das Gefühl, daß man ſich ſelbſt nicht helfen kann. Das ſagen wir ja eben auch, rufen meine Gegner. Nein, meine Herren, das ſagt ihr nicht, wenigſtens nicht in meinem Sinn. Ich ſage mit euch, das Kind iſt hülflos, aber nicht, das Kind fühlt ſich hülflos. Durch dieſes Gefühl, das es nicht hat, ſondern das ihr hinein bringet, wollt ihr es gehorſam machen; ich ſage, das Gehorſam bringende Gefühl iſt ganz ein anderes. Das Kind fühlt ſich nicht hülflos. Um das zu können, muß man ſchon die Dinge kennen. Deswegen hat der Kranke, das Alter, das wieder zur Kinderſchwäche zurückgeht, dies Gefühl, weil es Kenntniß von Gefahren hat. Aber das Kind wird durch einen anderen höheren Inſtinkt zu mächtigeren und hülfreicheren Weſen hingetrieben, wie dieſe Weſen wieder zum hülfreichſten aller Weſen, zur Gottheit. Nicht wenn ich am hülfloſeſten und rathloſeſten mich fühle, bete ich meinen Gott am heiligſten und freudigſten an, ſondern wenn mein Daſeyn auf ſeinem ſeligſten Freudengipfel ſteht. Dieſer Inſtinkt, wodurch das Kind Liebe ſucht und Erziehung durch

Nothwendigkeit ſindet, kömmt ſeiner Hülfloſigkeit zu Hülfe; er entſpringt durch geheimen Naturwillen für die Hülfloſigkeit, aber kömmt nicht durch die Hülfloſigkeit. Der Unterſchied iſt fein und deswegen liegen Irrthum und Verderben hier einander gleich nahe. Ich ſoll allerdings das Kind durch ſeine Hülfsbedürftigkeit faſſen und ziehen.

Ja, ſchreit man, dies kannſt Du nicht beſſer, als wenn Du in jedem einzelnen Falle, wo ſein Begehren Dich anſpricht, es ſeine vollſte Hülfloſigkeit fühlen läſſeſt. Da wirſt Du gewonnen Spiel haben und ein Wunder von Gehorſam wird Dir nachgehen, wie der mundgeſperrte Sperber dem Fleiſche des Falkeniers. Ja wohl wird er das. Aber, ihr Sklavengeſichter! der Gehorſam wird auch nach dem Brode gehen, und wollt ihr die volle Welt ſogleich für das volle Brod ſchon in der Kindheit hinwerfen lehren, ſo haben wir kein Wort mehr mit einander und jeder hat auf ſeine Art unſtreitig Recht. Aber es iſt die Aufgabe aller Erziehung, wenn es eine geben kann, das Leben zu lüften, nicht zu beſtäuben, zu heben, nicht zu erniedrigen. Wenn Hülfloſigkeit des Kindes Zuſtand iſt, ſo fühlt ſein reges Leben ihn am wenigſten und mit Gefühl ſind alle Erwachſenen hülfloſer, als ein geſundes Kind.

Dem Kinde ward die ſüße Sehnſucht nach Liebe gegeben, den Aeltern die weiche Bruſt des Erbarmens, daß ihm dieſe Ohnmacht nicht fühlbar werden ſollte, als bis es Kraft hätte, ſie zu tragen und ihr zu wehren. Ihr Eſelzüchter, ſo nenne ich euch für Menſchenzüchter, die nichts als faule Eſelei für thätige Zucht, feiges Eſelsleben der Geduld für kühnes Menſchenleben des Naturſtandes wollet; ihr mögt alles ſo gern bequem haben und einen bequemeren Weg, gehorſame Kinder zu machen, möchte es nicht geben, als dieſen, ſie immer ihre Abhängigkeit fühlen zu laſſen, ihnen als einen Lohn hinzureichen, wofür ihr künftige Dienſte fordern könnet und wollet, was ſie als freie Gaben freier Liebe empfangen und wofür ſie mit der ſüßeſten Liebe bezahlen. Nicht einmal den kümmerlichen Dank werdet ihr empfangen, den ihr wollet; die elende weinerliche Liebe eines krank gemachten Gefühls wird euch nie erwärmen. Feige, kluge, ſchlaue, aber nervenloſe Sklaven macht ſolcher Gehorſam. Die ganze Welt ſcheint gleich anfangs nur Ein großer Heuhaufen zu ſeyn, um den pflügenden und ſtörenden Ochſen zu füttern. Ihr Elenden, müßt ihr ſo mit euren Kindern rechnen? denn nur durch Rechnen kann man von dem natürlichen Wege in dieſe Wüſte hineingerathen, wo alle Schönheit zu

lezt

lebt erſtarrt und verkümmert. Ich muß auch einmal mit euch rechnen, wenn ihr eure Kinder in das Verhältniß von Lohndienern ſetzen wollt. Dann wollen wir ſehen, wie es mit der Liquidation ſteht.

Zuerſt tritt das Kind zwiſchen euch junge Vermählte wie ein heiliger Lichtengel der Unſchuld und winkt mit ſeinen kleinen Händen und ſeinen Augen voll Liebe und Leben euch wieder in euren früheren Paradieſeszuſtand zurück. Ihr werdet in ſeinem Umgange unſchuldiger, unbewußter, natürlicher; das Leben des Gedankens wird wieder zum Leben des Lebens und aus der Frucht ſchieſſt eine neue Blüthe, die nun nicht mehr verwelken kann. Welchen Gefahren, welchem ſchrecklichen Vereinzeln und Verarmen, welchem traurigen Abſterben und Verhärten ſeid ihr durch ſein freundliches Dazwiſchentreten entriſſen! Ihr könnt nun nicht mehr werden zu bloßen Zierrathen der alten Baſe Etikette, welche ſo manchen, der es nicht dachte, zuletzt doch in ihr Joch ſpannte; ihr könnt nicht mehr werden zu zwei Zerrbildern, die zuletzt durch zu langes Ineinanderſpiegeln ſich häßlich dünken und ihre Lichtſeite ewig von einander kehren. Seht die kinderloſen Ehen nach den erſten zehn bis funfzehn Jahren und ihr verſteht mich. Das Kind als der Inhalt beider Gemüther, in der Kindheit und Jugend noch das gemeinſame Bild beider Geſchlechter, zieht Mann und Weib wieder zur Einheit zuſammen, gleicht alle Ungleichheiten aus und bringt alle Abweichungen wieder an einander. Aber herrlicher und göttlicher führt euch das Kind als euer künftiger Repräſentant auch ins Leben zurück, woraus ihr euch einſam und abgeſchnitten bald zurückgezogen haben würdet. Es erhält euch warm in der Sympathie mit dem ganzen Geſchlechte, weil ihr in dem Kinde euch mitleben ſehet in dem jetzigen und künftigen Geſchlechte. Es erhält euch wärmer in dieſer Sympathie mit dem ganzen Geſchlechte durch die neue Thätigkeit, die es euch auflegt. Ihr könnt euch nicht zurückziehen, ihr müßt alle Beweglichkeit, alle Theilnahme am Allgemeinen, alles Mitleben bewahren, weil das Geſchlecht mit den Wohlthaten und Vortheilen der geſellſchaftlichen Verfaſſung einſt eure Kinder unter ſich aufnehmen ſoll. Dünkt euch eure Bahn durch das Leben vielleicht ſicher geſchloſſen, oder habt ihr in egoiſtiſcher Trennung vom Ganzen ſie ſchon verſchließen wollen, ſo müßt ihr ſie jetzt offen bewahren, denn eure Kinder wollen auch einen Weg neben und nach euch. — Aber dieſes Mitleben und Mitfühlen mit dem Ganzen wird noch ſchöner bewahrt durch das ewige Nehmen und Geben, das feſteſte Weltband, an welchem eure Kinder euch erhalten. Ihr ſeid behütet vor dem ſchlimmſten Ungethüm, das ſich des Menſchen als ſein Plagegeiſt bemächtigen kann, vor dem Geitze, wenn ihr überall davor habet behütet werden können: ein Uebel, das aus der Vernichtung des lebendigen Lebens, der Angſt vor dem Untergange und dem Tode entſpringt, am meiſten aber aus der Verkältung und Ablöſung von der warmen und lebendigen Welt. Warum werden Hageſtolze, kinderloſe Eheleute ſo oft geitzig? warum wächſt dieſe hungrige Peſt mit den Jahren? — Eure Kinder erhalten euch ferner die friſche und grüne Bruſt des Lebens und entreißen euch der traurigen Abgeſchiedenheit und dem tödtenden Umgange mit dem Todten des Gedankens, worin ihr ohne ſie verfallen ſeyn würdet. Ihr keimt mit ihnen wieder auf, wachſet und blühet mit ihnen und gehet im freudigen Treiben ſo mit ihnen ein in die künftigen Zeiten. So führen ſie euch durch die Jahre der Kraft in die ſtillen Jahre der zweiten Kindheit, wo die reife Frucht ſich zum Grabe beugt, und mit den Enkeln beginnet ihr wieder zu ſpielen und zu träumen, wie ihr anfinget, als eure Wiege noch vor dem mütterlichen Bette knarrte. So wird der Lebenscyklus mit Anmuth geſchloſſen und die Hoffnung mit ihren ſanften Händen zieht endlich die beiden Spitzen des Anfangs und Endes zuſammen. Aber auch eure Rechnung mit euren Kindern iſt alſo abgeſchloſſen und mit Recht verliert ihr alles, was ihr von ihnen haben möchtet, wenn ihr es fordert und durch etwas anderes und um etwas anderes, als Liebe von ihnen verlangt.

Ich habe meine Anſicht der erſten Menſchenbildung hingeſtellt und ihre wichtigſten Geſichtspunkte gezeigt. Etwas Vollendetes, in allen ſeinen Theilen Abgeſchloſſenes habe ich nicht geben können, weil das in unſrer Welt unmöglich iſt, wo man immer mehr aufzuräumen und wegzuklügeln hat, als daß man die ſchöne Welt, wie aus dem Keim entwickelt, allen verſtändlich und zuwinkend, hinſtellen könnte und ſagen: ſie iſt, weil ſie iſt. Ich werde zufrieden ſeyn, wenn man von mir ſagt, wie von dem, der zuerſt einen Sumpf wegbar macht, ich habe einzelne Steine für die Fußgänger hingeworfen, daß ſie nicht immer im Waſſer waden müſſen, neue Pfoſten und Zeichen für die Reiſenden zu Pferde und zu Wagen hingeſtellt, daß ſie nicht verirren. Ein ſchöner, gerader, bei Tage und bey Nacht fahrbarer, Weg kann nur durch größere gemeinſchaftliche Kräfte gemacht werden. Wer ſo durch die Irrthümer tappt, worin ihn die Moräſte, die Bäume, die

Waſſer und die Berge halten, der wird oft krumm und ſchief ablaufen, oft beſchwerlich lang machen, was mehrere bequem hätten kurz machen können. Ich bin ſo durch die fünf, ſechs Jahre der Kindheit gegangen. Was mich meine Mutter und andre gute Mütter gelehrt haben, dem bin ich als dem hellſten Licht durch dieſe Wüſte gefolgt. Mutterherz, Mutterliebe, Muttermund war mir der Mittelpunkt des Lebens der Kindheit, die Haltung und die Erklärung der geheimen Welt voll Wunder für die zarten Weſen, die Aegide, worunter ſie Schutz ſuchten. Dem Vater habe ich ſeinen Antheil, einen kleineren für dieſe Jahre, mitgegeben. Er iſt im doppelten Sinn mehr der leibliche Freund der Kleinen, ſowohl für die Erhaltung des Leibes phyſiſch, als für die Befriedigung ihres äußeren, immer regen Thätigkeitstriebes. Ich habe anzudeuten geſucht, wie in dieſen beiden für die Kleinen die Welt verſchloſſen liegt; wie ſie, wo aus Irrthum gefehlt iſt, wo andre in Vorwitz und Aberwitz ſich an den Kleinen verſündigen, durch Liebe und Geſetz der Nothwendigkeit, als welches ſie ſtehen ſollen, verbeſſern, richten, reinigen können. So habe ich angedeutet, wie in dieſen Jahren der Kindheit der Keim alles Größten und Herrlichſten ans Sonnenlicht tritt und ſeine erſten Sproſſen treibt, die eine milde Hand wollen, welche ſie gegen Hagel, Sturm und Nachtfröſte bedecke noch mehr aber hüte vor den muthwilligen Händen, ſo ſie in Ungeduld und Klügelei, was daraus werden könne und ſolle, betaſten und wohl gar abraufen. Manchen unverſtändigen Eingriffen in dieſe weichen Jahre, manchen ſchlimmen Vergehungen der Alten gegen die Kinder bin ich mit ſcharfen Vorwürfen und ernſten Vorſtellungen begegnet; bei andern habe ich zu zeigen geſucht, daß ihre Folgen nicht immer ſo ſchlimm ſind, als man meint, wenn nemlich ein ſchönes Centrum der mütterlichen Liebe recht in der Mitte ſteht. Manches konnte ich nur zeigen, nicht entwickeln. Wenn ich meinen Umlauf geſchloſſen habe, wird man meine Weltbildung begreifen und wie ich die Entwickelung und Bildung des Weltbildes an andern wolle und meine. Manches gehört immer dem eignen Sinn eines jeden Sterblichen, wenn aber dieſer nicht aus einem kleinen Intereſſe, ſondern für das Allgemeine hervorzutreten ſcheint, ſo verzeihe man ihm. Eines aber darf ich zum Schluſſe ſagen, daß dieſe fünf, ſechs Jahre mir die wichtigſten und entſcheidendſten für das ganze Leben ſcheinen, ſo unſcheinbar und ſchnell ſie dahin laufen. Man ſehe den Bauren bei ſeiner jungen Saat, den Gärtner bei ſeinem ſchlafenden Keim und ausbrechenden Blumen und Rei-

ſern

ſern, den Viehzüchter bei ſeinen Füllen, und man begreift mich. Warum ſoll man denn nicht endlich einmal anfangen, dem kleinen Menſchen dieſelbe Sorge und Aufmerkſamkeit zu gönnen, als dem kleinen Vieh und den Pflänzchen und Blüthen? Ja wir wollen mit der halben zufrieden ſeyn. Dieſe Jahre ſind die Jahre der Unſchuld, die Bewahrungs- und Behütungsjahre, daß kein Unheil in das Paradies und zu dem Blumen- und Vögelleben dringe. Es iſt in dieſen Jahren die Rede von dem, was man in der Politik den Urvertrag und die Grundgeſetze nennt. Dieſe ſollen hier gefunden und entwickelt werden. Ich habe den Aeltern das Amt gegeben, was in dem franzöſiſchen Staate der Senat haben ſoll, aber nicht hat, über die Erhaltung und Reinheit der Konſtitution zu wachen. Heilige Hüter des Menſchengeſetzes der Liebe, möget ihr euch nie durch eine arme Politik des Lebens, durch eine jämmerliche Furcht des Sklavendienſtes und Sklavenweſens, womit das Menſchenleben umfangen iſt, möget ihr euch nie dadurch verleiten laſſen, an dieſen Jahren, wo die heilige Menſchenkonſtitution gegründet wird, zu Verräthern zu werden!

Wir kommen nun zu dem zweiten Zuſtande des jungen Menſchen, welcher meiſtens in dem Zeit-

[illegible]

umlauf von dem ſechsten bis zum vierzehnten Jahre liegt. Ich ſage *meiſtens*, denn einige gehen um einige Jahre früher hinaus, andere bleiben ſpäter darin; auch pflegt ſüdlicheres Land frühere Reife zu bringen. Dieſe etwa achtjährige Periode pflegt man wohl *das Knabenalter* zu nennen. Dieſes Alter iſt durch die Verkehrtheit der Alten bis jetzt immer noch das ſchlimmſte für die Jugend geweſen, obgleich es an ſich das leichteſte, gefahrloſeſte und am wenigſten dem Verderben ausgeſetzte iſt, wenn die erſten ſechs Jahre der Kindheit der Natur gemäß hinfloſſen und nicht verkrüppelt wurden.

Dieſes Knabenalter iſt die Zeit der größten Erregbarkeit und Beweglichkeit des jungen Menſchen. Wenn er geſund iſt, ſo haßt er alles, was der Stille und Ruhe nur von ferne ähnlich ſieht. Seine Kräfte ſollen ſich entwickeln, er ſoll durch alle luſtigen, mit Gewalt nach außen dringenden Triebe in die Welt der Erfahrung hineingeſtoßen werden, durch vieles Straucheln gehen, durch vieles Tappen finden und empfinden lernen. Dies alles ſoll er nicht durch fremde Hände und Füße und Sinne, ſondern in Freiheit; höchſtens ſollen dieſe ſich neben ihm bewegen als die leitenden und ſchützenden, aber ſo, daß dieſe Leitung und dieſer Schutz ihm nicht zu tölpiſch in den Weg treten und ihn merken laſſen, daß ſie etwas um ihn zu thun haben. Man vergeſſe nicht, daß wir hier von der Erziehung der glücklichen Menſchen ſprechen; denn bei wie wenigen Kindern iſt dies alles ſo möglich! Indeſſen verkehrte Willkühr der glücklichſten Menſchen macht es oft ſchlimmer mit den Kindern, als der blinde Zufall es mit denen der Armen und Dürftigen gar nicht kann, welche an dieſem Zufall oft den trefflichſten Führer haben. Denn wenn dies nicht wäre, wie ſollte die Menſchheit beſtehen?

Ich habe dieſes Knabenalter das leichteſte, gefahrloſeſte und dem Verderben am wenigſten ausgeſetzte Alter genannt. Dieſe Behauptung muß ich erklären und in dieſer Erklärung wird zugleich eine Hinweiſung auf das Betragen liegen, welches dieſes Lebensalter von den Alten verlangt.

Mit dem Anfange des ſechsten, ſiebenten Jahres löſt ſich der Sprößling mehr von ſeinem Stamm und fängt an, eigne Wurzeln in den Erdboden zu ſchlagen. Daß er dies ruhig und freudig könne, hüte der Stamm ſich, ihn zu erinnern, wie er nur durch ihn da ſei, ohne ihn, wenn er die Ablöſung ſelbſt machte, nichts ſeyn würde, und wie er alſo Unrecht

recht habe, ſich auf ſeinen kleinen Wurzeltrieb etwas einzubilden. Doch hat man aber in dieſem leichten und natürlichen Verhältniſſe geſündigt und ſündigt noch alle Tage. Ich habe oben gewieſen, wie ich Kind und Aeltern, vorzüglich Kind und Mutter für Eins halte in den erſten Lebensjahren, die wir die Kindheit nannten. Dieſe Einheit zwiſchen Sprößling und Stamm, zwiſchen Baum und Blüthe ſcheint mit dem Anfange des zweiten Alters aufzuhören, aber ſie ſcheint es nur. Freilich dieſelbe bleibt ſie nicht, ſondern ſoll durch den Zwiſchenzuſtand des Knabenalters zu einer höheren Einheit übergehen, deren Grund freilich die erſte, zum Theil unerklärlich geheime bleibt, die aber in einem freieren Menſchenbunde mit dem erwachſenen Leibe zuſammenwächſt, wo doch wohl oft der Naturen Gleichgebohrenheit das feſteſte Band macht; weil wir vom Menſchen, im menſchlichen Sinn, das Alte nach alter Art nicht wollen, Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Barmherzigkeit, die wohl ihre Namen behalten, aber aus anderen Sproſſen treiben ſollen. Man muß die Welt nicht zu einer Söldnerei machen; das Leben und ſein Genuß durch alle verſchiedene Zuſtände und Verhältniſſe ſei ihm ſelbſt höchſter Lohn: glücklich, wenn dieſe kleineren Nebendinge als freie Gaben hinzukommen, und glücklich, wenn in dieſer Freiheit die Erinnerung an das erſte zarte Wiegenleben den Bund der Menſchheit heiligt, der von Beſonderen nur zum Allgemeinen geknüpft werden kann.

Leicht und unbefangen hüpft der Knabe in ſeine Welt hinein und durch ſie hindurch, wenn nicht unmenſchliche und ungeheure Hinderniſſe ihm in den Weg treten und ihn ſeitweges treiben. Dieſe Leichtigkeit und die Elaſticität, mit welcher dieſes Alter in die Stimmung und den Zuſtand zurückſpringt, welche es behaupten ſoll, iſt ſo groß, daß nur ein ganz verkehrtes Treiben und Manipuliren der Alten hier verderblich wird, ſo daß ſelbſt die oft ganz verwahrloſeten Kinder der niederen Stände glücklich durch dieſe Jahre hindurch laufen. Wir aber, die wir in einer Welt voll Abſicht und Sünde leben und das Abſichtloſe und Unbegränzte der jungen Jahre, d. h. ihre Unſchuld, erhalten wollen, wir wollen doch auch von dieſem Alter, wenn wir es nicht mit ſeinen ſchirmenden Engeln umſtellen können, die Kakodämonen abwehren, welche ſeinem Glücke drohen.

Leichtigkeit und Leichtſinn ſind Karakter des Knaben, volle Unbefangenheit, Bedürfnißloſigkeit, Liebloſigkeit.

Das Wort Unbefangenheit iſt ein göttliches Wort in unſrer Sprache und drückt etwas Schöneres menſchlicher aus, als das Wort Unſchuld. Es bezeichnet den Gemüthszuſtand, wo man noch ſich allein gehört, ſich lebt und genießt, von keiner Sklavenrückſicht eingefangen iſt; denn das Zurückkommen auf ſich ſelbſt durch den Gedanken, wo Seyn und Gedanke nicht Eins ſind, iſt die erſte Sünde. Sobald man meint an ſich etwas anderes zu thun zu haben, als zu leben, ſobald man meint an ſich etwas beſſern, andern zu Gefallen etwas thun zu müſſen, kurz ſobald man ſich in andern beſpiegelt nicht durch das Geſamtleben, ſondern durch die Vereinzelungsbrille des Gedankens, iſt man befangen und ein Sünder.

Der Knabe iſt göttlich bedürfnißlos, nicht in der Wirklichkeit, ſondern in ſeinem Leben. Ich habe ſchon vorher gewarnt, wie man Kinder vor dem Gefühl ihrer Hülfloſigkeit, welches nicht das ihrige iſt, zu bewahren habe. Daß der Knabe in der That bedürfnißlos ſei, dafür haben wir geſorgt, indem wir ihm bemittelte Aeltern gaben; er iſt dies aber ſelbſt bei armen Aeltern, wenn die Armuth nur nicht bis zur Hungersnoth geht. Daß er bedürfnißlos ſei in ſeinem Leben, dafür ſorgte die Natur.

tur. Wenn die Menſchen ihm ſeinen Willen laſſen, innerhalb den Schranken der Nothwendigkeit, die er freilich frühe ehren lernen muß, ſo wird die ganze Welt lange ſein bleiben; er wird leben und ſich des Lebens freuen, als gehöre ihm alles, was ihm gefällt. Freilich den Kreis dieſes Alles, was ihm gefallen kann — ich ſage nicht darf — hat der Zufall der Geburt um ihn gezogen. Nur je früher man ihn zum Beſitz der Erde greifen lehrt, deſto früher verliert er ſie und verarmt. Dieſes Paradoxen hat auch eine fürchterliche Wahrheit, wenigſtens für unſre Zeit, wo dem Beſitzergreifen niemand ein Maaß ſetzt, wo alles Leben im Haben ſteht, faſt keines im Seyn. Wer noch nichts hat, hat alles. Stoßet alſo die Kinder nicht ſo frühe in eure platoniſche Blindheit, lehrt ſie nicht ſo frühe den unterirdiſchen Werth der Dinge kennen, und wo nothwendige Hemmungen des fröhlichen Entwickelungstriebes ſind, erklärt ihnen nicht immer die Rückſichten und Abſichten des Warum, ſondern ſtellt ihnen lieber das Verbot als eine baare Nothwendigkeit hin. Der Knabe ſoll noch nichts von bürgerlicher Schätzung, von bürgerlichem Recht und Unrecht wiſſen, damit er nicht frühe ein Sünder und Geitzhals werde. Wie mancher Keim des Böſen wird in dieſen Jahren ſo hervorgelockt, indem man das Gute zu gründen meint. Durch die langſamere Nothwendigkeit ſoll er lernen, was kein Halbverſtand der Erfahrung ihm ſchnell erklären darf. Solche Weltſchranke und Hemmung ſeiner künftigen Thätigkeit ſoll er als Nothwendigkeit anſehen, nicht als verſchiedene Schätzungen; denn ſchätzen ſoll er nie lernen, was an ſich weder zu ſchätzen, noch nicht zu ſchätzen, ſondern gleichgültig iſt. Was aber künftig gültig werden ſoll, werde es, ſelbſt bei einer kleineren bürgerlichen Anſicht und Rückſicht, die der Einzelne nie aufhebt, durch ein höheres Geſetz, wodurch ich mir als Menſchen den Beſitz als einen unmittelbaren Herrn vom Leibe halte und ſelbſt das Bedürfniß, auch das künſtliche, als etwas unvermeidliches anſehe. Freilich ein höheres Schickſal wird mich da faſſen können, weil mein Haupt mehr in die Wolken ragt, aber unten auf Erden, in den ewigen Felſen der Nothwendigkeit mit meinen Füßen gewurzelt, werde ich auch feſter ſtehen.

Der leichte und leichtſinnige Knabe fühlt ſich göttlich bedürfnißlos; er kennt keine Furcht und keine Hoffnung, keine Liebe und keinen Haß, kurz kein anderes Leben und Streben, als unmittelbares Leben und Streben, welches die Natur ihm einpflanzte, daß er ſich in der Welt bewegen und zu der hohen Rolle, die er ſpäter übernehmen ſoll, vorbereiten lerne. Der Knabe, ſeiner Füße mächtig, bis ſie der Schlaf ausſtreckt, um ſie für neue Kämpfe zu ſtärken, läßt ſich nicht anders als durch eine ſchreckliche Gewalt in vier Mauren, noch weniger auf dem Mutterſchooße halten. Die Mutter gehorche hier dem Naturwinke und laſſe den kleinen Wilden fahren, den ſie nicht halten ſoll. Er iſt ihr entwachſen, bedarf nicht mehr ihrer liebenden Hut, ihrer beruhigenden Nähe bei der Angſt vor der Naturgewalt. Seine Weltherrſchaft iſt größer, als die ihrige, denn er hat alles, will wenig und fürchtet nichts. Sie laſſe ihn fahren, die Zeit wird kommen, wo er gern wieder zu ihr zurückkehren wird. So gemein dieſes gemeine Knabenleben ſcheint und ſo alltäglich es in der That iſt, ſo liegt doch darin das tiefſte Geheimniß, wie in allen Uebergängen, die flach ſcheinen, weil vor und hinter ihnen ein Abgrund ſteht, worin ein volleres Leben ſich bewegt. Leib und Seele ſind im Seyn freilich Eins, aber ſobald man anfängt zu klügeln, muß man ſchon trennen. Es ſcheint, als ſei das Knabenalter die eigentliche Entwickelung des Leibes und als werde die Seele darin begraben, um als ein ſchöneres Phänomen wieder aufzugehen. Aber dieſer Schein iſt nicht allein Schein, ſondern auch Wirklichkeit, nur nicht in dieſem Sinn. In dieſer Zeit ſind Leib und Seele wahrhaftig Eins, das Irdiſche und das Himmliſche iſt verbunden und dieſe Epoche iſt der begränzten Menſchennatur wirkliches Götterleben auf Erden. Wenn die Alten nicht ſchlimm darein greifen, ſo iſt Fülle des Lebensgefühls, Sorgenloſigkeit, Freiheit von Leidenſchaften, Freiheit von beſtimmter Liebe, kurz Leben als Leben da. Deswegen windet man auch in folgenden Zeiten alle Blüthen des Gefühls und der Wonne um dieſe Knabenjahre, obgleich ſie ſelbſt göttlich gedankenlos und bewußtſeynlos meiſtens dahin floſſen. Die kleinen Weſen exiſtiren jetzt in einer Selbſtgenügſamkeit, die wie ein ſeliges Göttertraumleben dahin fahren würde, wenn die Alten ſie nicht erinnerten, daß ſie zu etwas anderm da ſeien, als zu leben, und daß ſie etwas nöthig hätten, als Leben, um zu leben.

Dieſe Selbſtgenügſamkeit giebt vor ſchwachen Köpfen, die immer bei ſchwachen Herzen ſind, das Gebrechen, welches man Liebloſigkeit und Gefühlloſigkeit nennt und worauf man erſt ſo ſchrecklich unverſtändig losdiſciplinirt. Eine Liebe giebt es, ſo nie ſtirbt, nie untergeht, nur irdiſchen Augen zuweilen verſchwindet, die unſterbliche und himmliſche Liebe, die Leben und Tod, Leib und Seele, Menſchheit,

heit, Gottheit und Welt zu Einem macht Dieſe Liebe will nichts als Liebe um Liebe und findet deswegen in allem Liebe. Aber es giebt eine irdiſche Liebe, die nicht unſterblich, obgleich mit jener unſterblichen und himmliſchen verwandt iſt, die ihre beſtimmten Begierden auf Erden hat und irdiſch zu ihrem Genuſſe eilt. Dieſe iſt furchtſam, eiferſüchtig und geitzig; ſie meint, weil ſie ſo irdiſch iſt, immer auch ihren irdiſchen Beſitzſtand befeſtigen zu müſſen und zu dürfen, und ſieht nicht, daß ſie ihr ſchönes Leben verliert, indem ſie dieſes thut. Jene erſte Liebe, die um die Kinderwiegen ſich immer finden ſollte, weil ſie göttlich uneigennützig bloß um Liebe iſt, ſie, die oft ſelbſt den heiligen Zeugungsmyſterien der Geſchlechter beiwohnt, zittert nicht, daß ſie etwas verlieren könne, und eben deswegen verliert ſie wenig. Sie ſieht, wie der kleine Uebermüthige, der ſich nun ewig freigelaſſen wähnt, da er doch aus dem Götterzuſtand des Knaben in den ſchönen Dienſtzuſtand des Jünglings und Mannes übergehen ſoll, alle ſüßen Liebesbande zerbricht, die ihn bis jetzt hielten; ſie ſieht dies und lächelt, und zürnt nicht; denn ihre Schweſter die Nothwendigkeit, die am Stuhle Zeus ſitzt, belehrte ſie, daß ſie ſo nicht halten ſollten. Aber einzelne zarte Fädchen bleiben angeknüpft und aus dieſen wird im künftigen

gen dritten Zuſtande ein neues Liebesſeil zwiſchen Aeltern und Kindern. Wirklich iſt die Revolution bei dem Eintritt in das Knabenalter außerordentlich. Der wilde und üppige Lebenstrieb verſcheucht jede Schranke, ſelbſt die, welche vorher die ſüßeſte war. Nur wie die Aeltern und Erwachſenen mehr oder weniger den Kleinen dienen, den Entwickelungstrieb des freien Götterlebens zu befördern, ſind ſie ihnen mehr oder weniger wichtig. Von einer ſo zarten und kindlichen Anhänglichkeit, wie in der vorigen Zeit des Spannenlebens, kann nicht mehr die Rede ſeyn. Alles iſt auf das Aeußere, auf das bloße Treiben und Genießen gerichtet, faſt nichts auf das Innere, ſo daß es erſcheine, wenn gleich dies die Zeit iſt, wo die äußere und innere Welt, freilich auf eine blöden Augen unmerkliche Art, ihre Verbindung beginnen. Deswegen ſcheinen jetzt auch die Kinder keine beſtimmte äußere Liebe zu haben, ſondern von der Natur ſo loſe als möglich geſtellt zu ſeyn, damit ſie in größter Freiheit und Unbefangenheit von jedem herrſchenden Triebe ſich bilden mögen. Selbſt die erſte, unnennbar ſüße und ſichere Liebe, womit das Kind an ſeiner Mutter hing, ſcheint, wenn man es auf das gelindeſte ausdrückt, eine Zeitlang ſchweigen zu müſſen. Wehe der Mutter und dem Kinde, wenn ſie das Leben nicht begreifen kann, das jetzt ihrem Kinde nothwendig iſt! Von dem Alten ſcheint mehr ein Leben der Gewohnheit zu bleiben, als der ſüßen halb zum Bedürfniß gewordenen Anhänglichkeit. Alles iſt dem Kinde widerlich, was es aus ſeiner freien, ruhigen Gleichmüthigkeit reißt, welche ſich an ſeine raſtloſe Thätigkeit bindet; alles iſt ihm angenehm, was dieſe ſtille Beweglichkeit befördert. In ſeinem freien fröhlichen Leben kennt es kein Mitleid, keinen Kummer, kein Mitgefühl, ſieht Leben und Tod, aber ſieht immer nur das Leben, weil es freudig ins Leben hineingetrieben wird. Was alſo nicht dient, es in dieſes Leben hineinzuſpielen und es in ſolchem leichten Spiele zu erhalten, wird ſogleich durch eigne Naturkraft als etwas Fremdes hinausgeſtoßen. So ſchlägt der Knabe allenfalls gleich gefühllos an einen irdenen Topf, wie an den Kopf ſeiner erblaßten Mutter, ſieht mit gleich vorübergehender Empfindung einen Menſchen und eine Maus ertrinken. Weil er noch in allem ſeyn ſoll, kann er an das Einzelne ſich nicht zu feſt binden, weil das ſein Leben zerſtören würde. Wenn alſo der Knabe nicht weint, wenn ſich die Alten die Haare raufen, wenn ihm ſeines Vaters in Aſchen hinabbrennendes Dach ein luſtiges Feuerwerk iſt, wenn ihm der Kampf eines Menſchen mit einem Hunde eben ſo ergötzend iſt, als eines Hundes mit einem Hunde, ſo ſchreie man nicht über Härte und Verdorbenheit und bete vielmehr die ewige Weisheit an, die mit göttlichem Verſtande jedem Zuſtande ſein Maaß und ſein Glück ſetzte.

Freilich tritt der Menſch, wie man es gewöhnlich betrachtet, im Knabenalter einige Stufen hinab, weil die meiſten Menſchen, wozu ihre Schwäche ſie berechtigt, in dem Mitleben und Mitempfinden mit andern das höchſte Menſchendaſeyn ſetzen. Wir ſagen, ſie haben Unrecht und die Menſchheit erſcheine nie göttlicher im Leben, als im Knabenalter, wo ſie ohne Abhängigkeit, ohne Beſtimmtheit bloß lebt. Es iſt dies ein höherer Zuſtand, auf den höchſten göttlichen hinweiſend, wo man ſagen kann mit Epikur: alles iſt indifferent, weder ſchlecht noch gut, die Götter ſind, was ſie ſind. So ſind jetzt die Menſchen, was ſie ſind, das Allgemeine, Menſchliche behaltend, aber die menſchliche Schwäche, wenn gleich habend, doch nicht wiſſend. Güte, d. h. die Gemüthsſtimmung, wo man kein Leben zerſtört aus bloßer Zerſtörungsluſt, hat jede lebendige Natur, wenn ſie ſatt und Lebens ſicher iſt. Aber, wird man ſagen, man kann ja wohl einen höheren Zuſtand ſetzen, vielleicht auch im Leben einiger Menſchen

ſchen finden. Dieſe haben gleichſam die zwei Seelen des göttlichen Plato, von welchen die eine, mit dem irdiſchen Leibe genauer verbunden und allein auf deſſen Dienſt gerichtet, das Leibliche und Niedere beſorgt, während die andere höhere den himmliſchen Zuſtand beleuchtet, das urſprüngliche Bilderleben vor allem Seyn, alles Seyns Grund und Urſprung. Dieſe wiſſen, was ſie ſind und was ſie haben, und ſind alſo mehr, als jene kleinen Maſchinen. Wer alles Leben in Wirkung ſeht und nicht in dem unmittelbaren Seyn, hat auch Recht. Uns aber, die wir vom Höchſten ſprechen, dünkt das bewußtſeynloſe Seyn in voller Genüge, ſei es noch ſo beſchränkt, weit göttlicher, als beſchränktes Erdenleben und unendliches Götterleben, als zwei ſtreitende Kräfte im Jünglings- und Mannesalter ſo oft geſchieden und höchſtens durch die Idee als Aufgabe, nicht als Auflöſung der Vereinigung verbunden. Denn wie wenigen wird das ſeltne Glück, im freudigen Mannesſtreben mit allen Grazien und Muſen ein einiges Göttertraumleben zu durchwandeln!

Wenn es verzeihlich iſt, daß wir überall uns unterwunden haben, die Hieroglyphik der Natur zu deuten, ſo wird man es auch verzeihen, daß wir oft in Hieroglyphen ſprechen. Wer gar keine heilige und geheime Schrift verſteht, der bleibe fern von uns! Wir haben mit dem Rohen, der das Höchſte gemein und in gemeinen Worten vernehmen möchte, nichts gemein; er, der ſein Erfahrungsleben dick feſt hält und alles daraus machen kann, was er für Menſchen möglich hält, wird faſt über alles, was wir meinen, als über Träume und Kinderſpiele lachen. Wir ſelbſt fühlen, je tiefer wir in das Innere dieſes Heiligthums eingehen, daß eine fromme Schaam uns hätte die Zunge binden ſollen, den Ungeweihten einiges vorzulallen von dem, was wohl die Augen zuweilen menſchlich ſchauen, die Zungen aber nie menſchlich und würdig ausſprechen können. Wir meinten zuerſt alles ſo leicht und hell hinſtellen und ausrufen zu können, vor den Leuten: tretet her und ſehet! aber wir finden zuletzt, daß wir von Myſterien zu ſprechen begannen, weil wir von dem Menſchen als Menſchen ſprechen, und daß im Fortgehen das Leben immer mehr mit Göttern und Wundern ſich bevölkert, die ſo blendend vor uns treten, daß wir ihre Herrlichkeit kaum beſchauen, geſchweige denn ausſprechen können.

Dies gilt auch von unſerm Ausſpruche, kein Alter ſei ſo gefahrlos und ſo vor Verderben geſichert, als das Knabenalter. Dies ſcheint nicht ſo bei'm erſten Anblick.

Was,

Was, ſagt man, dieſes Alter gefahrlos, wo der wilde unerfahrne Trieb im Waſſer und Feuer, im Fall und im Sprunge, kurz in allen Elementen der Natur und Inſtrumenten der Kunſt ſeinen Tod finden kann? wo er blind in alle unbekannte Gefahren hineinführt? Dieſes Können läugne ich nicht, wohl aber das Seyn, obgleich ich nicht begreife, warum es nicht ſo iſt, als man ſagt. Faſt alle Sprachen ſprechen, das Glück ſei mit der Kindheit und der Jugend und gehe ihnen ſchützend zur Seite; andre ſtellen behütende Schutzengel auf, welche über dieſe Jahre wachen und an unſichtbaren Fäden die kleinen Menſchen von den Abgründen zurückziehen, woran ſie wandeln und ſpielen. Dies drückt freilich die Sache aus, wie ſie iſt, nicht aber, warum ſie ſo iſt. Am ſchönſten aber ſpricht es aus dem Glauben der Menſchen an eine höhere Ordnung, welche ungeſehen in allem und über alles waltet. Aber ſind wir Erwachſenen nicht vielleicht die Staarblinden, die, weil wir falſch oder verkehrt ſehen, lieber etwas Geheimes außer dem Menſchen ſetzen, das ihn ſchütze, als das Geheime an und in dem Menſchen bemerken mögen, wodurch er ſelbſt in dieſem zarten Alter ihm ſelbſt ein ſichererer Führer wird, als tauſend Argushände und Argusaugen zuſammen? Man ſieht an dem ſich entwickelnden Knaden gewöhnlich nur das Geſchwinde, Leichtbewegliche und Raſtloſe, womit er ſich vielgeſtaltig in die geſtaltende Welt wirft, und man iſt deswegen nur gar zu geneigt, dieſes ganze Alter wild und unbeſonnen zu nennen, ohne merken zu wollen auf ſein Schöneres und Höheres, wodurch es über ſeinen beiden nächſten Nachbaren ſteht. Freilich Beſonnenheit, die aus Weltverſtand, aus mancherlei Erfahrung, aus vielfacher Einſchränkung des Unendlichen durch das Endliche entſteht, kann und ſoll der Knabe noch nicht haben. Aber ſeine Wildheit möchte ich etwas in Schutz nehmen. Denn iſt der Knabe je wild, wie der Jüngling und Mann, welchen die fürchterlichſten Triebe oft das ganze Leben zu einer vollen Blindheit machen, worin ſie ſich hinabſtürzen wie in die dunkeln Nächte des Erebus voll Tode und Geburten? Sein ſpielendes Leben iſt zwar kein gebundenes und feſtes, wie ſo oft bei den ſpäteren Alten, aber ſein Ton iſt gleichartig, ruhig, fromm, worin nur die Freude, die aber noch nichts von Bacchus und Cypris hat, auch ſie eine Göttin voll Rythmus, als die einzige Bewegerin und Beflüglerin ſpielt. Daher ſieht der Knabe aus Inſtinkt gewöhnlich ſchärfer und richtiger, als der Jüngling und Mann durch Urtheil. Die Gefahren dieſes Alters ſcheinen dem Mann durch Vorurtheil auch größer, als ſie ſind. Er meint nemlich, daß ſie nicht ſehen und hören, wo er ſieht und hört; worin er ſich ſehr irrt. Man ſehe das kleine Kind von zwei, drei Jahren, wie richtig iſt die Warnung ſeines Inſtinkts bei ſehr gefährlichen Dingen, welche ſich auch dem Gefühl durch etwas Furchtbares oder Außerordentliches ankündigen! Man ſehe den Knaben an reißenden Strömen, am Feuer, auf hohem Meere und Bäumen; er weicht eben ſo aus, klettert eben ſo vorſichtig und ſich anklammernd, nur alles behender, gewandter und furchtlos beſſer, als die Erwachſenen, die nur wegen ihrer Furcht und Befangenheit ſicherer ſcheinen, aber eben dadurch wirklich unſicherer ſind. Denn die Furchtloſigkeit, Sorgenfreiheit und Unbefangenheit des Knaben iſt ſeine Göttin, die der Erwachſene nicht verſtehen kann. Zu dieſer Göttin kommt ein Inſtinkt, ohne welche die ſichere Bewegung des Kleinen unter ſo vielen Gefahren und Ungethümen, mit welchen ſein junges Alter umfangen iſt, unbegreiflich wäre. Rechnet man dagegen die Gefahren des durch Leidenſchaften und Lebensmühen geblendeten und gebrochenen Mannes, wo iſt die größere Gefahrloſigkeit?

Aber auch mehr geſichert vor dem Verderben, als irgend ein anderes, iſt das Knabenalter. Auch hier wird man mir geradezu widerſprechen; doch höre man zuerſt, wie ich es meine. Das Knabenalter iſt dem geſchliffenen Stahle gleich, einer glatten Tafel, die noch keinen einzigen Zug von dem Griffel in ſich aufgenommen hat. Jeder Schmutz wird hier zu einem Roſt, jeder Zug zu einem Zeichen. An dem Einfachſten und Natürlichen ſieht man immer das Schlechte und Fremde am klarſten. Deswegen ſcheinen die Gebrechen ſo ſehr auf den edelſten Naturen, bei den gemeinen verwirrt ſich ſogleich alles in ihre Finſterniß und Verwirrung. Wo das meiſte Licht iſt, da ſind die dunkelſten Schatten. Man muthet dem Reinen immer noch zu, es ſoll rein bleiben, und man hat Recht, ſo zu thun. Wir, die des Unreinen und Fremden ſchon ſo viel an uns tragen, wir werden durch etwas mehr oder minder kaum entſtellt oder enthäßlicht. Was ſchon verdorben iſt, da ſpricht man nicht mehr von Sicherheit vor dem Verderben. Aber auch die verſchiedenen Lebensalter gleich genommen und die gewaltſamen Eingriffe nicht gerechnet, ſo man noch in die Natur des Knaben wagt, bei dem Jünglinge und Manne nicht wagen darf, wird ſich dies aus dem Einen Erſten ergeben, wodurch dieſes Alter von dem übrigen ausgezeichnet da ſteht. Zwar geht durch alle Alter die beſtimmte Eigenthümlichkeit des Einzelnen, eine

Fähig-

Fähigkeit, wodurch ſeine Natur ſich herſtellen und das Fremde ausſtoßen kann; aber dieſe Fähigkeit, die der Knabe doch auch hat, iſt weit begränzter in Wirkſamkeit, als des Knaben Schwung immer zu Einer durchlaufenden Richtung ſeines Lebens hin, vor welcher, bis ſie zum Ziel wird, tauſend Hinderniſſe rechts und links und aber tauſend dienſtfertige Thoren, ſo ihm in den Weg treten, in den Staub müſſen. Da nemlich des Knaben Trieb ihn mit Gewalt durch eine ewige Bewegung ſeiner ſpielenden Kräfte reißt und ihn immer unmittelbar im Leben erhält, ſo kann ſich die Verderbniß in dieſer ewigen Fluth nirgends feſt ſetzen, ſondern wird ſogleich abgeſpült; denn ſie will Stockung der Säfte und Hemmung der Kräfte haben, um wirken zu können. Alle Sünde wird nemlich gezeugt durch den Gedanken, der über etwas brütet, und durch eine Gewohnheit der Unart, die etwas übt. Gedanke und Gewohnheit im gewöhnlichen Sinn ſind dieſem Alter fremd, und wenn es ſie kennt, ſind ſie ihm durch den Vorwitz der Erwachſenen gegeben.

Wenn dieſe Erwachſenen ſich warnen ließen vor dem Teufel und vor dem Böſen, die Beide immer durch Klügelei ſündigen, ſo könnte ſie hier die Natur zurechtweiſen mit einer bewundernswürdigen Klar-

Klarheit und Verſtändlichkeit. Die Kindheit hat ihre Anomalien, das Jünglingsalter hat unendliche, nur die Knabenzeit fließt in gleichen Fäden wie ein heller Strom dahin. So verſchieden auch die Köpfe ſeyn mögen und ihre Richtungen, ſo haben doch die Inhaber dieſes Alters das Eine gemein, nicht auf ihnen ſelbſt zu brüten, ja nur einen Augenblick bei ihnen ſelbſt zu verweilen, ſondern unmittelbar in ganzer Fülle die Welt und das Leben zu ergreifen und in dieſen ſich zu finden, nicht zu ſuchen. Es ſcheint, als habe die weiſe Natur ſelbſt den Vorwitz der Alten, ſich zu viel mit den Kleinen zu befaſſen und ihre Luſt anzutaſten, zurückſcheuchen wollen, weil ſie dieſem Alter oft etwas vorzüglich Zurückſtoßendes und Unfreundlichvonſichweiſendes gegeben hat. Keine Schmeichelei, keine Gabe kann dieſe Jugend zum Dienſt und zur Zierlichkeit binden, ſie komme denn Schlag auf Schlag und mit einer unheiligen Disciplin vergeſellſchaftet, welche zuletzt den Teufel ſelbſt, den allertrotzigſten, dienſtbar machen könnte. Selbſt was ſonſt ſo gern mit Kindern unleidlich und unkindiſch tändelt und ſpielt mit einer Art häßlichen Sinnlichkeit, die ich Kapaunenliebe nennen möchte, was ſonſt ſo geſchäftig iſt, ſie zu verderben und durch Einpuppungen in die elenden Zierrathen der Konvenienz zu verunſtalten, findet

ſie

ſie jetzt glücklicher Weiſe ſehr ſtörrig und unartig. Die Knaben ſind dies im Durchſchnitt, ſobald man ſie irgendwo feſtmachen will, ſelbſt gegen ſolche, ſo ſie ſehr lieben; wie vielmehr gegen Gleichgültige! Dieſe ſonderbare Erſcheinung, wo ihnen die Natur gleichſam einen undurchdringlichen Panzer umgeworfen hat gegen fremde Angriffe, erſcheint am auffallendſten kurz vor dem Uebergange in das Jünglingsalter. Wenn man dem Lande nahe iſt, beginnt die Brandung. Die Italiäner nennen dieſe Epoche, die ſich auffallend auszeichnet, ſehr treffend l'età, acerba, die Teutſchen und Schweden die Schlingeljahre. Es iſt nemlich das üppigſte Leben im Sprudeln und Schäumen und die kühnſte Widerſetzlichkeit gegen jeden, der nicht etwas mitgehen, ſondern gewaltig bezähmen und eingreifen will. Zugleich iſt die Gefühlloſigkeit und Härte dieſes Alters ſelbſt in Mienen und Gebehrden am ſtrengſten ausgedrückt, ſo daß ſie durchaus alle fremde Theilnahme unerbittlich zurückweiſt. Man weiß, wie unſchuldig und liebenswürdig in dem Knabenalter oft ſchon die Geſchlechter, gegen einander mitſpielend und leiſe andeutend ſich zeichnen, wie der wildeſte Bube oft dem kleinen Mädchen ſo zahm iſt und ſie wieder ſchmeichelnd und freundlich gegen ihn: auch dies hört jetzt auf. Beſonders widerlich ſind in dieſer Zeit, die etwa in ihr zwölftes, dreizehntes Jahr fällt, die kleinen unverdorbenen Mädchen denjenigen, welchen alles widerlich iſt, was ihrer mürben Empfindſamkeit nicht ſogleich die weichlichen Hände drückt und die waſſerreichen Augen fließen läßt. Es iſt die Zeit der Jägerin Diana, die unerbittlich ſpröde alles Männliche von ſich ſtößt und auch dem Weiblichen unhold iſt. Es ſind wahrhaftig kleine Amazonen, auch dadurch bewehrt, daß bei aller Schönheit die Natur in dieſen Jahren ihnen ſo ſehr allen Antheil an dem cythereiſchen Gürtel des Reizes verſagt hat, daß keiner mit ihnen ſich einlaſſen mag. Man findet eine Aehnlichkeit dieſes Zuſtandes bei allem Lebendigen, welches menſchlichen Augen zur Beobachtung bloß geſtellt iſt; er iſt alſo nicht allein dem Menſchen eigen.

Aber, ihr Erwachſenen, wie häßlich ſündiget ihr hier, wenn die Nothwendigkeit dieſes Lebensalters, die Naturherrlichkeit, ſo herrſchen ſoll vor der Menſchenſatzung, auch nicht offenbar geworden iſt. Seid ihr nicht Sünder, anzunehmen, das ſei eine Sünde, die ausgeſtäupt werden müſſe, was ihr bei allen Kindern ſehet, und gerade am luſtigſten und unbändigſten ſehet bei denen, welche die fröhlichſte und ſeligſte Kindheit genoſſen? Seid ihr nicht

Sün-

Sünder, zu meinen, jeder ſündige, der euren Anmaßungen, vollends euren empfindſamen Angewöhnungen nicht ſchmeichle und nicht frühe ein Joch mit euch trage, das ihr ſelbſt nie hättet auf den Nacken nehmen ſollen? Seid ihr nicht Sünder, ihr, die ſo viel mit Gedanken und Empfindungen ſpielet, zu meinen, es könne überall Sünde ſeyn, wo noch kein Gedanke iſt? Sobald Adam auf ſich merkte und ſich anſah, war er ein Sünder und brachte die Sünde auf die Welt.

Aber nicht allein ſeid ihr Sünder, ſondern macht auch Sünder durch eure Verkehrtheiten. Zuerſt arbeitet ihr rüſtig daran, die jungen freudigen Triebe, die der friſche Frühlingsſonnenſchein des Lebens ans Licht lockt, zu verblüffen und einzuſchüchtern, die Federn zu beſchneiden, womit der junge Adler einmal ſeine Sonne erfliegen ſoll. Ihr unterſcheidet nicht Zeiten und Geſchlechter und macht, daß ſich künftig wieder die Zeiten und Geſchlechter verwirren. Nie fällt es euch ein, daß ihr vielleicht Unrecht haben könnt, vielleicht in keinem Rechte ſeid, als in dem der Stärke. Sähet ihr nur die Vögel und Bäume und Blumen unter dem Himmel an, euch würde etwas anderes in den Sinn kommen. Ihr, welche ſogleich den Gärtner fortjagen würdet, der die jungen Knoſpen und Sproſſen behandeln und beſchneiden wollte, wie die hochſtämmigen und hartberindeten Bäume, ihr könnt täglich ein Gleiches thun an euren Kindern? Es liegt die Quelle dieſes Unheils in einem tiefen Abgrunde des Böſen, wo der Teufel wohnt mit den alten Waſſern und der altgebährenden Nacht, welche beide gern alles in Waſſer und Nacht gezogen haben möchten und es ſo ihrem Herrn zuſpielen. In ſchlimmen Thränen und arger Verwirrung des Gefühls finden wir die Fäden dieſer Ate, womit ſie die jetzige Welt umſponnen hält. Ich kann mich nun erklären.

Die Aeltern und überall die Erwachſenen meinen oft, es ſei etwas Unmenſchliches, ein Keim des Böſen, der ſich einſchleichen und endlich mit unauslöslichen Wurzeln feſtſetzen wolle, daß die Kleinen dieſer Jahre nicht ſo mit ihnen empfinden, ſich nicht *ſo ſchön menſchlich bedürftig und ſympathetiſch* ihnen anſchließen wollen. Sie verzweifeln, wenn ſie ſehen, wie dieſelben Kinder, die, ſo zärtlich ſich zum Mutterſchooß flüchtend, mit ſo vollen Augen der Liebe ſich anſchmiegend, noch jüngſt lagen, nun ſo wild und kühn dahin fahren, und, wenn ſie ſatt ſind und das Haus hinter ſich haben, weder an Vater noch Mutter denken und vor dem Kaiſer wie vor dem Bettler ſtehen. Dies meinen ſie ſo, weil ſie nicht wiſſen und nicht wiſſen wollen, warum die Buben ſo ſeyn müſſen. Sie ſchreien über Gefühlloſigkeit und Liebloſigkeit, welche beide wirklich da ſind, nur nicht ſo da ſind, als ſie da zu ſeyn ſcheinen. Dieſe beiden Unarten ſollen ausgerottet, die Kleinen ſollen ſanft, mitfühlend, kurz zu dem gemacht werden, was ſie menſchlich nennen. Es iſt zu bewundern, mit welcher Geduld die Alten ſich dieſer Arbeit unterziehen, mit welcher Langmuth ſie die vielen Verdrüſſe ertragen, welche ihnen die Durchbrüche des Naturtriebes dieſes Alters machen, wie ſie nie müde werden in einem Geſchäfte, worin es doch wenigen nur vollkommen glückt. Hätten ſie nur die halbe, ja nur die Viertelgeduld, die Kleinen ſeyn zu laſſen und ihrem Treiben ruhig zuzuſehen, ſie würden Freude haben und ſelbſt mit der Herrſchaft über ſie viel weiter kommen.

Es giebt zwei Wege, auf welchen man dies auszuführen meint; der eine geht durch Zwang, der andre durch Beſchleichung. Mir iſt es bis heute noch ein Zweifel, ob der letzte nicht gefährlicher iſt, als der erſte. Der Zwang muß gewaltig ſeyn, weil er etwas Gewaltiges, das ſich entgegen bäumt, unzerdrücken und ausrotten will. Nur bei weichen und milden Naturen wird er es erreichen, ſie flügellahm und zahm zu machen; die ſtrengen und harten werden nur noch ſtrenger und härter werden, ausſchlagen und ſich entgegen ſtemmen, kurz zu einer Hartnäckigkeit und Unzucht für die Folgezeit ſich ſtärken, die fürchterliche Ungeheuer aus ſolchen machen können, welche vielleicht große und wohlthätige Menſchen ohne dieſe Manipulation geworden wären. Anders iſt es mit der Beſchleichung, ihr glückt faſt immer, was ſie durchſetzen will. Man macht ſich mit Seufzern und Thränen an das junge Weſen, das durch reinen Naturklang nicht weichlich zu verſtimmen iſt, drückt es mit naſſen Augen an die Bruſt, klagt über ungeheure Härte, erinnert es an die vorige Liebe, ſchüchtert es mit Sünden und Verbrechen ein, die es nicht kennt; und da dieſe Waſſerproben immer wieder kommen, ſo müſſen ſie, die zuletzt in den härteſten Fels eine Grube machen, wohl durch die weiche Menſchenbruſt dringen, ſo gut ſie auch verwahrt ſeyn mag. Dieſe verfluchte Weinerlichkeit nennt man auch wohl unrecht Empfindſamkeit. Keine Unart hat das Leben mehr verdorben, die ruhige und reine Naturanſicht mehr verrückt und keine verrückt und verdirbt ſie noch jetzt ſo ſehr bei Jungen und Alten, als eben dieſe. Wenn das Gefühl alles nimmt, ſo bleibt nichts für die That, und es wird zum fließenden Waſſer, was als Stein ſchlagen und ſtoßen, Häuſer, Städte, Welten tragen und halten ſollte. Dieſe Manipulation verfehlt nie ihren Zweck und die Alten rufen fröhlich: wie ſanft, wie theilnehmend, wie zärtlich und menſchlich ſind die Kinder doch vor den Jahren! wie geſittet, wie gebildet alles! Ich ſage: frühe Sünder, frühzeitige Jünglinge, frühzeitige Männer; aber nie Jünglinge, nie Männer ſind ſie; kleine Ungeheuer, die künftig mit ihren Launen und Verwirrungen fremdartiger Gefühle, denen ſie gern einen hohen Namen geben, alles martern und verderben und die folgenden Geſchlechter in neues Elend ſtürzen werden: Schwächlinge an Leib und Seele, die nichts Geſundes und Tüchtiges thun, empfinden und ertragen können. Ich ſpreche von mir und meinen Zeitgenoſſen, wie wir ſind, alle mehr oder weniger ungeſund, verwirrt, das Verkehrte wollend, alles mit Wuth und Ueberſpannung, nichts mit Muth und Ruhe angreifend und durchführend. Denn wer die früheren Lebenszuſtände nicht friſch und natürlich durchgelebt hat, der tritt in die folgenden wie ein Lahmer und Blinder. Das gilt von allen, deren Gefühl zu früh oder verkehrt gereizt iſt. Durch das Gefühl, wie man es auch erklären mag, verbinden wir uns mit dem Leben, und wenn ſeine Saiten verſtimmt und überſtimmt ſind, wie ſoll je die große Vereinigung aller Gefühlsnerven in das Herz, wie ſoll aus dieſem Herzen ein voller und verſtändlicher Zuſammenklang kommen?

Ich ſpreche jetzt, was ich täglich ſehe und was leider noch in den meiſten Häuſern die Tagesarbeit der Alten an den Kleinen iſt. Da es das einzig größte Verderben unſrer Zeit, die Blindmachung des klaren Weltſpiegels betrift, ſo kann ich länger davon ſprechen. Sobald der kleine Unſchuldige durch die Thränen der Mutter und die Sündeneinbläuung des Vaters oder durch die ewigen Meiſterungen eines vorklugen Meiſters aus ſeiner Bahn geriſſen iſt, wer will ihn nun wieder ſo darauf ſetzen, daß er nicht endlich ſelbſt oft ablaufe? Dieſes Ablaufen davon wird jetzt bei dem Allbiegſamen ſo leicht, daß ſein ganzer Zuſtand kein erzwungner mehr ſcheint und daß manche Köpfe den wilddurchfahrenden, als der wider Menſchenart thue, wohl einen unartigen ſchelten oder einen rohen, verdorbenen Knaben. Das Kind, welches alles thun ſoll, bloß weil es ihnen gefällt, thut nun ſo vieles mit Abſicht. Es möchte die lieben Aeltern und was ihm ſonſt lieb iſt, nicht betrüben, möchte ihnen wohl gar gefallen,

möch-

möchte ſich endlich von den böſen und unartigen Knaben, die ihm als Eulenſpiegels Beiſpiele vorgehalten werden, ſo ſehr als möglich unterſcheiden. Der arme Schelm aber fühlt, wie ſeine Natur ihm oft in den Nacken ſtößt und anders forttreibt, als er möchte. Er hat ſo viel von Sünde und Unrecht gehört, die er doch noch nicht kennen kann. So beſtricken ihn Verwirrung und Unheil und zerren ihn in die alte Nacht der Ungeſtalt und des Böſen. Sein kleines Leben iſt jetzt ein Chaos, ſein künftiges muß es durchaus ſeyn; in teufliſcher Zwietracht, immer unſicher die Welt ausfühlend, wird er hindurch müſſen. Welches Unheil keimt ferner aus der unnatürlichen Empfindſamkeit, die erſt kommen ſoll, wann der Saft in den Baum tritt mit den mannbaren Jahren! So ein kleiner Sünder — denn das wird er, ſobald man ihn lehrt an ſich denken und über ſich ſelbſt klügeln — weicht ſein Gefühl leicht zu einer Art ſchwärmeriſcher Empfindelei auf, lebt einſam und verſchwiegen, hat ſeine trüben Stunden, ſeine ſchwermüthigen Launen, lernt ſcharf denken und unterſcheiden, für Freundſchaft, ſelbſt für Liebe — Dinge, die ihm noch fremd ſeyn ſollten — für politiſche Fragen Feuer fangen. Weil er einmal auf ſich achten gelernt hat und nicht ſo ganz außer ſich leben darf, ſo wird er eitel, ſtellt ſein

Perſönchen, macht die Formen der Alten geſchmeidig, oft anmuthig nach, ſcheint auch wohl jene Naturſichfortreibenden an Scharfſinn zu übertreffen und macht dadurch das Exklamationenweſen über ſich natürlich noch häufiger. Zu ſolchem ungeſelligen kleinen Teufel — denn wer nicht mit den Seinen lebt und gleich lebt, heißt wohl ſo — geſellt ſich der alte Fürſt der Finſterniß und die frühen Gedanken geben frühe Begierden, alles überſchnellt ſich und endigt mit Elend und Schande. O ſchlimme Thränen und ſchlimme Gefühlsverwirrung! Dies ſind die alten Waſſer und tartariſchen Nächte, die ich oben nannte. Menſchen verſtehen, was ich ſagen will.

Hier muß ich zwei Worte ſagen von dem, was gewöhnlich Konvenienz heißt, womit man die äuſſere Form des Lebens im Umgange zu einander, oft auch Palliative benennt, welche dem beiſtehen ſollen, was gewöhnlich noch unterſtrichen Tugend heißt, welcher man, weil ſie ſo oft in Eins zuſammen fließt mit der Konvenienz, einen ſehr beſcheidenen Platz anweiſet, ſo pausbackig ſie auch oft von Kanzeln und Bühnen auspoſaunt wird. Konvenienz, Schicklichkeit, Anſtand, verſchiedene Namen, die alle einerlei bedeuten, welches Einerlei ſich aber eben ſo ſchwer definirt, als das Wörtlein Polizei, ſind vielen Menſchen die erſte und einzige Kunſt des Lebens und ſie meinen wohl, die Jugend könne nicht frühe genug darin eingeführt werden. Ich läugne nicht die Nützlichkeit irgend einer Konvenienz, obgleich die unſrige, wie ſie meiſtens noch ſteht, als ein elender Nothbehelf unſrer Schwäche und Erbärmlichkeit bald ſcheint zuſammenfallen zu müſſen. Unten werde ich mehr darüber ſagen. Ich behaupte nur, daß ein Widerſpruch darin iſt, dieſes Alter das Schickliche und Anſtändige lehren zu wollen. Was ſeinen Jahren anſtändig und ſchicklich iſt, das findet es gar richtig und etwas anderes ſoll es auch nicht haben noch lieben. Was Menſchen überall ſchicklich iſt, das wenige Heilige in unſern Sitten, weil er das wenige Menſchliche iſt, was man mit allem Thörigten und Angezwungenen zuſammengeworfen hat, wird die Jugend allmälig von ſelbſt den Alten ablernen; ja es iſt unvermeidlich, daß ſie nicht auch manches von der Karrikatur und der Sünde mit ergreife, die zum Theil darin liegt, weil die tägliche Gewohnheit auch den Reinſten endlich etwas angewöhnt. Aber die Tollheit, ſchon jetzt mit der Konvenienz anfangen zu wollen als mit einer Sache der Diſciplin, kann nur noch in das Gehirn eines Verrückten kommen und hat ſich wirklich aus den meiſten Familien verloren. Aber mittelbar ar-

beitet

beitet man doch wieder für die Konvenienz und ſtellt das alte Uebel, das ſchon zu einem fallenden werden ſollte, immer wieder auf die Füße. Erſtlich durch die Manipulation der Empfindſamkeit bereitet man die Kleinen trefflich vor, ihre Rücken der alten Gallagöttin zu beugen. Die Armen müſſen, weil ihnen ihr weibliches Leben abgeſchnitten iſt, aus bloßer Langerweile nach etwas greifen. Die Alten lehren ſie ja eben, wie die Alten ſeyn ſei das rechte Seyn, und wenn ſie die Formen dieſer Alten nachmachen, meinen ſie alſo etwas Rechtes und Tüchtiges zu thun, um ſo mehr, weil auch dieſem Nachmachen nicht ſelten ein Lächeln und ein freundliches Wort folgt. Zweitens, wenn man auch die Knaben noch ſo ziemlich Knaben ſeyn läßt, weiſet man ſie wohl mit abſichtlichen Körperübungen zu ſehr auf ſich ſelbſt hin, die erſte Stufe, zur vollen Narrheit eines Konvenienzmenſchen hinaufzuſteigen. Die alte Erziehung machte mehr Pedanten, die jetzige mehr Figuranten, zwei Halbbrüder, die ſich wenig nehmen, nur daß die letzten humaner erſcheinen, als ſie ſind. Die alte Erziehung hielt die Knaben unter Erwachſenen durchaus ſtumm oder entfernte ſie gar, die neue läßt ihnen eine halbe Freiheit unter ihnen, welche oft ſchlimmer iſt, als die volle Sklaverei der alten. Man will ſich gar zu gern eitel in

ihnen

ihnen ſpiegeln und reizt ſie zu witzigen Worten und zur Unterhaltung und freut ſich, wenn ſie fein frech und naſeweis ſind. Ich erinnere mich des geſcheuten Ausſpruches eines ſonſt eben nicht geſcheuten Alten. Er behauptete, er ſei ſehr unglücklich gebohren, als er jung geweſen, habe er ſchweigen müſſen, und als er alt geworden, haben die Jungen das Wort allein bekommen. So ſpielen, ſo ſpazieren, ſo plaudern, ſo trinken unſre Knaben mit uns, thun alles mit Abſicht, buhlen um Beifall, kokettiren bei'm Tanz mit den kleinen Dirnen, werfen die Beine und den Stock wie wir. Immer prickelt mir das Blut in den Fingerſpitzen, wenn ich ſo einen zwölfjährigen Mann ſehe. Ich ſehe einen künftigen Parückenſtock.

Alſo wie die Natur mir das Knabenalter hinſtellt mit ſeinen flüggen Trieben, ſo ſoll ich es hinfahren und durchfahren laſſen, ohne es alle Augenblicke aufzuhalten und zu durchkreuzen, wenn dies nicht durchaus nothwendig iſt. Dies iſt leicht geſagt, auch leicht verſtändlich dem, der verſtehen will. Aber wie? hat mir denn die bürgerliche Verfaſſung, die heilige Geſellſchaft, worin ich lebe und diene, nicht tauſend Hinderniſſe in den Weg geſtellt, die auch Nothwendigkeiten ſind und die ich ſchon ehren

und

und meine Kinder ehren laſſen muß, wenn ich als Bürger mich behaupten will? wo ſoll ich meine übermüthige Jugend hinfliegen laſſen, daß ſie in ihrem, wenn gleich unſchuldigen, Triebe mich als ihren Repräſentanten nicht ſchuldig mache vor dem Richter? Hier ein Fenſter eingeſchlagen, dort ein Baum geplündert, ein Huhn erwürgt, ein Füllen in den Moraſt gejagt — kann ich verlangen, daß andere aus Luſt an meiner freien Erziehung dies dulden ſollen? und werden ſie es wollen? Allerdings werden ſie das weder wollen noch können. Ich ſelbſt kann nicht immer bei meinen Kindern ſeyn, ich bin Bürger und habe meine Geſchäfte; ſie wollen auch durch mich leben. Daß ſie alſo mich und ſich nicht bürgerlich verderben, werde ich ſie in den Kerker eines Hauſes oder einer Schule einſperren müſſen, und wenn ich auch keine weitern Eingriffe in ihren frohen Entwickelungstrieb thue, ſo heißt das ihn fürchterlich hemmen. Die Nothwendigkeit ſelbſt ſcheint alſo die neue Freiheit der Erziehung aufzuheben oder die alte Strenge der Disciplin zu fordern; in beiden Fällen ſcheint es daher ſchlimm zu ſtehen.

Ich habe vorher ſchon proteſtirt gegen die Erziehung und Bildung der früheren Jahre des Lebens in einer Stadt und das freie Land als den wahren Tummelplatz der Kindheit und Jugend gezeigt. Aber für das Knabenleben habe ich einen trefflichen Ausweg auch in den Städten, ſo daß uns die hohen Mauern und die fürchterlichen vier Wände eines engen Zimmers weniger ſchaden. Dieſer Ausweg iſt die Pädagogie, deren Bedeutung man verloren zu haben ſcheint, weil man wenigſtens die Perſonen, welche bei den Alten Pädagogen hießen, in ihrer eigentlichen Beſtimmung jetzt faſt gar nicht gebraucht findet. Dieſe Pädagogen, oder Knabenführer, waren in der Erziehung der alten Welt ſehr wichtige Perſonen, und alle die, welche ihren Kindern eine liberale Erziehung geben konnten, hielten ſolche bei denſelben. Auch wir ſprechen von den Kindern, ſo eine ähnliche Erziehung erhalten können, wir wollen alſo ſehen, ob wir ſolche Pädagogen nicht gebrauchen können. Oft kömmt ſehr viel darauf an, nur zuerſt auf ein Ding zu merken. Die beſtändigen Gefährtinnen der weiblichen Kinder waren ihre Ammen, (nutrices) die beſtändigen Gefährten der männlichen ihre Pädagogen. Was waren dies für Menſchen? etwa außerordentlich ſeltene und ſehr gebildete, ſo mit großen Künſten mußten gehalten und geſucht werden? Mit nichten. Die nutrices oder Ammen erklären ſich ſchon durch ihren Namen. Die

Pädagogen waren gewöhnlich aus der Sklavenfamilie einige alte und verſtändige Leute, auf deren Rechtlichkeit und Beſonnenheit man ſich verlaſſen konnte. Ihr eigentliches Geſchäft war, die Knaben zu leiten und zu führen und dazu waren nur ein paar geſunde Augen, Hände und Füße nöthig. Mit der Bildung und dem Unterricht ſelbſt hatten ſie in der Regel gar nichts zu thun. Dieſes Geſchäft trieben zuweilen entweder andere Sklaven in einzelnen Theilen oder gewöhnlicher gehörte es freien Männern. Zu dieſen, zu den übrigen Meiſtern, zu den Gymnaſien und zu den andern Spielen und Uebungen begleiteten die Pädagogen die Knaben und hatten Acht, daß nichts Schändliches und Schlechtes mit ihnen geübt ward, Verführungen, welchen in jenen Klimaten die Jugend weit mehr ausgeſetzt war and iſt, als in den unſrigen. Aber nicht allein dahin waren ſie ihre Begleiter, ſondern auf die öffentlichen Plätze, auf die Spaziergänge und ins weite Freie. Ihr Amt währte gewöhnlich bis gegen den Ausgang der Jünglingsjahre, welche aber in jenem Klima auch früher ablaufen, als bei uns. Eine Einrichtung, die in jeder Hinſicht vortrefflich war und bei uns ſehr leicht nachzuahmen wäre.

Denn ſetzen wir nun auch wohlhabende Aeltern, die alles leiſten, was wir fordern, ſo halten ſie, ſelbſt wenn die Knaben öffentliche Schulen beſuchen, noch wohl beſonders einen Mann, der zugleich Erzieher, Lehrer und Aufſeher ihrer Kinder ſeyn ſoll: Poſten, die, wenn nicht unverträglich mit einander, doch durchaus von Einer Perſon nicht ausfüllbar ſind, wenn ſie anders ihr natürliches Leben behaupten ſoll; und mit etwas Unnatürlichem wollen wir unſre Jugend doch nicht umgeben. Es geſchieht alſo, daß dieſer Eine, der alles ſoll, unmöglich alles kann, oder es doch nur halb kann. Denn ſoll er Lehrer ſeyn, ſo muß er viele freie Stunden haben, zu ſtudieren, ſich vorzubereiten, neuen Stoff zu ſammeln und zu verarbeiten. Man kann von ihm nicht verlangen, daß er, der ſich müde und mürb gearbeitet hat, nun noch hingehe und mit den Knaben ſcherze und ſpiele. Denn wie ſoll er ſie anders erziehen, als durch ein gemeinſames Leben? Zu ſolchem gemeinſamen Leben fehlt ihm aber Muße und Luſt, wenn er drei, vier, fünf Stunden des Tags unterrichten muß. Daß er vollends noch den Aufſeher mache, allenthalben mit und um die Knaben ſei, wie kann man dies immer von ihm verlangen, wenn die Aeltern, die doch auch nur Geſchäfte haben und ganz anders dazu gezogen werden müſſen, ins Freie, laſſe ſie durch Wieſe, Feld und Wald ſtreichen und ſtehe nicht als einlenkender, ſondern nur als ein warnender Schutzengel ihnen zur Seite. Keine Furcht müſſen ſie vor ihm haben, als vor anderer Nothwendigkeit; ſie halte er, der Stärkere, ſie unerbittlich von allem zurück, was gerade nicht unrecht iſt, aber doch nicht thunlich und zuläßlich, wie die Geſellſchaft nun einmal ſteht. Selbſt indem er ſie ſo zwingend behandelt, wird er bald der Liebſte werden, den ſie haben, da ſie ohne ihn ihres liebſten Lebens gar nicht genießen können.

Mit dieſem Pädagogus, wozu ein jedes gutes Haus einen guten Bedienten gebrauchen kann, den es ſonſt auch nöthig hat, fällt eine Menge Verlegenheiten und Schwierigkeiten weg, die ſich ſonſt auch bei unſrer Erziehung finden würden; wir können auf dem geraden Naturwege bleiben. Aber auf dieſem geraden Naturwege wie vereinfacht ſich da alles, wie wird alles ſo leicht und ſo mühelos! und die Kinder ſelbſt wie unbefangen und fromm können ſie lange da ſtehen! wie wenige Manipulationen und Zurechtweiſungen ſind nöthig! wie bleibt die Natur auch jetzt nach ihrer unbegreiflichen Weiſe die erſte Bildnerin und Lehrerin! Wo der Menſch das Weite hat, wo er ſich tummeln kann, wirft er ſelbſt in ſpätern Jahren ſein trübes und fatales Gemüth noch ſo leicht ab und wird heiterer, fröhlicher, ſtiller. Eine Menge Unarten und Beſchwerlichkeiten für die Alten, welche die Knaben binnen den Mauern als die ächten Kinder der vier Wände annehmen, können in ſolchem Pädagogenleben gar nicht aufkommen. Es fehlt ihnen nie an Leben und Bewegung, ſie ſind mit einander nicht immer in zu naher Berührung und brauchen ſich um einen Quark nicht neidiſch zu reißen, wo ein jeder nach ſeinem Behagen die Welt anfaſſen und ſich ein Theilchen davon pflücken kann. Zu dieſem allen nehme man die Geſundheit, Heiterkeit und freudige Vegetation des Leibes und Gemüthes in dieſer Lebensfülle, die Behütung, zu früh manierirt und beſchränkt zu werden und etwas anderes als das Leben ſelbſt für das größte zu halten. Ich brauche hier nicht mehr zu ſagen, denn durch alles Vorhergehende verſteht man ſchon, wie ich auch dies meine. Daß man das Leichte der Pädagogie noch mehr begreiſe, ſo wünſche ich ſogar, daß zwei, drei, vier Familien, deren kleine Köpfe zu zwölf bis zwanzig ſich belaufen können, ſich zuſammen ſo einen Menſchen halten; denn ich will frühe und immer, wenn es nur angeht, ein Zuſammenleben von verſchiedenartigen Menſchen, daß die Menſchenverhältniſſe ſich ſo von unten auf beſtim-

beſtimmen und verſtändigen mit einander. Denn daß die Kleinen immer ohne Geſpielen unter ſich zuſammen ſeien oder gar mit ihren Aeltern, wenn dieſe viele Muße haben, das taugt nicht und bereitet frühe eine Unbehälflichkeit und Intoleranz vor, die ſie nachher ſchwer werden abſchütteln können. So ein Pädagogus kann dann jeder Familie jährlich auf ein vierzig bis funfzig Reichsthaler zu ſtehen kommen, ein Sümmchen, das man alle Tage um eine Kleinigkeit wegwirft. Mit den Knabenjahren hört billig dieſe Pädagogie auf. Die Jünglinge, ſo ſehr ſie der Aufſicht bedürfen, müſſen und wollen doch anders geleitet werden: doch davon weiter unten.

In dieſes Alter fällt der erſte Unterricht, welchen der junge Menſch empfängt, ja man hat die Knabenjahre wohl eigentlich die Jahre des Unterrichts genannt, und manche behaupten, wer in dieſen Jahren nicht Vieles und Vielfaches lerne, könne nachher nie wieder mitkommen; an den Unterricht müſſe, wie nun die Sachen ſtehen, das Meiſte gewandt werden, das Uebrige der Erziehung ſei Nebenſache. Woher ſolle man nachher die Zeit nehmen bei einer Lage der Dinge, die alle Kräfte ſo frühe in Anſpruch nehme? Dieſes Alter, am we-

nig-

nigſten heftigen Leidenſchaften unterworfen, ſei am geſchickteſten allem Unterricht und aller Unterweiſung ſich hinzugeben und ſein leichter Sinn laſſe es am erſten allen Zwang ohne großes Widerſtreben und großen Schaden ertragen. Man ſehe auch aus einzelnen Beiſpielen und aus dem erſten Jugendunterricht manches großen Mannes, wie weit Fleiß und Ausdauer es ſchon in dieſen Jahren treiben können. — Man kann dieſen Meinungen und Behauptungen keinesweges geradezu widerſprechen und immer wird Manches pro und contra geſagt werden können, ohne daß die Sache damit aufs Reine komme. Denn daß etwas iſt, war und ſeyn kann, ſagt nicht, daß es auch ſeyn ſoll. Manches möchte da endlich auf eine Gewohnheit der Bequemlichkeit, ja auf eine Gewohnheit der Gewohnheit ankommen, manches auch bloß nach unſicheren Erfahrungen beurtheilt werden, die gegen Erfahrungen ſelbſt, wenn dieſe höhere Uebereinſtimmungen haben, nicht viel gelten können. Wenn man ſich vollends auf die Lage der Dinge, auf die Konvenienz der Umſtände beruft, ſo gelten ſolche Berufungen bei ſo heiligen Dingen nicht, als die Erziehung iſt, die wir auch nicht einmal unter den Zwang äußerer Umſtände, ſondern frei geſetzt haben. Ich will hier dieſen Gegenſtand nur in ſeinen Hauptpunkten berühren, einige Noten zum Text machen und hinſtellen, wie nach meiner Weltanſicht mir die Sache erſcheint. Eine Methodik der Erziehung, was man wohl Pädagogik nennt, zu liefern, würde ganz außer meinem Plane liegen, ſo wie alle Behandlungen und Erläuterungen dieſes wichtigen Gegenſtandes wieder zu erläutern. Ich ſpreche alſo zuerſt aus der Anſicht der Menſchenbildung, wie ſie mir gekommen iſt, zweitens aus der Erfahrung meines Lebens und der Geſchichte, und ſtelle kurz meine Reſultate hin.

Erſtlich hat man ſchreckliches Unrecht, wenn man bei ſolchen Dingen mit Entſchuldigungen und Gründen kömmt, welche ungefähr lauten: wie die Sachen nun ſtehen, wie es die bürgerliche Laufbahn, die einer durchzumachen hat, erfordert — denn dieſe Lage der Sachen und dieſe bürgerliche Nothwendigkeit, die der tapfre Menſch auch wohl durchbrechen und durchhauen kann, ſind nirgends im Urgeſetze einer verſtändigen Erziehung. Die bürgerliche Nothwendigkeit, die als Nothwendigkeit immer noch ein Hirngeſpinſt iſt, ſobald der Menſch ſie ſo wenig nothwendig macht, als er jetzt noch thut, dieſe könnte ja wohl einmal verlangen, daß einer im funfzehnten Jahre ein Weib nähme und Prokurator, Richter, Feldherr wäre. Sollen wir darum nothwendige Geſetze der Natur ändern? Die jetzige Zeit iſt eine Revolutionszeit und überrennt ſich ſelbſt und alles andre. Die Menſchen jagen ſich jetzt durch jeden Zuſtand des Lebens, ehe er reif geworden iſt, und alſo ſind wenige ſo glücklich, vom ganzen Leben die volle, ſchöne Frucht abzupflücken. Das ganze Leben iſt Eine Spekulation, man thut ſchon frühe alles abſichtlich und gebehrdet ſich, als ob die Zeit keine Zeit habe, und als wenn, wer einige Jahre früher komme, nur den Preis davon trage. So haben wir Richter, Profeſſoren, Ehemänner im Flaumenbarte, die ſich nichts Kleines dünken, daß ſie ſo jung ſchon ſo vieles können, und die ſich wirklich im Flaumenalter oft gut genug ausnehmen. Ob ſie nach zehen Jahren noch Männer, oder vielmehr ob ſie dann Männer ſeyn werden, wer fragt darnach? Es iſt ja in Europa das erſte Staatsgrundgeſetz geworden, am meiſten und am ſchnellſten zu produciren, ſo wie dieſe Zeit alles nur nach der dickleibigen Maſſe zu taxiren ſcheint. Wer alles für die Zeit und den Augenblick thut, mache ſich gefaßt, daß jeder Augenblick ihn auf eine Peinbank der Unruhe werfe; die Zeit ſteht nie ſtill, wann des Menſchen Gemüth ſich kein Ziel geſetzt hat. Ueberdies wiſſen wir, wie ſchreckliches Unrecht in ſolchen Dingen frühere Zeiten oft gehabt haben, ſollen wir darum die unſrige nicht in Unterſuchung ziehen? uns ſelbſt nicht auch, wann wir vielleicht auf dem Narrenwege waren, darauf bleiben, vielleicht wieder andere darauf ſetzen wollen?

Es iſt unglaublich, wie außerordentlich weit man nicht allein das Knabenalter, ſondern ſelbſt die Kindheit durch Unterricht bringen kann, wie viel dieſe zarten Jahre faſſen und behalten, zu welch einer Reizbarkeit der Kombinationen ſie es bringen können! wie ſie ſelbſt ſcharfſinnig und genau das Einzelne greifen und begreifen können. Denn daß ſie es bis zum Allgemeinen, bis zum Hochſinn und Tiefſinn, bringen könnten, das wird kein Verſtändiger glauben, ſelbſt wenn man ihm aus einzelnen Erfahrungen etwas vorhielte, weil zu ſolcher Höhe und Tiefe eine andre Welt gehört, als die in dieſen aufgehen könnte. Man hat Beiſpiele von vier- fünfjährigen Kindern, ſo zwei Sprachen geſprochen und geſchrieben haben, aber man hat kein einziges Beiſpiel, daß ſolche die Jünglingsjahre überlebt und daß ſie nachher als ſolche Lichter geglänzt hätten, als ſie zuerſt aufgingen. Man hat Beiſpiele, daß Jünglinge von vierzehn bis ſechzehn Jahren mit den Größten und Gelehrteſten ihrer Zeit ehrenvoll in die Rennbahn traten und ſich in dieſen Ehren behaupteten bis ans Ende. Aber wir haben es zuerſt nicht mit den außerordentlichen, ſondern mit gewöhnlichen Menſchen zu thun, und behaupten zweitens nicht, daß es nicht Ausnahmen geben könne. Aber, die Dinge natürlich betrachtet, fragen wir, ob dieſe Keime des Außerordentlichen in der Menſchheit, wenn ſie nicht ſo in ein Treibhaus gelegt wären, ob ſie wohl nicht zu ganz andern Bäumen und Blumen der Schönheit und Kraft aufgewachſen ſeyn möchten? Wir fragen ferner, was das Ganze dabei gewinne, daß einer im funfzehnten Jahre leiſte, was er erſt im dreißigſten oder fünf und dreißigſten leiſten ſoll, weil nach einem Geſetze, das alle Naturforſcher ehren und verſtehen, mit dem früheren Treiben und Wachſen immer auch das frühere Verwelken und Vertrocknen verbunden iſt, ſo daß, wer im zwanzigſten Jahre groß war, im fünf und vierzigſten abnehme, wer hingegen im dreißigſten, etwa im fünf und ſechzigſten und ſiebenzigſten zu verblühen beginne. Man nehme die Leben großer Männer, die auf dem Felde des Wiſſens durch frühe Reife ſich auszeichneten, was ſieht man? Frühe Reizbarkeit der Nerven, kränkliche, konvulſiviſche Konſtitutionen der Leiber, faſt eine Nothwendigkeit, dieſen unnatürlichen Zuſtand durch künſtliche Mittel nur in einem erträglichen Schwunge zu halten; dazu häufige Zerſtreuungen des Geiſtes, Mangel an Lebensfreude und Thatenmuth: kurz dieſe Menſchen, als Menſchen betrachtet, ſind wahre Krüppel, gegen die gewöhnlichen Menſchen unbewehrt, ſobald man ihnen ihren künſtlichen Panzer abzieht. Und doch iſt nicht das feſteſte Stehen im Leben auch das feſteſte Stehen in der Menſchheit? Man ſehe ferner die Produkte ſolcher Menſchen etwas genauer an; ſo groß und trefflich ſie im Einzelnen ſeyn mögen, iſt das volle Geſundheit und ſtilles Hintreten der Kraft? Herrſcht nicht das Salzige und Aetzende vor dem Ungewürzten und Einfachen? iſt nicht in allem ein Hindeuten auf den Stelzen- und Schnürleibs- und Opiumszuſtand des Vaters? Und kann man endlich nicht geradezu behaupten, dieſe Treibpflanzen, welche übereilt und kränkelnd ſchon ſo ſüße Blüthen und Früchte trugen, würden, an ihrem natürlichen Platze der langſameren Sonne und Luft und deren milden Einflüſſen überlaſſen, noch ſüßere und geſündere getragen haben?

Das würden ſie gewiß. Denn welche im Wiſſen und Können häufig die größten und herrlichſten geworden, haben oft gar keine orbiliſche und donatiſche Jugend gehabt, ja waren nicht ſelten, bis ein

mil-

milderes Glück ſie aufnahm, einem bloßen Zufall überlaſſen; waren auch zum Theil wohl bis zum dreißigſten, vierzigſten Jahre noch namenlos, da jene ſchon lange als ſchöne Kometen geleuchtet und geſchreckt hatten? Rouſſeau, Bayle, Lambert, Kant, Dante, Shakeſpeare, Michel Angelo ſind doch wohl Namen, die man anführen darf und in welchen Millionen Julius Skaliger und Picos untergehen? Dieſe hatten zum Theil eine ſchlimme Jugend, was man eben ſchlimm nennt, oder doch eine ganz gewöhnliche, ſie mußten durch mancherlei Schwierigkeiten und Umwege laufen, entwickelten ſich theils erſt ſpät und wurden theils ſehr ſpät in den Schooß eines freundlicheren Glücks geſetzt. Ja, mag man ſagen, wären dieſe Großen nicht vielleicht noch größer geworden, wenn ſie der Vortheile eines früheren und methodiſchen Unterrichts genoſſen hätten? oder wenn ihnen Anſtöße gekommen wären, die ſie ſchnell gereizt und entwickelt hätten? denn alle von den Genannten entbehrten eben der Jugendunterweiſung nicht. Ich habe oben ſchon erinnert, ich wolle alles nur geben, wie es mir ſcheine; und daß es mir ſo ſcheint, wie ich es hingeſtellt habe, bekenne ich hiemit, zugleich auch, warum es mir ſo ſcheint, weil nemlich jene frühe Zeitigung unnatürlich iſt; und was unnatürlich iſt, iſt uns weder menſchlich noch göttlich. Wer vom Menſchlichen ſpricht, der ſchweigt vom Göttlichen nicht.

Daß man Kinder und Knaben außerordentlich weit bringen könne und außerordentlich frühe, das habe ich vorher ſelbſt geſtanden. Daß man dies aber nicht thun ſoll, will ich jetzt beweiſen; denn vernehmt hier die gewöhnlichen Folgen der Frühzeitigkeit bei außerordentlichen und gemeinen Naturen, Folgen, die ſich in der gegenwärtigen Zeit in jedem Phänomen mitſpiegeln. Zuerſt ſage ich, daß man ſelbſt nach meiner Ueberzeugung dieſen Unterricht ſchon ſehr weit treiben kann, ohne ihn zu übertreiben, nur mit ganz andern Anfängen und einer ganz andern Methode, als die gemeinen. Doch daß es eine Gränze giebt, hinter welcher das Land der Sünde liegt, das zeigt Folgendes klar. Wenn das Leben ſelbſt und alles, was ſich luſtig und voll in ihm bewegt, nicht unmittelbar die Lehrer werden, ſo iſt jeder Unterricht eine Anſtrengung, nicht mit einer natürlichen, ſondern mit einer künſtlichen Luſt verbunden. Es iſt, als wenn man einen Jüngling zu einem alten Weibe legt; es iſt möglich, daß er durch eine Art Täuſchung wirklich Gefallen an ihr finde, unmöglich, daß der Genuß mit ihr ihn nicht frühe verzehre.

re. Und in welchen Schulen, beſonders in den unteren, ſind die neun pieriſchen Jungfrauen etwas anderes, als alte Weiber, mit dem altmodiſchen Rock arabiſcher Ziffern und Buxtorfiſcher Punkte beſetzt und mit allen Runzeln und zuſammengeſchrumpftem Leder pergamiſcher und alexandriniſcher Unſterblichkeitsfabriken ſcheußlich aufgezieret? Das junge Leben ſoll jetzt weidlich und unbewußt in die Welt hinein wachſen und ſich mit ihr verwachſen und zuſammenwurzeln, ſiehe da wirft man es in die Wüſte der Worte und in die Dürftigkeit der Formen, die noch nicht Materie genug haben, um einen Weltinhalt hinſtellen und in Schönheit einſchließen zu können. Was iſt natürlicher, als daß die Zartheit, von Wundern und Zaubereien, die aber nicht ihre Wunder und Zaubereien ſind, zuerſt getroffen, zuletzt gereizt, empfindet? Aber dieſer Reiz, welchen nicht immer ein lebendiger Lebensſaft ſtärkt, ſo wie er ſich erſchöpft, iſt eine Arbeit; und wenn ſich auch durch ein mächtiges Durchgreifen und Durchbrechen der Natur etwas Weltähnliches aus und in dieſer Halbwelt der frühen Jahre bildet, ſo muß der junge Menſch doch durch dieſe frühe Arbeit, dieſen Kampf zu einer Zeit, wo er noch keinen Kampf kennen ſoll, durchaus leiblich geſchwächt werden. Sein Leib hat keine Zeit, ſich zu bilden und zu ſtärken,

ken, da die edelſten Säfte im ewigen Treiben fremder Reize verflüchtigt werden. Seine Geſichtszüge verlieren die Schönheit und Weiche der Jugend und nehmen die Schärfe und Geſpanntheit des Mannesalters an. Unnatürliche Bewegungen und Gelüſte, Empfindlichkeiten und Exaltationen, wie ſie dieſes Alter ſonſt nicht kennt, zeigen ſich als Warner ſolcher Verkehrtheit und als Vorboten eines künftig kränkelnden und immer gereizten Zuſtandes. So wird dies unzeitige Anſpannen wirken auf die edleren Naturen. Aber indem man die Menſchen frühe klug machen will, macht man ſie auch dumm und beſchränkt. Denn daß man außerordentlich gelehrt und vielwiſſend und dabei ein außerordentlicher Dummkopf ſeyn kann, lehrt uns die tägliche Erfahrung.

Dumm iſt, wer nicht vor und hinter ſich ſehen, ſich in der Welt nicht zurecht finden kann, kurz in ſeinem eignen Hauſe wie ein Verwirrter und Verirrter herum läuft. Sich in der Welt zurecht finden lernt der Menſch nur durch Uebung und wird zu dieſer Uebung in frühern Jahren durch einen allmächtigen Naturtrieb getrieben, welchen nur ein mächtigerer Zwang verrücken und unterdrücken kann. Nehme ich alſo in den Jahren, wo der Menſch ſich ſeine künf-

künftige Lebensbühne bekannt machen ſoll, ihm zu viele Zeit zu etwas anderem weg, ſo bleibt ihm die Stelle, wo er künftig wandeln und ſpielen ſoll, ein unbekanntes Land, oder es wird ihm, wenn man für die wirkliche Anſchauung deſſelben es ihm etwa in künſtlichen Bildern und Spiegeln zeigt, ein Land voll Abentheuer und Behexungen, worin er künftig nicht mehr natürlich und gewöhnlich, wie in ſeiner Heimath, einhergeht, ſondern gerüſtet und immer etwas erwartend und fürchtend oder doch etwas anderes ſuchend und ſehend, als er ſehen und ſuchen ſollte. Das Schlimmſte, was jedem begegnet durch ſolche frühe Treibhauszeitigung und Wegreißung aus dem Naturleben des unſchuldigen Triebes iſt der Verluſt der Fülle und Ganzheit, woraus alle Freude, aller Thatenmuth, kurz Götterleben auf Erden keimt. Man lernt die Dinge ſo frühe vereinzeln und ſich ſelbſt und alles Andre beklügeln und beklauben, man hat nie mehr die ganze Welt in der vollen Bruſt des lebendigen Lebens, ſondern muß ſie aus ihren einzelnen Stücken zuſammenleſen durch den Begriff. Und welche Welt iſt dieſe künſtlich und mühſam geſammelte gegen die, welche friſch und von ſelbſt aus dem Kern aufblüht ? Man kann ſich nicht mehr finden in den Freuden und Genüſſen gemeiner Naturmenſchen, kann gar nicht zu einem gemeinſamen

Mit-

Mitleben gelangen und iſt wohl endlich durch ſein hohles Wiſſen ſo unglücklich aufgeblaſen, dieſes gemeine Leben, wie es auftritt, auch in allen Rückſichten entſetzlich gemein zu ſchelten. Wie mancher fühlt es nicht, daß er aus der Lebendigkeit in ein Todtenreich geriſſen iſt, und meint wohl, wo das Leben ungeſchmückt in allen ſeinen Nuditäten mit Sehnen und Adern, mit Mühe und Luſt hintritt, ſei nur das Tödtende und Teufliſche gemeiner Tölpelei und groben Genuſſes? Der Menſch aber, der ſo unglücklich dumm iſt, alles gemein zu halten, was nicht in den engen Spiegel ſeines eingekerkerten Gemüthes fällt, iſt wahrhaftig gemein; denn was verdient mehr dieſen Namen, als was, allein ſich ſelbſt achtend, von der Welt als ſeiner unwürdig ſich kauziſch abſondert und nur ſich ſieht, ein elendes Pünktchen in der Unermeßlichkeit, wenn es durch Gemeinſamkeit nicht Eins ſeyn will mit der Unermeßlichkeit, worin nur das Bündniß mit Gott und Menſchen ſteht?

Man hat es geſehen und kann es täglich ſehen, wie tief in die Narrheit eine ſolche Verziehung fährt. Man ſieht dies zuerſt an der Schwäche eines ſolchen Misgeſchöpfes, das nicht als Misgeſchöpf gebohren war, ſobald es auf irdiſchen Füßen ſtehen ſoll. Wie

Mancher, der meint aller Götter und aller Menſchen Leben erſchöpfen, alle Thaten und Werke der Vorwelt ſein nennen zu können, geht wie ein Mondſüchtiger und Trunkenbold durch das Leben, ſtolpert bei jedem Schritte, zittert in jeder kleinſten Gefahr, welche manchem achtjährigen Buben keine Gefahr mehr iſt, kurz, iſt ſo dumm, unbehülflich und feig in der Wirklichkeit, daß die Platonen, Pythagoras und Leibnitze, welchen er auch nachzukönnen meint, weil er ihnen nachweiß, über ſo einen Agyrtäs mit ſeinem zerlumpten Leben herzlich lachen würden, wenn er ihnen vor das hohe Antlitz träte. Man hört wohl, daß ich von mir ſpreche und den meiſten jener Menſchen, die noch mehr als ich im Treibhauſe gezogen ſind und ſich gewöhnlich Gelehrte nennen. Ich werde unten auf ihr Weſen kommen, ſo ſie in der Welt treiben, auf die Eitelkeit, auf das Wiſſen als Wiſſen, die erbärmlichſte aller Eitelkeiten, die ſich ſo fürchterlich an dieſen Kümmerlingen beſtraft — ich ſetze voraus, daß dieſe Allwiſſenden wiſſen, was ein Kümmerling bei den Jägern heißt. Nie geht ihnen der Makrokosmos auf, ihnen, welchen das Wort für das Leben iſt; nie können ſie in der Friſche des Muthes dem Schickſale begegnen, aber wohl durch Karrenſchieberei und Schanzarbeit der Polyhiſtorie ſein Rieſengebirge zu einem Sand-

hauf

hauſen abflachen; wie können ſie in Liebe und Haß mit den mächtigſten Himmelsſchlüſſeln binden und löſen. Iſt ihnen ja das Wiſſen höher geſtellt, als das Können, der Schein höher, als das Seyn, das Schwatzen höher, als das Thun. Nicht immer ſchuldig, ſondern durch eine merkwürdige Täuſchung, die ihr zerſplittertes Leben in ſeiner vollen Zerſtückelung zeigt, kommen dieſe armſeligen Sophiſten dahin, das blühende Leben mit ſeinem vollen Wirken und Treiben als ein Nichts zu verachten und ihre feige und kauzige Flucht aus demſelben als etwas Höheres, Edleres, gar Halbgöttliches hinzuſtellen. Ich glaube dem Kaſtraten nicht, der auf Cytherens ſüße Freuden ein Schmählied abſingt.

Dies ſind Folgen der Frühzeitigkeit, die hier auf dem Papiere lange ſo ſchrecklich und lächerlich nicht ausſehen, als ſie ſind im Leben. Es iſt auf dieſe Weiſe ſeit manchen Jahrhunderten, beſonders den drei letzten ein gemeiner Dualismus entſtanden, der für Theologie, Philoſophie und Politik, kurz für die größten menſchlichen Dinge, bedeutender geweſen iſt, als man wohl glaubt. Alles was zuletzt als Nordlicht und Donnerwetter mit ſeinem Feuerſchein die Menſchen erſchreckt, ſtieg gewöhnlich zuerſt vom niedrigſtem Erdboden als Dunſt und Nebel auf. Ein gemeiner Dualismus entſtand und dauert noch fort, welcher die Welt tödtete und verdarb, Gott und Welt und Himmel und Erde entzweite, kurz oben damit endete, womit er unten begann. Dieſer gemeine Dualismus iſt die Scheidung von dem, was man ſo einmal angenommen Seele und Leib nennt, eine Scheidung, die man in der beſten Kirche zum achten Sakrament hätte machen ſollen, wenn ſie durch Bann und Einſchüchterung ſich hätte verhüten laſſen. Alle unſre Wiſſenſchaften, unſre Weltanſicht, unſre Staaten ſelbſt, kurz wir und unſer Leben würden anders ausſehen, wenn diejenigen, welche das Schwert, das Ruder und den Pflug regierten, auch die Feder gehandhabt hätten; geſunde, freudige, durch das Leben zum Leben geſchaffene und verſtändige Menſchen. In unſrer neuen Welt iſt alles anders geworden, als in der alten. Es war vielleicht eine Nothwendigkeit da, daß es ſo ſeyn mußte, aber ſchon ſteht die Zeit in einem Uebergange; nur hat ſie mehr Muth und Beweglichkeit, als Tapferkeit und Kraft. Man hat durch die Möncherei und Sklaverei, worin wir mit unſrer erſten Bildung gefallen ſind, die Erziehung, noch mehr aber den Unterricht vom Leben abgeſchnitten. So hat man die Menſchen vielfach kaſtrirt und durch

fol

ſolches Kaſtriren faſt in einem jeden eine Feindſchaft erzeugt, ſo Weltfeindſchaft geworden iſt.

Dies iſt der Dualismus, den ich meine. Die Alten ſprechen auch von Seele und Leib, ſie klügeln wohl auch darüber; aber in ihren Urtheilen, ihren Werken, ihren Thaten, ſelbſt in ihrer Philoſophie welche Fülle des Menſchen! Und fragen wir in Geſundheit und Lebens- und Herzensfülle noch wohl metaphyſiſch nach der Zweiheit zwei verſchiedener Kräfte, woraus wir beſtehen wollen? Aber wenn die ſo das Welturtheil richten ſollen, ungeſunde, zuſammengeſchrumpfte und verkümmerte Menſchen ſind, die kein reiner Naturton durchklingt, kein klares Naturlicht durchleuchtet, welch eine Zweiheit (Zwietracht) wird da zuerſt in ihnen ſelbſt erfolgen und dann übergehen auf alles! Jeder ſchwache Menſch iſt eitel, aber auch der Starke denkt nicht gern daran, daß das herrlich iſt, was er etwa verloren hat. Man hat die Leiber verachtet, hat lange der Organiſation alles genommen und, weiß Gott, welchem Dämon alles gegeben. Man hat keine Wunder in ſich gefunden, keine geheime Naturſtimmen, weil alles frühe zerſtört war. Man hat ſo aus ſelbſtgemachten Geſetzen, aus menſchlichen und zufälligen Künſtlichkeiten erklären wollen, was ſchon vor aller Erklärung da war. Man iſt bis zur Nichtachtung, wohl oft bis zur Verachtung alles Leiblichen gegangen, was ſich vom Geiſtigen doch kaum im Gedanken, nie im Leben und Seyn ſcheiden läßt. Alles bis auf die Welt und ihren Gott iſt zur Maſchine ſchwächlicher und tyranniſcher Willkühr geworden; denn was ſchwächlich iſt, iſt nothwendig tyranniſch. So haben wir ein Maſchinenleben, einen Maſchinenglauben, einen menſchlichen und bürgerlichen Puppentanz, zum Spaße nicht ernſthaft, zum Ernſte nicht kühn genug, unendlich viel Einbildung, unendlich viel Dummheit; und weil wir durch ewiges Schwatzen und Meinen vom Scheiden endlich die Ueberzeugung einer wahren Scheidung zu Stande gebracht, ſo müſſen wir immer mit Zweifeln fragen, wo andre mit Sicherheit zuſchlagen, welche nie zweifeln, daß Rinde und Mark zu Einem Baum gehören. Von dieſer Verkehrtheit, die freilich uralt iſt, bei dem bisherigen Unterricht aber faſt Regel war, ging ſo mancher Glaube aus, der ſonſt nie ſo gemeiner Glaube hätte werden können. Man fand endlich eine Natürlichkeit in dem, was durch lange Uebung des Wahns und der Gewohnheit einer Natürlichkeit gleich ſchien, weil in den frühen Jahren ſchon alles unterging, was der Natur und ihren Ableitungen gehörte. Man nahm wohl zuletzt

als

als Nothwendigen; allgemein einwachſenden Menſchenglauben, was die verzerrten Menſchenbilder als Orakel ihres Gemüthes gaben; welches Gemüthes Verzerrung ſie unmöglich deuten konnten. So ſtand Gott und Welt, Arema und Ormuz, Jehovah und Satan, Leib und Seele, Tugend und Laſter, und viele andre Namen, die uns noch immer verkehren, verbinden und behexen, als beſtimmte Gegenſätze einander gegenüber.

Und dieſen armen Miſtbeetpflanzen, die es ſich nun doch einmal herausnehmen wollen, die geraden, von freier Luft getriebenen Stämme und Stiele des Feldes und Waldes zu richten, wie ſoll ihnen durch das Brillenleben ihrer Glasfenſter ein klares und reines Bild der Dinge kommen? So roh und ungeſtüm dieſes Alter auch durch alles durchzugehen ſcheint, ſo müſſen wir doch glauben, was wir an ſo vielen Dingen und Menſchen ſehen, daß auch auf daſſelbe die äußere Natur einen geheimen bildenden Einfluß habe, nicht weniger groß, weil wir ihn nicht mit Fingern weiſen können. Man könnte das Menſchenleben mit einem Strom vergleichen. In der Kindheit wird die Quelle allmälig zu einem Bache, fließt im Knabenalter unter Bergen und Felſen verdeckt fort, und im Jünglingsalter brauſt er plötzlich aus ſeinen geheimen Klüften als ein Strom mit vollen Waſſern ans Licht hervor, ohne daß man ſagen könnte, woher er dieſe Waſſer geſammelt. In dieſen Jahren ſoll alles geſammelt werden, aber geheim und durch Selbſtthätigkeit, nicht durch Künſtelei. Man ſoll dem Menſchen Zeit laſſen zu leben und alles Lebendige an ſich bilden zu laſſen. Wem man fremde Reize giebt; dem ſind die einfältigen der Natur nicht ſcharf genug. So wird die Natur weder an ihm bilden noch ihm ein Bild werden können. Die Verwirrung und die Dammmachung beginnt, wo man methodice mit der Klarmachung und Klugmachung anfängt. Manches dunkle Syſtem mit allen ſeinen Schlingen, Mauſefallen, Häkchen, Kletten und Angeln wäre ungeſchrieben geblieben, wenn man hier die Welt mit ihren Schaamtheilen nicht auf den Kopf geſtellt hätte, um ſie den jungen Augen ja ganz zu zeigen. Man kann ſo viel und ſo weit ſehen, daß man nichts ſieht. Darum iſt die Kunſt ſehen zu lernen die ſchwerſte Kunſt; wer einen Meiſter darin nöthig hat, hat ferner ſein geſundes Geſicht verloren. Wir glauben mit Pindar an einen angebohrnen Menſchenadel, den einzigen, woran wir glauben. So ſingt er in ſeiner dritten Nemäiſchen Ode:

„συγ-

„συγγενει δε τις
εὐδοξιᾳ μεγα βριθει.
Ὃς δε διδακτ' ἐχει, ψεφηνος ἀνηρ,
ἀλλοτ' ἀλλα πνεων ὀ ποτ' ἀτρεκεῖ
κατεβᾳ ποδι, μυριᾶν
δ' ἀρεταν ἀτελεῖ νοῳ γευεται.“

„Mitgebohrener Adel bricht mächtig hindurch,
Wer Gelerntes nur hat, iſt ein ſchwächlicher Mann,
Weht unſtät und wechſelnd und tritt nie mit ſicherm
Fuß, und von tauſend Tugenden nippt
Er ab mit unvollend'tem Gemüth.“

Aber nun endlich gieb uns auch Deine Meinung, wie Du es mit dem Unterricht haben willſt, oder ob Du vielleicht gar keinen in dieſen Jahren willſt; ob ſie ganz der Rohheit und Ungebundenheit als den weiſeſten und menſchlichſten Lehrerinnen übergeben werden ſollen; denn darauf ſcheinſt Du uns beinahe hinzuſpielen. Auf dieſe Fragen kann ich kurz und beſcheiden antworten. Erſtens bin auch ich der Meinung, daß für einen großen Theil Menſchen der Unterricht in dieſen Jahren durchaus nothwendig ſei; zweitens will ich ſogar alle Menſchen in dieſen Jahren unterrichtet wiſſen, nur auf eine andre Weiſe, als die übliche, nur nicht mit ſolcher Ueberteilung, als ob die Zeit gar keine Zeit hätte: drittens aber behaupte ich kühn, daß wenn das, was man nun ſo Unterricht genannt hat und gewöhnlich noch ſo nennt, auch ganz fehlte, ein geſundes heiteres Leben nur nicht fehlte, alles noch herrlich zu bilden und ſelbſt dem Früherunterrichteten gleich zu bringen ſei. Vom vierzehnten bis zum zwanzigſten Jahre iſt eine lange Zeit für die ungeſchwächte Kraft.

Für viele Menſchen iſt der Unterricht ſchon in früheren Jahren durchaus nothwendig. Möchte er nur zweckmäßiger und unſchädlicher ſeyn, als er gewöhnlich iſt! Wen das Glück nicht alſo ſanft auf die Erde geſetzt hat, daß er die erſten ſechszehn bis zwanzig Jahre bloß leben kann, ſondern wer arbeiten muß, ſobald er arbeiten kann, dem iſt ſehr geholfen, wenn man ihm einige künſtliche Kräfte für die natürlichen verſchafft. Alle künftige Handarbeiter, alle diejenigen, welche für die unterſten mechaniſchen Gewerbe beſtimmt ſind, ſelbſt diejenigen, welche einmal mit Kopf und Hand die höhere Mechanik angreifen, alle dieſe müſſen mit dem Ablauf der Knabenjahre, oft ſchon früher, ihre bürgerliche Laufbahn beginnen: ſie müſſen frühe die Welt als ein großes Vorrathshaus anſehen, aus welchem ſie nur mit Mühe und Arbeit ihren Antheil der Beute

ſich

ſich verſchaffen können. Manche aus dieſer Klaſſe, die zu herrlicheren Dingen beſtimmt waren, kann man wohl bedauern, aber über ſie jammern ſoll man nicht, ſo lange die Nothwendigkeit Nothwendigkeit iſt. Es iſt doch gut, daß ſie etwas lernen, da ihnen ſpäterhin gar keine Zeit zum Lernen bleibt. Nur wäre zu wünſchen, daß ſie das Wenige, was ſie aus der Schule mitnehmen, nicht oft durch eine barbariſche Disciplin erhielten, die als ein arger Zuchtmeiſter ihnen gleichſam das Willkommen giebt bei dem Eintritt in ein bürgerliches Leben, deſſen ſtrenge Zucht ſie ſelber oft ſo früh fühlen müſſen. Uns geht dieſe ganze Klaſſe hier übrigens weiter nichts an. Man hat doch in manchen Ländern auch für ſie ſchon etwas gethan und wird wohl durch den ehrwürdigen Peſtalozzi, der hier auf ſeinem Felde zu ſeyn ſcheint, noch mehr thun in den nächſten Decennien, beſonders wenn man hier Mittel und Zwecke mehr mit einander verglichen und alles Unnütze, was auch hier zur Gaukelei und zum Geſchwätz gehört, ausgeworfen hat.

Zweitens will ich allerdings alle Menſchen in dieſen ſieben Knabenjahren unterrichtet wiſſen, nur nicht mit ſolcher Antreibung und Uebertreibung, als wenn das ganze Leben nur Eine Schule und bloß für die Diſciplin geſchaffen wäre, nur nicht auf die bisherige zwieträchtige und dualiſtiſche Weiſe der Dualiſtenmacherei. Mir ſchwebt hier ein unendlich hohes Ideal vor Augen, aber ich ſehe auch, es gehört faſt eine unendliche Weisheit und ein unermeßliches Wiſſen dazu, dieſes in beſcheidenen und doch klaren Worten auf den Erdboden hinzuſtellen: ein Ideal, welches die Geſamtheit des Gemüthes und die Einheit der Menſchheit und Gottheit und Welt — ein Ideal, welches die vollſte Lebensvegetation, allen Glauben und alle Kraft, in ſich heiligte und heilig bewahrte, ohne daß je der Gedanke als ein leidiger Teufel ſich in dieſes Paradies einſchliche: ein Ideal, welches die Arbeit zur Luſt, die Anſtrengung zur Kräftigung, den Unterricht zum bloßen Leben machen ſoll. Iſt dieſes Ideal von Jugendbildung aber in ſeinen Haupttheilen nicht mit Sicherheit auf der Erde hinzuſtellen, ſo ſtimme ich geradezu für das, was man wohl Rohheit und Ungebundenheit nennt, die Knaben in dieſen Jahren lieber dem ſelbſtbildenden Zufall mit kleinem Schutz zu überlaſſen, als dem abſichtlichen Unterricht, der ohne die Erfüllung dieſer Bedingungen durchaus ein Unterricht der Sünde werden muß.

Ich will über dieſes Ideal vor Erziehung zuerſt einige Anſichten hinwerfen, die vielleicht vor mir ſelbſt noch nicht klar genug liegen. Wohl mögen andere dann dieſe Dämmerung beſſer erleuchten, als ich ſelbſt es kann. Gern will ich als ein Thörigter und Unwiſſender erſcheinen, wenn nur beſſere und reinere Gemüther durch mich an die erſte menſchliche Sache erinnert werden.

Ich glaube hier vor allen, was ich ewig glauben muß, daß die Natur ſelbſt in allen Dingen unſre ſicherſte Führerin und weiſeſte Lehrerin iſt und daß wir nie ſündigen, wann wir auf ihre Winke merken können. Wohin weiſet uns dieſe Natur in dieſem Alter? wie ſteht die Welt vor dem Knaben? welche Art der Darſtellung bemächtigt ſich ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit am unbezwinglichſten? Wenn wir dies wiſſen, ſo wiſſen wir die Art, wie wir es mit ihm anfangen ſollen, oder vielmehr, wie er ſelbſt uns führen ſoll bei'm Unterricht. Müßten auch alle Methoden, woran alle Gedanken ſeit der Sündfluth gearbeitet haben, auf einen großen Schutthaufen geworfen werden, müßten wir auch wieder zur Einfalt der Spinnſtuben zurück, wir wollen nicht trauren, wenn unſre weltliche Weisheit vor der göttlichen und einfältigen ſich demüthigen muß. Nur hart auf der Sünde beharren bei beſſerer Einſicht iſt die einzige Sünde wider unſern heiligen Geiſt.

Wie

Wie ſteht die Welt vor dem Knaben? Sie ſteht, wie ſie iſt, immer voll und lebendig vor ihm. Daß er ein Stück aus ihr herausreißen, ſie ſkelettiren und tödten, gar etwas Todtes in ihr glauben könne, fällt ihm nie ein, wenn man ihn nicht mit Gewalt dahin führt. Alles iſt ihm ihm ſelbſt gleich, wie es bei fortſchreitender Entwickelung ihm ſelbſt immer gleich bleiben und werden ſoll; denn auf dieſer Gleichſetzung mit der Welt, auf dieſem Gefühl der Unzertrennlichkeit zwiſchen ihm und ihr beruht ſeine Glückſeligkeit und ſein Leben jetzt und künftig. Aber alles iſt ihm nothwendig auch lebendig; er kennt keine Mühe, keine Pein, keinen Tod, macht alſo nichts lahm und nichts müßig: denn daß die lahmen Kräfte ſich bewegen, müſſen müßige da ſeyn, ſo ſie bewegen, irgend ein Gott außer der Welt, und viele Gebrechlichkeiten und Kümmerlichkeiten in der Welt, daß dieſer Gott etwas zu thun habe. Sonne und Mond, Bäume und Steine, Licht und Waſſer ſind ihm ſelbſtthätig lebendig, wie Thiere und Menſchen, nur daß er mit den letzteren, als jetzt mehr, ja faſt einzig ſeines Gleichen, am meiſten zu thun hat. Wie aber alles dieſes geheime Leben ihm geheim erſcheine, wie es auf ſein Inneres wirke, kurz wie der Spiegel dieſer Wunderwelt ſich wunderbar allmälig ihm enthülle mit allen ihren

Herr=

Herrlichkeiten, das weiß er nicht, weil er lebt und nicht klügelt: das wiſſen wir nicht beſtimmt, weil wir nichts wiſſen von dem, was wir als Knaben nicht behalten ſollten.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß das Knabenalter in der Erinnerung faſt Eine große Leere ausmacht. Was wir aus demſelben behalten, kömmt uns nachher theils als Erzählung der Mitlebenden, theils als kahles Faktum, aufbewahrt bloß durch etwas Ungeheures, das mit ihm zuſammen hing, ohne daß in allem dieſen für das Leben etwas Bedeutendes läge. Aus der früheren Kindheit hingegen und aus den ſpäteren Jünglingsjahren wie Vieles, was Träumen, alten Erinnerungen eines Vorzuſtandes, göttlichen Offenbarungen und Einwirkungen ähnlich ſieht! Und dieſes alles mit welchem Zauber von Wehmuth und Sehnſucht kömmt es uns immer wieder! In dieſer Zeit alſo bloßes Seyn ohne alle Gedanken, bloßes üppiges Anranken an das Leben ohne Abſicht, kurz mitwimmelndes, hinbrauſendes Leben mit allem Lebendigen. Nur die geduldigſt- und ſchlaueſte Gewalt kann dieſen Lebenstrieb an das Todte und Einzelne binden und ihn daran eines langſamen Todes ſterben laſſen, von welchem er nie wieder zur Lebensfülle erſteht.

Es

Es ſind Joſeph des zweiten Donauruderſchiffe, wo zwei zuſammengeſchmiedete Verbrecher ziehen mußten und wo der Ueberlebende den Halbverweſeten ſo lange an dem gemeinſchaftlichen Blocke duldete, bis er mit ihm zu verweſen anfieng. —

Alle lebendige Welt alſo ſtellt ſich dem Knaben dar und hält ihn feſt, oder richtiger: die Welt, welche in allen ihren Theilen lebendig iſt, kann ihm nicht anders als lebendig vor das Angeſicht kommen, ſonſt müßte ſie aufhören zu ſeyn, was ſie iſt. Wer alſo nicht meint, der Unterricht ſolle etwas anderes ſeyn, als die Vorzeigung des Weltbildes, der muß behaupten; bei jedem Unterricht muß der Lehrer und der Lernende nie in Gefahr geſetzt werden, nur Einen Augenblick die Welt zu verlieren; denn wo ſie aufhört, da iſt wieder die alte Nacht und das neue Chaos, alſo Finſterniß und Verwirrung, Satan und Verdammniß. Wenn alſo das Wort nicht Leben wird, ſo wird es des Buben nie Herr werden, er ſei denn durch lange Manipulation des Wortes ſchon kirre und ſklaviſch dumm geworden. Welches iſt aber das lebendige Wort? das ſchaffende oder vielmehr nur aus dem innerſten Menſchen die Welt hervorrufende und alle Welt vereinigende Wort? Es iſt ſchlimm beſchreiben, wo zum Ver-

ſtänd-

ſtändniß ein Geiſt der Offenbarung gehört; denn das eben iſt das Geheimniß aller Unſchuld und Einfalt, daß ſie Räthſel werden, ſobald man anfängt ſie zu deuten. Ich will lieber Geſchichten von Geſchichten erzählen, die an Manches wieder erinnern werden, was ich über die Weiſe der Kindheit geſagt habe.

Ich hütete als Knabe von neun bis zehn Jahren oft die Pferde und Kühe meines Vaters, beſonders in der Aerndtezeit, wo alle Hände zur Arbeit gefordert wurden und wo auch der Bube der ſonſt Bäume ſchüttelnd, Vogelneſter ſuchend und zerſtörend und Feld und Wald durchſtreifend herumlief, auf ſeinen beſtimmten Poſten geſtellt ward. Da hütete eine junge hübſche Dirne von funfzehn Jahren die Kühe unſers Holländers und wir, als natürliche Innungsverwandte, fanden uns oft auf Einem Felde und unter Einem Haſelbuſche zuſammen. Dieſe fröhliche Dirne war ein rechter Fabelmund des Geſanges und der Sagen. Alle alten Volkslieder, alle abentheuerlichen Mährchen ſang und erzählte ſie und mit einem ſo ſchönen weiblichen Wunderglauben, daß ich wie ein Behexter an ihr hing, alle auswendig lernte und manches Jahr meinen kleineren Geſchwiſtern wieder erzählte. Ich war in den Knabenjahren, woraus man ſo wenig behält, aber doch ſtehen die ſüßen Züge der Wunderwelt, die mir damals aufging, noch friſch vor mir. Ich ward nachher unterrichtet wie alle, die damals noch am beſten unterrichtet wurden. Wenn ich manches lernte — gottlob! lernte ich ſpät — was man verkehrt höher und herrlicher als das Leben ſtellte, ſo behauptete doch der geſunde Trieb ſein Recht, da der goldne Kinderfabelmund meiner guten Mutter ihn nicht in Worten erſticken ließ. Unſre Knabenwelt, die fünf Köpfe zählte, bildete ſich zu einer ordentlichen mythiſchen Geſellſchaft. So verſchieden an Jahren, Kenntniſſen, Anlagen dieſe fünf auch ſeyn mochten, ſo ſtellte das Gemeinſame doch jeden Abend die Gleichheit wieder her. Man geht auf dem Lande früh zu Bette. Auch wir ſchlüpften ſo, oft zum Schlafe nicht matt genug, in unſre geräumige Kammer und *trieben Geſchichten*, denn dies war der ordentliche Ausdruck für unſre Geſellſchaft. Jeder hatte ſeinen Abend, wo er Geſchichten erfinden und erzählen mußte, und konnte immer auf geduldige und aufmerkſame Zuhörer rechnen, auf ſo aufmerkſame, daß oft zwei, drei Stunden hinter einander Augen und Ohren offen blieben, bis Träume, eben ſo bunt und lebendig als dieſe Geſchichten, den Morgen weckten. Man

kann

kann ſich denken, wie Erfindung und Ausführung dieſer Mährchen war, aber der Glaube war da, und alles ward hier wieder grün und lebendig, einig und gleich, was in der Schule welk, todt, zwieträchtig und ungleich werden mußte. So ward uns alles voll Bedeutung und Leben und eine Götterwelt blühte auch in unſerm ſtillen kleinen Wohnplaz auf und ſäugte eine höhere Liebe für die Kraft des Jünglingsalters groß. Wir hatten auch das Schöne davon, daß wir im vierzehnten, funfzehnten Jahre noch volle Knaben waren. So laſen wir auch die bibliſchen Geſchichten, die als Mythen zum Theil vortrefflich ſind und vor zwanzig Jahren noch von Knaben geleſen wurden. Das Patriarchenleben und ſeine Geſchichten waren dem Hirtenknaben wohl verſtändlich.

Dies ſind rohe Andeutungen, vielleicht nur zufällige Erſcheinungen, die aber in ihrem Grunde etwas Allgemeines haben. Ich glaube bei aller Jugend wandelt ſich alles in die grüne Fabelwelt, wenn man ſie nicht mit Gewalt aus ihrem Zuſtande herausreißt; aber ein Stoff muß gegeben werden, gegen das unheilige Spielen mit Worten bei'm Unterricht muß ein eben ſolches heiliges Spielen aufgeſtellt werden, welches reinige, was dort unrein, ergänze, was dort zerſtückelt ward. Fabel und Wunder erfreuen das Kind, der Knabe, welchen nie äußere Gewalt als durch Gewalt feſt hält, wird durch ſie allein gehalten. Fabel und Wunder ſind das Lebendige in der Welt. Wie ihn die umrollende und umwirbelnde Welt in ihrer Ganzheit faſſet, ſo faſſet ſie ihn nur in ihrer Theilheit, wo er aus dem Leben auf die Unterweiſung, aus ihr ſelbſt als Welt auf den Unterricht hingeführet wird. Jede Unterweiſung, jeder Unterricht ſcheinen eine nothwendige Zerſtückelung und Vereinzelung zu ſeyn; ſie ſcheinen es nur, ſind es aber auf dem Wege, den man meiſtens ging, mehr oder weniger geworden. Unterweiſen heißt nemlich nichts anderes, als aus der ganzen Maſſe des Lebens einen Theil nehmen, darauf hinweiſen und ihn ſo klar machen, unterrichten nichts anders, als auf ein Theilchen der großen Welt die Augen richten lehren, daß man ihn dadurch deutlicher ſehe. Daß man aber meinte, man müſſe das ganze Leben und die große Welt ſo lange vergeſſen und nicht ſehen, als dieſe Unterweiſung und dieſer Unterricht währte, das war dumm. Wenn man die Blume ſieht, welche die Sonne erleuchtet, und den Thautropfen ſieht, worin ſie ſich ſpiegelt, ſo kann man darum doch die große Sonne nicht ſehen, aber man ſieht nicht in ſie. Das

Wort trennt und vereinzelt, aber auch dieſes Wort, was freilich bei einem rechten Unterricht das geringſte Inſtrument ſeyn muß, trennt darum noch nicht von der Welt. Es werde Fabel, es werde lebendig, kurz es werde ein Wunder! ſo bleibt es in der Welt und erhält darin. Denn was iſt Wunder, als das unbegreifliche Lebendige? Alles Leben iſt aber unbegreiflich, als das unmittelbare Seyn, das Einzigwirkliche. Nur unſer Leben und die gewöhnlichen Leben ſcheinen uns keine Wunder mehr, weil wir ſie immer haben und ſehen, nicht, weil wir ſie begreifen. Was iſt Fabel, als das geheime Hineinſpielen aller Dinge und Gedankenſchöpfungen in ein lebendiges Daſeyn? ein Spiel des Kindes mit einer gebrochenen Blume, während der freundliche Himmel über ihm, die grünende Erde umher mit ihm ſind? Man höre Kinder etwas erzählen oder mit ſich allein reden. Ziehen ſie nicht immer ihre ganze bekannte Welt mit hinein? laſſen ſie nicht alles, was ihnen lieb iſt, des Schönen mit genießen? wird nicht alles, was uns Todten todt iſt, ihnen lebendig und mitſpielend im Leben und Genuß? Man kann aus der großen Welt alles ablöſen und einzeln faſſen, wenn es nur nicht ſo blutig ausgeriſſen iſt, daß es ſcheint, man könne es nur todt wieder einfügen. Wo das Wort aus der Fabel zum

Gedanken wird, da geht die Todtſchlägerei an, der ſchlimmſte Kindermord von allen.

Aber, ſchreit man, was ſprichſt Du? wir verſtehen Dich nicht, begreifen aber wohl aus dem Geſchwätz von den Kindermährchen, wie Aberglaube und Wahn in Dir wohnen müſſen, die Du nun bei Deinen Kindern wieder verewigen möchteſt. Alles Leben, weil es nur ſo ſtehen kann, ſoll ſtehen durch Klarheit und Wahrheit. Wer alſo den Knaben von den Mährchen zu einem nützlichen Wiſſen und Verſtehen, vom Wähnen zu hellen Begriffen führt, das iſt ſein rechter Lehrer, der wird einen verſtändigen Menſchen, einen Träger künftiger Zeiten aus ihm machen, einen beſonnenen und geduldigen Bürger, der nie wild eingreifen wird in die ehrgeizigen und verrückten Plane allverwirrender Revolutionen. Ich ſage euch hier, euch, die ihr alles wiſſen und verſtehen, alles zur Klarheit von Begriffen bringen könnt, daß ihr eben durch dieſes Allwiſſen und Verſtehen nichts mehr wiſſet, durch dieſe Klarheit der Begriffe nichts mehr ſehet. Denn alle Klarheit durch Begriffe, wenn ihr kein tieferes und höheres Seyn unterlegt, welches man glauben muß, iſt die Anzündung einer unendlichen Menge künſtlicher Lichter über einer Wüſte, und zwar ein

ſo

ſo dickes Anzünden, daß alle Schatten fehlen. Durch Lichter und Schatten zuſammen aber ſieht der endliche Sterbliche nur etwas. Wir ſetzen eben darum mit allen einfältigen Sprachen und Menſchen den erſten Träger aller Dinge im reinſten Lichte, weil wir ihn nicht begreifen. Für uns iſt Licht und Schatten zugleich gegeben, und beſcheiden ſollen wir vieles nur glauben, wähnen und ahnden wollen, weil wir es nicht wiſſen können. Was ſchreit ihr Thoren denn von Wahn und Aberglauben? Es iſt der ſchlimmſte Wahn und der tollſte Aberglaube, nichts zu wähnen und zu glauben. Wie man mit dem gemeinen Verſtande ſchon ſagt: Lieber zu viel, als zu wenig, ſo iſt es freilich unvermeidlich, daß einer, der wähnen und glauben muß, nicht oft über die Gränze ſchreite. Aber Irrthum iſt der Endlichkeit Loos, wer aber meint, die Möglichkeit des Irrthums durch künſtliche Vorrichtungen vernichten zu können, der irrt am ſchlimmſten und unmenſchlichſten.

Wir ſind nur die Aehnlichkeiten der Dinge. Durch Nacht und Tag wandelt unſer Leben und aus Nacht und Tag iſt unſer Gemüth gemiſcht; doch ſo, daß gerade die heiligſten Dinge in Nacht wohnen und uns nur in Offenbarung durch kurze und plötzliche Lichter zuweilen kommen, welche Blitzesleuchtungen gleich Staunen und Anbetung bringen und dem Anbetenden ſchnell verſchwinden. Eines alſo ſteht feſt, jeder Sterbliche hat eine heilige Nacht, welche als ſein Allerheiligſtes er zittern muß künſtlich zu erhellen. Gerade in dieſer Nacht, ſo er ein gemüthvoller Menſch iſt, wandelt er am hellſten und ſicherſten, ſo lange er die Worte und Gedanken als die Kobolde und Irrwiſche ſcheut, welche ſie ihm zum Unheil und zur Verwirrung machen können. In ſolcher Nacht ſtehen die Götter und die göttlichen Dinge in freundlicher Sichtbarkeit vor ihm; wer ſie bei Tage ſehen will, den ſtrafen ſie nach allem Glauben kindlicher Zeiten mit Verrückung oder Blindheit.

Aber die Miſchung aus Nacht und Tag, die Dämmerung, alſo nicht bloß Wechſel zwiſchen Nacht und Tag, ſondern Halblichter und Halbſchatten hat die Kindheit und Jugend. Die Kindheit iſt die Blume faſt ganz unter der Knoſpenhülle; der Knabe ſprengt einige Blättchen und hat ein dämmerndes Licht; der Jüngling ſtreift die ganze Hülle ab, aber das Licht fällt nur auf ſeine Auſſenſeiten und lange hält er vor dem lockenden Sonnenſtrahl ſein Inneres in ſüßer Verborgenheit zuſammen; wann ſich alle Blätter der Blume aufthun, ſo ſteht der Mann da: aber wir wiſſen, daß mit der ſinkenden Sonne alle Blumen ſich wieder zuſchließen, die Jugenddämmerung kömmt im Alter wieder.

Der Knabe will Dämmerung, ihm gefällt nichts, er wird durch nichts gereizt, was ihm hell gezeigt wird. Nur das Unbeſtimmte, das Ungemeſſene, das Lebendige und Wunderbare in allem zieht ihn gewaltig; aber wir ſehen ihn in dieſem ſeinen Wunderleben ſo ſicher und freudig, oft viel rüſtiger, als die Alten, wandeln. Sollten wir nicht glauben, daß ſein Wähnen und Wollen nicht ſo dumm ſei, als Viele meinen? Sollten wir nicht endlich mit der Naſe drauf fallen, daß uns die Welt oft ſo leer, öd und langweilig iſt, weil man ſie in den ſchönſten Jahren mit allen ihren Zaubereien und Herrlichkeiten uns todtſchlug und begrub? daß wir ganz freier und kühner darin gehen würden, wenn man ihr nicht die lebendigen Sehnen ausgelöſet hätte? Sollten wir nicht endlich ſo einfältig und fromm ſeyn, auch bei unſerem Geſchlechte einen Inſtinkt zu ehren, einen richtig zeigenden und ſicher leitenden Trieb, der nur Dummheit und Eitelkeit, die erbärmlichſte aller Dummheiten, abgeläugnet haben? Und wenn wir dieſen Inſtinkt ehren, ſollen wir Verzogne bei unſern Kindern nicht lieber der Bär, als der Strick ſeyn, nicht lieber folgen als führen wollen? Wir müſſen erſt viele Halbworte in unſern Sprachen abſchaffen, ehe wir ſicher ſind vor dem alten Unweſen. Tugend und Laſter, Sünde und Unſchuld, Gut und Bös, in dem gemeinen Sinn gemeiner Menſchen genommen, richten unſägliches Unheil an und ſind oft den größten Tempelräubern des menſchlichen Heiligthums treffliche Teufelsruhebänke, worauf ſie ſich warm ſonnen. Wie darf ein Krüppel ſich anmaßen, nach dieſen Halbbegriffen, die immer nur nach ſeiner Güte oder Schlechtheit beſtimmt ſind, ein junges unſchuldiges Leben zu richten und zu beſtimmen, ein Krüppel, der, eben weil er dies iſt, ſeine eignen Gebrechen aus Eitelkeit nicht ſehen kann? Sollte er nicht ſcheu ſeyn, das Heilige und Göttliche, welches die Jugend wirklich noch iſt, mit ſo frecher Hand zu faſſen, dasjenige führen, wohl gar drehen und rücken zu wollen, von welchem er ſich führen, und wenn es möglich wäre, wieder zum geraden Leibe machen laſſen ſollte? Und fragen wir uns ſelbſt, die wir alle mehr und weniger krank, verwirrt und verkrüppelt ſind, wiſſen wir, welche durch eine ſo klar gemachte Welt, durch die Erleuchtung der Begriffe gezogen und gehärtet ſind, wie Lichter durch

Waſ-

Waſſer — wiſſen wir, wie die arme Welt, die wir nun haben, und die durch keine Begriffe wieder zu einer reichen Welt werden kann, ſich in uns gebildet und an uns angeſetzt hat? So hat ſich ſelbſt an uns das Dunkle und Dämmernde der Jugend behauptet. Weil wir uns aber mit Wundern und Unbegreiflichkeiten umfangen fühlen, weil das Leben und die Lebensentwickelung und Weltbildung ſelbſt uns das größte Wunder ſind, weil wir immer nur Einzelnes wiſſen und Ganzes nur empfinden und haben, ſo ſollten wir doch verſtändiger werden und die große geheime Natur weiſer und herrlicher glauben, als uns. Wohin ſie alle Jugend reißt und treibt, wie und wodurch ſie alle ſich ſelbſt überlaſſene Jugend ergreift und bildet, kurz ihr ewiger, ſchwer zu unterdrückender Inſtinkt ſollte endlich von uns begriffen und geachtet werden. Wie unendliche Mühen würden wegfallen, die jetzt die Disciplin koſtet, wogegen der Trieb ſich immer bäumt! wie liebe, fromme, freudige Menſchen würden in dieſer Freilaſſung ſich bilden? wie würden wir ſelbſt wieder natürlicher, frommer, kühner werden im Leben, wenn aus den Keimen der Jugend, die wir ſtill und unſchuldig pflegten, alle Göttergeheimniſſe ſich uns wieder aufſchloſſen! Chriſtus ſprach: ſo ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht

in

in das Himmelreich kommen, und wir Thoren wollen, die Kinder ſollen werden wie wir Alten?

Es iſt eigentlich die Angſt der Thorheit und Eitelkeit und der dummſten Vorurtheile, daß dies die Alten wollen. Sie ſehen in dem Knaben nicht den Knaben mehr, ſondern den Bürger, Soldaten, Prieſter, Regierungsrath und General; ja wenn er es nach ihren Begriffen ihnen toll macht, wird er wohl den blinden Augen ein wildes und reiſſendes Ungeheuer und ſie ſehen ihn eben ſo im Kerker, am Galgen, auf dem Rade. Aber alles dieſes iſt Kleinmuth und Kurzſichtigkeit einer falſchen Weltanſicht. Die Ungeheuer der Welt hatten ſelten jugendliche Freiheit, ſondern ein unnatürliches oder gar ſchon ein heuchleriſches Leben in dieſem Alter. Und ſetzen wir das Aergſte, hat die Natur die Kräfte einiger Menſchen bei ihrem Werden ſchon ſo widerſtreitend gemiſcht, daß ſie Verbrecher, Ungeheuer, Unſelige werden müſſen, was ſoll da die Zucht helfen in dieſen Jahren? Immer muß der Menſch das Menſchliche und Milde an den Seinigen wünſchen und wollen, aber auf dieſe Art kann er es nur nicht machen. Man muß das Seine thun an ſich und ſeinen Kindern und das Uebrige den Schickſalsgöttin-

nen

nen und dem Gott der eignen Bruſt überlaſſen. Auf dem alten Wege macht man herrliche Schaafgenies und langweilige Tröpfe oder verſteckte Schelme und freundliche Heuchler: Tugend und Konvenienz können ſo oft ganz bequem Eins werden, ein Phänomen, welches die Trefflichkeit beider, wovon manche Windköpfe voll ſind, am klarſten zeigt. Daher kömmt es, daß wir und die Welt ſelbſt uns das langweiligſte Ding geworden ſind und neben einander gar gravitätiſch und ſittlich daher treten, wie die Störche mit ihren langen Beinen, die aber nichts weiter wollen, als Fröſche fangen. *Jede Natur hat ein Recht zu ſeyn, was ſie will*; eine höhere Nothwendigkeit giebt es nicht. Niemand hat alſo ein Recht, ihr Seyn zu zerſtören.

Singen darf die kleine Nachtigall
Und der Mond die ſtille Nacht durchleuchten,
Wehen darf der Wind, der Regen feuchten —
Und der Menſch, der dieſe Kräfte all,
Dieſes Leben all in ſich verſchließet,
Mit dem ganzen Strom der Weſen fließet
Und zum Leben eint das große All,
Er nur dürfte nicht mit eignem Schein
Seine Strahlen um ſich her verſenden?

Bren-

Brennen, wärmen, leuchten oder blenden
Mögen ſie zur Freude oder Pein —
Eine Sünde kenne ich allein,
Was Natur begann nicht zu vollenden.

Nur ein Gott könnte die Kinder leiten und unterrichten mit beſtimmter Willkühr, weil ſeine beſtimmte Willkühr nichts anders ſeyn kann, als die ewige nothwendige Natur. Nur daß man in dieſe Natur, in das Leben nach den Winken und Trieben der Natur, ſobald dieſe nicht mit gemachten Rückſichten und Anſichten übereintreffen, alles Chaotiſche, Rohe und Ungebundene legte, das war die gemeine Verwirrung und Roheit unſrer Zeit, die entſtehen mußte, ſobald man die Natur zu etwas Todtem und Mechaniſchem gemacht. Jeder Menſch, auch der trefflichſte und menſchlichſte, wird nur ſchlechte Arbeit mit Knaben machen, ſobald er ſich ein Syſtem bauet, und nicht wie ein aufmerkſamer Jünger der Natur lauſcht, und nicht lieber rechtes Stückwerk bei dem Unterricht will, als zuſammengerafftes Flickwerk, das nur ganz ſcheint. Die Natur iſt die ganze, volle Lehrerin und füllt dieſe ſchöne Knabenzeit ſchon aus; nur wo Lücken oder beſſer, wo kleine Pauſen ſind, da greife der Menſch ein, aber nicht anders, als die Natur es macht. Zu dieſem Geſchäfte freilich werden wir natürliche, fromme Menſchen haben müſſen und die ſind nicht alle Tage zu finden; deswegen ſieht es auch ſchlimm aus um unſre arme Jugend.

Iſt nun aber der Unterricht dieſer Jahre nicht der rechte, haben die Aeltern ſelbſt keine Einſicht von dem, was man ordentlich Unterricht zu nennen pflegt — denn unbewußt werden ſie genug unterrichten — ſind ſie nicht gewiß, daß die Lehrer, welchen Zufall oder Wahl ihre Kinder hingab, natürliche, einfältige, verſtändige Menſchen ſind, die auch ein Kind verſtehen können — o ſo mögen ſie ſich keine Angſt machen, daß ihr Kind ſo lange das bleibt, was man unwiſſend nennt. Fehlt ihm bis zum zwölften, vierzehnten Jahre auch aller ſchulmäßige Unterricht, fehlt ihm nur nicht die freie Welt, der geſunde Leib, der heitre Lebensmuth, o wie viel glücklicher, als zehntauſend andre, die ſchon ihren Virgil und Xenophon in der Grundſprache leſen und nach Quinktilian und Seneka lateiniſche Chrien machen! Dieſer Adler hat ſeine Flügel, ſie ſind nicht mehr zu zerbrechen, er hat ſeine Sonnenaugen, ſie ſind nicht mehr zu blenden. Wie wird er emporfliegen über jenes krächzende Kauzen und Dohlenlengeſchlecht, das in ihm nur Gemeines ſah, weil er ſo lange im Neſte ſaß! wie wird er emporfliegen und ſeine fröhlichen Sphärenkreiſe in der Luft und um ſeine Sonne ziehen! Die Natur hat die geheimſte Bildung jetzt an dem Knaben vollendet, der Strom, der unter Felſen und Wald verborgen wuchs, iſt hervorgebrauſt mit voller Kraft. Man kann ihn eindeichen, für Mühlen, Bergwerke, Wieſen und Felder ableiten, aber oft wird er in aller Herrlichkeit ſeiner Waſſer ſich wieder ſammeln und alle Pfähle, Dämme, Felſen und Berge, die man vor ihn warf, mit ſich zum Ocean tanzen heißen.

In unſrer Revolutionszeit aller Dinge, worin wir leben, faſſet man gar zu gerne die Enden und verläſſet die goldne Mitte. Die Welt iſt auch ſo faul und bequem geworden, daß ſie von den meiſten Menſchen es ſich gefallen läßt, wenn ſie ihnen nur ſchimmernde und weit von einander abſtehende Spitzen der Dinge zeigen können; ob ſie die Mitte haben und jene Enden zu binden verſtehen oder ob nicht zwiſchen ihnen vielmehr ein Abgrund iſt, das fragt faſt keiner. Auf dieſe Weiſe laſſen ſie ſich beherrſchen und bephiloſophiren. Es iſt Zeichen der Zeit, zu leuchten und nicht zu wärmen, zu ſcheinen und nicht zu ſeyn,

ſeyn, zu ſchwatzen und nicht zu thun. Die Hauptſchuld der Sklaverei der Welt, worüber ſo unnütz gewinſelt wird, iſt Faulheit und Schlaffheit. Wer nicht Arbeit und Pein dulden will auf Erden, kann auf keinen herrlichen Zuſtand anſprechen. Zu einem dieſer Extreme gehört der verwegne Grundſatz, welchen man ſehr ſchimmernd in der Erziehung aufſtellt: *Es iſt gleichgültig, an welchem Stoff man im Unterricht die Knaben übt, nur übe man ſie ſo, daß ſie alles ſelbſt produciren.* Die freie Selbſtthätigkeit kann nicht früh genug angeregt werden, ſie wird ihnen allen Unterricht zur leichteſten Luſt machen, die Arbeit wird ihnen keine Arbeit mehr ſeyn, alles wird leichtes und freies Spiel des Gemüthes werden. Gegen dieſen Grundſatz, wie er gewöhnlich aufgeſtutzt wird, läßt ſich manches einwenden, beſonders, wenn er auf das Knabenalter angewandt wird.

Auch ich ſage, der Stoff iſt gleichgültig, an welchem man den erſten Unterricht übt, wenn er nur der Fabelwelt nicht ganz widerſpenſtig iſt. Was der Fabelmund ausſprechen darf, iſt wenigſtens gleichgültig, das heißt, nichts verderbend. Aber einiger Stoff, der unmittelbar nichts als Fabel und Wunderleben ſcheint, dünkt mich ganz eigentlich für die Knabenjahre gemacht, und wenn wir an dieſem genug zu verarbeiten haben, ſo heben wir den anderen verſtändig für die ſpäteren Jahre auf. Was nun betrifft das Selbſtproduciren und ſeine Luſt und das gewaltige Wort Selbſtthätigkeit, womit mancher um ſich ſchlägt, der es nie verſtand, ſo will ich darüber mich kurz erklären. Unter Selbſtproduciren verſteht man wohl nichts anders, als den Gegenſatz des gemeinſten Unterrichts, wo der Schüler gar oft eine Maſchine iſt und maſchinenmäßig Worte und Sätze hinter einander ableiert, die er kaum halb verſteht. Selbſtproduciren würde alſo ſeyn der Unterricht, wo der Lehrer höchſtens den Stoff etwas zubereitet und hinhält, der Lernende ihn ſo verarbeitet, daß er die Form reihenweiſe erfindet, alſo zu erzeugen ſcheint, kurz, daß er nichts thun läßt, ſondern ſelbſt thut, nichts glaubt, ſondern ſelbſt weiß. Wir möchten aber lieber, daß aller Stoff mit ſeiner Form unmittelbar durch eine höhere Offenbarung, durch ein augenblickliches Zuſammenfließen mit ſeiner Natur und ſeinem Leben zu Form und Stoff des Knaben würde, ohne daß er in dieſem Sinn producirte und mit Formen und Begriffen ſpielte. Dieſes Spiel ſoll erſt ſpäter kommen mit dem Ausgang aus dem Jünglingsalter und dem Anfang des Mannes. Auch wollen wir dieſe freie

Selbſtthätigkeit noch gar nicht, ſondern ſie eben iſt es, gegen welche wir nun ſchon durch mehrere Blätter kämpfen. Wir haben ja ſelbſt geſtanden, wie, wenn man einmal einen unnatürlichen Reiz in dieſes Alter gebracht hat, ihm alles reizend werden kann zur Verarbeitung bis zur Entnervung und völligen Verflüchtigung des Leibes und bis zur Entkörperung und völligen Tödtung der lebendigen Welt. Es kann dies Selbſtproduciren; dies freie Fortſpielen im Wiſſen die größte Luſt und leichteſte Arbeit werden, wie man täglich ſieht; aber es erſchöpft darum nicht weniger. Freilich noch mehr würde dieſe Unnatürlichkeit erſchöpfen und erſchöpft ſie wirklich, wenn ſie ſich gar nicht zu einer freien Thätigkeit erhebt, ſondern volle Sklavenarbeit und Pumpentriebwerk der ſeichteſten Trichterei bleibt.

Weil dieſe Menſchen, die ſo ſprechen vom Unterricht ſelbſt der Knaben, die freieſte Selbſtthätigkeit nicht verſtehen, ſo nennen ſie ſolches freie Selbſtthätigkeit. Ich habe oben bewieſen, daß kein Lebenszuſtand dem göttlichen Urbilde ſich mehr nähere, als gerade das Knabenalter. Ohne Sorge, ohne Leidenſchaft, ohne Bedürfniß faſt, ohne Liebe und Haß, wenn Unverſtand und Empfindelei es nicht in ſolche fremde Gefühle hineinreiſſen, keimt und ſproßt es allein in ſeinen Trieben fort. Bei allem Wilden und Unſtäten dieſer Triebe, welches alles nur dieſes Lebens Schein iſt, welche Gleichmäßigkeit, welch ein ſtilles Fortſtreben und unſichtbares Fortbilden in die Welt hinein! Es iſt die Gottheit, in einer endlichen Natur am ſchönſten ausgedrückt. Die freieſte Selbſtthätigkeit hingegen kann gar nicht mehr als Bewegung erſcheinen; als Mittelpunkt der Welt, worum alles rund läuft, muß ſie ſtill ſtehen, als Gott, die Quelle aller Leben, welche alle Leben wieder in ſich ſammelt, wie ſie ſie ausgoß, muß ſie ruhig ſeyn. Was das Größte erzeugt, muß die größte Ruhe haben. Wir ſehen ſchon häufig, daß die ſtillen und während ihrer Schwangerſchaft ſinnenden und brütenden Weiber die größten und genialiſcheſten Menſchen gebähren. Dieſe Selbſtthätigkeit iſt das höchſte unmittelbare Seyn, das nicht mehr erſcheint, ſondern geglaubt wird. Man kann es aber nur menſchlich und mit menſchlichen Bildern ausdrücken. So iſt Epikurs Gott, qui nec habet negotii quicquam, nec exhibet alteri, ohne jene dumme und empfindelnde Theilnahme an den menſchlichen Dingen, wie man den Chriſtengott oft ſo unchriſtlich und kindiſch unverſtändig macht. So iſt der Foe der Chineſer die ſeligſte Ruhe ſelbſt. Aber die Bonzen thun unrecht, daß ſie meinen, ihr

irdi-

irdiſches Leben ſolle und könne allein ſtehen in Ruhe, die bei ihnen Müſſiggang und Möncherei iſt. Sie machen ſich faul durch ihren Gott, wir Europäer machen unſern Gott zu geſchäftig durch unſern Fleiß. Da die menſchlichen Dinge immer nur Aehnlichkeiten des göttlichſten Dinges ſind, ſo können wir die Selbſtthätigkeit, kurz das freie Götterleben dieſer Knabenzeit, nur einen Schein der höchſten Selbſtthätigkeit nennen. Aber weil wir dieſen Schein nicht abläugnen können, ſo haben wir wohl Unrecht, dieſes ſchöne, gewiſſermaßen noch ganz außer der mühevollen Welt ſtehende Leben durch eine andre Selbſtthätigkeit zu ſtören, die freilich einſt kommen muß; wir haben Unrecht, das theilsweiſe durch den Gedanken und durch beſtimmte Formen geben zu wollen, was das freudige Gemüth jetzt noch ganz nehmen und mit der ganzen Welt verbinden ſoll durch ſeine höhere Thätigkeit, die wir freilich nicht beſtimmen können, was ſie ſei, die aber durch ihre Wirkungen beweiſt, daß ſie da iſt und herrlicher da iſt, als diejenige, die wir ihr ſo gern unterſchieben möchten. Denn zeigen ſich dieſe Wirkungen nicht klar dem, der ſehen kann und will? Wie mancher, der nicht unterrichtet, ungezogen und ungebogen durch fremde Hände, in dieſem Alter ſeinen freien Trieben nachlebte, der wohl ein ungeſchliffener Wildfang, ein Bube ohne Zucht hieß, der eben ſo gefühllos, als ſorgenlos war — wie mancher von dieſen greift oft ſchon in den Jünglingsjahren ſpäter doch in den Mannesjahren mit großem Können und tiefem Ernſt ins Weltrad ein, wandelt frei und unerſchrocken durch eine Welt, über welche ihm nie ein Wort vordocirt ward, ja läßt ſie wohl um ſich rundlaufen! Ja daß wir bei den gewöhnlichen Menſchen bleiben, wie die reiche Natur ſie täglich aus ihrer Urne gießt: woher nimmt mancher die Sicherheit, den frohen, freudigen Weltverſtand, wodurch er ſogleich allenthalben ſein Maaß findet und es ſo vielen andern ſetzt, welche kein Cicero und Tacitus ihm gleich machen konnte? Sollen wir hier nicht glauben, was wir ſehen, daß jetzt nur hervortrete, was früher im Verborgenen und Unſichtbaren ſich bildete, und wegen der Unhuld und Sprödigkeit der Knaben, die ſich nicht gern behandeln laſſen, noch verborgener blieb? Sollen wir nicht an eine tiefere Selbſtthätigkeit glauben, die zu ſehen und zu achten wir zu verkehrt oder zu beſchäftigt waren? Sollen wir alſo nicht noch mehr zittern, mit frechem Uebermuth ſo beſtimmt einzugreifen in die Entwickelung eines Alters, das uns ein Räthſel und Geheimniß iſt? Denn daß wir es machen könnten wie die Früheren, alles, was nicht

wir

wir ſelbſt iſt noch ſcheint, als unmenſchlich und ungöttlich auszugeißeln und als das alte adamiſche Erbſündenſchlangenunkraut auszuraufen, das will ich doch nicht glauben.

Eine Rückſicht vor allen giebt es, weswegen man mit dem Unterricht ſo ſehr eilt und weswegen die alte Johann Hübnerſche Trichtermethode noch immer nicht zu den veralteten Dingen gehört. Man meint nemlich, der Menſch könne in dieſem Leben nie genug wiſſen, weil man meint trotz aller Erfahrung, daß, wer am meiſten wiſſe, auch am meiſten könne; und man meint daher, man könne dieſes Wiſſen nie frühe genug beginnen. Man ſagt, ſo wie das Wiſſen ſich jetzt über eine unendliche Fläche ergoſſen hat und wie alle Wiſſenſchaften ein gemeinſchaftliches Band mit einander haben, ſo kann, wer nicht aus allen einige Hauptfäden hält, der alten Jungfer Minerva, die überall ſchwer zu bezwingen iſt, nie den Gürtel löſen. Aber man bedenkt nicht, daß, was bei'm Karakter gilt, auch bei'm Unterricht gelten ſoll, *der Menſch ſoll ſo wenig alles wiſſen, als alles ſeyn, weil er das nicht kann.* Man bedenkt ferner nicht, daß die Waſſer, die ſich über weite Flächen verlaufen, ſelten tiefe Betten und ſtolze Ströme haben. Unſer Waſſer iſt weit, iſt es auch tief? Und doch nur in den tiefen Waſſern ſpiegeln ſich die Sonne und die Sterne am ſchönſten, wo der tiefſte Grund iſt, da ſchaut man Fiſche und Steine und Kräuter hell, am ſeichten Ufer iſt immer Bewegung und Trübe. Wohl iſt das viele Wiſſen etwas Herrliches, wenn der Menſch ſein Gemüth dabei rettet, die Kraft und Luſt des Könnens, und nicht, wie es leider ſo häufig geſchieht, durch dieſes Wiſſen aus der Welt hinausgeführt wird. Aber jedes Wiſſen, ſoll es mit Weisheit ein Wiſſen werden, muß ſich einmal beſchränken, an irgend einer Stelle recht tief untertauchen und die andern Wellen ruhiger um ſeinen Strudel hinſpielen laſſen. Irgendwo in der Welt muß ich mein Licht hinſtellen und nicht wimmern, daß es mir nicht allenthalben gleich leuchten kann. Iſt mir nur ein Punkt der Welt hell, ſo werde ich daran immer mich zurecht finden können. Dieſes Eine, das Suchen eines lebendigen und hellen Centrum, heißt das Alleinwiſſenswürdige; die flache Vielwiſſerei, womit man in der Jugend ſchon anfängt, iſt die wirkſamſte Zerſtörerin alles Wiſſens. Archimedes wollte nur Einen feſten Punkt, die Erde aus ihren Angeln zu heben, wir wollen nur Einen, um uns darauf nicht zu verirren und die Geſetze ihres Angelſchwunges verſtehen zu lernen. Die guten Leute, die ſo unmäßig drein fahren und die Zeit ſo übereilen, wiſſen nichts von Wiſſenſchaft. Das Wiſſen ſoll auch ein Können ſeyn, wie der Bauer ſpricht: was einer weiß, das iſt keine Kunſt. Ihr Wiſſen ſteht aber nach dem freiwilligen und unfreiwilligen Bekenntniſſe Mancher dem Können gerade entgegen; es iſt ein Imkopfhaben, ſelten ein Inderhand- und Imherzenhaben: ja Hand und Herz werden ſehr häufig ſchwach und ſchlaff und kümmerlich dadurch.

Ich muß hier natürlich auf einen ſehr edlen Mann kommen, auf den Schweitzer Peſtalozzi. Wer kennt dieſen Namen jetzt nicht? Von Stockholm bis Liſſabon, von Moskwa bis London ſind wohl wenige ſo häufig genannt. Zu einem ſolchen Ruhm kann man zufällig und unverdient kommen, und Peſtalozzi, wenn er weiter nichts hätte, würde dieſe Ehre mit einem Kaglioſtro theilen müſſen. Unbedeutende Dinge, Gaukeleien, alte Geſchichten, die man als neue wieder ausſtaffirte, haben oft großes Geſchrei gemacht, ſind zuerſt angeſtaunt, ausposaunt, eine kürzere Zeit belacht, zuletzt vergeſſen worden. Auch hier wird dies wohl zum Theil der Fall ſeyn. Weil man Außerordentliches bedurfte, erwartete man es und meint es noch immer zu fin-

finden; und daher der Enthuſiasmus ſo vieler gemeiner Menſchen und zum Theil für ſo viele gemeine Zwecke, welcher verrauchen wird, ſobald man dies nicht findet. Die Erziehung iſt ein ſehr ordentliches Ding und ſoll es werden. Wer uns alſo nur etwas Ordentliches giebt, uns nur lebhaft hinweiſet auf das Bedürfniß dieſes Ordentlichen, der thut etwas Großes. Nur die Faulen und die Thoren, die immer Neuigkeiten wollen, weil ihnen nichts alt geworden iſt, nur dieſe ſehen immer Zeichen und Wunder, weil ſie darnach gaffen, die Zeichen und Wunder aber, die ſie alle Tage ſehen könnten, ſind ihnen verborgen; denn das iſt eben das Geheimniß aller göttlichen Weisheit, daß ſie ihnen gemein däucht.

Ich habe Peſtalozzi einen edlen Mann genannt, ich muß ſagen, warum ich ihn ſo nenne. Es wäre möglich, daß er ſich geirrt hätte, daß ſeine Methode, obgleich beſſer, als die bisherige, doch noch nicht die rechte wäre. Man könnte dies einmal entdecken und würde nach der Art unſrer Zeit den Mann, welchen man anfangs vergötterte, ſehr alltäglich finden. Aber in einem großen Unterfangen ausgeharrt zu haben ſoll uns immer edel heißen. Nicht das große Vollbringen gehört der ganzen Menſchheit, ſondern das große Wollen. Wie ſoll ich Dich nicht edel nennen, Mann, der Du ſo ganz ohne Prahlerei, ohne Renommiſterei, ohne Intereſſe für einen edlen Zweck gearbeitet haſt und ſo lange? Wie ſoll ich Dich nicht edel nennen in einer Zeit, wo alles in Lebensangſt untergeht, wo der Geiz und das Privatintereſſe aus Schwäche gar nichts Gemeinſchaftliches und Gemeinbürgerliches mehr anerkennen wollen; wo man alles für ſich ſelbſt, nichts für das Allgemeine, alles für die Zeit, nichts für die Ewigkeit thut; wo der gemeinſte Egoismus die freie und fromme Armuth zu verachten und unter die Füße zu treten anfängt; wo die Menſchen, welche das Glück am höchſten geſtellt hat, auch die Beſten von ihnen, doch eitel ſind? Wer in einer ſolchen Zeit hintreten und für die Kleinen und Unterdrückten im Volke leben und wirken kann, wer von einer ſolchen Zeit, die alles nach der Wirkung und dem Schimmer, nicht nach dem Willen und der Lebenswärme berechnet, nichts weiter verlangt, als darin leben zu dürfen, den können wir einen Heros, einen Bekenner und Märtyrer der Humanität nennen. So war dieſes Mannes Leben ſeit beinahe dreißig Jahren; dieſe brennende Liebe für die Niedrigen und Vernachläſſigten im Lande, dieſe allliebende Rückſicht auf alle ſeine Zeitgenoſſen ohne Unterſchied der Religion, Verfaſſung, Nation ſpricht ſich in ſeinen Thaten, ſie ſpricht ſich in ſeinen Büchern aus, von Lienhard und Gertrud an bis auf ſeine A B Cbücher der Anſchauung. Zu einer Zeit, wo die Welt um ihn her aus ihren Angeln geriſſen war, wo man die alten Einrichtungen der Väter umkehrte, wo ſo mancher, der vorher für einen rechtlichen Mann galt, mit zugriff und herrſchte und plünderte, weil er andre herrſchen und plündern ſah: zu einer Zeit, wo dieſer republikaniſchgeſinnte Mann es auch wohl zu etwas hätte bringen können, ließ er ſich durch das Geſchrei und die Verwirrung und das Waffengeklirr nicht von ſeinem ſtillen Pfade abreißen. Selbſt ein Armer ſammelte er die Kinder der Armen, der Bettler, auch der Reichen, wenn ſie ihm traueten, zu einer Gemeinſchaft und wollte ſie zu tüchtigen Menſchen und Bürgern ziehen. Sein kleiner, unbedeutender Anfang iſt gewachſen, eine Menge Knaben aus allen Ständen iſt verſammelt und mehrere Lehrer unterrichten dieſe nach der Methode des Mannes. Aus allen Gegenden Europens reiſen wißbegierige Männer und Jünglinge hin, ſich mit denſelben bekannt zu machen, werden auch wohl von Regierungen hingeſchickt. Ich ſelbſt habe mehrere geſprochen, die den Mann und ſein Werk nicht bloß geſehen haben. Alle ſprechen mit Bewunderung und Liebe von der Energie, der Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit des Braven, Natürlichen und Anſpruchloſen. Hat er auch nichts weiter gethan, als die Zeit aufmerkſam machen auf das, was ihr ſo ſehr noth thut, ſo gehört er ſchon zu den Wohlthätern derſelben, und dieſe Wirkung wird ſein edles Streben immer haben. Nur was ein braver Mann männlich will und wagt, das geht als Keim künftiger Zeiten in die Unendlichkeit hinein.

Der Mann iſt beſcheiden, wie er edel iſt, und wäre er dies nicht, nie würde er Großes vollbracht haben. Er hat das Gute und Rechte geſucht ſein Lebenlang: ſollte er es nicht gefunden haben, er wird ſich freuen, wann es ein anderer findet. Dieſe Geſinnung ſpricht ſein Leben, dieſe ſagen die Einleitungen in die ABCbücher der Anſchauung. Er ſelbſt ſcheint ſagen zu wollen, daß der geheime Sinn, der ihn trieb, der bei der Erziehung einen jeden treiben und leiten muß, das Erſte ſei und ſeyn ſolle; er ſelbſt ſcheint hie und da anzudeuten, obgleich unwillkührlich, daß ihm alles mehr als Inſtinkt, denn als klare Weltanſicht kam. Er geſteht in der Einleitung zu ſeinem Buch der Mütter (Vorrede S. XI.) ſeine Furcht, auch hier werden viele kommen, ſich an der Schale die Zähne ſtumpf zu beiſſen, ohne zu dem Kern zu bringen. „Ich weiß es,

„die

„die arme Hülle meiner Formen wird von Tauſend „und Tauſenden lange, lange als ihr Weſen angeſehen werden; ich ſehe Tauſende, die verſuchen „werden, dieſe Formen an alle Elendigkeiten ihrer „eignen Beſchränkung und ſelbſt an allen Wuſt dieſer ihrer Eigenheitselendigkeiten anzuketten, und „die dann den Gehalt der Methode nach der Wirkung beurtheilen werden, die ſie in der ſonderbaren Vermiſchung mit dieſen Elendigkeitseigenheiten „eines jeden hervorbringen wird und hervorbringen „muß — Es iſt unausweichlich, wenn ſie Menſchen in die Hände fallen, die ihren Geiſt nicht „ahnden und nicht ſuchen, ſo wird ihre Wirkung in „den Händen dieſer Menſchen ſich ſelbſt verlieren — „ſie werden in dieſem Falle unbedingt *todt* laſſen, „was *Todte* an ihren eignen Tod ankleben."

So fürchtet der Mann und ſo muß jeder fürchten, der ausgezeichnet vor den Leuten einhergeht, das Nachbeter- und Nachäfferreich wird nicht fehlen. Wir wollen nun einige Bemerkungen machen über die Art, wie ſeine ganze Erziehungsanſicht und Methode entſtanden ſeyn kann, über die Proben, die er von dieſer Methode geliefert, und über die Brauchbarkeit derſelben *Wie? und für wen?*

Heinrich Peſtalozzi iſt wieder ein Beiſpiel zu den vielen Beiſpielen des verfloſſenen Jahrhunderts, daß das Beſte und Trefflichſte deſſelben für die Menſchheit gewöhnlich ſich vereinzelte und abſonderte, ſehr oft einzeln unterging, ohne mehr als ein edles Wollen haben zeigen zu können. Er hat vor ſo vielen andern auch ein edles Können gezeigt und iſt faſt alles, was er iſt, durch ſich ſelbſt und meiſtens für ſich allein geworden. Eine deſto größere Verehrung gebührt dem Starken; er nimmt ſie ſich von Rechtswegen von ſeinen Zeitgenoſſen, auch wenn ſie ſie nicht geben wollten. Wenn ich des Mannes Geſicht anſehe, wie es in ſeinem ſehr ähnlichen Bilde, welches ich vor mir habe, erſcheint, ſo dünke ich mich ungefär zu ſehen, durch welche verſchiedene Zuſtände er hat gehen müſſen, um zu werden, was er iſt. Aber Eines, was ich bei dieſem ſeinem Gange wirklich bewundere, iſt der fromme und ſtille Lebensmuth ohne alle Erbitterung, welcher mit ſtarken Zügen darin ausgedruckt liegt. Doch hat Peſtalozzi ſein Zeitalter jämmerlich gefunden und verachtet, dies beweiſet ſeine lange Abſonderung von demſelben; aber er hat größere Liebe gehabt und dieſe hat alles überwunden. Er kann nicht wimmern und ſchelten und Menſchen zu den unterſten Geſchöpfen ſtellen, wie ſein Genfer Mitbürger

wei

weiland, Johann Jakob Roußeau. Dieſer Mann, der zu den Gelehrten gehörte, verachtete ſein Zeitalter ſo ſehr, daß er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe ſeit mehr als zwanzig Jahren kein neues Buch geleſen hat; offenbar doch nur, weil er glaubte, es könne dieſes Zeitalter durchaus nichts Verſtändiges und Heilbringendes geben, ſo mürb, ſo erſchlafft, ſo dumm erſchien es ihm in allem, ſo ſehr glaubte er, daß auch das Büchermachen zu ſeinen Plagen und zu den Inhabern der Pandorenbüchſe gehöre. Doch ward er durch die Jämmerlichkeit, die er ſah, durch das Elend und die Verachtung der Kleinen, die er tief empfand, durch die Frechheit des vornehmen Unverſtandes, der das Regieren hatte, immer gewaltig in die Welt hinein geriſſen. Seine Liebe ſah, daß nicht angebohrne Schlechtigkeit, an welche keine Liebe glauben will, ſondern gemachte Bethörung an allem dem Unweſen Schuld ſei; ſie ſah ſcharfſinnig, daß allein ein verſtändiger Unterricht, eine menſchliche Bildung den künftigen Zeiten helfen und freie, mäßige, verſtändige Menſchen auf dem verwilderten Erdboden hinſtellen kann. Mit einer Ausdauer, die unſre innigſte Verehrung verdient, brütete er manche Jahre darüber, wie dies anzufangen, wie beſonders die Maſſe der Menſchen, die Armen und Elenden im Volke, frühe und ſchnell gebil-

gebildet werden könnten; und mit unendlicher Geduld führte er durch alle Hinderniſſe hindurch, was ihm als recht und gut erſchienen war. Und dies that ein Mann, ſonſt der heißeſte und ungeduldigſte aller Menſchen, der, wie ein rechter Naturſohn der Wälder, nirgends Ruhe hat, am wenigſten, ſelbſt Unterricht zu geben, der im Leben raſtlos von Einem auf das Andere fährt, viel hinwirft, wenig entwickelt. Alle, die den Braven kennen — denn er hat mehr gethan, als Bonaparte und ſeine Braven zuſammen — entwerfen uns ein ſolches Bild von ihm, daß er alles mit Heftigkeit umfaſſet und von ſich giebt und ſogleich in Verlegenheit iſt, ſobald man von ihm Erklärungen und Erläuterungen über etwas fordert. Etwas durch Begriffe laufen zu laſſen, in ein Syſtem zu bringen iſt ganz und gar ſeine Sache nicht; deswegen ſoll auch niemand weniger im Stande ſeyn, als er, ſeine Methode zu entwickeln und die Folgen und Rück- und Seitenblicke derſelben zu zeigen. Man kann alſo wohl ſagen, ein reiner Inſtinkt trieb ihn, man kann ihn ſelbſt wohl ein begeiſtertes Naturorgan nennen; ein höherer Geiſt der Offenbarung bewegte ihn, den er nicht kennt, denn Seher und Propheten ſind bewußtſeynlos. Was er will, das fühlt er wohl; aber das Wie und das Wohin in die Breite und

Weite hat er wohl am wenigſten klar geſehen. Trefflich, daß er ſelbſt ſo gegen alles Nachbuchſtabiren des todten Buchſtabengeiſtes, gegen alles elende Kleben an ſeiner Form als Form proteſtirt.

Daß dieſer Mann nun ſo gebohren war, mit ſolchem Gemüthe, als er hat, das verurſachte ſeine ſonderbare Trennung von der feinen, wie von der gelehrten Welt, deren Treiben, Ver- und Rückſchreiten, Entdecken und Verdunkeln, kurz deren ganzer Zuſtand ihm doch meiſtens fremd blieb, welches auf ſein Syſtem natürlich wieder den ſichtbarſten Einfluß hatte, denn er mußte mit aller Herrlichkeit ſeines Willens doch ſehr einſeitig werden. Und wer ſeiner innigſten Verehrer, zu welchen auch ich gehöre, kann ſeiner Methode, wie er ſie hingeſtellt hat, Einſeitigkeit abſprechen? Er ſah nur die Kleinen und Armen, die Verlaſſenen, welche der Hülfe und Humanität eines Biedermannes bedurften, er fühlte ihre ganze Schmach und, durchdrungen von ihrem traurigen Zuſtand, griff er zu. So entſtand, was kaum anders geſchehen konnte, da er ſelbſt innerhalb der Schranken dieſer verlornen und mit Noth umfangenen Welt ſich geſtellt hatte, eine Methode, gemacht zunächſt für dieſe, aber wie er meinte, für alle Klaſſen und Stände junger Menſchen. Er hatte das Eine der Nützlichkeit der ſchnellen Brauchbarkeit dieſer Armen, der geſchwinden Kehrung ihrer Noth vor Augen. Sein Herz gewinnt unendlich, daß er nicht weiter ſah. Aber hätte er ſich eine glücklichere, eine genialiſcher aufblühende Welt gedacht, die hie und da noch zu finden iſt, hätte er die großen menſchlichen Ideen, welche die letzten dreißig Jahre verherrlicht haben, da, wo ſie mit irdiſchen Füßen auf Erden ſtehen und mit himmliſchen Flügeln die Menſchheit empor zu tragen ſcheinen, mit zu den ſeinigen gemacht, er würde die Rennbahn der Jugend erweitert haben.

So ungefär ſcheint mir ſeine Art und ganze Erziehungsanſicht entſtanden zu ſeyn und nur ſo wird ſie ſich begreifen laſſen. Nun Einiges von den Proben ſeiner Methode, die er ſelbſt geliefert hat. Er kann durch jede nähere Beleuchtung nicht anders als gewinnen. Denn eigentlich iſt es der Geiſt, der ihn trieb, welcher allwirkend und allverbreitet werden und ſeinen Namen unſterblich machen muß, nicht die Form, welche, auch wenn ſie die trefflichſte wäre, immer todt und lebendig werden muß, je nachdem ſich ihrer jemand bemächtigt.

Dieſe Proben, die er uns geliefert hat, ſind ſein Buch der Mütter und ſein ABC der Anſchauung für die Maaß- und für die

Zahlenverhältniſſe, die freilich nicht mehr geben können, als alle Proben, die aber doch immer geſchickt ſind, uns ziemlich deutlich in ſeine Art einzuführen. Sein Buch der Mütter ſoll eine Anweiſung ſeyn, wie Mütter ihre Kinder bemerken und reden lehren, kurz ſie ſelbſt unterrichten können, ohne eben gelehrt und hochgebildet zu ſeyn. Ich habe oben ſchon geſagt, was ich für das bleibende Buch der Mütter halte und wodurch jede Mutter die erſte Lehrerin ihrer Kinder nothwendig ſeyn muß. Weil man dumm war, ſo erwartete man bei Peſtalozzis Ankündigung dieſes Buches außerordentliche Dinge. Die Vernünftigen aber glaubten ſchon vorher, daß ein verſtändiges Weib ein ſolches Buch nicht nöthig haben, ein unverſtändiges auch das beſte unverſtändig gebrauchen würde. Offenbar aber iſt dieſes Buch ſo eingerichtet, daß es nach unſrer Anſicht ganz ſeines Zwecks verfehlen, und wenn man es anwenden oder ähnlich verfahren wollte, ſogar ſchaden muß. Man ſieht nirgends deutlicher, als aus dieſem Buche, daß Peſtalozzi das unterſte Elend vor Augen hatte, welches in Reizloſigkeit und trübem Hinſtarren ins Leben untergeht, wo ſelbſt die Naturſtachel abgeſtumpft ſind, die ſo mächtig ins Leben und zum Auffaſſen aller Dinge treiben. So hatte der Mann überſehen, wie es in den Häuſern und Herzen glücklicher Menſchen hergeht. Dieſe Aengſtlichkeit, einen Gegenſtand bis auf ſeinen letzten Theil zu erſchöpfen, um ſo ſein Ganzes zu faſſen, ihn von allen Seiten, zehnmal gewandt, anzuſehen, wie der geſcheuteſte Mann ſelbſt ihn in ſeinem Leben nicht anſieht, entſpringt offenbar aus der Art, wie P. zu ſeiner Methode kam, nemlich aus dem Betrachten jener unglücklichen Kinder, die verhungert und erfroren, allen Lebensreiz verlieren und in ihrer Starrſucht ſich abbrutiren. Er möchte dieſen gern an jedem Fühlpunkt einen Reiz anbringen, um die Augen ihres Gemüthes zu öffnen und die Fühlfäden ihrer Sinne zu reizen. Aber er gehe hin und ſehe Kinder, die glücklich und fröhlich erwachſen, und ſehe zu, wie dieſe die Dinge ergreifen und wie der Mund ihrer Mutter ſie lehrt. Man kann ein Ding nie nach allen ſeinen Theilen und Seiten beſchaut haben und es doch eben ſo gut behandeln und kennen, als Peſtalozzis Schüler, davon bin ich überzeugt. Ich denke, wir kennen den Winkel der linken Augenhöhle und die hinteren Gelenke der mittlern Zehe des rechten Fußes nicht weniger und wiſſen ſie nicht weniger zu finden, als ſie, wenn wir ſie auch nie genannt haben. Auf dieſe Art faſſet der Menſch nicht gern etwas auf, und es wäre ſchlimm, wenn er es ſo müßte, denn dann wäre ihm alles Ergreifen und Erkennen ja die langweiligſte Arbeit, eine rechte Sklavenarbeit. Nein, irgend ein Punkt an einem Dinge, ein Theil des Ganzen wird dem Kinde und Knaben zur Hauptſache, erweckt ſeinen Reiz und dieſen muß die Mutter und der Lehrer zum Centrum machen, wie er es iſt, woran ſie die übrigen Theile erhellen und entwickeln, aber nicht mit Peſtalozziſcher Aengſtlichkeit. Ueberall wird das Verhältniß der Theile, das beſtimmte Maaß der Dinge dem Menſchen natürlich nicht auf Peſtalozziſche Weiſe gegeben, es ſoll es alſo auch künſtlich nicht. Man könnte mit der beſtimmteſten Maaßfindung, kurz mit anatomiſcher Gründlichkeit der Theilkenntniß die ganze Natur durcharbeiten und würde dem jungen Menſchen doch kein Leben, noch volle Lebenskraft und Lebensſicherheit auf dem Gebiete der Erfahrung verſchaffen. Der Menſch ſoll weder alles wiſſen noch alles können. Weiß er Einiges, brav, ſo hat er ein ſicheres Maaß auch für das Uebrige. Ich begreife aber bis dieſe Stunde nicht, wie auf dieſe Art in die Bruſt der jungen Menſchen eine Ganzheit und eine Welt kommen ſoll, das Einzig größeſte, was alle Erziehung geben ſollte. Wer ſo immer anatomirt, verlernt durchaus das Zuſammenſehen und die Fertigkeit, etwas in voller Einheit zu faſſen.

faſſen. Was Peſtalozzi alſo will, Kühnheit und Freiheit im Leben, der jetzigen Blindheit und Unbehülflichkeit entgegenſtrebend, möchte ſich ſchwerlich bilden auf dieſe Weiſe, wo natürlich alles Ding zur Maſchine werden, alles Lebendige getödtet werden muß.

Aber auch der Gegenſtand, woran er die Mütter den Verſtand und die Aufmerkſamkeit der Kinder üben läßt, iſt nicht gut gewählt. Will man den Menſchen früh beſchränken, ihn aus ſeiner Naturfreudigkeit und Unſchuld herausreißen, ſo weiſe man ihn nur auf ſich ſelbſt hin. Erſt nach dem Schlangenapfelbiß ſahen Adam und Eva, daß ſie nackt waren; und bedeckten ſich mit Feigenblättern. Das Kind ſieht alles eher, denkt an alles andre eher, als ſeinen Leib und an ſeinen Leib. Die weiſe Natur wollte es für Sklaverei bewahren und gab ihm tauſend Augen für die übrige Welt, ein halbblindes nur für ſich ſelbſt. Sollte man dieſer weiſen Natur nicht folgen, da es tauſend Gegenſtände der Uebung giebt, wenn die Kindheit doch einmal ſo geübt werden muß? Peſtalozzi irrt ſehr, wenn er ſagt: (Buch der Mütter, Vorrede, S. VI.) „Und da nicht äußere Gegenſtände, die das „Kind ſieht und hört, ſondern es ſelbſt, es „ſelbſt, indem es ſich fühlt, es ſelbſt, indem

„es ſich in der ganzen Unbehülflichkeit ſeines erſten Daſeyns fühlt, es ſelbſt, indem es ſich als den Vorwurf der mütterlichen Beſorgung und Liebe in dieſer Unbehülflichkeit fühlt, ſelbſt der erſte Vorwurf ſeines Bewußtſeyns und ſeines Bemerkens iſt; ſo fängt ein Buch ſeine Anleitung, die Kräfte eines Kindes zum Bemerken und Reden zu entwickeln, auch mit dem ins Auge faſſen ſeiner ſelbſt — ſeines Körpers an.“ — Das Kind fühlt ſein Daſeyn nur, aber nichts von dem, was Peſtalozzi meint, am wenigſten ſeine Hülfloſigkeit; es bemerkt alles eher, als ſein Verhältniß zur Mutter, weil ja dieſes Verhältniß ſein Leben, mit ihm noch Eins, der eigentliche Grund ſeines Seyns iſt, den ein ſo natürliches Weſen als ein Kind nie wiſſen will, Will man aber die Welt eng, das Kind eitel, es ſich ſelbſt zum Mittelpunkt der Schöpfung und alles Andre zur Maſchine machen, ſo führe man es frühe auf ſich ſelbſt als auf das erſte Wiſſenswürdige. Nur aus der Welt, nur aus dem langen Mitleben mit Menſchen kömmt der Menſch auf ſich ſelbſt zurück und fragt, was er iſt, und wie und warum er geworden iſt, was er iſt?

Auch gegen ſeine ABCbücher der Anſchauung für die Maaß- und Zahlenverhältniſſe ließe ſich mit Grunde wohl Manches einwenden, wenn man die Sache aus einem höheren Geſichtspunkte anſieht. Selbſt wenn Peſtalozzi mit Pythagoras an die hohen Geheimniſſe der Zahlen glaubte, worin die heiligſten Myſterien

ſterien der Natur liegen und ſie aufklären ſollen, ſo würde er Kinder und Knaben doch wohl ſchwerlich für würdig halten, in ſolche Geheimniſſe eingeweiht werden zu können, würde auch wohl nicht meinen, auf die Weiſe, wie er es angrift, ihnen die erſten Weihen zu geben. Aber ſolche Ideen hat er nicht, als wolle er dieſen Aeltern ſchon den Schlüſſel zu den größten Dingen geben. Mag der Schlüſſel dazu immer darin liegen, ſo gehört noch wohl mancher Tag dazu, ehe er den Kindern ſo in die Hand gethan werden kann, daß ſie ihn nicht entheiligen. Bis jetzt bekamen ſie in den Zahlen- und Maaßverhältniſſen bloße Formen der Dinge, und mit Formen ſollen ſie doch am wenigſten ſpielen. Dieſe Formen der gewöhnlichen Dinge will auch Peſtalozzi nach allen ihren Zuſammentrefungen und Verbindungen ihnen ſo ſicher und gewiß machen durch lange Uebung, daß ſie im Leben und auf dem Felde der Erfahrung mit Hand und Aug ſogleich Maaß und Verhältniß haben ſollen. Dis iſt viel und nach vielen Zeugniſſen leiſtet er viel. Durch ſeine Quadrate, woraus ſie nicht weichen können, macht er die zierlichſten Schreiber und fertigſten Zeichner, giebt dem Auge ſolche Sicherheit, daß es ohne Maaßanlegung Größe und Verhältniß auf den Punkt beſtimmt, der Hand, daß ſie ohne Inſtrumente alle möglichen Figuren mit größter Richtigkeit zieht. Durch ſein vollſtändiges ewiges Gegeneinanderhalten aller Verhältniſſe, die zwiſchen den Zahlen des Einmaleins möglich ſind, macht er Kopfrechner, die auf das ſchnellſte und richtigſte die ſchwierigſten

Auf-

Aufgaben löſen. Alles dies thun die Buben, wie Viele verſichern, mit Luſt und Liebe und es ſcheint ihnen dieſes künſtliche Treiben zur Freiheit zu werden. Peſtalozzi ſelbſt iſt ſo überzeugt von dem, was er leiſtet, daß er ſagt: „Es iſt unglaublich, wie dieſe Freiheit in dieſer Beſchränkung in den Gebrauch ihrer Einbildungskraft in dem früheſten Alter Einfachheit, Ordnung und Geſchmack hineinlegt, das Auge ſchärft und frühe einen hohen Grad von Kunſtkraft in ihre Hand legt.“

Aber ſollen wir nicht andre Menſchlichkeiten, die wir ſehen, glauben, wenn wir hören, wie die Methode getrieben wird? Ich habe eben über den Reiz geſprochen, was er werden kann und wie man auch das Verkehrteſte zuletzt zum Reiz machen kann, wenn man Geduld hat, ein Verderber zu ſeyn. Daß die Knaben alſo luſtig und frei bei ihrer Arbeit ſcheinen, iſt ſchön, aber es beweiſt noch gar nicht, daß die Arbeit ſelbſt ſchön und natürlich iſt. Vorſprechen und Nachbeten zugleich mit dem Zeigen iſt das Geheimniß, wodurch die Dinge endlich feſt werden im Kopfe; ſo macht ſie auch jeder Schulmeiſter feſt. Ein Name wird genannt, alle Knaben ſprechen ihn beſtimmt in der Reihe nach, ſo lange bis er wie ein Nagel im Gedächtniſſe ſitzt. Ein Begriff wird entwickelt durch die Anſchauung, Hand und Aug wird körperlich und geiſtig geübt; man läßt nicht eher von ihm ab, bis er hell iſt. Ein Zug mit der Feder zwiſchen der beſtimmten Schranke des Quadrats wird ſo lange gezogen, bis man feiner mächtig iſt, dann geht man zu einem künſtlicheren und ſchwereren über. Richtigkeit der Anſchauung, Klarheit der Begriffe, kurz Disciplin der Einbildungskraft ſcheint der weſentliche Zweck der Methode. Ein auffallendes Phänomen iſt es, daß die Knaben ſo genau lernen, daß man funfzig in Einer Klaſſe finden kann, die ſo ganz dieſelbe Hand ſchreiben, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden kann. Sollte dies Freiheit ſeyn? würde nicht jedes beſondere Gemüth, einer freien Uebung überlaſſen, ſelbſt nach einerlei ſchönen Vorſchrift ſich eine beſondere Handſchrift gemacht haben? Sollte das Nachbeten und gleichmäßige lange Hinhalten deſſelben Gegenſtandes auf dieſelbe Weiſe nicht Aehnliches bewirken? ſollte es alſo nicht ſehr wohl ſeyn können, daß man ſich einen Schlangenzirkel des Selbſtbetrugs mache und aus gemachter Einerleiheit die Allgemeingültigkeit der Methode folgern? Es ſoll doch wohl jedes eigne Gemüth, weil es das iſt, ſich ſeine eigne Welt bilden, ſeine eigne verſchiedene Welt? Es kann allgemeine Regeln aller Anſchauung und Auffaſſung der Gegenſtände geben, es muß ſie geben, ſie müſſen ſich einmal finden und anwenden laſſen. Aber fünf, die durch einerlei Glas einerlei Gegenſtand beſchauen, ſehen alle dieſen Gegenſtand anders, weil das Auge, der Grund alles Sehens, bei jedem anders war. Gleichheit der Anſchauungsgeſetze, aber ein verſchiedenes Bild des Angeſchauten wird alſo wohl da ſeyn müſſen. Wenn aber bei Funfzigen Einerleiheit des Angeſchauten in der Darſtellung ſich zeigt, ſo kann man eine Ueber-

kün-

künſtelung muthmaßen, welche Sklaverei wird, indem ſie von Sklaverei retten will.

Wir nach unſerer Anſicht arbeiten bei der Ziehung der früheren Jahre auf nichts ſo wenig hin, als auf Klarheit der Begriffe, meinen auch nicht, daß die Richtigkeit der Anſchauung durch Manipulationen gemacht werden könne, wollen am allerwenigſten die Einbildungskraft aus ihrem Dämmerlichte des ſüßen Traumlebens in die Beſtimmtheit und Nacktheit der Wirklichkeit reißen. Wir glauben an eine höhere Klarheit der Begriffe, an eine göttliche Offenbarung des Gemüthes, welche die Kinder dunkel bildet und bilden ſoll, an ſeine Anſchauung nicht durch Zerſtückelung, ſondern durch die Fülle des Lebens, deren ſpäterer Mangel, woran gewöhnlich Klügelei Schuld war, uns auf die Untiefen und Sandbänke der Begriffe treibt, weil wir im tiefen Meere des Gemüthes zu erſaufen zittern. Uns iſt die Weltvereinzelung, die Klärmachung der Dinge durch Begriffe eine Weltentgötterung und Herzensverarmung. Manches von dem Peſtalozziſchen möchten wir thun, aber auf eine andre Weiſe. Indeſſen hohe Brauchbarkeit und Nützlichkeit für die Welt ſcheint ſeine Methode nicht weniger zu haben, wenn ſie auch auf unſre freie und freieſte Menſchenbildung nicht anwendbar iſt. Wovon der edle Mann ausging, dahin gehe er auch zurück, wenigſtens, wie die Sachen jetzt noch ſtehen, zurück. Für die Armen und Vergeſſenen unter den Menſchen begeiſterte ſich ſeine Liebe, für dieſe ſann und erfand er, für dieſe iſt auch die Methode. Ihre Kinder haben zu einer freien Bildung keine

Zeit.

Zeit, weil die Zeit ſelbſt ſie überläuft. In den Jahren, wo der Unterricht der Glücklichergebohrnen oft erſt beginnt, muß mancher von ihnen ſchon kümmerlich ſein Brod verdienen; wenigſtens müſſen die meiſten von ihnen mit dem Eintritt in die Jünglingsjahre, mit dem zwölften bis vierzehnten Jahre, allem Unterricht entſagen und zu irgend einer Handarbeit oder mechaniſchen Uebung greifen. Es iſt doch gut, wenn ſie auf etwas gerichtet wurden, wenn man Kräfte, die ſo frühe gebraucht werden ſollen, früh übte; wenn ſie, deren Leben nur für die Fertigkeit berechnet iſt, manche Fertigkeiten erwerben, die ihnen ſo nützlich werden können. Sie müſſen endlich doch den Zufall anklagen, der ſie in ſolcher Lage gebohren werden ließ. Wer ſo frühe bürgerlich exiſtiren muß, bei dem iſt die menſchlichſte Bildung doch nicht möglich. Mag alſo immer dieſe Methode zur Zerſtückelung und Vereinzelung der Welt führen, die meiſten mechaniſchen Menſchen haben kein anderes Geſchäft, als eben das Zerſtückeln und Zuſammenſetzen des Einzelnen; ſie ſelbſt werden im Staate nur wieder ſo angeſehen, ſie ſollen weder Waſſer noch Rad, ſondern nur Tropfen und Stifte ſeyn. Diejenigen, welche alle Dinge gemeiner anſehen, als ich, nemlich nach bloßer irdiſcher Nützlichkeit, welchen das Leben ſelbſt nichts weiter iſt, als Saat- und Aehrenfeld, dieſe werden dies alles noch weit vortrefflicher finden. Wer aber glaubt, daß die Rafaele, da Vinci, Leibnitze und Newtons in der Kette der Dinge nicht das ſchlechteſte Gelenk ſind, wird etwas anderes ſuchen. Kein

Rafa-

Rafael, kein Newton wird durch Peſtalozzis Zeichens und Zahlübungen hervorgehen, wohl aber wird eine rafaeliſche und newtoniſche Natur dadurch in einen bloßen Abzeichner und Rechenmeiſter verwandelt werden. Die genialiſche Kraft leidet keine ſolche Manipulation in den erſten Jahren. Wenn Peſtalozzi meint, ſeine Uebungen werden einen großen Grad von Kunſtkraft in die Hand legen, ſo irrt er; er ſollte ſagen Kunſtfertigkeit; jede übereilte Fertigkeit aber zerſtört die Kraft. Aber wodurch Du groß biſt, edler Mann, das iſt Dein Wollen und Streben, denn dies gehört uns allen, es als das Reinmenſchliche gehört noch unſern Enkeln und Urenkeln. Deine ſchöne Geduld in Liebe, das iſt der Sprung, den Du gegeben, der göttliche Saame des Guten, den Du in die Welt geſtreuet haſt. Mögen künftige Hände ihn erziehen zu ſchönen Blumen und Pflanzen und zu ſtattlichen, welttragenden Stämmen und Säulen! Die That iſt gebunden, aber die Geſinnung gehört der Unendlichkeit, woraus ſie ſtammt.

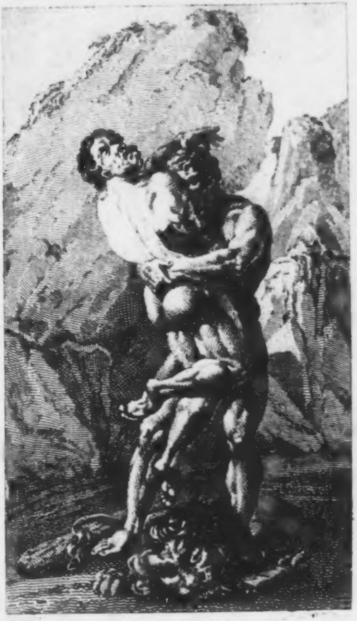
Verbeſſerungen
zu Arndts Fragmenten.

I. Theil.

Seite 16 Zeile 11 für froh? lies: froh,
— 19 — 19 — Rand l. Rad.
— 26 — 7 — drinne l. drinnen.
— 29 — 6 — alte l. alle.
— 40 — 16 — mitlabend l. mitlebend.
— 45 — 1 — täuchen l. täuſchen.
— 48 — 8 — nicht l. einſt.
— 52 — 17 — Kin l. Kind.
— 62 — 19 — beſttreſürten l. beſtdreſürten.
— 66 — 25 — ſcheu l. ſchön.
— 67 — 12 — umher l. näher.
— 68 — 8 — ſcheu l. ſchön.
— 74 — 16 — ſcheuer l. ſchöner.
— 103 — 20 — Thentiſches l. Thetiſches.
— 105 — 10 — Seiten l. Saiten.
— 115 — 16 — geſchaffen l. geſchoſſen.
— 117 — 16 — aus l. auf.
— 120 — 3 — helfen l. fehlen.
— 122 — 4 — Verblüſſtung l. Verblüffung.
— 137 — 8 — ſcheu l. ſchön.
— 154 — 6 — ſcheu l. ſchön.
— 164 — 23 — ſtörenden l. ſtönenden.
— 177 — 16 — platoniſche l. plutoniſche.
— 182 — 4 — verſcheucht l. verſchmäht.
— 194 — 20 — auch l. euch.
— 270 — 19 — Nachbeterreich l. Nachbetervieh.
— 286 — 15 — Sprung l. Schwung.

II. Theil.

Seite 28 Zeile 13 für Muſter lies Wüſten.
— 40 — 18 — Kutte l. Kette.
— 43 — 5 — Bildungskraft l. Bildungsart.
— 48 — 20 — Weltbeſchreibung l. Weltbeſchränkung.
— 76 — 6 — unkindlich l. unleidlich.
— — — 21 — müſſen l. meſſen.
— 82 — 18 — nie l. ein.
— 87 — 1 — euch l. mich.
— 92 — 22 — ſchwindet l. ſchneidet.
— 96 — 1 — außer l. müſſen.
— 110 — 23 — allſichtlich l. abſichtlich.
— 116 — 2 — nie l. ein.
— 125 — 14 — καταδωεται l. καταδυεται.
— 154 — 12 — Haide l. Haida.
— 159 — 2 — unterirdiſche l. überirdiſche.
— 171 — 14 — Zungen l. Zeugen.
— 187 — 3 — Poeſie l. Proſe.
— 217 — 8 — Secken l. Socken.
— 233 — 15 — mäßig l. müſſig.
— 238 — 22 — wenn l. wem.
— 242 — 11 — ſage l. ſehe.
— 245 — 12 — ſcheinen l. ſchreien.
— 251 — 9 — vorigen l. ewigen
— 260 — 4 — wenn l. wem.



Fragmente
über
Menſchenbildung

von

Ernſt Moritz Arndt.

To build up men againſt the future times.

Milton.

Zweiter Theil.

Altona, 1805.
bei J. F. Hammerich.

Nach dieſem kleinen Abwege kommen wir wieder auf uns zurück und nehmen den Faden da wieder auf, wo wir ihn fahren ließen. Den Unterricht der Knabenjahre, wie er gewöhnlich getrieben wird, verwarfen wir als eine verkrüppelnde, entkräftende und dumm machende Weiſe, und wollten die Buben, ſich ſelbſt überlaſſen, lieber ſo hinlaufen ſehen. Wir meinten aber nicht, daß in dieſer Zeit gar kein Unterricht möglich ſei, noch ſeyn ſollte, ſondern wir wollten ſogar dieſen Unterricht nur nicht ſo übereilt und getrieben, nicht ſo viel Gewicht darauf legend, als gewöhnlich geſchieht. Wir behaupteten ferner, dieſer Unterricht müſſe nicht erſcheinen als Unterricht, nicht mit einer Doktormiene, mit einer berunzelten und beſtäubten Sibyllenſtirne, die Kleinen erſchreckend, kommen, ſondern er müſſe kommen als Spiel, als Fabel in Einfalt und ſo zum Kinde werden mit den Kindern und ihnen alles hineinſpielen in das weite, unendliche und unverwelkliche Leben, welches ſie noch haben. Eben weil dieſes Leben weit iſt, faßt und erträgt es viel; es iſt das große Weltenherz, wohin der Knabe alles Empfangene ſchickt und woher er es wieder nimmt. Was wir mit dieſer Geſinnung auf das junge Gemüth ſchütten, damit werden wir es nicht überſchütten und überſchwemmen. Wenn ich ſpreche von dem Unterricht überhaupt als von einem Spiele, einer bezaubernden mythiſchen Luſt, ſo ſpreche ich natürlich nur von der Hauptregel, von der Anſicht, worauf alles in letzter Inſtanz ſich beziehen muß, welcher alſo durchaus nichts widerſprechen darf. Wenn ich ſpreche, dieſe Jahre ſollen alles unbewußt und unangeſtrengt und luſtig thun, ſo nehme man das nur ſo allgemein, als irgend eine Behauptung allgemein genommen werden darf, ſobald von irdiſchen Dingen und irdiſchen Einrichtungen geredet wird. Auch der Knabe kann dem nicht entgehen, was man Vorgefühl einer künftigen Mühe, Ahndung eines künftigen großen Schickſals nennen kann; aber dieſes wunderbare Etwas muß ihm in ſeinem Götterleben nur ſelten kommen. Bei jedem Unterricht, auch bei dem allerleichteſten und ſpielendſten, giebt es Schwierigkeiten, die nicht ohne Mühe überwunden werden. Selbſt wenn die volle Luſt den Knaben ſo durch dieſelben hintreibt, daß er ſie als ſolche nicht mit allem ihrem Unangenehmen fühlt, ſo iſt es doch unvermeidlich, daß er zwiſchen dieſem und ſeinem gewöhnlichen Zuſtande nicht einen Unterſchied merke. Aber daß das Gefühl der Mühe und Anſtrengung kein gewöhnliches werde; daß der Knabe nicht aus dem Spiel mit der ganzen Welt in ein Spiel mit ihren Formen geriſſen werde, die ihm jetzt noch einer tauben Nuß gleich ſind, da er nichts hinein zu legen hat; daß er aus dem Nichtbewußtſeyn ſeines unendlichen Seyns nicht in die Klarheit eines durch Begriffe beſchränkten Zuſtandes getrieben werde, dafür möchte ich ihn gern behüten.

Was ſich ihm immer als lebendig, immer mythiſch, immer mit dem All ſich verbindend, immer einzeln und doch in einem allgemeinen Geiſt ohne alle beſtimmte Form hinſtellen läßt, ſchien mir Folgendes zu ſeyn: Naturgeſchichte, Geographie und geographiſche Menſchengeſchichte, Geſchichte, wie ſie ein Herodot erzählt, Mathematik nach den erſten Maaß- und Zahlenverhältniſſen, Sprachen.

Nun, ruft man, das läßt ſich hören, da haben wir ja beinahe alles Mögliche wieder. Wir fürchteten, Du würdeſt uns faſt alles wegſchneiden, womit wir dieſe Jahre ſonſt im Athem hielten, und Du giebſt uns mehr, als wir wollen. Nur ſoll uns wundern, wie künſtlich und ſchlau Du es damit anfangen willſt, ohne zu ſtraucheln und alle Augenblicke gegen Dich ſelbſt anzuſtoßen. Kannſt Du uns das zeigen, auch nur halb zeigen, ſo ſollſt Du uns ein großer Apoll ſeyn.

Ich muß denn alſo ſagen, wie ich es ſehe und meine, denn ausgeführt iſt es bis jetzt noch nicht, aber ausführbar ſteht es vor mir, ausführbar einem rüſtigen, gelehrten, kindlichen Menſchen, der eine herrliche Maſſe von reellen Kenntniſſen, die meiſten bedeutenden phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Thatſachen, kurz alle Weltwunder, in ſofern man bloß ihr Seyn erfährt, dieſen jungen Menſchen für die folgenden Jahre mitgeben könnte, wo ſie ſich an den Formen und Begriffen zerarbeiten und nach dem Grunde und Zuſammenhange der Dinge fragen. Dieſe Mittheilung ſoll möglich ſeyn ohne alle Klügelei, ohne alles Geſchwätz von Zweckmäßigkeit und Zuſammenhang, ohne alle Ableyerung einer Reihenfolge von Urſachen und Wirkungen, die, weil ſie eine Reihe iſt, ſich nirgends ſchließt; ſie ſoll ſo möglich ſeyn, daß die Knaben nicht einmal ſo fragen, ſondern nur den einzigen großen Grundſatz aus allem nehmen: Es iſt, weil es iſt. — Aber daß es ſo möglich ſei, daß alles als Mythos komme und doch die verbundene ganze Welt dem Knaben gebe, muß der Lehrer ſich ſelbſt und die Jugend, zu welcher er ſpricht, immer zuſammen haben; er muß ein großes Wiſſen haben mit einer Weltſeele; die beide Eine große Weltſeele finden, und die ganze Naturnothwendigkeit an einander binden können. Weil nach der Offenbarung, die uns geworden, dieſe Jahre allerdings Eine große Form haben, worin ſie allen Stoff, der ihnen gegeben wird, ſchließen; aber auf eine dunkle Weiſe, und wodurch ſie ſich jezt vorbereiten ſollen, künftig mit der Vielheit der Formen durch Gedanken mit Sicherheit ſpielen zu können; und weil wir glauben, daß dieſe Eine Form nichts iſt, als ein unmittelbares Auffaſſen, die nur Leben ſehen, das Wie und Woher dieſes Lebens aber nicht deutlich wiſſen will; ſo muß er alles in einen natürlichen und ungekünſtelten Zuſammenhang ſtellen, wodurch alles Zuſammenſeyn der Dinge in Uebereinſtimmung kennbar da ſteht. Alſo keine Naturgeſchichte, keine Botanik mit Terminologien, keine Geographie und Geſchichte mit allgemeinen Einleitungen und Betrachtungen, keine Sprachlehre, die je an Wörter als Wörter denken läßt. Alles muß durch die Sache und den Stoff verſchlungen werden, aber alles ſo verarbeitet ſeyn, daß zur Zeit der Mündigkeit eine hohe Weltform ſogleich ſich anſetzen und das Ganze zu einem Cyklus des Lebens machen kann.

Naturgeſchichte, Geographie, geographiſche Menſchengeſchichte und Geſchichte, und was von Naturlehre ſchon für dieſes Alter gehört, ſollen keineswegs getrennt gelehrt werden, ſondern immer mit einander. So wird ſich alles im Einzelnen zeigen und lehren laſſen, ohne die Welt zu zerſtückeln; die Kinder ſelbſt werden bald einen allgemeinen Zuſammenhang finden, der ihnen als ein unmittelbares Seyn kommt, nicht als ein Gedanke oder eine Bemerkung, die ſie machen. Sie werden alles Leben entſpringen ſehen aus einem nothwendigen Naturkeim, vermöge deſſen es ſich ſo und nicht anders entwickeln muß. Da auf dieſe Weiſe alles lebendig und voll wird, was einzeln todt und leer war, ſo werden ihnen auf jedem Schritt Wunder und Geheimniſſe begegnen, und das tiefere Leben mit geheimen Offenbarungen, das ſie, ihnen ſelbſt unerklärlich, in der Bruſt tragen, wird immer friſch entzündet und gekräftigt durch dieſe Lehren, die alles nur als Mythen, als Anſpielungen eines unendlichen Geſamtlebens geben;

und ſo gekräftigt wird es kindlich und unſchuldig ſich feſter und feſter vereinigen mit dem großen Weltall und der geheimen Seele, die daſſelbe bewegt; es wird ſpäter, zu der Zeit, wo wir wir die Trennung zwiſchen uns und der Welt unverbindbar weit machen, ganz zu Eins werden, wenn, was jetzt nur dunkle, aber nicht weniger gewiſſe Anſchauung iſt, klarer Weltverſtand wird. Es ſchwebt mir ein hohes Ideal vor von einer *Einleitung in die Menſchengeſchichte*, die auch *Einleitung in die Erdengeſchichte* heißen könnte; was wir dazu hie und da ſchon als Bruchſtücke haben, das ſoll in ſolchem Unterricht zuſammengenommen werden. Bis jetzt iſt dieſes Ideal noch unerreichbar. Alle Wiſſenſchaften ſind faſt bloß für die Neugier und den Prunk, wenige für das Gemeinwiſſen und Können bearbeitet. Die Geographie z. B. und die Botanik und Naturgeſchichte, wie haben ſie geſucht und umher geleſen, aber nicht zuſammengeleſen, ſondern jedes einzeln hingelegt, um es nach zufälligen, wenigſtens, wie man ſie nahm, zufälligen und unbedeutenden Kurioſitäten in Fächer zu legen. Daß eine Blume, ein Thier, ein Menſch, ein Baum, recht beobachtet, einander, und endlich das ganze Klima, worin ſie ſo und nicht anders entſtanden, erklären könnten, wer dachte daran und wer ſtudierte, außer Georg Forſter, ſo die ganze Natur und die Völker? Aber der Einzige konnte nur erſt winken, wohin. Sieht man die Natur ſo in einem nothwendigen Zuſammenhange, ſo iſt alles gleich wichtig — Staude, Wurm, Pflanze, Menſch, Stein, nichts ein Erſtes und Letztes, ſondern alles Eine Einheit, wo es immer erſcheinen mag. Eine ſolche Anſicht der Erde und ihrer Produkte, Thiere und Menſchen, welch eine Welt und welch ein Gefühl einer ewigen Nothwendigkeit wird ſie geben, da nichts als Willkühr und Laune des Augenblicks ſtehen bleibt! wenn ſie einmal auch im Wiſſen vollendet daſteht, wie wird ſie aufräumen in dem, was man ſo bequem Moral und Politik nennt, und worein man ſo viele kümmerliche Zufälligkeiten und faule Angewöhnungen als Geſetze und Tugenden geflickt hat!

Z. B. wir nehmen ein heißes Land. Es ſei Java oder Borneo. Ich will nur ausdrücken, wie wir verfahren. Wir beſchreiben die Luft, das Waſſer, die glühende Sonne, die langen Regen, die regelmäßigen Winde, welche beide ſo genau kommen, daß man das Jahr und das Leben darnach zählen kann. Wir gehen zu den Blumen und Pflanzen und Bäumen über. Da ſind wir nicht

zufrie-

zufrieden, ſie botaniſch zu klaſſificiren, das würde die Knaben nicht reizen; ſondern wir beſchreiben ihr Wachsthum und Vergehen, ihr eigentlich klimatiſches Leben: das üppige Emporſchießen der einen, die faſt nichts als Saft und Mark ſind und entweder alle Süßigkeiten und Gewürze oder die tödtlichſten Gifte enthalten, die ungeheure Stärke und Härte der andern, z. B. des Bambus-, des Eichenbaums, die fürchterlich dicke Rinde, die Schalen und Geflechte, welche die Früchte umſchließen, die Blatt- und Zweigloſigkeit ſo vieler, wo alles zu Haar, Tangeln und Spitzen aufwächſt, ſtehen einander merkwürdig gegenüber. Ferner verweilen wir bei der ſeltnen Triebkraft der Natur, die immer zugleich Blüthe und Frucht hat und in einen wunderbaren Glanz der Farben ſpielt. Wir ſehen das Steinreich, die Felſen, Edelſteine, Perlen, Gold und Diamanten, beſchreiben ihre Größe, Härte, Waſſer und Glanz und vergleichen ſie mit einander. So flicht ſich — was hier das Kleinſte iſt — ſtatiſtiſch ein, wie viel man von dieſem und jenem gewinnt, wie es gebraucht und verarbeitet wird, wie viele Menſchen die Erzeugung und Veredelung eines jeden Produkts ernährt, und wo es am beſten gewonnen wird; welche Produkte zu Handelsartikeln dienen und was man dafür eintauſcht. Man ſieht die Städte des Landes, die merkwürdigeren Plantagen und Anlagen, die Seehäfen, die Feſtungen nebſt ihrer Zweckmäßigkeit und ihrer Entſtehung; alles dieß lernt und behält ſich auf dieſe Weiſe ungezwungen. Wir kommen zu den Vögeln und lernen, ſo weit wir es wiſſen, eines jeden Leben, Alter, Sprache, Geſang und Farben. Wir finden zuletzt auch dieß ſo intereſſant für die Kunde des Ganzen und als Erklärung ſo bedeutend, daß wir gern immer mehr und mehr wiſſen möchten. Nun zu den Thieren. Die Menge der Schlangen, ihre Art, ihre Gifte, ihre Wohnſtellen, ihre Nahrung, die Skorpionen, Mücken, Ameiſen, Kröten und anderes Ungeziefer; die Rieſen, die Elephanten, Löwen, Tiger, Nashorne, Flußpferde, Krokodille, die Menſchenähnlinge die Affen — alles wird auf das genaueſte beſchrieben, ſo viel wir wiſſen; und natürlich vergleichen wir damit, was wir vielleicht von denſelben Thieren wiſſen in andern Ländern und die klimatiſchen Unterſchiede werden nicht vergeſſen. — So gehen wir zuletzt zum Menſchen über, obgleich er nicht nothwendig der letzte iſt. Nicht, wie viele Millionen oder Hunderttauſende deſſelben auf der Inſel wohnen, wie viele Unterkönige ſind, wo der Oberkönig reſidirt, wie viel Tribut den Holländern bezahlt wird: nicht dieß iſt uns das Erſte; ſondern wie dieſe Menſchen leben, womit ſie ſich beſchäftigen und ernähren, wovon ſie ihre Häuſer bauen und wie und wo, wie die Männer die Weiber behandeln, wie man mit den Kindern umgeht; welche Sprache, welche Künſte, welche Vergnügen, welche Kleider, welche Waffen, kurz welche Sitten ſie haben; wenn ſie mannbar werden, wenn ihre größte Kraft iſt, wenn ihr Vergehen; welches das gewöhnliche Alter und welches das höchſte; in welchen Gegenden des Landes ſie am humanſten, geſcheuteſten, ſtärkſten, geſündeſten ſind; wie die Küſtenbewohner von den Bergbewohnern, dieſe von den mittelländiſchen Bewohnern der Ebnen ſich unterſcheiden. Solche Fragen thun wir uns unendliche und beantworten ſie uns, wie wir können. Wir würden ſie nicht bloß über den Menſchen thun, ſondern auch über die andern Dinge, wenn man dieſe bis jetzt ſo für voll angeſehen und beobachtet hätte, als den Menſchen, obgleich auch er faſt allenthalben ſchlecht genug beobachtet worden iſt. Wann werden wir eine klimatiſche Botanik, eine ſolche Naturgeſchichte erhalten, wo man nicht die kleine Uebereinſtimmung der Geſchlechter und Arten, ſondern die höhere des klimatiſchen Einfluſſes zeigt? Wenn wir ſo das Land und ſeine ganze Lage, ſeine Produkte und Thiere und Menſchen

wie

wie ein Bilderbuch aufgeblättert vor uns liegen haben, dann geht es zur Geſchichte über, die uns keineswegs ein ſo weitläuftiges Regiſter von Zahlen und Namen iſt, als bei dem gewöhnlichen Unterricht, am allerwenigſten für dieſes Alter. Wir nehmen, wenn wir etwas von ihr wiſſen, aus ihr, was ſich unmittelbar und ohne Drehung in alles Vorige einflicht und gewiſſermaßen den Ring ſchließt, diejenigen Begebenheiten, die aus einer klimatiſchen Nothwendigkeit, nicht aus einer launiſchen oder gar fremdhergebrachten Wilikühr entſprangen, diejenigen Karaktere, welche man unmittelbar als begeiſterte Organe des Landes, als Interpreten der Nation anſehen kann, ſo wie Alcibiades und Demetrius Poliorketes ächte Repräſentanten des griechiſchen, Guſtav Adolf und Karl der Zwölfte des ſchwediſchen Karakters ſind.

Ich habe angedeutet, wie ich es meine, und das iſt hier genug, beſonders da zur Ausführung dieſes ſchönen Plans, ſo daß ein volles Ganze daraus werde, faſt in keinem Lande genug vorgearbeitet iſt, nicht einmal in ſolchen, die ſich kultivirte nennen. Daß dieſe Meinung in einigen lichten Punkten deutlicher erſcheine, wollen wir zum Scherz einmal bei Borneo bleiben und aufzeigen,

was

wir gefunden haben, ſelbſt aus den wenigen kümmerlichen datis, die man uns gegeben hat. Es wäre wunderlich, wenn durch ſolchen Unterricht die Knaben nicht daſſelbe fänden und ſchon frühe die Grundſteine legten zu einer herrlichen Weltkunde. Freilich ſo verbundne Reſultate, wie ich ziehe, können und ſollen ſie in dieſen Jahren daraus noch nicht ziehen; aber nachher würden ſie dieſelben nothwendig daraus ziehen müſſen. So die Welt durchgegangen, wie ſchön und doch wie nicht ſtörend wäre die Unterweiſung des Knabenalters angelegt! welch ein Stoff wäre da, den ſie nachher formen und umſchaffen könnten!

1 Ich ſehe unter dieſem heißen Himmel eine ungeheure Triebkraft der Natur. Die Sonne ſcheint hier alle gährendſten, feurigſten, lebendigſten und tödtlichſten Säfte ans Licht hinaufzulocken. Die brennendſten Gewürze, die ſchnellſten Gifte, die duftigſten Blumen, die ſaftigſten Früchte ſtehen neben einander. Sie ſpielt mit allen ihren reichſten und mannigfaltigſten Farben auf den Blumen und Federn der Vögel, auf den Flügeldecken der Käfer, wie man ſie in ähnlichem Glanz und bunterer Miſchung in keinem gemäßigten Klima ſieht. So ſcheint ihr Feuer und Farbenſchimmer auf den Mu-

ſcheln und Schalthieren, ſo in den Perlen und Korallen der Tieſe, auf den Schuppen der Fiſche, in den Diamanten und im Golde der Gebirge. Aber dieß Klima hat feſte Regeln und außerordentliche Gegenſätze neben einander. In den Naturprodukten auf der einen Seite die größte Weichheit, Mürbheit, Saftigkeit, auf der andern die größte Sprödigkeit, Härte, Feſtigkeit. So ſteht die neu fließende Palme neben dem Eichenbaume, das Zuckerrohr, der Ananas neben dem Bambus und dem Tiekholze, der geſchmeidige Tiger und Löwe, die giftgeſchwollene, leichtentzweiſpringende Schlange neben dem langſam ehrbaren Elephanten, dem Nashorn und Krokodil; die Affen und Papageien, die Schwätzer neben dem ernſten und in ſich gekehrten Menſchen. Die Natur ſelbſt ewig Ein Bild, nicht der ſüße Wechſel der Zeiten, der in mildern Regionen erfreuet, ſondern wie eine ewig feſte Regel ſteht ſie da, auch ſie in Gegenſätzen. Der Schiffer weiß genau, wenn die Paſſatwinde kommen und aufhören, der Bauer, wenn die Regenzeit anfängt und endet: das Aeußere der Natur ſelbſt ſich ewig gleich, alles mehr in Ueppigkeit und in Maßen, als in Lieblichkeit und Vertheilungen zeigend. Unten im Thale, an flachen Küſten, auf abgekühlten und von Nebeln trieſenden Bergen, ſchnelle, luſtige Vege-

tation

tation; immer Blüthen und Frucht, aber doch fehlen die Schatten milderer Länder ſo vielen Bäumen und Pflanzen. Dieſem ſtarken Leben drunten ſtehen die Berge und Felſen und höheren Gegenden, auch die Bäume, die kein Grün kleidet, als Symbole der erſtarrten Ewigkeit, der feſtgehaltenen Zeit gegenüber.

Wir nehmen nun den Menſchen und halten ihn an dieſe ganze Natur, an alle dieſe Dinge, die um ihn ſind. Wie, wenn wir ſie hie und da in dieſem μικροκοσμοσ wiederfänden? wenn ſich alle Bilder in dieſem lebendigſten Bilde ſpiegelten? Auch in dem Menſchen ſehen wir hier, wenn eine ſchreckliche Sklaverei nicht verkrüppelte, jene Kraft, welche zu allem treibt, oft eine ungeheure Ausdauer in der Arbeit, eine unglaubliche Gelenkigkeit der Gaukler und eine ausnehmende Stärke für die Freuden der Liebe. Auch hier ſcheint die Natur alles zum Genuß zu treiben und dafür berechtigt zu haben. Das achte, neunte, zehnte Jahr iſt das der Mannbarkeit, und doch wird man auch hier ſechzig und achtzig Jahr alt. Aber bei dieſer Frühzeitigung iſt gar nicht zu denken an eine Bildung, wie wir Europäer und die andern Bewohner gemäßigter Zonen ſie kennen. Dieſe Menſchen ſcheinen bloß beſtimmt zu ſeyn zu exiſtiren und ſcheinen auch weiter nichts zu wollen, wenn ſie ihren Willen haben. Wohin die Luſt ſie treibt und was die Stärke ihnen erlaubt, das thun ſie, und ehren kein anderes Geſetz als des Zwanges. Der Mann iſt ſelbſt ſein Gott und ſeine Welt, ſeine Luſt, ſein Geſetz, daher iſt das Weib Sklavin und Beiſchläferin zugleich; aber noch aus einem andern Grunde, welcher hier nicht ungültig ſcheint. Jenes Feuer, das in allem Lebendigen kocht, iſt auch in des Menſchen Bruſt; wenn die Leidenſchaft dazu kömmt, wird es eine helle Flamme, die ihn wüthend und ohnmächtig macht. Weil er ſeine Triebe nicht bändigen kann, ſo iſt er Sklav und macht Sklaven. Deſpotismus iſt die Verfaſſung aller dieſer Länder. Die Nothwendigkeit iſt da, daß zur Dämpfung des heftigſten aller Triebe, deſſen, der die Geſchlechter zuſammen lockt, zur Verhütung eines ewigen Mordens der eine Theil gleichſam aus den Augen genommen werde; dieß trifft den ſchwächerern, das Weib wird eingeſperrt. Wir gehen weiter. Dieſer Menſch iſt bald ehrbar und ernſt und gehalten, wie ſein Elephant, bald wild bald unbändig, allzerſtörend und vergiftend, wie ſein Tiger und ſeine Schlange. Dieß gilt ſeinen Gemüthszuſtand, aber ſeine Sitten und Weiſen ſind ewig, nie wird die Mode hier herrſchen, wie die Kunſt gedeihen. Er iſt nicht neugierig, nicht eitel,

weil

weil er ſich ſeiner Genußfähigkeit bewußt iſt, und auch weil er durch die brennende Sonne äußerlich oft verhärtet wird, wie ſeine Baumrinden, Nußſchalen, Elephanten- und Rhinocerospanzer; er ſteht feſt in ſeinen Weiſen, wie ſeine Winde und Regen feſt ſtehen. Wenn heftige Leidenſchaft, die leicht zur Wuth wird, ihn nicht zerrüttet, wie gleichmüthig, wie ſpröde! und doch iſt das Feuer drinnen. Seine Augen blitzen, ſeine Arme und Schenkel ſind geſpannt, man erwartet ein lebendiges, freudiges Weſen. — Nichts, es iſt bloßer Lebensſchein deſſen, was drinnen iſt, aber kann das Verhärtete und Spröde nicht überwinden, welches das Innere bindet. Auch ſein Papagei ſchimmert mit allen Farben, aber er ſingt nicht, viele ſeiner ſchönſten und bunteſten Blumen haben keinen Duft, als einen giftigen. Was ihn reizen und vergnügen ſoll, muß nach einer Aehnlichkeit und Annäherung zu dieſem allen geſtellt ſeyn. Die ſanfteſte und ſüßeſte Muſik dringt nicht durch dieſe Verhärtung, brauſen und klappern, ſeine Ohren ſchlagen muß, was ihn rühren ſoll; man gebe ihm Farbenmiſchungen und Schattirungen, wie ſie dem gebildeten Europäer gefallen, er wird kaum eine Farbe darin finden: wie die Natur ſeine Vögel, Fiſche und Muſcheln gefärbt hat, ſo hat ſie ihm auch die Luſt geſtellt — Die ſchreiendſten, ſchimmerndſten Farben neben einander im grellſten Abſtich auf ſeinen Kleidern, Geräthen, Kunſtwerken ſind ihm ſchön. Wer ächt indiſche Zeuge und Porzellane geſehen hat, verſteht dieß. Kunſtwerke, wie wir ſie in ſanfter Haltung mit den Linien des Rhythums und der Schönheit umſchließen, wird er nie machen, ihnen, wenn man ſie ihm zuführte, nie Geſchmack abgewinnen. Soll dergleichen, wornach er überall nicht ſehr fragt, ihn je anziehen, ſo muß es ungeheuer und koloſſal ſeyn, muß ſeine gewaltige Selbſtgenügſamkeit und Selbſtſtändigkeit zermalmen und gleichſam erſchrecken. Ein Belusthurm, ein zu einer Bildſäule ausgehauener Berg der Semiramis, babyloniſche Mauern, Pyramiden ſind Werke, die hier, wenn nicht hätten erfunden werden, doch gefallen können. Hier ſpricht ihn die Natur frei, welche die erhabne Klage der Myſterien des orpheiſchen Saitenſpiels gar nicht anklingt. Sie ſelbſt iſt die volle und in Ueppigkeit und Lebenskraft gewiſſermaßen erſtarrte. Sie zeigt eine unvergängliche Einerleiheit ihres Lebens, und in dieſem Leben faſt keinen Tod, der ein Lebenswechſel iſt. Die Menſchen hier ſuchen nichts weiter, als was ſie ſind, wollen nichts, als was ſie haben, und ſo hält die Naturregel auch ſie, daß das Gefühl des Endlichen und Vergänglichen ſich ſelten ihrer bemeiſtert, daß ſie faſt keinen Tod kennen, und daher in der geringſten Aufwallung des Gemüths um eine Kleinigkeit ihr Leben oft auf das leichtſinnigſte hinwerfen. Unter einem milderen Himmel ſingt der Menſch, dichtet, haut aus Stein, gießt aus Erz ſein Bild, ſtellt auf der Leinwand, in Säulen und Tempeln ein Gleichniß des Göttlichen hin, welches er findet durch Gegeneinanderhaltung des Endlichen und Unendlichen, welches die Natur in allen ihren Erſcheinungen und Wechſeln ihm als heilige Geheimniſſe zeigt. Dieſe Natur giebt, wie der größte Apoſtel ſpricht, der Kreatur einen Klang der Sehnſucht nach dem Reiche der Kinder Gottes, das ſie ahndet. So klagt die Nachtigall die Wehmuth ihrer Liebe, ſo ſingt die Lerche ihren Morgenhymnus, ſo feiern tauſend klangvolle Stimmen die Geheimniſſe des Lebens und des Todes, die bei dem Wandel der Jahreszeiten erſcheinen. Aber unter dieſer heißen Sonne iſt alles auf den bloßen Genuß hingewieſen, und denen, die ſtarr und ſtill genießen ſollen, hat die Natur unharmoniſche Töne gegeben, die, weil ſie keinen beſtimmten Einklang in das All bilden ſollen, bei manchen Thieren zur Nachäfferei des Menſchen geſchickt und uns thöricht oft vollkommener ſcheinen. So ſingt der Papagei nicht, ſo ſpricht der Affe nicht, aber beide lernen einige Menſchenworte widerlich nachkrächzen; ſo löſet der Elephant, der Tiger ſelten, aber dann unleidlich, ſeine Stimme; ſo geht meiſtens auch der ſtumme Menſch dahin, deſſen ſtrengem Ernſt nur heftige Leidenſchaft Worte ablocken kann.

Ich hätte dieß viel weiter ausführen können, aber ich wollte nur Andeutungen geben, wie ich es meine. Nicht ſo, wie ich hier die Reſultate meines Sehens hingeſtellt habe, wird ſie der Knabe in Klarheit geben können; aber was der Knabe aufnahm mit ganzem Gemüthe, es immer innerhalb der Welt haltend, weil es wirkliche Welt iſt, das wird der Jüngling und Mann ſich erklären. So wird wirklich das Beſte und Wiſſenswürdigſte aus den genannten Wiſſenſchaften dieſem Alter kindlich und abſichtlos gegeben werden können, ohne Klügelei und Vorwitz, wodurch nur Tröpfe entſtehen. Weil alles als Eines Lebens Einheit erſcheint, ſo bindet es ſich immer an die große Einheit der Welt. Selbſt was wir von den Einflüſſen der Geſtirne und von ihrem geheimen und über unſern Augen erhabenem Leben ahnden, wird ſich hieran mit knüpfen laſſen. Ich zweifle nicht, daß, wenn ein Mann hintritt, der von unſerm zerſtückelten Wiſſen nur

die

die wenigſte Zerſtückelung hat und einfältig wie eine Fabel die Weltwunder vor das junge Gemüth führt, daß ſich dann eine rechte Weltbildung machen werde durch die Welt ſelbſt, von deren warmen und vollem Herzen die Jugend auf die Weiſe nicht abgeriſſen wird. Ich habe ungefähr meine Anſicht hingeſtellt, aber nicht kindlich genug, weil meine Weltwiſſenſchaft dazu zu gering iſt. Erſt wenn wir das zuſammenhängende, einander ewig bildende und abſpiegelnde Leben aller Naturdinge eines jeden Landes und Klimas beſſer begriffen haben werden, erſt dann wird ſich von einem wahrhaftig menſchlichen Unterricht ſprechen laſſen. Man ſieht aber wohl, wohin dieſer Unterricht, ſo gehalten, führen würde. Die Menſchen würden ſich unbewußt durch Vergleichungen finden, wo die feſte Erdennothwendigkeit ſteht und wo ſie durch eine höhere himmliſche Nothwendigkeit verrückbar iſt. Sie würden aus dem Koder ihrer Religion und Geſetze manches ausſtreichen, Manches aber zum heiligſten Gottesdienſte und Geſetze machen, woran man jetzt nicht denkt. Jeder würde endlich begreifen, wie weit die allgemeine Menſchenkraft in der zweiten Naturſchöpfung gehen darf; würde begreifen, wie unverſtändig und verrucht man in manchen Ländern dieſe Natur behandelt hat, weil man auf ihr geheimes Leben nicht merkte; würde begreifen, wo ich dem nothwendigen Gott dienen muß und wo ich ſein Joch abſchütteln kann; daß ich in Island nicht, wie in Sicilien, in Deutſchland nicht, wie in Hiſpanien, muß leben, mich einrichten, meinen Gott anbeten wollen, weil ich es nicht kann. Welche ſtille Ruhe der Gemüther hiedurch! wie viel falſches Streben, wie viele Eitelkeit weggeſchnitten bei dem frommen Verſtand der Naturnothwendigkeit! Ich ſage nicht mehr.

Auch die Mathematik nach den erſten Maaß- und Zahlverhältniſſen wollen wir aus dem Unterricht dieſer Jahre nicht ausſchließen. Man hat gewöhnlich gemeint, die Mathematik ſei die erſte und vorbereitende Diſciplin der Jugend, und man könne daher nicht früh genug mit ihr anfangen. Wer in ihr nicht feſt ſei, werde es in keiner Wiſſenſchaft zu einer Gründlichkeit und Klarheit der Begriffe bringen. Man hat ſie wohl als die Aufräumerin und Wegbahnerin betrachtet, beſonders weil ſie mit ſtrenger Evidenz von Folgerung zu Folgerung fortgeht und ſich ſelbſt um ihre Irrthümer kontrollirt. Aber wir wollen eben die Jugend vor dem Spiel mit Formen bewahren, vor der frechen Beſtimmtheit im Denken, die gar zu leicht der Welt und der künftigen Welterfinder Tod wird, wenn nicht ein

glück-

glücklicher Stern über ihnen waltet oder ein hoher Genius in ihnen lebt, der ſie rettet. Und was iſt dieſe Wiſſenſchaft, wie man ſie gewöhnlich lehrt, was iſt ſie, als ein bloßes Formſpiel? und was ſind die ſo gebildeten Mathematiker, die bloß dieſes Spiel getrieben, bloß die nothwendigen Maaße und Verhältniſſe der Dinge andern nachgemeſſen und nachgerechnet haben, auch gut nachmeſſen und nachrechnen, ſelbſt aber nicht erfinden können? ſind es die wahren wiſſenſchaftlichen Menſchen? O nein, wenn uns Wiſſenſchaft das Streben iſt zum Univerſum und für das Univerſum. Dieſe gewöhnlichen Mathematiker ſind meiſtens die gemüthloſeſten und am wenigſten allgemein geſinnten und allgemein wirkenden Menſchen, ohne eine höhere poetiſche oder politiſche Begeiſterung. Ich begreife allerdings wohl, ſo wenig ich auch in dieſer Diſciplin zu Hauſe bin, wie ſie die größten Formen der Dinge auf das größeſte in ſich ſchließen und erklären und ſo das Gemüth in das göttlichſte Weltſpiel hineinſpielen könne; aber ich zweifle nur, ob man in dieſen Jahren ſchon ſo großes Spiel ſpielen darf. Meine Maaß- und Zahlenverhältniſſe ſollen ſich beſtimmen im Leben ſelbſt, dann mögen immer die trocknen Figuren zuweilen untergelegt und erklärt werden. Aber eine Peſtalozziſche Aengſtlichkeit wollen wir nicht, wollen es auch noch nicht als Wiſſenſchaft treiben; dieß gehört für die Zeit des Jünglings.

Beim Unterricht kömmt es gar ſo ſehr nicht darauf an, gute Mathematiker zu bilden — ihrer brauchen wir nicht viele — ſondern Menſchen zu bilden, die richtig ſehen, gehen, ſpringen, meſſen und rechnen, ſo wie ſie im Leben dazu genöthigt werden. Dieß lerne der junge Menſch durch das Leben ſelbſt, denn das Leben iſt am ſicherſten ſelbſt ſein eigner Wegweiſer und Meiſter; dieß lerne man ſo gemüthlich und mit voller Luſt, kurz abſichtlos; denn die Abſicht, auch wenn wir ſie haben, müſſen wir dieſem Alter verhüllen, weil ſie der Teufel iſt, der die Unſchuld aus dem Paradieſe treibt. Da wir alſo ſo ſehr arbeiten, alles zur frühen Zeitigung zu bringen, warum ſtellen wir unſre Vorrüſtungen, wodurch die erſten mathematiſchen, geometriſchen, phyſikaliſchen Kenntniſſe kommen ſollen, nicht unmittelbar als mitlebend ins Leben hinein als Uebungen des Leibes und der Sinne? Ein Ding, woran ich meine Kraft ſelbſtthätig geübt, das ich angefaßt, gezogen, überſprungen, geworfen, geſchoſſen habe, iſt mir ſogleich lebendig merkwürdig, ganz anders, als die Figuren auf der Tafel oder dem Papiere; es iſt mir ſo merkwürdig, daß ich

die

die allgemeinen Verhältniſſe daran nun mit Luſt zeigen laſſe, ohne zu arbeiten und zu ermüden. Man laſſe die Knaben werfen, ſchießen, ſpringen, ſie Augen, Füße und Hände ſo üben im richtigen Meſſen der Linien und Weiten, man laſſe ſie durch künſtliche Vorrichtungen Laſten ziehen, man lehre ſie dabei zählen, was ſie bei allem Meſſen lernen müſſen. Mehrere alte Völker hatten ſolche Uebungen für die Knaben und es erwuchſen Männer, die bei großer Einſeitigkeit der Bildung doch im Leben gewaltig und unter dem Donnerſchlag des Schickſals mit irdiſcher Feſtigkeit ſtanden.

Ja, ſagt man, wie eng iſt der Kreis, den man auf dieſe Weiſe machen kann! wie koſtbar und unausführbar, wenn man aus dieſer Methode ein vollſtändiges Ganzes machen will und ſonſt, wie unvollſtändig und wie wenig leiſtend! Ich ſage, ihr ſelbſt ſeid unvollſtändig, die ihr ſo ſprechet und berechnet nach dem Wahn der Zeit, alles nur nach dem Umfang, nicht nach dem Inhalt. Soll denn der Menſch alle Maaße und alle Richtungen, und alle Zahlen und Geheimniſſe der Welt wiſſen und kann er ſie wiſſen? denn euer Wiſſen werdet ihr mir doch wohl nicht beſcheiden für Wiſſen verkaufen wollen? In eurem Unverſtande, der euch doch an eure

Beſchränktheit erinnern ſollte, ſchwatzt ihr über ihn und behandelt ihn, als wäre auch ſein Vermögen unendlich, wie es ſein Wollen iſt. Daß ſein Wollen dieß bleiben könne, müſſet ihr ſein Vermögen nicht überladen. Wodurch iſt dieß kühne Wollen, dieſe einzig göttliche Freiheit uns mehr genommen worden, als durch die Karrenſchieberei einer thörigten Gelehrſamkeit, die allen Staub der alten und allen Schutt der neuen Jahrhunderte ſo dumm hinter uns geladen hat, daß wir nichts weiter als ziehen können. Durch eure Formeln wird die Welt nicht klar, durch eure Richtſteige, deren ihr ſo viele weiſet, dem Unkundigen nicht leichter zu durchwandeln. Lebendig müſſen die Knaben ſchon hinein; laß ſie einige Uebungen tüchtig treiben, einige Maaße beſtimmt und richtig ſich ausmeſſen, in einigen Zählungen und Berechnungen unfehlend rechnen, ſie haben die Uebung, das Maaß, die Zahl, woran ſie alle andre halten, vergleichen und berichtigen können. Es wäre ſchlimm, wenn man nur nach euren Tafeln einen Haaſen ſchießen, ein Pferd reiten, über einen Graben ſpringen, eine Entfernung mit dem bloßen Auge beſtimmen lernte. Aber ſchön iſt es, wenn ihr die Tafeln unmittelbar in die Welt hinein ſtellt, dann werden ſie helfen.

Auch Sprachen lehre ich dieſes Alter, aber nich, wie man es meiſtens macht, mit den ſchwerſten anfangend, ſondern mit den leichteſten; nicht, als ob es nicht die ſchwerſten leicht lernte, ſondern weil es ſie nicht lernen ſoll, wie gewöhnlich, mit einer Ueberſchüttung von Regeln und Formeln, die freilich auch bei den alten Sprachen ſehr abgekürzt, aber nie ganz entbehrt werden können. Man hat auch hier die Pferde hinter den Wagen geſpannt und thut es noch alle Tage. Mit der griechiſchen und lateiniſchen Sprache fängt man an und nach dieſen bildet ſich die Methode, wie man die neuen lernt, die offenbar dadurch, daß man ſie behält, noch ſchwerer werden. An dem Aehnlichſten und Gleichſten ſollte man in allen Dingen immer anfangen ſeine Kraft zu üben und ſo zu dem Fremden und Ungleichen übergehen. Wir Deutſchen fangen alſo mit dem Schwediſchen, Däniſchen, Engliſchen an. Das Letzte macht den Uebergang zum Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, welche dadurch unendlich erleichtert werden. Durch dieſe iſt es nicht ſchwer in die alte lateiniſche Sprache einzugehen, und nun da ſchon eine große Fertigkeit und Gewandtheit da iſt, greift man das Griechiſche an, in Grammatik und Konſtruktion eine ganz ebendländiſche und mehr als eine andre der deutſchen ähnliche

Sprache

Sprache. Bei unſern Verwandten, der ſchwediſchen, engliſchen Sprache ꝛc., haben wir wenig von Formeln und Regeln zu lernen, womit man überall bei keinem Dinge anfangen kann; alles ſtellt ſich durch die Aehnlichkeit zuſammen, und die Verſchiedenheiten merkt man gerade durch die Aehnlichkeit am ſicherſten und das Andre erſetzt die Uebung. Das Eine verſteht ſich von ſelbſt, daß man aus fremden Sprachen nur ſolches zur Uebung wählt, was die Mythologie dieſes Alters nicht ſtört.

Jede fremde Sprache hat auf eine Weiſe, die man ſieht, aber nicht erklären kann, etwas äußerſt Lebendiges und Mythiſches für einen jeden in ſich, ſo wie jede Sprache das geheimſte und tiefſte Symbol eines Volks iſt. Wenn man alſo nicht Muſter bringt in dieſes fruchtbare Land, die erfreuenden und erquickenden Waſſer daraus nicht ableitet, ſo liegt etwas Geheimes und Myſtiſches darin, welches das junge Herz, das damit umgeht, immer erfriſcht. Aber freilich muß kein Orbil dazu treten mit ſeinen Faſcen und ſeinen grammatiſchen Zauberformeln; dann bin ich der erſte, der die Sprachen aus dem Unterricht der Knaben verbannt. Alſo nicht, wo dieſe Sprache, die wir lehren wollen, von feſten Meinungen, Einrichtungen, Geſetzen, nicht, wo ſie von Begriffen, von Willkührlichkeiten der Konvenienz ſpricht, nicht, wo ſie als Komödie und Satire beſtimmte Sitten mahlt, nicht da faſſen wir ſie an; ſondern wo ſie das ganze Leben als Fabel giebt, wo ſie die Natur mit ihren Zeugungen und Erſcheinungen darſtellt, kurz wo ſie unendliche Welt und keine künſtliche Beſchränkung hat. Sie, die wir einſt für ganz andre Zwecke gebrauchen wollen, die uns zu Schiffe, auf Reiſen, auf dem Komtoir und der Gerichtsſtube einſt dienen ſollen, lernen wir jetzt nur, wie wir uns freuen über Lerchengeſang und Papageiengeſchwätz. So gehört nach dem Gefühl, das ſie dieſem Alter geben ſoll, die ſchwediſche Sprache endlich nur zur großen Naturgeſchichte von Schweden, wie die ſpaniſche zu der von Spanien.

Wer Talente hat, der übe die herrliche Zeichenkunſt, die nicht ein Spiel mit Formen, ſondern eine lebendige Welt und Schöpfung iſt. Auch die Muſik und die Tanzkunſt — was ich über dieſe beiden meine, das muß ich weiter unten ſagen.

Alſo ein weiter Kreis und ein ſchöner Kreis, weil er ein rechter Kreis ſeyn ſoll, bleibt uns für den Unterricht auch dieſer Jahre, und wir ehren keine Beſchränkung, als welche uns die Achtung für

die

die Unſchuld und das Götterſeyn ſetzt, die wir nicht ſtören dürfen — ein ſchöner Kreis, in welchem wir ſie in voller Geſundheit und Fröhlichkeit tummeln können, immer an der ganzen vollen Sonne des Lebens ſie erwärmend, die wir ihnen nie entziehen wollen. Weniger Mühe und Verdruß der Alten, mehr Luſt und Kraft der Jungen, ein freieres, natürliches Leben muß unter den verſchiedenen Altern ſich ſo einander gegenüber bilden und alles erfreuen und erquicken. Wir ſchließen das Wiſſen und das Lernen nicht aus, aber das Wiſſen ſoll ſich jetzt als Können, das Lernen als Seyn feſtſtellen, d. h. alles ſoll ins volle Gemüth und ins volle Leben übergehen. Dieß zu machen iſt nicht ſchwer, es macht ſich von ſelbſt, wenn man es nur machen läßt. Es iſt nicht ſo ſchwer, als die verkehrte Disciplin, die ſo viel zu thun hat mit den ſich aufbäumenden und ausſchlagenden jungen Roſſen, die ſich lange wehren für ihre Naturrechte, und welche nachher, ſobald aus dem freien ein ſklaviſcher Muth geworden, gar kein Maaß mehr hat, weil der Widerſtand fehlt. Und was iſt ein Leben ohne Widerſtand? Daß die Orbile von ſolchem Leben gar nichts wiſſen wollen, das eben iſt der Gipfel ihrer Dummheit.

Aber, ſpricht man, wie wird es denn mit der Sitte, der Religion, der Zucht? Das ſind doch heilige Dinge, dazu muß die Jugend doch frühe geführt, muß in dieſe erſten Heiligthümer der Geſellſchaft früh eingeweiht werden; oder ſoll dafür der liebe Zufall ſorgen? Wir ſehen an den rohen Ausbrüchen unſrer Zeit, an der ſchrecklichen Inſubordination, an dem Frevel gegen das Heiligſte, wie gefährlich es iſt, die Jugend ſo hinfahren und ſich ſelbſt machen zu laſſen. Es ſind viele böſe Triebe und dieſe bedürfen der Zügelung und Beſchneidung, wenn ſie nicht kollerig und übermüthig werden und mit der Welt durchgehen ſollen. Dieß ſind alltägliche Vorwürfe und Klagen, welche auf das Zeitalter und auf die Jugendbildung zielen; es ſind Klagen und Vorwürfe meiſtens von alten Leuten, die ſchon jenſeits dieſer Zeit ſtehen und ſehen, oder auch von vermeinten und wirklichen Frommen. Aber alte Leute ſind kurzſichtig, und daß die Frommen es nicht ſeyn können, hat noch keiner bewieſen. Wir wollen ehrlich darauf antworten, mehr kann der frommſte Mann von uns nicht verlangen.

Ueber die Sitte, Religion, Zucht dieſer Jahre werden wir uns ſogleich vernehmen laſſen. Vorher noch ein Wort über die allgemeinen

nen Beſchuldigungen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Daß die Ausbrüche der Zeit roh und wild waren und ſind, daß Inſubordination, Ungehorſam gegen das Heiligſte, Selbſtwille und Abſonderung ſind, wo ſie nicht ſeyn ſollen, daß die Jugend wild dahin fährt — das iſt wahr und wir mögen nicht läugnen, was wir eben ſo gut ſehen und beklagen, als dieſe Graukopfe und Frommen; aber ſo darüber klagen und ſo beſtimmt darüber anklagen, als ſie, das mögen wir nicht. Zuerſt ſehen dieſe Leute alles ſchwarz wie die Staarblinden, und es mahlt ſich ihnen ungeheurer und gräßlicher als es iſt. Was kann die arme Zeit dafür, daß dieſe für ſie halb blind ſind, weil ſie weder ihren eignen Zuſtand noch den Zuſtand der vorigen Jahrhunderte für ein geſundes Urtheil vergleichen können? Zweitens fehlt ihnen aller Geiſt hiſtoriſcher und menſchlicher Offenbarung. Sie ſehen nicht, daß wir in einer großen Kriſe, in einem Uebergang aus einem veralteten in einen neuen Zuſtand ſind; ſie begreifen nicht und wollen nicht begreifen, daß Meteore, Kometen und andere ſeltſame luftige und irdiſche Erſcheinungen als Propheten ſolcher Verwandlung vorhergehen müſſen, und — was der Hauptpunkt iſt — ſie ſtehen ſtill und wollen nicht mit, während alles auf der Flucht, der

Reiſe

Reiſe, im Gewimmel und Strudel, kurz in Bewegung iſt, um in der neuen Ordnung auch einen Platz für ſich zu gewinnen. Ich will ihnen das Ding durch Gleichniſſe klar machen, wenn ihnen etwas klar zu machen iſt. Führt einen Menſchen in das blutige Getümmel einer Feldſchlacht, mit dem Gefühl, ruhig zu ſeyn und gar nichts darin zu thun als darin zu ſeyn, und denkt euch ſeinen Zuſtand: führt einen Taubſtummen zu einem Tanz, wird er die Springenden und Rundlaufenden und Sichverſchlingenden nicht für Tolle und Beſeſſene halten? Auch dieſe ſehen nur den Tanz, hören aber nicht die Muſik dazu. Wer für die tiefe Weltmuſik kein Ohr mitbringt, der ſollte wenigſtens beſcheidener ſeyn, über Weltleben und Weltſeyn abzuurtheilen. Drittens — und hier ſtoßen wir auf den rechten Fleck, wo der Stoß tödtlich trifft — drittens ſehen ſie nicht, daß ſie ſich ſelbſt, daß ſie die frühern Jahre anklagen müſſen, wegen des Unheils, ſo ſie ſehen und zu ſehen wähnen, entweder ſich ſelbſt anklagen, oder eine Verkehrtheit, die in früheren Zufälligkeiten der Menſchenbildung lag, mit ihren Folgen und Entwickelungen, als eine Nothwendigkeit ehren müſſen. Lange hat man im eigenſten Sinn Hurerei und Abgötterei getrieben mit der Jugend und Religion, Politik, Sitte dazu gemißbraucht.

Man unterſchied keine Länder, Zeiten und Alter, ſondern vermiſchte und verwirrte alles, das Reine und das Unreine, das Heilige und das Unheilige, die Jugend und das Alter. Alles ward beſtimmt, beſchränkt, als Geſetz geſetzt, Gott und Natur, Bürger und Menſch, die Zeit, wo man beten und bei ſeinem Weibe liegen ſollte: alles ward Zucht und Erziehung nicht durch die heilige Naturzucht, ſondern durch die unheilige Kunſtzucht. Die Willkühr kann eine Zeitlang tyranniſiren, aber nur die Naturnothwendigkeit iſt der rechte göttliche und ewige Deſpot von Anfang und hätte es bleiben ſollen. Man hatte den Menſchen aus allem Naturverſtand herausgeriſſen durch die Künſtlichkeit, die ihn allenthalben faßte, durch die künſtliche Maſchine, die man Staatsmaſchine nannte und worin er gar früh als Hölzchen und Stiftchen eingeflickt war. So mußte man immer Flickwerk auf Flickwerk häufen, um ihn, den Verwirrten und Verwilderten, zu zügeln, der gar kein nothwendiges Geſetz, keinen allmächtigen Gott, keine ewigen Rechte und Pflichten mehr glaubte. Was man lange künſtlich gedämpft und gebändigt hatte, brach zuletzt zerſtörend durch und zerſchmetterte ſich und andre mit den Trümmern des zuſammenſtürzenden Baues. So zerſchlägt ein überladenes Gewehr den, der es ab-

drü-

drücken will, und trifft nicht, worauf er es richtete. So ſtehen die großen Erſcheinungen der Zeit, die ſich hier nicht entwickeln laſſen, vor jedem Verſtändigen. Natürlich iſt es, daß bei dieſem Zuſammenſtürzen des alten Baalstempels der überkünſtlichen Kunſt und übertriebenen Zucht der lange gekettete Sklav zuerſt wie ein roher Wilder durchfährt; daß, da der alte Glaube und die göttlich verſtändige Geſinnung fehlen und fehlen müſſen, man zuerſt mit niederreißet, was ſtehen ſollte. Wenn man vor der Urſache erſchrocken iſt, ſo kann man vor ihren Folgen nicht mehr zittern. Aber weſſen ihr mich beſchuldiget, das gebe ich euch zurück und möchte es bitter. Hört!

Schon aus den Kindern habt ihr Sklaven, Heuchler, Grübler, kluge Schwächlinge gemacht, und ihr meint, daß die Jünglinge und Männer als freie, kräftige, verſtändige, die Welt und ihre Ruinen haltende Menſchen da ſtehen ſollen. Es iſt die Unzucht eurer Zucht, der todte Aberglaube eurer Religion, das häßliche Skelet, zu welchem euer Unterricht die Welt anatomirte, die ihr anklagen ſolltet. Ich will die Jugend nicht wild hinfahren laſſen, wie ihr ſchelttet, ſondern ſie nur natürlich ſeyn laſſen, was ſie ſeyn ſoll und von Natur fordern kann; ich will eure bequemen Lehnſtuhls-Diſciplin als ein altes Rüſtzeug des Teufels wegwerfen, und nach der nothwendigen und feſten Zucht der Natur forſchen, ob ich ſie in meinem einfältigen Suchen finden möchte. Ich will Zucht, Verſtand und Beſcheidenheit bei den Alten, daß die Jungen lebendige Menſchenſpiegel um ſich haben, worin das Bild der unendlichen Welt ſich ihnen heller und ſchöner entdecken möge. Aber ich bin kein empfindſamer Lecker, kein neugieriger Stutzer, kein weibiſcher Affe. Ich will nicht ſündlich und grobſinnlich alles unmittelbar zu mir, zu meinem Genuß, nicht in mich hinein, ſelbſt in mein beſtes Herz nicht ſo hineinziehen, wie es die meiſten *gefühlvollen und guten Menſchen* (man iſt ſo freigebig mit Namen) ſo gern und ſo zierlich mögen. Ich freue mich, wenn ein freies, verſtändiges Leben, ſei es auch im weiten Abſtande, um mich ſeine Sphärenkreiſe beſchreibt, fröhlich wenn ich einmal durch größere Sonnennähe einen warmen Strahl davon bekomme. So ſollen die Kinder, ſo die Knaben ihr Leben um mich haben; mögen ſie in mich hinein kreiſen, gut: ziehen darf ich ſie nicht ſo, daß ſie müſſen. Aber ich will auch Zucht, Sorge, liebende und nie ermüdende Achtung für das zarte Geſchlecht der Jugend. Wer mir noch verwerfen darf, daß ich dieſe nicht will, verſteht mich nicht. Meine ganze Erziehung ſoll ſich gründen auf Eine nothwendige Zucht, nur daß nicht eine Hand, eine Ruthe, ein Stock, eine Schreibfeder, oder das ſchlimmſte Inſtrument, wie Sankt Paulus ſpricht, eine geſchwätzige Zunge die Zuchtmeiſter ſeyen, ſondern die heilige Natur. Ich will eine ſtätige ſich ſelbſt gleiche Zucht, dieß wird ſich weiterhin noch mehr offenbaren — eine ſtrengere Zucht, als die eurige. Denn das iſt die Hölle, die in der Willkühr liegt, welche dem ſichern Naturtriebe entgegen ſteht, daß ſie keine Gleichheit hat und von Martern der Ungewißheit zerriſſen wird und damit zerreiſſet. Nichts ſteht bei euch als Nothwendigkeit, alles als Zufall; und ihr verlangt Gehorſam und ihr täuſcht euch, daß ihr ihn haben könntet und zuweilen habet, wo ſich die eingeſchüchterte Falſchheit für ihn hinſtellet? Ihr meint, ihr könnt einen ſchönen, mäßigen Zuſtand des Gemüths bilden, könnt Menſchenerzieher ſeyn, die ihr nirgends ein Maaß habt, heute Polterer und morgen Schmeichler, heute ſchlaff und morgen ſpröd, heute ſtreng und morgen gelind ſeid? und dieß alles, weil es euch dünkt, ſo ſeyn zu müſſen? Aber eben weil ihr im Dünken und nicht im Seyn lebt, ſolltet ihr euch hüten, irgend etwas ſeyn zu wollen.

Ihr wiſſet ferner vieles von böſen Trieben, welche der Zügelung und Beſchneidung bedürfen. Ich läugne euch das ins Angeſicht und ſage, kein Trieb iſt bös. Das Feuer erweicht das Eiſen, ſo wird der Pflug, das Anker, das Schwerdt; es erwärmt mit ſeiner milden Flamme das Alter und den Winter: aber mit dieſem Feuer vernichtet der Aufruhr Städte, er verdirbt den Wald und die reife Saat, wenn eine verruchte oder unvorſichtige Hand ſeinen gefährlichen Saamen ausſtreuet. Was ſoll ich vom Feuer ſagen, wenn ich es nicht preiſen will? Daß es weder gut noch bös, alſo gleichgültig iſt. Die meiſten werden es doch eines der wohlthätigſten Elemente nennen und gern ſtimme ich mit ihnen ein. Gerade ſo iſt es mit unſern Trieben, oder vielmehr mit allen Trieben. Ich ſchelte ja den Rebenkeim nicht, daß er knorplichte Stengel treibt, die mit ihren vielen Ranken eine Stütze ſuchen, die Eiche nicht, daß ſie dick und mit gewaltigen Aeſten, die Tanne nicht, daß ſie hoch und ſchlank aufſchießt, das Waſſer nicht, daß es näſſet, noch den Wind, daß er wehet, noch die Sterne, daß ſie in Kreiſen laufen. Auch das ſind Triebe, aber hier war ich ruhiger, als bei der Betrachtung des Menſchen, wo alles leichter perſönlich und alſo gemüthverwirrend wird. Was eine lange Erfahrung in Einerleiheit

heit derſelben Erſcheinungen mir zeigte, das ſtand endlich als Nothwendigkeit vor mir; ich unterwarf mich und ſprach das Geſetz meines Glaubens und meiner Geduld aus: das kann nicht anders ſeyn. Aber die Triebe des armen Menſchen — da war es ſogleich anders.

Der Menſch als das vollkommner organiſirte Weſen, als ein höheres Leben unter allen Lebendigen beſchreibt nicht ſo regelmäßige Bahnen, läuft nicht ſo ſichtbar in ſeinen beſtimmten Kreiſen um, er ſcheint oft ein Komet zu ſeyn, wenn er auch ein Fixſtern und Wandelſtern iſt. Viele waren daher ſo albern, zu behaupten, er könne durchaus werden, was er ſolle, ſie waren ſo albern ſich zu täuſchen, dieß zuweilen durch Proben vollſtändig von ihm bewieſen zu haben; ſie läugneten ihm endlich allen Inſtinkt ab, alle ſichere Führung an der Hand eines Naturtriebes; ja, weil ſie, was man an Thieren gewöhnlich Inſtinkt nennt, deutlicher an ihnen ſahen, ſo ſprachen ſie aus, nur die Thiere haben einen Inſtinkt, nicht die Menſchen, und ſetzten überall den Inſtinkt als eine Mitgift gemeiner Thierheit herab. War der Inſtinkt weggeläugnet, ſo weiß ich nicht, mit welchem Rechte ſie noch von Trieben ſprechen konnten. Dieſe waren aber da, ſie konnten ſie nicht wegläugnen, und da ſie aus keinem Inſtinkt als aus der Stammwurzel wachſen ſollten, ſo mußten ſie durch etwas anders kommen. Die Erfindung eines böſen Urweſens, das einen zwieträchtigen Saamen in den Menſchen ausgeſtreut habe, welcher immer Sproſſen treibe und zu beſchneiden ſei — ewige Empörungen und Aufwallungen, kurz die Erfindung Satans und der Erbſünde waren nun nothwendig. Wir aber ſagen, durch Verbot, Reiz und Angſt vor dem Verbote kam die Sünde in die Welt. Man ehrte keinen Inſtinkt, man meiſterte und züchtigte die jungen Triebe, die ſo unſchuldig und luſtig ins Leben wollten, verkehrte ſie und machte ſie ſo zu Teufelsſprößlingen, woran als an einem üppigen Unkraute immer zu gäten, ſchneiden, brennen war. Wer einmal etwas Verkehrtes und Unnatürliches gethan hat, muß es das zweite und dritte Mal auch thun, es wird ſogleich mit eingehäkelt in die lange Kutte der ewigen Nothwendigkeit, zuletzt thut er es das hundertſte, tauſendſte Mal als Gewohnheit. Wir aber, die wir Manches glauben, was wir nicht ſehen, Manches ahnden, was wir nicht erklären können, wir meinen, jedem Menſchen ſei ſein Inſtinkt gegeben, die Wurzel aller ſeiner Triebe, die aber nicht ſo auf der Oberfläche liegt, wie bei den andern Lebendigen, ſondern tief in ſein Innerſtes verwachſen. Dieß iſt der Genius, us, von welchem Pythagoras und Sokrates ſo viel verſtanden, den alle fromme und große Menſchen zuweilen lebendig in ſich fühlten und wornach wenigſtens alle fragten, die ſich um hohe Dinge kümmerten. Weil wir dieſen Inſtinkt, worauf alle Triebe ruhen, in jedem Menſchen gewiß glauben, ſo ſind wir ſo ſcheu, in das junge Leben poſitiv einzugreifen, ſo fürchten wir die jungen Triebe zu diſciplиniren, als wenn wir etwas Beſſeres kennten und wüßten, als ſie, die drinnen in der verborgnen Klauſe ihren Wegweiſer und Hüter haben, der ſie allein führen und ſchützen ſoll. Dieſer Inſtinkt iſt das vollkommenſte Seyn in uns, das geheime Wirken, woraus alles aufſprudelt und wozu alles niederſinkt. Wir nehmen alſo Umwege, wo andere geradezu gehen, wir ſind einfältig, wo andre klug ſind, wir gehen im Dunkeln, wo andre ſich tauſend Lichter anzünden, weil uns bange iſt, dieſem Dämon in den Weg zu treten, ihn mit unſern Moralen und Formelzauberſprüchen zu verſcheuchen, ſeine Lichter, die er ſich beſſer und heller anzündet, durch den eitlen Qualm unſrer Irrlichter zu verdunkeln. Uns iſt kein Trieb bös, ſondern er iſt gleichgültig als ein Ding, das nicht dafür kann, daß es ſo und nicht anders da iſt; gut kann er erſt werden, wenn ſein Inhaber durch den höchſten aller Triebe die einzelnen verſammeln und ohne Zwang in Freiheit beherrſchen lernt. Ihr aber, ihr Unverſtändigen, ſobald ihr anfanget zu künſteln und die unſchuldigen zu geißeln, ſo werden ſie heuchleriſch und blöd, zuletzt verbrecheriſch und bös, disharmoniſch gegen einander bewaffnet: was verbunden eine Kraft der Herrlichkeit geworden wäre, wird getrennt eine Kraft des Teufels und der Zwietracht.

Ich habe es nun erſt mit der Beantwortung der Frage zu thun: wie wird es mit der Sitte? Du, der allen Schein des Geſuchten und Abſichtlichen zu vermeiden ſucht, willſt Du denn Deine Naturzöglinge dazu nicht anhalten, oder ſollen ſie roh aufwachſen, ohne zu ſehen, was rechts und links iſt? Ich habe ſchon vorher auf einer andern Stelle mich erklärt, wenigſtens über den Theil der Sitte, welchen Einige für ihren Gipfel halten, ich aber für den Fußſchemel, worauf alle Tröpfe und Thoren ſich erhöhen, nemlich über die Konvenienz. Es giebt allerdings unter dem, was man ſo in Bauſch und Bogen Sitte nennt, ein Ding, im engeren beſſern Sinn dieſen Namen verdienend, nemlich eine allgemeine, menſchliche Uebung und Fertigkeit des Guten und Schönen, die unter dem einen Volke dieſes, unter dem andern jenes Gewand annimmt, worin aber jedes Volk das Beſte und Menſchlichſte ſeines

Karakters eingeſchloſſen meint. Daß meine Kinder und Knaben dieß einmal erlangen, daß es ihnen durch liebe Uebung einmal zur Sitte werde und ſie auf ſolche Weiſe recht ihres Volkes Sitte annehmen, dahin meine ich durch meine Bildungskraft, die in dieſen Jahren nur ein Behüten und Bewahren ſeyn kann, je und je zu ſtreben. Dieſe Sitte aber kann nicht gelehrt werden; weil ſie nur langſam ſich anbildet, wie alles Höchſte im Menſchen, ſo könnte man wohl ſagen, ſie ſei etwas Angebohrnes, Ueberirdiſches und Vorirdiſches. Aber ihr, die ihr meint alles lehren zu können, dieſes Eine Erſte in der Sitte, dieſe Sitte gerade könnt ihr am wenigſten lehren. Sie iſt die Beſcheidenheit, die Stille, die Einfalt unter den andern Zierereien, Gaukeleien, Karrikaturen und Albernheiten, unter den Moden, den Aeffinnen, die alle Augenblicke Namen, Maske, Wohnort verändern und bei euch auch wohl Sitte heißen. Mit dieſen ihren Schweſtern durch eine zuſammenbringende Heirath, die ganz zufällig iſt, hat ſie weder Blut noch Geſinnung gemein, wohl aber verwirrt Ein Name ſie mit ihnen und unter ihrer Menge geht ſie vollends unter und ihre ſanfte Stimme verhallt unter ihrem frechen Geſchrei.

Das Andre von der Sitte, was man richtiger Gewohnheiten, Gebräuche, ja Moden und Manieren nennen könnte, enthält Gleichgültiges und Schuldiges, Reines und Unreines, Menſchenbildendes und Menſchenverderbendes, Nothwendiges und Zufälliges in dem bunteſten Gemiſche unter einander, in einem ſo bunten Gemiſche, daß es dem ſchärfſten Auge ſchwer wird, jedes genau von einander zu ſcheiden. Hier iſt ſo viel Schlechtes, Unheiliges und Zerſtörendes durch Angewöhnung und Sorgloſigkeit Gewohnheit geworden, daß kaum herkuliſche Arme ſich aus dieſen Stricken losreißen können, und doch haben ſie vor dieſer omphaliſchen Spinnerin ſich zu hüten: was ihr mit zehen und hundert Stricken nicht gelingt, das gelingt ihr mit tauſend und zehntauſend Fädchen, die Spinnenfädchen ſcheinen und zuletzt Ankertaue der Knechtſchaft werden. Und die Möglichkeit, ſich hier zu retten aus einer Fluth, die ſichtbar und unſichtbar einen immer mit tauſend Wellen umſtrömt, vor einer Peſt, die, dünner als die Luft, ſich allenthalben einſchleicht, vor einem Wahn, der ſeit der Wiege nie abließ, in ſeinen mancherlei Verkleidungen und Verpuppungen, mit ſeinen mancherlei Sprüchen und Behexungen einem immer was vorzuzaubern und vorzugaukeln? die Möglichkeit? denn den will ich ſehen, der unter

Tollen nicht zuletzt den Verſtand verliert. Alſo hiezu, zur Oeffnung dieſer Pandorenbüchſe, zum Hineinſpringen in dieſes wüſte Chaos, hiezu ſoll ich die Knaben noch anhalten, hiezu ſie mühſam leiten und durch Disciplin geſchmeidigen? Ehe ich das thue, will ich meinem Vater den Hals brechen; denn eben vor dieſem Unheil ſie zu behüten, iſt mein ganzes Streben. Es iſt unmöglich, daß von dieſen Sitten und Gewohnheiten der dritten und vierten Klaſſe ſich nicht auch meinen Knaben einige ankletten und ihre Jugend zuweilen beſchmutzen; denn mit wem man täglich umgeht, der giebt uns zuletzt etwas ab, und was man täglich ſieht, davon muß man etwas lernen. So werden auch ſie leider manches lernen durch Sehen und Hören, von dem ich wünſchte, daß ſie davon nie einen Begriff gehabt hätten. Dieß iſt unvermeidlich. Aber wir ſuchen ein Gegengift gegen dieſe langſam entkräftende und tödtende aqua tofana, indem wir das Allgemeinmenſchliche, das Geheimbildende in dieſen zarten Jahren zu behüten ſuchen und es nicht mit dem vulkaniſchen Geburtsbeil der Klügelei und des Aberwitzes aus ſeinem dunkeln Schooße reiſſen, worin es langſam gezeitigt werden ſoll zu Kraft und Fülle. So muß für die künftigen Zeiten ein reineres Auge der Wahrheit liebend und ſtreng zugleich in dieſe nächtliche Verwirrung ſchauen, worin Engel

gel und Teufel oft neben einander ihr Spiel treiben, und das Ungleichartige muß geſchieden werden. Dann erſt wird ſich finden, was als Larve der Schwäche, der Schlechtigkeit und Unnatur auf immer zu den Plundern und Lappereien der alten Jahre geworfen werden und was als heilige und nothwendige Sitte des Menſchen beſtehen muß. Aber ſelbſt wenn dieſe Sitte — wie man, alles Unzeug und Unheil mit einſchließend, ſie freigebig nennt — die einzig menſchliche Sitte wäre, ſelbſt dann würden wir die Knaben dazu nicht anhalten wollen; ſie müßten auch dann frei ſehen und annehmen. Gebt ihnen nur menſchliche, einfältige Aeltern, umgebt ſie mit natürlichen, ungefärbten, frommen Menſchen — von ſolchen wird ſich unſichtbar an die Zarten als Sitte anſetzen, was in ſpätern Jahren als Mannesfeſtigkeit und Mannestugend erſcheinen ſoll. Daß Saat und Aerndte in der Erziehung immer zuſammen ſeyn ſollen, iſt der alte Unſinn.

Religion, *Religion* — da liegt der Grund unſeres Wehes. Daß man von ihr nichts mehr wiſſen will; daß man ſie aus den Schulen und von den Kathedern und aus den Geſellſchafts- und Wochenzimmern verbannt; daß die Kinder nicht mehr ihren Abendſegen beten beim Schlafengehen, noch bei Tiſche die Hände faltend dem Geber alles Guten danken, da ſteckt es und wird es ſtecken, bis das Alte wieder zurückgebracht wird. — So ſchreit und klagt man darein, wohl mit guter Abſicht, aber mit ſchlechtem Verſtande, ohne zu wiſſen, woher und wohin. Was ihr ſehet, das kann ich auch ſehen, daß das Zeitalter keine Gottesfurcht, keine Frömmigkeit, keinen hohen Glauben hat, daß ſelbſt die, ſo gebildet heißen wollen, Weltleute, Höflinge, Magnaten, Gelehrte vielleicht am meiſten dieß alles zum Theil als Albernheiten des Kinderzuſtandes der Menſchen belachen, welches der Erwachſene nur abwerfen könne. Aber wenn ihr glaubt, dieß ſei durch dummen Zwang, durch den alten dummen Zwang wieder zurück zu bringen, ſo ſeid ihr ſehr blind. Alle jene Spötter und Lacher ſind wohl in ihren Kinder- und Knabenjahren mit Beten, Singen, Bibelleſen, Kirchengehen und allerlei Geſchwätz von Gott über und über geſättigt worden, und doch halten ſie nicht bei dem feſt, wobei man ſie mit ſo vielem Eifer feſt zu machen ſuchte. Ich will euch ſagen, wie es iſt. Die alte Zeit, die in Nacht und Dunſt des Wahns begraben lag, begnügte ſich mit dem Worte und mit Autoritäten und lebte und ſchlief ganz bequem auf den weichen Kiſſen ſeines ſichern Glaubens ein. Die neue Zeit, immer mehr vergeiſtigt durch eine alles ſpaltende und ſkelettirende Philoſophie, einen entnervenden Despotismus und eine alles wiſſen wollende Klügelei, konnte wenigſtens den Wahn nicht mehr ertragen und blieſ ſeine Dunſtwolken aus einander. Daß das kein Gott, keine Religion, kein Glaube war, was man ihnen herzlos dafür gegeben und was ſie herzlos dafür empfangen, das konnten ſie jetzt leicht ſehen; aber daß die heiligen Dinge Gott, Religion, Glaube nichts ſeien, das zu meinen hatten ſie kein Recht. Indeſſen Entſchuldigung ihres Unverſtandes mögen ſie in ihrer Zeit haben, und wir können dieſe verarmten Spötter nur bedauern, daß es ihnen ſo ergangen. Wir ſind nicht ſo wahnſinnig, wie unſere Väter, das Größte und Heiligſte in Worten herumzutragen vor denen, die überall durch Worte am wenigſten gelehrt werden können; wir ſind nicht ſo dumm, ihnen als etwas Feſtes und Gewiſſes zu geben, was ſie nicht faſſen können, wenigſtens nur durch die elendeſte Weltbeſchreibung faſſen können, weswegen der alte Gott und die alte Welt ihnen auch ſo klein, ſo kalt und todt kommen mußten; wir ſind nicht ſo frech, als ein beſtimmtes Wiſſen hinzuſtellen, was wir in ſtummer Ehrfurcht nur glauben und ahnden. Aber, o ſchöne lebendige Welt! o erhabener, lebendiger Geiſt, der in

ihr

ihr und aus ihr alles erſchaffet! euch wollen wir friſch und unverſchloſſen vor die offenen Kinderaugen führen, nicht mit Worten und Formeln, ſondern im Weben und Leben, in allem Seyn. Daß nichts Verwirrtes und Erkältendes in ihr Gemüth komme, daß der geheime Sinn für alles Allgemeine und Unendliche nicht zu früh eingeengt, beſtimmt und beſchnitten werde, dahin geht unſer ganzes Streben. Indem wir in allen Dingen einen göttlich wirkenden, geheim verbindenden, lebendigen Geiſt ſehen laſſen, indem wir alles Todte zum Leben machen, indem wir das große Spiel der Welt auf den zartbeſaiteten Geſchöpfen nicht hindern, lehren wir doch wohl auf das religiöſeſte Religion?

Nun wie iſt es mit der Zucht? wie kommſt Du damit zurecht? brauchſt Du ſie gar nicht? gewiß muß ſie mit ſo vielem Alten, das Dir unbrauchbar heißt, mit in die Plunderkiſte. Die Strafe iſt ja auch wohl etwas Sklaviſches und Entgötterndes? etwas, das die Jugend aus ihrer unendlichen Welt ſogleich auf die flachen Untiefen der Dummheit und Beſchränkung laufen läßt? Ich frage mich ſelbſt ſo, weil ich weiß, daß nach meiner aufgeſtellten Weltanſicht ſolche Fragen an mich ergehen werden, daß Manche, die immer nur das Einzelne ſehen und daran klauben, mein Syſtem für ein rechtes Syſtem der Inſubordination halten werden. Ich geſtehe, es iſt ein ſolches Syſtem in eurem Sinn einer bürgerlichen Inſubordination. Davon ſoll das Kind und der Knabe nichts, der Jüngling ſo wenig als möglich empfinden; denn in der frühen Anbändigung dazu liegt das alte Unheil. Aber dieſes Syſtem ſtellt die jungen Weſen dafür unter die heilige Subordination der Naturnothwendigkeit, oder möchte ſie darunter ſtellen, wenn es könnte.

Zucht, Strafe — welche Nahmen! wie viel Heiliges und Unheiliges kömmt bei dem Gedanken an ſie in die Seele! Das göttliche Band der Geſellſchaft, das göttlichere, das die Familien bindet, der freiwillige und verſtändige Gehorſam gegen ſelbſtgeſetzte Geſetze. Ich denke das Erhabenſte, was Menſchen gedacht und gewollt haben, ſo wie ich dieſen Namen nenne. Aber ich ſehe auch Galgen und Scheiterhaufen, Richter und Büttel, Kerker und edicta perpetua, wo dieſe nie hätten ſichtbar ſeyn ſollen; ich ſehe Auto de Fé's und Karthauſen: ich ſehe die finſtre Stirn eines berunzelten und ſchulſtäubigen Orbilius, eine wahre Mumie ſeiner Zeit, mit dem kühnen Unterfangen, das blühende Jugendleben des ewig friſchen Alterthums hinzuſtellen; und ich ſehe mit Grauſen, wie jede Blüthe, die er betaſtet, ſogleich welkt, und wie die neun züchtigen und fröhlichen Schweſtern vor dieſem Unhold auf ewig entfliehen: ich ſehe den kahlköpfigen Buchſtabirmeiſter mit ſeinem ſchrecklichen Faſcen, der Ruthe und dem Linial, ſelbſt Richter und Henkersknecht, wie er die junge Lebensfreude ausgeißelt, die nicht dafür kann, daß ſie luſtig iſt, wie er das weiche Gefühl, vielleicht die künftige Kunſtfertigkeit, aus den zarten Fingerſpitzen klopfet.

Aber die Wildheit, die Wildheit dieſer Jahre — der üppige Uebermuth, der ſich auf alles wirft, ſich ſelbſt, das Väterliche und das Fremde beſchädigt — jeder luſtige Einfall, der ſogleich auch zur That greift — welch ein Zerſtören, Halsbrechen, Eingreifen in fremdes Eigenthum und Sichvergreifen an fremden Perſonen! was ſoll gegen ſolche wilde Kraft, die Uebung haben will, Sanftmuth und Liebe ausrichten? Willſt Du nicht drein ſehen und drein ſchlagen, ſo werden andre dieß thun müſſen. Der Bube, der noch nichts von Bürgerlichkeit, bürgerlicher Subordination und bürgerlichen Verhältniſſen wiſſen noch thun ſoll, wird ſchon frühe lernen müſſen ſich darein zu finden und darauf zu achten. Wir werden um Deiner Kinderzucht willen uns nicht wieder in den rohen, ungeſellſchaftlichen Zuſtand zurückwerfen laſſen, wo jeder thut und ergreift, was ihm gefällt, ja wo jeder um das, was er ſchon hat, ſich vielleicht noch mit zehen und hundert andern rauſen muß, ehe er es genießen kann.— Gegen alles dieß habe ich nichts einzuwenden und erkenne die Wahrheit der Angaben und die Triftigkeit der Gründe. Aber ihr lieben Leute, daß ihr immer meint, ich wolle keine Zucht und Strafe, daß ihr immer meint, ich ſcheine ſie nicht zu bedürfen, ſie nicht zulaſſen zu wollen, auch wenn ich ſie bedürfte, darin irrt ihr. Ich will ſie, aber nur auf eine verſtändige Weiſe, auf eine andre Weiſe, als die gewöhnliche.

Bändigung und Zügelung wird hier nöthig ſeyn und iſt es in dieſem Alter bei allen Kreaturen. Aber in dieſer Bändigung, in dieſem Zwange muß nicht ſo viel Willkührliches, Zufälliges und Unbeſtimmtes liegen, als gewöhnlich: die Knaben müſſen einen Zuſammenhang, einen nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen That und Folge ſehen, d. h. ſie müſſen Naturnothwendigkeit darin ſehen, und jeder Zwang muß als Naturzwang, alſo als ein unvermeidlicher, und eben darum als ein guter erſcheinen. So läßt ſich, wie wir weiter in einigen Bei-

ſpielen

ſpielen zeigen werden, auch faſt jeder Zwang und jede Strafe einrichten. Das Einzige, wo wir anſtoßen, wie uns eben ganz richtig vorgehalten ward, iſt bei dem Begriff des Eigenthums. Es iſt unvermeidlich, daß Knaben ſich nicht oft daran vergreifen ſollten. Wir indeſſen weichen der Noth ſchon ſehr aus, hier und in andern Fällen häufig ſtrafen zu müſſen, dadurch daß wir uns einen Pädagogus halten. Im weiten Freien, wo der Menſch ſich freier fühlt, wandelt er freier und zwangloſer, er kömmt nicht leicht in den Fall, ſich einem Zwange auszuſetzen. Die offene Natur hat das Eigene, den Menſchen ſtiller und ſanfter zu machen. In den engen Mauern der Stuben und der Städte ſchlägt die freudige Kraft am erſten hinten aus und wirft ſich auf das, was ſie nicht ſollte, heckt tauſend Plane und Schelmereien, die der raſtloſe Bildungs- und Thätigkeitstrieb auch gern ſogleich zur Ausübung bringt. Doch werden Fälle kommen, wo der Nachbar klagt, wo der Bube uns ſelbſt Dinge zerſtört, die einen ſolchen Werth haben, daß wir ihren Verluſt nicht tragen können. Ueberdieß, wenn wir ihn auch tragen könnten, würde es unrecht ſeyn, etwas von Werth und Bedeutung wie ein Nichts ſeinem regen Zerſtörungstriebe hinzugeben. Wie machen wir es da? Den bürgerlichen

Begriff des Eigenthums ſoll er nicht wiſſen, ſo wenig als bürgerliche Rückſichten und Strafen; den Werth der Dinge, eine Schätzung ihrer Nützlichkeit für das Leben ſoll er eben ſo wenig kennen. Wir wollen eben verhüten, daß er kein Geizhals, kein Unmäßiger, kein ſich vom Allgemeinen trennender Egoiſt mit ſeiner engen Kerkerwelt werde, daß er für den Genuß und die Faulheit eines faulen Lebens ſchon zählen und rechnen lerne, daß er mit einer goldenen Taſſe anders ſpiele, als mit einer thönernen, den goldnen Rack durch etwas anderes als ſeinen Glanz von dem leinenen unterſcheide. Nach ſeinem Gefallen allein ſoll er die Dinge ſchätzen und wird es lange thun, wenn wir ihn darin nicht ſtören. Wenn wir ihn alſo anders ſtrafen, wenn er ein Porzellangefäß muthwillig zerſchlägt, als wenn er ein Gleiches an einem irdenen Topf thut; wenn wir lachen, ſo er einem Huhn den Hals umdreht, ihn auf die Tortur bringen, wenn er ein Füllen zum Erſaufen in einen Sumpf hineinängſtiget, ſo wiſſen wir nicht, was wir thun. Gleich freundlich oder gleich erzürnt müſſen wir ſeyn, wenn er in gleichem Triebe eine Fenſterraute zerſchmeißt, die zwei Groſchen koſtet, oder einen Spiegel, der um hundert Thaler gekauft ward. Nie alſo nach bürgerlicher Schätzung eine bürgerliche Strafe, die über-

überdieß bei ihm nicht anwendbar ſeyn würde, da er nichts dagegen zu ſetzen und zu vergüten hat. Ich ſehe keinen andern Weg, als daß man es ihm wie eine Nothwendigkeit hinſtelle, ſobald er etwas beſchädigt und verdirbt, was nicht ſein iſt, daß er auf irgend eine Art dafür büßen müſſe; daß man ihm kurzweg und ohne Erklärung ſage: wenn Du, was eines andern iſt, verdirbſt, ſo mußt Du ſo und ſo dafür leiden, ohne ſich weiter einzulaſſen auf Erklärungen, die er nicht begreifen, auf Beſtimmungen der Unterſchiede, die er noch nicht lernen ſoll. So muß man es ihm hinhalten und feſt muß man es ihm in jedem Falle halten, er mag ſo ſchuldig oder ſo unſchuldig ſeyn, als er will; denn ſonſt bliebe die Strafe keine Naturnothwendigkeit und alles wäre zerrüttet. Es muß ihm ſicher und ewig werden, wie Feuer und Waſſer. Er verbrennt ſich in der Flamme und erſäuft im Strom, er möchte nun ein Menſchenleben aus der Flamme reißen oder ſich muthwillig hindurchwerfen, über den Strom in wichtigen Geſchäften in einem Nachen ſetzen oder verwegen in ſeinem Strudel ſchwimmen wollen. Naturgeſetze ſind gleich ewig und unwandelbar für den Guten und Böſen, wie die heiligen Schriften ſagen, daß die Sonne ſcheint über Gerechte und Ungerechte.

Dieſes Unvermeidliche und Ewige ſehe der junge Menſch auch in den übrigen Strafen, daß ſich gleichſam das Ewige, die unwandelbare Standhaftigkeit, in ſeinem Gemüthe befeſtige, daß ſein Gemüth ſtehe und bleibe in Geſetzen, worin die Welt ſteht; denn Strafen ſollen nichts anders ſeyn, auch nichts anders ſcheinen, als nothwendige Folgen von Handlungen. Sobald ſie etwas anders ſind, ſind ſie abſcheulich; ſobald man mit den Rück- und Seitenblicken von Beſſerung, von Beiſpiel, von Gott weiß, was für andern frommen und moraliſcher Anſichten kömmt, iſt alles verdorben. Schlägſt Du, ſo wirſt Du geſchlagen, ſtiehlſt Du, ſo mußt Du erſetzen, tödteſt Du, ſo wirſt Du getödtet — gegen ſolche Naturgebote wendet kein Menſch was ein, weil jeder ſie ſogleich verſteht. Bei allen Vergehungen gegen Perſonen iſt es nun mit der Strafe ſehr leicht, da tritt das Wiedervergeltungsrecht ein, aber ein Wiedervergeltungsrecht auf der Stelle. So wie der Knabe ſchlagen darf, wenn ihn einer ſchlägt, wie ihm all ſein Gemüth dieß gebietet, ſo wird er geſchlagen, wenn er ſchlägt, geſtoßen, wenn er ſtößt, gekniffen, wenn er kneifet. Dieß wird ihn nicht unterdrücken, denn was der Menſch als Nothwendigkeit anſieht und als Nothwendigkeit empfängt,

das

das unterdrückt ihn nie. Nur Eine Schwierigkeit iſt hier, daß die Fremden die Vergehungen der Kinder gegen ſich immer vor die Aeltern bringen als die Richter und Urtheilsvollſtrecker; dann kömmt die Strafe oft lange nach der That und überdieß ſollte ſie nicht durch einen Dritten, einen Unbeleidigten kommen. Am beſten iſt es, die Aeltern bitten ihre Nachbarn, ihre Freunde, mit denen ſie gewöhnlich zuſammen kommen, daß ſie ſelbſt ſogleich auf der Stelle ſtrafen, wenn das Kind ſich an ihnen vergeht, und zwar mit denſelben Wirkungen, an derſelben Stelle, mit demſelben Maaße. Dieß iſt die einzige Zucht wahrer Zucht und ſie hat treffliche Wirkungen. Keine Erbitterung, kein Groll, kein Gefühl, als ſei ihm Unrecht geſchehen, kann da kommen, wie bei unſern gewöhnlichen ſpäten und künſtlichen Strafen, wo die Konvenienz, die feine Lebensart, die Unbequemlichkeit es auf die eben angegebene Weiſe nicht zuläßt, ſo daß ſie durch die dritte, vierte Hand und oft ſo ſpät nachkommen, daß der kleine Schelm nicht einmal deutlich weiß, warum, und was er gethan hat. Das brauche ich wohl nicht zu erinnern, daß der Erwachſene bei ſeiner Wiedervergeltung nicht vergeſſen muß, ſein Maaß von Kraft an das Maaß des Knaben zu halten, daß er alſo nicht mit vollem Zorn und mit voller Fauſt drein ſchlagen darf, wo der Bube vielleicht beides mit voller Kraft anwandte. Daß der Erwachſene immer ruhig wie ein Gott da ſtehen muß, wie ein Löwe, den ein Mückenſtich nicht zum Auffahren und Brüllen bringen darf, iſt natürlich: er muß zurückgeben, was er empfangen hat, unbefangen und ohne Zorn, als wenn es ſo ſeyn müßte; dadurch allein beweiſt er die Uebermacht, die er über das junge Alter hat, und macht ſie bei demſelben geltend. Ich habe nur von Knaben und Erwachſenen geſprochen, wie ſie ſich zu einander verhalten; den Knaben mit Knaben laſſe man nur ihren Willen, da braucht es keiner künſtlichen Mittel, keines Nachdenkens über das verſchiedene Verhältniß: alles iſt da gleich, und wenn die Alten nicht immer darunter fahren und ihnen ihr muthwilliges Thun und Treiben mit einander zum Verbrechen machen, ſo werden ſie das jus talionis ganz herrlich unter einander üben und die ſchönſte Ordnung eines freien Naturſtaates halten. Zum Glück zieht der Trieb die gleichen Alter immer am meiſten zu einander, und wenn die Aeltern die Buben nicht mit Gewalt in die Geſellſchaft hineinziehen und ſie durch die Erwachſenen ziehen wollen, ſo wird zwiſchen dieſen und ihnen von der Ausgleichung von Händeln ſelten die Rede ſeyn können.

Aber

Aber warum ich euch hier nun noch einmal herzlich bitte, weil es bei dieſem wichtigen Theile der Erziehung der Hauptpunkt iſt, hütet euch von eurer Götterhöhe zu den Kleinen hinabzuſteigen, das hohe Weltgeſetz der Nothwendigkeit, das ſie in eurem Thun ehren müſſen, die Majeſtät eines durch das Geſetz geſtärkten und an dieſes Geſetz gebundenen Willens unvorſichtig hinzugeben; ſtellt euch ihrer Schwäche nicht gleich, denn ihr ſollt ja die Stützer und Aufrichter dieſer Schwäche ſeyn. Ihr verliert eure Majeſtät, ſobald ihr leidenſchaftlich und ungeſtüm werdet, ihr verwirrt, indem ihr ſtrafet, thut ſo leicht zu viel und zu wenig, weil ein Leidenſchaftlicher unmöglich ſicher weiß, was er thut. So wird aus der natürlichen Gerechtigkeit, die ihr üben ſollt, ſo leicht eine menſchlich willkührliche Ungerechtigkeit. Dieſe Leidenſchaft verwirrt euch und die Kleinen auch noch auf andre Weiſe, ihr macht aus Unſchuldigen Schuldige. Der Kleine meint wohl etwas Gräßliches und Ungeheures gethan zu haben, und doch ſoll ſeine Gewalt nur durch bloße Naturgewalt zurückgewieſen werden, alles was er thut, ſoll gleichgültig weder gut noch böſe heißen. Wie er den Feuerbrand zum zweiten und dritten Male nicht wieder anfaſſet, weil er ſich das erſte Mal daran verbrannte, ſo ſoll er andre nicht ſchlagen noch zupfen, weil er wieder geſchlagen und gezupft wird. Indeſſen wenn es die Alten mit dieſer unheiligen Leidenſchaftlichkeit, die den Kleinen ſo verderblich und unterdrückend wird, noch bewenden ließen, man möchte zufrieden ſeyn, bedenkend, wie es gewöhnlich hergeht. Nicht der leidenſchaftliche Zorn, hier allerdings ein fürchterliches Ding, iſt zu fürchten, ſondern die dumme Affenliebe und Empfindelei, welche die Kleinen einfängt. Den unverſtändigen Menſchen iſt alles Tugend und Laſter. Man kömmt bei einem kleinen Vergehen des Buben mit mürben und weichen Händen, die man ihm um den unbändigen Nacken wirft, mit naſſen und erweichenden Thränen, wodurch man den harten Teufelsfelſenboden des Herzens; der kein Gefühl hat und keine Sitte annimmt, auflockern will, man kömmt wohl mit Gott und mit Teufel, mit Himmel und Hölle; man ſpricht von Sünde, von Verbrechen, wohl gar von Kerkern, von Galgen und Rad, woran die armen weinenden Aeltern den jetzigen kleinen Miſſethäter einſt als einen großen erblicken werden. Was man bürgerlich und gottesdienſtlich durch politiſchen Wahn, durch prieſterlichen Aberglauben, durch zufällige Einrichtungen als alte Gewohnheiten gefaßt hat, das ſtellt man hier als Grundſätze der Erziehung,

als

als Hülfsmittel zur Bildung junger Menſchen hin. Nun prahlt wohl, wie man ſeinen Zweck erreiche, wie man ſtille, fromme, artige und unſchädliche Knaben mache, wie die jungen Herzen aller möglichen Gefühle und der feinſten Begriffe und Unterſcheidungen von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter, von Nutzen und Schaden ſchon empfänglich ſeien, und wie ſie, welche dieß alles ſchon ſo frühe haben, einſt herrliche Richter und Träger der künftigen Zeiten ſeyn werden. Ich ſage, nein, nicht das. Sondern weil ſie jetzt ſchon eben ſo verwirrte Sünder werden, als ihr, die ihr ſie mit Gewalt durch Sünde zu Sündern macht, weil ſie jetzt ſchon zittern vor etwas, was ſie nicht kennen, ſo wird Sünde, Verwirrung, Unſicherheit ſie auch dann nicht verlaſſen, wann ſie ganz auf eignen Füßen ſtehen und das Leben halten ſollen. Nicht die frommen und ſtarken Träger künftiger Zeiten ſehe ich in ihnen, ſondern eben ſolche ſchwache Halbmenſchen, als ihr, eben ſolche zitternde Sklaven, denen alles Große und Wunderbare nur etwas Ungeheures und Schreckliches iſt; eben ſolche ſeichte Gläubige, die keinen Gott, keine Welt, kein Leben haben und ſie doch haben wollen; eben ſolche Halbblinde, welche die vergangenen und gegenwärtigen Verhältniſſe nie verſtehen lernen, nie in irgend einen Zuſtand ihrer ſchiedenen Alter und ihrer Zeit mit Klarheit ſchauen, nie in das Rad ihrer Zeit verſtändig mit eingreifen oder es gar einen höhern Schwung nehmen laſſen: ſondern die ihr jämmerliches und krüppelhaftes Seyn und ihr gebohrnes Brüllenaug zur Zeit und zum Zeitgeiſt machen möchten. Auf ſolche Weiſe bildet ihr eben ſo ſchwache, unverſtändige, unduldſame, ungeduldige und ungehorſame Menſchen, als die meiſten von uns jetzt ſind. Reue und Buße in eurem jämmerlichen Sinn haben die Welt verdorben. Auch euch Alten, die ihr allerdings ſchon Sünder ſeid, muß die Sünde, wenn ſie geſchehen iſt, in die ewige Lethe verſenkt werden; ihr müßt die Flügel, die ſie ſchon gelähmt hat, durch ſolche verderbliche Stärkungsmittel nicht noch lahmer machen: gebt eure That und euer Schickſal der Nothwendigkeit und ſetzt euch lieber das Gute für die Zukunft als Nothwendigkeit, neben welcher hin es keine Seitenwege mehr giebt. Und ihr wollt mir die Knaben in den alten vertragenen Aſchenſack der Bußfertigkeit einäſchern? Ich ſage es euch noch einmal, ihr ſeid die Sünder, nicht die Knaben; ſobald ihr ihnen die Sünde und den Teufel nennt, habt ihr ſie in die Gewalt des Teufels gegeben.

Alle Strafe alſo Naturnothwendigkeit — dieß ſteht uns als etwas Heiliges feſt. Recht und Unrecht, Tugend und Laſter ſind gar keine Bedeutung für uns, ſie gehören alſo noch gar nicht zu unſerm Sprachvorrath, ſondern wir verſchieben ſie für künftige Tage. — Ja, ruft man mir zu, dieß läßt ſich allenfalls hören, vielleicht reichſt Du aus mit Deiner Zucht, ſo lange die Fälle da ſind, wo das jus talionis ſich üben läßt; da iſt immer das Maaß gegeben. Dieß gilt aber nur bei Angriffen auf Perſonen; aber wie bei Angriffen auf Sachen, auf das, was Du vorher fremdes Eigenthum nannteſt? Das Kind und der Knabe glauben ein unſtreitiges Recht zu haben auf jedes Ding und ſie haben es wirklich, wenn man dieß natürlich betrachtet. Da treten nun die fatalen geſellſchaftlichen Verhältniſſe ein. Wenn ſie ſich nun dagegen vergehen, wie willſt Du, ohne dieſe zu erklären, ihnen beweiſen, daß ſie kein Recht haben, ſo zu thun? Ich habe euch ſchon einmal und zweimal geſagt, daß hier von Recht und von Erklärungen deſſelben gar nicht die Rede ſeyn kann, daß dieſe ganze Anſicht in Betreff des Eigenthums nicht ohne Schwierigkeiten iſt, habe aber gefunden, daß das Einzige, was wir thun können, und alſo auch das Einzige, was wir thun müſſen, das iſt, daß wir es dem leichtfertigen Kleinen als eine Nothwendigkeit hinſtellen, ſo wir ihn ſtrafen müſſen, wenn er Dinge raubte, beſchädigte, verdarb — als eine Nothwendigkeit, die, weil wir ſie ihn bei jedem Fall empfinden laſſen, zuletzt als ein Geſetz da ſteht, das keiner Erklärung bedarf. Der Wind wehet, der Regen macht naß, das Feuer brennt — dem Knaben fällt es nicht ein zu fragen, warum es ſo thut. So können, wenn wir ſie gleich hinſtellen, Geſetze menſchlicher Willkühr auch zu Geſetzen der Nothwendigkeit werden.

Wir meinen uns auf dieſe Weiſe nun freilich geſichert zu haben, daß die geſellſchaftliche Ordnung und die Ordnung unſrer Jugendbildung ohne Verwirrung neben einander beſtehen können. Auf welche Art wir ſtrafen ſollen, das haben wir gehört, nemlich nach der Geſinnung der großen Natur, die immer gut unb fromm geſinnt iſt — aber womit ſollen wir ſtrafen? Dieß iſt am Ende der ſchwierigſte Knoten, weil uns kein Maaß gegeben iſt, ſondern wir dieſes erſt finden ſollen. Da ſind wir wieder der Wilkühr und der Meinung Preis gegeben und leider wird der eine anders meinen und wollen, als der andre.

Ich

Ich ſage, nein, nicht ganz ſind wir der Willkühr und Meinung Preis gegeben; nicht ganz mehr dürfen wir wollen und meinen, wie es jeden dünkt, ſondern wir wandeln ſchon in vielen Schranken, die wir nach und nach zwiſchen uns und die Knaben geſtellt haben, daß wir nicht immer, wie es uns einfällt, gleich unter ſie fahren und gegen ſie freveln und ſündigen können. Wir wiſſen nun, jede Strafe ſoll als etwas Nothwendiges kommen, als unmittelbare Naturſtrafe, wir wiſſen, der Knabe ſoll nicht bürgerlich die Dinge ſchätzen lernen durch die Strafe, die er leidet; es muß alſo eine immer gleiche Strafe ſeyn bei Vergehungen gegen fremdes Eigenthum, ſo wie das Feuer, wenn er drein greift, ihn immer brennt, das erſte und das hundertſte Mal. Alles, worauf es ankömmt, iſt, ihn, ſo oft er dies thut, etwas Unangenehmes ſo fühlen zu laſſen, daß er es künftig nicht wieder thut; daß es ihm nicht zu einer Scheu der Sünde und des Unrechts, ſondern zu einer Furcht des Inſtinkts werde, es zu thun. Da giebt es ja der Mittel ihn zu züchtigen ſo viele, die jede Aeltern nach ihrer verſchiedenen Lage verſchieden in Händen haben. Nur mögen ſie wohl bedenken, welches Mittel, gegen die Knaben angewandt, das unſchädlichſte und zugleich das wirkſamſte, für ſie ſelbſt das leichteſte und bequemſte ſei, denn die einmal gewählte Strafe ſoll ja immer bleiben. Ei, ruft man, was ſoll da eine lange Unterſuchung? Der Stock, mäßig gebraucht, iſt zugleich das bequemſte, wohlfeilſte und wirkſamſte Mittel. Ich entſcheide nichts über dieſen Vorſchlag, ehe ich über den Stock und ſeine in jeder Rückſicht leiblichen Verwandten meine Meinung abgegeben habe, die ſehr ernſtlich gemeint ſeyn ſoll.

Stock, Karbatſche, Ruthe, Hand, ſelbſt die Hand, die herrliche und kunſtbegabte, worin ein Helvetius alle Vorzüge des Menſchen vor den Thieren ſah — alle dieſe fallen auf die jungen Leiber und wollen die heilige Zucht lehren. Ich habe oben ſchon mein menſchliches Bedenken abgegeben über die Leibesſtrafen der Kinder, und bei weiterem Nachdenken darüber ſind meine Grundſätze mir noch feſter geworden. Selbſt wenn ich ruhig und freundlich, wie ein Gott, wie die Nothwendigkeit, die liebend lächelt, wenn ſie ihre unvermeidlichen Pfeile abſchießt — ſelbſt wenn ich ſo Leibesſtrafen auflegen könnte, würde ich doch unter hundert Fällen nur einmal ein Recht dazu haben. Aber wenn ich bedenke, wie ſchrecklich hier geſündigt wird, ſo will ich ein gefährliches Mittel, das unter zehen

Malen

Malen höchſtens nur einmal ſeine Wirkung thut, weil es zu draſtiſch iſt, lieber ganz abgeſchafft wiſſen. Was ich oben ſchon geſagt habe, daran erinnere ich hier wieder. Den meiſten Aeltern und Vorgeſetzten fehlt die Ruhe, wenn ſie ſo ſtrafen müſſen. Bei allen andern Strafarten können ſie ſie allenfalls behaupten; hier aber ſcheint es, als wenn die zu nahe Berührung des Leibes, der zerſchlagene und ergrimmte Zuſtand des Beſtraften ſie durchaus in Leidenſchaft reiſſen müſſe. Von Funfzigen, die ich bei einem ſolchen Geſchäfte geſehen habe, war kaum ein einziger ganz frei von Heftigkeit. So verliert alſo faſt bei allen die Strafe den Schein der Nothwendigkeit, welchen ſie immer haben ſoll, und nimmt dafür den Schein der Willkühr und Laune an, was ſie leider nur zu oft nicht bloß ſcheint: was ſonſt Gerechtigkeit ſchien, ſcheint Grauſamkeit, was ſonſt ſelbſt als Strafe zugleich beruhigte und tröſtete, erſchreckt und ſchlägt nieder. Dieß iſt ſchon der Fall bei jeder ungewöhnlichen Unruhe und Bewegung, welche der Kleine an dem Strafenden bemerkt. Wie aber, wenn die Erwachſenen alle Faſſung verlieren, wenn ſie wie Raſende auf ihn einfahren, wie wird es da mit dem Maaße der That und der Strafe? Dieſe teufliſche Gemüthsverwirrung und ſchreckliche Uebermacht zuſammen, die in das junge Leben wie wilde Waſſer eindringen, wie ſollten ſie nicht alles überſchwemmen und zerſtören? Ich will nicht einmal erinnern, daß ſolche Executionen wahrhaftig büttelmäßig werden können, denn von den gemeinſten Menſchen ſprechen wir hier nicht. Aber ſelbſt ihr gebildeteren, ihr humanen Menſchen, die ihr allen Menſchen wohl wollet, die ihr eure Kinder unausſprechlich liebt, ihnen gar zu gern mit allen ſchwerſten und ſüßeſten Aufopferungen ein glückliches Leben verſchaffen möchtet, ſelbſt ihr könnt mit aller eurer Liebe ſündigen, wenn ihr ſo leichtfertig zuſchlaget, ohne erſt daran zu denken, ob ihr auch eures Gemüthes ſo ganz Herr ſeid. Denn wenn das Recht dieſer Strafen in den meiſten Fällen noch ſtreitig iſt, ſo verliert ihr es ganz, wenn ihr nicht fromm und ſtill, wie die ſeligen Götter, es üben könnet.

O, ſchreit man mir zu, du überſpanneſt den Bogen, keiner wird ihn endlich abdrücken können. Wie mancher bekam in ſeinen Knabenjahren mehr Prügel, als Brod, und ward ein tüchtiger Mann; gerade unſere Kern- und Biederleute ſind nicht ohne die ſtrenge Zucht des Stockes erwachſen. Er iſt kein ſo ſchlimmes Ding, als Du uns einbilden möchteſt, und ehe wir ihn aus unſern Kinderſtuben

und

und Schulen verbannen, müſſen wir noch mehr Stimmen hören, als die Deinige, die wie die Stimme eines Predigers in der Wüſten klingt, der ſo lange von Menſchen entfernt gelebt hat, daß er ſie und ihre Bedürfniſſe nicht kennt. Manche Ordnung würde ohne dieſes hölzerne Scepter keinen Tag beſtehen können. Der Stock macht einen Haufen von dreißig bis vierzig Knaben ruhig, diſciplinirt ein Regiment von tauſend und dreitauſend Mann, hält auch wohl das andre Regiment in manchem Reiche mehr aufrecht, als Du in Deinem einſiedleriſch kauziſchen Wahn glauben magſt. Das ſind Grillen und Ueberſpannungen, und man wird künftig, wenn es ſo fortgeht, nicht in einen Apfel beißen und an die Wand piſſen können, ohne ſich zu bedenken, ob man etwas Rechtes oder Unrechtes thue.

Dieß ſind Einwendungen, die eine große Popularität haben, und welchen tauſend und aber tauſend Hälſe ſogleich beiſtimmen. Aber es giebt Dinge, wo hunderttauſend Hälſe nicht mehr gelten, als Einer, Dinge, wo Ein Kopf Millionen gleich ſteht, ſie mögen ſchreien, feſt ſitzen oder fallen. Wir haben hier nicht mit der Schwere der Dinge ſondern mit ihrer Tiefe zu thun; die Schwere wird von Armen und Schultern getragen und da gelten

zehen

zehen Arme mehr, als Einer: zur Tiefe dringt nur der Muth und das Gemüth, und da gilt der Einzelne oft mehr, als Hunderttauſende, weil die Hunderttauſende ihren Muth und ihr Gemüth, daß ſie zu einer langen, tief reichenden Linie werden, nicht ſo auf einander ſtellen können, wie ſie aus allen ihren Armen und Schultern Eine Zieh- und Tragkraft machen. Was ihr mir alſo ſagt, daß mancher tüchtige und wackre Mann in dieſem Alter mehr Prügel als Brod erhielt, daß die Biederleute oft mit der Zucht des Stockes erwachſen ſind, das läugne ich nicht; aber ich läugne nur, daß ſie durch den Stock biedre und tüchtige Leute wurden, welches man hiemit doch wohl ſagen will. Ich möchte euch die Frage hinwerfen, die ihr wenigſtens nicht geradezu wegwerfen könnet, ob ſie nicht ohne den Stock noch tüchtiger und biederer geworden wären? Dieſe tüchtigen Leute von altem Schrot und Korn, dieſe Biederleute, die edleren Repräſentanten der alten Zeit, was tragen ſie noch gewöhnlich an ſich bei ihrer Biederherzigkeit, Treue und Offenheit? Gar häufig Strenge, Intoleranz, Erbitterung über Ungerechtigkeit, über das Glück von Narren und Tröpfen, die wenigſtens keine Erbitterung des Gemüthes, ſondern nur des Gedankens ſeyn ſollte. Dieß letzte iſt nicht hübſch von ihnen, aber man

dul-

duldet es gern, findet es zuweilen auch nicht einmal unangenehm, weil ſie jene ſchönen Tugenden haben. Aber es giebt auch ſolche Biederleute, die in Freude und Freiheit erwuchſen, deren Jugend unter einem milderen Himmel lag; dieſe haben die Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit eines unſtörbaren Sinnes zu jenen Tugenden. Wer wird nicht lieber mit dieſen ſeyn, als mit jenen? Es ſcheint denn doch, daß die alte Stockzucht immer etwas Barſches und Rauhes giebt, was das folgende Leben ſelten abſtreift. Man kann auch ſagen, dieſe tapferen und großen Herzen, die unter ſolcher Zucht doch zum kräftigen Leben erwuchſen, würden noch kühner, weidlicher geſtanden ſeyn, mit noch mächtigeren Schultern ihre Zeit getragen haben. Freilich über das, was einer geworden iſt und was er hätte werden können, läßt ſich nie beſtimmt ſprechen. Was man ferner von der vortreflichen Ordnung rühmt, welche der ſchöpferiſche Stock in viele Dinge bringt, ſo ſtreite ich die Wirklichkeit derſelben keinem ab. Ich bin in manchem Zuchthauſe, in mancher Schule geweſen, habe manches Regiment exerciren und tapfer darunter prügeln geſehen, und habe die Ordnung und Genauigkeit bewundert, die durch dieſen Schöpfer hervorgebracht werden. Ich weiß auch Reiche, wo das Stockregiment vortrefliche Wirkungen thut.

Die Unterthanen Ihrer kaiſerlichen Majeſtät von Japan ſind ſo gelehrig und gehorſam gemacht durch den Stock, daß ſie ſich unendlich der Gnade freuen, vor den höchſten Augen Ihrer Majeſtät ſich eigenhändig den Bauch aufſchneiden zu dürfen — ja die Ihrer Majeſtäten von Bantam und Borneo können die Huld nie genug preiſen, wenn es Höchſtdenſelben gefällt, eigenfäßig auf ihrem Bauche herumzuſpazieren und ihnen den Nacken zu ſcheuern. Mit welcher heiligen Ehrfurcht bewahrt wohl mancher Gardiſt in C. und St. die Zähne als Reliquien auf, die es Ihren Durchlauchtigkeiten gefiel, nicht Czarpeteriſch mit der Zange herauszuziehen, ſondern mit Dero ſpaniſchem Rohr bei der Wachtparade ihnen auszuſtoßen! Wie ſchön, wenn man von China, den ordentlichen, regelmäßigen, in allen Einrichtungen, Geſetzen, Künſten, Würden ewigen China, hört, daß dieß alles durch den Stock ſo iſt! Die Jeſuiten und die katholiſchen Miſſionäre, durch welche wir immer noch das Meiſte von dieſem merkwürdigen Lande wiſſen, ſagen nach manchen Lobeserhebungen deſſelben wohl zum Schluß: mais le grand reſſort du gouvernement de la Chine c'eſt le bâton. Und dieſen alles wirkenden und ordnenden Welteinrichter wagſt Du herabzuſetzen und ſeine uralte Autorität und ſein tauſendjähriges Reich zu ſchmälern?

Ich

Ich habe doch gegen das Stockregiment im Allgemeinen meine guten Gründe, die ihr bald weiter hören ſollt, wenn ich es gleich in einzelnen Fällen zuläſſig finde. Daß im Zuchthauſe der Stock herrſche, iſt nur in der Ordnung, denn die für das Zuchthaus gehören, gehören auch für den Stock oder die Karbatſche, und ſo lange Zuchthäuſer ſeyn werden, können beide mit Sicherheit auf ihr bürgerliches Daſeyn rechnen. Daß der Stock regiere unter Soldaten, iſt auch ein nothwendiges Uebel, ſo lange man ſich nicht ſchämt, den Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft in die Klaſſe dieſer Staatsbürger aufzunehmen. Was ſoll man anfangen mit verwilderten, zuchtloſen Taugenichtſen, mit Menſchen, die oft ſchon alle Stufen der Schande auf und abgeſtiegen ſind und dann einem Werber zulaufen? was ſoll man mit ihnen anfangen, wodurch ſoll man ſie bändigen, als durch den Stock, durch die Furcht vor dem gemeinſten Schmerz? Aber daß auch hier der Stock faſt fehlen könne, ſieht man an dem franzöſiſchen Heere, ſieht man an manchen Truppen, die durch etwas Beſſeres gezügelt und beſeelt werden und an Bravheit und Mannszucht keinem nachſtehen. — Der Stock und die Karbatſche in den Schulen — ich ſchaudre immer, wenn ich dieſe Strafinſtrumente ſehe; und doch wie die Hauszucht und Schuleinrichtungen meiſtens noch ſind, gar nicht in einander eingreifend und einander kontrollirend, ſehe ich nicht, wie ein kürzerer, ja nur ein anderer Weg der Disciplin, die doch ſeyn muß, möglich ſei. — Von den Stockvölkern und Stockregierungen was ſoll man noch ein Wort davon ſagen? Man könnte meinen, weil ſie ſolches dulden, ſind ſie ſolches würdig; aber ſo ein Zirkel iſt inhuman und nichts erklärend. Der Menſch iſt vieler Verkehrungen fähig, kann ſelbſt der Abſcheulichkeiten geduldig und gewohnt werden, ohne daß man ſagen dürfte, er ſei ihrer würdig. Einer, der ſelbſt ein Krüppel wäre und nur ſolche Menſchen ſähe, die auf Krücken gehen, könnte wohl zuletzt ſagen, alle Meſchen ſeien dazu gebohren, auf Krücken zu gehen. Wir wollen einmal das natürliche Gefühl fragen, wie es ſich bei Leibesſtrafen äußert, wollen einige feine Fingerzeige deſſelben uns weiter leiten laſſen und belehrter dann wieder auf unſern Gegenſtand kommen. Wie wenn ſich ergäbe, daß der Knabe wohl einerlei Rechte mit dem Erwachſenen hat, deſſen Leib heilig bleibt, bis er ihn durch ein Verbrechen entheiligt? wie wenn ſich ergäbe, daß nur die Faulheit und Bequemlichkeit der Alten dieſe Strafen bei der Jugend ſo alltäglich machte? Die Unmündigkeit der Klei-

Kleinen, der ſich nicht vertheidigen und die fürchterlichen Folgen ſolcher Mißhandlungen nicht anders als durch das ſpätere Leben hinſtellen kann?

Alle Strafe iſt etwas Unangenehmes, und inſofern muß jede Strafe dem Menſchen verhaßt ſeyn, ſobald er ſie nicht denkt, ſondern nur fühlt. Es giebt wohl Strafen, die rohen Gemüthern wenig empfindlich ſind; diejenigen aber, ſo den Leib treffen, fühlt jeder, er ſei denn durch viele und lange Mißhandlungen und Abhäutungen ſeiner Natur ſchon ganz abgehärtet. Die Leibesſtrafen ſind unmittelbar fühlbar, durch ihre Wirkung, den körperlichen Schmerz, und in dieſer Hinſicht ſcheinen ſie als ein leichtes Mittel für jederlei Verbrecher zu paſſen und weder durch Erfindung noch Ausführung Schwierigkeiten zu haben. Deswegen hat auch die häusliche und politiſche Faulheit ſich dieſes bequemen Mittels reichlich bedient, um ſo reichlicher, je roher das Haus und der Staat noch ſind, worin Regiment geübt wird. Stöcke, Peitſchen, Knuten und Ruthen ſind wohlfeil. Was man damit zurechtſchlägt und zurechthauet oder wegſchlägt und weghauet, daran hat man wohl nie recht ernſtlich gedacht; und deswegen können ſelbſt zärtliche Aeltern noch ſo darein fahren mit ihren Kindern, und

Regenten, die nicht ganz ohne Liebe ſind für ihre Kinder, können oft ohne Argwohn ſehen, wie die Hälfte ihrer vielen Kinder unter den Stock und die Ruthe geſtellt ſind, wo andre mit Gefängniß und Vermögen bluten.

Jede Strafe iſt hart und unkindlich und die Geduld empört ſich dagegen; aber was euch unmittelbar berührt, das empört noch heftiger. Dieſes Naturgeſetz aller Dinge gilt beſonders bei leiblichen Strafen, weil Leib und Leben Eins ſind. Ich kann nicht dafür, daß ich ergrimme und wieder ſchlage, wenn einer mich ſchlägt, denn dieſen Grimm, dieſes bittere und ſüße Rachegefühl pflanzte die Natur zur Erhaltung meines Daſeyns in meine Bruſt. Man fühlt bei jedem ernſtlichen Streich, der den Leib trifft, daß es auf das Leben geht, es iſt der Anfang des Todtſchlags. So iſt wenigſtens das dunkle Gefühl jedes Menſchen, der nicht klügelt; ſondern durch Gefühl leidet und handelt. Auch kann nur ein Sklav hiebei das Viel oder Wenig müſſen lernen, für jeden Freien und der leiblichen Züchtigung Ungewohnten giebt es nicht viel zu meſſen und zu rechnen. *Wer mich ſchlägt, der fährdet mein Leben*, dieß ſpricht nicht bloß das Gefühl, ſondern ſelbſt der Gedanke kann es ſprechen. Durch den Leib geht der Weg zum Tode und oft vernichtete eine Kleinigkeit, ein leichter Schlag, ein kurzer Stoß, was als ein eignes Leben noch eben ſchön, kräftig und herrſchend da ſtand. Ich zittre alſo mit jedem Freien, ſobald einer mit Schlägen und Streichen kömmt. Er tritt aus dem Geſetze der Menſchlichkeit hinaus, wilder Grimm und wüthende Leidenſchaft beginnen und ſelbſt der Mäßige kann zu einem Ungeheuer werden. Dies zeigt ſich bei allen Völkern, am meiſten bei den rohen und bei ſolchen, welchen das Regiment des Stockes etwas Ungewöhnliches iſt. Man kann durch den Stock und die Peitſche mit vielem andern Schönen und Natürlichen ſelbſt das natürliche Gefühl gegen Stock und Peitſche wegprügeln und wegpeitſchen.

Wer mich ſchlägt, der fährdet nicht allein mein Leben, ſondern er verletzt etwas, worauf alles Leben ruht, ein inneres Gefühl von Lebenswürdigkeit, was ich zu gering nennen würde, wenn ich es Ehrgefühl nennte. Mein Leib iſt nur der Repräſentant, der Schattenſchein dieſes heiligſten inneren Lebens, was man wohl das Göttliche, das Große im Menſchen nennt, was man aber mit keinem Nahmen ausſpricht. Auch der roheſte Menſch achtet ſeinen Leib nicht allein, auch ihm ſagt etwas dahinter, daß es nicht der Leib iſt, der ſich allein ſo empört, wenn er angegriffen wird, ſondern des Leibes lebendiges Leben, der Geiſt in den todten Gliedern und Beinen. Er ſoll nach dem Naturgeſetze das Vergängliche und Nichtige erhalten, achten, ſchmücken für das Unvergängliche und Ewige. Doch trennt kein Gefühl beides, und der Schein und das Seyn ſollen für den Friſchlebenden Eins ſeyn, daß er ſich nicht verwirre. Wäre der Leib ſelbſt des Leibes Schätzung und keines beſondern Dinges, warum legte ſelbſt der Edleren Meinung eine ſo hohe Taxe auf Verſtümmelungen und ſchätzte, was bloß berechnet werden ſollte? Würde nicht die einhellige Stimme den Menſchen verdammen, welcher für Millionen ſich den kleinſten Finger abhauen ließe, wenn er bloß die Millionen wollte? Verachtet nicht ganz Europa noch die Sitte, wodurch Italien ſich ſchändet, Menſchen, damit ſie viel gewinnen, zum Menſchenmachen untauglich zu machen?

So richte hier die Natur, wo der Gedanke zu leicht ein ſpitzfindiger Dialektiker wird. Sieht man nicht täglich Menſchen, welche, grober Vergehungen und grober Züchtigungen ungewohnt, doch ſie erleiden mußten, ſogleich lieber ſich ſelbſt den

Tod

Tod geben, als leben? Der Malaie, der Javaner, der Neger, gemißhandelt am Leibe und in der Ohnmacht ſich rächen können, ſpringt er nicht im kochenden Gefühl der Rache in den raſchen Tod des Meeres, ſchneidet er ſich nicht den Bauch auf und reißt die brennenden Eingeweide heraus? hält er nicht ſogar den Athem an ſich, daß er erſticke? Je wilder ein Volk iſt, je weniger gewöhnt an Geſetze, welche den natürlichen Muth beugen, deſto mehr ſpricht es die Empfindungen augenblicklicher Rache gegen alle körperliche Beleidigungen aus.

Und wir, die wir unſre Kinder, Bedienten, Soldaten und Leibeigenen alle Tage prügeln, die wir nicht allein meinen, ſondern auch geſtehen, daß wir nur auf dieſe Weiſe ſie tüchtig machen und regieren können, kurz die wir den Stock, die Peitſche, die Ruthe als etwas ſo gar nicht Schlimmes und Entehrendes anſehen: wie halten wir es mit uns, die ſich von manchem frei gemacht haben, was für andre Geſetz und Gewohnheit geworden iſt? Stehen wir in unſerm Gefühle, oder vielmehr in der Aeußerung dieſes Gefühls ſo weit ab von dem Malaien und Madagaskaren? — Gieb einem Edelmann eine Ohrfeige, ſchlage einen Officier, er glaubt den Schimpf nur mit Blut abwaſchen zu können.

können. Iſt er eine andre Kreatur, als die übrigen Erdenſöhne? iſt er ſo edel und hoch, daß an ihm ein ewiger Schandfleck ſeyn würde, was an andern ſogleich mit der Strafe und Mißhandlung verſchwindet? — Es iſt wohl nicht jene ariſtokratiſche Grille, die man dieſem Stande zuweilen mit Unrecht vorwirft, ſondern etwas Beſſeres, was dieſen Wahn verewigt hat, was freilich die Enkel nicht immer erhalten haben. Die Väter meinten nehmlich, wer mit dem Leibe und Leben bezahle, dürfe nichts Gemeines an ſich dulden, den kühnen Muth durch keine Mißhandlungen und Leibesſtrafen brechen laſſen, er müſſe ſich ſo hoch über andere geſtellt glauben, daß dergleichen nie auf ihn fallen könne. Bei Vielen freilich iſt gemeine Eitelkeit geworden, was zuerſt natürliche Hoheit war. Haben nicht auch diejenigen Nationen, welche ſich am beſten auf Muth verſtanden und verſtehen, wenn es möglich war, gern den Stock bei ihren Herren ganz abgeſchafft?

Die Natur zeigt es alſo dem Menſchen als ſchrecklich, ſich ſchlagen und leiblich mißhandeln laſſen zu müſſen. Was nachher auch Geſetze, Verfaſſungen, Meinungen ändern mögen, der Urſprung dieſer Empfindungen bleibt bei allen. Warum

z. B.

z. B. macht die Meinung diejenigen halb unehrlich, deren Amt es iſt, die leibliche Strafe oder Einkerkerung oder Hinrichtung an andern zu vollziehen? warum iſt es ehrenvoller, ungefeſſelt und ungehalten zum Kerker und zur Henkerbühne zu gehen, als von vielen Ketten oder Armen gehalten? ſich ſelbſt zu entleiben, als von andern entleibt zu werden? — Die Miſſethäter mögen übrigens gleich ſchändlich ſeyn. Nicht darum, daß es etwa mehr Muth verräth, denn ihn ſieht man oft überflüſſig bei den abſcheulichſten Buben noch unter dem Rade. Nein, die Natur ſprach: es iſt Schande, von fremder Hand geſtraft und gehalten zu werden, und die Meinung heiligte es. Der zum Tode verurtheilte Japaner bittet ſeinen allergnädigſten Tyrannen zuletzt noch um Eine Gnade, und um welche? ſich ſelbſt den Bauch aufſchneiden zu dürfen — ſo ſtirbt er, das Lob ſeines Henkers im Munde.

So empfinden die roheſten Völker gleich mit den gebildetſten; nur das Sklavengeſindel hat durch Gewohnheit das Natürliche verloren. Nach der Meinung der Erſteren kann nur ein niedriger Verbrecher Aehnliches dulden. Bei uns hat man auch in moraliſcher Rangordnung den Edelmann über alle andere Stände geſetzt, wogegen man wohl

Manches erinnern könnte, ſeitdem die Blüthe der Ritterſchaft verwelkt iſt. Kein Edelmann darf am Leibe geſtraft werden; ſoll er ſolches leiden, ſo wird er dem Nichtedelmann erſt an Nahmen gleich gemacht: ein brennender Schimpf, den wir andern alle Tage dulden. Wie gemein ein menſchliches Gefühl das Zuſchlagen und eigenhändige Strafen hält, zeigt ſich am Höchſten höchſt. Man verdenkt es einem vornehmen Mann, wenn er ſeine Bedienten und Untergebenen ſchlägt; man ſieht mit Grauſen auf einen Fürſten, der mit eignen hohen Händen bei der Wachtparade ſeine Soldaten ausprügelt. Man muthet den Höchſten zu, daß ſie ſich des Gemeinen enthalten ſollen.

Mit einer Strafe alſo, womit nur gemeine Menſchen auf einander losfahren, die nach dem Gefühl aller Völker nur für gemeine Verbrecher gehört, wovon ſogar nie Adel des Wahns befreiet — mit einer ſolchen Strafe ſollen wir gegen das zarte fleckenloſe Alter wüthen, das allein im Uebermuth ſeiner Kraft dahin brauſt, aber von Verbrechen und Sünde nach nichts weiß und nichts wiſſen ſoll? Wäre das Entehrende der Strafe bloß in der Meinung, ſo würden wir nichts dagegen haben, aber wir ſahen, es war im Gefühl, und ſo müſſen wir

glauben,

glauben, daß die Strafe wirklich entehre, d. h. das Hohe und Zarte der menſchlichen Natur vertilge.

Dieſe Strafe hat aber noch Eines, was ſie noch unzuläſſiger macht, wenn von Aeltern oder Lehrern gegen Kinder die Rede iſt, oder von andern Beſchützern und Pflegern ihrer Jugend, die ſie ſehr lieb haben. Das Gemeine hat es nun einmal ſo an ſich, daß es ſich mittheilt und in ſeinen Wirkungen ſogleich ſich als ſolches offenbart. Andre Strafen kann man ruhig verhängen, auch wohl mit der ſtillen Miene der Nothwendigkeit gleich einem Gotte ausüben; hier reißt die Liebe ſelbſt beſonnene Menſchen zu leicht in Leidenſchaft; ſie wiſſen nicht mehr, was ſie thun, noch was und wie jene leiden. So wird das Maaß zu leicht überſchritten und das junge Weſen mit in ihr Uebermaaß des Zorns oder der Liebe hineingeriſſen. Alle andere Strafen ſtehen auf beiden Seiten, je weiter vom Leibe, deſto weiter auch vom Gemüthe, ſo daß ſie es nicht zermalmend oder erweichend ergreifen. Wer wagt es, ſelbſt wenn er der größten Ruhe Herr iſt, zu ſagen, wie ſolche Strafe jedesmal auf das zarte Gemüth wirke? wer kann das Mehr oder Weniger nach dem jedesmaligen Zuſtande des Knaben abmeſſen? wer endlich kann durch alle Anomalien des Knabenalters ſchauen, welches, wie wir oben ſahen, in ſeinem Laufe und ſeiner Entwickelung ſo verborgen und geheim iſt? Selbſt wenn wir uns ferner ſtellen bei unſern Strafen, wie die ſtille Nothwendigkeit, deren Geſetz hier allein gelten ſoll, ſelbſt dann können wir noch oft fehlen, weil wir nicht weiſe ſind, wie die höchſte Nothwendigkeit; aber wir werden nie ſo ſehr fehlen können.

So iſt dieſe Strafe ungerecht an ſich ſelbſt, da ſie nach dem Naturgefühl nur für Verbrechen gehört, die das Kind und der Knabe noch nicht begehen kann; ungerechter wird ſie dadurch, daß ſie nicht recht geübt werden kann. Daß ſie aus andern Rückſichten unzuläſſig ſei, will ich jetzt zeigen.

Dieſe Strafe macht zu leicht tückiſch und ſklaviſch, kurz ſie entehrt und entadelt, aber in einem höheren Sinn, als der Edelmann glaubt. Jede Strafe iſt nothwendig unangenehm. Unangenehm iſt der Regen, der mich durchnäßt, ſchrecklich der Donner des Himmels, der mein Dach anzündet, die wilde Fluth, die meine Heerden und Saaten wegſpült; aber nur der Thor ergrimmt und flucht und donnert dagegen an, der Verſtändige weint und beugt ſich zuletzt ruhig unter der Uebermacht. Wir zürnen nicht gegen die gewaltige Natur, ihr Wille

ſcheint

ſcheint und iſt uns ſo beſtimmt, daß ſie wahrhaftig willenlos wird, daß ſie ein Geſetz wird, denn auch das Geſetz ſoll keinen Willen haben. Alles, was Willen hat, hat Veränderlichkeit und Schwäche; deswegen ſollte man nie ſprechen von göttlichem Willen, ſondern von göttlicher Nothwendigkeit: Gott muß, der Menſch will. Wo das Reich des Willens beginnt, da iſt auch das Reich der Ungerechtigkeit. Nie werden menſchliche Strafen ſo ganz den Karakter der ewigen Beſtändigkeit annehmen, daß man ſie mit gleicher Ruhe hinnehmen ſollte, wie die ſtrafenden oder zerſtöhrenden Wirkungen der Elemente. Nur in dem Staate, wo das Geſetz am längſten unveränderlich geherrſcht hat, kann endlich ein ruhiger Gehorſam entſtehen, und was Menſchen machten als Götterwerk über Menſchen ſich erheben. Da hört der Groll auf und Thränen kommen für Flüche. Wie wenn dieſe Leibesſtrafe an Kindern ganz etwas Willkührliches wäre? wenn keine Nothwendigkeit ſie forderte? wie da? ſoll ich da noch gebrauchen, wogegen alles Gefühl ſich empört?

Gemein iſt dieſe Behandlung, ſie wird äußerſt gemein, wann ſie nicht ſeyn muß, und Haß des Gemißhandelten fällt auf den Ausüber der Uebermacht, wenn dieſer etwas anders hatte mich zu ſtraſen. Nur die Liebe kann hier verſöhnen, obgleich ſchwerer, weil hier der Fall eintritt, nicht bloß der Uebermacht, ſondern des Verkaufes der Ungerechtigkeit für Gerechtigkeit. Jede Zucht erbittert die kecke Jugend anfangs, dreidoppelt die perſönliche; kömmt ſie oft, ſo wird ſie Groll, das Schlimmſte, was ſich im Menſchenherzen anſetzen kann. Zwang ſoll ich lernen, auch die ganze Natur, ſo wenig ich ſie kenne, ſagt mir ſchon in der Jugend durch dunkle Ahndungen ihre ewigen Geſetze. Aber dieſe Natur, die ich als eine gütige und weiſe kenne und ahnde, hält mir kein Geſetz vor, daß ich zwecklos und maaßlos gezwungen werden ſoll; ſie achtet meine Perſon, ſelbſt wann ſie ihre Oberherrlichkeit auf das glänzendſte und furchtbarſte übt; ſie kann mich zerſtören, aber mir nie das Gefühl meiner Unabhängigkeit rauben, die höher iſt, als alle ihre Gewalt. Hier bei der leiblichen Strafe iſt die Welt umher ruhig, ich ſehe, ſie könnte ruhig ſeyn und ich könnte doch gezwungen werden: warum ſoll ich ohne Verbrechen ein Empörter und Zerrütteter ſeyn, wo das Uebrige ſo gleich iſt? Ich fühle, es giebt ſtillere Mittel, und mit dieſem Gefühl fühle ich mein Unrecht. Ich ergrimme gegen die Willkühr und haſſe auf einige Augenblicke als einen Tyrannen

den

den Vater und Erzieher, der euch ſogleich nach der Züchtigung wieder in Liebe zerdrücken und zerſchmelzen möchte.

Allein nicht bloß ungerecht iſt dieſe Strafe, ſondern zwecklos und gefährlich auf das äußerſte, weil ſie Sklaven macht. Mir, der in einem Sklavenlande gebohren iſt, hat die Natur einen unbezwinglichen Haß gegen alle Tyrannei, eine brennende Liebe für alle Freiheit mitgegeben, weil alle Freude und alle Tugend nur aus Freiheit kömmt. Aber was dunkler Inſtinkt war, iſt klare Wahrheit geworden, ſeitdem ich die menſchlichen Dinge näher geſehen habe. Ich fand, daß die freien Menſchen auch die beſcheidenſten und allem Geſetz gehorſamſten ſind; daß der Sklav wie der Kettenhund um ſich beißt und zerreiſſet, wann er gelöſet wird; daß er im Finſtern ſchleicht und kein Geſetz ehrt, als das der Furcht. Wie zwecklos dieſe Strafe iſt, weil ſie kein Maaß halten kann, auch wo ſie gerecht ſeyn möchte, haben Beiſpiele gezeigt; wie gefährlich ſie iſt, iſt nicht weniger berührt. Noch einmal von Beidem.

Der Menſch iſt nicht allwiſſend, er iſt nicht gleichmüthig wie ein Gott. Irrthum und Willkühr werden am meiſten bei dieſer Strafe ſündigen, weil die Empfindung ſich während der Exekution einmiſcht. Des Kindes, des Knaben Natur iſt ein unentdecktes Land; ich weiß nicht, was dahinter liegt, ich weiß alſo nicht, wohin ich ſteuren und lenken ſoll. Darf ich über das Unbekannte ſo beſtimmt ſchalten und walten? Soll ich nicht zittern, daß ich etwas verkehrt machen oder ganz und gar zerſtören kann? — Aber dieſe Strafe iſt auch gemein und entehrend, ſie macht den herrlichen Menſchen zu einem kriechenden Wurm, zu einem Geſchmeiß, das nur gut wird zu Tyrannen und Knechten — und das iſt die größte Gefahr. Der Apoſtel ſagt im Evangelium: euer Leib iſt ein Tempel Gottes, den ihr nicht verunreinigen ſollt durch ſchmutzige Laſter — ich rufe es den Menſchen laut zu: euer Leib iſt das größte Heiligthum, das ihr nicht genug achten könnet, ihr ſollt es nicht ſchänden noch ſchänden laſſen durch niedrige Schläge und Streiche, denn er iſt das Ebenbild Gottes, das erſte Bild der Herrlichkeit auf Erden; ihr müßt zittern, etwas zu begehen, wodurch er in gemeine Hände kommen kann. — So ſollen auch die Aeltern zu ihren Kindern ſprechen, damit in den jungen Menſchen der hohe Geiſt gehoben und nicht erniedriget werde. Man zeige in dem Leibe das Unverletzliche, das Würdige bei ſich und bei andern,

daß

daß die künftigen Geſchlechter edler und menſchlicher mit einander umgehen. Man lehre die Kinder jedes Menſchen Leib, auch des niedrigſten als etwas Heiliges achten. Tapferer, größer, menſchlicher wird das Leben werden. Der Diener wird kein Knecht, der Herr kein Despot ſeyn noch ſeyn wollen. Viele Kriecherei und Niedrigkeit wird verſchwinden, ſobald jeder ſie verachtet; größerer Gehorſam wird ſeyn gegen das Geſetz, kühnerer Widerſtand gegen die Willkühr, fröhlicherer Muth gegen das Unglück und die Gefahr. — Wer andere ſklaviſch behandelt oder mit Sklaven umgeht, wird ſelbſt ein Sklav. Aller Aufflug des Gemüthes, alle Begeiſterung, alle Kühnheit gehet unter, wenn man nicht im Kampf lebt mit freien oder frei gebildeten Menſchen. Ich kann mich ſelbſt als Beiſpiel anführen. Man wird doch nicht frei unter Sklaven und Sklaviſchgeſinnten, was auch das Herz für Freiheit brenne. Mehr als einmal fand ich mich beleidigt in Ländern, wo man die Kleinen im Volke als freie Menſchen zu achten gewohnt iſt und wo ſie ſich ſelbſt ſo achten. Sie waren mir oft nicht artig, nicht höflich genug. Aber zuletzt freute ich mich ihres freien Mundes und der kühnen Hinſtellung ihrer Leiber. Ich fand in den freieſten Menſchen immer die hülfreichſten und beſten. Aus ſklaviſcher Behandlung keimt Furcht, Geiz, Heuchelei und alles, was man als niedrig und klein verachtet.

Was wird vollends aus dem Kleinen bei ſolcher Behandlung, ſo er ſehr empfindlich iſt? Heftigkeit und Empfindlichkeit pflegen gern beiſammen zu ſeyn. Oft, nur allzu oft wird er in den Fall kommen, ſolche Strafe leiden zu müſſen. Je reizbarer er iſt, deſto heißer wird der Schimpf ihn brennen, deſto mehr wird es ins Innere dringen, deſto mehr wird er hinfort ſündigen, wo er bis jetzt nur irrte, deſto häufiger wird ſich ihm künftig die Sünde auf dem blumigen Wege hinſtellen, wo andern nur die Freude erſcheint. Die luſtige Kraft ward zerbrochen, der frohe Uebermuth ausgepeitſcht, das Waſſer, das ſich ſonſt als Strom einen freien Lauf gebahnt hätte, wird zu einer ſtinkenden Lache.

Und zwecklos iſt euer Thun, wie es unverſtändig iſt. Das Edlere wird zerſtört, das Unedlere kaum gebändigt, wenn es etwas Unedelgebohrnes giebt, was ich kaum läugnen möchte. Wer einmal ſo geſtraft hat, muß es oft wieder; denn iſt es erſt dahin gekommen, daß bloß der leibliche Schmerz noch gefühlt wird, ſo hat die Disciplin ſich ſelbſt zerſtört. An eine abſcheuliche Verhärtung mag ich bei Kindern nicht denken, am wenigſten bei Kindern ſolcher Aeltern, wie ich ſie geſetzt habe. Bei Leichtſinnigen wirkt endlich dieſe Strafe nicht, ſie ſei denn barbariſch, Heftige verdirbt ſie, Gefühlloſe macht ſie gefühlloſer. Immer aber bei allen und jeden iſt Gefahr da, da ſie das tiefſte Gefühl menſchlicher Würde, das viel höher iſt, als alles, was wir mit Ehrgefühl meinen, daß ſie die heilige Schaam verletze, wodurch der Mann herrlich ſeyn ſoll.

Ei! ruft man, was Du doch ſieheſt! nichts als Geſpenſter und Aeffereien, die in Deinem Gehirn brüten. Alſo alles Naturgefühl ſagt, daß die körperliche Züchtigung das Gemeinſte ſei, was ein Menſch leiden könne, daß ſie nur für grobe Verbrecher gehöre? Deine Knaben begehen noch keine Verbrechen, auf ſie kann alſo ſolche Strafe nicht paſſen, andere Unbequemlichkeiten und Mißgriffe zu geſchweigen, welche ſonſt noch dabei eintreten können. Und gerade dieſe Deine Knaben raufen und ſchlagen ſich jede Stunde mit einander und ſpielen dann wieder. Man ſieht nichts von Erniedrigung des Gemüthes, nichts von tiefem Groll, der das Mark anfreſſen ſoll; der Ueberwundene ſteht gleich neben dem Beſiegten, der Gemißhandelte neben dem Mißhandelnden. Wohin willſt

Du

Du nun mit Deiner Philoſophie? — Kurz antwortete ich: Hier iſt Spiel und Kampf, der eine ſiegt, der andre fällt, der eine iſt glücklich, der andre unglücklich, der eine Feind, der andre Freund; alles iſt nur Leben und Gemeinſchaft. Hier iſt keiner Herr und Knecht, Verbrecher und Richter, Henker und Gehängter. Was mir heute begegnet, das begegnet meinem Gegner morgen; alles iſt Schickſal, iſt gleich und wird gleich. Darum iſt kein Schimpf. Laß ſie erwachſen, laß ſie Bürger werden, das Verhältniß ändert ſich. Das Geſetz richtet zwiſchen ihnen und mit dem Geſetze kömmt Schimpf und Schande. Grollen kann ich mit niemand, als mit dem Unglück, denn ich darf mich wehren. Züchtigen mich meine Aeltern, ſo fühle und ehre ich meine Oberherren, oder ich fühle und verfluche meine Unterdrücker. Man fühlt keine Todeswunden in der Freude und im Strudel des Kampfes; auch darum iſt der Heldentod ſchön. Den Gefeſſelten und Gehaltenen ſchmerzt der kleinſte Ruthenſtreich und das Schwerdt und Beil des Henkers ſchwindet wirklich.

Nicht der Aeltern und Erwachſenen Liebloſigkeit oder Verkehrtheit, ſondern Gewohnheit und Faulheit der Gewohnheit ſind Schuld an der Verewi-

gung

gung dieſer Disciplin — eine Gedankenloſigkeit, die ſich an dem Menſchen leider als die erſte aller Unarten offenbart und auf Thronen und Rathsſeſſeln, in Feldherrngezelten und auf Kanzeln eben ſo ihr Weſen treibt, als um die Wiege und Rennbahn der Kinder und Knaben. Stock und Ruthe, welche verſchiedenartige Vergehungen und Irrthümer ſollen ſie beſſern und berichtigen! Ich brauche nicht auszumahlen, was jeder weiß. Das Größte und Kleinſte ſoll nach den Graden mit gleicher Strafart disciplinirt werden können. Uns und alle, die ſolche Inſtrumente nie fühlten, brennt Eine Ohrfeige wie hundert, Ein Schlag wie zwanzig; ſobald wir anfangen ſie zu zählen, iſt die Zucht an uns verlohren. Warum ſchreit das Kind kaum, wenn es mit dem Kopf auf den harten Stein fällt? warum bricht es laut aus, wenn ich es gegen einen weichen Strauch ſtoße, der kaum ſein Kleidchen ſtreift? Sollten wir nicht zart behandeln, was ſo zart fühlt? was ſo unbefangen, ſelbſt vor der Sprache und dem erſten Spannenſchritt, ſchon das Nothwendige und Willkührliche unterſcheidet?

Und wird es den Aeltern leicht bei dieſer Sklavenzucht? Ach nein. Was ich vorher ſchon ſagte, geſchieht ihnen: wer einmal ſo geſtraft hat, muß es öfter thun. Bloß weil ein Stock und eine Ruthe ſogleich bei der Hand ſind, weil der erſte Akt kurz abgemacht iſt, hat ſich ihnen die Brauchbarkeit dieſer Exekution ſo empfohlen. Ueber die kleinen Nebenverdrießlichkeiten, Nachwehen und gar über die fernſten Folgen kam ihnen nie etwas in den Sinn; und gerathen die Kinder nicht durch ſolche Zucht, ſo lag es nicht an den Aeltern, ſondern an angebohrner Unart und dem Adamiſchen Apfel. Die Ruhe im Hauſe — auch ein Kind der Faulheit, denn wer Kinder will, muß auch Unruhe wollen — wird doch oft durch dieſe Inſtrumente gefördert, es wird eine Art bürgerlicher Ordnung in die Knaben gebracht; ſo werden ſie brauchbarer für die nächſten Stufen des Alters, ſo lernen ſie Subordination. Ueber dieſe Vortheile in dieſen Jahren iſt ſchon geſprochen. — Aber, aber — wie manche Sünden lehrt ihr das Kind, die es nie verſtehen würde, die es erſt ſpät verachtend an andern ſehen würde! wie fällt es ſo immer von dem einen ins andere und muß fallen! denn die Furcht tritt von dem rechten Weg ab. Lüge, Heuchelei, Angeben, alle Laſter des Sklaven. O genug für mich. Euch habt ihr in eurer dummen Faulheit genug zu thun gemacht mit ihnen.

Aber womit ſollen wir denn die Kinder züchtigen, wenn Du uns dieß nimmſt? So fragt man mich, als wenn ich auf jede Frage antworten müßte. Von jeher war mir die Teleologie verhaßt; das klingt, wie wenn einer ſpricht: Schießeſt Du die Sperlinge und Krähen, ſo wird das Ungeziefer alle Blätter und Blüthen abfreſſen. Der Menſch heißt ja eben darum der verſtändige und viel gewandte, weil er viele Mittel und jeder andere hat. Man kann unmöglich beſtimmt ſagen, womit man züchtigen und zwingen ſoll. Wie, das heißt, in welchem Geiſt, das iſt genug geſagt. Da kömmt es auf jeder Familie Lage, auf des Kindes Neigungen, auf das Lokale, kurz auf unendlich viele Nebenumſtände an. Keiner wird mir aber läugnen, daß es nicht eine Menge Surrogate für den Stock gebe, wenn ſie gleich nicht ſo draſtiſch ſind. Ich erinnere noch einmal an meine beiden Poſtulate, welche waren, daß die Kinder eine feſte Liebe haben ſollen zu ihren Aeltern und Pflegern, und daß die Strafe als eine Nothwendigkeit kommen ſoll. Keine Willkühr ſoll erſcheinen, ſondern Geſetz ſoll gelten für das Edikt, damit das Kind frei wandle. Mit dem Wiedervergeltungsrechte reicht man ſchon weit und es paßt faſt für alle Fälle. Bloß wo der zerſtörende Trieb auf fremdes und eignes Eigenthum fällt, außer beſtimmte Strafen erfunden und als Geſetz hingeſtellt werden.

Zum Schluſſe noch eine Warnung, welche eben ſo ernſtlich gemeint iſt, als eine Predigt gegen den Stock und die Ruthe. Oft habe ich mit meinen Freunden über dieſe Angelegenheit gehandelt. Da ſind denn mancherlei Vorſchläge gemacht, manche Einwendungen hin- und weggeſchoben, wie es die Unterredung zu geben pflegt. Da haben wohl Manche im gerechten Eifer für das Gute und alſo auch im gerechten Eifer gegen die leibliche Disciplin gemeint, man könne ein Kind ſchon mürb machen und lenken, wie man es wolle, indem man es bei ſeinen Lieblingsneigungen und bei dem großen Haken ſeiner dringendſten Bedürfniſſe anfaſſe. So könne man ſtrafen durch Beraubung des Süßeſten härter und doch zweckmäßiger und menſchlicher, als mit dem Stock. Ueber das Mürbmachen und Lenken haben wir uns ſchon erklärt. Alſo ein paar Worte über das Anfaſſen der Kleinen bei ihren Neigungen und Bedürfniſſen.

Alle Strafe ſoll angemeſſen ſeyn und den Schein der Nothwendigkeit haben. Daß wir den Werth der Dinge nicht meſſen wollen, darüber kamen wir oben überein. Hemmung der Kraft, Beraubung eines Vergnügens iſt jede Strafe; ſolches denken

wir

wir, wie wir das Wort ausſprechen. Aber wenn wir oben ſagten, daß der Knabe ſich nicht ſo ſehr vergehen könne, um leibliche Strafe zu verdienen, ſo müſſen wir nun behaupten, daß nur eine Miſſethat ihn verdient machen könne, in ſeinen ſüßeſten Neigungen und erſten Bedürfniſſen angegriffen und geſtört zu werden. Die Strafe würde nicht allein zu hart ſeyn, ſondern ich würde auch das Schönſte und Herrlichſte ſeiner Natur, die Stelle, wo die Blüthe ſeines Lebens ausbrechen will und ſoll, zerſtören und verletzen können. Neigungen, Bedürfniſſe des dritten, vierten Ranges können, dürfen und müſſen vielleicht angegriffen werden, wenn der junge Menſch human beſtraft werden ſoll; aber weil wir den Menſchen erhalten wollen, ſo müſſen wir ſein höchſtes Leben frei laſſen, ſo lange er es nicht durch Miſſethaten verwirkt. Man bricht nur dem Hunde, der gebiſſen hat, die Zähne aus und doch können alle Hunde beißen.

Wenn ich meine Knaben auf dieſe Weiſe gehen laſſe und nicht ſo viel daran ziehe und rücke, wie gewöhnlich, wenn ich ihnen verſtändige Aeltern gebe und ihren ganzen Zuſtand mittelmäßig und wohl ſeyn laſſe, wenn ich ihnen mit dem Pädagogen ſogar das weite Freie zum Tummelplatze einräume, ſo macht ihre Lebensweiſe ſich von ſelbſt und alle Uebungen, die ſie haben ſollen, ſind von ſelbſt da, ohne daß man ſie erſt durch lange Zurüſtungen und Umwege bereite und herbei hole. Man hat hier in den letzten fünf und zwanzig Jahren viel übertrieben und übertreibt noch. Seit Baſedows Philanthropinerei kam freilich manches Gute in die Erziehung, aber für Pedanterie hatte man oft nur Renommiſterei, für Lucifer Beelzebub. Gewiſſe Grundſätze haben ſich ſeitdem feſtgeſetzt, die nicht alle der Natur gehören, die man aber ſehr ſelbſtgefällig die natürlichen genannt hat. Man hat von möglichen Gefahren und Verderben dieſes Alters ſo viel geſchrieben und geſchrieen, daß vielen Aeltern eine Angſt eingejagt iſt und ſie in dieſer Angſt lieber zu viel, als zu wenig, thun.

Man begann mit dieſer Epoche ſogleich ein langes Klaglied über die Entnervung, Verweichlichung und Ueppigkeit des Zeitalters und mancherlei Manipulationen von der Geburt an bis zum Mannesalter ſollten aus der ſchwachen Generation Herkuleſſe machen. Abhärtung, Entbehrung, große Tagesmärſche, Hunger und Durſt ſollte dieſes Alter ſchon verſuchen, um es in künftigen Zeiten tragen zu können. Die Philanthropine verſprachen nichts weniger

niger, als ein männlicheres, an Leib und Seele verjüngtes Geſchlecht, und riſſen alles Alte als veraltet und unbrauchbar nieder. Welche windige Poſaunungen auf der einen, welche eben ſo windige Hoffnungen auf der andern Seite! Ich erinnere mich deſſen ſehr wohl. Ich war damals Knabe und auch ich habe meinen Theil abbekommen. Vieles iſt ſeitdem verhallt und untergegangen in dem Geſchrei und Strudel der großen politiſchen Revolutionen, welche die Welt umgekehrt haben, vieles indeſſen iſt auch geblieben und bewahrt ſich theils in wirklichen Anſtalten, theils in lebendigen Köpfen noch immer als Grundſatz auf. In dem Schrecken vor der alten mönchiſchen Erziehung that man einen ſolchen ſalto mortale, daß man die entgegengeſetzte Seite des Abgrundes berührte; da hängt man zum Theil noch, bis ein gütigerer Dämon der Mäßigkeit wieder zur Mitte zurückführt.

Wie war es vor dreißig Jahren? Die Knaben ſollten ſeyn, eſſen, trinken, ſchlafen, arbeiten, ſich kleiden, Reverenzen und Lügen machen, wie die Alten. Sie konnten nicht zu warm und doch nicht zu zierlich und artig gekleidet werden, nicht zu warm ſchlafen, nicht artig genug ſeyn in Geſellſchaft, nicht frühe genug die Affen der Konvenienz und Gelehrſamkeit machen. So war das jugendliche Leben und das freie Naturſpiel ihnen früh beſchnitten, wenigſtens ward es durch das Verbot ihnen zur Sünde, wenn ſie durchbrachen. Dieß ſah man, und das that man? Gerade das Gegentheil von allem, was man ſah, und dieß, ohne die verſchiedenen Alter und Zuſtände zu betrachten. So ward Sünde hier, wie dort. Man warf den Säugling auf einen kalten und harten Strohſack, ſetzte ihn beinahe nackt jeder Witterung aus, badete ihn in kaltem Waſſer, warf ihn in Schnee und Eis, fütterte ihn mager, kleidete ihn faſt wie einen Wilden, munterte ihn ſpäter wohl ſogar auf, in Geſellſchaften der Erwachſenen wild und unwitzig zu ſeyn: die neue Freiheit mußte ſich ja in Worten und Werken recht zeigen. In den nächſten Knabenjahren eine Menge körperlicher Uebungen zu beſtimmten Zeiten, welche man gymnaſtiſche nannte und welche den Leib ſtark machen ſollten. Es war ein Treiben, Stoßen, Rütteln und Manipuliren jeder Art, als wenn das Leben gar keine Zeit hätte ſich zu erholen. So war es auch mit der Unterweiſung. Alles ſollte leicht und ſelbſtkeimend und ſich ſelbſtſchaffend kommen. Man nannte dieſe Uebungen und dieſen Unterricht die natürliche und ſpielende Methode. Die Gegner derſelben nahmen das

Wort

Wort und ſagten, das Ganze ſei nichts weiter, als Spiel. Seit der Zeit hat ſich vieles abgekühlt und gemäßigt, und die tollſten Uebertreibungen wenigſtens ſind verſchwunden. Aber doch iſt vieles übrig, ſelbſt bei geprieſenen Anſtalten übrig, worauf ich gleich kommen werde.

Auch ich bin einer von denen, welchen ein ſtarker und geſunder Leib das Erſte und Unſchätzbarſte ſcheint von allen irdiſchen Dingen, auch ich werde nie aufhören meinen Aeltern noch unter der Erde zu danken, daß ſie mich natürlich aufwachſen ließen, ohne zu viel an mir zu ſtutzen und abzuglätten. Aber ich bin nicht einig mit dieſen Philanthropiniſten und ihren Anhängern. Der Menſch als Naturding iſt weder ſchlechter noch beſſer, als jedes andre wohl organiſirte Weſen in ſeiner Art; er entſteht, wächſt, lebt und vergeht nach denſelben Geſetzen. Wir haben das Leben ſeiner Kindheit, die Triebe ſeines Knabenalters betrachtet und gefunden, daß die Wärme und Liebe der mütterlichen Bruſt, die Stille und Unbefangenheit dasjenige iſt, was ihm alsdann am meiſten noth thut. Wir ſehen, daß es bei allen lebendigen Geſchöpfen faſt eben ſo iſt. Der Vogel wärmt ſeine Jungen bis ſie flügge werden, der Bär und die Sau bereiten den ihrigen ein warmes Lager und laſſen ihnen wohl ſeyn, während ſie ſelbſt Arbeit und Mühe für ſie tragen. Und der Menſch ſoll ſogleich mit Pein anfangen? ihn ſollen wir in Eis baden, ihn im Winter frieren, im Sommer verſchmachten, ihn ſollen wir auf Brettern und Steinen liegen und hungern und durſten laſſen in ſeinen früheren Jahren, daß er einſt durch den kalten Strom ſchwimmen, ohne Beſchwerde über die Alpen klimmen, im Zelt ſchlafen, auf der Flucht hungern könne? Welche Vorbereitungen? und ſoll der Menſch immer nur auf Elend und Mühen vorbereitet werden? ſoll er es jetzt ſchon? oder vielmehr, muß er es jetzt ſchon? Ich antworte nein.

Ja wohl, erwiedert man mir, er ſoll und muß es. Da dieſe Uebungen und Abhärtungen nie ſchaden, ſo kann man ſie auch nicht zu früh anfangen, zu geſchweigen, was man in der Aufziehung des kleinen Weſens gewinnt. Wir zeigen Dir hier unſre Produkte. Komm und ſieh und widerrufe! Dieſes kleine Mädchen ward ſeit der Stunde ſeiner Geburt zweimal in eiskaltes Waſſer getaucht, noch hat es keine Strümpfe auf ſeinen Füßen, noch nichts anders als dünne Leinwand auf ſeinem Leibe gehabt, noch nicht auf Federn und in Pelzen oder in geheitzten

Zim-

Zimmern geſchlafen, noch keine Leckereien genoſſen. Siehe, wie es friſch und munter iſt und ſich freut, wenn es in ſein Bad getaucht werden ſoll! Dieſer dreizehnjährige Bube wie raſch, wie munter und lebensfroh! Er iſt durch die härteſten Uebungen gegangen, durch alle mögliche Strapazen und Entbehrungen; kein Wetter, keine Beſchwerde ſcheut er, kein Winter iſt ihm zu kalt, kein Sommer zu heiß, kein Lager zu hart, keine Mahlzeit zu gering.

Dieſe Uebungen ſchaden nie, ſprecht ihr; ich ſage, ſie ſchaden immer, auf eure Art getrieben und übertrieben. Ich ſehe eure Mädchen und Knaben, daß ſie geſund und rüſtig ſind; ich glaube, daß ihr nicht lügt mit eurer Diät. Dieß iſt nur wieder ein Beweis, daß der Menſch alles kann und daß man aus ihm machen kann, was man nur will. Aber ſoll man alles aus ihm machen, was man kann? Ich ſage nein, nein. — Das Angeſtrengte, was dieſe Methode mit ſich führt, offenbart ſich in allem. Vergebens möchte man uns einbilden, daß Spiel iſt, was durchaus mit der größten Abſicht und in den beſtimmteſten Zeiten getrieben wird. Wer ſo zu ſpielen meint, hat nie vom Spielen gewußt. Spiel ſoll die Kindheit und das Knabenalter ſeyn, abwenden ſoll die liebende Sorge alle Mühe und

Pein, ſie ſoll keine machen. Das Stahlbad wird dem Säugling erſt angenehm, nachdem er abgehärtet iſt, die Arbeit dem Knaben erſt leicht nach langer Gewohnheit und bei der Nichtkenntniß des Süßen nicht fühlbar. Dieſe zarten Weſen ſind geradezu um das Süße und Weiche, um die ſeligen Engelträume betrogen, welche dieſes Alter haben ſoll. Sie ſind gleich einer Tenne unter freiem Himmel, kein Regen, Schnee und Hagel ſchadet ihr, keine Maus, kein Maulwurf gräbt ſich in ſie ein, aber auch keine Blume, kein Gras ſprießt aus ihrem harten Boden, kein Thau des Himmels leuchtet auf ihr; ſie iſt gemacht, daß darauf geſtampft und geſchlagen werde. Soll man denn abſichtlich die Menſchen dazu bereiten, die Armen um ein ſchönes Viertel ihres Lebens betrügen, um ſie für Freude und Schmerz zugleich zu verhärten? Der Gewinn muß ungeheuer ſeyn, wo man ſo viel aufopfern darf. Freilich die Dualiſten, welche immer die menſchlichen Vermögen trennen, behaupten wohl, daß der Leib die Seele und jedes feinere Vermögen nicht weiter angehe, als inſofern er als Maſchine tüchtiger oder untüchtiger ſei; daß alſo, jemehr man die Maſchine derb und ſtark mache, das Saitenſpiel drinnen deſto beſſer anſchlagen und zuſammenklingen könne. Ich trenne nicht gern, was

ich

ich nicht verſtehe, und die Frage eines kleinen Knaben, welchem man viel von ſolchen Myſterien vorgeſchwatzt hatte, hat mich klug gemacht: Aber wenn Du mir den Fuß abhaueſt und die Seele ſitzt da, wie ſoll ich ſie wieder bekommen?

Ich könnte vieles ſagen gegen dieſes Abhärten, dieſe frühen Uebungen des Kindes und Knaben auch in Hinſicht der Stärke und Geſundheit. Es gilt auch hier: wer den Bogen zu ſehr ſpannt, der bricht ihn. Schon bei den Alten, die einen viel milderen Himmel, eine viel geiſtigere und ſaftreichere Nahrung hatten, als wir, bei welchen endlich Gymnaſtik mit der Religion und Verfaſſung innig verbunden war, ſchon bei ihnen erklären ſich Manche gegen dieß Frühe und wollen die gymnaſtiſchen Uebungen nicht ſo häufig und auf jeden Fall gern nach dem Knabenalter haben. Galenus und der frühere Plato ſagen geradezu, daß nichts ſo ſehr diene, die Geſundheit zu zerſtören und das Geſchlecht zu verderben, als die Wuth der Gymnaſtik. Man kann dieß an alltäglichen Dingen ſehen. Gewöhnlich überlebt das Pflugpferd den Wettrenner und der Schäferhund den Jagdhund. Auch müßten, wenn die Freunde der frühen Gymnaſtik Recht hätten, die Menſchen, ſo ihren Leib von Jugend auf für den Erwerb in ſolchen Künſten übten, durch eine ſeltne Geſundheit ſich auszeichnen. Das iſt aber nicht. Ohne Arzt zu ſeyn, kann ich das erklären.

Die Natur liebt den ſtillen und verborgenen Gang der Entwickelung. Weil ſie ewig iſt, ſo ſoll man ihr die Zeiten nicht genau abſehen und rechnen können; weil ihr vor Willkühr bange ſeyn konnte, ſo ließ ſie nur die Weiſeſten und Beſten, die auch die Beſcheidenſten ſind, ein wenig hinter ihren Iſisſchleier ſchauen. Wer alſo mehr machen will, als ſie, wer ſie meiſtern will, ohne ihre Gebote zu kennen und zu achten, der muß nothwendig Verrücktes machen. Man ſehe die Bäume des Waldes und die, welche der Gärtner mit Windeln, Banden und Stäben ſchützte, zog und richtete — welche von ihnen wachſen freudiger und ſchöner? So iſt es mit dem jungen Leben. Das Kind, welch eine weiche und formloſe Maſſe! ganz noch die Knospe unter der Hülle. Soll ich ſchon den Stürmen und dem Froſt Preis geben, was erſt für einen milderen Frühling erwachen, erſt langſam durch das lockende Licht und die milde Luft hervorgerufen werden ſoll? Selbſt das Eiſen macht man nicht bei dem erſten Guß zum Stahl. Alles Lebendige wird in der erſten Kindheit durch

Wärme

Wärme und Stille gezogen, durch die fromme Hut und Leitung der Liebe allmählig feſter und ſicherer gemacht auf dem irdiſchen Boden, und wir ſollen ſogleich mit Noth und Unruhe beginnen? Auch das Knabenalter geht ſehr langſam in der leiblichen Entwickelung und zeigt in allen Formen und Bewegungen noch das Unbeſtimmte und Karakterloſe. Freilich Gelenkigkeit und Beweglichkeit iſt genug da, aber wo ſoll man das Maaß und die Rundung ſuchen, welche erſt mit der Kraft des Innern und der Stärke des Aeußern kommen? Man ſieht, wie leicht die Freiheit aus eignem Triebe ausarbeitet, was jetzt ausgearbeitet werden ſoll. Die Menſchen ſind nicht gebohren, Seiltänzer und Gliederpuppen zu werden, ſondern wir möchten ſie zu raſchen, kühnen Männern bilden. Sollen ſie das werden, ſo müſſen wir die Gränzen der Natur ehren, denn nur innerhalb derſelben wird das Schöne und Gute gefunden.

Wir brauchten eben das Gleichniß einer Maſchine und meinten, das Werk könne wohl nicht derb und ſtark genug gebauet, nicht feſt und hart genug in einander gefügt werden, damit ſeine Seele, das Saitenſpiel oder Getriebe deſto ſicherer anklinge und rund laufe. Solche Gleichniſſe führen zuweilen weiter, als man anfangs meinte; wir

wollen

wollen alſo hiebei ſtehen bleiben. Ich ſah im gewaltigen Sturm einen Thurm hin und her wanken und fürchtete für mein unten gehendes Leben. Keine Gefahr, riefen die Leute neben mir, der Meiſter hat ihn ſo gebaut, daß er ſich bewegt, ohne zu fallen; das iſt eben die Kunſt. Die Eiche bricht, das Schilf beugt ſich. So das Saitenſpiel, man kann es ſo tüchtig überbauen und unterbauen, daß ſeine zarteſten Tone nicht erklingen können: ſo das Uhrwerk, man kann es ſo eng und ſo ſtreng genau alles zuſammenfügen, daß es ſich aufreibt. Die weiſe Natur miſchte Weiches und Hartes, der bewegliche Strom wälzt ſtarre Felſen, den ſtarren Sparter ſchlägt der leichte Athener zu Boden.

Man ſpricht wohl mit einer gemeinen Erfahrung, die ſtarken Leute ſterben am meiſten in gewaltigen Krankheiten. Dieß iſt Wahrheit, aber doch Widerſpruch. Es iſt nicht alles ſtark, was eiſern und ſpröd iſt; nicht das Gehärtete und Stählerne hält, ſondern das Geſchmeidige. Wirft nicht des Bogens Sehne den Tod weiter, als der Eiſenarm? Forſchte man nach, wären unſere Aerzte immer weiſe und menſchliche Beobachter, ſollte man nicht finden, daß nichts dieſe ſogenannten Starken ſo ſehr tödtet, als daß das Weiche und Bewegliche in

ihrer

ihrer Natur durch Abhärtung und Ueberwuchs des weichen Marks faſt aufgehoben war? Wo das Weibliche und Zarte fehlt, das Feinſte des Lebensgeiſtes auch beim Manne, da dürfen wir wohl nicht ſagen: ſiehe das iſt ein geſunder und vollkommener Mann!

Das Gleichniß vom Saitenſpiel ſoll uns noch weiter dienen. Alle Erziehung und Bildung des jungen Menſchen ſoll ſo gehen, daß er als ein ſchöner Ton anſchlage in dem allgemeinen Akford der Naturmyſterien, daß alles Süßeſte und Geheimſte ſeiner Natur bewahrt und gepflegt werde für die heiligſten Genüſſe und Verſtändniſſe. Hier aber bei dieſer Renommiſterei der Natürlichmachung werden ja die Blüthen im Keim ſchon herausgeriſſen; man achtet die Rechte ſeiner weichen und ſpielenden Kindheit nicht; man handhabt ihn, als wenn er einmal mit den Huronen Schädel ſkalpiren ſollte. So wird nicht bloß die eiſerne Rinde hart, ſondern das innerſte Mark, und nie werden ihn ſelbſt und andere ſo ſüße Blüthen und Früchte erfreuen, als wenn das junge Leben unverrückt ſeine warme Sonne und milde Luft an ſeiner Stelle gehabt hätte. Der freiſprudelnde Strom wird eine blanke Eisbahn, das bunte Blumenfeld ein Schlachtfeld, der leichte, fröhliche, kindlich ſpielende Menſch, der

auch

auch dabei die beweglichſte Sehnenkraft der Energie und des Genies behaupten könnte, wird auf das Beſte ein feſter, ſtrenger, rechtlicher, aber kein glücklicher Mann. Er kann etwas viel Schlimmeres werden, denn alles Künſteln führt zu Unheil und Sünde.

Ich habe die nächſten Folgen dieſes Treibens und Künſtelns bis jetzt bloß leiblich berechnet und aus natürlichen Dingen einige fatale Natürlichkeiten gefunden; jetzt berühre ich das Größte. Unbefangenes, ſorgenloſes, bewußtſeynloſes Leben fanden wir bei dem Kinde und Knaben und wollten wir ihm bewahren als ſein erſtes, woraus die Kraft und Schönheit der ſpätern Alter hervorbrechen ſollte. Wer uns dieſen Zuſtand ſtörte, uns in dieſes Paradies der Unſchuld einbrach, der hieß uns ein Sünder an dem Heiligſten der Menſchheit. Dieſes Paradies wird aber durch ſolche künſtliche Manipulationen ſogleich durchbrochen und alles Unheil dringt mit ein durch die weite Oeffnung. Das Kind, das ſo gehandhabt wird, das durch ſolche Uebungen und Beſchwerden gehet, muß durchaus denken und auf ſich ſelbſt kommen lernen. Sobald es gewahr wird, wie alles allſichtlich iſt, wie man ſo vieles mit ihm vor hat und um des bloßen Thuns willen thut, wird es aufmerkſam, eitel, kindiſch für

kind-

kindlich, kurz ein Renommiſt im Kleinen, wie ſeine Meiſter es im Großen ſind. Seine weite Welt iſt nun eng, ſeine offne Bruſt wird verſchloſſen, ſein Engelsaug, daß nur das Schöne ſah, unterſcheidet nun Gutes und Böſes. Es iſt kein Kind und kein Knabe mehr. Schärfe des Blickes und Verſtandes, geſchloſſene Beſchränkung der Welt, Meiſterſchaft über den Leib, der noch geſtaltlos und karakterlos unter Blumen und Gräſern ſelbſt als eine Blume und Knoſpe liegen ſollte — das hat er ſchon gewonnen; und bei denen, die alles nach frühem Gewinnſt berechnen, hat er viel gewonnen.

Dieſer letzte Punkt bringt mich natürlich darauf, zwei Worte über Erziehungsanſtalten und Philanthropine zu ſagen. Ich habe mehrere von den Beſſeren geſehen, bin aus manchen derſelben ſogar mit Freuden weggegangen; ich habe Zöglinge derſelben in verſchiedenen Altern gekannt und mit ihnen gelebt. Sollte mein Urtheil über dieſe Einrichtungen auch nicht ganz vortheilhaft ausfallen, ſo will ich doch ſogleich geſtehen, daß ich ihnen keinesweges feind bin, daß ich die Beſſeren ſogar als Nothbehelfe ehre, daß ich aber nicht glaube, daß in ihnen das höchſte Ziel einer menſchlichen Bildung erreicht werden könne. Immer mögen ſie durch größere Leichtigkeit, alle Hülfsmittel zur Bildung auf Einen Punkt verſammeln zu können, vor der beſchränkteren häuslichen Lage Manches voraus haben, immer mögen ſie mehr thun können für den Schimmer der Bildung, der als Schimmer des Lebens auch von uns nicht verachtet wird; doch fehlt ihnen vieles, was keine Künſte und Fertigkeiten erſetzen können, ihnen fehlt gerade das Erſte, was dieſes Lebensalter nicht entbehren kann. Laſſe ich ſie überall ſtehen, ſo will ich ſie doch lieber für die Jünglingsjahre haben, für die Zeit von dem funfzehnten bis zum zwanzigſten Jahre.

Dieſe Anſtalten bedürfen einer großen Zahl von Zöglingen, die ſie durch gemeinſchaftlichen Zuſammenſchuß tragen. Das Perſonale der Lehrer und Meiſter, Wohnung, Domeſtiken, Bücher, Apparat müſſen vollſtändig und vollkommen ſeyn. So wird ein Haufe von funfzig, hundertfunfzig, wohl zweihundert Knaben zuſammen gebracht. Ich ſehe, daß der Vorſteher und die übrigen Lehrer trefliche Männer ſind, daß alles die Kleinen mit Liebe und Güte umfaßt, daß ſie nur das Gute empfinden und ſehen, kurz ich ſetze die möglichſte Vollkommenheit des Ganzen. Das Eine Erſte, was ſie haben müſſen, fehlt ihnen, die Nähe der Liebe.

Ich ſage mit Fleiß **die Nähe der Liebe.** Ohne Liebe zu Kindern, ohne ein frommes kindliches Herz können die Lehrer nicht ſeyn, da ich ſie vortreflich ſetze. Aber ſie können nicht ſeyn, was Vater und Mutter den Kindern ſind, ſie haben dazu zu viele Kinder. Die Nähe der Liebe, das warme Herz, woran ſie im eigentlichen Verſtande ſich beruhigen und mildern, kann ihnen nicht gegeben werden. Die Pflegeältern dürfen dieß nicht einmal, denn wenn ſie bei einigen thäten, was ſie nicht bei allen thun können, ſo würde es ſchlimmer ſeyn. Sie müſſen alſo ihre große Heerde öfter durch den Gedanken überſehen und hüten, da ſie es nicht immer durch das Herz können. Das natürlichſte Verhältniß ſcheint regellos, da es die höchſte Regel, die ungetheilte Liebe, hat; hier wo dieſe nicht voll gegeben werden kann, muß Ordnung und Regel für ſie kommen. Wo ſolche Ordnung iſt, da iſt und erſcheint Abſicht und Plan. Immer mag der Unterricht, das Leben mit den Kleinen, ſelbſt ihre Führung noch ſo kindlich und ſpielend ſeyn, doch iſt es unmöglich bei der Lage ſolcher Anſtalten und Lehrer, daß nicht Zeiten und Stunden, Schlafen und Wachen, Eſſen und Spazieren, Unterricht und Uebung beſtimmt ſeien und als für das Ganze berechnet erſcheinen. Wohl können Alte und Junge bei dieſer Ordnung ſich wohl befinden, aber ihren Schaden haben wir oben geſehen. Dieſer iſt unvermeidlich, ſelbſt wenn man die Uebungen und das ganze Leben ſo natürlich und ſo wenig künſtlich und getrieben, als möglich ſeyn läſſet. Wenn ſich in dieſem Alter die höchſte Liebe nicht kräftigt, ſo iſt der Menſch für die kommenden Zeiten verlohren. Da ſind keine Aeltern, keine Geſchwiſter, keine Herzen, welche die innigſten Bande der Natur näher zuſammenziehen. Wohl fehlen die Geſpielen nicht, aber auch dieſer ſind zu viele; das Herz zerſtreut ſich und wird kalt. Man lebt in einer großen Geſellſchaft, man hat unter ſo vielen ſtreitenden Neigungen ſich gewiſſermaßen zu behaupten. So iſt der zu weite Lebenskampf vor ſeiner Zeit da und man muß ſich zuſammen nehmen und auf ſich merken, da das höchſte Bindungs- und Ausgleichungsmittel fehlt. So entſtehen Egoiſten, wo man Menſchen zu bilden verſpricht. Ich habe manche Zöglinge ſolcher Anſtalten gekannt, auch mit manchen ſtudirt. Zuerſt bemerkte ich an ihnen ſchon Eines, was mir alle ſolche Inſtitute verleiden könnte. Eben weil ſie nothwendig ſo viel hatten gegängelt werden müſſen, weil ſie gewiſſermaßen doch klöſterlich und abgetrennt von der Welt und dem gewöhnlichen Weltleben gebildet waren, ſo waren

ren ſie ihres Gemüthes faſt gar nicht Meiſter und hielten für frühen Zwang, wie ſie es meinten, in allerlei Ausſchweifungen ſich ſchrecklich ſchadlos. Freilich in den meiſten von ihnen fand ich gute und feine Weltleute, geübt auf das ſchnelle Aufmerken und auf alles, wo eine Art Abrichtung gilt; ich fand gewandte und ſchlaue Geſchäftsleute, mitunter liebenswürdige Geſellſchafter, was man für die Geſellſchaft liebenswürdig nennt — aber das Herzliche, das Menſchliche, das Sympathetiſche, die ſtille und holde Sophroſyne, die nicht ſcheinen will, ach! das fand ich faſt nie.

Soll eine Anſtalt dieſer Art in meinem Sinn vollkommen ſeyn, ſo ſei ſie immer etwas weniger für den Schein, aber mehr für die That. Manche Meiſter, manche Uebungen, manche Hülfsmittel werden fehlen müſſen, wenn ich das Erziehungsinſtitut zu einer Familie mache, aber nur deſto beſſer. Iſt ein braver Mann, der ein braves, unverſchrobenes Weib hat, vom Eifer beſeelt, der Kindheit und Jugend zu helfen, ſo ſchränke er die Zahl der Zöglinge auf die Zahl der möglichſt großen Familie ein, auf zehen bis funfzehen. Da hat er Zeit und Raum für ſie in ſeinem Herzen, da ſtellt ſich das älterliche und brüderliche Verhältniß von ſelbſt wieder her, da richtet alles ſich von ſelbſt nie ohne viel Nachdenken und Zurüſtung.

Ich habe bis jetzt gegen alles Treiben und Uebertreiben geſprochen; meine Kinder und Knaben ſollen bloß begleitet werden, wo ſie ſich ſelbſt treiben, bloß behütet, wo ſie ſich ſelbſt den Kampfplatz machen. Ueber die Diät dieſes Alters habe ich faſt nichts zu ſagen. Sie müſſen gut eſſen und trinken, wann ſie hungrig und durſtig, warm ſchlafen, wann ſie müde ſind, gekleidet werden, wie ein geſunder, friſcher Leib nach dem Klima es fordert. Schnee und Regen, Sonne und Wind, kurz der Umgang und das Leben mit allen Elementen ſoll ihnen nie von mir verboten werden. Keine Affenliebe ſoll den fünf- und zwölfjährigen, wie den frierenden Siebenzigjährigen in Pelze und dreidoppelte Zeuge wickeln, keine Verzärtelung ſoll ihre geſunde Mägen mit Leckereien verderben und reizen. Laß ſie nur kommen, die in Eisbäder getaucht ſind, die im fünften, ſechſten Jahre zwei, drei Meilen marſchirten, die froren des Tags und des Nachts, laß ſie kommen die Abgehärteten, meine Buben ſollen ſich mit ihnen meſſen jetzt und künftig; ihr Leib iſt eben ſo ſtark und ausdaurend, aber jenen wird der warme Muth, die heiße Liebe des weichen

Her-

Herzens fehlen, die größte Geduld in den ſchwerſten und gewaltigſten Dingen.

Ich ſagte oben ſchon bei Gelegenheit der Peſtalozziſchen Methode, wie ſich manche Fertigkeit und Kenntniß beiläufig und ſpielend erwerben laſſe, ohne methodice vom Ei anzufangen. Solcher Uebungen werde ich auch mit meinen Knaben gebrauchen und ſie werden im gewöhnlichen Leben ſich ſchon von ſelbſt aufgeben. Uebrigens werde ich faſt nichts bei den Haaren herbeiſchleppen, weil es unnütz iſt. Laſſe ich meine Kinder ſchon frei, räume ich ihnen nur das offene Weite zum Tummelplatz ein, ſie werden den Leib ſchon üben und in mancherlei Spielen, im Laufen, Springen, Klettern und ſelbſt im Arbeiten nicht eher ruhen laſſen, bis er ermattet dem Schlaf in die Arme ſinkt. So wird ſich ſanft und ſtill entwickeln, was nicht gewaltig und künſtlich entwickelt werden ſoll, und unverdorben, rüſtig und beſcheiden werden ſie einſt in die Bahn treten, wo der Kampf beginnt, ohne daß ſie wiſſen, was ihnen begegnet.

Ich komme jetzt auf das dritte Alter, auf das Jünglingsalter, welches ich lieber die Jugend nennen möchte, wenn das ſchöne Wort nicht zu unbeſtimmt wäre. Dieſes Alter iſt das letzte der Bildung, das Alter der Freilaſſung, es iſt das merkwürdigſte Alter wegen des helleren Scheins, den es von ſich wirft, an ſich ſelbſt nicht merkwürdiger noch ſchöner, als die beiden erſten. Jene beiden erſten fließen unmerklich aus einander, und Vieles behält der glückliche Knabe von dem glücklichen Kinde. Der Jüngling, der vieles vom Knaben behält, der einen Zwitterzuſtand zeigt, zeigt ein ſchlimmes Zeichen, er iſt Verdorbener oder Schwächling. Die Natur und das Klima ſetzen die Jahre der Scheidung verſchieden. Der eine wird im vierzehnten Jahre, was der andre im ſechszehnten. Aber jeder Sehende ſpricht ſogleich, ohne nach dem Alter zu fragen: da ſteht ein Jüngling, da ein Knabe; ſo ſprechen Geſtalt, Auge, Stirn und Haltung die Verwandlung aus. Aber welche Verwandlung! welche Freilaſſung! welches neue Leben! Tauſend Gedanken und Gefühle drängen ſich in mir, indem ich an dieſe zweite Geburt des Menſchen denke, die letzte vor ſeinem leiblichen Tode.

Der Saft tritt in den Baum, der Knabe wird ein Jüngling. Was vorher ſtill und unentwickelt da ſtand gleich dem Baum mit ſeinen Knoſpen im Winter, bricht mit einem Male zu Blüthen und Blättern aus und regt ſich nach allen Seiten hin.

Wir

Wir wollen dieſes Bild feſt halten. Welche ſüße Gefühle bei dem erſten Keimen, Blühen und Grünen des Frühlings bewegen ſich in jeder Bruſt! der reinere Himmel, der mildere Sonnenſchein, das friſche, wachſende Leben wie ſchwellen und beſeligen ſie jedes Herz! wie iſt der Genuß ſo zart gleich Saitenſpiel und Träumen! wie ganz anders, als im Sommer und Herbſt, wo ſo vieles auch den gröberen Sinnen gegeben iſt neben anderem Schönen! Mit ſolchen Gefühlen ſehen wir den Jüngling und die Jungfrau, welche rein und ſtattlich ihre Hülle ſprengen und in voller Blüthe, doch noch mit der Weichheit und Zartheit ihres vorigen Alters, da ſtehen. Wir ſehen die Engel auf Erden zart und ſtark in ihrer Unſchuld und Schönheit.

Der Saft tritt in den Baum, der Knabe wird ein Jüngling. Je raſcher dieſer Durchbruch in die neue Verwandlung, deſto beſſer; je mehr von der alten Hülle an dem neuen Schmetterling ſitzen bleibt, deſto ſchwächer ſein Flug, deſto matter ſeine Farben. Dieß iſt Erfahrung. Aber es giebt noch eine andre merkwürdige Erfahrung bei dieſer Metamorphoſe. Knaben, von welchen man Großes hoffte, wurden Nichts, andre, von welchen man nichts hoffte, wurden Viel. Schwer iſt es überhaupt, von Kindern und Knaben zu beſtimmen, was ſie einſt durch Energie und Talente leiſten werden; wenigſtens müſſen die, welche ſolches beſtimmen wollen, ein ſehr ſcharfes Aug haben. Eine gewiſſe Lebendigkeit der Organiſation, die ſich früher zeigt, ein gewiſſes wildes Gefühl des Wohlbefindens wird gar zu leicht für Stärke der Naturkraft und Tiefe des innern Lebens genommen; in dem Stillen, Unbehülflichen und Schweren früherer Jahre ſieht man gar zu leicht eine angebohrne Langſamkeit. Die wichtige Epoche kommt: hier ſinkt die Schwere zu Boden, für das Stumme kommt Ernſt, für das Unbehülfliche auf der Oberfläche des Lebens eine bewundernswürdige Energie und Elaſticität des Innern; dort wird die Lebendigkeit entweder Wildheit und Unſtätigkeit, oder aus dem wilden Buben wird wohl gar ein blöder und ſtiller Tropf, den man ſchieben muß, wann er vorwärts ſoll. Dieſe Erſcheinung beſtätigt ſich noch täglich, und ich könnte große Nahmen nennen, die lange auf ihren Adlerflug warten ließen. Es ſollen alle Uebergänge in der Natur Myſterien ſeyn, damit menſchliche Willkühr nicht zu ſehr daran künſtele. Daß übrigens frühe Entnervung und Verweichlichung verderben kann, was im erſten Knabenalter oft ſo herrlich war, das weiß ein jeder.

Unſre

Unſre Einrichtungen, oder vielmehr unſre Thorheiten ſind nun einmal ſo geſtellt, daß man bei dem Anfang oder doch in der Mitte dieſer merkwürdigſten Lebensepoche die meiſten Menſchen frei läßt; und doch bedürfen ſie es nie mehr, daß ihre Kraft zuſammengehalten und zu Einem Brennpunkt geſammelt werde, als grade dann. Unbekümmert ſendet der eine ſeinen funfzehnjährigen Sohn zur Armee, der zweite zur Univerſität, der dritte an den Hof, der vierte zum Kaufmann, Landmann, Künſtler — dieſer Vierte am glücklichſten, denn die beſtimmte Arbeit läßt das Wildeſte des Gefühls wenigſtens ſo ſehr nicht aufkommen und hält den üppigen Leib mehr in Athem; der Jüngling ſteht doch unter Zucht. Dieß iſt das rechte Wort, denn hier ſoll die Zucht beginnen, vom vierzehnten bis zum zwanzigſten Jahre iſt die Zeit der vollen Disciplin. Der Jüngling iſt der flüggen Taube gleich, die mit gierigen und ſonnenluſtigen Flügeln auf dem Schlage ſitzt. Die Welt rings umher reizt und lockt, alle ſeine Triebe und Gefühle ſind wach, unbekanntes Ahnden und Sehnen ſchwellt ſeine Bruſt, unbeſtimmte, aber heiße Liebe, der himmliſche und der irdiſche Eros brennt zugleich in ihm. Jetzt thut es noth etwas zu finden, nicht dieſe ſchönen und ſtarken Triebe zu erſticken und zu dämpfen, nein, ſie zu bewahren, und durch die höchſte Liebe und Schwärmerei, durch die freieſten Uebungen den Jüngling ſo zu begeiſtern und zu feſſeln, daß er ungebrochen durch die Strudel und Ungeheuer dieſer vier, fünf gefährlichen Jahre ſchiffe. Es iſt jetzt die Zeit, wo ich ſagen darf, was ich mit dem jungen Menſchen will und warum ich es will; wo ich ihm ſelbſt es ſagen darf. Das Leben des Gedankens kann beginnen; doch daß er, wie die goldne Frucht aus ihren Blüthen und Blättern, aus der Fülle der Natur und Poeſie hervorſchimmere und immer in ihr bleibe.

Sehe ich auf des Landmanns Sorge für ſeine Stiere und Hengſte und anderes Zuchtvieh, auf des Menſchen Sorge überall für ſo viele Kleinigkeiten, ſo iſt es mir bis heute unbegreiflich, wie er ſeine Kinder ſo ohne Augen und Hände in den wildeſten Zufall hineinlaufen läßt. Die Alten, von welchen wir in Erziehung und Politik viel mehr lernen können, als wir glauben, waren auch hierin geſcheuter. Von ihren Pädagogen iſt geredet. Solche Hüter, meiſtens noch ausgewähltere, gab es auch für die Jünglingsjahre, welche in die Theater, Gymnaſien, zu den Spielen begleiteten und zerſtörende Ausſchweifungen meiſtens unmöglich machten.

Dazu kamen gymnaſtiſche Spiele und herrliche Uebungen, welche dem Leibe die volle Entwickelung und zugleich die dieſem Alter nothwendige Ermüdung geben. Dieß that Wunder ſelbſt in der verruchteſten Zeit, welche die Geſchichte kennt, wo die Neronen und Elagabale die Welt tyranniſirten. Freilich gab es nur einen Leib der Barbaren, weil alle edleren Muſenkünſte dahin waren; aber was konnten in dieſer verweichlichten Zeit ſo gebildete Leiber in Ausſchweifungen leiſten, ehe ſie ganz zerfielen! Man erſtaunt oft, wenn man es lieſt. Bei uns fließen dieſe ſchönſten Jahre nur zu oft hin entweder in der Betäubung und Erſchlaffung eines ſitzenden und liegenden Studierlebens, oder auch in der zu frühen Anſtrengung von Ausſchweifungen, die nicht einmal durch rechte männliche Uebungen wieder vergütet werden.

Ich will, ehe ich weiter gehe, einen der höchſten Schwärmer in göttlichen und menſchlichen Dingen, ich will den göttlichen Plato erſt hören, ihn, den ein Prophetengeiſt der Einfalt ſo vieles lehrte, was alle Schärfe der Grübelei nie finden und enthüllen wird. Seine Ideen über Menſchenbildung ſind in allen ſeinen Büchern zerſtreut, denn immer war der Menſch das Einzig höchſte ſeiner Philoſophie;

phie; aber am klarſten liegen ſie in ſeinen Büchern von der Staatsverfaſſung, wo faſt alles, was ich bisher entwickelt habe, lieblicher und ſchöner in Knospen und Blüthen hingeſtreut iſt. Am beſtimmteſten ſpricht er darüber im dritten Buche, und aus dieſem habe ich einige Stellen gezogen, welche als Noten zum Text dienen mögen. Die Bildung des Leibes nennt er Gymnaſtik, die Bildung der Seele Muſik. Doch er ſoll ſich ſelbſt in Aphorismen erklären.

Zuerſt will er mit uns a) Erfinder von Mythen, trefliche, geſcheute Männer, von ihnen ſollen die Ammen und Mütter für die Kinder lernen, „und durch dieſe Mythen weit mehr ihre Seele, als die Leiber durch die Hände bilden.“ b)

„Und iſt nicht, Glaukon, die wirkſamſte Bildung durch die Muſik, daß durch ſie der Rhythmus und die Harmonie in das Innere der Seele eindringt und ſie auf das gewaltigſte ergreift, das Gefühl für das Schöne mit ſich bringend? und zwar dieſes

---

a) Μυθοποιοί.

b) Και πλαττεῖν τας ψυχας ʼαυτων τοις μυθοις πολυ μαλλον, ἢ τα σωματα τοις χερσι.

dieſes Gefühl, wenn wir recht gebildet wurden, wenn nicht, das Gegentheil." c)

„Auch werden wir nicht Muſiker ſeyn, weder wir, noch die wir zu bilden haben, ehe wir der Mäßigkeit, der Männlichkeit, des Edelmuths und der Großmuth Arten und was mit ihnen verſchwiſtert oder ihnen entgegen iſt, wo ſie immer ſeyn mögen, erkennen, und ehe wir ſie und ihre Bilder gewahren in den Dingen, worin ſie ſind? und ſie weder im Kleinen noch Großen verſchmähen, ſondern glauben, dieß alles gehöre Einer Kunſt und Sorge an." d)

Kannſt

---

c) ἀρ' ὀν, ἦν δ' ἐγω, ω Γλαυκων, κυριωτατη ἐν μουσικῃ τροφη, ὁτι μαλιστα καταδυεται ἐις το ἐντος τῆς ψυχης ὁτε ῥυθμος και ἁρμονια και ἐῤῥωμενεστατα ἁπτεται ἀυτης, φεροντα την ἐυσχημοσυνην; και ποιει ἐυσχημονα, ἐαν τις ὀρθως τραφῃ, ἐι δε μη, τουναντιον;

d) Ουδε μουσικοι προτερον ἐσομεθα, ὀυτε αυτοι, ὀυτε ὁυς φαμεν ἡμιν παιδευτεον ἐιναι, πριν ἀν τα τῆς σωφροσυνης ἐιδη και ἀνδρειας και ἐλευθεριοτητος και μεγαλοπρεπειας, και ὁσα τουτων ἀδελφα και τα τουτων ἀυ ἐναντια, πανταχου περιφερομενα, γνωριζωμεν, και ἐνοντα ἐν ὁις ἐνεστιν ἀισθανωμεθα, και ἀυτα και ἐικονας

„Kannſt Du mir eine größere und gewaltigere Wohlluſt nennen, als die des Liebesgenuſſes? Keine, ſprach er, auch keine tollere. Aber die rechte Liebe iſt, das Liebenswürdige und Schöne mäßig und muſiſch zu lieben.“ e)

„Denn mir ſcheint ein trefflicher Leib durch ſeine Tugend die Seele nicht gut zu machen, ſondern umgekehrt die gute Seele durch ihre Tugend den Leib auf das herrlichſte zu bilden.“ f)

Von Weichlichkeiten aller Art im Eſſen, Trinken, in der Liebe ſprechend, ſagt er: g) „Denn ich glaube,

---

και αὐτων; και μητε ἐν σμικροις μητε ἐν μεγαλοις ἀτιμαζωμεν, ἀλλα της αὐτης οἰωμεθα τεχνης εἰναι και μελετης;

e) Μειζω δε τινα και ὀξυτεραν ἐχεις εἰπειν ἡδονην της περι τα ἀφροδισια; Ουκ ἐχω, ἦ δ'ὃς οὐδε γε μανικωτεραν. Ὁ δε ὀρθος ἐρως πεφυκε, κοσμιου τε και καλου σωφρονως τε και μουσικως ἐραν.

f) Εμοι μεν γαρ ὀ φαινεται, ὁ ἀν χρηστον ἦ σωμα, τουτο τῃ ἀυτου ἀρετῃ ψυχην ἀγαθην ποιειν, ἀλλα τουναντιον, ψυχη ἀγαθη τῃ ἀυτης ἀρετῃ σωμα παρεχειν ὡς οἷον τε βελτιστον.

g) Ὁλην γαρ, οἶμαι, την τοιαυτην σιτησιν και διαιταν τῃ μελοποιιᾳ τε και ᾠδῃ, τῃ ἐν τῳ παναρμονιῳ και ἐν

πασι

glaube, wenn wir dieſe ganze Diät und Lebensweiſe mit den Melodien und dem Geſange, wie ſie im Panharmonion und in allen Takten gebraucht werden, vergleichen, ſo mag das nicht ſo ganz unrecht ſeyn. Wie ſollte es auch? erzeugt ja dort die Ueberladung Frechheit, hier hingegen Krankheit; das Einfache der Muſik aber in den Seelen Mäßigung, das der Gymnaſtik in den Leibern Geſundheit.“

Folgende ſei die ſchönſte und letzte Stelle über die Verbindung der Muſik und Gymnaſtik, daß ſie ein Ganzes bilden. Jede für ſich macht, die eine Weichlinge, die andre Barbaren.

„Diejenigen aber, lieber Glaukon, welche durch Muſik und Gymnaſtik zu erziehen beſchließen, thun dieß nicht, wie einige glauben, deswegen, daß ſie durch die eine den Leib, durch die andre die Seele bilden. — Aber wie denn? ſprach er — Sie ſcheinen, ſprach ich, beides vorzüglich der Seele wegen zu thun — Und wie? — Siehſt Du nicht

---

πασι ῥυθμοις πεποιημενῃ, ἀπεικαζοντες, ὀρθῶς ἀν ἀπεικαζοιμεν. Πῶς γαρ οὐ; Ουκοῦν ἐκεῖ μεν ἀκολασιαν ἡ ποικιλια ἐνετικτεν, ἐνθαυτα δε νοσον ἡ δε ἁπλοτης κατα μεν μουσικην, ἐν Ψυχαις σωφροσυνην, κατα δε γυμναστικην ἐν σῶμασιν ὑγιειαν.

nicht, ſprach ich, was für eine Geſinnung diejenigen annehmen, welche ihr Lebenlang mit der Gymnaſtik ſich beſchäftigen, die Muſik aber nicht anrühren? oder die, welche auch das Entgegengeſetzte üben? — Wovon, fiel er ein, ſprichſt Du? — Von dem Wilden und Rauhen, und dann von dem Weichlichen und Milden, ſprach ich — Allerdings, ſprach er, daß die, welche bloß die Gymnaſtik üben, zu wild werden, die aber, welche die Muſik, weichlicher, als ihnen gut iſt. — Und zwar, ſprach ich, dieſes Wilde möchte das Muthvolle der Natur entwickeln und, recht gebildet, Männlichkeit ſeyn, aber, zu ſehr angeſpannt, leicht zu rauh und unleidlich werden, wie natürlich. — So ſcheint es mir, ſprach er — Ferner das Milde wird nicht die philoſophiſche Natur daſſelbe haben? wenn man dieß noch mehr nachläßt, ſo wird es zu weich, wenn man es aber recht zieht, ſanft und liebenswürdig? — So iſt es — Wir ſagten aber, die Wächter h) müßten dieſe beiden Naturen haben — Ja freilich — ſie müſſen alſo beide mit einander verbunden werden — Was wollten ſie nicht — und bei dem ſie in Uebereinſtimmung gebracht ſind, deſſen

---

h) Φυλακες της πολιτειας, eine Art Ephoren, von deren Bildung er vorher geſprochen.

deſſen Seele iſt mäßig und männlich — Freilich — deſſen aber, bei welchem ſie zwieträchtig ſind, feig und plump — Ja wohl — Daher wenn einer die Muſik durch die Ohren wie durch einen Trichter ſeine Seele umflöten und umklingeln läßt mit jenen ſüßen und weichen weinerlichen Harmonieen, die wir eben nannten, und ſo ſein ganzes Leben, pfeifend und vom Geſange gekitzelt, fortfährt, ſo macht dieſer, wenn er etwas Muthiges hatte, ſolches zuerſt weich wie Eiſen und brauchbar aus dem unbrauchbaren und ſpröden. Wenn er aber raſtlos nie abläßt, ſondern erweicht, ſo zerſchmilzt er zweitens den Muth und bringt ihn zum Fluß, bis er ihn zerrinnen macht und gleichſam die Nerven aus der Seele ſchneidet und ihn zu einem weichlichen Kämpfer macht. — Allerdings, ſprach er — Und wenn ſie, ſprach ich, ſogleich eine muthloſe Natur ergreift, pflegt ſie dieß bald zu Stande zu bringen; wenn aber eine muthvolle, ſo ſchwächt ſie den Muth, macht ihn hinfahrend, von Kleinigkeiten ſogleich gereizt und gelöſcht. Jachzornig und gnitterig werden ſie aus Muthvollen, voll von Unleidlichkeit. — Ganz recht — Wenn nun einer ſich ſehr übt in der Gymnaſtik und tüchtig ſchmauſet, um die Muſik aber und Philoſophie ſich nicht kümmert, der wird, auch wenn er vorher keinen ſtarken Leib hatte, voll Selbſtvertrauen und Muth und männlicher, als vorher. — Allerdings — Wie aber? wenn er nichts anders thut, nie mit der Muſe umgeht, wenn auch in ſeiner Seele etwas von Lernbegierde war, wird es nicht matt, taub und blind, da es nie eine Wiſſenſchaft und Unterſuchung koſtete noch an irgend einem Unterricht oder an der andern Muſik Theil nahm, da alſo ſeine Gefühle nicht geweckt, nicht gebildet, nicht geläutert ſind? — So iſt es — Ein ſolcher wird, glaube ich, ein Feind alles Nachdenkens und den Muſen abhold. i) Mit einer Ueberzeugung durch Gründe hat er nichts zu thun und fährt wie ein wildes Thier mit Gewalt und Wildheit durch alles hindurch und lebt k) in Roheit und Unbildung ohne Gefühl für das Schöne und ohne Grazie — Es iſt ganz ſo, ſprach er — Für dieſes beides l) möchte ich ſagen, gab, wie es ſcheint, ein Gott

den

---

i) Μισολογος και ἀμουσος.

k) Ἐν ἀμαθιᾳ και σκαιοτητι μετα ἀρρυθμιας και ἀχαριστιας ζῃ.

l) Επι δυο όντε τουτω, ὡς ἐοικε, δυο τεχνα θεον ἐγωγ' ἀν τινα φαιην δεδωκεναι τοῖς ἀνθρωποις, μουσικην τε και γυμναστικην, επι το θυμοειδες και το φιλοσοφον. ὀυκ

επι

den Menſchen zwei Künſte, die Muſik und die Gymnaſtik für das Muthvolle und Philoſophiſche; nicht für die Seele und den Leib, es ſei denn als Nebenanſicht; ſondern dazu, daß ſie mit einander innig verbunden würden, gehörig angeſpannt und wieder erſchlafft — So ſcheint es, ſprach er — Wer nun die Gymnaſtik mit der Muſik auf das Schönſte miſcht und auf das mäßigſte der Seele mittheilt, von dem möchten wir wohl mit dem größten Rechte ſagen, er ſei der vollendetſte Muſiker und Harmoniſt, weit mehr als wer die Saiten mit einander zuſammen ſtimmt.“

Ich thäte freilich am beſten, die göttlichen Orakel dieſes großen Muſikers und Harmoniſten hier ſo ſtehen und ſie jeden ſelbſt deuten zu laſſen; doch will ich es wagen, den Hauptinhalt ſeiner vielbedeutenden Worte kurz zuſammen zu faſſen zur Ueberſicht und Vergleichung.

επι ψυχην και σωμα, ει μη ειη παρεργον. ἀλλ' ἐπ' ἐκεινω, ὁπως ἀν ἀλληλοιν ξυναρμοσθητον, ἐπιτεινομενω και ἀνιεμενω μεχρι του προσηκοντος. Και γαρ ἐοικεν, ἐφη. Τον καλλιστ' ἀρα μουσικῃ γυμναστικην κεραννυντα και μετριωτατα τῃ ψυχῃ προσφεροντα, τουτον ὀρθοτατ' ἀν φαιμεν εἰναι τελεως μουσικωτατον και ἐναρμοστατον, πολυ μαλλον, ἠ τον τας χορδας ἀλληλαις ξυνισταντα.

Er will den mythiſchen Unterricht des ſüßen Fabelmundes in den früheren Jahren, für das Jünglingsalter aber die Gymnaſtik und Muſik, jene für den Leib, dieſe für die Seele. Keinesweges ſoll dieſe Bildung und die Miſchung dieſer beiden Beſtandtheile dem Ungefähr überlaſſen werden, ſondern auf das genaueſte abgemeſſen ſeyn. Die gleichmäßige Uebereinſtimmung der leiblichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen ſcheint ihm das vollendete Bild eines Menſchen und Bürgers. Bei wem das ſich findet, der iſt ein größerer Harmoniſt, als wer alle Saitenſpiele zu ſtimmen verſteht. Wo dieſe Uebereinſtimmung fehlt, da iſt Verkehrtheit und Unheil. Ueberwiegen die gymnaſtiſchen Uebungen, ſo wird der Menſch leicht zu roh und ein trotziger Barbar; wird die Muſik mehr als recht geübt, ſo erſchlafft das Gemüth und der Leib wird mit ihm verweichlicht und entnervt, das Muthvolle in der Seele, das Starke im Leibe wird zerſtört. Doch deutet Plato an, daß die Seele nicht ſo ſehr durch den Leib gebildet, als nur im Gleichmaaß erhalten werde, wohl aber eine ſchöne Seele auch einen herrlichen Leib darſtellen müſſe: jene Meinung, vermöge welcher Sokrates den Stab vor Xenophon hielt. Am erſten könnten die Worte Muſik und Muſiker irre führen. Sie haben bei Plato eine viel weitere

tere Bedeutung, als bei uns; und eben dieſer Vielſeitigkeit wegen habe ich in der Ueberſetzung die Worte immer beibehalten, um ihn nicht undeutlicher zu machen, als er iſt. Nach ſeiner Weiſe nemlich, die Natur immer aus ihren Tiefen zu ſchöpfen, wo Poeſie aus Poeſie und Allegorie aus Allegorie ſteigt, iſt er ſehr vieldeutig, klar genug dem poetiſchen Sinn, verwirrt dem dialektiſchen Wortklauber. Μουσικη heißt ihm auf der einen Stelle, was wir mit demſelben Worte Muſik oder Tonkunſt nennen, wo der zarteſte Takt und die vollſte Harmonie, das Maaß alles Schönen und Guten, unmittelbar anklingt; auf der andern Stelle könnte man es durch Muſenkunſt überſetzen: es umfaßt jede edlere Kunſt und Wiſſenſchaft, wodurch der Menſch das Gefühl für das Schöne übt und mit der großen Muſik des Alls in Uebereinſtimmung gebracht wird. Manche trefliche Ideen über die eigentliche Muſik und ihre Einflüſſe auf den Karakter, über den Gebrauch des rechten Maaßes und Taktes, über die bildende Gewalt des Einfachen bei aller Bildung liegen in dieſen vielbedeutenden Worten mit eingewickelt. Doch auf einen Seitenblick des tiefen Sehers weiſe ich noch hin, weswegen er wohl das Wort Muſik für alle Seelenbildung gebrauchte. Er wollte wohl ſagen, es müſſe alles lebendig, mit vollem Klang und Maaß ins Gemüth gebracht werden, wenn es Leben und Kraft erzeugen ſolle. Wie ſieht es da mit unſern Schulen, Gymnaſien, Univerſitäten aus! Ach! des Todten ſo viel. —

Muſik und Gymnaſtik — dieß ſind Platos Disciplinen, einen vollen Mann zu bilden; aber damit ein freier Mann daraus werde, will er ſie frei und nicht ſklaviſch gebraucht wiſſen, nicht mit einer ſolchen Anſtrengung, die Leib und Seele ſtarr und ſo auch ſchlaff macht. Er erklärt ſich geradezu gegen das Erweichende in der Muſik und das Erſtarrende in der Gymnaſtik; es ſollen aus ſeinen Jünglingen keine empfindſamen Citherſpieler, keine plumpe Gladiatoren werden. Das Athletenweſen erklärt er für abgeſchmackt und der Geſundheit nachtheilig und geſteht, daß dieſe ungeheuren Leiber mit den getriebenen Muskeln und Nerven bei ungewohnten Strapazen und Verlaſſung ihrer Diät ſogleich hinfallen. Auch wir meinen dieß mit ihm und wollten darum bei den früheren Altern ſogar das Abſichtliche aller Unterweiſung und Zucht entfernen. Aber wer uns verſtanden hat, wird doch die Anfänge der beiden Disciplinen ſchon unter den vorigen Entwickelungen bei uns entdeckten. Des Knaben

freies,

freies, ungehemmtes Leben auf dem weiten Tummelplatze der Welt, ſein raſtloſer Trieb, ſich ſelbſt und ſeine Geſellen darauf herumzutreiben, giebt und macht ſo viele Uebung und Entwickelung des Leibes, als dieſe Jahre fordern. Durch das freie und luſtige Spiel der Natur und aller Elemente auf ihm, welche ihn ihre geheimen Myſterien ahnden laſſen, durch den Unterricht, der durchaus mythiſch, nicht das Lebendige tödtend ſeyn ſoll, hoffe ich, wird die Muſik des jungen Gemüthes, der luſtige Trieb eines ſchönen, männlichen Lebens nicht geſtört, ſondern mit Rhythmus und Wohllaut, mit dem Gefühl für alles Schöne gepflegt, wie es kann. Scheinen freilich kann und ſoll hier nichts vor gemeinen Augen, denn wir wollten ja eben mit dem Naturgeſetze in Uebereinſtimmung gehen, welches in dieſen Jahren nur das äußere Leben zeigt und die Entwickelung des innern vergräbt.

So empfangen wir denn den Jüngling, unverdorben, ungebrochen, unverkünſtelt, ſelbſt nicht verſtehend, was ihm begegnet, wann die große Kriſe in ihm vorgeht. Das Freie und Unbefangene des Knaben, das Unbeſtimmte verliert ſich auf der einen Seite, während die andere ſich mehr verdunkelt. Neue Begierden, gewaltige Gelüſte, ſelige

Götterträume und Fantaſien. Alles dieß ſoll gezügelt, beſtimmt, zur Klarheit und Wahrheit werden; ſelbſt das Tiefſte und Höchſte der göttlichen Anſchauung in ihm, ſelbſt die heiligen Geheimniſſe ſeines Buſens ſollen ihm bedeutender werden. Sein ſeelenvolles und ſchmachtendes Aug, ſeine leuchtende Stirn, ſeine bald glühenden, bald erbleichenden Wangen, ſein ungleicher Schritt, ſelbſt ſein Hang nach Einſamkeit ſagen, daß er jetzt mit edlen Dingen und Menſchen umgehen muß, damit aus allem dem regen und mächtigen Leben endlich nicht ein *Wüſtling* oder *Fantaſt* hervorgehe.

Ich brauche dieſe beiden Worte nicht ohne Abſicht; ſie bezeichnen die beiden gefährlichen Abwege, worauf gerade die edleren Naturen am leichteſten gerathen. Zwar giebt es eine große Zahl Jünglinge, welche entweder durch ein glückliches Temperament oder durch einen Gleichmuth der Mittelmäßigkeit, ungeleitet und unbegeiſtert und nicht gehalten durch einen höhern Trieb, durch dieſe Zeit der Gefahr gehen; aber nur dadurch, daß Gewohnheit und das alte Gleis ihr Haupttrieb wurden und keiner der gewaltigſten Triebe der Jugend bei ihnen anſprach. Je mehr Naturkraft aber, deſto gewaltigere Triebe und deſto größeres Bedürfniß der Zucht. Es kommt nun darauf an, wohin des Jünglings Natur beſonders durchbricht, ob auf das innere oder auf das äußere Leben fallend; nach beiden Seiten hin kann die Verheerung gleich groß werden. Wirft die ſprudelnde Ueppigkeit ſich auf das Aeußere, ſo kann ein Wüſtling, wirft ſie ſich auf das Innere, ſo kann ein Fantaſt daraus werden.

Der mächtigſte und ſüßeſte aller Triebe iſt der, ſo den Mann zum Weibe führt, das Siegel der Männlichkeit, des Muthes des Genius, was auch in mehreren Sprachen, je näher ſie der Einfalt ſtehen, ausgedrückt wird: ich erinnere an das teutſche Wort Muth im niederſächſiſchen Dialekt und an das griechiſche μηδος, μηδεα: Jemehr das Vermögen fehlt, deſto mehr Kälte, Feigheit, Schlaffheit; kein Genuß des Lebens, kein Gefühl für das Schöne, kein Hineinblicken in die Tiefen der Natur, des Lebens, der Zukunft; alles ängſtlich, gemein, unbedeutend. Fährt dieſer Trieb dahin, ungezügelt, ungehemmt durch einen edleren Stachel, den man in die Bruſt des Jünglings wirft, ſo geht die Blüthe ſeines Lebens ungenoſſen und fruchtlos unter, er wird ein Wüſtling. Eine andere Richtung nimmt die ſprudelnde Ueppigkeit der Jugend, wenn ſie ins Innere dringt. In dem Ueberſchäumen aller Begierden,

den, in dem Drange aller Gefühle, in den dunkeln Ahndungen und Träumen, die nun ſeelenvoller und anklingender kommen und gehen, kann der Reiz des unbeſtimmten Träumens ſo groß werden, daß der Jüngling endlich alle Klarheit haßt, daß er alles in einen trüben Strudel weichlicher Empfindelei hineinzieht, daß die Geſtalt des Lebens, die Blume der göttlichen Kunſt, das herrliche Licht der Wiſſenſchaft nie in ihm aufgeht. Er gefällt ſich in ſeiner Verwirrung und in der Verweichlichung und Verzerrung der innigſten und menſchlichſten Triebe. Bei ihm zerſchneidet die weichliche Fantaſie die Sehnen des Gemüthes eben ſo ſehr, als bei jenem der gemeine Gebrauch der Wohlluſt.

O du übertreibſt, ſchreit man rechts und links. Was ſoll das Predigen gegen Ausſchweifungen in der Wohlluſt? Was ſoll es wenigſtens auf dieſe Art? Wir ſehen Manchen, ja wir ſehen Funfzige und Hunderte, die mit den Jahren der Mannbarkeit begannen und bei ſolcher Diät ſiebenzig und achtzig Jahre alt wurden, troß deiner ätheriſchen Schwärmerei. Sie waren Leute, munter im Leben, wacker am Leibe, brauchbar in jeder Mühe und Gefahr. Du übertreibſt; man muß die Welt gehen laſſen, wie ſie kann, damit ſie uns gehen laſſe. Ei, antworte ich, das ſehe und ſah ich oft mit euch. Aber Exempel beweiſen nichts und eure Exempel am allerwenigſten. Auch leiblich ſah ich gewöhnlich hundert untergehen, wann ſich zwanzig bargen, und von dieſen zwanzigen, wie wenige, von denen man ſagen kann, daß ſie einer vollen elaſtiſchen Beweglichkeit, eines hellen Anklingens der Kraft und Geſundheit ſich freueten. Ich will euch auch ſagen, was ich ſehe an den ſogenannten Rüſtigen und Geſunden, welche die Jahre der Wohlluſt hingaben, welche einem höheren Leben der Kunſt, des Wiſſens und jedes zarten Gefühls geweiht ſeyn ſollten. Solchen Menſchen wird meiſtens der Leib ihr Gott; ſeine Pflege, ſeine feiſte Wohlbehaglichkeit iſt ihnen das Erſte. War Energie und Feinheit des Gefühls da, wie werden beide abgeſtumpft! es ſeien denn außerordentliche Naturen, die alles Schlechte immer wieder ausſtoßen, wie es ſich ihnen anhängt; aber ſelbſt den Werken und Thaten dieſer ſeltenen Günſtlinge der Natur ſieht ein ſchärferer Blick doch vielleicht an, daß ſie gewohnt waren, im Schmutz des Lebens ſich herumzuwälzen. Allen, die mehr für den gewöhnlichen Kreis des Wirkens gebohren ſind, mit gewöhnlich tüchtigen Anlagen und Kräften, allen dieſen klebt das Gemeine an, ſie ſchütteln es nie wieder ab. Das Hochgenialiſche, das Fliegende des Gemüthes, die Liebe des Schönen geht unter. Was iſt eine Welt ohne Schönheit?

heit? ein Herz ohne Liebe und Fantaſie? eine Sklavenruderbank, eine Welt voll Starrſucht und Schrecken. Freilich der Mann reinigt ſich wunderbar und ergänzt ſich wieder, aber dazu gehört die innerſte Kraft, und wer ſo frühe anfing ſie zu verſchwenden, bei dem konnte ſie ſich nie ſammeln. Jene Unſchuld und Liebe, von welchen wir ſo großes meinen und hoffen, iſt bei ihnen faſt auf immer dahin. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht dennoch aus ſolchen oft ſtattliche Männer wurden, die als rechtliche Bürger, als ſittliche Ehemänner und Hausväter ſich auszeichneten. Aber waren ſie glücklich? machten ſie glücklich? Das ſah ich nie, und wie ſollte es auch ſeyn können? Es fehlt ihnen die Gleichmuth und Ruhe, die dazu nothwendig ſind, es fehlt ihnen der fromme Blick über das Thun und Laſſen des Menſchenlebens, die höchſte Gerechtigkeit der Liebe, die für ſich und für andre mit weiterem Maaße miſſet, als das irdiſch beſchränkte Geſetz es darf. Wenige ſteigen höher, als zur Rechtlichkeit, weil ſie die verwilderten Triebe ſo viel diſcipliniren mußten. Jene liebende Toleranz züchtiger Gemüther, durch welches Wunder ſollte ſie ihnen kommen?

Was Du uns über die Fantaſten ſagſt, das begreifen wir nicht, am wenigſten von einem Menſchen,

der

der ein Erzfantaſt zu ſeyn und deſſen ganzes Syſtem auf Fantaſterei hinauszulaufen ſcheint. Giebt es etwas Süßeres, als dieſe Fantaſterei, als dieſes üppige Schwelgen mit Gefühlen, dieſer holde Wahn, den man ſo lange als möglich verewigen ſollte? Iſt nicht die ganze Welt ein Narrenhaus und eine elende Poſſe, ſobald man ſie mit klaren Augen anſieht? Iſt alſo nicht derjenige der glücklichſte, der ſich ſelbſt und die Welt mit allen ihren großen und kleinen Kleinigkeiten und Narrheiten in einen dunkeln Traum wickelt, der die Wolke des Gefühls über jedes Licht des Verſtandes wirft, das zu ihm will? — Dieß klingt ganz artig, aber wir wollen einmal den Wahn des Wahnslebens zerſprengen und ſehen, wie es dahinter ausſieht Es giebt eine Hurerei des Gemüthes, wovon die heilige Schrift ſchon ſpricht, ärger, als alle Hurerei des Leibes. Jene Unglücklichen, welche ganz verſinken in ihre leeren Träumereien, mit ihren ſchönen und himmliſchen Empfindungen, wie ſie ſie nennen, ſpielen, werden Schwächlinge und Narren zugleich, ja oft werden gar Buben daraus, welche den weiten und naſſen Dunſtmantel der weinerlichen Empfindelei gar bequem gebrauchen lernen, unerfahrne und weiche Seelchen verlockend und bethörend darin einzufangen. Ohne feſtere Nahrung, ohne das angezündete Licht des Verſtandes, ohne die geſtaltende Bildung des Gemüthes

müthes durch ein kühnes, energiſches Wollen zerfließen dieſe Träumer und entnerven den Leib noch mehr, als ſie durch körperliche Wohllüſte könnten. Der geſunde Blick in das Leben, die ruhige Ueberſchauung der menſchlichen Dinge, der Anblick der ewigen großen Nothwendigkeit ihres Zeitalters, worin auch ſie ſich halten müſſen, der reine Genuß der göttlichen Kunſt und Wiſſenſchaft, ſiehe! dieß alles muß ihnen fehlen. Nur das Weichliche und Geſtaltloſe, das Regelloſemuſikaliſche, dem gar keine Haltung unterliegt, behagt ihnen, das Angeſpannte und Ueberſpannte. Das fromme, ruhige Leben der Beſcheidenheit, die fromme einfältige Kunſt, die prunklos mit leichten Worten und ungekünſtelten Gliedern hintritt, reizt ſie nicht. So lange die Jugend und die erſte Fülle da ſind, geht es ganz leidlich, aber endlich ſtraft die Natur die Uebertretung ihrer heiligen Ordnung. Die Entnervung der Empfindungen wird dem verweichlichten Leibe fühlbar, keine Kraft drinnen, die Leere zu ergänzen, endlich eine fatale Dämmerung von der Verwirrung und Verkehrtheit und doch das Gefühl der Ohnmacht, ſich nun auf den Weg des geſunden und verſtändigen Lebens zurückzuhelfen. — Wer ſieht nicht alle Tage dieſe Verwirrten und wer bedauert ſie nicht mit mir? Sie ſind doch noch die beſten dieſer Klaſſe. Andre verſto-

cken

cken ſich und werden eitel und verachten alle Menſchen mit geſunder Kraft und klarem Weltaug als gemeines Gewürm. Ihr Leben iſt das volle und göttliche, ihr Leben, das immer wie ein Blinder und Trunkenbold dahin taumelt. Daß dieſe göttlichen und himmliſchen Empfindler, dieſe hohen Schwärmer große Buben und Heuchler ſeyn können und oft wirklich ſind, wird mir keiner abſtreiten, dem, wie mir, alles Nächtliche verdächtig iſt.

Ich habe dieß mit Fleiß ausgemahlt, denn kein Unkraut wuchert üppiger, keines hat weniger durch alle Aetzmittel der Satyre und durch alle Renommiſterei der Revolutionen vertilgt werden können, als grade dieſes. Es iſt hier nicht aus einander zu ſetzen, daß und warum diejenigen, die ſich nicht mit dem Gemeinſten begnügen, ſondern zu einem höhern Genuß emporſteigen wollen, bei uns Nordländern ſelten den richtigen Takt in der Kunſt und den heiteren Blick ins Leben gewinnen; aber das weiß ich, daß dieſe empfindelnden Halbäſthetiker, die alles ſo gern mit den feinſten und zarteſten Fühlſäden antaſten möchten, unſer Lebensglück am meiſten zerſtört, unſre Kraft am wirkſamſten gelähmt haben. Theils haben ſie aller Pöbelhaftigkeit und Gemeinheit gewiſſermaßen Recht gegeben, welche behaupten, nur im alltäglichen ſchläfrigen und knechtiſchen Genuſſe des Irdiſchen liege das einzige Glück, indem das, was ſie dagegen als das Höhere und Größere zeigten, allerdings als das Geringere und kleinere erſchien, theils haben ſie ſich nur zu ſehr der ſchöneren Hälfte des Menſchengeſchlechtes bemächtigt, der Weiber, welche ſo gern im Gefühl leben und darin leben ſollen, welchen aber die volle Gediegenheit und Kraft des Mannes im Handeln und Empfinden begegnen ſoll, daß ſolches Gefühl ſeine Haltung bekomme; theils haben ſie, die nirgends durchdringen, ſondern nur allenthalben hinſpielen, uns das ganze Leben halbirt, denn am Ende iſt die Menge der Verrückten, die einen Schein von Begeiſterung haben, doch wirkſam. Wohin man ſieht, was man ſprechen und vorleſen hört, welch ein Gewimmel von Halbwahrheiten, unreifen Sentenzen! welch ein elendes Geklingel mit dem Schönen und Edlen, wie ſie es meinen! welch eine Menge von Tugenden und Laſtern, aus gleichgültigen Dingen gemacht, die nur durch ihre Manipulation Sünder geworden ſind! Da liegt unſer größtes Verderben, die Schwierigkeit der wenigen Verſtändigen und Beſcheidenen, ſich unter ſo vielen Erkünſtelten und Erlognen zu halten, wenigſtens glücklich zu halten. Dieſe Wuth der entnervten und entnervenden

Ueberſpannung iſt in unſer alltäglichſtes Leben, auf unſre Tiſche und in unſre Häuſer übergegangen, iſt bis in unſre Kleider und Schuhe gefahren. Man fühlt ſich endlich nach langem Kampfe ermattet in der Verwirrung, wo nirgends Anfang noch Ende iſt, weil man den Urſprung des Unheils verlohren hat; man ergrimmt und beißt ſich wie die Schlange in den Schwanz des ſelbſtgeſchlungenen Zirkels, bis man auch dieſen heiligen Zorn verlernt und mit den Tröpfen und Thoren auf der matten Woge des Tages ſo hinſchwimmt.

Ich will alſo Zeit haben, den Jüngling zu üben, daß er die folgende Zeit tragen könne. Beides für die Länge und Tiefe des Lebens ſoll er die paar Jahre reichlich dadurch gewinnen, welche ihm von dem Eintritt in die bürgerliche Laufbahn genommen werden. Ich weiß ſo gut, wie ein anderer, wie es mit unſern Einrichtungen und Vorurtheilen auch in bürgerlicher Hinſicht ſteht, wie in unſrer kahlen Welt alles mehr nach der Maſſe, als nach der Kraft berechnet wird: aber ſoll ich darum doch um Flitter die hellen Sonnenſchimmer verdunkeln? ſoll ich das herrlichſte Gut des Menſchen, ein freudiges Daſeyn für Knechtſchaft hingeben? Denn wer in den Jünglingsjahren nicht brav gerüſtet ward, der wird hinfort in Knechtsgeſtalt einhergehen, auch wenn er alle Dekorationen der Größe auf ſeiner Bruſt zuſammengenähet trägt. Es iſt ein kindiſches Zeitalter, welches alles übereilt, in der Blüthenzeit die Früchte pflücken möchte und dann doch über den elenden Früchten weint, daß die Blüthenzeit dahin iſt. Es giebt Bäume, welche Blüthen und Früchte zugleich tragen, und ſolche möchten wir ziehen. Man läuft durch das Leben wie ein Geängſteter auf der Flucht, man läuft zu dem Manneszuſtand auch bürgerlich, als wenn nicht jedes Alter ein Leben der Kraft und Wonne wäre. So ſehen wir Officiere, von welchen man fragen kann, ob ſie am Schwerdte ſitzen, oder das Schwerdt an ihnen; ſo ſehen wir Richter und Docenten im Flaumenbarte, die bei aller Gelehrſamkeit nie die Kraft des kühnen Mannes, das Aug des einfältigen Sehers gewinnen.

Gymnaſtik und Muſik — ſchon hat man begriffen, was die Worte bedeuten, wenigſtens geahndet, was ſie mir bedeuten ſollen. Die allgemeinen Grundriſſe zu zeichnen iſt leicht, aber die Ausfüllung und Ründung, daß es in allen Theilen als ein vollendetes Werk da ſtehe und durch Leichtigkeit und Kraft gefalle, das iſt ſchwerer, als ich ſelbſt anfangs glaubte. Ich habe die einzelnen

Theile geordnet vor mir, die Bruchſtücke überdacht und klaſſificirt; nun erſt erſcheint mir die ganze Schwierigkeit der Zuſammenſetzung, daß nichts wiederholt, nichts müſſig, nichts an der unrechten Stelle ſtehe, daß die Beleuchtung gehörig auf das Ganze falle, und — was bei jedem Werke das ſchwerſte iſt — daß das Einzelne gerade auf den Punkten das hellſte Licht habe, wodurch es zu einem Ganzen zuſammen verbunden wird. Der Mahler durch den Pinſel, der Bildhauer hat vor dem Mahler durch die Feder den großen Vortheil, daß er die ſogenannten Nebenwerke, die erklärenden Seitenſtücke als allegoriſche Andeutungen, als mythiſche Basreliefs irgendwo anbringen kann, ohne daß ſie den Eindruck des Ganzen ſtören. Wer aber ſo vieles hat, was dargeſtellt werden ſoll, was aber nicht wie bei den Gemählden neben einander, ſondern nur nach einander dargeſtellt werden kann, der muß, ſelbſt wenn er der fertigſte Künſtler in der Mechanik des Stils iſt, wenigſtens bei jedem Theilchen, ſo wie es zum Ganzen verbunden wird, die Häkchen und Stifte der Verbindung ſehen laſſen, wie klug er es übrigens anfangen mag. Weil ich das pedantiſche Wiederholen und die langen Ein- und Uebergänge eben ſo überflüſſig und langweilig, als zweckwidrig halte und die Kürze mein erſtes

Geſetz iſt, ſo werde ich zuerſt die Haupttheile nach ihren Hauptanſichten gedrängt in einander ſchieben und dann die mehr aus einander geriſſenen Nebentheile hinſtellen, die meiſtens nichts anders als eine Kritik ſeyn werden über einige große Arkana, welche die neuere Zeit als die liberale Bildung des Jünglings vollendend und alle andre Disciplinen entbehrlich machend angeprieſen hat.

Ich fange in der natürlichſten Ordnung mit der Muſik an, nicht als wenn zwiſchen Muſik und Gymnaſtik ein Erſtes und Letztes der Rangordnung wäre, ſondern weil ich nach der Muſik meine Gymnaſtik erſt werde erklären können. Ich werde das Wort Muſik, weil wir es einmal angenommen haben, immer in dem Platoniſchen Sinn gebrauchen, wo es alle Seelenbildung bedeutet, alles, was eines humanen und philoſophiſchen Menſchen würdig iſt, was Plato mit Einem Worte το φιλοσοφικον nennt. Zuerſt aber Einiges über Muſik im engeren Sinn, oder über die Tonkunſt.

Auch der tiefe und allegoriſche Plato, der alles immer in vollen und vielbedeutenden Geſtalten hinſtellt und dieſe als Götterbilder in ihren heiligen Schatten aufſteigen und vorüber wallen läßt, ohne für gemeine Augen die letzte Hülle abzuziehen, hat

einige

einige merkwürdige Winke und Rückblicke auf die Tonkunſt und auf den Einfluß, welchen ſie auf die Sitten hat. Er eifert gegen die lydiſchen und halblydiſchen Tonarten und nennt ſie weinerlich m) und weibiſch; die doriſche und phrygiſche dagegen ſeien einfach und voll und für Männer und Krieger gemacht. Auch die vielſeitigen und zu künſtlichen Inſtrumente will er in ſeinem Staate nicht dulden, wo ſtille und männliche Sitten herrſchen ſollen. Die einfache Leyer und Cither behält er, die Flötenſpieler, als Verweichlicher der Gemüther, treibt er aus. Trefflich ſind ſeine Ideen über den Takt bei Tänzen, er ſei wohlanſtändig und vermeide die bunten und mannichfachen Wendungen. n) Auch bei den Mimen und Mythen beſtimmt er ſorgfältig, welche Karaktere und Darſtellungen gefahrlos von der Jugend geſpielt werden können. Uns kömmt dieß wunderbar vor. Lykurg, Pythagoras, Plato, Ariſtoteles und andre groſe Weiſe und Staatsmänner des Alterthums ſahen die Muſik als etwas ſehr weſentliches an bei ihren Verfaſſungen und meinten, daß ihre Einflüſſe auf die Milderung wie auf die Verweichlichung der Sitten außerordentlich ſeien. Wir

---

m) Ἁρμονιαι θρηνωδεις.

n) Ποικιλας και παντοδαπας βασεις.

haben nicht nur von den Meinungen dieſer großen Männer gültige Belege, ſondern auch Erzählungen von wunderbaren Wirkungen der Muſik, welche uns unglaublich dünken, und wirklich von wenigen geglaubt werden. Mir iſt es lange gegangen, wie allen andern Neueren. Wenn ich gleich nie ſehr zu den Ungläubigen gehört und meiſtens die Alten, wenn ſie von Menſchen, Sitten und Künſten ſprechen, wahrer gefunden habe, als uns, ſo habe ich doch vieles für übertrieben gehalten, ſo wie mir der Geſetzgeber Angſt vor der Tonkunſt kindiſch und ihre Verbote lächerlich däuchten. Aber wir wollen ſehen. Unläugbar hatte bei ihnen die Muſik eine höhere Würde und Bedeutung, als ſie bei uns bekommen kann. Sie hing unmittelbar mit der ganzen Verfaſſung zuſammen, wo Sitten, Religion, Feſte und Spiele lebendig in einander eingreifen, nicht zuſammengemodelt oder zuſammengezwungen waren, wie Zufall und Unverſtand dieß leider bei manchen unſerer Staaten gethan haben. Bei ihren Feſten, bei ihren Spielen, bei den großen Chorägien zu Ehren der Götter, bei den kriegeriſchen und religiöſen Tänzen hatte die Muſik eine Hauptrolle. Man ſieht, wie alles dieß zu den Sitten gehörte, wenigſtens innig in ſie einfloß, und wie alſo die Geſetzgeber dieß im Auge behalten mußten, welche

gute

gute Sitten, d. h. einen guten Staat, wollten. Aber iſt denn bei uns die Muſik tonlos und herzlos? denn iſt ſie dieß nicht, ſo muß ſie durchaus auf den Karakter und die Sitten wirken. O das iſt ſie gewiß nicht, wir ſind nur die Thörigten, die nichts Ernſtes begreifen. Auch wenn ich unſre kalte nordiſche, ſo wenig reizvolle und muſikaliſche Welt näher anſehe, wenn ich nachdenke über Erſcheinungen, die ſich täglich unter uns zeigen, ſo wundre ich mich nicht mehr. Etwas rechne ich zuerſt auf die größere Lebendigkeit und Erregbarkeit eines Kleinaſiaten, Griechen, Italiers, auf das Klimatiſche; dieß konnte wenigſtens den Schein auffallender und greller machen: aber das Meiſte muß ich rechnen auf den geſünderen Blick, auf den höheren Ernſt, mit welchem die Alten das Spiel menſchlicher Empfindungen anſahen, auf das Bedeutende, was ſie für alles in allem fanden. Trotz aller unſrer Pſychologien und Mikrologien ſehen wir in unſrer Seichtigkeit über alles hin, und das Wahrhaftmenſchliche bleibt uns ein Räthſel.

Es iſt bei uns eine angenommene Erfahrung, worüber keiner mehr ſtreitet, daß das Künſtlervölkchen und alles, was ſich zu ihnen zählen kann, locker und loſe in ſeinen Sitten iſt; man meint auch wohl, ſie können nicht anders ſeyn, und geſteht ihnen gewiſſermaßen das Recht zu, ſo zu ſeyn. Es iſt ein Poet, ein Muſikus heißt faſt daſſelbe als: es iſt ein leichter Geſell. Man ſagt, diejenigen, welche mit dem Zarteſten und Heiligſten ſpielen ſollen, was die Menſchheit hat, ſind ſchon von der Natur ſo vielſaitig und leicht anklingend gebauet, daß ſie wie die dünne Luft und der Blüthenduft des Frühlings fliegen, wie Winde und Waſſer in mancherlei Formen und Zitterungen zerfließen; ſie können und ſollen das Feſte nicht haben, wodurch die Reinheit der Sitten ſich behauptet. Man ſagt weiter, das ewige Mannigfältige, womit ſie bildend ſpielen, ehe es zur beſtimmten Geſtalt, ehe es zu einem göttlich vollendeten Werke wird, der Wechſel der Empfindungen, der glühende Reiz des Schönen bringe in ihnen ſelbſt eine ſolche Beweglichkeit und Weichheit der Natur hervor, daß ſie zu allem, was ſie reize, unwiderſtehlich hingezogen werden und unmöglich ihres Gemüthes Herr ſeyn können. Ich läugne mit denen, die ſo meinen, die größere Beweglichkeit und Leichtigkeit ſolcher künſtleriſchen Naturen nicht, aber ich läugne, daß die Kunſt jede Auflöſung des Feſten, jede Verweichlichung des Starken zur Folge habe. Ihr Weſen iſt, zu beruhigen und zu beſänftigen; das Gemüth und die Sitten zu mil-

mildern und zu verſchönern, die Barbarenhaut von uns abzuziehen. Wir wiſſen, der rohe und gemeine Menſch, zu deſſen Ohr und Bruſt keine Muſe Zugang hat, der Barbar iſt das unſtäteſte und leidenſchaftlichſte Weſen; je milder und ruhiger der Menſch geworden, je mehr der ſtille Zauber der Muſik und Poeſie aus der ganzen Natur in ihn eingeht und von ihm wieder über die ganze Natur ausgeht, deſto mehr iſt er eines gleichförmigen, heiteren Lebens fähig, deſto mehr iſt er fähig, glückſelig und ſittlich zu ſeyn. Nur das Gemeine der Kunſt, oder vielmehr das Gemeine, was ſich bei verkehrter oder halber Kunſtübung anſetzt, wenn Eitelkeit und Empfindelei dazu kömmt, nur dieſes elende und prüde äſthetiſche Weſen, was ich die ſchlimmſte Krankheit des Zeitalters nennen möchte, iſt allerdings am geſchickteſten, das Ruhige, das Poetiſche und Philoſophiſche der Natur zu zerſtören und aus der ſtillbrennenden Flamme ein kümmerliches Flackerfeuer zu machen. Ich will nicht ganz abläugnen, daß unter Künſtlern und Dilettanten ein Haufe leichten Geſindels vormals geweſen und noch ſei. Schon Plato klagt über die Weichlichkeit der Flötenſpieler und Verſemacher und wir müſſen geſtehen, was wir täglich ſehen. Aber es wäre ſchlimm, wenn dieß in dem Weſen der Kunſt läge, und nicht vielmehr in einer einſeitigen Bildung, worüber eben

Plato ſchilt, daß das Weiche durch die völlige Abweſenheit aller Gymnaſtik des Leibes und Gemüthes obſiege; welches letztere wohl vorzüglich in der neueren Zeit ſeyn möchte. Wer aber in der Kunſt bis zum Kern durchgedrungen iſt, wer in ihr die ewigen Bilder aller Dinge ſiehet, nach welchen alles geſchaffen worden, wer das höchſte Maaß und die ſchönſte Form in der reinſten Nacktheit zu ſchauen würdig geworden, der muß durchaus das Niedrige und Gemeine fliehen. Ich erinnere hier nur an das Leben eines Plato, Aeſchylus, Petrarca, Arioſto, Correggio, Göthe, Garrick, Haide, ſo viel wir von dieſen Herrlichen wiſſen. Da iſt doch wohl Haltung und Kraft im Leichten? Denn das Leichte und Bewegliche, was nicht fällt und zerfließt, gehört gerade zum höchſten Menſchlichen: jenes Strenge und Erſtarrte des Karakters, was wir Nordländer oft Feſtigkeit und Größe des Gemüthes nennen, iſt nur eine zweite Barbarei, die alles Schöne und Weiche mit Elephantenfüßen niedertritt und das Gras höher achtet, als die Blume, weil es gegeſſen werden kann.

An ſich ſelbſt alſo haben die Muſenkünſte nichts in ſich, was das Gemüth zu verweichlichen und zu entnerven diente. Nur durch einſeitige Uebung, nur durch Vernachläſſigung des Stärkenden und Haltenden, durch die Nichtübung des Leibes und der Denk-

kraft

kraft reißen ſie zu einer ſchwelgeriſchen Ueppigkeit und Auflöſung hin; nur durch das Alberen und Kindiſche unſers Zeitalters ſind ſie zu gemeinem Sklavendienſt, zu einer Klingelei und Schattenſpielerei vor den gemeinſten Lüſten erniedrigt. Von allen Muſenkünſten greift keine ſo ſehr das Selige und Innerſte des Gemüths an, als die Muſik, keine iſt alſo gefährlicher. Ich ſehe es alſo immer mit Angſt und Mitleid, wenn ein Knabe oder Mädchen in dieſer gefährlichen Kunſt eingeweiht werden ſoll, weil ich ſehe, was die meiſten, ſo ſie üben, für Menſchen ſind. Weil ſie nie bis zum einfachen Maaße des Schönen drangen, das vor allen Künſten klar in der Muſik liegen muß, weil ſie alle Töne mehr als Nervenkitzler und Empfindungserreger, denn als orpheiſche Anklänge und Ueberklänge zum großen Weltmaaße brauchen lernten, ſo mußten es freilich mürbe, flatterhafte und zugleich ſeichte Geſellen werden, welchen für die Schönheit des Weltalls und für die Zauber aller andern Künſte durch das ewige Geklimper doch nie die Bruſt aufgeſchloſſen ward. — Und welchen Händen übergiebt man die Jugend?. meiſtens kümmerlichen Stümpern, die in ihrer Kunſt höchſtens Handfertigkeit haben, aber mit dem Zeitalter in dem weichlichen und weinerlichen Geklingel und in allen den flachen Modetönen des Tages leben, die faſt nie, auch wenn ſie die edleren

Werke

Werke der Tonkunſt fühlen können, eine Idee haben von dem Reinſittlichen und Schönen, was in ihr liegt. Noch einmal werden wir uns hier wundern über die Sorgfalt der Alten mit den Tonarten und Inſtrumenten, über die Aengſtlichkeit, welchem Muſiklehrer ſie das zartbeſaitete Herz der Jugend übergeben ſollten. Sie wollten für die Jugend durchaus das Einfache und Natürliche der Töne, den ruhigen männlichen Schritt des Taktes; ſie ſollten ſich in aller Eurythmie und Harmonie feſtſetzen, ehe ſie ſich an die weichen und üppigen Töne der Liebe, des Taumels, der Zärtlichkeit wagten. Wir ſehen an ihnen, was wir thun ſollen. Hermes mag ſo ganz Unrecht nicht haben mit ſeinem Univerſalmittel, die Keuſchheit einer Jungfrau zu bewahren, indem er ſie die lateiniſche Grammatik und den Generalbaß lehrt. Jedes Maaß giebt Haltung; warum legen wir die Regel an, wenn wir Thürme und Palläſte für Jahrhunderte bauen? Nach unſrer jetzigen Sorgloſigkeit laſſe man mir das Knabenalter noch fern von aller Muſik, weil ſie durch die Vieltönigkeit und das Unmaaß grade das geſchickteſte ſeyn würde, alles Maaß im Gemüthe und alles höhere Kunſtgefühl auf immer zu zerſtören. Aber mit der rechten Methode mag auch jeder meiner Buben ſchon von dem achten, neunten Jahre an in der Tonkunſt geübt werden, wenn er Talent dazu hat.

Man nehme die einfachen und männlichen Melodien, die großen Tonarten und übe dieſe mit ihm bis zur Fertigkeit. Welch ein ſicherer Griff des Schönen, welch ein ruhiger Takt der Empfindung, welch ein herrliches Ebenmaaß des Sinnes und Gedankens für alles Schöne und Große wird ſtill keimend in ihm aufſproſſen! Wie wird das Zarte und Sanfte der Menſchennatur dann nicht weggewaſchen und weggeſpielt, ſondern zugleich geſchmeidigt und geſtärkt werden, gleich einem elaſtiſchen Stahl, der nach tauſend Richtungen gebogen werden kann, aber immer nur Eine Richtung hat, wohin er, frei gelaſſen, zurückſpringt! Was dem Knaben dem Scheine nach nur eine ſchöne Fertigkeit war, das wird dem Jüngling eine ſchöne Kunſt, wodurch er gleich Pythagoras ſtummen Zöglingen für alle Arbeiten und Uebungen des Tages ſein Gemüth ſammelt und beruhigt, wodurch er für alles Schöne das ſichere und mäßige Gefühl bewahrt, wodurch für das höchſte Schöne, für die göttliche Welt und ihre Wunder ihm ewig friſch der Sinn aufgeſchloſſen wird. So meinten die Alten, ſo ſprach Pythagoras von dieſer Kunſt. Warum ſollte ſie ihre Geheimniſſe und Zaubereien verloren haben? Iſt der Knabe ſo in ihr geübt werden, hat er das ruhige Maaß ſo in ſich befeſtigt, ſo kann der Jüngling nicht zur gemeinen Klimperei und ſündlichen

Weich-

Weichlichkeit des Zeitalters übergehen, er kann die Schönheit, die er einmal lieb gewann, die himmliſche Geliebte, nicht mehr verlieren. Es ziemt dem Ungeweihten nicht, von den geheimen Myſterien der göttlichſten Kunſt mehr zu ſchwatzen. Er hat angedeutet, was die Beſten und Weiſeſten der alten und neuen Zeit von ihr fürchteten und hofften; ihre großen Geſetze und myſtiſchen Formen erſcheinen nur als dunkle Ahndungen vor ſeinem Blick.

Die Muſik im engern Sinn haben wir als Einleitung, als bedeutende Vorrede zu unſrer großen Muſik oder zur ganzen Seelenbildung vorübergehen laſſen. In ihr liegt der geheime Sinn unſrer ganzen Weltbildung und mithin auch der Menſchenbildung lieblicher verborgen. Wir haben den Geiſt unſrer Bildung ungefär angedeutet; man kann das Geiſtige nicht dickleibiger und handgreiflicher hinſtellen, als es iſt. Jetzt alſo von der großen Muſik und ihren Theilen, was dazu gehört und wie es ungefär in des Jünglings Seele gebracht werden ſoll.

Der Jüngling iſt anders, als der Knabe. Er iſt aus der Puppe des Nichtbewußtſeyns heraus und hat den erſten Blumenſtaub von den höher geſchwungenen Flügeln geſchüttelt. Es ſcheint ein ganz veränderter Zuſtand, er iſt es auch, doch ſind Grade da.

Das unterirdiſche und irdiſche myſtiſche Leben des Knaben verwandelt ſich bei den höheren in eine unterirdiſche Myſtik. Auch dort wandeln in Nebel gehüllte Götter, und dort fliegen unbekannte und entzückende Geſtalten vorüber, auch dort zaubern Träume, Bilder und Weſen vor unſern Blicken hin, die wir im gemeinen Erdenlichte nicht erblicken. Dem Jünglinge wird ein ſchärferes Aug für Vieles, aber Vieles auch tritt für dieſes ſchärfere Aug wieder in dunklere Schatten. Der Gedanke und Begriff dürfen ihm nahen, ja ſie ſollen ihm nahen; aber wie? Etwa wie in unſern gewöhnlichen Schulen und Kompendien, wie ſcheußliche und finſtere Anatomen, die den Wunderbau der Welt nur an Skeletten zeigen können? Nein, ſie ſollen eine freundliche Geſellin mitbringen, die züchtige Muſe ſoll ſogleich den Schleier wieder zurecht legen, den ſie lüpften, und in tiefer Poeſie ſoll der Gedanke als ein blumenbekränzeter Jüngling, als der ſtolze Chorágos der mündigen Menſchheit die blühende Welt zeigen. Der Jüngling iſt aus der Puppe des Nichtbewußtſeyns heraus, aber ſein Bewußtſeyn ſoll nie die nackte Klarheit erhalten, womit unſre Denker und Grübler oft ſo eitel als arm prahlen — jene Klarheit, die alles armſelig, einzeln, entſeelt und todt zeigt, wobei das Herz verarmt und der Kopf leer iſt. Weil das Leben und die Kraft und Haltung des Menſchen im Leben uns das Größte iſt, weil wir für dieſes Leben alles thun wollen, ſo müſſen wir die Welt lebendig erhalten, daß der Menſch darin lebendig und friſch ſei und bleibe, auch noch bei grauem Haare.

Bei dem Knabenalter ſagte ich, daß man ſelbſt jenes Manches lehren könne, daß es aber ziemlich gleichgültig ſei, was es lerne, daß alles allein auf das Wie dieſes Lernens ankomme. Was ich für die Muſik des Jünglings durchaus verlange, iſt folgendes: *die griechiſche und lateiniſche Sprache, die alte Geſchichte und Geographie im weiteſten Umfange, die großen Grundlehren der mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Geometrie, Aſtronomie, Phyſik, die großen Umriſſe der neueren Geſchichte.* Was ſonſt von neueren Sprachen und einzelnen hiſtoriſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften in dieſer Zeit noch gewonnen und geübt werden kann, wenn es ſchon theils im Knabenalter begonnen und gewonnen iſt, das läßt ſich hier nicht weiter ausführen und beruhet auf individuellen Verhältniſſen und Umſtänden. Zwar wird man mir einwenden, ſchon dieſes ſei zu viel für ſo wenige Jahre, aber das iſt es nicht. Freilich bei unſerer gewöhnlichen Weiſe wird alles leicht zu viel, weil man im Anfange kein

Maaß

Maaß hielt, ſondern verwirrt und verwirrend die rohe Maſſe auf das junge Gemüth ſchüttete und es überſchüttete. Aber die aus ſolchen Knaben Jünglinge werden, haben Adlerflügel und nichts iſt ihrem ſtolzen Streben unerreichbar. Denn dieſe Zeit ſoll nicht mehr ohne Arbeit ſeyn, nur daß die Arbeit nicht als Arbeit, ſondern als Luſt gefühlt werde. Die volle Kraft iſt beiſammen; auf die rechte Weiſe angegriffen iſt ſie unzerſtörbar. Der Jüngling kann ſchon verſtehen, was der Knabe nicht darf, des Schickſals herrliche Gewalt auf Erden kann ihm gezeigt werden, ein Vorgefühl der Kämpfe, die ſeiner warten. Man kann ihm ſagen, Du mußt arbeiten, auf daß Du ſtehen könneſt als ein Mann; aber das Herrliche, worin dieſe Arbeiten ihn halten und üben, wird ihn keine Pein der Arbeit fühlen laſſen; im ſtetigen, gleichmäßigen Wechſel, wie künftig des Mannes Leben ſeyn ſollte, wird ihm nie Ueberdruß kommen. Selbſt bei ſolchen nothwendigen Uebungen, wo das Gefühl der Mühe unvermeidlich iſt, wird er herzhaft und geduldig ſeyn, von einer höheren Begeiſterung gehalten.

Das Erſte in unſrer Muſik alſo, was nie fehlen darf bei einer edlen und freien Bildung, ſind die griechiſche und lateiniſche Sprache und die alte

Geſchichte und Erdbeſchreibung. Wer ſie mit dem rechten Geiſt ergriffen und verſtanden hätte, der möchte uns faſt vollendet heißen für alle künftige Bildung, welche durch die Welt, die Wiſſenſchaften und die ſchönen Künſte durch das ganze Leben fortgehen ſoll. Man hat ſich in manchen Zeitaltern und auch wohl noch in dem neueſten über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit dieſer alten Dinge, wie ſie einige ſpöttiſch nennen, bei der Jugendbildung geſtritten. Gar viele meinen, es ſei bloße Pedanterei, die ſie noch jetzt über Gebühr empfehle, veraltetes Vorurtheil, was, ſelbſt alt, lieber das Alte behalte; es ſei weder für Kunſt noch Wiſſenſchaft bei den Alten ſo viel zu holen, als man vorgebe; die Modernen haben ſie nicht allein erreicht, ſondern in den meiſten Punkten ſogar übertroffen, und nur Angewöhnung ſetze die Meiſterwerke eines Raphael, Michel Angelo, Taſſo, Voltaire, Milton, Göthe hinter Homerus, Sophokles, Pindar, Phidias und Apelles. Auch was man von den Verfaſſungen und Geſchichten der alten Welt, von ihren Philoſophen und Staatsmännern prahle, glänze höchſtens durch den Schimmer der ungeheuern Zeitenlänge und durch die Blendung der Fata Morgana der Einbildung, die um alles ihren erhöhenden Heiligenſchein werfe. Dieſe

erſten

erſten ſind die gemeinen Halbwiſſer und die franzöſiſch gebildeten Schöngeiſter der Zeit. Andere erklären das Studium des Alterthums überflüßig aus einem andern Grunde; dieſe möchte ich Großhändler der neuen Welt nennen. Sie ſehen die ganze Welt als ein großes Magazin an, welches zu füllen eines jeden Chriſten und Nichtchriſten Pflicht iſt: was nicht unmittelbar für Kehle und Magen dient, was wenigſtens nicht dient den Apparat der Kehlen und Magen zu produciren und zu bewahren, das iſt ihnen geradezu unnütz. Der Miſt riecht ihren Naſen lieblicher, als die Blume; er düngt den Acker. Solche Menſchen ſtehen zu weit von uns, als daß ihnen geantwortet werden könnte. Es würde nur einen Streit geben, worin beide Recht behielten.

Die griechiſche Sprache geht der lateiniſchen vor, ſie mögen beide ſchon im Knabenalter geübt ſeyn, oder nun erſt angefangen werden. Sie geht etwas voran, weil ſie uns näher ſteht, als Menſchen, die lateiniſche näher als Bürgern. Selbſt bei den mit der lateiniſchen verwandten Sprachen ſehe ich keinen dringenden Grund, warum mit ihr angefangen werden ſoll. Als erſte Grundlagen alles höhern Unterrichts und als ſeelenbildend hat die griechiſche unendliche Vorzüge vor der letzteren, ſo wie die griechiſche Nation vor der römiſchen. Weil in dieſen beiden Sprachen der Karakter und die Geſchichte der beiden Völker auf das ſprechendſte ausgedrückt iſt, ſo will ich die bezeichnenden Grundlinien von beiden ziehen, wie wir ſie in ihren Werken und Thaten kennen.

Der Grieche war unter einem glücklichen, faſt ewig heiteren Himmel gebohren, und bewohnte ein Land, reich an Hülfsquellen, reich an Küſten und Meeren, aber doch nicht ſo fruchtbar, daß es faule Menſchen begünſtigte. Die gehörige Miſchung des Milden und Starken, des Rauhen und Weichen war in der Natur, doch zeigte ſie immer doppeltes Leben gegen einfachen Tod. Die Natur von innen und außen forderte dieſes Volk zu immer munterer Thätigkeit auf und gab ihm eine Vielſeitigkeit, eine Beweglichkeit, zu oft eine Schlüpfrigkeit, die durch nichts Fremdes gehalten werden konnte, aber ſich ſelbſt hielt; Ein' Karakter des Landes und Volkes, den wir auch bei der türkiſchen Barbarei noch übrig finden. Glücklich war dieſes Volk aber auch vor vielen andern. Freilich möchte es uns einbilden, es habe ſeine Götter, ſeine Feſte, ſeine Geſetze ſelbſt erfunden und ſich gegeben, ſo wie es, keinem andern entſpringend, aus dem eignen Boden gewachſen ſeyn wollte; aber das können wir ihm nicht glauben. Es muß geſtehen, daß es vieles von Süden her empfangen hatte, von den Aegyptern, Phöniciern, Aſiaten. Manche Künſte, wenigſtens mechaniſche Kunſtfertigkeiten, manche Gewohnheiten, Geſetze, Gottesdienſte erhielt es alſo von Fremden, wenn dieſe gleich ausgebildet und geſtaltet wurden nach dem Lande und Volke. Aber daß ſie geſtaltet werden konnten, war dieß nicht glücklich? Hätten ſie nicht für dieſe leichten auch ſchwere Götter und Geſetze erhalten können, mönchiſche Feſte und Gottesdienſte, welche ihnen alle üppige und luſtige Kraſt weggeſchnitten oder doch verdreht hätten? Ich ſehe nicht, was ſie hätte retten können von den Einflüſſen derſelben. Haben nicht die Juden, über die ganze Erde zerſtreut, troß dem Klima, der Natur, den Reizungen des Glücks und Unglücks ſich allenthalben wunderbar bei dem Eigenthümlichen erhalten, was ihnen ihre Theokratie aufdrückte? Wenn in vielen Ländern das Klima und der dieſem gemäß beſtimmte Menſch die Geſetze und Gottesdienſte und Sitten macht, ſo kann man doch die verderblichen und faſt ewigen Wirkungen nicht läugnen, wodurch Geſetze, Kultus und Weiſen, die ein unglückliches Ungefähr brachte, gegen Klima und Menſchen anſtreben können. Hier war alles in Eintracht, fröhliche und freie Sitten, luſtige und leichte Götter, heitere Spiele und Feſte, und dieſe verſchönerten die Menſchen, wie ſie wieder durch die Menſchen verſchönert wurden. Dem freien Leben waren in den beſſeren Staaten die Verfaſſungen angemeſſen. Alles Leben, Freude, Poeſie. So konnten die energiſch beweglichen Menſchen ſich in allen Tiefen und Höhen bewegen, ſo ziemlich wie ſie wollten; ſie ſtießen nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Geſetz, das ihnen ein Halt zurief, nicht allenthalben auf einen laurenden Prieſter, der die üppige Begierde und den kecken Uebermuth mit Klöſtern und Auto de Fé's bedrohte. Man bebte nicht auf jedem Schritt vor dem ängſtigenden Urtheil der alten Zierpuppe, der Meinung, fand nicht immer die düſtre Moral, die ihre luſtbannenden Hexenzirkel zog. So wagte das Volk viel und that Großes in Künſten und Wiſſenſchaften. — Eine unglaubliche Gewandheit im Schlechten und Guten, eine genialiſche Kühnheit, ſich ſelbſt, die ganze Natur, ſogar die unſterblichen Götter in voller Nacktheit zu zeigen und dem ganzen Volke zum fröhlichen Scherz vorzuführen. Dieſes Hochgenialiſche gab eine Laune, eine Einfalt und Kühnheit des Witzes, eine Lebensfreiheit, die nur wenige zu bewundern fähig ſind. Homerus, Sokrates, Ariſtophanes, Phidias, welche Menſchen! und dieſe vier grade ächte Repräſentanten der Hellenen. Man kann wohl ſagen, weil dieſes Volk das freieſte und feſſelloſeſte war, ſo erſtieg es alle Gipfel der Dinge im Guten wie im Böſen. Noch immer thut die neuere Geſchichte ihm Unrecht, eben weil ſie den eigenen Zuſtand nicht ſieht noch begreift, und über der Frechheit ſeiner Laſter und Häßlichkeiten die Größe ſeiner Tugenden, die Göttlichkeit ſeiner Herrlichkeiten, das freie Streben ſeines ganzen Daſeyns nicht ſehen will. Wagt es nicht Schlözer ſogar die Griechen die Franzoſen der alten Welt zu nennen, ſchilt, daß man ihnen noch immer zu viel Raum gebe in der allgemeinen Geſchichte, kann ſich auch nicht genug ärgern über die Wichtigkeit, die man den Begebenheiten und Lügen von ihren Kaziken und kleinen Reichsſtädten giebt. Aber trotz Herrn Schlözer werden die Griechen ihre Extenſion wohl behaupten, weil ſie die Intenſion hatten, weil ihre Geſchichtſchreiber, Redner und Poeten nicht bloß Lügen von Kaziken ausſtaffirten, nicht bloß klimatiſche und nationale Kunſtwerke voll beſchränkter Kümmerlichkeit hinſtellten, ſondern zugleich das Bild der Geſchichte aller Zeiten und die Kunſt aller

Völker fanden. Man ſieht die gewaltige Gemüthsherrlichkeit dieſes Volkes, ſeine unbezwingliche Luſtigkeit, ſeine ſchöne, wie ein lebendiger Quell aus der Tiefe des Herzens aufſprudelnde Laune nicht beſſer, als bei dem Anfang ſeines politiſchen Verfalls und ſelbſt noch bei dem völligen Verluſt ſeiner Freiheit durch die römiſchen Welttyrannen. Sie waren gewiſſermaßen bewußtlos das geweſen und geworden, was ſie waren, ſo giengen ſie auch kummerlos und bewußtlos meiſtens durch alle abſteigende Stufen des allmähligen Sinkens. Grimm und blutige Erbitterung bei wenigen — wie war es ſpäter ſo ganz anders bei dem Römern! — kaum das niederdrückende Gefühl des Verluſtes, immer noch die alte Luſtigkeit und Wandelbarkeit im Gemüthe, immer noch ein kühnes Selbſtvertrauen in allem, was Spiel hieß, als das Herrliche lange dahin war, wodurch ſie einſt einzig waren. O Athen, Korinth, Smyrna und Krotone, welch ein Leben war vor zwei und zwanzig Säkeln in euren Mauern? Wird der heilige Staub denn nie wieder lebendig werden?

So war das Volk und ſo erſcheint auch ſeine Sprache. Sie iſt einem freudigen Strom gleich, der durch luſtige Auen dahin fließt; ſeine Wellen

fliehen

fliehen wie Pfeile fort, in aller Beweglichkeit zum großen Ziel, zum Ocean, gerichtet, hoch ſcheint ſeine ſich hebende Mitte über die Ufer ſchlagen und den Wanderer mit fortſpielen zu wollen, doch wird ſie gehalten, ruhig dringt das Aug durch die unendliche Tiefe bis an den klaren Boden. Die größte Klarheit zur größten Beweglichkeit, dieß iſt Karakter des Hellenismus und der helleniſchen Sprache. Die Athener und Epheſer hatten auch ihre Urbanität, ihre Konvenienz im Leben, aber dieſe Urbanität war die aller gebildeten Menſchen, dieſe Konvenienz die des Schönen und Anſtändigen in höchſter Freiheit; ſie war nicht an gewiſſe elende Formeln der Worte, nicht an gewiſſe knechtiſche Poſitionen des Leibes gebunden. So ein leiſes Geſetz des Wohllauts und Rhythmus hatte auch die Sprache, die ſonſt der teutſchen gleicht, aber leichter als dieſe kein Vorn und Hinten erkennt, ſondern durch den ſichern Takt des Schönen ſich in tauſend Wendungen und Verſchlingungen bewegt, ohne daß ſie je zu bunte, das Aug ermüdende und den Verſtand angreifende Kreiſe macht. Wie der Menſch ſich zeigen durfte in voller leiblicher und geiſtiger Nacktheit, ſo durfte auch alles Menſchliche ohne Schaam ausgeſprochen und dargeſtellt werden. Daher die hohe Einfalt und Keuſchheit dieſer Sprache, die in ihrer genialiſchen Nacktheit nie ein unbeflecktes Gemüth beflecken, nie den hochfliegenden Falken, die Fantaſie, in den Schmutz gemeiner Lüſte hinabziehen wird. Das Maaß, das der Grieche durch ſein Gemüth fand, daß durch ſein mäßiges Klima, durch die herrlichen Uebungen herrlicher Leiber, durch die ſchönen Darſtellungen ſeiner Feſte und Spiele befeſtigt ward, drückte er als das Siegel aller Vollendung und Schönheit ſeinen Werken und ſeiner Sprache auf das innigſte auf. Aber eben weil es das höchſte Maaß iſt, iſt es gleich dem großen Maaße, wodurch das Weltall zuſammen gehalten wird; es läßt ſich nicht meſſen; wer den Sinn dafür verloren hat, dem erſcheint es nicht. Wie ganz anders der gemeſſene Paßgängerſchritt der franzöſiſchen Proſe und Poeſie, worin ſich das Unmaaß der Neueren am beſten erklärt eben durch die Schranken, die es ſich ſetzte! Wem dieſes letzte Maaß gefällt, der findet kaum eines in den Meiſterwerken der Griechen. Volle Eurythmie und Elaſticität der Sprache wie der Leiber drückt die friſcheſte Geſundheit aus; und wo findet man den harten Kern des Lebens, die ungebrochene Geſundheit des Gemüthes und der Empfindungen blühender ausgedrückt, als bei den Griechen, gleich weit von der zerfließenden Ueppigkeit des Aſiaten und von dem

Weinerlichen und Ueberſpannten des Weſteuropäers, der gegen das Schickſal nicht ruhig ſich hebt, um es zu tragen, ſondern ſich aufbäumt, es von ſeinem kindiſch ohnmächtigen Nacken zu ſchütteln. — Und die Muſik dieſer Sprache, dieſe zauberiſche und feine, die unſerm härteren Organ kaum halb verſtändlich iſt, wie groß mußte ſie ſeyn! Schon das Beweglichſte und Freieſte iſt das Muſikaliſcheſte; die genialiſcheſten Menſchen auch der rohſten Nationen und Sprachen haben immer einen eigenen muſikaliſchen Zauber mit ſich, gleich der allſchaffenden Muſik des Weltalls. Dieß giebt ſchon ein gutes Vorurtheil für die griechiſche Sprache, aber wir haben andere Zungen für dieſelbe. Ihre Philoſophen, Sprachforſcher und Rhetoren erzählen uns unglaubliche Wirkungen, wie einzelne Klänge und Wortfälle gleich dem Donner des Himmels eine ganze erſtaunte Menge elektriſirten; ſie ſprechen von dem durchaus Unleidlichen, wann ein Wort nicht ſeine rechte Ausſprache bekam, welches für ihr feines Organ eine wahre Folter war. Schon die Mannichfaltigkeit ihrer Dialekte in Schrift und Rede ſpricht dafür, noch mehr die Mannichfaltigkeit ihrer Versmaße, von welchen wir gröberen viele nur zählen, aber nicht hören, wie ſie durch alle Leitern des Rhythmus im Leichten und Schwe-

ren,

ren, im Zarten und Starken ſich gleich gelenkig tummeln. Ueber Vieles in der alten Welt können wir freilich nur rathen, was uns der beſte Schlüſſel ſeyn müßte, in ihre Tonkunſt und Ausſprache einzugehen. Soviel indeſſen wiſſen wir und können wir muthmaßen, daß ſie ihre Sprache volltönig accentuirten und nicht in unmuſikaliſchen Halblauten ziſchten und thieriſch brummten. Denn Volltönigkeit und Eintönigkeit der Laute, kurz der beſtimmte Accent iſt das Zeichen eines Volkes, das in ſeinem Gemüthe Maaß und Muſik hat. Von allen neueren Europäern accentuirt der Italiener ſeine Sprache am genaueſten, der Deutſche darnächſt, nach dieſen der Spanier und Schwede, obgleich ſie hie und da etwas wegſchleifen und weghauchen, was die beiden erſten nicht dürfen, wenn ſie ihre Sprache recht ſprechen wollen. Haben nicht die Italiener und Deutſchen auch faſt allein etwas in der Tonkunſt gethan? Was hat Frankreich und England mit allen Aufmunterungen und Reizen des Luxus bis jetzt geleiſtet? Sind nicht ihre größten Komponiſten und Spieler Ausländer geweſen? Aber bei dieſem beſtimmten Accent und vollem Ton der griechiſchen Sprache, welch eine zarte, uns unvernehmbare Abſtufung von Tönen, die ſich noch jetzt im Neugriechiſchen wieder finden, die aber in

harmo-

harmoniſchen Lauten beſtehen, nicht in dem mannichfaltigen Lispeln, Ziſchen und Gnurren, wie z. B. die engliſche und däniſche Sprache!

So iſt das zierliche Gefäß, welches einen Reichthum von Herrlichkeiten in ſich ſchließt, dem nichts auf der Welt verglichen werden kann. Ich brauche hier ein altes Lob nicht von neuem abzuſingen. Die geſittete Welt weiß die Meiſterwerke der griechiſchen Philoſophen, Dichter, Hiſtoriker zu ſchätzen. Wegen der genialiſchen Freiheit und Natürlichkeit ſind ſie uns durchaus das Erſte für die allgemeine Bildung, weil ſie das Gemüth nicht allein frei laſſen, ſondern auch frei machen. Wer in den Geiſt dieſer Göttlichen eindrang, der kann ſich nicht mehr an irdiſche Erbärmlichkeiten hängen, nicht mehr für Nichts die Glorie ſeines Lebens hingeben. Er iſt aus der Knechtſchaft gegangen und kann auch in Ketten nicht mehr Knecht ſeyn.

Iſt dieſe herrliche Sprache ſchon bis zu einer gewiſſen Fertigkeit geübt, ſo kann nach ihr, allenfalls auch ſogleich mit ihr die lateiniſche kommen. Immer könnten wir dieſe Sprache für das Schöne entbehren, nicht aber für das Nützliche. Vergleichen wir die römiſchen Poeten mit den griechiſchen, wie weit ſind ſie hinter ihnen! wie iſt alles ſchon

ſteifer

ſteifer und mehr manierirt, was ſich dort auf das freieſte und unbefangenſte bewegte! Wie ſieht man es ihnen an, daß ſie mit ſchneidenden Schwerdtern, jene mit blühenden Thyrſusſtäben ſpielten! Wenn wir ſie auch nicht Nachahmer, ja Nachbeter der zum Theil verlornen griechiſchen Meiſter nennen wollen, ſo können wir ſie doch unmöglich neben ſie ſtellen, ohne ſie nur als leidliche Ueberſetzer beſſerer Genien zu zeigen. Aber für das Nützliche da iſt dieſer Sprache Werth. So ſehr ſie vielleicht prahlen und lügen, ſo ſind ſie doch die einzigen Referenten für die ältere abendländiſche Geſchichte. Wie eng hängt unſre Verfaſſung und Geſetzgebung mit dieſem Volke zuſammen! wie vieles hat es uns auch für die Geſchichte der Philoſophie und der Kunſt überliefert! Wie mag endlich durch die wohllautende Männlichkeit und Beſtimmtheit der Sprache im Karakter des Jünglings ſich etwas feſtſetzen, was für den Kämpferſchritt des Mannes immer einmal brauchbar werden kann! Sie trägt übrigens ganz die Zeichen der Nation, welcher ſie angehörte. Sie hat den Wohllaut und die Stärke des Klima, wo ſie ſich ausbildete, aber dabei einen ungeheuren Ernſt und eine ſeltene Klarheit, Gediegenheit und Ründung; aber den ſpielenden Tanz, den üppigen Muthwillen, die liebenswürdige Nachläſſigkeit

keit der griechiſchen ſucht umſonſt in ihr, wer dergleichen zu ſuchen verſteht.

Vom Klange läßt ſich nur thöricht ſprechen; wer Latein verſteht, kömmt über den Wohllaut mit mir überein, ſo wie über die Stärke und Gewalt der Sprache, welche mit noch ſtärkerem Wohllaut und größerer Freiheit ſich nur in der ſpaniſchen wiederfinden möchte. Zu dieſem kömmt der Ernſt, was der Lateiner etwas vornehm die gravitas ſeiner Sprache nennt. Dieſer Ernſt verläugnet ſich ſelbſt da nicht, wo ſie zu ſpielen meinen, und in ihm und in der geſchliffenen Rundung und dem ewig feſten Gange der Wortfügung ſieht man das Volk mit dem gezuckten Dolch, immer bewaffnet, eine Welt zu unterjochen, und für den liebenswürdigen Tand und die ſpielende und genießende Faulheit des Griechen nie Zeit habend. Alles iſt voll ausgebildet, abgemeſſen und disciplinirt, wie bei einem Soldaten; das ewig feſte Maaß ſteht da und die Schranken ſind geſchloſſen, freilich nicht ganz eng, aber für die Leichtigkeit und Luſtigkeit des griechiſchen Genius immer viel zu eng. Dieß zeigt ſich nicht beſſer, als bei den leichten Poeten, oder den leicht ſeyn wollenden unter den Römern, es liegt etwas Grobes in der Luſt, etwas Uebertriebenes im Muthwillen,

willen, etwas Affektirtes in der Nachläſſigkeit. Man ſieht, daß ſie Sünder waren und die Großmutter Tugend und die alte Jungfer Moral bei ihren Spielen nicht vergeſſen konnten. Wenn ſie alſo einmal ein Uebriges thun, ſo ſind ſie ganz wie der rohe Soldat, der ſeine Schlacht geſchlagen hat und nun im wildeſten Genuſſe für die Kürze deſſelben Entſchädigung ſucht. Man ſieht es ihnen an, daß ſie in der Wolluſt und dem Taumel das Böſe kennen, und es geht ihnen grade, wie unſern tapfern Laſterrenommiſten, die ſich dem Teufel lieber ganz, als halb hinwerfen. Ihre Geſchichte ſelbſt erklärt dieß. Räubergeſindel ſollte die herrliche Stadt gegründet haben; zur Zügelung bedurfte es ſtrenger Geſetze und ſtrengerer Götter und Sitten, als die Griechen. Nothwendigkeit und Inſtinkte machten das Volk ſeitdem zu einem furchtbaren Soldatenvolke, das in acht Jahrhunderten einen großen Theil der bekannten Welt unterjochte. Im eigenſten Sinn hatte es die erſten ſechs Jahrhunderte nicht Zeit, ſich des Schönen und Guten daheim im Stillen zu freuen, und ward mit ſeinen gewaltigen Begierden immer nach außen geriſſen. So erwuchs ein rauhes und ſtrenges Geſchlecht, das den Genuß verachtete, weil es nicht mit Schönheit genießen konnte. Als die Griechen ihre herrliche Sprache,

ihre

ihre frohen und leichten Sitten und ihren Luxus mit allen ſeinen Laſtern nach Latium verpflanzten, wurden die dornigen Waldbäume an zu vielen Stellen geimpft, der wilde Saft floß zu ſchnell aus und die Impflinge konnten nicht einfaſſen. Ihre Verfeinerung ward übereilt und nie mehr kam ihnen das gehaltene Maaß in der größten Beweglichkeit, das unbewußte Spielen mit der Freude. Sie lebten und genoſſen als Sünder und vergiengen als Sünder mit gräßlicher Wuth, als die Herrlichkeit ihres Staates zerfiel. Daß ihre tändelnden Poeſien faſt alle unzüchtig, ihre verfeinertſten Genüſſe faſt alle halbbarbariſch ſind, iſt der beſte Beweis für das Bishergeſagte. Ich weiſe noch auf Tacitus und Suetonius, auf Tibullus und Petronius hin. Am allermeiſten aber beweiſen für mich die Tode und letzten Worte der ſogenannten Heroen ihrer alten Tugend und Freiheit. Wer in ihnen den Karakter des Volkes nicht begreift, der verſteht mich nicht.

Mit dieſen beiden Sprachen folgt in nothwendiger Verbindung die alte Geſchichte und Geographie in weiteſter Bedeutung. Es iſt in dieſen Vieren kein Erſtes und Letztes, ſondern ſie greifen nothwendig in einander ein und bilden einen vollkommenen

nen Zirkel, ohne daß man viel von Urſache und Wirkung zu ſchwatzen hätte. Sie ſollen einander auch nicht erklären, wie man dieß gewöhnlich nimmt, ſondern der Schlüſſel ſeyn zu einer Pforte, mit welcher ſich den erſtaunten Blicken eine Wunderwelt öffnet. Denn eine Wunderwelt wollen wir erhalten und wollen alſo die Welt nicht anders zeigen. Das Jünglingsalter ſoll nicht mit tauſend Wunden, die endlich zum verhärtenden Lindwurmspanzer zuſammen wachſen, durch das ſchneidende Schwerdt des Begriffes laufen. Die erſte mythiſche Bildung ſoll immer noch fortgehen, nur mit einem beginnenden Maaße menſchlicher Haltung und Beſchränkung; eben deswegen ſoll ſie an Menſchenwerk und Menſchenthat gewieſen werden. Aber wie? Wir zerhauen und anatomiren die ſchöne Welt noch nicht, wir bringen jetzt nur den Menſchen immer näher ihrem Centrum, auf daß er ſelbſt mehr Centrum werde, weil das Leben mit ſeinen Kämpfen nun bald beginnen ſoll. Um dieß thun zu dürfen, ſind uns die Meiſterwerke der Griechen und Römer, ſind uns die alten Geſchichten gegeben. Der Grieche zeigt uns das freieſte Leben, das gebundene irdiſche und das überirdiſche von ſeinen Göttern und Heroen; der Römer zeigt uns das geſchloſſene und gewaltig wirkende Leben in kühner und blutiger

That, er zeigt uns, was der Entſchluß vermag ſelbſt über die Freude und Luſt; wir ſchaudern vor dem kalten und ſchlauen Banditen, der zuerſt ſchmeichelnd, dann drohend, nie ſeinen Vorſatz vergeſſend, eine Welt in Feſſeln ſchlägt: ſo ſchaudert das lebende Europa vor dem merkwürdigſten unter den lebenden Italienern. Die Geſchichte und Geographie behandeln wir ganz nach der Anſicht, die wir ſchon bei dem Knabenalter davon gegeben haben, nemlich mythiſch, immer die ganze Welt im Auge habend, nie das Einzelne von ihr trennend, nie kalt etwas abreißend von ihrem warmen Leben. Daß wir dieß beſſer können, dazu dienen die alten Geſchichten ſelbſt, welche den Menſchen mehr als einen Gott und als ein Schickſal auf Erden zeigen und die Begebenheiten als Zufall um ihn herum laufen laſſen, oder auch ſie zum Menſchlichen erheben, indem ſie den Menſchen als das Allwirkende in ihnen ſetzen. Noch ſollen keine langen chronologiſche Vorbereitungen und Konkordanzen, keine ermüdende phyſiſche und hyperphyſiſche Erklärungen erzählter Wunder uns aufhalten, wir wollen in dieſem Alter nicht mehr zu wiſſen ſcheinen, als die Alten ſelbſt wußten. So wird wieder unſichtbar, aber ſchon mit höherem Verſtande und tieferem Sinn, als im früheren Alter, eine Welt ſich bilden, die

uns

uns die neueſte, die uns unſre eigne erklärlich machen kann.

Und wie wollen wir die alte Geſchichte und Geographie ſtudieren? Nicht, wie man es bis jetzt gemacht hat, moderniſirt und traveſtirt. Denn noch haben wir keine geſchriebene alte Geſchichte, welche dieß iſt. Sie iſt viel klüger geworden, weil wir ſie ſo jung gemacht haben, als die da mit uns zwei Jahrtauſende weiter vorwärts geſehen hat; aber ſie iſt auch viel dummer geworden. Wir nehmen die beſſeren Geſchichtſchreiber und Geographen der Reihe nach und hören ſie mit ihren eigenen Worten, mit allen ihren wahren Fabeln, ihrer ſtillen Einfalt, ihrer beſonnenen Klarheit, wo ſie uns in den Spiegel des Lebens, der Sitten, des Wahns und der Irrthümer ſehen laſſen, wie er vor ihnen ſtand. Das erſt nenne ich wahre alte Geſchichte verſtehen; auf die Weiſe aber, wie man es ſeit zweihundert Jahren gemacht hat, kann kein einziger die alte Geſchichte verſtehen noch die alte Welt beiſammen vor das Aug faſſen. Wir haben ſo viele Vor- und Nachgeburten über die Vorzeit in Folianten und Sedezen gehabt, daß das geſund gebohrne Kindlein meiſtens in dem Bade ausgeſchüttet wird. Wie anders vor zwei, drei Jahrhunderten noch! Welch ein kühner und leichter Sinn damals bei Staatsmännern und Gelehrten, welche aus den Quellen des Alterthums ihre Kenntniſſe und ihren Wahn geſchöpft hatten! Ich darf an mehrere berühmte Nahmen Englands, Frankreichs und Italiens erinnern, an die erſte kühne Wirkſamkeit der Gelehrten auch im Leben, welche mit des alten Geiſtes Verſtändniß nun lange dahin iſt! Zum Glücke iſt die Menge der alten Schriftſteller in dieſem Fache ſo unüberſehbar nicht, die der vortrefflichen ſogar überſehbarer, als wir wünſchen mögen. So läßt auf unſre Weiſe ſich alles vollenden.

Aber die alte Geſchichte — nichts als Rudera und Bruchſtücke, dieſe mit Mährchen, Fabeln und Lügen durchwebt, alles endlich übertrieben ins Schöne und Herrliche gemahlt, immer das Kleine groß gemacht, das Halbe ganz — — und dieſe Kümmerlichkeiten, durch den Gaukelſpiegel der halbblinden Fantaſie gezeigt, ſollen die alte Welt darſtellen, wie ſie war, ſollen den Keim eines vollen Lebens in Herrlichkeit entwickeln, ſollen das junge Gemüth ſtärken und bilden können zum großen und rechten Wandeln in der künftigen Zeit?

Ich ſage, ja dieß ſollen und können ſie, indem ich einen Theil eurer Beſchuldigungen nicht läugne, den andern nur etwas anders wende und erkläre. Wir können gern bekennen, daß alle Geſchichte nur Bruchſtück iſt, diejenige natürlich am meiſten in einem gewiſſen Sinn, welche am fernſten liegt. Geſchichte heißt eigentlich nichts anders, als Erzählung des Geſchehenen. Alles Geſchehene iſt nur ein Glied einer unendlichen Reihe von Begebenheiten, wo Anfang und Ende fehlt, alſo ein unerklärliches Fragment, ſobald ich dem Zufälligen nicht einen höhern Karakter von Nothwendigkeit zu geben weiß. Daß wir mehr Zufälliges auf einander häufen, als die Alten, und dann als Geſchichte hinſtellen, beweiſt nur, daß wir mehr Papier und Buchdruckerſchwärze, nicht, daß wir beſſeren Verſtand von Geſchichte haben. Die Alten hatten ihre Luſt an Bildern und lernten alſo, daß ein Bild überſehlich ſeyn, an irgend einer Stelle ſeine Hauptbeleuchtung haben müſſe. Wir in unſrer mahlenden Sudelei, voll Angſt etwas zu vergeſſen, rühren alles bunt durch einander, und ohne daß man von dem, was wir Bild nennen, etwas abſchlage, ſieht es aus wie ein Fragment, aber nicht wie ein Fragment einer Welt, ſondern wie das eines regel- und geiſtloſen Chaos. Ein ſchönes Fragment iſt tauſendmal beſſer, als ein ſchlechtes Bild, das noch ganz iſt; eine ſchöne Fantaſie und ein klarer

Verſtand können es ergänzen. Wäre dieß nun der Fall mit den alten Geſchichtsbruchſtücken? Ich ſage vielen großen Männern nur nach, daß es ſo iſt. Jene Einfalt ſah das Leben und ſpiegelte es ab, wie es ihr erſchien; friſche und freudige Männer, ſo mehr als einmal das Staatsruder und Schwerdt gehalten hatten, konnten beſſer Geſchichten erzählen, als unſre kümmerlichen Stubengelehrten; ſie hatten für allen Wuſt des Wiſſens einen freien und klaren Blick ins Leben, kannten das menſchliche Herz und die Gewalt des Zufalls. Unſre klugen Meiſter machen vor lauter Gelehrſamkeit die Welt viel klüger, als ſie iſt, und finden endlich eine lange und abſichtlich geſchmiedete und verſchlungene Kette, wo ein Page oder eine geliebte Kammerzofe oft den erſten Stoß gaben, der nun durch und über die Meiſterköpfe, durch die Schatulle des Geheimſchreibers und durch die Schwadronen der Soldaten ſeinen Weg nahm, wie er wußte. So wird ein einzelner elender Zufall zur Nothwendigkeit menſchlicher Plane umgeſchaffen, weil man an der großen Nothwendigkeit des Zufalls nicht genug hat. Wie die alte Einfalt richtiger ſah, ſo berichtete ſie richtiger, weil Eitelkeit und Intereſſe nicht ſo viel Einfluß haben konnten, als jetzt, wo der Schreiber, wenn er nur zu etwas taugt, ſogleich der Bekannte einer halben Welt wird. Auch konnte ſie richtiger berichten, weil ſie nicht ſo viel auf einmal ſehen konnte und wollte, als wir. Die Darſtellung gewann unendlich an Gediegenheit und Klarheit nicht bloß durch das kühnere und freiere Leben der Alten, ſondern vorzüglich durch die Einfalt des Sehenden. Ich darf wohl keinen hierauf führen. Man weiß, wie die beſten neueren Geſchichtſchreiber gegen Herodot, Thucydides, Salluſtius verlieren.

Aber die Mährchen und Lügen — wimmelt es davon nicht bei den Alten? und wie gereinigt ſteht dagegen jedes Faktum der neuen Zeit da! Das iſt mir doch eine ſchöne Geſchichte, die ſich ſolches erlauben und doch als ein Muſter geprieſen werden kann. — Ich läugne die Beſchuldigung, in ſolcher Strenge genommen. Uns, die den Mährchengeiſt lange verloren haben, ſieht alles wie ein Mährchen aus, was es doch nicht iſt. Was hat man nicht über den leichtgläubigen Mährchenerzähler Herodot geſchwatzt! und doch erſcheint dieſer alte Leichtgläubige wahrer und genauer mit jedem ablaufenden Jahrhunderte, jemehr man das Dunkel wegräumt, das über der ägyptiſchen, oſtaſiatiſchen und pontiſchen Geſchichte lag. Die Leute meinten nur, wer ſo einem Kinde gleich erzählt,

zählt, könne nichts als Mährchen haben. — Ueber hiſtoriſche Lügen und Nichtlügen ein Wort — Eigentlich giebt es kein Faktum in der Welt, deſſen volle Wahrheit ein ehrlicher Mann beſchwören könnte. Man ſtelle zehen geſcheute und wahrheitsliebende Männer zu derſelben Begebenheit hin, laſſe ſie ihre Geburt und Entwickelung ſehen und dann erzählen. Werden ſie dieſelbe gleich geſehen haben und gleich erzählen? Ich ſage nein. Sie können das Ganze ungefähr gleich hinſtellen, aber durch die Gruppirung der miterklärenden und mitbeleuchtenden Nebentheile, welche Verſchiedenheit wird entſtehen müſſen! Eigentlich kömmt auch auf die kleine Wahrheit der Geſchichte nicht ſo viel an, als daß ſie menſchlich und würdig ſei. Weil die Alten mehr das Nothwendige und Würdige ſuchten und fanden, als wir, ſo wurden ſie nicht ſo leicht Lügner. Wer zu viel ſehen und mahlen will, der wird durch die Menge der Gegenſtände leichter geblendet und misgeleitet, beſonders wenn er eitel immer das Seinige dazu miſcht. — Der Vorwurf endlich, daß die Alten alles übertrieben, ins Große und Herrliche mahlten und das Kleine groß machten, bezeichnet mehr die Kümmerlichkeit unſrer Zeit, als ein Gebrechen der alten Geſchichte. Wir ſind dahin gekommen, daß der Menſch in der Maſſe der

Begebenheiten bei uns untergeht; kurz unſre ganze Geſchichte iſt das Skelett eines geiſtigen Mechanismus geworden, der nicht einmal ſeinen Dämiurg im Kern ſitzen hat. Die Alten ließen den Menſchen das Licht des Gemähldes ſeyn und durch ihn die kleineren Dinge beleuchten. Unſtreitig iſt die Geſchichte das erbärmlichſte und kahlſte Ding, unwerth, uns nur einen Augenblick zu feſſeln, wenn wir weiter nichts durch ſie beweiſen wollen, als daß alles zufällig, klein, in ewiger Ebbe und Fluth kommend und gehend iſt. Das brauchen wir weder durch die Vorzeit noch Nachzeit zu lernen; das lehrt uns das gemeine Leben und eben deswegen nennen wir es gemein. Auch die Würdigſten von uns begreifen, daß wir auf der Einen Seite ſelbſt den edelſten Menſchen nur als einen Theil des Zufälligen betrachten können, er iſt nothwendig eingeflochten und muß ſeine beſtimmte Bahn durchlaufen, mache er auch noch ſo viele Kometenſprünge zu beiden Seiten ſeines Kreiſes. Aber wie die edelſte Kraft auch gebunden ſei in der Erſcheinung, ein hohes Gemüth muß ſie in höherer Tiefe frei glauben, und da ſteht der Menſch da als der Gott der Geſchichte. Ich finde von den Alten keine Unglaublichkeiten berichtet, die bei den Neueren nicht Wirklichkeiten geworden wären; aber weil wir arm ſind,

ſind

ſind wir unglaubig und neidiſch, und ſichtbar war und iſt unſer Beſtreben, die Geſchichte und Poeſie zur alltäglichſten Poeſie zu erniedrigen, das Kleine in dem Großen aufzuſuchen und ſo das Große klein zu machen, weil wir elenden Spießbürger keine Heroen dulden, die in ihrer herrlichen Gewalt die Tröpfe wie Tröpfe mit ſich forttreiben. Kurz — um den Faden raſch zu zerreißen — eben wegen dieſes Herrlichen und Großen, das die alte Geſchichte liebt, wegen dieſes Idealen halten wir ſie ſeelenbildend und begeiſternd. Auch weil ſie ſo weit von uns zurückliegt, iſt alles Gemeine, was ſie zeigen könnte und auch wohl zeigt, mehr in der Lethe der Jahre abgewaſchen. Wir treten ruhiger und leidenſchaftsloſer hinzu; ſie wird wirklich einer Fabel und einem Gedichte gleich, die nur durch das Schöne feſſeln, und ſo ſoll ſie uns auch durch das Gute und Schöne bilden.

Wenn wir ſo durch etwa vier bis fünf Jahre den Kurſus der alten Sprachen und Geſchichten machen, ſo wird uns das Leben heller, ſeine Irrbahn leichter, der Schritt auf derſelben feſter werden. Wir erhalten durch die griechiſchen Meiſterwerke ein Gefühl für das Freie und Schöne, das alle Erbärmlichkeiten des Lebens einwärts kehrt und uns über den Schmutz und das Gewimmer der Erde in ſeligere Götterlüfte erhebt. Wie auch das Schickſal uns künftig faſſe, die Liebe des Schönen kann uns nie arm werden laſſen. Die lateiniſche Sprache, welche bei der griechiſchen Genialität und jugendlichen Leichtigkeit nicht einſeitig verbilden kann, giebt Feſtigkeit und Kühnheit für das gewöhnliche Leben und hält uns auf dem Erdboden feſt, wenn die Griechen uns über den Aether erheben möchten. Die alten Geſchichten endlich zeigen uns ein volleres Weltbild. In der größeren irdiſchen Beſchränktheit jenes Zeitalters ſteht alles klarer, verſtändiger, einfacher da; ſelbſt in der größten Barbarei der Sitten liegt eine gediegene Kraft, ein heroiſches Ungeſtüm, man möchte ſagen, eine dunkle Begeiſterung, die uns mit einer unbekannten Zauberei feſthält. Endlich das Erſte und Größte — die große Anſicht und der hohe Glaube, welche die alte Geſchichte von Menſchen und Bürger hat, das Gewaltige und Göttliche, was ſie ſo gern glaubt und heraushebt, lehrt uns alle ſchmutzige und gemeine Kriecherei durch das Leben verachten und nur das Würdige wollen im Leiden und Thun. Ohne daß man in einer politiſchen Vorliebe für die Geſetze und Verfaſſungen der Alten ſchwärme, muß ſich doch ein trefflicher Geiſt der Bürgerlichkeit auch durch dieſe Studien bilden; denn nicht gern ſehe ich den Jüngling all ſein Streben und Leben politiſch richten: es giebt etwas, das tauſendmal höher iſt, als alles Politiſche, und dieß ſoll die Jugend begeiſtern. Wenn ſo dieſer Theil der Muſik, der bis jetzt viele erſchlafft und wenigſtens die Kalten nie erwärmt hat, nicht das Gemüth bildend und ſtärkend wird, nicht zu edleren Gefühlen, zu kühnerem Wollen die Bruſt ſchwellt, nicht endlich einen verſtändigen und ruhigen Blick auch für die Gegenwart giebt, ſo weiß ich nicht, was Menſchen noch bilden kann.

Die großen Grundlehren der mathematiſchen Wiſſenſchaften, der Geometrie, Aſtronomie, Phyſik dürfen nicht fehlen in der muſikaliſchen Bildung der Jugend. Unſere gewöhnlichen Meiſter meinen, man müſſe darum ſchon frühe das Mathematiſche mit den Knaben üben, weil es den Verſtand ſchärfe und im Kopfe aufräume und ſo als Vorbereitung und Wegbahnung aller übrigen Wiſſenſchaften diene. Auf die Schärfe und Aufräumung kam es uns bei jenem Alter wenig an, als Verſtandesübung muß endlich jede Beſchäftigung des Geiſtes dienen, wenn man es nur nicht durchaus verkehrt angreift: endlich fanden wir, daß manche leidliche Mathematiker

tiker doch nur ganz mittelmäßige Köpfe und Menſchen geweſen. Leider iſt dieſer Unterricht in der Mathematik bei ſo wenigen etwas Belebendes geweſen, ſondern meiſtens nur ein Spiel mit Formeln, eine gewiſſe Reihenfolge, die oft kümmerlich genug in einander gehäkelt war. Hören wir dagegen die Alten, welche Wunder ſie von den mathemathiſchen Wiſſenſchaften hofften, wie ſie in ihnen die Grundgeheimniſſe der erſten ſchöpferiſchen Ideen fanden, ſehen wir das herrliche Leben von manchen großen mathematiſchen Erfindern unſrer Zeit, ſo müſſen wir allerdings dieſe Wiſſenſchaft des Erhabenen mit Ehrfurcht anſehen. Ich bin Fremdling in dieſen großen Dingen, aber ich ſehe ungefähr, wie die Unterweiſung in ihnen herrlich werden könnte. Welch eine ideale Disciplin würde die Geometrie, wenn man, den Blick immer auf das Größte geheftet, die allgemeinſten Verhältniſſe, die ſchöpferiſchen Geſetze alles Denkens und Werdens als vor allen Dingen und ſicherer ohne alle Dinge in ihr exiſtirend zeigte! Denn die Aſtronomie, die Lehre von den himmliſchen Körpern und ihrem Leben, ihre großen Verhältniſſe zu einander — welche Poeſie iſt erhabener, indem ſie die Erde und ihren Inhalt als ſo klein und im All verſchwindend hinſtellt und doch wieder den irdiſchen Menſchen höher als

alles,

alles, weil er ſich ſelbſt, ſeine ſchöne Erde und alle Himmelskörper als Staub denken kann, ohne zu zittern? Die Phyſik, die Lehre von der Natur, ihrem inneren Leben, ihren Erſcheinungen und Geſetzen — ich ſage das Größte, wie ich dieſes Wort ausſpreche, ich ſchaudre, weil ich fühle, daß ich kein Recht habe, hierüber etwas zu ſagen, daß ſo wenige ein Recht haben hierüber ſchon etwas lehren zu wollen. Genug ſehe ich ſolcher, welche, mit dieſen erhabenſten Dingen beſchäftigt, doch im Schlamm der Erde liegen und Erbärmlichkeiten nachjagen. Die Meiſten, welche ins Innerſte der Natur eindringen, ihre Geheimniſſe aufdecken und erklären zu wollen vorgeben, ſind bloße Mechaniker geblieben, weil ſie bei einzelnen Erſcheinungen ſtehen blieben und auf ſolche Weiſe nichts weiter als einen todten Mechanism in der Natur finden konnten; dieſe ſind nicht die ſchlechteſten, obgleich ihr Wiſſen nichts begeiſterndes und den Adel des Gemüths erweckendes haben konnte. Andre haben ſich auf das Schauen gelegt und durch ein inneres Verſtändniß des Gemüthes das Geheimſte und Heiligſte finden wollen. War dieß vielleicht auch der rechte Weg, ſo beweiſen ſie wenigſtens durch verrückte und tolle Schwärmereien, wohin die meiſten von ihnen übergiengen, daß ſie dieſen rechten

Weg

Weg nicht recht gehalten hatten. Leider müſſen wir uns bis jetzt geſtehen, daß nur die großen Geſetze des Entfernten, nemlich der Himmelskörper, recht von uns geahndet und geſehen ſind; das Leben der Erde und alſo auch unſer eigenes iſt uns vor lauter Grübelei und Klügelei entgangen; gleich dem Maulwurf ſind wir kümmerlich genug nur einige Zoll tief in ihre Oberfläche eingedrungen und haben auch kümmerlich genug bis jetzt nur Oberflächlichkeiten von einzelnen Erſcheinungen zu erklären geſucht. So ſtehet es leider mit unſerm Wiſſenswürdigſten und trotz den Verſprechungen einzelner Begeiſterter, daß nun alles bald klar und einfach da ſtehen werde, zweifeln noch viele, ob wir je ſo tief dringen werden. Weil indeſſen die ſchöneren Wünſche und Gefühle uns immer zu dieſem Höchſten treiben, weil dieſes größte Wiſſen, wenn wir es auch nicht vollenden können, uns allein wiſſenswürdig ſcheint, ſo kann man unmöglich die Jugend nüchtern einen Quell vorbeiführen, der ſo unendliche und ſelige Labungen verheißet.

Ich ſagte, auch die großen Umriſſe der neueren Geſchichte müſſen dem Jünglinge vorgezeichnet werden. Es iſt nicht ſo leicht zu ſagen, wie? Die neuere Zeit hat einen beſon-

deren

deren Karakter, der immer beſonderer wird, je mehr ſie die *neueſte Zeit* wird. Sie hat faſt gar keine Geſtalt, alſo iſt es eben ihr Karakter, keinen Karakter zu zeigen, welcher nur bei irgend einer Geſtalt erſcheinen kann. Es war das Schickſal der alternden Menſchheit, die mit der Jugend ſich nicht mehr zu behelfen wußte, zuſammen zu ſchrumpfen und alle Darſtellung zu verlieren. So empfieng ſie das Chriſtenthum, das nicht ſowohl durch ſich ſelbſt, als durch dieſe Geſtaltloſigkeit einen andern Bildungsweg nahm, als die vorigen Zeitalter. Es fand die Natur und die Götter ſchon lange todt und den Menſchen mit ſeinem jugendlichen Glauben zerfallen, ein neuer Glaube und eine neue Schöpfung mußten werden. So ward Ein Gott außer der Welt, die Welt ſelbſt zerſtückelt als Maſchinenwerk, der Menſch blieb, was er ſchon war, ſeelen- und nervenlos, keine Freude einer üppigen und durch ſich ſelbſt lebenden Natur konnte ihm nun kommen. In dieſem Geiſt ging die Bildung fort, alles monarchiſirend, nicht viele lebendige Kräfte, die neben einander aus einer höchſten Kraft entſpringen und zu ihr zurückfließen, wirken laſſend, ſondern viel Todtes an ein einziges Leben bindend. Kein Einzelner vertraute ſich mehr und achtete ſich ſo, wie in alten Tagen; ſelbſt der größte Heros war doch nur Staub, den ein unbekannter Finger abſchüttelte, Maſchine, den ein unbekannter Stoß lenkte. Wo der Geiſt herrſchet, da dient der Leib, wo die Geſinnung gebietet, da verſtummt der Wille; es ſoll das Reich der Gerechtigkeit beginnen im Himmel und auf Erden und alſo muß der neueren Geſchichte die Wirkung größer ſeyn, als die That. Daher hat nur die Maſſe einen Werth durch den Geiſt, der ſie beſeelt, den Einzelnen wägt man nicht mehr. So gewöhnte die Geſchichte ſich immer mehr ab vom Menſchen, weil der Menſch bei der Entwürdigung wirklich mit jedem Jahrhunderte ſchwächer und verzagter auftrat. Dagegen ging alles auf Erklärung von großen und verſteckten Planen und Führungen der dunkeln Vorſehung aus, auf Entwickelung unendlicher Maſchinerien, die angelegt ſeyn ſollten. Weil man blind war für alles Natürliche, ſo machte man ſich etwas Künſtliches, denn zu erklären und zu wiſſen ſcheinen wollte man doch etwas. Das große Göttliche und Menſchliche, das Leben der Kräfte, war nun für die Geſchichte dahin und ſtarb mit der wachſenden Entkräftung ſeit der Reformation immer mehr ab. Begebenheiten und elende Fakten bis auf die kleinſten Möglichkeiten zerſchneiden und hinlegen, ein künſtliches Getriebe künſtlich entwickeln, das

ſo

ſo nur im Gehirn des Schreibers exiſtirt hatte — kurz die pragmatiſche Entwickelung, wo alles gefällig und zierlich aus einander ſich erklärte, das nannte man Geſchichte ſchreiben und nennt es meiſtens noch ſo. Erſt wenige haben in den letzten dreißig Jahren einen andern Weg betreten, aber noch nicht ganz glücklich, weil der junge Kämpfer ſeine Rennbahn haben muß, wo er Gegner und Bewunderer finde. Die hohe Tragödie der Geſchichte, das Reich der gewaltig ſtreitenden Kräfte, die dunkel mit einem dunkeln Schickſal ringen, iſt lange dahin; ſie iſt eine taube Nuß geworden, worin alle Würmer und Motten der alten Pergamente und der ſchulſtaubigen Pedanterie ſich eingeniſtet haben.

Ich habe dieß nicht ſchimpfend geſagt, ſondern nur traurend, daß wir ſo geworden ſind; denn wer kann über ſeine Nothwendigkeit ſchimpfen? Es konnte nicht anders gehen. Weil die freie Kraft ſich des Uebermuths nicht erwehren konnte, ſo mußte ſie unter die Zucht geſtellt werden, daß ſie Mitleid und Thränen lernte, wenn dieſe Thränen gleich nur zu oft über ſie ſelbſt fließen. Das Chriſtenthum ſollte die übermüthige Welt zerknirſchen und zermalmen durch lange Jahrhunderte, bis endlich ein höherer Schein einer idealen Welt voll Schön-

heit

heit und Erbarmen zugleich ſie wieder befreite und ihr die Humanität ſicherte, ein ewiges Gut, welches Gerechtigkeit und Schönheit verbindet. Haben wir die alte Geſchichte und Geographie ſtudirt, wie ich es meine, ſo werden wir doch irgend eine Kette ziehen können zwiſchen den Alten und Neuen, freilich nicht ſo ganz mit allen ihren Gliedern, ſondern mit vielen Lücken; wir werden endlich die Nothwendigkeit zeigen können, warum wir wie Thon haben zuſammengetreten werden müſſen, daß ein Bau künftiger Zeit daraus werde. Was wir Großes gethan, erfunden und gelernt haben, wird ſich als das Kleinſte dann beifügen laſſen. Eines aber wird unſre erſte Luſt, aber auch unſer ſchwerſtes Geſchäft ſeyn, an auffallenden und ſeltenen Menſchen als an Meteoren die Bildung der Jahrhunderte zu weiſen, kurz das Karakteriſtiſche in dem Unſtäten feſtzuhalten. Ich nenne dieß das ſchwerſte, weil die großen und kleinen Menſchen der neueren Zeit immer um zwei verſchiedene treibende Axen gelaufen ſind, von welchen die eine in ihnen, die andre außer ihnen trieb. In der alten Welt war und erſchien der Menſch und ſein Leben mehr als Einheit. Wir bei der eigenen Unſicherheit und Unbeſtändigkeit haben immer mehr als recht nach dem, was außer und um uns iſt,

ge-

geſehen. Freilich ſcheint es thörigt, dieß ſondern zu wollen; das wollen wir auch nicht, ſondern finden es beinahe geſondert in jedem neueren Karakter, obgleich in jedes Menſchen Leben und Erſcheinung Manches als ein dunkles Geheimniß in tauſend Falten in einander zuſammenfällt. *Geiſt des Menſchen und Geiſt der Zeit* ſind eigentlich faſt ganz Eins, aber die Erſcheinung iſt nicht das Eigentliche und die Geſchichte ſtellt nur die treu geſehene Erſcheinung hin. Wie viele Menſchen nur bloße *Naturorgane* ihres Zeitalters ſind, ſo ſcheinen doch andre ganz außer demſelben zu ſtehen, obgleich ſie das nicht können. Das Eine Höchſte, was wir auf dieſe Weiſe doch finden werden, iſt das, daß der größte Menſch ſeiner Zeit nie ſo viel giebt, als er von ihr empfängt; denn anders ſeyn als ſie kann er gar nicht, ſobald er ein großhiſtoriſcher Menſch wird. Auf dieſe Weiſe wird uns auch unmerklich der Eingang zu unſrer eignen Zeit geöffnet werden. Wir werden über das, was man Geiſt der Zeit nennt, keines langen Geſchwätzes bedürfen, ſondern beſcheiden das unſrige thun und auf unſerm Staube die künftigen Zeiten ſich beſonnen und beſamen laſſen.

Dieß wären etwa die Grundzüge unſrer Muſik. Einiges, was fehlen, Manches, was hinzukommen oder vielmehr ſchon da ſeyn kann, iſt an ſich nicht vom Uebel.

Aber wo bleibt die Religion und die Unterweiſung in derſelben? Wunderlich haſt Du ſie vergeſſen. Das nicht, antworte ich, denn nichts habe ich mehr gelehrt, als ſie, obgleich ihr Nahme nicht genannt iſt. Das Kind hatte ſeinen Gott im Mutterſchooß und der Mutterbruſt und in dunklen Ahndungen und bedurfte keines andern; der Knabe ward durch die Natur unterwieſen und ſah täglich ihr großes Buch aufgeſchlagen vor ſich: ihre Lehren, ihre Weiſungen mußten das größte Gefühl züchtig in ihm bewahren, obgleich ſie es unzüchtig noch nicht ausſprachen, weil ſein Gott und ſein Leben noch nicht getrennt werden ſollten. So führen wir den Jüngling zu klareren Genüſſen, zu höheren Gefühlen und höheren Wundern ein, er findet ſeinen Gott, das Leben alles Lebens, die Seele aller Welt allenthalben und die heilige Ehrfurcht vor dem Gewaltigſten, was er nur anbeten, nie erklären ſoll, wächſt in ihm jeden Tag. Dem in großen Dingen lebenden, von dem unreinen und befleckenden Schmutz des Irdiſchen noch freien wird jeder Punkt ſeines Daſeyns eine Anbetung der Freude und des Gefühls. Wenn Religion anders gelehrt wer-

werden, ja wenn ſie überall gelehrt werden könnte, ſo würden auch wir dieß thun; ſie als der tiefſte Grund alles Empfindens kann nur durch die Bildung des ganzen Gemüthes mitgebildet werden. — Aber die Landesreligion? Ja, da ſagt ihr etwas anders, obgleich ihr nicht ſo ſagen ſolltet. Ihr meint die Gebräuche und Weiſen, die ein Land als Symbole angenommen hat, ſich das Höchſte und Heiligſte zu verſinnlichen, ihr meint die Ceremonien, die als bürgerliches Zuſammenband der Gemeinſchaft, als Erweckung der Andacht einer verſammelten Menge dienen. Dieſe halten wir in hohen Ehren, weil wir ihre Würde und Nothwendigkeit begreifen. Nicht Religion ſelbſt ſind ſie Mittel zur Religioſität, zur Zucht, zur gemeinſchaftlichen Freudigkeit auf dem Lebenswege, der oft ſo voll Dornen liegt; ſie ſind nothwendig, weil nur das Große und Gemeinſchaftliche die Menſchen zur Andacht erhebt. Sie werden als ſinnliche Zeichen des Ueberſinnlichen immer nothwendig bleiben, was auch ſchale Spötter und kalte Grübler darüber hohnlächeln mögen. In dieſe Landesreligion, dieſe gottesdienſtlichen Gebräuche werde der verſtändige Jüngling fromm eingeweiht, werde durch ſie zuerſt mit dem Staate näher verbunden, weil ſie ihn früher bilden ſollen, als die Geſetze. Er wird ſie fromm empfangen, weil er durch ſeine Bildung Ehrfurcht für alles Menſchliche lernte; weil er ohne Klügelei ſelbſt in ſolchen Dingen das Klimatiſche und Nationale achten kann, wo er es findet; weil er endlich an ſich ſelbſt fühlt, daß der Menſch nur gemeinſchaftlich mit Menſchen zum höchſten Ziel klimmen kann. So wird er das Seine würdigen, das Fremde nicht verachten und haſſen.

Aber die Staatsverfaſſung — ſollte ſie nicht ein wichtiger Theil der Muſik ſeyn? und nicht einmal haſt Du ſie genannt; welche ſonderbare Vernachläſſigung! Das iſt es keinesweges. Sie gehört noch gar nicht hieher und wird künftig für jeden, dem ſie etwas Ernſtes dünkt, ein eignes ernſtes Studium ausmachen müſſen. Was ein Staat iſt und nicht iſt, was er war und ſeyn kann, das haben meine Jünglinge durch die Kunde der alten Sprachen, Geſchichte und Geographie, kurz durch die vollſtändigſte Archäologie ſchon gewiſſermaßen abgeſehen. Wer ſich damals durch dieſe allerdings großen menſchlichen Gegenſtände angezogen fühlte, der ward, ohne daß ich es hindern konnte, ein Politiker und hatte den reichſten Stoff zu verarbeiten. Uebrigens will ich nicht gern, daß meine Jünglinge Politiker ſeyn ſollen, zufrieden, daß ſie die höchſten Begriffe von menſchlicher Kraft, von kosmiſcher und politiſcher Größe, vom poetiſchen und heroiſchen Leben mit allem Größten und Schönſten des Alterthums empfangen. Sie ſollen die Blüthe noch nicht verlieren, die Wahrheit der Dichtung und des Mythus ſoll ihnen noch die höchſte bleiben. Wer politiſch wird, nimmt eine beſtimmte Richtung, wie der Falke, der auf den Raub ſchießt, und bindet ſich irdiſch an die Erde feſt, um ſo fataler, je weniger das Leben ihn noch bindet. Ich breche damit nicht den Stab über die politiſchen Männer, ſie wiſſen, wo ſie ſtehen und was ſie ſollen; auch kann ihr Wollen überirdiſch oft über alle Formeln und Schranken fliegen, ſelbſt in der gebundenen, aber edlen Wirkſamkeit kann ihr Leben frei bleiben. Was ſoll aber aus dem Jünglinge werden, deſſen Leben noch nirgends eingreift und der ſeinen Geiſt feſſelt, ehe der Leib es iſt? Ich ſage daher geradeaus, alle politiſche Erziehungen taugen nichts und machen halbe Barbaren. Die Sparter, die Kreter, die Römer hatten eine ſolche. Wann und wo haben ſie liebenswürdige und humane Tugenden gezeigt? wann und wo ſind ſie über die Gerechtigkeit des Geſetzes in Milde hinausgegangen? Waren ſie glücklich und machten ſie glückliche? Wie kann dieß ein Volk, das nur Diſciplin hat? In England, wo der Bube ſchon das Vaterländiſche mit beſorgt und bürgerlich an allem Theil nimmt, was hat das Volk Herrliches geleiſtet für die Künſte der Humanität und für die Humanität ſelbſt in den letzten hundert Jahren, wo es ſich immer mehr politiſch gebildet hat? Sind ſie nicht bei allem Luxus, bei der Plünderung aller Welttheile halbe Barbaren, deren Sinn für alles Fremde, auch für das Schönſte, immer mehr verſchloſſen wird, die nichts achten als ſich ſelbſt, und ſo verächtlich werden? Es iſt ſchön, ſein Vaterland lieben und alles für daſſelbe thun, aber ſchöner doch, unendlich ſchöner, ein Menſch ſeyn und alles Menſchliche höher achten, als das Vaterländiſche. Der edelſte Bürger kann auch der edelſte und unbefangenſte Menſch ſeyn; aber um dieß ſeyn zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann iſt. Wohl aber werden meine Jünglinge ſo gebildet in das politiſche Leben eintreten, daß ſie des beſten Staates und der einfacheſten Geſetze am würdigſten ſind; daß ſie nicht gern etwas dulden und thun an ſich und an andern, was eines freien Mannes unwerth iſt; daß ihnen als Beamten und Bürgern keiner mit unreinen Abſichten und Händen nahen darf, ohne ſie blutig zu erzürnen. Sie werden den Muth haben lieber edel zu entbehren, als ſchändlich zu haben, und ihr kühner und unſchuldiger Sinn wird ſie immer mit den beſten Bürgern und Regenten verbinden, das beſte zu thun.

Ich komme jetzt auf den zweiten Theil der Jugendbildung, auf die Gymnaſtik, welche mit der Muſik immer gleichen Schritt halten ſoll, daß endlich aus ſolcher Bildung ein harmoniſch vollendetes Werk hervorgehe. Eben daß dieß bei uns gar nicht auf ein Syſtem zurückgeführt iſt, ſondern ganz dem Zufall überlaſſen wird; eben daher die ſchwachen Leiber und Gemüther, welche hinfällig und hinfahrend wie Wind und Wetter, nirgends ihr Maaß und ihre Ruhe haben, bald zu ſchlaff, bald zu angeſpannt, nirgends und nie aber recht geſpannt ſind, wie es in einem geſunden Zuſtande ſeyn müßte. Wie wenig Menſchen unter uns, die nicht täglich an ſich und ihren Leib denken! der Geſunde müßte dieß eigentlich nie. Wer aber in dieſen Lebensjahren ſeinen Leib mit ſeiner Seele gleichmäßig ausbildete und alle ſeine Kräfte in herrlichen Uebungen entwickelte, welche Mannigfaltigkeit von Genüſſen, welche Menge von Vortheilen wurden ihm dadurch für die Zukunft bereitet!

Oben bei dem Knabenalter iſt ſchon Einiges über die Gymnaſtik gemeldet, wie ich es für jenes

Alter

Alter verſtand, und weiter unten etwas Allgemeines über die Gymnaſtik der Alten. Daß dieſe Gymnaſtik auch übertrieben werden konnte und kann, das lehren alte und neue Beiſpiele. Plato ſchon ſagt, daß die einſeitige Bildung des Leibes durch ſie das Rauhe der menſchlichen Natur noch vermehre und ſo ein Uebergewicht der Barbarei gebe, das weder Leib noch Seele ſtärke. Gegen den Misbrauch der Gymnaſtik eifern Plato, Galen und mehrere Alte als die Geſundheit ſchwächend und die künftige Generation verderbend. Dieſe Uebertreibung, wenn man als Kämpfer glänzen wollte, forderte eine ſo ſtrenge Diät, daß der Menſch alle Freiheit des Gemüthes aufgeben und wie ein wildes Thier vegetiren mußte. Ich erinnere nur an die Gladiatoren von heute, an die engliſchen Baxer. Dieſe Gymnaſtik wollen wir nicht; aber wenn wir von Gymnaſtik ſprechen, ſo meinen wir bei dieſem Alter etwas Abſichtliches. Bei dem Knaben ſoll das Abſichtliche noch nicht ſo erſcheinen, dem Jünglinge darf und muß ich das Wie und Warum manches Dinges erklären.

Bei den Alten war die Gymnaſtik faſt in allen Staaten etwas ſehr Abſichtliches und meiſtens Oeffentlicheingerichtetes, wobei gewöhnlich einige der wür-

würdigſten und tugendhafteſten Greiſe und Staatsmänner präſidirten und ſorgten, daß gegen die ſchönen Leiber der Jugend und gegen die Sitten nicht geſündigt ward. Ueber ihre Gymnaſien und die ganze Art ihrer Uebungen brauche ich hier nichts zu ſagen; theils iſt es zu bekannt, theils würde eine Geſchichte und Aufzählung derſelben zwecklos ſeyn. Ich will nur das Eine erinnern, daß unſer Klima und unſre Religion, welche die Nacktheit der Leiber verbieten, manche dieſer Uebungen im Abendlande gar nicht zulaſſen, daß endlich die Art unſrer Bewaffnung und Kriegsführung, vorzüglich ſeit der Pulvererfindung, ſo ganz von der Alten verſchieden iſt, daß manche dieſer männlichen Uebungen mit unſrer Zeit durchaus keinen Zuſammenhang mehr haben. Indeſſen nicht alles, was keinen Zuſammenhang mit der Zeit hat, muß darum gerade als veraltet und abgeſchafft angeſehen werden. Es könnte ſich treffen, daß die Zeit keinen Zuſammenhang mit der Menſchheit hätte in einigen Stücken, und ſollen wir der Zeit zu Gefallen aufgeben, was wir nie für die Menſchheit aufgeben dürfen? Nein, nie, obgleich wir es leider zu viel gethan. Unſer Klima und unſre Religion verbieten die nackten Leiber der Ringer, ſie verbieten die herrlichen Proceſſionen und Choragien zu Ehren der Götter, worin die

Jüng-

Jünglinge der alten Zeit einen ſo hohen Reiz hatten, ſich frühe zur Vollkommenheit zu bilden; ſie verbieten manches Schöne, was im kälteren Norden und Weſten mit den Palmen, Platanen und Orangen aufhört. Aber Vieles iſt uns geblieben und das können und ſollen wir üben. Wenigſtens, wenn wir das recht gebrauchen, können wir eine hohe Geſundheit und Kraft der Leiber hervorbringen, auch wohl Schönheit, obgleich dieſes bewegliche und flüchtige Kind leichter unter dem ſüdlichen Himmel gedeiht. Daß Stärke, Gewandtheit und Schönheit der Leiber unter uns nicht ausgeſtorben ſind, können wir täglich ſehen an manchen, die ihren Leib nur leidlich übten, und an vielen Gauklern, die dieß nur für gemeine Zwecke thaten, aber doch oft etwas hervorbrachten, was der Schönheit ähnlich ſieht.

Obgleich wir dem Jünglinge die Nothwendigkeit dieſer Uebungen zeigen dürfen, ſo ſollen ſie ihm doch lieber eine Luſt werden, daher wollen wir ſie alle wechſelnd treiben und er ſoll ſie im Schweiß ſeines Angeſichts doch meiſtens ſpielend lernen, denn Leibesübung muß durch die Gemeinſchaft und den Wetteifer der Luſt und ſelbſt der Mühe jedem geſunden Jünglinge Spiel werden.

Die Fechtkunſt auf Hieb und Stoß mit den Waffen der Neueren ſtehe nicht hinten an. Ihre Vortheile für die Geſundheit, Stärke, Schönheit und endlich auch für die Sicherheit des Leibes ſind unzählig. Sie ſchärft das Aug und das Gemüth und giebt beiden Faſſung und Schnelligkeit des Entſchluſſes, ſie lehrt die Geduld eines langen Wartens und einer fortgeſetzten Anſtrengung des Blickes tragen und das Unruhige und Wilde beſeſtigen, was immer losbrechen will; ſie zeigt endlich in dem entſcheidenden Augenblicke mehrere Wege, von welchen nur einer der rechte ſeyn kann und raſch ergriffen werden muß. Aber ſie hat noch den Vortheil, daß ſie den ganzen Leib in gleicher Thätigkeit erhält. Immer ſind Hand und Arm geſpannt und ſtärken die Bruſt und den Athem, die Schenkel und Füße, jetzt los jetzt ſchlaff, ſtehen nie als unthätige Säulen da, wie bei dem Boxer, ſondern als bewegliche Stahlfedern, die wie der Blitz vor- und rückwärts ſchnellen und ſo allen Muskeln und Nerven Geſchmeidigkeit und Stärke zugleich geben.

Zu einer andern Stunde könnte das Springen in die Höhe und Breite und das Wettrennen um beſtimmte Preiſe geübt werden, oder das Ballſpiel mit ſeinen mancherlei Arten, was hier im Norden wegen der Steifheit unſrer Sitten ſchon ſeit dem Knaben aufhört, in Italien und Frankreich noch jetzt von vierzig-funfzigjährigen Männern nicht bloß aus der Klaſſe des Pöbels geſpielt wird, wie von Horaz und Mäcenas weiland. Dieſes Ballſpiel hat unendliche Mittel des Vergnügens und der Uebung in ſich. Die Fertigkeit des Schlagens und Fangens, das feſte Aug, die ſichere Hand, der ſchnelle Fuß, das Freie und Leichte des ganzen Spieles machen es vorzüglich geſchickt, nach ſchwereren Künſten als Erholung gebraucht zu werden.

Für die Uebung des Auges und für die Stärkung der Arme, Schenkel und Bruſt, kurz für die Bildung einer kühnen männlichen Stellung könnte man etwas wieder einführen, was freilich als Waffe ſo ziemlich ohne Nutzen, als Diſciplin aber eben ſo ergötzend als nützlich wäre; ich meine das Werfen mit dem Speer, dem Diskus und der Schleuder. Wirft man uns ein, daß wir zu Vieles bringen, ſo antworten wir, daß wir ja eben keine Fechtmeiſter und Schleuderer bilden wollen, ſondern nur Menſchen, die ihres Leibes mannichfaltige Kräfte fühlen und dieſes Leibes nach allen Richtungen Herr ſind. Es werden in vier, fünf Jahren

doch

doch Meiſter in manchen dieſer Uebungen hervorgehen. Dieſe letzten empfehlen ſich noch dadurch, daß ſie nicht koſtbar ſind, ſondern nur eines freien Platzes und einiger Pfoſten und Steine als Ziele bedürfen. Meine Burſchen, ſo geübt, werden ſich über Manches nicht mehr wundern, was wir in der Geſchichte des Alterthums und Mittelalters als Ungeheuer angaffen, und auf jeden Fall werden bei rüſtigen Leibern aus dieſen drei eine ſeltne Fertigkeit und Starke des Blicks und der Arme entſpringen. Mancher würde ein richtiger Gladiator werden, ohne ſeine Fauſt und ſeinen Arm je zu etwas anderem zu gebrauchen, als zu einer nützlichen Arbeit und zur Rettung eines Unglücklichen.

Eigentlich könnte die Menge der freien Spiele des Leibes und ſeiner Uebungen bis auf eine unendliche Zahl vermehrt werden; aber wenn wir die folgenden Fertigkeiten noch erworben haben, ſo getrauen wir uns den edel gebohrnen Menſchen als einen rechten Mann hinſtellen zu können, als einen an Leib und Seele Erwachſenen, was die Griechen einen Schönen und Guten, καλος καγαθος nannten; dieſe Fertigkeiten ſind das Schwimmen, Schießen, Reiten und Tanzen, nothwendige, nützliche und ſchöne Fertigkeiten zugleich.

Das Schwimmen ſollte jeder Menſch lernen. Jedes Thier kann es bis zu einem gewiſſen Grade, obgleich nicht alle Waſſerthiere ſind. Der Menſch, der alles lernen muß, lernt es ſehr leicht, wenn er frühe anfängt. Wir kennen die Halloren in der Saale, die Sparter in ihrem Eurotas, die franzöſiſchen Grenadiere, die bei Hochſtedt über die Donau ſchwammen, wir kennen Bonapartens Manöver in der Seine. In allen ſieht und bewundert man Männer, weil das Schwimmen eine tapfere, raſche Uebung iſt. Aber das Bad im kalten Waſſer und das ſichere Spiel in dem naſſen Element, beides gehört als etwas Schönes zuſammen. Aber das Schwimmen iſt auch nothwendig, erſtlich, daß man ſelbſt ſicher ſei in Zeiten der Gefahr, wo es gilt ein tiefes Waſſer zu paſſiren, oder wo ein Zufall uns in tiefes Waſſer wirft, ferner um das Leben von Menſchen zu retten, die nicht ſchwimmen können, von Weibern, Kindern, Greiſen, von Männern und Jünglingen, die nicht lernten, was ſie hätten ſollen; es iſt nothwendig, um dem Feinde zu begegnen, wie die neueſte Zeit lehrt.

Das Schieſſen. Uns iſt von allen Waffen das mörderiſche Feuergewehr als das erſte geblieben und wir werden es nicht wegbannen, wie ſehr auch

bei

bei ſeinem erſten Gebrauche ein Arioſt fluchte und wie ſehr noch Manche darüber fluchen mögen, die in ihm den Untergang alles Ritterlichen und Männlichen ſehen. Jeder lebende Mann muß ſeine Waffe gebrauchen können, er muß ein guter Schütz ſeyn. Der Fall kann kommen, wo er es beides zu Angriff und Vertheidigung nöthig hat. Mit dieſer Kunſt hängt die Jagd zuſammen, eine trefliche Uebung des Leibes und Gemüthes für die Schnelligkeit des Entſchluſſes und die Feſtigkeit des Blickes; nicht zu gedenken der Freude des freien Waidelebens und der Beute der Jagd, noch der Tilgung der Ungeheuer und Raubthiere, die in manchen Ländern noch nicht fehlen; nicht zu gedenken, wie der Leib durch die Jagd geübt wird zur Duldung aller Mühen und Beſchwerden, zum Hunger und Durſt, zum Wechſel alles Wetters und zur Herrſchaft über alle Elemente. Wäre der Krieg etwas ſo Würdiges, als viele meinen, ſo könnte man dazu wohl kaum eine beſſere Vorbereitung finden. Machiavelli in ſeinen Büchern von der Kriegskunſt fordert ſogar, daß jeder Feldherr ein tüchtiger Jäger ſei. Das wird der Naturtrieb ſchon ſo zuſammenführen.

Das Reiten hätte wohl billig voran ſtehen ſollen, da nach ihm zu teutſch alle ritterlichen und männ-

männlichen Künſte genannt werden. Es iſt auch unſtreitig die ritterlichſte Kunſt, da der Reiter mit ſeinem Roſſe ſich über den Staub erhebt, und es war ja auch des ſtolzen Ritters Wahn, daß alles Unritterlichgebohrne wenigſtens drei Ellen unter ihm ſtehe; und dann rechnete er noch beſcheiden, weil er nicht viel höher als den Abſtand ſeines Pferdes von der Erde ſtieg. Man hat uns große Wunder erzählt von den herrlichen Wirkungen, die das Reiten auf das Gemüth haben ſoll. Es erhebt den Menſchen über die Erde und zugleich über alles Gemeine, welches es ihn verachten lehrt; es giebt einen Anſtand, der den Herrn der Schöpfung auszeichnet, und ein Menſch, der vom Pferde ſteigt, iſt an Gebehrde, Anſtand und Würde ſogleich weit über den beſtäubten Fußgänger geſtellt. Ich will dieß alles nicht ganz läugnen, weil es ſehr erklärlich iſt, auch laſſe ich mir ſolches ritterliche Weſen noch wohl gefallen, wenn es nur nicht ein vornehmes Weſen wird, das unleidlichſte Ding von allen, weil es weder Würde noch Herrſchaft bezeichnet. Auch ich will das Reiten loben auf meine Weiſe. Das Gefühl, ein edles und raſches Thier zu bändigen, ſich frei und kühn zu bewegen, die lebendige Thätigkeit aller Theile des Leibes, das kühne Dahinfliegen läßt alle Lebensangſt wirklich unter den

Füßen und tritt ſie mit den Hufen in den Staub; man iſt durch ſolchen frohen Uebermuth wirklich über den Fußgänger. Schon deswegen müßte jeder täglich reiten, der ſich zuweilen um die Bruſt beklommen fühlt. Aber die Geſundheit, das köſtlichſte Lebensgut, wie wird ſie durch das Reiten geſtärkt! beſonders wenn man an den trüben und hypochondriſchen Norden denkt. Endlich das Eigentlichritterliche, eine freie, edle Geſtalt wird gleichfalls durch dieſe Uebung gehoben, ſobald ſie nicht Handwerk wird, denn da möchte der Fußgänger vor dem Reiter viel voraus haben. Die letzte Rückſicht endlich, weswegen ich auch die vorigen Uebungen empfohlen habe und dieſe hier beſonders empfehle, iſt diejenige, daß jeder Menſch der Fertigkeiten mächtig ſeyn ſollte, die in unſrer Zeit zur Sicherheit und Vertheidigung des Lebens dienen. Was wäre der Flüchtling oft, wenn er nicht reiten und lange reiten könnte, nicht auch das tollſte Pferd, was ihm der Zufall gerade beſcherte? Schon das Lächerliche, das ein Mann hat, der mit Angſt auf einem Pferde ſitzet — muß er vollends ſo paradiren vor den Augen ſeiner Schönen, ſo iſt es aus mit der Gunſt.

Zum Schluſſe der Tanz — man ſieht gern das Edelſte als die ſchönſte Blume zuletzt in den

Kranz. Sollte der Tanz dieß bei uns nicht mehr ſeyn, ſo iſt es nicht ſeine Schuld. Daß er einſt mehr war, als jetzt, läßt ſich nicht läugnen. Er war auch ſchöner, als er noch würdiger war. Die Griechen, die alles, was Kunſt heißt, zur höchſten Spitze trieben, ſcheinen auch im Tanz viel weiter geweſen zu ſeyn, als ſelbſt ein Veſtris und ein Vigano in Paris und Wien. Vieles gehörte dabei natürlich dem Klima, was im kälteren und ſtrengeren Abendlande keine Manipulation erkünſteln kann. Schönere und freiere Leiber, eine freundlichere Natur, Einladungen zur leichten Freude von allen Seiten her, eine luſtige Fantaſie, mit einer Beweglichkeit des Leibes und der Mienen gepaart, die ſich nicht allenthalben wieder finden und die den feinſten Takt und die lieblichſte Harmonie innerhalb der Gränzen des Schönen auch im Tanz geben mußten. Dazu kam die Würde, ſo dieſe Kunſt hatte als ein Haupttheil des öffentlichen Gottesdienſtes, wo man vor den herrlichſten Männern und Frauen von ganz Griechenland bei den Spielen und Chören ſeine Geſchicklichkeit zeigen konnte. Auch bei geſellſchaftlichen Freuden ſpielte die Mimik eine große Rolle und man weiß aus aus mehreren Erzählungen und Anekdoten, mit welchen erſtaunlichen Wirkungen man tanzend die Geſchichten ganzer Mythen entwickelte. Wer nur die Oper in Paris geſehen hat, kann dieß noch nicht begreifen, aber wer einige italieniſche Mimiker der beſſern Theater in ihren glücklichen Momenten ſah, dem iſt es klarer, denn ſonſt freilich iſt das Ganze der franzöſiſchen Tanzkunſt beſſer, als der italieniſchen. So verwebten die Griechen in den Tanz das Tiefſte aller Religion, die Myſterien der Götter und der Schöpfung, die ſüßen Geheimniſſe der Liebe und das myſtiſche Band, welches die Geſchlechter zuſammen zieht. Sie wußten, ſie fühlten die tiefe Bedeutung dieſer Kunſt und hatten das ewig ſchönſte Spiel herrlicher Leiber obenein, die in den flüchtigſten Momenten himmliſche Werke hinſtellten und wieder zerſtörten, die göttlichſte Kraft, welche irdiſchen Augen erſcheinen kann, wodurch der Tanz die erſte aller Künſte ſeyn und bleiben müßte, wenn er unter uns je ſeine Vollendung erreichte.

Und der Tanz bei uns? O man mag ihn kaum nennen, wenn man an die Zeiten eines Alcibiades und Alexander zurückdenkt. Unſre Religion verbot alle Ueppigkeit des Gefühls, alle Darſtellungen der Myſterien des Lebens. Wir ſollten beten und uns geißeln und in Nüchternheit und Ernſt den letzten und merkwürdigſten Tag erwarten. Unſer Klima kömmt dazu. Und haben wir ſeitdem etwas Leichtfertigkeit erhalten, die unſre übrigen Sitten ſonderbar genug kleidet, ſo hat ſie in dem elendeſten Vergnügen, uns ſelbſt zu traveſtiren, aus unſerm Leben und unſrer Kunſt doch nur Karrikatur und Poße gemacht. Der Tanz in höherer Bedeutung iſt ſeit zwei Jahrhunderten wieder auf der Bühne aufgetreten. Jeder weiß, was die Ballette, womit man die große Oper miſcht, bedeuten. Ich habe die Pariſer Oper geſehen; ich ſah Veſtris, die Gardel, die Chameroy alle ihre Zauber darauf entwickeln. Daß auch ich mich in einer neuen Welt fühlte, war begreiflich; aber nur weniges entzückte und täuſchte mich vollkommen; das beſte waren immer nur Fragmente eines Werkes, auch bei dem beſten blickte immer die Kunſt durch. Man hatte hier nicht die rechte Welt und ich denke, weil das rechte Leben den Zuſchauern fehlte, mußte es auch den Spielern fehlen. Bei den Griechen welch eine zauberiſche Myſtik lag in der Religion, welche Freiheit in den Sitten, welche Fertigkeit in den Leibern frei gebohrner und frei erzogener Menſchen! Alles dieß klang ſogleich an, ließ ſich begeiſtern und begeiſterte mit, und die Spieler ſtanden ſelbſt in der idealiſchen Welt mit dem Einen Kothurn noch in ihrer Welt. Die Mimik vollends, der zarteſte und flüch-

flüchtigſte Sinn alles Schönen, der, wie ein Sonnenſchein an ſchattigen Sommertagen, die ganze menſchliche Geſtalt durchfliegen ſoll, iſt ſie möglich bei uns? Ich denke, der Apennin und die Pyrenäen werden ihre Gränze bleiben; Ausnahmen ſind Ausnahmen.

Unſer gewöhnlicher Tanz, der auf dem niedrigen Socken des Lebens einherhüpft, iſt leider bedeutungslos und albern und leer genug geworden. Schon daß er keine feſte Form hat, ſondern mit allen Launen und Albernheiten der Mode wechſelt, beweiſt wenig für ſeine künſtleriſche Ehre. Er iſt ein Kind unſrer Armuth und wird auch für nichts beſſeres angeſehen, als einige matte Stunden etwas zu beflügeln, einige leere leidlich auszufüllen. Indeſſen dient er, wie er dienen kann, und wir hätten Unrecht, ihn zu ſchelten, daß er nicht beſſer iſt, als wir, ſo wie wir Unrecht haben, uns von einem Vergnügen auszuſchließen, das im gewiſſen Sinn doch noch beſſer iſt, als unſre Zeit. Kann ich mir gleich einen ſchöneren, einfacheren und edleren Tanz denken, der auch als Kunſt einen Zweck erfüllte, ſo ſtimme ich doch nicht mit denen überein, die in dem Tanz, wie er iſt, nur Leckerheit und Verderbniß der Sitten ſehen. Dieß ſind doch meiſtens Käuze, welche auf das helle Tageslicht ſchelten, weil ſie in Nacht wohnen müſſen. Wenn er nicht veredelt, ſo verdirbt er gewiß doch das Unverdorbene nicht, kleine Schwächen und Eitelkeiten abgerechnet, die auch durch andere Erbärmlichkeiten der Zeit ſich in Menge anſetzen werden. Bei unſrer nordiſchen Schwerfälligkeit und dem Nebeldampf, der meiſtens unſer Gemüth umwölkt, dient er doch ſich einmal auszuſchütteln und zu entſtäuben. Ferner als das Einzige, was uns faſt übrig iſt von eigentlich geſelligen Spielen entwickelt er doch auch ſchöne Leiber ſchön und macht ſelbſt mittelmäßige erträglicher. Man bekömmt doch zuweilen ſo ein Gefühl von einem Hinſchweben über das alltägliche Daſeyn hinaus, von einem zarten genußloſen Spiel der Geſchlechter einander gegenüber, und vielleicht bildet ſelbſt dieſer leere und loſe Geſelle, wie der Tanz jetzt unter uns auftritt, geheim die Jugend mehr, als wir glauben.

Ich habe bei den Knaben nichts vom Tanze geſagt, obgleich ich nichts dagegen habe, daß Knaben tanzen, nemlich auf unſre Art als Uebung. Nicht aber ſollen Kinder öffentlich tanzen, weil das ihnen verderblich iſt. Auch den Erwachſenen iſt es widerlich, denn ein Kind tanzt ohne Ausdruck,

druck, und tanzt es mit Ausdruck, ſo iſt es affektirt und verdorben, und das ſollte allen Erwachſenen widerlich ſeyn. Aber welches Verderben! Sind die Knaben ſchön und gewandt, ſo wird ihnen ſo viel geſchmeichelt, daß ſie eitle und kokette Narren werden, ein Schade, den die erſte aller Künſte nicht erſetzen könnte. Ja es wird wohl etwas Aergeres daraus. Die Natur erklärt ſich zu frühe, und was lange ein verſchleiertes Myſterium bleiben ſollte, wird klares Verſtändniß unter den Kleinen. So ſehe ich oft zehenjährige Buben und Mädchen auf Bällen einander gegenüber liebäugeln. Sollen Kinder in dieſem Alter tanzen lernen und öftere Uebungen haben, ſo mögen ſie allein eine Geſellſchaft für ſich ausmachen, wo alle erwachſene Schmeichler und Bewunderer fehlen und einige brave und züchtige Alte die Gymnaſiarchen ſind. An ſich iſt es ſehr unbedeutend, daß die Knaben ſchon tanzen. Bei den Uebungen, wodurch wir die Leiber der Knaben und Jünglinge gehen laſſen, wird auch die Kunſt ihnen jetzt entbehrlich und ſpäter leicht ſeyn.

So laſſe ich die Jünglinge tanzen und ſie auch dieſe Uebung gebrauchen, wie ſie es jedem nach ſeinem Gemüthe werden kann. Iſt die Bedeutung gleich gering, ſo wird die Fertigkeit, zu anderen edleren gefügt, doch auch ihre kleine Luſt haben, bei edleren Gemüthern vielleicht ſelbſt das Schöne bilden helfen, wiewohl ich das nicht recht begreife. Neue und höhere Formen der Tänze im großen Stil mit ihnen zu beginnen, würde durchaus zwecklos ſeyn, nicht an ſich ſelbſt, ſondern wegen der Schwierigkeiten. Man ſieht, wie wenig dieß bis jetzt noch geglückt iſt, wo der Luxus alles aufgeboten hat, das Aeußerſte zu Stande zu bringen. Wir, die wir uns in eine freie und unabhängige Lage ſetzen, immer aber nicht in die unabhängigſte, können mit mäßigen Kräften unmöglich vollbringen, was, wenn es glücken ſoll, eine Menge von Hülfsmitteln erfordert.

Eben dieß würde von den Mimen gelten. Man könnte fragen, ſind nicht die Mimen und Pantomimen der Alten das Schönſte, was eine luſtige Einbildungskraft ſich vorſtellen kann? Waren nicht alle Kräfte des Leibes und der Seele dabei thätig? waren ſie nicht höchſt bildend und entwickelnd? Ich läugne alles dieſes nicht, aber der Teufel lauert hinter den Kuliſſen. Die Mimik iſt unſtreitig die erſte, aber auch die gefährlichſte Kunſt für denjenigen, der ſie übt. Wer ſich ſo zum Inſtrument macht, das bei jeder leiſeſten Berührung anklingt, zur

Welle,

Welle, die jedes Lüſtchen bewegt, deſſen Leben wird nur allzu leicht zum Klang und zum Waſſer, es verliert alle Haltung und Herrſchaft. Die Alten hielten dieſe Künſte den Freien ſchädlich, weil ſie zu ſehr erſchlafften; hübſche Sklaven und Slavinnen wurden von den früheſten Jahren mit dem größeſten Luxus dazu gebildet und waren ſpäter das Entzücken der Gaſtmähler und Feſte. Nur die mimiſche Darſtellung ernſterer und heroiſcher Karaktere war der Freien nicht unwürdig, wo das ganze Spiel einen feſteren und ruhigeren Gang hielt. Wir haben manches Jahrzehend ſchon eine ſolche bürgerliche Mimik gehabt, wenn wir zur Freude von Geſellſchaften kleine Gnomen und Sprüchwörter mimiſch extemporiſiren, ein Vergnügen, das als Zeitvertreib unſchädlich, als Bildungsmittel unbedeutend iſt. Tieferen Mythen und größeren Darſtellungen möchten wir wohl nicht gewachſen ſeyn, wenn auch in ihnen etwas Seelenbildendes läge. Die Menſchheit muß ſich erſt auf einen höheren Kothurn ſtellen, ehe man bei der Jugendbildung, ohne ſich lächerlich zu machen, ſolche Vorſchläge thun kann.

So bin ich meinen Kreis rund gelaufen und habe gewieſen, wie man Jünglinge bilden ſoll, daß einſt Männer werden. Bei der Vertraulichkeit, worin ſie mit dem Schönen und Erhabenen leben, bei dem Umgange mit einer einfältigeren und beſſeren Welt muß ſie eine Begeiſterung für alles Gute und Große ergreifen, der das Gemeine nicht ſiegen läßt und die wilden Begierden zügelt. Durch die freien männlichen Uebungen wird der Leib gleichmäßig mit der Seele geübt, daß weder das Rauhe noch das Weiche ſiegen und keine Zwietracht und Leidenſchaftlichkeit aufkommen kann. Der Leib wird gebildet, geſchmeidigt, geſtärkt und ermüdet und üppige Gelüſte verlieren viel von ihrem Stachel, welchen der Müſſiggang und das Träumen der Fantaſie wetzt. Doch auch die übrige Einrichtung muß asketiſch ſeyn, Mäßigkeit, Einfachheit, Sparſamkeit muß in der ganzen Lebensweiſe dieſes Alters herrſchen, im Wachen und im Schlafen, im Eſſen und im Trinken, daß nicht das ſchwellende junge Leben überſchäume und herausſprudele. An dieſe Asketik, die ich hier nicht näher entwickele, erinnere ich alle Aeltern und Führer von Jünglingen. Es iſt die große Sünde unſers Zeitalters, daß man die ſchönſten, aber auch gefährlichſten Jahre ſo ganz dem Zufall überläßt, der häufig zerſtört, ſelten bildet. Wohl bedürfen wir der Männer, die mit voller Sehnenkraft jugendliche Heiterkeit und Herzhaſtigkeit des Sinnes, Liebe zum Guten und Schönen in ſich verbinden.

Ich weiß wohl, daß die Triebe der Jugend gewaltig, ja zuweilen unwiderſtehlich durchbrechen, aber geſund und edel gebohrne Menſchen müſſen durch eine ſolche Bildung ſchon ſehr weit geführt werden können und ohne zu ſtrenge Disciplin mit völlig erhaltener, zum Theil mit völlig entwickelter Naturkraft in die Wirkſamkeit des bürgerlichen Lebens eintreten. Selbſt der fürchterlichſte aller Triebe, der Trieb der Wohlluſt wird ſie nie ſo tief erniedrigen können, als manche andre. In dem Gefühl der vollen Entwickelung lernt der Jüngling auch ſeinen Leib achten; nur das Schöne und Schönſte, welches aber immer ſeine Mäßigung in ſich trägt, wird ſeine Begierden reizen, das Schöne kann nie ganz gemein ſeyn. Und iſt endlich Zufall und Temperament mächtiger, als alle Bildung, ſo kann der ſo bewahrte viel übertreiben, ehe er ein Schwächling wird; er kann in der Fülle der Kraft das Unreine einmal ausſtoßen und ſich reinigen als Mann. Daß aber bei aller beſten Bildung einige verloren gehen, aus andern nie etwas wird, geſtehe ich gern, beſonders in einem Zeitalter, wo eine ſo große Menge Menſchen ſchwächlich, unglücklich und disharmoniſch gebohren wird.

Und führe ich meinen ſo an Leib und Seele gebildeten Jüngling nun ins treibende und handelnde Leben, ſo wird er freilich höher ſtehen, als dieſes Leben, was er gern immer beibehalten mag, aber er wird ſich, ohne ein Narr zu ſeyn, ſehr gut in die Bürgerlichkeit einpaſſen und das Seinige freudig und wacker erfüllen. Der edlere Menſch, ſo gebildet, wird nicht als Bürger eine andere Geſtalt annehmen, ſondern die rein menſchliche, das Ebenbild Gottes behalten. Jetzt kennt man den Miniſter, Soldaten, Prieſter in jedem Rocke wieder. Sollte das ſeyn? Bei dem Schuſter und Buchbinder finde ich das natürlich. Ihr Geſchäft heißt darum Handwerk, weil es die freieſte Menſchenbildung nicht duldet, darum nannten die Alten dergleichen eine unfreie Kunſt. Ich glaube, das ſollte nicht ſeyn. Nur im Amtskleide, nur im Amts- und Berufsgeſchäfte müßte man den Bürger ſehen, weil er da gilt, bei allen andern Dingen ſollte der Menſch immer vorſcheinen, das Große vor dem Kleinen. Stelle ich meinen Jüngling in die Geſellſchaft, je gebildeter er iſt, deſto einfältiger und anſpruchloſer wird er ſeyn. Es iſt Gefühl von Schwäche, daß die Leute uns in Geſellſchaften mit Eitelkeit plagen. Durch ſeine freien Künſte und Studien iſt das Gefühl für alles Maaß, für alles Schick-

Schickliche in ihm geſchärft. Er wird das Alter, das Weib, den geſellſchaftlichen Vorzug eines jeden ſchonen und ehren; er wird von den beſſeren Formen der Konvenienz ohne Zwang annehmen, was das Bedürfniß und die Schwäche des Zeitalters, die edlere Sitte des Landes, am liebſten, was das Bedürfniß und die Sitte aller Zeiten und Länder fordern.

Führe ich meinen Jüngling in das Haus, welch ein Menſch wird er ſeyn vor ſo vielen andern Menſchen! Seinem Muthe und ſeiner Kraft vertrauend, wird er nie etwas anders ſeyn und ſcheinen wollen, als was er iſt, ein Mann. Weil ſeine Gefühle nicht verhärtet und nicht verweichlicht ſind, ſo muß mit der Mannbarkeit auch das Maaß da ſeyn, das heißt, er wird jedem geben, was er kann. Kein Heuchler gegen ſeine Aeltern und Geſchwiſter wird er das Nothwendige und Schöne dieſer Verhältniſſe durch das Gefühl bewahren, das Zufällige hinfallen und ſchwinden laſſen, wohin es muß, wohl empfindend, wo Alter und Jugend ſich trennen, wann und wo die Gemeinſchaft der Kindheit zu einer andern werden oder aufhören muß. Als Mann ſeines Weibes, als Freund ſeiner Freunde, als Vater ſeiner Kinder und Hausgenoſſen ſollte der Vollkräftige nicht der verſtändigſte und mäßigſte und alſo auch der liebendſte ſeyn?

Halt! Halt, guter Freund! mit Deinen vielen *Sollte*. Es iſt doch gut, daß Du Deine Lehren als Bettelſätze und Vorausſetzungen hinſtelleſt. So leicht wie Du es Dir und Deinen Jünglingen machſt, iſt es uns nicht geworden. Wenn wir auch Deine ganze Bildungsweiſe unangetaſtet als etwas brauchbares ſtehen laſſen, ſo mußt Du uns die Allfertigkeit der jungen Herren doch etwas beſſer beweiſen, wodurch ſie ſogleich als Meiſter des Lebens hintreten und ſagen: *ich kann, was ich will*. Wir ſind auch gebildet worden, haben auch Gefahren gekannt, ſind in manchen untergegangen, haben einige beſiegt, aber der Kampf war nicht ſo leicht, die Vorbereitungen dazu nicht ſo klein, als es nach Dir ſcheinen könnte. Jene *Konvenienz*, die Dir ſo nichts iſt, bewahrte uns vor manchem Schlechten beſſer, als Deine Eurythmie und Harmonie und alle Deine kleine und große Muſik; aber ſie allein koſtete uns manche Lehrjahre. Du ſprichſt ſo viel von *Welt* und *Weltbild* und *Weltbildung*, kurz, Du läſſeſt die Welt ſo leicht als einen Ball an Dir vorbeifliegen; aber ſiehe zu, ob Du die Welt ſo leicht faſſeſt, als Du meinſt? wohl

die

die gemeine und grobe; aber auch die feine, die der Mann von Welt als die einzig größte Welt nennt? — Die Zügelung der Jugend durch ein ſicheres Maaß des Schönen, durch einen feinen Griff des Schicklichen und endlich durch den Abſcheu vor allem Häßlichen und Gemeinen wie lange und wie viele Jünglinge wird ſie halten? Wir haben einen mächtigen Zügel, er heißt Ehre, das erſte Kleinod des Mannes, das Erſte, was bei dem Jünglinge entwickelt werden muß, wenn er Herrſchaft und Beſtändigkeit im Leben bekommen ſoll. Aber auch von dieſer Ehre weißt Du nichts, alles kömmt von ſelbſt bei Dir und geht von ſelbſt. O über die bequeme, ja die allerbequemſte Jugendbildung! Bei uns verlangte man einen Karakter, dieſen hervorzurufen, zu ſtärken, zu beſtimmen, daran ward von Kindheit an gearbeitet, weil man meinte, daß nur ein Menſch von Karakter im Leben ſtehen und das Rechte thun könne. Bei Dir findet man nicht einmal das Wort, geſchweige denn eine Andeutung, daß man jeden Knaben und Jüngling nach ſeinem beſondern Gemüthe beſonders behandeln und bilden müſſe, um das Unterſcheidende in ihm, das, was ihn als ein beſonderes Weſen in die Reihe der Dinge ſtellt, auszubilden. Antworte uns hierauf, wenn du kannſt. — Wartet, über alles ſollt ihr kurz hören.

Konvenienz, ein Wort von einer unendlichen Bedeutung, ein Wort, das ſo viel Gutes und Böſes in ſich faſſen kann, daß mir faſt graut, indem ich es über meine Lippen laufen laſſe. Es heißt eigentlich Uebereinkunft um etwas; die es im kindlichſten Sinn nehmen, verſtehen darunter die Uebereinkunft zwiſchen gebildeten Menſchen über gewiſſe Regeln des Schicklichen und Rechten in Geſellſchaft — da würde es nur etwas Gutes ſeyn, denn was die Beſten und Gebildetſten als Regeln des Sittlichen und Schönen ſtillſchweigend durch ihr Leben ſancirt haben, das werden Enkel und Urenkel ſich doch wohl gern zu ihrem Vergnügen und ihrer Bildung gefallen laſſen können. Andre nehmen Konvenienz viel weiter und begreifen alle ſchlechte und gute Maximen darunter, die das Zeitalter geltend gemacht hat, nicht allein als Menſch den Guten zu gefallen, ſondern auch als Bürger die Gunſt derer zu gewinnen und zu erhalten, durch welche man ſein Glück machen kann; ſie verſtehen wohl Regeln der Subordination darunter, die im Staate gelten ſollen, nie aber in der Geſellſchaft anders, als menſchlich. In dieſem Sinn kann man

man von dem allergebildetſten und biederſten Manne ſagen: *er ehrt keine Konvenienz, er muß noch viel lernen mit ſeinem Trotzkopf*, wenn er nicht den Heuchler machen, gemeinen Menſchen nicht ſchmeicheln, wohl gar ſchändliche Mittel zu ſeinem Glücke (wie man es nennt), nicht gebrauchen will. Noch andre meinen mit Konvenienz nichts weiter, als einen gewiſſen Drathpuppentanz gewiſſer äuſſerer Formeln; wer dieſen ſo leidlich mit abtanzt, der heißt ihnen ein gebildeter Mann, ein Mann von Welt. Es ließen ſich über dieſes fatale Wort noch viele andere Gloſſen und Abtheilungen machen; wir wollen es aber entlaſſen.

Ich hatte nichts dagegen, daß die geſellſchaftlichen Regeln, welche die Beſten und Gebildetſten gegeben, Regeln für alle Zeiten werden; ich ſetzte mit Fleiß hinzu *die Gebildetſten*. Man kann in einer gewiſſen Bedeutung wohl der beſte und doch ſehr beſchränkt ſeyn. Der Gebildetſte zeigt eben darin ſeines Lebens Regel, daß er nichts zur Regel macht. Was er thut, was er ſagt, was er meint, kleidet ſich immer mit Anmuth und gewinnt bei andern Geſetzesrecht. Er ſelbſt aber, eben weil er in alles Anmuth bringt, iſt der beweglichſte Proteus, den nur die Grazien mit ihren

Roſenketten unſichtbar halten können. Eben die Gewandtheit und Vielſeitigkeit, das wellengleiche Leben der Geſellſchaft, was immer an- und abfließt, iſt das Geheimniß der höchſten Konvenienz, die nach den Mühen der Arbeit, nach den Schranken der Bürgerlichkeit, welche gefangen hielten, wie ein Vogel die Luft ſeiner Wonne durchfliegen und durchſpielen will. Es iſt aber auch das Geheimniß eines ſo freien und menſchlichen Lebens, daß nur die Gegenwart das Höchſte giebt, weil man nichts als den Menſchen faſſen kann; was er gab, iſt zu fein, als daß es zum feſten Geſetze geſammelt werden könnte. Es giebt viele Dinge, die nur wie Duft und Klang ſeyn ſollen; ſobald man ſie recht faſſen will, iſt ihre Freude dahin. Das Geſetz macht Knechte; ſobald man aus dem Freieſten ein Geſetz macht, iſt das freie Leben dahin, und ohne freies Leben will ich keine Geſellſchaft, denn in ihr will ich ja eben vergeſſen, daß ich ein Knecht bin. Man mache alſo keine Geſetze aus Regeln, die nur ſo lange gut ſind, als man nicht recht ſagen kann, was ſie ſind. Die Guten und Gebildeten müſſen die Zuverſicht haben, ſich ſelbſt Maaß und Regel ſeyn zu können, die Ungebildeten und Schlechteren müſſen ihnen abzuſehen ſuchen, wie ſie ihre Schlechtigkeit und Rohheit wenigſtens ſo zurückhalten, daß ſie dadurch andern nicht ganz widerlich ſind. Für dieſe letzteren iſt es ganz gut, daß ſie doch etwas haben, was ſie als einen Mantel über alles werfen, und auch für fremde Augen iſt es gut, daß ihnen das Häßliche verhüllt wird.

Ueber die zweite Art Konvenienz, wo es der Glücksſucherei ſo bequem gemacht wird, ſchurkiſch zu ſeyn, iſt nichts zu erinnern. Jeder muß wiſſen, wie weit ſeine Natur ihm zuläßt, niedriger Sklav zu ſeyn und über ſeine Erbärmlichkeit einen gleißenden Schein zu werfen. Die Worte *es iſt nun einmal ſo, man muß wohl, weil alle es ſo machen, nur Geduld, Du wirſt es auch ſchon lernen,* kann man ja demjenigen gern vergeben, der ſich nicht ſchämt ſo jämmerlich und hülflos zu ſeyn. Schlimm genug, daß dieſer Krebs ſich ſo ſehr eingefreſſen hat, daß man bei ſolchen Dingen doch ein ehrlicher Mann heißen kann. Virtus poſt nummos alte und neue Schande, wann wird ein beſſeres Geſchlecht Dich austilgen?

Unter dem dritten Titel herrſcht die Konvenienz am weiteſten und zwar immer mehr, je weiter man nach Norden geht. Ich nannte dieſe den Drathpuppentanz eines Marionettentheaters. Sie iſt die Urältermutter aller Philiſterei, aller gemeinen

Tugend und Heuchelei, aller Verſchneidung der edelſten Kräfte und Säfte, daß ein feiger und pfeifender Kaſtrat aus dem ganzen Leben werde. Dieſer erkläre ich meinen unſterblichen Haß und jeder Biedermann muß dieß mit mir thun, dem es am Herzen liegt, daß die künftigen Zeiten frei wandeln ſollen. Ich ſprach von gemeiner Tugend, nicht daß ich das ſchöne Wort verunehren will, ſondern etwas Gemeines bezeichnend. Es giebt Menſchen, die ſich ſo wenig behelfen können ohne dieſen Narrenpuppentanz, daß ſie alles, was ſie haben, Gutes und Schlechtes, dahineinſpielen. Selbſt ihre guten Angewöhnungen — ſo nenne ich tolerant, was ſie Tugend nennen — können nur unter dieſer Geſtalt erſcheinen. Man fühlt ſich in Verlegenheit, ſobald man ihnen nahe tritt, fühlend, daß man das wenige Gute, das noch in ihnen liegt, unter die Füſſe tritt, ſobald man ihr altes Rüſtzeug antaſtet. Und dieſer Achtung vor dem Guten, wo es erſcheinen mag, welche beſonders dem Nordländer eigen iſt, und einer gewiſſen leiblichen Unbehülflichkeit verdankt dieſes veraltete Unthier ſein langes Leben. Alles was von unſrer Jugend von irgend einer chroniſchen Schwäche angetaſtet iſt, weſſen Eitelkeit allein ſich erbärmlich fühlt, das flüchtet ſogleich unter ſein Panier und vermehrt ſeine

Satel-

Satelliten. Dieſe Konvenienz hat immer geherrſcht, am meiſten nördlich, wo die fröhlichen und genialiſchen Säfte leichter zuſammenfrieren; aber in alter Zeit brachen doch die nördlichen Tugenden, Treue, Gerechtigkeit, Zorn für Freiheit zuweilen durch und proſtituirten die Göttin, der man diente. Sie fühlte dieß und nahm ſich ein liebenswürdiges Kind zu Hülfe, das als Putzmacherin in Paris ſeine Lehrjahre gemacht hatte und die alte Duenna ganz leidlich aufſtutzte. Sie lehrte den Norden franzöſiſch lallen, mit franzöſiſcher Leichtigkeit ſollte er ſpringen, mit franzöſiſcher Albernheit tändeln, mit franzöſiſchem Witz ſpielen, im Nichtsthun ewig geſchäftig, im Thun immer mäßig ſcheinen, kurz immer etwas anderes thun und ſcheinen, als der Menſch ſollte. Wie dieſer närriſche capriccio in Frankreich gebohren werden konnte, das gehört nicht hieher; genug, daß er es in Frankreich ſelbſt doch ſo toll nicht machte, wie draußen, weil der Menſch und jedes Ding, wo es unbekannt iſt, einen freieren Spielraum hat. Unter uns andern machte er genug wunderlicher Poſſen und Edukationsexperimente und macht ſie heute noch. Ich will ernſthaft ſprechen. Ich ſelbſt begreife, daß wir Europäer wohl noch lange nicht reif ſind, ein freies Leben auch im Hauſe, auf den

Theatern und auf den Gaſſen wieder aufleben zu laſſen, wie es uns das Alterthum ſo ſchön, unſerm Unglauben oft idealiſch zeigt; daß wir, weil wir das Vollkommenſte nicht haben können, was auch jene Alten noch nicht hatten, uns beſcheiden lernen müſſen. Aber ſo lange das Allgemeine, das heißt, das Menſchliche und Freie nicht leben kann, ſoll das Nationale gelten; das iſt eine Wahrheit, die keiner umſtoßen wird, der Menſchen und Menſchengeſchichte verſteht. Der Franzoſe hatte Recht, ſich zu bilden, wie er gethan hat, zu ſeyn, wie er iſt, da Paris und nicht Avignon oder Montpellier Frankreichs Hauptſtadt geworden iſt. Aber haben wir Recht, dieſem Scheinvolke in allem nachzuahmen? Ich muß mich ausſprechen; die mich verdammen, verſtehen mich nicht noch die andern Nationen Europens, die beſſer ſind, als die Franzoſen.

Ich verachte die Franzoſen nicht, nur die, ſo ſie zu ſehr achten. Mir gilt der Ausſpruch: alles iſt gut, was iſt und wie es iſt. Daß Menſchen, daß Nationen nicht edler gebohren ſind, als ſie ſind, dafür können ſie nicht. Keiner ſchäme ſich deſſen, die Franzoſen ſchämen ſich deſſen am wenigſten, ja ſie prahlen ſogar damit. Der Franzoſe iſt das Mittelglied von Europa, viele möchten auch in anderer Hin-

Hinſicht Frankreich gern zum Mittelpunkt und allgemeinen Zuſammenbande deſſelben machen, aber dieſe wiſſen nicht, was ſie wollen. So wäre es nicht wunderbar, wenn der Franzoſe den Süden und Norden Europens in ſich vereinigte. Er hat vieles von dem ſüdlichen Feuer, der gewaltigen Empfänglichkeit und Reizbarkeit jenes Klima; aber es iſt nicht das ewig brennende Feuer auf dem ſtillen Veſtaherde des Herzens, das ruhig in ſich ſelbſt ſich nährende, wie bei dem Hiſpanier und Süditalier, wo der dunkle Ernſt die Flamme bedeckt und den Grimm und die Lieblichkeit der menſchlichen Natur in den weiteſten Kontraſten zeigt. Wer die Werke und Thaten der drei Nationen vergleichen kann, wird dieſen Geſichtspunkt mit mir faſſen müſſen. Der Franzoſe hat gerade ſo viel von dem Südlichen, daß es ihn luſtig macht, nicht ſo viel, daß er ruhig dadurch wird. Hier liegt das Unterſcheidende. Er iſt nur der Berauſchte, jene ſind die Seligtrunkenen — wir ſprechen vom göttlichen Leben. Jene treibt der Naturtrieb, ihn das Bewußtſeyn des Naturtriebes. Er fühlt, daß er nicht genug hat zum Seyn und daß er alſo etwas machen muß. Daher iſt kein Volk ſo ſehr immer bei ſich ſelbſt und keines ſo eitel und kindiſch eingebildet, als die Franzoſen. Wo der Spanier und Italier mit hochaus-

gebil-

gebildetem Leibe wie im ruhigen Manneskämpferſchritt einhergeht, da hüpft der Franzoſe, wo jener denkt, da witzelt er, wo jener brennt, da lodert er. Dieß macht nicht allein das Bewußtſeyn irgend eines Mangels, worüber die glücklicheren Südlichen ſich nicht zu beklagen haben, ſondern noch die Beimiſchung des Nördlichen, das unſtät, ſentimental und ungleich iſt, wie Klima und Natur es machen müſſen. Iſt Verſtand und Beſcheidenheit da, ſo kann ſolches Nordliche ſich allerdings, wenn gleich einſeitig, bis zu einem gewiſſen Grade ausbilden, indem man das Gute und Treue, was man hat, feſthält, das Schöne, das in ſolchem Leben nicht erſcheinen darf, in einer überirdiſchen Welt liebt und beſitzt. Der Franzoſe iſt der Oberflächliche nicht bloß in dem Sinn unſrer gründlichen Foliantenſchreiber. Ihm ward die Erde gegeben und was daräuf iſt, der Menſch und was an ihm iſt. Was in ihm iſt und überall alles Innere ſoll er nicht ſuchen, weil ſeine Augen nicht weiter zu ſehen taugen, als das Irdiſche. Ich ſpreche von dem Sinn eines Volkes, einzelne Ausnahmen beweiſen nichts; die beſten Franzoſen haben gerade den Leichtſinn und das Wetterwendiſche ihrer Nation angeklagt.

So hat der Franzoſe mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ein Leben gebildet, das er Kunſt nennt,

nennt, was Viele ihm ſo nachbeten. Aber ſieht man ſelbſt bei den leichteſten und gebildetſten Männern dieſes Volkes ſolches Leben, ſieht man es länger, als die erſten täuſchenden Augenblicke, ſo giebt eine gewiſſe Affektation, eine gewiſſe Künſtlichkeit doch dem geſunden Gefühle Ohrfeigen. Man ſieht, daß die Menſchen weiter nichts thun, als ſich ewig in ſich ſelbſt beſpiegeln, daß ſie das ſchönſte Werk in dem glatten Firniß der Darſtellung ſehen, daß ſie alſo das höchſte Leben weder haben noch geben können. Sie haben nur die Oberfläche abgeglättet, den täuſchenden Schein einer äſthetiſchen Darſtellung gewonnen, womit ſie ganz artig ſpielen können. Aber eben, daß ſie nie ruhig und alſo nie vollgeſtaltet ſich zeigen, daß ſie nie ſich ſelbſt vergeſſen über einem höheren Daſeyn, beweiſt die flache Erbärmlichkeit, wodurch ſie über ein Jahrhundert Europa betrogen haben. Man begreift endlich, daß ſie mit dem göttlichen Ebenbilde, dem Menſchen, nur Aefferei treiben; man begreift, daß mit ſolcher Beſchränkung, mit ſolcher engen Welt, worin ſie ſich und alle Dinge umſchließen, wohl ein Schein von Vollendung auch ſelbſt einem unbehülflicheren Volke möglich iſt, daß dieſer Schein aber als ein teufliſches Blendwerk zerſtört werden muß, wenn das ſchönere Menſchliche aufblühen ſoll. Enges

Leben,

Leben, enge Sprache, enge Kunſt, kurz Schnürſtiefelei in allem iſt der Karakter des Gallicism. Daher iſt das Kindliche, das Einfältige, das Geſtaltloſe mit großer innerer Geſtalt ihnen, wo es auftritt, entweder lächerlich oder doch unerklärlich. Das Alltägliche des gemeinen Lebens und gemeinen Verſtandes, die auch gern ihre Poeſie und Philoſophie haben möchten, auszuſchmücken und zierlich hinzuſtellen, iſt ihr ewiges Einerlei. Wer ſich dieſes Einerlei zu einer leichten und liebenswürdigen Gewohnheit gemacht hat, der hat *Welt*, ein Wort, welches die ganze Albernheit ausſpricht, womit ſie die Welt umfaſſen. Auch die Sprache iſt ganz wie das Volk. Sie, die für alle Kleinigkeiten und Erbärmlichkeiten tauſend Namen und witzige Umſchreibungen hat, iſt arm, wenn das Tiefere der Erkenntniß und des Gefühls, wenn die großen Myſterien der Welt und des Gemüths ausgedrückt werden ſollen. Für das gemeine Leben, für die glatte Volubilität der Konverſation, für die liebenswürdigen Tändeleien einer zierlich verdorbenen Welt nennt ſie allerliebſt, wenn ſolches allerliebſt iſt. Sie iſt eitel und weiß nichts von Unſchuld, daher wirft ſie eine künſtliche Hülle um Dinge, die der Deutſche, Schwede und Engländer mit ihren eigenen Nahmen zu nennen wagen; ſie umſchreibt und umgeht alles und zerſtört dadurch den großen Witz und die große Fantaſie, indem ſie durch den kleinen Witz und die kleine Fantaſie die Unſchuld vergiftet. Wo Unzucht iſt, da iſt keine Poeſie, und glatt und eingeſchnürt wie die Sprache wagt auch die Poeſie nur mit kurzem Athem ihren Flug. Auch da iſt alles ewig gemeſſen und konventionell und kein Genius darf die feſt geſtellten Schranken durchbrechen. Und ihre Kunſt, auch ſie ſteht meiſtens auf dem niedrigen Socken des Lebens und nur wenige ſind zum Ideal emporgeflogen. Ihre Form des Schönen wirft freilich einigen Schein von ſich, weil ſie eine feſtere iſt, als die des Deutſchen und Engländers, aber dieſer Schein iſt wieder nur der Wiederſchein ihres manierirten und getriebenen Lebens, er iſt etwas Gemachtes, eine Schönheit der Konvenienz, die ſich mit keinem Gefühle anders als durch franzöſiſche Sitten berührt und die niemand duldet, der den ſtillen und einfach großen Geſtalten der Alten Liebe abgewonnen. Es iſt nur die idealiſirte Sinnlichkeit, das leibliche Feſthalten der herrlichſten Dinge; das Abſichtliche des Menſchen ſpricht aus ſeinem Werke. Ich will mein dunkles Gefühl durch eine gemeine Bemerkung erklären, die man unter den Franzoſen machen kann. Die Weiber ihrer Kunſtwerke wie ihres Landes tragen beſonders um den

Mund

Mund und die Lippen etwas, das einen Näſcher bezeichnet, etwas, das ſagt, ſie können beim ſüßeſten Genuſſe noch ein zweites und drittes thun und denken. Man weiß die bekannte Anekdote von der Ninon l' Enclos Ah le fatal billet etc. Was mahlt mehr das Franzöſiſche?

So ſehe ich dieſes Volk, leicht und hüpfend, obgleich weit von der tiefen griechiſchen Beweglichkeit, raſtlos von dem einen auf das andere fahrend, alles mit Heftigkeit ergreifend, nichts mit Stätigtigkeit durchführend, ewig mit dem Schein, als wenn ſie ſpielen, aber dieſen Schein verlierend, ſobald man ſieht, ſie wiſſen, daß ſie ſpielen. Das ganze Geheimniß ihrer Bildung beſteht in der Idealiſirung des Leibes, in dem klugen Ergreifen der Oberfläche, wenn ſie am weiteſten gehen, in der Erforſchung des Gebietes, was innerhalb der Gränzen des Verſtandes liegt. Wohl iſt das Leibliche an ihnen bis zum Glanz abgeſchliffen, wohl ſind die Gebildeten von ihnen im Leben Meiſter über ſich und ihre Leidenſchaften, wohl haben ſie ſogar ihren Verbrechen Anmuth zu geben verſtanden für den Augenblick; wohl finde ich endlich ihre Leichtfertigkeit hübſcher, als die ungefällige Rohheit ſo mancher meiner Landsleute, die ſie durch keine einzige

Tu-

Tugend gut machen. Aber ich ſehe kein ruhiges und fröhliches Leben, kein tiefes und frommes Gemüth bei allem dieſen Treiben; ich ſehe, daß eine unſtäte Langeweile ſie von Ort zu Ort und von Genuß zu Genuß jagt; ich ſehe, daß dieſes Volk, das ſo allerliebſt witzelt und tändelt und hüpft, dieß ewig und immer thun kann, daß kein Ernſt bei ihm aushält und daß es mit gleichem Sinn über einen unglücklichen Ehemann und eine gefallene Jungfer Republik Vaudevilles machen kann. Ich denke, wir laſſen ſie machen und freuen uns an den munteren Sklaven des neuen Imperators, der ſie mit italiſchem Ernſt und korſiſcher Schlauheit ziemlich poſſierlich vor ſich her tanzen läßt.

Nur daß der Franzoſe ſeine beſchränkte Welt, ſeine Oberflachlichkeit, die aus der Ferne ſo viel Glanz von ſich wirft, ſo verbunden darſtellt, nur daß bei keinem neueren Volke Sitte und Kunſt ſo ſehr Eins ſind, nur dieß hat viele Europäer ſo weit bethören können, daß ſie meinten, dieſes Volk ſei wirklich mit einer menſchlichen Bildung fertig geworden. Darum iſt auch heute noch der Franzoſe das Idol ſo vieler Menſchen, und freilich wenn wir andern ſchlechte Geſellen ſind und ungebildet dabei, ſo wird der liebenswürdige Affe mit ſeinen kleinen Albernheiten und Späßen es wohl über uns gewinnen. Aber wie ſteht es denn mit denen von uns, ſo ſich franzöſiſch gebildet haben? Auch die dieſes fremde Weſen am beſten erreichten, haben einen Ernſt, eine Strenge, kurz eine Ehrlichkeit, die ſie oft peinigt, weil ſie nicht hineinpaßt; ſelbſt dieſe Beſtgebildeten müſſen ſich auf dieſe Weiſe zuweilen lächerlich zeigen. Indeſſen ſehr wenige von den Nordeuropäern erreichen dieß; ſie bleiben bei einer Bildung, die an ſich nicht ganz iſt, faſt immer auf halbem Wege ſtehen. Ich ſage täglich von meinen Landsleuten, die leichtfertig, albern, den Tag bloß für den Tag nehmend ſcheinen wollen, die einem einbilden möchten, daß es nichts hübſcheres und liebenswürdigeres auf der Welt gebe, als das wankelmüthige und leichte Kukuksgeſchwätz eines Stutzers; aber ihr Geſicht ſtraft ſie Lügen und zeihet ſie der Sünde. Am lächerlichſten aber ſind die guten Leute, die den Scherz ganz ernſthaft nehmen und mit gutmüthiger nordiſcher Ehrlichkeit ſich das franzöſiſche Gallakleid anlegen. Bei ihnen bleibt es in einzelnen Papageientönen und äußeren Leibesformeln ſtehen; damit iſt es gut, ſonſt laſſen ſie den redlichen Schweden und Deutſchen wieder hervorgucken. Wie langweilig und lächerlich verdreht dieſe ſind, ſieht man täglich an unſern Paradegeſellſchaften.

Und ſolche Sachen ſollten die ſchönſten Jahre des Jünglings in Beſchlag nehmen? Um nichts zu lernen, ſollte er ſich vernichten, ſein Volk verachten und ſich etwas Fremdes anhandeln, das ihn verderben muß? Laſſen wir immer den Franzoſen in ſeiner liebenswürdigen Leichtigkeit durch das Leben gehen, uns ward der Ernſt und die Treue und die Fröhlichkeit, die alle ſeine Munterkeit ihm nie giebt; uns ward ein tieferer Sinn der Schwärmerei und ſelbſt des Aberglaubens, aber dafür haben wir auch einen andern Glauben und eine andere Dichtkunſt, als er. Wir wollen uns bilden, wie wir können, nach des Landes beſten Sitten und Weiſen, bis eine allgemeine Sitte herrſchend werden kann; die beſſeren von uns werden ſich dann auch mit den edleren Franzoſen verbinden da, wo alles Konvenzionelle zu Boden fällt und der Menſch den Menſchen, ſelbſt in der höchſten Urbanität, als Bruder umarmt. Daß dieß geſchehen könne, dahin zielt meine Bildung, und meine Jünglinge, gebildet wie ich es will, werden mit Leichtigkeit und Beſcheidenheit unter die Menſchen treten, weil ſie das Gefühl des Mäßigen und Schönen mitbringen müſſen. Das Schlechte ihrer Zeit, die Konvenienz

venienz der Heuchler und Schurken ſollen ſie verachten, die kleine Konvenienz der ſteifen Parukenköpfe, den Reſt unſrer alten franzöſiſchen Prunkbildung ſollen ſie verlachen als lange veraltet; aber alle Konvenienz des Guten und Verſtändigen, ſelbſt wo ſie durch die Zeit gebunden iſt, ſollen auch ſie ehren, ſo viel ein jeder nach ſeinem Gemüthe muß. Und nie ſoll ein Ungeheuer, die ſchlimmſte Brut, welche die Konvenienz gebohren hat, ihrer Herr werden, ich meine die falſche Schaam; denn etwas Schlimmeres iſt nie am Tageslichte erſchienen, als grade ſie: ſie opfert noch täglich die Tugend der Meinung, die Kraft der Eitelkeit, die Natur der Künſtelei auf. O wer nie von dieſer wußte, er kann tauſend Zierlichkeiten und Liebenswürdigkeiten und was man ſo an der Oberfläche des Menſchen preiſet, gern entbehren: in ihr liegt eine ganze Hölle des Verderbens und der Entmenſchung.

Mit dem Wörtlein Ehre geht es nicht viel beſſer, als mit dem Wörtlein Konvenienz. Der Eine ſpricht: es iſt meiner Ehre zu nahe, etwas Gemeines zu thun, lieber das Leben verloren, als das Recht um Geld drehen oder mich vor einem Schurken beugen — der Andre: Daß ich meines Bauren Töchter beſchlafe oder eines guten Bürgers

Dirne, was thut das bei einem Manne meiner Ehre? aber thäte das einer an meiner Schweſter oder Tochter, entweder die Ehe oder der Tod, wenn die Parthie ſich gleich wäre — der Dritte: daß ich jenem da eine Ohrfeige ſtreiche, das iſt ihm keine Schande; aber mir, mir das — nur ſein Blut kann die Stelle wieder rein waſchen — Der Vierte: laß einen Bürger oder Bauern mich mit Schimpf anfahren, gleich viel; aber müßte ich das von meinem General oder gar von meinem Fürſten leiden, ich wäre des Todes —

So ſcheinen hundert und tauſend Stimmen im Streit mit einander, jeder ruft das Wort Ehre aus, aber offenbar meint jeder damit etwas Verſchiedenes. Es iſt alſo nicht ſo ganz leicht, zu wiſſen, was die Leute meinen, wenn ſie mir zurufen: die Ehre, ja die Ehre haſt Du vergeſſen als Zügel der übermüthigen Jugend; ihr zarter Keim, zart und recht entwickelt, iſt die ſicherſte Wehr gegen alles Unedle und Niedrige. Ich will indeſſen glauben, daß die Leute nicht eine beſondere Art von Ehre, ſondern ein allgemeines Gefühl für alles Edle und Brave meinen. Ich muß ſagen, ich halte auch viel auf das, was Biederleuten Ehre heißt, obgleich das Wort durch ſeine elenden Nebenbedeutungen viel von ſeiner Würde verloren hat, ſo daß ich unter zehen Menſchen nur Einen es gern nennen höre. So wie man die Ehre meiſtens meint, hat ſie etwas zu Dickleibiges und Beſchränktes. Man meint da meiſtens ein gewiſſes beſtimmtes Gefühl für etwas Angenommenes und Geſetztes, worauf man die Jugend mit der Naſe ſtoßen kann, das man durch Lob oder Tadel ihnen recht einätzen kann. Ein ſolches Beſchränken als Zügelung iſt uns aber zuwider, ſonſt wäre die Pflege des politiſchen Intereſſe bei der Jugend noch wohl genialiſcher; doch ſchien uns dieſe nicht einmal zweckmäßig für eine freie Bildung. Allerdings giebt es eine höchſte Ehre, eine heilige Schaam vor allem Schlechten und dieſe ſuchen wir ja täglich und ſtündlich durch die Pflege des Schönen in der Menſchenbruſt zu beleben. Dieſe Ehre iſt aber zu fein, als daß man ſie den Knaben und Jünglingen als ein Ziel vor Augen ſtellen könnte; wer ſie als ein gemeines Gut zu fangen meint, gewinnt ſie nie. Die Ehre aber womit man bisher in Schulen und auf Kathedern ſo viel geſpukt hat, taugt am wenigſten für Jünglinge; ſie beſchneidet das freie Leben, übertreibt die Reizbarkeit des Sinns, mattet ſich ab in unnützer Arbeit für den Schein und kann doch gar oft ein ſehr ſchwaches und eitles Geſindel für Männer bilden.

den. Mit der Ehre des Soldaten, des Edelmannes, der Jungfrau mögen wir ſehen, wie ſchlecht es oft beſtellt iſt. In wie vielen Dingen, die unter uns für Ehre gelten, herrſcht noch der alte Barbarenübermuth des Feudalweſens. Was iſt elender, als das ſogenannte vornehme Weſen ohne Würde, womit ſich manche Schächer brüſten? Was iſt das gewöhnliche Point d' Honneur? Ich ſage, das gewöhnliche, denn auch ich fühle in meiner Bruſt, daß es eine Ehre giebt, die kein Geſetz ſchützen kann und wo der Einzelne der Bluträcher ſeyn muß nach dem Maaße ſeines Adels, der beleidigt werden konnte. Dieſe Ehren ſind nichts und ihr Nichts zeigt ſich am beſten bei Naturmenſchen, deren Sicherheit und Haltung weit edler iſt, als des beſten Ritters mit allen ſeinen künſtlichen Gefühlen. Man ſehe einen rohen Wilden, man ſehe den Dalkarl oder Bergſchotten, der noch unverderben in ſeinen Wäldern wohnt. Man vergleiche dieſe mit unſrer feinen und vornehmen Welt und frage dann, was Ehre heißt. Unſre gewöhnliche Ehre, worum ſo viel Dinte und Blut vergoſſen wird, iſt meiſtens ein armes Ding, ſie ſchämt ſich, daß ſie nichts iſt, ſobald ſie vor die reine Einfalt tritt, ſie muß einen bewaffneten Gegner haben. Alſo fort mit der Fratze, die ihr doch endlich unter dem ſchönen

Namen meint! Wir wollen ja eben Männer bilden, die, wenn ſie etwas thun, nie fragen, was Hans und Klas dazu ſagen, Männer, unabhängig von der Meinung, die allein ſolche Ehre beſtimmt, aber gezügelt von etwas Beſſerem, was ich zugleich mit ihr nicht zu nennen wage. —

Endlich vom Karakter. Man ſagt, bei meiner Bildungsweiſe werde zu wenig zur Karakterentwickelung hingearbeitet; es müſſe vielmehr frühe ein jedes Individuum nach ſeinem Gemüthe beſonders gebildet und behandelt werden, um das Unterſcheidende in ihm hervorzurufen und zu beſtimmen. Ich verſtehe wohl, was man meint und was man bei mir vermißt. Ich weiß wohl, wie elend und klein man oft wahre Kleinigkeiten, wahre Außenſeiten, die zuerſt am Knaben und Jüngling erſcheinen, ergreift, hervorhebt und endlich als eine kümmerliche Einſeitigkeit beleuchtet, die man Karakter nennt. Ich weiß auch, daß Leute mit einem ſolchen halben Karakter, mit einer ſolchen Beſchränkung und Vergrabung ihres Beſſeren im Leben ganz ſicher ſtehen und ſogar ein eignes Daſeyn darzuſtellen ſcheinen. Es kömmt immer darauf an, wie viel einer von ſich ſelbſt und vom Leben begehrt, um als Herr in demſelben zu erſcheinen. Wohl

kann

kann man ſich feſt ſtellen, wenn man nicht herrlich und glückſelig ſeyn will. Der eine macht ſich Dreiviertel der Welt zum Kerker oder zur Citadelle, worin er vor jedem Angriff und aller Gefahr ſich ſelbſt begräbt; der andre tummelt ſich frei herum in der ſchönen weiten Welt, giebt dem Schickſal Raum über ſeinem Haupte und genießt und duldet, was er kann: nur in der ewigen Beweglichkeit will er der Feſte ſeyn. Der erſte iſt ein Strohmann, der zweite ein Menſch. Fort alſo mit der zierigen Konvenienz, mit der halben Ehre, mit dem Sklavenkarakter, der ſich nicht vertrauend in die Tiefe des Lebens ſtürzt! Soll ein Karakter werden, das heißt, ſoll ein eigenes, ſelbſtkräftiges Leben in die Welt treten und mit fröhlichem Antlitz den Fehdehandſchuh in die Bahn werfen, ſo ſei alle Manipulation ferne. Ich, wann ich vom Karakter ſpreche, meine das höchſte Leben eines jeden Menſchen, den edelſten Trieb ſeiner Natur, worum alle andre Triebe wie um ihr Centrum rund laufen. Dieſer erwächſt unſichtbar im Menſchen, nur durch die freieſte Bildung kann er erzogen werden; denn ſeine volle Energie und Elaſticität muß er behalten, ſeine ſtählerne Weichheit und Härte zugleich, daß er den übrigen Trieben ein Muſaget des Schönen ſei. Nicht jenes kümmerliche Machwerk will ich, aus einem Stückchen Moral, Religion, Ehre, Wohlanſtändigkeit zuſammengeſetzt, das wie ein ſtrohener Harniſch um eine Männerbruſt liegt und kein Eiſen ſtumpf macht.

Und ihr Sünder, die ihr ſeid! iſt es denn ſo leicht gegeben dieſes Unterſcheidende im Knaben, ja ſelbſt im Jüngling? Könnt ihr ſo leicht finden, was entwickelt Karakter werden ſoll? Gebt ihr nicht vielmehr eurer eignen Erbärmlichkeit, die ihr bei der Jugend nicht findet, auf ſolche Weiſe ihr angepinſelt, dieſen ſchönen Namen? Das Unterſcheidende eines jeden Menſchen als eines Weſens für ſich, kurz ſein höchſter Karakter liegt tiefer, als eure Maulwurfsaugen dringen. Giebt es nicht auch Menſchen, die nie beſtimmt waren, je etwas Beſtimmtunterſcheidendes im Leben zu zeigen, deren Höchſtes immer nur wie Blumen und Töne dem feineren Sinne fühlbar wird, leicht auf- und untergeht? Es iſt nicht ſo klar mit dem Karakter, als ihr meint: freilich euer Stück Arbeit iſt einem mit den grellſten Farben aufgeſtrichenen Gemählde gleich, aber darum iſt es eine Sudelei. Der Menſch, der edelſte Repräſentant der ſcheinbaren Dinge, ſollte auch die größte Mannichfaltigkeit von Kräften in ſich vereinigen; ſo ſtellt er alle übrigen Varietäten

der

der Natur in ſich zuſammen auf. Wir wollen dieſe weite Welt in ihm nicht begränzen, ihn nicht nach einer beſtimmten Richtung hinweiſen, ſondern nach der höchſten. So wird er ſelbſt ſein Maaß, ſeine Schranke und ſein Leben finden; und findet er dieß nicht, ſo mag er mit ſo manchem Schönen einer Muſik gleich verhallen, von welcher auch kein Ton übrig bleibt. Aber ſollten in unſerm freien Leben, in dem vorigen Kampf aller Kräfte, der als ein ſchönes Spiel da iſt, in dem friſchen Zuſammenleben und dem herrlichen Gefühl der vollen Geſundheit nicht Männer entſtehen?

Aber die Freundſchaft — auch davon nichts. Zu dieſem ſchönſten Gute und ſüßeſten Gefühle ſollten die Jünglinge doch recht frühe geleitet werden; denn eine ſchönere Gabe haben die Götter den Sterblichen nicht gegeben. Lächerliche Zumuthung! es iſt als wenn man ſagte: aber zur Liebe, dem herrlichſten aller irdiſchen Güter, ſollten die Herzen der Jünglinge doch vorbereitet werden. — Freundſchaft und Liebe, ich ſpreche da Namen aus, die nie mit genug Ehrfurcht geſprochen werden können. Sie ſind irdiſch und doch überirdiſch. Man ſcheint ſie oft auf Erden zu beſitzen, aber was man beſitzt, iſt nicht ſie; das Höchſte fällt

in

in keinen Beſitz. Sobald man nach ihnen fragt und ſie entdecken will, erſcheinen ſie als gewöhnliche Dinge; ſobald man ſie nur empfindet, gehen ſie höher den Falken gleich, an deren Sonnenflug man nur mit der Sehnſucht reicht. Das Heiligthum der heiligen Dinge liegt in der Idee, darum glauben auch die Freunde und Liebenden ein Elyſium, weil auf Erden-nicht wohnt, was ſie haben.

Freundſchaft, o es gab und es giebt eine Begeiſterung für die edelſten Dinge, es giebt auch noch eine für Dich. Oreſtes und Pylades, Kaſtor und Pollux, David und Jonathan, Theſeus und Pirithous ſind keine Fabeln. Auch die neuere Zeit hat Götterſöhne und Heroen gehabt, aber ihr Schein leuchtet nicht in einer blinden Welt. Es war die Zeit der Ungeheuer und Abentheuer, wo die Freundſchaft am ſchönſten emportrieb; für das Leben und für den Tod verbunden brachen die freudigen Jünglinge hindurch und ſchlugen mit Schwertern, wo das Geſetz nicht helfen konnte. Wohl iſt die Zeit der Brüder und Freunde wieder da, wohl ſollen in einer zerſtörten Welt, wo alle Bande ſich löſen, die Einzelnen ſich verbinden zu einem kühnen und freieren Leben. Wenn keine allgemeine Begeiſterung für irgend etwas Herrliches mehr iſt; wenn die freche Herrſchaft der Geſetzloſigkeit alles für Traum und Nichts erklärt, was nicht den Pflug beſſer ſtellen und das Schwert feſter ſtählen kann; wenn jungerwachſene Tyrannen über Worte ſpotten, welche die höchſten Ideen ausſprechen, die edle Menſchen alter und neuer Zeit begeiſterten, dann iſt es wohl Zeit, daß ein Bruderband die Beſſeren verbinde. Aber ſoll man Brüderſchaften ſtiften?

Wir haben ja Brüderſchaften und Verbrüderungen genug, geheime und öffentliche. Die Menge der Ordensnamen kann das Gedächtniß verwirren, wie ſie hie und da durch das durchkreuzende Intereſſe wohl die Geſellſchaft verwirren. Ich mag aber von ihnen nichts weiter ſagen, als daß ſie da ſind. Eben das iſt der Verbrüderung höchſtes Geſetz, daß ſie kein Geſetz hat, keine Innung, keine ſichtbare Zeichen. Auch die Alten hatten ihre ἑταιρίαι oder Verbrüderungen, und ihre Staatslehrer und Philoſophen berichten uns Wunder, welche ihre Einrichtung hervorbrachte. Man kennt die von Sparta und Theben, ihre Richtung war politiſch. Man erzog die Knaben in einer religiöſen Schwärmerei für den Staat; gleiche Uebungen, gleiche Alter, gleiche Hinleitung auf den ewigen Punkt, ſein Leben jeden Tag für das Vaterland dahin zu geben — dieß

dieß war die Seele ihrer Erziehung. Dieſes Gefühl wuchs bei dem Jüngling und blieb bei dem Mann und Greiſe oft bis ins ſpäteſte Alter. Wohl that ſolche Verbrüderung Wunder und ſtiftete ewige Freundſchaften; aber die Wurzel war nicht edel, ſie wuchs aus Verhärtung und Blut und rauhe Krieger wurden für edle Menſchen. Als das Verderben ſpäterer Zeit hinzukam, wurden dieſe Einrichtungen die Wiege der ſchändlichſten Ausſchweifungen und zerſtörten ſich ſelbſt. Ich habe mich vorher aus Gründen gegen alle politiſche Jugendbildung erklärt. Ich will den Menſchen vor dem Bürger und über dem Bürger. Mir ſind die Menſchen nicht, daß der beſte Staat werde, ſondern mir iſt der Staat, daß die beſten Menſchen werden. So iſt die loſe Gerechtigkeit der neuen Zeit doch oft beſſer, als die feſte Energie der alten.

Manche Aeltern, welche gute Freunde mit einander ſind, freuen ſich wohl, was ihre Knaben erſt für Freunde werden ſollen. Sie meinen, ihr liebes Verhältniß zu einander müſſe nothwendig auch auf jene forterben, da das Zuſammenleben von Kindheit auf dazu kömmt. Was erſt Gewohnheit ſei, werde ſpäter Neigung vollenden. Dieſe Aeltern meinen etwas Thörigtes. Der Knabe hat kei-

nen

nen Freund, er hat nur einen Geſpielen; Freundſchaft und Liebe liegen hoch über ihm, und ganz andere Dinge müſſen hinzukommen, daß aus gleichen Geſellen in Schalksſtreichen und Spielen gleiche Freunde werden. Ein höherer Trieb muß den Menſchen zu beſeelen anfangen, wenn dieſes göttliche Gefühl aufblühen ſoll. Wundert euch alſo nicht, daß die als Knaben ſo viel Gemeinſchaft in Luſt und Unluſt mit einander hatten, in ſpäteren Jahren ſo weit von einander ſtehen, ja wohl erſt als Feinde einander gegenüber ſtehen. Solche Knaben behalten durch die Angewöhnung oft einen Schein von Vertraulichkeit und Gemeinſchaft auch im Jünglingsalter, welcher endlich im Mannesalter ganz zerfließt, wo ſie des Irrthums inne werden, daß ſie nicht ſo zu einander gehören, und wo nur noch alte Erinnerungen der Vorzeit ſie zuweilen nähern und den ſterbenden Funken wieder beleben, der nie Flamme war. Erſt das Jünglingsalter iſt die rechte Zeit der Freundſchaft; da im fröhlichſten Leben blüht alles Schönſte auf und was da geblüht hat, deſſen Frucht vergeht nicht ſo leicht. Dieſe Freundſchaft aber läßt ſich nicht machen, ſie muß nach einem höheren Geſetze, das ſelbſt den Freunden unerklärlich iſt, ſich ſelbſt machen. Eben ſo wenig kann man ſagen, wodurch und worauf ſie beſtehe.

beſtehe. Freilich ohne irgend eine edle Geſinnung läßt ſie ſich nicht wohl denken, aber wohl bei entgegen geſetzten Temperamenten eher, als bei gleichen; denn man bedarf keiner Kopie von ſich. Es iſt über ein heiliges Ding ſchon zu viel geſchwatzt. Wer es hat, der ſchweige, wer meint es machen zu können, iſt ein Narr.

Aber die Liebe? Ich habe einmal das Wort genannt und ihr erwartet, ich ſoll euch ein Langes vormachen, viele ſchöne und ſüße Sachen, ſo wie die Liebe ſelbſt das Süßeſte iſt, was die Erde hat. Ich habe wirklich verſtändig nichts Langes über ſie, und das Entzücken eines ewigen Taumels wollt ihr doch nicht hören. So hört lieber etwas vom Weibe; denn zwiſchen Mann und Weib ſteht die Liebe.

Ich möchte mit dem großen Dichter der Naturgeheimniſſe, Lukretius, hier die himmliſche Venus, die Mutter und Beglückerin aller Dinge, anrufen, daß ſie mich das Zarte und Schöne ſchön und zart, das Würdige würdig, das Verſtändige verſtändig ausſprechen laſſe; daß ich, ein ewiger Diener der Schönheit und einzig von ihren ſeligen Strahlen lebend und leben wollend, nicht verletze, wo ich das Rechte darſtellen möchte.

Mutter der Aeneaden, der Menſchen und Götter Entzücken!
Hehre Venus, welche die abwärts rollenden Sterne,
Die das bewimpelte Meer, die fruchtreichen Erden durchwandelt —
Denn es wird durch Dich ein jedes Geſchlecht der Lebend'gen
Nur empfangen und ſieht entſtanden die Lichter der Sonne —
Göttin, Dich, Dich fliehen die Winde, die Wolken des Himmels
Und Dein Kommen, Dich grüßt mit ſüßen Blumen die bunte
Erde, Dir lächelt die Spiegelfläche der Fluthen, Dir ſchimmert
Der erheiterte Himmel mit weit ausſtrömendem Lichte.
Denn ſobald die Frühlingsgeſtalt des Tages ſich aufthut
Und entkerkert wirkt Favonius zeugendes Lüftchen,
Dann verkünden zuerſt die luſtigen Vögel Dich, Göttin,
Und Deinen Eingang, mächtig von Dir im Herzen getroffen;

Auch das Wild und die Heerden durchhüpfen luſtige Auen,
Schwimmen durch reißende Ström'. Alſo vom Zauber gefangen
Folgt Dir jedes gelüſtend, wohin Du jedes verlockeſt.
Ja auf Meeren und auf Gebirgen und wirbelnden Flüſſen,
In den umlaubten Häuſern der Vögel, auf grünenden Feldern
Haucheſt Du allen ein die ſchmeichelnde Lieb' in die Brüſte,
Waltend, daß die Geſchlechter mit Luſt fortpflanzen die Säkuln.

Weil Du alſo allein beherrſcheſt die Schöpfung der Dinge,
Weil ohne Dich nichts auf zu des Lichtes himmliſchen Pfaden
Schaut, nichts Luſtiges wird und nichts Anmuthiges jemals,
O, ich flehe Dich, ſei Geſellin auch dieſen Geſängen. —

Nur wenige Worte. Auch über dieſe wenigen, holde Cypris, wirf Deinen Schleier der Huld, daß die zarten Richterinnen, die ſüßen Beglückerinnen

rinnen des Lebens, die Weiber, durch mich nicht verletzt werden.

Ich komme nicht als ein dritter und vierter geharniſchter Ritter, nach ſo vielen für ſie in die Schranken tretend und ein Honny ſoit qui mal y penſe einem jeden zurufend, der nicht mit mir geſtehen will, das Weib habe ganz gleiche Rechte mit dem Manne. Wie viele Deduktionen für das ſogenannte Naturrecht der Weiber in neueren Zeiten und zugleich wie viele Albernheiten! Gab es vormals Narren, die im Ernſt es verfechten konnten, das Weib ſei nur eine unvollkommene Nachgeburt der erſchöpften Natur, die nach der Hervorbringung des herrlichen Mannes nichts Vollkommenes mehr habe zeugen können, es ſei höchſtens ein luſtiger capriccio dieſer alten Mutter Natur, ein Lückenbüßer leerer Stunden, ein Appendix des majeſtätiſchen Mannes; ſo giebt es jetzt manchen Ulyſſes ſtolatus und togatus, der uns von der ſchöneren Hälfte des Menſchengeſchlechts ſonderbare Neuigkeiten zu erzählen weiß. Wie manche junge Romanenleſerin hat ſich den Spruch gemerkt: das Weib hat mit dem Manne gleiche Rechte! Was wird ſie zu mir ſagen, wenn ich das Ding einmal umkehre und ſpreche: der Mann hat mit dem Weibe nicht gleiche Rechte? Sollte ſie wohl zufrieden ſeyn? — Es iſt das erſte Geſetz der Natur, welches jeder Strauch und jeder Vogel in der Luft ehrt, ich gehorche, wenn ich muß, ich beherrſche was ich kann. Welcher Philoſoph wird dieſes Weltgeſetz umſtoßen? Bei den roheſten Völkern trägt der Mann das Schwert, ſchlägt die Feinde, richtet die Verbrecher, beherrſcht das Haus und den Leib der Weiber. Mit fortſchreitender Bildung fällt manches Rauhe ab, aber die Grundzüge bleiben und ſie müſſen bleiben. Die Natur und die gewaltige Leidenſchaft machen das Weib zur Mutter; auf daß das Menſchengeſchlecht nicht untergehe. Nur auf dem Schooße und an der Bruſt der Mutter gedeihet das Kind; dieß beweiſen alle Findelhäuſer. Was wollen wir alſo mit dem Weibe machen, welches in den Krieg zieht, Richter, Advokat, Geſandter iſt? Waren es allein unbillige Geſetze, die es von ſolchen Dingen ausſchloſſen? Was ſoll mir der Feldherr, der Richter im Kindbette, der ſchwangere Prokurator und Kaufmann auf Reiſen? Was ſoll mir das Weib mit der Verwaltung eines großen Vermögens? was ſoll es mit dem Scepter? Weil einige gut verwaltet, einige trefflich regiert haben, können es nicht alle. Und ſelbſt wenn die Weiber es könnten, dürften ſie es für das Glück

der

der Menſchheit? Was ſoll mir endlich das Weib in dem vollen Gewirre und reißenden Strudel des gedrängten und getümmelvollen Lebens? wo ſo viele feſtere und verſtändigere Männer ſich verlieren und untergehen, da ſollte dieſes beweglichere und zartere Weſen ſich halten können? Weil ein Weib, das ſeine heiligſte Pflicht als Mutter erfüllen will, viel einſam ſeyn und ſitzen muß, ſo erfand der fromme Sinn unſrer Väter das Wort *ſittſam*, worin alle ſchönſte Tugenden der Frauen verſchloſſen ſind. Weiber, die männlich ſcheinen und Männliches thun wollen, hören auf Weiber zu ſeyn. Man preiſt ein Weib, das den Huſarenſäbel tapfer für das Vaterland führte und ehrliche Wunden aufweiſen kann, man rühmt eine Anna Dacier, aber man mag beide nicht zur Mutter ſeiner Kinder haben. Alſo nicht was wir Verdorbenen wohl möchten, ſondern wozu die Nothwendigkeit unſrer innerſten Triebe uns treibt, das heiligten alle Zeiten und Völker und das beſtimmt unſre Pflichten und Rechte.

Man ſchaue ein wenig umher. War alles Kette des Wahns und der Tyrannei des ſtärkeren Mannes, wovon man die Weiber gelöſt hat oder wovon ſie ſelbſt ſich allmählig zu löſen gewußt haben? Waren nicht manche dieſer Banden heiligere ihrer Natur oder ihrer Beſtimmung, worin ſie freilich mit der Zeit freier einhergehen, die ſie aber nie als unnütz ganz zerbrechen ſollten? Wenn das Weib auf der einen Seite für wirkliche Rechte, worum Vorurtheile und Männer ſie kümmerlich und niedrig betrügen, nur leeren Schein und kleinliche Galanterien hat, ſtrebt es auf der andern nicht oft nach etwas, was es nur mit dem Verluſt ſeiner ſchönſten Güter erkauft? Hier giebt es Unterſchiede, vielen ſind ſie zu fein, aber die Beobachtung der Geſchlechter kann ſie uns klar machen. Was vor dreitauſend Jahren an Männern Tugend hieß, heißt es noch, Tapferkeit, Mäßigkeit, Enthaltſamkeit. Sollte es bei den Weibern anders ſeyn? So lange Stille, Sanftmuth, Liebe erſte Weibertugenden ſind, werden ſie nie ein Recht haben zu ſeyn, was Männer ſeyn dürfen. War Scipio ein Held, als er ſeinen eignen Muth überwand, war es der größere Alexander bei Iſſus, ſo war auch Blanka von Frankreich größer, als Katharina von Rußland. Sieh Dich ferner ein wenig um, Du Lieber, und melde mir, was Du ſieheſt. Iſt Dir die Ordnung der bürgerlichen Verfaſſung, wodurch Du ein Menſch geworden biſt, nicht etwas Ehrwürdiges und Herrliches? muß Dir alſo nicht auch ehrwürdig und herrlich ſeyn, wodurch dieſe Ordnung Feſtigkeit und Beſtändigkeit gewinnt? Sieh hinein in die Städte der Pracht und des Getümmels, wo die Weiber leben wie die Männer, was ſieheſt Du? Wenige Kinder, wenige kümmerliche Kinder, meiſtens vor der Zeit entnervt und verwelkend. Die kleinen Städte, das ſtille und arbeitende Landvolk giebt die Arme und Herzen, welche das Vaterland vertheidigen und lieben. Frage nach den Müttern der Weiſen und Seher, der Erfinder und Geſetzgeber, der Befreier und Beglücker der Menſchheit. Wie lebten ſie? wie waren ſie? Sie flogen nicht von Ball zu Ball, nicht von Schauſpiel zu Schauſpiel, von Mann zu Mann. Still bewahrten ſie das Heiligthum der Menſchheit, die Zucht. Es waren fromme, liebende und kühne Herzen, die im Verborgenen und in der frohen Einſamkeit der Liebe der jungen Menſchenſprößlinge warteten. Solchen Weibern weihte das Vaterland Altäre, ihre Namen glänzten neben den Wohlthätern, die ſie dem Vaterlande gebohren.

Gleiche Rechte alſo will das Weib mit dem Manne haben? Ich habe das Alberne dieſes Grundſatzes durch die Umkehrung gezeigt. In der ganzen Natur zeigen ſich Mann und Weib mit beſtimmt entgegengeſetzten Trieben, alſo auch mit entgegengeſetzten Beſtimmungen, mit entgegengeſetzten Naturgeſetzen. Aber am höchſten von allem Lebendigen ſteht der Menſch; die Unterſchiede der Geſchlechter und die Geſetze, die aus ſolchen entſpringen, werden alſo bei der weitern Bahn ſeines Wirkens weiter ſeyn. Wir nehmen hier den Menſchen im Thun und Leiden auf der Erde, indem wir Mann und Weib mit Rechten und Geſetzen einander gegenüber ſetzen. Von dem höchſten Leben, wo der Menſch ganz Eins iſt, wo die Geſchlechter zuſammenfließen und die beiden Funken Mann und Weib als Eine Lichtflamme zum himmliſchen Aether emporſchlagen, darf hier nicht die Rede ſeyn.

Der Deutſche nennt ſein Weib ſeine Hälfte; er bekennt damit, daß er ohne das Weib nur etwas Halbes iſt, daß durch die innigſte Verbindung des Männlichen und Weiblichen zur Lebenseinheit nur ein Menſch wird. Es iſt das Geheimniß aller Liebe, welche zeugen ſoll, daß zwei Kräfte einander zugleich ziehen und ſtoßen, daß das Ungleiche grade wegen des Reizes, der in ihm liegt, ſich zu vermählen ſtrebt. Epikur, der ſo viel misverſtandene und misgedeutete Epikur, ſprach dieſes göttliche Geſetz der Verbindung des Ungleichen als Schöpfungsgeſetz auf das klarſte aus, und es ſteht immer vollendeter da, je weiter wir das lebendige Leben der großen Natur unterſuchen und beobachten. Der

Mann

Mann begehrt des Weibes und das Weib des Mannes nicht aus bloßen phyſiſchen Gelüſten, ſondern weil jedes etwas anderes will, als ſich ſelbſt. Wem ein Auge ward zum ſehen, der kann dieß täglich beobachten. Nur Naturen, die einen beſtimmten Gegenſatz in ſich tragen, werden dieſen erhabnen Reiz zu einander nie verlieren, nur aus ihnen wird etwas Harmoniſches im Leben, wie durch die Zeugung hervorgehen. Sich ewig ausfüllend und ergänzend werden dieſe beiden durch ſolchen heiligen Anteros ſchon ein Götterleben auf Erden darſtellen, ein Ganzes, aus zwei ungleichen Theilen geworden. Nicht der Geſchlechtstrieb allein kann die Geſchlechter binden; nach der geſtillten Begier ſinkt das ſatte und reizloſe Leben wieder in ſeine Leere zurück, ſobald kein tieferer Reiz es friſch erhält. Wie oft ſieht man zwei brave Menſchen mit einander verbunden und doch nicht glücklich! Sie ſind nur zwei Kopien deſſelben Karakters, der Unterſchied des Männlichen und Weiblichen allein kann ihrem Leben nicht Stachel genug geben. Aber kömmt zu dieſem Unterſchiede der höchſte, der in der weiteſten Trennung der Naturen die engſte Vereinigung möglich macht, ſo zieht die männliche und weibliche Blüthe ſich zu Einer prangenden Blume der Schönheit zuſammen und bald hängt die goldne Frucht über dem herrlichen Leben von beiden, freilich nur mit tantaliſchem Schein, aber ihnen ward auch keine tantaliſche Begierde: ſie iſt ihnen nur das Symbol der ewigen Liebe und Schönheit, die nur im Schein ſich am lieblichſten offenbaren.

Durch Albernheiten des Unverſtandes, auch wohl durch Gemeinheiten des gemeinſten Intereſſe ſtellen die gewöhnlichen Verbindungen zwiſchen Männern und Weibern oft ein ſo kümmerliches und welkes Leben dar. Man ſpricht, *nur das Gleiche muß ſich verbinden*, die höchſte Gleichheit der Gemüther, die im tiefſten Herzensgrunde nur ſchaulich liegt, nicht begreifend. So knüpft man denn zwei gleiche Dinge, die bloß durch das Geſchlechtliche unterſchieden ſind, für ein ſehr langweiliges, mit aller Tugend und Herzensgüte und was ſie ſonſt noch Herrliches haben mögen, ſehr langweiliges Leben zuſammen, aus deren Vereinigung auch nur ſehr langweilige Weſen hervorgehen können. Wo das gemeine Intereſſe ſpricht, wo ich für ein Amt, ein Haus, für Gold und Familienglanz meine Perſon hingebe, da wollte ich nichts Beſſeres, als Handel treiben; ich kann auf ein herrliches Leben nicht rechnen, auch auf keinen herrlichen Stamm, die Ehre künftiger Zeiten, der aus meinem Leibe entſprießen ſoll. So nimmt Unverſtand und Geiz, die Wurzel alles Uebels, dem Höchſten ſeinen Glanz und dem Luſtigſten ſeine Luſt.

Aller Menſchen Leben beſteht in zwei verſchiedenen Sphären und Kreiſen; Mann und Weib werden zwei Sphären in Einem Kreiſe, das vollkommenſte, ſich nicht ſtörende, noch kometiſch zerſtörende Nebeneinanderhinlaufen. Es kann in der größten Nähe, in der größten Koncentration von zwei Leben das Freieſte und Höchſte ſtehen, ja es ſteht allein darin. Nur Tröpfe und Thoren ſehen in der Stille und Enge, worin das Heiligſte ſich zurückzieht, Abgeſtorbenheit und Beſchränktheit. Hier iſt der tiefe Strom, ſie ſind das Waſſer, welches Wieſen und Felder überſchwemmt, aber im Sommer nicht mehr da iſt. Ein Menſch, ein voller Menſch wird erſt aus der Vereinigung des Mannes und Weibes, wenn ein fröhlicher Reiz, der innerſte, geheimſte Zug der Natur, wenn des Ungleichen göttliches Gelüſten nach einander die beiden verbindet. Dieſer höchſte Unterſchied, das zuſammen wollende Leben von zwei einander Bedürfenden läßt ſich nur andeuten. Gemeiner und verſtändlicher iſt der allgemeine Unterſchied der Geſchlechter, wodurch Mann und Weib als zwei Verſchiedenheiten da ſtehen.

Der Mann iſt das Symbol des Schaffenden und Zerſtörenden, das Weib das Symbol des Gebährenden und Erhaltenden. Man könnte im Sinn der Alten auch ſagen, der Mann iſt der Gott, das Weib die Materie. Je öfter wir die Ueberſchriften ändern, deſto mehr Seiten werden auswärts gekehrt und beleuchtet. Der Mann iſt das Thätige und das Beſtimmende, das Weib das Leidende und das Empfindende. Der Mann iſt der Wind, das Weib das Meer. Der Wind wird ein Orkan, aber er wird auch ein Lüftchen, und ſelbſt das Lüftchen, ſein letzter Athem, kann ſchweigen. So bewegt er die Wellen als Orkan und als Lüftchen, aber ſelbſt wann er ruht, iſt das Meer nie ſtill, ſondern ſpielt lieblich und luſtig in eigner Beweglichkeit fort.

Der Mann, der ſchaffende und bildende, der raſtlos thätige, geht gewaltig mit den Dingen fort und giebt ihnen als Thaten und Werken ſein Gepräge; er gebraucht und misbraucht das zartere Weib, das leidende Inſtrument für den tollen Spieler, die Materie für den wilden Dämiurg, der in der Luſt des Zeugens die zarten und empfindenden Atomen ſchmerzlich zu einem derberen Leibe und Leben zuſammentreibt. In dieſer Luſt des Schaffens und Zeugens leiblich und geiſtig, in dieſer

ſer Freude einer zweiten Erdenſchöpfung auch nach der erſten wird der Mann eben ſo oft Zerſtörer, als Bildner; er bringt oft ein Chaos hinein, wo ohne ihn aus eignem Triebe eine ſchöne Welt erwachſen wäre. So zerſtört der Wilde das Fremde und die eignen Schöpfungen. Dieſes ſaturniſche Würgen der Geburten ſpricht der Mythus, es ſpricht die tägliche Erfahrung. In vielen Thiergeſchlechtern müſſen die Weiber ihre junge Brut vor den Klauen und Schnäbeln ihrer Männer bewahren, welche ſie oft verderben. Wie viele Beiſpiele, daß ſchwärmeriſche Männer ihre eignen Kinder erſchlugen! wie findet man es aber bei ſchwärmeriſchen Weibern faſt nie!

Mancher der Männer im weitern oder engeren Kreiſe fährt ſo gewaltig als Sturmwind hindurch, bis ſein Lauf ſich endet; andre finden Ruhe durch ſich ſelbſt oder durch andre. Wohl muß der, welcher die That, die immer flüchtige, erhaſchen und mit feſten Füßen ins Leben ſtellen will, des Lebens mancherlei Herrlichkeiten und Mängel zugleich erfahren; Sünde und Schuld werden auch den Starken zuweilen in ſeinem Fluge hemmen oder den Flug gar zu einer Flucht machen. So wird er ſein eigner Ankläger und Richter, der ſtrenge Geſetzgeber für ſeinen eignen Willen: er ſteht da eine ſtarre

Ruine der Zeit, die ſchöpferiſch Bäume und Blumen und Grün trägt, aber einzelne Steine mörderiſch herabfallen läßt. Dieß iſt das Bild des durch den Willen gebändigten, durch das ſtrenge Geſetz verhärteten Mannes. Die Wunden ſeines Buſens bleiben, er wirft ein eiſernes Pflaſter darüber und ſteht für neue Kämpfe gerüſtet da. — Oder dem Manne, dem Unruhigen und Unglücklichen in der ewigen Unſtätigkeit begegnen mildere, himmliſchere und zartere Weſen und in ihren Armen findet er die fromme Stille und das ruhige Betrachten ſeiner Selbſt. Dieſe drei göttlichen Weſen heißen die Idee, die Kunſt, das Weib.

Die Idee, der höchſte Flug der Begeiſterung über den irdiſchen Staub und den irdiſchen Tod hinaus wohnt als das Urbild alles Schaffens in dem ſchöpferiſchen Manne. Als der Grund aller tieferen Naturen wirft ſie den Schmutz des Gemeinen und Sündlichen, der ſich an ihnen anſetzt, heraus und wäſcht ſie wieder rein, ewig die erlahmenden Flügel mit neuer Kraft ergänzend. Wer ihre Höhe erflogen hat, der kann allen irdiſchen Dingen, allen menſchlichen Schwächen zuweilen unterliegen, immer taucht er wie ein Schwan aus dem ſchwarzen Ocean mit weißen Federn wieder hervor. So konnte der Wüſtling Rafael die Engel und die Madonnen mahlen,

len, der herrliche Bellmann, der größte Dichter der Schweden, in dem Gemeinen, worunter er lebte, die tiefe Tragödie des Einfältigen und Erhabnen parodiren; ſo konnte der Fackelträger von Perſepolis, der Mörder von Cliſſus wieder der edelſte und großmüthigſte aller Sterblichen ſeyn.

Die Kunſt, auch ſie ein Kind der Idee, wer ſie als ſeine Braut einmal mit vollem Herzen umfaßt hat, der kann ſich nicht mehr verlieren noch verhärten. Der ſchönere Wiederſchein deſſen, was er thut und was er thun und bilden möchte, führt ihn aus dem Strudel des getümmelvollen Lebens ſanfter in ſich ſelbſt zurück. In dem höchſten Bilde der Bilder, wie es war von Anfang der Dinge, zerrinnt ihm alle die immer fortſchreitende Ewigkeit des Wirklichen, die Wichtigkeit ſeiner Thaten und Schickſale, wie er ſie macht; es bleibt von allem Wirkliichen nur der Schein, von allem Menſchlichen nur der Schatten der ganzen Menſchheit, das Bild, die Idee, woraus es ward. So fällt er, von den irdiſchen Banden losgeſtrickt, der göttlichen ſelig in die Arme und ſtärkt ſich darin für neue Thaten und Werke, die er milder und menſchlicher nun nach dem höchſten Urbilde, das ſie ihm vorhält, bildet und vollendet.

Das Weib iſt die dritte, die unbewußte Mithelferin und Geſpielin der beiden erſten. Wir wollen ſehen, was ſie ſonſt noch iſt.

Der Mann hieß uns das Symbol des Schaffenden und Zerſtörenden, der Dämiurg, endlich der ſich ſelbſt und alle Dinge richtende, bildende und beſtimmende; das Weib hingegen das Symbol des Gebährenden und Erhaltenden, die Materie, das Leidende. Wir wollen den Begriff der Materie feſt halten, ſo wie Dämiurg des Mannes Natur wohl am richtigſten umfaßt. Die Materie iſt der lebendige, aber noch ungeſtaltete Stoff alles noch nicht organiſirten Lebens, aller unbeſtimmten Geſtalt. Es kömmt das Schöpferiſche darüber und geſtaltet und beſtimmt das Einzelne. Aber die Empfindung, das Weltgemüth war ſchon in der Materie und bleibt in ihr, ewig ausſtrömend und zurückkehrend, als das Geheimniß alles Lebens, als die unbekannte Sympathie und Harmonie, welche alle Weſen zuſammenzieht und verbindet. Dieß iſt die Weltſeele, wovon die Alten ſo viel wiſſen, das heilige Erbarmen des Univerſum über alle ſeine Kinder. Dieß iſt der bekannte Ausſpruch der Myſtiker: wer nicht im Univerſo, in der Gottheit Mitte, ſtehe, der könne kein mitlebender und mitfühlender, kurz kein heiliger Menſch ſeyn. Nach Epikur wa-

waren die ſeelenvollen Stoffe der Dinge in ewiger Bewegung, nach neuen Geſtalten und Schöpfungen ſehnſüchtig umherfliegend, voll von Liebe und Mitgefühl. So iſt das Weib, das brünſtige Herz voll Liebe, das in ſeinem Leibe die Schöpfung empfängt und gebiehrt, dem aller Stoff und die leichten Anklänge und Berührungen der Dinge näher zu Herzen gehen, als dem Manne. Es iſt das Ewigbewegliche, das Unbeſtimmte, ein Inſtrument voll ſüßer Töne, das ſich aber ſelbſt nicht den Klang geben kann, die muſikaliſche Seele alles erſchaffenen Lebens, die aber ſehnſüchtig eine Geſtalt erwartet, mit der ſie innig in Eins zuſammenwachſe für neue Schöpfungen. Der Mann ſteht auf dem feſten Boden der Erde in der Mitte der That und des Schickſals, mitwirkend und mitdonnernd, wenn die Wolken über ihm mit Blitzen geladen ſind. Das Weib iſt wie der Vogel in der Luft, auf den leichten Schwingen des Gefühls hin und her flatternd, den Blumen und den Sternen angehörend, aber ſchnell verwelkend und erlöſchend, wie ſie; darum ſucht ſie das Feſte und Sichere, woran ſie ſich halte. Der Mann ſteht vor ihr, das kühne und ſtarke Weſen, die feſte, beſtimmte Geſtalt, ein Bild, das ihr ähnlich iſt, aber nicht gleich iſt; ſie begehrt ſeiner, des ſeligen, unbeſtimmten Lebens voll Sehnſucht müde. So verklingen die ſüßeſten Töne in einer Felskluft; ſie wollten nicht ewig tönen.

Mann und Weib ſtehen nun zuſammen. Wir wollen ſehen, was ſie aus einander machen. Das Weib, das Muſikaliſche, Bewegliche, Unbeſtimmte hat nun die Geſtalt, das Geſetz, das Maaß. Aber wie? Ich verſtumme bei dieſem Wie? vor der Tiefe der Verbindung der beiden Naturen, die im Schein des Lebens höchſtens mit einzelnen Leuchtungen geſehen, nie aber gezeigt werden kann. Nur an dieſem Schein der Tiefe im Heiligthume des Herzens läßt ſich das herrliche Daſeyn begreifen, welches zwei edel gebohrne und edel gebildete Menſchen, ſo verbunden, einander erſchaffen können. Auf das allerfeſteſte verſchlingt ſich das Weiche mit dem Harten, das Bewegliche mit dem Unbeweglichen, das Muſikaliſche mit dem Beſtimmten. Beide gewinnen was jedem fehlt. Des Mannes volle Geſtalt in der Darſtellung und im Leben reizt das ſehnſüchtige Weib; ſie reizt das Feſte und Kühne, worin ein ſchöpferiſcher Geiſt ſich abſpiegelt; ſie reizt das Maaß und das Geſetz, das ihrer Liebe ſichere Ruhe verſpricht. Alle Schönheit und Muſik, alles Selige und Süße, was ſie in ſich trug, war nur zur Freude anderer

da;

da; ihr ſelbſt war ihr Daſeyn und ſein Genuß nur eines Traumes Bild. Sie findet den Mann, den ſie begehrte, ruhig ſteht der helle Spiegel ihres Lebens vor ihr, ruhig ſchaut ſie ihr geheimes Bild in ihm; ſtill und glücklich empfindet ſie jetzt zuerſt, was ſie war und was ſie iſt. Wunderbar entwickelt und erklärt, ja verklärt ſich oft das ganze Weſen, ſo wie die Jungfrau Weib wird. Sie erhält eine Sicherheit, eine fromme Schranke der Liebe, worüber ſie ſo heiter ins Leben hinein blickt und woraus ſie nichts herausreißt, wenn der Mann ein Mann iſt. Erſt der Mann giebt ihr das Gepräge und ſtellt ſie als ein beſtimmtes Ding ins Leben. Vorher war ſie Vielen ein Buch voll Zauberformeln, jetzt iſt ſie jedem leſerlich geworden — Und der Mann, hat er denn ſein volles Gepräge, ehe das Weib über ihn kömmt? Iſt er vor ihr ſchon der vollendete, der ganze Menſch? Ach wie ſelten! und wie oft ſpricht Eitelkeit und Wahn als vollkommen aus, was nur eine volle Geſtalt, aber keineswegeſ ein volles Leben zeigt! Denn den Schein und die Haltung hat der Mann voraus; er kann wenigſtens feſt ſtehen ohne das Weib, kann auch ohne die Huld und Lieblichkeit der weiblichen Natur den bildenden und ſchaffenden Trieb groß und energiſch, wenn gleich weltzerſtörend, durchfahren laſſen. Aber das Starre, das Strenge, das Feſte der Geſtalt, das wie ein ernſtes Bild des Ewigen daſteht und ſelbſt den Donnerſchlägen des Schickſals keine Splitter abgiebt, iſt es denn ſo ſchön an einem endlichen und vergänglichen Weſen? Wird es nicht für alles Zartere, was es anblickt, ein Haupt der Gorgone? Hektor, der Vaterlandsretter, wird uns erſt der erſte Menſch der Ilias, nachdem er mit ſeinem Knaben geſpielt und ſein Weib getröſtet hat. Menſchlich freuen wir uns des Mannes, der die Worte Weib und Kind mit ſüßer Zärtlichkeit ausſpricht, dem die Grazienhände der Frauen den Staub von der Stirn wiſchen und um deſſen müde Kniee Kinder ſpielen. So bringt das Weib Milde und Schönheit in die Bruſt, die ſonſt erſtarrt wäre, erhält das Leben friſch und jung dem, der es ſonſt wie eine Beute erhaſcht und erdrückt hätte, und zeigt den vollgeſtalteten Mann erſt mit dem Antlitz des Glücklichen und Beglückenden als einen vollen Mann. Auch dem Manne wird erſt durch die Liebe der höchſte Genuß und das klarſte Verſtändniß des Lebens. Dieſer Schlüſſel zu ſeinem Herzen ſchließt ihm auch das All der Dinge auf. In der ſüßen Sympathie mit allen Weſen umfaßt er die Herrlichkeit der Natur, die Seligkeit der Freundſchaft, umfaßt er alles Edle und Schöne mit reinerem Sinn.

So ſteht das Leben der beiden Geſchlechter einander gegenüber, ſo ſteht es verbunden in einander. Auch bei den roheſten Völkern, auch bei den roheſten Verhältniſſen werden ſich die Grundzüge hiezu finden laſſen. Aber des Lebens ſchönere Geſtalt ſucht und findet man nur bei humaniſirten Menſchen und ſelbſt da liegt das Höchſte noch hinter der Geſtalt. Ich weiß wohl, was Viele für und gegen die Ehe haben, ich weiß, wie es nothwendig und zufällig mit ihr ſteht in den verſchiedenen Klimaten, wie Polyandrie und Polygynie meine Herrlichkeiten zu widerlegen ſcheinen; ich weiß, wie viel Fremdes und Tolles man in dieſes menſchlichſte Verhältniß gebracht, wie viele Zufälligkeiten, Thorheiten, Tugenden und Laſter man ihm mit aufgepackt hat, welche es alle tragen muß: aber ich weiß auch, daß es viel trägt und doch oft noch lieblich und ſchön iſt. Ich glaube, daß wenige Männer durch Leichtſinn oder Hochſinn ſo ſtehen, daß ſie dieß entbehren können. Die meiſten Menſchen haben ſolches Gemüth, daß ſie einer beſtimmten Liebe auf Erden, eines beſtimmten irdiſchen Reizes bedürfen, ſo ſie immer erwecke und beruhige und ihnen endlich zu einem glücklichen Maaße, zu einer frommen Schranke des Lebens werde, worüber ſie nicht hinaus wollen. Wenn ich Ehe nenne, meine ich nicht bloß die bürgerliche Ehe, wie ſie nach den verſchiedenen Verfaſſungen, Religionen, Sitten der Völker verſchieden gebraucht wird, ſondern ich meine die Verbindung zweier Menſchen, welche die innigſte Liebe ausſchließend zu einander hält. Grade das viele Fremde und Unleidliche, was altes Vorurtheil und junger Wahn dahinein bringen, macht, daß die bürgerliche Ehe immer ſeltener wird. Auch giebt unſre Revolutionszeit und Anarchie in allem nur ein gemeines Bild von etwas, was nicht gemein iſt. Wer jetzt die Erfahrung fragte und daraus das Beſte und Höchſte finden wollte, der würde uns ein wunderliches Gemählde davon geben, wie Mann und Weib mit einander ſind. Auch die beſte Erfahrung giebt nie das Beſte und Höchſte. Aber wer von ſchönen Dingen ſpricht, nimmt aus ihnen das Schönſte und ſtellt es als Bild des Lebens hin.

Man erwartet vielleicht zum Schluß noch etwas über weibliche Bildung von mir. Ich antworte, daß die allgemeinen Geſetze aller Menſchenbildung auch für die weibliche gelten, diejenigen aber, die ſich aus dem Unterſchied der Geſchlechter ergeben, von denen, welchen ſolcher Unterſchied verſtändlich iſt, leicht gefunden werden. Nur einige Warnungen gegen einige Unarten ſelbſt des beſten

ſten Willens bei der Erziehung der Mädchen, wodurch mehr als durch irgend etwas die Weiblichkeit und Huld zerſtört wird und aus den zarten Spielerinnen Halbweſen werden, die weder Männern noch Weibern gefallen und alſo zuletzt ſich ſelbſt misfallen als unglückliche Zwittergeſchöpfe.

Das Leben des Weibes ſteht in der Muſik, in der Beweglichkeit, ſie ſoll als eine leichte und liebliche Welle den Mann umſpielen, das Rauhe an ihm abglätten, das Spröde geſchmeidigen, die Jugend erfriſchen in dem Weſen, das durch die ſtrenge, gewaltige und oft blutige That gehen und eines ernſten und furchtbar ſtummen Schickſals Diener und Ausleger ſeyn ſoll. Das Weib ſchließt ſich der Geſtalt und der That nur an, das Zerſtörende und Schreckliche von beiden, ſo wie die Misſchöpfung und Miſſethat, ſoll ſie nie durch ſich ſelbſt kennen lernen. Fällt ſie ſo tief, nie ſteht ſie wieder auf; ihr, die nur im Gefühle lebt, wird die Rückkehr zur alten Unſchuld unmöglich: dem Manne ward die Idee, die Unendlichkeit im Leben und über dem Leben, er kann ſich durch die Idee reinigen. Hat das Weib die Sicherheit des Gefühls, die Reinheit des unſchuldigen Sinnes verloren, ſo trägt die Beweglichkeit ſeiner Natur ſich nicht mehr; alles wird verwirrt, was vorher nur unbeſtimmt war. Das Uebel ſelbſt, das in dieſer weichen Natur ſich eingewurzelt hat, nimmt den Karakter des Unbeſtimmten mit an und iſt daher vom Arzte ſchwer zu faſſen. Man ſieht alſo die Tollheit derer, welche Weibern im Leben daſſelbe erlauben wollen, was Männer ſich erlauben dürfen. O Weiber! bedächtet ihr doch, wie in der ſchönen Schranke, welche die Natur zwiſchen euch und die wilde That ſetzte, euer Palladium liegt! Schönheit und Sitte ſtehen als die Engel eures Paradieſes, nicht mit flammenden Schwertern, ſondern mit dem heiligen Gürtel der Huld, der ſelbſt den Donnerer entwaffnet. Iſt es nicht ſchön, daß ihr nicht ſündigen könnet wie der Mann? Welche Gewalt der Anmuth und Liebe, daß der edelſte und geprieſenſte Mann ſich erſt durch den Beifall und die Gunſt der Frauen geſichert fühlt! Welch ein Mann, der, verachtet von allen Weibern, noch leben wollte?

Man begreift, daß des Weibes Natur ewiger Jugend gleich iſt und gleich ſeyn ſoll, daß ihnen alles als Blüthe und Blatt genügt, was der Mann als Frucht und Zweig anfaſſen will. Ihnen, den Müttern der Kinder, den erſten Erzieherinnen der Säuglinge, den ſpielenden Huldinnen der ernſten

Män-

Männer ſoll das ganze Leben eine Fabel ſeyn, ein bunter Traum mit einem mannichfaltigen Geſtaltenſpiel; was ſie geben und was ſie empfangen, ſoll als Mythos gehen und kommen. Ihre Bildung alſo ſoll nie durch den richtenden und erkältenden Begriff gehen, ſondern mit den zarten Händen der Poeſie die zarte Speiſe darreichen, welche ſie bedürfen. Das Unbeſtimmte, das Muſikaliſche, kurz das Weibliche, wodurch ſie des Mannes Herrſcherinnen und Beglückerinnen werden können, die freundlichen Horen, welche ſeine Streitroſſe auf- und abſchirren, ſoll erhalten werden und erſt durch den Mann, den ſie lieben, die Geſtalt gewinnen, welche es bedarf.

In unſerm Norden, wo ſelbſt das Weichſte hart und das Beweglichſte feſt werden ſoll, will der gar zu verſtändige Verſtand, welcher das ganze Leben beherrſcht, auch die Weiber verſtändig haben. An wie manchen herrlichen Geſchöpfen arbeitet man von Jugend auf dahin und bringt allerdings etwas Tüchtiges und Geſcheutes zu Stande, nur keine Weiber. Wie viele gute, brave Frauen dieſer Art, voll Menſchlichkeit, Tüchtigkeit, Anſtelligkeit und doch wie langweilig, wie gleichſam männlich mit ihren Männern, welchen ſie nie einen tieferen Stachel ins Herz ſtoßen, welche ſie nie in ſeliger Trunkenheit, in erhabener Schwärmerei, worin der Zuſammenguß beider Naturen aufbrauſt, durch das Leben tragen! Wenn ſie ihr Beſtes geben, ſo können ſie den Männern wenig geben, was ſie nicht ſchon hätten. O die guten Unglücklichen! dieß alles verdanken ſie den guten Verſtändigen. Ein verſtändiges Weib iſt aber zu allem gut, nur nicht zum Weibe für den, der ein Mann iſt.

Woran dieſe, welche das Weib diſciplinirenwollen, ſich am meiſten verſündigen, das iſt an dem, was ſie weibliche Eitelkeit ſchelten. Es giebt eine Eitelkeit an Männern und Weibern, die wir alle kennen und die immer ein ſchwaches und unglückliches Geſchöpf verräth; aber es giebt eine höhere Eitelkeit, die für Blindlinge oft ganz den Schein jener erſten hat, aber auch nur den Schein. Jene Leichtigkeit der Natur, welche oft Schlüpfrigkeit ſcheint, jenes Spielen nach allerlei Formen hin, ohne ſelbſt eine Form zu haben, kurz jener unbewußte weibliche Inſtinkt, die tiefſte Grundlage der Weiblichkeit, ſoll als Eitelkeit ausgegeiſſelt werden. In der ganzen Natur ſpielt das Weib unſchuldig und unbewußt zum Manne hin; es ſoll ihn reizen und locken, ſeinen Ernſt mildern, ſeinen Grimm zerſchmelzen, es ſoll wie glück-

glücklicher Sonnenſchimmer hin und her zitternd ſeine finſtre Wolke beleuchten. Dieß nennt man Koketterie, aber in dieſem Sinn mag nur jedes Weib kokett ſeyn. Koketterie iſt dieß Spielen, wenn das Weib beſtimmt weiß, was es will und was es thut; dann iſt die Sünderin fertig. Grade durch dieſe kleinen Liebenswürdigkeiten, durch dieſe luſtigen Nichts, die unſcheinbar und untaſtbar zerflattern wie Seifenblaſen vor dem Knaben, grade durch die ſüßen Tändeleien und lieben Thorenſpiele iſt das Weib die Göttin des männlichen Lebens. Weil der Ochs auf der Wieſe graſen gehen will, ſoll darum kein Schmetterling mehr auf Blumen ſich wiegen?

Ich höre oft unſre Mütter und Großmütter ſeufzen: als die Töchter kein anderes Buch als die Bibel laſen, da war noch eine ſchöne Zeit; jetzt bei der Romanenleſerei werden ſie nur verrückt, weder klüger noch beſſer. Ich muß leider den Müttern und Großmüttern völlig Recht geben, denn nichts verdiebt die Jungfrauen mehr, als das viele Leſen, was überall in früheren Jahren bei beiden Geſchlechtern der geradeſte Weg iſt, dumm und verkehrt zu machen. Auch hier wird das Unbeſtimmte, der glückliche Traum der Jugend zerſtört. Denn welch ein Gemiſch von einem bunten Allerlei ſetzt ſich in ihnen

ihnen an, beſonders eine Unendlichkeit von Halbwahrheiten, die durch ihren Schimmer grade das Zarte zuerſt verblenden! So beſtimmt ſich bei ihnen ärger, als durch die, ſo ſie durchaus nur verſtändig machen wollen, eine Welt, die nirgends exiſtirt; ſo geben ſie ihr richtiges Gefühl, die helle himmliſche Wahrheit des unſchuldigen Sinnes für erlogne Albernheiten oder für weinerliche Empfindelei hin: oft ſo verkehrt gerichtet und beſtimmt, daß die Geſtalt des edelſten Mannes das ſchöne Weibliche in ihnen nicht mehr beleben wird. Sie haben den Meduſenſchild geſehen.

Und endlich das, was das Weib höchſt und einzig beſtimmen, was den ganzen Adel und die ganze Süßigkeit ſeiner Natur lebendig machen ſoll, der Mann, was iſt er.? Ich wende mich weg. Wie des Mannes Spiegel, ſo des Weibes Bild. Wohin ſollen edlere Weſen fliehen vor der Abgeſchmacktheit, Albernheit und Leerheit unſrer Jünglinge und Männer? Bis dahin können ſie nur gebildet werden; hier faßt ſie eine ſchreckliche Nothwendigkeit. Ich ſpreche von mir und meinen Zeitgenoſſen und ſchweige.

Das Würdige, den Geiſt der Dinge habe ich zeigen wollen. Ich ende mit dem Edelſten, mit dem

dem Weibe. Es wird halb und elend ſeyn, ſo lange der Männer Elendigkeit dauert. Es iſt die Verkehrtheit des Zeitalters, nur nach der Wirkung zu beurtheilen kosmiſch und ſophiſtiſch, nicht nach der Geſinnung geiſtig und chriſtlich. Woher ſoll Weltheil kommen, als durch die Geſinnung? Durch viele Geſinnungen wird Ein Sinn und endlich Eine göttliche Welt. Das Edelgewollte iſt unendlich mehr, als das Unreingewirkte. Ich erinnere an Charlotte Corday und das Urtheil der Zeitgenoſſen über ſie. Ihr Schlag kam zu ſpät für die Zeit, ihr Wollen gehört der Ewigkeit.

THECA
A
ENSIS

Briefe

an

Pſychidion,

oder:

Ueber weibliche Erziehung.

Von

Ernſt Moritz Arndt.

Altona, 1819.
bei J. F. Hammerich.

Fragmente

über

Menſchenbildung

von

Ernſt Moritz Arndt.

R

> To build up men againſt the future times.
>
> *Milton.*

Dritter Theil.

Altona, 1819.
bei J. F. Hammerich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dieſe Briefe, die hier erſcheinen als der dritte Theil meiner Bruchſtücke über Menſchenbildung, ſind ſchon vor acht Jahren geſchrieben. So lange haben ſie ſtill in der lieben Heimath gelegen, weil das wechſelvolle Leben ihren Verfaſſer anderswohin trieb. Ich gebe ſie, wie ſie damals entſtanden ſind, ohne Aenderung oder Zuſatz; denn, wie ich ſie wieder überleſe, däucht mir, ſie können auch jetzt noch einen kleinen Sprung und Klang ins Leben hinein thun.

Es hat ein tragiſches Gefühl mit ſich, aus den reiferen — und ach! zuweilen kälteren — Jahren in die Zeit zurückzu-

ſchau-

ſchauen, wo alles in uns blüht und glüht und ſchäumt und träumt und wo das Herz ohne Wiſſenſchaft und Kunde der Welt oft ſo richtig weiſſagt. Mit einem ſolchen Gefühle faſt habe ich dieſe Briefe wiedergeleſen, die in dem Alter von mir geſchrieben ſind, wo das, was die Menſchen gewöhnlich ihre Jugend nennen, Abſchied von mir nehmen wollte, wiewohl ich dieſen Abſchied zuweilen noch nicht anerkennen will.

Aber noch tragiſcher als dieſes iſt jenes andere Gefühl, wenn man zuweilen ſtaunend ſich ſelbſt anſchaut, verwundert, wie man richtig geweiſſagt hat, ohne zu wiſſen, warum. Und dies Gefühl will mir bei dieſen Briefen kommen. Ich finde, manche und mancher könnte ſich noch eine Lehre daraus nehmen. Denn ſelbſt in dieſer großen Zeit, die eine fröhliche und luſtige aber auch eine ernſte und feſte Zeit ſeyn ſollte, iſt des eitlen und hohlen Geklingels und der myſtiſchen und ſchwächlichen Empfindelei und Gaukelei noch zu viel an Putztiſchen und Thetiſchen und auf Kanzeln und Kathedern, ſo daß es häufig ſcheinen mögte, als gebehrden die Leute ſich nur ſo aus Armuth und Noth, weil ſie weder zu empfinden noch zu leben weder zu ſprechen noch zu thun verſtehen.

Soll dies Schelten oder Klagen ſeyn? Beides. Gott beſchere uns aber viele einfältige fromme herzige und fröhliche Weiber und Mädchen und mache der Thränenſüchtigkeit und Sternenſüchtigkeit, die

auch

auch in Worten überfließen kann, auf ewig ein Ende! Aber du bleibe immer, ſüße Sehnſucht und Wehmuth und Thränenſucht und Sternenſucht, du ſtille und hohe, die ich meine!

Bonn im Mittſommersmond
1818.

Briefe

an

Pſychidion.

Erſter Brief.

Ihre Zuſchrift, meine liebenswürdige Freundin, fand mich in einer ſehr ernſten Stimmung und ſetzte mich in eine noch ernſtere. So ſüß der Schmerz iſt, der aus der Erinnerung vergangener Tage quillt, ſo weckten Ihre lieben Worte doch noch ein anderes Gefühl, jenes Gefühl, das uns oft ſo unnennbar ergreift, wobei uns wird, als verſünke die Mitte, worin wir ſtehen, und als rückten die beiden äußerſten Enden des Daſeyns, Vergangenheit und Zukunft, mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit zuſammen, alles, was zwiſchen ihnen liegt, unſer Leben und unſere Freuden und Leiden, in ſich zuſammenrollend, wie oft zwei Wolken, die eben kaum als große Punkte an zwei entgegengeſetzten Gränzen des Horizonts ſtanden, ſich plötzlich zu Donnergebirgen thürmen und den heitern Himmel mit in ihren ſchwarzen Schrecken begraben. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dies Gefühl beſchreiben ſoll; aber da Sie es bisweilen wohl auch gehabt haben, ſo will ich ſagen, daß es nicht jenen ſüßen Untergang bedeutet, wo wir ſo ganz ſind, daß Vergangenheit und Zukunft, welchen das hüpfende Pünktchen, das wir hier Leben nennen, eigentlich angehört, uns aus dem irdiſchen Leibe dieſes nichtigen Scheins gleichſam heraustragen und uns entkörpert in die alte Heimat verpflanzen — ſondern jenes Fegefeuer meine ich, wo wir recht wohl fühlen, daß unſer Fleiſch und Bein da mit uns iſt, wohin es nicht gehört, und wo wir beklommen des Augenblicks warten, wo es uns gehen wird wie jenem Bettler, den der Zufall in des Königs Haus brachte und der weder Muth noch Beſonnenheit hatte ſich wegzumachen, ehe die kamen, die ihn mit Hohngelächter und Streichen heraustreiben ſollten.

Wie kam ich in dieſes ſchlimme Fegefeuer? Gewiß durch keine ſchmerzliche Erinnerung — denn an Sie, ſchöne Seele, hängt ſich alles Fröhliche und Gute — gewiß auch durch keine wilde Begier, oder thörigte Sehnſucht — denn Ihre Milde und Frömmigkeit zügelt alles Wilde und Regelloſe — ſondern es kam durch das, woran wir Zeitgenoſſen alle kranken, daß wir weder mit dem Leib noch mit dem Geiſt ganz ſind, wo wir ſeyn ſollen. Denn ſo iſt es, daß die beſten von uns, oder die, welche noch zu leben ſcheinen — denn die meiſten für lebendig gehaltenen ſind jetzt halb todt — ſchon, ehe ſie begraben werden, einen vielfachen Tod der Verwandelung vielfältig ſterben müſſen.

ſen. Dies iſt wohl immer ſo geweſen, und ſoweit unſere Fabel und Geſchichte weiſet, finden wir Spuren davon, und die mancherlei Verlarvungen, Verpuppungen, und Seelenwanderungen des Menſchen ſchon bei lebendigem Leibe ſind wohl früheſtens am Indus und Nil gefühlt und geglaubt, wie jetzt an der Donau und Themſe; aber ſo tief ſind ſie nicht gefühlt, ſo ſchmerzlich nicht erfahren, als in den Tagen, worin wir leben. Denn zu leicht iſt unſer Leib geworden, als daß der Zug der Erde ihn ganz feſthalten könnte, und auch wieder zuſehr iſt er vergeiſtigt, als daß er bei ſeinen Flügen und Wanderungen ſich nicht immer dem Geiſt mit anhängen ſollte. Anders war es in der älteſten Zeit. Da war der tüchtige Leib ganz mit der Erde, und ſein Bewohner der Geiſt genoß ſie mit ihm auf ſeine Weiſe; wollte er aber anderswohin, wohin der Leib ſich nicht füglich mitnehmen läßt, ſo ließ er ihn zu Hauſe und reiſete allein. Denn die beiden lebten damals noch wie ungleiche Brüder zuſammen, die eben in ihrer Ungleichheit und Verſchiedenheit das hatten, wodurch man verträglich und glücklich neben einander beſteht, ohne daß Langeweile oder Zwiſt die Eintracht ſtören. Seitdem iſt es anders geworden; ſie ſtehen nun in dem Verhältniſſe, wie zwei Menſchen, die einander ähnlich genug ſind, um das Leben zu neutraliſiren: ſie können nicht von einander los-

loswerden, und doch ſind ſie nur beiſammen, um einander zu ſtören und zu lähmen; es iſt ein Friede der Faulheit und Schlaffheit und ein Krieg der Eitelkeit und Thorheit, kurz es iſt ein Friede und ein Krieg — denn in Krieg muß jedes Leben, auch das Götterleben, als Leben gedacht, beſtehen — in einer ewigen Mitempfindung und Beſpiegelung ihrer Mängel und Schwächen. Lange noch wird die Arbeit ſeyn, bis der dritte Zuſtand eintritt, wo ſie ſich gleich werden, wie zwei entgegengeſetzte Dinge ſich gleich werden können. Dann beginnt das Ideal menſchlicher Hoffnungen, das Reich Gottes auf Erden, wo das Ungleicheſte auf der höchſten und gefährlichſten Spitze des Lebens die unverlierbare Gleichheit gefunden hat, und kein Streit mehr gehört wird, als der Streit der Liebe und Wonne. Wir ſind — was manche uns auch anders einbilden möchten — noch weit von dieſem Zeitpunkte, wir leben erſt in dem Alter der Aehnlichkeiten, und kaum in dem Punkte jenes Alters, wo wir inne werden, was die Langeweile, der Ueberdruß, kurz der ganze kleine Erbärmlichkeitskrieg, den ſie veranlaſſen, eigentlich bedeuten. Es iſt damit, wie mit den Kriegen vor der franzöſiſchen Revolution, wo ein Jahrhundert hindurch, ſelbſt unter Ludewig dem Vierzehnten und Friederich dem Zweiten, komplimentirt ward. Das hätte man freilich im Frieden auch thun können; aber da wußte man ſich vor politiſcher Langerweile nicht zu retten. Wir wiſſen, was die Aehnlichkeiten, einander gegenübergeſtellt, in der ganzen Natur bedeuten, wo vom Leben, Wirken, und Zeugen die Rede iſt; wir wiſſen, warum uns Menſchen die Affen, Möpſe, und andere dergleichen ſündliche Menſchenähnlinge ſo widerlich ſind. Diejenigen Menſchen, die mit ſolchem garſtigen Ungeziefer, das nicht anders ausſieht, als verwandelte menſchliche Sünde, ſpielen und koſen können, ſind uns mit Recht verdächtig, und in gewiſſen Stunden, wo wir was wir ſind lebendiger fühlen, tritt uns vor ihnen und vor ihrer Gemeinſchaft mit ſolchem Teufelsvieh ein unwillkührliches Grauen an. Sie kennen die Brandung der Zeit, von deren Wellen auch wir grauſam hin und her geworfen ſind; Sie haben oft gehört, daß ich nicht dahin weiſe, als auf den Hauptpunkt, wo mit Schwerdtern und mit Federn blutig geſtritten wird: ſondern ich ahnde anderswo den Vulkan, deſſen Flammen und Aſchen uns auf der Oberfläche des Lebens erſchrecken und erſtaunen; ſein Feuerſtrom fließt tief unten in einem unſichtbaren und heiligen Kriege, und ehe der ausgeglichen iſt, mag man hier oben vergebens nach Ruhe ausſehen. Und doch ſind die meiſten der Zeitgenoſſen ſo dumm und faul, daß ſie auf dieſem Punkte, wo wir grade ſtehen, in dieſem Zuſtande begreiflicher Mattigkeit und Lahmheit, wo weder rechter Krieg noch rechter Friede iſt, ſich und ihr Leben zurechtſetzen zu können meinen. Und ſo keifen und fluchen, kriechen und heucheln ſie, ächzen und ängſten ſich ab, zu kleinlich, ſich Einem ganz zu ergeben und Gott oder dem Teufel von ganzem Herzen zu dienen.

Sie hören, liebe Freundin, alte Worte und alte Klagen. Ich ſcheue mich nicht zu geſtehen, daß, wieſehr ich gegen dieſen Wahn der Zeitgenoſſen, als ſei eine große Epoche ſchon abgeſchloſſen, auch von jeher proteſtirt habe, ich auch nicht viel weiter gekommen bin, als zum Verſtändniß dieſes Wahnes; denn was bedeuten Einer oder Zwei gegen Tauſende und Zehntauſende? ſie können wohl beſſer verſtehen als ſie; aber können ſie darum auch gleich beſſer thun und machen? Kein einzelner Fittich erfliegt die Höhe des Geiſterreichs; erſt wann hunderttauſend Flügel rege ſind, hoffe man, was wir nur ahnden. Wir müſſen eben thun und leiden wie die Menge, und ſind auch nicht zu gut dazu. Das war von jeher das Loos der Beſten, vor denen unſere Demuth ſich tief im Staube bücken muß. Aber die alten Sehnſuchten können wir nicht verlieren, jene heilige Trauer und Klage über die Vernichtung und Schändung des Göttlichen auf Erden, die von Zoroaſter und Brama bis auf Chriſtus, und von

Chri-

Chriſtus bis auf unſre blutige und mordiſche Zeit gehört worden. Dies Gefühl und die Zwietracht des Zeitalters machte Ihr Brief noch lebendiger durch die rührende Schilderung von Ihrem Schickſal und wie Gott Ihr liebendes Herz wunderbar immer inniger und inniger zu ſich gezogen hat, am liebendſten und ſüßeſten grade durch das, was zuerſt als ein unerträgliches Leid erſchien. Alles dies und die ſtille und beſcheidene Sprache der Freundſchaft und Hingebung ſetzte mich wieder ganz auf die Stelle, wo ich die letzten Jahre gelebt habe, in das Herz, in deſſen innerſte Tiefen ich durch die ſchönſte Gemeinſchaft der Seelen hinabgeblickt habe; ich lebte mich wieder zurück in die ſchönen Tage, die nicht mehr ſind, wo wir uns über den Verluſt deſſen, was ſonſt auch ſüß iſt, durch das zu tröſten ſuchten, was unſre Großväter und Großmütter zu glücklichen, tapfern und freudigen Menſchen machte. O Pſychidion, geliebte und unvergeßliche Freundin, Sie erinnern ſich wohl der Abende, der langen Winterabende von 1807 und 1808, wo Sie krank, ſchwach, hinfällig kaum noch mit dünnen zerbrechlichen Fädchen am Leben zu hängen ſchienen, und wie die fromme, liebende, und himmeldurſtende Seele doch ſo hell und friſch war. Da erwuchs jene Verwandſchaft unter uns, die unſterblich iſt wie unſere Geiſter, da entfalteten ſich aus Ihrem Gemüthe gleich

tau-

tauſend und tauſendmaltauſend Blüthen aus dem keimenden Frühling jene leichten und zarten Bilder, die als befreundete und verſchwiſterte Geiſter mich noch ſtündlich und täglich umflattern und durch die Schatten der trüben Gegenwart wie Lichtſtrahlen ſchießen. Sie wiſſen, ich bin kein Wimmerer und Händeringer, wo andere ſich die Haare ausraufen; aber dies letzte Jahr war das ſchrecklichſte für einen Menſchen, der fühlt, daß der Mann auch Bürger ſeyn ſollte. Man kann ſich wohl in ein anderes Reich verſetzen, wenn uns dieſes hier unten genommen wird; aber man muß ſich doch fragen: wäreſt Du hier, wenn Du hier nichts thun ſollteſt?

Auch dieſen Winter habe ich dieſen Schmerz gefühlt, dieſen Schmerz, den ich einen teutſchen Schmerz nennen will; nicht, als ob wir Teutſche beſſer fühlten als die andern — unſere Menge iſt leider die gleichgültigſte und mittelpunktloſeſte — ſondern weil einige von uns tiefer fühlen, als die andern, als die da auch den Sinn begriffen haben, warum ſie trauren. Ihre Briefe und die Worte einiger biedern Freunde, welchen mit mir Gleiches widerfährt, ſind das Einzige geweſen, was zwiſchen dem Punkt, wo ich lebe, und der Zeit, die vergangen iſt, gleichſam wieder einen ſchmalen Steg geworfen hat. Denn wirklich iſt mir oft, als wäre zwiſchen der Gegenwart und der Ver-

gan-

gangenheit eine tiefe Kluft geriſſen und als ſollte ich erſt jetzt zu leben anfangen. Das mögte ſo übel nicht ſeyn, wenn ich es nur könnte; denn daß man nach dem Kalender dreißig oder vierzig Jahre alt iſt, das ließe ſich wie vieles Andere noch wohl aus dem Gedächtniſſe wiſchen. Das wiſſen Sie wohl aus alter Zeit, wieviel ich immer gegen die Menſchen eingewandt habe, die nach den Kalenderjahren ihr Leben einrichten, und meinen, man dürfe im funfzigſten und ſechszigſten Jahre nicht ſeyn, wie im zwanzigſten. Ich habe immer gemeint, ein rechter Menſch müſſe jugendlicher und fröhlicher werden, wie ſeine Jahre fortgehen. Man wendet gewöhnlich den Ernſt des Alters ein; aber was heißt das? Man meint das Grämliche und Mürriſche, auch wohl das Weichliche und Verzagte, womit jetzt leider die meiſten Alten behaftet ſind. Die Kindheit iſt unbeſchreiblich ernſthaft, wenn man ſie ſeyn läßt, wie ſie will; jedes ſtolze Leben, alle Liebe, Freude hüllet ſich in Ernſt: aber es glänzt der fröhliche Gott dadurch, und mit jedem Jahre kommen wir dem Gotte näher, wenn wir uns von dem Menſchen nicht entfernen. — O dieſe ſchöne Jugend, die bei dem Kinde iſt, weil es ganz in ſeiner vorigen Vergangenheit lebt, wie ſoll man ſie nun bewahren und doch nicht mönchiſch aus dem Leben fliehen? Denn wenn man mit vielen ſo geradezu zu

Gott will, geräth man leicht auf Irrwege, die anderswohin führen. Nur die Vergangenheit iſt des Menſchen Ewigkeit, nach dem, was hinter uns, ſchaut das Vorwärts; aber an dieſes, was hinter uns liegt, hängen ſich auch die letzten zwanzig Jahre, und die ſind ſo ſchwer von irdiſchem Schutt und Blut und Sünde, daß die Vergangenheit, die uns weit über unſre Gränze in die Zukunft verſetzen ſollte, oft mit ihrer ganzen Laſt auf die Gegenwart ſtürzt: wir fühlen Druck für Hebung. So werd' ich wohl nicht wieder friſch von meinem Schmerz, ſo nicht wieder jung, wie ich wünſchte. Die graue Farbe der Zeit wirft ſich auch auf das Grünſte und die Wunden aller bluten in dem friſcheſten Buſen mit. Sie und manche ſchönere und edlere Menſchengeſtalten ſtellen ſich wohl oft freundlich um mich und heben mich aus dem Schlamm empor; aber wie ſollte ich nicht traurig ſeyn? Ich denke, die ſind verflucht, welche jetzt noch ſo luſtig fortleben. Wer jetzt kein Schickſal fühlt und nicht inne wird, daß höhere Mächte ſichtbar durch die Welt wandeln, der war nur zu Stein und Thon beſtimmt, und wird geachtet werden, wie der Stein, den man zermürſet, und der Thon, den man zerbröckelt.

Ich ſchicke Ihnen hiebei etwas, was mir einige Wochen ein tröſtendes Spiel geweſen iſt, ein Traum aus der Vergangenheit, woraus noch manche liebe Stimmen nach dem Einſamen rufen. Sie werden darin manche Erinnerungen wiederfinden aus lebendigem Zuſammenleben und aus Geſprächen über menſchliche Dinge und Verhältniſſe, worüber wir uns oft im Frieden, zuweilen im lebhaften Streit unſere verſchiedenen Anſichten mittheilten. Es wäre nicht geſchrieben, wenn Sie nicht lebten. Ich habe es ſo an mir, daß ich alles, was die Sitte und das Leben betrifft, gern unter lebendige Bilder faſſe, wenigſtens an ein ſolches lebendiges Bild richte, woran es luſtig war die mancherlei Räthſel und Geheimſchriften des Lebens zur Auflöſung zu ſtellen. Sie wiſſen, ich haſſe Schmeichelei und Lüge. In ſtiller Einfalt und kindlichem Verſtande iſt der Schlüſſel der größten Dinge. In einfältigen, frommen Menſchen, die wenig ſprechen, aber kindlich horchen, liebend verſtehen und lächelnd deuten, finden wir uns ſelbſt, die Welt, und das ganze Gewirr der Herzen und Geiſter oft unbegreiflich erklärt. Ich ſpreche mit Ihnen oft in der Kinderſprache; leider ſind die Menſchen und Zeiten ſo, daß man ihre Erklärung in ihr nicht ſprechen darf: denn in dem Geiſt, worin gelebt und gethan wird, muß auch dargeſtellt werden. Von unſern Urgroßvätern ließe ſich in Herodots und Hans Sachſens Einfalt ſprechen; die nach Shaftesbury und Rochefoucauld

cauld leben, müſſen auch mit ihren Worten geſchildert werden. Sie wiſſen, woher mir die Kühnheit dieſer Kinderſprache kömmt. Es war ein Gleichniß, das wir einmal brauchten bei der Erwähnung der zwei verſchiedenen Weſen im Menſchen. Sie faßten es in ſo kindlicher Klarheit und Unſchuld auf, daß ich erſtaunte und Sie ſeitdem halb im Ernſt, halb im Scherz die beiden kleinen Kinder nannte. Und wahrlich die beiden kleinen Kinder kann wohl heißen, wer mit Blumen und Engeln und Träumen ſpielen kann wie Pſychidion, und die ganze Welt wie eine Blumenknoſpe an ihr Herz voll Liebe und Sehnſucht drückt.

Leben Sie glücklich, und leſen Sie dieſe Briefe als Kinderſpiele, womit ein Mann die Stunden täuſchen wollte, die ihm nicht gefallen. Sie können ſie anſehen, wie Sie wollen, immer werden ſie Ihnen als alte Bekannte vorkommen: Sie werden Ihren Freund darin wiederfinden; mögten Sie auch jene Wahrheit und Unſchuld darin finden, die uns bei der Gemeinſchaft mit den Einfältigen und Frommen immer erſcheinen! O daß alle die ſüßen Erinnerungen und holden Täuſchungen, die ich dadurch lebendig zu machen ſuchte, jenes unmittelbare Leben wieder lebendig machen könnten, ohne welches jedes geſchriebene Wort todt und geſpenſtiſch iſt! Doch ich

kenne

kenne ja meine beiden frommen Kinder; ſie werden durch das Herz richten, was ganz ohne Werth ſeyn würde, wenn es nicht aus dem Herzen käme. Lebet wohl, ihr geliebten Kleinen, und ſpielet meinem Unmuth einen von den milden Engeln übers Meer, die eure ſtillen Geſpielen ſind.

Zweiter Brief.

Mit großer Freude, geliebte Pſychidion, habe ich in Ihrem letzten Briefe vernommen, daß Ihre kleine Lili anfängt Sie für eine achtjährige Mühe und Sorge zu belohnen. Das gute Dirnchen erfüllt alſo ſchon, was ich Ihnen gelobte. Das freut mich um Sie alle beide, auch um das Mägdlein, weil es ſich immer zu mir zu halten pflegte, wenn einmal etwas Unrechtes und Schiefes geſchehen war und die gute Baſe das Dingelchen mit ſtrengeren Augen als gewöhnlich anſah. Sie wiſſen wohl, wir ſind darüber oft im Streit geweſen, und zuweilen in dem ernſthafteſten, worin wir je haben ſeyn können. Erinnern Sie Sich noch der Bank unter der Ulme zu Edeby, wo man hoch über den weiten Mälare und die blauen Wälder hinausſieht, jenes ſchönen Platzes, von wo man zur Anfuhrt Ihrer lieblichen Hafeninſel hinabgeht? Dort ſaß ich eines Morgens mit Lili und erzählte ihr von alten heidniſchen Göttern und Geſchichten; bald kamen Sie und Ihr wackerer Otto, und die Kleine, die an unſern Geſprächen nicht Theil neh-

nehmen konnte, ſchlüpfte davon. Sie hatte kurz vorher etwas Verkehrtes gethan, und beide Oheim und Baſe machten Ihre Ankläger und ſchalten ihre Nachläſſigkeit, Flatterhaftigkeit, und die Unluſt, die ſich nie ſelbſt ſporne. Ich, wie ich gewöhnlich thue, wann es über den ſchwächeren Theil hergeht, nahm die Parthei des Mägdleins und vertheidigte ſie durch das Gute, was ich an ihr wußte, durch ihre Wahrhaftigkeit, Freundlichkeit, Dankbarkeit, und durch jene Kindlichkeit, die bei einem zwölfjährigen Dirnchen in einer großen Stadt immer ſelten iſt, am ſeltenſten aber bei ſolchen, die von Kind auf viel Gepränge und Glanz auch nur geſehen, geſchweige denn miterlebt haben. Ihr Otto nahm Theil, heftig wie ſeine Art iſt, und ging endlich verdrießlich weg; und auch Sie fingen an mit mir zu zürnen, als ich ſagte, es komme auf das Lernen gar ſo viel nicht an, und wenn die Kleine ja hie und da Unluſt zeige, ſo ſei das eben kein Wunder, da ſie im fünften Jahre ſchon angefangen habe unterwieſen zu werden. Wir geriethen darüber in einen heißen Streit, verloren den erſten Punkt, von welchem wir ausliefen, und gingen verſtimmt aus einander, Sie in Ihr Zimmer, und ich in den Kahn, um nach der Inſel zu fahren und zu baden. Den Nachmittag begann das Geſpräch von neuem, ruhiger und ernſter, als den Morgen. Ich bekannte wieder meine Meinung von der Gefahr alles frühen Bildens und Unterrichtens, und wir kamen von Lili ab in ein langes Kapitel über das Weib und ſeine Beſtimmung, und ich ſprach wohl nur, was Sie und andere würdige und zarte Frauen mich gelehrt hatten; aber wir verſöhnten uns wieder, und gerührt und freundlich ſchied jeder zu ſeinen Geſchäften. Den andern Morgen und Vormittag war die kleine Lili beſonders lieb, ſah ſo freundlich in die Welt hinein, machte ihre Arbeit ſo flink und nett, und war in allen ihren kleinen Dingen ſo friſch und anmuthig, daß es ſchien, der unſichtbare Geiſt unſers Geſprächs ſei über ſie gekommen. Dies machte auf Sie, theure Freundin, einen ſehr wehmüthigen Eindruck, und Sie traten mit den Worten zu mir: „So habe ich denn „mehrere Jahre nicht allein vergebliche, ſondern auch „ſchädliche Arbeit getrieben, und doch habe ich es ſo „gut gemeint; ich glaubte gute Künſte und Fertigkeiten, richtige Grundſätze von Chriſtenthum und Religion nicht früh genug in das kleine Weſen pflanzen „zu können, um ſo mehr, da ich ſie in dem Hauſe „ihrer Aeltern faſt wie eine Fremdlingin verſäumt „fand, weil die Aeltern ihre Geſchwiſter, die hübſcher „und witziger waren, immer vorzuziehen ſchienen.„ Ich las die Bitte um Troſt, und das Geſtändniß einer Seele, die nur Wahrheit hören will, in Ihren

ſchö-

ſchönen Augen, und antwortete Ihnen lächelnd: „Das alles habe ich ja nicht geſagt, liebe kleine „Kinder, ſondern ich meinte nur, es hätte mit dem „Lernen ſolche Noth nicht gehabt, und habe es noch „nicht. Was ihr Liebes und Gutes an euch tragt, „das habt ihr wahrlich nicht gelernt, und das kann „auch nie ſo gelernt werden, wie man es gewöhnlich „meint. Aber beruhiget euch, liebe Kleinen; was „bei den meiſten gefährlich geweſen wäre, war es bei „euch minder: denn was ſonſt ſo leicht zu Eitelkeit, „oder — was daſſelbe iſt — zu Dummheit wird, das „machte eure Wahrheit, euer Ernſt, eure Frömmig„keit wieder gut. Uebrigens kann es euch ja nur „ſüß ſeyn, zu vernehmen, da das Kind bei allem, „was es gelernt hat, ſo gut und natürlich iſt, wenn „ich euch was ich geſtern ſagte noch einmal wieder„hole, daß das Herz der Menſchen, womit Kinder „leben, die einzige rechte Unterweiſung iſt von Leben, „Tugend und Religion, und daß, wo dieſes Herz „fehlt, alles Andere Tand und Spreu wird.„

Das hörten meine beiden Kinder wohl recht freundlich an, aber ſie waren noch nicht zufrieden, und noch manchen Tag ward über die große Frage weiblicher Bildung und über manche andere männliche und weibliche Dinge geſprochen, und, wie es geht, auch wohl geſtritten. Dies ward mir um ſo lieber, weil wir endlich dahin kamen, über uns ſelbſt und manche andere Menſchen ſolche Bekenntniſſe zu machen, wofür die Lippen ohne dieſen kleinen Krieg wohl auf immer verſchloſſen geblieben wären. Meine Kinder zeigten dabei ihre Unſchuld und Liebe bis zu einer Wahrheit und Demuth, wovor ich beſchämt erröthete und ſtill bei mir geſtand: was ſoll uns denn all der Firlefanz von Talenten und vielfacher Bildung, wenn aus reinen Herzen ſo von ſelbſt klingt, was kein Wortgeleyer weder hinein, noch herausbringen kann? O da fühlte ich recht, und fühle es immer, wenn ich an meine beiden Kinder denke, wo das Höchſte und Tiefſte des Menſchen liegt; das ſich nur in die reinen und demüthigen Seelen giebt. Hören Sie ſchöne und einfältige Worte darüber. Sie ſtehen im ſiebenten Kapitel des Buches der Weisheit und lauten ſo:

„Ich weiß alles, was heimlich und verborgen iſt,
„denn die Weisheit, ſo aller Kunſt Meiſter iſt, lehret
„nichts. Denn es iſt in ihr der Geiſt, der verſtändig
„iſt, heilig, einig, mannigfaltig, ſcharf, behend,
„beredt, rein, klar, ſanft, freundlich, ernſt,
„frei, wohlthätig, leutſelig, feſt, gewiß, ſicher, vermag
„alles, ſiehet alles, und gehet durch alle Geiſter,
„wie verſtändig, lauter, ſcharf ſie ſind. Denn
„die Weisheit iſt das allerbehendeſte, ſie führet und
„gehet durch alles, ſo gar lauter iſt ſie. Denn ſie iſt

„das

„das Hauchen der göttlichen Kraft und ein Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen. Darum kann nichts Unreines zu ihr kommen; denn ſie iſt ein Glanz des ewigen Lichts und ein unbefleckter Spiegel der göttlichen Kraft, und ein Bild ſeiner Gütigkeit. Sie iſt einig, und thut doch alles, ſie bleibet, das ſie iſt, und verneuet doch alles, und für und für giebt ſie ſich in die heiligen Seelen und macht Gottes Freunde und Propheten. Denn Gott liebet niemand, er bleibe denn bei der Weisheit. Sie gehet einher herrlicher, denn die Sonne und alle Sterne, und gegen das Licht gerechnet gehet ſie weit vor. Sie reichet von einem Ende zum andern gewaltiglich, und regieret alles wohl. Dieſelbige habe ich geliebt und geſucht von meiner Jugend auf, und gedachte mir ſie zur Braut zu nehmen, denn ich habe ihre Schöne lieb gewonnen. Sie iſt herrlichen Adels, denn ihr Weſen iſt bei Gott und der Herr aller Ding hat ſie lieb. Sie iſt der heimliche Rath in Erkenntniß Gottes und ein Angeber ſeiner Werke. Iſt Reichthum ein köſtlich Ding im Leben? was iſt reicher, denn die Weisheit, die alles ſchafft? Thuts aber Klugheit? wer iſt unter allen ein künſtlicher Meiſter, denn ſie? Hat aber jemand Gerechtigkeit lieb? ihre Arbeit iſt eitel Tugend; denn ſie lehret Zucht, Klugheit, Gerechtigkeit, und

„Stärke, welche das allernützeſte ſind im Menſchen-
„leben. Begehret einer viel Dings zu wiſſen, ſo
„kann ſie errathen beide was vergangen und zukünf-
„tig iſt. Sie verſtehet ſich auf verdeckte Worte und
„weiß die Räthſel aufzulöſen, Zeichen und Wunder
„weiß ſie zuvor, und wie es zun Zeiten und Stunden
„ergehen ſoll. Ich habs beſchloſſen mir ſie zur Ge-
„ſpielin zu nehmen, denn ich weiß, daß ſie mir ein
„guter Rathgeber ſeyn wird und ein Tröſter in Sor-
„gen und Traurigkeit.„

Nicht wahr, liebe Kindlein, dies ſind Worte wie aus einer andern Welt, ſo friſch, klar, teutſch, wie die Leute jetzt weder denken noch ſprechen können? Und wahrlich auch was ſie meinen iſt nicht von dieſer Welt. Dieſe Weisheit iſt nicht die, welche heuer von Kanzeln und Kathedern tönt; nicht die, wo Witz, Schnellzüngigkeit, und Eitelkeit in äſthetiſchen Klubbs mit einander kabbeln und ſchnabbeln; noch die, welche pfiffig und kniffig in Gerichtsſtuben und Hohenrathsſälen unter dem angenommenen Ernſt hervorblinzelt, immer das Ziel und den Weg wiſſend, immer ſelbſtgefällig ſich in ihr ſelbſt beſonnend. Nein, es iſt das, was von ſich nichts weiß, was alſo gar nicht weiß, daß es etwas weiß; es iſt das Ewigerſte, das gleich Gott Unerſchaffene und Unſterbliche, aller Dinge Anfang und Ende, was nie gelernt und gewußt

wer-

werden kann, was, wenn es jenen hohen Namen verdienen will, Gott und Kindern an Geſtalt und Gebär gleich werden muß. Dieſes Heilige und Erſte, was von eitlen Zungen ſoſehr gemisbraucht wird, iſt immer wie von ſelbſt da, oder iſt nie da; es hat tauſend Namen, aber es iſt nur Eins: Weisheit, Unſchuld, Einfalt, Frömmigkeit, Demuth — verſchiedene Klänge für Eine Sache. Man macht aus dieſen verſchiedenen Namen wohl Geſchwiſter; aber es ſind unzertrennliche Geſchwiſter, oder vielmehr es iſt immer daſſelbe ſchöne Gotteskind, das nur durch das verſchiedene Kleid, worunter es den Menſchen erſcheint, ihnen eine verſchiedene Perſon dünkt. Denn wollen wir recht zuſehen, was es iſt und wer es iſt, die wir unter dieſem Namen anbeten, ſo bleibt uns gar nichts als der bloße Name, ſo wie Gott uns vergehet, wenn wir wiſſen wollen, wo und was er iſt. Dann erſtaunen wir, wie vor allen Unſterblichen und Unſichtbaren; verſinkend in dem eigenen Abgrund des Gedankens und der Welt, wird uns gleichſam, als ſtürzte mit uns alles in eine hohle Leere zuſammen, bis wir, von dem Staunen uns ſammelnd, inne werden, daß Gott und alles Göttliche nirgends ſind, wenn ſie nicht in uns ſind. Denn wollten wir ſie heraustreten laſſen vor unſern Begriff, daß ſie gleichſam Perſonen würden, ſo müßten wir in dem-

ſel

ſelben Augenblick, wo dies vollkommen möglich würde, vergehen und ſterben. So ſind auch viele geſtorben; andere im Ueberſchwung der Schwärmerei haben Gott in die Sinnenwerkzeuge des Leibes hineingeriſſen und ſind verrückt und wahnwitzig geworden. Die aber ſolches immer auf der Zunge führen, haben es weder im Leibe noch im Gemüthe, und wenn ich an dieſe denke, ſo iſt mir oft, als gäbe es eine eigne Mittelart von Geiſtern, die mit immerwährenden Täuſchungen und Lügen das erſetzen kann, wodurch andere lebendig und beſeelt ſind. Dieſe höchſten Namen gehören nie einem Einzelnen an, denn er müßte ja Gott ſelbſt ſeyn, um ſie tragen zu können; ſondern wenn wir von einem Menſchen ſagen, er iſt fromm, demüthig, unſchuldig, ſo denken wir dabei auch unbewußt an die Schönheit und den Adel des ganzen göttlichen Geſchlechts, deſſen auch wir ein Theil ſind, und ſprechen das Göttliche aus, als wäre es in ganzer lebendiger Fülle da, auch wo es nur in einzelnen zarten Leuchtungen der himmliſchen Naturen aufblitzen kann. Denn nur in Minuten kann der Menſch das Entzücken des ganzen Gottes tragen; ſonſt iſt ſein Leben nur ein himmelſehnſüchtiges Hinſchweben und Hinziehen zu dem Höchſten, woraus die kleine Erdennoth uns Sterbliche oft ſo wohlthätig herausrückt.

Wieder auf unſern Streit über Ihre Lili zu kommen, ſo meinte ich, daß das Beſte nicht gelernt werden könne, daß in dem frühen Lernen und dem Vielwiſſen ſogar Gefahr ſei. Dies muß ich erklären, und kann es an dem Zuſtande, worin wir Zeitgenoſſen ſind, leider beſſer erklären, als mir lieb iſt. Denn nie hat die Nichtigkeit des Lernens und der Vielwiſſerei ſich ſo fürchterlich offenbart, als in dieſen jüngſten Tagen.

Sie, meine Pſychidion, würden faſt böſe werden, wenn ich Sie fragte, ob Sie bei der Unterweiſung Ihrer Lili etwas Anderes haben lehren wollen als Tugend? Ich weiß, Sie haben es wirklich ſo gemeint, viele meinen es bewußt nicht ſo, und erziehen ihre unglücklichen Töchter recht abſichtlich für alles Geflitter des eitelſten Scheins, worin ſie ſich ſelbſt ſpiegeln wollen, wie Satan ſich in aller Eitelkeit ſpiegelt. Was Tugend iſt, läßt ſich nicht ſagen, wenn man nicht weiß, was ein Menſch iſt. Schon die alten Heiden, die mitunter recht weiſe und herrliche Männer waren, fragten ſehr im Ernſt, ob Tugend gelehrt werden könne. Einige ließen dieſe Frage unentſchieden, die meiſten aber antworteten, Tugend ſei etwas Angebohrnes und könne nicht gelehrt werden. Man fühlt ſogleich, wie man die Worte hört, daß ſie unter Tugend etwas Anderes verſtanden,

den, als wir gewöhnlich thun. Sie verſtanden nemlich das, was eigentlich Tugend iſt und was das Wort auch bei uns bezeichnet: Kraft und Macht. Bei uns iſt es aber in den letzten Jahren dahin gekommen, daß kaum noch jemand ahndet, was Tugend ſei. Denn wann die Menſchen das Leben verloren haben, ſo können ſie auch die Tugend nicht mehr verſtehen. In eben dem Maaße, wie das Leben Stümperei und Flickwerk wird, wie alle Kräfte und Triebe ſich in kümmerlicher Eitelkeit vereinzeln, wird auch Tugend unter den Menſchen ein eitles, buntes Gaukelbild, das man nur an Feſttagen des Lebens aushängt und worunter man allerlei Zierereien, Artigkeiten, Gewohnheiten, und Fertigkeiten reihet, die ſich zählen und rechnen laſſen und auf der Verdienſttafel dieſer Tugend ordentlich einregiſtrirt werden. Nur der arme Mann, der auf ſeine Art reich wird, ſchreibt ſeine Ausgabe und Einnahme noch immer bei Hellern und Pfennigen an. Als wenig der Gärtner einen Baum machen kann, ſo wenig kann Erziehung und Bildung eine Tugend machen; aber wie er an Wurzeln, Zweigen, und Blüthen mit mancherlei Hülfen beiſtehen und Wuchs und Schönheit des Baums befördern kann, ſo legt man auch der Erziehung die Gewalt bei, daß ſie die angebohrne Tugend entwickeln, zuſammenbinden, und kräftigen könnte. Ueberhaupt, weil die früheren Menſchen das ganze Leben als eine Einheit in gediegener Maſſe zuſammenhielten, ſo war die Jagd auf das Einzelne, der vielfache Lärm des kleinen Lebensgeklimpers von allerlei ſchönen und erbaulichen Moralien und Gewohnheiten etwas Unerhörtes. Doch wußten die Leute recht wohl, wie herrlich und verehrlich ein Mann ſei, der, ſeiner Begierden und Lüſte Meiſter, mit heiterm Aug in das Leben blickt und mit feſter Hand und männlichem Sinn ſeine mancherlei Wechſel ſteuert; ſie wußten recht wohl, wie groß die Thaten der Selbſtüberwindung ſeien, wo einer die Wohlluſt, den Zorn, die Rache, die Herrſchſucht zügelte: aber das Ganze, worauf dies ruhete, ließen ſie gern unberührt von Worten, und behüteten bloß den friſchen Lebensſaft in der Jugend vor Verführung und das Aug und den Leib vor Befleckung. Die Erziehung freier Menſchen war in jenen Zeiten viel ernſter, ſtrenger, und edler, als ſie bei uns iſt; doch blieben ſie mit den kleinlichen Vorleſungen und Vermahnungen über die Gefahren der Sünde und das Verderben des Menſchenherzens verſchont. Aber die Gewalt, die in Männerbrüſten liegt, die Macht des ſtolzen Willens, der Trotz kühner Entſchlüſſe; die Glorie herrlicher Opfer und Thaten für das Vaterland — das ward ihnen geſchicht-

lich

ſich glänzend gewieſen, glänzender, als es iſt; man machte den jungen Menſchen ſtolz auf ſeine Größe und Kraft, und überließ dem Schickſal und dem Gemüthe, was ſie aus der Tugend machen wollten, die man ſtill vorausſetzte. Unſerer Art aber ſieht man es klar an, daß es auf keinem Beſitz ruhet, ſondern ein Haſchen nach etwas Verlornem iſt. Denn ſoſehr iſt das Männliche oder vielmehr der Sinn dafür ausgeſtorben, daß wir immer arbeiten zu machen, was ſich nicht machen läßt, wenn es nicht ſchon da iſt.

Sie werden mir vielleicht ſagen, was man gewöhnlich ſagt, daß das Alte aus der langen Zeit her viel herrlicher ſcheine, als es geweſen; daß was ſie Tugend nannten nichts Anderes war, als eine veredelte Barbarei, die ſich mit der natürlichen Jugend der Welt wohl vertragen konnte, jetzt aber bei der geiſtigen Verjüngung und Erneuerung der Natur und aller menſchlichen und irdiſchen Dinge nirgends mehr Tugend heißen würde, auch, ſelbſt wenn ſie das höchſte Menſchliche wäre, nicht mehr gemacht werden könne. Solches Heidenthum täuſche durch einen äſthetiſchen Glanz ſeiner Leiblichkeit; die chriſtliche Tugend, (oder die Tugend der Neueren) auf Geiſtigkeit gegründet, habe freilich ſolche äußere Majeſtät nicht, aber ihre innere Kraft ſei eine

ganz

ganz andre, als die der Sokrates, Timoleon, Brutus, Thraſea — So verwirrt man die Sache gern. Wer mag leugnen, daß die chriſtliche Tugend nicht herrlicher ſei, als die heidniſche? das hat wohl der Stifter ſogleich über jeden Zweifel hinaus bewieſen — aber ich habe es nicht mit dem Worte Tugend als einem Dinge an ſich zu thun, ſondern mit den Menſchen, die ſich darauf berufen, mit den neueren Menſchen, die Chriſten heißen, auch wenn ſie keine ſind. Wenn ſie Chriſti Worte verſtehen könnten, ſo hätten ſie lange gewußt, daß dieſe hohe Sache nicht durch die pinſelige und peinliche Händelung *) von Angewöhnung und Wortlallerei wird, welche ſie treiben. Chriſtus verſpricht ſie und ihr Glück immer nur als eine unmittelbare Gabe Gottes, als eine Frucht, die aus dem freudigſten Glauben und dem friſcheſten Willen für das Gute wird, aus der ſtillſten Begeiſterung, die über unſer gewöhnliches Maaß aufflammt, alſo Gottes iſt; er baut ſie alſo auf jene geheime Kraft, die alles iſt und ohne welche wir nichts ſind; er weiß überhaupt nichts von dem Geleyer zierlicher Worte und Lehren, wodurch die neueſten Jahrhunderte das Heiligſte

---

*) Wir haben ſo ſchöne Worte, die wir nicht gebrauchen, z. B. händeln für manipuliren, Händelung für Manipulation.

ligſte entweiht haben. Wie? wenn ſich alles ſo lehren und lernen ließe, als dieſe Menſchen glauben; wenn das, was ſie ihre geiſtige Bildung, ihr Wiſſen und Gewiſſen von Tugend und Welt nennen, etwas anderes wäre als Wortdunſt — ſo ſähen wir auch wohl einmal wieder Thaten und Werke, es geſchähen wohl andere Zeichen und Wunder als die, worüber nur geheult und geflucht wird. Nein, wahrlich es iſt alles ſo nichts, daß ſich kaum davon ſprechen läßt. Nichts wird gelernt; eitel iſt, was man Wiſſen nennt — denn wäre es etwas, ſo müßte es in die Welt eingreifen — Tugend iſt ein leeres Wort, worunter man grade ſo viele halbmoraliſche, halbweltliche Gewohnheiten und Nothhülfen zuſammenfaßt, als man denn doch gebraucht, um noch etwas wie ein Menſch leben zu können; Religion, chriſtliche Religion vollends, iſt geiſtiges Waſſer geworden, womit man die alten brennenden Schäden der Menſchheit von Zeit zu Zeit ein wenig begießt, daß es für den Augenblick kühle, denn heilen kann es ſie nicht. Kurz, wir ſind weder Heiden noch Chriſten, wir verſtehen weder das Spiel noch den Ernſt des Lebens, und wenn nicht bald ein Einſehen von Gott geſchieht, ſo müſſen wir durchaus in andere Kreaturen verwandelt werden; denn Menſchen dürfen wir nicht lange mehr heißen.

Ihr

Ihr wiſſet, meine lieben Kinder, ich halte gern ein Maaß, wo es zu halten iſt; aber hier kann ich mir nicht helfen, ich muß es einmal vom Herzen wegſprechen, wie ich es empfinde. Wenn Lernen männlich und weiſe machte; wenn das Wortlallen von Tugend Männer ſchüfe voll chriſtlicher Begeiſterung und Milde; wenn das, was man Wiſſen nennt, überall etwas Lebendiges und Menſchliches wäre — ſo müßte dieſe unſere Zeit viel höher ſtehen, als alle vorige Zeiten, und gewiß müßten doch die, welche am meiſten unterrichtet und gelehrt werden, eine ganz andere Tugend und Kraft offenbaren, als die war, die in den Heiden Pythagoras, Sokrates, Regulus, Leonidas die Welt erſtaunte; ja ſelbſt eine andere, als die war, wodurch Sankt Bernhard, Luther, Wilhelm Penn, Oranien-Naſſau glänzend in der Geſchichte ſtehen — Aber nichts dergleichen erblicken wir; wir ſehen nicht einmal, daß chriſtliches Urtheil der Dinge im Geiſt, chriſtliches Gericht der Dinge im Leibe irgendwo ſo iſt, wie es ſeyn ſollte in einer Zeit, die ſich ſelbſt prahleriſch die erleuchtete nennt. Sie wiſſen, auch ich gehöre zu denen, die man Gebildete, ja wohl Gelehrte nennt; ich kenne leider meine eigene Familie, ich kenne aber auch die andern Familien des Staats genug, um ſie gegen einander wägen zu können.

Glauben Sie mir, daß mir dabei oft ſo wunderlich zu Muthe wird, daß ich meine Zunge auf ewig ſchließen mögte und hingehen und Gräben und Zäune ziehen und leben wie die Kleinſten und Verachtetſten im Volke. Denn ich habe erfahren, daß man die beſten Menſchen noch findet unter denen, die in natürlicher Roheit aufwuchſen und hie und da von Noth und Zufall ein wenig erzogen und gebildet wurden. Dieſe Erſcheinung iſt unter Chriſten wirklich ſonderbar, wenn ſie mehr Chriſtliches trügen, als den Namen. Wie? wo alles im Geiſt gebohren, erzogen, gewürdigt wird, wie iſt es möglich, daß die nicht die kühnſten, friſcheſten, edelſten, fertigſten in jeder Tugend und Herrlichkeit ſind, welchen am meiſten Geiſtesſpeiſe gereicht wird? Ja, es wäre unmöglich, wenn es Geiſt wäre, womit man die Jugend und Kindheit ſo unmäßig nährt, wenn es von jenem milden und heroiſch-kindlichen Geiſt wäre, der im Chriſtenthum iſt. Aber wirklich es iſt ganz etwas Anderes; man kann ſagen, es muß etwas ganz Anderes ſeyn, wenn man es auch nicht immer weiſen und beweiſen kann, wie gewiſſe Leute alles bewieſen haben wollen. Jene ſtolze Begeiſterung, jene tapfere Hingebung, jene hohe Entſagung alles Genuſſes über Welt und Leben hinaus, die dadurch jeden Genuß fröhlicher wiedergewinnt — dies

was

was wir in vergangenen Zeitaltern aus dem Chriſtenthum hie und da ſchon in einzelnen ſchönen Blüthen haben hervorſproſſen ſehen — iſt in den letzten Jahrhunderten kaum ſpärlich erſchienen, und die Menſchen ſind unbeſchreiblich kümmerlich und ſündlich erbärmlich geworden; ſelbſt diejenigen, die es mit ſich und der Menſchheit von ganzem Herzen treu meinen, ahndet kaum noch, was chriſtliche Frömmigkeit und Begeiſterung iſt. Es iſt jetzt das Zeitalter des Untertauchens, wo alle hohen und virtuoſen Kräfte der Menſchheit in einem wüſten Schlaf, der nicht einmal Träume hat, begraben liegen. Weder Heiden noch Chriſten ſchweben wir in der unſeligen Mitte, und bei allem dem iſt das größeſte Wunder, daß immer noch Menſchen wieder gebohren werden. So war das Verhängniß, daß wir lange ſchon von dem Chriſtenthum abgekommen ſind, ſo weit abgekommen, daß kaum einige Hellſehende eine Dämmerung haben von dem, was das Chriſtenthum eigentlich iſt, und was es ſoll. Alle arbeiten mehr oder weniger für ein hohles Nichts, und unſre Thaten und Werke, von dem Schulſcepter unten bis zu dem Kaiſerſcepter oben, ſind mit dem Vergänglichkeitszeichen der Eitelkeit geſtämpelt, und fahren hin, wohin ſie gehören. Leider ſo iſt dieſer Zeit Leben geſtellt, daß faſt alles, was nach außen geht und wirkt, ſogleich in Satans Macht fällt. Wäre etwas Göttliches und Heiliges an uns, es würde ſich im Leben offenbaren, und das Böſe müßte fallen und verſchwinden. Sie ſollen dies nicht unrecht verſtehen, meine Freundin; ich rede hier nicht von dem ewigen Wirken des Guten, das unſichtbar von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeht, ſondern ich ſpreche von dem Wirken, das von allen geſehen werden kann, von dem öffentlichen Wirken des Bürgers. Da wird die That und das Werk des Einzelnen von dem Sinn und Streben der Menge nicht allein unaufhaltſam mit fortgeriſſen, ſondern auch ihre Geſtalt und ihr Gehalt (nicht ihr innerer Werth) wird von ihr geſtämpelt; es iſt nur ein Tropfen in dem Ocean: wenn der ganze Ocean trüb iſt, wie mag der reinſte Tropfen in lauterer Klarheit in ihm fortſchwimmen?

Ihr wiſſet, meine Kindlein, was ich unter Erziehung und Bildung des Menſchen verſtehe; wir haben in ernſten Stunden über dieſen hohen Gegenſtand manches Wort gewechſelt. Ich denke — nein, ich denke nicht bloß, ſondern ich weiß es — daß Geiſt und Seele in dem Menſchen ihr Haus um ſich her bauen, daß — wenige Fälle abgerechnet, wo ein ſchlimmer Zufall das Gehäuſe zuweilen verdarb — der ganze Leib ſich als eine äußere Form der Seele hinbauet, worin man ziemlich genau erkennen kann, welche Geſtalt das Leben drinnen habe. Bei geiſtvollen und kräftigen Menſchen iſt dies vorzüglich auffallend; andere ſind von Anfang an gleichſam eine Art ungeſchiedener Maſſe geweſen, wo Geiſt und Leib ſo dick in einander lagen, daß man ſieht, es konnte ſich nichts Eigenthümliches herausbilden. Man ſieht, wo Geiſt und Kraft iſt, jene Bildungskraft von innen heraus nicht allein an Kindern und Jünglingen, ſondern Männer noch werden oft mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit verwandelt, ſo wie das Innere ſich im Guten oder Böſen ändert. Wenn dies iſt — was niemand leugnen wird, der nicht für alles blind iſt — ſo kann einem bange werden bei dem, was man an unſern Erklärern und Führern der geiſtigen und chriſtlichen Bildung ſieht. Wie? dieſe erbärmlichſten, ſündlichſten, und krüppelhafteſten Geſtalten ſollten die Träger ſtolzer, muthiger, und einfältiger Seelen ſeyn? wie? was in ihm ſelbſt rein, ſtill, und ſelig iſt, das ſollte in ſolchen Fratzen und Larven der Eitelkeit und Ziererei ſpuken? Nein, nimmer, nimmermehr! Es iſt nicht chriſtlicher Sinn, es iſt nicht heidniſche Tugend, es iſt nicht lebendiger Geiſt, (wie man ihn auch nennen mag) was dieſe Leiber und Gebärden ſo erſchuf. Dieſer neue Geiſt, oder Ungeiſt, worin wir Menſchen jetzt erziehen und leben, dieſes ſonderbare Etwas, dem ich keinen Namen zu geben weiß, verhält ſich zu der muthigen heidniſchen Gemüthesfülle, zu der ſeligen chriſtlichen Begeiſterung der alten und mittleren Zeit, wie die Schattengeſtalten des Hades zu Theſeus und Achilleus, Helena und Alceſtis, die einſt waidlich und tapfer in Wohlluſt und Freude auf Erden wandelten. Es iſt ein Schimmer nach der Sonne, ein kalter Glanz nach einem warmen Feuer: und ſo ſind die Früchte, die aus ihm treiben. Denn das iſt das Erſte, daß er allen Leib, alle leibliche Stärke und Freude zuerſt ſchwäche und zerrüttet, eine entnervende Flamme, gleich jener kalten Wohlluſt, wodurch in früheſter Jugend die zarteſte Blume der Kraft und Schönheit unwiederbringlich verwelket. Dann folgt — was Menſchen, die das Leben durch das Leben lernten, von ſelbſt verſtehen — daß alle friſche und muthige Triebe, die an dem Leibe hangen, ſchwächlich und kränklich, blöd und ſchüchtern werden: jener fröhliche Uebermuth, der alles unmittelbar faßt, hat, und verſteht, iſt nun dahin; und man mag aller Welt Weisheit und Kunde auf einander häufen, je mehr man auf das Schwache thürmt, deſto kleinlicher ſinkt es in ſich ſelbſt zuſammen. Ich weiß freilich nicht, was uns Zeitgenoſſen jetzt begegnet; aber bei der Betrachtung unſeres Verhängniſſes und bei der Vergleichung deſſelben mit früheren Geſchichten kömmt es mir zuweilen vor, als ſeien ſchon ähnliche Epochen geweſen, wo alle lebendige Kräfte zu ruhen ſchienen und im elenden Gemiſch von Schwäche und Verruchtheit, die immer neben einander hergehen, alles drüber und drunter gekehrt ward. Es ſind, wann ſolches erlebt wird, Sonderungen und Uebergänge von einem Zuſtande zum andern; aber für die Mitlebenden iſt es freilich nicht tröſtlich, am wenigſten für die, welche unter den Verpeſteten noch eine Ahndung von Geſundheit haben. So zittert in einem durchpeſteten Leib der friſche Blutstropfe, bis auch ihn das Verderben ergreift.

Wenn nun ein ſolcher Uebergang iſt — was manche geſcheidte Männer glauben — ſo werden nur daran manche irre, daß er ſo langſam geht; langſam meinen ſie, auch nur von der Zeit ihres Lebens die Welt datirend. Denn wie viele wiſſen, daß wir Europäer ſchon drei Jahrhunderte geſchwankt haben? und wie wenige wollen begreifen, daß wir und unſere Kinder wahrhaftig nicht darnach ausſehen, daß ſo bald eine neue Zeit werden kann? denn was viele Tröpfe oder Buben neu zu nennen belieben, iſt nichts als der elendeſte Nachklapp — wollte Gott Nachklapp! — des ſchlechteſten Alten. In ſolchen verhängnißvollen Epochen der Uebergänge begegnet dem Menſchen noch das Wunderbare, daß, weil der Leib der Dinge und die Erde dann ſo ſchlecht iſt, ſie ſich

auf

auf das zurückwerfen, was ſie den Geiſt der Dinge auch wohl die himmliſchen Dinge nennen. Mit dieſen treiben ſie es dann wunderbar ämſig und eifrig, und wähnen ſie feſter und reiner als je zu halten; und ohne dieſen Wahn freilich könnten ſie gar nicht leben. Der Menſch aber, der wirklich fühlt und verſteht, weiß wohl, daß dieſer Geiſt und dieſe lärmende und jauchzende Treibjagd auf die geiſtigen und himmliſchen Dinge durchaus nichts ſeyn können, wann die leiblichen und irdiſchen Dinge fehlen. Was iſt es denn aber, wenn es weder Geiſt noch Leib iſt, was das Geſchlecht trägt? denn etwas muß es doch ſeyn. Ich denke, wie es Mittelgeiſter und Mittelkräfte in allem giebt, ſo giebt es auch ein trübes und zuſammengemiſchtes Mittel, worin ſich grade noch leben läßt, gleichſam eine Luft, zu dünn für bloße Leiber und zu dick für bloße Geiſter. Denn ich kehre wieder auf die Wirkungen zurück deſſen, was die Leute Geiſt nennen. Geiſt und Leben ſind nur Ein Begriff, ſie erbauen, ermannen, verherrlichen; dieſes Ding aber, welches durch alle unſere Erziehung und Bildung vom ſechsten bis ſechszigſten Jahre fortgeht, entleibt, entmannt, ſchändet. Auch die es ernſt meinen, die mit reinem Trieb und frommen Sinn das Gute und Wahre ſuchen, müſſen der Zeit die Schuld mit abbüßen. Wo ſind die freudigen, freien, wahren, begeiſterten Männer unter denen, die Ge-

lehrte

lehrte genannt werden? was ſind unſere Prieſter, Richter, Profeſſoren? Sie, die geiſtvollen, chriſtlichen, und philoſophiſchen Männer, ſind doch wohl in göttlicher Freiheit und chriſtlicher Tapferkeit über Sünde, Lebensangſt, und Sklavendienſt hoch hinausgeflogen? Ach! daß ich nicht antworten kann, wie ich mögte! Kleinherzigkeit und Kleingeiſterei, kindiſche Eitelkeit und kindiſcher Neid, und alle die kleinen Gebrechen und Sünden des Sklaven brandmarken dieſe Klaſſe mehr, als die Ungebildeteſten im Volke. Da frage noch nach Sinn für Großheit, Glorie, Vaterland, und Chriſtenthum. Und wie dieſe in ihrem Geſchlecht, ſo ſind die andern Gebildeten, die theils aus ihnen ausgegangen ſind theils zunächſt zu ihnen gezählt werden müſſen. Was ſind die Männer, die jetzt als die erſten und genannteſten die Welt mit Sceptern, Degen, Schreibfedern regieren, was ſind unſere Fürſten, Feldherren, Miniſter? O, ich verlange nicht einmal etwas Chriſtliches und Freundliches, was man wohl mit Recht verlangen könnte von einer Zeit, welche die vornehmen Wörtlein Bildung und Aufklärung ſo viel im Munde führt; ich wäre zufrieden, wenn ich nur irgend etwas Mächtiges und Einfaches ſähe, wenn nicht etwas Tugendhaftes, doch etwas Tüchtiges. Aber zeigen Sie mir einen einzigen, der nur von fern jenen alten Bil-

dern

dern ähnlich ſähe, die uns in den früheren Geſchichten auf jedem Schritte begegnen. Auch in denen, die am kühnſten und friſcheſten durchfahren, ſcheint doch nur das vor, was auf Vereinzelung und Zerſtückelung deutet. Meinetwegen mögte es noch viel wüſter und böſer hergehen, als es geht, wenn es nur auf menſchliche Weiſe geſchähe, wenn nur irgend eine Gediegenheit des Willens, irgend eine Unmittelbarkeit des Herzens erſchiene. Das Scheußlichſte gehört zum Menſchen, wie das Göttlichſte, der Teufel hat auf Erden immer neben Gott geſtanden; aber die allerſchlechteſte Zeit iſt die, wo das Gute und das Böſe immer mit Bewußtſeyn gethan wird: da geht alles Virtuoſe und Heroiſche der Menſchheit unvermeidlich unter, denn Hölle und Himmel fließen in ſolcher Schwächlichkeit zu Einem Gemiſch zuſammen. Wir bedürfen nur uns umzuſehen und umzuhören, um zu begreifen, worin wir grade ſind. Nicht raſche Grauſamkeit, ſondern berechnete Tücke; nicht ſtolze einfache Klugheit, ſondern feige verſchmitzte Liſt; nicht hoher Glaube auf das allmächtige Schickſal, ſondern eitler Aberglaube auf den ohnmächtigen Zufall: ſo die Großen und Kleinen — Und wenn der Geiſt, und die chriſtliche Milderung und Vermenſchlichung durch ihn wirklich auf der Stufe ſtänden, wo ſo viele ſie ſetzen, würde nicht die Stimme der Menge mit furchtbarem Ernſt zurückweiſen, was jetzt nicht mehr geſehen werden dürfte? würde im Namen freier Wahrheit und chriſtlicher Würde nicht laut gerichtet werden, wie ſchon vor tauſend Jahren, und noch vor fünfzig und hundert Jahren gerichtet ward? Und wir, die uns frei, edel, gebildet nennen, betteln wieder wie um eine Gnade um ein Recht, das uns als Chriſten von Anfang an gebührte, das wir nicht immer verſtanden, das wir aber jetzt verſtehen müßten, wenn wir geiſtig würdig geworden wären, wie man uns einbilden will? Denn Freiheit iſt uns verſprochen von dem Stifter unſerer Religion, Freiheit im Himmel und auf Erden, ſtolzer offener Kampf, kühne freie Rede. Denn geadelt iſt jeder durch das höchſte geiſtige Recht, Gott tritt in jede Bruſt, die ihn zu empfangen brennt, und auf Leben und Tod ſoll der Chriſt alle geiſtigen Kräfte drein ſetzen, fröhlich hindurchgehend mit ſeinem Gefühl und Glauben und alles geringer haltend, als hündiſche Geduld, feiges Verſtummen, und bewußtes Verſchweigen des Unrechts und der Sünde. O wo ſind wir da? wo ſind unſere erhabenen Geiſter? wo ſind unſre vergeiſtigten Menſchen? unſre vergöttlichten Chriſten? Ich ſchweige und erröthe. Ich bin nicht beſſer, als die andern.

Dritter Brief.

In meinem vorigen Briefe, meine trauten Freunde, kam ich ganz ab von dem Punkt unſers Geſpräches. Aber ſo offenbart ſich an mir das alte Sprichwort: Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Wie kann man es doch laſſen von dem zu ſprechen, was einem weh thut? Tauſend- und aber tauſendmal habe ich mir es ſchon vorgenommen, an mein Uebel gar nicht zu denken, geſchweige denn davon zu ſprechen, und, wie ſo viele andere thun, mir poetiſch und äſthetiſch eine andere Welt einzubilden, als dieſe unſere Welt iſt, und ſie friſch und fröhlich durchzuleben; aber wie ich es auch anfange, immer berührt die alte Peſt mich wieder auf einer neuen Seite, mein poetiſches Traumleben muß der Wirklichkeit weichen, und wenn ich dann meinen Zorn über mich ſelbſt und die andern nicht gewähren laſſe, ſo bleibe ich in jener unſeligen Mitte von einer Art Seelenſchlafſucht hangen, wobei, wie ich glaube, keinem wohl iſt, mir wenigſtens nie wohl geweſen. Solcher Zorn, oder ſolche Klagen, wie Sie es nennen wollen,

mögen

mögen am Ende wohl nichts weiter bedeuten, als daß der Menſch ſich von dem Gefühl ſeiner Sündlichkeit durch Worte wenigſtens zu befreien ſucht; denn wäre ich beſſer, ſo mögte ich wohl hoch darüber hinfliegen, oder tief darunter hingehen können. Indeſſen wie meine beiden Kinder es auch nehmen, es gehört hieher und gehört auch nicht hieher. Ich ſollte doch beweiſen, daß das viele Lernen und Wiſſen es nicht thut, daß wir dadurch weder tüchtiger und muthiger, noch beſſer und tugendlicher werden, als unſere Väter und Großväter weiland. Dies könnte nun freilich gar nicht ſeyn, wenn wirklich Wiſſen wäre, was man Wiſſen nennt; denn [illegible] giebt Gewiſſen, und Gewiſſen giebt Kraft und Muth. Iſt dies bei den jetzigen Männern ſo, was ſoll man von den Weibern denken und von allem dem, was man weibliche Bildung, Talente, und Liebenswürdigkeiten nennt, worauf jetzt eine ſo lächerliche und athemloſe Jagd iſt? Unſere kleine Lili hat uns den Ton angeſchlagen; wir wollen denn ein wenig darin fortklingen, und uns redlich Rechenſchaft geben, was wir erlebt haben und was wir durch die Geſchichte unſers Herzens und die Geſchichte der Welt wiſſen, die auch nichts anderes iſt, als eine weitere Herzensgeſchichte. Sie, meine Pſychidion, werden dabei nicht verlieren; denn von Frauen wie Sie, und meine ſelige Mutter, und wenn es noch mehr ſolche fromme, wahre, und ungeſchminkte Seelen giebt, habe ich gelernt, was Frauen ſind und worin ihre Gewalt und ihre Würde liegt. Wir ſind beide hinaus über die kleine Verzierung und Bemäntelung der Dinge; von allem, was natürlich und wahr iſt, darf man mit den eigentlichſten Worten ſprechen, die auf Ziel und Zeichen gerade losgehen: nicht das Wort iſt das Gefährliche, ſondern der Sinn, und ich werde in keinem andern Sinn mit Ihnen ſprechen, als in dem früher geduldeten.

Ich kann mir nicht helfen, meine ſüßen Kinder, wenn ich ſehe, wie wir Teutſche und Schweden, ja wie wir Europäer es treiben und wie wir mit aller unſerer Kunſt und unſerm geprieſenen Wiſſen zwieträchtig, kümmerlich, und unglücklich ſind, auf Gedanken und Träume zurückzukommen, die wirklich zuweilen wieder aufleben als Erinnerungen aus jenen Jahren, wo ich noch nicht wußte, was Mann und Weib iſt, geſchweige daß ich daran dachte. Meine Aeltern lebten in den Jahren 1770 und 1780, wo ich Kind war, ein einfältiges, einträchtiges, und natürliches Leben, ohne Ziererei und Gepränge, aber in jener Fröhlichkeit und Gottſeligkeit, die nie aus ihren Herzen, deren Schein aber durch die Gewalt der Zeit doch aus ihrem Hauſe mehr und mehr verſchwand. Was ich damals ſah und hörte, was ich lernte und las — (Luthers Bibel und einige alte Chroniken und Mährchenbücher waren das Einzige) alles trug das Gepräge einer Kraft, einer Einfalt, und Glückſeligkeit, deren Gedächtniß mich jetzt noch entzücken kann. Jene orientaliſchen Geſchichten der Bibel legte ich mir aus auf europäiſche Weiſe, nach dem Bilde, das ich täglich vor Augen hatte, und ſo ein Patriarch, der ſeine Kinder umhalſet und ſegnet, an den ſein Weib in der Hüttenthüre ſich freundlich und liebend ſchmiegt, um den zahlreiche Geſchwiſter ſich verſammeln, deren aller Vater, Großvater, und Urgroßvater er iſt, däuchte mir das Anmuthigſte, was auf Erden ſeyn könne. Ein gottesfürchtiger, freundlicher, ernſter, und allgebietender Mann, ein ſittſames und gehorſames Weib, und Kinder und Enkel und Urenkel wie der Sand am Meer und die Sterne am Himmel — das iſt das ſchöne Bild, was man aus den beſſeren Geſchichten des Orients als Ideal menſchlicher Glückſeligkeit herausnimmt. Der Mann iſt das Bild der milden Herrſchaft und der ruhigen Kraft, das Weib das Bild der ſchüchternen Sitte und der bittenden Freundlichkeit, und die Kinder ſind die blühende und bewegliche Welt um ſie. Den orientaliſchen Zwang, den wir nun kennen, mehr zurückgeſchoben, und Mann und Weib mit orientaliſchen Sitten in einem freieren Verhältniß gedacht — was kann ſüßer und reitzender ſeyn? Denn ſoll der

Mann

Mann Ruhe haben im Leben, ſo muß das Weib gedacht werden als mit der hingebendſten Liebe und Treue ſich freiwillig unter ſeine Gewalt ſtellend, daß er auch für ſie das Bild des Ernſtes und der Herrſchaft ſei, beide Worte in ihrer vollen Strenge genommen. Ein ſolches, in dieſem Sinn orientaliſirtes Leben habe ich ſeitdem in Europa geſucht, aber es immer ſeltener gefunden, jemehr die Zeit fortſchreitet. Alles hat nach Freiheit geſchrieen und ſchreit darnach bis auf den heutigen Tag; aber auch hier werden wir von Stunde zu Stunde unglücklichere Sklaven: denn die Ungebundenheit gebietet immer eine Unterwürfigkeit, die unter einem Geſetz nicht eintreten kann.

Ich bin kein Orientale, wünſche es auch nicht zu werden, würde jetzt auch nicht mehr dazu taugen, ſelbſt wenn ich meinte auf morgenländiſche Weiſe glücklicher zu leben; aber — liebe Kinder, nehmt mir's nicht übel — ſeit zehen Jahren habe ich oft an einen Vorſchlag denken müſſen, den ich im Jahr 1799 an einer Säule des Palais royal in Paris angeklebt fand. In jener Zeit, wo jeder Narr ſeine patriotiſchen Gedanken auf Kaffehäuſern und an Straßenecken ankleben durfte, hatte ein gutmüthiger Thor, wahrſcheinlich erzürnt durch die leichtfertigen Vertreterinnen des weiblichen Geſchlechts in der Seinehauptſtadt, einen recht gefährlichen Verſchwörungsplan gegen ihre Freiheit aus-

ausgeheckt, und während man auf der einen Seite von allerlei ſogenannten unveräußerlichen Menſchenrechten ihnen auch ihr vorenthaltenes Theil wollte zukommen laſſen, trat er mit dem Vorſchlag auf, ſie auf gut Türkiſch einzuſperren. Dieſer Vorſchlag war unter der Aufſchrift die Sitten (les moeurs) mit großen Buchſtaben gedruckt, und er war nicht etwa einer jener loſen und windigen Scherze des Tages, ſondern des Mannes gebrannteſter Ernſt, und er ſuchte durch alle mögliche geſchichtliche, ſittliche und politiſche Gründe und Belege die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit einer ſolchen Verfügung zu beweiſen; er zeigte dort Glück, Ruhe, Tugend, hier Unglück, Unruhe, Verbrechen: und endlich ſchloß er mit dem damals vielbedeutenden Ausſpruch, daß ein freies und demokratiſches Volk nie und nirgends ſeyn werde, wo man die Weiber nicht gewöhnt habe, die vier Wände ihres Hauſes, oder höchſtens die vier Wände oder Winde ihres Gartens als den ganzen Umfang des Reichs anzuſehen, wo auch ſie das Scepter führen dürften. So viel ich mich noch erinnere, war ſeine Schilderung ungefär folgende: — Doch werden meine Kinder wohl finden, daß ſich auch unwillkührlich von dem Meinigen etwas eingemiſcht hat; denn in unſern Anſichten haben wir wirklich Manches gemein.

„Die

„Die großen Zeiten der Erneuung und Wiedergeburt, „worin wir leben, geben einem jeden Bürger „das Recht und die Luſt, über öffentliche Dinge „zu denken und zu reden und was er hat und weiß „zum Beſten des geliebten Vaterlandes herzugeben. „Wir haben nun — Dank den Manen der großen „Männer, die ſich für die Freiheit geopfert! — Geſetze „über alles; aber immer noch fehlt uns eine Geſetzgebung „für die Weiber, dieſe ſchönere Hälfte des „menſchlichen Geſchlechts. Alle alte Völker, die nicht „unwiſſende und rohe Barbaren waren, hatten dieſen „großen Punkt nicht überſehen: Minos, Lykurgus, „Solon, Pythagoras, Numa konnten die „Mütter ihrer Bürger nicht vergeſſen. Wir aber „ſchwanken bis auf den heutigen Tag ſo fort, und „laſſen, wie das Sprichwort ſagt, Gott und den Zufall „ſorgen, und was durch Sitten und Gewohnheiten „geheiligt ſeyn ſollte, das ſoll durch Moden „und Manieren gehalten werden. Wir ſehen die „Früchte davon, wir werden ſie ſehen. Der Bürger, „welcher dieſe Worte an ſeine Mitbürger bringt, hat „lange im Orient gelebt; er iſt mit einer liebenswürdigen „Europäerin verheirathet, die ſeine Tage glücklich „macht und ihm Söhne und Töchter gebohren hat: „ihm haben die Weiber nie etwas zu Leide gethan. „Aber er kennt das Leben, und wenn er um ſich her

„ſieht,

„ſieht, ſo muß er die Menſchen jenſeits des Mittelmeers
„glücklich preiſen, die von aller der Unruhe,
„Ziererei, und Angſt nichts wiſſen, worin das Leben
„franzöſiſcher Männer herumgejagt wird. Denn man
„kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die Hälfte
„unſrer unnütz verlornen Zeit die Weiber auf ihrem
„Gewiſſen haben; ſie ſchleppen die Männer auf einer
„ewigen Treibjagd des Vergnügens umher, und am
„ſchlimmſten geht es den armen Schelmen, welche
„ſo unglücklich ſind, ihre Frauen zu lieben: da giebt
„es nichts als Eiferſuchten, Aengſten, und Verzweifelungen,
„und Männer, die durch Verſtand und
„Bart darthun, daß ſie über den ohnmächtigen Zuſtand
„der Kindheit hinaus ſind, gebärden ſich oft ſo
„kindiſch und albern, daß man Thränen darüber weinen
„könnte. Alles das iſt die Schuld der Weiber
„und einer unſeligen Leidenſchaftlichkeit der Liebe, die
„auf öffentlichen Straßen, Theatern, und Maskenſälen
„nicht ſo frei ihr Weſen treiben ſollte, als ſie
„thut. Wir ſind jetzt zu einer Stufe der Aufklärung
„gelangt, deren Geſchenk jene Freiheit iſt, wofür jeder
„Franzoſe als für ſeine erſte Göttin und Geliebte
„brennen ſoll. Aber wie wollen wir ernſte, feſte, großherzige
„Bürger bilden, wenn Zucht, Stille, und
„Glück ſich nicht wieder in die Häuſer zurückziehen?
„Denn wer leugnet es, daß die ewige Unruhe, welche

„die Weiber in unſer Leben bringen, jenen ſtillen „Stolz, jene feſte Seelenhoheit, jene gehaltene Män„nerwürde verſcheucht, wodurch diejenigen Völker „ausgezeichnet waren, welche verſtanden Ordnung in „ihre Sitten zu bringen? Dies zu erreichen und die „Freiheit auf Sitten zu gründen, worauf ſie allein „ſicher ruht, ſchlage ich Folgendes vor:

„1) Man lege auf den Namen Bürgerin einen „ſo hohen Werth, als er in Athen, Sparta, Agri„gent, und Rom weiland hatte. Man ſtrafe auf „das allerſtrengeſte jede Befleckung und Verunehrung „einer Bürgerin durch Wort und That. Eine Frau „ſei in Frankreich ſo heilig, als die Tugend und die „Freiheit ſelbſt.

„2) Man verſage den ehrwürdigen Namen Bür„gerin allem leichten Geſindel, allen, die ſich durch „unehrliches Gewerbe nähren, allen, die durch eine „bekannte Schande oder ein bekanntes Verbrechen „ſich befleckt haben. Denn wenn man der Ehre und „Tugend keinen Rang giebt, ſo ſcheint die Unehre „und das Laſter einen Rang zu bekommen.

„3) Man zeichne bei großen Feiern, an hohen Fe„ſten der Götter und Menſchen die Frauen aus, wel„che unbeſcholtene Mütter vieler Kinder ſind, oder „welche dem Vaterlande einen Sohn erzogen, der „durch Tugenden des Patriotismus und Heroismus „glänzt,

„glänzt, oder in einer Kunſt, einer Wiſſenſchaft oder Erfindung groß iſt; man zeichne vor allen die ſtillen Mütter aus, welche, draußen faſt unbekannt, wie die Mütter der Cincinnaten und Scipionen, kaum ſolange aus dem Hauſe abweſend ſind, als das Holz auf dem Herde bedarf, um niederzubrennen.

„4) Man zeige, daß, die auf den Landſtraßen, Spaziergängen, Theatern am meiſten in den Münden und Händen der Männer ſind, am wenigſten die Achtung von Männern verdienen, und gar keine Achtung von freien und republikaniſchen Männern. Ich frage, wie viele Pariſerinnen ſind, die an ihren Kindern mehr thun als ſie gebähren? Sie bekommen ihre Söhne und Töchter ſeit dem Augenblick ihrer Geburt oft erſt wieder zu ſehen, wann ſie zwölf, vierzehn Jahre alt geworden, wo ſie als ein Spiel der Langenweile die äffiſche Verzierung der Eitelkeit mit ihnen beginnen können.

„5) Aus den achtbarſten und würdigſten Männern und Frauen beſtelle man ein Rügamt, welches das Sittenloſe, Leichtfertige, und Wilde anmerke, welches zuerſt warne und weiſe, dann ſtrafe und ausſtreiche. Auch diejenigen Männer müſſen als unwürdige Mitbürger gemerkt werden, die, kundig der Wildheiten und Laſter ihrer Frauen, ſie doch im Hauſe neben ſich dulden.

„6) Man bewillige hohe Ehre und Bürgerrang vor allen andern ſolchen Matronen, welche durch Sittſamkeit und häusliche Tugenden ein langes Leben verherrlicht haben.

„Aber wird dies helfen? Ach! ich glaube nicht, wenigſtens bei den Jetztlebenden nicht. Die Macht der Mode und der Gewohnheit iſt größer, als die des Geſetzes und der Sitte. Die Weiber ſind an die Freiheit und Herrſchaft gewöhnt, ſie laſſen ſie ſich ſo leicht nicht wieder nehmen, am wenigſten durch wohlgemeinte Warnungen und Vorſtellungen, noch durch Reitze von Ehren und Würden, die ſie auch in ihren Aeffereien und Eitelkeiten zu haben meinen. Man muß wohl ein zwingendes Geſetz geben, ſie müſſen durch Zwang erſt wieder lernen, worin ihre Tugend, ihr Glück, und ihre Würde beſteht. Darum gebe die hohe Verſammlung, die jetzt über die Freiheit und das Heil der Welt entſcheidet, das Geſetz, daß die Frauen ſich in ihren Häuſern und Gärten halten ſollen; daß keine Frau, oder Jungfrau, die noch für eine Bürgerin geachtet werden will, an öffentlichen Stellen erſcheinen darf, ſie ſei denn von ihrem Manne, oder Vater, oder Bruder, oder von einem erwachſenen Sohn begleitet; und zugleich beſtelle ſie Aufſeher und Sittenrichter, die auf die Beobachtung des Geſetzes halten. Dann wird eine

„neue Epoche der Sitten beginnen und wir werden
„ein wirklich freies Vaterland haben — Aber, wird
„man ſagen, banneſt du die Weiber auch in die
„Schranken der Häuſer und Gärten, wer ſoll die
„Verwandtſchaft der Begleiter draußen unterſuchen?
„wer ſoll die Häuſer und Gärten verſchließen, daß
„nichts Ungebührliches hineinkomme? Denn pariſer
„Menſchen ohne Thes, Klubbs, Vorleſungen, Bälle,
„Schauſpiele, und ohne alle jene liebenswürdigen Affen,
„die in ihrem Leben nichts anders thun als plappern
„und erzählen? O es geht nicht, armer Patriot!
„wenn unſer ganzes Gemüth nicht anders wird —
„und dann bedürfen wir ſolcher Geſetze nicht.„

So ungefähr ſprach mein republikaniſcher Sittenrichter, und wenn man ſieht, wie die europäiſchen Dinge jetzt gehen, ſo kann man über ſeinen Vorſchlag wohl lächeln, aber im Herzen giebt man ihm nicht ganz Unrecht. Sie haben geleſen, meine liebenswürdige Freundin, was Ihr Landsmann, der Graf Ehrenſwärd, meint; Sie kennen ſeine Reiſe nach Italien, die auf wenigen Seiten ſo viele anziehende Anſichten und neue Bemerkungen über das Land und die Sitten enthält. Faſſet er auch zuweilen mit nordiſch einſeitigem Witz die Dinge zu grell und ſpitz, ſo ſieht er an den meiſten Stellen doch eben ſo tief und ſcharf, und man fühlt bald, daß er das Gemüth und die

die Kunſt des Südens tauſendmal beſſer verſtand, als die meiſten von denen, die über die Griechen und Lateiner Folianten geſchrieben haben. Merkwürdig unter andern ſind ſeine Vergleichungen des nördlichen und ſüdlichen Karakters und Lebens, und die Fünde, die er aus dieſen Vergleichungen zieht. Er ſagt klar — und wer will ihm widerſprechen? — daß das Leben und die Kunſt eines Volkes immer in eben dem Maaße kräftig und herrlich war, als es Ordnung in ſeinen Sitten hatte. Dieſe Sittenordnung findet er in dem Verhältniß, wie die Männer und Weiber zu einander ſtehen, und erklärt zugleich deutlich, daß die Neueren es den Griechen auch deswegen in der Kunſt nicht gleich thun werden, weil ſie den Geſchlechtern im Zuſammenleben eine ungebührliche Freiheit geſtatten. Doch meint er, im Norden bei einem kühleren Temperament ſei dieſe Freiheit dem Menſchen weniger gefährlich, ja ſie ſei ſogar eine Nothwendigkeit; denn was hätte der Menſch in einer ärmeren Natur, wenn man ihm das doch immer belebende und reitzende Spiel ſeines entgegengeſetzten Gleichniſſes nähme? So lauten ſeine Worte, die er an mehreren Stellen ausführlicher belegt und erklärt:

„Alle Nationen nördlich über den Alpen begehren
„das Weib vor ihren Augen; die Geſellſchaft der Ge-
„ſchlechter mit einander iſt dieſen Nationen nothwendig.

„Der

„Der Italiäner hat dieſe Geſellſchaftsfreiheit
„durch Nachahmung der nordiſchen Völker, oder von
„einer gemeinſchaftlichen Religion; denn alle ſüdliche
„Völker ſetzen eine ſtrenge Ordnung zwiſchen die Ge-
„ſchlechter, da ſie der Natur folgen. Dies haben
„auch die Geſetzgeber gethan, als ſie das Geſchlecht
„in die Geſetze begriffen. Das Weib iſt nicht ver-
„brecheriſch von ſich ſelbſt, ſondern der Mann reitzt,
„und fällt ſelbſt in Fahrläſſigkeit, Leichtſinn, Unord-
„nung, und verliert eine gewiſſe Männlichkeit in der
„Denkungsart, er bekömmt eine Art Naturleben im
„Staat, das mit der Uebereinkunſt in einem Staat
„nicht zuſammenpaßt. Dieſe Unordnung iſt im Nor-
„den nicht ſo gefährlich, im Süden wäre ſie ge-
„fährlich. Im Norden hilft man ſich ſo
„durch; im Süden iſt man entweder
„groß, oder verloren.

„In den Künſten haben die Nationen das meiſte
„Geſchick gezeigt, die in ſich die meiſte Ordnung in
„Sitten gehabt haben.„

Wir wollen uns, meine lieben Kindlein, nun ein wenig erzählen von unſern Erlebniſſen — es ſind nur alte Geſchichten, worüber wir lange einig ſind — und dann wollen wir ſehen, wie es ſeyn könnte und ſeyn ſollte. Sie ſind beides eine Schwedin und eine Teutſche, wir beide ſind Nordländer; wir bleiben alſo billig

billig zuerſt bei unſerm Volke ſtehen und wandern dann in Europa ein wenig in der Runde herum. Denn durch Gemeinſchaft des Stamms, der Religion, und der Prieſterbildung des Mittelalters iſt zwiſchen den Bewohnern der nordiſchen Fjäll und der ſchottiſchen Hochlande, und denen in dem Apennin und der Sierra Morena jetzt manche Berührung und Aehnlichkeit, welche in der früheren Zeit nicht ſeyn konnte. Wie leben unſere Frauen und Mädchen? und was iſt die Ausbeute dieſes Lebens? Meine Kinder vergeſſen nicht, daß eine Tochter von guter Geburt uns in dieſe Unterhaltung hineinführte. Wir ſprechen hier alſo von den bemittelten, oder ſogenannten gebildeten Klaſſen des Volks.

Seitdem das Chriſtenthum die uralte Sittenroheit der Barbaren gemildert und die Lehre von Freiheit und Gleichheit des ganzen Geſchlechts durch die Anerkennung gemeinſamer Geiſteswürde mehr und mehr allgemein gemacht hat, iſt das Weib von Jahrhundert zu Jahrhundert mit dem Mann mehr in gleiche Rechte getreten; beſonders in den letzten Jahrhunderten iſt es reißenden Schrittes vorwärts gegangen, und manche geharniſchte Ritter mit und ohne Unterröcken haben die Rechte der Frauen recht tapfer verfochten. Was im Orient und in allen ſehr ſüdlichen Ländern noch iſt, was wenigſtens in einer Art Aehnlichkeit mit

jenem

jenem Zuſtande zur Zeit unſerer Väter auch in Europa war, wird nun Barbarei, Roheit, Tyrannei der Männer genannt. Und wenn einige hiebei auf ein Naturverhältniß und Naturgebot hinweiſen, das auch der mündigſte und erzogenſte Menſch in allen Zeitaltern ehren ſollte; wenn einige wenigſtens Schatten und Dämmerungen jenes früheren Zuſtandes auch in dem Leben der Jetzigen zu erblicken wünſchen — ſo nennt man ſie überſpannte Thoren oder philoſophiſche Narren und tändelt mit dem leichtfertigen und wilden Leben immer friſch fort. Wie halten wir es hier im Norden, in dem Lande des Wechſels und der Moden?

Kaum iſt das Töchterchen fünf, ſechs Jahr alt, ſo geht die Abglättung, Bildung, und Verzierung des Püppchens an, und wird um ſo eifriger und geſchwinder getrieben, jemehr das Dingelchen verſpricht, niedlich, witzig, und reitzend zu werden. Mit einer Uebereilung, als wenn das ganze Leben nichts als Kunſt wäre, reißt man das Kind durch eine Unendlichkeit von Uebungen, Fertigkeiten, und Talenten fort. Denn *Talente* das iſt das große Wort; *hat ſie Talente? iſt ſie ein Weib von Talenten?* das klingt allenthalben, und die Fragen der Väter: iſt ſie ſittſam, einfältig, häuslich, gehorſam? iſt ſie in Stille, Zucht, Gottesfurcht, Arbeitſamkeit und Fröhlichkeit erzogen? — dieſe altfränkiſchen Fragen werden nicht mehr gehört. Das Mädchen tanzt, zeichnet, muſicirt, ſingt allerliebſt, pläppert allerliebſt franzöſiſch, engliſch, italiäniſch, auch wohl hiſpaniſch, lieſt und beſchwatzt mit richterlicher Kühnheit alles, was in und über ſchöne Kunſt geſchrieben wird. Da iſt der volle Glanz, da die ganze Würde des Lebens der Frauen. Alle dieſe Künſte aber bedeuten nichts für das Haus, ſie wollen Schein geben, und müſſen alſo betrachtet werden und öffentlich auftreten. So kommen denn die Kinder auf Bälle und in Schauſpielhäuſer, ſie prunken in Geſellſchaften und Klubbs, ſie ſind mit auf Landſtraßen und in Lägern. Bricht dann die Blüthe aus, ſo ſoll die Jungfrau ſich einen Jüngling ſuchen, dem ſie die Blume ſchenken mögte; Großmütter und Mütter, Baſen und Muhmen führen ſie recht abſichtlich dahin, wo das dichteſte Gedränge und das bunteſte Gewirr von allerlei Menſchen iſt: jetzt ſoll das Sichverlieben beginnen, die Kinder ſollen ſich ihre Liebe wählen; die alte Sitte, daß die Aeltern für die Töchter Männer ſuchten, hatte noch zu viel von Barbarei. Was es mit dieſer Wahl der armen Dinger auf ſich hat, ſehen wir alle Tage an ſo viel tauſend Beiſpielen. Das hangt zuſehr an dem Zufall des Augenblicks, an dem langſameren oder ſchnelleren Schlage des Bluts; das hangt an der Kunſt und Schmeichelliſt geübter Buben, und endlich an unzähligen kleinen Nichts und Zufälligkeiten, von welchen wir Menſchen, wenn wir uns ihnen zum Spiel hinwerfen, noch bei grauem Barte vielfach geäfft werden. In dieſer Thorheit unſerer Sitten iſt grade für die reinſten und unſchuldigſten Seelen die größte Gefahr, denn die meiſten unſerer Töchter werden frühe glücklich ſo abgeglättet und abgeblaſen von dem Leben, daß das Herz ſelten gefährliche Sprünge in Abgründe der Liebe thun kann, wie in der alten wirklich romantiſchen Zeit unſerer Väter in der That häufiger geſchah. So ſucht das Mädchen ſich einen Mann, oder begegnet ihm da zuerſt, und von dieſer glatten und ſchlüpfrigen Bahn müſſen wir faſt alle ohne Unterſchied unſere Hausehren empfangen, auch diejenigen von uns, welchen der Himmel noch ein Weib mit einem Herzen beſcheren wollte. Hat die Frau ihren Mann, ſo geht es noch eben ſo luſtig nach außen fort, als in dem Zuſtande der Dirne und Jungfrau; ſie iſt nun freier und öffentlicher geworden, geſchützt und bedeckt durch den Karakter der Ehe; ſie kann nun ausſprechen, mitthun, ja mitmachen, was die Jungfrau nicht durfte, und wehe dem Manne, der ihren Sinn für Freiheit, ihr unveräußerliches Menſchenrecht, beſchränken, der andern ehrlichen Leuten, die auch ergötzt ſeyn wollen, den Genuß ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft und

ihrer

ihrer ſeltenen Talente zu verſagen ſich unterſtünde! In den Stunden, wo der Mann arbeitet, ſteckt ſie gewöhnlich auch in ihren Hausgeſchäften, wenn ſie ſich anders deren macht; wann die Stunde kömmt, wo er ſich in ihrer und der Kinder ſtillen Gemeinſchaft erholen mögte, geht ſie entweder in Geſellſchaft, oder will auch Fremde bei ſich ſehen, oder, wenn ſie von dem wirklich geliebten Mann nicht laſſen kann, oder auch ein Reſt von Anſtand es ſo fordert, ſo muß er ſich wenigſtens draußen mit ihr herumſchleppen, und die ſchönen Stunden, die er zu ſtiller Erholung und Sammlung in frommer Liebe und häuslicher Fröhlichkeit verleben mögte, werden in dem öden und leeren Getriebe eines eitlen Lebens fortgeſchliffen. Seine Frühe und ſein Tag war Arbeit; der Abend, wo er ſich erfreuen will, iſt wieder nur eine andere Arbeit, vielleicht eine heißere und angeſtrengtere, als er den Tag hatte: denn kann er nicht munter, witzig, und unterhaltend ſeyn, wie die Menge es haben will, ſo hat er weder von ſeiner Frau noch von der übrigen Geſellſchaft freundliche Geſichter. Und dann die Nacht, die bei den Griechen εὐφρονη hieß, die Freundliche, oder die Sinnvolle, (denn Sinn und Freude waren bei jenem fröhlichen Jugendvolke Eins) was ſoll ſie mit den Uebergereitzten und Ermatteten, oder gar mit

den

den Ueberdrüſſigen und Langweiligen anfangen? Denn die Tage, wo ſie ja einmal allein bei einander aushalten müſſen, leben ſie grade wie der Fiſch außer dem Waſſer: es iſt ein langweiliges Gähnen und Schnappen nach der Luft, die ihnen fehlt, und ſolche Menſchen ſchnappen nach nichts Anderm, als nach Vergnügen und Zeitvertreib, und da das auch nur eine Art leere Luft iſt, ſo geht ſie ihnen gleich wieder aus, und alſo beginnt das Schnappen immer wieder von vorn.

So, meine liebenswürdige Freundin, iſt unſer alltägliches Leben, wenn es am beſten ausſieht. In der ewigen Jagd nach Reitz und Vergnügen läuft man der Tugend und Freude vorbei, und ſobald die erſte Jugendblüthe und Friſche abgefallen iſt — was bei ſolcher Art oft ſehr früh geſchieht. — ſinkt man matt und kümmerlich in ſeinem eignen Nichts zuſammen. Bei unſerer tollen Erziehung und Bildung ſind die meiſten Mädchen in den Jahren, wo ihre Blüthe zur Freude der Welt recht ausbrechen ſollte, von den Winden des Lebens — die ſchlimmſten, wenn es Zephyre ſind — ſchon ſo vielfach angeweht und abgeweht, daß der zarteſte und innigſte Reitz der Triebe ſie kaum noch durchdringen kann. Ohne Genuß und Tiefgefühl des Lebens ſind ſie für Liebe und Freude ſchon verwelkt, wann ſie das ganze liebe Herz drein geben ſollen.

len. So werden ſie Frauen, die meiſten ohne Liebe, doch zuerſt mit einer ſehr natürlichen Täuſchung, als liebten ſie. Das Leben geht auf die alte Weiſe fort, glatt, leicht, oft leichtfertig; durch nichts gebunden und an nichts ſich bindend, durch keine Allmacht von Gewohnheit, durch keinen Zügel von Sitte gehalten, ſchwankt es hin, wie Mode und Laune gebieten. Leichte Naturen fahren ſo durch, von Allem und von Nichts gezogen, ohne irgend einen lebendigen Trieb, irgend eine liebende Neigung, als die, nichts zu treiben und nichts zu lieben; — denn dahin ſind die meiſten Jetzigen gekommen, daß ſie nicht einmal recht ſündigen können — andere, mehr reitzbar, werden von der Welt gefaßt, wie ſie ſich ihr preisgeben. Nichts Schönes noch Glückſeliges liegt auf dieſem Wege. Wo ſind noch glückliche Menſchen? wo iſt noch ein menſchliches Leben? Wo ſind noch die Männer, die ſagen können, daß ſie ihr eignes Weib haben? Denn wenn auch das nicht mit hinfährt, was man gewöhnlich die weibliche Tugend nennt, oft eine kalte Treue ohne Treue, was iſt mir der ſchlechte Leib nütze, wenn das Herz allenthalben iſt, nur nicht bei mir? Und wirklich einem Wunder iſt es gleich, wenn ſchönere und beſſere Naturen in dieſem Getümmel und Gedränge ſich rein bewahren und ihr Gemüth zuſammenhalten. Aber ſo ſchlimm

iſt

iſt es auch für ſie, daß ſie an dem Böſen lernen müſſen ihr Gutes zu beſchützen, daß ſie immer beſonnen und gerüſtet ſeyn müſſen, wo ſie wie zarte Blümelein, ihrer Schönheit und Unſchuld unbewußt, in der ſichern Hut der Gewohnheit und Sitte mit dem Tage fortblühen ſollen. Manche andere, edle und feurige Seelen, die feſt und ſtolz geſtanden wären, wenn ſie ein feſtes und ſtolzes Leben und ernſte mächtige Männer gefunden hätten, müſſen durch bittere Warnungen gehen, ſie müſſen faſt wie Männer arbeiten und kämpfen, und gewinnen ſie auch den Frieden des Herzens, nie gewinnen ſie die ſpielende Freude wieder, die das Weib nimmer verlaſſen ſollte. Wie viele von dieſen bei der Sehnſucht nach Liebe und Leben, bei dem geiſtigen Reiz des Zeitalters tappen und taſten draußen Jahre lang umher nach dem, was ſich nur drinnen finden läßt! Ach! es iſt wohl wahr, das arme Weib muß wohl den Mann ſuchen, wenn die Sitte es einmal erlaubt, unter Männern zu wählen. Was werfen wir Narren die Weiber in die Mitte der Begierden und Leidenſchaften hinein, und verlangen, ſie ſollen feſt ſtehen, wo Männer täglich wanken? Das gilt, die Mehrheit ſchwimmt in Leichtfertigkeit und Nichtigkeit auf dem Strom des Tages ſo hin, flattert in einem tauben, bewußtloſen Zuſtande mit fort;

die Sünderinnen aber, die wiſſen, was ſie thun und es doch nicht laſſen können, wollen mit Zierlichkeiten und Empfindſamkeiten bezahlen, und manche andere, die eben nicht ſo Sünderinnen ſind, auf die aber die Menge der Sünden von andern her eindringt, gebärden ſich ſo mit, und an konvulſiviſchen und überfliegenden Gefühlen und Strebungen ſchnappt es allenthalben über, weil man zu elendig und ſchlecht iſt, die geſunde Natur und die alte Einfalt mit ihren ſchlichten Worten und Werken dafür zu erwählen. So leben Männer und Weiber in einer ewigen Unruhe unnatürlichen Reitzes, in einer Angſt von Empfindelei und Eiferſucht, kurz in einem Zuſtande verlarvter Lüge und hinterliſtigen Betruges, ſelbſt da, wo keine Verbrechen und Sünden zwiſchen ihnen ſtehen. Das viele Kleine hat das Große verdrängt.

Dies iſt die Geſchichte der teutſchen Frauen, wie ſie jetzt ſind; aber auch bei den leichtfertigſten und ſchlechteſten erſcheint noch immer ein teutſches Gewiſſen, eine gewiſſe Verlegenheit und Unbehülflichkeit mit der Sünde. Die ſchwediſche Frau hat mit ihnen manches gemein, doch tritt ſie kühner im Leben vor und offenbart freier und entſchiedener, was ſie will und wagt; ſie geht gewöhnlich nicht ſo tief in Fantaſie, Schwärmerei und Empfindſamkeit, und ſpricht auch darin den Karakter ihres Volkes mehr aus, welcher iſt Beſonnenheit, Klarheit, Verſtand, und Feſtigkeit.

Von den beiden großen ſlaviſchen Nationen weiß alle Welt, was das Weib bei ihnen wagen darf und wie ſein Leben ſteht im Vergleich gegen die beiden genannten germaniſchen. Bei uns gleichen die Männer jetzt häufig den Weibern, bei ihnen die Weiber den Männern. Das iſt der große Unterſchied.

Die Engländer ſind in vielen Dingen ein geſcheidtes Volk, ſie ſind es auch in Hinſicht ihrer Weiber. Als Nordländer und Stammverwandte ſtehen ſie uns Teutſchen und Skandinaviern am nächſten; aber ihr geſchloſſener Inſelſtaat und Inſelzuſtand, ihre freie Verfaſſung, der Sinn ihrer Männer für bürgerliche Dinge, und der Ernſt und die Haltung, welche dieſer Sinn ins Leben bringt, machen, daß ſie auch das Haus viel beſſer verwalten, als wir. Alles, was, bürgerlich und menſchlich gewogen, auf irgend eine Art heilig und verehrlich iſt, wird in dieſem Lande der Freiheit auch unwillkührlich unter irgend eine Form geſtellt, die niemand ungeſtraft verrücken darf. So ſteht ihr Leben mit Frauen und Mädchen, ihr Umgang und ihr Betragen mit denſelben unter einer ſehr ernſten

Regel,

Regel, die den Franzoſen und Teutſchen oft pedantiſch däucht, die aber beweiſt, daß jene beſſer wiſſen als ſie, wie ſie ihre Weiber ehren und beſchirmen ſollen. Ein einfältiger Ernſt mit den Frauen; die Entfernung derſelben aus der Geſellſchaft, ſobald ſie ſtürmiſch oder üppig werden will; kein leeres langes Geſchwätz; kein eitles geckiſches Gepränge; die größte Achtung gegen die Ehre und den Rang einer verheiratheten Frau — das iſt in Großbritannien die Schicklichkeit und Art der gebildeten und beſſeren Klaſſen: ein Beweis, daß, wo die Männer ernſte Dinge zu thun haben, auch der Bürgerinnen Leben ſich in Ernſt und Würde halten muß. Aber freilich *die Bildung, die Talente, die Liebenswürdigkeit der Teutſchin, Schwedin, Franzöſin* — jetzt die hohen Klänge aller Zungen, wann von Weibern geſprochen wird — mögte man an der Themſe wohl oft vergebens ſuchen.

Die Frauen in Italien und Hiſpanien? Da tritt ſogleich eine ganz andere Welt auf. Jenſeits der Alpen und Pyrenäen verliert ſich für uns Nordländer faſt das Maaß und das Urtheil, bei dem Anblick jener Geſtalten hinter den Bergen erſtaunen wir gleichſam vor uns ſelbſt, und bei dem klaren und tiefen Blick jener Geſichter, bei dem feſten und doch leichten Willen, den ſie verkünden, wird uns bang und bekommen: wir fühlen, daß Stärkere über uns kommen. Auch bei dieſen Völkern ſind die Frauen frei, wie bei uns; aber nicht die Jungfrauen: wenigſtens ſind ſie es in den Klaſſen nicht, die wir ſtillſchweigend vorausſetzen. Auch in dieſen glücklichen Ländern, wo die Natur allenthalben Bilder größerer Ordnung, Geſetzlichkeit, und Beſtändigkeit ausgeſtellt hat, iſt größerer Wechſel als recht herrſchend geworden; Sitten und Weiſen, die ſich hier feſter und gleicher hätten behaupten ſollen, haben der Gewalt des Zeitalters und den Launen und Fratzen der Mode weichen müſſen: aber doch iſt ein mächtiger Strich von dem ſüdlichen Sinn geblieben, der das Leben nicht ſo unſtät und unruhig werden läßt, als im Norden. Zuerſt iſt bei dem ganzen Volke ein kühnerer Ernſt und ein feſterer Wille als bei uns, die wir oft ein ganzes Leben hindurch in unſeliger Mitte ſo fortſchwanken, ohne zu wiſſen, was wir wollen und was wir ſollen, ja ohne es einmal wiſſen zu wollen; zweitens werden die Dirnen und Jungfrauen beſſer erzogen. Dies letzte iſt bei ihnen freilich mehr eine klimatiſche Nothwendigkeit, als bei uns; aber gleichviel, die Wirkungen davon bleiben nicht aus. Man erlaubt dort den Jungfrauen ſelten, ſich auf unſere Art zu verlieben, oder die Männer ſich methodice in ſie verlieben zu laſſen; ſondern die Aeltern geben ihnen die Männer, welche ſie annehmen müſſen, und meiſtens auch annehmen, weil es ſo Sitte iſt. Erzogen werden ſie bis zu dieſem Zeitpunkt in der Stille der väterlichen Häuſer, oder gar in Stiftern und Klöſtern, in der Abgeſchiedenheit von allem Weltlärm und aller Welteitelkeit. Der Hochzeittag iſt auch gewöhnlich der erſte Brauttag ihres Lebens, da blüht ihnen der erſte grüne Zweig, worauf das Vögelein ſich in die ſchöne ungemeſſene Freiheit hinauswiegt. Und wirklich ſind ſie wie die Vögelein, die, im Käficht gebohren und erzogen, von der Welt kaum etwas mehr als das Licht geſehen haben, und denen man nun im vollen Frühling voll Schönheit, Glanz, und Blumen auf einmal das Fenſter öffnet und ſie in alle die unendliche Luft hinauslåßt. An jenem Tage, der für ſie ein wirklicher Schickſalstag iſt, fangen ſie recht eigentlich zu leben an, und ihr volles friſches Herz kann ſich nun luſtig und üppig in die Welt hineinranken. Durch kein frühzeitiges Herumtreiben in der lärmenden und wilden Welt; durch kein Reitzen und Locken von Begierden in Jahren, wo ſie noch hätten ſchlummern ſollen; durch keine Anſtrengung mit dem Lernen von allerlei Künſten und Talenten, wie wir ärmere Völker hier unten es treiben, war ihnen der reiche Urbrunn aller Dinge, die Fantaſie, ausgetrocknet: ſie bringen den ganzen ſchönen Traum von Freuden und Sehnſuchten noch mit, um welchen es allein werth iſt ein Weib zu nehmen und wovon wir Thoren durch unſer falſches Beginnen oft nicht einmal die Keime erleben. Sie können in der Welt, wo ſie nun eingehen, noch etwas ſuchen, ſie haben noch etwas zu geben, und immer finden ſie auch etwas. Das Leben dieſer Menſchen kann nicht lange neutral oder unentſchieden ſtehen. Entwickelt das Weib ſeine Liebe nicht an dem Herzen des Mannes, dem ſie übergeben wird, ſo eilt ſie einen andern zu finden, der ihre Wünſche ausfülle. Giebt es Streit, ſo wird es kurz und ſüdländiſch entſchieden, oft fürchterlich, immer muthig. Jene immerwährende Unruhe eines unentſchiedenen Zuſtandes, jene Wechſel zwiſchen Krieg und Frieden, zwiſchen grämlicher Eiferſucht und zerfließender Empfindſamkeit, die wir bei uns ſo häufig ſehen, kann der Italiäner und Spanier nicht lange aushalten. Alles Schwankende, alles Halbe, alles Verlarvte und Lügenhafte, womit wir uns Jahrzehende hinplagen und unſer Leben und unſere Kraft verderben können, haßt er von Natur und hält es auf das weiteſte von ſich. Tritt das Ungleiche und Unverträgliche zwiſchen zwei Menſchen, gehen ihre Neigungen einen verſchiedenen Weg, und ſind ihre Herzen ſo los, das ſie nicht blutig von einander geriſſen werden müſſen — denn dann geht es anders, als bei uns — ſo kömmt es bald zur Erklärung und

Ver-

Verſtändigung: ſie wiſſen was ſie wünſchen, ſie wiſſen was ſie thun, und laſſen ihr Leben ſo verſtändig und frei, als irgend ſeyn kann, neben einander hingehen. Der ewigen Betruge, Lügen, Unruhen, Eiferſuchten, und Quaalen der Nordländer, aller ihrer Kriege, Waffenſtillſtände, Friedensſchlüſſe, und Friedensbrüche ſind ſie dann für immer überhoben. Dies iſt offenbar viel menſchlicher und tüchtiger, als bei uns; es iſt nicht allein viel glücklicher, es iſt auch viel beſſer. Was man uns auch von den Südländerinnen und ihren gefährlichen und gräulichen Geſchichten erzählen mag, ihre Leidenſchaft iſt heißer und gewaltiger, aber ihr Herz iſt auch feſter und beſtändiger. Alle die kümmerlichen Zierereien, alle die thörigten Nichts, und kindiſchen Eitelkeiten, zwiſchen welchen wir von Kind auf hin und her getrieben werden, machen unſer Herz zuletzt ſo loſe und leicht, daß wir an nichts hangen, an keinem Dinge oder Menſchen uns mit voller Seele feſthalten können, ſondern von Genuß zu Genuß, von Begier zu Begier, von Sünde zu Sünde, und von Elend zu Elend flattern. Jene halten feſt, was ſie einmal lieben, oft mit einer Treue, Hingebung und Aufopferung, wovon die Beiſpiele bei uns täglich ſeltener werden. So zeigen dieſe Menſchen auch hierin, wie in den meiſten Dingen, daß ſie uns an Verſtand und Lebensmuth unendlich übertreffen.

ſen. Es ſind noch die alten Menſchen, die alles Natürliche muthig und natürlich thun und genießen, und, wenn ja einmal geſündigt ſeyn muß, auf einmal und dann ordentlich ſündigen.

Zwiſchen ihnen und uns ſtehen die Franzöſinnen, doch uns viel näher. Sie gebärden ſich nur, als wenn ſie die Sünde nicht fühlten, wie wir; aber im Ganzen ſind dort dieſelben Erſcheinungen, nur daß auch das Schlechte und Eitle dort leichter getragen, mehr verziert, und wirklich mehr als lebendiges Lebensſpiel getrieben wird, ſo daß es nur unſchuldiger ſcheint, als bei uns. Aber da ihnen meiſtens die innere Tiefe fehlt, ſich in mächtiger Leidenſchaft über das Bewußtſeyn hinaustragen zu laſſen, da ſie mehr als wir die Beſonnenen und Bewußten ſind, ſo hat die Sünde und ihre Beklommenheit und Verwirrung ſie eben ſo eingefangen; nur duldet ein größerer Leichtſinn und ein von Natur loſeres Herz mehr Spiel mit dem Nichts, als hier. Teutſche Aeffinnen, die meinen, der Sünde, die ſie fühlen, durch Franzöſiſche Zierlichkeit etwas abdingen zu können, fallen nur deſto tiefer in die Hölle; denn Satan iſt der allerungeduldigſte Geſell, ein verdecktes Blindekuh mit ſich ſpielen zu laſſen.

Doch genug. Ich ſcheine eine bittere Satire auf Ihr Geſchlecht ſchreiben zu wollen; aber leider die

Wahr-

Wahrheit iſt und bleibt Wahrheit. Ich habe unſre heutigen Weiber beſchrieben, wie die große Schaar iſt. Auch die Männer werden an den Reihen kommen, und es wird leicht ſeyn zu zeigen, daß unſer Leben weder menſchlich noch chriſtlich iſt, ſondern daß wir uns in einen ärmlichen Lügenzuſtand von Halbheiten hineingeſchroben haben, weil wir nicht ganz wahr und redlich zu ſeyn wagten. Doch Pſychidion weiß, wie ich es meine, und, was oft unſere Klage geweſen, bedarf bei ihr keiner weiteren Entſchuldigung.

Vierter Brief.

Es ſind wohl wenige meiner Zeitgenoſſen, welche die Wahrheit meiner obigen Schilderung nicht anerkenneten, obgleich ſie mir hie und da etwas abdingen werden; denn allerdings ſehen die Dinge zuſammengenommen ſchlimmer aus, als ſie in der Wirklichkeit ſcheinen, aber ſie ſind in der Wirklichkeit darum nicht minder ſchlimm. Daß die Sachen mit uns im Ganzen ſo ſtehen, begreifen wohl auch die meiſten; aber daß wir einen ganz andern Weg einſchlagen müſſen, wenn es beſſer mit uns werden ſoll, das wollen wenige ſich geſtehen. Des Erziehens, Bildens, Abglättens ihrer Töchter, des Ausrüſtens derſelben mit allerlei guten Lehren, Grundſätzen und Moralien fürs Leben kann ihnen noch immer nicht genug werden, und wenn es ja hie und da über die Gebühr ſchief und ungerad geht, ſo meinen ſie, es liege an nichts Anderm, als daß dabei doch noch etwas verſäumt worden. Daß der Schaden anderswo tiefer ſitzen müſſe; daß unſer ganzes Leben, daß das, was als unſere derzeitige Erleuchtung und Bildung, unſere Befreiung von

Zwang

Zwang und Barbarei geprieſen wird, vielleicht nichts als Verkehrtheit und Aefferei iſt, wer will es ſich gern bekennen? Daß ſie Knechte der erbärmlichſten Sünde ſind und weder Freude noch Freiheit haben, das fühlen die meiſten der Zeitgenoſſen. Bei uns haben ſie nicht einmal den Muth des Südländers, ſich aus dem Zuſtande einer unbeſtimmten Krankheit wenigſtens leidlich herauszuhelfen, und ihrem Leben, wenn es nicht anders als ſündlich ſeyn kann, Beſtimmtheit und Abgeſchloſſenheit zu geben. Wir Nordländer ſind einmal ſo, daß uns alles ſchlecht kleidet, wenn wir Treue und Redlichkeit als unſere unverlierbare Geſellinnen nicht mit ganzer Liebe feſthalten. Sind Lüge und Sünde einmal in uns, wir treiben ſie ſo leicht nicht wieder heraus, weiſen ihnen, wenn wir das nicht können, nicht ſo kühn vor aller Welt einen beſtimmten Platz bei uns an, wie jene. Auch die alten Griechen und Römer erklären den ſüdlichen Karakter gegen den nördlichen. Entweder ſündigten und genoſſen ſie friſchweg, oder, als ſie in der ſündlich gewordenen Welt nach etwas Beſſerm ſuchten, kämpften ſie mit einem Ernſt und einer Entſagung von Eitelkeiten und Genüſſen, wovon Chriſten, die ein ganz anderer Geiſt erleuchten ſollte, Warnung und Beiſpiel nehmen ſollten.

Wo liegt denn eigentlich das Uebel, meine holde Kleinen? Ihr wiſſet es wohl. Ihr habt ſchon lange, auch mitten im Gewirr und Getümmel der großen Welt, das leere Nichts gefühlt, das da am meiſten iſt, wo man ihm zu entfliehen meint. Durch euren Stand in alles Gepränge und alle Eitelkeit der Welt hineingeriſſen waret ihr bald in jener edeln Zwietracht mit ihr, wodurch nur ſchöne Seelen mit ihnen ſelbſt in Eintracht zu kommen ſtreben. Endlich ſeid ihr ihrer Nichtigkeit ganz entflohen, habt euch in den ſichern Burgfrieden eurer Bruſt zurückgezogen, und ſpielet mit Engeln und Blumen und Träumen, womit ihr begannet, als ihr in dieſes Land des Streites ausgeſetzt wurdet. Ich erinnere mich noch des ſchönen Abends, als einer eurer Freunde mich euch zuführte. Ihr hattet von mir gehört, wußtet auch, daß ich ein Teutſcher war; teutſche Sprache, teutſche Sitte war euch von eurem Vater her lieb, teutſche Bücher laſet ihr vor allen Büchern gern: es wehte euch darin ein Sinn von Gott, Religion, und Treue an, ein Sinn von Einfalt und Liebe, der ſich in unſrer Sprache allenthalben ausdrückt, und der gewiß einſt mehr unter dem Volke war, als es heute erſcheint. Ihr empfinget mich dann freundlich und anmuthig, wie ihr immer ſeid, und es erwuchs von jenem Tage an eine Gemeinſchaft unter uns, die nichts auflöſen kann, weil ſie an nichts Auflöslichem hangt. Ihr waret je-

nen

nen Winter ſehr krank, ihr waret das ſolgende Jahr noch kränkelnd; aber immer wurdet ihr jung und lebendig, ſobald nur ein leiſer Klang die Geſchichten und Wunderträume unſrer alten Heimat berührte. Dann erblühte eine Begeiſterung himmliſcher Freude und Sehnſucht aus allen euren Zügen, und ſelig lauſchte und horchte ich, wie kindliche Demuth und unbewußte Unſchuld ausſprachen und ausſpielten, was Männer nie ſo zart und geiſtig ausſprechen noch ausſpielen können. Da lehrtet ihr mich, worin des Weibes Leben ſteht; da betroget ihr mich oft ſo glücklich durch den Hineinblick in ein höheres Daſeyn um den Schmerz der irdiſchen Dinge, die mich zuweilen zur Verzweiflung bringen wollten. Da entſtanden dieſe kleinen Reime; ſie gehören euch, und ihr werdet ſie freundlich wieder erkennen als ein ſchwaches Abbild eures Herzens:

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket,
Das an unſichtbaren Fädchen
Stern' und Menſchenherzen lenket;
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiſet,
Wo der Himmelsherold Glaube
Herrlich mit den Sonnen kreiſet.

Un-

Unſchuld heißt die zarte Blume,
Ungeſehen, unvernommen,
Duftend ſtill im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen:
Engel lauſchen ſelig nieder,
Wo das holde Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Zu den alten Göttern ziehet.

Stilles Herz im reichen Buſen,
Selig lebt, wem du beſchieden,
Du verſtehſt die Kunſt der Muſen
Und der Geiſter heil'gen Frieden,
Du verſtehſt die hohen Flammen,
Wodurch Menſchen Götter werden,
Und in Einen Bund zuſammen,
Luſtig Himmel gehn und Erden.

Laß die himmliſchen Geſpielen
Nie von Dir, du Stille, weichen:
Höchſten Preis von höchſten Zielen
Mögen dieſe drei nur reichen;
Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren raſtlos füllen,
In des Buſens Götterfrieden
Halte feſt den frommen Willen.

Was iſt das Weib? Dieſe Frage müſſen wir thun, und uns beantworten, wenn wir die Wurzel des Uebels finden wollen, das wir eben geſchildert haben. O du kleine ſüße Demuth, vergieb mir, Pſychidion, daß ich ſo zarte und geheime Dinge, daß ich grade die Weiblichkeiten, von welchen gar nicht geſprochen werden ſollte, in den Streit der Worte und Begriffe ziehe. Von etwas, das ewig verhüllt und geheimnißvoll bleiben ſoll, von dem Weibe und ihrer innigſten Natur, läßt ſich nur in Andeutungen und Gleichniſſen ſprechen; denn jemehr man ſolches, was in ſich ſelbſt unerklärlich wie das Leben ſteht, zu erklären ſucht, deſto dunkler und unbegreiflicher wird es gewöhnlich. Solche Dinge, wenn ſie ſich ja andeuten und in dämmernden Umriſſen umſchatten laſſen, bleiben doch immer Räthſel, die keiner löſen wird, als wer in ſeiner Bruſt den Schlüſſel hat. Wahre Frauen werden mich hoffentlich verſtehen, und nicht ſchelten; die es nicht ſind, und die Männer, welche ſolche Frauen weder geſucht noch gefunden haben, werden Narr und Schwärmer rufen und tauſend Beiſpiele und Beweiſe aus der Wirklichkeit herausgreifen, die der Menge triftiger ſind, als was ich weiß. Wenn ihr, ſüße Kinder, mir doch den lebendigen Geiſt eures Lebens und eurer Gegenwart zuſenden könntet, ja wenn ich dies in ein Geſpräch mit

euch

euch verwandeln könnte — dann ſollte es wohl ein feines und fröhliches Evangelium der Weiber werden und der ſchönere Theil unſeres Geſchlechts ſollte wohl ſich ſelbſt darin erkennen, und das Glück und die Freude da feſthalten, wo ſie allein zu halten ſind. Ich habe euch, meine Kleinen, in vergangenen Tagen ein kleines Spiel geſandt, auch ein Reimenſpiel; könntet ihr mir das Kindlein zurückſenden, wie ich es durch euch erkannte, ſo würde ich das Zarteſte zart und das Geheime züchtig darſtellen können. Ich muß das Kindlein wieder anſehen, ob es mir etwa jene heitere Ruhe und Klarheit brächte, ohne welche man keine hohen Dinge anſchauen kann.

Es ſaß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden:
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden;
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kind erſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben,
Und hörte Gott Vater von Engeln loben,
Und ſäh die Stern' im Jubelring
Laut preiſen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engeln all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchſten im Lichte wohnen,
Wird Liebling Gottes dort genannt,
Ihm ſteht zunächſt zur rechten Hand.

Denn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ew'gen Liebe
Euch brünſtig zum Himmel der Freuden hübe;
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart,
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch freundlichen Spiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drinn ſie ſpat und frühe ſehn
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

Ich erzählte Ihnen oben, welch ein ſtilles und ſüßes Bild häuslicher Glückſeligkeit und ſelbſtgenügenden Lebens aus den bibliſchen Geſchichten des Orients ſich in meinem jungen Gemüthe angeſetzt hatte, ein Bild, mir unbewußt wahrſcheinlich aus der ſchönen und natürlichen Gegenwart erwachſen, die mich in der Gemeinſchaft meiner guten und frommen Aeltern täglich umgab. Doch ſchließt, wie ich nun weiß, der Orientale ſein Weib ein und ſondert es von der Welt ab, und wenn er freundlich und lieb iſt gegen ſie, ſo hat ſie ihm das wohl wenig zu danken, weil die Liebe, die ſie ihm vielleicht aus vollem Herzen zurückgiebt, ihren ſchönen Preis verliert, da ſie bei Mangel an Freiheit und Selbſtbeſtimmung nie als freie Gabe des Herzens und ausſchließliche Hingebung geſchätzt werden kann. Indeſſen jene Menſchen wollen in allen Dingen ſichern Beſitz und ruhiges Leben; romantiſche Liebe, geiſtige Schwärmerei des Herzens iſt dem Morgenlande faſt immer fremd geblieben, ſelbſt damals fremd, als das Chriſtenthum dort noch herrſchte. Aber vergleichen wir dieſes allerdings nicht menſchliche Verhältniß der Geſchlechter zu einander mit dem gewöhnlichen Leben und Treiben unſrer Menge, ſo ſchwankt die Wage der Entſcheidung zwiſchen beiden, und jene beſchränkte Ruhe mögte glücklicher und auch ſittlicher ſcheinen, als unſere freie Unruhe. Sie haben wohl noch nicht vergeſſen, was ich über den Vorſchlag jenes Pariſers vom Jahr 1799 ſagte. Wenn wir den Zuſtand der orientaliſchen Frauen Sklaverei nennen, wie ſollte unſre Freiheit nicht ſiebenfältige Sklaverei geſcholten werden? denn eine Freiheit ohne Gehorſam iſt die ärgſte Sklaverei. Wie es dem Weibe bei den Barbaren geht, das wiſſen wir aus der Geſchichte früherer und jetziger Zeiten, das können wir noch alle Tage auch an jenen Barbaren ſehen, die ſich unter uns gebildeten oder übergebildeten Völkern auch in den feinſten Geſellſchaften oft noch finden. Wo Gewalt für Recht geht, da muß der Schwächere dienen. Aber auch in dem feinſten und gebildetſten Zuſtande des Menſchen bleibt noch die alte Erde, es bleibt die alte irdiſche und leibliche Mühe und Noth, es bleiben mehr oder weniger die Grundriſſe der früheſten Alter; die Elemente des inneren und äußeren Lebens und die Verhältniſſe auch der Geſchlechter gegen einander werden nur mehr abgeſchliffen, ſen, auszulöſchen ſind ſie nicht. Dieſelben Leiden und Freuden, dieſelben Lockungen und Begierden, dieſelben Empfindungen und Neigungen, dieſelbe Herrſchaft und derſelbe Dienſt; nur die vermenſchlichte Bruſt und die vergöttlichte Liebe ſoll irdiſche Plagen und nothwendige Bande, die auch die Edelſten und Freieſten zuweilen drückend fühlen müſſen, milder und ſanfter machen. Zu jener Weichlichkeit und Schlaffheit aber, worin wir alles verwandelt haben, zu jener Milde und Menſchlichkeit, wie wir ein ſchlechtes Ding nennen, ſoll das Natürliche nie ausarten. Denn was der beſſere Barbar vom Manne und vom Weibe verlangte, was ihm an ihnen würdig und recht hieß, das gilt bis auf den heutigen Tag. Der Mann ſoll ſeyn ernſt, ſtark, tapfer, frei, lieber wild in das Leben hinein als ſcheu aus dem Leben heraus fliehend; er ſoll das Schwerdt des Schutzes und der Rache führen, er ſoll das Recht und die Freiheit behaupten und vertheidigen, er ſoll täglich gerüſtet ſeyn zu Arbeit und Streit. Das Weib ſoll ſeyn mild, ruhig, freundlich, gehorſam, lieber ſcheu aus dem Leben zurück als wild in das Leben hinein dringend; ſie ſoll das Bild der Sitte und Freude ſeyn, ſie ſoll am ſtillen Herd in der einfältigen Gemeinſchaft und Zucht ihren Kindern den lebendigen Beweis geben, daß es in dem engſten Kreiſe des

Lebens ein Glück giebt, das in dem weiteſten als gefunden werden kann.

Das Chriſtenthum hat dem Weibe zuerſt eine höhere Würde gegeben, es hat auch ſeine Freiheit als ein Recht geheiligt, das von ſchöneren Seelen und wenigen edleren Völkern früher ſchon hie und da zugeſtanden war, jedoch gleichſam immer nur bittweiſe. Aber was bedeutet jene Freiheit? Iſt ſie das, worin unſer Leben ſich aufgelöſt hat, wo die Männer wie Weiber und die Weiber wie Männer einhergehen? iſt ſie das unſinnige Ding, das man in Bauſch und Bogen gleiche Menſchenrechte für alle genannt hat? Ja freilich meint man, daß ſie das ſei, und viele würden ſehr zürnen, wenn man es leugnete und ganz einfältiglich fragte: wie können ungleiche Weſen gleiche Rechte haben? Denn jedes Recht beruht nur auf einem Naturtrieb, der ſein gebührendes Geſetz verlangt. Ungleicher kann in gewiſſer Hinſicht aber nichts ſeyn, als Mann und Weib. Denn eben weil der Menſch in dieſer unſerer ſichtbaren Welt mit dem weiteſten Umfange ausläuft und in ſeiner hochbegabten Natur die entfernteſten Gränzen der Dinge zuſammenführt, ſo laufen auch die beiden Hälften Mann und Weib, aus welchen er beſtehet, viel weiter aus einander, als bei den übrigen Lebendigen. In ihren verſchiedenen Naturen ſtellen ſie nicht allein die man-

nig-

nigfaltigen Triebe, Neigungen, Geſetze und Schickſale der andern Kreaturen vor, ſondern in ihrem inneren Leben, in den tiefſten und geheimſten Spielen ihres Verhältniſſes zu einander, die allein durch Liebe hervorgelockt und in Liebe verſtanden werden, in jenem wunderbaren Reitz und Gegenreitz, der nicht allein Menſchen, ſondern auch alle andere Geiſter ſchafft, erſcheint das größte und höchſte Geheimniß enthüllt: Gott, Welt, Leben werden durch nichts Anderes verſtanden. Mann und Weib laufen am weiteſten aus einander, gleichſam um den ganzen unendlichen Kreis der Dinge herum, um ſich mit den äußerſten Spitzen der Entfernung in ſchöpferiſcher Liebe und Freude auf das innigſte zu vereinigen. Darum iſt auch Liebe bis auf den heutigen Tag ein unbegreifliches Wunder; darum iſt Liebe der Anfang und das Ende aller Dinge; darum iſt Liebe der ewige Klang und Mitlaut aller Gefühle und Geſchichten, ſobald der Menſch ſich in Liedern und Saitenſpiel über das endliche Leben hinausſchwingt. Wenn Unverſtand und Verkehrtheit alſo von Anfang an in Eine Bahn hineintreiben, was eccentriſch in ganz verſchiedenen Bahnen laufen ſoll, um ſich durch eine wunderbare Bewegung, deren Regelloſigkeit auf die höchſte Regel hindeutet, endlich koncentriſch zu einander zu ziehen, ſo muß zuerſt Ver-

wir-

wirrung, Unruhe, Eitelkeit, dann Sünde, Unheil, Tod entſtehen.

Will man Mann und Weib mit den lebendigen Dingen der Erde vergleichen, ſo fällt der Mann mehr mit den Thiergeſchlechtern, das Weib mehr mit den Pflänzengeſchlechtern zuſammen. Dort iſt die unruhige Willkühr, die fürchterliche Begierde, der Streit und der Krieg: hier iſt das gleiche Geſetz, die ſtille Sehnſucht, die Freude und der Friede. Weil das Leben des Mannes nach außen dringt und nach außen dringen ſoll, weil es überhaupt ein Gleichniß der Bewegung und des Kampfes der Dinge iſt, ſo laſſen ſeine Grundlinien ſich viel feſter und beſtimmter ziehen, als die Grundlinien des weiblichen Daſeyns. Der Mann iſt ein Bild der einzelnen Dinge, das Weib ein Bild der geſammten Dinge, oder der Welt, das Gleichniß der göttlichen Ruhe, des Lebens an ſich. Das Weib kann alſo nur geſehen und angedeutet werden, wie alles geheimſte Leben, ja wie Gott ſelbſt, und mit weiten Beſchreibungen und Erklärungen berühren wir immer nur mehr ſeinen Schein, als ſein Seyn. Wie Gott an der bewegten Welt offenbar wird, ſo wird das Weib offenbar an dem ſich bewegenden Manne. Aber freilich es giebt ein anderes ſeliges Verſtändniß der Dinge, welches aller Worte entbehren kann und welches ſich uns nur aufthut, wenn unſer ganzes Gemüth am klarſten und heiterſten in uns ſelbſt zurückſinkt. Wie wir Gott am ſchönſten und fröhlichſten ſuchen in der freundlichen Stille der Natur, wo alles Leben nur mit dem leiſeſten Pulſe ſich kaum zu regen und zu athmen ſcheint, ſo ſehen wir das Weib zuweilen in der ſtillen Einfalt und frommen Huld ihres ſpiegelhellen Daſeyns verklärt vor uns. Dann ſcheint es uns — was es iſt — ein höheres und göttliches Weſen; wir ſelbſt ſehen uns klar in dem Gegenſpiegel unſrer Natur, und fühlen beſchämt, wie glücklich und herrlich wir ſeyn könnten, wenn wir das Weib ſeyn ließen, wie Gott es gemacht hat.

Dies Spiel mit Gleichniſſen, meine lieben Kinder, ſoll kein bloßes Spiel ſeyn. Gott iſt die letzte geheime Zahl in der Weltauflöſung, ohne welche kein Facit herauskommen will; er iſt die letzte Idee, der letzte Schein des Nichts und des Alles, ohne welchen das All wirklich Nichts wäre. Er ſcheint wirklich nur wie ein einzelner Strahl durch das bewegte Leben hinzufahren, ſcheint nur wie ein loſer, immer aufgehender und immer wieder untergehender Grund unter dem Ganzen zu liegen; aber doch beſteht das Ganze nur durch ihn, und verliert Haltung, Glanz, Licht, und Leben, ſo wie wir ihn von uns ſcheiden laſſen. So ſteht das Weib wirklich da gegen dem Men-

ſchen-

ſchenleben, oder gegen dem Mann. Die Bewegung, der Streit, und das Getümmel der Dinge iſt in der That bei dem Manne; er ſcheint alles allein zu thun, zu erhalten, und zu beleben; die äußeren Dinge ſcheinen auch ohne das Weib fortgehen zu können, ja, wenn man nur dieſe ins Auge faßt, ſo ſcheint die Welt ihrer entübrigt ſeyn zu können, wenn ſie nicht nöthig wäre zum Kindergebähren. Aber dieſer handelnde, herumgetriebene, wild und wüſt gewordene Menſch bedarf ſeiner Ruhe, wo er ſich ſammle, er bedarf eines Bildes von Leben gleichſam jenſeits oder über allem Leben, um zu ſeinem eigentlichen Daſeyn aufzuwachen; er wäre nie etwas Anderes geworden, als ein reißendes und unſtätes Thier, wenn Milde und Huld ihm nicht in dem Weibe gezeigt wären. So wuchs die Sehnſucht der Liebe in ſeiner ſtarren Bruſt, und aus dieſer Sehnſucht wuchſen alle andere Sehnſuchten und Triebe nach dem Himmel, und die alten Urbilder himmliſcher Schönheit, die ſüßen Erinnerungen der alten Heimath der Götter und Seelen ſtiegen aus der Tiefe ſeines Herzens empor. Der Glückliche erkannte nun Gott und ſich ſelbſt.

Was finden wir aus dieſen Gleichniſſen und Aehnlichkeiten, ja aus dieſen Wahrheiten, die immer aus unſerer Bruſt hervorquellen, ſobald wir wirkliche Menſchen vor uns ſehen? Wir finden, das Weib iſt wie Gott ein unbedeutendes, kleines Ding in der Außenwelt. Wenn beide auch als der höchſte Schein des Lebens zuweilen darin aufblitzen, ſo trägt dieſe Außenwelt ſich doch auch ohne ſie ſo ziemlich fort mit ihren rohen und wilden Kräften. Die Zeit mag kommen, wo das Bild von Gott und von Weiblichkeit dem Menſchen auch lebendiger und leuchtender aus der ganzen Natur entgegenſpringen wird; aber noch iſt jenes Zeitalter fern: denn mit ihm würde das Ideal von ewiger Freude und ewigem Frieden verwirklicht ſeyn. Man kann auch ſagen, wie Leben und Geſchichte in Ausübung und Anſicht dadurch verkehrt und kümmerlich geworden ſind, daß man Gott zuſehr unmittelbar hat einſpielen und ihre Fäden auf- und abſpinnen laſſen, ſo iſt beiden gleiches wiederfahren, ſeitdem die Weiber aus ihrer heitern Stille und Ferne von dem Lärm und Schmutz des äußeren Lebens ſich dahin gedrängt haben, wo ſie nie eine Rolle ſpielen ſollen. Nicht im Leben, nicht unter den Männern ſoll das Weib ſtehen, ſondern — wenn ich ſo ſagen darf — an dem Leben und an dem Manne.

Sie ahnden wohl, was ich ſagen will. *Das Weib ſoll ſtehen an dem Leben.* Unbewußt der wilden und fürchterlichen Dinge, des blutigen Mordens und der tückiſchen Zwietracht, die ſich draußen in Siegen und Niederlagen zerraufen, und Fauſt gegen Fauſt, Stirn gegen Stirn, und Herz gegen Herz ſtellen; unbewußt der Liſten, Tücke, Verrathe, Sünden und Verbrechen; unbewußt der Lockungen und Verführungen, durch welche Männer ſich mit immer wieder aufgeriſſenen Wunden durchſchlagen müſſen; unbewußt ſogar des Reitzes der Lockung nach jenem verbotenen Lande hin ſoll das Weib ſich kaum lauſchend an die Gränzen deſſelben wagen, und um ſein Haus und ſeinen Garten und um die leichten Spiele und Arbeiten und Sorgen derſelben ſich gleichſam einen Blumenzaun ziehen, einen leicht überſteiglichen, der aber durch ſeine Schönheit warnt: „gehe nicht über „mich hinaus, liebes Kind, denn etwas Schöneres „findeſt du nicht, als ich bin; und willſt du dann „auch mit Thränen und Reue wieder zurück, ſo findeſt du mich nicht mehr: ich bin in einen Dornzaun verwandelt, du mußt dich in den Dornen zerreißen, und auch durch dein Blut werde ich nicht „wieder eine Blumenhecke.„

Das Weib ſoll ſtehen nicht unter den Männern, ſondern an dem Mann. Das deutet auf Abhängigkeit und Anhängigkeit. Allerdings. Auch der Stamm und die Zweige tragen die Blüthe, man ſagt: *die Blüthe ſitzt am Baum*; aber die Blüthe iſt gewiß nicht ſchlechter, als Stamm und Zweige, ja viele ſagen, ſie iſt ſchöner, als jene beide. Indeſſen ſo iſt jetzt die Welt, daß alles erſchrickt, ſobald man das Wörtchen *Abhängigkeit*, ja *Anhängigkeit* nur nennt; alles will herrſchen, niemand will dienen, und die Majeſtät und Göttlichkeit, und die noch göttlichere Freiheit, die in Gehorſam und Liebe iſt, will keiner mehr anerkennen. Wann Eitelkeit, Verdorbenheit, und Ohnmacht der lebendigen Triebe eingetreten iſt, ſo ſtrebt alles nach Herrſchaft und Gewalt, und eine ächt ariſtokratiſche Schätzung entwürdigt den Sinn und das Leben der Menſchen, überſpringt alle ewigen Geſetze der Nothwendigkeit und Zucht, und macht auch blind für das Gefühl und Verſtändniß der allgemeinen Natur und für die Großheit und Milde, womit ſie alle ihre Kinder behandelt. Denn das iſt das ſtille Geſetz der Welt, das iſt die ſtille Nothwendigkeit, woraus die glückliche Freiheit erwächſt, daß in der großen Naturgemeinſchaft alle Dinge indifferent, d. h. gleich geſchätzt, ſind. Da iſt der Dornſtrauch nicht ſchlechter geachtet als die Eiche, der Zaunkönig nicht geringer als der Adler. Denn die große Mutter Natur hat in ihrer reichen Liebe Raum für das Glück und die Freude eines jeglichen ihrer Kinder. Aber jedes Ding in ihr hat ſein ewiges Geſetz, aus welchem es nicht herausgehen kann, ohne aus der Glückſeligkeit zu gehen. Ihre willenloſen Kinder ſcheinen von der Ordnung

nung nicht zu wiſſen, nach welcher ſie leben und ſterben; ſie leben, ſolange ſie leben, in völlig unſchuldiger Freude, hingeſtellt, wie es ſcheint, in dieſer ſüßen Bewußtloſigkeit als holde Zeichen ſtiller Glückſeligkeit und Genüge, woran die willenvollen Geſchöpfe ſich beſinnen und ihres Lebens Geſetz richten und bewahren ſollen. Zwiſchen dieſen Willenloſen (Bäumen, Pflanzen, Steinen u. ſ. w.) und den Willenvollen (den Menſchen) ſtehen die Thiere in der Mitte, einige durch einen ſichern Trieb, eine Dämmerung von Vernunft, die wir Inſtinkt nennen, eben ſo glücklich und unſchuldig geleitet und gehalten, als Blumen und Pflanzen, andere ſchon in wilden Leidenſchaften und Gelüſten fortſtrebend. Dieſe letzteren, zu welchen faſt alle Geſchlechter der reißenden Thiere gehören, könnten dem Menſchen auch warnende Spiegel ſeyn, wenn er ſich an den zahlreichen Brüdergeſchlechtern ſpiegeln wollte. Hier kann er alle ſeine gewaltigen und verderblichen Leidenſchaften, die er gern heroiſche nennt, hier alle die niedrigen und knechtiſchen Triebe wieder erkennen, die in ſeiner eigenen Familie wüthen. Grauſamkeit, Rachſucht, Wohlluſt, Gewalt, Hinterliſt, Schadenfreude, Bosheit, Feigheit, Hohn, mit ihren mannigfaltigen Nebenphyſiognomien, begegnen ihm unter ihnen auf jedem Schritt, und wenn ſie ihm oft wie verwandelte laſterhafte Menſchen bedünken,

ken, ſo dünken ihm die ſchlechten Theilhaber ſeiner eignen Geſtalt oft Thiere, die eben auf dem Sprunge ſind verwandelt zu werden, ſo viele Affen, Katzen, Wölfe, Füchſe, Böcke, Bären lauren, grinſen, greinen, und brummen ihn oft unter Menſchenlarven an. Der Menſch, das Geſchöpf mit Willen und Selbſtbeſtimmung, wie er ſich ſo gern nennt; hat als der höchſte Träger und Vertreter der irdiſchen Welt gewiß auch etwas von dem Geſetz, nach welchem die andern beſtehen und leben; er hat gewiß etwas jenem unbewußten Geſetz der Pflanzenwelt, jenem ſichern Inſtinkt der Thierwelt Aehnliches, das ſeine Eitelkeit nur immer unwillig anerkennen will; und wenn er meint, in ſeinem Willen beſtehe alles und durch ihn mache er ſelbſtmächtig ſich und ſein Leben, ſo ſollte er doch nicht vergeſſen, daß er aus zwei Theilen beſteht, aus Mann und Männin, die in viel weiteren Abſtänden von einander abweichen, als die übrigen Geſchöpfe. Denn will der Mann, der ſtolze und wilde, nicht verſtehen noch eingeſtehen, daß es etwas giebt, wodurch er ſeinem Leben eine weit größere Herrlichkeit und Stärke geben könnte, als durch ſeinen ſogenannten Willen, ſo braucht er doch nur die Männin, ſein Weib, die milde und zarte, anzuſehen, um inne zu werden, daß ſie ihr Leben ſchon verloren hat, wann ſie ſich auf das ſtü-

tzen

hen ſoll, was er an ſich Willen nennt. Zwar der Menſch hat keinen thieriſchen Inſtinkt, weil er hoch über dem Kreiſe der Thiere ſteht; aber in ſeinen Kindern, wenn er ihre Unſchuld zu betrachten das Aug und die Zeit hätte, in ſeinem Weibe könnte er eine Aehnlichkeit des Inſtinktes gewahren, ein Geſetz ſtiller Nothwendigkeit, dem er, um glücklich und gut zu werden, ſeinen Willen gehorſam unterwerfen ſollte. Mit ſeinen Anſprüchen auf Willen und mit dem Begriff ſeines Willens ſelbſt dreht der Eitle ſich doch nur in einem lächerlichen Kreiſe herum. Ihm ward Willkühr gegeben, eine Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen; aber ihm ward auch Vernunft gegeben zu vernehmen, was dieſer Wille thut, und ihn an ſtraffen Zügeln zurückzuziehen, wenn er ſich anmaaßt da frei ſeyn zu wollen, wo es für Menſchen keine Freiheit mehr giebt. Denn will der Thor nicht vernehmen, grade durch dieſe göttliche Vernunft nicht vernehmen, daß ſein erſter Wille ſeyn ſoll, Gehorſam zu ehren, ſo fährt er nur in den wilden Trieben jener reißenden Thiere hin, deren widerliche Aehnlichkeit mit uns wir eben berührten. Sobald er ſich nemlich ſelbſt vernimmt, d. h. ſobald er wirklich vernünftig wird, gewahrt er ſogleich, daß er, das göttlichſte und herrlichſte aller Geſchöpfe auf Erden, wie frei er ſich auch dünke, rings von Schranken umſchloſſen und durch eine weiſe und liebende Nothwendigkeit in eine ſehr einfache Ordnung geſtellt iſt, durch deren Anerkennung und Beobachtung er allein glücklich werden mag. Bildet er ſich ein, daß er durch ſeinen Willen, ſeinen Verſtand, oder wie ſeine Kraft und ſeine Kunſt heißt, ſich ſelbſtmächtig ſein Geſetz ſetzen und ſein Schickſal beſtimmen könne, ohne daß er kindlichgläubig und frommgeduldig die Natur und ihr Leben und Weben in allen ſeinen verwandten Familien belauſche, ſo begegnet ihm, was unſern Zeitgenoſſen mit Recht begegnet iſt: ſeine Eitelkeit ſtürzt ihn in jene unſelige Ohnmacht und Verwirrung, worin die Welt jetzt untergehen will.

Dem Gehorſam gegen die Natur hatte der Mann ſich eigenmächtig entzogen, er glaubte ſich ſo mündig, auf eigener neuer Fahrt ein hochgeiſtiges Leben, wie er es nannte, ſteuern zu können. So verlor er zuerſt Haltung und Beſtändigkeit, und alſo auch das, was er ſo gern ſeinen Willen nennt, und dann riß er auch das Weib in ſeine Geſetzloſigkeit und Unzucht mit hinein. Denn ſo iſt die Einrichtung der Natur, daß der Mann das Bild des Maaßes ſeyn ſoll, woran das Weib inne werde, wo ſie ſteht und was ſie ſeyn ſoll. Da er aber keinem Geſetze gehorchen wollte, ſo konnte ſie kein Geſetz anerkennen, und beide ſchwankten in jener Maaßloſigkeit fort, worin wir ſie nun ſo hülflos und ſo ſchändlich erblicken.

Doch ich komme nach langem Umſchweif wieder zurück auf die gefährlichen Wörtlein Abhängigkeit und Anhängigkeit. Nur das Wort Sklaverei hat eine häßliche Bedeutung, keinesweges das Wort Dienſt, und doch gebärden die Leute ſich, ſo wie man es nur ausſpricht, als bezeichne Dienſt durchaus etwas des Menſchen Unwürdiges. Sklaverei heißt der Zwang, den ein Menſch dem andern auflegt gegen die Ordnung der Naturgeſetze; die Natur erkennt keine Sklaverei; Dienſt aber iſt ein großes Wort, kein Ding beſtehet ohne Dienſt, ja das ganze All der Dinge iſt in einem ewig wechſelſeitigen Dienſt, alſo in einer ewigen Abhängigkeit von einander. Ja ſogar iſt das ein unverrückliches Geſetz der Nothwendigkeit, daß, jemehr einer Luſt hat zu herrſchen und ſich nach außen auszubreiten, deſto mehr auch ſeines Dienſtes und ſeiner Abhängigkeit wird. Aber die Natur iſt ein rechtes Gemeinweſen, ſie erkennt keine Tyrannen und Deſpoten: einer für alle und alle für einen das iſt ihr großes Geſetz; nie iſt eine ariſtokratiſche Rangordnung geweſen in ihrem Reiche, und wenn es einen Schein davon giebt, ſo hat der eitle Menſch ihn hineingebracht. Ihre Verfaſſung

faſſung iſt die eines guten und frommen Hauſes, welcher alle Verfaſſungen immer ähnlich bleiben ſollten; ſie iſt die älteſte Patriarchin, und wenn ſie Erſtgebohrne hat, ſo ſollen ihre jüngſten Kinder doch nicht Knechte ſeyn.

Doch ich ermüde euch, meine lieben kleinen Kinder. Ich ſchließe alſo für heute, und erzähle morgen mehr.

Fünfter Brief.

Wäre das Weib wirklich abhängig vom Manne, ſo wäre darin weder Unglück noch Schande Denn wie leicht könnte ich zeigen, daß der Mann wieder in tauſend Fällen von dem Weibe abhängig iſt, ja daß beide Mann und Weib von tauſend und zehentauſend ſchlechteren und kleineren Dingen, als ſie ſind, abhängen. Doch das brauche ich meinen beiden klugen Kindern gar nicht weiter zu beweiſen; ſie wiſſen es wohl, denn ſie haben ja ſchon über dreißig Jahre auf der Erde geſpielt. Von den rohen Völkern ſprechen wir nicht, noch von den rohen Klaſſen bei gebildeten Völkern, wo wer die beſten Fäuſte hat auch der Erſte und Beſte zu ſeyn ſcheint und die Gewalt thieriſcher Uebermacht übt. Unſer Weib iſt gar nicht abhängig von dem Manne, ſie ſteht in gar keinem Dienſtverhältniſſe, als in dem, wo das Geſetz der Natur ihr gebietet. Nur das Verdorbene und Verwirrte kann da murren; denn was würden wir ſagen, wenn das Roß ſich beklagte, daß es keine Flügel trage? der Veilchenbuſch, daß er nicht mit Dornen verſehen ſei wie der Roſenſtrauch? Aber knechtiſch abhängig wird ſie von dem Manne und der Mann von ihr, ſobald beide über die Gränzen hinauswollen, die ihnen weiſe abgemarkt ſind; denn da treten ſie aus milder Naturgewalt in die ſtrenge Gewalt der Willkühr: ſie treten in die Gewalt des Menſchen. Denn will das Weib das Schwerdt greifen, ſich auf den Richtſtuhl ſetzen, ſich auf Landſtraßen und Gaukelbühnen mit der Menge umtreiben, will ſie ſich in alle Gefahren und Verführungen der Sünde ſtürzen, ohne die Kraft ſich herauszuhelfen — dann freilich muß der Mann, der ihr ſonſt ruhig und freundlich gegenüber ſtand und an ihrer Lebensgränze in ſeinem wilden Laufe ſo liebend und glücklich anhielt, den Gebieter machen, er muß ſie mit Gewalt zurücktreiben von einer Bahn, die ihm allein geöffnet ward und deren Anfang ſie an ſeiner Hand nur zuweilen ſchüchtern kaum belauſchen gehen ſollte. Tritt dieſer Zuſtand ein, ſo beginnet freilich der Streit; denn iſt das Weib lüſtern geworden, ſo will ſie von dem verbotenen Baum eſſen, und wird davon eſſen, wenn du ihr auch alle Ungeheuer und Schrecken rings um ſeinen Stamm ſtellteſt. In dieſem traurigen Streit miſchen ſich die beiden verſchiedenen Naturen des Menſchen ſchwächend und verwirrend in einander, alle Verhältniſſe werden geſtört, alle Gefühle und Begriffe verwirrt, es wird ein Gemiſch wie das eines Deſpotenſtaates, wo die Unterſchiede der Herren und Sklaven freilich am glänzendſten geſehen werden, wo aber der Knecht heute dem auf dem Nacken ſteht, vor welchem er geſtern noch hündiſch im Staube kroch. So ſchnell wechſeln die Rollen von dem einen zu dem andern. Bleiben aber beide, Mann und Weib, in ihren Naturſchranken, ſo hängt zwar das Weib von dem Manne ab, ſie fürchtet ſeinen Ernſt, wenn nur ein Funke von Neugier oder Lüſternheit ſich regt, in die weite Wildheit hinaus zu wollen, ja ſie bedarf ſeines Schutzes und Schirmes, ſeiner Warnung und Strenge, um ſich glücklich in ihrer Gränze zu behaupten. Aber wie viel mehr hängt nicht der Mann ab von dem Weibe! Wenn er auf dem wilden Strom des Lebens in mancherlei Luſt und Unluſt umhergetrieben iſt, wenn Arbeit und Sorge, Krieg und Getümmel ihm Beſinnung und Selbſtmaaß genommen haben, wenn Ueberreitz und Ueberſpannung ihn unter den bewegten Kräften des Lebens faſt wieder in eine rohe und willenloſe Kraft verwandelt haben — dann lehnt er ſich auf die Hülfen des ſtillen und milden Weibes, und flehet von ihrer Heiterkeit und Liebe Geduld, Maaß, und Ruhe, ja er flehet um die in der Wildheit verlorne Vernunft:

er

er kann nur bei ihr wieder erkennen, daß er ein Menſch iſt. Sie, die immer klare, heitere, beſonnene, hält den Wilden dann ganz in ihrer Gewalt. Schon der Reitz des leiblichen Liebesgenuſſes treibt ihn mächtiger zu ihr, als ſie zu ihm; aber ihre unſichtbare Uebermacht liegt in jenen ſtillen Reitzen, in jener ſchönen Miſchung von willenloſem und willenvollem Daſeyn, wodurch ſie ihm nicht allein als eine Mittelkraft zwiſchen ihm und der Gottheit, ſondern auch als eine größere Gottähnlichkeit daſteht, als der edelſte und einfältigſte Mann je haben kann. Sie iſt wirklich der Amor der alten Fabel, der den Löwen an einem Zwirnfaden zügelt und den Vogelgreif wohin er will durch die Luft treibt. Jetzt ſind wir dahin gekommen, daß der Faden ein Ankertau geworden iſt, der Löwe fühlt oft, daß er gebändigt werden ſoll, und es entſteht ein böſer Krieg, wobei Amor wenigſtens auf Augenblicke unterliegt und wobei immer die holde Täuſchung verſchwindet, worin beiden Luſt und Spiel ward, was nun oft als Abſicht und Liſt ausſieht.

Ich werde nun von ſelbſt auf das Gleichniß zurückgeführt, das ich oben gebrauchte, und das mehr als bloßes Gleichniß iſt. Ich ſagte nemlich: „Der „Mann iſt das Bild der einzelnen Dinge, das Weib „das Bild der geſammten Dinge, oder der Welt, „das Gleichniß der göttlichen Ruhe, des Lebens an

„ſich.

„ſich. Das Weib kann alſo nur geſehen und angedeutet werden wie alles geheimſte Leben, ja wie „Gott ſelbſt. Wie Gott an der bewegten Welt offenbar wird, ſo wird das Weib offenbar an dem ſich „bewegenden Manne.„ Weiter unten ſagte ich: „das Weib ſoll ſtehen an dem Leben, und an dem „Manne.„ Was es heißt das Weib ſoll ſtehen an dem Leben habe ich eben zu zeigen geſucht, wie ſolche Dinge gezeigt werden können. Was heißt: das Weib ſoll ſtehen an dem Manne? oder was iſt das, was ich auch ſeine Anhängigkeit nannte?

Gott tritt nicht immer in das bewegte Leben hinein, er zieht ſich in die tiefſte Ruhe deſſelben zurück, und erſcheint den Sterblichen nur an ſeinen äußerſten Gränzen, oder, wann ſie am beſonnenſten und ſeligſten mit ſich ſelbſt ſind, leuchtet er ihnen wie ein milder Glanz aus den hundertmaltauſend Augen aller Lebendigen auf Augenblicke entgegen und läßt ſie in einem ſüßen Traume und ſtillen Staunen, auf daß ſie lernen, wer ſie ſind. Träte er in ſeiner ganzen Wahrheit und Herrlichkeit je vor ſie, ſie würden in derſelben Minute vor Entzücken vergehen und ſterben. In dieſem Sinn ſagte ich, daß das Weib, als ein milderes Bild des Göttlichen, nur an die Gränze des äußeren Lebens trete, daß es, wie Gott in der bewegten Welt vergeſſen wird und entbehrt werden kann, in dieſem getümmelvollen und wilden Leben auch ſcheint entbehrt werden zu können. Und in der That darin ſcheint das Weib nur als das letzte Glied des männlichen Strebens und Wirkens zu ſtehen, es verſchwindet darin wie ein bedeutungsloſes Nichts, und hat dort wirklich keine leibliche Schätzung, ſolange noch keine geiſtige Schätzung in die Welt gekommen iſt: es ſcheint da nur ein Anhang des Mannes. Aber wie Gott als das letzte Geheime und Verborgene in dem tiefſten Grunde des Seyns liegt und alle andere Kräfte ohne ihn todt und nichtig ſind, ſo iſt auch des Mannes Leben ohne Würde, und ohne Bewußtſeyn und Erklärung ſeiner Würde, wenn dieſer ſchöne Anhang, der vielen ſo ſcheinlos und ſo bedeutungslos an dem äußeren Leben zu hangen ſcheint, das innere Leben nicht in Unſchuld und Liebe trägt. Das Weib iſt dem Manne, oder — was Eins iſt — der ſittlichen Welt der Glaube, die Hoffnung, die Liebe; ſie iſt ſein irdiſcher Gott: und in dem ſchönſten aller Verhältniſſe, wovon ſich nun nichts weiter ſagen läßt, erheben ſich beide zu dem himmliſchen Gott.

Wir wiſſen jetzt das Verhältniß des Weibes zur Welt und zum Manne; aus dieſem Verhältniſſe ahnden wir nun, was des Weibes Natur iſt. So

wie

wie in ihr ein Bild iſt des tiefſten Grundes des allgemeinen Lebens, oder Gottes, ſo iſt in ihr auch ein Bild des höchſten ſittlichen Lebens, oder der Tugend. So wie der Mann das Bild der einzelnen Dinge iſt, ſo iſt er auch der Träger und Darſteller vieler einzelnen Aeußerungen der Tugend, was man Tugenden nennt: und es iſt doch nur Eine Tugend; das Weib aber als Bild der geſammten Welt iſt auch immer mehr die Trägerin und Darſtellerin der ganzen Tugend. Die Anerkennung hievon geht durch die gewöhnliche Sprache: man ſagt nicht von dem ſündlichen Manne er hat ſeine Tugend verloren, wohl aber von dem ſündlichen Weibe. Nicht daß nicht auch das Weib einzelne Aeußerungen der Einen untheilbaren Tugend an ſich trage; aber ſie können im Leben nicht ſo vortreten und vorſcheinen, als die des Mannes, und werden daher weniger gezählt und bemerkt. Tapfer, muthig, klug, arbeitſam, freiheitliebend, großherzig, ſtandhaft, todverachtend ſind edle Frauen wie edle Männer; aber dieſe Tugenden liegen am meiſten in dem Schein des getümmelvollen Lebens, wohin die Weiber nicht gehören, und wenn ſie dieſelben auch oft in größerem Maaße üben als die Männer, ſo werden ſie weniger geſehen. Wie heißen aber Weibertugenden? Unſchuld, Einfalt, Frömmigkeit, Demuth, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Sittſamkeit, und wie die ſchönen Namen vielfach klingen. Sie hören, meine liebenswürdige Freundin, daß ich lauter weibliche Göttinnen nenne, die ſich dicht mit dem Iſisſchleier verhüllt haben, die nur genannt, aber nicht erklärt werden können: es ſind die unbekannten und unſichtbaren Götter des Apoſtels, wofür uns Worte und Begriffe fehlen, ſobald wir mehr von ihnen wollen, als ſie im Glauben ſehen und anbeten. Es iſt der vielfache Glanz der Einen Tugend, die in mancherlei Farben und Schatten an dem Weibe hervorblüht, deren Strahlen aber alle in Eins zuſammenfallen, ſo daß das eine ohne das andere gar nicht gedacht werden kann. Es wäre ſchlimm, wenn der wackere Mann dieſe Tugend nicht auch hätte; aber ſie erſcheint an dem Weibe in reinerer Klarheit, als an ihm: in dem geringeren Außenleben trägt er die geringeren Farben der Tugend an ſich, er zeigt das, was man Tugenden nennen kann und wirklich ſo nennt. Schon die alten Heiden antworteten auf die Frage: *Welche iſt das beſte Weib? Diejenige, von der man am wenigſten ſpricht.* Auch haben Männer, die wirklich Männer ſind, das natürliche Gefühl, von den würdigſten, frommeſten, und einfältigſten Frauen faſt gar nicht zu ſprechen, am wenigſten von ſogenannten

weib-

weiblichen Tugenden zu ſprechen: ſie fühlen, woran ein Mann bei Weibern auch unbewußt immer erinnert werden ſoll, ſie fühlen jene heilige Schaam in ſich, die als ein zartes Engelkleid um alle weibliche Schönheit und Huld gelegt iſt. Von den guten Eigenſchaften und Tugenden der Männer können ſie viel ſprechen, denn ſie hangen an Thaten, ſie laſſen ſich an dem Eiſen und Stein, an dem Waſſer und Erdkloß, an der Arbeit und dem Krieg der Welt vielfarbig und mannigfaltig zeigen und haben an dem Leben die Majeſtät der großen Mutter abgelegt, aus deren Sonnenmeer ſie als unendliche Strahlen einzeln in die Welt hinausgeſchoſſen ſind.

So fällt uns denn mit der Einen Tugend auch der Eine Gott in dem Weibe von ſelbſt wieder zuſammen, das ſtille, unerklärliche, unbewußte Daſeyn, worauf alles ruhet und wohin alles zurückkehrt. Denn Gott und Einfalt ſind dieſelben Dinge, beide gleich unerklärlich: wo ſie gezeigt werden können, da erſcheint ihr Kleines, d. h. ihre Wirkung. Was die alten Heiden ſchon ſagten, was die Myſtiker noch ſagen: Ich bin Gott, Du biſt Gott, das fühlt jeder Gute und darf es auch ſagen, wenn er ſo ſelig iſt, daß das Bewußtſeyn des vereinzelten Lebens und der vereinzelten Tugend — was wir Tugenden nennen — ihn auf Augenblicke verläßt.

Das Weib trägt alſo das Bild des bloßen Daſeyns, des Lebens außer jenem Leben, das gewöhnlich Leben heißt, oder das Bild des eigentlich göttlichen Lebens. Es weiſet dem Manne die Glückſeligkeit und die Tugend, aber es kann ſie ſo wenig bewahren ohne den Mann, als wenig der Mann ſie ohne das Weib erkennen und gewinnen kann. Die Liebe, von einem höheren unbewußten Triebe und Bedürfniſſe durchdrungen, ſchließt zuerſt die Blume des ganzen weiblichen Weſens auf, und im irdiſchen Genuß wird beiden auch der Himmel gegeben; das Sterbliche ſtirbt tauſendmal im innigſten Liebesdurchdringen der beiden Naturen, und in den Augenblicken, wo ſie Weſen erſchaffen, die zugleich irdiſch und himmliſch ſind, werden ſie von dem höchſten Bewußtſeyn des geiſtigen Lebens durchflammt, und ſo wird, was niedrigen Menſchen das Gemeinſte iſt, edlen Menſchen das Göttlichſte. Die heilige Flamme, die ſie durchdringt, rollt mit ihnen gleichſam durch alle Adern der lebendigen Welt, und aus dem geiſtigen Leben, das ſie in der ſeligſten Selbſtvergeſſenheit und Selbſtvernichtung ausſtrömen, flattern tauſend lebendige Geiſter in ihnen empor und enträthſeln ihnen die Träume und Wahne und Ahndungen, die ihnen ſonſt auf immer unerklärlich geblieben wären. So wird eine ewige Schöpfung von Geiſt aus Geiſt, von Seligkeit aus Seligkeit, und von Tugend aus Tugend; ſo verbindet ſich das bewegte Leben mit dem ruhenden, der Dämiurg mit der Materie, und die einfachen Kinderverhältniſſe der uralten Welt ſtellen ſich von ſelbſt wieder her; ſo ſchwebt aus dieſer ſchönen Vereinigung jenes Ideal des vermenſchlichten und vergöttlichten Menſchen hervor, wo die mit irdiſchen Leibern umhüllten Geiſter und Götter ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr loswickeln, je inniger ſie ſich mit dem vollen Leibe der Natur vereinigen: jene Hoffnung der Frommen und Seher, daß endlich aller Stoff vom Geiſt durchdrungen und die Zwietracht der Geiſter und Leiber, die Jahrtauſende gewährt hat, im ewigen Frieden werde geſchlichtet werden.

Alle Völker, ſobald ſie zu einigem Sinn erwacht ſind, haben in dem Weibe mehr das Angebohrne und von Ewigkeit Beſtimmte geſehen, als in dem Manne, der als der Kämpfer und Träger des bewegten Lebens ihnen oft die Kraft und das Recht einer größern Selbſtbeſtimmung zu haben ſchien, als ihm vielleicht gebührt. Der Mann hatte und übte ſeinen freien Willen im Guten und im Böſen; aber wie das Weib einer unbekannten und unmittelbaren Nothwendigkeit zu dienen ſchien, ſo ward ſie von dem Manne oft unter einen Zwang ſeiner Willkühr geſtellt, die kein Naturgeſetz ihm erlaubte. Indeſſen bei allen Völkern,

wie

wie verſchieden auch die Lage und der Zuſtand des Weibes bei ihnen ſeyn mogte, drang das Unmittelbare, das Uranfängliche, das Göttliche, das aus dieſen holden Menſchenbildern leuchtet, doch zu hell hervor, als daß es ſie nicht zuweilen wunderbar getroffen haben ſollte. Das ſtille Daſeyn; die ſelige Selbſtbeſchauung; der helle und kindliche Blick, womit des Weibes Einfalt die Schatten der Vergangenheit und die Hüllen der Zukunft durchdringt; die überirdiſche Sehnſucht und alle überirdiſche und unbegreifliche Träume, Erinnerungen und Hoffnungen, die dem Manne nicht allein von dem ſtillen Himmelsgewölbe des weiblichen Antlitzes entgegenleuchteten, ſondern die ihm in der innigſten Liebesvereinigung wie geiſtige Blitzleuchtungen vorüberfuhren — dies alles ließ ihn in dem Weibe ſchon frühe etwas Sehergleiches und Prophetiſches ahnden, etwas, das mit dem Uranfänglichen und Geheimſten, was er ſo gern wiſſen mögte, eine innigere und vertrautere Gemeinſchaft habe, als er in ſich empfand. Nicht bloß unſere Väter, die alten Germanen, hatten ihre Alrunen und Velleden, welche Orakel ſprachen; ſondern bei allen Völkern, bei welchen das Weib nicht zur Sklavin erniedrigt war, finden wir Iſis und Pythien und Sibyllen, Stimmen unſichtbarer Mächte und göttlicher Geheimniſſe. Auch das Chriſtenthum erkannte und ehrte dies. Es erwuchs recht eigentlich aus der Sünde und dem Elend der Welt, es wandte ſich zunächſt an die Kleinſten und Niedrigſten im Volke, an die Verachteten und Unterdrückten, und durch die Lehre von Einem Vater, Einer Kindſchaft, Einem Glauben, und Einem Recht aller Menſchen erhob es auch das Weib zu der Würde, welche die rohe Gewalt, die bisher geherrſcht hatte, bei den meiſten Völkern der Erde kaum als eine Gnade verlieh. Freilich währte es lange, ehe dieſer Geiſt, der urſprünglich im Chriſtenthum liegt, wirklich in die Welt durchdrang; aber ſein allmäliges Wirken iſt in der Geſchichte gar nicht zu verkennen. Unter allen Erdenweſen, nachdem Chriſtus wieder zu Gott gegangen, war es ja ein Weib, das die höchſten Ehren getragen hatte, welche je einem Sterblichen zu Theil geworden: die Jungfrau Maria hatte einen Gott gebohren. Dieſe erhabene Geſtalt idealiſirte ſich in der chriſtlichen Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr, und andere Frauen und Jungfrauen, die in der erſten ſtolzen Schwärmerei der gedrückten Kirche die Märtyrerkrone verdient hatten, warfen auf das ganze Geſchlecht einen vielfachen idealiſchen Glanz. Begeiſterung der Liebe und Unſchuld, Demuth und Geduld, Entſagung irdiſchen Genuſſes, Sehnſucht nach himmliſcher Reinigkeit, und Bewahrung irdiſcher Reinheit

bis

bis auf die große Todesprobe — ſolches Bild ward den chriſtlichen Frauen in dem Leben der heiligen Jungfrau und in ihren vielen hundert Schweſtern vorgehalten: die Chriſten bekamen eine neue Mythologie und ganz andere Göttinnen, als die Heiden verehrt hatten. Viele dieſer heiligen Frauen waren unmittelbare Geſellinnen und Vertraute Gottes geweſen, ſie hatten wunderbare Geheimniſſe erklärt, ſie hatten die Zukunft prophetiſch verkündigt, ja manche von ihnen hatten Zeichen und Wunder gethan. Man weiß, Wunder geſchehen nur, wenn man an ſie glaubt. Dies gab unſtreitig eine höhere Schätzung und höhere Anſichten des weiblichen Geſchlechts; aber bei allem dem kann man nicht leugnen, daß nach dem Untergange der alten Welt, bei der Rohheit der Sitten und Künſte der Völker, die ihre Stellen einnahmen, der Zuſtand des Weibes immer noch lange beklagenswerth blieb. Erſt elf- bis zwölfhundert Jahre nach dem Tode des göttlichen Stifters der chriſtlichen Religion lernten die Europäer wieder geiſtig empfinden und darſtellen. Da kamen begeiſterte Prediger und Ritter und Seher und Sänger, und zum erſten Mal in der Geſchichte ward das Weib als die holdere Blume der Schöpfung anerkannt und verherrlicht. Was züchtig, was liebenswürdig, was hoch, was ſtolz, was himmliſch und göttlich war — war irgend eine

Schön-

Schönheit, war irgend eine Tugend und ein Lob — ſie ward auf die Frauen gelegt: das romantiſche Zeitalter begann. Seit der Reformation iſt dieſes Zeitalter ſchnell verblüht; das Leben iſt wieder in Zwietracht gekommen; — nicht durch die Reformation, wie manche uns einbilden wollen, ſondern die Reformation ward durch Zwietracht — die Begeiſterung iſt aus dem Leben verſchwunden, und was damals lebendig war und in Sitten, Gefühlen, Thaten, und Werken blühend und freudig lebte, iſt nur noch in todten Formen übrig, in Zierereien, Manieren, und Moden, die weder Wahrheit noch Würde haben. Weil das ganze Geſchlecht ſeit dreihundert Jahren mehr und mehr abgeſchieden ſteht von dem kräftigen Zuſtande des Mittelalters, das die jugendliche und ſinnliche Geiſtigkeit des Chriſtenthums noch tragen konnte, ſo iſt der Schein des Lebens viel leerer und ungöttlicher, viel ärmer und entgeiſterter geworden. Die bunte Blumenleiter, welche damals noch zwiſchen Himmel und Erde hing und welche die fröhlichen Menſchenkinder noch ſo leicht hinauf und hinab ſtiegen, iſt verſchwunden, und die wenigen, die noch nach himmliſchen Dingen fragen, vergreifen und verfliegen ſich unglücklich ſo leicht in der hohlen Luft, wo ihr Geiſt ſie hindurchführt, der die verlorne Blumenleiter ſchon ſo lange vergeblich ſucht.

Das Weib, das Bild der ſtillen Gottheit, durch ihr Daſeyn immer brünſtiger zu himmliſchen Dingen gezogen, als der Mann, hat freilich jenen romantiſch chriſtlichen Sinn, deſſen wir oben erwähnten, nicht ganz verlieren können; aber bei dem Mangel an Mitgefühl, bei der Geiſtloſigkeit und Stumpfheit der Menge beſteht das Chriſtenthum der Frommen jetzt mehr denn je in einer unausſprechlichen Wehmuth und einer überirdiſchen Sehnſucht. Dieſe, in der Mitte des Lebens nirgends zuſammengehalten, mit dem, was Kindliches und Einfältiges und Himmliſches auf der Erde iſt, ſich nicht ſo zuſammenfindend, wie zu den Zeiten unſerer Urgroßväter, geben edleren Seelen einen Anſtrich von ſchwermüthiger Schwärmerei, ja oft von maaßloſer und verzückter Empfindſamkeit, die dem eigentlichen Chriſtenthum fremd ſind, welches Muth, Leben, und Freude heißt. Die beſten Menſchen dieſer Zeit erſcheinen oft als ſolche, die da in ſehnſüchtiger Angſt ſind nach einem verlornen Gut. Dieſe vielleicht kränkliche Sehnſucht, dieſe ungeſtillte Brunſt läßt jetzt das Seheriſche und Prophetiſche aus manchen ſchönen Geſtalten ſo dünn und tragiſch hervorblicken, daß man oft erſtaunt davor zurückflieht; denn ſo durchſcheinend ſoll der Gott in irdiſchen Leibern nicht geſehen werden.

So ſtehſt du da in deinem Weſen, holdes Weib, eine unbewußte Blume, eine himmliſche Pflanze, ein ſpielender Singvogel, der von ſeinem Geſange nichts weiß. Dein Name heißt Einfalt, Stille, Sehnſucht, und Freude. Deine Kraft und deine Würde liegt mehr im Seyn, als im Thun, mehr im Stillſtehen, als Vordringen, mehr im Gehorſam, als im Befehl, mehr in Demuth, als im Willen. Tiefſt in dir ſelbſt beſtimmt ſcheinſt du in Sehnſucht und Liebe in die unbeſtimmte Unendlichkeit der Welt hineinzuſtreben: du warteſt der fröhlichen Stunde, wo das Weſen des Willens und Geſetzes dir erſcheinen und dich lehren ſoll, daß deine Träume in alle Himmel, deine Begierden kaum über die Schwelle hinausſchweben dürfen.

Dieſes ſtille, unbewußte Daſeyn, dieſes Ganze in ſich und doch wieder Zerfließen in Allem hat ſo unerklärliche und unbegreifliche Spiele, Triebe, Geſtalten, und Räthſel, als uns an ſchönen Frühlings- und Sommertagen, im heitern Glanze der Mondnacht, und in den magiſchen Zwiſchenakten der Tageszeiten, im Zwielicht des Morgens und Abends, vorüberwandeln und erſtaunen, wenn wir ſtill und glücklich genug ſind, die Welt in uns zu vernehmen. Das Weib, in deren Liebe und Leibe eine immer neue Schöpfung von Geiſt und Geſtalt vorgehen ſoll,

iſt

iſt deswegen wie eine ſüßtönende Vormuſik der wirklichen Muſik, ohne beſtimmtes Maaß und Geſtalt, doch lieblich wie das Waldzwitſchern im erſten Frühling: ein leichtes Vorſpiel aller Schöpfung und alles Lebens. Darin iſt und bleibt ſie ein Kind, und wie die kleinen Kinder im ſüßen Geplapper mit einer Blume, einem Zweige, einem Vögelchen, ja mit einem Stückchen Holz und Papier ſpielen und Stundenlang ſchwätzeln können, oft ganz unbegreifliche und wunderbare Worte und Geſchichten, wie aus einer weit entlegenen Vergangenheit und Zukunft, ſo daß die Alten erſtaunt Prophezeihungen und Orakel zu hören meinen — ſo ſpielt das Weib in Fantaſien, Räthſeln, und Träumen. Oft iſt ſie Tage und Wochen lang ſtumm und in ſtiller Beſchauung der Dinge befangen, dann wieder löſt es ſich plötzlich in ihr wie ein fließender Strom, der mit Gewalt aus der Bruſt bricht, und ſie weiß des Erzählens und Sprechens kein Ende. So iſt die Nachtigall in den Büſchen lange die Stumme, dann mit tiefer Wunderkehle der Liebe und Wehmuth Tag und Nacht klingend, andere Tage wieder bloße Töne des Leichtſinns und Scherzes ſpielend und uns in einzelnen kontraſtirenden Klängen und disharmoniſchen Fantaſien äffend.

So will der Mann ſein Weib haben, der ein Weib verſtehet; frei will er ſie ſpielen laſſen, wo ſie ſpielen muß, und alſo ſpielen ſoll, ſelbſt wenn das Zwitſchern und Klingeln disharmoniſcher Töne ſein Ohr zuweilen ermüdet: denn ſprechen, koſen, ſchwätzeln muß das Weib zuweilen bis zur Ermüdung. Das ſind dann Worte wie Nichts, wie dünne Seifenblaſen oder glänzende Sternſchnuppen, weder Gefühle noch Gedanken werden Wahne noch Urtheile: es iſt ein Spiel wie der Sonnenſtäubchen, wie der demokritiſchen Atomen, die noch ohne Leib und Geſtalt ſind, aber beides ſuchen. Und wie wohlthätig iſt dies für den Mann! ſo freundlich und anmuthig, wie dem ermüdeten Wanderer, der ſich unter dem Baum zur Ruhe hinlegt, der vorübermurmelnde Bach iſt, der ihn zwiſchen Wachen und Träumen durch mancherlei Töne und Gefühle mit ſich fortrollt. Das Weib wiegt die blutig wilde Unruhe ein und löſet das kalte und ſtumme Eiſen und Eis auf, das ſich in ſeiner Bruſt angeſetzt hat.

Spielet denn und ſinget und ſcherzet wie die unſchuldigen Kinder, ihr lieben Weiber! aber wiſſet auch, daß ihr nur ſpielen könnet, ſolange ihr unſchuldig ſeid. Lebe wohl, Piychidion, kleines demüthiges Blümlein, kleine wehmüthige Nachtigall!

lebe

lebe wohl, ſpiele luſtig, und lies in dem Roſen von E, in den Wellen, die deine Inſel umſpülen, alle Erinnerungen und Träume einer Zeit, wo ich in deiner Nähe lernte, welche Huld und Freude und Unſchuld in Weiberbuſen wohnet.

Sechster Brief.

Saß unterm Baume der fröhliche Alte,
Ihm zu den Knieen das züchtige Weib,
Schmiegte ſich, gleichwie den Buſen die Falte
Wärmend umhüllet, dem Mann um den Leib,
Spielend erſchienen die Kinder die kleinen,
Einige jauchzend und andre mit Weinen.

Pſyche, mein Liebling, was brennen die Wangen
Dir bis hinauf zu den Augen ſo roth? —
Vater, ich habe mir Würmchen gefangen,
Bunte und blanke, das koſtete Noth;
Sieh nur die Flügel, die goldenen Augen —
Töchterchen, bunte Geſellen nicht taugen.

Zephyr, mein Bübchen, was hüpfeſt du munter?
Warum ſo ängſtlich zuſammen den Hut? —
Vater, es ſitzen viel Vögel darunter,
Nachtigallkinder und lerchige Brut. —
Spiele, mein Bübchen, und brauch das Vergnügen!
Sind ſie dann flügge, ſo laſſe ſie fliegen. —

Lili,

Lili, mein Kleinſtes, was trägſt du die Schürze
Alſo gerůndet? was haſt du darin? —
Vater, du weißt es, nur ſüße Gewürze,
Blumen, und Kräuter begehret mein Sinn;
Roſen, Konvallen, und blaue Violen
Ging ich aus Wieſen und Büſchen zu holen:

Engelein, Vater, auch hab' ich geſehen,
Oder auch Träume; ſie hatten ihr Haus
Sich in den Blumen gar luſtig erſehen,
Schwirrten mit buntem Gefieder heraus,
Grüßten ſo ſchöne und flüſterten leiſe —,
Lili, mein Jüngſtes, iſt immer die Weiſe.

Aber ihr beide, was habt ihr gefangen?
Murmur mein Grübler, und kleine Mimi?
Laſſet die Köpfe ja fürchterlich hangen —
Vater, das Spielen gelinget uns nie;
Wahrlich doch meinen wirs beſſer, als jene —
Alſo der Knabe, und wiſchte die Thräne.

Siehe, wir waren ins Dickicht gegangen,
Hoch auf die Berge, die Felſen hinan,
Dachten was Großes und Rechtes zu fangen;
Wir ſind die älteſten, und müſſen voran.
Als wir ſo gingen, da hörten wir's lärmen,
Sumſen, und ſauſen, wie Bienen, die ſchwärmen.

Lieb,

Liebliches Wunder! ſie kamen geflogen
Schimmernd von Farben und prächtig und ſchön,
Wie in dem Strome die funkelnden Wogen
Unter dem leuchtenden Sonnenſchein gehn,
Hängten ſich ſcherzend an Blüthen und Ranken,
Luſtige Dinger, und heißen Gedanken.

Wir mit den Körben die Schönen zu fangen
Liefen im ſüßen Vergnügen wie toll;
Aber wie iſt es uns traurig ergangen!
Meinten, wir hätten von Freude ſie voll,
Als ſie auf einmal die Deckel zerbrachen,
Stachlichte Dinger, die biſſen und ſtachen.

Lächelnd der Vater: Thut hübſch wie die andern,
Bleibet hier unten, und ſpielet wie ſie.
Immer wirds ſchlimmer, je höher wir wandern,
Und was wir ſuchen, das finden wir nie,
Und wenn wir gehen was Rechtes zu fangen,
Stechen uns Hummeln und Weſpen und Schlangen.

So ſpielen wir mit einander, meine holden Kindlein, und haben in dem vorigen Briefe geſpielt. Wir haben gelauſcht, was Gott der Herr wollte, als er die Männin ſchuf und ſie ihrem Adam zuführte. Nun wollen wir ſehen, wie wir unſre kleine Eva, oder Pſyche, oder Lili erziehen müſſen.

Ei!

Ei! Ei! ſo müſſen wir ſie doch erziehen? ſo muß ſie doch gebildet werden? ſo iſt dieſe Darſtellerin und Trägerin der ſeligen und ruhenden Welt, dieſes Bild des Lebens an ſich, dieſes Bild des unſtörbar ſeligen Gottes doch noch nicht fertig? Nun freilich ſo geht es mit allen euren Angebohrnen und Urgebohrnen, und Unmittelbaren, und Unbedürftigen. Erſt ſagt ihr es iſt, und dann kömmt der hinkende Bote nach es muß werden.

So, meine Pſychidion, werden viele hohnlächelnd ausrufen, die bei dem Gefühl, daß ſie nichts ſeyn würden, wenn ſie nicht etwas geworden wären, ſogleich erzürnt aufſchreien, wenn man an geheime Kräfte und heilige Verhältniſſe erinnert, die durch nichts weder erſetzt noch erklärt werden können, man habe ſie denn in ſich. Denn das wollen ſolcherlei Menſchen nie begreifen, daß, wenn man ſagt, in dem großen Urſprünglichen ſei alles, man damit keinesweges behauptet, daß es nicht noch Kleines und Kleinſtes geben kann, das, eben weil es ſo klein iſt, durch Menſchenkunſt und Menſchenwitz zum Gebrauch und zur Freude dieſes Großen eingerichtet, und, da es einmal Anhängſel iſt, ihm an der ſchicklichſten und bequemſten Stelle angehängt werden kann. Aber freilich will ich dieſer Art es frei ins Geſicht ſagen, daß es beſſer iſt, gar nicht zu erziehen und zu bilden, als dieſes Halbweſen zwiſchen Menſchenthum und Aefferei länger fortzuſetzen, wodurch unſere Buben und Mädchen gedeihen, wie es am Tage iſt. Doch will ich mich ihnen dabei ſo weit bloß geben, daß ich geſtehe, daß das Menſchengeſchlecht von Anfang an der Erziehung bedurft hat. Zuerſt hat Gott es erzogen durch kindliche Eingebungen und Offenbarungen, dann durch den Reitz der Leidenſchaften und die Noth der Elemente, zwiſchen welchen ſchon der unmündige Säugling der Natur hin und her geriſſen ward. Denn nachdem ſich durch die Verſchmelzung, Kryſtalliſirung, und Bindung der Zeit Manches als bleibende Form, Anderes nur als wandelbarer Geiſt dieſer Form feſtgeſetzt hatte, kam die bewußte Kunſt nach, durch das Leben ſelbſt gelehrt, und der Menſch, ſo wie er fortſchritt, trat immer mehr in des unmittelbaren Gottes Stelle. Aber er hat nun vergeſſen, wer Gott iſt, und wer jener glückſelige Menſch war, deſſen kindliche Unſchuld man ſo gern durch Gott ſelbſt unterweiſen will. Kunſt ſoll freilich ſeyn, was der Menſch mit ſich treibt; aber wenn man durch die Kunſt Künſte machen will, ſo geht es einem, wie den ſchlechten Dichtern, die in dem Gigantiſchen und Schimmernden alles ſetzen und immer das Bild aus dem Bilde hervorſteigen laſſen, wodurch alles ſich in fratzige Unnatur und bombaſtiſchen Wortdunſt auflöſt.

Erzogen werden muß der Menſch; denn er iſt ein Geſchöpf mit Kunſt, ihm ward Kunſt für den Inſtinkt der Thiere. Aber man muß nicht erziehen an dem, was nicht erzogen werden kann, noch ſoll. So, in dem Bewußtſeyn, daß man durch eine ſchlechte Kunſt allen Naturgrund erſchüttert und entweiht hat, arbeitet man immer auf das hin, was ſtill und unberührt gelaſſen werden ſollte; denn der Verdorbene ſetzt voraus, alles ſei verdorben von Anfang. Dieſe Albernheit und Sündlichkeit verfährt ſich an Knaben und Mädchen, iſt aber bei den erſten weniger gefährlich, weil ſie von Anfang an mehr das Bedürfniß fühlen, auch viel Kleines und Unbedeutendes durchzugehen und zu lernen, als die da für das kleine unbedeutende Leben der äußeren Welt eben beſtimmt ſind. Die armen Mädchen dagegen lehrt man grade aus einer unverſtändigen Angſt, als ob ſie ungebührlich in die Wildheit hinein wollen, ſchon in den früheſten Jahren manche Geſchichten und Begebenheiten jener Wildheit kennen, die ſie ſonſt vielleicht nie erfahren hätten und nie ſo zeitig hätten erfahren ſollen: eben ſo unweiſe, als der wohlmeinende Eifer jener Erzieher war, welche Knaben von zwölf und vierzehen Jahren in Spitäler und Lazarethe führten, um ihnen die Gefahren der irdiſchen Venus in der ſcheußlichſten und abſchreckendſten Geſtalt zu zeigen. Sie erreichten ihren Zweck nicht, aber wohl erreichten ſie etwas Anderes, was ſie nicht wollten: ſie entweihten durch einen ſchändenden Anblick die heiligen Myſterien der Geſchlechter und blieſen den zarten Blüthenſtaub der Fantaſie von den jungen Herzen, wodurch das künftige Leben allein ſeine Herrlichkeit bewahren kann. Wir ſind allerdings in einer ſchlimmen Lage: etwas muß immer gethan werden, und ohne feſte Sitten verliert ſich auch unſer gediegenſter Ernſt in einzelnen Verſuchen. Was meine ich mit feſten Sitten? Ich meine, daß das Kunſtgeſchöpf Menſch nicht kunſtlos ſeyn darf; kunſtlos aber iſt er, wenn er meint, ſeine Kunſt beſtehe in Künſten, ſo wie er ſicher ohne Tugend iſt, wenn er faſt nie von Tugend, aber viel von Tugenden ſpricht.

Kunſt des Menſchen im weiteſten Umfange iſt alles, wodurch er ſich in jenem Zuſtande behilft, wo er nicht mehr von der Liebe Gottes und der Gewalt der Natur unbewußt geführt und getrieben wird, ſondern wo er ſich ſelbſt etwas Bleibendes und Beſtändiges ſetzet, ſeinem Leben ein Maaß ſtellt und ſeiner Thätigkeit ein Ziel: kurz, wo er anfängt ſich ſelbſt zu beſtimmen und einzurichten. Da wir von Sitten ſprechen, ſo kann man dieſe Kunſt auch Zucht oder Diſciplin nennen. Wird der Menſch ſo künſtlich, d. h. ſo übermüthig auf ſeine Kunſt, daß er ſie in vielerlei

Künſte verwandelt und dieſe älteſte und höchſte Kunſt, wovon wir eben ſprachen, als eine der unbedeutenden betrachtet, ja als eine derjenigen, die dem durch Geiſt und Wiſſen Befreieten ziemlich entbehrlich geworden, ſo iſt über Erziehung und Leben kaum noch vernünftig zu ſprechen. Denn wenn der Narr alles machen und nachmachen will, ſo vergeht alles, was Gott gemacht hat. Alle die Worte alſo, die ich nun ſagen werde, ſind völlig überflüſſig, wenn es an Zucht fehlt; dann laß ſie glätten und ſchleifen und bilden und künſteln, ſo viel ſie wollen — es werden nur Affen und Aeffinnen. Dieſe Zucht iſt keinesweges ſo ſchwer, als die meiſten ſich einbilden, am wenigſten ſchwer iſt ſie dem Menſchen, der ſich ſo wunderleicht an alles gewöhnt. Ja, wenn auch alle rings umher eitle Thoren und kümmerliche Sünder ſind, ſo hat jeder einzelne Hausvater und Hausmutter es in ihrer Gewalt, mit ernſtem und frommen Sinn um ihr Haus einen Kreis zu ſchließen, worin alles Stille und Heilige fröhlich und unſchuldig aufblühen kann. Denn wie der Menſch für Kunſt die Anlage hat, ſo hat er ſie für die Gewohnheit und Sitte. Zieht er die feſte Burg dieſer Gewohnheit und Sitte um ſich und die Seinen, zeigt er eine feſte und einfältige Geſtalt des Lebens, ſo werden Gott und die Natur von ſelbſt entwickeln, was ſie in die Herzen ſeiner Töchter gelegt haben.

haben. Einfalt, Frömmigkeit, Unſchuld laſſen ſich mit Worten nicht lehren; ſie ſind uranfänglich, der Grund alles höchſten Lebens, aber ſie bleiben in Nacht verhüllt, wenn nicht aus den ſtillen täglichen Umgebungen, aus den Sitten und dem Sinn des Hauſes die Strahlen ausgehen, wodurch ſie hervorgelockt werden. Den Mädchen vor allen Dingen muß alles Sitte bleiben; denn Frauenliebe hat die Sitte, die nirgends iſt als im Hauſe, zuerſt als ein Menſchengeſetz gebunden. Das Haus und der Garten des Vaters, die nächſte Wieſe, der nächſte Baum, die müſſen ihnen ſo lieb und heilig werden durch Gewohnheit, daß ſie nur zitternd an die Weite denken als an ein Gewimmel von Gefahren, und daß, auch wenn ſie einmal in dieſer Weite ſind, ſie ſehnſüchtig in ihre Enge zurück wollen. Vor allen Dingen hält man die Mode und ihre Launen fern von Kindern und Jungfrauen. Dies kann man aber nur, wenn das Haus davon rein gehalten wird. Nun ſind wir dahin gekommen, daß auch oft bei den guten Menſchen das ganze Haus Mode und nichts Sitte iſt. Denn was iſt Mode anders als eine kleine Nachzitterung irgend einer kleinlichen Bewegung und Begier in der Zeit, welche das ganze Leben kleinlich und elendig macht und mit Unruhen, Launen, Gelüſten aller Art ins Haus zieht! Hat dieſe launiſche und lüſterne Teufelin ſich

ein-

eingeſchlichen, ſo iſt die Einfalt und Sicherheit des Lebens dahin: das Herz will immer hinaus, und meint die Spiele und Scherze, die ſie ihm vorgaukelt, da draußen wirklich zu finden. Dieſe Sitte muß jetzt freilich, da die meiſten Menſchen von ihr nichts wiſſen wollen, mit Kunſt und Bewußtſeyn um das Haus gezogen werden, und iſt dieſes Haus wirklich in ihren Burgfrieden geſtellt, ſo haben ſeine Töchter das erſte Nothwendige, das beſſer iſt, als alle andere Erziehung.

In dieſem Frieden ſollen ſie auch erhalten werden, wo möglich ſo lange, bis ſie als Frauen in andere Häuſer ziehen. Das väterliche Haus mit allen ſeinen ſtillen Freuden, Spielen, und Feſten, mit allen ſeinen Geſchichten und Erinnerungen ſei das Kloſter des Mägdleins, wo ihre Kindheit und Jugend verſchloſſen iſt und ſich allein auf den goldnen Flügeln der Fantaſie in die Weite hinauswiegt. Sie bringt ein Herz voll Sehnſucht, Liebe und Freude in das Haus, wohin ſie zieht; denn an die arme Welt hat ſie von ihrem Reichthum nichts verloren. Nie verlaſſe ſie dieſe heilige Hut ohne ihre Aeltern, oder einen Bruder und eine Schweſter, die ihr durch Alter und Liebe an Aeltern Statt ſeyn können, und ziehe auch dann nur in die Häuſer naher Verwandten, oder anderer einfacher und redlicher Menſchen. Nicht in die wil-

den

den Poſſen und Getümmel der Jahrmärkte, nicht in Schauſpielhäuſer, nicht auf Spaziergänge und Ballſäle der Pfauenſchwänze bringe man ſie vor dem achtzehnten, zwanzigſten Jahre. Da iſt alle Lüſternheit, Abgeſchliffenheit, Eitelkeit heimiſch, und lauret, wie ſie das Unſchuldige verderbe. Höchſtens wann ein hohes Feſt ſteht, Gott, dem Vaterlande, oder einem Erfinder, Stifter, Helden geheiligt, wo das ganze Volk aus dem kleinen eitlen Leben zu größerem Jubel und Glanz der Gemeinſchaft fortgetragen wird, führe man auch ſie hinein, daß ſie vor dem Leben zugleich erſchrecke und erſtaune, und Wunder zu ſehen glaube, die nur in ihrer Fantaſie ſind. Denn hätten wir Staaten, wo das Hohe und Freie des Menſchen oft angeſprochen würde, unſre Sitten auch würden höher und kühner gehen; denn Eine große Luſt, die in lebendigen Flammen gehalten wird, verſchlingt die vielen kleinen und elendigen Begierden, wodurch die Sünde ſich im Leben feſtwurzelt.

Iſt das Haus auf dieſe Weiſe von Gewohnheit und Sitte umſtellt, daß das ſchönere Leben von ſelbſt keimen und ſproſſen kann, ſo fallen alle die kleinlichen Nothbehelfe weg, womit man das Unerſetzliche erſetzen will, jenes Wortgeleyer von Nichts, jenes Geſchwätz von weiblicher Tugend und Unſchuld, jenes Bearbeiten und Beſchleifen des Gefühls, womit man unvergleichliche, engliſche, ſeraphiſche, himmliſche Weiber zu machen verſteht, Inhaberinnen jeder Huld und Zartheit, aber womit man die letzten Spuren von Unſchuld wegwiſcht, wodurch ſie ſich im Leben noch halten könnten. Und doch wie lange ſchon hat man geſehen, daß man damit den Zweck gänzlich verfehlt! Für die Buben iſt eine ſolche Behandlung viel weniger gefährlich, als für die Dirnen. Sie ſind wilder und heftiger, ſpröder und biegſamer zu gleicher Zeit, ſie haben mehr Regelloſes und vertragen alſo das Regelloſe eher, weil ſie eher vergeſſen. Sie ſind in dieſen Unterrichtsjahren viel liebevoller, gutmüthiger, und in allen Gefühlen und Neigungen abhängiger und dankbarer, als die Mädchen, die nun faſt ganz auf eignem Grunde ſtehen können. Später freilich kehrt ſich das Ding mehr um. Wenn alſo auch etwas Verkehrtes mit ihnen vorgenommen wird, ja ſogar, wenn ſie Unrechtes leiden, ſo verwiſchen ſich die Eindrücke um ſo ſchneller, je mehr ſie jetzt ſchon mit unwiderſtehlicher Gewalt in das äußere Leben hineingeriſſen werden; und iſt in den verkehrt meiſternden und unrecht handelnden nur Güte und Wohlwollen, ſo bedeckt das der Sünden Menge. Die kleinen Dirnen aber ſind beſonnen und ſchlau, ihnen zeigt und thut man nichts umſonſt verkehrt; das Meiſtern und Vermahnen verklingt in die hohle Luft, und mit Fingern, und Münden, und Augen, und Mienen wiſſen ſie einander die Dummheit der Alten zuzuwinken und zuzuflüſtern. In das eine Ohr hinein und aus dem andern heraus gilt recht eigentlich von ihnen. Denn alles, was Plan, Abſicht, Liſt verräth, errathen die kleinen Hexen nach einigen wenigen Scharmützeln, und iſt man mit ihnen erſt auf dem Wege der Kunſt, ſo äffen ſie die Lehrer und Meiſter allenfalls ein Jahrzehend, ohne daß dieſe gewahr werden, wo ihre Lehren hingehen. Vor allen aber iſt es lächerlich und verderblich, wie man ſich und die Mägdlein zerarbeitet und abängſtigt, ſie zu gefühlvollen und gottesfürchtigen Menſchen und zu ſanften und gefälligen Weibern ihrer Männer zu bilden. Dies kann man bis zum Ekel hören und leſen — denn alle Bücher über weibliche Erziehung ſind voll davon — und dabei kann man auch bis zum Ekel lernen, wie weit wir abgekommen ſind von dem geraden und einfältigen Leben unſerer Großmütter.

Herz und Gefühl ſind dem teutſchen Volke ſehr bedeutende Worte. Wir ſind die Menſchen des Gefühls; wir verſtehen das Herz; wir richten alles durch das Herz; wir vergeſſen alles über dem Herzen: Herrſchaft, Freiheit, Vaterland, Ruhm, alle Weite und Freude des Strebens und Lebens geben wir auf und ziehen uns in den engſten Kreis zuſammen, wenn wir wiſſen, daß in ſeiner Verborgenheit und Dunkelheit für unſer Herz nur irgend eine ſtille Freude noch blühet. So ſagt man von uns, und ſagt es nicht ganz unrecht, obgleich das Lob ſehr zweideutig iſt, beſonders, wenn man von Männern redet; denn die ſollen das große Herz haben, alles was an dem kleinen Herzen hängt, und ſei es noch ſo ſüß, über dem Größten zu vergeſſen. Man will unſre Pflichtvergeſſenheit, unſre Faulheit, unſre Gleichgültigkeit gegen Volk und Vaterland mit etwas entſchuldigen, das wir daheim nur genießen dürfen, wenn wir draußen redlich und tapfer gearbeitet und geſtritten haben. Für unſer Herz und ſeine ganze Geſchichte haben wir Worte, die vielen Völkern ganz fehlen: ein Beweis, daß hier eine ganz eigene Tiefe unſers Karakters liegt. Aber unſere Sehnſuchten, Schwärmereien, Empfindſamkeiten, an ſich die Bezeichnungen heiliger Dinge, ſind ſogar etwas Schlechtes, wenn wir uns durch und für ſie von dem Leben ſondern und uns für ihren Genuß auf dem weichlichen Pfühle der Zurückgezogenheit ſonnen wollen. Dies nun, was freilich herrlich iſt, was wir aber durch Misbrauch und Uebermaaß entweihen, ſoll ich noch durch verfeinernde Pflege zu einem üppigen Wuchs treiben, da es ſchon wild zuſehr wuchert? Und wären unſere Frauen und Jungfrauen dieſes Herzens, dieſes zarten und feinen Gefühls auch bedürftiger, als ſie ſind, wie läßt ſich ſolches Innere entwickeln und bilden, als an dem ſtillen und heitern Spiegel der Zucht und Sitte des Hauſes, an den täglichen Beiſpielen der Freude, Liebe, Sanftmuth, und Freundlichkeit des Hauſes, worin ſie leben? Aber wahrlich ſie bedürfen hier gar nicht weiter geführt zu werden; eher ſollte man ſie zurückführen von einem Zuviel. Ich habe oben ſchon darauf hingeſpielt, welch eine epileptiſche Empfindſamkeit, eine aus dem Leben und ſeinem geſunden Kern herausfliegende Weichlichkeit des Gemüthes in unſerer Zeit häufiger gefunden wird, als recht iſt. Wir bedürfen wahrlich eher ſtarken Weins, um das dünne Waſſer zu kräftigen, als daß wir ein noch dünneres Element darunter gießen ſollten. Nein, man gebe unſern nordiſchen Frauen, die durch die Maaßloſigkeit und Geſtaltloſigkeit des Klimas und Zeitalters mehr als recht in das Ueppige und Zerfließende der Gefühle hineingelockt werden, andere Empfindungen, die uns grade noth thun; man lehre ſie, welche Kühnheit, welche Feſtigkeit, und Freudigkeit dem Herzen und Leben eines Chriſten und einer Chriſtin wohl ſtehen; man lehre ſie, welche

Würde

Würde darin iſt, Mutter tapferer und männlicher Söhne zu ſeyn und durch die erſte Religion der Liebe, die an der Mutterbruſt eingeſogen wird, die jungen Herzen für das Unſterbliche und Göttliche zu entzünden; man lehre ſie, daß ſie auch Thaten thun können, zwar unſichtbare und ungehörte, die aber einſt mit ihren Kindern draußen in Herrlichkeit und Kraft auftreten werden.

Auch fromm und gottesfürchtig will man die liebenswürdigen und ſpielenden Geſellinnen des Mannes bilden. Das iſt löblich; denn ein Weib, das nicht fromm und gottesfürchtig iſt, heißt mit Recht ein Ungeheuer. Aber wahrlich hier helfen Worte nicht, und es bedarf auch keiner Worte. Durch ihr ganzes Weſen ruht das Weib ſchon in Gott und iſt ſogar ein ſchönes Gleichniß des göttlichen Lebens: da laſſe man es ungeſtört. Gott wird nie gelehrt, er ſteigt nur empor in uns durch das Zuſammenhalten des ſtillen Herzens; ſein Wirken und Wollen wird nie anders gewieſen, als durch das fröhliche und einfältige Leben der Guten und durch den Wunderglauben an die unſichtbaren Mächte, die er in die Welt und in das Menſchenherz gelegt hat: ein Glaube, der noch täglich Wunder thut, am meiſten in den keuſchen und züchtigen Buſen der Frauen. Und will man die Mägdlein ja lehren, wo die

Religion in der Geſchichte ſteht, o ſo ſei man ſelbſt zuerſt kindlich und einfältig, damit man die Kinderſprache könne, worin über ſo heilige Dinge allein recht geſprochen werden kann, ſo daß alle Geſchichten lebendige Wunder und Fabeln bleiben und ſo wieder Lebendiges und Luſtiges erzeugen. Denn weil man dieſe ſo einfältige und doch ſo klare Kinderſprache verlernt hat, ſo iſt alle uralte Ueberlieferung von dem Umgange der Götter und Engel mit den Menſchenkindern nichts als eine todte und leere Geſchichte geworden, und das höchſte und innigſte Tichten des menſchlichen Herzens ſteht in der kalten Verſtändigkeit und bewußten Leerheit des Zeitalters allein da und ſucht vergebens, wem es ſich verkündigen könne.

Das Allerabgeſchmackteſte dieſer ſogenannten zweckmäßigen Erziehungen, wodurch man ſo viel auszurichten meint, iſt die Bildung und Modelung der Mägdlein mit dem Hinblick auf den künftigen Mann. Sanftmuth, Milde, Nachgiebigkeit, Geduld, Hingebung — herrliche Dinge an Männern und Weibern — ſucht man recht eigentlich aus den Wurzeln der weiblichen Natur an das Licht hervorzureiſſen und bearbeitet ſie als eben ſo viele Tugenden, die an ſich gar viel bedeuten. Ja ſobald die Dingelchen nur ein wenig begreifen — was ſie viel früher können, als die Buben — ſo zeigt man ihnen den Mann und Verhältniſſe, die daran hangen, im Hintergrunde, und knüpft daran beiläufig viele andere ſchöne Moralien, Sprüche, und Beiſpiele. Dies ſcheint vielen Müttern und Meiſterinnen junger Herzen gar was Nothwendiges und Erſprießliches, und doch iſt es eine wahre Schändung der unſchuldigen Jugend. Das Weib ſoll, wie wir ſahen, nur Eine Tugend, Eine Unſchuld, Ein Leben haben; bei dem Manne zerbricht und vereinzelt ſich alles mehr: er ſoll ja in das Einzelne und Gebrechliche des Lebens hinein. Das Weib ſoll die ganze Fülle der Liebe und Sehnſucht, das ganze unbewußte Kleinod ihres Herzens dem Manne darbringen; ſie ſoll im ſpäteren Leben, wann die Kindlein um ſie blühen, wann ihr Haus ſie in einzelnen Geſchäften und Pflichten mehr zertheilt, doch kaum ahnden, daß das Leben und die Liebe getheilt werden könne. Wenn man nun in dieſen ſchönen Jahren der Weichheit und Bildſamkeit ihr dieſe einzelnen ganz guten Eigenſchaften des Weibes als viele beſondere Tugenden und Herrlichkeiten zeigt; wenn man ihr einbildet, daß dieſe alle für ſich etwas bedeuten und mit Mühe und Kampf gewonnen und bewahrt werden müſſen — ſo wird ſie befangen und eitel, ſie verliert jene angebohrne Demuth, jene ſtille Unbewußtheit, wo alles Gute und Holde, was ſie in ſich trägt, nur durch die ganze Liebe und Wonne des Herzens etwas bedeutet — Und die Worte! die Worte! welch ein misliches Ding iſt es um ſie, wenn ſie klingen, wo kaum gelauſcht werden darf! Wenn die thörigten Menſchen doch beherzigten, daß jedes Wort ein Gedanke iſt! Und dieſe armen Mädchen! wie geht es ihnen! Man will ſie wohl rüſten und waffnen, daß ſie ihr eignes und des Mannes Herz halten können, man will ſie ihm gleichſam zubereitet in die Arme geben, daß er nur ſeine Freude und Luſt an ihnen habe und durch nichts Ungleiches noch Abſtoßendes geſtört werde; aber wie wenig kennt man das Menſchenherz! Die Griechen nennen in ihrer Sprache die Jungfrau die Ungezähmte oder Ungebändigte; ſo hieß beinahe auch der Diamant, der nur in ſeinem eigenen Staube zu Glanz ausgeſchliffen werden kann. Dieſe Benennung lag wohl an ſich nicht tief, es war ein gemeines Bild, aus dem gemeinen Leben hergenommen; aber man dachte doch daran, daß es der Mann ſeyn ſollte, der die Ungebändigte und Ungezähmte bändige, zähme, gewöhne — Und ihr lieben Leute, ich will es euch kurz ſagen, dies will der Mann, denn dies will die Natur. Je edler dieſe jungen Menſchen ſind, deſto mehr müſſen beide bei ihrem Schritt ins Brautbett als rohe Diamanten erfunden werden, die durch die ſüßeſte

Gemeinſchaft einander Glanz und Licht geben ſollen. Denn Ungleichheit, Kampf, Widerſtand muß ſeyn, wo Liebe und Leben ſeyn ſoll. Dies iſt der Eros und Anteros der Fabel, jener ſüße Streit und Widerſtreit in Liebe, wodurch alles geworden iſt und beſtehet. Dieſe Art thörigter Erziehung aber, wovon wir ſprechen, neutraliſirt das Weib für den Mann, ſie hebt den Reitz der entgegengeſetzten Elektricität auf, wodurch in die Vereinigung der Geſchlechter und in das Geheimniß der Zeugung allein lebendiger Geiſt und luſtiges Leben kömmt. Die Arme hat die ſchöne Ungleichheit, die ſchöne Abſtoßung und Anziehung verloren, wodurch die Natur ſie dem Manne ſo unentbehrlich gemacht hat; ſie bringt Ruhe, wo er Kampf will; ſie will gleiches Leben, wo er will, daß ſie anderes wollen ſoll: und ſo mit aller Freundlichkeit, Sanftmuth, Güte, Geduld ſchafft ſie ihm ein gar mattes und langweiliges Leben. Wiſſet ihr, woher das kömmt? Jene genannte Eigenſchaften ſind allerdings verehrlich an Frauen, ja ſie ſind bei allen rechten Frauen ſchon von Natur mehr da, als bei den Männern; aber es iſt ſündlich, ſie ſo einzeln aus ihnen hervorzutreiben, ſie ihnen als einzelne Schutzwaffen mitzugeben, da ſie in der ganzen vollen Rüſtung des Gemüthes mitbegriffen ſeyn müſſen. Denn das iſt das Unglück dieſer Erziehung, daß das Weib denken

lernt,

lernt, daß ſie beſonnen mit Gedanken kämpfen will, wo der Mann ganz etwas Anderes erwartet. Streit mit ihr will er, aber einen ſüßen Streit, nicht dieſen langweiligen, den er außer dem Hauſe gewöhnlich den langen Tag durch hat: nicht dieſen elendigen, worin ſein Gegner ihm nie gewachſen werden kann. Die volle Liebe, das ganze Herz, und ihre lieblichen Kampfſpiele im Ernſt und Scherz muß die Frau mitbringen, ihre ganze Ungleichheit und Verſchiedenheit von dem ähnlich aber nicht gleich geſchaffenen Manne muß ſie unbewußt ihm entgegenſtellen. Iſt er ein Mann, welche Freude wird ihm hieraus erblühen und wie wird er die milderen und zarteren Schatten weiblicher Huld liebend auf ſein Leben herablocken, und ſie lehren, wo ihre Herrſchaft iſt und wo ihr Gehorſam! Will man gutmüthig, aber unverſtändig den natürlichen Streit zwiſchen den Geſchlechtern aufheben, ſo ſchaffe man künſtliche Streite, die oft ſchlimmen Hader unter Menſchen zeugen, die zu gut ſind, als daß ſie ſolches erleben ſollten.

Wozu dies alles? werdet ihr mich fragen, meine beiden lieben Kindlein. Zu weiſen, daß in dem Selbſtbewußtſeyn, in dem Schein einer Art männlichen Willens und männlicher Ueberlegung das Unglück und die Sünde der Weiber auf allen Seiten beiſammen liegt. Sie verlieren jenen heiligen Zauber, jene Aehnlichkeit höherer und prophetiſcher Naturen, jenes liebliche Bild ewiger Jugend, wodurch ſie den Mann ſo unausſprechlich anziehen. Die tiefe Fantaſie, die gleich Blumen und Träumen in ihrer Unſchuld und Unbewußtheit wie in einer unaufgebrochenen Frühlingsknoſpe liegt, alle die Huld und Schönheit, die mit unendlichen Sehnſuchten, göttlichen Geheimniſſen, und überſchwänglichen Freuden den Mann locken und feſſeln, verſchwinden durch das gefährliche Spiel mit Gedanken, und alle guten und böſen Künſte, womit ſie den Mann halten wollen, ſind vergeblich, wenn ſie den myſtiſchen cytheriſchen Zaubergürtel verloren haben. Denn ſobald das Weib alles weiß, was ſie thut und warum ſie es thut, weiß der Mann auch alles: es iſt kein Geheimniß und kein Reitz mehr. Dann kömmt es dahin, daß die Schuld der Mattigkeit und des Unglücks ihres Lebens von dem Mann in dem Weibe und von dem Weibe in dem Manne geſucht wird; ſie meinen oft anderswo zu finden, was ſie bei ſich nicht haben, und in dem jammervollen Zirkel wächſt zuletzt Sünde aus Sünde.

So iſt es, und dies große Leid der Zeit kann man alle Tage ſehen. Aber weil es ſo gemein iſt, wiſſen wenige darum, woher es kömmt, und viele werden mich ſchelten als einen argen Deſpoten, der unter dem Schein des Glücks und der Tugend die armen Weider um Freiheit und Willen betrügen und ſie durchaus von dem Manne abhängig machen wolle; denn unter allen den blanken Gleichniſſen von Göttern und Blumen und Engeln ſtecke am Ende doch der Schalk, der wolle, das Weib ſolle ihm auf Gnade und Ungnade hingegeben werden, völlig ungerüſtet, ungebührlichen Verſuchen von Herrſchaft ſich zu widerſetzen; unter den ſchönen Scheinen von einer höheren Natur wolle man ihr ſogar das Gemeingut des Menſchen, den Willen, ſtreitig machen: mit ungebildetem und ungeübtem Verſtand, mit unentwickelten Talenten, mit voller Unkunde der ſchwierigen Verhältniſſe, worein ſie trete, wolle man ſie als eine willenloſe Kreatur dem Manne hinwerfen.

Ich kann dies ruhig anhören. Allerdings wollen wir ſie willenlos behalten, ſoſehr dies möglich iſt; denn je weniger ſie hat von dem Willen, welchen man gewöhnlich meint, deſto größer iſt ihre Stärke und deſto unwiderſtehlicher ihr Reitz. Ja, eine willenloſe gehorſame Kreatur ſoll ſie ſeyn. Wollte Gott, der beſte Mann könnte ſo willenlos werden, als das beſte Weib es iſt! wollte Gott, er würde nicht jede Minute erinnert, daß er unbewußt und unbefangen nicht lange kämpfen kann auf dem Felde, wo ihm die Rennbahn abgeſteckt iſt! wollte Gott, alles könnte bei ihm ſo Gewohnheit und Fertigkeit werden, wie das Weib

ſein

ſein Schönſtes in angebohrner Stille und Geſammtheit des Gemüthes trägt! Hieher geht er wallfahrten zur heiligen Stätte der Ruhe und Frömmigkeit, des Glaubens und der Hoffnung; hieher geht er, daß er auf Augenblicke vergeſſe, wie elend es macht, immer zu empfinden, daß man als ein beſonderes Leben allem andern Leben im Streit gegenüber ſteht — und hier ſoll der kleinliche Krieg noch kümmerlicher wieder beginnen, wenn das Weib auch mit Gedanken und Urtheilen ſcharmützeln will?

Doch genug für heute, meine lieben frommen Kinder! Ihr kennet Demuth und Liebe, ihr kennet die Macht des ſtillen Wortes und des ſanften Blickes, ihr kennet die Gewalt, die von dem flehenden Aug eines Weibes ausgeht, wie Shakeſpeare ſpricht: wann Weiber bitten, ſo befehlen Götter. Dinge und Verhältniſſe, die fein ſind wie dieſe, können nicht weiter gewieſen werden; ich fürchte, ich habe ſchon zu viel davon geſprochen. Gott behüte euch und alle fromme Seelen in eurer Einfalt!

Sie-

Siebenter Brief.

Ich blieb geſtern, meine Pſychidion, abſichtlich an einer ſchroffen und gefährlichen Gränze ſtehen, deren Uebergang wahrlich ſo leicht nicht iſt, als es manchen dünken mag. Das Weib, damit ſie glücklich ſei und glücklich mache, ſoll ſeyn, als die da keinen Willen hat. Und doch giebt es bei ihr ſo viele Dinge, wobei man gar nichts thun kann, allerlei Erſcheinungen, die wie neue Inſeln aus dem Meere plötzlich aus ihr hervorkommen und faſt eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, als ſie kamen. Ich meine hier nicht das, was ich oben angedeutet habe, jene Vormuſik, jene Vorſpiele und Anſpiele alles Lebens, jene Wunderzeichen, wie aus einer fremden Welt, die uns erſtaunen, ohne daß wir wiſſen, woher noch wohin; ſondern ich meine andere Spiele, die vorzüglich vom zehnten bis ſechszehnten Jahre bei den Dirnen erſcheinen und deren Aehnlichkeiten auch bei den Jungfrauen und Frauen bis in die ſpäteren Lebensalter immer noch ſichtbar ſind. Das Weib hat eine ſolche Fülle von kleinen Thorheiten, Launen, Aufwallungen, Trieben,

ben, und Bedürfniſſen, daß ſich das, was ich meine, mit Einem Worte gar nicht ausſprechen läßt. Dieſe kleinen Anhängſel und Ausflüſſe der Weiblichkeit wirft man oft mit unter den allgemeinen Namen Eitelkeit und macht ſich rechte Arbeit, ſie auszutilgen; aber ſie ſind eben ſo unaustilgbar, als Eitelkeit, wenn ſie einmal im Herzen feſt geworden iſt. Dieſe iſt freilich ein bewußtes Uebel, aber jene ſind Spiele der Natur, angebohren und unvertilgbar, und man muß ſie gewähren laſſen; denn vielleicht verletzt man die tiefſte Wurzel der Weiblichkeit mit einer Todeswunde, wenn man dieſe ſcherzhaften und luſtigen Auswüchſe ihrer Oberfläche als üppiges Unkraut ausreißen will. Dieſe Spiele ſind um ſo ſchwerer zu faſſen, weil ſie mit der Eitelkeit, die dieſen Namen verdient, faſt einerlei Schein haben, ſo daß man ein ſcharfes Aug haben muß, um immer zu unterſcheiden, wo das bewußte und wo das unbewußte Spiel iſt. Immer mag man auch ſie Eitelkeiten ſchelten, wie denn viele Spiele der Weiblichkeit von gewiſſen Männern ſo geſcholten werden; nur wolle man ſie nicht züchtigen und regeln. Ein Weib ſoll ja einem Kinde gleich ſeyn und auch ſo gehalten werden; ſo laſſe man ihr denn auch die kleinen Thorheiten und Kinderſpiele, die kleinen Etwas und Nichts, welche unſere groben Hände nicht faſſen können, wodurch ſie aber unſere gerunzelten

zelten Stirnen oft ſo unbeſchreiblich geſchwind glätten und unſere zürnenden Augen lächelnd machen. Kleine und große Mädchen, ja ſelbſt junge und alte Frauen haben Launen, Gelüſte, Einfälle, die uns freilich zuweilen ſehr unzeitig kommen, worüber wir aber nicht zürnen müſſen, weil die Weiber wirklich nicht dafür können. Manche Verzierungen, Verlarvungen, und Auskleidungen des Lebens, manches Geflitter, Geflatter, und Gezwitſcher, was wirklich nichts bedeuten ſoll noch etwas bedeuten würde, wenn unſre Ungeduld ihnen nicht den Schein von etwas Unrechtem gäbe, ſind Bedürfniß ihres ſtillſitzenden Lebens, gleichſam eine traveſtirte Darſtellung der Tragikomödie der Außenwelt, worin wir die Hauptſpieler ſind, und deren Bedeutung die Weiber gleichſam in täglichen Farzen und Poſſenſpielen uns vorhalten. Wie dieſe Erſcheinungen Hinſpiele ſind auf das äußere Leben, welches das Weib ſeiner Natur nach nur aus der Ferne anſehen ſoll, ſo giebt es andere ſonderbare Erſcheinungen, worauf wir oben hingewieſen haben, die man Hinſpiele auf das innere Leben der Welt nennen kann: wunderbare Fantaſien, eine poetiſche Fantaſterei, wo alle Wahrheit Schein und aller Schein Wahrheit iſt, vom Tragiſchen zum Komiſchen, von der Luſtigkeit zum Ernſt ſo raſch und gefühllos übergehend, daß es zu einem wahren Weltſpiel wird, wo alles Indifferent iſt. Laſſet die Kinder doch ſpielen! ſie können's nicht laſſen.

Der große Ausſprung aus allem bisher Geſagten wird denn, daß das Weib etwas Unberührliches und Unangreifliches iſt, das nicht gelehrt, nicht unterrichtet, nicht unterwieſen werden darf, das man ſeyn laſſen muß, wie die Natur es gemacht hat und wie der Zufall es weiter machen will. Verſtand, Gedanke, Urtheil verderben es nur, durch ſie wird die liebenswürdige Willenloſigkeit, die unſchuldige Einfalt, die unbewußte Fülle des Herzens gemindert und zerſtört — Das meinteſt du. Aber das hätte ſich ohne den Umſchweif vieler Worte mit den paar Sylben ſagen laſſen: erziehet und bildet eure Töchter gar nicht: denn das verdirbt ſie — Aber, guter Freund, es iſt mit dieſen göttlichen Blumen und Pflanzen, die in ihrem eigenen Daſeyn in himmliſcher Unſchuld und Unbefangenheit ohne weiters gedeihen und blühen, eine eigene Sache; du ſelbſt haſt dich unwillkührlich verrathen, als du oben vor der Gefahr des vielen Meiſterns und Vermahnens der Dirnen warnteſt: du nannteſt ſie da die beſonnenen und liſtigen, die auch der Feinſte nicht betrügen könne. Wie beſteht das mit der Unbewußtheit und Willenloſigkeit, von welcher du ſo herrliche und wunderbare Sachen erzählt haſt?

Ich antworte: das beſteht ſehr gut mit einander und ich habe mir keinesweges widerſprochen; ich habe auch nicht ſagen wollen, daß man die Dirnen gar nicht erziehen und bilden ſolle, ſondern ich habe nur die Stelle zu zeigen geſucht, die man nicht berühren darf, ſondern wo man die Natur, die ſich ſelbſt entwickelt, frei walten laſſen muß. Denn da alle Erziehung und Bildung des Menſchen negativ ſeyn muß, ſo kann man auch nur ſagen, mehr was nicht geſchehen, als was geſchehen ſoll. Aber nun kann ich auch auf das Kleine kommen und mich mit denen verſtändigen, die glauben mögten, ich verwerfe bei Mädchen durchaus alle Erziehung. Was ich ungeſtört und ungerüttelt aus ſich ſelbſt erwachſen laſſen wollte, war das Urſprüngliche und Angebohrne des Weibes, die tiefſte Grundlage, die alles Kleine und Leichte trägt; denn ich dachte, was wir nicht begreifen, das können wir auch nicht machen. Aber was von mehr kleinen und äußeren Dingen gelehrt und gelernt werden kann, das mögen meinetwegen auch die Dirnen lernen; Anlagen und Talente, die auch bei ihnen mehr oben liegen und nach außen wollen, mögen auch entwickelt werden: aber alles doch mit größerem Maaße und hellerer Beſonnenheit, als bei den Buben.

Hier ſcheine ich wirklich im Widerſpruch mit mir zu ſeyn. Erſt ſage ich, das Weib ſoll von Gedanken, Urtheilen, Männerverſtand nichts wiſſen, und nun — Man höre mich!

Das Weib hat viel Verſtand, der Mann hat ihn auch; aber es ſind zweierlei Arten. Das Spiel mit Begriffen, den Schritt in beſtimmten Formen, die ſelbſtgeſetzte Regel, worin der Mann ſich oft bewußt einhergeht, hat und verſteht das Weib nicht. Des Weibes Verſtand iſt gleichſam etwas Zuſammengeſetztes aus zwei Dritteln Verſtand und einem Drittel Vernunft. Wie geſchwind und klar ſie das Einzelne faßt und anſchaut, ſo unmittelbar und allgemein ſpricht ſie es aus, alle Glieder überſpringend, durch welche der Mann langſamer zum Schluß geht. Ein Weib iſt von Natur kalt, klar, ſcharfſichtig, liſtig; aber ſie iſt es durchaus nicht bis in die Tiefe, zu welcher der Mann hier herunterſteigt; ſondern was zunächſt am Schein liegt, das ergreift ſie, und ſtellt es lebendiger und feuriger hin, gebraucht es gewandter und beſonnener, als der geſchwindeſte und beſonnenſte Mann je kann. Denn dieſer ihr Verſtand iſt ein ſo ſonderbares Ding, daß einem oft wird, als habe er mit ihrem höheren und eigentlichen Leben gar nichts zu thun. Des Mannes Verſtand greift immer ein bis in das tiefſte Herz und Leben, wenigſtens ſo tief, bis er die Vernunft findet, die ihn da ablöſt, wo er nicht weiter kann. Das Weib führt die Dinge, die ſie mit Leichtigkeit ergreiſt, mit erſtaunlicher Fertigkeit bis an einen gewiſſen Punkt, wo ſie ſie noch einmal in ihrer vollen Klarheit zeigt und dann einzeln verſchweben läßt, man weiß nicht, wohin. Darum kann man von ihr nicht mehr ſagen, als daß ſie eine Art Urtheil, eine Art Begriff, eine Art Gedanken hat, die ſich nicht weiter beſchreiben läßt, als daß man ſagt, es iſt die weibliche Art. So wie ſie zuerſt auffaßt und darſtellt, iſt es meiſtens mit einer Weite und Allgemeinheit, als ſpielte ſie mit tiefen Ideen; aber je weiter ſie es führt, deſto ſpitzer, ſchärfer, einzelner wird es, und auf der letzten Spitze leuchtet es noch einmal recht hell auf, und verſchwindet, weder in den Gränzen des Verſtandes untergehend, noch auf das Gebiet der Vernunft übergehend.

Dieſe Beſonnenheit und Klarheit, dieſe geiſtige Helle und Heiterkeit des Weibes, die weder Verſtand noch Vernunft heißen kann, liegt auf der Oberfläche hoch über dem tiefen Grunde ihrer Natur, ja ſie ſcheint mit derſelben nicht einmal einen Zuſammenhang zu haben. Denn wie klug, feſt, klar, und kalt das Weib hier ſchreitet und mit Aehnlichkeiten von Gedanken und Begriffen zu ſcharmützeln ſcheint, ſo unbewußt, unſchuldig, ſehnſüchtig, und warm iſt ſie dort. Wenn man dies alſo nur einigermaaßen begriffen hat, und weiß, wo das Weib bewußt nach außen ſpielt und wo

ſie

ſie unbewußt im Innern bloß auf ihr ſelbſt ruht, ſo weiß man auch die Stellen, wo bei ihr ein Unterricht angeknüpft werden kann, und die, wo jede Störung ihres Lebens durch den bewußten Verſtand ein Frevel ſeyn würde. Aber da das Weſen des Weibes hier oben in ſeinem kleinen Daſeyn — gleichſam das Spiel auf der Oberfläche deſſelben — Heiterkeit und Klarheit in einem vorzüglichen Grade iſt, ſo müſſen die Männer, welche Mädchen unterweiſen, ſich befleißigen, immer kalt und beſonnen und doch ätheriſch und geiſtig durchſichtig zu ſeyn; denn durchſichtig faſt bis zum idealen Ideenſchimmer iſt, was man weiblichen Verſtand nennen mögte. Hier iſt es mehr noth, als bei dem Unterricht der Knaben, alles Dunſtige und Trübe, alles Empfindſame und Schwankende zu vermeiden und ſich in der Zucht ſtrenger Ordnung und ruhiger Folge zu halten; doch nicht ſo ſichtlich noch abſichtlich, wie Männer pflegen: denn, wie geſagt, das Weib mag gern einige Stuffen unberührt überhüpfen und weiß doch die Zwiſchenräume zuſammen zu binden. Wenn man nun aber auch den Mädchen allerlei lehren will, was gewöhnlich ſo gelernt werden kann, ſo vergeſſe man nie, daß alle Huld des Weibes vergeht, ſo wie ſie von Gedanken gefangen wird; man halte alſo, wie ſehr auch alles Lernen heiliger Ernſt ſeyn muß, alles Peinliche und Mühevolle von dieſen zarteren Weſen

ſen

ſen und bleibe mit ihnen auf dem ſchönen Gebiete zwiſchen dem leichten Kinderſpiel und der lichten Klarheit der Jugend. Denn etwa jene Klarheit und Heiterkeit, die bei ſiebenzehn- und zwanzigjährigen Jünglingen auch den beſonnenen Verſtand mit einem ätheriſchen Hauch anweht, iſt das ſonderbare Etwas, das man, wie ich meine, faſt weiblichen Verſtand nennen könnte: ein leichteres Spiel, als bei Männern, das mit wunderhellen Lichtern eine Zeitlang vor uns hinflattert, und, immer mit neuen Beleuchtungen wiederkehrend, die Geſtalten bis zur größten äußeren Klarheit vor uns bringt, und dann plötzlich, als wolle es uns äffen, in das tiefſte Dunkel ohne Morgen- und Abenddämmerung verſchwindet.

Was die Mägdlein nun alles lernen können und lernen ſollen, um gebildete Weiber zu werden, das, meine liebenswürdige Freundin, weiß ich wahrlich nicht ſo genau zu ſagen. Alles kann gelehret werden, wenn der Lehrer ein weiſes Kind iſt; ſonſt iſt das viele Lernen der Mädchen das mislichſte Ding von der Welt, ſchließt aller Eitelkeit Thür und Thor auf, und giebt ihnen ſo viele leere Wünſche und Gaukeleien nach außen hin, die ſie nimmer befriedigen können, auch wenn man ſie mit der wildeſten Freiheit ausläßt. Gewöhnlich nehmen die Talente in ihrem Stundenverzeichniß den größten Platz ein. Sie wiſſen, was man darunter verſteht. Dieſe ſchönen Uebungen und Fertigkeiten ſcheinen eben ſo viele Spiele, wodurch die liebenswürdigen und freundlichen Spielerinnen des Lebens anmuthig ſind, und die vielen Hulden, wodurch ſie den Mann erfreuen können, mit noch einer Anmuth vermehren. Aber! aber! dies, was die Luſt des Hauſes und des Mannes Freude ſeyn ſollte, wird häufiger ſeine Plage. Denn bei wie wenigen dringt es gleich lebendigen Quellen aus dem innigſten Triebe des Gemüthes hervor und will ſich als eigenſtes Leben entfalten! Bei den meiſten iſt es nichts als ein Modeſpiel, das ſie in eine Menge halber Anklänge und falſcher Reitze lockt und ihr Herz zu einem raſtlos umlaufenden Rade von Eitelkeiten und Wünſchen macht. Da ich ſo viel geſehen habe und alle Tage ſehe, was dieſe ganze Spielerei und Tändelei in der Welt bedeutet, ſo ſage ich grade heraus, daß ich lieber wollte, daß die wirklichen Talente in Weibern unentwickelt liegen blieben, wenn dadurch die halben Talente und ihre Aefferei und Ziererei aus der Welt verſchwinden könnten. Denn ein ſaurer Oſtwind im Aprillenmond iſt dem Menſchen nicht unfreundlicher und unerquicklicher, als ein ſolches Lügenaffenſpiel mit Talenten, das ſich wohl gar Kunſt nennen läßt. Doch wir wollen uns nachher noch mehr davon erzählen.

Nicht weniger gefährlich und verderblich ſind andere Uebungen, worauf ſchon mehr als einmal von uns hingewieſen iſt. Man meint die jungen Dirnen nicht früh genug in allerlei Geſellſchaft und unter allerlei Volk bringen zu können; man ſpricht von der großen Nothwendigkeit, daß ſie das Leben und die Welt kennen lernen müſſen, damit ſie ſich künftig mit Leichtigkeit und Gewandheit darin umdrehen können: aber thörige bedenkt man nicht und will an hundert und tauſend Beiſpielen, die vor Augen liegen , nicht ſehen, wie mislich es für ein Weib iſt, ſo früh in die Welt hineingelaſſen zu werden. Was ſie gewinnet, iſt, wenn es das Beſte iſt, nichtig, und gar nicht zu vergleichen mit dem, was ſie auf jeden Fall verliert, auch wenn ſie am wenigſten verliert. Man wendet gewöhnlich ein: freilich mag es mislicher ſeyn bei den ſüdlichen Völkern, das Weib ſo früh und ſo viel in die Geſellſchaft von allerlei Menſchen zu führen, und deswegen laſſen ſie es auch nicht zu; aber bei uns Nordländern iſt es uralter Gebrauch und uraltes Bedürfniß, und in den früheſten Zeiten unſerer reinſten und unſchuldigſten Sitten iſt es ſchon ſo geweſen, und man hat es nicht gefährlich gefunden — Wie? was ſagt man? iſt es damals ſo geweſen? Nein, wahrlich nicht. Zwar Harems und Verſchnittene haben unſere frommen und tüchtigen Altvordern nie gekannt, aber ſo

wild

wild und ſchutzlos, wie man unſere Jugend in der Knoſpenzeit ſich mit der Welt vermengen, ja herumtreiben läßt, haben ſie es nie gelitten. Beruft man ſich auf des Nordländers Reitzloſigkeit, die eher eines Stachels als eines Zügels bedürfe, auf ſein kühles Temperament, auf ein gewiſſes Phlegma, das ihn nicht ſo leidenſchaftlich durchfahren laſſe, als den Südländer — ſo gehört dieſe Behauptung zu ſo vielen andern unwahren, oder hat wenigſtens nur einen äußeren Schein für ſich. Fährt die Nordländerin nicht ſo friſch hinein, als die Südländerin, ſo fährt ſie doch, wenn ſie ſich einmal dem Strom überlaſſen hat, viel weiter hindurch, als jene. Denn dort iſt eine ganz andere Centralkraft und Elaſticität. Jene verlieren ſich nicht ſo in andern Menſchen, als die unſrigen, ſie bleiben immer bei ihnen ſelbſt, ſchießen immer wieder auf ſich zurück. Die unſrigen aber wer will ſie halten, wenn ſie ſich einmal haben hingehen laſſen? ſie können ſich ſo aus ihnen ſelbſt herausleben, ſich ihnen ſelbſt ſo entfremden, daß kaum eine Spur bleibt von dem, was ſie ſonſt waren. Und dann bedenke man Eines, das Erſte und Größte, daß wir mehr Zeit nöthig haben zur Reife und Vollendung in uns ſelbſt; bei uns, wenn wir von den Spielen äußerer Eitelkeiten uns zu früh umflattern laſſen, geht nicht allein die zarteſte Blüthe des Lebens verloren, ſondern alles,

alles

alles verſinket in elender Flachheit und Nichtigkeit — Und vollends das gewöhnliche Geſchwätz, daß die jungen Mädchen und Jünglinge vom vierzehnten bis vierundzwanzigſten Jahre einander bilden und abglätten ſollen — Wofür ſieht das Gezücht das Leben an, wenn es an ſolches denkt? Denn wahrlich jungen Buben iſt dieſe frühe Gemeinſchaft eben ſo gefährlich, als den Dirnen.

Doch genug. Wer ſoll erziehen, und wer kann erziehen, wenn es nicht fromme und züchtige Herzen ſind? Ohne ſolche iſt alles Lernen und alles Wiſſen vergebens. Ich habe zu viele Worte gemacht über die einfachſte Sache, die jedem unauflöslich bleibt, der die höchſte Kunſt nicht hat, die von keinen Künſten weiß.

Achter Brief.

Die guten alten Heiden waren in den meiſten Dingen viel weiſer, als wir. Die Griechen, die ihre Weiber gar nicht orientaliſch ſchätzeten und behandelten, gaben den Bürgerinnen die höchſte Achtung und Würde im Staate; aber das öffentliche Leben verſagten ſie ihnen. Nur bei hohen Feſten, wann die Götter ins Leben traten, oder die Menſchen gottähnlich ſpielten, durften auch ſie vor den Augen des Volks erſcheinen; ſonſt hatten ſie die Hut der Häuſer und Gärten. Dieſe Griechen, die in den Künſten der Schönheit und Darſtellung, in Spielen und Scherzen, in friſchem Leben und muthigem Genuß alle andere Völker übertroffen haben, glaubten die Mütter ihrer Kinder von der Uebung und Bildung in dem entfernt halten zu müſſen, was zwar dem Leben Glanz und Freude giebt, worin aber ein gefährlicher Reitz zu Sünde und Verführung liegt. Nur diejenigen Weiber, die ſie nicht achteten, waren das, was man jetzt talentvolle und hochgebildete Weiber nennt. Bei unſern Vorfahren, den Germanen, war das Weib auch nicht

Skla-

Sklavin, obgleich die Roheit dem ſtärkeren Geſchlechte über das ſchwächere Rechte gab, die jetzt billig Unrecht heißen. Auch das Weib ward in dem Maaße freier, wie der Menſch ſich mehr und mehr von roher Naturgewalt erlöſete; aber alte Sitte, oder eine Art Inſtinkt ſetzte eine Gränze zwiſchen die Geſchlechter, die jetzt kaum noch ſichtbar iſt, wenigſtens unter der Menge gar nicht mehr geſehen wird. Die Töchter wurden in der Einſamkeit und Stille erzogen und gehalten, während die Knaben und Jünglinge ſich draußen in der Freiheit herumtummelten, und auch der Frauen Leben lief in einem viel engeren Kreiſe der eigenen und des Mannes Familie und der nächſten Nachbarn rund, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten wurden ſie auch in das öffentliche Getümmel und Gewimmel mitgenommen. Dies geſchah höchſtens zwei- oder dreimal im Jahre, und immer unter dem Schutz von Männern, denen an ihrer Ehre und Unbeſcholtenheit gelegen war. Das Weib hatte durch Sitte gelernt, nicht vielerlei zu begehren, nicht vielerlei zu lieben noch zu üben: Zucht, Freundlichkeit, Frömmigkeit, Stille, und Fleiß waren die Eigenſchaften, die unſern Vätern an ihren Frauen gefielen; ſie waren nicht ſolche Thoren, daß ſie ſie auch öffentlich genannt wiſſen wollten. Was ſie gelernt hatten, was ſie wollten, und was ſie waren, war alles durch Gewohnheit geworden, und hielt ſich durch Gewohnheit; das Leben ſelbſt ſtand unter den Frauen faſt ſtill, denn die Mode, ein ächtes Kind des Abendlandes, kam nur etwa jedes Jahrzehend mit einer neuen Kleinigkeit, und ließ die Hauptformen des Lebens unangetaſtet. Jene Beweglichkeit und Unruhe, die jetzt bei den Weibern mehr heimiſch iſt, als bei den Männern, war damals völlig unbekannt. Denn hat das Weib einmal wählen und beſchließen gelernt, wie der Mann, ſo iſt man mit ihr daran, wie mit ungezogenen Kindern, die, wenn man ihnen einmal den Willen hat ſchießen laſſen, alles wollen: ihr freier Wille, wenn ſie ihn einmal gefühlt haben, wird dann für die Männer ein rechter Deſpotenwille. In der bewegten Außenwelt, wo ſie ungebührlich eingedrungen iſt, findet der mehr gerüſtete und ſtarke Mann nur ſelten wenig Feſtes und Beſtändiges; ſie findet es nie, und das, was in ihrer Natur immer ruhig und ganz bleiben ſollte, wird auch wild und zerſtückelt. Xenophon, einer der liebenswürdigſten und weiſeſten Männer des Alterthums, ſagt in ſeinem Büchlein vom Hausweſen, einem Manne, der ein Eheweib ſuche, gezieme, eine junge Dirne von ſechszehn bis zwanzig Jahren in ſein Haus zu führen, nicht allein deswegen, daß er ſicher ſei, Kinder zu erzeugen, ſondern auch, weil er ſein Weib für ſich erziehen müſſe: jene Jugend ſei noch weich

und

und bildbar, in ſpäteren Jahren aber ſei dem Weibe oft etwas angewachſen, das einem Karakter und Willen ähnlich ſehe, ſich dem Manne gegenüber ſtelle, den Liebesreitz der ungleichen Geſchlechter ſchwäche, und die Eintracht des Hauſes ſtöre.

So meinte dieſer Alte, ſo meinten alle verſtändige Männer und Völker. Der Mann ſollte das Weib, wie viel oder wenig es ſonſt auch erzogen und gebildet ſeyn mogte, ganz als Weib in ſeinem Hauſe empfangen; in dem Theil ihres Weſens, wo ſie ihm als etwas ganz Verſchiedenes gegenüber ſteht, ſollte nichts geprobt und gepfuſcht ſeyn, da ſollte er ſie als etwas noch ganz Ungeformtes und Bildbares in ſeine Arme ſchließen; nicht von der Welt, nicht von Männern ſollte ſie da erzogen und gebildet werden, ſondern von dem Manne, deſſen Gemal ſie ward. Und er bildete ſie nach ſeinem Maaße. Ich rede hier nicht von einer abſichtlichen Bildung, ſondern von einer ſehr natürlichen, die durch das Zuſammenleben der Zwei ſich von ſelbſt ergiebt. Die Außenwelt und alle die Triebe und Kräfte, die ſich in ihr bewegen, waren der Jungfrau ein Geheimniß geblieben, ein entferntes Wunderland, wohin nur ein dunkles Vorgefühl, eine poetiſche Sehnſucht der Schwärmerei die Unbewußte auf Augenblicke wies. Sie legt ſich nun zum Manne, und wird ſich zuerſt mit wunderbarer Klarheit eines Lebens

be-

bewußt, wovon ſie vorher keine Ahndung hatte, und was nie hell in ihr aufgegangen ſeyn würde, wenn ſie ohne die führende Venus und ohne den Wunderſchlüſſel, womit ſie das Geheimſte der Welt aufſchließt, in den Jahren bloßer Neugier und Beweglichkeit in dieſe fremde Welt hineingeriſſen wäre. Sie wird, ſelbſt ohne über die Schwelle des Hauſes hinauszugehen, an dem ernſteren und feſteren Manne ſich zuerſt bewußt, was ſie iſt, und lernt durch ein wahres Wunder — denn Liebe iſt das größte Wunder und ſchafft die größten Wunder — was ihr Leben iſt und ſeyn ſoll, was da draußen im Getümmel der Dinge vorgeht, wohin ſie nun mit ſicherem Aug ſchauen kann, ohne von ſo vielen verführiſchen und lüſternen Reitzen gelockt zu werden, als die, welchen durch frühes Unmaaß das ganze Leben ein Gewirr von wilden Leidenſchaften, unerfüllten Verſprechen und Gaukeleien, und ungeſtillten und unſtillbaren Begierden wird. Sie lernt durch ihr Herz in Augenblicken, was der Mann durch ſchwere Lehren und bittere Erfahrungen kaum in Jahren gewinnt. Glücklicher Mann, dem ein Weib ins Haus zieht, deren frommes Gemüth noch eine unbeſchriebene Kindertafel iſt! was ſie lernen und wiſſen muß, wie leicht wird die Liebe ſie darin unterweiſen! und worin ihr Bildung noth thut, wie hell und beſtimmt wird die Liebe ihr Bild und Geſtalt davon vorhalten! Aber dreimal glücklich in unſerer Zeit der Mann, der ein Weib mit ſchönen Künſten, Fertigkeiten, und Talenten gewinnt, die da, wo nur er ſie bilden und geſtalten kann, noch ein unſchuldiges Kind iſt! Wollt ihr mich fragen, liebe Kinder, wo ich ſuchen würde, wenn ich ein Weib bedürfte? Wahrlich, wie unſere Zeit und Sitte jetzt ſteht, lieber nähme ich eine, die gar nichts weiß noch kann, die ſtumm ſchweigen muß, wo unſere Damen von Zierlichkeit, Witz und Kunſt überfließen, als eine, die Saitenſpiel und Zeichenkunſt, Sprachen und Geſchichten, witzige Unterhaltung und äſthetiſche Myſtik auf den Nagel weiß; ja faſt lieber nähme ich eine aus dem rohen Volke, als aus der großen feinen Welt. Denn wenn ich alle Künſte und Talente und Gaben gewinne und werde der Liebe nicht Herr, ſo verfliegt und verklingt mein Herz und mein Leben wie ein tauber Dunſt und wie eine tönende Schelle.

So fließen die beiden Leben wirklich in einander, gewinnen durch die Weisheit der Liebe die Weisheit der Welt, und werden in Glück und Freude Eins: aus Mann und Weib wird jetzt ein Bild im größeren Stil zuſammengeſetzt, es wird ein Menſch. In der größten Nähe, in der innigſten Vereinigung behalten die beiden verſchiedenen Naturen ihre Eigenthümlichkeit, und in dieſer Eigenthümlichkeit behalten ſie den

ſüßen

ſüßen Gegenreiß, der die Blüthe des Glückes und des Geiſtes nicht verwelken läßt. Wo die Liebe iſt, da kömmt der Gehorſam, und beide ſtreiten mit einander, wer von ihnen am meiſten diene; ſelbſt der Naturzwang wird Freiheit, der Mann bleibt Mann, das Weib bleibt Weib, und der immer enger zuſammenkreiſende Zirkel ihres Lebens läuft oft auf Augenblicke noch in Parallelen aus, beide zu erinnern, wer ſie ſind.

Dieſe Anſicht iſt kein Traum. Dies iſt eine luſtige Wirklichkeit in dem Leben edler Menſchen, es war allgemeiner in glücklicheren und ſittlicheren Zeiten. In unſerer überkünſtelten Welt behilft man ſich für das Glück und die Wahrheit mit allerlei Geſpinſten, Träumereien, und Fantaſien, und ſucht ſelbſt das Verkehrte und Schlechte an etwas Großes und Allgemeines zu hängen. Jeden Tag verſpricht man neue Entwickelungen, Auflöſungen, Bildungen, und Geſtaltungen der Dinge, und mahlt mit großer geiſtiger Gewandheit allerlei Schein hin, welcher das Verworrene und Unrechte in unſerm jetzigen Leben, das man denn doch fühlt, in der Gegenwart entſchuldigen und in der Zukunft hinwegnehmen ſoll. So behaupten ſehr viele, das jetzige Verhältniß und Leben der Geſchlechter mit einander, was uns ſo verkehrt, ſeicht, und ſündlich dünkt, was wir ein Gemiſch und Gewirre des Ungleichen unter einander ſchelten, ſei völlig im Geiſt des Chriſtenthums und müſſe noch weiter geführt werden; beide Theile gewinnen dadurch, und was mit durch die Vereinigung von Mann und Weib ein ganzer Menſch heiße, das werde durch die neuen Sitten und Verhältniſſe der Geſchlechter in der Menge ein wirkliches Menſchthum, eine Veredlung und Verfeinerung, Mit- und Durchbildung des ganzen Menſchengeſchlechts, welche das Alterthum nicht habe kennen können, wovon unſre Altvordern kaum eine leiſe Ahndung gehabt, die jetzt auch nur erſt in ihren Anfängen ſei, die aber, wenn ſie ihre Spitze erreicht habe, das Menſchengeſchlecht zu einer ſittlichen Freiheit und einem geiſtigen Adel erheben werde, dergleichen früher noch nie geſehen worden. Die frühere Welt habe bloß das männliche Princip gehabt, die neue Welt könne nur durch das weibliche Princip gebildet werden, und auch der Geiſt des Chriſtenthums, recht verſtanden, ſei nichts Anderes, als das weibliche Princip. Die Geſchlechter ſollen mehr und mehr in einander zerfließen und ſich verſchmelzen, das Weibliche aber ſolle hinfort vorherrſchen, das Männliche und die Männer ſollen mehr und mehr gemildert, enthärtet, abgeſchliffen, ja verweiblicht werden. Gebe dies gleich anfangs in der Welt einen Schein von Verwirrung, ja von Nichtigkeit und Sündlichkeit, ſo

ſolle

ſolle man ſich dadurch nicht ſchrecken laſſen; das zarteſte und geiſtigſte Leben, wohin dies leiten ſolle werde endlich in einer hellen weiterleuchtenden und weiterlöſenden Flamme emporſchlagen; das Menſchengeſchlecht, von wilden Begierden und wüſten Leidenſchaften gereinigt, werde in wahrer Gemeinſchaft, in jener, wovon Plato noch nichts träumte, ohne Sünde und Unruhe leben; die einem jeden geöffneten Schranken zwiſchen den Geſchlechtern werden dann durch Sitte wirklich geſchloſſen ſeyn, wo ſie geſchloſſen ſeyn ſollen; jeder Mann werde Eines Weibes Mann und jedes Weib Eines Mannes Weib ſeyn, und Leben, Bildung, Freiheit, Genuß werde in beiden Geſchlechtern ſich in einer völlig gleichen Linie fortbewegen; die jetzigen Menſchen ſeien aber nicht ſchlechter noch unſittlicher, als die früheren, aber jetzt ſei alles noch im Beginnen; Begier und Sünde ſei noch zu üppig die Reitze der verſchiedenen Naturen ſtehen einander noch zuſehr gegenüber und locken und verſühren; das alte Uebel ſtecke noch verlarvt in mancherlei kleinen Unpäßlichkeiten und Kränklichkeiten, es werde, wann die Geſchlechter ſich in den gemeinen Gegenſätzen ihrer verſchiedenen Natur genug durchgelebt und durchgeprobt haben, zu einer großen Krankheit werden, wo die beiden höchſten Gegenſätze von Mann und Weib ihre Spitzen elektriſch zuſammenſchießen und ein Zeitalter beginnen werden, wo wirklich Geiſt und Tugend herrſchen. Wer aber die jetzigen Sitten, die ihm vielleicht verrucht ſcheinen, und die allerdings noch den Schein der Verruchtheit haben müſſen, wieder zu dem alten Gegenſatz der Geſchlechter, zu der alten Geſchiedenheit der Naturen zurückführen wolle, der wolle wider den Sinn des Chriſtenthums das männliche Princip von neuem zum Herrn machen und den Kampf zwiſchen Begier und Erfüllung, zwiſchen Genuß und Tugend, der nach und nach ausſterben ſolle, von vorn wieder anfangen, der wolle Verhältniſſe und Anziehungen, die endlich rein geiſtige werden ſollen, zu faſt bloß leiblichen machen.

Meine lieben Kinder, ſolchen vornehmen Klang, als dieſen, ſolchen erhabenen Unſinn, den man wohlgefällig erhabene Philoſophie nennt, verſtehet ihr gottlob nicht, höret ihn auch kaum bei einem anderen Volke, als bei uns Teutſchen. Denn die andern lachen oder weinen, ſchelten oder ſcherzen über das, was bei ihnen erſcheint, wie bei uns; wir aber ſuchen immer Gründe, die noch viel feiner und tiefer ſind, als ſolche Verhältniſſe, wovon wir uns hier unterhalten, in vielfach entwickelten und verwickelten Zuſtänden der Bildung werden. Gerade und wahre Seelen, die zugleich tapfere und tieſe Seelen ſind, werden durch ſolches zierliche und feine Geſchwätz nicht getäuſcht. Aber wie wenige ſind dieſer jetzt? wie wenige ſtecken nicht mit in der dumpfen Verwirrung und Bethörung! Für die meiſten hat alles, was ſchimmert und blendet, jetzt einen viel größeren Reitz, als die ſchlichte und einfältige Wahrheit. Denn allerdings liegt in den Worten, die wir eben gehört haben, Wahrheit mit Lügen gemiſcht, und iſt mit ſo ſchönem Schein übertüncht, daß man leicht getäuſcht werden kann, um ſo vielmehr, je gewohnter man iſt, durch etwas, das hochgeiſtig und idealiſch ſcheint, ſich überwinden zu laſſen.

Was Plato und andere Alte mit ihm von Gemeinſchaft der Geſchlechter geſagt haben, gehört wenig hieher. Das entſprang wahrlich nicht aus der Idee, daß das weibliche Princip vorherrſchen ſolle, ſondern war recht eigentlich aus dem männlichen Princip geſchöpft; und, wenn ich es hier genauer entwickeln dürfte, ſo würden die Weiber, welche dieſe Gewaltigen wollen, ihn wenig zu loben haben. Seine Welt war noch die jugendliche und unſündliche, wo alles nach Kraft und Wirkung, nicht nach Sinn und Richtung geſchätzt ward. Aber wenn man ihn hiebei auch nicht feſthalten will, ſo hat er noch eine andere Seite, grade ſeine glänzendſte, wo er gar ſo leiblichdick nicht gefaßt werden kann, als die, welche ſich auf ihn berufen, ihn faſſen. Denn wenn er eine Zeitlang durch den tiefſten philoſophiſchen Ernſt und die idealiſcheſte Wahrheit mit uns gegangen iſt, ſo ergötzt er ſich und uns mit poetiſchen Spielen; er ſtreut die Zwiſchenräume wo er ſich erholen will mit bunten Blumen und Steinen aus, ſpielt mit einer erſtaunlichen Gewandheit und kindlichen Liebenswürdigkeit in einer Unendlichkeit von Launen, Einfällen, und Arabesken: kurz, er wird ein großes poetiſches Kind, das den tiefſten Tiefſinn und die mannigfaltigſten Anſichten der Welt und des Herzens in den wunderbarſten Geſtalten, Scheinen, und Aehnlichkeiten hinſpielt. Aber wer in den Augenblicken, wo er ihn lieſt, kein Dichter iſt, der bleibe von ihm; denn er wird nicht begreifen, was das Kinderſpiel mit den erhabenſten Wahrheiten iſt. Auch wird keiner ſich dieſes göttlichen Menſchen freuen, der nicht ein luſtiges und kindliches Herz mitbringt; denn ſich ſelbſt muß er ganz aufgeben und ſich ſo in die platoniſchen Spiele hineinſpielen laſſen, um zu empfinden, was dieſe obligaten Vorſpiele und Vorſcheine bei großen Geiſtern bedeuten.

Was über den Geiſt des Chriſtenthums und über die

die Herrſchaft des weiblichen Princips, die dadurch in die Welt gekommen, geſagt worden, hat ſeine volle Richtigkeit; aber unrichtig iſt es in der Anwendung, die man davon macht. Jene Milde der Liebe und des Erbarmens, jene Huld und Anmuth, jene Demuth und Entſagung, jene innere Begeiſterung über alle irdiſche Thaten und Größen hinaus, die das Chriſtenthum als die höchſte Tugend gelehrt und bewährt hat, liegen in der Weiblichkeit auf das tiefſte begründet: ihr Name heißt Weib. Der Trotz und Uebermuth, die Härte und Barbarei der früheren Zeit ſoll dieſer ſanften Göttin die Knien beugen, der Mann ſoll die Zartheit, die Kindlichkeit, die Demuth des Weibes nicht allein ehren, ſondern ſeine feſte, mächtige und drohende Geſtalt ſoll ſich mit ihrem milderen Schimmer färben, das trotzige Angeſicht der Kraft und des Selbſtgefühls ſoll ſich in ſtille Heiterkeit verwandeln, und der Herr des Weibes ſoll ihr Gleicher werden. Von dieſem unſichtbaren, in Milde und Wehmuth überfließenden Geiſt durchweht, ſoll er die Dinge nicht mehr leiblich, ſondern geiſtig genießen. Aber ſoll er deswegen ſein Fleiſch und Gebein ablegen? ſoll er Kraft und Feſtigkeit nicht mehr für ſeine erſte Tugend halten? ſoll er da wimmern und ächzen, wo ſein Großvater jauchzete und frohlockte? ſoll er da weibiſch zurücktreten, wo

jener

jener männlich vorſchritt? ſoll er deswegen auch das weibliche Hinſpiel zu allerlei Nichts für ſein Leben, die weibliche Süßigkeit und Freundlichkeit für einen Erſatz der Arbeit und Strenge halten, die ihm geziemt? Nein, das ſoll er nicht: er ſoll kein Weib ſeyn. Offenbar aber iſt es, daß die weibiſchgewordenen Männer ſich mit ſolchen Anſichten zu tröſten ſuchen, wenn ſie ja einmal ihr Gewiſſen fühlen, daß ſie das Leben da verlaſſen haben, wo ſie es anfaſſen und halten ſollten; daß ſie blöd, feig, ohnmächtig, und elendig zu der Rolle der Rocken und Spindeln ſich zurückziehen, wo ſie vorſchreiten und der Arbeit und Gefahr die Stirn bieten ſollten. Es war einmal ein großer Soldat und Feldherr, er hieß Narſes, weder Mann noch Weib, ſo ſchlimm war das Schickſal ſeiner Jugend geweſen. Er hatte ſeinem Kaiſer von Konſtantinopel Italien erobert, und die Barbaren an der Donau und die Perſer am Euphrat in manchen blutigen Schlachten beſiegt. Als er betagt ward und den Lohn ſeiner Tugend und Tapferkeit hoffete, da ſchickte ihm eine junge Kaiſerin eine Spindel zu: er ſollte unter die Weiber zurückkehren, aus deren Mitte er ausgegangen war, als er die Gefahren des Krieges für die Weichlichkeiten des Pallaſtes wählte. Der Verſchnittene fühlte die-

ſes

ſes Geſchenk der Kaiſerin als einen Schimpf, und man ſagt, daß er den Longobarden den Weg nach dem Italien wies, das er vor fünfzehen Jahren einem undankbaren Herrn erobert hatte. Wie viele Spindeln könnte man jetzt ſchicken unter die, welche noch Männer genannt werden? und wie viele würden ergrimmen können wie Narſes, der kein Mann mehr war? — Und wenn ihr auf eurer Weiblichkeit beſtehet, ſollt ihr denn Weiber, ſollt ihr denn weichlich und weibiſch ſeyn? antwortet mir! Eure Weiblichkeit, euer Chriſtenthum mit dem herrſchenden weiblichen Princip müßten doch wohl etwas offenbaren, das Geiſt und Leben ähnlich ſähe, worin Bewegung, Reitz, Muth wäre? O ſchämet euch, ihr, nicht Männer, ſondern alte Weiber! Dieſe Zerfloſſenheit unter einander, dieſe weibiſche Weichlichkeit und männliche Weiberei, dieſe Armuth an Leib und Geiſt, an Kraft und Seele — dieſes ganze mürbe, weiche, unbeſchreibliche Ding, das jetzt europäiſches Leben heißt — dies ganze hohle und leere Nichts voll Faulheit, Sünde, und Lüge ſollte der Anfang einer geiſtigen Epoche des Menſchengeſchlechts ſeyn? O ich kenne es zu gut, mir bildet ihr nichts ein; ich habe die Sünden unſeres Zuſtandes mitgefühlt und mitgethan, ich darf davon ſprechen, ich darf die ganze Elendigkeit

keit hinſtellen wie ſie iſt, denn ich ſtelle mich immer mit hin. Wir wollen einmal ſehen, was die Männer durch das große weibliche Princip geworden ſind und wie das Leben ausſieht, woraus der Glanz einer neuen Weltordnung ausgehen ſoll.

Neunter Brief.

In meinem vorigen Briefe, meine lieben Kinder, wollte der Unmuth faſt mit mir durchgehen, und weil ich das fühlte so brach ich kurz ab und ließ die Männer und Weiber und das männliche und weibliche Princip und alle die tiefen Geheimniſſe und ſeltenen Wunder, die, wie man uns erzählt, unter der jetzigen Zeit und ihrer ſcheinbaren Verwirrung verhüllt liegen, ſeyn wie ſie ſind. Sie werden auch wohl ſo bleiben; aber ſeinen liebſten Freunden darf man wohl ſagen, wo es einem weh thut. Sie wiſſen wohl, daß ich kein ſo eitler Narr bin, zu meinen, ich ſei und lebe den andern nicht gleich; ich will gern noch einmal bekennen, daß wenn ich zu ſchelten ſcheine, ich auf mich ſelbſt mit ſchelte; ich will gern bekennen, daß ich vielleicht ſchlechter bin, als viele und vielleicht deswegen draußen ſo viel Zwietracht und Unruhe fühle, weil in mir ſo viel Zwietracht und Unruhe iſt. Wenn ich mich alſo auflehne gegen Zeit und Leben, wenn viele mich einen Aufrührer nennen gegen das Hohe und Heilige,

lige, das ſie in ihnen wandeln ſehen, ſo mag das wohl nur ein Kampf gegen eigene Sünde und Schwäche ſeyn. Ja freilich iſt es das; denn wäre ich rein und tapfer wie ein höherer Geiſt, ſo würde ich wohl auch zürnen und ſchelten. aber in einem anderen Tone. Doch meine Eitelkeit braucht keine Verzierung, die Wahrheit auch nicht. Ich ſehe zu, wie die Dinge ſind, und beſchreibe ſie. Finden Sie, daß alles ſchief geſehen iſt, ſo ſagen Sie, ich ſei ein Blinder oder ein Narr.

Der Mann ſoll der letzte und größte Erzieher des Weibes ſeyn, ihr das feſte Gepräge geben, wodurch ſie, ihrer Natur immer bewußt, in ihr ſelbſt beſtändig bleibe und nicht nach Fremdem hinaus wolle. Dieſe Erziehung, die, ſelbſt des Lebens höchſte Kunſt, keine Kunſt mehr iſt, verlangt nichts weiter als einen Mann; findet ſie ihn nicht, ſo wird es nichts und geht, wie es gehen kann: man ziert, ſchnitzelt, flickt, und ſtümpert an einem Leben, das kein Leben mehr iſt, und bei dem beſten Willen vergeht alles zuletzt in Lüge und Elend und in den vielen kleinen und halben Künſten, womit man ſich für die Eine große Kunſt behilft, die mit der Einen großen Natur zuſammenfällt. Ich Blinder hole wenigſtens keinen andern Fund aus dem, was die meiſten jetzt ihr gebildetes und verfeinertes Leben nennen. Iſt der

Mann

Mann ernſt, thätig, tapfer, friſch, ruhiger Halter der Gegenwart, begeiſterter Ergreifer der Zukunft, immer zugleich ſtillſtehend und fortſtrebend — dann iſt das Weib glücklich und ſittlich, ihr iſt eine gediegene Geſtalt hingeſtellt, woran ſie ſich halte, eine Burg des Stolzes, wodurch ſie ſich ſchirme; ſie erkennt in dem Manne dann ihren gewaltigen Herrn, er erkennt in ihr nur ſeine anmuthige Freude; ſie giebt ihm Milde, er giebt ihr Stärke; er ſchreitet draußen in dem Streite wie ein Gott einher, ſie ſteht wie ein Engel daheim in dem Frieden. Aber iſt der Mann dies nicht, ſo wird es gefährlich für beide. Das Weib ſucht Kühnheit, Feſtigkeit, Stolz; jenem Sinn, der draußen jeden Augenblick auf Leben und Tod alles dreinſetzt, will ſie ſich nur unterwerfen. Findet ſie dies nicht bei dem Einen, dem ſie zufiel, ſie ſucht es bei andern, jagt, auch wenn es nirgends mehr iſt, wenigſtens nach Scheinen umher, bis das Leben ſich endlich matt zerflattert und von nichts mehr gezogen wird. Denn immer und ewig ſieht das Weib aus nach einem herrlichen Herrn, dem ſie gern diene. Auch durch dieſe Gewalt gewinnen die Sieger ſo leicht die Weiber der Beſiegten. Viel duldet eine Frau, wenn ihr Mann nur Herr zu ſeyn verſteht. Die Kraft des Zorns und des Befehls will ſie in ihm ſehen; ſelbſt wenn dies zuweilen ungerecht auf ſie fährt, hat ſie es viel lieber, als jene Beklommenheit, die nie zürnen kann: ſolche nennt ſie mit Recht Weichlichkeit. Alle luſtigen Spiele mit feinen Künſten, mit äſthetiſchen und myſtiſchen Zeitvertreiben helfen dem armen Manne nichts; ſie machen den Vogel, der doch einmal entflattern ſollte, nur früher flügge: die Treue hält nicht an dem, der ihm ſelbſt untreu iſt.

Meine lieben Kinder, ich fühle mich ſelbſt faſt verwirrt, ſo wie ich aufgefordert werde, von dem Verwirrten zu ſprechen; denn das iſt ein eigenes Schickſal unſerer Zeit, daß ſie, ſobald wir ſie ſchärfer anſchauen wollen, uns ein ſo buntes Bild zurückwirft, daß wir verblendet nichts zu ſehen glauben. Oder iſt es denen, die ihr eigenes Zeitalter anſchauen wollten, immer ſo ergangen? Ich muß dies faſt glauben aus dem, was mir begegnet. Es liegt in dieſem Verſuch auch wirklich ein Hochmuth; es iſt, als wenn man ſeine Geburt und ſein Leben zerlegen und dann in ſeinen einzelnen Zügen belauſchen wollte; man greift da ſo leicht das Kleine und Flache, das zunächſt liegt, und überſieht das Große und Tiefe; ja man muß es überſehen, denn in demſelben Augenblick, wo man es ganz durchdränge und ergründete, müßte man vergehen. Es geſchieht uns bei dieſer Kühnheit wohl mit Recht, was, wie man ſagt, denen geſchieht, die ihnen ſelbſt bei lebendigem Leibe erſcheinen: Erſtaunen, Schrecken, und endlich banges Ahnden erfüllt ſie. Nicht anders ſcheint es uns zu gehen, wenn wir die Geiſterwelt herausfordern, uns gleichſam ohne Leib äußerlich zu erſcheinen: wir ſehen meiſtens nur Geſpenſter, und wenn wir durch die häufige Wiederholung dieſes Spiels zuletzt nicht mehr erſchreckt werden, ſo werden wir durch ein gewiſſes unluſtiges und fremdes Gefühl, das uns oft plötzlich überfällt, doch erinnert, welche Gefahr in dieſem Unterfangen iſt und in welcher Verwirrung wir vielleicht unbewußt hangen. Eine ſolche Herausforderung der Geiſterwelt, woraus leicht ein nächtliches Geſpenſterſpiel werden kann, iſt offenbar die Betrachtung ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeit; und wenn die meiſten Zeitgenoſſen, wenigſtens die, welche nach einigem Bewußtſeyn ſtreben, durch einen unwillkührlichen Reitz zu dieſer Selbſtbetrachtung hingezogen werden, ſo kann man daraus rückwärts gewiß allerlei wunderbare Schlüſſe machen auf das Zeitalter, den allgemeinen Schluß wenigſtens, daß den Zeitgenoſſen wohl etwas Außerordentliches begegne. Und, theure Freundin, etwas ſolches, glaube ich, begegnet uns wirklich jetzt, auch wenn wir nicht auf die glänzend blutigen Prachtſtücke und Trauerſpiele hinblicken, wofür jeder Zeitungsſchreiber in die Poſaune ſtößt. Wir treiben alle auf einem Strom, deſſen gewaltige Waſſer wir nicht ſehen, mehr und mehr aus dem Leben heraus, jeder auf ſeiner einzelnen Welle, in einſamer Vergänglichkeit, zuweilen in einſamer Größe, gleich den Götterſöhnen Prometheus und Herkules, deren erſter vom Kaukaſus ſeine in den Thälern der Erde wimmelnden Menſchen wehmüthig überſchauete, und deren zweiter auf den unbeſchifften Wogen des heſperiſchen Oceans neue Wunder zu erkunden ſegelte. Aber der Heroenſtolz der früheren Alter iſt lange dahin; wir Chriſten ſind die Menſchen geworden, die im Gefühl der Einſamkeit immer Geſellſchaft ſuchen, die, wie ſie auch durch fremden oder eigenen Willen in die Verlaſſenheit gekommen ſind, immer die Sehnſucht tragen, ſich mit der Welt wieder zu verbinden, oder die, wenn dieſe Welt ihnen völlig aus einander gefallen ſcheint, die Anforderung des Muthes in ſich empfinden, ſie wieder zuſammenzubauen. Die Trauer unſerer Einſamkeit, die Sehnſuchten des Herzens, die wir darin fühlen, die Entſchlüſſe der Kühnheit, die wir etwa darin faſſen, ſind aber ganz andere, als die ein Prometheus und Herkules oder ein Pythagoras und Platon in ihren Tagen hatten. Das Ungeheure, was wir erlebt haben, die erſtaunlichen Wechſel, wodurch alle Dinge gegangen ſind, und die gewaltigen Strebungen, die nach allen Weltenden hin für neue Ziele auslaufen, haben manches Gemeine und manche gemeine Sprüche, die noch bei unſern Vätern galten, hoffentlich auf immer vernichtet. Wer würde es jetzt noch wagen, wo von höchſten Dingen geredet wird, die Schande auszuſprechen: *es geſchieht nichts Neues unter der Sonne, alle Dinge laufen rund in einem Kreiſe vom Guten zum Schlechten und vom Schlechten zum Guten, und wann ein gewiſſer Punkt erreicht iſt, beginnt es nach früherer Weiſe wieder von vorne?* Denn das verdanken wir unſerer Zeit, wenn wir ihr nicht mehr verdanken, daß ſie uns in einigen Jahrzehenden gleichſam durch das Gefühl aller Stufenalter früherer Geſchichten des Menſchengeſchlechts geriſſen hat: wir haben in uns ſelbſt ſolche Umwälzungen erlebt, daß wir nicht allein gefragt und geforſcht, ſondern auch geahndet, empfunden, ja hie und da ſchon begriffen haben, wie Gott und ſein Schickſal älteſtens in die Welt der Dinge trat; wie er die Menſchen führte, lehrte, entwickelte; durch welche Wechſel und Verwandlungen der Geſtalten und ſeiner eigenen Erſcheinungen und Offenbarungen er von Volk zu Volk und von Zeitalter zu Zeitalter ging; wie er mit dem Chriſtenthum endlich auch zu uns Weſtländern kam; ja einige wollen nun ſchon wiſſen, vielleicht noch zu früh und zu vermeſſen, wohin er künftig mit uns will. Jedes Zeitalter, von ihm ſelbſt ſprechend und über ſich ſelbſt urtheilend, hat geſprochen und geurtheilt: Solche Zeit, als wir erleben, iſt nie geweſen. Es hatte Recht; aber man nannte es oft Eitelkeit: man wird es hinfort nicht ſo nennen. Aehnlichkeiten wiederholen ſich in allen Zeiten, Gleichheiten hat noch keiner gewieſen. Wenn wir nun uns ſelbſt anſchauen und unſere Zeit, wir verarmte, auf der einzelnen Welle unſerer gedankenvollen Trauer im Weltenſtrom hinſchwimmende Menſchen, wir weitumherblickende, vielwiſſende, vielduldende, und vielhoffende Menſchen, ſo ſprechen auch wir im tiefſten Gefühl unſers Verhängniſſes: ein ſolches Zeitalter war nie; wir ſprechen es kühner, aber auch tragiſcher aus, weil wir in wenigen Jahrzehenden die tiefſten und höchſten Freuden und Leiden aller Zeitalter gefühlt haben. Dies Eine wiſſen wir, wenn nichts mehr.

Wohin, meine lieben Kinder, will ich mit dieſen Worten? und was haben ſie mit unſern Fragen zu thun? Vernehmt mich ferner, wie ich von den Zeiten und Völkern wieder auf den Mann komme, der ſeinem Weibe die letzte vollendende Erziehung geben ſollte.

Es iſt wahr, in der Geſchichte ſind nur ähnliche Erſcheinungen, täuſchende Scheine, als komme Manches in derſelben Geſtalt und unter denſelben

Verhältniſſen wieder, wie es in der Reihe der Dinge irgendwo ſchon einmal da geweſen; aber doch iſt nichts Gleiches je erſchienen, und ſo reich iſt die unendliche Fülle der Gottheit, daß die tauſendmal tauſend Leben, wie ſie in dem umrollenden Strom der Stunden ſich ablöſen, bei allen vielfachen Aehnlichkeiten jedes ſein eigenes Etwas hatten, wodurch ſie verſchieden waren. Aber größer und kleiner ſind die Unterſchiede. Still und ſanft rollen manche Zeiten und Geſchlechter in einander, ohne daß ſie einer Scheide gewahr werden und von ſich ſprechen, als von beſonderen Zeiten und Geſchlechtern; wird ja von Zeiten geſprochen, ſo geſchieht es nur mit den frommen, halb fröhlichen halb wehmüthigen, Empfindungen, womit Kinder von ihren hingegangenen Aeltern erzählen, es geſchieht aus des Menſchen innigſtem Bedürfniſſe, ſehnſüchtig zur Vergangenheit zurückzublicken, wo die rechte Wurzel des Lebens der Gegenwart iſt und wohin ſogar ihr ſtäubender Blumenduft — wenn ſie deſſen hat — mehr fliegt, als zur Zukunft. — Aber andere Zeiten ſind, die viel von ſich ſelbſt ſprechen, wenige, die faſt allein von ſich ſprechen. Was bedeutet dies in der Geſchichte? Es bedeutet Krieg und Zwietracht des Lebens, aufgeſchüttelte Kräfte mit ungewöhnlichen Bewegungen oder gar mit zerſtörenden Wellenbrandungen. Es würde ſehr anziehend ſeyn, die verſchiedenen geſchichtlichen Jahrhunderte mit dieſer Anſicht durchzuwandeln und die Stimmen der großen Berichterſtatter und Darſteller der Zeit über ſich ſelbſt und ihre Zeitgenoſſen zu vernehmen, derer nemlich, die im vollen Ernſt aus ſich ſelbſt und alſo aus ihr herausſprechen. Wenn wir nur bei dem Nächſten ſtehen bleiben, welch ein anderer Klang der Hoffnung, des Lebens, und des Strebens der Europäer im Jahr 1780, und nun heute dreißig Jahre ſpäter! und dann der große Strich, den das allmächtige Schickſal zwiſchen dieſe dreißig Jahre gezogen hat, die Gewalt, womit ſie alle Abgründe, die dazwiſchen lagen, gefüllt und alle tauſendfältig aus einander laufende Linien in Eine alle verſchlingende Centrallinie geriſſen hat. Einmal nur iſt ein Zeitalter geweſen in der hiſtoriſchen Welt, das in Vereinzelung aller Kräfte, in Selbſtverlaſſenheit und im Gefühl des Mangels, mitten unter den höchſten Strebungen und Arbeiten der Edleren, eine ferne Aehnlichkeit hatte mit dem jetzigen, wo von den Muthigeren und Beſſeren in den innerſten Kammern der Welt und des Herzens eben ſo raſtlos hin und her getaſtet und geforſcht ward, um zu finden, wodurch das Zerfallene und Zertrennte wieder zuſammengefügt und ein Heil aus dem Unheil erweckt würde. Da, wo jeder auf ſich ſelbſt zurückgetrieben ward, wo die Laſt der ganzen Welt und des ganzen Weltelends ſich noch zermalmend auf die eigenen Gebrechen und Mängel mit hinabſenkte, deren volle Schwere er in ſeiner Abgeſchiedenheit nun zuerſt in ihm ſelbſt fühlte — da klagte, ſchalt, fluchte, ſegnete, betete, und prophezeiete auch ein jeglicher von ſich und von der Zeit, faſt wie in unſern Tagen geſchieht, und die Beſten und Tapferſten waren damals nicht glücklicher, als ſie jetzt ſind: ihr Wirken und Wollen ſchien in wüſtes Nichts hinzufahren, ſie erlebten wenig Freude an den Mitlebenden, und auch hinter ihren Gräbern konnte man kaum an einzelnen Spuren weiſen, wohin die leuchtenden Geiſter ihrer Ideen und Thaten gegangen waren. Die Zeit, wovon ich ſpreche, ſind die erſten Jahrhunderte, die wir nach Chriſti Geburt rechnen. Das Alte war lahm geworden, das Neue ſollte erſt gehen lernen; auch ward das Alte nimmer lebendig, es verwelkte völlig auf ſeinem Boden; nur der Same ward von ihm genommen, um das Neue zu befruchten, nur einige Gerüſte und Formen deſſelben behielt man, worin das Neue gefügt und gegoſſen werden ſollte: aber durch das Geheimſte, was in allen Zeugungen und Bildungen dunkel waltet, entſtanden in den alten Gerüſten und Formen andere Geſtalten und Bilder, als man erwartet hatte. Erſt unſere Zeit hat angefangen ſich recht darüber zu verwundern und die Erklärung dieſer

Ver-

Verwunderung zu verſuchen. Das war denn ein Zeitalter von dreyhundert bis vierhundert Jahren, wo die Mehrheit der Menſchen des Lebens, der Freude und der Götter mangelte, wo alles mehr und mehr die Gewalt und Vernichtung der Sünde fühlte, wo die Beſſeren neue Bündniſſe mit der Geiſterwelt anzuknüpfen ſuchten, aber die Auflöſung und Erlöſung ſpät kam. Wir wollen hoffen und beten, daß es uns nicht ſo ergehe. Ich glaube auch, daß wir nicht erſt jetzt, nicht erſt ſeit den letzten zwanzig Jahren in unſer Zeitalter getreten ſind, ſondern gewiß ſchon ein halbes Jahrhundert darin ſtehen, und dritthalb Jahrhunderte, ſeit der Reformation durch Luther, langſam dazu hingeſchritten ſind.

Was Gott mit uns gewollt hat und was er nun mit uns will, daß er alles hat geſchehen laſſen, wie es jetzt am Tage iſt, das haben viele weiſe und gute Männer gefragt und erklärt und fragen und erklären noch immer manche. Bis auf einen gewiſſen Punkt hin laſſen ſich auch von allen Dingen und Begebenheiten die Scheine und die Wahrſcheinlichkeiten zeigen; aber eben weil ſie bis auf dieſen Punkt hin ſich von ſo verſchiedenen Seiten zeigen laſſen, daß auf jeder Straße eine Menge Gläubiger wandelt, ſo müſſen wir zuletzt doch alle wieder zurück zu dem Einen Unerklärlichen und mit den Unmündigſten gläubig ausrufen:

rufen: Gott will es ſo. Wenn man das Jetzterlebte betrachtet, will es einen oft dünken, als könne man durch die zwei letzten Jahrtauſende bis auf heute einen langen Strich ziehen, und ſagen: wir europäiſche Chriſten ſind die ausgeſtoßenen Kinder, die nun erſt in der Welt leben lernen ſollen; die Wiege und den Kinderblumengarten, die wir noch von der alten Welt geerbt hatten, hat man uns nun zerſchlagen und umgewühlt, und wir müſſen in die weite wüſte Welt hinein und uns etwas Neues bauen. Wenn Viele wehklagen, das Chriſtenthum und ſein Glück ſeien in den letzten Jahrzehenden untergegangen, ſo rufen andere frohlockend, es gehe jetzt erſt auf, es komme nun jenes Bewußtſeyn und jene Beſonnenheit, welche die ewigen und unſterblichen Güter, die Chriſtus ſeinen Jüngern verheißen hat, wirklich ergreifen und feſthalten können. Daß aber die armen ausgeſtoßenen Kinder ſich nicht zu helfen wiſſen und in der Irre umherlaufend ſchreien und toben, das ſei eben ſo begreiflich, als traurig. Wir, lieben Kinder, haben auch dieſe Hoffnungen, wenn wir auch nicht wiſſen, wohin Gott mit uns will; wir ſehen die wunderbare Gewalt, womit das Chriſtenthum die Welt beherrſcht und gehalten hat; wir ſehen, wie es die Kraft iſt, welche auch jetzt das tiefſte Leben der Welt unwiderſtehlich forttreibt, welche die Gläubigen wie die Un-

gläu-

gläubigen ergriffen hat und als allgemeiner Weltgeiſt ſo allmächtig durch die Zeiten hinwandelt, daß heidniſches Streben und weltliche Geſinnung das Leben, das vormals war, nimmer wieder auferwecken werden. Die letzten Zeiten, worin unſere Großväter ſchon gelebt haben und wir noch leben, ſind wunderbar genug; im Vertrauen auf das Gemüth und auf die freie Kraft chriſtlicher Begeiſterung haben wir Proteſtanten dem Geiſt alles überlaſſen zu ſchlichten, zu ordnen, und zu verwalten: Himmel und Erde iſt ihm übergeben worden, wie nie in früheren Weltaltern; was Glaube, Wahn, Gewohnheit, von mächtigen Prieſterhänden gezügelt, zuſammengehalten hatten, ward los gelaſſen und hat ſich gelöſet unten und oben, wie wir es ſehen. Unſer Streben, weil der lebendige Weltgeiſt darin war, hat auch die andern Chriſten gefaßt, die ſich noch Katholiken nannten; es iſt in dreihundert Jahren in ganz Europa immer mehr und mehr proteſtantiſch gelebt und geſtrebt worden. Nun ſind die alten Formen zerbrochen, die alten Gerüſte niedergeſtürzt, viele ſind zerſtoßen und zerſchlagen, faſt alle haus- und heimatlos, manche fühlen ſich in völlig düſterer Irre; da iſt des Gewimmers, Wehklagens, und Geſchreies kein Ende. Und wir thörigte große Kinder wollen nicht wiſſen, daß wir ja alle auf dieſe Trümmer und dieſen Schutt der Dinge, worauf es uns jetzt ſo unluſtig iſt, hingearbeitet haben: jetzt, da das Menſche um uns zerfallen iſt, gebärden wir uns, als habe es eben noch herrlich da geſtanden. — Und wahrlich, daß ich es mit Einem Worte ſage, mich dünkt, wir Chriſten haben draußen noch kaum etwas Herrliches gehabt, unſre Herrlichkeit iſt noch nie ſo äußerlich und politiſch geweſen, als die der alten Welt, ſondern ſie war von jeher mehr innerlich und geiſtig. Im Mittelalter hat die geiſtige Gewalt unſre Kindheit wunderbar erhalten und geleitet durch das Prieſterthum; ohne den feſten äußeren Bau und die Uebereinſtimmung und Abwägung der Geſetze und Verfaſſungen, welche wir an den trefflichſten alten Staaten bewundern, ſind wir auch beſtanden, ja die meiſten von uns ſind ſchon ein paar Jahrhunderte beſtanden ohne alle die äußeren Bindungsmittel, welche die alte Welt gewaltig, das Mittelalter leidlich hatte, der Orient in ſeinen verſteinerten Sitten, Gewohnheiten, und Verfaſſungen noch hat. Jetzt iſt auch das letzte Bindende zu Staub zerfallen, und wir leben wenigſtens noch. Viele behaupten, hier ſei unſere Herrlichkeit und Erlöſung, der Anfang jener Freiheit, die uns der Heiland verſprochen, die Einführung der erſten geiſtigen Herrſchaft auf Erden: nur noch einige Jahrhunderte, daß der Geiſt den Leib beſiegt und alles durchdrungen

habe,

habe, und unſere Enkel werden in wirklicher chriſtlicher Freiheit, in jener männlichen und ſtolzen Begeiſterung wandeln, die lächelnd auf das thörigte Wahngeſchrei unſerer Tage hinblicken könne.

Was thun wir, meine lieben Kinder? Wir ſtimmen viel lieber ein in den Jubelton dieſer Begeiſterten, als in die Flucht der Feigen oder Buben, die mit kleinlicher Geſinnung zu dem Alten zurückwollen, oder die das, was ihnen ſchon neu heißt — es iſt doch kaum erſt in der Geburt — wieder an das Todte knüpfen, und das Lebendige ſo durch das Todte ermorden. Die alten Formen ſind wirklich eine abgeſtreifte Schlangenhaut, worein nur Teufel und Teufliſchgeſinnte auf alte Weiſe wieder zurückkriechen wollen. Was in Sitten, Weiſen, Künſten, Tugenden des Menſchen ſonſt alt genannt wird, heißt nicht in demſelben Sinn ſo; denn dies alles, obgleich in den verſchiedenen Zeiten und Ländern auch mit verſchiedenen Geſtalten ins Leben tretend, iſt an ſich das Ewiglebendige, und geht ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, darf auch nur, wenn man nach Jahren zählt, alt genannt werden. Es ſind hier zwei Partheien, und zwei Wege, worauf ſie hinweiſen. Die erſte ruft: weil ihr das Alte thörigt und verrucht verließet, iſt euch mit Recht widerfahren, was ihr in dieſen Tagen erfahren habt; zurück, zurück dahin, wo eure

Großväter ſtanden! Will dieſe Parthei am billigſten erſcheinen, ſo geſteht ſie höchſtens, daß dem Alten etwa begegnet iſt, was ſchlecht beſorgtem Wein begegnet: durch Umfüllung auf andere Fäſſer, durch Auffriſchung und Verſetzung mit neuen Arten werde die vorige Kraft wieder drein kommen. Die zweite Parthei dagegen ruft: nichts mehr von dem Alten! was zerfallen und vergangen iſt, das hat die Zeit verdammt; nur friſch vorwärts in dem Neuen! Gott wird zu ſeiner Zeit der Welt wieder Geſtalt geben, wir ſollen nur dem Strom folgen, und der hohe Beruf eines jeden Bewußten iſt, ſo viel er an ſeinem Theil kann, den mächtigen Geiſt wach und lebendig zu erhalten, der durch den trägen und traurigen Schutt der Trümmer und Leichen und durch die faule Schwachheit und feile Büberei hinbrauſt, und in Leuchtungen funkelt und einſt ein Donnern und Blitzen wettern wird, die einſchlagen werden, wohin die Augen der Blinzelnden nicht reichen können. Dieſe Zweiten aber ſpalten ſich wieder in zwei. Die erſten glauben, dieſer Anfang der rechten Erlöſung der Welt durch den hohen Geiſt des Chriſtenthums, der nun ſchon von ferne her wetterleuchte, werde fortfahren in ſeiner feurigen Arbeit, bis die letzte Spur des Alten, was wirklich alt war, vertilgt ſei, dann werde ſich auf den Trümmern eine neue Geſtalt erheben und Staat und Religion auch äußerlich in wirklich chriſtlichen Formen da ſtehen, wie es geiſtig freier und bewußten Menſchen würdig ſei; denn die Einführung gleicher Geiſterwürde, die Wirklichmachung des Anrechts aller Menſchen, wahrhaftig Wiſſende zu werden — das ſei das Ziel des Chriſtenthums. Jetzt ſei die Pflicht der Guten, in Muth und Freudigkeit auszudauern und die Zeit tragen zu helfen, denn freilich das jetzige Geſchlecht werde zugleich in Eis und Feuer durch ein fürchterliches Fegefeuer geprüft, wodurch nur der Weg in den neuen Himmel gehe. Die zweiten dieſer zweiten Parthei glauben, die Schranken der bisher vielen immer noch geſchloſſenen Rennbahn ſeien einem jeden nicht nur auf ewig geöffnet, ſondern auch ringsumher niedergeriſſen; es werde hinfort keiner Schranken, keiner äußeren Geſtalten der Dinge mehr bedürfen; der freieſte Geiſt werde nun ſeine Unermeßlichkeit durchfliegen und dem ganzen Menſchengeſchlechte eine Glorie und Majeſtät bringen, worin es, fortſchreitend von Freiheit zu Freiheit und von Licht zu Licht, ohne alle Bande wandeln werde; jetzt ſei freilich noch eine Art Fegefeuer da für die Blöden, aber wann ſie einmal durch die Flammen gedrungen, werden ſie ſich ihren Himmel nicht wieder nehmen laſſen; Staat und ſeine Form, Sitten, Geſetze, Religionen der Mündigen werden dann nicht mehr als beſondere Dinge genannt werden; ſchon jetzt erprobe ſich, wohin es mit ihnen wolle, weil alles Neue und Neueſte, das man nach altem Zuſchnitt und auch wohl mit alten Geſinnungen mache und einrichte, nirgends recht anfaſſen und als wirklich lebendig in die Welt eingreifen wolle.

Man wird von einem ganz eigenen Gefühl ergriffen, wenn man, ſelbſt in dem wogenden Zeitenſtrudel ſtehend und aller Kraft bedürfend, um ſich darin nur aufrecht zu halten, von den Meinungen, Hoffnungen, Verkündigungen und Weiſſagungen der Mitkämpfenden ſo ringsher umbrauſt wird; es braucht vieler Beſonnenheit, wann alle die Warnenden, Lehrenden, und Wiſſenden um uns laut ſind, nicht ſelbſt einem verdumpften und verſtumpften Schüler ähnlich zu werden, der, durch die Menge der Meiſter betäubt, mit offenem Munde in die leere Weite hinausgafft. Ich will mich nicht länger bei der Thorheit aufhalten, Meinungen über Meinungen zu geben, ſondern lieber ſagen, wie ich die Zeit empfinde.

Unumwunden ſage ich denn zuvörderſt, worauf ich oben ſchon hingeſpielt habe, daß die erſten achtzehnhunderte chriſtlichen Jahre mir nur der Eingang zu dem Chriſtenthum geſchienen haben, wo man durch das Gängelband des alten Heidenthums ſo leidlich fortgeleitet ward, bis dies endlich völlig zerriß, wo man

in

in der Hülfloſigkeit recht ernſtlich fragen mußte, was denn das Chriſtenthum ſei und wolle. Jetzt fängt ſein gewaltiger Geiſt an durchzubrechen und die Welt und ihre Sünden und Gebrechen zu beleuchten; auf einmal überſehen wir nun unſere ganze Armuth; keine Burg, keine Säule, nicht einmal ein Wegpfoſten mehr da, woran wir uns halten könnten; alles liegt darnieder, die einen rufen: laß liegen! die andern: baue wieder auf! So iſt es faſt bei allen Europäern; einige dem Centralfeuer dieſer neuen Welt entlegnen Völker hat es noch nicht ganz erreicht, doch wird es auch zu ihnen kommen. Am hellſten erſcheint es an uns Teutſchen. Wir waren die erſten Fackelſchwinger zu dem Phönixbrande des neuen Heils, was viele neues Verderben geſcholten haben; wir ſchwingen die prometheiſchen Flammen noch am friſcheſten, hier wie die Weiſen, welche die Sonnen und die Geſtirne und die Götter, die auf ihnen wohnen, zu ihrer Verwandſchaft herablocken, dort wie die Thoren, in deren Händen das Feuer zu Blitzen wird, die uns verzehren und zerſchmettern. Was ſollen wir hieraus für uns hoffen oder fürchten? werden wir die erſten ſeyn, die durch dies Feuer hindurchkommen und in verjüngter Herrlichkeit da ſtehen? oder ſind wir beſtimmt, als Geräthe für die übrigen Völker verbraucht zu werden, von der Flamme, die wir angezündet haben und immer

mer noch friſch anſchüren, gefreſſen zu werden, damit ſie einſt in Herrlichkeit wandeln? — Auch darin ſind wir von den meiſten andern Völkern merkwürdig verſchieden, daß, wie wir äußerlich als Volk lange zerfallen ſind, wir eben ſo noch immer diejenigen ſind, die bis jetzt am wenigſten ſtreben ſich äußerlich und politiſch zu geſtalten. Während andere Völker frohlockend verkündigen, daß ſie ſich neue Einrichtungen und Verfaſſungen geben, ſich auch wohl gebärden, als ob durch ſie alles ſogleich einen friſcheren und lebendigeren Schwung gewinne, ſind wir dagegen die kälteſten und gleichgültigſten bei dem, was die eigenen Fürſten oder was Fremde uns bringen; auch in dem Neueſten und Modernſten, was man uns umhängt, fühlen wir uns, wie ſich Menſchen etwa fühlen würden, denen man aus alten Rüſthäuſern die Kleider und Geſchmeide längſt vergangener Geſchlechter hervorholte und ſie ſich darein kleiden hieße: es ſitzt alles auf uns, wie das Todte auf dem Lebendigen, und ſtillſchweigend ſcheinen wir ſo mit denen übereinzuſtimmen, welche behaupten, daß alles, was man in den letzten Jahren das Neue und das Neueſte genannt hat, nur Altes ſei unter neuer Tünche, was diejenigen nicht reitzen noch bewegen könne, die wirklich von dem Geiſt des Neuen geführt werden.

Zweitens ſage ich es frei, wie ich es fühle, daß alles Alte im Fallen iſt, oder ſchon liegt, und daß das Neue noch gar nicht ſteht — was man uns einbilden mögte — ja ich ſage ſogar, daß das Neue noch gar nicht in der Welt iſt: die Zeit iſt in der Geburt, und es ſoll werden.

Drittens ſage ich mit freudiger Hoffnung auf mein Volk, daß für alle die Auferſtehung in der Ferne liegt, welche beſonnen der rechten Stunde warten und ſich nicht durch Scheine äffen laſſen; ſo wahrhaftig die Teutſchen das Volk der Ideen ſind und das Chriſtenthum höchſtes Ideenthum iſt, werden ſie ſich auch regen und lebendig eingreifen, wann die neue Zeit reif iſt und die Geiſter, die ſie ausfliegen laſſen, dem Einen großen Geiſt, der endlich alles tragen ſoll, dienſtbar geworden ſind und mit dem Oelblättchen des neuen Friedens zurückkommen.

Viertens ſage ich, daß mir nicht däucht, daß, weil jetzt alle äußere Formen des Leibes der Dinge und des Staates zerfallen ſind, dies auch künftig immer ſo ſeyn könne. Wo wir ganz frei ſeyn und gottähnlich ſtreben ſollen, das wird uns offenbart werden zu ſeiner Zeit; aber ſolange wir mit Leibern umhüllte, von Bedürfniſſen angefallene, draußen im vielfachen Streit bekämpfte endliche Geiſter ſind, werden wir uns einrichten müſſen, wie das Bild und das Geſetz der Natur draußen vor uns ſteht; wir werden unſer Leben in feſte Geſtalten faſſen, unſere Häuſer wieder mit Sitten und Weiſen beſchirmen müſſen, wie es weiland war, damit wir wieder Ruhe und Kraft gewinnen.

Ich bin nun da, wohin ich wollte. Schon lange haben wir keine ordentliche Staaten mehr gehabt, ſcheinen auch dem Punkte ſie zu bekommen noch ſo gar nah nicht zu ſeyn. Der Staat, der im Mittelalter chriſtlicher Staat hieß, iſt lange aus einander gefallen, und Europa hat ſich ſeitdem geholfen, wie es gekonnt. Jetzt müſſen wir Geduld haben und von der Zeit nicht mehr verlangen, als ſie uns geben kann oder vielmehr, als wir hineinlegen können. Wann dies wogende Feuermeer der ringenden Geiſter ſich geſetzt hat, wann die Lichter daraus jedes an ihre Stelle getreten ſind, und der neue Himmel, der da werden ſoll, ſeine feſten Bahnen gewonnen hat — dann erſt wird auch die Erde unten ſich ordnen können, und ein wirklich chriſtlicher Staat wird möglich ſeyn. Die Fragen, die man jetzt ſo häufig hört, wie man den Zeitgeiſt fördern und lenken ſolle? ob man ſchon in ihn eingreifen und ſuchen ſolle ihn zu hemmen oder fortzuſtoßen? ob es vielleicht nicht ein Frevel ſei, ſich überall als etwas Gegenwirkendes gegen ihn zu ſetzen? ſind offenbar aus einem Misbegriff entſprungen. Der Menſch kann ſich der Zeit nur gegenüber ſtellen, oder — was daſſelbe iſt — ſich nur außer der Zeit ſetzen als ein Betrachtender, nie als ein Handelnder. Jemehr er den innigen Trieb in ſich fühlt, daß er rathen, helfen, ſchonen, heilen mögte, wie ſehr er kann, deſto ſtiller und gehorſamer wird er ſich forttragen laſſen von jener dunkeln und allmächtigen Gewalt des allgemeinen Leidens und Thuns, eine Gewalt, die vielleicht alle Zeitgenoſſen mit machen und bilden, die aber jedem Einzelnen als etwas Unendliches erſcheint, ſo daß er das thörigte Spiel aufgiebt des Kieſels, der gegen den Strom an rollen will. Nur drinnen in den Tiefen ſeiner Bruſt liegt der feſte Kern auch ſeiner Kraft, in der Reinheit ſeines Gemüthes, in der Hingebung an den heiligſten und höchſten Geiſt, in der treuen und demüthigen Befolgung der ewigen und ungeſchriebenen Geſetze, welche den Sterblichen ſchon leiteten, ehe ein Moſes, Solon, und Zoroaſter war; da fühlt er auch in ſich den überſchwänglichen Gott, um den die Zeiten und Geſchlechter in Staub zerrollen, wie einzelne Tropfen um den Felſen zerſtäuben, und von dorther allein kömmt ihm in begeiſterten Augenblicken zuweilen eine Dämmerung der allgemeinen Bedeutung deſſen, was draußen eben gethan und gelitten wird; da klingt ihm, wann er ins Leben hinaustritt, die Regel: **Thue das Rechte, und laß Gott ſeine Welt verwalten!**

Wir warten denn der Auflöſung und Erlöſung, die da kommen ſoll; unſre Kurzſichtigkeit kann bis jetzt nur ahnden und winken; wann es droben erſt klar geworden, wird es auch unten licht werden, und durch ein leiſes Gefühl, durch die ſtill vernehmliche Stimme der ewigen Zeit, die Stimme Gottes, werden die Völker dann lernen, wie ſie ſich und ihre Erde einrichten und verwalten ſollen. Einen Prophetenblick aber thue ich hinaus in die Wüſte, in deren ödes Getümmel wir jetzt hineinſchauen. Wir haben geſehen, was der Philoſophie und Wiſſenſchaft begegnet iſt, wie ſie nach langen nichtigen Arbeiten, nach vielfachen Proben des Uebermuthes und Ueberſprunges mit gewaltiger Sehnſucht zu dem Grund und in die Tiefe der Dinge hineilt. Was hier drinnen geſchieht, wird dort draußen geſchehen; unſere Geſetze und Verfaſſungen, deren Vielheit und Künſtlichkeit uns jetzt blöd und ſtumpf macht, werden ſich auch bis zur volleſten Nichtigkeit entweihen: ja ſie haben es ſchon gethan; wenige, aber ernſte und ſtrenge Geſetze werden das Außenleben unſerer Enkel umfaſſen, und einfache menſchliche Sitten und Weiſen, die wir nicht mehr haben, werden mit milderem Schein ſich innig feſt um die ſtrengen ſchlingen, wie liebende Kinder um den Vater, und das Beil und das Schwerdt, das ſie auch noch tragen, in der Scheide halten helfen. Dann wird der ſtolze und mündige Menſch, göttlich frei nach oben ſchwebend, unten, wo er gebunden ſeyn muß, von ſanften und heiligen Banden gehalten werden: es werden dann auch chriſtliche Bürger leben.

Aber da ſind wir noch lange nicht, meine geliebten Kinder, ſondern wir treiben vielerlei Thorheit und jagen uns in Eitelkeiten hin und her. Wie wenig erfreulich dies auch iſt, ſo leicht iſt es doch erklärlich, mit den paar Worten erklärlich wir ſind keine Bürger mehr geweſen. In dieſem Worte Bürger liegt etwas ſehr Hohes, die Ruhe, das Maaß, das Glück, und die Harmonie des Lebens. Jemehr der Bürger verſchwindet, deſto unſicherer, unruhiger, wilder wird alles, und der Beſte in einem Volke muß ſich in peinlich einzelnen Arbeiten für ſeine Tugend und ſein Glück da aufreiben, wo er durch das Ganze mit geſtützt und gehalten werden ſollte. Der Bürger iſt nur, wo ein feſter und freier Staat, ein Reitz und Aufruf zur Thätigkeit durch das Geſetz, und ein Streben jedes Einzelnen für Alle iſt. Da bindet ſich nicht bloß um das ganze Volk ein zuſammenhaltendes und erwärmendes Band, ſondern um jede Gemeinde, um jede Familie, um jeden Einzelnen ſchlingt ſich ein Fädchen des großen Gemeinbandes, das einen Ernſt, eine Sicherheit, und eine Ruhe giebt, als ſtünden ſie immer mit dem Ganzen zuſammen. Und — was das höchſte Menſchliche auf Erden iſt — Sitte und Gewohnheit wird durch das Kleine, durch das Geſetz, feſter und daurender in einander gebunden, gleichwie die ſchlechte Form aus Brettern und Thon die glänzende Schönheit des metallenen Bildes in Einen Guß zuſammenfließen läßt. Der Menſch, der den Bürger nicht fühlt, verliert, wie edel er ſonſt ſei und ſtrebe, gar zu leicht die beſtimmte Geſtalt, die durch einen Zauber, den Gott in alle geſchloſſene Bilder gelegt hat, wieder andere Geſtalten bildet und hält, zu ſchweigen, daß er bei dem Mangel äußerer Haltung für alles Maaß und Bild nicht ſo leicht den treffenden Blick bekömmt, bei dem Gefühl dieſes Mangels nach allerlei Scheinen greift, und bei dem ewigen Suchen nach etwas Feſtem zuletzt ſelbſt der Loſe wird. Ihm widerfährt, was jenem widerfahren könnte, der einem entronnenen Flüchtling Jahre lang durch viele Länder und Völker nachſetzte; über dem Bemühen, den Vagabunden einzuholen, wird er ſelbſt ein Vagabund, durch das unruhige Nichtsthun

iſt

iſt Luſt und Stätigkeit zur Arbeit verſchwunden. In einem ſolchen unruhigen Vagabundenzuſtande treibt ſich das Leben der Menge jetzt wirklich herum; alle Formen, die uns ſonſt hielten, ſind zerbrochen, alle Bande zerriſſen, Sitten und Gebräuche ſind Moden geworden, und in einer Freiheit, die Ungebundenheit iſt, ſchweifen wir eine Zeitlang im luſtigen Wahn umher, bis die Täuſchung zerrinnt und wir in dem Unſtäten vergeblich etwas Feſtes zu machen ſuchen. Kurz, ſchwer iſt es in unſerer Zeit, Ehre und Karakter zu behaupten.

Bei dieſem miſlichen Zuſtande, worin wir uns jetzt befinden, haben, wie ich oben ſagte, Manche übermüthig behauptet, der mündige Menſch brauche gar keine feſten Formen, keine Bande der Zucht und Uebung, die er um ſein Leben ziehe; jene geiſtige Freiheit, worein wir jetzt getreten, habe in ihr ſelbſt immer ihre Zügelung und Beſſerung und könne das ganze Leben in einer freudigen Begeiſterung aufrecht erhalten, woraus alle Tugend und alles Glück blühe; das Gängelband unſerer Väter können wir wegwerfen; die tauſendfachen Gewohnheiten und Formen, worin das frühere Leben der Menſchen gehalten worden, ſeien jetzt nur Verſteinerungen, die unterdrückend und erkältend um die für ein höheres Daſeyn aufſchwellenden Keime liegen, welche ſie mit allmächtigem

Trieb zerſprengen, um ſich von der höchſten Sonne, die nun aufgegangen, beſcheinen und befruchten zu laſſen. Dabei wird theils im tiefſten Sinn theils in leerer Täuſcherei viel geſprochen von chriſtlicher Freiheit, von der Gewalt der Idee, von der Höhe der Geiſtigkeit, worauf wir uns geſchwungen, alles wie die Anſicht und Lehre des Tages es bringt. An Proben und Verſuchen hat es hier nicht gefehlt: des Menſchen bewegliche Kraft, aus dem Alter losgeriſſen, muß ſich ſchwingen und Stätigkeit ſuchen. Wir haben ſolcher kühnen Phaetone genug geſehen, auch ſolche, deren Schickſal hinabgeſtürzt iſt, wie des Sonnengotts weiland. Denn wie unermeßlich und unerſchöpflich die geiſtige Kraft auch ſei, wir ſind doch immer noch die alten Brodeſſer, wie Homer uns ſchon nannte, und werden es immer bleiben. Wenn die Erde mit ihren Bedürfniſſen und Arbeiten uns faſſet, ſo muß die himmelfliegende und oft himmelſtürmende Kraft ſich für Augenblicke beſcheiden, die oft lange Augenblicke werden; der Menſch ermattet und ermüdet dann auch im Dienſt, und wohlthätig iſt es für ihn, wenn ihn eine irdiſche Schranke umfängt, ein Maaß, das er ſich ſelbſt geſetzt hat. Mangelt er deſſen, ſo verfliegt ſich ſein Geiſt im raſtloſen Fluge, Unruhe und Unſtätigkeit reiben ſein Leben auf, und der alles wollte gewinnt endlich nichts. Vielleicht giebt es einige ſo mächtige und erhabene Geiſter, daß ſie über das gewöhnliche Geſetz hinausragen, vielleicht aber täuſcht uns kleineren und ſchwächeren nur der idealiſche Schein, der auf ihnen ruht; aber die Menge, ſelbſt die begeiſterte Menge — wir hoffen, ſie werde es einmal ſeyn — wird immer irdiſcher Zügel bedürfen, um ſich auf der himmliſchen Bahn nicht übermüthig zu verlaufen. Und vollends — ſehen wir aufmerkſam umher, was iſt und geſchiehet, ſo iſt die Gewalt dieſer hohen Geiſtesfreiheit größer in Worten, als in Thaten; es ſcheint, ſie wandelt nur noch durch die Schulen und iſt zum Volke gar noch nicht lebendig durchgedrungen, und auch die Schulen haben bisher mehr Ueberſprünge, Zuckungen, und Verrückungen gezeigt, als jenen ſtillen und mächtig fortfließenden Strom voll Wonne, Luſt, und Leben, welchen uns das Chriſtenthum verheißet; ja aus Erſcheinungen, die wir ſehen, müſſen wir ſchließen, daß jener höchſte Geiſt des Chriſtenthums, wornach wir alle ſehnſüchtig ausſchauen, nur erſt in einzelnen zarten Klängen und Scheinen zu uns gekommen, in einzelnen herrlichen Menſchen uns als Morgenroth des künftigen Tages gewieſen iſt, daß aber immer mehrere und mehrere und endlich ganze Gemeinden begeiſterter davon ergriffen werden müſſen, ehe er als der bleibende größte Träger

der

der Dinge auf immer bei uns wohnen kann. Denn ſo iſt der Menſch gemacht, daß jede einzelne Seligkeit, jede einzelne geiſtige Entzückung immer zu etwas Allgemeinem hin will, worein ſie ſich ergieße und verfließe; einſam kann die Flamme, die der ganzen Welt zu ihrem Stoff bedarf, nicht mit immer gleicher Wärme und Helle fortbrennen. Und wenn wir die Erfahrung fragen, ſehen wir die meiſten derer, welche Sonnenflieger heißen wollen, nicht noch immer zuletzt mit einer traurigen Ohnmacht auf ſich ſelbſt zurückfallen? ein Zeichen, daß die große Zeit noch nicht gekommen iſt. Und die rechte chriſtliche Freiheit, die ſtolze Freudigkeit des Geiſtes im Demuth, das kindliche muthige Vertrauen zu Gott in Liebe, die Zuverſicht und Gewalt über die Sünde? —

Zehnter Brief.

Ich habe Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, manches erzählt von meinen apokryphiſchen Sachen, die Ihnen wenigſtens nicht apokryphiſcher ſind, als mir; denn meine Art und meinen Sinn kennen Sie wohl beſſer, als ich ſelbſt, und aus den Scheinen der Dinge das einzeln ſchwebende Wahre herauszugreifen, in dieſer Kunſt, die ſich nicht lernt, ſind die Frauen wohl immer geſchickter geweſen, als die Männer. Ich gehe denn heute wieder von da aus, wo wir geſtern ſtehen blieben.

Die rechte chriſtliche Freiheit iſt in unſerm Leben noch immer etwas Unſichtbares — das ſoll ſie vielleicht immer bleiben — ſie bewährt ſich am wenigſten bei denen, die am lauteſten und meiſten von ihr ſprechen, und die höhere Kraft, womit ſie ſich, wie man uns erzählt, in der Freudigkeit und Friſche unſeres Lebens zu verklären anfängt, hält immer noch nicht aus, weil nur ihr Schein erſt da iſt. Chriſtus kam uns von dem Geſetz und ſeiner Angſt zu erlöſen, und von der größeren Angſt der Sünde; was der heiligſte

Ernſt

Ernſt und die mühſeligſte Arbeit nicht gewinnen kann, das ſollte die ſüße Liebe und das fröhliche Vertrauen auf Gott uns ſchenken; demüthig unſre Sündlichkeit erkennend ſollten wir freudig die Erlöſung davon erfaſſen, nicht zitternd zurückfliehen aus Angſt vor ihr, ſondern tapfer vorwärts ſtreben in der Gewißheit ſie zu überwinden; täglich bekennend, daß wir Sünder ſind, ſollen wir täglich frohlocken, daß die Sünde keine Macht über Chriſten hat, und ſo von Begeiſterung zu Begeiſterung, von Seligkeit zu Seligkeit durch das Leben fortſtreben. Aber werfen wir einen Blick auf uns ſelbſt und auf unſere Zeitgenoſſen, wir ſind wieder unter die Noth des Geſetzes gefallen und ſtehen bänglich und beklommen wie die Beſiegten, wo wir luſtig und friſch wie die Sieger einhergehen ſollten. In kleinlicher und krämerlicher Buchführung und Auf- und Abrechnung ihrer Werke treiben die meiſten von uns ein halbirtes und verkümmertes Leben ſo hin, und wie wenige ſind, die im Vertrauen auf Gott und das Chriſtenthum durch die ganze wimmelnde Welt ihrer Triebe zu gehen wagen! Kurz, halb Heiden und halb Chriſten, weder mit heidniſcher Sorgloſigkeit noch mit chriſtlicher Zuverſicht, ſtecken wir in der unſeligſten Mitte.

Kommen wir jetzt wieder auf den Mann zurück, als welcher dem Weibe gegenüber ſteht, ſo iſt ſein

Bild

Bild und ſein Schickſal nun mit einigen Strichen kenntlich hinzuzeichnen.

Der Staat giebt dem Manne faſt nichts mehr; das Bürgergefühl iſt bei den meiſten Völkern untergegangen; alle die Formen, wodurch ſich ein feſtes äußeres Bild ausprägt, ſind zerſtört; alle die Sicherheit, welche durch eine beſtimmte Thätigkeit, der Stolz, welcher durch das Hinſtreben auf Ein Ziel, die Beſonnenheit, welche durch das Gefühl ſeines Thuns kommt, der Freimuth, den das Bewußtſeyn der Kraft giebt, fehlet ihm. In dem Maaße, wie der Bau des Staats und die Freude daran loſer und loſer geworden, hat ſich auch gelöſt, was des Mannes kleines, aber höheres Leben daheim im Hauſe mit Weib und Kindern zuſammenhielt; alles iſt dem Zufall der Laune und Mode hingegeben.

Der Mann, welcher mehr irdiſchen Stoff hat als das Weib und mit ungeſtümerer Begier nach außen hinausgetrieben wird, wo er ſich künftig tummeln ſoll, lernt nur durch Kampf mit Luſt und Unluſt, mit Gebrechen und Sünden auf der breiten Landſtraße des Lebens die Beſonnenheit und Mäßigkeit, womit er ſich in reiferen Jahren behaupten mag; ihm iſt hier größere Lebensfreiheit geöffnet als dem Weibe; aber auch bei dem Männergeſchlecht war Ungebundenheit nie eine Ehre. Hier geht es ihm nun ſchlimm.

Je

Je weniger der Haltung iſt, deſto mehr der Freiheit hat man ihm zugeſprochen, ihm den Geiſt verheißend, der ihn durch die Klippen der Scyllen, die Zaubereien der Circen, und die Lockungen der Sirenen ſicher hindurchführen werde. Der Jüngling glaubt oft gutmüthig auf das Wort der Meiſter und Verkündiger den gewaltigen Führer und Gefährten, den ſie ihm gelobt, mit ſich zu haben, und wagt darauf das Ungeheure und Unermeßliche; aber ſein Geſell iſt kein Gott, ſondern entweder ein blinder oder ein tückiſcher Dämon, der ihn ſtecken läßt, wann er ſeiner Hülfe bedarf.

Eines von Zweien begegnet ihm:

Iſt er leichtſinnig und gedankenlos, ſo ſchwebt er lange, vielleicht ſein Lebenlang, in Verwirrungen und Unruhen hin, macht ewige Proben, flattert unaufhörlich von Einem zum Andern, und gewinnt in dieſer Leerheit nichts als ein Neſt voll Thorheiten und Eitelkeiten; wenn er auch nicht fühlt, worin er iſt, ſo iſt er darum nicht weniger nichtig.

Oder iſt er ernſt und ſinnvoll, ſo wird er frühe des Irrthums inne und will zurück; aber ihn faſſet die Sünde und läßt ihn nicht wieder dahin, von wannen er ausging: der Geiſt, der ihm vorgegaukelt hatte, ihn zu dem Geſetz der Liebe und Freiheit zu erheben und ihn ewig in dem lichten Göttermeer oben ſchwimmen zu laſſen, taucht ihn tief in die Nebel des Trübſinns und verläßt ihn dann, und er fällt unter das Geſetz der Furcht und des Zwanges und wird blödlich und verzagt für das künftige Leben.

Ganz anders iſt es, wenn das Vaterland und der Staat ihr Netz nach dem Flüchtling auswerfen; wie oft er es auch zerreiße im Streben nach dem freieſten Leben, doch haften einige Fäden an ihm, die den Geſättigten zurückziehen. Hier gewinnt er zuerſt Ruhe und Beſinnung; die Arbeit giebt ihm Stärke und die Ueberwindung Kraft. Wie ihm auf dieſe Weiſe draußen ein Maaß und eine Geſtalt wird, ſetzt es ſich auch drinnen an, und wenn ihn nicht immer das Höchſte erhebt, ſo ſchlägt ihn doch nie das Kleinſte nieder. Aber wie der Männer Schickſal jetzt ſteht, ſo giebt es kaum noch eine Gewalt, die aus der Bahn der unbeſchränkten Freiheit zurückzieht; überwiegt Glück oder Ernſt doch den Leichtſinn und die Unſtätigkeit, woher ſoll, wenn der Menſch auch nach der möglichen Bildung ſtrebt, die Geſtalt von außen kommen? Doch ſind wir zugleich Leiber und Geiſter und nur die Haltung und Geſtaltung beider im Gleichmaaß ſchafft ein glückſeliges und ſittliches Leben. Nun begegnet es uns, nicht nur, daß wir unſerer Unbeſtimmtheit und Geſtaltloſigkeit nicht frei werden, nicht nur, daß wir unſere eigenen Mängel und Sünden immer mit uns herumtragen müſſen, ſondern zur Zugabe fällt gleichſam die ganze Laſt der Mängel, die in allen oder die im Staate ſind, ja der fühlloſe Staat, der ohne feſte und lebendige Formen wirklich ein todter Stein und Klotz iſt, fällt ſelbſt mit ſeiner ganzen Laſt auf uns und zerquetſcht uns, die an eigenen Bürden ſchon genug zu tragen haben, noch mehr.

Verſtehet dies nicht unrecht, liebe Kinder. Weder will ich der unermeßlichen Gewalt des Geiſtes etwas abdingen, noch dem Staat, in wiefern er durch dem Bürger auf den Menſchen rückwirkt, einen höheren Adel beilegen, als ihm gebührt. Ich mögte ihn im Gleichniß etwa einen großen Magnetberg nennen nicht eben voll geiſtiger, ſondern mehr voll irdiſcher Kräfte, welcher grade durch das Leibliche und Irdiſche, was in uns iſt, von den Aetherflügen des Geiſtes, wo wir uns ſo leicht verfliegen und überfliegen, uns oft zu jener Ruhe und Schwere zurückzieht, der wir als Erdenweſen auch bedürfen. Auch weiß ich ſehr gut, wie in dem Staat oft eine verſteinernde Faulheit und Schwere der Dinge geweſen iſt, die alles Himmliſche und Göttliche des Menſchenſtrebens, alles Fliegendſte und Freieſte mit einer traurigen Gewalt zu ſich hinabgeriſſen hat: es hat Staaten gegeben und giebt ihrer vielleicht noch, wo der Bürger den Menſchen völlig überwuchs. In der Beziehung, worin ich hier vom Staate ſpreche, meine ich nur den Reitz und die Macht in den äußeren Dingen, welche den Menſchen als Erdenweſen in dem Gefühl eines auch nur äußerlichen Ganzen zuſammenhalten und wodurch ſich auch um das Feinſte und Geiſtigſte des menſchlichen Strebens und Schaffens durch ein dunkles Geheimniß eine Geſtalt bildet, die den Geiſtern Leiber giebt, daß ſie nicht nackt jedem Streiche verwundbar und leicht jedem Lüftchen entführbar ſeien: die Rinde iſt das Schlechteſte am Baum, aber ohne die Rinde giebt er weder Blüthen noch Früchte und ſchießt nur auf, um ſchnell zu verwelken. Ich aber meine aus dem, was ich aus der Geſchichte des Menſchen gelernt habe und was mich an unſern eigenen Bildern jeder Tag lehrt, daß nur in dem Bürger die Beruhigung und Geſtaltung des Menſchen liegt und daß auf alles Edelſte und Höchſte, was er wirket, ſchaffet und bildet, aus ihm ein Maaß und eine Kraft übergeht, welche die letzte Vollendung giebt. Ich will damit nicht, daß ſich grade jeder in der dicken Mitte und dem gemeinen Getümmel und Gewimmel des äußeren Lebens auch halten ſoll, ſondern ich meine nur, daß von dem größten Bilde des äußerlich Geordneten und Gemeſſenen tauſend und zehentauſend kleine Bilder ausgehen auch zu dem, der an der fernſten Gränze alles Aeußeren ſtehet. Mit ihnen kömmt ihm eine Ruhe und eine Haltung, eine dunkle irdiſche Kraft, deren man hier unten ſo nöthig hat; daß ich es kurz ſage, ſie verhüten, daß er nicht zu ſehr entkörpert und vergeiſtigt wird — denn hiemit beginnt auch der irdiſche Tod. Ich weiß wohl, daß Menſchen gebohren werden, gleichſam geflügelte Geiſter mit Blumenleibern, die von der Erde nichts zu wollen noch zu bedürfen ſcheinen, als ein wenig Thau und Sonnenſchein und Spiele und Träume; ich bin nicht von denen, welche wollen, daß auch die Zarteſten und Geiſtigſten für ihr Erdenleben dort mitbezahlen ſollen, wo gepflügt und geärndtet, geſtoßen und geſchlagen wird; aber auch dieſe Zarteſten und Geiſtigſten, die oft als himmliſche Räthſel auf der Erde gezeigt werden, bedürfen etwas aus der Menge, jenes Etwas, worauf ich oben hinſpielte, ſo wie die zarteſte Blume, die faſt allein von Licht und Luft zu leben ſcheint, auf dem kahlen Felſen, wo ihre einſame Schönheit blühet, auch einiger Erdenſtäubchen bedarf.

Dies klar zu machen, brauche ich Sie nur zu erinnern an die Geſchichten des Tages, nicht bloß an das, was Thoren und Narren mit Recht leiden, ſondern was auch Weiſen und Sehern widerfährt. Es iſt jetzt beinahe dahin gekommen, daß der Geiſt völlig körperlos durch die Welt fährt, wenigſtens liegt das Leibliche und Irdiſche für den Augenblick ſo todt da, die Völker und Menſchen haben ſo wenig einen Staat und eine äußere Geſtalt, daß er ſehr bald als Staub und Tropfen von ſich haucht, was ſich ſonſt faſt wie Stein und Kryſtall um ihn zu legen pflegte. Ohne Maaß und Ziel geht die geiſtige Kraft jetzt hindurch, verzehrt, verflüchtigt, entleibt alles: es iſt, als werde der Saft der Erde durch ſie ausgetrocknet. Dies bedeutet freilich einen ſchönen und hohen Kampf, aber für wenige Jetztlebende bedeutet es Glück: keiner wird durch den vollen Strom der Welt gewäſſert, durch den ganzen fröhlichen Saft, der durch alle fließen ſollte, erquickt, durch die gemeſſene Geſtalt, die alles verbinden ſollte, gehalten; einem jeglichen wird von den höchſten geiſtigen Anſprüchen zugemuthet, abgehauen von dem grünen blühenden Baum der Welt aus ſeinem getrennten blutigen Zweige eigene Wurzeln in die Erde hinabzutreiben.

Führt nun der Mann ſein Weib ins Haus, ſo iſt er, welcher ihr die Beſtimmung und das Maaß geben ſollte, häufig noch der völlig Unbeſtimmte und Maaßloſe. Er iſt entweder, der Erde ganz vergeſſend, in einem ſehnſüchtigen Suchen nach Geiſt begriffen, oder in einem noch nicht erfüllten Streben, wie er ſein inneres Leben zu einem äußeren geſtalte;

oder

oder er hat dieſe heilige Arbeit aufgegeben und iſt in Ohnmacht zurückgeſunken; oder er geht leichtſinnig in der ſündlichen Verwirrung von Eitelkeiten fort, die in dem Kleinen um ſo mehr ſeyn muß, da ſie in dem Größen nicht fehlt; oder er iſt endlich durch ein jetzt ſeltenes Glück der volle, zugleich begeiſterte, wiſſende und klare Mann, der ſein Leben mit Beſonnenheit und Mäßigkeit zu tragen weiß.

Der erſte, vielleicht edle, Menſch, der ſucht und noch nicht gefunden, hat eben durch die höchſte Sehnſucht und Liebe, die ihn hin und her treibt, etwas, das jedes Weib eben ſo zu ſich reißt, als das Stolze und Feſte deſſen, der tiefer unten auch als Bürger ſicher ſchreitet, um ſo unwiderſtehlicher zu ſich reißt, weil es weibliche Aehnlichkeiten in ſich trägt; und wir wiſſen, daß Aehnlichkeiten, die ſich nicht zu nah berühren, lockend ſind. Auf ſolchen Männern ſitzen alle Blüthen und Scheine der Dinge, eine romantiſche Unermeßlichkeit, die in ihren ſüßen Abgrund hinablockt. Kömmt nun das Weib zu dieſem Zuſtande noch hinzu, ſo verweben und verwirren ſich die beiden Naturen ſo in einander, daß der Mann nicht mehr flügge werden kann; der Geiſt und die Empfindung, wie ſüß ihre Zauber und Täuſchungen ſeien, können doch für den äußeren Lebensmangel nicht mehr bezahlen; beide müſſen bald fühlen, daß ſie nicht recht heimiſch ſind. Das Weib ſehnt ſich nach Haltung und Maaß, die ſie hier nicht findet, der Mann, bei unentwickelter Eigenheit von dem Weiblichen zu früh umſchlungen, verliert ſich immer mehr in dem Weichen und Unbeſtimmten: beide werden nicht glücklich.

Der zweite, in Ohnmacht zurückgeſunkene Mann, der die hohe Sonnenbahn des Geiſtes, in die er unglücklich hineingerieth, nicht durchlaufen konnte, ſondern, von Geſpenſtern und Sünden angefallen, feig zurückfloh — dieſer Unglückliche, deſſen Gleichen wir jetzt ſo viele ſehen, iſt gerade weit genug geweſen, um die Unbefangenheit und Ruhe zu verlieren, die er in einem kleineren Daſeyn vielleicht hätte bewahren können: er gehört weder den Erdgeiſtern noch den Himmelsgeiſtern an, ſondern hangt in unſeliger Mitte; nicht mit edler Gefahr durch die Lebensfreiheit hindurchgedrungen, über die Sünde nicht durch Muth erhoben, ſchwankt er elendiglich fort, halb Mann und halb Weib, ſchämt ſich auszuſprechen, wo die Scheide ſteht zwiſchen den Geſchlechtern, und dieſe Scheide tapfer zu bewahren, heuchelt Erbärmlichkeiten zu Tugend, und krittelt in kleinen Moralien: kurz einem Dinge ähnlich, das kaum die Kraft zu haben ſcheint ſündigen zu können, lebt er in ewiger Sünde. Wozu wird er ſein Weib erziehen?

Wohin die Leichtſinnigen fahren, weiß ein jeder. Jetzt iſt ihre Bahn unendlich, keine Sitte zügelt, kein Urtheil hält ſie zurück.

Aber jene Beſonnenen und Braven, die redlich hindurchgedrungen ſind und mit herrlicher Kraft und Ueberwindung ihnen ſelbſt Ruhe und Geſtalt gegeben haben, doch immer mit fortrollend im lebendigſten Schwunge der Zeit und in jener geiſtigen Beweglichkeit, wodurch die neue Schöpfung aus der Sündfluth hervorſteigen ſoll — ſelbſt ſie haben es nicht leicht. Glückſelig freilich wird das Weib ſeyn, das ſie an ihre Bruſt drücken; aber wie viele Arbeiten haben ſelbſt dieſe edlen Menſchen, daß ſie um ihr ſchönes Leben eine ſichere und feſte Hut ziehen! Zwar werden ſie regiert durch eine Sitte, die über allen Sitten, durch eine Tugend, die über allen Tugenden iſt; aber was ſie in irdiſcher Unvollkommenheit auch bedürfen, was ſich um das Leben der früheren Menſchen von ſelbſt geſtaltete — ein Abbild des Allgemeinen und des Staates, was unter dem Namen von Gebräuchen, Weiſen, Gewohnheiten das Menſchengeſchlecht ſo ſicher trug und beſchirmte und ihr kleineres Leben unten mit tauſend unſichtbaren Fäden in Ruhe feſthielt, damit das große Leben droben ohne Gefahr in Freiheit ſchweben konnte — aller dieſer Hülfen mangeln ſie, und müſſen ſie gleichſam ſelbſt für ſich

machen;

machen; denn ſeitdem das Alte dahin iſt, kömmt den Menſchen draußen nichts mehr von ſelbſt, mehr denn je muß das Heilige im bewußten Ringen und Streiten erkämpft und bewährt werden.

So wunderlich dies hier Geſagte Vielen ſcheinen mag, ſo wahr iſt es. Wir finden nichts als eine ausgeleerte Welt, einen vielfachen Kampf der heiligſten und verruchteſten Geiſter unter einander, ein dunkles, geheimnißvolles Streben und Wogen der Dinge nach allen Seiten hin. Wer hier Ruhe und Klarheit bewährt und gewinnt, der iſt freilich ein höherer Meiſter des Lebens, als alle, die früher lebten, er iſt faſt ein Gott auf Erden; aber wie wenige ſind dieſer Herrlichen bis jetzt! Ohne Staaten, Sitten, Religionen, die etwas Feſtes haben und woran ſich etwas Feſtes bilden und binden könne, ſind wir Zeitgenoſſen ganz in die geiſtige Gewalt dahin gegeben und treiben ohne Ziel in der feurigen Sündfluth fort. Wir müßten vergehen, wenn wir nicht hofften, daß aus dem, was uns oft ein volles todtes und ſtarres Nichts dünkt, was uns dann wieder einen andern Augenblick mit dem Lebendigſten und Beweglichſten erfüllt ſcheint, etwas Schöneres hervorgehen werde, als das war, was wir Thörigte oft beweinen und was doch nur untergegangen iſt, weil es nichts mehr war. Jetzt gehen wir bald trüb und beſangen unter den dunkeln Wolken der Zukunſt, die einigen mit Verderben, andern mit Heil beladen ſcheinen, bald ſtreben wir friſch und fröhlich auf tauſend Wegen und Steigen hiehin und dorthin und ſuchen die Stätten zu bereiten für die Götter, welche in Blitzen und Donnerwettern auf die Erde herabkommen und hinfort mit uns wohnen ſollen.

Sie ſehen alſo, meine Pſychidion, welch ein Loos unſere Töchter und Jungfrauen aus der Zeit zu ziehen haben. Aber doch, wie die Dinge und die Menſchen auch wanken, jeder, welchem der Sinn noch ganz iſt, muß ſorgen und erziehen nach den alten ewigen Geſetzen, die Gott in unſer Herz geſchrieben hat; denn wie mag die Tugend und das Glück wiederkommen, wenn nicht ſtill geglaubt wird, daß ſie noch in der Welt ſind? Und ſie ſind auch noch in der Welt; aber die Menge hat ihr Bild in keiner Zeit dargeſtellt, bei ihr war von jeher alles düſter und unhold, und ſelbſt das Gute und Schöne, das ſich in ihr bewegt, konnte vor dem Staub und Lärm und Getümmel weder geſehen noch gehört werden. Einfalt, Treue, und Liebe ſind die ſtillen Göttinnen, die wir unſern Kindern mitgeben müſſen in der getümmelvollen Welt. Wer gut zu ſeyn wagt, ſchafft noch immer das Gute.

Ich muß hier noch an etwas erinnern, worauf ich in einem früheren Briefe ſchon hingeſpielt habe

und

und was auf der großen Wage der Zeit ſehr glänzend voranſchimmert: ich meine das äſthetiſche und myſtiſche Streben, das ſich in den letzten Jahrzehenden ſo bedeutend gemacht hat. Dieſe Erinnerung mache ich nicht allein, in ſo fern dies Streben eine merkwürdige Erſcheinung in der Zeit iſt, ſondern weil es in die Erziehung und das Leben unſerer Jugend innigſt eingreift, und weil bewußte Gaukelei und ſchwärmende Täuſchung manche Gefahren da hineinſpielt, die größer ſind, als man glaubt. Auch dieſe Erſcheinung giebt eine tiefe Erklärung des Zeitalters und eine Beſtätigung deſſen, was zum Theil dunkel und unbeſtimmt von mir angedeutet iſt, wie es dunkel und unbeſtimmt nur in einzelnen Aufleuchtungen hervorbricht. Sie haben wohl noch nicht vergeſſen, wie oft und viel wir über dies Kapitel geſprochen haben und wie ſchwer es uns däuchte, das heilige delphiſche Gebiet in dem unheiligen Leben zu umgränzen, wo dieſe höchſten und innerſten Dinge des Menſchen ſich zeigen dürfen. Natürlich iſt es uns durch alles Vorige ſattſam erklärt und entſchuldigt, daß der mehr vergeiſtigte und entleiblichte Menſch feinere und zartere Genüſſe und Freuden ſucht, als der rohe und ſinnliche; aber bei dieſen feineren Genüſſen und Freuden tritt eine Gefahr ein, wie ſchon bei mehr verfeinerten leiblichen Speiſen, die ſo häufig ein Gift der Geſundheit wer-

den:

den: beſonders groß aber wird die Gefahr der Verderbniß alles Hochgeiſtigen und Inneren, wenn es in das hineingezogen wird, was man gewöhnlich Geſellſchaft nennt. Da, wo das mannigfaltigſte und loſeſte Spiel aller menſchlichen Triebe, Neigungen, und Bedürfniſſe iſt, wenn auch nur in leiſen Berührungen und leichten Schattenſtreifungen, hängt ſich ſo viel Halbverwandtes, und wieder durch Ankettung des Nächſten an dieſes Halbverwandte ſo viel Fremdes und endlich ſo viel Unheiliges und Aeußerliches daran, daß auch dies an ihm ſelbſt ſo Treffliche und Verehrliche die Beſchuldigung tragen muß, zu der allgemeinen Verwirrung mitgeholfen zu haben.

Das Aeſthetiſche erhält ſein Eintrittsrecht unter die Menſchen, ſobald ſie die Feſſeln der erſten Roheit und Barbarei zerbrochen haben und für ſanftere Gefühle und edlere Genüſſe zu erwachen beginnen. Sobald der Menſch der erſten Noth und des niedrigen Naturzwanges ſo frei wird, daß er die Welt und ihre Schöne mit einem Strahl von Beſonnenheit anſchauen kann, regen ſich auch die künſtleriſchen Triebe in ihm, er fühlt den ſüßen Reitz, das Schöne, deſſen Bilder ihm aufgehen, auch außer ſich zu geſtalten. So entſtehen die Anfänge der Kunſt. Jemehr die Kunſt ſich entwickelt und auf das ganze Leben des Menſchen den Glanz der Schönheit und Freude wirft,

deſto

deſto größeren Werth empfängt auch das, worauf dieſe Kunſt ruhet, empfangen diejenigen, welche ſie üben und erklären, wie alles dasjenige, was in äußeren Geſtalten, ſelbſt in leichten zerfließenden und zerflatternden Spielen des Augenblicks nur eine Kunſtähnlichkeit hat und auf das Vergnügen und die Luſt der Geſellſchaft einen magiſchen Schimmer hinſchweben läßt, der auf etwas Fremdes und Größeres hinſpielt. Das ſogenannte Aeſthetiſche wird dann zum Bedürfniß des Menſchen, es iſt nicht mehr ein bloß äußerliches Spiel, ein Vertändeln der Zeit, mit der man nichts anzufangen weiß, ein Hinwegtäuſchen des Verdruſſes und Ueberdruſſes, nein es wird ein ſehr innerliches, ernſtes Spiel: denn keine andere Kraft beſitzt der Menſch, die mit ſolcher Gewalt und Geſchwindigkeit die Götter und Geiſter zur Erde hinabzieht, als die Kunſt. Die ſittliche und religiöſe Kraft geht ſtiller, geheimer, und verhüllter in dem Inneren der Welt und des Menſchen fort, tritt nur zuweilen mit jungfräulich verſchämter Scheu an die Sonne, wandelt aber am liebſten wo Schweigen, Dunkel, Träume, und Sternenlichter ſind, oder ruhet als ein unſichtbarer Kern des Lebens in der Bruſt und der That des Tapfern, Einfältigen, und Frommen. Die Kunſt aber, als welche mit allen Welttrieben und Weltſcheinen ſpielen und buhlen darf, iſt eben die recht äußerliche und ſpielt aus den tiefſten Tiefen der Gottheit und Menſchheit die unendlichen und tauſendfachen Bilder und Scheine in das Leben hinein; ſie iſt die große Hebamme des Geiſtes und aller geiſtigen Kräfte; ſie erregt in des Menſchen Bruſt zuerſt ein vielfältiges Sehnen nach unbekannten und überirdiſchen Gütern; ſie verſcheucht die wilden Lüſte der Sinnlichkeit durch die Strahlen der Schönheit, womit ſie die Ungeheuer und Gräuel der Unhuld und Unbildung beleuchtet; und ſelbſt da, wo ſie das Geiſtige und Sinnliche im innigſten Verein zuſammenſpielen läßt, erhebt ſie den Menſchen durch das höchſte Gefühl des Muthes, der Kraft, und der Freude zu einer Höhe, wohin das Rohe, Häßliche und Ungeſtalte nicht mehr nahen darf: ja von dieſer Höhe, wo die Kunſt ihm Welt, Leben, und Gemüth in heiterſter Klarheit hingeſtellt hat, ſieht er am ſchönſten in den Gegenſpiegel des Himmels, worin Gott wohnet, in den Himmel der Sittlichkeit, und aus dieſer leichten Luſt erwächſt oft der gewaltige Ernſt, der durch Feuer und Blut zur Seligkeit hindurchdringt. So wird die Kunſt die Erweckerin, Erheberin, und Befreierin des Menſchen, ſie zerſprengt die dumpfen Bande der Unſitte und Unhuld, beſtrahlt ihn mit der Sonne der Freude und des Muthes, bildet ihm Dädalusflügel nicht aus Wachs für den geiſtig ätheriſchen

Aus-

Ausflug, und giebt ihm die Sehnſucht und die Kraft, in das verlorne Götterland hinüber zu dringen. Aber nicht allein Wegbahnerin und Führerin zur Sittlichkeit und Geiſtesfreiheit iſt die Kunſt, ſie iſt auch die Schweſter der Sittlichkeit und Frömmigkeit und mit ihnen aus unſerer tiefſten Bruſt und unſerm innerſten Gewiſſen gebohren. Zwar draußen im Getümmel und Gewimmel der Welt nimmt ſie alle möglichen Geſtalten, Bilder, und Larven an, worin das tragikomiſche Puppenſpiel, Leben genannt, auftritt; ſie ſpielt mit allen Trieben, Launen, und Einfällen dieſer närriſchen Außenwelt, ſo daß ſie Kurzſichtigen oft leichtſinnig, buhleriſch, und verdächtig erſcheint: aber die da ſehen können, gewahren auch in den mancherlei Poſſen, Umkehrungen und Umkleidungen der Dinge, in allen den leichten Tändeleien und Gaukeleien, womit ſie in vielfachen Verwandlungen und Verpuppungen das Leben darſtellt und die Leute beluſtigt, einen Ernſt und eine Freiheit, die zu dem Unendlichen ſtreben, und — wenn es anders die ächte Kunſt, nicht eine der vielen Kunſtäffinnen in ihrer Maske iſt — uns auch da, wo nur Nichts und Kleinigkeiten zu ſeyn ſcheinen, in Staunen, Freude, und Sehnſucht an einer ſolchen Gränze des Gemüthes ſtehen laſſen, wo der tauſendfach geſpaltene Pfad in das Sternenland der Ideen, unſere uralte Heimath, ſich öffnet.

Die Kunſt, wenn man ihren verſchiedenen Zuſtand und ihr Hauptſtreben in jedem Volke und Zeitalter immer beſtimmt verfolgen und nachweiſen könnte, würde uns in der Geſchichte bei weitem das klarſte und bedeutendſte Bild von den jedesmaligen Verhältniſſen und Verhängniſſen der Menſchheit geben. Im Allgemeinen kann man von ihr ſagen, daß ſie dort immer am genialiſcheſten, freieſten und reinſten geübt worden, wo neben andern günſtigen Umſtänden und Einflüſſen die feſteſten Formen und Sitten geweſen ſind. Es geſchieht dann an ihr, was, wie ich früher ſagte, an dem Menſchen geſchieht; auch ſie bekömmt Geſtalt, Maaß und Ordnung, wenigſtens das große Bild derſelben, von der Haltung und dem Verein eines Volks durch Geſetz und Sitte, zu ſchweigen, daß ein kühnes, ſtolzes Bürgerleben ihr edlere und freiere Menſchengeſtalten zeigt. Aber was das Größte iſt nach dieſem, die Gewalt des Staates und Vaterlandes zieht alles, was nicht durch einen tiefen Reitz zur Kunſt berufen iſt, mit ihren mächtigen Magneten zu ſich; ihr bleiben allein die wahren Jünger, die gebohrnen und auserwählten Getreuen, die zu ihrem heiligen und fröhlichen Dienſt von Natur berufen ſind; alle die müßigen Halblinge, die tändelnden Nichtsthuer, die von allem gelockt und von nichts feſtgehalten werden, verliert ſie glücklich — dieſe reißt die irdiſchere Gewalt des Staates mit Recht dahin, wohin ſie gehören — die Kunſt verliert alle diejenigen, die ſich ihr nur genahet hätten, ſie zu verwirren und zu entweihen.

Immer aber bleibt die Kunſt und alles mit ihr Verwandte, was man gewöhnlich mit Einem Worte kurzweg das Aeſthetiſche nennt, für viele Menſchen ein mißliches und verführiſches Ding, zwar nicht an ihm ſelbſt, ſondern durch den Misverſtand, die Misdeutung, und den Misbrauch, wodurch auch das Größte und Heiligſte entweiht werden kann. Dies iſt unvermeidlich auch in den ſchönſten Zeitaltern der Menſchheit und der Kunſt. Die Kunſt iſt die erſte Vermittlerin, Verſöhnerin, und Verbinderin des Sinnlichen und des Ueberſinnlichen, die ohne ſie ewig getrennt geblieben wären; durch geiſtige Gewalt auch das Gemeinſte ergreifend, veredelnd, und erhebend, ſucht ſie es in die höhere Welt ihrer Weihe hineinzuſpielen und braucht dazu alle Schatten, Scheine, und Schimmer der Dinge, wodurch die äußerliche und leibliche Welt, worin ſie eben ihr chineſiſches Schattenſpiel ſpielt, allein dargeſtellt werden kann; alles in der Natur kann Gegenſtand ihrer Darſtellung werden, und ihre fröhliche Begeiſterung und Freiheit erhebt zu höchſtem Geiſtesadel, was ſie eben noch aus dem Schmutz des Pöbellebens herausgriff. Alles, was mit ihr verwandt

wandt iſt, was ſich zu ihr bekennt oder hinneigt, mit oder ohne einen Trieb und Anlage, alle die Dinge, die in ihr Gebiet zu gehören ſcheinen — kurz das Aeſthetiſche hat ſchon von außen einen eignen wunderbaren Zauberſchein, der Manche blendet, iſt aber nach innen mit andern innigſten Trieben des Gemüthes ſo verwachſen, daß Irrthümer, Verwechslungen, Täuſchereien, und Gaukeleien in ihrem Reiche von jeher immer häufig geweſen ſind; am häufigſten müſſen ſie dann werden, wann die Macht oder Noth der Zeit viele dahin treibt, daß ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſen als Aeffereien und Tändeleien. Immer ſind viele Menſchen geweſen, die, von Natur unklar und umnebelt, von dem Scheinen und Schatten der Dinge das Wirkliche nie zum beſonnenen Bewußtſeyn abſondern konnten und denen ſelbſt die klarſte und tiefſte Kunſt unter ihren mehr durchſichtigen und ätheriſchen Scheinen, als die Scheine des Lebens ſind, jenen hohen Olympus nie enthüllt zeigen konnte, wo Menſchen und Götter, Vergangenheit und Zukunft, Schein und Wahrheit in einem herrlicheren Daſeyn zuſammenfließen, und wo der Menſch durch die Entfeſſelung von ſeinen gewöhnlichen Banden, durch die augenblickliche Vernichtung von ſeinen kleinen Trieben, Bedürfniſſen, und Beſtrebungen inne wird, daß noch etwas Anderes in ihm lebt, das hier unten

ſeine

ſeine Erfüllung nicht finden kann. Zu dieſem Gefühl erhoben kommen ihm die alten Urbilder ſeines früheren Daſeyns wieder, und in einer Unendlichkeit von Ahndungen, Hoffnungen, Sehnſuchten, wodurch die himmliſche Wahrheit ganz enthüllet in einzelnen Blitzleuchtungen vor dem Glücklichen vorüberſchießet, genießt er ſchon hier das Höchſte und Seligſte und muß es dort ewig begehren.

Den zu irdiſch befangenen und von Erde und Stein zu hart und zu dicht umwachſenen Menſchen, die hier ſchon in Verwirrung hangen bleiben, droht aber noch eine ganz andere Gefahr. Die Kunſt bedient ſich aller äußeren Schimmer und Reitze der Dinge, alles Schmucks, aller Pracht, und alles Glanzes des Lebens, um das Rohe, Wilde, und Reitzloſe zuerſt durch die Schönheit zu beleben und zu beſeelen, und es dann durch das Gefühl der göttlichen Freiheit und des ſtolzen Muthes, welches ſie ihm giebt, dem Sittlichen und Ueberſinnlichen zuzuführen. Aber eben dadurch iſt ſie Kunſt, eben dadurch unterſcheidet ſie ſich von der buhleriſchen und verführiſchen Gauklerin und Aeffin, die ihren Namen oft ſo heillos misbraucht, daß alle die kleinen Nichts, Reitzungen und Lockungen, womit ſie beginnt, zuletzt in einem höchſten Reitz untergehen, der, alle gemeinen Triebe und Begierden in ſich

ver-

verſchlingend, nach etwas ſehnſüchtig macht, das jenſeits dieſes Gebietes liegt. Wenn nun die Macht der Kunſt über die meiſten Menſchen auch ſo groß iſt, ſo bleiben doch immer die, worüber wir eben klagten, die Unklaren und Steinernen, die für das zarte Licht und die leichten Flügel der Kunſt zu trüb und ſchwer ſind. Aber viel ſchlimmer iſt es, wenn ſolche Unklare und Steinerne, oder wenigſtens ſolche, die ihnen in mancher Hinſicht ähnlich ſind, ſich ſelbſt ins Heiligthum der Kunſt wagen und ſie vor den Menſchenkindern ſpielen wollen. Dieſe, die ſelbſt an der Schale kleben, können den Kern nicht geben; dieſen geblendeten Affen iſt das Prächtige, Schimmernde, Reitzvolle, was die Kunſt nur als Mittel der Darſtellung braucht, das Wahre und Wirkliche ſelbſt, der Schein iſt ihnen das Seyn, der Schimmer das Licht, der Glanz die Flamme: und ſo locken ſie das Wüſte, Verworrene, und Wilde durch ihr Spiel bis an eine gewiſſe Gränze hinaus, tauchen es dort in ihren kalten Glanz, und bilden den Leuten ein, es ſei nun etwas Höheres und Geweihtes geworden. Dieſe ſchaffen nichts anderes, als das Gemeine und Unedle zu verzieren, die unſtäten Triebe und Leidenſchaften noch mehr zu reitzen und zu verwirren, und neue Strebungen der Eitelkeit und Nichtigkeit ins Leben einzuführen. —

Neben dieſen Geblendeten und Bethörten ſind aber bewußte Verblender und Bethörer, ohne Scheu, das Heiligſte vor dem Volke zu entweihen, welche mit großer Geſchicklichkeit und Gewandheit, aber ohne die Frömmigkeit und Innigkeit reiner Kunſtprieſter, den allmächtigen Hebel zu gebrauchen wiſſen, womit man durch ſchöne ſinnliche Darſtellungen die Menſchen lenken kann. Ihr Spiel und ihr Schein täuſchen durch eine Aehnlichkeit mit denen der reinen Prieſter, aber die Geſinnung derſelben iſt ihnen fremd: nie führen ſie uns in das heitre Götterland der Freiheit hinüber, ſondern verlaſſen uns in irdiſcher Leidenſchaftlichkeit und Verworrenheit; das Zierliche und Schimmernde und alles Aeußerliche der Kunſt wird als ihr Wahrſtes und Innerſtes gegeben, und aller Lüſternheit, Buhlerei, und Verruchtheit, die ſonſt oft noch das Licht ſcheuen würden, wird eine Maskenfreiheit bewilligt, die ſie frech und unbefangen unter die Menſchen treten läßt. Dieſe ſchlimme Art hat der Kunſt von jeher einen böſen Leumund gemacht. Morgen erzählen wir uns mehr von ihren Eitelkeiten.

Elfter Brief.

Oft und viel iſt gefragt worden, meine lieben Kinder, wo und in wie fern das Aeſthetiſche, Sittliche und Religiöſe im Menſchen zuſammenhangen. Das fühlt ein jeder, daß ſie im Innerſten unſers Gemüthes aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel wachſen, daß manche innere und äußere Berührungen und Beziehungen unter ihnen ſind; aber die verſchiedenen Grade ihrer Verwandſchaft und Befreundung, wo ſie von einander abgehen, und wo ſie zu einander zurückkehren, oder oft gar durch einander hingehen, die Gränze auch, wo ſie von einander geſchieden werden müſſen, wenn nicht eine unglückliche Verwirrung entſtehen ſoll, haben die einen ſo, die andern anders angegeben. Aber dieſe Gränzbeſtimmung, wo die Scheidung ſeyn ſoll, hat bis auf den heutigen Tag nicht gelingen wollen, ſo nothwendig ſie auch ſeyn mögte wegen der ungebührlichen Anſprüche und Eingriffe, welche das Aeſthetiſche auf die andern beiden macht, und wegen der Gaukeleien und Aeffereien, die es oft bewußt mit ihnen treibt. Zuvörderſt iſt die Kunſt von dem Sittlichen und Religiöſen völlig unabhängig, ſie hat ihr Lebensrecht in ihr ſelbſt, in jenem unwiderſtehlichen Trieb, der ſchaffen und bilden muß; ſie darf ſeyn, wie ſie iſt, und ſpielen, wie ſie ſpielt, ohne von andern die Erlaubniß und Begünſtigung zu ſuchen. Ihr Götterſpiel iſt ein völlig indifferentes Spiel höchſter Freiheit, das weder links noch rechts blickt, noch horcht, was andere davon denken oder dazu ſagen. Sobald ſie dies thut, ſobald ſie auf ihre Geſchwiſter, die Sittlichkeit und Religion, hinblickt und durch eine abſichtliche Leitung ihnen die Menſchen recht eigentlich zuſpielen will, verliert ſie mit ihrer Unſchuld die Macht dies zu können und wird eine befangene Sklavin und Sünderin. Weil es aber in manchen Aehnlichkeiten und Gefühlsdämmerungen unſtreitig erſcheint, daß dieſe drei Schweſtern aus Einem Bette ſind, weil es auch unläugbar iſt, daß ihre Gebiete oft ſo in einander fließen, daß die Scheiden ſich nicht immer ſcharf abmarken laſſen, ſo wird dies von den Bethörten und Bethörenden, deren leider ſo viele auch in der Kunſt pfuſchen, aufgegriffen und aus der ungebührlichen Vermiſchung und Verwirrung der drei in einander wird ein ſchlimmer Zuſtand erzeugt, halb aus Lüge, halb aus Wahrheit zuſammengeſetzt, der in den

ge-

gebildeten Ständen immer eine große Rolle geſpielt hat und jetzt eine ſehr große ſpielt. Ich meine das ſogenannte äſthetiſche Weſen in unſern Geſellſchaften.

Die Kunſt und alles, was im ſchöneren Sinn zu ihr gezählt werden kann, mögen nie gehören für das, was man gewöhnlich Geſellſchaft nennt; ihr Kreis iſt enger und weiter, als dieſes gemiſchte Mittelding, welches zwiſchen dem gemeinen Leben und den höheren Bedürfniſſen nach Freiheit und Geiſt ſteht: ſie gehören für das Haus oder für die größere Geſellſchaft, die ſchon Verſammlung oder Gemeinde heißen kann. Sie gehören für das Haus oder den engeren Kreis weniger Zugethanen und Geweihten, die beſcheiden und ſtill ohne Antriebe und Anſprüche der Eitelkeit ſich ihrer freuen mögen, ſo weit ſie es in dieſer Enge können; mehr noch gehören ſie für die Verſammlung oder Gemeinde, die groß genug iſt, daß die einzelne Eitelkeit und Gaukelei darin untergehe, und die Reitz und Athem genug hat, die Kunſt durch das Gefühl des Ganzen und Allgemeinen aus der niedrigen Sphäre des Einzelnen und Kleinen herauszuheben. Die Geſellſchaft iſt, wie ich eben ſagte, die Mitte zwiſchen Haus und Gemeinde (Volk). Sie tritt heraus aus der nahen Berührung, worin das Haus jeden Einzelnen mit den andern Genoſſen hält, bleibt aber fern von jener Aufhebung aller einzelnen

Berührungen und Anſprüche, von jener Freiheit und Unbefangenheit, wozu das Gefühl des Allgemeinen erhebe, das in der Gemeinde alles Einzelne verſchlingt. In ihr ſpielt das Leben zwiſchen der unſchuldigen Vertraulichkeit und Bewußtheit des Hauſes und der noch unſchuldigeren Allgemeinheit und Unbewußtheit der Gemeinde: das Einzelne mit allen ſeinen Anſprüchen und Bedürfniſſen wogt in ihr mit einer unaufhörlich wechſelnden Fluth zwiſchen dem Allgemeinen hin und her, ſie wandelt zwiſchen Haus und Gemeinde auf und ab, bald dieſem bald jenem näher, und bei allen Scheinen der Indifferenz, bei allen Betheurungen, das Einzelne dem Allgemeinen geopfert zu haben, ja ſelbſt bei dem wirklichen Beſtreben, dies zu thun, kann man ſie, wo ſie ihr Höchſtes erreicht, doch immer nur ein Hinſpiel zur Gemeinde und zu dem freieren Leben nennen, das dort möglich iſt. Meint ſie die Kunſt als mit einem ernſten Spiel, das ſchon etwas bedeuten ſoll, bei ſich einzuführen, ſo entwürdigt ſie dieſelbe und verdirbt ſie und ſich ſelbſt durch eine Halbheit, die ſie bald inne werden läßt, daß ſie das Kleine zum Großen hinaufflügen will. Denn alle Verſuche und Anſprüche, die nichts Ganzes werden können, doch aber immer nicht geſtehen wollen, daß ſie es nicht geworden ſind, arten in Lüge aus, die, wie es geſchieht, wieder ein Heer von Eitelkeiten ausbrütet.

Ich

Ich meine hier das, was in der frommen und freundlichen Beſcheidenheit des Hauſes nicht bleiben will und in die freie und gefährliche Größe der Gemeinde nicht hinauszuſchreiten wagt: was ich mit einem gemeinen Ausdruck, der aber ſehr gut paßt, die äſthetiſche Kunſttreibjagd nennen will, welche die gutmüthige und unbefangene Freude der gemeinen Menſchen aus der Geſellſchaft jagt und das freie und muthige Vergnügen der Kunſt nicht in ſie hineinkommen läßt. Meine Kinder kennen dieſes widerliche Weſen, dieſen immer geſpannten Zuſtand der Eitelkeit, alle dieſe kleinen Anſprüche und Strebungen, die zu keinem Leben, all dies Geſumm und Geſchwirr, die zu keinem Klang werden können.

Sie ſollen mich aber nicht misverſtehen, meine liebenswürdige Freundin, als glaubte ich, dieſe halbe und verkehrte Kunſtäfferei ſei in unſern gewöhnlichen Geſellſchaften die allgemeine; es giebt immer noch genug Geſellſchaften der ſogenannten Gebildeten, wo das Leben in ſatter und ſelbſtgenügender Gemeinheit ohne allen Kunſttrieb und alles Kunſtſpiel auftritt. Aber ich weiß wirklich nicht, welches von beiden ich lieber will, dieſes Gemeine, oder jenes Ungemeine. Das Erſte ſteht doch noch in dem Menſchlichen und kann noch hingelangen, wohin das Zweite ſchwerlich mehr kömmt. Nein, ich meine die, welche wir beide wohlkennen, wo man mit ſchönen Talenten, mit äſthetiſchen Gefühlen und Unterhaltungen, mit Kunſtanſprüchen und Kunſtausſprüchen einander zum Beſten hat und ſich um Luſt und Freude täuſcht. Denn eigentlich findet keiner dort, was er ſucht, und die Eitlen, die heute zufrieden zu Hauſe gehen, werden morgen grauſam zerknirſcht. Aber nicht allein um die Freude betrügen ſie ſich hier, ſondern auch um die Sittlichkeit, denn dieſes Lügenſpiels, das gewöhnlich klein anfängt, bemächtigt ſich der Teufel bald und webet alle ſeine ſchlimmen Gelüſte und Hinterliſten mit darein.

Ich habe oben ſchon gewarnt vor der hitzigen Jagd, welche die Weiber jetzt auf die ſogenannten Talente machen, und hingewieſen auf die Gefahr und Verführung, die in ihnen liegt, und auf die lächerlichen und thörigten Anſprüche, die darauf gegründet werden. Alles, was den Schein des Heiligen, Zarten, und Ueberirdiſchen hat, lockt und zieht das Weib, deſſen Leben mehr in der innerlichen Welt ſteht, als das Leben des Mannes; unſer chriſtliches Gemüth vollends, die romantiſche Sehnſucht nach Geiſt und geiſtigen Genüſſen macht alle Herzen von Tage zu Tage gereitzter und empfänglicher. Die nun gleich anfangs durch Eitelkeit zu dem geführt werden, was ſie Kunſt und Kunſtübung nennen, ſind gewöhnlich auf immer verloren; aber ſelbſt die reinen und heiligen laufen mehr als je Gefahr, durch die vielen Verfälſchungen und Täuſchungen in die Irre verlockt zu werden. Denn wie hoch das Streben dieſer Zeit auch gehe, das läßt ſich nicht leugnen, daß noch nichts innen bleibenden Leib und Geſtalt gewonnen hat, ſo daß die Ungeſtalt mit ihrem ganzen Truggefolge ein freieres Spiel hat denn je zuvor. Wegen dieſes Mangels einer Zeit, die im Werden iſt, treiben viele, die ſonſt etwas ganz Anderes thun würden, ohne Beruf zu etwas hin, das ſie unter andern Umſtänden gar nicht gereitzt hätte. Die Kunſt ſelbſt, weil draußen kein Staat, kein Volk, kein Vaterland iſt, worin ſie das ſtolze und große Gefühl bewahre, woraus ſie fröhliche Nahrung ſauge, woran ſie, was Maaß und Geſtalt iſt, lerne, wird aus dem Oeffentlichen und Allgemeinen, das kaum mehr iſt, immer mehr in einen engeren Kreis gebannt, ihren ächten Jüngern wird es täglich ſchwerer, ihr hohes Bild nicht aus den Augen zu verlieren und ihren heiligen Dienſt, von der Menge unverführt, treu zu verwalten, und zugleich als die Beſonnenen und Begeiſterten da zu ſtehen; denn die vielen Eitlen, Thörigten und Gaukelnden, wovon ſie umgeben ſind, und welche alle für Prieſter und Eingeweihte gelten wollen, können auch

ihnen

ihnen oft den hellen Pfad verdunkeln, wenn auch nur durch den Staub, den ſie darauf erregen. Die Gaukler und Nichtsthuer, von welchen mehr in Eitelkeit getändelt und geklügelt, als im Ernſt gearbeitet und geſtrebt wird, ſind grade die, welche von jeher die Meiſter deſſen waren, was wir gewöhnlich die Geſellſchaft nennen. Was ſollen dieſe anders bringen als öde Schwärmerei und ſündliche Spielerei? Dazu kömmt noch etwas Anderes, was das Geſchlecht immer gebraucht hat, welchem graut durch Arbeit und Gefahr zur Tiefe zu dringen, ſondern welches lieber auf der glatten Oberfläche gaukelt. Sie nehmen ſich ſo gern die Rechte der höheren Genien, denen ſie nachäffen, und legen dieſe Rechte falſch aus, um in ihnen für die Sündlichkeiten und Eitelkeiten, die ſie treiben, einen Deckmantel zu finden, und oft mögen ſie auch in der Unſchuld jenes Eſels ſeyn, der ſich in der Löwenhaut auf einen Augenblick wohl ſelbſt für einen Löwen hielt.

Die Künſtlerwelt iſt auch in dem, womit ſie im Leben auftritt, eine ganz eigne Mittelwelt zwiſchen dem Gebundenen des zwingenden Geſetzes und dem Freien des fröhlichen Gemüthes. Man könnte alle ächten Künſtler vergleichen mit Vögeln in ihren mannigfaltigen Geſchlechtern. Das Tiefe und Gemüthvolle und das Leichte und Flatternde, das Liebende

und

und das Treuloſe, das allen und keinem Angehörende, kurz die mannigfaltigſten Wechſel der Welt ſind in ihnen ausgedrückt und offenbart, wie an dieſen leichten Spielern der Luft. Von der Natur berufen, die allgemeinen Empfindungen, Bilder und Geſtalten der Dinge aufzufaſſen und darzuſtellen, ſcheinen ſie für ſich ſelbſt kaum beſtimmt, irgend etwas Ausgezeichnetes und Bleibendes als ein eigenes Leben und einen eigenen Karakter zu zeigen; über der Luſt zu ſchaffen zerfließen ſie ſelbſt gleich Lichtern und Farben. Bei manchen der größten Kunſtgenien läßt ſich ein ſolches Leben nachweiſen: unſchuldig wie die ſpielenden Vögel folgten ſie ihrem Triebe und thaten, was er gebot. Auch ihre Leidenſchaften und Handlungen muß man oft richten, wie man Kinderſpiele richtet: was bei andern ſchuldig genannt wird, heißt bei ihnen unſchuldig, was wir an andern mit Recht als Laſter verdammen, iſt bei ihnen oft nur ein gleichgültiges Lebensſpiel; die durch keine Sitte geführt zu werden bedürfen, ſondern allein durch die Triebe gehalten werden, darf man nicht nach der Sitte richten. In dem, was ſie ſchaffen, liegt die Probe für das, was ſie thaten: ein Stümper muß als Ernſt entgelten, was bei einem Raphael und Shakeſpeare Scherz bleibt. Und wenn man hier mit dem Richtſcheid der Sitte hinzutreten wollte, wo ſoll man die immer neuen und ſchlüpfrigen Proteusverwandlungen anfaſſen, alle die tauſend Hinundherſpiele und Launen, alles das, was bald kindiſch bald göttlich, bald irdiſch bald himmliſch, zugleich allem und nichts ähnlich, durch alle möglichen Geſtalten hin und her flattert?

Dieſen Stand der Künſtler außerhalb dem Bann des gewöhnlichen Geſetzes haben ihnen die Kunſtäfflein und Jüngerlein abgelauſcht, ſie haben viel gehört von der hohen Freiheit der Kunſt, von dem fröhlichen und genialiſchen Spiele, das ſcherzend verſöhne, was bei andern arbeitend verſöhnt werden müſſe. Hier wollen ſie nicht umſonſt gelauſcht und gehorcht haben, und nehmen ſich übermüthig als ein Recht, was die ächten Künſtler nie als ein Recht angeſprochen haben. Denn hätten dieſe je gedacht, daß ſie als außerordentliche Menſchen dies und jenes thun dürften, was andern nicht ſo zuſtehe, wahrlich ſie hätten es nicht mehr gedurft. Man braucht nur in die erſte beſte Geſellſchaft zu gehen, wo das moderne äſthetiſche Weſen im Schwunge iſt, um über die ſeltſamen Orakelſprüche zu erſtaunen, womit dieſe, die ſich zu Ungewöhnlichen ſtämpeln, ſich von dem Gewöhnlichen frei ſprechen und über das Geſetz des Pöbels, wie ſie es nennen, hinausſetzen. Da klingelt denn dies kleine Geſchlecht von hohen Indifferenzen, von Kunſtbefreiungen und Kunſterhebungen, wie es bei den Ge-

weihten

weihten nie geklungen hat; denn da klingt es nicht viel: wo die Götter wohnen, wohnt die Stille. Da ſetzt man mitten im Chriſtenthum ein gewiſſes heidniſches Recht auf den Thron, während man fein chriſtlich ſeine äſthetiſch-myſtiſchen Gaukeleien treibt, worin von dem Saft und der Kraft jener alten vergangenen Zeiten auch kein Tröpflein iſt. Nicht auf dem höchſten Standpunkte der Dinge, wo Himmel und Erde in der herrlichſten Gemeinſchaft zuſammengehen und die Götterkinder wieder in alter Unſchuld mit den Menſchenkindern ſpielen, ſondern auf ihrem niedrigen Olympus, wo man jetzt vor Hitze zerſchmilzt, jetzt vor Froſt erſtarrt, wollen dieſe Aefflein etwas in das Leben hineinſtellen, was, wie ſie es meinen, nie im Leben geſtanden iſt, ſondern als erhabenſtes Bild der Freiheit nur in den Augenblicken heiliger Weihe bei den Begeiſterten wohnte. Die Kunſt ſelbſt, wie ſie immer mehr aus der Mitte des Volks heraustritt, verliert das Unſchuldige, Klare, und Freie; in den engen Schranken der Geſellſchaft wird ſie befangen, unruhig und eitel; alles, was in der Mittelwelt der Geſellſchaft lebt und mit ihren äußeren Scheinen einige Aehnlichkeit hat, hängt ſich an ſie an und zieht ſie immer tiefer hinab in den Staub und die Verwirrung des Gemeinen; alles Unentwickelte ferner und Unbeſtimmte von Trieben und Gefühlen, das,

weder

weder der äußerlichen noch der innerlichen Welt recht angehörend, durch ſeine Mattigkeit und Weichlichkeit auch nie beſtimmt, ſich bildend an eine Geſtalt zu heften und etwas Wirkliches zu ſchaffen, ſich auch viel zu vornehm dünkend, ſich zu dem Gewöhnlichen herabzulaſſen, meint in der Kunſt ſeine Erfüllung zu finden, und findet ſie allerdings, wie ſie hier gefunden werden kann, in jener Kunſt, die in dem Geſchnatter und Gezier der Geſellſchaft mit umgeht; auch viel Schlechtgeſinntes, Faules, und Vagabundiſches, was in der Welt, wo gearbeitet und der eine durch den andern geprüft wird, keine Hoffnung hat, etwas zu bedeuten, miſcht ſich mit in dieſe allgemeine Verwirrung und ſucht durch loſe Künſte einen ephemeriſchen Schimmer zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe wird alles Wilde, Lüſterne, Maaßloſe, und Ungebundene in Trieben und Sitten auf die unſchuldige Kunſt hinübergeſpielt; ſie ſoll alle Thorheiten und Sünden der kleinlichen und elendigen Menſchen mit ihrem ätheriſchen Strahlenmantel zudecken. Aber eben weil die Klarheit immer bei ihr iſt, geſchieht grade das Gegentheil von dem, was ſie hoffen; es geht ihnen, wie es dem Buben gehen würde, der zu einer nächtlichen That die Sonne mitnähme. Unter dieſem Haufen, welcher Legion heißt, bilden ſich wieder kleinere Haufen. Wir ſehen einige davon.

Die

Die erſten, welche die größte Zahl ausmachen, ſind jene bewußten Eitlen und Anſpruchvollen, die, von einer ewigen Unruhe des Ehrgeitzes und der Gefallſucht getrieben, von Natur nach allem greifen, was zierlich, ſchimmernd, und vornehm ausſieht. Es iſt die Klaſſe, welche in allen Dingen immer beſſer ſeyn will, als das Volk, ſich entziehend der allgemeinen Welt Gottes aus Scheu, zu empfinden und zu leben wie die meiſten, kurz aus Schwäche und Nichtigkeit dem Menſchlichen und Einfältigen feind von Anbeginn. Durch keinen edleren Trieb als den, nicht zu ſeyn wie die andern, lügen ſie durch Täuſcherei und Gaukelei etwas, das ſie nicht ſind; ſie erniedrigen die Kunſt zur Künſtelei, machen die Geſellſchaft, wo man fröhlich ſeyn ſoll, zu einer langweiligen Pein von Witzeleien und Ziereteien, kurz ſie ſind wie die unverſchämten Herbſtfliegen, die uns durch ihre Stacheln und ihr widerliches Geſumm nur wehmüthig erinnern, daß die letzten warmen Tage da ſind, daß Frühling und Sommer hinter uns liegen und alle die niedlichen und bunten Schmetterlinge und Bienen, deren Blumen auch ſchon verwelkten. Man könnte dieſe Art die Höflinge der Kunſt nennen, ihre eigentliche Region könnte mit einem kurzen Worte die blanke Welt heißen.

Faſt

Faſt eben ſo zahlreich iſt die große Schaar von Männern und Weibern, bei welchen es einen dünken könnte, als ſeien ſie die durch das oben erwähnte weibliche Princip Regierten, die zarten und empfindſamen, die ſtern- und blumenſehnſüchtigen Mondſcheinſeelen. Dieſe Schaar iſt nirgends größer, als in Teutſchland, das mit Recht das Land der Empfindſamkeit heißen kann. Das Weiche und Wechſelnde des Klimas, das Geſtaltloſe und Nichtige des Staates und des Außenlebens, ſelbſt das Höchſte des teutſchen Volkes, der Trieb und die Sehnſucht nach dem Ueberſinnlichen und Himmliſchen, hält ſo viele Menſchen mit mittleren Anlagen und Trieben grade in dem Zuſtande, wo ſie von dem Halben und Ungebildeten, was, eben weil es das iſt, alle möglichen Scheine und Reitze hat, ſo leicht angezogen und verlockt werden können. Die neblichte Dämmerung, das unbeſtimmte Gaukeln und Tändeln mit Empfindungen, die mürbe Weichlichkeit, die ſich allem Wilden und Leidenſchaftlichen hingiebt, treiben hier mit der Kunſtäffin ein widerlich nächtliches Spiel, worin man das Nichtige als das Wahre vergöttert, und durch das Herz, und immer durch das Herz, durch himmliſche Thränen, unnennbare Gefühle, göttliche Sehnſuchten gezogen

und

und regiert wird. Aber das Lüſterne und Ueppige iſt immer mit dabei, und dieſe Kunſt, ſtatt über das Sinnliche zu erheben, reißt tief in alle Sinnlichkeit hinab; geht es hier ungrad, ſo muß das allmächtige Herz, der überirdiſche Trieb, die von Ewigkeit her beſtimmte Liebe, und was für ſchöne Namen man für ſeine Thorheiten weiß, alles gut machen. Hier baut ſich der Teufel ſo leicht ein Neſt, worein er die girrenden Täubchen der Empfindſamkeit lockt: der Zunder muß wohl brennen, wo ſo viel Feuer iſt. Hier, grade hier iſt es, wo man unter der Larve des Heiligſten und Innerlichſten ſo häufig das Unheiligſte und Aeußerlichſte treibt. Wo alles durch Gefühle entſchieden werden ſoll, wo die Klarheit als Geiſtesarmuth, die Beſonnenheit als das Bedürfniß irdiſchgeſinnter Menſchen verlacht wird, da tritt ein Zuſtand ein, der den verlarvten und unbeſtimmten Krankheiten ähnlich iſt: ſie ſind im Körper allenthalben und nirgends, und eben deswegen ſind ſie ſo ſchwer zu heilen. Jede Ungeſundheit des Gefühls, jeder Wahn und jede Sehnſucht, die zuletzt in Worten plappern und ihre Thränen nicht allein dem Mond und den Sternen und den verſchwiegenen Geiſtern, ſondern auch den geweihten Brüdern und Schweſtern erklären und auslegen können, ſind in Hochmuth und Verblendung ſo weit von der einfältigen Natur abgekommen, daß kein Gott ſie vor den Netzen der Sünde erretten kann, worin ſie ſich dichter und dichter verſtricken.

Die Kunſtheiden endlich in dieſer neuen Welt, wo wir Chriſten ſeyn ſollen! Ich habe ihrer oben ſchon erwähnt, und erzählt, wie ſie ſich auslegen, was ihnen von Kunſtfreiheit erſchollen iſt. In einer Zeit wie die unſrige, wo es des ganzen Herzens bedarf, um ſich unter den Todten und Schlaffen friſch und lebendig zu erhalten, wo in Erſtaunen und Schrecken ſo viele die Hände matt in den Schooß ſinken laſſen und nichts weiter thun als zuſehen — mögten manche ein gewiſſes unwürdiges unvermeidliches Schickſal des alten Heidenthums wieder erwecken, ſei es auch nur, um ihre Nichtigkeit zu beſchönigen; oder ſie ſtellen ſich auch auf den Kothurn der Kunſt und rufen übermüthig auf uns herab: Wir ſind die Götter, Helden, und Seher und ſtehen nicht unter eurem kleinen Geſetz; unſre Herrlichkeit iſt im bloßen Seyn, die eurige im Thun; euer iſt die Arbeit, unſer der Scherz; für euch giebt es Sünde, uns iſt alles indifferentes Götterſpiel, und wir wetten von euren Gerichten an die Götter und unſere Kraft. So tönt es, und man mögte es vergeben, wenn etwas von heidniſcher Tüchtigkeit dahinter wäre.

Sollen

Sollen wir uns mit dieſer falſchen Münze bezahlen laſſen?

So, meine lieben Kinder, hängt ſich das Verderben an alles Menſchliche. Glückſelig, wer in dieſer Umkehrung der Dinge helle Augen und ein treues und einfältiges Herz bewahret! Wir ſehen nun noch, wie ſich das Religiöſe in der jetzigen Zeit regt und was die ernſten und die kindiſchen Spiele mit dem Myſtiſchen und Innerſten bedeuten.

Diejenigen, die in der Geſchichte nichts weiter finden, als einen dummen und matten Kreislauf der Dinge, ſind mit der Erklärung auch dieſer Erſcheinung ſehr leicht fertig; ihnen macht die Geſchichte nur immer Sprünge von einer Spitze zur andern, um dann auf denſelben Punkt, von welchem ihre Bewegung ausgegangen war, wieder zurückzufallen; ihre Ekliptik und der Sonnenlauf darin ſind in allen Jahrtauſenden dieſelben geweſen, und Gott hat immer ſeine Freude gehabt, einerlei Poſſenſpiel ſo lange vor uns aufzuführen, daß es uns eine völlige Narrheit geworden iſt. Dieſe klugen Zirkelerklärer gießen uns dann reichliches Waſſer auf die glühenden Köpfe, dazu rufend: Sachte, ſachte, liebe Kinder! nicht ſo laut mit euren Wundern! gebärdet euch nicht, als wenn dergleichen, was ihr die neue Zeit nennet, nie geweſen wäre; es iſt ja nur das älteſte Alte, die Kinderei, die ihr immer wiederholet. Lange genug war es der Ton, keinen Gott, keine Kirche, keine Prieſter, keine Heiligen, keinen Himmel und keine Hölle zu wollen noch zu glauben; deſſen ſeid ihr nun ſatt geworden — es hatte ſeine Spitze erreicht — und jetzt bietet einer den andern über, es ihm im Glauben zuvorzuthun, wie ſonſt im Unglauben; alle Götter, Engel, und Heiligen, ja Satanas und ſeine ganze Legion werden wieder lebendig gemacht, und Propheten, Verkündiger, Seher predigen von dem Reiche Gottes und von unſichtbaren Geiſtern und Mächten. Auch dieſe Narrheit will ihre Zeit haben.

In einem gewiſſen Sinn behalten dieſe hiſtoriſchen Zirkler immer Recht. Die dicke Maſſe der Dinge, die große Menſchenmenge, ſcheint uns nach bloß phyſiſchem Geſetz äußerlich immer nur auf und ab gewogt zu ſeyn, wie das Meer nach einigen Tagen Brandung wieder zu ſeiner glatten Fläche zurückſinkt; auch in allen Entwickelungen der Staaten und Völker, obgleich aus Phyſiſchem und Geiſtigem gemiſcht, iſt etwas, das durch daſſelbe Geſetz beherrſcht und entſchieden ſcheint: aber wer die großen Zeiten und ihre Wendepunkte in der Geſchichte entdecken kann, der erblickt in allen ſcheinbaren Wiederkehren und Rückfällen zum Alten immer einen verſchiedenen Weltgeiſt, den durch die mancherlei Alter und Völker von

Stuffe

Stuffe zu Stuffe wandelnden Gott. Wer in der Geſchichte nicht nach Gott ausſieht, wer ihn und die Menſchheit nicht in einem ewigen inneren Fluß erblickt, die durch das äußere Gerüſt der Dinge (die klappernde und lärmende Geſchichte) nur verdeckt iſt, der thäte beſſer, etwas Anderes zu ergreifen, als Namen auf Namen und Zahlen auf Zahlen zu häufen, um endlich die große Lehre zu finden, daß von Nimrod bis auf Schach Nadir, von Karl dem Großen bis auf Napoleon, von Pythagoras bis Kant einerlei Wahrheit nur unter andern Figuren wiederholt worden. Auch wir leugnen nicht, daß das Aeußere äußerlich erklärt und begriffen werden muß; aber wir kennen noch ein Innerliches. Aus der Klügelei, dem Unglauben, der Gottloſigkeit und Verruchtheit, welche ſeit einem halben Jahrhundert immer wilder und wilder um ſich griffen, verſtehen auch wir, was an den jüngſten Erſcheinungen des Gegentheils äußerlich iſt; wir wiſſen auch recht wohl, daß ſogar manches Geiſtige und Innerliche, was ſich jetzt in der Menſchenmehrheit regt, wieder zu dem Aeußerlichen zurückfallen und mit ihm fortgeſchwemmt werden wird, weil es die höchſte Geiſterprobe nicht beſtehen noch in ihm ſelbſt zur Vollendung durchdringen konnte. Aber wie dies auch wieder verſchwinde und verſchwimme, doch bleibt auch in dieſer Menge, in dieſer Aeußerlichkeit

des

des ganzen Geſchlechts etwas Anderes, als vorher da geweſen, es wird nie wieder daſſelbe; jede große Umrollung der Dinge, jeder große Wechſel der Menſchheit läßt auch in dem Dicken und Groben etwas von dem Feinſten und Zarteſten zurück, was in ihm gelebt und gerungen hat; ſelbſt das Leibliche der Dinge wird immer mehr von Geiſt und geiſtigen Trieben geſchwängert. Wenn dies ſchon hier ſo iſt und ſich geſchichtlich zeigen läßt, wie vielmehr muß es nicht dort ſeyn, wo das rechte Menſchliche und Göttliche offenbart wird! Dieſer Offenbarer des Höchſten ſind immer nur wenige Auserwählte, die Wiſſenden, Seher, Propheten, Künſtler. Dieſe erhabenen Verklärer und Verwalter des Geiſtes der Dinge hinterlaſſen ein geiſtiges Vermächtniß, immer ein Neues Teſtament der Beſtätigung Gottes, ein von allen vorigen Leben verſchiedenes Leben; denn nur wo Geiſt iſt, da iſt Leben.

Es giebt keinen Zirkel; auch jetzt noch keinen. Nie iſt gerungen und gekämpft für den Geiſt, nie iſt geſehnt worden nach Geiſt, wie in unſern Tagen. Nicht nur, weil die Dinge ihre Spitze erreicht hatten des Verruchten und Gottloſen, ſondern eben weil jene Spitze die letzte Probe des alten Zeitalters war, wird ſo allmächtig und unaufhaltbar dem neuen Zeitalter entgegen geſtrebt. Wie Iſrael einſt mit Gott

rang

rang und ſich die Hüfte verrenkte, ſo ringt das Kleine und Große mit den mächtigen Geiſtern der Zeit, und nicht allein verrenkte Hüften und lahme Gebeine, ſondern auch verrückte Köpfe ſind in Menge zu ſehen. Wäre dies alles nichts weiter als jener Ueberſturz von einer Spitze zur andern, ſo würde es bloß als wilde Gährung der Kräfte, als wüſte Schwärmerei, und leidenſchaftliches Treiben, das immer in ihm ſelbſt ermatten muß, erſcheinen. Die oben genannten hiſtoriſchen Zirkler und die faulen Feinde jeder geiſtigen Bewegung ſehen freilich nichts Anderes, und gewiß auch des wilden und geiſtloſen Getümmels und Lärms iſt genug. Aber die Hohen und Erwählten, die, welche die Zeit gebähren und verjüngen ſollen, ringen um das höchſte menſchliche Gut, um Wiſſenſchaft und Erkenntniß mit einer feurigen Begeiſterung und einem heiligen Eifer, wie es in manchen Jahrhunderten nicht geſehen worden. Sie werden die zerriſſenen Dinge verbinden, die getrennte Welt der Geiſter und Leiber wieder zuſammenführen; auf die Spitze ſind die Dinge geſtellt, damit die Leiberwelt, ſich ſehnſüchtig in den flammenden Abgrund ſtürzend, der Geiſterwelt in die Arme rolle, nicht mit jener geblendeten Liebe, die ſich leidenſchaftlich zerreißt, wie ſie ſich knüpft, ſondern mit jener klaren und heiteren, die, alle Verhältniſſe überſchauend und alle Kräfte wägend, weiß, was ſie empfindet und warum ſie es empfindet. Jetzt ſteht das höchſte geiſtige Zeitalter, das je geweſen. Wie unendlich die Sehnſucht und Liebe iſt, die ſich auf Sieg und Verderben in die bodenloſe Tiefe der Dinge hinabſtürzt, ſo unendlich iſt die Kraft, die ſich nachſtürzt und ſie an das Licht zurückführt, um jene Beſonnenheit und Klarheit zu gewinnen, wodurch die neue Welt aufgebaut werden ſoll. Denn das iſt nicht geſehen worden ſeit der alten Griechenzeit, die in Unſchuld, Freude und Freiheit lebte, fühlte und anſchaute, was wir ſehen: flammende Begeiſterung und kühle Beſonnenheit beiſammen. Soll ich Ihnen die Namen nennen? ach! es ſind noch lebendige Menſchen, in Arbeit und Streit begriffene; die Zeit muß ſie verherrlichen, darum ſchweige ich. Licht ſoll werden, jenes Licht, das Chriſtus verhieß, das lange verhüllt geweſen iſt, damit es die unmündige und kindiſche Welt nicht verzehrte, deſſen Glanz wir aber nun ertragen lernen ſollen. Auch die Herrlichſten und Friſcheſten werden davon jetzt noch häufig geblendet und verſehrt; aber muthig ringt das Streben, und endlich wird das Gelingen kommen, die neue Sonne des Heils an dem ewig klaren Firmament der Welt zu befeſtigen. Dann beginnt das wahre Chriſtenthum, das Reich der Glückſeligen und Freien; auch

die

die größten Führer der Zeit ſind nur noch Vorarbeiter und Verkündiger, aber ſie wiſſen, was werden ſoll, und ſie arbeiten zu wiſſen, wie es werden ſoll. Wie viel Altes wird dann auf immer verrufen! das Kinderkleid wird ausgezogen, das Gerüſt zerſchlagen, der freiere und mündigere Menſch zieht auch eine freiere und vollkommnere Geſtalt an.

Aber auch den edelſten und lichteſten Prieſtern unſerer Zeit hängt ein Schein des Unbeſtimmten und Schwankenden an; nur wer den Geiſt der Zeit und den Sinn, der aus ihr zu ihnen übergeht, durchdrungen hat, mag in das Heiligthum gelangen, wo ſie in Wahrheit und Klarheit wandeln. Wie wäre es möglich, an einer völlig leibloſen und geſtaltloſen Zeit das allen Augen zu zeigen, was in der äußerlich gediegenſten und geſtaltvolleſten Zeit doch immer nur gleich zarten Schatten und hinfliegenden Sonnenſchimmern erſcheinen könnte? Und auch das ſcheint mir die Aufgabe unſerer wundervollen Tage, die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit, die in allem Leiblichen und Aeußerlichen liegt, bis auf das Aeußerſte zu offenbaren, damit die Menſchen, durch Mangel und Oede hinausgetrieben aus ihrem gewöhnlichen Leben, die Thore des neuen Lebens mit Gewalt zerſprengen und in überſchwänglicher und ungeſtillter Sehnſucht nach Geiſt die ewigen Güter zu gewinnen wagen, wodurch die vergänglichen allein ihren Werth erhalten ſollen. Selbſt die Beſonnenſten und Klarſten, die wiſſen, um welche Preiſe ſie ringen, werden von dem allgemeinen Schickſal gefaßt, das jetzt herrſcht; als fühlenden und bedürfenden Menſchen muß ihnen in ihrem kleineren Daſeyn oft begegnen, was allen begegnet: das Unermeßliche und Unbegränzte der Geiſterwelt, die ſie aufſchließen ſollen, wogt mit ihren feurigen Wellen auch auf ſie ein, um ſo gefährlicher, je einzelner ſie da ſtehen. So geſchieht es denn, daß die Seher und Propheten, die Wiſſenden und die Verkündiger in ihrer einſamen Herrlichkeit kaum den Zeitgenoſſen anzugehören ſcheinen. Viele ſagen, ſie machen nur eine Schule, die mit dem wirklichen Zeitalter nichts zu thun habe; viele glauben auch, ſie werden eine Schule bleiben und wir werden in der Welt noch einmal das Alte erleben, was nach dem Verfall der ſchönen politiſchen Welt Griechenlands zu Athen, Rhodus und Alexandrien geſehen ward, Schulen, welche die Zeit gar nicht berührten, und ein Volk, das ihrer unbewußt neben ihnen träge ſeinen Weg fortging. Wahr iſt es, die höheren Genien müſſen in einem gewiſſen Sinn immer eine Art Schule, eine enge geſchloſſene Genoſſenſchaft bilden, ſie müſſen, weil ſie über dem Volke ſtehen, auch oft außer dem Volke zu ſtehen ſcheinen; aber die Wege müſſen nicht geſperrt ſeyn zwiſchen beiden, wie es mit den ſpäteren Schulen der Griechen wirklich der Fall war, ſondern von dem Geweiheten und Wiſſenden muß die heilige Flamme auf alle ausgegoſſen werden. Dies wird auch geſchehen zu ſeiner Zeit; jetzt iſt alles noch getrennt. Denn das, was dieſe Genien erregt und beſeelt, iſt der Geiſt, der verheißen ward, der große Geiſt der Gemeinſchaft und Verbrüderung, der Geiſt allgemeiner Freiheit und Theilnahme an den himmliſchen Gütern. Alle Chriſten ſollen Freie werden und Geweihete; ſie werden eingeweiht werden, wann ſie fähig ſind: denn ich ſage es, was ſchon die Apoſtel ſagten, was aber zu ihren Zeiten noch bei wenigen geſchah; *alle werden hinfort getauft werden mit Feuer und Geiſt.*

Und wahrlich dieſe wenigen Freieſten und Herrlichſten ſind noch ſelbſt immer mitten in der Feuertaufe, in Mühen, Schmerzen und Gefahren. Da darf man wohl denken: *geſchieht dies am grünen Holz, was will am dürren werden?* Und wahrhaftig dürres Holz genug wirft ſich freiwilligen Uebermuthes in die Flamme, oder wird von fremder Gewalt hineingetrieben und verzehrt. Auch was am leiblichſten und irdiſcheſten geſinnt iſt, muß durch das erbarmungsloſe Verhängniß der Zeit mehr und mehr das Aeußerliche aufgeben und verlieren lernen; der

Leib

Leib und die Geſtalt der alten Welt vergehen unrettbar; es iſt die Zeit, wo die Geiſter anfangen Fleiſch und Bein abzulegen und nackt in der Welt umherzuwandeln. Die Mittleren, von jeher beſtimmt, zwiſchen Himmel und Erde zu ſchwanken und zu ſchweben, welchen auch eine Dämmerung von Geiſt aufgeht und in welchen eine dunkle Sehnſucht nach Geiſt ſich regt, welche durch die feurigen Blitzleuchtungen der höheren Propheten aufgeſchreckt und in das furchtbare Geiſterreich hineingelockt werden, erfahren nun ein böſes Schickſal. Die Geiſter, worunter ſie ſich wagen, ſtreifen ihnen die letzte irdiſche Hülle ab und muthen ihnen zu, auf Leben und Tod durch die Feuerpein der Verjüngung zu gehen; aber die Armen haben den Geiſt nicht, der mit Geiſtern ringen kann, zerriſſen und blutig, verſengt und verdorrt, fliehen ſie zu der alten Erde zurück, die ihnen den friſchen Saft und das irdiſche Mark nicht wiedergeben kann, das ihnen die Geiſter ausgeſogen haben. Was iſt ihnen widerfahren? und was widerfährt uns in ihnen? Sie ſtehen nicht ſo fern von uns im Aetherglanz des reinen geiſtigen Daſeyns, wie jene höheren Wiſſenden, die uns nur irdiſche Scheine darzuſtellen bedürfen und grade durch ſie ihren Himmel zu uns hinabſpiegeln, ſondern in der gewöhnlichen Erdennähe erſchrecken ſie uns wie entleibte Geſpenſter, gleichſam wie Wahnwitzige, wo der Geiſt furchtbar aus dem Leibe hervorſchimmert: uns wandelt ein Grauen an vor einer Welt, welche irdiſche Augen ſo nicht erblicken ſollen. Denn wahrhaftig jener ſchreckliche Durchſchein der Geiſter durch die Leiber dieſer verzückten und fallſüchtigen Unglücklichen iſt ſo, daß es uns däucht, als werden ſie jeden Augenblick die dünne Hülle zerſprengen und herausfahren. Ich habe Manche gekannt und kenne Manche, die ihre phaetontiſche Kühnheit ſchwer gebüßt haben. Die meiſten von ihnen, welche mit den Geflügelteſten und Muthigſten dahin wollten, wohin der Weg auf dieſelbe Weiſe nicht für alle geht — denn nicht alle ſollen da oben hingelangen, ſondern, was dort iſt, ſoll zu allen herabgebracht werden — kamen ermattet, gelähmt, und ausgedörrt zurück; ihnen war nichts übrig geblieben von ihrem vorigen Leibe und Leben, als der ſchwere irdiſche Bodenſatz, das faule Phlegma des Erdgeiſtes: die Geiſter, deren gebührender Theil auch ihnen von der Natur geworden war, waren durch das thörigte Unterfangen hinausgelockt, kamen nie wieder ganz zurück, ſondern flattern hinfort nur als Geſpenſter um ſie her mit nichts als wehmüthigen Erinnerungen getäuſchter Hoffnungen. Andere ſind völlig wahnſinnig und verrückt geworden und treiben mit den Geſpenſtern und Geſichten, die ihnen erſchienen ſind,

ſind, ein verworrenes Spiel leerer Fantaſterei, gleich den Beherеten und Beſeſſenen; aus dem Streben nach Licht, das ſie zuerſt auf die gefährliche Bahn lockte, ſind ſie in die trübeſte tartariſche Schattenwelt von ungeſtillten Begierden und wilden Träumereien zurückgeſunken. Wir weihen allen Gefallenen eine Thräne; ſie vergingen aus Begier eines edlen Sieges, und nur ihr Verhängniß war ihnen zu groß.

Andere aber müſſen wir bitter ſchelten, jenes Geſchlecht, das, ſobald etwas Großes und Heiliges wach iſt, ſogleich mit ſeinen gemeinen Bänkelſängereien und Mummereien hinterher fährt und ſich das Anſehen giebt, als ſei es recht eigentlich beſtimmt, es in die Welt einzuführen. Dieſes Geſchlecht, verderblich wie alles, was in der Mitte hangen bleibt, iſt grade klar und beſonnen genug, um die großen Zielpunkte der Stunde zu belauſchen, und zu erhorchen, was ſie vorhat und wohin ſie will; nach Licht und Wahrheit bloß um des Lichts und der Wahrheit willen ſtreben ſie nie, denn Mühe und Gefahr ſcheuen ſie von Anfang. Zuerſt bilden ſie ihnen ſelbſt wohl ein, als ſei es ihnen nie voller Ernſt mit dem Trieb und Streben nach höheren Gütern und Erkenntniſſen; aber kaum merken ſie, daß es ohne Mühe nicht gelingt ſie zu erwerben, daß ſie auch der Art nicht ſind, die von dem einen dem andern nur zugelangt werden können,

ſo

ſo fangen ſie an zu ſchalken, hüllen ſich, in ſchlimmer Bewußtheit deſſen, was ſie treiben, in die erhabenen Scheine der Geweihten, und machen ſich vor den Leuten auf dieſe Weiſe bedeutend und ungemein, indem ſie das Heilige unbedeutend und gemein machen. Dieſe faulen und feigen Formuliſten, Wortkrämer, und Leyerſpieler, welche die lebendigen Geiſter im Guckkaſten herumtragen und die Götterhymnen auf den Straßen ableyern, ſind immer neugierig und heißhungrig hinter den Führern her, wie die Aaskrähen und Raben hinter den Adlern und Geyern herfliegen. Mit unheiligen Kehlen poſaunen und trompeten ſie ſchon als erfunden und entdeckt aus, was jene Große nur erſt in der Ahndung und in ihrem Muthe haben und beſitzen; ſie äffen ihre Blitze mit Knallfeuerchen nach, tanzen und frohlocken um das kümmerliche Feuer, das ſie angezündet, wie Buben um eine aus Stoppeln und Blättern angeblaſene Herbſtflamme, und rufen uns zu: hieher! hier wird die neue Welt im Feuer gemacht! Sie haben nun erlauſcht, daß die große Anziehung der Weltpole zu dem Religiöſen und Innerlichen geht, und benutzen dieſe Entdeckung ſogleich für ihre unwürdigen Gaukeleien. Das Fromme, das Myſtiſche, das Geheime wird jetzt neben dem Aeſthetiſchen, von dieſem Aeſthetiſchen oft noch

fein

ſein ausgeſchmückt, in allen Geſellſchaften herum getragen: es iſt das große Geklingel der Zeitglocke.

Hier, meine lieben Kinder, kann man ergrimmen, wenn man das Weſen der Eitlen und Nichtigen ſieht; bei dem Aeſthetiſchen war nur zu zürnen. Denn hier wird das tiefſte Heiligthum unſers Lebens angetaſtet und von frevlen Händen entweiht — Eben ſo entweihen den inneren Sinn, der in dieſem Streben liegt, und die fröhliche Bedeutung des Evangeliums Chriſti jene Schwächlinge und Sünder, die, weil ſie von der Zeit geſtäupt ſind, in Sack und Aſche kriechen und ſich gebärden, als ſeien ſie plötzlich gottesfürchtig und fromm geworden. Durch ihre Buße iſt hier keine Erlöſung und wird der Weg nie geöffnet zu der Stille und Seligkeit, worin die Heiligen Gott anbeten. Sie gehören unter das Geſetz und ſeine ſtrengen Strafen. — Auch diejenigen bleiben unter dem Geſetze, welche meinen, ſie können von ihrer ſogenannten Tugend gradeſten Weges zu der Gemeinſchaft der Frommen übergehen und nun auch einmal rechte Chriſten werden, weil es doch Mode ſei, ſich jetzt des lange verachteten Chriſtenthums wieder zu rühmen. Dieſe ſuchen ihrem kalten Geſetzesleben und allem, was ſie in ſeiner Geſtalt thun und ſprechen, auch von außen einen mehr innerlichen Anſtrich

ſtrich zu geben, als es ſonſt hatte, täuſchen ſich auch ſelbſt wohl, ſie ſeien durch ein ſittliches Streben nun Fromme geworden. Die Armen! wahrlich ſo leicht hat der Heiland uns nicht erlöſt und ſo leicht gewinnt ſich des Chriſten himmliſche Ruhe und Freudigkeit und Freiheit von der Sünde nicht. Ihr Sittengeſetz und alle Täuſchungen, die an ihm hangen, müſſen dieſe zuerſt der Flamme der Wiedergeburt opfern, wodurch der Weg zu den Seligen geht, hoffend, ſie werden dort das Kleine in dem Größten wiedergewinnen. Eben weil der Geiſt Chriſti und ſeiner Apoſtel gar nicht von dieſer Welt war, wurden alle heidniſche Philoſophenſchulen geſchloſſen, auch die Halle Zenons, die ehrwürdige.

Alle dieſe, die ſich auch Myſtiker und Fromme nennen laſſen, die ſo leicht geſehen und ſo viel gehört werden, ſind es nicht, die Gott meint. Die hohen Genien, die ächten Begeiſterten ſtreben ihre Bahn zu dem Allerinnerlichſten hin, ſie treibt eine höhere Macht, der friſcheſte und lebendigſte Geiſt des Chriſtenthums. Aber der Zuſammenhang dieſes Innerſten mit dem Aeußeren iſt ſo verhüllt, daß es faſt unſichtbar durch das Leben hinwandelt; nur die geiſtigſten, überirdiſcheſten Menſchen ſind beſtimmt, es der Menge als Dämmerung zu zeigen: wo es Geſtalt und Sprache gewinnen will, wie das Aeſthetiſche, wo es mit in der Geſellſchaft auftreten und etwas bedeuten will, da iſt gewiß ein unreiner Geiſt dabei, der unter einer ſchönen Larve ein teufliſches Spiel treibt. Es gilt auch hier, aber in einem viel weiteren Sinn, was ich oben von der Kunſt und dem Aeſthetiſchen ſagte: dies gehört durchaus nirgends hin, als in die ſtille Einſamkeit des Hauſes oder in die verſammelte Andacht der Gemeinde. Wer dieſes heilige Gebiet berührt, der wird ſogleich ernſt und ſtill, und nur der Zuſammenklang von Tauſenden kann ihm die Stimme löſen. Denn das Myſtiſche, als der rechte Grund alles Lebens und aller Geſtalt, als der geheime innerſte Strom, der zwiſchen der Gottheit und Menſchheit verborgen hin und her fließt, kann ſelbſt gar nicht als Geſtalt in der Außenwelt erſcheinen, es iſt ſelbſt das Geſtaltloſeſte, die geheimſte Kraft über aller Geſtalt und Erſcheinung. Grade darin laufen das Aeſthetiſche und Religiöſe, wie mir däucht, am weiteſten von einander ab, daß, wie das erſte das Prächtige und Schimmernde nicht nur duldet, ſondern auch recht eigentlich für ſich gebraucht, das letzte, je inniger und reiner es iſt, deſto mehr allen äußeren Schein und Glanz fliehet: es iſt das unſcheinbarſte, ſtilleſte, demüthigſte; auch verſinkt jedes demüthig fromme Herz auf ſich ſelbſt im ernſten Schweigen. Solcher iſt auch der ächte Geiſt des Chriſtenthums, die heiligſte Sehn-

Sehnſucht, die immer mehr nach innen zurückflieht und in der Einſamkeit mit Gott lebt. Wo alſo die Zungen ſo laut ſind, wo ſich Geſellſchaften zuſammenthun mit weltlicher Eitelkeit, da iſt nur wieder ein neues Modeſpiel. Wie könnte da das Stille und Fromme ſeyn, das Sinnende und Verſchwiegene, welches das große Zeichen des Myſtiſchen iſt?

Aber doch ſteht ſelbſt dieſes leere Spiel, dieſes nichtige Getändel und Zungengeſchwirr mit in der Zeit. Nicht allein die Verrückten und Verzückten und die Gaukler und Nachäffer gehören hieher, ſondern auch die große Menge, dunkel erregt und angeklungen von dem Allgemeinſten, was in der Zeit lebt, hat eine größere Fähigkeit und Bereitwilligkeit, ſich ſolchem Spiel hinzugeben, als zuvor. So groß iſt dieſe dunkle Gewalt, daß ſelbſt die groben und ſchweren Menſchen davon gezogen werden. Es iſt gewiß die hohe Beſtimmung des Chriſtenthums, den Geiſt und die Freiheit des Geiſtes zu einem Gemeingut aller Menſchen zu machen; aber doch wird es immer ſo bleiben, daß dieſes hohe Gut, welches alle beſitzen, nur wenige verwalten können; das irdiſche Außenleben wird immer neben und unter dem überirdiſchen beſtehen müſſen; nicht alle werden Propheten und Myſten ſeyn, auch hier wird es viele Grade geben der mehr und weniger Geweiheten.

Zwar immer mehr ſoll das Chriſtliche vortreten auch in der äußeren Geſtalt des Lebens, züchtig und unſcheinbar und den Kleinſten und Niedrigſten gleich, es ſoll ſich nicht ſchämen als Andeutung deſſen zu kommen, was jetzt herrſchen und regieren ſoll; aber bleiben wird die Erde mit ihren andern Bedürfniſſen, Begierden, und Spielen, die auch keine Sünde ſind. Wenn das Religiöſe auch in der Bruſt aller Menſchen liegt, ſo werden es doch nicht alle gleich ſtark empfinden; andere Triebe werden manche anderswohin ziehen; Künſte des Leichtſinns und der Luſt, Arbeiten und Streite im Kampf der ſtaubigen und blutigen Rennbahn des Lebens werden viele oft ſo ganz beſchäftigen und beſitzen, daß ſie das Religiöſe kaum zu haben ſcheinen. Auch in dem chriſtlichſten Zeitalter wird man noch die Frommen unterſcheiden.

Doch ich ſchweige von dem Heiligen, was nur durch Schweigen erkannt wird. Hier iſt die Welt der Frauen und Jungfrauen, die Welt der tiefſten Liebe und Sehnſucht; hier weiß das ſtille Herz und die fromme Einfalt mehr, als alle irdiſche Weisheit. Gott behüte Dich, liebe Seele, in Einfalt und Treue! Dieſe Briefe ſollen Dich nicht irren, dieſe wunderbaren Zeichen der Zeit, worin wir leben, und die Deutungen und Warnungen aus ihr

ſollen

ſollen Dich nicht ſchrecken. Du wirſt immer das Wahre wiſſen, weil Du das Reine willſt. An Deinem ſtillen Daſeyn, an dem freundlichen Frieden Deiner Seele, an dem, was, ewig ſchweigend und doch ſprechend, in Wink, Blick und Gebehrde mit Gott lebt und auf Gott und die Seligkeit, die in ihm iſt, alles beziehet, wird Deine kleine Lili die Sicherheit lernen und den Ernſt gewinnen, die das Vergängliche von dem Ewigen zu unterſcheiden wiſſen. Die Engel, die ihr glaubet und die zwiſchen eurem Himmel und eurer Erde auf und ab wandeln, werden euch bewahren vor dem Getändel und Geflatter, worin Leichtſinn und Eitelkeit das Göttliche verwandeln mögten. Lebe wohl und gedenke freundlich des Freundes, dem auch in Deinem ſtillen Bilde die ſtillen Götter erſchienen ſind.

Der Wächter,

eine Zeitſchrift,

in zwangloſen Heften,

von

Ernſt Moritz Arndt.

Erſter Band. Erſtes Heft.

Heinlein

Köln 1815,
bei Heinrich Rommerskirchen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

Die Zeit, worin wir leben, hat uns Teutſchen zugemuthet, politiſche Menſchen zu werden. Es hat ſchwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit geweckt würden, die dem teutſchen Namen faſt den Untergang drohete. Gottlob uns iſt wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Teutſche als Volk ſchauen und wofür ſie ſtreben und arbeiten ſollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir noch nicht politiſch genug ſind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Teutſche denken und ſtreben und auf ſeine Weiſe den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entſchieden werden kann. Aus einem ſolchen Gefühle iſt bei mir der Entſchluß entſprungen, in dieſer thatenvollen und getümmelvollen Zeit auch mein Scherflein beizutragen, daß der Gedanke von Vaterland und Volk immer friſcher und lebendiger werde. Dieſes Scherflein, ſo wie es ſich bei mir ſammelt, werde ich in einer Zeitſchrift niederlegen, welche unter dem Titel: **Der Wächter**, bei Herrn Rommerskirchen in Köln in zwangloſen Heften erſcheinen wird. Ideen, wie das Verhältniß des teutſchen Vaterlandes und Europa's und die Entwickelung und das Bedürfniß der Zeit ſie mannigfaltig eingiebt, und eigene und fremde Anſichten und Urtheile darüber, nebſt Mancherlei, was ſich auf uns und auf das Zeitalter bezieht und oft nur als eine vergängliche Geburt des Augenblicks oder als eine unbedeutende Kleinigkeit erſcheint, ſollen dieſe leichten Blätter umherſtreuen.

Ich verſpreche nichts Beſtimmtes, doch wünſche ich, daß einſt einige gültige Richter entſcheiden mögen, ich hätte Einiges verſprechen dürfen.

Köln am Rhein in den erſten
Tagen des Julii 1815.

E. M. Arndt.

I.

Die Schlacht bei'm ſchönen Bunde.

Es liegt zwar nicht im Plane dieſer Zeitſchrift, die Geſchichte des Tages im Einzelnen zu liefern; dieſe große Schlacht aber, in ſo vielen Beziehungen eine der denkwürdigſten und in ihren Folgen eine der entſcheidendſten, ſoll eine Ausnahme machen. Ich ſtelle hier die verſchiedenen Berichte und Urtheile darüber, nebſt einigen dahin gehörigen und daraus entſpringenden Dingen, in der Reihenfolge zuſammen, und werde aus ihnen und aus Privatnachrichten endlich ein Urtheil darüber geben, das wie die Umſchrift um den ſchwarzen Adlerorden jedem das Seine zutheilt.

1.

a) Franzöſiſche Berichte.

Avesnes, den 14. Junii.

Der Zug des Kaiſers von Laon nach Avesnes iſt ein wahrer Triumphzug geweſen. Als er hier ankam, hat er vor dem Thore der Stadt die erſte Schaar der Reiterei getroffen, welche der General Excelmans befehligte. Alle Soldaten verlangten mit lautem Geſchrei, vorzugehen und mit den Preuſſen zu kämpfen. Das ganze Heer theilt dieſelben

Empfindungen. Hundertundfünfzigtauſend Mann ſind durch unſere Gegenden gegangen. Fünf Bataillone der Nationalgarde von Avesnes haben den Prinzen Hieronymus bei ſeiner Ankunft um Patronen und Preuſſen gebeten.

Ein großer Theil der Truppen, als ihnen die Adler ausgetheilt wurden, haben ſie mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt und den Schwur gethan, ſie nur zu enthüllen, wann ſie auf den Ufern des Rheins gepflanzt ſeyn werden.

2.

Paris, den 16. Junii.

Der Kaiſer iſt den 13. zu Avesnes angekommen, er iſt von da nach Beaumont abgereiſt. Das Heer marſchierte in einer bewunderungswürdigen Ordnung. S. M. iſt im Hauptquartier angekommen, ohne daß er einen einzigen Nachſchlepper ſah, ohne daß er etwas traf, was die Folge eines Heers bezeichnete. Einige Beiwachen am Eingange der Stadt zeigten allein an, daß man faſt in Linie war. Der Kaiſer ward auf ſeinem Durchzuge mit einer auſſerordentlichen Begeiſterung empfangen. In allen Städten, in den geringſten Dörfern hatte man Triumphbogen errichtet; alle Häuſer waren mit den Volksfarben geſchmückt und mit Grün bekränzt. Der Kaiſer hat den 14. faſt über das ganze Heer Schau gehalten. Seine Gegenwart hat die Truppen vollends entflammt. Man verſichert, das Heer ſey den 15. über die Sambre gegangen. Man ſagt, daß der Feind ſich gegen Mons hin zuſammengezogen hat und daß die Engländer die Rechte des preuſſiſchen Heers bilden. S. M. hat an ſein Heer folgenden Aufruf erlaſſen:

„Soldaten, es iſt heute der Jahrestag von Marengo und Friedland, welcher zweimal über das Schickſal Europa's entſchied. Damals, wie nach Auſterlitz, wie nach Wagram, waren wir zu großmüthig. (So?) Wir glaubten an die Betheurungen und Schwüre der Fürſten, die wir auf dem Thron ließen. Jetzt indeſſen, unter ſich verbunden, wollen ſie an die Unabhängigkeit und an die geheiligteſten Rechte Frankreichs. Sie haben den ungerechteſten der Angriffe angefangen. Laßt uns alſo gegen ſie ziehen. Sie und wir ſind wir nicht mehr dieſelben Menſchen? Soldaten! zu Jena gegen eben dieſe jetzt ſo übermüthigen Preuſſen waret ihr einer gegen drei und zu Montmirail einer gegen ſechs. (?) Mögen diejenigen von euch, welche Gefangene der Engländer geweſen ſind, euch von ihren Brückenſchiffen und von den ſcheußlichen Leiden, die ſie dort ausgeſtanden haben, die Erzählung machen. Die Sachſen, die Belgier, die Hanoveraner, die Soldaten des Rheinbundes ſeufzen über den Zwang, ihre Arme der Sache der Fürſten leihen zu müſſen, welche Feinde der Gerechtigkeiit und der Rechte aller Völker ſind. Sie wiſſen, daß dieſe Koalition unerſättlich iſt. Nachdem ſie zwölf Millionen Polen, zwölf Millionen Italiäner, eine Millionen Sachſen, ſechs Millionen Belgier aufgefreſſen hat, wird ſie die Staaten des zweiten Ranges in Teutſchland auffreſſen müſſen. Die Unſinnigen! Ein Augenblick des Glückes verblendet ſie. Die Unterdrückung und Demüthigung des franzöſiſchen Volkes ſind auſſer ihrer Macht. (?) Wenn ſie in Frankreich einziehen, werden ſie dort ihr Grab finden. Soldaten! wir haben Eilmärſche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu beſtehen; aber mit Beharrlichkeit wird der Sieg unſer ſeyn, die Rechte, die

Ehre und das Glück des Vaterlandes werden wieder erobert werden. Für jeden Franzoſen, der ein Herz hat, iſt der Augenblick gekommen, zu ſiegen oder zu ſterben.“

Avesnes, den 14. Jun. 1815. **Napoleon.**

Nachſchrift. Charleroi, den 15. 9 Uhr Abends.

Das Heer hat die Sambre erzwungen, Charleroi genommen, und die Vorpoſten vorgeſchoben auf den halben Weg von Charleroi und Namur und von Charleroi nach Brüſſel. Wir haben 1500 Gefangene gemacht und 6 Kanonen genommen; vier preuſſiſche Regimenter ſind zermalmt (écrasés) *) worden. Der Kaiſer hat wenig Leute verloren. Die Wonne der Einwohner von Charleroi und aller Orte, wodurch wir ziehen, läßt ſich nicht beſchreiben.

3.

Charleroi, den 15. Jun. Abends.

Den 14. war die Stellung der franzöſiſchen Armee folgende: Das kaiſerl. Hauptquartier war in Beaumont; die erſte vom General Erlon befehligte Schaar war zu Solre-ſur-Sambre; die zweite Schaar unter dem General Reille war zu Ham-ſur-Heure; die dritte Schaar unter dem General Vandamme ſtand rechts von Beaumont; die vierte Schaar unter dem General Gerard kam zu Philippeville an. Den 15., drei Uhr früh griff der General Reille den Feind an und wandte ſich nach Marchiennes-au-Pont. Er hatte verſchiedene leichte Gefechte, worin ſeine Reiterei auf ein preuſſiſches Bataillon ſtürzte und 300 Gefangene machte. Um 1 Uhr früh war der Kaiſer zu Jamigeau-ſur-Heure. Die Abtheilung leichter Reiterei des Generals d'Aumont hieb zwei preuſſiſche Bataillone zuſammen und machten 400 Gefangene. Der General Pajol zog um Mittag zu Charleroi ein; die Sapeurs und die Seeleute der Leibwache waren bei'm Vorderzuge, um die Brücken herzuſtellen: ſie drangen zuerſt als Tirailleurs in die Stadt ein. Der General Clari mit dem erſten Huſarenregiment wandte ſich auf Goſſelies auf der Brüſſeler Straße, und der General Pajol nach Gilli auf der Namurer Straße. Um 3 Uhr Nachmittag ging der General Vandamme mit ſeiner Schaar auf Gilli vor. Der Marſchall Grouchy kam an mit der Reiterei des Generals Excelmans. Der Feind hielt die Lücke der Stellung von Fleurus beſetzt. Um 5 Uhr Nachmittag befahl der Kaiſer den Angriff. Die Stellung wurde umgangen und genommen; vier Schwadronen von der Leibwache unter dem General Letort, Flügeladjutanten des Kaiſers, ſtießen drei Vierecke ein, drei preuſſiſche Regimenter, das 26te, 27te, 28te, wurden in Unordnung gebracht, unſre Schwadronen ſäbelten 4—500 Mann nieder und machten 150 Gefangene. Während dieſer Zeit ging der General Reille über die Sambre bei Marchiennes-au-Pont, um ſich mit den Abtheilungen des Prinzen Hieronymus und des Generals Bachelu nach Goſſelies zu wenden, griff den Feind an, machte 250 Gefangene von ihm, und verfolgte ihn auf der Brüſſeler Straße.

---

*) Man muß die Lügenſprache des Lügenvolks immer ins Teutſche überſetzen; vier zermalmte preuſſiſche Regimenter würden einen Verluſt von 10,000 Mann und darüber machen. Sie geben nachher ſelbſt in einem ſpäteren Berichte den preuſſiſchen Verluſt bei den Gefechten und Scharmützeln am 15. nur auf 2000 Mann an, Todte und Verwundete.

So wurden wir Meiſter der ganzen Stellung von Fleurus. Um 8 Uhr des Abends zog der Kaiſer wieder in ſein Hauptquartier Charleroi ein. Dieſer Tag koſtet dem Feinde fünf

Stücke und 2000 Mann, wovon 1000 Gefangene; unſer Verluſt iſt von 10 Todten (?) und 80 (?) Verwundeten, größtentheils Reiter. — Wir haben zu Charleroi einige Vorräthe gefunden. Die Freude der Belgier iſt unbeſchreiblich. Es ſind Dörfer, die bei dem Anblick ihrer Befreier Tänze begonnen haben, und überall iſt ein Schwung, der aus dem Herzen kömmt. (?) Der Kaiſer hat den Befehl des linken Flügels dem Prinzen von der Moskwa (Ney) gegeben, der den Abend ſein Hauptquartier zu Quatre-Bras gehabt hat auf der Brüſſeler Straße. Der Herzog von Treviſo, (Mortier) welchem der Kaiſer den Befehl über die junge Leibwache gegeben hatte, iſt zu Beaumont, krank an der Gicht, im Bette zurückgeblieben. Die vierte Schaar unter dem General Gerard kömmt dieſen Abend in Chatelet an.

4.

Paris, den 19. Jun.

Man hat Nachrichten von dem Heere erhalten vom 17. um zwölf Uhr des Abends. Der Kaiſer hatte ſein Hauptquartier zu Planchenoit auf der Brüſſeler Straße, ſechstehalb Meilen von dieſer Stadt. Der Herzog von Wellington bog ſich auf Brüſſel, Blücher auf die Maas zurück. Der Graf von Lobau marſchierte auf Namur; ſeine Vorhut war nur eine franzöſ. Meile von dieſem Platz. Man ſchätzt den Verluſt der Feinde in der Schlacht am 16. auf 12,000 Todte. Das Dorf Saint Amand iſt dreimal genommen und wieder genommen. Unter den verwundeten Franzoſen zählt man den General Gerard, den General, Grafen von Valmy, und den Prinzen Hieronymus.

Aus einem Vorwerk zwiſchen Genappe
und Planchenoit, den 17. um halb
11 Uhr Abends.

Der Kaiſer, der vor Tagesanbruch ſchon zu Pferde war, iſt hingeritten, die Heerſchaar zu ſehen, welche die Preuſſen verfolgt, die ſich auf die Maas zurückziehen. Darauf iſt er zurückgekommen die Schaar zu ſehen, welche die Engländer auf Brüſſel verfolgt. Dieſe ſind in dem Walde von Soignies. Das Wetter war ſcheußlich; der Regen fiel ſtromweiſe. Der Kaiſer war ermüdet, aber befand ſich ſehr wohl.

5.

Brief, geſchrieben zu Fleurus, den 17. Julius 1815, von einem Offizier des Generalſtabes.

Die franzöſiſchen Heere haben ſich noch einmal unſterblich gemacht in den Ebenen von Fleurus. Wir ſind den 15. in Belgien einmarſchiert. Der Feind iſt in einem erſten Gefechte auf allen Punkten, wo er uns hat Widerſtand thun wollen, über den Haufen geworfen. Vor Charleroi ſind verſchiedene ſeiner Vierecke durchbrochen und allein von einigen Schwadronen genommen; nur 1700 Gefangene ſind übrig geblieben von 5—6000 Mann, woraus die Vierecke beſtanden. Geſtern den 16. haben wir das ganze feindliche Heer bei Fleurus aufgeſtellt gefunden. Seine Rechte, aus Engländern beſtehend, unter Wellingtons Befehl vor Mellet, ſeine Mitte zu Amand, und ſeine Linke zu Sombref: eine furchtbare und durch den kleinen Fluß Ligne gedeckte Stellung. Der Feind hielt auch diesſeits dieſes Fluſſes das kleine Dorf Ligny beſetzt. Unſer Heer zog in der Ebene auf; ſeine Linke, unter dem Befehl des Marſchalls Ney, durch

Goſſelies; die Mitte, wo der Kaiſer war, durch Fleurus; und ſeine Rechte, unter dem General Gerard, gegen Sombref. Das Gefecht knüpfte ſich um 2 Uhr auf der Linken und der Mitte an. Man hat ſich von beiden Seiten mit einer unbegreiflichen Erbitterung geſchlagen. Die Dörfer St. Amand und Ligny wurden mehr als viermal genommen und wieder genommen. Unſre Soldaten haben ſich alle mit Ruhm bedeckt. Um 8 Uhr hat der Kaiſer mit ſeiner Leibwache Ligny angreifen und wegnehmen laſſen. Unſre Tapfern haben ſich mit Ungeſtüm auf die Hauptſtellung des Feindes geworfen. Sein Heer iſt in der Mitte überwältigt und genöthigt worden, ſich in der größten Unordnung zurückzuziehen: Blücher mit ſeinen Preuſſen auf Namur und Wellington auf Brüſſel. Verſchiedene Kanonen ſind von der Leibwache genommen, welche alles vor ſich niedergeworfen hat. Das Feuer hat erſt um 10 Uhr Abends geſchwiegen. Alles iſt mit dem tauſendmal wiederholten Ruf: Vive l'Empereur! vorwärts marſchiert. Dies ſind auch die letzten Worte, welche die Tapfern ausſprachen, die fielen. Nie hat man eine ſolche Begeiſterung geſehen. Eine engliſche Abtheilung von 4—5000 Schotten iſt in Stücken gehauen; man hat keine Gefangene davon geſehen. Der edle Lord mag in ſchöner Faſſung ſeyn.... Auf dem Schlachtfelde ſind immer acht Feinde für Einen Franzoſen. (?) Man ſagt, daß ihr Verluſt 50,000 Mann iſt. (Hört ihn!) Die Kanonade glich der von der Moskwa. Dieſen Morgen, den 17., hat die Reiterei des Generals Pajol ſich auf der Namurer Straße zur Verfolgung der Preuſſen aufgemacht. Er iſt ſchon drittehalb (franzöſiſche) Meilen vorwärts. Man ſammelt ſie bandenweiſe auf, ſie wiſſen nicht, wo ihre Oberſten ſind. Die Niederlage iſt vollſtändig von dieſer Seite, und ich hoffe, daß man nicht ſo bald von den Preuſſen wird reden hören, (O!) wenn ſie ſich überhaupt ſammeln können. Aus den Engländern nun da wird man heute ſehen, was aus ihnen werden wird. Der Kaiſer iſt da.

6.

Aus Paris vom 22. Jun.

Der Kaiſer iſt den 18. um 10 Uhr Abends (?) vom Schlachtfelde abgereiſt, und geſtern zu Paris angekommen. Die Menge, unruhig über die Nachrichten, die ſie erfahren würde, hat ſich zu den Palläſten des Eliſée und des geſetzgebenden Körpers begeben.

Der Moniteur von geſtern enthält die amtlichen Berichte von dem Heere. Der erſte Bericht bezieht ſich auf die Schlacht von Ligny und giebt nichts als ſchon bekannte Dinge. Den 17. um 10 Uhr Abends hielt das engliſche Heer Mont-Saint-Jean mit ſeiner Mitte beſetzt und fand ſich vor dem Walde von Soignes aufgeſtellt. Man hätte zum Angriff deſſelben noch drei Stunden in ſeiner Gewalt haben müſſen; man war alſo genöthigt, es auf den folgenden Tag zu verſchieben. Das Hauptquartier des Kaiſers ward in dem Vorwerk Caillou bei Planchenoit aufgeſchlagen. Der Regen fiel ſtromweiſe.

Schlacht von Mont-Saint-Jean.

Um 9 Uhr Morgens, als der Regen ein wenig nachgelaſſen hatte, ſetzte die erſte Schaar ſich in Bewegung und ſtellte ſich auf, mit der Linken an der Straße von Brüſſel und dem Dorfe Mont-Saint-Jean gegenüber, welches der

Mittelpunkt der Stellung des Feindes ſchien. Die zweite Schaar lehnte ihre Rechte an die Straße von Brüſſel und ihre Linke an einen kleinen Wald auf Kanonenſchußweite von dem engliſchen Heere. Die Küraſſiere ſtellten ſich hinten als Nachhalt und die Leibwache als Nachhalt auf die Höhen. Die ſechste Schaar mit der Reiterei des Generals d'Aumont, unter dem Befehl des Grafen von Lobau, war beſtimmt, ſich hinter unſere Rechte zu ziehen, um ſich einer preuſſiſchen Schaar entgegenzuſtellen, die dem Marſchall Grouchy vorbeigeſchlüpft zu ſeyn und die Abſicht zu haben ſchien, in unſre rechte Flanke zu fallen; was wir durch unſre Berichte und aus dem Briefe eines preuſſiſchen Generals wußten, den eine von unſern Streiflern genommenene Ordonnanz trug. Die Truppen waren voll Kampfluſt. Man ſchätzte die Macht des engliſchen Heers auf 80,000 Mann; man nahm an, daß eine preuſſiſche Schaar, die gegen Abend fertig ſeyn konnte, aus 15,000 Mann beſtehen konnte. Die feindliche Macht war alſo über 90,000 Mann, die unſrige weniger zahlreich (?).

Um Mittag, als alle Vorbereitungen geendigt waren, wandte ſich der Prinz Hieronymus, der eine Abtheilung der zweiten Schaar befehligte und beſtimmt war, die Spitze ihres linken Flügels zu bilden, gegen den Wald, wovon der Feind einen Theil einnahm. Die Kanonade begann; der Feind unterſtützte durch dreiſſig Stücke die Truppen, die er geſchickt hatte, den Wald zu beſetzen. Wir machten auch unſerer Seits Aufſtellungen unſers ſchweren Geſchützes. Um 1 Uhr war der Prinz Hieronymus Meiſter des ganzen Waldes, und das ganze engliſche Heer zog ſich hinter einen Vorhang. Der Graf d'Erlon griff mit 80 Stücken an. Es begann dort eine ſchreckliche Kanonade, welche das engliſche Heer ſehr beſchädigen mußte. Alle Schüſſe trugen auf die Erhöhung. Eine Brigade der erſten Abtheilung des Grafen d'Erlon bemächtigte ſich des Dorfes Mont-Saint-Jean. Eine zweite Brigade ward von einer Schaar engliſcher Reiterei angegriffen, welche ihr viel Verluſt verurſachte. In demſelben Augenblick griff eine andere Abtheilung engliſcher Reiterei die Batterie des Grafen d'Erlon auf ihrer Rechten an und verdarb mehrere Stücke; aber die Küraſſiere des Generals Milhaud fielen auf dieſe Abtheilung, wovon drei Regimenter gebrochen und zerſtört wurden.

Es war 3 Uhr Nachmittags. Der Kaiſer ließ die Leibwache vorrücken, um ſie in der Ebene da aufzuſtellen, wo im Anfange des Gefechtes die erſte Schaar geſtanden hatte; denn dieſe Schaar war ſchon weiter vor. Die preuſſiſche Abtheilung, deren Bewegung man vorhergeſehen hatte, band mit den leichten Schützen des Grafen von Lobau an, indem ſie ihr Feuer auf unſre ganze rechte Flanke ausdehnte. Man mußte, ehe man anderswo etwas weiter unternahm, den Ausgang erwarten, den dieſer Angriff haben würde. Zu dieſem Ende waren alle Mittel des Nachhalts fertig, dem Grafen Lobau zu Hülfe zu eilen und die preuſſiſche Schaar zu erdrücken, wenn ſie weiter vorgerückt ſeyn würde. Darauf hatte der Kaiſer die Abſicht, durch das Dorf Mont-Saint-Jean einen Angriff zu leiten, wovon man einen entſcheidenden Erfolg hoffte. Aber die Reiterei des Nachhalts, voll einer Ungeduld, die in unſerer Kriegsgeſchichte ſo häufig und die uns oft ſo verderblich geweſen iſt, da ſie eine rückgängige Bewegung bemerkt hatte, welche die Engländer machten, um ſich unſern Batterien zu entziehen, wovon ſie ſchon ſo viel gelitten hatten, ritt auf den Höhen von Mont-Saint-Jean auf und ſtürzte ſich auf das Fußvolk. Dieſe Bewegung, welche, zu rechter Zeit gemacht und durch Rückhalte unterſtützt, über den Tag entſcheiden mußte, ward uns verderblich, da ſie einzeln, und ehe es auf dem rechten Flügel beendigt war, gemacht wurde.

Da es kein Mittel gab es abzubefehlen und da der Feind viele Maſſen Fußvolk und Reiterei zeigte und ſeine beiden Abtheilungen Küraſſiere im Gefechte waren, ſo eilte unſre ganze Reiterei in demſelben Augenblick, ihre Kameraden zu unterſtützen. Da wurden während zwei Stunden zahlreiche Angriffe gemacht, die uns die Durchbrechung verſchiedener Vierecke und ſechs Fahnen des engliſchen Fußvolks verſchafften, ein Vortheil auſſer Verhältniß mit den Verluſten, die unſre Reiterei durch das Kartätſchen- und Flintenfeuer erlitt. Es war unmöglich, die Rückhalte unſers Fußvolks für uns zu gebrauchen, bis man den Flankenangriff der preuſſiſchen Schaar zurückgetrieben hatte. Dieſer Angriff verlängerte ſich immer mehr, und zwar perpendikulär, auf unſrer rechten Flanke. Der Kaiſer ſchickte den General Duhesme dahin mit der jungen Leibwache und verſchiedenen Rückhaltbatterien. Der Feind ward gehalten, ward zurückgetrieben, wich zurück, (?) und man hatte von ihm nichts mehr zu fürchten. Dies war der für einen Angriff auf den Mittelpunkt des Feindes angegebene Augenblick. Da die Küraſſiere durch das Kartätſchenfeuer litten, ſo ſchickte man vier Bataillone von der mittleren Leibwache, um die Küraſſiere zu ſchützen, die Stellung zu behaupten, und, wenn es möglich war, einen Theil unſerer Reiterei loszumachen und in die Ebene zurückzubringen.

Man ſchickte zwei andere Bataillone, um ſich in Galgemform gegen die Spitze des linken Flügels der Abtheilung zu halten, welche auf unſre Flanke manövrirt hatte, damit wir auf dieſer Seite ohne Unruhe wären. Der Reſt ward als Rückhalt geſtellt, theils um den Bogen hinter Mont-Saint-Jean zu beſetzen, theils auf der Erhöhung hinter dem Schlachtfelde, welche unſre Rückzugsſtellung bildete.

In dieſem Zuſtande der Dinge war die Schlacht gewonnen; wir hatten alle Stellungen inne, welche der Feind im Anfange des Gefechtes beſetzt hielt. Da unſre Reiterei zu früh und ſchlecht gebraucht war, konnten wir keine entſcheidende Erfolge mehr hoffen; aber da der Marſchall Grouchy die Bewegung der preuſſiſchen Schaar erfahren hatte, ſo marſchierte er dieſer Schaar in den Rücken, welches uns für den folgenden Tag einen glänzenden Erfolg ſicherte. (?) Nach achtſtündigen Angriffen und Feuer von Fußvolk und Reiterei ſah das ganze Heer mit Vergnügen die Schlacht gewonnen (?) und das Schlachtfeld in unſrer Gewalt.

Um halb 9 Uhr marſchierten die vier Bataillone der mittleren Leibwache, welche auf die Erhöhung über Mont-Saint-Jean hinaus geſchickt waren, um die Küraſſiere zu unterſtützen, mit aufgepflanztem Bajonette gegen den Feind, um ſeine Batterien zu nehmen, deren Kartätſchenfeuer ihnen ſehr läſtig war. Der Tag ging zu Ende; ein von mehreren engliſchen Schwadronen auf ihre Flanke gemachter Anfall brachte ſie in Unordnung; die Flüchtlinge kamen wieder über die Schlucht zurück; die benachbarten Regimenter, die einige zur Leibwache gehörige Truppen zerſprengt ſahen, glaubten, es ſey die alte Leibwache und fingen an zu wanken; das Geſchrei: Alles iſt verloren, die Leibwache iſt zurückgeſchlagen! ließ ſich hören; die Soldaten behaupten ſogar, auf verſchiedenen Punkten hätten hingeſtellte Uebelgeſinnte geſchrieen: Es rette ſich wer kann! Wie dem auch ſey, (So meine ich auch) ein paniſches Schrecken verbreitete ſich zu gleicher Zeit über das ganze Schlachtfeld; man ſtürzte ſich mit der größten Unordnung auf die Verbindungslinie; die Soldaten, die Kanoniere, die Wagen drängten ſich dahin zu gelangen; die alte Leibwache, die im Rückhalt war, ward davon angeſprengt und ſelbſt mit fortgeriſſen.

In Einem Augenblicke war das Heer nichts mehr als eine verworrene Maſſe, alle Waffen waren vermiſcht, und es war unmöglich, eine einzige Schaar wieder zu berichtigen. Der Feind, der dieſe erſtaunliche Verwirrung bemerkte, ließ Kolonnen Reiterei vorgehen; die Unordnung nahm zu; die Verwirrung der Nacht hinderte, die Truppen wieder zu ſammeln und ihnen ihren Irrthum (?) zu zeigen.

Eine geendigte Schlacht, ein Tag von falſchen wieder gebeſſerten Maaßregeln, größere Erfolge für den folgenden Tag geſichert — ſo war alles durch einen Augenblick paniſchen Schreckens verloren. Sogar die zur Seite des Kaiſers aufgeſtellten Dienſtſchwadronen wurden durch dieſe getümmelvollen Wogen umgerannt und aufgelöſt, und es war nichts Anderes zu thun, als dem Strome zu folgen. Die Rückhaltsparke, das Gepäck, was nicht über die Sambre zurückgeführt war, und alles, was ſich auf dem Schlachtfelde befand, ſind in den Händen der Feinde geblieben. Es iſt ſogar kein Mittel geweſen, die Truppen unſers rechten Flügels zu erwarten. Man weiß, was das tapferſte Heer von der Welt bedeutet, wann es gemiſcht und wann ſeine Ordnung dahin iſt.

Der Kaiſer iſt den 19. um 5 Uhr des Morgens über die Sambre gegagen; Philippeville und Avesnes ſind zum Vereinigungspunkt gegeben; der Prinz Hieronymus, der General Morand und die andern Generale haben dort ſchon wieder einen Theil des Heers geſammelt. Der Marſchall Grouchy mit der Schaar ſeiner Rechten lenkt ſeine Bewegung gegen die untere Sambre.

Der Verluſt des Feindes muß ſehr groß geweſen ſeyn, wenn man nach den ihm abgenommenen Fahnen und ſeinen rückgängigen Schritten (pas rétrogrades) urtheilen ſoll. Den unſrigen werden wir erſt berechnen können, wann die Truppen wieder verſammelt ſind. (O wann?) Ehe die Unordnung einriß, hatten wir ſchon bedeutende Verluſte erlitten, vorzüglich in unſerer Reiterei, die auf eine ſo traurige und doch ſo tapfere Weiſe ins Gefecht kam. Ungeachtet dieſer Verluſte hat dieſe tapfere Reiterei die Stellung ſtandhaft behauptet, die ſie den Engländern genommen hatte, und hat ſie nur erſt verlaſſen, als die Verwirrung und Unordnung des Schlachtfeldes ſie dazu gezwungen haben. Mitten in der Nacht und unter den Schwierigkeiten, die den Weg ſperrten, hat ſie ſelbſt ihre Ordnung nicht erhalten können.

Die Artillerie hat ſich, wie gewöhnlich, mit Ruhm bedeckt. Die Wagen des Hauptquartiers waren in ihrer gewöhnlichen Stellung geblieben. Während der Nacht ſind ſie dem Feinde in die Hände gefallen.

Dies war der Ausgang der Schlacht von Mont-Saint-Jean, glorreich für die franzöſiſchen Heere und doch ſo unglücklich.

7.

Bericht an den Kaiſer.

Dinant, den 20. Jun. 1815.

Sire. Ungefähr um 7 Uhr Abends den 18. Jun. habe ich den Brief des Herzogs von Dalmatien erhalten, der mir vorſchrieb, auf Saint-Lambert zu marſchieren und den General Bülow anzugreifen. Ich hatte den Feind getroffen, indem ich mich gegen Wavre zog. Sogleich ward er angegriffen und bis in Wavre hineingetrieben, und die Schaar von Vandamme griff dieſe Stadt an und war im heftigen Gefechte. Der Theil von Wavre rechts von der Dyle war weggenommen, aber man fand große Schwierigkeiten, von der andern Seite vorzugehen. Der General Gerard verſuchte, die Mühle von Bielge zu nehmen und dort über den Fluß zu gehen. Er konnte es nicht durchſetzen; er wurde dort von einer Kugel in der Bruſt verwundet: eine Wunde, die gottlob nicht tödtlich iſt. Der Generalleutnant Alix war bei dem Angriff auf Wavre getödtet worden. Bei dieſem Stande der Sachen ungeduldig, auf dem Berge Saint-Lambert vorzugehen und zu den Waffenerfolgen Euer M. mitzuwirken an dieſem ſo wichtigen Tage, richtete ich auf Limale die Reiterei von Pajol, die Abtheilung Teſte und zwei der Abtheilungen des Generals Gerard, um den Uebergang über die Dyle zu erzwingen und gegen den General Bülow zu marſchieren. Die Schaar des Generals Vandamme unterhielt den Angriff von Wavre und der Mühle von Bielge, von wo der Feind Miene machte vorgehen zu wollen; wovon ich urtheilte, daß er es nicht durch-

ſetzen

ſetzen würde wegen der Stellung und des Muths unſerer Truppen. Meine Bewegung auf Limale nahm wegen der Entfernung Zeit weg; indeſſen kam ich hin, bewirkte den Uebergang, und die Höhen wurden von der Abtheilung Vichery und von der Reiterei genvmmen. Die Nacht erlaubte nicht weiter zu gehen, und ich hörte keine Kanonen mehr von der Seite, wo Euer Majeſtät ſich ſchlug.

In dieſer Stellung erwartete ich den Tag; Wavre und Bielge waren von den Preuſſen beſetzt. Den 19. um 3 Uhr früh griffen ſie ihrer Seits an, da ſie die ſchlechte Stellung, worin ich war, benutzten, mich in die enge Schlucht zurückwerfen, und ſo das aufgefahrne Geſchütz wegnehmen und mich über die Dyle zurücktreiben wollten. Ihre Anſtrengungen waren vergeblich; die Unerſchrockenheit der Truppen machte es möglich, alle ihre Angriffe abzuſchlagen, die Preuſſen umzuwerfen und durch die Abtheilung Teſte das Dorf Bielge nehmen zu laſſen: der brave General Penne fiel dabei.

Der General Vandamme ließ da eine ſeiner Abtheilungen durch Bielge ziehen und nahm ohne Mühe die Höhen von Wavre weg, und auf meiner ganzen Linie war der Erfolg vollſtändig. Ich war über Rozièrée hinaus, und bereitete mich auf Brüſſel zu marſchieren, als ich die ſchmerzliche Nachricht von dem Verküſte der Schlacht bei Waterloo erfahren habe. Der Offizier, der ſie brachte, ſagte mir, daß E. M. ſich gegen die Sambre zurückziehe, ohne daß er mir angeben konnte, auf welchen Punkt es wohl in Ihren Planen läge, daß ich mich richten müßte. Auf meiner ganzen Linie im Gefecht hörte ich auf zu verfolgen und bereitete meine rückgängige Bewegung vor. Der Feind auf dem Rückzuge (?) dachte nicht daran, mich zu verfolgen. Ich marſchierte bis Temploux und Gembloux, indem ich meine leichte Reiterei zu Marie de Saint-Denis und meine Dragoner gegen Namur hin hatte. Da ich erfuhr, daß der Feind ſchon über die Sambre gegangen war und ſich in meiner Flanke befand, und da ich nicht ſtark genug war, um für das Heer Euer M. eine nützliche Diverſion zu machen, ohne das meinige in Gefahr zu ſetzen, marſchierte ich auf Namur; die vierte Schaar auf der Straße von Namur nach Charleroi, und die dritte auf jener graden, die von Temploux dahin führt. In dieſem Augenblicke wurden die Schwänze der beiden Kolonnen angegriffen; da die auf der Rechten ihre rückgängige Bewegung geſchwinder, als man erwartete, gemacht hatte, ſo kam der Rückzug der auf der Linken dadurch einen Augenblick in Gefahr. Gute Anordnungen machten alles wieder gut; zwei ſchon verlorne Kanonen wurden wieder gewonnen durch das brave 20te Dragonerregiment unter dem Oberſten Briqueville, der dem Feinde überdies noch eine Haubitze nahm. Die ſchwachen Vierecke des .... Regiments, worauf eine zahlreiche Reiterei fiel, erwarteten ſie auf gewiſſen Schuß, verurſachten ihr einen ungeheuren Verluſt, und bewieſen, was gute Anordnungen vermögen, verbunden mit ruhiger Haltung und einem wohl geleiteten Feuer. Die feindliche Reiterei, jetzt auch von unſerm 1ſten Huſarenregimente unter dem General Clary angegriffen, ließ viele Gefangene in unſern Händen. (?) Alles zog alſo wieder ohne Verluſt in Namur ein. Die Thalſchlucht, welche von dieſem Platze bis Dinant herrſcht, eine Enge, worin man nur in einer einzigen Kolonne marſchieren kann, und das Geſchlepp der zahlreichen Fuhren mit Verwundeten, die ich mit mir führte, machten es nöthig, die Stadt lange zu halten, wo ich kein Mittel fond, die Brücke aufſliegen zu laſſen. Ich trug die Vertheidigung Namurs dem General Vandamme auf, der ſich mit ſeiner gewöhnlichen Unerſchrockenheit bis 8 Uhr des Abends darin hielt, ſo daß nichts zurückblieb und ich Dinant beſetzte.

Der Feind hat Tauſende (?) bei dem Angriff auf Namur verloren; man hat ſich mit einer ſeltenen Erbitterung geſchlagen, und die Truppen haben auf eine ſehr lobenswerthe Weiſe ihre Schuldigkeit gethan.

Der Marſchall **Grouchy**.

b) Niederländiſche Berichte.

1.

Brüſſel, den 17. Jun.

Geſtern den ganzen Tag und bis ſpät Abends hat man ſich mit vieler Erbitterung gegen die Ebene von Fleurus geſchlagen. Die fürchterliche Kanonade hat man hier ganz deutlich gehört; eine erſtaunliche Menge unſerer Einwohner hatte ſich aus den Thoren von Namur und Halle ergoſſen; die Artillerieſchüſſe folgten einander geſchwind und verkündigten das rollende Feuer einer unendlichen Menge Feuerſchlünde. Gegen 8 Uhr hat das Feuer ſich entfernt, und man hat daraus auf eine rückgehende Bewegung des Feindes geſchloſſen. Der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg an der Spitze ſeines ſchönen Heerhaufens iſt von einem tödtlichen Schuſſe getroffen. So hat dieſer tapfere Fürſt ſein Leben auf dem Felde der Ehre geendigt, ein Tod ſolcher Helden würdig, als er war. Uebrigens ſind die Umſtände der Gefechte des vorigen Tages noch gar nicht bekannt; die Begebenheiten haben ſich mit ſolcher Geſchwindigkeit gedrängt, daß es noch nicht möglich iſt, die Einzelnheiten zu ſammeln. Der Erbprinz hat bei dieſer Gelegenheit, einen Muth, eine Unerſchrockenheit, ein kaltes Blut gezeigt, welche die Bewunderung des Heers gemacht haben. Die belgiſchen Truppen haben den ſchönen Ruf der Tapferkeit behauptet, den ſie in allen Zeiten verdient haben.

Die zahlreiche und treffliche engliſche Reiterei, welche in den Gegenden von Namur und Grammont kantonnirte, deren Stärke man auf 10,000 Mann rechnet, iſt geſtern Nachmittag zwiſchen Halle und Enghien mit 40 Stücken durchgezogen, um ſich gegen den linken Flügel des franzöſiſchen Heers zu wenden. Die ganze vergangene Nacht und dieſen Morgen iſt eine treffliche engliſche Artillerie durch unſere Stadt gegangen oder längs dem Glacis derſelben hingezogen zum Heere des Herzogs von Wellington; um Mittag ſind zwei engliſche Linienregimenter, mit Muſik an ihrer Spitze, eben dahin hier durchgegangen. Von einer andern Seite erfährt man, daß dieſen Morgen 12,000 Preuſſen auf Wagen zum Heere des Fürſten Blücher gegangen ſind, und daß ein Schaar von mehr als 30,000 Mann, aus den Gegenden von Dinant, Marche und Huy kommend, vorgeſtern und geſtern früh durch Namur gezogen ſind. Wir machen es uns zur Pflicht, dieſe Nachrichten dem Publikum mitzutheilen, wodurch auch die furchtſamſten Gemüther beruhigt werden können.

Man hat die vorige Nacht und dieſen Morgen eine bedeutende Zahl Verwundete in dieſe Stadt gebracht. Viele ſind von jenen ſchönen ſchottiſchen Regimentern, die einen Theil unſerer Beſatzung ausgemacht haben und durch ihre kriegeriſche Unerſchrockenheit eben ſo ausgezeichnet ſind, als durch ihre Mannszucht und Sanftheit der Sitten. Die meiſten dieſer Verwundeten gehören zum preuſſiſchen Heere.

2.

Brüſſel, den 18. Jun.

Laut den letzten Nachrichten iſt die Stellung der Heere folgende: Der Herzog von Wellington hat ſein Hauptquartier in Waterloo. Der rechte Flügel ſtreckt ſich von Braine-la-Leud längs dem Walde von Soignies, der linke gegen Wavre, wo ſich zwei preuſſiſche Heerhaufen befinden. Der Feldmarſchall Prinz Blücher befindet ſich zu Gembloux mit den beträchtlichen Verſtärkungen, die er erhalten hat.

3.

Aus der Haager Zeitung.

Das preuſſiſche Heer iſt den 15. früh Morgens in ſeiner Stellung angegriffen worden, die es verlaſſen und ſich von Charleroi durch Goſſelies bis in die Gegend um Fleurus zurückgezogen hat. Sobald ich von dieſem Angriff Kunde hatte, gab ich der Heerſchaar, die unter mir ſteht, die nöthigen Befehle. Das Reſultat des bei dem preuſſiſchen Heere Vorgegangenen war, daß das Bataillon Oranien-Naſſau, welches das Dorf Fraisne mit einer Batterie leichten Geſchützes beſetzt hielt, ſchon den 15. um 5 Uhr Abends angegriffen ward. Dieſe Truppen behaupteten ſich in ihrer Stellung auf der Höhe dieſes Dorfes in geringer Entfernung von dem Wege die Vier Arme (les Quatre-Bras) genannt. Die Scharmützel hörten auf dieſem Punkt um 8 Uhr des Abends auf.

Sobald ich von dieſem Angriff benachrichtigt ward, gab ich der dritten Abtheilung ſo wie der Reiterei und zwei engliſchen Abtheilungen Befehl, ſich nach Nivelles zu begeben, und der zweiten, die Stellung von Quatre-Bras zu behaupten. Nur ein Theil der zweiten Abtheilung konnte ſich geſchwind dahin begeben, zumal da die Brigade unter dem Generalmajor von Byland nicht von Nivelles abmarſchieren konnte, ehe man die anderen Abtheilungen anlangen ſah.

Das Feuer der leichten Schützen hat geſtern früh um 5 Uhr auf dieſem Punkte begonnen, und iſt von beiden Seiten, ohne irgend ein Reſultat, bis Mittag unterhalten worden. Gegen 2 Uhr ward der Angriff viel lebhafter, vorzüglich von Seiten der Reiterei und des ſchweren Geſchützes. Da die Brigade leichter Reiterei, unter dem Befehl des Generals van Merlen, nur erſt um 4 Uhr ankommen konnte, ſo hatte ich vor dieſer Zeit dem Feinde keine Reiterei entgegenzuſetzen. (?) Da ich ſah, von welcher großen Wichtigkeit die Behauptung der Stellung auf den Höhen der Hochſtraße Namens Quatre-Bras war, ſo hatte ich das Glück, ſie gegen einen Feind zu behaupten, der mir in jeder Hinſicht an Kräften überlegen war. Da ich von den beiden franzöſiſchen Schaaren unter den Generalen Erlon und Reille angegegriffen war und ihnen glücklich die Spitze hatte halten können, hat der Herzog von Wellington Zeit genug gehabt, hinreichende Stärke zu ſammeln, um die Abſichten des Feindes zu vereiteln. Die Folge dieſes Angriffs iſt geweſen, daß nach einem ſehr hartnäckigen Gefechte, welches bis 9 Uhr Abends gewährt hat, wir den Feind nicht nur aufgehalten, ſondern ſogar zurückgetrieben haben.

Das preuſſiſche geſtern auch angegriffene Heer hat ſeine Hauptſtellung behauptet, und es iſt auſſer Zweifel, daß Napoleon mit bedeutender Heeresmacht den Angriff auf der ganzen

Linie geleitet hat. Unſre Truppen haben auf dem Schlachtfelde beigewacht, wohin ich mich den Augenblick begebe, zumal, da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Napoleon heute ſeine Entwürfe von geſtern durchzuſetzen ſuchen wird. Der Herzog von Wellington hat auf dieſem Punkte ſo viele Truppen zuſammengebracht, als er gekonnt hat. (?)

Hauptquartier Nivelles, den 17. Junius 1815
um 2 Uhr früh.

Wilhelm, Prinz von Oranien.

4.

Brüſſel, den 19. Jun.

Seit dieſem Morgen verkündigt der Klang aller Glocken den Einwohnern dieſer Stadt den glänzenden Sieg, den die verbündeten Heere an dem geſtrigen Tage über das von Bonaparte in Perſon befehligte Heer davon getragen haben. In dieſen erſten Augenblicken iſt es unmöglich, alle die beſonderen Umſtände dieſer glorreichen Begebenheiten zu ſammeln, welche die Anführer und die Krieger der verſchiedenen Nationen mit Ruhm bedecken, die ſich durch eines unvergänglichen Gedächtniſſes würdige Waffenthaten verewigt haben. Bis auf weitere Berichte iſt Folgendes das Zuverläſſigſte:

Bonaparte, an der Spitze der Blüthe ſeines Heers und ſeiner Leibwache, hatte den Plan, in den Mittelpunkt Belgiens einzudringen und die beiden groſſen verbündeten Heere, unter den Befehlen des Herzogs von Wellington und des Fürſten von Blücher, zu durchſchneiden. Schon war er auf der Straße von Namur nach Brüſſel vorgedrungen und hatte ſie abgeſchnitten. Während er vorrückte, um einen jener entſcheidenden Schläge zu thun, welche ſeinen Kriegsruhm gemacht haben, hatten die verbündeten Heere furchtbare Stellungen genommen, der General Wellington oberhalb Waterloo, der preuſſiſche General Bülow zu Wavre, wo er mit ſeiner von Lüttich kommenden Schaar angelangt war, und der Fürſt Blücher zu Gembloux, wo die Schaar des Generals Kleiſt von Nollendorf zu ihm ſtieß. Geſtern früh hatten die verbündeten Heere alle ihre Anordnungen getroffen. Bonaparte war vor der Fronte ſeiner ganzen verſammelten Leibwache hingeritten, und hatte ihr eine Anrede gehalten, die ſie noch mehr entflammen konnte: man behauptet, er ſoll geſagt haben, er werde den Abend in Brüſſel ſeyn. Die Schlacht hat gegen 11 Uhr des Morgens begonnen, und hat ohne Unterbrechung auf der ganzen Linie faſt bis in die Nacht hinein gewährt. Um 5 Uhr ſind zahlreiche preuſſiſche Verſtärkungen auf dem Schlachtfelde angekommen; ſie haben den Feind ſogleich mit einer bewundernswürdigen Unerſchrockenheit angegriffen; das Gefecht iſt lang, mörderlich, erſchrecklich, aber entſcheidend geweſen; die engliſche und die preuſſiſche Reiterei haben ſich mit Ruhm bedeckt; die braven belgiſchen Karabiniers, die leichten Pferde, ſo wie die Huſaren von Croy haben auf eine glänzende Weiſe den Kriegsruhm der Belgier behauptet. Unter dem Fürſten Blücher ſind drei Pferde erſchoſſen, und der Oberſt vom Generalſtabe des preuſſiſ. Heers, Graf Gneiſenau, ein Offizier von dem größten Verdienſte, hat zwei todte Pferde gehabt. Es iſt noch nicht möglich, alles anzuführen, was es verdient; die Begebenheiten haben ſich mit ſolcher Geſchwindigkeit gedrängt, daß man nur erſt ihre Reſultate weiß, ohne die beſonderen Umſtände zu kennen. Aller Troß Bonaparte's iſt genommen, ſein Silbergeſchirr, ſeine Briefſchaften, Ballen revolutionärer Verkündigungen, aus dem Pallaſt von Laeken datirt, ſeine Wagen ꝛc. ꝛc. Unter der Beute, die in die Hände des Siegers gefallen iſt, befindet ſich auch der groſe ſchwarze Adlerorden, den der König von Preuſſen Napoleon gegeben hatte. Man weiß, daß er die Inſchrift hat: Jedem das Seine. (Suum cuique). Aber eines wird die Geſchichte bemerken, nemlich daß der Sieg entſchieden worden iſt an einer Stelle, Namens: Der ſchöne Bund. (La belle Alliance). Bis dieſen Augenblick beläuft ſich die Zahl der genommenen Kanonen von 2—300 Stück; das Geräth, Troß, Wagen, Pulverkarren ꝛc. läßt ſich nicht zählen; ſchon haben wir hier den Wagen des Herzogs von Baſſano durchfahren ſehen. Unter den Verwundeten von Bedeutung befinden ſich der Kronprinz, den eine Kugel im Arm getroffen, und der junge Prinz von Naſſau-Weilburg. Der öſtreichiſ. General, Freiherr von Vincent, der, während der Schlacht bei dem Herzog von Wellington war, iſt nahe bei dem engliſchen Helden von einem Schuß in der Hand verwundet.

Geſtern Abend hat man hier 1500 franzöſiſche Gefangene eingebracht, nebſt zwei Adlern, den Reſt einer Schaar, welche an einem Walde von der Reiterei vernichtet worden iſt. Das herrliche engliſche Dragonerregiment der Königin hat dazu vorzüglich viel beigetragen. Man erwartet eine bedeutende Menge Gefangene, und dieſen Nachmittag ſchon werden 100 Kanonen ankommen. Der General Compans, von der Leibwache, iſt unter der Zahl der Gefangenen und ſeit dieſem Morgen hier.

Der Herzog von Wellington iſt dieſen Morgen hier eingetroffen. Sein Hauptquartier iſt dieſen Augenblick zu Nivelles, wohin er ſich unverzüglich begeben wird. Das franzöſiſche Heer zieht ſich mit der größten Uebereilung zurück auf die Sambre. Die Preuſſen ſollen ſchon wieder in Charleroi ſeyn, und von einer andern Seite haben verſchiedene Haufen unſerer Truppen ſich auf das geſchwindeſte gegen Binche und Fontaine-l'Eveque gezogen.

Vier Uhr Nachm. Ein Kourier kommt nach dem andern. Alle bringen weitere Nachrichten über die Niederlage des franzöſiſchen Heers, das in der völligſten Auflöſung iſt; ganze Schaaren werfen ihre Waffen weg, um mit mehr Leichtigkeit zu fliehen.

6.

Bericht des Prinzen von Oranien aus Brüſſel, vom 22. Junii an den König der Niederlande.

Nach der Schlacht vom 16., wovon ich E. Maj. den 17. um zwei Uhr früh aus dem Hauptquartier Nivelles Nachricht gegeben habe, machte der Herzog von Wellington, um mit dem preuſſiſchen Heere in Linie zu bleiben, denſelben Morgen eine Bewegung, durch welche das Heer ſich um 6 Uhr des Abends auf den Höhen von Waterloo aufgeſtellt fand, wo es beiwachte. Die feindliche Reiterei, die den Bewegungen des Heers folgte, ward durch die engliſche Reiterei verſchiedene Male mit Verluſt zurückgeworfen.

Den 18. bei Tagesanbruch entdeckten wir den Feind uns gegenüber, und um 10 Uhr fingen ſeine Anordnungen zum Angriff an. Bonapartens Heer beſtand aus der erſten, zweiten, dritten, vierten und ſechsten Schaaren, aus der kaiſerlichen Leibwache, aus beinahe der ganzen franzöſiſchen Reiterei, und aus einer Artillerie von vielen hundert Kanonen. Gegen 11 Uhr ließ der Feind aus einer Batterie von wenigen Stücken ſpielen; unter dem Schutz ihres Feuers zogen ſeine leichten Jäger ſich gegen unſern rechten Flügel, und einen Augenblick darauf wandte ſein Angriff ſich gegen eine mit Schlagholz umgebene Meierei, welche ſich ein wenig vor dieſem Flügel befand, links der Hochſtraße von Nivelles. Der Feind machte, aber vergeblich, die wüthendſten Angriffe, ſich dieſes Vorwerks zu bemächtigen. Um Mittag ward die Kanonade ſtark, und vor halb 1 Uhr dehnte das Gefecht ſich auf die ganze Linie aus. Die Franzoſen griffen unſre beiden Flügel zu wiederholten Malen an; aber ihr Hauptzweck war, auf der Rechten der Mitte durchzubringen, und ſie wandten alle ihre Mittel an dies durchzuſetzen. Kolonnen feindlicher Reiterei drangen mit Tollkühnheit auf uns ein, aber ungeachtet der unbegreiflichen Erbitterung, womit ſie ihre Angriffe von halb 4 Uhr an bis zu Ende der Schlacht erneueten, gelang es ihnen nie, unſre Linie zu erſchüttern. Der Feind ward ſtandhaft zurückgeworfen ſowohl durch das Feuer der Vierecke als durch die Anfälle unſrer Reiterei. Es iſt unmöglich, Euer Maj. die Wuth zu ſchildern, womit man ſich geſchlagen hat, vorzüglich in den ſechs letzten Stunden.

(Folgen Lob der Truppen und mehrerer Generale und Offiziere, Angabe großen Verluſtes.)

7.

Brief aus Charleroi, vom 20. Jun.

Den 14. des Abends meldete man den Preuſſen, daß die franzöſiſche Linie ſehr in Bewegung war, und den 15. um 7 Uhr früh lieſſen die feindlichen leichten Schützen ſich bei Marchiennes au Pont und Couillet vernehmen; es gab einige kleine Vorpoſtengefechte und Kleingewehrfeuer bis zum Eingang des Waldes von Gilly. Um 11 Uhr Mittags waren die Franzoſen Meiſter der Stadt. Bonaparte ging durch, kam aber zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends zurück, und iſt den folgenden Tag um 10 Uhr wieder abgereiſt, um die Schlacht zu leiten, welche von Ligny bis Quatre-Bras Statt gefunden hat.

Ich habe in meinem Leben kein ſchöneres franzöſ. Heer geſehen als das er dies Mal hatte. Es beſtand aus allen alten Truppen und hatte ein ſehr bedeutendes Geräth. Und nun? In zweimal vierundzwanzig Stunden hat er alles verloren. Seine Soldaten haben angefangen hier anzukommen um 7 Uhr Abends *) in der ſcheußlichſten Auflöſung. Dreiviertel deſſen, was durchging, war zerſtoßen. Die Oberſten und Offiziere waren in der grauſamſten Verzweiflung und ſpieen tauſend Verwünſchungen gegen den Menſchen aus, deſſen Blutdurſt unſtillbar iſt **). Sie wollen nicht mehr dienen. Faſt alle Oberſten, Majore und Generale ſind todt oder verwundet; von 40,000 Reitern, die hier durchgezogen, ſind nicht 10,000 Dienſtfähige zurückgekommen: ſie warfen alle ihre Waffen weg, und jeder Soldat ſagte, er gehe zu Hauſe und kein Menſch ſolle ihn wieder ins Feuer bringen. Offiziere haben mir geſagt, der Rückzug von Moskwa war bei weitem ſo fürchterlich nicht als dieſer, weil die Generale und Befehlshaber hier alles im Stich laſſen und ſich retten mußten, wie ſie konnten.

Von dem ungeheuren Geſchütz, was Bonaparte hatte, ſind hier nur 12 Stücke zurückgekommen.

---

*) Schon ſo früh? Indeſſen auch bei dem beſten Heere machen ſich, wann es mißlich ausſieht, immer einige in guter Zeit auf den Weg.

**) Die Buben! ſie ſind ſträflicher, als ihr Kaiſer. Sie haben ihn ja gerufen und im Triumph in Paris eingeholt.

Von Quatre-Bras bis Beaumont kann man nicht vier Schritte thun, ohne verlaſſene Sachen zu finden. Hier in Charleroi ſind mehr als 100 Wagen mit Mund- und Kriegsvorrath und Geld auf den Straßen ſtehen geblieben. In drei Stunden war alles von dem Pöbel rein ausgeplündert. — Alle Dörfer, wodurch die Franzoſen bei ihrem Rückzuge kamen, ſind geplündert.

8.

Aus einem Briefe von Namur, vom 21. Jun.

Den 19. Nachmittags kamen die Reſte der franzöſiſchen Schaar hier an, welche den 18. auf Wavre entſandt war. Das 12te franzöſ. Dragonerregiment zeigte ſich vor unſern Thoren und verlangte den Durchmarſch auf Givet. Die Bürgergarde, die von keinen Truppen unterſtützt war, ſah ſich genöthigt, ſie einzulaſſen. Dieſes Regiment war von einer großen Menge zerſtreuter und vorzüglich von verwundeten Soldaten begleitet. Den 20. kam die ganze Schaar nach und nach hier an; unter den Generalen an ihrer Spitze bemerkte man den Marſchall Grouchy, Vandamme, Excelmans, Bonnet, Vincent, und einige andere; alles beſtand aus alten Soldaten. Um 1 Uhr fingen ſie an über die Sambrebrücke zu ziehen, unterdeß am Brüſſeler Thore mit Kanonen und Kleingewehr ſehr lebhaft geſchoſſen ward. Der Feind ließ einige Stücke auf den Wall pflanzen und ſtellte drei Bataillone dort auf zur Deckung des Rückzugs. Da vertheidigte er ſich bis gegen den Abend. Gegen 8 Uhr brachen die Pommern durch und griffen die Franzoſen innerhalb unſerer Mauern an. Von dem Brüſſeler Thore bis zur Sambrebrücke ſchlug man ſich mit wüthender Erbitterung auf den Gaſſen; ſie ne waren von Todten und Verwundeten bedeckt. Man iſt der Gerechtigkeit ſchuldig, zu ſagen, daß der General Vandamme bei dieſer Gelegenheit unſre Stadt geſchont hat. Aber ein Zug, der gekannt zu ſeyn verdient, iſt folgender: In der Hitze des Kampfes drangen die Preuſſen in den General Pirch, die Stadt anzugreifen und mit Sturm zu nehmen; er antwortete ihnen, *daß er die Namurer zu ſehr liebe, als daß er ihnen dieſes ſcheußliche Unglück verurſachen könne.*

9.

Bericht des Herzogs von Wellington an den König der Niederlande, vom 19. Jun.

Sire. Ich habe die Ehre Euer Maj. zu melden, daß Bonaparte, nachdem er zwiſchen dem 10. und 14. dieſes die 1ſte, 2te, 3te, 4te und 6te franzöſ. Heerſchaar nebſt ſeiner Leibwache und aller rüſtigen Reiterei an der Sambre und zwiſchen dieſem Fluſſe und der Maas verſammlet hatte, am 15. damit vorrückte, und mit Tagesanbruch die preuſſiſchen Vorpoſten angriff. Ich erfuhr dies erſt am 15. des Abends; ich gab ſogleich Befehl zum Vorrücken auf dem linken Flügel, weil ich erfahren hatte, der Hauptangriff geſchehe auf Charleroi. Die preuſſiſchen Poſten an der Sambre wurden an dieſem Tage zurückgedrängt; General Ziethen, welcher zu Charleroi befehligte, zog ſich nach Fleurus zurück, und der Feldmarſchall Blücher konzentrirte ſeine ſämtlichen Streitkräfte zu Sombreff, und beſetzte die Dörfer Saint-Amand und Ligny, die vor ſeiner Fronte lagen. Bonaparte verfolgte ſeinen Marſch auf der Hochſtraße von Charleroi nach Brüſſel, griff am 15. des Abends eine Brigade der zweiten Abtheilung des Heers

Euer Maj. an, welche zu Fresnes ſtand, und von dem Prinzen von Weimar befehligt wurde, und drängte ſie bis zu der Meierei, Quatre-Bras genannt, zurück. Der Prinz von Oranien unterſtützte dieſe Brigade ſogleich mit einer andern, unter dem General Byland, nahm gegen Tagesanbruch einen Theil des verlornen Bodens wieder zurück, und blieb Meiſter der Verbindungspunkte zwiſchen Nivelles, Brüſſel und dem Heere des Feldmarſchalls Blücher. In der Zwiſchenzeit ließ ich das ganze Heer gegen Quatre-Bras vorrücken, die 5te Abtheilung kam daſelbſt um halb 3 Uhr Nachmittags an, ihr folgten die Heerſchaar des Herzogs von Braunſchweig und die naſſauiſche Schaar. Der Feind griff nun den Fürſten Blücher mit ſeiner ganzen Macht an, eine Reiterſchaar des Marſchalls Kellermann ausgenommen, welche unſre Stellung bei Quatre-Bras angriff. Die Preuſſen behaupteten ihre Stellung, und wieſen alle Angriffe des Feindes ſtandhaft zurück. Während dieſen wiederholten Angriffen haben ſich der Kronprinz von Oranien, der Herzog von Braunſchweig, der Generallieutenant Picton, der Generalmajor Kempt und Sir Pack ganz beſonders ausgezeichnet. Die Truppen der 5ten Abtheilung ſchlugen ſich lange Zeit auf das muthvollſte, und benahmen ſich mit der größten Tapferkeit. Unſer Verluſt war groß, und ich bedaure vorzüglich jenen des Herzogs von Braunſchweig, welcher an der Spitze ſeiner Truppen den Heldentod fand. Feldmarſchall Blücher erhielt ſich zwar in ſeiner Stellung, wurde aber durch die Erbitterung, mit der man focht, ſehr geſchwächt, und da auch die 4te preuſſ. Heerſchaar noch nicht eingetroffen war, ſo beſchloß er zurückzugehen und ſein Heer bei Wavre zu konzentriren. Dieſe Bewegung nöthigte auch mich zum Rückzuge von Quatre-Bras nach

Genappe und von da nach Waterloo. Der Feind ſetzte dem Feldmarſchall Blücher nicht nach, im Gegentheile fand eine Patrulle, die ich bei Tagesanbruch nach Sombreff ſchickte, daſelbſt alles ruhig, und die feindlichen Vorpoſten zogen ſich bei ihrer Annäherung zurück. Eben ſo wenig wurde ich bei meinem Rückzuge beunruhigt; nur eine ſtarke feindliche Reiterſchaar folgte der engl. Reiterei, die der General Uxbridge anführte. Mein rechter Flügel bildete einen halben Zirkel, einem Hohlwege bei Merkesbraine, welches wir wegnahmen, gegenüber; mein linker Flügel erſtreckte ſich bis zu den Anhöhen oberhalb dem Dorfe la Haye. Unſer linker Flügel blieb durch Ohain mit dem Feldmarſchall Blücher zu Wavre in Verbindung. Der Feind verſammelte ſein Heer auf einer Reihe von Anhöhen, vor unſerer Stellung, und griff uns am 18. gegen 10 Uhr Morgens bei dem Poſten von Houguemont mit der größten Heftigkeit an; unſere braven Truppen vertheidigten dieſen Punkt aller wiederholten Angriffe des Feindes ungeachtet mit einer unerſchütterlichen Feſtigkeit. Da ein leichtes Bataillon Fußvolk der teutſchen Legion alle ſeine Munition verſchoſſen hatte und von uns abgeſchnitten war, ſo nahm der Feind Haye-Sainte weg. Die feindliche Reiterei griff unſer Fußvolk mehrere Male, jedoch ohne allen Erfolg, an; hiedurch bekam unſere Reiterei Gelegenheit zum Angriff, und zeichnete ſich ganz vorzüglich aus: unter andern machte der Generalmajor Ponſonby viele Gefangene und erbeutete einen Adler. Bis um 7 Uhr des Abends wurde auf dieſe Weiſe ein Angriff auf den andern erneuert. Da faßte der Feind den Entſchluß, den linken Flügel des Centrums bei Haye-Sainte zu durchbrechen, und machte mit Reiterei und Fußvolk, von einem heftigen Kanonenfeuer unterſtützt, einen verzweifelten Angriff, welcher aber nach einem hartnäckigen Kampfe ganz abgeſchlagen ward. Ich bemerkte, daß franzöſ. Truppen in größter Unordnung zu fliehen anfingen, und daß ſich der General Bülow über Frichemont und Belle-Alliance näherte. Bald hörte ich den Donner ſeiner Kanonen, und da ich wußte, daß Feldmarſchall Blücher mit uns noch in Verbindung ſtand, ſo beſchloß ich nun, die Offenſive zu ergreifen, und ließ die ganze Linie meines Fußvolks, von Artillerie und Reiterei unterſtützt, vorrücken. Dieſer Angriff gelang auf allen Punkten, der Feind floh in der größten Unordnung von ſeinen Anhöhen, und hinterließ uns 150 Kanonen nebſt der dazu gehörigen Munition. Ich verfolgte ihn bis tief in die Nacht, und nur die groſe Ermüdung der Truppen, die ſeit 12 Uhr im Feuer geſtanden hatten, und das Verſprechen des Fürſten Blücher, den Feind die ganze Nacht hindurch zu verfolgen, bewogen mich, Halt zu machen. Dieſen Morgen ließ er mir ſagen, er habe Napoleons Leibwache 60 Kanonen abgenommen und in der Stadt Genappe mehrere Bonaparten zugehörige Wagen und Gepäck erbeutet.

In der Abſicht, meine Operationen fortzuſetzen, werde ich dieſen Morgen auf Rivelles gehen.

Euer Maj. wird ſich leicht vorſtellen, daß eine ſo fürchterliche Schlacht und ein ſo ausgezeichneter Sieg zugleich auch mit einem groſen Verluſte verknüpft waren, und es ſchmerzt mich ſehr, hinzufügen zu müſſen, daß unſer Verluſt ungeheuer geweſen iſt. Se. Maj. der König von England verlor den Generallieutenant Picton, einen ausgezeichneten Offizier, den Grafen Uxbridge, welcher nach überſtandenen Gefahren des Tages von einer der lezten Kugeln des Feindes getrofſen wurde. Se. kön. Hoheit der Prinz von Oranien, welcher ſich durch Muth und Klugheit ausgezeichnet hatte, erhielt einen Schuß in die Schulter, der ihn nöthigte, das Schlachtfeld zu verlaſſen. Es iſt mir auſſerordentlich angenehm, Euer Maj. verſichern zu können, daß ſich das Heer noch nie ſo ſehr als bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet hat.

Die engl. Leibwachen gingen mit ihrem Beiſpiele voran, und das ganze Heer beeiferte ſich, denſelben nachzuahmen. Mit dem Benehmen des Generals Kruſe in naſſauiſchen Dienſten, ſo wie mit jenem der Generale Trip und d'Aubreme, welche Schaaren Euer Maj. anführten, bin ich auſſerordentlich wohl zufrieden.

Die Generale Pozzo di Borgo, Freiherr von Vincent, van Reede, Müffling und Alava waren bei der Schlacht gegenwärtig und haben mir ſämtlich gute Dienſte geleiſtet. Baron Vincent iſt verwundet, und der General Pozzo di Borgo hat eine Quetſchung erhalten.

Ich würde weder dem Feldmarſchall Blücher, noch dem preuſſiſchen Heere die ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ich nicht den ruhmvollen Ausgang dieſes kritiſchen Tages ihrem kräftigen Beiſtande zuſchreiben würde, den ſie mir ſo ganz zu rechter Zeit geleiſtet haben.

Die Operationen des Generals Bülow auf der feindlichen Flanke haben vieles entſchieden, und wenn ich auch auſſer Stande geweſen wäre, den Angriff zu machen, welcher das Schickſal dieſes Tages entſchied, ſo würden ſchon die Operationen allein hingereicht haben, den Feind zum Rückzuge zu zwingen. Wir haben ſchon über 7000 Gefangene gemacht. Ich habe die Ehre ꝛc.

Wellington.

c) Preuſſiſche Berichte.

1.

Amtliche Nachrichten aus dem Hauptquartier Heidelberg über die vorgefallenen Schlachten am 15., 16., 17. und 18. Junii in den Niederlanden.

Nach den ſo eben aus den Niederlanden einlaufenden Nachrichten haben die Feindſeligkeiten am 15. dieſes dort begonnen.

Der Feind, der in den letzten Tagen zwiſchen der Sambre und Maas alle ſeine Kräfte zuſammengezogen und an fünf Heerſchaaren verſammelt hatte, ſetzte ſich den 15. mit ſeinen Kolonnen auf beiden Ufern der Sambre in Bewegung, hoffend, das preuſſiſche Heer in ſeinen Quartieren zu überfallen, und durch ein raſches Vordringen die Verbindung ihrer verſchiedenen Schaaren unter ſich, ſo wie die Vereinigung des preuſſiſchen Heers unterm Feldmarſchall von Blücher mit dem des Feldmarſchalls von Wellington zu verhindern.

Da beide Heere an der äuſſerſten Gränze des Feindes mit allen ihren Truppen kantonirten, ſo war ihre Vereinigung nur in der Gegend von Brüſſel möglich. Dieſen Hauptzweck wechſelſeitiger Vereinigung nicht aus den Augen zu verlieren, und die Bewegungen dem gemäß zu lenken, war der Vorſatz beider mit Ruhm gekrönter Feldherren, und er war den 17. unter fortwährenden ſehr blutigen Gefechten, durch den Muth ihrer Truppen, wie durch die abermaligen Beweiſe ihrer Talente glücklich erreicht. Folgendes iſt nach der Ausſage der darüber ſo eben anlangenden Kuriere der Hergang der Sache: Den 15. um halb 5 Uhr Morgens wurden die Poſten der erſten preuſſiſchen Heerſchaar, unter dem General von Ziethen, an den beiden Ufern der Sambre angegriffen, und die Punkte von Thuin und Charleroi nach einer ſehr heftigen Gegenwehr der darin gelegenen Truppen genommen. Dieſer General zog ſich ſeinem Auftrage gemäß fechtend zurück und ſtellte ſich bei Fleurus auf. Der Feldmarſchall, Fürſt Blücher, der ſein Hauptquartier in Namur hatte, verſammelte die in der Nähe liegende zweite Heerſchaar bei Sombref. Der Herzog von Wellington verſammelte ſeine Truppen bei Soignies und Brendlecon. Der Feind ſchickte ſeine Poſten dieſen Tag bis Genappe, um die Verbindung der beiden Heere zu unterbrechen; dies veranlaßte den Herzog von Wellington, ſeinen Nachhalt den 16. Morgens bei Quatre-Bras aufzuſtellen, um dadurch dem preuſſiſchen Heer ſich ſeiner Seits zu nähern, und indem er auf dieſe Weiſe den Feind nöthigte, einen Theil ſeiner Kräfte gegen das engl. Heer zu verwenden, dem Fürſten Blücher die möglichſte Hülfe zu leiſten.

Die von dem preuſſiſchen Heere den 16. Vormittags zuſammengekommenen drei Schaaren hatten folgende Stellung: Auf dem rechten Flügel das Dorf Bry, vor der Fronte St.-Amand, auf dem linken Flügel das Dorf Ligny, die dritte Schaar bei Point-du-Jour. Den 16. Vormittags zog der Feind ſeine Kolonnen über Charleroi hinaus, und fing bald ſeinen Angriff gegen den Fürſten Blücher an, gegen den er ſeine Hauptkräfte verwendete; man ſchätzte ſeine Stärke an 120,000 Mann Fußvolk und 22,000 Mann Reiterei. Es war die erſte, zweite, dritte und vierte Heerſchaar, die Leibwachen und Rückhalte.

Der vierten preuſſiſchen Schaar, die in der Gegend von Lüttich kantonirte, war es nicht möglich geweſen, ſich mit den übrigen zu vereinigen; das preuſſiſche Heer war alſo an Stärke dem franzöſiſchen bei weitem nicht gleich; demungeachtet ward jeder Fußbreit Landes mit einer Hartnäckigkeit ohne Gleichen ſtreitig gemacht. Um 3 Uhr Nachmittags griffen große Maſſen des Feindes das Dorf Saint-Amand an; nach einer dem Feinde viel koſtenden Gegenwehr ward es von ihm genommen, von den preuſſiſ. Truppen wieder erobert, vom Feinde abermals genommen, zum drittenmale von den Preuſſen geſtürmt, und zuletzt blieben beide Theile jeder halb in dem Beſitze deſſelben, ſo daß der Theil, welcher Klein-Saint-Amand und la Haye heißt, von dem preuſſiſ. Heere beſetzt blieb. Jetzt war es 5 Uhr, da richtete der Feind ſeine Angriffe auf das Dorf Ligny, und ein Kampf begann dort, noch mörderiſcher, als der verige. Das Dorf liegt am Lignybach; der Feind hatte auf den jenſeitigen Höhen ſein Geſchütz, das preuſſiſche war auf den diesſeitigen aufgeſtellt; unter immer abwechſelnden Verſuchen, es ſich zu entreiſſen, dauerte hier 4 Stunden lang eines der blutigſten Gefechte in den Jahrbüchern der Kriegsgeſchichte; immer führte Fürſt Blücher, mit dem Degen in der Fauſt, ſeine Truppen wieder zum Kampf: endlich ward die Schlacht ſtehend; das Dorf war auch hier im Beſitz eines jeden Theils. So hatte ſich der Tag geneigt; es war zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends, da wandte der Feind ſeine Reitermaſſen an, ſeinen Zweck durchzuſetzen, die Verbindung der Preuſſen mit dem engliſchen Heere zu unterbrechen.

Dies veranlaßte den Feldmarſchall Blücher, noch in der Nacht ſein Heer eine Bewegung über Dilly und Wavre machen zu laſſen, um dort die 4te Schaar der preuſſiſchen Truppen an ſich zu ziehen, und ſich mit dem Herzog von Wellington unmittelbar zu vereinigen. Gegen das engliſche Heer hatte am 16. der Marſchall Ney und die franzöſiſche Reiterei des Generals Kellermann gefochten, und auch da war das Gefecht äuſſerſt blutig geweſen, auch der Herzog von Wellington hatte nur einen Theil ſeiner Truppen an ſich ziehen können; indeß auch hier hatte der Feind kein Feld gewonnen, und der Herzog ſtand den 17., Morgens um 9 Uhr, noch auf dem Schlachtfelde, und hatte ſeine Bewegung, ſich mit dem preuſſiſchen Heere zu vereinigen, ſo angeordnet, daß er das ſeinige am 17. dieſes bei Waterloo aufſtellte. Hier wollten beide Feldherren, den weitern Bewegungen des Feindes nach, entweder ihn ſelbſt angreifen, oder in gedachten Stellungen ſeinen Angriff abwarten; der Feind hatte alſo nach allen Aufopferungen und unendlichem Verluſt ſeinen Zweck nicht durchgeſetzt, und beide Heere, ſo wie alle ihre Schaaren, waren am 17. dieſes vereinigt. Indeß hat die Wuth, mit der von beiden Theilen gefochten wurde, auf unſerer Seite nicht unbedeutenden Verluſt zur Folge gehabt, und der Fürſt Blücher ſchätzt den ſeinigen an 10,000 Mann, der Herzog von Wellington den ſeines Heeres an 5000. Unter letztern bedauert derſelbe beſonders den Herzog von Braunſchweig; der Fürſt Blücher, dem ein Pferd unter dem Leibe, von Kugeln durchbohrt, fiel, den ausgezeichneten Reiteroffizier, Oberſten von Thümen. Verwundet waren preuſſiſcher Seits die Generale von Holzendorf und von Jürgas. Der Verluſt des Feindes iſt ſicher größer, da derſelbe immer in Maſſen und Kolonnen auf unſer gut geleitetes Geſchütz und Kleingewehrfeuer eindrang.

Den 17. hatte der Herzog von Wellington ſeine Stellungen mit dem rechten Flügel an Braine-la-Leude und dem linken an das Vorwerk la Haye genommen. Noch am Abend kam der Feind mit großer Maſſe bis auf einen Kanonenſchuß vom Lager. Der Herzog Wellington war geneigt, in dieſer Stellung die Schlacht anzunehmen, wenn der Fürſt Blücher ſich näher an ihn heran ziehen wollte. Fürſt Blücher nahm den Vorſchlag an, im Fall der Feind mit allen ſeinen Kräften auf den Herzog von Wellington fallen würde (wie dies vorauszuſehen war), mit dem Heere über Saint-Lambert in des Feindes Flanke und Rücken zu gehen. Er ließ deshalb die vierte Heerſchaar früh durch Warre defiliren. Sie kam um halb 12 Uhr bei Saint-Lambert an, ihr folgte die zweite, dann die erſte Heerſchaar. Gegen 11 Uhr entwickelte der Feind von la belle Alliance her ſeine Angriffe auf das Vorwerk Hougemont, welches der wichtigſte Punkt vor der Fronte der Linie des Wellington'ſchen Heeres, und von 1000 Mann Fußvolk beſetzt war.

Eine maſſive Mauer war daſelbſt zur Vertheidigung eingerichtet, und zwei auf einander folgende heftige Angriffe des Feindes, jedes von 6 Bataillonen Fußvolk, wurden zurückgewieſen.

Nun ſetzte ſich Bonaparte vor ſeine Reiterei, und unternahm einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie des Herzogs. Dieſer wurde abgeſchlagen; allein der Rauch der Kanonen und des kleinen Gewehrfeuers blieb wegen einer ſchweren Gewitterluft lange auf der Erde, und verbarg anrückende Kolonnen Fußvolk, welche alle gegen das Zentrum gerichtet waren.

Neue Angriffe mit der Reiterei ſollten das engliſche Fußvolk beſchäftigen, bis das franzöſiſche Fußvolk heran war, und ein weniger geübtes und kaltblütiges Fußvolk, als das engliſche, hätte ſolchen Angriffen nicht widerſtanden.

Der erſte franzöſiſche Angriff dieſer Art war um 2 Uhr zurückgewieſen, allein Bonaparte wiederholte ihn 5 bis 6 Mal.

Bis gegen 7 Uhr Abends focht man mit gleicher Wuth.

Die engliſche Reiterei der Leibwache, von Karl of Urbridge geführt, machte gegen 6 Uhr einige ſehr ſchöne Angriffe und hieb 2 Bataillone der alten Leibwachen, in deren Maſſen ſie drang, zuſammen.

Zu dieſer Zeit machte der auſſerordentliche Verluſt von Menſchen und die Nothwendigkeit, das Nachhaltsheer in die Linien zu ſchieben, die Lage des Herzogs Wellington bedenklich.

Der Fürſt Blücher war indeß mit der 4ten Heerſchaar über Lasne und Agniers vorgegangen, und gegen 5 Uhr geſchahen ſeine erſten Kanonenſchüſſe auf der Höhe bei Agniers. Er dehnte ſeinen linken Flügel gegen die Hochſtraße von Genappe aus, um die Bewegungen recht entſcheidend zu machen.

Bonaparte warf hierauf einige ſeiner Fußvolkmaſſen gegen la Haye, Pappelotte und Frichmont, in deren Beſitz er ſich ſetzte, wodurch das Heer von Blücher und Wellington getrennt wurde. Fürſt Blücher hatte jedoch früher die erſte Schaar von Saint-Lambert über Ohain gerichtet, um den linken Flügel des Herzogs zu verſtärken, und dieſe Schaar traf gegen 7 Uhr mit ihren Spitzen bei la Haye ein, nahm dieſes Dorf ohne großen Widerſtand, ging mit Maſſen vor, und ſtellte die Verbindung mit der 4ten Schaar her, worauf es nun gemeinſchaftlich mit demſelben gegen la belle Alliance vorrückte, um den Herzog Wellington loszumachen, der ſich noch immer in einem ſtarken kleinen Gewehrfeuer längs ſeiner ganzen Linie befand, und ſeine Artillerie in die zweite Stellung hatte zurückfahren laſſen müſſen. Als der Feind ſich in den Rücken genommen ſah, entſtand eine Flucht, die bald in eine förmliche Auflöſung ausartete, als ſich beide Heere von allen Seiten auf den Feind ſtürzten. Der Feldmarſchall, Fürſt Blücher, befand ſich bereits am nächſten an Genappe, er übernahm daher die Verfolgung des Feindes, als beide Feldherren bei la belle Alliance gegen 9 Uhr Abends zuſammentrafen.

Gegen 11 Uhr traf der Feldmarſchall Fürſt Blücher in Genappe ein; der Feind machte einen vergeblichen Verſuch, ſich dort zu ſetzen, er würde augenblicklich geworfen: bis nach Genappe mochten etwa 60 Stück Kanonen und 100 Pulverwagen genommen ſeyn. Der Fürſt Blücher hat jedoch Befehl gegeben, daß das Heer die ganze Nacht fortmarſchieren ſolle, und es laſſen ſich daher noch große Reſultate erwarten. Gefangene waren noch nicht viele gemacht, da man ſich gar nicht damit abgab, ſondern nur immer an die Zerſtörung der noch zuſammenhaltenden Maſſen dachte.

Der Verluſt von Seiten der Verbündeten in den Tagen des 15., 16., 17. und 18. Junius mag bei beiden Heeren 30,000 Mann an Todten und Verwundeten betragen. Am 18. war der Verlüſt an höheren Offizieren bei dem engliſchen Heere bedeutend. Todt ſind, ſo viel jetzt bekannt, General Picton und Generalquartiermeiſter de Largey. Verwundet: der Kronprinz von Oranien (leicht), Karl of Uxbridge, General Coole, Lord Fitzroy Sommerſet, der Erbprinz von Naſſau-Weilburg (leicht) und faſt alle Adjudanten des Herzogs.

Bonaparte hat, nach Ausſage gefangener Generale und übergegangener Offiziere, alle Angriffe ſelbſt geführt und ſich ſehr bloßgeſtellt; allein als er ſah, daß die Schlacht verloren war, iſt er davon geeilt, und hat das Heer ſeinem Schickſal überlaſſen.

Er hatte vier Schaaren und die Leibwachen in der Schlacht.

Eine Heerſchaar war am rechten Ufer der Dyle gegen Wavre gerichtet, und griff die dritte preuſſiſche Schaar an, als ſie eben der Bewegung des Heers folgen wollte. Generalleutnant von Thielemann hat ſie jedoch zurückgeworfen und darauf Befehl erhalten, ſie noch in der Nacht anzugreifen.

Bei Abgang des Kuriers waren bereits 300 Kanonen genommen.

2.

Bericht über die Operationen des Heers des Niederrheins, bekannt gemacht durch den General Gneiſenau auf Befehl des Feldmarſchalls, Fürſten von Blücher.

Den 15. d. begann Napoleon die Feindſeligkeiten, nachdem er den 14. fünf Heerſchaaren und die verſchiedenen Schaaren der Leibwache zwiſchen Maubeuge und Beaumont zuſammengezogen hatte. Die Vereinigungspunkte der 4 preuſſiſ. Heerſchaaren waren Fleurus, Namur, Cirney und Hannut, deren Lage den Vortheil gewährte, das Heer an einem dieſer Punkte in vier und zwanzig Stunden verſammeln zu können.

Den 15. drang Napoleon über Thuin auf beiden Ufern der Sambre gegen Charleroi vor. General Ziethen hatte die erſte Heerſchaar bei Fleurus zuſammengezogen, und hielt an dieſem Tage ein ſehr lebhaftes Gefecht gegen den Feind aus, der, nachdem er Charleroi genommen, ſeinen Marſch gegen Fleurus richtete. Da Feldmarſchall Blücher geſonnen war, ſo bald als möglich, dem Feinde eine groſe Schlacht zu liefern, ſo wandten ſich die drei übrigen preuſſiſchen Heerſchaaren auf Sombref (1 1/2 Stunde von Fleurus), wo die 2te und 3te Schaar den 15., und die 4te den 16. anlangen mußten.

Lord Wellington hatte ſein Heer in der Nähe von Ath und Nivelles zuſammengezogen, und er wurde dadurch in Stand geſetzt, dem Feldmarſchall Blücher Hülfe zuzuſenden, falls die Schlacht den 15. Statt haben ſollte.

16. Junii. — Schlacht von Ligny.

Das preuſſiſche Heer hatte ſeine Stellungen auf den Höhen zwiſchen Brie und Sembref, und noch über dieſen letztern Ort hinaus, und hielt mit bedeutenden Streitkräften die auf ſeiner Fronte gelegenen Dörfer Ligny und St.-Amand beſetzt; indeſſen hatten erſt drei Heerſchaaren ihre Vereinigung bewirkt; die vierte, welche zwiſchen Lüttich und Hannut ſtand, wurde auf ihrem Marſche durch mehrere Umſtände aufgehalten und war noch nicht angelangt. Der Feldmarſchall Blücher beſchloß dennoch, eine Schlacht zu liefern, weil Lord Wellington zur Unterſtützung bereits eine ſtarke Abtheilung ſeines Heeres und ſeinen geſammten in der Umgegend von Brüſſel befindlichen Nachhalt in Bewegung geſetzt hatte, und weil die preuſſiſche Heerſchaar unverzüglich eintreffen mußte.

Die Schlacht begann um drei Uhr Nachmittags. Der Feind entwickelte eine Truppenmaſſe von mehr als 130,000 Mann. Das preuſſiſche Heer beſtand aus 80,000 Mann. Das Dorf St. Amand war der erſte Punkt, den der Feind angriff, und nach einer kräftigen Gegenwehr gelang es ihm erſt, ſich deſſelben zu bemächtigen. Jetzt wandte er ſeine Anſtrengungen gegen Ligny; dies iſt ein großes, dauerhaft gebautes Dorf und liegt längs dem Bache dieſes Namens. Hier begann ein Kampf, der unter die hartnäckigſten gezählt werden muß, deren die Geſchichte je erwähnt hat. Oft hat man Dörfer nehmen und wieder verlieren ſehen; allein hier dauerte der Kampf fünf Stunden lang und in den Dörfern ſelber fort, und dies Vorrücken oder Zurückweichen hatte auf einem ſehr engen Raume Statt. Von beiden Seiten rückten neue Truppen unaufhörlich vor. Jedes Heer hatte hinter dem von ihm beſetzten Theile des Dorfes große Maſſen Fußvolk, welche den Kampf unterhielten, und ſich ſtets durch die Verſtärkungen erneuerten, welche ſie von ihrem Nachtrab, ſo wie von den rechts und links gelegenen Höhen erhielten. Ungefähr 200 Feuerſchlünde von beiden Seiten waren gegen das Dorf gerichtet, welches auf mehreren Punkten zugleich in Flammen ſtand. Von Zeit zu Zeit erſtreckte ſich das Gefecht über die ganze Linie, indem der Feind ebenfalls viele Truppen gegen das dritte Heer geführt hatte; jedoch war das Hauptgefecht bei Ligny. Die Sachen ſchienen für die preuſſiſchen Truppen eine günſtige Wendung zu nehmen, weil ein Theil des Dorfes St. Amand aufs neue den Franzoſen durch ein Bataillon entriſſen wurde, welches der Feldmarſchall Blücher in Perſon anführte; ein Vortheil, wodurch wir eine nach dem Verluſt von St. Amand aufgegebene Anhöhe wiedergewannen. Dennoch dauerte der Kampf bei Ligny mit derſelben Wuth fort. Der Ausgang ſchien von der Ankunft der engliſchen Truppen oder der vierten preuſſiſchen Heerſchaar abhangen zu müſſen; in der That würde die Ankunft dieſer letztern Abtheilung dem Feldmarſchall Blücher die Mittel gegeben haben, mit dem rechten Flügel einen Angriff zu thun, von dem man einen großen Erfolg erwarten durfte. Allein man erhielt die Nachricht, daß die engliſche, zu unſerer Unterſtützung beſtimmte, Abtheilung von einer franzöſiſchen Herrſchaar lebhaft angegriffen ſey, und daß ſie ſich nur mit der größten Anſtrengung in ihrer Stellung bei Quatre-Bras behauptet habe; die vierte Heerſchaar erſchien eben ſo wenig, ſo daß wir uns gezwungen ſahen, den Angriff eines der Zahl nach weit überlegenen Feindes allein auszuhalten.

Der Abend war ſchon weit vorgerückt, und der Kampf bei Ligny dauerte ſtets fort mit derſelben Hartnäckigkeit und mit derſelben Gleichheit des Erfolges; man ſehnte ſich, allein vergebens, nach der Anwendung dieſer ſo nothwendigen Unterſtützung; die Gefahr ward mit jeder Stunde dringender, alle Abtheilungen waren in Thätigkeit oder hatten bereits angegriffen; und in der Nähe war keine Schaar mehr, die ſie unterſtützen konnte. Plötzlich griff eine Abtheilung vom feindlichen Fußvolke, welche von der Nacht begünſtigt und von uns nicht bemerkt, um das Dorf gegangen war, in dem zugleich einige Regimenter Küraſſiere auf der andern Seite den Durchgang erzwungen hatten, den Haupttheil unſers hinter den Häuſern aufgeſtellten Heeres im Rücken an. Dieſer Ueberfall von Seiten des Feindes ward vorzüglich in dem Augenblicke entſcheidend, wo unſere Reiterei, die ebenfalls hinter dem Dorfe auf einer Anhöhe aufgeſtellt war, von der feindlichen Reiterei in wiederholten Angriffen zurückgeworfen wurde.

Unſer Fußvolk, das ſich hinter Ligny befand, ließ ſich, obſchon es ſich zum Rückzuge gezwungen ſah, dennoch weder durch den feindlichen Ueberfall mitten im nächtlichen Dunkel (ein Umſtand, der dem Menſchen alle Gefahren, worin er ſich befindet, ſtets vergrößert), noch durch den Gedanken niederſchlagen, ſich von allen Seiten umringt zu ſehen. Es bildete Maſſen, warf kaltblütig alle Reiterangriffe und zog ſich in guter Ordnung auf die Höhen zurück, von wo es ſeine Bewegung rückwärts auf Tilly fortſetzte. Durch das plötzliche Hervorbrechen der Reiterei hatten mehrere unſerer Kanonen bei ihrem beſchleunigten Rückzuge Richtungen genommen, welche ſie zu engen Päſſen führten, worin ſie nothwendig in Unordnung gerathen mußten; auf dieſe Weiſe fielen fünfzehn Stücke dem Feinde in die Hände. Eine Viertelſtunde vom

Schlachtfelde ſtellte ſich das Heer wieder auf. Der Feind wagte nicht, daſſelbe zu verfolgen. Das Dorf Brie blieb während der Nacht von uns beſetzt, ſo wie Sombref, wo General Thieleman mit der dritten Heerſchaar gefochten hatte, und von wo er ſich bei der Morgendämmerung langſam auf Gembloux zurückzog, und hier war endlich die vierte Heerſchaar unter den Befehlen des Generals Bülow in der Nacht angekommen. Die erſte und zweite Schaar zogen des Morgens hinter den engen Paß des Berges St. Guibert. Unſer Verluſt an Todten und Verwundeten war groß; übrigens hatte uns der Feind, auſſer einem Theile unſerer Verwundeten, keine Gefangene genommen.

Die Schlacht war verloren, aber nicht die Ehre. Unſere Soldaten hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, die nichts zu wünſchen übrig ließ; und ſie blieben in guter Faſſung, weil ein jeder das völlige Vertrauen auf ſeine eigenen Kräfte behalten hatte. An dieſem Tage beſtand der Feldmarſchall Blücher große Gefahren. Ein von ihm ſelbſt geleiteter Reiterangriff mißlang. Während die feindliche Reiterei ihn kräftig verfolgte, durchbohrte eine Kugel das Pferd des Feldmarſchalls. Das Thier wurde gar nicht in ſeinem Laufe aufgehalten, ſondern rannte mit verdoppelter Wuth, bis es todt niederſtürzte. Der Feldmarſchall, den dieſer gewaltige Sturz betäubte, blieb unter dem Pferde liegen. Die feindlichen Küraſſiere drangen vor, indem ſie ihren Vortheil verfolgten; unſere letzten Reiter waren bereits am Marſchall vorbeigeritten; ein einziger Adjudant war bei ihm geblieben, und war eben abgeſtiegen, entſchloſſen, das Loos des Feldmarſchalls zu theilen. Die Gefahr war groß; aber der Himmel wachte über uns. Die Feinde ritten bei Fortſetzung ihres

Angriffs ſchnell am Feldmarſchall vorüber, ohne ihn wahrzunehmen; und als den Augenblick darauf ein zweiter Angriff unſerer Reiterei ſie wieder zurückwarf, zogen ſie mit dem nemlichen Ungeſtüm vorbei, und bemerkten ihn eben ſo wenig wie das erſte Mal.

Jetzt zog man, nicht ohne Mühe, den Feldmarſchall unter dem todten Pferde hervor, und er beſtieg ſogleich ein Dragonerpferd.

Den 17. Junii Abends zog ſich das preuſſiſche Heer in der Umgegend von Wavre zuſammen. Napoleon lenkte ſeine Bewegung gegen Lord Wellington auf der groſsen Straſse, die von Charleroi nach Brüſſel führt. Eine engliſche Abtheilung beſtand am nemlichen Tage bei Quatre-Bras ein äuſſerſt heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte ſeine Stellung auf der Straſse von Brüſſel genommen, und ſeinen rechten Flügel gegen Braine-la-Leud, das Mitteltreffen an Mont St.-Jean und den linken Flügel gegen la Haye-Sainte angelehnt. Lord Wellington ſchrieb an den Feldmarſchall, er ſey entſchloſſen, die Schlacht in dieſer Stellung anzunehmen, wenn der Feldmarſchall ihn mit zwei ſeiner Heerſchaaren unterſtützen wolle. Der Feldmarſchall verſprach mit ſeinem ganzen Heere zu kommen; er ſchlug ſelbſt vor, daſs, im Falle Napoleon nicht angreifen würde, die Verbündeten ihn am folgenden Tage mit ihren vereinten Streitkräften angreifen ſollten. Man kann hieraus ſehen, wie wenig das Gefecht am 16. die Ordnung des preuſſiſchen Heeres geſtört und ſeine geiſtige Kraft geſchwächt hatte. — So neigte ſich der Tag vom 17.

Schlacht vom 18.

Mit der Morgendämmerung ſetzte ſich das preuſſiſche Heer wieder in Bewegung. Die vierte und fünfte Heerſchaar zogen über St. Lambert, wo ſie eine verdeckte Stellung in dem bei Frichemont gelegenen Walde nehmen mußten, um dem Feinde in den Rücken zu fallen, wenn das Gefecht günſtig ſchiene. Die erſte Heerſchaar mußte über Ohain auf der rechten Flanke des Feindes ſeine Angriffe entwickeln. Die dritte mußte langſam folgen, um im Nothfalle zur Unterſtützung herbeizueilen. Die Schlacht begann gegen 10 Uhr Morgens.

Das engliſche Heer hatte die Höhen von Mont-St.-Jean beſetzt, das franzöſiſche ſtand auf den Höhen vor Planchenoit; jenes war ungefähr 80,000 Mann ſtark; der Feind zählte mehr als 130,000 Mann. In kurzer Zeit wurde die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon hatte, wie es ſcheint, die Abſicht, den linken Flügel auf das Zentrum zurückzuwerfen und ſo die Trennung des engliſchen Heeres von dem preuſſiſchen Heere zu vollenden, das ſeiner Meinung nach im Rückzuge auf Maſtricht begriffen war. Zu dieſem Ende hatte er den größten Theil ſeines Nachhalts in die Mitte gegen ſeinen rechten Flügel geſtellt, und auf dieſem Punkte griff er mit Wuth an. Das engliſche Heer focht mit einer unübertrefflichen Tapferkeit. Die wiederholten Angriffe der alten Leibwache ſcheiterten an der Unerſchrockenheit der ſchottiſchen Regimenter, und bei allen Angriffen ward die franzöſiſche Reiterei von der engliſchen geworfen. Aber die Ueberlegenheit der Zahl der Feinde war allzu groß. Napoleon ließ anhaltend bedeutende Maſſen vordringen, und ſo feſt

auch

auch die engliſchen Truppen ihre Stellung behaupteten, ſo außerordentliche Anſtrengungen mußten doch ein Ende haben.

Es war halb fünf Uhr. Die ungemeinen Schwierigkeiten, welche der Durchzug durch den engen Paß von St. Lambert bot, hatten den Marſch der preuſſiſchen Kolonnen beträchtlich aufgehalten, ſo daß erſt zwei Brigaden der vierten Heerſchaar bei der verdeckten Stellung, die ihnen bezeichnet war, angekommen waren. Der entſcheidende Augenblick hatte ſich genähert, und keine Minute war mehr zu verlieren. Die Generale ließen ſie auch nicht entrinnen. Sie beſchloſſen, mit den Truppen, die ihnen zu Gebote ſtanden, den Angriff auf der Stelle zu beginnen. General Bülow rückte demnach mit zwei Brigaden und einer Schaar Reiterei im Rücken des rechten Flügels des Feindes ſchnell vor. Der Feind verlor die Beſonnenheit nicht; er kehrte ſogleich ſeinen Rückhalt gegen uns, und ein mörderiſches Gefecht begann auch auf dieſem Punkte. Lange war es unentſchieden, und der Kampf mit dem engliſchen Heere dauerte nichtsdeſtoweniger mit demſelben Ungeſtüm fort.

Gegen ſechs Uhr Abends erhielten wir die Nachricht, daß General Thielemann mit der dritten Heerſchaar nahe bei Wavre von einer ſehr zahlreichen feindlichen Schaar angegriffen wäre, und daß man ſchon um den Beſitz der Stadt kämpfte. Der Feldmarſchall ließ ſich indeſſen durch dieſe Nachricht nicht irre leiten; denn da, wo er ſich befand, und nirgend anderswo, mußte die Sache entſchieden werden. Ein immer gleich hitziger, ſtets mit friſchen Truppen unterſtützter Kampf konnte allein den Sieg ſichern; und erfocht' man ihn hier, ſo war jeder Verluſt bei Wavre ohne Bedeutung. Demzufolge ſetzten alle Kolonnen ihre Bewegungen fort. Es war halb acht, und der Ausgang der Schlacht war noch unentſchieden. Die ganze vierte Heerſchaar und ein Theil der zweiten unter dem General Pirch waren allgemach angekommen. Die Franzoſen kämpften wie Verzweifelte; jedoch nahm man Ungewißheit in ihren Bewegungen wahr, und man bemerkte, daß mehrere Kanonen auf dem Rückzuge waren. In dieſem Augenblick erreichten die erſten Kolonnen der Heerſchaar des Generals Ziethen ihre Angriffspunkte bei dem Dorfe Ohain auf der rechten Flanke des Feindes, und griffen ihn ſogleich an. Dieſer Moment entſchied den Untergang des Feindes. Sein rechter Flügel wurde auf drei Seiten durchbrochen; er verließ ſeine Stellungen. Unſere Truppen ſtürzten mit gefälltem Bajonette auf ihn ein und beſtürmten ihn von allen Seiten, während die ganze engliſche Linie vorrückte.

Die Umſtände waren dem Angriffe des preuſſiſchen Heeres äußerſt günſtig: der Boden erhob ſich ringsherum zu Anhöhen, ſo daß das Geſchütz ſein Feuer in freiem Spiele von unzähligen Höhen entwickeln konnte, die ſtufenweiſe übereinander lagen, und durch deren Zwiſchenräume die Truppen in Brigaden und in der ſchönſten Ordnung in die Ebene hinabſtiegen, indeß neue Schaaren anhaltend aus dem Walde auf der Höhe hinter uns ſich entwickelten. Der Feind behielt dennoch Mittel zum Rückzuge, bis das Dorf Planchenoit, das ihm im Rücken lag, und das die Leibwache vertheidigte, nach mehreren äußerſt blutigen Angriffen erſtürmt wurde. Von jetzt an ward der Rückzug des Feindes zur Flucht, in welche bald das ganze franzöſiſche Heer mitverwickelt wurde, und welche in ihrer ſchrecklichen Verwirrung alles, was ihr im Wege ſtand, mit ſich fortriß, und alſo bald der Flucht eines Heeres von Wilden glich. Jetzt ſchlug es halb zehn, der Feldmarſchall verſammelte alle Oberoffiziere und gab den Befehl, den letzten Mann und das letzte Pferd zur Verfolgung des Feindes aufzubieten. Die Spitze des Heeres beſchleunigte ihren Marſch. Das franzöſiſche, unaufhörlich verfolgte Heer befand ſich durchaus in der wildeſten Auflöſung. Die Landſtraße bot den Anblick eines ungeheuer großen Schiffbruches dar; überſäet war ſie in unzähliger Menge mit Kanonen, Pulverkarren, Wagen, Gepäcke, Waffen und Trümmern aller Art. Diejenigen der Feinde, welche ausruhen wollten und ſich einer ſo ſchnellen Verfolgung nicht verſehen hatten, wurden aus mehr als neun Beiwachen verſcheucht. In einigen Dörfern verſuchten ſie zu bleiben; allein kaum hörten ſie den Wirbel der Trommel oder den Schall der Trompeten, ſo liefen ſie davon, oder warfen ſich in die Häuſer, wo ſie niedergeſäbelt oder gefangen gemacht wurden. Es war Mondenſchein; dieſes begünſtigte ausnehmend die Verfolgung, denn der ganze Marſch war nur eine beſtändige Jagd auf die Flüchtlinge im Getraide oder in den Häuſern.

In Genappe hatte ſich der Feind mit Kanonen und umgekehrten Laſtwagen verſchanzt; bei unſerer Annäherung vernahmen wir plötzlich in der Stadt ein großes Getöſe und das Rollen von Wagen; beim Einzuge hielten wir ein ſehr lebhaftes Flintenfeuer aus; wir erwiederten es mit einigen Kanonenſchüſſen und mit einem Hurra, und einen Augenblick darauf war die Stadt unſer. Hier war es, wo unter anderm Geräth auch der Wagen Napoleon's genommen wurde, den er eben, um zu Pferde zu ſteigen, verlaſſen hatte, und worin er aus Uebereilung Degen und Hut ließ. So dauerte das Gefecht bis zum Anbruche des Tages. Ungefähr 40,000 Mann in der größten Unordnung einer überſchnellen Flucht, der Reſt des ganzen Heeres, haben ſich über Charleroi, zum Theil ohne Waffen, nur mit 27 Kanonen von ihrem zahlreichen Geſchütze, gerettet.

Der Feind eilte in ſeiner Flucht an den feſten Plätzen, der einzigen Beſchützung ſeiner Gränzen, vorüber, die bereits von unſern Heeren überſchritten ſind.

Um drei Uhr hatte Napoleon vom Schlachtfelde einen Kurier mit der Nachricht nach Paris geſchickt, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft wäre; einige Stunden darauf hatte er kein Heer mehr. Den Verluſt des Feindes kennt man noch nicht genau; es genügt, zu wiſſen, daß zwei Drittel dieſes Heeres getödtet, verwundet oder gefangen ſind. Unter den Gefangenen befinden ſich die Generale Mouton, Duhesme und Kompans. Bis jetzt ſind ſchon 300 Kanonen und mehr als 500 Pulverkarren in unſerer Gewalt.

Wenige Siege waren ſo vollkommen, und es giebt gewiß kein Beiſpiel, daß ein Heer zwei Tage nach einer verlornen Schlacht einen ſolchen Kampf wagte und ihn ſo glücklich beſtand. Ehre den Truppen, die ſo großer Standhaftigkeit und Tapferkeit fähig ſind! Mitten in der Stellung, die das franzöſiſche Heer inne hatte, ganz auf der Anhöhe liegt ein Meyerhof, der la belle Alliance heißt. Der Marſch aller preuſſiſchen Kolonnen war auf dieſen Meyerhof gerichtet, den man von allen Seiten erblicken konnte. Hier befand ſich Napoleon während der Schlacht; hier ertheilte er ſeine Befehle, ſchmeichelte ſich mit dem Siege, und hier wurde ſein Untergang entſchieden. Auch hier begegneten ſich im Dunkel durch einen glücklichen Zufall der Feldmarſchall

Blücher und Lord Wellington und begrüßten ſich als Sieger. Zum Andenken des Bündniſſes, welches gegenwärtig zwiſchen der engliſchen und preuſſiſchen Nation beſteht, der Vereinigung der beiden Heere, und des gegenſeitigen Zutrauens hat der Feldmarſchall darauf angetragen, daß dieſer Schlacht der Name: Schlacht des ſchönen Bündniſſes gegeben werden möge.

Auf Befehl des Feldmarſchalls Blücher
der General Gneiſenau.

3.

Aus dem Briefe eines berühmten Feldherrn an die Gräfin C.

Wenn Ihnen der Abend in Namur gefallen hat, ſo machen Sie ſich ſogleich auf den Weg, um uns zu folgen. Dann wollen wir in oder vor Paris einen gleichen oder noch fröhlicheren Abend feiern.

Zuvörderſt müſſen Sie wiſſen, daß Ihre Eheherren wohlbehalten ſind. Die dritte Heerſchaar hat unſern Rücken bewahren müſſen, während wir uns ſchlugen. Sie hat heftige Anfälle ausgehalten und am 18., 19. und 20. Junius gefochten *). Graf Friedrich von D. hat mit ſeinem Regiment bei Namur einen ſchönen Angriff gemacht, fünf Kanonen erobert und den Ruf ſeines Regiments gegründet. Die dritte Schaar iſt anfänglich in einer ſchwierigen Lage geweſen, hat ſich aber gut daraus gezogen. Hätten wir die Schlacht verloren, ſo war ſie unſere einzige Stütze.

---

*) Bei Wavre, wo ſie die Schaar von Vandamme gegen ſich hatte, mit welcher und mit dem, was unter Grouchy's und Excelmans Befehl ſich nach der Niederlage der Franzoſen dazu zog, ſie auf der Straße bis Namur und dann in Namur bis Givet ſich die drei Tage ſchlug.

Unſre Schlacht von belle Alliance war ſchön wie keine, entſcheidend wie keine, der Feind vernichtet wie nie ein Feind. Mit einigen Heerſchaaren waren wir dem Feinde, der mit großer Uebermacht und noch größerer Heftigkeit den Herzog von Wellington angegriffen hatte, in den Rücken geſchlichen und hatten uns mit einigen Brigaden in einem Walde verborgen. Grade als das Schickſal des Tages ſchwankte, das brittiſche Heer ſchon bedeutend Land verloren hatte, und der Feind ihm den Todesſtoß verſehen wollte, entſchloſſen wir uns, obgleich unſre Brigaden größtentheils noch nicht heran waren, mit nur zwei Brigaden den Angriff zu machen. Wir brachen aus dem Walde hervor grade in dem Rücken des Feindes und eröffneten unſer Feuer. Der Feind war in einer verzweifelten Lage, focht aber eben ſo verzweifelt, und wandte alle ſeine Rückhalte gegen uns. Wir behaupteten unſre Stellungen. Der Feind führte noch mehr Truppen gegen uns, aber auch wir verſtärkten uns von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. Das Feuer ward ſo heftig, daß von Pulsſchlag zu Pulsſchlag eine feindliche Kanonenkugel uns vorüberging, ohne unſer Kanonenfeuer zu rechnen. Ich konnte kaum die ankommenden Meldungen vernehmen und muſte mit meiner ſtarken Stimme mich oft ſehr anſtrengen, um verſtanden zu werden. Wir drangen, da unſere Truppen ſich immer verſtärkten, nur behutſam, aber unaufhaltſam vor. Es war ein ſchönes Schauſpiel, zu ſehen, wie unſere viereckigen Bataillonsmaſſen die terraſſenförmigen Anhöhen herunterſtiegen, vorangegangen von ihren Batterien und von ihren leichten Stücken. Nach einem hartnäckigen Widerſtande löste sich der Feind in wilde Flucht auf.

Ich nahm mir vor, ihm keine Raſt zu laſſen, ſetzte mich an die Spitze der Truppen, ermunterte die Ermüdeten zu folgen, und ſo, mit nur wenigen Geſchützen, die ich von Zeit zu Zeit donnern ließ, jagte ich den Feind aus allen ſeinen Beiwachen auf. Unter ſtetem Schießen und Niedermachen folgten wir, bis wir zuletzt an die Lagerſtellen der Leibwachen kamen.

Bonaparte hatte in Genappe verweilen wollen; als er aber unſere Kanonenſchüſſe hörte und als unſere obgleich nur wenige Reiterei und Fußvolk kam, rettete er ſich aus ſeinem Wagen, mit einer Piſtole ſich vertheidigend. Sein Hut und Degen blieben in unſern Händen. Wir haben ſein ganzes Gepäck, ſeine Diamanten ſogar. Meine Füſiliere verkauften vier bis fünf Diamanten ſo groß wie Erbſen für wenige Franken. Eine ganze Anzahl Diamanten haben wir erbeutet von der Größe von Schlehen, einen darunter von der Größe einer Haſelnuß. Die Füſiliere haben die ſchönſten ausgeſucht und ſie dem Könige zum Geſchenk gemacht. Die Unteroffiziere dieſes Bataillons ſpeiſen jetzt von Silber.

Wir machten erſt Halt, als der Tag angebrochen war. Es war die herrlichſte Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die ſchöne Scene, das Wetter war mild.

Wir haben über 400 Kanonen erobert; der Feind eilt in wilder Flucht gegen Paris oder zerſtreuet ſich; Bonaparte iſt mit einem runden Hut durch Beaumont geflohen.

Unſer Verluſt iſt groß. Wir haben in drei Schlachttagen gegen 22,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Aber das Heer hat ſich herrlich gezeigt. Es iſt faſt unerhört in der Geſchichte, daß man 24 Stunden nach einer verlornen Schlacht eine neue liefert und einen ſo entſcheidenden Sieg erficht.

Von Aufſtand in Maſſe haben wir noch nichts geſehen. Die Einwohner treiben bei unſerm Einrücken ihre friedliche Beſchäftigungen fort. Mein Wirth, ein Bauer, ſagte geſtern zu mir: „Eh, mon Général, savez vous déjà, Avesnes est à nous.“ Dieſe Feſtung hat ſich nemlich geſtern ergeben, nachdem unſer Geſchütz ein Pulvermagazin geſprengt hatte, deſſen Aufflug ein Drittel der Stadt niederwarf.

Hemappe (ein Dorf) bei Guiſe, den 24. Junii 1815.

N. S. So eben geht die Nachricht ein, daß Bonaparte abgeſetzt iſt. Die franzöſiſchen Generale verlangen Waffenſtillſtand und wollen eine Demarkationslinie ziehen. Wir ſchlagen es ab, und haben, wenn wir einen Waffenſtillſtand ſchlieſſen ſollen, alle Feſtungen und Bonaparte ſelbſt verlangt. — Welche Begebenheiten!

4.

Kurz vor unſerm Abmarſch aus der ſchönen Maasgegend hatte ich die Freude, Nachricht von meinen Aeltern zu erhalten durch einen eigenen Boten, meinen Bruder, der ſich als Freiwilliger bei'm Regiment geſtellt hat, weil mein Vater wünſchte, daß er neben mir für das teutſche Vaterland fechten ſollte. Hiezu kam noch, daß mir am Tage unſers Abmarſches die Führung der Freiwilligen unſers Regiments anvertraut wurde, was ich längſt insgeheim wünſchte. Mit dieſen meinen erfüllten Wünſchen rief uns Frankreichs Tyrann zum längſt erſehnten Werke und die groſſen Tage vom 16. und 18. Junii erfolgten, erſterer, der blutigſte für unſere Heerſchaar, weil Bonaparte mit ſeiner ganzen Macht auf uns ſtürmte und uns zu verſchlingen drohete. Jeder, obgleich F. M. Blücher eine rückgängige Seitenbewegung machen mußte, obgleich er die Schlacht verloren nennt und ſie auch wohl verloren war, jeder, ſage ich, freut ſich doch mehr, dieſe Schlacht mitgemacht zu haben, als jene in ihren Folgen ſo große am 18., da jeder dort ſich ſelbſt prüfen und aus eigener Bruſt ſich Hoffnung ſchöpfen mußte. Um Ihnen einen Beweis zu geben, wie blutig dieſer Tag geweſen iſt, brauche ich Ihnen nur zu ſagen, daß unſer Regiment 20 todte und verwundete Offiziere und 400 Gemeine gehabt hat, und auſſerdem hat jeder noch Wunden, in ſeinen Kleidern wenigſtens, aufzuzeigen, wie z. B. mein Bruder und ich jeder zwei Schüſſe erhalten haben. Viermal wurdt das Dorf St.-Amand genemmen, das zweite Mal von den Freiwilligen der Brigade allein, und zuletzt gehalten, bis den Abend der Rückzug befohlen ward. — Den 18. Nachmittags um 4 Uhr naheten wir uns dem engliſchen Heere, das ſich wieder ſchlug, und je näher wir kamen, deſto mehr konnten wir das donnernde Geſchütz hören. Auch Bülow, der den 16. noch nicht da geweſen, war kurz vorher mit ſeiner ungeſchwächten und friſchen vierten Schaar angelangt und hatte den Kampf — es war auch die höchſte Zeit — auf dem rechten Flügel des franzöſiſchen Heeres begonnen. Jetzt rückten in der ſchönſten Ordnung und größten Ruhe die erſte und zweite Heerſchaar (die dritte bewahrte unſern Rücken gegen eine franzöſiſche Schaar) heran. Es war ein ſchöner Augenblick, nie habe ich einen ſchöneren erlebt. Jeder dachte voll tiefen Haſſes gegen das Volk der Sünden an den vorgeſtrigen Tag, an alle die Tage, jene ſchrecklichen, in denen wir franzöſiſche Feſſeln trugen; jeder hatte zu rächen einen Freund, jeder hatte zu wehren der Sklaverei. Keine Muſik ertönte, aber deſto ſchöner ſpielte das Geſchütz und erfreute den Kampf; eine Brigade entwickelte ſich nach der andern, ſobald ſie ihr Ziel erreicht hatte, und die letzten wünſchten nur, daß es noch länger Tag bleiben mögte, damit ſie Antheil an der Schlacht nehmen könnten. Man hörte unter dem Donner des Geſchützes nur das Rufen: Vorwärts! Vorwärts! die Hörner blieſen nur Schnellvorwärtsgehen, die Trompeten ſchmetterten nur zum Einhauen. So ging es unaufhaltſam fort, und die preuſſiſche Schaar rettete, da ſie unerwartet kam, Wellingtons Heer, und gab den Ausſchlag in dieſer großen, ewig denkwürdigen Schlacht. Um 10 Uhr Abends hörte man keinen Schuß mehr, nur das Viktoriarufen auf dem Schlachtfelde, ſah nichts als den ſchönen ſternenhellen Himmel und zwei brennende Dörfer, die Bonaparte hatte anzünden laſſen, um ſeinem fliehenden Heere den Weg zu beleuchten. — Der neue Morgen zeigte uns unſern Sieg in ſeinem ſchönſten Glanze: unzählige Kanonen ſtanden in Haufen da, Tauſende von Gefangenen begegneten uns, das Schlachtfeld, auf dem wir drei Stunden lang marſchirten, war mit todten und verwundeten Franzoſen bedeckt und eine Menge Küraſſe glänzten auf der blutigen ſchrecklichen Erde. O das war ein Genuß, der mich noch lange erquicken ſoll! ihn hätte ich jedem gegönnt, der ſein teutſches Vaterland liebt, der Sklavenſinn haßt, der unbefleckt ſich erhalten hat ſeinen teutſchen Sinn und geopfert ſo manche Theure. Ich ſage, es geht nichts über Vaterlandsliebe: ſie iſt der edelſte Zweig von Liebe, der in unſerm Herzen wachſen kann; ſie iſt die Liebe, welche ſich in ihr ſelbſt am meiſten belohnt, am erſten und höchſten in Ehren gehalten zu werden verdient. —

Doch wieder dahin zurück, wo ich aufhörte zu erzählen, denn ich kann Ihnen nun einmal nicht helfen, Sie müſſen mich ſchon anhören. Was unſer Regiment am Tage der Schlacht betrifft, ſo hat es an dieſem Tage wenig verloren, aber doch im Ganzen eine ſchöne Beute gemacht, da uns mehrere Wagen des Kaiſers ſelbſt in die Hände fielen, worin ſich ſilberne Geſchirre, Orden aller Arten u. ſ. w. befanden. Unter dieſen Wagen befand ſich auch ein Küchenwagen mit ſchönen Weinen, Gewürzen, mit herrlichem Oel, gutem Brantwein u. ſ. w., von denen wir alles Uebrige wegwarfen, Wein und Brantewein jedoch ſorgfältig aufhoben. Die Orden erhielt der Fürſt Blücher und ſchickte ſie dem Könige. Am Morgen des 19. zeigte jeder dem andern ſeine Koſtbarkeiten, der eine einen ſilbernen Becher, ſilberne Teller, Tiſchzeug aller Art, der andere einen ſchönen Säbel und Waffen u. ſ. w.; ja ein dritter hatte ſogar ein ſchönes Medaillon mit dem Bildniſſe eines Weibes, auf dem die Worte ſtanden: A mon cher Auguste: und der liebe Auguſt lag im Blute todt vor uns.

5.

Aufruf des F. M. Fürſten **Blücher** an das Heer des Niederrheins, zur Verleſung bei jedem Bataillon.

Tapfere Offiziere und Soldaten des Heeres des Niederrheins! Große Thaten habt ihr vollendet, tapfere Waffengefährten! zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erſte war unglücklich; und doch ward euer Muth nicht gebeugt. Ihr hattet mit Entbehrungen zu kämpfen; allein ihr ertruget ſie ſtandhaft. In den Unfällen unerſchütterlich, nach dem Verluſte einer blutigen Schlacht, tratet ihr dem Feinde kühn entgegen, um eine neue zu beginnen, ſeuchi verlaſſend auf den Gott der Heerſchaaren, vertrauend auf eure

Anführer und entſchloſſen zur Ausdauer in euern Anſtrengungen gegen übermüthige, meineidige und ſiegestrunkene Feinde. Mit dieſen Geſinnungen zoget ihr vorwärts, um die tapfern Engländer zu unterſtützen, die mit beiſpielloſem Muthe den härteſten Kampf beſtanden. Aber die Stunde, welche dieſen großen Kampf entſcheiden ſollte, hatte geſchlagen, und kund gethan, wer gebieten ſoll, ob ein herrſchſüchtiger Abentheurer, oder Regierungen, welche die Ordnung lieben. Das Schickſal war noch unentſchieden, als ihr aus dem Walde, der euch dem Feinde verbarg, hervortratet, um ihn im Rücken anzugreifen, mit jenem kalten Blute, jener Entſchloſſenheit und jenem Selbſtvertrauen, durch die ſich krieggewohnte Soldaten auszeichnen, welche entſchloſſen ſind, die zwei Tage zuvor erlittenen Unfälle zu rächen. Jetzt ſtürztet ihr mit Blitzes Schnelle in die wankenden Reihen der Feinde. Nichts vermogte euch auf dem Wege des Sieges aufzuhalten. Der Feind, in ſeiner Verzweiflung, richtete gegen euch ſein Geſchütz; allein das eurige trug den Tod in ſeine Reihen, und eure Fortſchritte brachten in ſeine Bataillone Unordnung, dann Zerſtreuung und zuletzt eine völlig verworrene Flucht. Er mußte euch mehrere hundert Kanonen zurücklaſſen, und ſein Heer iſt aufgelöſet. Noch einige Tage werden hinreichen, um dieſe treuloſen Legionen zu vernichten, die gekommen waren, die Knechtſchaft und die Beraubung der ganzen Welt zu vollenden.

Alle großen Heerführer haben es für unmöglich gehalten, mit einem geſchlagenen Heere gleich den Kampf wieder zu erneuen. Ihr habt bewieſen, wie ungegründet dieſe Meinung iſt; ihr habt gezeigt, daß entſchloſſene Krieger beſiegt werden können, daß aber ihre Tapferkeit dadurch nicht erſchüttert wird. Empfangt denn meinen Dank, Soldaten ohne Gleichen, Gegenſtand meiner ganzen Achtung! Ihr habt einen großen Namen errungen. Die Jahrbücher der Geſchichte werden eure Triumphe verewigen. Auf euch, unerſchütterliche Pfeiler der preuſſiſchen Monarchie, ruhet auf ewig das Schickſal des Königs und ſeines erlauchten Hauſes. Preuſſens Daſeyn wird nie und nie verſchwinden, wenn eure Söhne, eure Enkel euch gleichen.

Blücher.

6.

Köln, den 23. Junii 1815.

Der Leutnant von Pleſſen, vom 25. königlich-preuſſiſchen Linien-Infanterieregiment, welcher geſtern von Sr. Durchl. dem Fürſten Blücher aus deſſen Hauptquartier zu Merbes-le-Chateau zu Sr. Maj. dem Könige als Kurier abgeſchickt worden, und ſo eben hier eingetroffen iſt, hat folgende Nachrichten mitgebracht:

Der Fürſt Blücher habe geſtern noch mit dem Heere zehn Stunden tiefer in Frankreich eindringen wollen.

Ueber die große Schlacht vom 18. hat er noch folgende einzelne Nachrichten mitgebracht: Beim Dorfe Planchenoit, unweit Genappe, ſeyen die Leibwachen von Bonaparte, namentlich die von der Inſel Elba mitgebrachten, aufgeſtellt geweſen.

Das 15. Infanterieregiment, deſſen Sturm auf die Leibwachen zweimal abgeſchlagen worden, habe endlich um 9 Uhr Abends, nachdem es von einigen preuſſiſchen Landwehrregimentern verſtärkt worden, die Leibwachen völlig über den Haufen geworfen. Was nicht durch die zerſtreute Flucht habe entkommen können, ſey niedergemacht worden.

Bonaparte ſey in ſeinem Wage entflohen. Durch die geſchickte Bewegung des Majors von Keller vom gedachten Regiment, welcher mit einem Bataillon in Genappe zugleich eingetroffen, ſey Bonaparte genöthigt geweſen, aus dem Wagen zu ſpringen, Hut und Degen, welche ſich jetzt in den Händen des Fürſten Blücher befinden, kurz Alles im Stiche zu laſſen, und ſich zu Fuße zu retten. Die ſieben Staatswagen, welche er bei ſich führte, und alles Gepäcke vom erſten bis zum letzten Gegenſtande, Brillanten und Schätze, der Kaiſermantel, kurz Alles iſt ihm abgenommen worden. Die ſieben Staatswagen ſind unter die preuſſiſchen Generale vertheilt. Die preuſſiſchen Soldaten ſind mit Napoleonsd'or überladen worden.

Die Anzahl der genommenen Kanonen gibt er auf mehr als 400 an. Der Leutnant von Pleſſen hat ſeine Reiſe über Namur genommen und dort viele gefangene und verwundete franzöſiſche Soldaten gefunden.

Dieſe Berichte und Erzählungen von einer der blutigſten und entſcheidendſten Schlachten, die je gefochten ſind, erklären und ergänzen und berichtigen einander ſchon durch die Stellung; und ich geſtehe, daß ich in der Ordnung, mit welcher ich ſie neben und nach einander gereihet habe, allerdings einen Plan befolgte und einen Zweck zu erreichen ſtrebte: den nemlich, daß dem Leſer ſelbſt das Licht der Hauptgeſichtspunkte ſo in die Augen ſpringen ſollte, daß es keiner breiten Erklärungen und Erläuterungen mehr bedürfte. Ich wünſche, daß Einige finden mögen, daß dies einigermaßen erreicht ſ.r.

Wenn man die Art dieſer Schlacht anſieht, ſo iſt ſie großartig und gleichſam wie aus alter Zeit oder vielmehr wie aus neueſter; wenn man die Folgen anſieht, ſo iſt ſie ungeheuer. Es ſind fürchterliche Schlachten gehalten in alten Zeiten und gewaltige Niederlagen erlebt in den letzten vier Jahren — aber wenige ſolche. Denn Leipzig war nicht geworden, was es hätte werden können, wenn alle Kräfte gegen den Feind nach dem Siege gebraucht wären: dann wäre nie von einer unglücklichen Schlacht von Hanau geredet und keine franzöſiſche Donnerbüchſe wäre über den Rhein gerettet; auch Dennewitz hätte dem Ausgange nach, wenn die fremden Verbündeten das Gebührliche thaten, für den Feind werden können, was dieſe Schlacht: nimmer konnte es ſo groß werden in ſeinen Folgen. Dieſe Schlacht hat in ſo vielen Beziehungen von den neueren keine ihres Gleichen, von den alten vielleicht Zama und Arbela. Eßlingen war herrlich, aber es vernichtete nicht, was es konnte; auch Leipzig that das nicht: und nach Kannä blieb der römiſche Stolz in den Mauren ſeiner Hauptſtadt unerſchüttert. Die Beiſpiele ſind vollends die ſeltenſten, daß ein Heer den zweiten Tag nach einer verlornen Schlacht geſtritten hat, wie das preuſſiſche. Von dem großen Feldherrn aus dem dreißigjährigen Kriege, von Bernhard von Weimar, hat man die herrliche Schlacht von Rheinfelden, die er den Tag nach einer völligen Niederlage ſchlug, worin er das ſiegreiche Heer vernichtete oder fing, ſein ganzes Geſchütz nahm, und faſt alle ſeine Feldherren als Gefangene vor ſich aufführen ließ. Aber das geſchah durch einen Ueberfall; hier ſtand eine ordentliche Feldſchlacht Stirn gegen

Stirn, und der Kampf ward ausgekämpft in neun Stunden bis zum Verderben.

Wir müſſen indeſſen, wie andere thun, nach der Schlacht ein wenig auf dem Schlachtfelde herumſpazieren und unſre Empfindungen und Gedanken und was uns ſo ſeitweges und oft wie von Ungefähr vorgekommen und eingefallen iſt, auch Manches, was wir von glaubwürdigen Zeugen vernommen haben, hier wiedergeben, ungefähr in der liebenswürdigen Unordnung, wie es auch in der beſten Schlachtlinie herzugehen pflegt; denn die Reihen ſtehen nie ſo ordentlich, als man ſie auf dem Papiere ſieht. Eine Schlacht und der Plan von einer Schlacht ſind eben ſo verſchiedene Dinge als ein friſcher Jüngling und ein ausgeſtopfter Strohmann.

Betrachten wir die Berichte, ſo ſehen wir darin den Spiegel der Berichterſtatter.

Der Franzoſe holt zuerſt wieder gewaltig aus. Er weiſt auf fürchterliche Thaten hin, und verſpricht fürchterliche. Er wußte, es gehe auf Leben und Tod, es müſſe ein Kampf des Verderbens ſeyn; er wußte, daß er auf 140—150,000 Banditen ſich verlaſſen konnte, welche in Waffengeſchicklichkeit ſich mit den Beſten meſſen konnten, deren gegeiſſelte Eitelkeit Rache ſchnob und deren Raubſucht nach Blut und Gold dürſtete; er wies auf frühere Siege hin, die nicht ſolche waren, als wovon er bald das Mährchen werden ſollte, auf Niederlagen ſeiner Feinde, die nur Niederlagen wurden, weil der Kopf ſchon verloren war, als die Fäuſte noch nicht gelähmt waren. Er machte großen Lärm von den erſten

Scharmützeln und Gefechten, wobei einige Preuſſen zerſprengt wurden, ein paar Geſchütze ihm in die Hände fielen, und vielleicht 1500 Mann getödtet, verwundet und gefangen wurden. Er machte gewaltigen Schall von den blutig gekauften Vortheilen des 16. Junii; aber dieſer Schall war noch nicht verklungen, als die Trauerglocke vom 18. ſchon nachläutete. Nun galt es wieder zu lügen; denn durchlügen wollen die Eitlen ſich ſelbſt im Unglück, und wir gutmüthige Teutſche haben es ihnen ſo lange geglaubt, und glauben ihnen vielleicht wieder die Hälfte. Sie haben die geſprengte Leipziger Brücke wieder geſucht, und ſie richtig auch wieder gefunden. „Ein Sieg war es eben nicht die „Schlacht vom 18., aber es war doch [illegible] eine blutige „ſtehende Schlacht; es war der Ausgang ein ſolcher, es „waren die Hülfsmittel ſolche, die Stellungen ſo genommen, „daß den folgenden Tag der Sieg nicht fehlen konnte, ja „daß dem Feinde die Vernichtung drohete; denn die Engländer „waren gelähmt, und die Preuſſen vollends waren ganz umgarnt „und konnten den andern Tag von Grouchy und Vandamme „eingefangen werden. Siehe, unter dieſen glücklichen Umſtänden führt der Teufel den alten Heidengott Pan herbei, „dieſer wühlt ſich ein paar Bataillone der jungen Leibwache „unter den Füßen wie ein Maulwurf aus der Erde herauf; „dieſe werden von ſeinen Schrecken ergriffen und laufen „und ſchreien: fort! fort! lauft! lauft! alles iſt „verloren; einige Verräther, die Gott weiß wie unter

„dieſe Kugel- und Schloſſenregen gekommen ſind, ſchreien „es in dem ganzen Heere nach; das ganze Heer glaubt es „und läuft, läuft, was es kann, wirft die Gewehre weg, „läßt Kanonen und Geräth im Stich, und läßt ſich gleich „den zahmen Lämmern jagen und in die Rücken hauen „und abſchlachten. Auch Napoleon, dem derſelbe Pan zu „mächtig däucht, thut ein Gleiches und kommt ohne Hut „und Degen nach Frankreich und ohne Heer und Krone „nach Paris.„ — Grouchy und Vandamme haben indeſſen im Rücken der Preuſſen gegen die dritte preuſſiſche Schaar einen großen Sieg erfochten, den ſie aber nun nicht weiter benutzen können; doch legen ſie von den nachjagenden Preuſſen noch einige Tauſende nieder. (Die Wahrheit iſt, daß ſie den 18. bei Wavre gegen den General Thielemann fochten, der ſich gegen die überlegene Zahl glücklich behauptete, und daß ſie den 19., 20., 21. nicht ohne großen Verluſt ihre Flucht längs der Maas nehmen mußten.)

Daß die Franzoſen übrigens in allen Berichten die Preuſſen ſchlecht machen und ihrer in der Schlacht vom 18. nur obenhin erwähnen, das iſt leicht erklärlich, ſo wie der Neid, der auch in andern Blättern die Preuſſen nur ſo beiläufig berührt.

Die engliſchen und niederländiſchen Blätter ſind ehrlicher und treuer, als von ehrlicheren und treueren Völkern gegeben, und erzählen und loben das Löbliche und Tapfere auch an ihren Bundesgenoſſen, wie gebührlich; man kann auch nicht ſagen, daß ſie lügen auf irgend eine Weiſe, aber leugnen kann man nicht, daß ſie verhüllen, und zwar, daß ſie faſt abſichtlich zu verhüllen ſcheinen. Wo ſie den 15. und 16. waren und was ſie da thaten und litten, und warum den 16. eine Schlacht verloren ging, das hätten ſie uns auch ein wenig durchſchimmern laſſen ſollen mit ihrem guten ehrlichen Willen, denn ſonſt ſchimmert es genug durch. Wellington und ſein Heer bedürfen wahrlich keiner Verſchleierung, und wenn den 15., 16. auch nicht alles in der Ordnung geweſen wäre, ſie haben es den 18. ſo herrlich gut gemacht, daß ihnen das volle Bekenntniß der Wahrheit nicht geſchadet hätte.

Die Preuſſen haben in ihrem Bericht ehrlich und tapfer erzählt, ſo ehrlich und tapfer faſt, als ſie ſich geſchlagen haben. Es iſt etwas Ritterliches darin, unter allen Verhältniſſen und Umſtänden die Wahrheit zu ſagen, und dieſe Ritterlichkeit, wem ſtände ſie beſſer, als dem edlen und ſtolzen teutſchen Volke, das die mehr durch bübiſche Hinterliſt, als im offenen und rittermäſſigen Kampfe entführete Rüſtung dem böſen Heidenvolke wieder abgenommen hat und in der leuchtendſten Ehre vor dem ganzen teutſchen Vaterlande ſteht? wem ſtände ſie beſſer, als den Preuſſen? Sie geſtehen uns offenherzig, daß ſie den 15. von allen Seiten und aus Leibeskräften zu marſchiren hatten, und nicht ganz ohne Verluſt, damit die zerſtreut liegenden einzelnen Schaaren ihres Heeres zuſammenkämen; und doch fehlte am 16. immer noch die vierte Schaar unter dem Befehl des Grafen von Dennewitz. Die Engländer, die den rechten Flügel machen ſollten, waren auch noch nicht beiſammen, ſondern nur ein Theil derſelben, und zwar einige ſchottiſche Regimenter und teutſche Bundestruppen. So hatten die Preuſſen den ganzen furchtbaren Stoß des gewaltigen und weit überlegenen franzöſiſchen Heeres allein aufzunehmen und wurden nach dem hartnäckigſten und mörderiſchſten Kampfe endlich ſpät Abends genöthigt, dem Feinde den Sieg und das Schlachtfeld einzuräumen. Sie waren geſchlagen, aber ihr Muth war unbeſiegt, und der folgende Nachmittag und Abend bewies, als welche Männer ſie der bitteren Uebermacht gewichen waren. — An dem rechten preuſſiſchen Flügel fochten liebe Landsleute, vorzüglich die tapfern Braunſchweiger und Naſſauer, und auch in ihren Reihen wüthete der Tod. Der Herzog von Braunſchweig, indem er ſeine Krieger ins Feuer führte, fiel dort von einer Kugel durchbohrt, der großen welfiſchen Ahnherren würdig. Sein Name wird leben, ſo lange das Gedächtniß dieſer Rieſenſchlacht lebt; er hat ſchon dadurch die Unſterblichkeit verdient, daß er, als die meiſten Fürſten dienten, die ſtolze Armuth dem Elende der reichen Knechtſchaft im Vaterlande vorgezogen hat.

Der Feldmarſchall von der Wahlſtatt in ſeinen Berichten hat nur erzählt, was ihm begegnet iſt; er hat preuſſiſche Gefahren verſchwiegen, die nicht von ihm verſchuldet waren; er hat preuſſiſche Ehren nicht genannt, die anders hätten nennen ſollen, deswegen müſſen wir ein wenig auf den Zuſammenhang der Begebenheiten hinweiſen, und den Tadel unbehöriger und ununterrichteter Richter zurückweiſen. Ich habe eben angedeutet, die Engländer und Holländer haben Einiges nicht geſagt und bekannt, was ſie hätten ſagen und bekennen ſollen, und die Bosheit und der Neid Anderer, welchen der preuſſiſche Geiſt viel zu hochſtrebend iſt, hat das Unglück des 16. als ein bloß preuſſiſches Unglück, und das Glück des 18. als ein bloß engliſches Glück recht herausgehoben, ſo daß die Preuſſen faſt nur als die Geſchlagenen und die Engländer faſt nur als die Siegenden erſcheinen. Andere ſagen ziemlich laut: Wo würden die Preuſſen ſeyn ohne die Unerſchütterlichkeit der Engländer und ohne Wellingtons Blick und Vorſicht? Sie hatten ſich überraſchen, ja überfallen laſſen, ihre Schaaren waren zerriſſen, ſie waren zerſprengt, alles war verloren, wenn der Sieger von Salamanka und Vittoria nicht drein geſprungen wäre, und ſie aus dem Feuer geriſſen hätte. Man kann das Ding aber auch etwas umkehren, und man muß es thun, nicht um dem herrlichen engliſchen Feldherrn Vorwürfe zu machen, ſondern um den unbefugten Tadlern zu begegnen. Ich will beweiſen, daß die Preuſſen und Blücher diesmal keine Schuld hatten.

Blücher und ſeine Freunde hatten den Stand der Dinge lange ganz richtig angeſehen und beurtheilt, und das Gebührliche gewollt. Sie ſagten im Anfange des Monats Mai bei ſich ſelbſt und zu ihren Bundsgenoſſen den Engländern alſo: Der Krieg iſt unvermeidlich, wir werden ihn haben. Wir ſind ſchlagfertig; ſo laßt uns ihn in Gottes Namen beginnen. Der Angreifende hat manche Vortheile, die dem ſelten werden, der ſich angreifen läßt. Dazu kömmt, daß wir in den nächſten vier Wochen wenig Verſtärkung zu erwarten haben, der Feind aber, bei der Nähe ſeiner Mittel und der ihm ergebenſten, ſtärkſten und volkreichſten Landſchaften Frankreichs, in der Zeit unverhältnißmäſſig ſeine Kräfte anſchwellen kann. Man ſagt uns freilich: Es iſt beſſer, daß wir warten, bis die Schaaren, die von der Weichſel und Theiſſe noch im Anzuge ſind, an dem Rheine ſtehen. und wir alle mit unſern Bundesgenoſſen das Netz des Krieges um Frankreich zuſammenziehen können; aber wird Er, gegen den wir ziehen, das ſo geduldig zugeben? Wird er nicht alles anwenden, mit ſeiner ganzen geſammelten Macht irgendwo einen ungeheuren Schlag zu thun? und wohin wird er ſchlagen, als auf uns und auf die Engländer? Wahrlich hätte er die Macht, nicht acht Tage würden wir ohne Kanonendonner ſeyn; darum weil wir mächtig ſind, müſſen wir dem noch nicht fertigen zuvorkommen und den Krieg nach Frankreich über die Gränze tragen.

So hatten ſie geſprochen und gewünſcht, aber der engliſche Feldherr war nicht zu bewegen geweſen, entweder weil Befehle ihn banden, oder weil andere Anſichten ihn leiteten. So lagen denn die großen Heerhaufen an den Gränzen gerüſtet und fraßen ihr eigenes Land auf, da ſie auf dem Boden ihrer Feinde ſchon ein paar Monate hätten weiden können. Und dies und eine übel angebrachte Sparſamkeit, wofür der Feldherr nicht konnte, hatte wieder die Folge, daß die einzelnen Schaaren weiter von einander lagen, als faſt ſicher war. Zuweilen hat ein Feind Heere auseinander marſchirt ohne Schlacht; die Möglichkeit ſolcher Unfälle ſoll ein Feldherr ſich immer denken. Die Preuſſen hatten ſie nicht vergeſſen.

Auch waren ſie nach einigen unbedeutenden Verluſten, die ſie bei den Gefechten des vorigen Tages gehabt hatten, den 16. beiſammen, bis auf eine Schaar. Wären die Engländer jenen Tag alle da geweſen, und hätten wirklich den ſtarken rechten Flügel gemacht, ſich an die Preuſſen angeſchloſſen und mit voller Macht mitwirkend und ihren gebührlichen Theil von dem Feinde auf ſich nehmend, ſo war den 16 keine verlorne Schlacht. Die Stärke der Engländer kam aber erſt den 16 ſpät, viele auch noch die folgende Nacht, und die Leute waren wegen der gewaltigen Märſche wenig ſchlachtfähig. So hatten alſo die Preuſſen den 16. alle Urſache, ein wenig über die Bundsgenoſſen zu klagen, wie herrlich die, welche wirklich ins Feuer kamen, ſich auch ſchlugen. Den Tag des 18. entſchieden aber die Preuſſen, wie unverrücklich herrlich die Engländer auch als Felſen im Kanonenungewitter geſtanden hatten. Jener beſchwerliche und lange Marſch der Preuſſen, der ſie erſt halb fünf Uhr Nachmittags in den Rücken der Franzoſen brachte, war ſchon als Manöver ein herrlicher Sieg! nur auf die Weiſe konnte man die Franzoſen ſo faſſen, daß ſie ihr ganzes Heergeräth und faſt alles Geſchütz hinter ſich laſſen muſten.

Man beſchuldige alſo nicht die preuſſiſchen Feldherren. Sie hatten gut vorhergeſehen und vorher gewarnt, und auch jetzt ſahen und leiteten ihre Beſten gewiß nicht ſchlechter als der große Britte. Es ſchweige alſo die Verläumdung und die tückiſche Bosheit kleinlichen Neides; ſie rede nicht von Blüchers Niederlage und Wellingtons Sieg, ſondern von beider verlorner Schlacht, die der glänzendſte Sieg beſſerte.

Viele haben behauptet, Napoleon habe, wenn er den 17. ſeine Vortheile verfolgt hätte, ſich doch vielleicht ſo zwiſchen die Engländer und Preuſſen drängen können, daß es ihnen unmöglich geworden wäre, ihm eine gemeinſchaftliche Schlacht zu liefern. Sie tadeln ihn, er habe ſeine alte kühne Art aufgegeben, und vertraue dem Glücke nicht mehr genug. Aus der Ferne läßt ſich das unmöglich aburtheilen. Das Wetter war den 17. ſcheußlich, er hatte die Engländer, die jetzt erſt zuſammengezogen waren, meiſt noch friſch auf ſeinem linken Flügel gegen ſich, und die fürchterliche Schlacht des vorigen Tages gegen die Preuſſen hatte Menſchen und Geräth auch wohl ſo vielfältig in Unordnung gebracht, daß er eines guten halben Tages bedurfte, ſie wieder zu einer neuen Schlacht zu bereiten.

Die Krieger in dieſer gewaltigen Schlacht, worin die Kraft des franzöſiſchen Heeres unterging, waren zu Dreiviertel Teutſche, wenn man nämlich die unter den Engländern fechtenden Bundsgenoſſen (Hanoveraner, Braunſchweiger, Naſſauer ꝛc.) nicht Engländer zu nennen beliebt. Die

Schlacht gehört alſo uns an, und Gott, der nun ſeit drei Jahren ſo ſehr mit uns, und mit unſerer Freiheit und mit unſerem Ruhm iſt, hat unſre böſeſten Feinde unter unſerer Fauſt gedemüthigt, wie ſie ſeit Blenheim und Hochſtedt in Schlachten kaum gedemüthigt ſind. Es iſt wieder die Zeit gekommen, wovon Cäſar und Tacitus ſprachen, daß die Gallier vor den Germanen zittern lernen müſſen. Dieſe Schlacht oder vielmehr dieſe Schlachten koſteten den Engländern und Preuſſen an Todten und Verwundeten ſicher 30—35,000 Mann. Die engliſchen Berichte geben Wellingtons Verluſt auf 12,000 Mann an und ſprechen von 800 todten und verwundeten Offizieren. In der Schlacht bei Borodino (Wiäsma) an der Moskwa zählten die Ruſſen 1700 todte und verwundete Offiziere. Wenn man den Verluſt der Franzoſen mit den Gefangenen, deren über 20,000 ſind, doppelt ſo hoch anſetzt, thut man wohl nicht zu viel; als ſie zur wilden Flucht gebrochen waren, hat die feindliche Wuth fürchterlich unter ihnen gemordet.

Wir ſind alle erſtaunt über die Schlacht von Jena und über die Muthloſigkeit und Verwirrung des preuſſiſchen Heeres nach derſelben. Wir haben Himmel und Erde zu Zeugen des Unglücks und der Schmach angerufen. Und das war ein wahres Kinderſpiel gegen hier. Die 150,000 Mann, welche Napoleon über die Sambre nach Belgien führte, waren faſt lauter alte und verſuchte Soldaten, in den ſpaniſchen Feldzügen geübte Krieger und die, welche als Gefangene aus Rußland und Polen, und als Beſatzungen aus

Stettin, Danzig, Glogau und Magdeburg nach Frankreich zurückgekommen ſind; die Preuſſen hingegen vom Jahr 1806 hatten in zehn Jahren keinen Krieg gehabt. Und dieſe Franzoſen, dieſe alten Soldaten, haben, in nicht weiterer Entfernung als 6—8 Meilen von ihren Gränzfeſtungen, ihr ganzes Geräth und Geſchütz und eine unzählige Menge Gefangener verloren. Sie waren freilich geſchlagen, ja zerſchmettert, aber eine ſo ſchimpfliche Flucht, als ſie machten, konnte nur aus einem paniſchen Schrecken, oder, wie Chriſten glauben ſollen, aus Gott kommen. Denn ſo hält Gott Gericht und ſchließet die Vergeltung ab, wenn das Maaß der Bosheit voll iſt.

Schon hat man dieſe Schlacht, weil den 15., 16., (den 17. wenig) und 18. Junii, alſo an drei Tagen, gefochten worden, mit der Schlacht von Leipzig verglichen. Auch das hat man bemerkt, daß es an Regen nicht gefehlt hat. Die Siege an der Katzbach! bei Groß-Beeren, bei Dennewitz ſind unter Strömen von Regen erfochten. Aber auch an unglücklichen teutſchen Tagen — damit wir nicht abergläubiſch alles für uns deuten — hat es geregnet: der Tag vor Dresden war ſehr unglücklich und naß, und als 1805 bei Günzburg und Ulm gegen eben dieſe Franzoſen von Mack geſtritten ward, goß ſich der Regen wie eine Sündfluth aus den Wolken.

Auch das wird die Geſchichte anmerken, daß mitten auf dem Schlachtfelde, wo den 18. entſchieden ward, auf der Straße von Brüſſel, zwiſchen den Gränzen des Dorfes

Planchenoit und des Städtchens Braine-Laleud, eine einzelne Wohnung liegt, die la belle Alliance oder der ſchöne Bund heißt, und daß die beiden Feldherren Wellington und Blücher nach der gewonnenen Schlacht hier zufällig im hellen Mondſchein zuſammentrafen und ſich freundlich begrüßten.

Eine Erſcheinung iſt aber merkwürdig und darf nicht verſchwiegen werden, daß das Glück gegen alle preuſſiſche Generale ſo gnädig iſt. In dieſer blutigen Schlacht fielen engliſche und franzöſiſche Generale — der Herzog von Braunſchweig iſt auch unter der Zahl — kein einziger preuſſiſcher; und daß ſie das Leben nicht drein ſetzen, darf doch niemand ſagen. Auch die vielen und fürchterlichen Kämpfe der Jahre 1813 und 1814 haben keinen preuſſiſchen General begraben als Scharnhorſt. Der Beſte hat für alle geblutet. Dies iſt Glück, es iſt aber auch Beweis für die Tapferkeit des Heeres. Wann die Heerde von ſelbſt vorgeht, bedürfen die Hirten nicht immer mit vorn zu ſeyn.

Ich habe der Ritterlichkeit in den preuſſiſchen Berichten erwähnt. Es ließe ſich viel ſagen von der Jugendlichkeit und von dem hohen Geiſte des preuſſiſchen Heeres, und wie es die Blüthe des teutſchen Geiſtes in ſich ſchließt, wie viele herrliche Männer und Jünglinge, die das Vaterland kennt, und die das Vaterland wieder erkennen. Der Neid der Kleineren mag im Dunkeln Groll und Gift kochen, wieviel er will, er kann das von den jetzigen Preuſſen nicht nehmen, was als ſtolzes geiſtiges Leben die Unſterblichkeit und unſterbliche Thaten lockt. Allen voran leuchtet das ſtrahlende Kind des Glückes und der Kraft, der graue Feldmarſchall, mit fünfundſiebenzig Jahren rüſtig wie ein Jüngling und in Rath und That immer der Kühnſte. Die Römer hatten ihre Paul Aemile, ihre Quinctier und Manlier, die als Greiſe feindliche Heere zerſchmetterten; das waren aber trotzige blutige Römerſeelen; dieſer Held mit weiſſen Locken iſt ein fröhlicher freundlicher Teutſcher. Welch ein Greis, der den 16. unter dem erſchoſſenen Pferde zerquetſcht, mit zerſchelltem Leibe die Schlacht führt und den Reitern voran in den Feind dringt, wie ein Jüngling! welch ein Held, der im Unglück ſcherzen kann wie Blücher! Den 17. Abends, den Tag nach der verlornen Schlacht, als der Regen in Strömen vom Himmel niederbrauſte, rief er lachend einem ſeiner Generale zu: Sieh da unſere alten Bundsgenoſſen! morgen wirds gut.

Man hat nach den engliſchen Berichten die Bemerkung gemacht, daß in den Niederlanden von dem 15. bis 18. Junii viele Meilen hinter der Schlachtlinie wunderliche Gerüchte von Schlachten und von Niederlagen der Verbündeten eingelaufen ſind. Man hat das auch an der öſtlichen Seite bemerken können. Auch hier in Köln, wo der Geiſt des Volkes ſo gut teutſch iſt, klangen böſe Gerüchte voran und nach. „Den 15. Jun. ſollten die Preuſſen ſich recht ordentlich haben überfallen laſſen und an 50 Kanonen und 10,000 Mann verloren haben; den 17. waren ſie ſo gut als vernichtet, Belgien für immer verloren, die Franzoſen den 22. gewiß am Rheine; ja ſpäter noch ſind ſie vor Saint-Denis und Paris von dieſen Unglücksboten ein paarmal wieder geſchlagen." Die ſchwarze Bande der Frevler, welche die Welt gern unter Trümmern begraben mögte, iſt zu feſt verküttet, und das Gewebe, was die franzöſiſchen Miniſter und Polizeimeiſter um uns geſchlungen haben, iſt zu fein als daß wir es mit dem Schwerdte zerhauen könnten. Wie würden ſie allenthalben als die Ankläger und Henker der Redlichen hervorgewimmelt ſeyn, wie die jungen Fröſche nach dem Regen, wenn der 18. Junius für Napoleon geworden wäre, was er für Wellington und Blücher ward? Wir haben daſſelbe geſehen im Februar 1814. Als Napoleon da losbrechen wollte, und als die Beſatzungen in allen Feſtungen ſich rühren ſollten, wußte man es nicht von Mainz bis Lille vorher mitten durch die feindlichen Heere, und war nicht Eine Bewegung faſt zu derſelben Stunde? Das lehrt uns, daß wir gegen die Franzoſen, die leider unter uns hauſen, und gegen unſre eigene Verräther ſtrenger ſeyn ſollten, als wir ſind.

Dies war eine Schlacht; durch Gottes Gnade wird ſie als ein himmliſches Zeichen für die Freiheit und Gerechtigkeit gezeigt werden, ſo lange Menſchen auf Erden leben, welchen dieſe heilig ſind. Es können noch Schlachten geliefert werden, ehe wir den Frieden haben, eine ſolche Schlacht nicht mehr. Auch darin offenbart ſich Gott als den Gerechten, daß die höchſte Gefahr und Ehre wieder an diejenigen gekommen iſt, die in den letzten Jahren ſo viel für die Freiheit gethan haben.

II.

Wird der Herrſcher der Inſel Elba noch einmal Europa beherrſchen?

(Geſchrieben zu Berlin im Januar 1815.)

Die Beantwortung dieſer Frage mögte nichts Müſſiges und Ueberflüſſiges ſeyn, da die Weiſſager und Verkündiger nicht fehlen, welche ſich und vielen andern zuraunen: „Er wird wieder kommen, und das Reich der Freiheit und Glückſeligkeit wieder aufrichten. Nichts iſt klarer, wenn man die Winke der Vorſehung beachtet, die im Frühlinge des verfloſſenen Jahres ſichtbar ihre Hand über ihren Liebling gehalten, daß er mitten durch alle Gefahren zu Lande und zu Waſſer an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt iſt, wo er als köſtlicher Schatz der Zeit für die Gelegenheit aufbewahrt wird; nichts iſt nothwendiger, denn er allein kann die Welt aus den Trümmern wieder aufrichten, zu welchen ſie zuſammengeſunken liegt: die andern Herrſchergeſchlechter ſind in der alten Art erſtarrt oder abgelebt, und können ſich zu dem Ungewöhnlichen und Neuen nicht erheben. Dieſer iſt der einzige Stern des Heils, welcher der neuen Zeit als das Zeichen der Beſſerung und Erlöſung aufgegangen, er allein kann vollenden, was unter ſeinem großen Verhängniſſe ſo herrlich angefangen ward, den großen europäiſchen Bundesſtaat, den Staat des wahren Gleichge-

„wichte, das ſeinen Schwebepunkt in ihm ſelbſt trägt, den
„Staat des wahrhaftig verbürgten ewigen Friedens. Frei-
„lich hat man ihm vorgeworfen, er habe durch Unmäſſigkeit
„und durch eine unkluge Ueberſpannung ſeiner Kräfte und
„Entwürfe ſein eigenes Werk zerſtört und keinesweges den
„klaren Weltblick und die Weite der Ideen gezeigt, die man
„von einem Gründer und Schöpfer des Zeitalters fordern
„durfte; und dieſer Vorwurf mögte nicht ganz zurückzuwei-
„ſen ſeyn. Aber Napoleon Bonaparte iſt nicht der Erſte,
„deſſen jugendliche und flammende Heldenſeele ſich in ihrer
„Glorie und Daſeynsfülle überſchwelgt und übermeſſen hat.
„Er hat in den letzten Jahren große Irrthümer begangen
„und hat ſchrecklich dafür büßen müſſen; aber er wird ſie
„nicht zum zweiten Mal begehen. Zwei Aufzüge des Le-
„bens und ſeiner Heldenlaufbahn hat er durchgeſpielt; bald
„wird der dritte Aufzug kommen, und dann wird dem ge-
„prüften Helden die Mäſſigkeit und die Weisheit immer
„zur Seite ſtehen.„

Auf dieſe und auf ähnliche Weiſe klingt es nicht bloß leiſe, und der Lauſcher und Zuhörer ſind viele, welche mit lüſternen Ohren die Weiſſagungen der Propheten verſchlingen. Wie ſollte es anders ſeyn? Wie der alte Dichter ſagt: *Bei den Lebendigen iſt die Hoffnung*, und, *Wer lebt, kann einmal wieder kommen*, ſo müſſen Hunderttauſende ihre Blicke und Herzen auf den ungeheuren Menſchen wenden, den unzeitige Gnade nicht dahin gefördert hat, wohin er gehörte. Ich ſpreche nicht bloß von dem Auswurf des franzöſiſchen Volks in ſeinem Heere und unter ſeinen Beamten; ich meine die Nichtswürdigen und Schändlichen aller Völker, die auf dieſen als auf ihren Heiland hinſchauen und hinwinken. Auch in unſerm Vaterlande giebt es deren ſo viele, welche Schwämme für das verruchte Volk geweſen ſind, das ſich unterſtanden hatte, uns unterjochen zu wollen, Schwämme, welche das Blut und Mark ihrer eigenen Landsleute einſogen, und ſich von den Fremden gelegentlich ausdrücken ließen; es giebt bei uns genug Buben und Verräther mit und ohne Stern, welche ihren letzten Heller zu einem Freudenfeuer anwenden würden, wenn es hieße, Napoleon ſey wieder mit Heeresmacht über den Rhein geſetzt. Dieſen, die in einem ſchändlichen und unrechtlichen Zuſtande ihr einziges Glück ſehen, und alſo auch das Weltglück darin zeigen, wird es ſehr ſchwer, die Hoffnung aufzugeben, er werde wieder kommen, und ein feſteres Reich bauen, als er in den Jahren 1810 und 1811 beherrſchte.

Dieſen zum Troſt ſtelle ich hier zuerſt mein Urtheil von dem Manne hin, wie ich es im Herbſt 1813 gegeben habe *), und will ihnen dann zum Schluſſe aus einer großen hiſtoriſchen Erfahrung ihre Frage ganz kurz beantworten.

Dies mein Urtheil heißt: Napoleon iſt nicht ſo einzig geweſen, als Viele ihn geträumt haben; der Napoleon von 1813 und 1815 iſt nicht mehr der Napoleon von 1796 und 97; ſeine eigne Verruchtheit hat ihn immer wilder und

---

*) Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, von E. M. Arndt, Leipzig 1813, S. 66–85.

dummer gemacht; er iſt auch mehr ein Menſch elementariſcher als idealer Kräfte: ſolche ſtehen am meiſten unter dem Maaße der Jahre.

Dies iſt der Napoleon, wie er mir erſchienen iſt, auch werden wir ſchwerlich einen anderen zu ſehen bekommen. Geſetzt, er käme wieder — was wenigſtens nicht unmöglich wäre — ſo könnte er noch einmal Bewegungen und Erſchütterungen genug veranlaſſen, er könnte viel Unglück über Frankreich, einiges auch über unſer Vaterland bringen; die alte Herrſchaft wird er nicht wieder erlangen, den alten Umfang des gottlob nun zerſtörten großen franzöſiſchen Reichs, wie die eitle Nation es mit ſo wohlgefälliger Prahlerei ausſprach, nicht wieder erfaſſen. Es giebt einen Wendepunkt der politiſchen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wenn man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblicke nicht zu überſchreiten gewagt hat: die Fortuna iſt die eigenſinnigſte aller heidniſchen und weltlichen Gottheiten; denn eine chriſtliche Gottheit hat ſie nie genannt werden dürfen; wer ihr einmal den Rücken zugewandt und vor ihren furchtbaren Sturmwinden einmal die Segel eingerefft hat, dem wendet ſie ewig den Rücken und ſendet ſie nimmer wieder einen Wind, der einen Sterblichen zu der halsbrechenden und ſchwindlichten Höhe der Herrſchaft und Gewalt emportragen kann. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tauſend ſchändliche Streiche gemacht — dieß konnte die heidniſche Göttin ihm noch vergeben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau geſpielt — und das kann ſie ihm nie vergeben.

Ich nenne die Fortuna eine heidniſche und weltliche Göttin, und glaube nach der Erfahrung und Geſchichte Recht dazu zu haben. Ich will damit nicht leugnen, daß die höchſte und tiefſte Macht der Dinge, die der Gläubige und Gute Gott und Vorſehung nennt, nicht durch die Spiele des Glückes und über die Spiele deſſelben hinaus ſpiele, ſondern ich will nur andeuten, was die tägliche Erſcheinung und Erlebung des Lebens beweiſt, und was die Geſchichte, ſo alt ſie iſt, erzählt. Dieſe ſagen uns, daß Fortuna mit dem Halben und Mittelmäſſigen in der Regel gar nichts zu thun haben mag, daß ſie die wildeſte und übermüthigſte Würfelſpielerin iſt, welche eine Bank hält, wo nur die etwas gewinnen können, welche mit vollſtem Muthe um höchſte Preiſe ſpielen. Kurz geſagt, ſie liebt nur die Virtuoſen im Guten und im Böſen: *man muß ganz Gottes oder ganz des Teufels ſeyn wollen, wenn man ihre Gunſt erhalten und behalten will.* Wie dies mit der ganzen Welt und mit den ſittlichen, weltlichen und elementariſchen Kräften der Geiſter und der Leiber zuſammenhangt, das zu erklären, iſt hier weder Zeit noch Ort; aber daß es iſt, wird keiner leugnen, der ſich die Welt und das Leben ein wenig betrachtet, und die Geſchichte nicht ganz obenhin ſtudiert hat. Vollkommen gut oder vollkommen böſe ſeyn und kühn und ſtark ſeyn im Guten oder im Böſen bis ans Ende, das hat gewöhnlich den Sieg auch der äuſſeren

Macht und Herrlichkeit hier unter dem Monde errungen und oft lange behauptet, und hat den Jahrbüchern glänzende Ungeheuer der Tugend oder des Laſters überliefert. Napoleon Bonaparte war auf dem rechten Wege dazu, aber er hat ſich mit dem Glücke auf immer überworfen, und er wird nicht mehr als ſein Lieblingsſohn genannt werden. Ich habe von dem armen Sünder in Fontâinebleau geſprochen, und ich will mich darüber erklären; und in dieſer Erklärung wird zugleich die kurze Beantwortung unſerer Frage liegen.

Die Guten glaubten in den Jahren 1813 und 1814 und glauben es auch noch, daß es Gottes Wille war und daß er dieſen Willen zu ſichtbar gewieſen hatte, daß das blutige und verbrecheriſche Ungeheuer, das uns Korſika gebohren hat, vernichtet werden ſollte; ſie meinen, was Bonaparte im Winter und Frühlinge 1814 auch verſucht und gewagt haben mögte, er würde immer untergegangen ſeyn. Wir bekennen hier, daß wir das auch glauben; aber wir können dieſen Glauben ruhig bei Seite ſchieben, und müſſen das ſogar thun: wir können und müſſen alles aus Napoleons Gemüth und Karakter beurtheilen und aus dem Standpunkte, worauf er ſtand, und aus dem Geſichtspunkte, woraus er handelte — und dann erhält es mit Einem Male eine andere Farbe und Geſtalt. Wir ſehen einmal:

Wenn Bonaparte, wie viele ſeiner Anhänger uns lange einbilden wollten, wie durch einen unbewußten Trieb, wie durch ein höheres Verhängniß handelte, wenn dadurch ſelbſt ſeine Grauſamkeiten und Gräuel entſchuldigt werden ſollten, ſo durften wir verlangen, daß dieſer fürchterliche Diener und Nachrichter einer dunklen Macht ihm ſelbſt gleich und treu bliebe, daß er, was man ſo nennt, nicht aus ſeiner Rolle fiele: er mußte wie ein düſterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüthen, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlaſſen ſchien, er dingte wie ein gemeiner Knecht um ſeine Schätze und um ſein Leben, und ließ ſich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Inſel Elba abführen, nicht einmal mit der Gewißheit, daß er ſein Leben durch die Gefahren, von welchen jedes entwaffneten Tyrannen Leben umſtellt iſt, glücklich hindurchbringen würde. Seine Sache ſtand im März und im April des Jahrs 1813 allerdings verzweifelt, aber nicht ſo verzweifelt, daß ein Mann, den man ſonſt den Verwegenen und Unerſchrockenen genannt hatte, ſie durchaus für verloren halten konnte. Nur ſeine Marſchälle und Oberbefehlshaber wollten für ihre Sicherheit und ihren zuſammengeſtohlnen Raub ſorgen, als es gefährlich ward; faſt auf alle ſeine Offiziere und Soldaten und Beamten und Feſtungen konnte er noch feſt bauen; ein kühner Mann, der ſeinem Glücke vertraute und lieber mit allen Segeln in den Abgrund als mit ſtillem Winde in die Schande hineinfuhr, hatte noch die Kräfte, etwas zu wagen, und mußte ſich alſo auch den Muth dieſes Wagens nehmen. Er wählte die Schande, die nicht einmal ſicher war, und verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte: er ließ ſich betriumphiren.

Er kann wiederkommen, ſagen ſeine Freunde, ein weiſer und kluger Mann muß den Umſtänden nachzugeben wiſſen. Er kann wiederkommen allerdings, ſage ich euch, aber ſein Glück kann nicht wiederkommen. Wäre er in der Schlacht als ein Verwundeter gefangen und weggeſchleppt worden, und entränne einſt aus ſeiner Haft, er könnte wieder gewaltig werden. Da er ſich freiwillig der Schändung ausgeliefert hat, da er mit Sklavenſinn ſein Leben hat erhalten wollen, er, der ſonſt nichts als Stolz und Trotz ſchnob, ſo iſt das unmöglich. Es giebt keine Wiederherſtellung der Ehre im Bürgerleben, wenn du eine öffentliche Ehrloſigkeit begangen haſt; es giebt keine Wiederherſtellung des Glückes, wenn du wie ein Feiger von dem Schauplatze abgetreten biſt. Das Glück iſt dem tapfern Biedermann und dem kühnen Böſewicht hold, und keinem andern; über das Mittelmäſſige fliegt es hin und das Feige tritt es völlig nieder. Aus dem Unglück mag ein Mann zu Ehren und Herrſchaft wieder aufſtehen, und wohl in gröſſerer Glorie aufſtehen, als er vor ſeinem Falle gehabt hat, nimmer aus der Schande. Alfred hat zwanzig Jahre in den Sümpfen Englands geſteckt, und dann mit dem Schwerdt und mit der Feder ſein Vaterland befreiet, geordnet und gebildet; Marius ſaß wie ein Flüchtling auf den Trümmern Karthagos und konnte dort die Vergänglichkeit aller irdiſchen

Größe und Herrlichkeit bedenken: er erſchien noch einmal nachher ſeinen Feinden fürchterlich und ſiegprangend; der Herrſcher und Feldherr aber, der mit ſeinem Willen gebückt und verhöhnt wie ein gefangener Verbrecher abgeführt wird, hat auf das Glück ſein Recht verloren: Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erſter Größe glänzen. Dies ſage ich nicht bloß denen, die den Satan gern wieder haben mögten, zur Niederſchlagung, ſondern auch jenen erbärmlichen Menſchen zur Ermuthigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken ſehen.

Dieſe oben ſtehenden Worte wurden im vergangenen Winter geſchrieben, etwa zwei Monate vor der Entſpringung des Wolfes aus ſeinem Käficht, und waren für ein öffentliches Blatt beſtimmt; der Cenſor aber wollte die unſchuldigen nicht durchlaſſen, entweder aus jenem Grunde, welcher verbietet, vom Wolf zu ſprechen, weil er ſonſt kommen könnte, oder der ängſtlichen Seelen wegen, die überhaupt gern die nächſten Gefahren vergeſſen und auf das geſchwindeſte und bequemſte zur Ruhe kommen mögten: dieſe will ein guter Cenſor, der vom Staate doch als eine Art Seelenhirt angeſtellt und beſoldet wird, nicht gern aus ihrem Schlafe aufſchrecken laſſen.

Der Wolf iſt bald darauf ausgeſprungen und Europa iſt zuſammengelaufen, um eine allgemeine Klapperjagd auf ihn zu machen und ihn zum gebührlichen Tode zu bringen. Dieſer Tod, wenigſtens ſein politiſcher, ſcheint nah zu ſeyn.

Die Hälfte des preuſſiſchen Heers und etwa 70,000 Mann unter Wellington haben den Anfang ſeiner Einfangung und Abwürgung gemacht. Er hat ſie angerannt mit 140 bis 150,000 Mann, der Blüthe ſeines alten Heeres: mit jener wilden und verbrecheriſchen Schaar, denen in der Verzweiflung allein Wiederaufrichtung ihres Glückes erſchien. Sie haben wie Verzweifelte mit der ausdaurendſten und hartnäckigſten Tapferkeit bis zur Vernichtung gefochten; und ſie ſind vernichtet worden: Bonaparte iſt vor Wellingtons und Blüchers Sternen untergegangen. Man kann nach dieſer Schlacht ſagen: Er hat kein Glück mehr.

Und wie erſcheint der Menſch wieder? Er ſcheint ſich faſt auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten: Tacitus ſagt im zweiten Buche ſeiner Jahrbücher im 63. Kap. vom Marbod: Sein Ruhm ſey vergeſſen, weil er zu lange habe leben wollen. Auch dieſer Napoleon Bonaparte wäre trotz aller ſeiner ſchwarzen und gräulichen Thaten noch mit einer Art Ehre auf die Nachwelt gekommen, viele ſeiner Schanden wären doch in einem halbungewiſſen Dunkel geblieben, und die Geſchichte, die gegen glänzende Verbrecher und Eroberer immer zu nachſichtig iſt, würde doch hie und da für ihn in die Poſaune geblaſen haben, wenn er zu rechter Zeit hätte ſterben können. Der Punkt von Fontainebleau war der ernſte Entſcheidungspunkt. Hätte er da das letzte Kühnſte gewagt, und wäre endlich auch dabei umzukommen, viele würden doch etwas einer Heldenſeele Aehnliches in künftigen Zeiten in ihm vorausgeſetzt haben. — Noch hat er dieſen Punkt wieder gehabt. Wäre er in der Schlacht bei'm ſchönen Bunde nur geblieben, es wäre doch noch ein letzter Glanz auf ſeine Perſon gefallen. Viele haben gedacht, er würde nach dieſer verlornen Schlacht geſchwind nach einem andern Punkt fliegen, und dort ſein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherſtellung ſuchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigſtens glänzende Schimmer auf ſeine Leiche fielen. Er hat das alles nicht gethan noch gewagt, ſondern ſcheint mit einer Art großmüthiger Gaukelei abtreten und mit Liſten und Pfiffen ſein Spiel ausſpielen zu wollen.

Glaubt er die Völker und Herrſcher noch einmal zu täuſchen? glaubt er ſich mit feiger und ſchlangenartiger Bosheit noch einmal in den Hinterhalt legen zu können, damit er, wann die Gelegenheit ſich bietet, zu recht giftigen Biſſen hervorſpringe? glaubt er, indem er Hunderttauſende ſeiner verbrecheriſchen Wuth opfert, und Städte und Dörfer hinter ihm in Rauch aufgehen läßt, ſein elendes Leben immer ſo mit durchzuſchleppen? Es iſt möglich, daß er das glaubt, es iſt möglich, daß er noch einige giftige Schlangenbiſſe thut, aber auf eine gemeine Weiſe wird er aus der Geſchichte und aus dem Leben ſcheiden. Es ſind, die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Raſendes und Wüthendes verſuchen. Ich glaube das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde, denn die pariſer Juden rechnen zu gut; ich glaube auch, daß er einſieht, daß er es jetzt nicht mehr könnte, wenn er es auch wollte. Wenn er alſo ehrlich und als ein Fürſt — was er doch geweſen iſt, wenn gleich ein Tyrann — den Tod ſuchte, ſo könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter, die ſich noch immer mit ihm und für ihn opfern würden. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürſtliches Leben lieber wollen, als einen kühnen Tod, und wird die blutige Poſſe, die man lange ein Heldenſpiel genannt hat, würdig ausgeſpielt werden.

III.

Ueber den heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt, den die verbündeten Heere allenhalben im Elſaß finden. Ein Wort des Troſtes für das teutſche Volk.

Wir leſen jetzt in allen Tageblättern von der Wuth und Raſerei der Elſaſſer Bauern gegen die Verbündeten und von eingeäſcherten Dörfern und Flecken, was eine Folge der blutigen und hartnäckigen Widerſetzlichkeit derſelben iſt; wir leſen auch von einzelnen Gräueln, die dieſe Elſaſſer gegen gefangene Soldaten verübt haben ſollen, von hinterrückiſchen Ermordungen, ja von ſcheußlichen Kreuzigungen derſelben, von welchen wir wünſchen, daß ſie nicht wahr oder doch weit übertrieben ſind. Denn wir ſehen die Elſaſſer als unſere Landsleute an, und wünſchten ſie uns und dem Reiche und mit ihnen unſern ganzen Rhein uns wieder zu gewinnen. Dieſe Hartnäckigkeit und dieſer widerſpänſtige Geiſt, den wir im Elſaß finden, däucht vielen redlichen Teutſchen ſonderbar, ja faſt unerklärlich, zumal da die eigentlichen Franzoſen ſich allenthalben ſo zahm und beinahe kriechend erweiſen. Viele ſind deswegen auf die Elſaſſer äuſſerſt entrüſtet, und nennen ſie im Zorn wohl ein ſchändliches und franzöſirtes Baſtardvolk, in welchem auch keine teutſche Ader mehr ſey. Ich leugne die Erſcheinung nicht, denn ſie iſt da, aber ich will ſuchen, ſie etwas anders zu deuten, als die meiſten thun, ſo daß die Elſaſſer endlich dabei beſſer wegkommen mögten, als es bei dem erſten Blick ſcheint.

Ich habe ſchon irgendwo in einem Büchlein *) geſagt, daß die Elſaſſer, nachdem ſie 175 und 125 Jahre unter der Herrſchaft des wälſchen Volks der Franzoſen geſtanden haben, nicht mehr ächte Teutſche von Geſinnung ſeyn können, zumal da ihnen ſeit der Zeit ihrer Abreiſſung vom teutſchen Reiche nichts Großes und Gewaltiges in Thaten und nichts Weiſes und Vortreffliches in Einrichtungen und Geſetzen von den Landsleuten und Nachbarn gezeigt worden iſt: ſie haben bis auf die letzten Jahre nichts geſehen, weswegen ſie ſich ſehnen konnten, auch politiſch dem teutſchen Vaterlande wieder anzugehören. Aber in eben jener Schrift habe ich nach meiner Anſicht und Erfahrung das Tröſtliche ſagen müſſen, daß die Elſaſſer einer ſo tüchtigen Art und eines ſo zähen Gemüthes ſind, daß ſie von den Fremden bis jetzt nicht haben bezwungen noch ausgelöſcht werden können, und daß mit derſelben Hartnäckigkeit, womit ſie jetzt gegen uns auftreten, ihre Art und ihr Sinn bis dieſen Tag ſich gegen das Fremde gewehrt und behauptet hat. Ich habe geſagt: ſie haben nicht mehr

---

*) Blick aus der Zeit auf die Zeit.

teutſche Geſinnung, und können ſie nicht mehr haben, aber ihr Sinn und ihre Art ſind immer noch teutſch und nicht wälſch, wenn man etwa 10,000 oder 15,000 aus jenen Klaſſen ausnimmt, die der bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe wegen mit dem Götzen der fremden Art, Sprache und Wiſſenſchaft nothwendig haben buhlen und das Teutſche zurückſchieben müſſen. Wenn alſo das Elſaß — was wir hoffen und begehren müſſen — jetzt wieder mit dem teutſchen Reiche vereinigt wird, ſo würde es nur zehn oder fünfzehn Jahre einer kräftigen und gerechten teutſchen Regierung bedürfen, um die Geiſter und Herzen des Volkes dem teutſchen Vaterlande wieder zuzuwenden. Das aber müßte durchaus der ſtrenge Grundſatz der neuen Regierung ſeyn, die Elſaſſer Beamten, die unter franzöſiſcher Herrſchaft Stellen verwaltet haben, in andere Landſchaften zu verſetzen, und an ihrer Statt aus dieſen Männer mit andern Geſinnungen und Anſichten über den Rhein hinüberzupflanzen. Denn dieſe würden das franzöſiſche Evangelium als Miſſionarien einer heimlichen Propaganda immerfort predigen, und die unteutſche und wälſche Geſinnung von Geſchlecht zu Geſchlecht erhalten.

Doch nach dieſer kleinen Abſchweifung, die aber hart an unſerm Wege lag, ein Wort zur Erklärung der oben erwähnten Erſcheinung und zur Vertheidigung der Elſaſſer und der Teutſchen überhaupt im Gegenſatz gegen die Franzoſen.

Ich habe mich nicht heute und geſtern erſt über dieſen Punkt ſtreiten müſſen wegen der Elſaſſer, ſondern die Klage iſt älter. In vielen Gegenden Teutſchlands habe ich, wenn mein gerechter Zorn ſich gegen die Wälſchen und ihre ſpitzbübiſchen Gräuel ergießen wollte, oft die zurückweiſenden Worte hören müſſen: „Aber ſprich und ſchilt doch nicht ſo viel und allein gegen die Franzoſen und ihre Gräuel. Wir haſſen ſie auch gebührlich und natürlich, und ſie haben den ewigen Haß um uns wohl verdient; aber wir müſſen leider geſtehen, daß unſere Landsleute, die als ihre Bundsgenoſſen, alſo als unſere Feinde, zu uns gekommen ſind, es viel ſchlimmer gemacht haben als ſie. Wir wollen tauſendmal lieber Franzoſen als Feinde bei uns haben, denn Naſſauer und Wirzburger und Baiern und Wirtemberger. Dieſe haben es ſo arg und ſo plump gemacht, daß die Franzoſen uns dagegen faſt als liebenswürdige Feinde erſchienen ſind.“

Ich ſuchte dieſe Anklagen auf meine Weiſe, wie ich beſt mogte und verſtand, zu widerlegen und auch den Grund derſelben zu weiſen und zu erklären, aber die Eindrücke des Augenblicks, beſonders die Eindrücke der Noth und Gewalt, welche oft ſogar mit der Fauſt eingedrückt waren, ſind bei den meiſten Sterblichen immer mächtiger, als alle Gründe und Erklärungen; und ſo habe ich denn von ſolchen Anklägern wenige bekehren können, von den Zuhörern aber gewöhnlich die meiſten auf meiner Seite gehabt. Weil ich ſolche Streite oft und an vielen Orten Norddeutſchlands gehabt habe, ſo erinnere ich mich meiner Erklärungs- und Vertheidigungsgründe recht gut, und ich will ohne alle breite Auslegung ihren Hauptinhalt hieher zu legen ſuchen; was auch deswegen nützlich ſeyn mögte, weil immer noch ſolche umherſchleichen, die auf das franzöſiſche Volk als auf das menſchlichſte und gebildetſte aller europäiſchen Völker hinweiſen, und als auf dasjenige, von welchem allein alle Größe und Bildung und alle politiſche Entwickelung des Zeitalters ausgehen müſſe und könne.

Ich habe ihnen meiſtens nicht zornig ſondern lächelnd geſagt: „Liebe Freunde, ihr habt Recht, ſo wie ihr die Dinge nehmet und beurtheilt. Ihr fühlt ja nicht euer Volk, noch das franzöſiſche Volk, noch was in beiden immer das Bleibende und Nothwendige iſt und ſeyn wird, ſondern ihr fühlt nur die Zeit und den Augenblick und die Perſon, und zwar eure eigene verletzte Perſon, und alſo fühlt ihr lauter Erbärmliches und Vergängliches, und aus ſo erbärmlichen Empfindungen meint ihr urtheilen und verurtheilen zu dürfen. Ich habe eben nicht ohne Abſicht von ſpitzbübiſchen Gräueln der Wälſchen geſprochen, ich will auch die Gräuel und Gewaltthaten unſerer Landsleute gar nicht wegleugnen, weil zu viele Stimmen darüber einig ſind, daß ſie ſich grauſamer und wilder betragen haben, als die Franzoſen; aber das bitte ich mir aus, daß man die teutſchen Gräuel, wenn ſolche begangen ſind, menſchliche Gräuel nenne. Es iſt in der Menſchennatur ein fürchterlicher Satan, der wüthet, wenn er losgelaſſen wird; aber ich behaupte doch nach der Kenntniß und Erfahrung, die ich von meinem eigenen Teufel und von den Teufeln meines Volks habe, daß die teutſchen Teufel grade und

„tüchtige, die franzöſiſchen Teufel hingegen krumme und ſchleichende Teufel ſind. Die unſrigen kommen mit dem ganzen furchtbaren Geräth der Hölle und mit dem vollen hölliſchen Ernſt; die wälſchen kommen in bunten und gleiſſenden Verlarvungen wie ein geſchmückter Reigen der Freude mit Lächeln und Freundlichkeit, und die giftigen und beiſſenden Schlangen ſpringen erſt hervor, wann die Ungeheuer ihren Raub unter der Maske der Freundſchaft und Liebe mit heuchleriſcher Sicherheit erfaßt haben. Das iſt es, was ich als den großen Unterſchied der beiden Völker ſetze, welchen Gott auf immer erhalten wolle, daß die Teutſchen wie Raſende und die Franzoſen wie Verſtändige das Böſe und Heilloſe thun. Wir fahren wie grauſame Wilde darein und thun das Arge und Scheußliche bewußtlos; ſie ſchmeicheln ſich wie rechnende Juden heran und thun es mit bewußter Planmäßigkeit: bei uns iſt der Teufel mit dem Menſchen bedeckt, bei ihnen ſtehen ſieben Teufel auf einander und ſchwingen ſich ſpielend zu einer Herkulesſäule der Hölle hinauf. In dem Teutſchen und in jedem natürlichen und noch nicht ganz verſchliffenen und vergriffenen Volke ſind die Leidenſchaften blind und brauſen im vollen Ungeſtüm losgelaſſener Naturkräfte fort, und wüthen und zerſtören, bis ſie ermüdet oder geſättigt ſind! wehe aber dem unſeligen Volke, bei welchem die Leidenſchaften mit tauſend Argusaugen ſehen, und doch das Unmenſchliche und Scheußliche vollbringen! Die Franzoſen ſtecken deswegen in allem, was ſie thun und treiben, in ihren Künſten

„ und ihren Sitten wie in ihrem Leben und Thun, in der
„ tiefſten Sünde, weil ſie faſt immer den Zweck und die
„ Abſicht im Auge haben und die Folge und Wirkung ihres
„ Thuns und Schaffens berechnen. Der Teutſche iſt gottlob
„ in vielen Beziehungen noch ein roher Menſch, er iſt noch
„ ein unbehauener Stein und harter Klotz, woraus die Zukunft
„ noch ein Götter- und Heroenbild ſchaffen kann; er
„ iſt in vielen Beziehungen noch ein großes Kind, auf welchem
„ unendliche Hoffnungen ruhen. Der Franzoſe ſcheint in den
„ meiſten Hinſichten geworden zu ſeyn, was er werden kann,
„ für ihn ſcheint die Zukunft wenig erfreuliche und tröſtliche
„ Entwickelungen übrig zu haben. Es iſt alſo ſehr begreiflich,
„ daß der Teutſche und jedes andere Volk, aus welchem
„ die natürlichen und elementariſchen Kräfte noch nicht alle
„ herausgeſchöpft und durch zu große Vergeiſtigung verflüchtigt
„ ſind, alles Natürliche, wo das Geſetz höheren Bewußtſeyns
„ ihn verläßt, mehr mit natürlicher Gewalt thut, als ein
„ Volk, deſſen elementariſcher und irdiſcher Stoff größtentheils
„ verbraucht ſcheint. Der Teutſche, wenn er als Feind
„ in ein Land rückt und wenn er nicht durch die ſtrengſte
„ Zucht gebändigt wird, wird immer als ein weit furchtbarerer
„ Feind kommen und auftreten als der Franzoſe, bei
„ dem der Verſtand, aber leider nicht das Gemüth, jede Leidenſchaft
„ gebührlich am Zügel führt, und ſie das Gebiet,
„ was er ihr anweiſt, mit Maaß und Manier begraſen und
„ abweiden läßt. Der Teutſche kommt als ein Wüthender
„ oder als ein Trunkenbold, ſchlägt Thüren und Fenſter ein,

„zerwirft Spiegel und Geräthe, prügelt den Wirth und die
„Wirthin des Hauſes zum Willkommen durch, begeht auch
„anderes Wüſtes, was man geradezu Gräuel nennen muß;
„er iſt, wenn er ſchlecht iſt, ein wildes und wüthendes Vieh.
„Einzelne Franzoſen thun auch ſo, viele aber von ihnen
„kommen wohl mit einer gewiſſen Artigkeit und Höflichkeit,
„ja mit Komplimenten, als wenn ſie eingeladene Gäſte
„wären. Ich frage aber alle Unpartheiiſche und diejenigen,
„welche auf längere Zeit die beiden verſchiedenen Arten haben
„kennen und unterſcheiden lernen, ob dieſe zierlichen und
„artigen Franzoſen nicht unſer Mark und Blut uns ausgepreßt
„und mit der überlegteſten Schlauheit und dem feinſten
„Geitz uns recht methodiſch geplündert und ausgemärgelt
„haben? ob ſie nicht mit bewußter Manier und tükiſcher
„Feinheit Gräuel begangen haben, deren wenige Teutſche
„fähig ſind?

„Seiner wahreren oder — wenn ich ſagen darf — natürlichen
„Natur nach kommt und erſcheint der Teutſche
„alſo, wann er einmal Feind heißt und wann das ſchreckliche
„Wort Krieg einmal ausgeſprochen iſt, als ein gerader Feind
„ohne Umſtände und ohne Rückſichten; aber ich würde mein
„Volk ewig verfluchen müſſen, wenn dieſer teutſche Menſch
„nach der Stillung der erſten Wuth und Sättigung der
„losgelaſſenen Leidenſchaften noch mit Diebesliſt die Rolle
„eines wirklichen Böſewichts vollenden könnte, wenn er das
„Böſe mit wälſchem Bewußtſeyn und wälſcher Berechnung

„und

„und Abwägung der Rückſichten thun könnten. Könnt ihr mir das beweiſen, ihr zürnende Ankläger, ſo ſollen die Teutſchen den Prozeß gegen die Franzoſen verlieren.

„Aber ich will auch glauben, daß die Teutſchen in Teutſchland, Polen, Rußland, vielleicht gar in Spanien, und allenthalben, wo ſie als Bundsgenoſſen oder vielmehr als Vaſallen der Franzoſen aufgetreten ſind, ſich noch wilder und wüſter gezeigt haben, als ſonſt in ihrer Natur liegt. Dies erklärt ſich aus der Sache ſelbſt und aus dem Verhältniſſe, in welchem ſie zu den Franzoſen ſtanden, und durch die Franzoſen zu denjenigen ihrer Landsleute geſetzt wurden, gegen welche ſie zum Theil wider ihren Willen als Feinde ziehen mußten. Die Teutſchen waren bei dieſen Raub- und Banditenzügen *in dem ſogenannten Löwenbunde*: ihnen fiel immer der ſchlechtere Theil zu. Die beſten Quartiere, die fetteſte und leichteſte Beute, oft auch die ſicherſten Stellen in der Schlacht nahmen die Franzoſen in der Regel für ſich, und wieſen ihnen dazu noch die Verachtung und Entwürdigung alles Teutſchen; welches doch Manche der mit ihnen ziehenden Bundestruppen empörte. Daß ich ein gemeines Gleichniß gebrauche, es begab ſich unter den Teutſchen und Franzoſen und unter den Teutſchen mit einander die Geſchichte, die man alle Tage an Hunden erlebt. Dieſe Geſchichte iſt folgende: „Wenn ein Hund von einem ſtärkeren Hunde oder von mehreren Hunden zugleich gebiſſen und zerzauſt wird und ſich los-

„reißt und gewöhnlich heulend weiter läuft, und einem anderen ſchwächeren Hunde begegnet, der bei der Rauferei nicht zugegen war oder ſich in gehöriger Entfernung neutral verhielt, ſo fährt der Zerzauſte meiſtens mit ganzer hündiſcher Wuth auf den Schwächeren und büßt ſeinen Grimm an dem Unſchuldigen ab. Solche arme gebiſſene und zerzauſete Hunde waren die meiſten der ſogenannten teutſchen Bundestruppen; ſie waren ſelbſt unglückliche und geſchändete Männer und ihre unglückliche Landsleute mußten häufig den verbiſſenen Ingrimm fühlen, den nicht ſie verſchuldet hatten. Die Sünden der Brüder und Vettern fallen ja häufig auf die nächſten Verwandten, wenn dieſe gleich alles thaten, um ihre Ausbrüche und die Folgen derſelben abzuwehren.

„Dann muß man hier auch an die uralte viel geſagte und geklagte Erfahrung denken, daß kein Haß heiſſer brennt, als der zwiſchen Brüdern und Verwandten angezündete; am ſchwerſten iſt es zu vertragen, wenn diejenigen ſich überworfen haben, welche von Natur immer in Freundſchaft leben ſollten. Warum ſind die Renegaten immer die wüthendſten Verfolger des Chriſtenthums geweſen?"

Dieſe Worte ſeyen auch für unſere Landsleute die Elſaſſer geſagt. Wir wollen ſie deswegen nicht ein ſchlechtes Volk ſchelten, weil ſie Leben und Gut tüchtiger drein ſetzen, als die Franzoſen, ſondern ihnen das lieber für eine Ehre anrechnen; noch wollen wir mit einigen Unklugen, welche die Noth unſerer Lage und den immer noch gefeſſelten Rhein gar nicht fühlen, dieſe Elſaſſer von uns weiſen, als eine entartete und entteutſchte Baſtardbrut. Wir können ihrer gar nicht entbehren zur Sicherheit unſerer Gränzen, und wenn wir ſie gerecht und ſtark regieren und liebreich und brüderlich behandeln, ſo werden die meiſten von ihnen in einigen Jahrzehenden ſchon wieder mit uns zuſammengewachſen ſeyn.

IV.

Die vornehmen Bettler.

Eine wahre Anekdote, mit der Nutzanwendung.

Einen ſchönen Winternachmittag des Jahrs 1808 ging ich in Stockholm in der Nordervorſtadt ſpazieren, und das nahende Abendlicht, deſſen Reiz im Norden ſo unſprechlich groß iſt, hatte mich unwillkührlich zu der langen Brücke gezogen, worüber man nach Drottningholm geht. Ich traf da ein paar Offiziere von meinen Bekannten von der Leibwache zu Pferde, und wir geriethen in ein langes und breites Geſpräch über die Franzoſen und über das ganze Nichts der franzöſiſchen Bildung. Sie kämpften für das, was man ihnen von Jugend auf als das Erſte einer ritterlichen und adlichen Bildung dargeſtellt hatte, und ich ſuchte ihnen aus ihrer Geſchichte zu beweiſen, daß das Zeitalter der erſten Herrſcher aus dem Waſageſchlechte und der großen Pfalzgrafen vom Rhein darum ſo herrlich geweſen ſey, und daß ihre Ahnherren darum ganz andere Männer gehabt hätten, als das gegenwärtige Geſchlecht, weil eine klaſſiſche Erziehung und eine innige Anſchließung an die teutſche Art und Bildung nichts Fremdes und Eitles in die ſchwediſche Entwickelung bringen konnte; die wälſche Leichtfertigkeit hingegen und jenes halb geiſtige und halb ſinnliche Spiel, wohinein die Franzoſen mit ungeheurer Fertigkeit und Gewandtheit alles reiſſen können, ſeyen der ſchwediſchen Kraft die verderblichſten geworden, und haben Zierereien und Lügen in das Leben und den Karakter eines Volks gebracht, das ſich allein mit nordiſcher Wahrheit und Gewalt würdig geſtalten, und unter dem Himmel, unter welchem es nun einmal lebe, behaupten könne.

Als unſer Geſpräch anfing lebendig zu werden, d. h. beinahe in Streit auszuarten, da kam uns, wie gerufen, ein Deus ex machina entgegen, der mich alles weiteren Beweiſes überhob. Aus einem Queergäßchen hüpften ein paar leichtfüßige Franzoſen in ziemlich ſommerlichen Kleidern auf uns zu, von jenen 1500 Gefangenen, welche an der ſteinernen Brücke arbeiteten, die die Stadt mit der Nordervorſtadt verbinden ſoll. Dieſe armen Teufel hüpften eine Gabe bittend in ſehr demüthiger Gebehrde mit den Mützen in der Hand heran, und die Offiziere ließen ſich in ein Geſpräch mit ihnen ein, welches ſie mit franzöſiſcher Redſeligkeit aufgriffen und feſthielten. Ich ſtand als Zuhörer dabei, und hörte mit Wohlgefallen, wie der eine der beiden Kerle Aufſchnitt und Geſchichten erzählte, die er wenigſtens nie geſehen hatte. Mit größerem Wohlgefallen aber gewahrte ich bald, wie Verhältniß und Stellung ſich änderte, und wie jeder ſich unwillkührlich auf ſeinen Platz ſtellte: nach fünf Minuten des Geſprächs entdeckte ich, daß die Franzoſen ihre Mützen auf dem Kopf hatten und einer der Offiziere die ſeinige in der Hand. Ich ſtieß ihn an und ſagte ihm leiſe: Sehen Sie Ihre Herren vor ſich? Er ward verdrießlich und ſagte zu den Gefangenen: Geht!, und auch wir drei gingen ohne weitere Erklärung dieſes natürlichſten Auftritts aus einander.

Nun mache ich mir ſechs Jahre nach dieſer Geſchichte eine kleine Nutzanwendung daraus, von welcher ich wünſchte, daß ich ſie einem jeden von denen ins Ohr raunen könnte, die daraus wieder eine Nutzanwendung für uns alle machen ſollten.

Die Franzoſen ſind durch die ungebührliche Aefferei und Buhlerei, die man mit ihnen getrieben hat, in den Augen aller vornehmen Europäer, deren Erziehung und Bildung faſt ganz nach ihnen geſtellt ward, ein Herrenvolk Europa's geworden. Sie wollten auch das Herrſchervolk des Welttheils werden, das iſt ihnen aber nicht geglückt. Noch immer ſind bei den andern Völkern Europa's viele Leute, die jeder franzöſiſche Lakai oder Salbenkrämer, nur weil er franzöſiſch ſpricht, ſchon durch ſeine bloße Gegenwart in eine Art knechtiſches Staunen verſetzen kann. Dieſes Herrenvolk, das aber auch ein Lakaienvolk heiſſen kann bei denen, die ſie auf ihre rechte Stelle ſetzen, will immer nach oben, und hat es eben wieder mit uns verſucht, und iſt untergelegen. Ich wette, ſie werden nun mit den Mützen in der Hand kommen, ja ſie kommen ſchon damit, und ich zittre faſt, daß diejenigen endlich mit den Mützen in der Hand ſtehen werden, welche ſie auf dem Kopfe haben ſollten. Die Franzoſen werden ſich nicht ſchämen, wie im Frühling 1814, die jüdiſchen und kriechenden Bettler zu machen. Bei ſolchen iſt man verloren, wenn man ſich mit ihnen einläßt; denn ſie ſind vornehme Bettler. Iſt der vornehme Bettler einmal innerhalb der Thürangeln, ſo muß man ihm auch wider Willen aus Ueberdruß und falſcher Schaam zehnmal ſo viel geben, als dem armen ehrlichen Lump, der mit leiſe flehender Stimme demüthig vor der Thüre ſtehen bleibt, und ſeine Hand oder ſeinen Hut für ein paar Pfenninge öffnet.

Was müſſen wir daher wünſchen? Daß die hohen Herrſcher und ihre Miniſter, welche jetzt das Schickſal Frankreichs und Europa's in der Hand haben, ſich mit den Bettlern gar nicht einlaſſen, ehe ſie unter ſich feſt abgemacht haben, was wir übrige Tauſendfaltigbeſchädigte von Frankreich erhalten ſollen. Laſſen wir dieſe vorher über die Thürſchwelle, ſo fürchte ich, wir bekommen wieder nichts — und das hieße: Wir hätten uns das zweite oder dritte Jahr nach dem Frieden längs der ganzen franzöſiſchen Gränze wieder in Kriegsrüſtung aufzuſtellen.

V.

Joachim Mürat bei ſeiner Rückkunſt in Neapel nach dem glorreichen Feldzuge vom Frühlinge 1815.

Ich habe an mehr als einer Stelle meiner kleinen Schriften geſagt, nicht geweiſſagt, — denn Gott und die Geſchichte weiſſagen jetzt genug, ſo daß man ohne große Prophetengabe manches Zukünftige vorherſagen kann, — Gott habe Napoleon und ſeine Marſchälle und die verruchteſten und kühnſten Verbrecher der Revolution nur darum ſo lange geſpart, damit den ſchwarzen Krähen die letzten geſtohlnen Pfauenfedern ausgerupft würden, damit alle erlogene Diebsehren gezeigt würden, was ſie ſind, damit ſie in einem langen breiten Spiegel alle ihre Schanden enthüllt ſähen, ja an dem langſamen Feuer der Schande gebraten würden.

Und gottlob die Erfüllung iſt da, und ſie ſpiegeln ſich darin und ſie werden daran gebraten, und haben, weil ſie Knechte und Diebe ſind, die Geduld, in aller der tauſendfältigen Schande zu leben. O wenn nur Einer bei dem zuſammenbrechenden Glücke den Muth hätte, freiwillig den Tod zu ſuchen, er würde doch noch einen letzten Schimmer werfen auf ein ſchändliches und beflecktes Leben, man würde doch noch etwas von einem Manne in ihm ahnden. O ſie werden alle, wie viele ihrer ſind, um ihre Schätze betteln, und, wenn man ihnen die nimmt, um das elendige und jämmerliche Leben. Murat, weiland Großherzog von Berg und nun gottlob auch der Weilandkönig von Neapel, hat für ſie alle geſprochen. Dieſer Elende, der nach dem Verluſte des Königthums ſo leicht eine gute öſtreichiſche Kugel und ein paar ungariſche Säbelhiebe, die ihn zur Ruhe brachten, hätte finden können, kam nach dem Untergange ſeines Heeres unverſehrt nach Neapel, und ſtellte ſich vor ſeine Königin. Der bunte Gaukler, den wir kennen, ſagte ihr die Worte, die er für die ganze ſchwarze Bande geſagt hat: *Königin, ich bin wieder da; ach! ich habe nicht ſterben können.* (Me voici, Madame, hélas! je n'ai pu mourir.) O wie werden ſich dieſe Worte einmal auf dem Theater ausnehmen in einer künftigen Tragödie von dem gefallenen Könige Joachim!

VI.

Die Verbannung der Franzoſen aus den ſardiniſchen Staaten.

Durch einen Befehl des Königs von Sardinien iſt allen Franzoſen ohne Unterſchied, die ſich ſeit dem Jahre 1792 in ſeinen Staaten niedergelaſſen haben, angedeutet, dieſelben binnen drei Wochen zu räumen. Eine weiſe Maaßregel, die das Herz jedes Wohldenkenden erquicken muß. Warum läßt man ſo viele Späher und Auflaurer für das untreue Volk, die uns in der böſen Zeit verhöhnt und gemißhandelt haben, und die in der guten Zeit immer unſere Haſſer und Neider

Und Belauſcher unſeres Glückes und Misdeuter und Miserklärer deſſelben und Tadler und Verleumder aller Schritte und Maaßregeln der teutſchen Regierungen ſeyn werden, als unſchuldige und gute Freunde unter uns wohnen? Wahrlich ich ſage es, aus dem Karakter des franzöſiſchen Volkes: hätten wir franzöſiſche Landſchaften erobert und behalten, und wären uns dieſe von ſiegreichen Heeren der Franzoſen wieder abgewonnen worden, das Erſte, was das franzöſiſche Volk gethan hätte im Siegestaumel, wäre geweſen, daß es dieſe nicht weggejagt, ſondern todtgeſchlagen hätte. Es iſt doch Gnade genug, wenn man ſeinen Feinden, die einem alles Böſe gebracht und gethan haben, nichts weiter thut, als daß man ihnen ſagt: Nehmt eure Habe und geht wieder hin, woher ihr gekommen ſeyd. Denn bei den meiſten dieſer Landplager, die ſich von dem Marke unſers armen Volkes fett geſogen haben, hätten wir wohl das gültigſte Recht, eine kleine Nachſicht zu halten und ſie ein wenig auszubeuteln.

VII.

Die Franzoſen und wir: oder wie wir uns ſelbſt zuerſt vergeſſen.

Ich leſe in mehreren teutſchen Zeitungen die allerpathetiſcheſten Ausmahlungen des Unglücks der Franzoſen durch ihre Partheiungen, wodurch ſie ſich in der Vendée und in einigen Städten jetzt zerfleiſchen, indem einige die weiſſe, andere die dreifarbige Fahne aufpflanzen, einige Bonaparte, andre Ludwig der Achtzehnte, dritte Freiheit und Gleichheit ſchreien. Das Unglück iſt freilich der Natur, daß man darüber nicht lachen darf, ſelbſt wenn es unſern ärgſten Feinden wiederfährt; aber mehr bedauren ſollten wir doch die Franzoſen nicht, als uns ſelbſt, zumal da von dieſen Unglücklichen wenige ſo gut ſind, daß ſie uns Glück und Gerechtigkeit wünſchen. Es iſt in der That recht rührend zu leſen, wie die teutſchen Zeitungeſchreiber und Pamphletiſten das fremde Elend ſo tief fühlen und das Eigene nicht zu bemerken ſcheinen. Was würde denn dieſen Franzoſen ſo Schreckliches wiederfahren, wenn ein König von Guienne, ein Großherzog vom Delfinat, ein paar Seeherzöge von der Normandie und Bretagne, ein Markgraf von Hochburgund u. ſ. w. entſtünde, und wenn dieſe Vortrefflichen als unabhängige und mit aller Souveränetät gerüſtete Selbſtherrſcher einander ſelbſt und ihrem Volke je alle fünfzehn oder zwanzig Jahre ein wenig die Hälſe brächen und das überflüſſige Blut abzapften? Haben wir das nicht zwei Jahrhunderte gethan, haben wir uns nicht in den traurigen Bürgerkriegen nun zwei Jahrhunderte ſelbſt zerriſſen und zerfleiſcht? haben eben dieſe Franzoſen, die uns nun ſo jammern, die aber unſeres Leides und Elends nie gejammert hat, nicht immer auf das thätigſte und ſchadenfroheſte dahin gewirkt und gezettelt, daß wir Teutſche nie mehr ein Volk der Macht und Freiheit werden können? Das iſt ihr Streben geweſen von Heinrich dem Vierten bis auf dieſen Tag, und ich denke, die jüngſten Furchen, die ſie durch uns gezogen haben, ſind noch friſch genug. Wir wollen nicht unmenſchlich Unglück und Verwüſtung auf andere Völker herabwünſchen, ſondern jedem, der durch eigene Kraft und Tugend glücklich und frei ſeyn kann, Glück und Freiheit gönnen und wünſchen; aber billig ſollten wir doch immer unſeres eigenen Elendes zuerſt gedenken und es dem Volke als etwas zeigen, das vor allen Dingen zuerſt abgewendet und gekehrt werden muß. Oder wollen wir mitten im brennenden Ruin der Zeiten uns wieder gebehrden, wie immer, als wenn wir für alles Fremde tauſend Ohren und Augen und Gefühlsnerven hätten, und für das Eigene mit tauſendfaltiger Blindheit geſchlagen und mit der ſchwieligſten Gefühlloſigkeit überwachſen wären?

Druckfehler.

Seite Zeile

30 — 1 ſtreiche das Wörtche ne aus.

65 — 5 v. unten für Bataillone lies Bataillonen.

68 — 7 v. unten für abgenommen lies abgewonnen.

69 — 7 v. unten für dem Elende lies im Elende.

71 — 10 v. oben für enen lies jenen.

VIII.

Noch Einiges über und zu unſerm großen Prozeß mit den Franzoſen.

Gott ſitzt wieder zu Gericht und hat die Kaiſer und Könige und Erſte Miniſter und Feldmarſchälle als Schöffen und Beiſitzer nach Paris geladen, daß ſie dort gerecht und gut nach ſeinem Willen richten, und den großen Prozeß aller Völker mit den Franzoſen ſo ſchlichten, daß das erſchöpfte und verblutete Menſchengeſchlecht einmal wieder athmen und die ſtillen und frommen Künſte wieder treiben könne, ohne deren Uebung ganz Europa endlich in eine traurige Rohheit und Barbarei verſinken müßte. Bei einer ſo großen Sache, die in der That eines jeden Europäers Sache genannt werden kann, iſt es wohl erlaubt, einzelne Punkte, die bei dem Prozeß in Frage kommen können, wieder zu bedenken und zu erörtern, und die eigenen und die fremden Anſichten und Meinungen darüber ein wenig umzuſchütteln und zu ſichten. Man kann, da die Franzoſen mit denſelben fuchsſchwänzenden Liſten und loſen Künſten immer wiederkommen und das politiſche Blindekuh mit dem armen Teutſchland immer von vorne wieder beginnen, auf manche Dinge nicht genug hinweiſen und manche Sachen nicht oft genug ſagen. Damit ich mir ſelbſt und den Zuhörern indeſſen nicht zu langweilig werde, will ich die politiſchen Schwalben im Fluge zu ſchießen ſuchen und mit leichten Schritten über das große Leichenfeld und das Volk des Verderbens hineilen.

Sie haben ihren Aufzug wieder durchgeſpielt von dem erſten März bis zum erſten Julius dieſes Jahrs, und wenn das Böſe, ja das Scheußliche nicht zu dick vor unſern Blicken aufgethürmt läge, ſo könnten wir zuweilen meinen, daß wir über ſie im Wahne des Zorns ſeyen, und ſie viel ſchlechter ſehen, als ſie ſind; denn die, welche uns Meineidige und Blutbefleckte dünken, treten mit einer gar natürlichen Unſchuld und Unbefangenheit auf, und ſtellen ſich den Fürſten und den Völkern ſo gegenüber. So weit geht ihre Unverſchämtheit und ihr Vertrauen auf Gnade und auf Vergebung und Vergeſſung aller ihrer Schanden und Hinterliſten, die ſie bei ihnen ſelbſt und in der Fremde begangen haben, daß ſie ſich auch jetzt wieder nicht als die Schuldigen, ſondern als die Unglücklichen, nicht als die Opfer ihrer Laſter, ſondern als die Opfer des Verhängniſſes hinſtellen, und auf das pochen, wodurch ſonſt Völker dem Untergange überliefert und Verbrecher auf die Henkerbühne geſchleppt ſind. Dieſe, die nun fünfundzwanzig Jahre alles, was Tücke und Verruchtheit bis in den Tiefen der menſchlichen Natur Gräßlichſtes und Bübiſcheſtes hecken kann, durchgemacht haben, nennen ſich bei Schanden, wobei allen biedern Völkern die Haare zu Berge ſtehen, höchſtens die Verblendeten und Verirrten; ſie nennen diejenigen um das Vaterland wohl verdiente und für das Vaterland edel gefallene Männer, welche mit ihrem ſchwarzen Anführer nichts als Raub und Mord und Verderben gegen uns ſchnoben und dies laut bekannten, und nun verlangen ſie, wir ſollen dieſes Land der Lüge und Bosheit ehren und bemitleiden, ſie, die uns bald zwanzig Jahre nicht als Menſchen, ſondern als Kannibalen behandelt haben, die uns hundertmal mit der verhöhnendſten Frechheit und Unmenſchlichkeit ins Angeſicht erklärt haben, wir müßten die Schmach ſchon dulden, weil wir unterjochte Sklaven ſeyen; denn wir mögten an den Ketten ſchütteln, wie viel wir wollten, wir würden ſie doch nicht zerbrechen? Dieſe ſchreien uns nun wieder das ſchöne und herrliche Frankreich, das liebenswürdige und tapfere Volk, Paris der Mittelpunkt der europäiſchen Bildung, die Mutter aller Künſte und Wiſſenſchaften vor, daß uns die Ohren ertauben mögten; dieſe erklären durch einen ihrer würdigſten Sprecher, durch Fouché, der auch Herzog von Otranto genannt wird, in einem Briefe an Wellington, der als Sieger ſie betriumphirend in ihre Hauptſtadt einzieht: „das haben ſie ſich einmal vorgenommen, und darauf haben ſie ſich geſetzt, ein großes und freies Volk wollen ſie ſeyn, als ein ſolches wollen ſie leben und ſterben, eine freie und großartige Verfaſſung wollen ſie haben, eine der engliſchen ähnliche, wenn nicht eine beſſere, Verfaſſung als die engliſche, doch wenigſtens keine ſchlechtere; denn das meinen ſie zu verdienen.“ Und auf dieſe und auf ähnliche Weiſe, oder vielmehr auf hundert und tauſend ähnliche Weiſen geht es in tauſend Klängen und

Anträgen und Anſpielungen und Hinſpielungen athemlos fort, und ſie mögten die Fremden, wenn ſie es könnten, wieder dumm und taub ſchwatzen und ſchreien, und ſie zum zweiten Male als die Betrogenen und Ausgelachten aus Paris in ihre Heimath ſchicken. Für uns, die wir gern Gottes Gericht ordentlich gepflogen und das Gute von dem Böſen gründlich geſchieden ſähen, ſind manche Zeichen der Zeit, wie ſie im Fluge vor uns überwandelt, wahrlich keine erfreuliche. Vor allen aber iſt es unerquicklich und für viele rechtliche Männer ſogar empörend, daß ſolche, die uns unter dem Kaiſer Napoleon Bonaparte weiland ſo unſägliches Leid gethan haben, bei der neuen Regierung wieder obenan geſtellt ſind, gewiß mit einem großen Zuſammenhange der ganzen Rotte, die ſichtbar und unſichtbar unter ſich immer feſt verbunden bleibt und dieſe vorſchiebt, damit ſie die übrigen Sünder und Verbrecher mit dem weiten Mantel der Majeſtät bedecken. Man erſtaunt billig, wenn man Fouché unter denjenigen lieſt und hört, die als Miniſter im Rathe des Königs obenan ſitzen werden, dieſen finſterſten und grauſamſten Knecht jedes blutigen Deſpotismus, durch den die Kerker und die Richtſtätten mit unſchuldiger Opfern und Leichen gefüllt ſind, und über den von Madrid bis Warſchau und von Hamburg bis Genua viele Tauſende Flüche des Wehs ausgeſtoſſen haben. Dieſer ſoll nun wieder mit den fremden Herrſchern die künftige Ordnung Frankreichs berathen und einleiten helfen. Dabei könnte einem übel zu Muthe werden, ſelbſt wenn ein ſolcher Mann — was doch wohl eben nicht möglich iſt — ſogar das Gute und Gerechte wollen könnte; denn heilig iſt der Glaube der Völker, welcher meint, daß derjenige, der lange Zeit ein Geräth des Unglücks und der Ungerechtigkeit geweſen iſt, nicht als ein Geräth des Glückes und der Gerechtigkeit wirken kann.

Es ſcheint mir überhaupt ein Unglück zu ſeyn für die Franzoſen und für die Europäer alle, daß der arme unglückliche König von Frankreich, Ludwig der Achtzehnte, gleich wieder in die Hauptſtadt einzieht und in alle Verhältniſſe und Verhandlungen mitten hineingeſtellt wird. Die große Sache iſt mit den Waffen abgemacht und entſchieden, und nach Waffenrecht und mit Waffenkraft ſollte auch das Uebrige, wenn nicht bis zum Ende geſchlichtet, doch im Anfange eingeleitet werden. Erſt müßten alle Schäden kräftig geheilt, alle Anſprüche geſchlichtet, alle Verhältniſſe, wie es denn künftig ſeyn ſoll, rein feſtgeſetzt werden, und dann könnte Ludwig der Achtzehnte, falls er dann noch wollte oder falls man ihn noch wollte, auch wieder eingeführt werden. Wir betrachten einmal ſeine Lage und die Lage der fremden Herrſcher zu den Franzoſen — und das, worauf es bei dieſer Betrachtung ankommt, wird ſich dann meiſtens von ſelbſt ergeben.

Ludwig der Achtzehnte, ſeinem Gemüthe nach ein ſtiller, freundlicher und verſtändiger Fürſt, der in ſeiner Jugend nicht daran denken konnte, einſt auf dem Throne Frankreichs zu ſitzen, hatte ſein Leben den ſtillen Studien gewidmet, und zu einer Zeit, wo viele Prinzen aus dem Hauſe

Kapet wegen Laſter und Ausſchweifungen, einige auch wegen ſchlechter Thaten, ein böſes Gerücht bei dem Volke hatten, ward von ihm nicht geredet. Das Volk kannte ihn vor der Revolution kaum, wenigſtens wurde er wegen ſolcher Dinge nicht genannt, die das Volk aufbringen konnten. Dieſer Fürſt hat über zwanzig Jahre im Elende gelebt und iſt ein Greis geworden, und der ungeheuerſte Wechſel und Umſchwung der Dinge, den ſich vor drei Jahren Wenige kaum denken konnten, hat den Stillen und Sanften auf den Thron geſetzt, worauf ſeit dem Ende des Jahres 1799, alſo über vierzehn Jahre, ein wildes Ungeheuer von einem Tyrannen mit eiſerner Seele gewüthet hatte. So wie dieſe wunderbare Begebenheit durch die außerordentlichſten Erfolge und das ſeltenſte Zuſammentreffen der Umſtände eingetreten war, eben ſo war auch die Art, womit die ſiegreichen Herrſcher im Frühlinge 1814 Ludwig den Achtzehnten wieder in Frankreich einführten und in die königliche Würde einſetzten. Als wäre eine Zeit von zwanzig Jahren und drüber, die wir in wilden Getümmeln und endlich in den blutigſten Schrecken und dem bitterſten Elende hatten verleben müſſen, ein Wundermährchen oder ein wüſter Traum geweſen, ſo wurden alle Gräuel vergeben und vergeſſen und alle Schanden des übermüthigen Volkes mit dem weiten und warmen Königsmantel zugedeckt und alle Verbrecher gegen ihn und ſein Haus und alle fürchterlichſten Verbrecher gegen die Völker wurden als Rechtliche und Würdige hingeſtellt; auch nicht ein Einziger ward beſtraft. Ludwig ward in den ſtachlichten Bienenſchwarm hineingeſetzt er wäre toll geweſen, wenn er darin gerühet hätte. Man übergab ihn den Marſchällen, Miniſtern, Generalen, Staatsräthen und Polizeimeiſtern der Jakobiner und Bonapartens; man ließ die ganze Bande, die ſich in der Gefahr noch feſter zuſammengeſchloſſen hatte, als ſie vorher war, beiſammen; man führte die Soldaten des Tyrannen auf das geſchwindeſte und freundlichſte aus der Gefangenſchaft zurück — und man meinte, Ludwig ſolle unter dieſen und über dieſe als König von Frankreich herrſchen. Das konnte er nicht, denn ihm gehörten freilich alle Namen und Titel, aber keine Macht, und Napoleon regierte in der That immer noch fort mit ſeinem Geiſte und mit dem ganzen Geräthe ſeiner Herrſchaft. Auch muſte Ludwig, der wirklich nur ſein hohles Bild geweſen war, gleich das Feld räumen, ſobald die Nachricht erſcholl, Bonaparte ſey mit tauſend Mann in Südfrankreich gelandet. So ſchwach hatte der alte König auf dem Throne geſeſſen, daß nicht ein Tropfen Blut für ihn vergoſſen ward, als der Korſe heran zog; ſo ohnmächtig war er durch den Willen ſeiner Helfer, und ſo arm an Beiſtand und Entſchluß derſelben, daß von dem ganzen groſen Frankreich auch nicht Eine Feſtung das lezte Reich Ludwigs des Achtzehnten genannt werden konnte: er war in ein paar Wochen wieder, was er über zwanzig Jahre geweſen war, der König Ohneland,

So hat er nun wieder ein trauriges Vierteljahr verſeſſen unter Fremden, ein verſchmäheter und verjagter König, und zwar ein faſt ohne Waffen und Krieg verjagter König. Und was hat er gethan? Wahrlich die Herrſchaft muß das begehrlichſte und ſüßeſte aller Dinge ſeyn, weil ſelbſt eine ſolche Herrſchaft über ſolche immer wieder gewünſcht wird. Was hat Ludwig der Achtzehnte gethan, oder vielmehr, was hat er die Seinigen, die mit ihm aus Frankreich geflohen waren, thun laſſen? Sie haben uns zum Spott, uns, die ſie baten, ſie mit bewaffneter Fauſt wieder in das franzöſiſche Paradies zurückzuführen, nichts als Loblieder vorgeſungen auf das liebenswürdige, treue, vortreffliche franzöſiſche Volk, das ſie von ſich ausgeſtoſſen hat; ſie haben uns zu beweiſen geſucht, daß es unter demſelben wohl ein paar Dutzend Verbrecher und einige tauſend Irregeleitete und Verführte geben mag, daß aber die Mehrzahl durchaus treu und redlich iſt, und ſich auſſer Athem ſchreien wird vor Freude, wenn wir unſre Knochen dran ſetzen und ihnen ihren vielgeliebten und vielerſehnten Ludwig wiederbringen. — Und jetzt, nachdem Gott und der Zorn der Völker auf den Gefilden Brabants Gericht gehalten hat, welche Erklärung giebt dieſer König? etwa eine ſtolze und königliche? Nein, wahrlich nein. Talleyrand hat ſie wieder für alle gemacht; es geht alles hinein, Schwarz und Weiß, Gerecht und Ungerecht, Biedermann und Schelm. Das Volk iſt das unſchuldige, höchſtens das betrogene und verirrte, allen ſoll verziehen werden, ein paar ausgenommen; (warum werden ſie nicht genannt?) der König allein hat ſich geirrt, er allein durch ſeine Mißgriffe und durch die Befolgung verkehrter oder böſer Rathſchläge iſt ſchuld an dem jüngſten Unglück; er verſpricht ſich zu beſſern und hinfort in einem neuen (d. h. talleyrandiſchen)

Leben zu wandeln; er will ſich zwiſchen das Volk und zwiſchen den Zorn der Herrſcher und der Völker ſtellen, die von Frankreich ihr Recht fordern können, und will ihnen beweiſen, daß ſie nichts mehr verlangen können, als daß er wieder auf den Thron geſetzt werde; er bekennt ihnen endlich ganz rund, Frankreich ſehe ſein zartes Herz für ſeine Kinder, denn er und die Seinigen haben auch nicht einen Tropfen franzöſiſches Blut vergieſſen wollen, deswegen haben ſie ſich fern von den Schlachten und Gefahren gehalten: zur Wiederherſtellung habe man die nordiſchen Barbaren kommen laſſen, deren Dummheit einmal gewohnt ſey, für Andre vergebliche Arbeit zu thun.

So haben wir es gehört, und ſo folgen die Thaten hinterdrein. Er und Talleyrand und ein halb Dutzend Marſchälle und Generale, und ein paar hundert Offiziere, die meiſtens erſt zu ihm überlieſen, als die ſchwarzen Gewitterwolken des Krieges ſich drauſſen um Frankreich zuſammenzogen, und ein paar tauſend armſelige Emigranten aus der alten Schule, die weder von dem blutigen noch von dem göttlichen Herzen des Zeitalters eine Ahndung haben — alle dieſe ziehen nun hinter Blücher und Wellington her, und erzählen uns, wie das gute und treue Volk ſpringt und jauchzet, daß der Urenkel von Ludwig dem Heiligen und Heinrich dem Vierten wiederkommt. So die Pariſer in ihrer Art. Nichts als Jauchzen und Jubelklänge, nichts als Tänze und Umarmungen, Umknieungen, Thränen in allen Augen und Freude in allen Herzen. Und dies mußte ſo ſeyn, denn die Affen können nichts Anderes, als bethören oder ſich bethören laſſen. Aber daß der König dieſen ſchmeichelt, dieſen gleichſam abbittet, als habe er gegen ſie verbrochen, daß er ihnen Empfindungen und Aeuſſerungen dieſer Empfindungen anlügt, die ſie für ihn nie hatten noch zeigten — dieſen Pariſern, die ihn mit Hohnlachen und Huſſa aus den Thoren ziehen und vor einer Handvoll Soldaten fliehen ſahen, welche niemals in Paris einzogen, wenn ſie das Rechte hätten thun wollten — daß der König dies thut, daß er ſo die Majeſtät vor dieſem Volke wieder in den Staub wirft, das iſt ein böſes Zeichen. Nein, aus Macht und Gewalt hätte er ſprechen müſſen, wenn er den König fühlte, ſelbſt dann ſo ſprechen müſſen, wenn er keine Gewalt hatte. Aber er hat hier ſprechen müſſen für die Böſen zu den Böſen. Es ſollen die Thore der Gnade auf das weiteſte aufgethan werden, es ſoll allen verziehen werden, damit ſie fein beiſammen bleiben. Sie flüſtern und raunen ſich gewiß wieder zu: „Wir warten des dritten Aufzuges; wir kommen aus dem zweiten gottlob wieder mit heiler Haut heraus, und wollen uns dann beſſer vorſehen, daß die dummen Barbaren uns nicht ſo mannſtark auf den Hals kommen können. Mag aus Bonaparte werden, was er kann; dieſer Ludwig iſt alt und abgelebt und kann es nicht lange machen; ſeine Sippſchaft hat keine Kraft und Würde zur Herrſchaft; wir können endlich doch noch wohl einen Herrn und ein Reich, das uns allen paßt, fertig kriegen.“

So ſteht Ludwig der Achtzehnte unter den Franzoſen und ſo haben ſie ihn. Wäre er ein kräftiger rüſtiger Mann, fühlte er den König mehr, ſo müßte er allerdings ganz anders auftreten und ſprechen; er müßte ihnen jetzt gradezu erklären: er wolle nimmer herrſchen, oder auch die großen Verbrecher nach der vollen Strenge ihrer Verbrechen geſtraft wiſſen; nicht grauſam, nicht blutig, aber in ernſter Majeſtät müßte er die Rotte von Böſewichtern ächten und zermalmen, welche die Schande Frankreichs und nicht, wie er ſagt, das Schrecken, ſondern der Abſcheu Europas ſind. Da aber eben dieſe ſich ſeiner Perſon bemächtigt haben, da diejenigen unter ihnen, die wir als die Anführer der befleckten Bande kennen, in ſeinem geheimen Rathe oben ſitzen und ihm die Worte eingeben, die er zu ſeinem Volke und zu den Völkern ſprechen ſoll, kurz da er der Mann der Kraft und Majeſtät nicht iſt und nicht ſeyn kann, den die Zeit verlangt, ſo ſollte man ihn hinter den Vorhang ſchieben und erſt dann vortreten laſſen, wann die großen Scenen des gewaltigen Trauerſpiels durchgeſpielt ſind. Nun ſo wie die Sachen und die Perſonen ſtehen, iſt Ludwig weder Herr ſeiner ſelbſt noch der Franzoſen und kann alſo das Amt nicht führen, was die Vorſehung demjenigen aufgelegt hat, der hier nach Napoleon und den Jakobinern die Zügel erfaßt.

Vor drei Monaten, als Napoleon von der Inſel Elba entronnen und Ludwig der Achtzehnte aus Frankreich verjagt war, ja noch vor vier Wochen war alles anders. Da ſtand noch vieles in der Macht der Franzoſen, was ihnen die Schlacht vom 18. Junii genommen hat. Sie haben ſich des ſtillen Völkerrechts begeben, ſie haben an das Schwerdt gewettet, ſie haben die Wette verloren, und die große Entſcheidung ſteht bei den Herrſchern der Verbündeten. Dieſen hat Gott jetzt die königliche Macht über Frankreich gegeben. Sie ſollen ſie königlich gebrauchen. Bei ihnen ſteht es jetzt, Frankreichs und Europa's Schickſal zu beſtimmen, für Wildheit und Unordnung Frieden und Gerechtigkeit zu ſtiften, und diejenigen zu ſtrafen, welche mit Napoleon nicht allein Frankreichs Glück ſondern auch Europa's Glück zerſtört und gegen alle urälteſten und urälteſt erkannten Heiligthümer und Rechte der Menſchheit und der Völker verbrochen und gefrevelt haben. Wann ſie dies vollbracht haben, dann mögen ſie heimziehen ein jeglicher in ſein Land, und dann mag allenfalls auch ein Mann, wie Ludwig der Achtzehnte iſt, noch ein Jahrzehend ruhig auf dem Throne Frankreichs ſitzen können. Denn grade die Franzoſen — was ſie uns auch gern anders einbilden mögten — ſind das Volk, das am geduldigſten gehorcht, jemehr ſie zertreten werden. Ihre Tyrannen Ludwig der Eilfte, Richelieu, Ludwig der Vierzehnte, Napoleon die haben ſie leicht beherrſchen können: wer keine Liebe hat, der will durch Furcht gezügelt ſeyn.

Sagt man mir, die Grundſätze, die ich hier bekenne, ſind ſchlechte, ſind mit meinen eigenen früheren im geradeſten Widerſpruche, ziemen vielleicht einem Despotenknecht und Hofſchranzen, aber keinem freien Manne, ſo ſage ich: Nicht alſo. Ein Volk, das ſich im Zuſtande des Rechts gehalten hat, darf allerdings von den Nachbarn begehren, daß man es als ſolches gewähren und leben und ſich einrichten laſſe, wie es ihm immer gefalle. Ob es despotiſch oder frei, monarchiſch oder republikaniſch regiert ſeyn wolle, ob es einen Klotz oder einen Storch zum König haben wolle, ob es ſeine Könige und Obrigkeiten abſetze, einkerkere oder hinrichte, es nach tollen oder weiſen, nach alten oder neuen, nach aſiſchen oder europiſchen Geſetzen beherrſcht ſeyn wolle, das alles gehe die Fremden nichts an, und es ſey ein ungebührlicher Eingriff in das heiligſte Recht der Völker, wenn ſie ſich in die Händel, die über ſolche und ähnliche Dinge entſtehen können, und überhaupt, wenn ſie ſich in die inneren Angelegenheiten eines Volkes miſchen wollen. — Alles dieſes geſtehen wir zu, und geſtehen ein, daß es auch unſre Grundſätze ſind; wir behaupten aber zugleich, daß dieſe Grundſätze nicht mehr anwendbar ſind für die Franzoſen. Sie ſind in dieſer Hinſicht rechtlos geworden, und ſtehen rechtlos und entwaffnet vor uns. Wie? dieſe, die nun in zwanzig Jahren bewieſen haben, daß ihnen die heiligſten Dinge nur eine Gaukelei geweſen ſind; dieſe, die aller Völker Verfaſſungen und Rechte gebrochen und mit eiſerner Unbarmherzigkeit und tückiſchem Hohn frech ausgeſprochen haben, ihre, die franzöſiſchen, Geſetze müſſen für alle gelten, ihr Wille müße Geſetz, ihr Koder muß Koder der Völker ſeyn; dieſe, die mit den Waffen in der Hand eben noch Raub und Wuth und Zerſtörung gegen alle Völker ſchnoben, wollen ſich nun auf ein Geſetz der Milde und der

Ordnung berufen, das ſie uns gegenüber nie gehalten haben und das ſie ihrer eitlen und wankelmüthigen Natur nach nie halten werden. Nein, eine Bande von Banditen und Meineidigen darf ſich nicht Volk nennen, noch ſagen, daß ſie ein Volk von 25 Millionen Seelen vertrete. Das mögten ſie gern, und das predigen uns auch ihre Freunde und Anhänger, daß unſere Herrſcher und die ſiegreichen Heere nach ſo ſchweren und blutigen Arbeiten, durch welche ſie nach Frankreich gekommen ſind, zum zweiten Male wieder abzögen und mit unerhörter und beiſpielloſer Großmuth der Welt erklärten, ſie wollen die Franzoſen wieder ihnen ſelbſt überlaſſen, dieſe mögen Ludwig den Achtzehnten wieder wegjagen oder behalten, ſie mögen zum zehnten und fünfzehnten Male verſuchen, ob nicht endlich eine Verfaſſung zu fertigen ſey, die gegen alle Stürme und Angriffe der Partheien und gegen alle Launen, Einfälle und Sprünge des Volkes aushalte.

Ich will hier auch nicht den Grundſatz aufſtellen noch vertheidigen, daß die verbündeten Herrſcher den Franzoſen gradezu eine Verfaſſung aufdringen und befehlen ſollen, obgleich die Franzoſen ſich gegen ſie allerdings in die Stellung geſetzt haben, daß ſie das dürften, wenn das ſchreckliche eben nicht menſchliche aber doch auch völkerrechtliche Gleichvergeltungsrecht (Jus Talionis) gegen ſie gebraucht werden ſollte. Das aber iſt das Recht der Verbündeten und ſogar ihre Pflicht gegen ſich und ihre Unterthanen, daß ſie die Franzoſen, mit welchen neuen Verfaſſungen und Geſetzen dieſe

Univ.-Bibl.

ſich auch ſchmücken und damit gaukeln mögen, in die Lage ſetzen, daß ſie uns mit dieſen ihren neuen Verfaſſungen und mit ihren Erſten Konſuln und Kaiſern und Königen, die es ihnen zu machen beliebt, nicht jedes zweite Jahr, wie ſie nun länger als zwanzig Jahre gethan haben, mit zermalmender Laſt auf den Leib fallen und uns die Koſten ihrer politiſchen Herrlichkeiten und Probeſtücke tragen laſſen. Denn dieſe hätten wir wieder recht gutmüthig und blutig getragen, wenn wir, nachdem der arme Schattenkönig von unſern ſiegreichen Heeren eingefühet wäre, mit der größten Eile, ohne in Paris etwas weiter als einen Trunk ſchlechtes Seinewaſſer genoſſen zu haben, uns wieder fortmachten und ihnen allen ihren von uns entführten und geſtohlnen Raub und alle unſre Gränzfeſtungen lieſſen, und dann, am Rheine angelangt, ſchon den Widerhall ihres Spottes und Hohngelächters hörten, und wahrlich nicht lange nachher den Kuall ihrer Kanonen. Sie haben unſre Länder geplündert und verheert, ſie haben uns unſre Schätze entführt, durch ſie ſind wir verarmt und ſind alle unſre Landſchaften von Schulden gedrückt, die ſie kaum noch tragen können; ſie ſelbſt haben bei'm Regierungsantritt Ludwigs des Achtzehnten im Frühlinge 1814 damit geprahlt, daß ihre Finanzen beſſer ſeyen, als die Finanzen aller andern europäiſchen Mächte — ſie müſſen einen Theil zurückgeben von dem Raube, ſie müſſen uns unſre alten Gränzplätze wieder herausgeben, damit wir bei uns Bürgſchaft und Sicherheit haben; dann mögen ſie drinnen ſo viele politiſche Sprünge und Umkehrungen machen, als ihnen beliebt. Denn nicht das hat die Völker dieſen Frühling 1815 am meiſten erſchreckt, daß ſie Ludwig den Achtzehnten verjagt und Bonaparten wieder auf den Thron geſetzt haben, ſondern daß ſie wußten, die Franzoſen hatten im Jahr 1814 alle die Mittel behalten, unſerer Freiheit und Ehre wieder die fürchterlichſten zu werden.

Auch müſſen die großen Böſewichter beſtraft werden, diejenigen nemlich, die nicht allein gegen Frankreich, ſondern gegen alle Völker gräßlich und blutig geſündigt haben. Dieſe zu beſtrafen fehlt es Ludwig dem Achtzehnten an Macht, vielleicht hin und wieder ſogar an einem Recht. Deswegen, hoffen wir, werden die Herrſcher die Macht und das Recht üben für den König; denn allein dadurch, daß man die Köpfe der Hyder abhauet, wird der König herrſchen können. Jetzt bedecken und verhüllen ſie nur ihre Köpfe oder verwandeln ſie wohl gar in unſchuldige Lammsköpfe; ſobald aber die Furcht weg iſt, werden ſie ſie wieder in voriger Wuth aufbäumen und die alten giftigen Tücken zeigen.

Und wir wollen nicht, daß dieſe Strafe, die wir für eben ſo nothwendig als gerecht halten, hinter Napoleon zurückgehe. Die Gräuel, die vor dem Jahre 1800 in Frankreich begangen ſind, hätten die Franzoſen faſt nur allein an ſich zu beſtrafen. Die Gräuel und Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aber, welche nach dieſer Zeit fallen, gehen mehr ganz Europa an, ſo wie die Menſchen, welche ſeit dieſer Zeit an der Spitze des Kabinets, der Polizei und der Heere für Napoleon zur Schändung und Unterjochung der Völker gearbeitet haben, doch wohl nicht kleinere Verbrecher zu nennen ſind als Napoleon. Dieſe Marſchälle und Miniſter und Oberpolizeiherren und Oberzöllner, die uns verhöhnt, gemishandelt, geplündert, unterjocht, eingekerkert, verbannt, hingerichtet haben, ſind nun durch Gottes Gerichte denen in die Hände gefallen, gegen welche ſie gefrevelt haben, den Teutſchen, den Ruſſen, den Spaniern — und wir wollten gegen ſolche, welche der Abſcheu der Erde ſind und ewig der Abſcheu des menſchlichen Geſchlechts in der Geſchichte ſeyn werden, nun die Gnädigen und Großmüthigen ſpielen? wir wollten die Köpfe lebendig laſſen, ja ſie noch wohl gar mit glänzenden Ehren ſchmücken, damit die ganze wüthende Schlange des Abgrunds ſich wieder unter ihnen ſammle und zuſammenwachſe, und zu ihrer Zeit ihre Giftſchläuche der Wuth und des Verderbens wieder über uns ausgieße?

Sagt man mir: *Aber man ſoll nicht gegen Meinungen wüthen, man ſoll Verirrungen des Kopfes, Ausſchweifungen, die aus einer Art Wahnſinn entſpringen, nicht ſtrafen; es ſind durch die ungeheure Gährung und Reitzbarkeit politiſcher Meinungen auch einige nicht ganz Schlechte verführt und misgeleitet worden*, ſo antworte ich: Wer will denn Meinungen beſtrafen? wer hat es denn mit Verirrungen einiger verbrannten Köpfe zu thun, und nicht vielmehr mit Verbrechen verruchter Herzen? Wir wollen nichts beſtraft wiſſen, als die böſen Thaten; die uns mit der abgefeimteſten Hinterliſt und Bosheit und mit der erbarmungsloſeſten Grauſamkeit und Habſucht unter Napoleon gemishandelt haben, die Soults, Davouſts, Darus, Vandammes, Fouchés, Savarys, Neys und alle ihres Gelichters — dieſe wollen wir zur Beſſerung der Franzoſen und zur Verſöhnung der Menſchheit in den Staub zurückgeſchleudert ſehen, woraus ſie ſich erhoben haben. Ja ſolche ſollten wenigſtens in Europa nicht mehr die Sonne aufgehen ſehen.

Werfen andere mir ein: Wir verdanken den Franzoſen und der großen Umwälzung, worüber Viele klagen und fluchen, auch manches Gute, die Erweckung und Aufſchüttelung der Faulheit, die Reitzung der Geiſter, die Bewegung und den Umflug mannigfaltiger und reicher Ideen; wir verdanken den Franzoſen und ihrer vielleicht kindiſchen Rückkehr immer zu derſelben Narrheit wenigſtens das, daß andere Regierungen Ideen endlich verwirklichen müſſen, die ihr Leichtſinn und ihre Unfähigkeit, Großes feſtzuhalten und zu ſchaffen, bis ins Lächerlichſte parodiert haben; ſie ſeyen alſo in ihrer Art nicht mit Einem Male ſo ganz ſtumpf und breit zu ſchlagen mit dem Blücherſchen und Wellingtonſchen Siegeshammer, ſondern man müſſe hier viel Schlechtes bei Kraft und Leben laſſen, damit anderswo, d. h. bei uns, viel Gutes dadurch emporgetrieben werde:

— ſo läßt ſich darüber nichts ſagen als über das Urtheil, das ein Einzelner endlich über die Entwickelung der Dinge fällt, in wie fern dieſe Dinge bloß als in der Gewalt Gottes oder in den Händen der Vorſehung ſeyend erſcheinen: da mag man hintennach zeigen, was man ſo vielfältig ſchon in der Geſchichte gezeigt hat, wie aus dem Uebel oft das Glück, aus der Unterdrückung die Freiheit, aus der Gährung die Klarheit gekommen iſt, ja wie der Teufel wohl oft auch ein Steinchen zu einem Gotteshauſe hat tragen müſſen. Wenn die Dinge aber aus der Gewalt Gottes in die Gewalt der Menſchen gekommen ſind, ſo tritt jenes Urtheil billig zurück; denn der Menſch, der höchſtens nur ein Stücklein Vorſehung iſt und die Geburten der Zukunft weder überſchauen noch lenken kann, ſoll das Böſe verurtheilen, wo es ſich findet, er ſoll es beſtrafen, wo er nur kann. Denn nicht die Ideen ſollen geächtet werden, ſondern die Verbrechen, die unter ihrem Scheine begangen ſind; und bei dieſen darf er wohl nachurtheilen in künftiger Zeit, aber er darf nicht verzeihen und geſchehen laſſen, wie Gott wohl oft zu verzeihen und geſchehen zu laſſen ſcheint.

Und gehören denn diejenigen Ideen, die in dem Gewimmel und Getümmel der Begebenheiten des letzten Vierteljahrhunderts vielleicht einige fruchtbare Keime ausgeſtreut haben und mitten in dem Unglück und Gedränge des Augenblicks immer noch wohlthätig fortwirken, allein den Franzoſen an? ſind ſie nicht ſo alt als die Staaten? ſind ſie nicht von anderen Völkern ſowohl in dieſer Zeit, worin wir leben, als in früherer Zeit auch erkannt und vielfältig geübt und angewandt worden? und würden ſie, die man im guten und im böſen Sinn eine wahre Influenza des Zeitalters nennen kann, auch ohne die Wildheiten und Tollheiten der franzöſiſchen Umwälzung nicht ihren gewaltigen Kreislauf durch die Herzen und Köpfe der Menſchen gemacht haben? — Und was verdanken wir denn den Franzoſen dabei am meiſten? etwa, daß ſie nie aufgehört haben von Menſchenrechten und Verfaſſungen und Freiheit und Gleichheit und von den Verhältniſſen der Geſellſchaft und von den Ordnungen und Maaßen und Gewichten der verſchiedenen Gewalten zu ſchwatzen und zu klingeln? ſelbſt zu jener Zeit noch davon zu klingeln, als ein fürchterlicher Tyrann ihnen faſt das Athmen, wie vielmehr denn das Denken beſpähete, und als ſie uns und den andern europäiſchen Völkern, die ſie um Ehre und Freiheit und Selbſtſtändigkeit betrogen hatten oder betriegen wollten, einzubilden ſuchten, bei ihnen, unter der Regierung des mildeſten, gerechteſten und ſiegreichſten Napoleons, ſey alles glücklich, gerecht und frei? O ſie haben das Heiligſte und Aelteſte des Menſchengeſchlechtes, wodurch wir allein eine Geſchichte haben, durch Worte und Thaten entweihet; ſie haben dem Pöbel zum Spott und dem Tyrannenknecht zum Gelächter gemacht, wofür ſo viele große Männer aller Jahrhunderte tapfer gelebt haben und tapferer geſtorben ſind; und ſie thun noch jeden Tag ſo, und geben dem ſchläfrigen Dummkopf und dem verſchmitzten Diener ſtummer Gewalt faſt Recht, wenn dieſe uns ſagen: Was ſollen alle die vornehmen Klänge, die vornehmen Tugenden und Thaten, ja Tode für das unhaltbare Ding, das ihr Freiheit und ewiges Recht nennet? der blinde Gehorſam und die ſtille Geduld ſind auch doch nicht zu verachten, und am Ende lebt ſichs eben ſo glücklich dabei und vielleicht glücklicher, als bei allen Umkehrungen und Volksaufſtänden, die uns von Athen und Syrakus und Genua und Venedig bis auf die jüngſten von Paris erzählt, mit ſo ſchimmernden Worten erzählt werden. Dieſe Franzoſen haben wahrlich der wahren Freiheit mehr geſchadet durch ihre Lehren und durch die Ausübung derſelben, als ſie ihr durch die Erweckung der Menſchen aus der Gleichgültigkeit und durch die Aufſchüttelung derſelben aus der Erſtarrung genützt haben.

Mit beſſerem Glück und Recht wird bei Chriſten und Menſchen, beſonders bei teutſchen Menſchen, das Erbarmen mit den Beſiegten angerufen. Viele ſagen:

Auch die Franzoſen haben genug gelitten. Sie ſind anfangs beinahe zehn Jahre lang durch die wildeſte und gräuelvolleſte Revolution gegangen, die ihr beſtes Blut und ihren reichſten Wohlſtand zerſtört, und, wenn ſie ſie auch einige Jahre zu Räubern und Plünderern aller Länder erhob, ſie darum im Innern doch nicht reicher und glücklicher gemacht hat. Dann haben ſie vierzehn Jahre einen wilden Tyrannen dulden müſſen, der die erſten Jahre ſeiner Regierung durch ſeine Kriege Sieg und Gold nach Frankreich gebracht, aber in den letzten ſechs Jahren Volk und Reichthum und Ehre und Glück auf das beiſpielloſeſte vergeudet und verſpielt hat. Dieſer mußte einem höheren Verhängniſſe weichen, und es ſchien, er habe ſeine Rolle auf immer ausgeſpielt. Aber die ſchwarzen Geiſter der Rache und des Unglücks waren noch nicht ſatt, das franzöſiſche Volk war noch nicht elend genug; es ward noch einmal vom böſen Wahn verblendet, und empfing den Sohn des Unheils und Verderbens, der aus ſeiner Schlangenhöhle der Inſel Elba entronnen war, mit Jauchzen und Frohlocken — und er hat ihnen endlich das ſiebenfache Unglück gebracht in Vergleichung mit allem Früheren, was ſie erlitten haben. Jetzt ſind ſie erlegen unter den Fahnen des fürchterlichen Ungeheuers, das vom Glücke verlaſſen war, jetzt ſind ſie in die Hände der gewaltigen Sieger und der zornigen Völker gegeben, und ſie mögen zuſehen, wie ſie den Zorn beſchwichtigen und die Rache ablenken wollen; denn als ſie ſiegreich und glücklich waren, haben ſie die Völker verhöhnt und zertreten und nimmer Erbarmen gehabt mit den Unglücklichen und Zerſchlagenen. Und nicht Heere gießen ſich über ſie hin, ſondern eine Sündfluth der Völker, die ihr trotziger Uebermuth und Verrath gegen ſie gereizt und geharniſcht hat. Dazu ſtreitende Partheien und wüthender Aufruhr im Innern, belagerte und eingeäſcherte Städte, verbrannte und geplünderte Dörfer, ſtürmende Wuth und grimmiger Aufſtand in mehreren Landſchaften; endlich noch das Schwerſte und Bitterſte für einen Franzoſen — daß ſie ſich und ihre Hauptſtadt und die blühendſten und ſtärkſten Landſchaften in der Gewalt der Fremden ſehen müſſen. An allem dieſem, das theils verſchuldet theils unverſchuldet, immer ſchwer und ſchrecklich auf ſie fällt, haben ſie ſo viel zu tragen, und fühlen ſich ſo zerknirſcht und gedemüthigt, daß es faſt zu grauſam wäre, wenn man dieſe natürlichen Laſten durch künſtliche noch vermehren wollte. Auch wir Teutſche haben unſer ſchweres Unglück nicht ohne unſere Sünden getragen, und es wäre wohl beides unmenſchlich und unchriſtlich, wenn man unſre Soldaten in Frankreich nicht lieber zurückhalten als ſpornen, nicht lieber zur Liebe und Milde als zur Unbarmherzigkeit ermahnen wollte. Denn alle wilde Leidenſchaften treiben den Menſchen oft für lange Zeit aus ihm ſelbſt heraus und ſind nicht nur einem Heere, ſondern einem ganzen Volke gefährlich, und wurzeln von Geſchlecht zu Geſchlecht oft lange nach, wie alles Böſe, dem der Menſch ſich irgend einmal überlaſſen hat. Darum, teutſche Soldaten, wie Chriſtus lehrte und wie das Kreuz, womit ihr euch wie mit einem himmliſchen Zeichen geſchmückt habt, euch ermahnt: *Im Glücke demüthig und im Siege milde, und vergeltet nicht Böſes mit Böſem, ſondern gewinnet ſelbſt eure Feinde durch Großmuth und Freundlichkeit.*

So ermahnen uns Viele von verſchiedenen Seiten her und zum Theil mit den allerverſchiedenſten Anſichten und Abſichten, und ſuchen uns den Zorn und Haß überhaupt als eine Wuth und ein Verderben der menſchlichen Natur zu zeigen, und als eine Lehre des Gräuels, die erſt ſeit dem Sturze der Franzoſen, ſeit den letzten vier Jahren, aufgekommen ſey und deren Verkündiger billig aus dem teutſchen Volke verbannt werden ſollten. Sie ſagen, dieſe Lehre, wie andre Irrthümer menſchlicher Leidenſchaft, war anfangs vielleicht nothwendig, um die Gemüther zu entflammen, das Joch der Knechtſchaft zu zerbrechen und die Schande abzuwälzen; aber jetzt ſey ihrer genug, und es dürfe nichts mehr klingen als Eintracht, Friede und Verſöhnung der Völker. Einige von dieſen Warnern ſind uns ehrwürdig, und meinen es wirklich chriſtlich und menſchlich fromm, ſie fürchten, das teutſche Volk könnte durch Leidenſchaften zu ſehr aufgeregt und zu wild werden; andere hingegen meinen es gar nicht weder chriſtlich noch menſchlich noch teutſch, ſondern ſie meinen es treulos und unteutſch, und warnen und ermahnen und ſchreien ſo von Milde und Barmherzigkeit und Verſöhnung, und verſtecken ſich hinter gleiſſenden Larven und Scheinen, weil ihnen dießmal um ihre lieben Franzoſen wirklich ſehr bange iſt.

Wie dieſe verſchiedenen Prediger und Ermahner zur Güte und Milde es auch meinen und aus welchen Abſichten ſie auch predigen und verkündigen mögen, ich ſtimme in dem Einen Punkte ganz mit ihnen überein, daß man jeden einzelnen teutſchen Soldaten zu chriſtlicher Freundlichkeit, Güte und Barmherzigkeit ermahnen ſoll, daß man ihm die einzelne Rache als etwas Scheußliches darſtellen ſoll, daß man ihm ſagen ſoll und täglich und ſtündlich wieder ſagen ſoll, daß die Unbewehrten, die Weiber, die Jungfrauen und Kinder unmittelbar in Gottes Schutze ſind, und daß ſchwer beſtraft wird, wer ſie muthwillig plagt und vergewaltigt. Chriſtliche Zucht muß einem jeden teutſchen Soldaten gepredigt werden auch gegen den böſeſten Feind, und die Lehre muß endlich allgemeine Lehre des Chriſten werden: daß nur gegen den Bewehrten Wehr und Gewalt erlaubt ſind.

Auf dieſe Weiſe, aber auch nur auf dieſe Weiſe, ſollen wir immer Mitleid und Erbarmen haben, auch mit dem Feinde, der uns das Böſeſte gethan hat; ſo ſoll der teutſche Soldat es jetzt auch mit dem unglücklichen Franzoſen haben, wo er ihm in die Gewalt gegeben wird, und kein teutſcher Anführer, der es wohl meint mit dem künftigen Glücke ſeines Volkes, wird ſeine Untergebenen zu Thaten wüſter Leidenſchaft ſpornen und aufhetzen. Aber ganz anders wird der Geſichtspunkt dieſer Milde und dieſes Mitleids, wenn wir uns den Franzoſen als Volk gegen Volk gegenüber ſtellen. Da treten wir aus dem Einzelnen und Kleinen heraus, und unſre Anſichten und Gefühle müſſen ſich auf das Ganze und Große richten und darin faſt ganz untergehen. Da iſt der Haß, da iſt die Strafe nicht nur etwas Erlaubtes, ſondern ſogar oft etwas Gebotenes. Ich muß alte politiſche Wahrheiten, die aber immer wieder vergeſſen werden wollen, hier noch einmal wieder berühren.

Es ſoll keine Liebe der Völker geben zu einander und es kann keine geben, wie die hohe und himmliſche Liebe iſt, welche in Chriſti Evangelium gelehrt und geboten wird; aber eine ſolche Liebe der Menſchen zu einander ſoll es geben. Der einzelne Menſch iſt kein rein geiſtiges und ſittliches Weſen, er iſt aus Leib und Seele, aus irdiſchen und himmliſchen Kräften und Trieben zuſammengeſetzt; doch bleibt es immer und ewig die Aufgabe ſeines Erdenlebens, daß er das Geiſtige und Sittliche ſiegend mache über das Leibliche und Sinnliche, d. h. daß die Leidenſchaft und Begierde der Vernunft dienſtbar werde. Eben dieſes Streben ſoll das Streben eines ganzen Volkes ſeyn. Aber zwiſchen dem Einzelnen und dem ganzen Volke iſt eine ungeheure Kluft. Der Einzelne kann ſich in dem Einzelnen vergeſſen, er kann in das Einzelne übergehen, er kann ſich in dem Einzelnen verlieren, und doch immer wieder zu dem Ganzen zurückkehren; wenn aber ſolches dem Ganzen widerfahren könnte, ſo wäre damit auch ſeine Auflöſung da, es wäre untergegangen. Denn das Ganze, oder was man Volk nennt, die Geſammtheit des einzelnen Mannigfaltigen und der vielen einzelnen Eigenthümlichkeiten, trägt zu viel Abgeſchloſſenes und Schweres in ſich, als daß es ſich aus ſich ſelbſt herausſchnellen könnte. Daher muß ein Volk einem Volke, ſo lange es als ſolches beſtehen will, durchaus gegenüber ſtehen, und faſt feindſelig gegenüber ſtehen, wo der Einzelne des einen Volkes den Einzelnen des andern Volkes oft mit recht warmer und menſchlicher Liebe umarmen kann. Ich will dies noch deutlicher zu machen ſuchen.

Nicht die Sprachen allein, obgleich in dieſen etwas Gewaltiges liegt, bilden den Unterſchied und den Gegenſatz der Völker; nein, es ſind in jedem Volke, das noch ein Volk heiſſen kann, beſtimmte und abgeſchloſſene Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten, die es von allen andern Völkern unterſcheiden. Dieſe Eigenthümlichkeiten, aus allen einzelnen Gliedern des Volkes in Maſſe geſammelt, treten ſcharf und ſtreng, ja oft recht eckigt vor, wann Volk dem Volke gegenüber ſteht; ſie ſind, wie Dornen und rauhe und harte Rinden und Schalen bei Bäumen und Früchten, die natürliche Wehr des Volkes gegen andere Völker: ſie ſollen dieſes Volk den andern Völkern weniger zugänglich und lieb machen. Der einzelne Menſch aber, in welchem die einzelne Eigenthümlichkeit, die er in mancherlei Abſtufungen der Aehnlichkeit vielleicht mit Millionen ſeines Volkes gemein hat, nicht ſo ſchneidend vortreten kann, hat einen leichteren Uebergang zu Einzelnen auch eines ſolchen Volkes, das ſeinem Volke recht ſchroff gegenüber ſteht; ja die volksthümlichen Verſchiedenheiten können zuweilen einen Reitz der Verbindung geben: hier kann und ſoll und darf der Menſch in dem Menſchen untergehen in Liebe und Freude und ſeines Volkes oft vergeſſen. Auf dieſe Weiſe kann der Franzoſe mit dem Teutſchen, und der Teutſche mit dem Ruſſen, und der Ruſſe mit dem Italiäner, und endlich alle vier mit einander, recht menſchlich und chriſtlich ſeyn und leben. Aber ſo wie ſich die verſchiedenen Einzelnheiten als Maſſe gegen Maſſe, d. h. als Volk gegen Volk, ſtellen, ſo bemächtigt ſich ihrer alsbald ein nicht geiſtiges, ſondern faſt mehr leibliches

Gefühl irdiſcher Nothwendigkeit, ein Gefühl, das ich ein Gefühl des Lebens, ein Gefühl der Sorge um das Daſeyn nennen mögte. Das heiſt mit ſchlichten Worten: Die Völker einander gegenüber fühlen ſich mehr als leibliche Weſen, ja oft als bloß abhängige und von den Elementen bekämpfte und gedrängte Naturweſen; die Einzelnen den Einzelnen gegenüber fühlen ſich mehr als geiſtige Weſen, oft als von irdiſchen Elementen und Nöthen faſt unabhängige Weſen. Daher müſſen Völker das Fremde heftiger von ſich abſtoßen, als Einzelne, weil ſie mehr Gefühl von Gefahr und Untergang in ſich tragen, als der Einzelne, der auch unbewußt immer ein Gefühl des Ganzen in ſich trägt, dem er angehört und zu dem er ſich zurückziehen kann, wenn das Fremde ihn in ſich zu verſchlingen drohet. Ein ſolches Gefühl, daß die Liebe zu dem Fremden oder der Umgang mit dem Fremden ihn von ſeinem eigentlichen Boden loswurzelt, wandelt den Einzelnen oft an ſelbſt mitten in ſeinem Volke; es wandelt Manche in der Fremde oft ſo fürchterlich an, daß ſie vor Heimweh umkommen oder ſich durch Selbſtmord tödten. Ein Volk fühlt ſich ſo ſehr leiblich und phyſiſch, ja oft ſo ſehr klimatiſch, gleichſam aus einer beſtimmten Erde gewachſen und in einer beſondern Eigenthümlichkeit und Art entwickelt und unter ſich zuſammengeronnen, daß ſelbſt die Verbindung mit dem mildeſten und gerechteſten Fremden ihm gelindeſt wie ein irdiſcher Tod vorkömmt und erſcheint. Freilich ſind die meiſten ſolcher Verbindungen eines Volkes mit einem andern Volke oder mit andern Völkern, wodurch ſeine Eigenthümlichkeit von andern bedroht wird, durch die Gewalt und durch das Schwerdtrecht eingeleitet; aber ſelbſt, wenn ſie leichter geſchehen, iſt auch bei den ſchlechteſten und unglücklichſten und roheſten Völkern, die ſolches erleiden, eine Wehklage, als ſey wenigſtens durch einen nicht ganz ſchmerzloſen Tod zu einer ſchöneren Auferſtehung gegangen.

Die Frage iſt nicht mehr jung: Ob nicht endlich auf der ganzen Erde Eine Heerde und Ein Hirte, oder, mit andern Worten geſagt, Eine Sprache und Ein Volk ſeyn wird? Dieſe Frage iſt eigentlich ganz Eins mit jener theologiſchen, die auch oft erregt worden iſt: Ob je und wann denn das tauſendjährige Reich ſeyn wird? Dabei wird das Schöne auf Erden als wirklich geträumt, was, aus geiſtigen und ſittlichen Gefühlen empfangen und gebohren, aus einer beſſeren Welt hieher mit herübergenommen iſt, nemlich: Abſchaffung alles Krieges und Blutvergießens, allgemeine Gerechtigkeit, ewiger Friede, kurz ein himmliſches Leben auf Erden und allgemeine Freude und Glückſeligkeit. Bei dieſen Fragen und Wünſchen hat man aber die ſchwere und harte Erde mit allen ihren Nöthen und Plagen und den leiblichen und irdiſchen Menſchen mit allen ſeinen Gelüſten und Bedürfniſſen gar nicht mit eingerechnet; man hat die Unmöglichkeit, ja die Unſtatthaftigkeit dieſes Zuſtandes hier auf unſerm

Planeten gar nicht erwogen. Denn ſo traurig iſt die menſchliche Unvollkommenheit, wie wir ſie hier kennen, zuſammengeſetzt, daß grade durch das, was auf der einen Seite das Unglück und das Verbrechen gebährt, auf der andern Seite allein die ſittliche und geiſtige Kraft des Menſchen gereizt und erhöht wird. Dieſer unvollkommene Zuſtand des Menſchen auf Erden iſt recht eigentlich ein unaufhörlicher und nie ablaſſender Kampf und Krieg der Geiſter und der Leiber, in welchem in einigen die leiblichen, in anderen die geiſtigen Kräfte die mächtigeren ſind. Das Leibliche liegt (um durch ein Gleichniß zu erklären) in dem Menſchen ſchwer und hart wie Stein und Metall, worin das Geiſtige mit feſten Banden verſchloſſen und in ſtarrer Unbeweglichkeit gebunden iſt; nur der Hader der Leidenſchaften mit einander bringt den harten Stein und das ſtarre Metall in Flüſſigkeit, und luſtig löſen und entbinden ſich dann die Geiſter und fliegen nach oben und ſchweben über der tobenden und gährenden Maſſe, die ſie verlaſſen haben, und herrſchen über das, von dem ſie beherrſcht wurden. Damit alſo ein ſtolzeres und geiſtigeres Leben ſey, kann hier der ewige Friede und die unzerſtörbare Gerechtigkeit nicht herrſchen. Jener Friede, der bei mehr geiſtigen Naturen, als die Menſchen nun einmal ſind, mit dem lebendigſten Leben beiſammen ſeyn kann, würde hier bei ihnen nichts Anderes erſchaffen, als den völligen Untergang des Geiſtigen und Sittlichen in dem Leiblichen: Faulheit, Wolluſt, völlige Nichtigkeit würden ſtatt jener ſchönen Gottſeligkeit und Friedſeligkeit herrſchen, welche die Frommen ſich ſo gern als die Folge ihres Traumes von Einer Heerde und Einem Hirten denken.

Und wohin wollen wir endlich mit unſern Wahnen und Gedanken hier unten? wohin verſteigen und verfliegen wir uns, wenn wir nicht bei Gott und ſeinem Willen und bei dem tröſtlichem Glauben bleiben, daß er es alles von Anfang an am beſten gewußt und am weiſeſten gemacht hat. Gott hat die Verſchiedenheit der Sprachen und damit auch die Verſchiedenheit der Völker geſetzt; er hat jedem ſein Eigenthümliches und Beſonderes geſetzt, damit ſie einander fern und fremd blieben, damit in jedem etwas wäre, was den andern widerlich, feindlich, wenigſtens fremd däuchte und auffiele, und daß ſie alſo von einander ausgeſchloſſen und abgeſtoſſen würden. Abneigung und Entfernung der Völker, wenn ſie einander gegenüber ſtehen, hat Gott alſo gewollt, indem er die Verſchiedenheit ſchuf; ja ſogar Haß im Einzelnen, wenn in dem einen Volke irgend eine Eigenthümlichkeit ſich von einer völlig entgegengeſetzten Eigenthümlichkeit in dem andern Volke unangenehm berührt und verletzt fühlt. Solchen Haß und Widerwillen im Einzelnen wird es immer geben, ſolange es verſchiedene Völker giebt; aber brennend und zuletzt faſt unauslöſchlich wird dieſer Haß, wenn das eine Volk gewagt hat, das andere in ſich zu verſchlingen und zu unterjochen.

Das menſchliche Leben und die Regierung und Erhaltung der Völker iſt kein Liebeslied von der Roſe, noch ein zärtlicher Athem von dem Blümlein Vergißmeinnicht, es iſt ein hartes und ſteiniges und unbarmherziges Ding, wobei gewaltige und fürchterliche Kräfte gebraucht werden müßen, daß es würdig erhalten und verwaltet werde. Jeder ſoll und will ſeine Stelle behaupten, jeder ſtößt und drängt den andern, und ohne Kampf iſt auch kein Leben mehr. Dieſes Geſetz geht durch die ganze Natur von dem Würmchen und dem Pflänzchen an bis hinauf zum Löwen und zur Eiche. Ja Haß und Liebe oder Abſtoſſen und Anziehen, und Vernichtung und Erſchaffung durch Haß und Liebe ſind die beiden ewigen älteſten Geſetze aller Natur und alles Lebens.

Darum, beide ihr Fromme und ihr Kurzſichtige, gehet mit eurem ſchönen Traum in den Himmel, woher er ſtammet, oder in den Himmel eurer Bruſt, wo ihr ihn empfangen habt, übet jene groſe und menſchliche Liebe an dem Einzelnen eines jeden Volkes und Geſchlechtes, wenn ihr könnet; aber Gottes Werk wollet nicht meiſtern noch verrücken, Gottes groſe und wohlthätige Einrichtung mit der Verſchiedenheit der Zungen und Völker wollet nicht zerſtören im thörigten Kinderwahne, der die irdiſchen Verhängniſſe und Nöthen vergiſſet; denn ihr würdet alle Kraft, Tugend und Freiheit eures Geſchlechtes damit zerſtören.

Wie es das ſchönſte Ding iſt um die chriſtliche und menſchliche Liebe, die viel trägt und duldet, die gern verſöhnet und ausgleichet, und auch in dem Unvollkommenen Gott noch ſuchet und findet, ſo iſt es ein gar ſchlechtes Ding um jene ſogenannte allgemeine Menſchenliebe, die ich faſt eine gemeine Liebe nennen mögte, welche Wolf und Lamm und Tiger und Ochſen in einen Stall treiben und Gottes große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit dieſer Welt verwiſchen und auslöſchen will. Dieſe Liebe — ich ſage es gradezu, weil ſie mir noch ſo oft entgegen kömmt — iſt nur eine Art ſchlechte Judenliebe, die ihr Nichts mit ſchönen Aufſchriften und Titeln behängt, und es ſo in die Welt hinausklingen läßt. Es iſt eine Gleichgültigkeit gegen das Einzelne, ja eine Gleichgültigkeit gegen das Nächſte, die ſich gern gebehrdet, als brenne ſie von überſchwänglicher Liebe für das Allgemeine und Fernſte; es iſt der geprieſene Kosmopolitismus, wodurch ſich vor zehen Jahren auch der ſchlechteſte Teutſche noch über andere Völker zu erheben meinte: eine allgemeine Liebe, oder richtiger eine Gleichgültigkeit, die unſer Vaterland beinahe zum Spott der Völker gemacht hat.

Bei dieſem geprieſenen Nichts, wo der Einzelne nicht auf dem feſten und ſicheren Boden eines Ganzen, wo er nicht auf einem großen Volke ruhet, muß nothwendig alle einzelne Eigenthümlichkeit und alle große Volksthümlichkeit untergehen, und mit dieſen alle große und heroiſche Tugenden und Geiſter, wodurch zu Heldenthum und Göttlichkeit geklommen und geflogen wird. Darum ſollt ihr begreifen und erkennen, ihr, die ihr immer noch nicht ſehen könnet, oder euch doch gebehrdet, als ob ihr nicht ſehen könnet, was vor jedermänniglich ſo hell am Tage liegt, daß ohne großen Gegenſatz ein Volk nichts iſt, daß ohne freudigen Haß keine freudige Liebe ſeyn kann. In jener mittelmäſſigen und matten Zeit einer traurigen Gleichgültigkeit, in jener Blüthenzeit des Kosmopolitismus der Jahre von 1780 und 1790, wo wir kaum noch ein Volk und ein Vaterland fühlten, war das ganze Leben, war die Tugend, ja war Gott ſelbſt den meiſten faſt zu einem öden Traum geworden. Ich habe die Früchte dieſer Zeit gekoſtet, ich kann alſo davon ſprechen; denn meine Knabenjahre und mein Jünglingsalter ſind in dieſe Zeit gefallen. Die folgenden jammervollen Jahre des Unglücks und der Knechtſchaft, die Jahre von 1800 bis 1813, gehören für uns Teutſche freilich zu den gräuelvolleſten und ſchwerſten Jahren, die unſere Jahrbücher je melden werden, aber doch hatten ſie ſchon etwas Erfreuliches, was den [illegible] Jahrhunderten fehlte, es ſproßten in ihnen [illegible] von Heldentugend, von Freiheit, von Volk und Vaterland, die leider zu lange geſchlummert hatten, und manche kräftige Männer und Jünglinge wurden ſich in ihnen einer Kraft und eines Strebens bewußt, die auch in der größten Noth doch der einzig würdige Preis des irdiſchen Daſeyns ſind. Dies hatte die Tyrannei der Wälſchen, dies hatte das Unglück herausgepreßt; was viele für Abgeſtorbenheit des teutſchen Volkes und für das Ende unſerer Geſchichte gehalten hatten, das war nur ein langer und matter Traum geweſen: der Rieſenjüngling war noch nicht todt, er war nur eingeſchlafen geweſen. Es kam das Jahr 1813 und die lange gehaltene Gluth brach in lichten Flammen heraus, und Zorn und Haß gegen die ſchnöden Räuber und Unterdrücker unſerer Ehre und Freiheit machte Knaben zu Helden: ſie wurden zerſchmettert, und Teutſchland ward frei. Sie haben es nun wieder mit uns verſucht im Frühlinge 1815, und ſie haben dieſelben Männer gefunden: Unſre ſiegreichen Heere ſind in Paris.

Die Franzoſen, die durch die Rache der Völker ſeit ſieben Jahren in allen Ländern Europa's die Schlachtfelder bedeckt haben, die in Spanien, Rußland, Teutſchland und in Frankreich ſelbſt erſchlagen worden, ſind nicht ohne Haß und Zorn umgekommen; ja es hat recht heiſſen Zorns und recht bitteren Haſſes bedurft, damit der franzöſiſche Uebermuth gebändigt und die tyranniſche Wuth der Franzoſen und Napoleons gebrochen würde. Und man kann wohl ſagen, daß, wären die Empfindungen der Menſchen nicht ſo entflammt geweſen, der größte Theil von Europa ihnen noch in Elend und Schande dienen würde: aus gewaltigen Empfindungen ſind die gewaltigen Thaten gekommen. Das Geſetz in der Menſchenbruſt und das göttliche Geſetz, das in den heiligen Schriften ausgeſprochen und enthalten iſt, warnen uns allerdings gegen die Empfindungen des Haſſes, des Zornes und der Rache; aber eben dieſe Geſetze gebieten uns für das Gute zu ſtreben und zu kämpfen bis in den Tod und das Böſe und Verruchte zu verfolgen und zu verderben, ſo viel wir können. Die Empfindungen, die uns dazu treiben, können alſo kein Verbrechen ſeyn. Wahrlich mit dem belebten Kosmopolitismus und mit der vornehmen Allfügſamkeit und Allduldſamkeit und Allliebe wären wir noch Sklaven, und ſähen die ſchändlichſten Laſter endlich die Welt beherrſchen für Tugenden, die aus großen Mühen und Thaten erwachſen ſind. Denn wer wagt es zu leugnen, daß das teutſche Volk in ſo vielen Beziehungen ſeit drei Jahren nicht beſſer, ſittlicher und gottesfürchtiger geworden iſt?

Wir ſollten alſo nicht einmal zürnen gegen die, welche uns zugleich unglücklich und ſchlecht machten? wir ſollten liebenswürdige, menſchliche und treue Freunde nennen, die uns in ein verächtliches, kriechendes und lügneriſches Sklavenvolk verwandeln wollten? wir ſollten diejenigen nicht ſtrafen, welche alle Rechte und Geſetze der Menſchlichkeit unter die Füße traten? welche mit der wildeſten Grauſamkeit und dem härteſten Geiz unſern Wohlſtand vernichteten? welche mit dem ſchnödeſten Uebermuthe zugleich Gott und die Menſchheit verhöhnten? So weit will man uns abmahnen von dem Rechten und Gebührlichen, ja ſogar von dem Gebotenen und Nothwendigen.

Nein, nicht alſo. Ohne Zorn hätten wir die Rettung nicht vollbracht, ohne Haß der Böſen könnten wir das Gute nicht lieben und erlangen; ohne Strafe endlich könnte das Unheil uns bald wieder auf dem Nacken ſitzen, und zwar ſchwerer und verderblicher, als wir es das erſte Mal gefühlt haben. Ich will gewiß nicht, daß der teutſche Soldat ein grauſames und reiſſendes Thier werden, daß er ohne Schonung und Erbarmen alles mishandeln und entweihen, daß er bei den Franzoſen allen Gefühlen der Menſchlichkeit und des Mitleids ſich verhärten ſoll; denn wenn wir ſolche Unthiere zurückerhielten, ſo wären unſre herrlichen von Gott gegebenen Siege für uns die größten Niederlagen geweſen. Aber ich will, daß das Uebel einmal an der Wurzel ausgerottet und ausgebrannt werde, ich will, daß die Flamme jetzt völlig ausgelöſcht werde, die, wenn man ſie wieder nur zudeckt, endlich ganz Europa verzehren wird. Denn laſſen wir jetzt wieder aus unzeitiger Großmuth geſchehen, daß die verbrecheriſche Rotte mit ihren Hülfsmitteln beiſammen bleibt, ſo laſſen wir auch alle Keime eines baldigen Krieges da; und der Haß der Völker wird bis zur allgemeinen Zerſtörung ſchwellen und das Geſchlecht wird verwildern. Darum ſollen und müſſen die Helfershelfer des Tyrannen und die Plager und Schänder der Völker geſtraft werden. Und das Amt iſt uns gegeben von Gott, der den Sieg gegeben hat, und wir müſſen es üben im Namen Gottes.

Denn jene Rotte, die ſich dieſen Frühling erhob und die noch nicht ganz niedergeſchlagen iſt, muß zermalmt und zerknirſcht werden. Sie ſchnob Uebermuth und Rache gegen Gott und gegen die Freiheit aller Völker, ſie ſchnaubt ſie noch. Wir haben Gottes Gerichte erkannt über die Völker, wir haben uns vor ihnen gedemüthigt, und Gott iſt mit uns geweſen in den letzten Jahren und hat Glück und Sieg verliehen. Dieſe aber bleiben, die ſie ſind, und die Welt kann und wird keinen Frieden haben, bis ſie zermalmt ſind. Können die Franzoſen, die zu dieſer Rotte gehören — und daß es ſehr viele ſind, haben wir doch wohl ſeit fünf Monaten geſehen und ſehen es noch — durch Unglück nicht beſſer werden, ſo ſind ſie unverbeſſerlich. Daß dieſe Probe an ihnen geſchehe, haben ſie gewollt und will Gott, der ſie in die Hände der Verbündeten gegeben hat. Da ſie ſelbſt ſich nicht demüthigen noch Gott erkennen wollen, ſo muß der Trotz zerſchlagen und der Uebermuth gebrochen werden. Nicht aus kleinlicher Rache des Einzelnen, ſondern aus dem Gefühle der weltgerichtlichen Gerechtigkeit muß die Strafe über die grauſen Verbrecher verhängt werden.

Der Einzelne darf verzeihen, ja der Einzelne kann nicht zu mild und gnädig ſeyn dem Einzelnen gegenüber. Auf die Weiſe, ſoll es mich freuen, daß meine Landsleute freundlich und menſchlich ſind. Denn ſchlimm und gefährlich iſt die Probe, daß der zu oft Gereitzte und Herausgeforderte nicht endlich ſelbſt wild und grauſam werde und die Schranken alles Menſchlichen überſchreite. Darum müſſen die Banditen jetzt ſo verkleinert und geſchwächt werden, daß ihre Wuth aus Ohnmacht ſtill ſeyn muß. Sonſt kommen ſie zum fünften, ſechsten Male wieder und hetzen uns endlich alle in die Barbarei hinein. Denn wie ſollen wir die wilden und wüſten Ungeheuer endlich anders beſtreiten, als mit ihren Waffen ? — Die Völker alſo, und die Vertreter und Sprecher der Völker, die Herrſcher und ihre Feldherren und Räthe, ſollen die große Gerechtigkeit ſtrenge und ernſt üben, und nicht auf einzelne beſtochene Bettlerſtimmen hören, ſondern auf die Noth und das Weh von ganz Europa und auf ihre eigene Noth und auf die Noth ihrer Kinder und Kindeſkinder nach ihnen; denn nicht zum dritten und vierten Male wird ihnen Gott auf dieſelbe Weiſe Rettung bringen von den Anſchlägen der Verworfenen. Der Brand, den ſie nun nicht löſchen, wird ein Brand des Unglücks werden, der ganz Europa anzündet und ſie und ihre Häuſer vielleicht zuerſt niederbrennt. Denn das ſehen und hören ſie wohl, daß Napoleon nicht das einzige Ungeheuer iſt, ſondern daß er nur einer der vielen tauſend Köpfe iſt, die von dem dicken Leibe des Thieres vom Abgrund, das mit ſeinem Gifte die ganze Erde umſchlingen mögte, emporzucken.

Und wenn es auch die Noth nicht wäre und wenn auch das Geſchrei der Völker und die warnende Stimme Gottes nicht ermahnte, Völker dürfen Weltunrecht nie ſo verzeihen und ungeſtraft laſſen, als man 1814 in dem Frieden zu Paris gethan hat. Das Unrecht ſcheint ein Recht zu bekommen, wenn man ihm verzeiht, das Unheil ſchlägt eine Wurzel, die man nachher vergebens ausrotten mögte, und überwuchert das Glück und den Ruhm der Staaten und verbreitet Elend und Jammer über lange Geſchlechter der Menſchen. Dieſe haben an die Ehre, an die Freiheit, an die Rechte aller Völker gewollt, ihr letzter Aufſtand war ein wiederholter Verſuch, ob ihnen die Schändung und Unterjochung derſelben nicht wieder gelingen mögte; ſie müſſen fühlen lernen, daß das der höchſte Frevel iſt, deſſen ein Volk ſich gegen andere unterfangen kann. — Und welche Beiſpiele, welche Ermunterung für alle Böſeſten und Verruchteſten, wenn Menſchen wie Davouſt, Vandamme, Savary, Ney, Fouché, und ihres Gelichters, die der Sieg in unſere Hände gegeben hat, mit ihren Gütern ſicher in Europa wohnen mögen?

Es werden Bettler genug aufſtehen für die Böſen und für das böſe Frankreich, ja ſie ſind ſchon da und haben ſich ſchlau genug wieder zuſammengekettet, und diejenigen ihrer Freunde, die einſtweilen misfallen könnten, ſind ein wenig ſeitwärts abgetreten und halten ſich verborgen, bis die Zeit kommt, wo ſie wieder zum Vorſchein kommen und das alte Spiel von vorne wieder beginnen können. Schon ſchweifelt und weifelt der alte Fuchsſchwanz wieder und mögte uns durch ſeine Wedeleien und Weifeleien gern mit Sand und Naß wieder die Augen füllen und nachher die geblendet heimgeſchickten ausgreinen und aushöhnen. O ſie ſind liſtig und gewandt zum Betruge wie kein anderes Volk, und haben wieder ſolche an ihre Spitze geſtellt, mit welchen ihnen das Mögliche gelingen wird. Dazu haben ſie den alten König eingeholt, den ſie nicht mögen, ja den ſie verachten, weil er kein blutiges Herz hat, wie ihr Banditenführer der Korſe; nun ſoll er wieder zwiſchen ſie und zwiſchen den Zorn der Völker und Herrſcher als Verſöhner und Vermittler treten, und uns ohne den Lohn unſers Blutes und unſerer Arbeiten und ohne die Sicherheit des Friedens, die wir von den Treuloſen in etwas anderem als in diplomatiſchem Papier zu fordern haben, wieder auf das geſchwindeſte und ärmſte und hungrigſte aus Frankreich herauskomplimentiren.

Er wird kommen und auf ſeine wankenden Knie und ſein graues Haar und ſein alt angeſtammtes Königthum weiſen, er wird den einen Herrſcher nach dem andern zu bearbeiten und zu erweichen ſuchen, er wird ſagen:

Ihr habt mich als König von Frankreich erkannt und als ſolchen wieder auf den Thron meiner Väter geſetzt. Ich habe damals erklärt, daß ich nimmer ein anderes Frankreich beherrſchen wolle als das ganze und mächtige Frankreich, wie es im Jahr 1792 war, weil das ſtolze und glorreiche franzöſiſche Volk nie einwilligen wird, ſich verkleinern und ſchwächen zu laſſen, weil es nie einen Herrſcher dulden wird, unter deſſen Regierung ihm ſolche Schmach widerfahren wäre. Will man mich alſo wiederherſtellen, ſo mache man mich zu dem Könige des ganzen Frankreichs.

Das franzöſiſche Volk hat in dem letzten Vierteljahrhundert allerdings auf mancherlei Weiſe gegen ſeine Nachbarn geſündigt, es hat während jener Umwälzung, deren Opfer auch ich geweſen bin, durch große politiſche Irrthümer und durch Ausſchweifungen einer zu feurigen Fantaſie faſt bis zu Verbrechen gefehlt; aber es rechnet eben dieſe Zeit des Wahns und der Bethörung auch nach den Erinnerungen unſterblicher Thaten. Ihm dieſe Erinnerungen rauben oder gar beflecken, ihm die mit ſeinem theuerſten Blute erkauften Denkmäler rauben wollen, ihm zeigen, daß man es mit planmäſſiger Schadenfreude arm und ſchwach machen wolle — das hieße den Samen eines Haſſes ausſäen, den alle andere Völker verderblich fühlen würden. Denn ein ſo großes Volk wird nimmer, dulden, daß es beſchimpft gewieſen werden kann. Und mein Herz wird nicht dulden, daß ich über ein unglückliches Volk herrſche.

Alle Herrſcher haben bei dem Anfange des großen Kampfes, der nun ſchon in das dritte Jahr währet und den Gott ſo ſichtbarlich geſegnet hat, mit einer Geſinnung, die ihnen ewig Ehre macht, erklärt, daß ſie nichts wollten, als die Beruhigung und Befreiung Europa's und die Wiederherſtellung der Ordnung und des Gleichgewichts, welche die franzöſiſchen Jakobiner und Bonaparte zerſtört haben; ſie haben im Angeſichte der Welt erklärt, daß nicht Eroberungsgier, nicht Rachſucht ihre Schritte leite, daß ſie nicht unſer Land und unſer Gut begehren, ſondern unſer Glück und unſern Frieden; ſie werden eine ſolche feierliche Erklärung nicht brechen, ſie werden von unſern Gränzen nichts abſchneiden, ſie werden uns nicht Laſten von Kriegsſteuern auflegen, unter deren Druck wir Jahrhunderte ächzen müßten und die ſtatt der Gebete und Gelübde für ihr Wohl nur Flüche und Verwünſchungen von franzöſiſchen Lippen locken würden.

Vor allem aber bitte ich im Namen der europäiſchen Gerechtigkeit und des europäiſchen Friedens die erhabenen Herrſcher und Vertreter der Völker, daß ſie wohl zuſehen, was ſie thun, daß ſie nicht einen Haß und eine Erbitterung ſtiften, welche ein unüberſehliches und unüberwindliches Unglück gebähren, und endlich die franzöſiſche Umkehrung jakobiniſch über alle Länder hinwälzen, wie der nun geſtürzte Tyrann ſie korſiſch darüber wälzte. Ich erinnere noch einmal an den franzöſiſchen Stolz und die franzöſiſche Hochherzigkeit. Das große Volk, als deſſen König ich gebohren bin, konnte nur durch ein wunderſames Zuſammentreffen der Umſtände, die in Jahrhunderten vielleicht nicht wiederkommen, beſiegt werden, wie es beſiegt worden iſt; nur auf dieſe Weiſe konnten Paris, Lyon, Bordeaux den nie geſehenen Anblick fremder Waffen und Monturen haben, das große Volk konnte auch einmal die Wechſel des Glückes erfahren, es konnte ſeine Unfälle und Umſchläge haben, und hatte ſie; aber nimmer wird es Demüthigung dulden noch weniger Schimpf: gegen Großmuth aber wird es empfänglich ſeyn, durch eine großmüthige Behandlung, durch ein großmüthiges Vergeſſen und Vergeben ſeiner Verirrungen wird man es in Dankbarkeit binden; und dieſe Großmuth, die einzige Bürgſchaft eines langen und dauerhaften Friedens, ſpreche ich für das Glück meines Volkes und für das Glück der Völker an.

Dieſen Worten Ludwigs des Achtzehnten, welche oder deren ähnliche man täglich aus ſeinem und ſeiner Miniſter Munde fliegen hört, würde ich, wäre ich einer der höchſten Lenker und Entſcheider der Dinge, ungefähr ſo antworten:

Lieber Herr Bruder und Vetter! Wenn wir dein graues Haupt und deine wankenden Kniee betrachten, ſo thut es uns allerdings leid um dich und uns jammert des Unglücks, das dich über zwanzig Jahre in der Welt umhergetrieben, und jetzt ſelbſt dein hohes Alter wieder mit Stürmen umbrauſt. Du ſucheſt die Ruhe, und welcher der Sterblichen ſucht ſie nicht ſogar bei einem friſchen Leben, wie vielmehr bei einem ermatteten? Wir wünſchen auch, daß du ſie findeſt; aber auf die Weiſe, wie du meinſt, wirſt du ſie nimmer erlangen. Du lebſt darüber, wie über die Zeit und über dein Volk, im Irrthum. Aller Irrthum iſt verderblich, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, und, wenn es dir auch weh thut, wir müſſen dir die reine Wahrheit zeigen und jenen Wahn zerſprengen, womit nicht du, ſondern womit diejenigen dich umſpinnen, die es mit dir und und mit uns gleich übel meinen. Denn nicht du ſprichſt aus dir noch aus deinem königlichen Verhältniſſe und Vortheile, ſondern ſie ſcheinen aus ihren Verhältniſſen und ihren Vortheilen in dir zu ſprechen.

Was deine erſte Bitte betrifft, guter König Ludwig, ſo magſt du für dich allerdings deinen Willen haben, und ob du überhaupt König ſeyn willſt und unter welchen Bedingungen du König ſeyn willſt, darüber haben wir nichts zu beſtimmen und wollen nichts beſtimmen. Was du von dem ganzen Frankreich ſagſt, darin ſagſt du recht; auch meinen wir Frankreich nicht zu zerreiſſen, wenn deine Franzoſen durch immer wiederholten Aufſtand gegen Europas Frieden und Freiheit uns das nicht durchaus nothwendig machen. Aber zuvörderſt müſſen wir uns über den Begriff der zwei Worte ganzes Frankreich ein wenig verſtändigen mit einander. Deine Franzoſen haben ſich mit einer etwas frechen Unrechtlichkeit ſchon ſeit Jahrhunderten angewöhnt, alles, was ihnen gefällt, an ſich zu nehmen und es ſogleich mit dem Namen franzöſiſch zu taufen. So haben ſie es auch mit fremdem Lande gemacht und faſt alle ihre Nachbarn ohne Ausnahme beſtohlen. Dieſes Land, was ſie den Teutſchen, Italiänern und Spaniern ſeit drei Jahrhunderten mehr hinterliſtig als ehrlich abgedrungen haben, nennen ſie nun auch Frankreich. Was wirſt du aber ſagen, wirſt du es unbillig und grauſam nennen, wenn jetzt, da Gott den Völkern in die Hand gegeben hat, die große Abrechnung mit deinem Volke zu halten, ein jedes das Seinige wieder nimmt. Sagſt du, das Volk wird es dir anrechnen und dich als König nicht dulden, ſo iſt das nichts geſagt, und ſchon durch die That widerlegt. Sie haben dich nicht geduldet, ſie haben dich treulos aus dem Lande gejagt, als wir ihnen vor einem Jahre ſo vieles ließen, was uns gehörte, als wir es ihnen nur deswegen ließen, weil du uns überreden wollteſt, nur unter ſolchen Bedingungen werdeſt du ihnen ein angenehmer und willkommener König ſeyn. Sie werden dich am beſten dulden, wann ſie vor unſerm Zorn zittern müſſen. Wenn wir ſie auf ihr gebührliches Maaß zurückführen, wenn wir das Unſrige wieder nehmen und ſie ſo klein machen, als ſie vor Jahrhunderten waren, ſo wirſt du und ſo werden wir in Ruhe herrſchen. Die Namen ſtolzes und glorreiches Volk ſind eitle Klänge, die ihnen leid werden müſſen. Wir ſind auch ſtolz und glorreich, wenigſtens ſind wird es nicht weniger als ſie, und es iſt deinen Franzoſen gut, daß der unchriſtliche Trotz verſchwinde, als ſeyen ſie gebohren, uns zu plagen und zu beherrſchen. Sie ſind die ſtählernen und eiſernen Männer nicht, ſie ſind die Unbeſieglichen und Fürchterlichen nicht, als welche ſie ſich ſelbſt in eitler Ruhmredigkeit hingeſtellt und gezeigt haben; ſonſt wären wir nicht in Paris mit unſern Heeren, und du wohnteſt noch im Elende in Mietau oder in London.

Was von den Irrthümern des franzöſiſchen Volks und von den Ausſchweifungen einer zu feurigen Fantaſie und von andern Dingen geſagt wird, die unſere Ohren aus tauſend franzöſiſchen Münden bis zur Ueberſättigung haben hören müſſen, das kann uns nicht mehr beſtechen, da wir den Hohn und den Uebermuth und die Gräuel dieſes Volks zu viel gefühlt und geſehen haben. Wir wiſſen ſolche zierliche Floskeln nun auf teutſch zu überſetzen. — Die Erinnerungen, die dem Volke werth ſeyn dürfen, wird ihm niemand nehmen können, wenn er es auch wollte; die Erinnerungen aber, die ſich an Raub und Plünderung knüpfen, müſſen ihm zu ſeiner eigenen Beſſerung genommen werden — Seinen Haß fürchten wir nicht, wenn es uns deßwegen haſſen will, daß wir unſer Recht an ihm ſuchen. Was ſollten wir mit der Liebe derer thun, die immer noch auf Ungerechtigkeit und Frevel trotzen? — Dein Herz, guter König, kann nicht dulden, daß du über ein unglückliches Volk herrſcheſt. Wir können dein Gefühl nicht tadeln. Aber du erlaubſt uns zu bekennen, daß wir eben ſolche Herzen gegen unſere Völker haben. Dieſe ſind durch die Franzoſen die unglücklichſten geworden, und es iſt billig, daß dieſe ihnen wenigſtens einen kleinen Theil der von ihnen verſchuldeten Plagen und Nöthen vergüten; denn das ganze Unglück zu vergüten und das volle Elend zu bezahlen, dazu reichte ganz Frankreich nicht hin, wenn man es auch ſtückweiſe verkaufen wollte und alle deine Franzoſen obenein. Wenn du von dem Unglück deines Volkes ſprichſt, das ſie wahrlich ſelbſt über ſich gezogen haben, ſo erinnern wir dich deiner eigenen Worte, die du den von franzöſiſchen Soldaten verwüſteten und geplünderten Hamburgern im verfloſſenen Jahre ſagteſt; du wieſeſt ihre gerechten Forderungen wegen Entſchädigung gar leicht mit der Antwort ab: Ganz Europa ſey nun zwanzig Jahre unglücklich geweſen; ſie mögen ſich mit dem allgemeinen Unglück tröſten. — So tröſte die Deinigen nun auch, welche die Züchtigung wahrlich anders verdient haben, als die unſchuldigen Hamburger die ihrige.

Die Erklärung der Herrſcher, worauf du dich berufeſt, iſt von ihnen nicht gebrochen worden; aber von den Franzoſen iſt das Band der Gnade, womit ſie die Unverdienten umſchlangen, mit frevlem Trotz zerriſſen, und da ſie nicht abgelaſſen haben von dem Böſen, ſo treffe ſie, woran ſie gewettet haben, das Recht und die Strafe. Und nicht unbarmherzig, wie ſie immer ihr Glück gemißbraucht haben, treffe ſie das Recht und die Strafe, ſondern nur das ungerecht entwendete Land und Gut nehmen ſie wieder von ihnen — Von Gleichgewicht darf bei denen nicht geſprochen werden, die von jeher die fertigſten waren, es zu zerſtören. Sie müſſen geſchwächt und gedemüthigt werden, damit Europa Ordnung und Frieden habe; das wird auch ihr Glück und ihr Friede ſeyn. Der Friedenſtörer muß auſſer Stande geſetzt werden, zu ſchaden — Daß ſie auch einmal Kriegsſteuern bezahlen, Lieferungen leiſten, Einquartierungen dulden iſt eine billige Ausgleichung Gottes, der keinen Uebermuth ungeſtraft läßt; da alle Völker ächzen und bis zum Aushauchen des letzten Athems angeſpannt ſind, warum ſollten die, welche das verſchuldet haben, ſo ganz luſtig und leiſe durch die Zeit hinhüpfen? — Gebete und Wünſche anderer für ſein Wohl muß jeder gern wollen, ſie muß auch ein Volk gern wollen von anderen Völkern; aber die Gebete der Ungerechten und Verruchten können nicht helfen, und ihre Flüche und Verwünſchungen können nicht ſchaden.

Das Letzte, König Ludwig, was du von dem Stolze und von der Hochherzigkeit des franzöſiſchen Volkes erinnerſt und was du von einem großen Volke ſagſt, kömmt nicht aus dir, ſondern aus den jakobiniſchen Vertretern, die ſie neben dich geſtellt haben. Wir können nicht glauben, daß du ſie ſo anſieheſt; denn viele nennen dich einen frommen und wohlmeinenden Mann. Ein ſolcher kann bei ſolchen nicht von Stolz und von Hochherzigkeit ſprechen; denn hochherzig und ſtolz kann nur genannt werden, wer Treue, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit liebt und ehrt. Auch wir mögten nicht gern, daß ganz Europa wie ein ausgeſchütteter Bienenſchwarm im Grimm zuſammenfahren ſich wieder in kadmeiſche Knochenſaat verwandelte. Weil wir Frieden wünſchen und die Aufräumung jener jakobiniſchen und korſiſchen Gräuel vor welchen du warneſt, ſo müſſen wir deine Franzoſen ſo binden an Händen und Füßen, daß ſie aus Furcht ſtill ſitzen müſſen. Wenn wir ihnen die Macht laſſen, werden ſie ſogleich wieder losbrechen und das kaum mit Aſchen begrauete Feuer des fürchterlichen Haſſes wieder aufblaſen. Auch für dich und für die Deinigen können wir nicht beſſer ſorgen, als daß wir ſie einſchränken; denn ihr würdet die erſten Opfer jeder Bewegung ſeyn. Alſo, daß du nicht wiſſeſt, was du bitteſt. — Uebrigens mögen ſie erbittert ſeyn, ſo viel ſie wollen, und ſchnauben und zähneknirſchen, wir fürchten ihre groſen Worte nicht; denn ſolange ſie bleiben, wie ſie ſind, ſtehen ſie unter dem Zorn Gottes, und werden immer vor den Gerechteren erliegen. — Von unſerer Groſmuth und von ihrer Dankbarkeit rede uns nicht mehr. Wir haben jetzt die Schlange gefühlt, die wir mit Liebe an unſerm Buſen gewärmt, ſie hat, kaum wieder ein wenig erquickt, wüthende Todesbiſſe nach uns gethan. Unſre Gnade und Dankbarkeit vom vorigen Jahre iſt uns ſchlecht belohnt worden, und unſre geplagten und unglücklichen Völker begehren andere Sicherheit von Frankreich, als in deinem Geklingel ſchöner Worte iſt.

Was ſoll man aber mit dem beſiegten Frankreich machen, damit es ſelbſt und damit wir Andere einmal in Ruhe kommen?

Es fehlt nicht an ſolchen, die da ſagen: Das Land hat den Frieden verwirkt, es hat durch ewigen Treubruch und Friedensbruch, dadurch, daß es mit dem gräulichſten Uebermuth keine Rechte der Völker geehrt hat, alles Recht verwirkt. Es liegt jetzt entwaffnet, friedlos und rechtlos da, und darf nichts anſprechen als die Gnade. Dieſe hat es aber nicht verdient; ja es würde gegen das Glück und die Ehre der andern Völker die größte Sünde ſeyn, wenn man wieder das Gnadenſpiel mit ihnen ſpielte. Daher muß man ſie nicht bloß einſchränken, ſondern ſo zerreiſſen, wie ſie uns zerriſſen haben; man muß ihnen eine Verfaſſung geben, daß ſie aus Ohnmacht ſtill ſeyn müſſen; denn anders werden ſie es nie ſeyn. Die Eintheilung Frankreichs machen dieſe ungefähr, wie folget, indem ſie ganz Frankreich in fünf bis ſechs Staaten zerlegen, die ſie nach alten Volksunterſchieden und nach beſonderen Eigenthümlichkeiten des Volkes und Landes eintheilen:

1. Das Königreich Nordfrankreich oder Paris. Dieſes beſteht aus dem Lande, welches die Ardennen und die Somme nördlich, das Burgunderland öſtlich, die Normandie, Bretagne und Poitou weſtlich und die Berge von Clermont und Limoges ſüdlich zur Gränze hat. Die Hauptſtadt dieſes Staates iſt Paris.

2. Das Königreich Weſtfrankreich. Dieſes begreift die Normandie, die Bretagne und das Touraine, Maine und Poitou in ſich. Die Hauptſtadt iſt Nantes.

3. Das Königreich Burgund. Dieſes umfaßt das Bur-

gunderland bis an den Jura. Die Hauptſtadt Dijon oder Chalons.

4. Das Königreich Provence. Dieſes begreift das Lyonnais mit. Seine Nordgränzen ſind Burgund, ſeine Oſtgränzen die italiſchen Alpen, ſeine Südgränzen das Mittelmeer, ſeine Weſtgränzen laufen jenſeits der Rhone an der Bergkette hin und ſchließen ſich ſüdlich zwiſchen Nismes und Montpellier, ſo, daß Privas, Uzez, Nismes mit zum Königreiche Provence gehören. Die Hauptſtadt iſt Marſeille.

5. Das Königreich Aquitanien oder Baskien zwiſchen den Pyrenäen, dem atlantiſchen Meere und den eben angegebenen Gränzen der Königreiche Nordfrankreich, Weſtfrankreich und Provence. Die Hauptſtadt iſt Bordeaux.

Dieſen ſo vertheilten verſchiedenen Staaten Frankreichs ſollen die Herrſcher (nachdem ſie vorweggenommen, was von dem jetzigen Frankreich zu Spanien, Italien, Niederland, Teutſchland und zur Schweitz gehört) jedem eine beſondere Fürſtendynaſtie geben, damit das Land nach und nach ſo auseinander wachſe, daß man von demſelben für manche Jahrhunderte nichts mehr zu fürchten habe. Auch ſollen ſie ihm eine Verfaſſung geben, die es durchaus ohnmächtig mache zum Angriff.

Ich bin mit dieſen, die ſolche Zertheilungsvorſchläge thun, und wohl mit Millionen anderer Europäer ganz der Meinung, daß die Franzoſen tauſendfältig verdient haben, hart gezüchtigt zu werden, daß es auch für die Ruhe unſeres Welttheils und meines Vaterlandes nothwendig iſt, daß man ſie ſchwäche und einſchränke; aber dieſer Weg ſcheint mir durchaus ein verkehrter.

Ein Land, das manche Jahrhunderte unter Einem Herrn in Einheit und Macht zuſammengehangen hat, läßt ſich nicht ſo willkührlich zerſchneiden und zerreiſſen, als die Feder des diplomatiſchen Geographen über die Landkarte Striche ziehen kann. Wenigſtens müßten die Herrſcher, welche jetzt Frankreichs Loos in den Händen halten, ein halbes Jahrhundert ein europäiſches Exekutionsheer in Frankreich ſtehen laſſen, daß ſie die neu geſetzten Könige und Fürſten beſchützten. Denn ſobald ſie den Rücken gewandt hätten, würde das franzöſiſche Volk von ſelbſt wieder zuſammenrinnen und ſeine vielen Herrſcher wegjagen oder todtſchlagen, damit es einem einzigen gehorchte. Viel leichter ausführbar, als dieſe Stiftung von mehreren Staaten aus dem Einen Frankreich, wäre ſogar die Unterjochung und Eroberung des ganzen Landes. Bei jedem andern Volke, das ſo vielfach an allen verbrochen hätte, als die Franzoſen, wäre man vielleicht auf einen ſolchen Gedanken gekommen. Wir aber verfluchen ihn hier, damit man uns nicht ähnlicher Gedanken zeihe, als einen Gedanken der Sünde und des Unheils, und bezeugen unſern tiefſten Abſcheu gegen jedes Volk und jeden Herrſcher, die lüſtern ſind, fremde Völker zu unterjochen oder ihnen einzuverleiben. Die Franzoſen mögen als Volk bleiben, nur nicht als herrſchendes oder übermächtiges Volk.

Aufgeworfen iſt die Frage oft und wird wieder genug aufgeworfen: Ob ein Volk oder ein Herrſcher Recht habe, ſich in die inneren Angelegenheiten eines andern Volkes zu miſchen, und zu fragen oder gar zu beſtimmen, wie dieſes letztere ſeine Verfaſſung und Geſetzgebung einrichten, wen es zu ſeinem Herrſcher wählen, ob es ſeinen Herrſcher behalten oder ihn abſetzen ſolle? u. ſ. w.

Dieſes Recht der Einmiſchung wird ein jeder, der überhaupt eine Idee vom Recht hat, verneinen, wenn ein Volk dem andern in einem rechtlichen Zuſtande gegenüber ſteht. Wenn aber ein Volk Scheine zeigt oder Anſchläge offenbart oder Einrichtungen macht, deren Abſicht oder deren Vollendung ſeyn würde, das Recht der Nachbarvölker zu durchbrechen und ihren geſellſchaftlichen Zuſtand unſicher oder gar zerrüttet zu machen, ſo haben die andern Völker das Recht, ja die Pflicht, dieſem zu wehren und ihm mit allen Mitteln, die in ihrer Gewalt ſind, zu begegnen. Wenn ein Volk nun gar die Rechte und Ordnungen anderer Völker auf alle Weiſe gekränkt und gebrochen, wenn es ſich in dieſem Punkte die grauſamſte Willkühr gegen ſie erlaubt hat, ſo ſteht es, wann Macht und Glück umſchlagen, rechtlos vor ihnen, und kann ſich nicht beklagen, wenn von ihnen nicht geehrt wird, worauf gerechte und unſchuldige Völker ſich nur berufen dürfen. Es heißt auch in dem ungeſchriebenen Geſetzbuche des menſchlichen Gemüthes: Du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht einkerkern, du ſollſt die von Gott gegebene Freiheit nicht verletzen; aber darf der Mörder, der Straßenräuber, der Bandit, der alles Geſetz durchbricht, ſich auf dieſes Geſetz berufen?

Die Franzoſen haben offenbar das Recht verwirkt, ſich, wie ihnen gefällt, bei ihnen ſelbſt frei und unabhängig einzurichten und zu verfaſſen. Alles, was ſie neu gemacht haben und neu haben machen wollen, hat ſich ſogleich als eine verderbliche Peſt nach auſſen geworfen und iſt verwüſtend und verheerend über die andern Völker hingefahren. In Hinſicht ihres Napoleons des Erſten und Napoleons des Zweiten vollends ſtand ihnen gar kein freies Wahlrecht mehr zu, da dieſe Familie an der Spitze einer Rotte ſtand, die nichts als Verruchtheit und Knechtſchaft athmete und die durch die größten Gräuelthaten allen Frieden verwirkt hat. Durch der Franzoſen Ungerechtigkeit, durch ihre immer neuen Revolutions- und Verfaſſungsverſuche, und durch Eroberungsrecht ſtehen die ſiegreichen Völker jetzt auf Frankreichs Boden, und können gebieten, welchem Herrſcher die Franzoſen dienen und welcher Verfaſſung ſie gehorchen ſollen. Wollen dieſe Herrſcher das Vergeltungsrecht üben, ſo hätten die Franzoſen durch ihre Handlungsart bei andern Völkern ſie von allem künftigen Vorwurf frei geſprochen, wenn ſie Frankreich ſo einrichteten und die franzöſiſche Verfaſſung ſo ſtellten, daß die Franzoſen auf lange Zeit ein ſchwaches und elendiges Volk blieben.

Doch wir wollen nichts Unmenſchliches und Hinterliſtiges weder billigen noch rathen gegen die Franzoſen, wie unmenſchlich und hinterliſtig ſie unſre Macht und unſer Glück auch zu beſtricken und zu zerſtören geſucht haben. Wann wir uns die gebührliche Sicherheit des künftigen Friedens genommen und behalten haben, dann wollen wir ſie in ihrem Lande ihnen ſelbſt ganz wieder übergeben und überlaſſen, und dann mögen ſie in Gottes Namen in noch zehn und zwanzig Proben verſuchen, wie einem Franzoſen eine freie und geſetzliche Verfaſſung kleidet.

Es könnte jemand einfallen, und vielleicht iſt es einigen eingefallen, jetzt ſey der Zeitpunkt da, nicht bloß Frankreich, wie jene eben meinten, in vier bis ſechs Theile zu zerſtückeln, jedem Theile einen beſondern Herrſcher zu ſetzen, und auf ſolche Weiſe das Land ohnmächtig und das unruhige Volk unſchädlich zu machen, ſondern den Franzoſen auch eine ſolche Verfaſſung aufzubringen, die ſie an allen ihren Gliedern feſſelte und ſie gewiſſermaßen zu politiſcher Elendigkeit und Nichtigkeit verdammte. Geſchähe das abſichtlich, ſo wäre das eben ſo ſchlecht, als die Franzoſen es mit uns gemacht haben; und auf die Weiſe dürfen wir ihnen das Böſe doch nicht vergelten. Phyſiſch und leiblich müſſen ſie fühlen, daß ſie gegen Gott und Menſchen geſündigt haben, aber nicht geiſtig und ſittlich. Da bindet auch die Völker das ewige Geſetz der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums, daß es Pflicht iſt, den Zuſtand der Sittlichkeit und des Rechts auf Erden nach der Möglichkeit zu befördern. Aber dies Unterfangen, das ſchlecht wäre, würde auch thörigt ſeyn. Zu lebendig ſind die Geiſter dieſer Zeit, welche die Welt erſchüttern, als daß ſie ſich ſo zahm einfangen und binden lieſſen. Freilich däucht es mir, daß der Franzoſe nur der Affe des Großen und Gewaltigen iſt, was ſich in der Zeit bewegt, daß er der Schalksnarr iſt, der in dem bunten Harlekinsrock ihre heiligſten und erhabenſten Ideen zur Farze herab parodirt; freilich däucht es mir, daß dieſer leichtfertige Geſell, der wenig feſten Boden und ſo faſt gar keine Wahrheit und Sittlichkeit hat, jener Mäſſigkeit und Gerechtigkeit faſt unfähig iſt, worauf allein eine würdige Freiheit ruhen kann — aber das, womit er ſo viel geſpielt hat, hat auch mit ihm geſpielt, und ſpielt noch mit ihm: es lebt und webt lebendig in der Zeit, und ſelbſt dieſes leichte und gaukeliſche Volk hat Worte ausgeſprochen und Geſetze beſtimmt, die mehr als Gaukelei ſind, die bei feſteren und ernſteren Völkern heilige Wahrheiten heiſſen würden. Was die franzöſiſche Revolution gemacht hat, iſt kein Ungefähr, es iſt recht eigentlich das Zeitalter, wenn das leichte Volk es auch zur Narrheit gemacht hat und vielleicht noch hundertmal zur Narrheit machen wird. Wer dieſe Narrheit, ja dieſes Unglück der Franzoſen aber in ſchlechter Abſicht gar zum Verderben wenden wollte, wer mit den gewaltigen Geburten der Zukunft in kleinlicher Willkühr ſpielen wollte, der mögte wohl in das eigene Verderben hineintappen, wie einer, der mit elektriſchen Funken geſchwängert, ſich mitten in blitzgeladene Wolken hineinſtellt.

Nehmen wir alſo das Unſrige, und laſſen ſie gewähren.

und ſich frei oder knechtiſch, königlich oder kaiſerlich machen, wie ſie beſt können; machen wie uns die große Zeit, worin wir leben, mit recht inniger Treue und Frömmigkeit zur Warnerin und Lehrerin; ſuchen wir uns zuerſt zur Tüchtigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit zu erheben. Wahrlich wir haben ein jeglicher genug mit dem eigenen Elend und der eigenen Verwirrung zu thun, und es ziemte uns wohl ſchlecht, andern Glück und Freiheit, wenn ſie ſie haben können, abſchneiden zu wollen, da wir ſie ſelbſt noch ſuchen. Denn jedes Unrecht, ſogar gegen die ſchlimmſten Feinde, iſt zugleich eine Dummheit; das ſchreiendſte Unrecht iſt aber, wenn man bei Völkern einen unrechtlichen und unſittlichen Zuſtand nicht allein verlängern ſondern ſogar mit abſichtlicher Bosheit bereiten will.

Nun zum Schluß die Bedingungen des künftigen Friedens und unſerer Sicherheit. Ich laſſe dieſe Bedingungen, die man nicht oft genug wiederholen kann, damit ſie nicht überſehen werden, hier noch einmal mit großen Buchſtaben abdrucken.

1) Die fremden Heere halten Frankreich beſetzt bis zur völligen Erfüllung des Friedens.

2) Frankreich bezahlt als eine kleine Entſchädigung dreihundert Millionen Reichsthaler Kriegsſteuer, welche nach Verhältniß der Verluſte unter die Glieder des großen Bundes vertheilt werden. Zum Unterpfande für das, was es nicht gleich abtragen kann,

giebt es Landſchaften und Feſtungen, die bis zum völligen Abtrage beſetzt bleiben. Damit die Schuldigen am meiſten beigezogen werden, wird die Laſt vorzüglich auf die Anhänger Napoleons gewälzt und auf diejenigen, die ſich während der Revolution und ſeiner Regierung bereichert haben, auf die Marſchälle, Senatoren, Miniſter, Intendanten u. ſ. w.

3) Frankreich giebt alle entführte Kunſtwerke und Denkmäler zurück, deren jegliche ihren rechten Eignern wieder zugeſtellt werden.

4) Als Hauptſicherheit und erſte Bürgſchaft der Ruhe Europa's nehmen die Nachbarn Frankreichs ihre alten Gränzen wieder, welche die Herrſchſucht Ludwigs des Vierzehnten und dieſe jüngſte Zeit der Umkehrung verrückt haben. Dieſemnach erhält, daß ich vom Süden anfange, a) Spanien die Päſſe der Pyrenäen mit Bellegarde, Perpignan, Collioure; b) Savoyen die Alpenpäſſe mit Pignerol, Feneſtrelles, Briançon u. ſ. w.; c) die Schweiz, die Höhen ihres Jura; d) das teutſche Reich das Elſaß, Lothringen und die drei Bisthümer: alſo alles, was die Franzoſen ſeit drei Jahrhunderten diesſeits der Vogheſen und Ardennen von ihm abgeriſſen haben; e) das Niederland ſeine alte Gränze mit den Auſſenlinien von Cambray, Arras, St. Omer, Dünkerken.

IX.

Worte eines Franzoſen, aus der Ghenter Zeitung.

Dieſe folgenden Worte, ein kleines Echo der vielen Echos aller Franzoſen ohne Unterſchied des Glaubens und der Partheien, ſcheinen mir eine kurze Beleuchtung zu verdienen. Wenn das loſe Volk ſeine Sünden verſchweigen könnte, ja wenn es uns ſeine ärgſten Miſſethaten gegen unſere und gegen Europas Ruhe und Freiheit nicht immer noch als ein Recht vorhielte, ſo könnten wir allenfalls ſchweigen und die Narren ſchwatzen laſſen. Da aber ihr heilloſes Geſchwätz durchaus ſehr ernſthafter Natur iſt und in manche Ohren und Herzen mehr Eingang findet, als alle Bitten, Ermahnungen und Warnungen ehrlicher Teutſchen, ſo müſſen wir über das Geſchwätz auch ein wenig ſchwatzen.

So klingen die Worte:

„Die Abſicht der Verbündeten ſcheint nicht mehr zweifelhaft in dieſem Kriege. Sie ziehen nicht mehr auf Paris, „wie im Jahre 1814, um dort die Regierung zu ändern, indem ſie die ſtarken Plätze hinter ſich laſſen.“ Man weiß, daß es in ihre Politik einſchlägt, dem Königreiche der Niederlande die Linie der feſten Plätze Flanderns und des Artois zur Gränze zu geben.[1] Ohne Zweifel, um dieſe Plane auszuführen, macht man Belagerungen und ſucht Städte zu nehmen. Wir wollen hoffen, daß dieſe Entwürfe nicht Wirklichkeit werden und daß die Vorſehung [2] uns vor einem Eingriff bewahren wird, der den Untergang unſrer Fabriken vollenden würde.

Dieſe Furcht der Vereinigung der unter dem Namen der vaubanſchen Linie bekannten Plätze mit dem Königreiche Niederland fängt an die Gemüther zu beunruhigen. Verſtändige Leute verhehlen ſich nicht, daß England, deſſen Beharrlichkeit und ungeheure Opfer die koloſſale Macht Frankreichs geſtürzt haben, nie eine günſtigere Gelegenheit und einen rechtmäſſigeren Grund [3] finden wird, um vor den faſt periodiſchen franzöſiſchen Ueberziehungen Belgiens einen Schlagbaum zu ziehen. Dieſes ſchöne Land iſt jedes Vierteljahrhundert mit Blut getränkt, und es verdankt dieſes unvermeidliche [4] Unglück den Eroberungen des herrſchſüchtigen Ludwigs des Vierzehnten, der ſich in einem vielleicht [5] ungerechten Kriege

---

[1] Freilich ſchlägt es in ihre Politik ein. Es ſchlägt aber eben ſo ſehr in ihre Politik ein, auch die andern Gränzen gegen die Nachbarſtaaten wiederherzuſtellen und zu berichtigen.

[2] Dieſe kann mit euch wenig zu thun haben. Die Vorſehung iſt nur für den da, der an ſie glaubt. Wie aber der verruchte und verhärtete Räuber und Meineidige an eine Macht appelliren darf, deren Würde und Daſeyn er durch ſeine Handlungen alle Tage ſchändet, das ſehen wir nicht. Freilich ſetzte Napoleon um die Fünffrankenſtücke, die er mit ſeinem Bildniſſe ausprägen ließ, die Umſchrift: Gott behüte Frankreich, aber Gott hat ſeit vier Jahren durch die Vernichtung ſeiner und ſeiner Rotte wohl gewieſen, daß es nur für diejenigen eine Vorſehung giebt, welche Gott fürchten und für die Gerechtigkeit und Freiheit ſtreiten.

[3] Der rechtmäſſigſte Grund iſt ſchon ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert da geweſen, durch jede Gelegenheit wiederzunehmen, was durch die übermüthigſte Gewalt geraubt iſt. Es iſt gut, daß ihr an die Gunſt der Gelegenheit erinnert; denn freilich, wenn man dieſe Gelegenheit verſäumt, wird nicht ſo bald wieder eine ſo günſtige kommen.

---

4) Unvermeidlich iſt das Unglück nicht. Es wird vermieden, wenn man ſich jetzt die gebührliche Sicherheit nimmt, wenn man das auf die ſchlechteſte Weiſe entriſſene Bollwerk der Niederlande wieder nimmt und hinter ſeinen Wällen liegend, die Stürme der herrſchſüchtigen und raubluſtigen Nachbarn auf das ſchöne Lande zurückweist.

5) Auch hier noch ein Vielleicht bei dem Worte ungerecht? Wahrlich, Ludwig der Vierzehnte war der Bonaparte ſeiner Zeit, der immer den blutigen Rachen aufgeſperrt und die Netze der ſchleichenden Hinterliſt ausgeſpannt hatte, die Nachbarlande zu verſchlingen und zu beſtri[illegible] — Und nur von Einem Kriege ſpricht der ſchlaue franzöſiſche Fuchs hier, der mit Advokatenliſt unter dem Schein, daß er ſich und ſein Volk anklagt, durch Erregung einer guten Meinung und des Mitleids etwas zu gewinnen ſucht. Nein, lieber Freund, es waren vier ungerechte und treuloſe Kriege und drei der ſcheußlichſten Ueberfälle mitten im Frieden, wovon die Geſchichte gemeldet hat. Auch brachte Gott Ludwig den Vierzehnten und ſeine Heere dahin, wohin er Napoleon und ſeine Rotten in den Jahren 1814 und 1815 gebracht hat, und nur durch eine unſelige Zwietracht der damaligen Verbündeten entging Frankreich der zu verdienten Züchtigung. Die ſchändlichen Ueberfälle und Räubereien jenes vielgeprieſenen Franzoſenkönigs mitten in der Stille und Sicherheit des Friedens waren die Ueberziehung der Grafſchaft Hochburgund, der Einfall in Holland und die Beſetzung des Elſaſſes und des Luxemburgiſchen mit den Feſtungen Strasburg und Luxemburg grade damals, als alle Kräfte des teutſchen Reichs gegen Oſten, gegen die unchriſtliche Wuth der Osmanen, gewandt waren. Soll ich dieſen ſaubern Franzoſen, der uns mit dem Wörtchen viel-

des Artois, ſo wie eines Theils von Flandern und von Hennegau bemächtigt hat. Man verbirgt ſich hier nicht, daß man, ohne die Sprache von der Politik zu entlehnen, mit genug Grund ſagen kann: **Ludwig der Vierzehnte hat einen Theil der Niederlande genommen, weil er der ſtärkſte war, Ludwig der Achtzehnte giebt ihn wieder, weil er der ſchwächſte iſt.** Dieſe Art zu ſchlieſſen iſt in letzter Inſtanz immer die Art aller Kabinette und die Baſis aller Unterhandlungen. Man muß zu dieſen Gründen noch eine andre Berechnung fügen. Es iſt erwieſen, daß alle von Frankreich unternommenen Kriege und alle, die es künftig unternehmen wird, den Zweck gehabt haben und den Zweck haben werden, ſich gegen Norden zu vergrößern und ſich dem Rhein zu nähern. Alle franzöſiſche Publiziſten ſind über die Wirklichkeit dieſes Planes durchaus Einer Meinung. Doch wird die Ausführung deſſelben von England immer gehindert werden, welches in den gegenwärtigen Umſtänden die glücklichſte Gelegenheit findet, ſie auf Jahrhunderte zurückzuſchieben. Indeſſen die von den verbündeten Mächten dargelegten Abſichten beruhigen uns **über die Erhaltung der Ganzheit unſers Ge-**

---

leicht ungerecht abweiſen will, auch noch an die ſcheußlichen Brandſtiftungen in den Rheinlanden und in der Rheinpfalz erinnern? So ſind ſie, ſo völlig unchriſtlich und unrechtlich, daß, was bei allen andern Völkern Gräuel heißt, bei ihnen Leichtſinn, was bei allen andern Verruchtheit heißt, bei ihnen augenblickliche Verirrung genannt wird.

bietes. 6) Die edelmüthigſten Ideen ſcheinen die Herrſcher zu beſeelen, welche weder ein Volk demüthigen 7) wollen, welchem es unter vielen Umſtänden nicht an Groß-

---

6) Du biſt ein ſchlechter Advokat, lieber Freund, du weißt nicht, daß die Haltung jedes Vertrages zweiſeitig iſt, daß der Bruch deſſelben von Seiten des einen Theils den andern Theil aller ſeiner Pflicht entbindet. *Sie haben den Franzoſen die Ganzheit ihres Gebietes nur unter der Bedingung verſprochen, daß ſie die Sache Bonapartens verließen.* Dieſe Franzoſen haben ſich feſt an alle ſeine ſtolzen Entwürfe und übermüthigen Verbrechen gekettet, ſie haben bis an das Ende mit ihm ausgehalten und halten zum Theil noch mit ihm aus; denn dreiſſigtauſend Vendeer, die für ihren Ludwig den Achtzehnten aufgeſtanden ſind und für ihn die Waffen ergriffen haben, werdet ihr uns doch nicht für das franzöſiſche Volk von fünfundzwanzig Millionen Seelen anrechnen. Ihr habt es euch alſo ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ihr einmal gefährlich geſtraft werdet, denn ihr habt alle Bedingungen der Gnade verſchmäht, die euch ſo milde und großmüthig geboten wurden. So nehmt denn nun das ſtrenge Recht, das ihr gewollt habt. Ihr appellirt, nun ihr beſiegt ſeyd, und euch das Meſſer an der Kehle ſitzt, an die großmüthigen und edelmüthigen Ideen der Herrſcher; ihr mögtet ihnen gern zum zweiten Male nachſpotten und nachhöhnen, wie ihr nach der Gnade des pariſer Friedens vom Frühlinge 1814 gethan habt. Es iſt keine Gnade, wenn man gegen Undankbare und Meineidige gütig iſt.

7) Freilich müßt ihr *gedemüthigt* werden, und recht ſehr. Wer die himmliſchen Mächte nicht erkennen will, der muß die irdiſchen in ihrer ganzen Furchtbarkeit kennen lernen. Ihr habt Zeichen genug von Gott gehabt, und noch immer pocht ihr ſogar auf eure Schanden und Verruchtheiten. Völker, die hundertmal beſſer ſind als ihr, ſind geſtraft und gedemüthigt worden für ihre Sünden, und haben ſie erkannt, und haben Gott, den ewigen gerechten Richter, anbeten und fürchten gelernt, und ihr allein trotzet noch immer auf Lüge

muth[8] gefehlt hat, noch einen König im Unglück erdrücken[9], noch für die Zukunft die Stoffe eines neuen Brandes[10] be-

---

und Meineid und wollt die gerechte Strafe wieder nicht durch Buße, ſondern durch Lügenkünſte abwenden, damit ihr bald wieder von vorn beginnen könnet. Ich ſage, nichts iſt euch nützlicher als eine recht tüchtige Demüthigung; ſie allein kann euch beſſern, wenn ihr nicht ſchon unverbeſſerlich ſeyd.

8) Eure Großmuth. Die Geſchichte müßte die Beweiſe geben: ſie zeigt dies als eine freche Lüge. Freilich an Worten von eurer Großmuth habt ihr es bei allen euren Unterhandlungen und Kriegen und Friedensſchlüſſen nie fehlen laſſen. Auch geſpielt habt ihr bei jeder Gelegenheit mit Großmuth, aber wie der Kater und Marder zu ſpielen pflegen, die mit ihrem Raube neroniſche und tigriſche Scherze treiben, bis es ihnen beliebt, ihn vollends abzuwürgen.

9) Und nun ſoll der arme König, den ihr verworfen und verjagt habt, für euch wieder den Verſöhner machen? ſein vielleicht ehrwürdiges Unglück, das nur euch nicht ehrwürdig war, ſondern euch zum Geſpötte diente? Damit wollt ihr die Schläge des Schickſals, und den Zorn der Völker, und — ich ſage euch — den mächtigeren Zorn Gottes ablenken, daß ſie die Schuldigen nicht treffen. O es ſind ſo viele Unglückliche und Erdrückte, die um Rache rufen und Wehe über euch ſchreien, die Millionen, die durch euren verruchten Uebermuth geſchlachtet ſind, die Könige und Fürſten und Herren, die durch euch im Unglück verhöhnt, verachtet, gemishandelt und entehrt ſind, die Völker, die durch eure Schuld unter der Laſt des Elends und unter dem Druck der Auflagen erliegen, die letzten vierzigtauſend Teutſche und Engländer, die durch euch auf dem Schlachtfelde erlagen oder verſtümmelt wurden: alle dieſe furchtbaren Ankläger, die laut fordern, daß ſo großer Uebermuth beſtraft werde, meint ihr ſo wie immer mit Redensarten abzufinden.

10) „Geht ſäuberlich mit mir um, daß ich nicht böſe werde“ — ganz wieder die alte Leyer: nicht einmal im Lügen und Trügen könnt ihr Neues erfinden. Wir kennen euch: Die Schlange wird immer beiſſen, am tückiſchſten, wenn man freundlich

treten wollen. Auch hoffen wir, daß der Vertrag von Paris immer die Grundlage der Politik Europas bleiben wird [11]. Die Batavo-Belger müſſen gegen Frankreich nicht in eine Stellung [12] der Eiferſucht und der Unruhe geſetzt werden.

---

mit ihr thut; darum wollen wir ihr jetzt die Giftzähne ausbrechen, daß ſie eines halben Jahrhunderts bedarf, neue anzuſetzen. Mit eurem guten Willen wird Teutſchland und Europa immer in Flammen ſtehen; darum muß man euch ſo ohnmächtig machen, daß ihr weder brennen noch zünden könnt.

[11] Wir andere aber hoffen, daß der pariſer Friede nie mehr als ein Vertrag, ſondern nur als ein vergangenes Unglück der Völker genannt werden wird.

[12] Dies hier iſt ein ächter politiſcher und advokatiſcher Calembour, der zwei Seiten und zwei Schneiden hat. Recht, lieber Franzoſe, die Bataver und Belgier müſſen gegen Frankreich nicht länger in einer Stellung der Eiferſucht und Unruhe ſeyn; ſie müſſen ihre Sicherheitspläne Dünkerken, Lille, Valenciennes, Cambray, Arras und St. Omer ꝛc. wieder haben. Daß das groſſe Frankreich vor fünf Millionen Niederländern beſorgt ſeyn ſollte, iſt lächerlich; es ſey denn, daß ihr von eurer Verruchtheit nicht laſſen wollet: dann könntet ihr freilich von allen euren Nachbarn ein Gewitter auf euch ziehen, das alle eure Liſten und Künſte nicht ableiten möchten.

X.

Worte eines Niederländers. *)

Des Gegenſatzes wegen laſſen wir auf die Worte eines Franzoſen ſogleich die Worte eines Niederländers folgen. Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie ſich das politiſche Leben allenthalben regt, ſelbſt bei ſolchen, deren Studien von der Politik am entlegenſten zu ſeyn ſcheinen, und wie faſt allenthalben im Volke die geſundeſten und richtigſten Anſichten ſind von dem, worauf es bei der jetzigen Lage Frankreichs und Europa's ankommt. Uns ſelbſt däucht es ferner immer noch nöthig, ſelbſt auf die Gefahr, für Narren gehalten zu werden, dieſelben Dinge fünfmal und zehnmal wieder zu ſagen, damit das allgemeine Echo der Welt endlich auch zu den Schlöſſern und Sälen der Herrſcher und Miniſter ſo laut und gewaltig hinaufklinge, daß ſie unſerer allgemeinen Noth und des Glückes unſerer Kinder und Enkel gedenken. Sie halten es jetzt in ihrer Hand: wir wollen hoffen, daß ſie es nicht wieder fahren laſſen werden. Zum dritten und vierten Male wird es

---

*) Dieſe Worte ſind gezogen aus folgendem Werke: Nachrichten über die Stadt Ghent, von dem Ritter Karl Ludwig Diericx, ehemaligem Syndikus der Stadt Ghent, gegenwärtigem Mitgliede des allgemeinen Raths des Departements der Schelde und Direktor des jener Stadt zugehörigen botaniſchen Gartens.

ſo leicht nicht wieder kommen. Auch iſt es wahrlich ſo leicht nicht gekommen, als es erſcheint, wenn man die Dinge nur ſo äuſſerlich betrachtet; wir haben es ſchwer gefühlt und getragen, und fühlen und tragen es noch.

Ich laſſe hier einen Niederländer ſprechen, und gebe ſeine Worte und Anſichten genau wieder, wie er ſie über das Verhältniß ſeines Landes äuſſert bei Gelegenheit der Beurtheilung eines trefflichen Werkes, das der Ritter Dierix über die alte berühmte Stadt Ghent geſchrieben hat. Sie lauten ſo:

„Ich behalte mir ein anderes Mal vor, von dieſem vaterländiſchen Werke ausführlicher zu ſprechen. Jetzt will ich mich beſchränken, der merkwürdigen Note zu erwähnen, welche das dritte Heft endigt. Sie behandelt einen Gegenſtand, worauf die Augen von Europa gerichtet ſind. Es kommt auf die künftige Sicherheit des Königreichs der Niederlande an, auf die Sicherung deſſelben durch feſte und tüchtige Gränzen, die dieſen neuen Staat gegen die immer wiederkehrenden Angriffe Frankreichs ſchützen. Ich will hier den Verfaſſer reden laſſen indem ich einige Stellen aus ſeiner Note hier anführe.

„Es iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit, ſagt er, daß die „franzöſiſchen Herrſcher ſeit Philipp Auguſt (regierte gegen „den Ausgang des zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) den Entwurf faßten, Flandern mit „ihrer Krone zu vereinigen. Zu dieſem Zwecke fingen ſie an

„ dieſe Landſchaft zu zerſtückeln, und es glückte ihnen, Arras, Lille, Valenciennes, Douai, Condé, Aire, Orchies, „ Dünkerken und mehrere andere Städte nach und nach „ Frankreich einzuverleiben.“

„ Es ging darauf in das politiſche Syſtem aller andern „ Mächte ein, daß die Theile Flanderns, die noch nicht abgeriſſen waren, unter der Herrſchaft der Grafen dieſes Landes blieben. Was thaten da die Franzoſen? Sie vertagten die Ausführung ihres Entwurfes auf jede künftige „ Epoche, und führten auf dem Boden des alten Flanderns „ jene unter dem Namen der Vaubanslinie bekannten Bollwerke auf, und zerſtörten auf der entgegengeſetzten Seite „ alles, was den Grafen von Flandern von Feſtungen blieb. „ Ihr Zweck war nicht zweideutig: überzeugt, daß dieſes „ Land immer große Hülfsmittel darbieten würde, ſahen ſie „ es wie einen Schwamm an, den ſie auszudrücken kommen „ würden, wann es ihnen gefiele; und ſie verachteten uns „ genug, den Spruch: Sic vos non vobis auf uns anzuwenden.“

„ Flandern macht gegenwärtig einen Theil des neuen „ Königreichs aus; aber hat man unſerm Könige das Mittel „ gegeben, uns wirkſam gegen Frankreich zu ſchützen? Beſteht dieſer letzte Staat nicht aus fünfundzwanzig Millionen Einwohnern, da doch das neue Königreich kaum ſechs „ Millionen enthält? Folgt daraus nicht, daß Flandern und „ mehrere andere Nachbarlande den Franzoſen völlig bloßgeſtellt da liegen, und daß dieſer Umſtand dieſe letzten immer

„in der Hoffnung erhalten wird, ihre Gränzen bis zu jener „bekannten Linie auszudehnen, die ſie uns unaufhörlich als „ihre Naturgränzen verklingeln?“

Nachdem der Herr Dierier als ein aufgeklärter Mann und als ein wahrer Freund ſeines Vaterlandes ſeine Anſicht entwickelt hat, fährt er folgendergeſtalt fort: „Durch „welches unſelige und wunderliche Verhängniß ſollte man nicht ein neues politiſches „Syſtem Europa's machen können, ohne die „ſchwachen Völker mächtigen und gefährlichen „Nationen preiszugeben? und warum ſollte „Frankreich in dieſem Syſtem ein bevorrechtetes Volk ausmachen, einen Staat, deſſen „Kräfte man nur gegenwiegen kann, wenn „man das ganze übrige Europa bewaffnet? — „Frankreich, auch wenn es auf zwei Drittel „ſeines gegenwärtigen Umfanges eingeſchränkt „würde, würde noch immer ſehr mächtig ſeyn; „es würde ruhiger, glücklicher in ihm ſelbſt „und weniger gefährlich für Europa ſeyn. „Man muß Frankreichs Gebiet vermindern, „vorzüglich nach der Seite unſerer Gränzen.*)

---

*) So rufen wir Teutſche auch, wenn wir an uns und an unſere geraubten Landſchaften (Elſaß, Lothringen, Hochburgund) denken; ſo ruft der Spanier, Savoyarde und Schweizer auf ſeiner Seite: denn für alle ſteht der ewig unruhige und raubluſtige Nachbar in einer drohenden und gefährlichen Stellung.

„Dieſes Gefühl iſt in alle Herzen gegraben, und man wird es durch Trugſchlüſſe und Gaukeleien nicht zerſtören — Vermittelſt jener oben erwähnten und von den Niederlanden abgeriſſenen Städte hat man die öſtreichiſchen Landſchaften der Niederlande, Holland und einen großen Theil Teutſchlands verſchlungen; dieſe Gränzſtädte haben die erſte Koalition nöthig gemacht; ſie machen die zweite nöthig; und wenn dieſe Städte bei Frankreich bleiben, ſo mag man noch ſo viele Vorſichten nehmen, kein halbes Jahrhundert (Wie? ein halbes Jahrhundert? Nicht zwei Jahre) wird verfließen, daß Europa nicht zum dritten Male erſchüttert werden wird. Dieſe Städte müſſen den Siegern bleiben. Die Beſetzung dieſer Plätze auf eine beſtimmte Zeit würde eine falſche Maaßregel ſeyn; denn es iſt durch die Geſchichte bewieſen, daß ähnliche Beſetzungen für die Folge immer Mißhelligkeiten veranlaßt und die Fackel des Kriegs wieder entzündet haben. Frankreichs Abtretung derſelben muß rein und unbedingt ſeyn; ſie iſt nothwendig für das Glück Frankreichs ſelbſt, und unerläßlich, wenn man das Ziel der beiden Koalitionen erreichen will.“

„Die patriotiſchen Wünſche, welche Herr Diericx ausſpricht, ſind die Wünſche aller aufrichtigen Freunde dieſes ſchönen und blühenden Belgiens, welches jetzt wieder aus ſeinen Aſchen hervorſteigt, nachdem es über zwanzig Jahre durch alle Arten Tyranneien zertreten worden, die während dieſer traurigen Epoche in Frankreich auf einander gefolgt ſind. England liegt mehr als irgend einer andern Macht daran, zwiſchen Frankreich und uns eine eiſerne Schranke aufzuführen, die da zwiſchen den beiden Staaten eine Gränzlinie bilde, welche der Stärkſte nicht leicht wird überſchreiten können, wenn ſeine Herrſchſucht oder ſeine Länderſucht ihn auch dazu reizen ſollte.“

In dieſen wenigen Worten ſind einfach und kräftig die Anſichten und Wünſche ausgeſprochen, welche alle redliche Niederländer, die es mit ihrem Vaterlande wohl meinen, haben müſſen; aber es ſind auch auf eine unwiderlegliche Weiſe große und beherzigungswerthe Wahrheiten ausgeſprochen, welche Wahrheiten mit ſtehenden Lettern bleiben, ſolange die Völker und Länder und ihre natürlichen und politiſchen Verhältniſſe bleiben, die ſie ſind. Wir machen daher noch einige Anmerkungen zum Texte.

Wir bemerken erſtlich: Frankreich kann nur dadurch glücklich und ruhig werden, daß man ihm ſein Zuviel, kurz daß man ihm das ungerechte Gut abnimmt, das es von ſeinen Nachbarn geraubt und womit es ſich zu ſeinem eigenen Unglück überladen hat. Es iſt Frankreich damit das widerfahren, was einem Menſchen widerfährt, den der Geiz plagt. Dieſer, als er ein mäſſiges Vermögen hatte, freuete ſich und genoß des Lebens fröhlich mit ſeinen Freunden; als aber die

Güter ſich über das Maaß ſeines Gemüthes mehrten, da ward er der Knecht ſeiner Schätze und lag ſorgend und hungernd und durſtend immer auf ihnen, und ward von dem Gedanken, wie er ſie immer mehren und ſichern mögte, und von den Reitzen ungerechten Erwerbes Tag und Nacht geplagt. Frankreich iſt nun drei Jahrhunderte von einer unſeligen Ehrſucht und einer unerſättlichen Länderſucht geplagt geweſen, hat ſich und allen ſeinen Nachbarn unſägliches und unzähliges Unheil gebracht, und muß jetzt beſchämt und überwunden mit dem Bewußtſeyn ſchwerer Schuld den Sieger um Gnade anflehen; es hat den Zorn der Völker gereitzt, und er iſt aufgeſtanden und hat ſeine Blitze geladen und die Schuldigen ſo zerſchmettert, daß die, welche ſich eben noch mit übermüthigem Stolze die große Nation nannten, ſich bange fragen müſſen: wird die Gnade größer ſeyn als unſere Verbrechen? — Wie nun das Urtheil, das die hohen Herrſcher über die Ueberwundenen fällen, auch ausfalle, das kann man faſt als ausgemacht annehmen, und das verlangt auch die Sicherheit der übrigen Völker, daß Frankreich die Landſchaften verlieren wird, die es ſeit zwei Jahrhunderten ſeinen Nachbarn entriſſen hat. Es wird die franzöſiſche Eitelkeit ſehr ſchmerzen, wenn Frankreich auf die Weiſe um ein Viertel oder Fünftel kleiner wird, als es im Jahr 1792 war, aber wenn ſie je zum ruhigen Nachdenken über ſich ſelbſt kommen könnten, ſo würden ſie ſich zu dieſem Verluſte eben ſo ſehr glückwünſchen, als wir uns zu der Wiedererlangung des Unſrigen glückwünſchen, weil er ſie von einem falſchen und thörigten, ja von einem ſchlechten und ungerechten Streben befreien würde. Kein Volk hat auf der einen Seite mehr Verſtand und Einſicht für das Wirkliche, als die Franzoſen, und iſt auf der andern mehr durch eine abentheuerliche Fantaſie weggetrieben worden, als eben ſie. Es iſt nicht das erſte große Abentheuer, das ſie unter dieſem Napoleon dem Großen zur Unterjochung Europa's gewagt haben. Unter Karl dem Achten, Franz dem Erſten, Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Vierzehnten brüteten ſie nicht viel kleinere Entwürfe — und immer ſind ſie ihnen am Ende zerronnen. Wie ſie früher aus Italien zu Hauſe kamen, ſo ſind ſie jetzt aus Spanien, Rußland und Teutſchland zu Hauſe geſchickt: ja noch etwas elendiger. Jetzt iſt ihnen die Arbeit von zwei Jahrhunderten durch ein paar Schlachten, wie die bei Leipzig und bei'm Schönen Bunde waren, zerronnen, und die Krähen mögen fürchten, daß man ihnen nicht nur die geſtohlnen Pfauenfedern, womit ſie ſich ungebührlich behängt haben, wieder ausrupft, ſondern von den eigenen ſchimmernden noch ein paar dazu. Die Franzoſen ſind ganz in dem Falle mit den von den Nachbarn abgeriſſenen Landſchaften, worin ein Mann, der eine verbotene oder verkehrte Liebe hegt, ſich befindet. Wie ein ſolcher oft geheilt wird von ſeinem Wahnſinn durch die Entfernung des geliebten Gegenſtandes, ſo könnten die Franzoſen durch den Verluſt deſſen, was ſie vom Niederlande abgezwickt haben, und den teutſchen Landſchaften diesſeits der Vogheſen und Ardennen, von ihrem unerlaubten Streben einer falſchen Politik geheilt werden; denn ſolange ſie jene niederländiſchen

Plätze haben, werden ſie immer nach dem ganzen Niederlande den Rachen aufgeſperrt halten, und ſolange ſie an der Saar, der Moſel und Maas und am Rhein noch teutſche Lande und Feſten beſitzen, werden ſie auch nach dem ganzen Rhein und mit ihm nach dem ganzen Teutſchland und nach der Herrſchaft über daſſelbe blicken.

Es iſt alſo im eigentlichen Sinne des Wortes wahr, was Herr Diericx geſagt hat, daß es Frankreichs Glück ſeyn wird, wenn man es jetzt, da man es kann, weniger mächtig macht: es iſt zu ſeinem und zu unſerm Unglücke zwei Jahrhunderte ſchon zu mächtig geweſen und hat deswegen immer größere Begierden der Herrſchaft gehabt, als es Macht und Kraft beſitzt. Sind die unruhigen Abentheurer überhaupt zu bekehren, und zur Ordnung und Ruhe zu bringen, ſo wird das die einzige Art ſeyn. Erſt wann es ihnen unmöglich dünken wird, in Italien, in Teutſchland und in den Niederlanden Eroberungen machen zu können, erſt dann wird der Anfang ihres Glückes beginnen. Die Franzoſen hätten nie ſo ſehr gen Oſten und Norden blicken ſollen, als gen Weſten. Da liegt das Meer mit allen ſeinen unendlichen Gütern und Schätzen, mit den reichen Küſten und Inſeln vor ihnen ausgebreitet; dahin hätte ihr Streben größer ſeyn ſollen. Da aber haben ſie die gewiſſe Eroberung und den ſicheren Gewinn aufgegeben, um auf dem feſten Lande das Ungewiſſe und Täuſchende zu ſuchen, was wenigſtens ein Volk, wie ſie ſind, nie feſthalten wird, und was, wenn ſie es feſthalten könnten, ſie immer nur zu ihrem Unglücke feſthalten würden. Denn als Staat und Reich waren ſie groß und glücklich genug, wie ſie unter Ludwig dem Eilften um das Jahr 1480 ſtanden, und jeder Schritt darüber hinaus hat ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr um Wohlſtand und Freiheit gebracht.

Wir bemerken zweitens: Herr Diericx hat ganz richtig angedeutet, daß die Niederländer, ſolange die Franzoſen noch im Beſitze der Feſtungen und Lande dieſſeits der Ardennen und der Somme bleiben, ſich nicht als einen fertigen Staat und ein ganzes Reich anſehen können. Auch das hat er richtig angedeutet, daß die ganze Liebe der Menſchen nur bei dem ganzen friſchen und ſtarken Staate ſeyn kann. Alſo zuletzt noch ein Wort von dieſer Liebe.

Wenn die Niederlande ſo geblieben wären, als ſie zur Zeit des Pariſer Friedens vom Jahr 1814 beſtimmt wurden, ſo waren ſie nichts Fertiges. Nach der Schlacht, die ſie die Schlacht bei Waterloo und wir die Schlacht bei'm Schönen Bunde nennen, und nach dem glücklichen und glorreichen Frieden, der darauf folgen muß, können ſie fertig werden, wenn ſie ihre alte Feſtungslinie, die ſie nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund hatten und die von Mezieres über Cambray, Arras und St. Omer auf Gravelingen und Dünkerken bis an den Kanal läuft, wieder erhalten. Erſt dann werden die Niederländer wahre Bürger des neuen Reiches und dem Vaterlande und dem neuen Könige mit Leib und Seele zugethane und bis in den Tod getreue Unterthanen werden, weil ſich an die äuſſere Ehre und Macht dann die Gedanken von Sicherheit und Glück binden können. Wenn man ſie aber liegen läßt, wie ſie nun ſind, mit ihren offenen und unbedekten Gränzen dem mit einem eiſernen Feſtungsharniſch umgürteten und übermächtigen Frankreich gegenüber, ſo werden ſie alle Verſprechungen und Betheurungen von Glück und Gerechtigkeit und Frieden, die man ihnen für die Zukunft macht, als leere Gaukeleien anſehen müſſen, ſie werden den jetzigen Zuſtand nur als einen vorübergehenden anſehen und ſich weder mit Hoffnung noch Liebe an das Vergängliche binden können. Ja es werden immer viele ſeyn, welche mit heimlichen Wünſchen die Franzoſen wieder begehren, weil das beſtimmte Sichere, wenn es auch noch ſo ſchlecht iſt, den meiſten Menſchen doch tauſendmal beſſer dünken muß, als das unbeſtimmte Unſichere. Der Menſch als ein irdiſches Weſen iſt auch auf irdiſches Wohlſeyn und auf leiblichen Genuß angewieſen, und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er einem Staate nicht ſeine volle Neigung ſchenkt, der ſein Leben und ſein Vermögen nicht ſchützen kann und ihm bei allen ungeheuren Anſtrengungen, die er für deſſen Erhaltung machen muß, immer nur ein ſehr zufälliges und ephemeres Daſeyn giebt. Wie ſollten die Niederländer ſich mit ganzer Seele an ihr neues Königreich binden bei der Ausſicht, je alle Jahrzehende einmal durch einen fürchterlichen Krieg zertreten und endlich doch der faſt gewiſſe Raub des gierigen Frankreichs zu werden?

Was hier über die Niederlande und die Bewohner derſelben geſagt iſt, können wir in ſeinem ganzen Umfange auf unſre herrlichen Rheinlande und ihre Bewohner anwenden, ja müſſen wir darauf anwenden. Wenn der neue Friede, deſſen wir warten, uns Lothringen und Elſaß und die drei Biſthümer mit dem vollen Beſitz der Flüſſe Saar, Moſel und Maas gegeben hat, wenn Metz, Straßburg, Landau und Hüningen teutſche Feſtungen heiſſen, dann wird ein Siegesjauchzen aller Teutſchen tönen von den Ardennen bis zur Oſtſee, dann erſt werden die trefflichen Völker, die am Rhein wohnen, glauben, daß ſie dem Vaterlande wirklich wiedergewonnen ſind. Bis jetzt und in der Lage, worin der Pariſer Frieden ſie uns überliefert hat, haben ſie da gelegen hülflos und wehrlos vor dem offenen franzöſiſchen Tigerrachen, ſie haben ſich immer nur als die erſten unglücklichen Opfer jedes Krieges anſehen können. Und ſind ſie es ſeit dem Jahre 1600 nicht auch immer geweſen? Darum, ihr Herrſcher, wollet ihr volle Liebe und ganze und fröhliche Herzen des ganzen Volkes, ſo ſchaffet ihnen jetzt die volle Sicherheit und die ſchöne Bürgſchaft, daß ſie nicht die gequälteſten und unglücklichſten Kinder des alten Germaniens bleiben werden.

XI.

Anzeige und Beurtheilung.

Ueber Preuſſens Rheiniſche Mark und über Bundesfeſtungen. 1815. Ohne Angabe des Druckorts und mit dem Motto: Je mehr Hirten, je übler Hut. 106. S. 8.

Dieſe kleine Schrift, die ſich in der Gewalt der Gefühle und der Worte von Anfang bis zu Ende wie ein reiſſender Strom durch Felſengeſtade fortrollt, und an der wir nach unſeren Anſichten wenig anderes auszuſetzen haben, als daß wir das glühende Feuer zuweilen ein wenig abgekühlt wünſchten, enthält manche geſunde Urtheile und Blicke über die Stellung und Politik des teutſchen Vaterlandes. Sie iſt, wie ihr Verfaſſer in der Vorrede ſagt, ſchon den vorigen Winter geſchrieben und mehrere Monate lang liegen geblieben, weil Manches, was darin ausgeſprochen iſt, ſich früher beſtätigte, als man bei ihrer Abfaſſung glauben konnte. Doch hat er ſie nun fünf Monate nach ihrer Entſtehung in den Druck gegeben, zumal da, wie er meint, ſich bei wiederholter und ruhiger Ueberſicht ſeiner Worte findet, daß viele darin ausgeſprochene Wahrheiten und angedeutete Verhältniſſe nicht bloß den Augenblick, ſondern lange und feſte Zeiten betreffen. Wir wollen nun über die Ruhe ſeiner Ueberſicht und über die Ruhe ſeiner Worte mit ihm nicht hadern, wiewohl ſie uns hie und da faſt leidenſchaftlich dünken; aber in vielem ſcheint er klar geſehen und geweiſſagt zu haben, und ſieht und weiſſagt auch jetzt noch ſo.

Das Schriftchen ſcheint faſt eine Partheiſchrift für Preuſſen, doch erhebt es ſich allenthalben zur Idee des großen germaniſchen Vaterlandes und Bundes, und erweiſt denen, welche ſehen können, ſonnenhell, in welcher Stellung Preuſſen zu Teutſchland ſtehen muß, damit es ſelbſt und damit das ganze größere Vaterland ſicher und glücklich ſeyn könne. Er äuſſert ſich am Schluſſe des Büchleins über ſich ſelbſt alſo:

„Alles dieſes iſt für Preuſſen geſprochen. Ja; aber es iſt mehr für das teutſche Volk geſprochen. Ich habe Preuſſen gelobt, nicht weil es Preuſſen heißt, ſondern weil es mir das einzige teutſche Land ſcheint, welches die Nichtigkeit Teutſchlands zur Herrlichkeit erheben kann. Ich würde Baiern und Hannover eben ſo loben, ja ich würde Naſſau und Waldeck loben, wenn ich in ihnen die Fähigkeit gewahrte, den Reigen unſerer Geſchichte zu führen und das Fürſtenthum über die Fürſten und über das Volk zu verwalten. Wir haben die Weltgeſchichte wie in ihrer Geburt geſehen, wir haben die Zeit gleichſam zu ihren Quellen zurückfließen geſehen, wir haben in fünfundzwanzig Jahren Jahrhunderte, ja Jahrtauſende vor uns abrollen geſehen, wir haben Gott ſelbſt als den Führer unſerer Schlachten, als den Retter und Befreier mitten unter uns geſehen — und wir ſollten glauben, daß ſo Ungeheures und Gewaltiges geſchehen und ſo Göttliches und Himmliſches offenbart wäre, damit wir nichtiger und elendiger als je wieder hingeſtellt würden, den Franzoſen zum Raube, den Engländern zum Spiel, und aller Welt zum Spott und Hohn?" (S. 104.)

Von den Anſichten ſelbſt geben wir einige Proben, um den Geiſt durchblicken zu laſſen, in welchem das Werkchen geſchrieben iſt. Und dieſe Proben ſollen uns ein Anklang werden, über die Gegenwart ein paar Anmerkungen zu machen, weswegen wir vorzüglich das Büchlein angezeigt haben.

„Es verlautet jetzt allgemein, daß das Land jenſeits des Rheins von der Maas bis an die Queich entweder ganz oder doch größtentheils Preuſſen zufallen wird. Zugleich wird Preuſſen diesſeits des Rheins und in Weſtfalen theils ſeine alten Landſchaften wieder erhalten, theils neue erwerben; ſo daß es um den Rhein auf einem Abſtande von zwanzig bis dreiſſig Meilen von deſſen Ufern in die Breite und dreiſſig bis fünfunddreiſſig Meilen in die Länge eine Volksmenge von zwiſchen drei und vier Millionen Seelen gewinnen würde. Weil nicht fehlen, welche dies eine ungeheure und unverdiente Vergrößerung und Entſchädigung nennen und ſich gebehrden, als wenn des ganzen Teutſchlands Sicherheit und Wohl dadurch gefährdet und durchbrochen würde, ſo ſcheint es mir nichts Ueberflüſſiges, wenn ich, indem ich das Vorhergeſagte noch einmal wieder zuſammenfaſſe, die Lage und das Verhältniß dieſes Landes zu Teutſchland und dann auch die Lage und das Verhältniß deſſelben zu Preuſſen hier kurz hinſtelle.

„Dieſes Land möchte ich mit einem berühmten Schriftſteller die Rheiniſche Mark gegen Frankreich nennen; es ſteht ungefähr in dem Verhältniſſe zu demſelben, wie die weiland Hiſpaniſche Mark der Könige Frankreichs zu den Saracenen, als ſie in der Fülle ihres jugendlichen Heldenthums gegen das Abendland und das Chriſtenthum ſtürmten. So wie dieſe ein Land der Gefahren und Abentheuer war, ſo wird es Preuſſens Rheiniſche Mark auch ſeyn. Dem unruhigen und übermüthigen und wegen ſeiner letzten Niederlagen und Verluſte gereitzten und erbitterten Frankreich gegenüber wird der Beſitzer dieſer ſchönen Lande nimmer ruhen noch ſchlafen dürfen, er wird wacker ſeyn müſſen, wie ein reiſender Mann, der ſich auf einer Straße befindet, wo rings umher Räuber lauſchen und auflauern. Alle ſeine Kräfte und Gedanken auf die Vertheigung gewandt, mit immer gerüſteter und bewaffneter Seele, ja mit immer gezücktem Schwerdt wird er als des heiligen Reiches Verfechter hier immer gleichſam auf der Schanze liegen müſſen. Diejenigen alſo, welche die Erwerbung dieſes Landes eine ungeheure Vergrößerung und Entſchädigung Preuſſens nennen, wiſſen nicht, was ſie wollen, oder vielmehr ſie wiſſen wohl, was ſie wollen: ſie wollen Preuſſen übel und ſuchen ſeine Herrlichkeit auf jede Weiſe zu verkleinern und zu verſchreien, und ihr tückiſcher Neid grollt, daß ſie als dienende Knappen hinten ſtehen und zuſehen müſſen, wie der erſte Ritter des Reichs die Waffen ſchwingt. Die Rheiniſche Mark iſt ein glänzendes Ehrengeſchenk, das ſeinem Inhaber gar nichts einbringt, ſondern Koſten verurſacht, es iſt wie ein Kriegsorden ohne Jahrgeld, eine Erinnerung und ein Angebinde überſtandener Gefahr, worin zugleich die Ermahnung winkt, auf neue Gefahren gerüſtet zu ſeyn. Dieſes Ehrengeſchenk ziemte des Vaterlandes erſtem Ritter und Helden, es ziemte Preuſſen; ja Preuſſen ziemte ſogar der ſchöne Stolz, darum zu werben und zu buhlen und die edle Gefahr keinem Andern zufallen zu laſſen. Und wo wäre in Teutſchland der Andre, der ſie zu beſtehen wagte, der die Kühnheit hätte, hier vorzutreten und zu ſprechen: *Heiliges Reich, ich will und ich kann dein Verfechter und Gränzhüter gegen die Franzoſen ſeyn?* Preuſſen muß die Rheiniſche Mark haben, weil es der ſtärkſte und ritterlichſte aller teutſchen Staaten iſt. Es wird künftig ein ſchöner Name in dem Titel des Königs von Preuſſen ſeyn, dieſes Enkels und Urenkels ſo großer Helden, wenn er dem *Markgrafen zu Brandenburg* noch hinzuſetzen kann: *Des heiligen teutſchen Reichs Markgraf bei'm Rhein.* Er übernimmt hier am Rheine das Amt gegen die Wälſchen, was ſeine Vorfahren in der Mark Brandenburg weiland ſo ehrenvoll gegen die Slaven und Wenden geführt haben.

„Wenn nun Preuſſen, wie wir glauben und hier wenigſtens vorausſetzen, dieſes ſchöne Gränzland oder doch den größten Theil deſſelben bekommt, ſo bekommt es ſogleich Ehre, Arbeit und Gefahr die Hülle und Fülle, und für's Erſte nichts weiter. Es fragt ſich dann nach unſern vorigen Andeutungen ganz natürlich: Wie ſoll es daſſelbe erhalten und vertheidigen? ja unter welchen Bedingungen ſoll es daſſelbe überhaupt übernehmen?

„Preuſſen iſt freilich ſtark durch wirkliche Macht, ſtärker durch den hohen und kriegeriſchen Sinn ſeiner Bewohner; aber wenn es ſchon vermeſſen wäre, Preuſſen allein Frankreich gegenüber zu ſtellen, ein Kampf, vor welchem ſeine große Seele nicht zittern würde, ſo muß man, wenn von der Rheiniſchen Mark die Rede iſt, die Unterſchiede beider Länder in Hinſicht der geographiſchen Lage nicht unerwogen laſſen. Preuſſens Hauptmacht iſt weit gegen Oſten um die Oder und an den Küſten der Oſtſee; in Weſtfalen und am Rhein iſt nur eine kleine Zugabe ſeiner Stärke. Frankreichs Macht hingegen (ſeine reichſten Hülfsquellen, ſeine kriegeriſcheſten Landſchaften, ſeine ſtärkſten Feſtungen) ſind gerade in der Nähe des Rheins oder nur in einer Entfernung von zwanzig und dreiſſig Meilen von demſelben. Wenn es will — und es wird immer wollen und zufahren, ſobald ſich ihm eine günſtige Gelegenheit bietet — ſo kann es mit einem fürchterlichen Nachdruck der Gewalt ſich auf dieſe Gränzgegenden werfen, und, wenn es auch mehrmals blutig zurückgeworfen iſt, immer wiederkommen; wir aber können auch im größten Glücke ſchwer zu ihm eindringen wegen ſeiner vortrefflichen Gränzen und wegen des eiſernen und faſt undurchdringlichen Harniſches von Feſtungen, den es ſich an denſelben angelegt hat. Preuſſen würde in dieſem ungleichen Kampfe auf die Länge das Schickſal wirklich erleben, auf welches jener Preuſſe aus der alten Schule, den wir oben abhörten, anſpielte: es würde ſich hier in ſeiner edlen Kühnheit gegen einen Rieſen abmatten. Wenn alſo die ſchönen Lande, ohne welche Teutſchland ſelbſt wieder in die Knechtſchaft fallen würde, für Teutſchland erhalten werden ſollen, ſo muß Preuſſen nicht nur mit andern Landen an beiden Ufern des Rheins vermehrt, ſondern auch noch durch ihm zugegebene und unter ſeinen unmittelbaren Befehl geſtellte Bundestruppen' geſtärkt werden. Es müſſen teutſche Lande in der Nähe des Rheins, die wenigſtens auch drei bis vier Millionen Einwohner enthalten, für die Vertheidigung des Mittelrheins' angeſchlagen werden: Lande, welche 60,000 bis 70,000 gerüſtete Krieger und im Nothfalle das Doppelte ſtellen können. Zu dieſer Rolle, unter Preuſſens Fahnen den Mittelrhein und mit ihm auch ihr eigenes Land zu vertheidigen, ſind der geographiſchen Lage nach als nächſte Nachbarn des Rheins und Preuſſens die ſächſiſchen, heſſiſchen, naſſauiſchen, lippiſchen und waldeckiſchen Fürſten vor allen andern berufen, denn die Baiern werden ſich von dem Könige von Preuſſen wohl nicht anführen und befehlen laſſen wollen.

„Die Feſtungen, welche dieſe Mark des Reiches decken, als Mainz, Luxemburg, irgend eine Feſtung an der Maas (damit Preuſſen dort nicht ganz offen liege und der Willkühr fremder Politik preisgegeben ſey), Jülich, und die aus ihren Trümmern wieder anfzubauenden oder an den Gränzen Frankreichs neu zu bauenden Feſtungen würden von Preuſſens Rheiniſchen Landen und von den Landen der zur Gränzbeſchirmung Preuſſen zugethanen und unter Preuſſens Oberbefehl geſtellten Fürſten durch gemeinſchaftlichen Beitrag nach Verhältniß der Größe und Hülfsmittel der einzelnen Länder unterhalten und erbaut. Denn wenn Preuſſen von den Hülfsmitteln ſeiner Rheiniſchen Lande dieſe Feſtungen allein bauen und erhalten ſollte, ſo forderte man da eine platte Unmöglichkeit, zumal da hier wegen der Nähe des alten teutſchen Erbfeindes durch Waffenrüſtungen und Unterhaltung bedeutender Truppenmaſſen doch immer große Anſtrengungen werden gemacht werden müſſen. Das kann das teutſche Reich aber von Preuſſen nicht verlangen, daß es ſeine alten öſtlichen Stammlande, die, wenn Teutſchland künftig ſicher ſeyn ſoll, wahrlich auch mit einem eiſernen Gürtel umſchloſſen und zuſammengehalten werden müſſen, abmatte und ausmagere, um ſeine Rheiniſche Gränze wehrhaft zu machen. Auch die Beſatzung dieſer Feſtungen von Mainz bis an die Maas und von Luxemburg an längs der franzöſiſchen Gränze beſtände größtentheils aus Bundestruppen unter Preuſſens Oberbefehl.

„Die Einwohner der Rheiniſchen preuſſiſchen Lande und der nächſtwohnenden Bundesfürſten, z. B. der Heſſen und Naſſauer, müßten durch fortgehende kriegeriſche Einrichtungen und Uebungen zu einem rechten kriegeriſchen Markvolke erzogen werden, Waffenübungen dürften hier nie ruhen und das Bild des Landſturms und der Landwehr müßte ein ſtehendes Bild bleiben. Wie die römiſchen Legionen hier weiland in Schanzen und Wällen lagen und zuweilen mit Lüſternheit, öfter mit Zittern gegen Norden und Nordoſten über den Rhein ſchauten, ſo müßten die Teutſchen hier immer wach und gerüſtet liegen und in umgekehrter Richtung gegen Süden und Südweſten auf Frankreich ſchauen. In den großen Waffenplätzen müßten Gewehre für ein paarmalhunderttauſend Mann bereit liegen; dem Landvolke als dem ſtehenden Landſturm müßten ſo ſehr als möglich gute Waffen verſchafft und bei der öfteren Heerſchau müßte darauf geſehen werden, daß Jeder ſeine Waffe in gebührlicher Ordnung hielte. Das wäre aber noch das Wichtigſte, daß man aus dem reiſigen und geſchwinden Bergvolke längs dem Rhein eine Schaar von 20,000 bis 30,000 Scharfſchützen bildete, was durch fleiſſige Uebungen in den Sommermonaten, vorzüglich aber durch die Einrichtung vieler Wettſchießen und Freiſchießen, zu deren Belebung die Regierungen auch gewiſſe Summen als Preiſe anſchlügen, ohne große Koſten und Schwierigkeiten in fünf bis zehen Jahren gewiß ſchon ſehr weit zu bringen wäre. Wenn das Land und die Lande umher auf dieſe oder auf eine ähnliche Weiſe eingerichtet würden, wenn man um dieſelben und um die Herzen der Menſchen einen eiſernen Panzer ſchlüge, ja wenn man durch dieſe und durch andere zweckmäſſige Einrichtungen am Rhein ein rechtes Kriegsvolk bildete und erzöge und alle Seelen auch in Stahl kleidete, wenn in dem preuſſiſchen Rheinlande und in den umliegenden Bundeslanden 100 000 bewaffnete Krieger immer ſo bereit wären, daß ſie in vierzehn Tagen an der franzöſiſchen Gränze ſtehen könnten, und wenn man bei einem Anfall oder Einfall des Feindes dieſen einen Landſturm von 200,000 bis 300,000 Mann nachdrücken könnte, dann wäre die Rheiniſche Mark eine wirklich bewaffnete und wehrhafte Mark, hinter deren eiſernem Bollwerk die übrigen Teutſchen ſicher wohnen mögten.

„Nur unter dieſen Vorausſetzungen, die keineswegs bloße Vorausſetzungen bleiben dürfen, läßt ſich die Rheiniſche Mark vertheidigen, und nur unter dieſen Bedingungen und bei dieſen Einrichtungen und Anordnungen im Reiche kann Preuſſen das ſchwere und gefährliche Ehrengeſchenk, das man ihm mit dem Rheinlande macht, annehmen.

„Ich habe von teutſchen Bundesfeſtungen geſprochen. Weil das Wort Einigen neu iſt, und weil man dabei leicht an die ehemaligen Reichsfeſtungen und an ihre meiſtens elende Ordnung und Vertheidigung denken mögte, ſo verdient daſſelbe und die Bedeutung deſſelben eine kurze Erläuterung, die ich ſo gebe, wie ich mir, nach dem, was von Wien her verlautet und was ſich aus einigen äuſſerlich ſchon erſcheinenden Zeichen etwa abnehmen läßt, den künftigen teutſchen Bundesſtaat denken muß. Denn ihr Verhältniß zum Reiche muß aus dem Verhältniſſe der Bundesſtaaten zu einander beſtimmt werden.

„Wir werden aus Wien wahrſcheinlich ein buntes Ungeheuer von einem Bundesſtaat erhalten, der zuſammengeflickt wird, wie der Zufall oder wie der leidige Ländereinrichter und Verfaſſungsſchmidt, Napoleon Bonaparte, die Staaten eben neben einander hingeworfen hat. Wahrſcheinlich wird kein Reichsoberhaupt, keine Majeſtät eines teutſchen Kaiſers oder Königs, die alle andere Fürſten in den Schranken der Geſetze hält und zügelt, entſtehen, ſondern mehrere mächtige Bundesſtaaten werden neben einander liegen mit gleichen Rechten und Anſprüchen auf Herrſchaft. Wie man dieſe mit einander und wie man die zwiſchen ihnen liegenden kleineren und ſchwächeren Fürſten durch ſogenannte allgemeine Reichsgeſetze und Bundesgeſetze zuſammenbinden und zuſammenhalten will, und wie man überall meinen kann, daß eine ſolche haderiſche Zuſammenſetzung länger als ein paar Jahrzehends — wenn ſo lange — ohne innerlichen Krieg und Getümmel beſtehen könne, das mag die fremde Weisheit wiſſen und verſtehen, meine Weisheit weiß und verſteht davon nichts. Genug, wie er auch ausfalle, ein teutſcher Bundesſtaat wird ſeyn. Dieſer teutſche Bund und das neue Teutſchland iſt geſchaffen durch den einzigen gefährlichen Feind, welchen Teutſchland hat, durch Frankreich. Gegen Frankreich haben wir vorher immer von Reichsfeſtungen geſprochen und auch Reichsfeſtungen gehabt, nie gegen unſre andern Nachbarn, gegen die Venediger, Polen, Ruſſen und Dänen. Die immerwährende Gefahr hatte die Idee geſchaffen, und wie die Franzoſen uns hinterliſtig eine Feſtungslinie nach der andern abgeriſſen und abgegaunert hatten, ſo mußten wir uns immer eine neue Linie anlegen, wie es die hartnäckigen Vertheidiger einer belagerten Feſtung, die d'Aubuſſons und Palafoxe, machen, die ſich hinter den verlornen Werken immer wieder friſch eingraben und einmauern. Jetzt, da kein Reich mehr ſeyn ſoll, müſſen wir alſo Bundesfeſtungen bauen und unterhalten. Die Linie dieſer Bundesfeſtungen theilt ſich nach dem Strome ganz natürlich ein; ſie zerfällt nach der geographiſchen Lage und nach den mächtigſten Gebietern, welche am Rhein herrſchen oder deren Länder doch vom Rhein vertheidigt werden müſſen, in drei Theile, nemlich in den Unterrhein, den Mittelrhein, und den Oberrhein.

„Den Unterrhein deckt Holland und Belgien, welches nichts anders iſt, als ein Auſſenwerk Teutſchlands, als eine Baſtei deſſelben, und welches immer mit ihm ſtehen oder fallen muß. Es beſetzt und verwahrt die Feſtungen und Gränzen in jenen Gegenden; Hanover, welches man als ſeinen freiwilligen Bundsgenoſſen anſehen kann, und England, welches hier an der Küſte gegen Frankreich am leichteſten Hülfe bringen und Wache halten kann, ſtärken und helfen hier.

„Der Mittelrhein und ſeine Bundesfeſtungen fallen Preuſſen und den unter ſeinen Befehlen fechtenden Fürſten zu. Sie beſetzen die Feſtungen, worin Preuſſen den Oberbefehl hat: Mainz, Luxemburg, Jülich, das wieder aufzubauende Ehrenbreitſtein, und andere neu zu erbauende.

„Die teutſche Gränze am Oberrhein liegt völlig nackt und wehrlos da; denn das kleine Fort Kehl wird man doch für nichts halten wollen. Es müſſen vom Neckar bis Baſel hinauf, wenn nicht das ſchöne Südteutſchland bei dem erſten Kriege mit Frankreich preisgegeben werden ſoll, nothwendig drei bis vier ſtarke Feſtungen gebaut werden. Die Beſetzung und Bewahrung dieſer Bundesfeſtungen muß den Südteutſchen Mächten übergeben werden, deren Lande dadurch gedeckt werden ſollen. Baiern, Wirtemberg, Baden, Oeſtreich (wenn dieſes vielleicht wieder bis ins Breisgau vortritt) hätten dieſe Feſtungen zu unterhalten und zu bewachen; den Oberbefehl in denſelben führten die mächtigſten und anführenden Staaten.

„Dies iſt mein Begriff von teutſchen Bundesfeſtungen und von der nach meiner Anſicht beſten und richtigſten Einrichtung und Verwaltung derſelben. Den Oberbefehl gebe ich den Staaten, welche die Macht haben zu befehlen und die Stärke haben zu vertheidigen, und deren eigenſter und nächſter Vortheil es iſt, daß die Feſtungen immer im gerüſteten und wehrlichen Stande ſind. Ein wechſelnder Oberbefehl oder gar ein zwiſchen zwei Mächten getheilter Oberbefehl in denſelben, wie wir es z. B. jetzt in Mainz ſehen, iſt ein Unding und würde zu Hader und Zwieſpalt Anlaß geben, was man möglichſt vermeiden muß, und die Feſtungen ſelbſt würden dabei immer in ſchlechter Ordnung ſeyn. Nur was Einer ganz hat und allein verwaltet, das beſorgt er ganz und gut. Ich brauche hier nur an die Elendigkeit der ehemaligen Reichsfeſtungen zu erinnern, und man verſteht dieſe kurzen Worte ohne Kommentar, weil ſie den Kommentar dazu geben.

„Nun zum Schluſſe dieſer Winke über die Bundesfeſtungen noch ein paar Worte über die wichtigſte derſelben, über Mainz. Wir befinden uns hier ſogleich wie in einer vollen Belagerung, wo wir alles Geſchütz löſen und aus den ſchwerſten Donnerbüchſen donnern müſſen. Bei dieſem wichtigen Punkte, wo der volle Krieg der gegen einander treibenden Meinungen und Vortheile in lichten Flammen brennt, werden wir auch andere wichtige Punkte berühren und Preuſſens Stellung in Teutſchland und zu Teutſchland und wie einige neidiſche Mächte und gewiſſe klein denkende und kurz ſehende Miniſter es gern ſtellen mögten, andeuten können und andeuten müſſen.

„Wenn Preuſſen die ehrenvolle und gefahrenvolle Rolle, Teutſchlands Vorfechter und Gränzhüter am Mittelrhein zu ſeyn, übernehmen ſoll, ſo muß es auch die Schlüſſel dieſer Gränzen in ſeiner Gewalt haben. Die Hauptſchlüſſel des Mittelrheins ſind Luxemburg und Mainz, und der Hauptſchlüſſel des Rheins nächſt Straßburg, welches man mit einer unbegreiflichen Großmuth den Franzoſen wieder überlaſſen hat, iſt Mainz, ja es iſt der Hauptſchlüſſel des ganzen teutſchen Reichs. Wenn Preuſſen in dieſen beiden Feſtungen, auch wenn ſie Bundesfeſtungen würden, nicht den Oberbefehl hätte, ſo hätte es ſeine Lande am Rhein umſonſt und ſtünde mit beiden Füßen ſo in der bodenloſen Luft, daß es bei dem erſten Winde, wie vielmehr bei einem Sturm, umgeworfen ſeyn würde. Es ſtünde waffenlos und wehrlos zwiſchen den mit Feſtungen gepanzerten Belgien und Frankreich im Weſten und Süden und zwiſchen grollenden und erbitterten teutſchen Neidern im Oſten ſeiner Gränzen. Mainz öffnet und ſperrt, wie es will, die Hauptſtraße nach Nord- und Mittelteutſchland; in der Hand eines Neiders oder gar in der Hand eines Feindes ſchneidet Mainz die Rheiniſchen Lande Preuſſens von Sachſen, Schleſien und den Marken ab, woher ihnen in der Noth doch allein die ſtarke Hülfe kommen ſoll; in der Hand eines Feindes kann es Preuſſens Verderber auf dem kürzeſten Wege in das Herz ſeines Staats führen, und ſeine ſüdlich und weſtlich in Weſtfalen und am Rhein ſtehenden Krieger mögen ſich todt marſchieren, ſie kommen doch immer zu ſpät. Und nun vollends, wenn Diebeshehler die Schlüſſel zu Teutſchlands Schatz, zu ſeinem rechten zugleich unſichtbaren und ſichtbaren Rheinhort in die Hand bekämen, ſolche, welche gelegentlich die Franzoſen wieder in Mainz einlaſſen würden, wie ſtünden wir Teutſche da, und wo ſtünden wir? wie ſtünden die Preuſſen dann, und wo ſtünden ſie? Ich laſſe jeden antworten; denn wir alle wiſſen ja die Antwort. Und die Bundesfürſten, die man Preuſſen zulegen und unterlegen will? Wir wollen gern glauben, daß die Liebe und Treue und Vaterlandsliebe und der Geiſt der Hingebung und Aufopferung, wovon alle jetzt ſo laut klingen, für den Augenblick wirklich ehrlich gemeint ſind; aber das kann uns alles nicht blenden. Wir haben die Geſchichte und ihre Beiſpiele vor uns, und dieſe Beiſpiele ſind zu jung, als daß wir ſie ſchon vergeſſen haben könnten: in politiſchen Dingen und

Verhältniſſen hat die Gewalt allein die rechte bindende und haltende Kraft; wehe dem, der ſich da auf das papierne Wort der Verträge und auf ſtumpfe Siegel und Urkunden und auf Eidſchwüre verläßt, woven die ſogenannte Noth, das ſogenannte Wohl des Vaterlandes, die ſogenannte Berückſichtigung der geliebten Unterthanen und die höchſte aller Rückſichten, die ſogenannte Erhaltung und Vergrößerung des durchlauchtigſten Fürſtenhauſes und hundert andere Rückſichten und Entſchuldigungen gar zu leicht der losſprechende Pabſt werden! Der Degen das iſt der einzig zuverläſſige Bürge der Verträge und Bündniſſe, die Furcht hält feſter als die Liebe, die Furcht, daß derjenige, gegen den gefrevelt iſt, die abtrünnigen und verrätheriſchen Bundsgenoſſen auch beſtrafen könne. So lange Mainz in Preuſſens Händen iſt, wird es treue Bundsgenoſſen haben; dies kann man verherſagen, ohne Prophet zu ſeyn. Wenn es aber in eines Andern Gewalt iſt, wenn es gar in der Gewalt eines gegen Preuſſen feindſelig geſinnten Staates iſt,, ſo werden ſie bei dem erſten Unfall wanken und ſich mit Preuſſens Feinden verbinden oder gar wieder mit dem alten Erbfeinde Verträge abſchlieſſen. Darum darf Preuſſen nimmer von Mainz laſſen, und ſollte es auch den blutigſten Krieg darum führen. Dieſer Krieg, wenn er ja mit der neidiſchen und grolligen Dummheit und Bosheit der Eigenen oder wenn er gar mit der Tücke und Herrſchſucht der Franzoſen geführet werden müßte, würde von Gott und von allen redlichen

Teutſchen geſegnet werden; denn es würde recht eigentlich ein Krieg für Teutſchlands Sicherheit und Hoheit ſeyn.“ (S. 39—53.)

„Englands Politik in Hinſicht Teutſchlands iſt in jeder Hinſicht engherzig und erbärmlich, in Hinſicht Preuſſens undankbar und ſchleichend, welchem es doch am meiſten zu verdanken hat, daß es wieder in Hanover iſt, daß es gebietend in Belgien und Holland ſteht, und daß es ſich in Spanien nicht mehr in dem gewaltigen Kampfe verbluten muß. England zeigt es klar, daß es Teutſchland nicht ſtark machen will, daß es Preuſſens Stärke eher verkleinern als vermehren will. Nun die Angſt vor Frankreich vorbei iſt, tritt der alte Krämer wieder auf, der unſere Meere und Ströme beherrſchen und ganz Teutſchland wo möglich in ein engliſches Waarenlager verwandeln will. England mögte gern auch mächtig in Teutſchland ſtehen und es in einer Abhängigkeit erhalten, daß es ſich nie in eigener Freiheit bewegen könne. Und wie ſchlecht erſcheint es und mit welchem kleinlichen und unverſchämten Geitze tritt es bei uns auf, wenn man es mit dem Kaiſer Alexander von Rußland vergleicht! Dieſer hat Oheime und Schwäger und Vettern und Schweſtern, welche auf teutſchen Fürſtenthronen ſitzen; aber er hat ſeinen Ruhm lieber gehabt als ſeine Sippſchaft und für ſie nicht um Land und Volk gemäkelt und geworben. England hingegen mit welchem plumpen Eigennutze ſtellt es ſich hin und wie läßt es ſich von einigen hanoverſchen Ariſtokraten leiten und durch deren kleinliche Vortheile gegen die einzige Macht mißbrauchen, wodurch Teutſchland in ſich ſelbſt ſicheren Halt und gegen Frankreichs Ehrſucht die nöthige Feſtigkeit gewinnen könnte! Es iſt wirklich empörend, daß es Preuſſen Länder und Herrlichkeiten abdringt und Teutſchlands und Preuſſens Sachen gern ſo ſchwächlich einrichten möchte, daß ſie immer von dem Schwanze ſeiner Politik nachgeſchleppt und in alle Kriege hineingeriſſen werden müßten, in welche es mit Frankreich oder den burboniſchen Häuſern verwickelt werden könnte! O dieſe Fremden! der eine macht es mit uns, wie der andere es gemacht hat; alle wollen ſie von uns ſtehlen und rauben und unſre Ehre und Macht in Abhängigkeit halten. Doch gottlob unſre Blindheit fängt an ſich zu erhellen, und nicht Jahrhunderte mehr, vielleicht nicht Jahrzehende mehr, werden wir es dulden, daß die Ausländer uns ſo unverſchämt berauben und ausplündern, ja daß wir jedes Jahrzehnd die Ausſicht haben, daß Ruſſen oder Franzoſen oder Engländer oder endlich gar an Ruhm und Geld verarmte Dänen und Polacken kommen, ſich die wieder geſammelten Schätze abzuholen und unſre wieder aufgebaueten Städte und Dörfer abzubrennen und unſre wieder aufgemauerten Feſtungen in die Luft fliegen zu laſſen. Dem gerechten Zorn für das Vaterland ziemt eine freie Sprache vor Gott und vor den Menſchen, ihm ziemt die freieſte Sprache, wenn ein Volk wie die Engländer zum Verbrecher an ihm wird. Mit dieſem Volke, das die löbliche Sitte hat, ſeine Angelegenheiten und die Angelegenheiten der Welt auf das öffentlichſte zu behandeln, das über Kaiſer und Könige und

Staatsminiſter und Feldmarſchälle das erbarmungsloſeſte Gericht hält, brauchen wir eben nicht leiſe zu geben. Nein, wir wollen ſeine Politik gegen uns ſchlecht und dumm und eigennützig nennen und den Wunſch laut und frei ausſprechen, daß wir die teutſche Macht ſegnen und als unſre Retterin und Erlöſerin preiſen wollen, welche Franzoſen und Engländer und Dänen auf einmal aus unſern Gränzen wegfegt. Nein, aller Welt wollen wir es ſagen und mit Donnerſtimmen in die Ohren donnern, daß nicht darum Hunderttauſende unſerer edelſten Jünglinge auf Teutſchlands und Frankreichs Fluren begraben liegen, damit wir den Engländern den Zwanghandel bei uns erkämpften und damit das junkernde Königreich Hanover geſtiftet werden könnte.“ (S. 71—73.)

„Sie ſprechen von zerſtörtem Gleichgewicht, wann ſich in Teutſchland irgend eine teutſche Macht erheben und in die ſelbſtmächtige Lage ſetzen will, daß ſie im Reiche Ordnung gebieten und den Feinden des Reiches, die auf ſeine Kraft und auf ſeine Schätze lüſtern ſind, wehren kann; ſie ſchrieen Zeter Mordio, als geſchehe das ungeheuerſte Unglück, als bebe Oeſtreich in ſeinen Grundfeſten, als müſſe Altengland zittern, als habe Frankreich den Angriff eines Eroberers zu fürchten, wenn Preuſſen um eine Landſchaft verſtärkt werden ſoll; und eine zahlloſe Menge teutſcher Dummköpfe, die immer nur das Kleine ſehen und die ganze kleine Erbärmlichkeit, wodurch wir der Spott der Völker ſind, durchaus nicht miſſen wollen, ſchreit es ihnen mit dem heiligſten Eifer nach. Dieſe ſind noch nicht genug geſtäupt worden, ſie wollen die franzöſiſche Geiſſel und die Ueberſchwemmung der Völker wieder haben; und ich will ihnen wahrſagen, daß ſie ſie bald genug wieder bekommen werden. Ich will das Gleichgewicht nicht verſpotten, wie Napoleon und die Erklärer und Verkünder ſeiner Tyrannei und ſeines ſogenannten großen Bundesſtaates gethan haben. Das Gleichgewicht iſt eine heilige Idee; es iſt eine erhabene Idee der Natur, es muß alſo auch eine erhabene Idee der Vernunft und Politik ſeyn; und daß es das iſt, bedarf hier mit Beiſpielen nicht erläutert zu werden, da die ganze Geſchichte von Beiſpielen wimmelt. Aber man prahle ja nicht mit dem europäiſchen Gleichgewicht und mit der europäiſchen Gerechtigkeit, ſolange ſo große und ehrwürdige Völker, als die Teutſchen und die Italiäner ſind, in Europa faſt rechtlos und ehrlos da ſtehen und von den Fremden, die ihre Angelegenheiten entſcheiden, auf die unwürdigſte und unverſchämteſte Weiſe zerriſſen und zerhudelt werden dürfen. Oder kann das europäiſche Gleichgewicht nicht beſtehen, wenn dieſe beiden Völker nicht fremder Willkühr preisgegeben bleiben und, in eine Menge kleiner und ohnmächtiger Königthümer, Fürſtenthümer und Tyrannien zerriſſen da liegen? Auch dies werden die Tröpfe nachbeten, wenn man es ihnen vorbetet. Teutſchland iſt das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europa's ſpielen und ſich ergötzen. Wie die Aerzte Lazarethe für die Verſuche haben, wo ſie neue und gewagte Heilmittel probieren, ſo iſt Teutſchland recht eigentlich das

Theater für politiſche Experimente; zu den Verſuchen aber, die man bei uns anſtellt, müſſen wir, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Koſten und die Knochen hergeben. Jedes Jahrzehend, wenigſtens jedes Jahrzwanzig, damit die Gleichgewichtslehre thätliche Erfahrungen ſammeln könne, verſammeln ſich die Kriegsheere und Miniſter von ganz Europa auf unſerm Puppentheater, ſtoßen alle in zierlicher Ordnung neben einander aufgeſtellte Puppen über und unter einander, und nachdem ſie ihnen die Kleider vom Leibe geriſſen, die Arme und Beine abgehauen und die Köpfe blutig geſchlagen haben, gehen ſie mit großen Verkündigungen an die ſchwere Arbeit, die getrennten Glieder wieder zuſammenzuſetzen, die geſchlagenen Wunden zu heilen, und ſie von den Köpfen wieder auf die Füße zu ſtellen. Dieſes große Werk nennen ſie die *Wiederherſtellung des zerſtörten Gleichgewichts* und laſſen bei ihrem Abzuge in alle Poſaunen blaſen und in alle Trompeten ſtoßen und ſich von uns, nachdem ſie uns alſo zerarbeitet und zerſtoßen haben, obenein noch als die Wohlthäter und Befreier preiſen. Und ſie thun recht: *Der teutſche Dummkopf, der durch Schaden nimmer klug werden will, muß ſolange als Europa's Hanswurſt auf dem blutigen Puppentheater hin und her gezerrt, er muß ſolange auf den Kopf geſtellt und ſein faules Gehirn muß ſolange gerüttelt werden, bis er begreifen lernt, wie heillos und ſchändlich mit ihm umgegangen wird.*" (S. 89—91.)

Wir machen dieſe angeführten Worte eines andern zum Theil zur Unterlage eines Kommentars über eine groſe Angelegenheit der Zeit, über Preuſſens Gränzen. Was der Pariſer Friede von 1814 und der Wiener Kongreß von 1815 unvollendet und unberichtigt gelaſſen, das hat die Schlacht bei'm Schönen Bunde zur Vollendung und Berichtigung den Verbündeten in die Hände gegeben.

So wie man die Augen nur auf die erſte beſte Landkarte wirft, erkennt man bei dem erſten Blick, daß Preuſſen die Sicherung und Befeſtigung ſeiner Gränzen am Rhein nicht erhalten hat, die es mit Recht fordern konnte. Es iſt, auf das gelindeſte geſagt, ungeziemend, daß diejenige Macht, welche vor allen andern Mächten des Vaterlandes das Amt des Vorhüters und Verfechters tragen ſoll, unter minder mächtigen, die ſich mit feſten Plätzen geharniſcht haben, unbewaffnet, ja in mancher Beziehung faſt wehrlos da ſtehen ſoll. Dies iſt auch das, worauf der Verfaſſer der Rheiniſchen Mark vorzüglich hinweiſt, und was er, wie uns däucht, recht gut ausgeführt hat. Preuſſens Verhältniß zu Teutſchland und ſeine Rolle, die es darin ſpielen ſoll und künftig ſpielen wird, bedürfen durch Worte nicht gezeigt zu werden; ſie liegen durch Thaten vor aller Augen. Was viel rundere Staaten, z. B. das groſe Oeſtreich und die kleineren Niederlande und Baiern, mit brennender und raſtloſer Eiferſucht geſucht und errungen haben, das darf Preuſſen viel weniger vernachläſſigen, welches auf einer Länge von mehr als zweihundert Meilen mit einem zu ſchmalen und zuweilen faſt abgebrochenen Leibe an ſeinen äuſſerſten Enden die gefährlichſten und mächtigſten Nachbarn Teutſchlands berührt. Ein Staat, der zwölf Millionen Seelen zählt, darf nicht gleich einem kleinen unbedeutenden Staate auf der Gnade anderer beruhen, er muß die Sicherheit ſeiner ſelbſt und die Treue von Bundsgenoſſen, die aus Furcht gewöhnlich beſſer gehorchen als aus Liebe, durch feſte Stellungen erhalten. Da ein jegliches Ding unter dem Monde, und alſo auch ein Staat, zumal ein ſo jugendlich freudiger und heroiſch blühender Staat als der jetzige preuſſiſche, nach der Ganzheit und Fülle des Daſeyns ſtreben und ſie erlangen oder untergehen muß, ſo bereiten alle diejenige künftige Händel und Verwirrungen im teutſchen Reiche, welche aus kleinlichem Neide und Geiz Preuſſen die Stellung gegen Frankreich und in Teutſchland zu weigern ſuchen, wozu ſeine großen und herrlichen Arbeiten für uns alle und ſein großes aber gefährliches Vorfechteramt es berechtigen. Denn Preuſſen wird einſt auf jede Weiſe ſuchen müſſen, ohne was es in Sicherheit und Selbſtſtändigkeit nicht leben kann. Mit diplomatiſcher Ziererei von ewigem Frieden und unverbrüchlicher Freundlichkeit mögen ſich die Kleinen mit verſchloſſenen Augen hinhalten laſſen — ein großer Staat, darf ſich nichts einbilden laſſen; er muß ſeine Gefahren mit offenen Augen anſehen, und das um jeden Preis erringen, ohne was er mit Ehren nicht ſeyn kann. Jetzt iſt der Augenblick da, und kömmt nimmer ſo wieder, wo alle Misverhältniſſe, die der Kongreß bei Wien nicht geheilt hat, gründlich geheilt und berichtigt werden können. Wir theilen unter der feſten Vorausſetzung, daß die alten niederländiſchen und teutſchen Gränzen wieder hergeſtellt werden, Land und Leute alſo ein:

Der Staat der Niederlande theilt die Maas, an welcher es Preuſſen bei der Theilung übervortheilt hat, gebührlich mit Preuſſen, und zieht unweit Lüttich längs der Ourthe ſeine Gränze in ziemlich grader Linie auf den Bogen, den die Maas zwiſchen Sedan und Mezieres macht. Seine Feſtungslinie läuft längs der Fortſetzung der Ardennen und dann auf der Ebene von Mezieres bis Dünkerken und begreift folgende Plätze: Mezieres, Rocroy, Givet, Philippeville, Maubeuge, Avesnes, Landrecy, Quesnoi, Cambray, Valenciennes, Condé, Douay, Bouchain, Arras, Bethune, Lille, St. Omer, Dünkerken. Die feſten Plätze und das ſchöne, fruchtbare und an Hülfsmitteln reiche Land, das zwiſchen ihnen und den jetzigen Gränzen der Niederlande liegt, machen das Königreich der Niederlande faſt noch einmal ſo mächtig, als es gegenwärtig iſt; ſo daß der gegen Oſten ausſpringende Bogen des Herzogthums Luxemburg diesſeits der Ourthe und was es diesſeits der Maas abgiebt, nur für ein Geringes dagegen gerechnet werden kann.

Nun folgt Preuſſen mit ſeinen künftigen Gränzen gegen Frankreich, der zweite treue und tapfere Gränzhüter gegen die unruhigen Wälſchen und der natürliche Bundsgenoſſe der Niederländer gegen dieſelben. Preuſſen nimmt die Gränzlinie an Frankreich unmittelbar da auf, wo das Niederland ſie verläßt, etwa bei Donchery zwiſchen Sedan und Mezieres. Seine Feſtungslinie längs den Ardennen beginnt mit Sedan, läuft von da über Stenay und Montmedy auf Verdün, und ſchließt ſich mit Toul. Innerhalb dieſer Linie fallen die beiden Hauptplätze Metz und Luxemburg und die kleineren Feſtungen Longwy, Thionville, (zwei Auſſenwerke von Luxemburg) und Saarlouis. (Ob es nicht rathſam iſt, von den vielen kleinen Feſtungen in den Niederlanden und an der teutſchen Gränze einige zu ſchleifen, das iſt eine Frage, die hier nicht erörtert werden darf). Preuſſen bedarf zur Deckung ſeiner Gränzlinie und zur Selbſtſtändigkeit und zur Unabhängigkeit ſeiner politiſchen Bewegung nothwendig Luxemburg und die drei Bisthümer mit ihrem Gebiete und die Saar mit ihren Städten. Vor allen aber bedarf es für eine freie und ungehemmte Bewegung in Teutſchland und als den Hauptverbindungspunkt ſeiner Beſitzungen in Süd- und Mittelteutſchland der Feſtung Mainz mit dem dahin gehörigen Gebiet zwiſchen Kreuznach, Oppenheim und Mainz. Dies iſt ſein größter und wichtigſter Sicherheitspunkt; von hier geht aus dem Süden der gradeſte und leichteſte Weg nach Thüringen, Sachſen, Schleſien und den Marken.

Niederland und Preuſſen ſtehen auf dieſe Weiſe als die beiden erſten Gränzhüter des Reichs da; zum dritten Vorfechter wünſchen wir Oeſtreich. Wir wünſchen dies beſonders auch deßwegen, damit es als der zweite mächtigſte Staat des Vaterlandes an der Sicherung und Erhaltung der Gränzen deſſelben eine eigennützige Theilnahme habe und mit Preuſſen ſo gemeinſame Vortheile bekomme, daß dieſe beiden Staaten hinfort über dem Größeren, das ſie verbindet, des Kleineren, das ſie trennen könnte, vergeſſen müſſen. Oeſtreich nemlich theilen wir Oberelſaß zu von Straßburg bis Weſel nebſt dem größten Theile Lothringens, deſſen Saargebiet nur an Preuſſen fallen würde. Damit vereinigt es, damit es ſich ſelbſt und die Schweiz gegen Frankreich gehörig decken könne, das ehemalige Mümpelgardiſche, Biſchöflichbaſelſche, und vielleicht auch die Grafſchaft Hochburgund. Baden giebt das Breisgau wieder, damit die unmittelbare Verbindung mit den alten Erbſtaaten da ſey, und wird nebſt andern kleinen Fürſten, die vielleicht auf Entſchädigung Anſprüche hätten, in das ſchöne Land zwiſchen Oppenheim, Druſenheim und Zabern bis an die Blies über den Rhein gewieſen hinter die vorliegenden Gränzwächter Preuſſen und Oeſtreich.

Es wird nicht fehlen an ſolchen, die bei dieſer Vertheilung der Lande ſagen werden, Oeſtreich und Preuſſen bekommen zu viel, es müſſe an alle teutſche Gebieter nach Verhältniß das Wiedergewonnene vertheilt werden. Dieſe weiſen wir mit der kurzen und triftigen Bemerkung ab, daß diejenigen, welche alle ſchützen ſollen und durch welche das teutſche Volk allein in Ehren beſtehen kann, nicht mächtig genug ſeyn können. Ich ſage hier noch einmal, die ſogenannte Seelenrechnung ohne höhere politiſche Anſichten und Rückſichten iſt eine jämmerliche Rechnung. Es liegt Teutſchland nichts daran noch den Bewohnern der Herzogthümer Naſſau oder Mecklenburg, ob ſie um 100,000 oder 20,000

Seelen vergrößert werden; aber es liegt Teutſchland und Europa daran, daß Oeſtreich und Preuſſen in einer ſolchen politiſchen Stellung ſtehen, daß die Eigenen mit Vertrauen und Liebe und die Fremden mit Achtung und Furcht auf ſie blikken können. Uns, die wir gern das ganze große teutſche Vaterland und Volk groß und mächtig ſehen, kömmt es bei unſern politiſchen Betrachtungen mehr auf die Geiſter als auf die Seelen an. Gute Seelen gedeihen auch in Staaten des zehnten und zwölften Ranges, in Dutzendſtaaten wie Sachſen-Meinungen, Mecklenburg und Naſſau; aber große Geiſter, rettende und erhaltende Geiſter voll Stolz und Kühnheit, gedeihen nur in größeren Gemeinheiten, wo ein weiterer Kampfplatz und eine fröhlichere Uebung der Kräfte iſt, und wo weiter hinausgeblickt und geflogen werden darf.

Wann nun Preuſſen und Oeſtreich ſo gegen Frankreich geſtellt werden als des Vaterlandes Vorſtreiter und Wächter und die kleineren und ſchwächeren Staaten gebührlich in die Mitte oder nach hinten geſtellt werden, wann wir in unſern von Gott gegebenen Gränzen mit feſten und wohl geharniſchten Städten und mit einem durch Ruhm und Herrlichkeit erfriſchten und ermuthigten Volke ſtehen, wann drauſſen Achtung und Furcht, drinnen Gerechtigkeit und Freiheit unſre Wache halten, dann erſt wird das alte Germanien wahrhaftig und in der That ein errettetes und befreietes Land genannt werden können, und dann werden alle ſeine Kinder mit voller Liebe und mit innigem Vertrauen zu ihm und zu ſeiner Majeſtät aufblicken. Erſt wann wir in dieſe Lage geſetzt, erſt wann die Thore unſeres Reiches ſo in die rechten Hände überantwortet ſind — erſt dann werden die Menſchen, die zwiſchen dem Rhein und den Ardennen und Vogeſen wohnen, mit ganzer voller Seele wieder teutſche Menſchen ſeyn. Seit mehr als zwei Jahrhunderten, ſeit Karl dem Fünften von Teutſchland und Philipp dem Zweiten von Spanien, kurz ſeit der Losreiſſung der drei lothringiſchen Bisthümer und dem Anfange des niederländiſchen Aufruhrs, (ſeit 1550 und 1575) iſt dieſe ſchönſte und zarteſte Seite Teutſchlands krank und wund geweſen, der Tummelplatz fremder Völker, der Schauplatz aller Kriege, der offene Raub des unruhigen und herrſchſüchtigen Volkes der Wälſchen — und Wohlſtand, Wiſſenſchaft und Kunſt, und einzelnes Glück, und allgemeine Freiheit ſind ſeit jener traurigen Epoche mehr und mehr von dieſen ſchönen Landen gewichen, und das ganze teutſche Vaterland hat ihre Verwüſtung, Verlaſſung und Verwaiſung auf das ſchmerzlichſte mitfühlen müſſen. Ich will nicht weiſſagen, aber ich bin feſt überzeugt, daß der Rhein, wenn er einmal, von den Plagen des Krieges und der Angſt befreit, ſorgenlos und freudig in eine glücklichere Zukunft ſchauen dürfte, binnen wenigen Jahrzehenden ein herrliches Leben der Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt entwickeln wird. Aber ſolange ein Volk nicht auch in Hinſicht ſeiner äuſſeren Lage auf ſein Glück und ſeine Ehre blicken kann, als auf etwas gleichſam Ewiges, werden auch die Geiſter in ihm nicht weben und leben, welche das Ewige und Unſterbliche erſchaffen.

Auch was der Verfaſſer in ſeinem Büchlein über Bundesfeſtungen ſagt, müſſen wir durchaus unterſchreiben. Feſtungen, welche allen gehören und keinem, werden immer ſchlecht eingerichtet und verſehen und in Zeit der Gefahr recht eigentlich für den Feind aufbewahrt ſeyn. In ſtarken Händen müſſen ſie Bollwerke des Reichs ſeyn, Oeſtreich und Preuſſen müſſen ſie allein und ausſchließlich angehören. Doch auf Eine Weiſe müſſen ſie auch Bundesfeſtungen genannt werden, und ich will ſagen, auf welche Weiſe.

Sie werden alſo vertheilt, daß Mainz, Luxemburg und die Feſten der drei Biſthümer und an der Saar an Preuſſen, Landau, Straßburg, Neubreiſach, Schlettſtadt, Hüningen, Belfort, vielleicht auch Beſançon an Oeſtreich übergeben werden, ſo daß ſie ihnen ganz allein und eigenthümlich gehören, und die Zeughäuſer, das Geſchütz und Waffen und Geräth ganz und allein ihre ſind, ſie auch einzig den Oberbefehl und die Herrſchaft darin haben. Weil aber die Unterhaltung und Verſorgung dieſer Plätze ungeheure Summen erfordert, größere, als die Lande, in welchen ſie liegen, zu erſchwingen und zu tragen vermögen, und weil ſie doch eigentlich für die Sicherheit des ganzen Reichs gegen ſeinen gefährlichſten Feind unterhalten und bewacht werden, ſo iſt es das Billigſte, daß alle Fürſten des Reichs zur Unterhaltung und Bewachung der größten und bedeutendſten nach dem Maaße ihres Länderumfanges jährlich an Geld und Volk etwas Beſtimmtes beitragen, das auf dem erſten Bundestage in Frankfurt feſtgeſetzt werden könnte, und zwar ſo, daß an Oeſtreich die ſüdteutſchen, an Preuſſen die nordteutſchen Fürſten, deren Länder hinter dem Schirm dieſer Feſtungen liegen, gewieſen würden. In dieſem Sinne würde ich Straßburg, Landau, Mainz, Metz und Luxemburg teutſche Bundesfeſtungen nennen, zu deren Unterhaltung und Verſorgung jährlich gewiſſe beſtimmte Summen ausgeworfen und deren Beſatzungen unter dem Oberbefehl der beiden größten Mächte auch in Friedenszeiten zu zwei Dritteln der Mannſchaft mit teutſchen Bundestruppen beſorgt würden; ſo daß jeder Fürſt auf eine beſtimmte Feſtung ein für allemal mit ſeinem Beitrage an Geld und Mannſchaft angewieſen wäre. Denn ein getheilter Oberbefehl und eine allgemeine Verwaltung und Verſorgung von Seiten des ganzen Reichs ſind keine Idee, ſondern eine Nichtigkeit, welche daſſelbe zeigen würden, was uns die früheren Reichsfeſtungen gewieſen haben, d. h. Mangel an allem Nothwendigen und an der Kraft des Befehls und der Strenge des Gehorſams, die nirgends mehr gefordert werden als in Feſtungen.

Druckfehler.

Seite Zeile

118 — 8 für wollten lies: wollen

121 — 7 vor es nach ſetze: ob

130 — 22 für e hin lies: ſie hin

153 — 25 für wird lies: wir

156 — 25 f. zuſammenfahren l. zuſammenfahrend

XII.

Klage um drei junge Helden.

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir:
Drei Helden ſind erſchlagen
In grüner Jugend Zier,
Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen ſo fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmliſche Haus.

In Mansfelds edlen Bergen
Weht edle Freiheitsluſt,
Da kriecht es nicht von Schergen,
Da lügt kein Schelm und Schuft,
Da wächſet das freie Eiſen,
Da wächſet der freudige Muth,
Und alle, die Männer heiſſen,
Sind reiſig und tapfer und gut.

In Mansfeld war gebohren
Das fromme teutſche Kind,
Der Freund, den wir verloren,
Wie wenig Freunde ſind,

Der Eckardt *) der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief;
Nun ſchlummert der junge Leue
Im Grabe ſo ſtill und ſo tief.

Auf Leipzigs grünen Felden —
O Leipzig, hoher Klang! —
Da traf's den jungen Helden,
Daß er vom Roſſe ſank:
Das war ja ſein frommes Lieben
Bei Tage und auch bei der Nacht,
Das hat ihn hinaus getrieben
In den Tod, in die blutige Schlacht.

Wohl dir! du haſt's errungen
Mit deines Blutes Born,
Die Schande ward bezwungen
Vom edlen Freiheitzorn;

---

*) Friedrich Eckardt, gebürtig aus Rothenburg in der Grafſchaft Mansfeld, zuletzt Stadtrath und Bergaſſeſſor in Berlin, ein ſchöner, edler und feuriger Jüngling, eine fromme und ſtarke teutſche Heldenſeele, mit allen Tugenden der Milde und Menſchlichkeit geſchmückt, treu ſeinen Freunden und dem Vaterlande bis in den Tod. Als im Frühlinge 1813 der königliche Aufruf Krieg und Befreiung ſcholl, rüſtete er ſich unter den Erſten freiwillig zu Roß, und machte glücklich viele Treffen und Gefechte mit, bis ihn den 16. Oktober in der Schlacht bei Möckern vor Leipzig eine Flintenkugel in den Schenkel traf, die ihm in zwei Tagen den Tod bedeutete. Er ſtarb zu Halle als Rittmeiſter. In der ritterlich frommen und fröhlichen Seele des Jünglings lagen die Keime großer Thaten, die eine andere Welt entwickeln wird. Die ihn kannten, werden ihn nie vergeſſen.

Doch müſſen wir andre weinen
Und klagen in bitterem Schmerz:
Solange die Sterne ſcheinen,
Schlug nimmer ein treueres Herz.

Es thront am Elbeſtrande
Die ſtolze Magdeburg,
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch:
Als Tilly dem wilden Feuer
Sie einſt zu verzehren gebot,
Da trug ſie den Wittwenſchleier,
Denn ach! ihre Schöne war todt.

Sie mag ihn wieder nehmen,
Ihr ſtarb ihr beſter Sohn,
Er ging ein großer Schemen
Hinauf zu Gottes Thron:
Da hießen den Schönen Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Engelein all willkommen
Zur ewigen himmliſchen Freud.

Wohl viele ſind geprieſen
Im hehren teutſchen Land,
Doch dich, mein frommer Frieſen *),
Hat Gott allein gekannt:

---

*) Karl Friedrich Frieſen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unſchuld, mit Schönheit, Kraft und Wiſſen-

Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend ſo lieblich umſchloß,
Iſt jeglichem Laut der Schmerzen,
Iſt jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warſt es tauſendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitſtrahl;
Mit kühnem und ſtolzem Sinne
Haſt du nach der Freiheit geſchaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du haſt die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut iſt verronnen
Für die viel edle Maid;
In Wälſchland von grimmen Bauren
Empfingſt du den tödtlichen Streich,
Drob müſſen die Jungfrau'n trauren;
Die Blume der Schönheit iſt bleich.

Hoch im Cheruskerwalde
Da ſteht ein altes Schloß

ſchaft gerüſtet, gleich geübt in der Kunſt der leiblichen und geiſtigen Waffen, weiſe wie ein Mann und unſchuldig wie ein Kind: eine Blume ſchöner Hoffnungen für das Vaterland, das ſein einziger und höchſter Gedanke war. Er fiel im Winter 1814 als Lieutenant in der Reiterei der Lützowſchen Freiſchaar bei Chateau-Thierry in einem Gefechte mit Bauern.

Auf grüner Bergeshalde,
Wovon mein Stolberg *) ſproß,
Es heiſſet Wernigerode
Und meldet aus graueſter Zeit
Von Helden viel weidliche Tode,
Von Züchten manch liebliche Maid.

Davon lebt auch noch heuer
Wohl mancher Name werth:
Der Vater ſchwingt die Leyer,
Der Sohn der ſchwingt das Schwerdt;
Wie jener es vorgeſungen,
So thut es dieſer ihm nach:
Was frühe dem Knaben geklungen,
Das bringet der Jüngling an'n Tag.

Es ſcholl die Kriegsdrommete
Des wälſchen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen ſtolz und frei;

---

*) Chriſtian, Graf zu Stolberg, ein Sohn des edlen Friedrich Leopolds, iſt den 16. Junius dieſes Jahrs in der Schlacht bei Ligny vor St.-Amand gefallen. Er war ſchön und ſtattlich, ein neunzehnjähriger Jüngling voll ritterlicher und frommer Kraft. Er hat für ſein Vaterland geſtritten, wie ſein Vater dafür geſungen hat. —

Jünglinge, wie dieſe drei und ſo viele andere Edelgefallene, deren Herzen für Freiheit und Vaterland allein Gott im Himmel kannte und die mit Demuth und Frömmigkeit in den großen Streit gezogen ſind, verbürgen uns eine ſchöne und große Zukunft Teutſchlands; ſie ſind die erſten großen Zeichen neben vielen zweiten und dritten, die wir von ihr haben.

Da ließ er ſein Hengſtlein zäumen,
Da hängt' er den Säbel friſch ein,
Und ſprengte mit Heldenträumen
Gar luſtig wohl über den Rhein.

Sein Traum iſt nun erfüllet
Von teutſcher Herrlichkeit,
Sein Durſt iſt nun geſtillet
Nach edlem teutſchem Streit:
Er ritt mit den tapfern Reitern
Zum Kampfe nach Brabant hinauf,
Da ſtehet von Blumen und Kräutern
Im Felde ſo bald nichts mehr auf.

Was Lenz und Sonne ſchufen
Im bunten Blüthenmai,
Das ſtampften Roſſeshufen
Im Junius inzwei,
Auch lag in der Jugend Schöne
Mancher Jüngling die Felder entlang,
Daß Wehe der Klagetöne
Von Müttern und Bräuten erklang.

Auf Brabants grüner Aue,
Sie heißt bei Sankt Amand,
Da troff vom rothen Thaue
Das Eiſen mancher Hand,
Mit Rotten aus Wälſchland trafen
Die preuſſiſchen Reiſigen dort,
Da holte der Himmel den Grafen,
Da nahm eine Kugel ihn fort.

Drum muß ich traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir,
Drei Helden ſind erſchlagen
In grüner Jugend Zier,
Es waren drei holde Knaben,
Sie waren ſo ſchön und ſo gut,
Fürs liebe Vaterland haben
Sie fröhlich vergoſſen ihr Blut.

Schlaft ſtill und fromm in Treue
Bis an den jüngſten Tag,
Wo ſich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag;
Es blühet um euren Frieden
Gedächtniß ſo golden ſchön:
Im Siege ward euch beſchieden
Für's Vaterland hinnen zu gehn.

XIII.

Die Ariſtokratie.

Wir haben den verfloſſenen Herbſt und Winter durch ganz Teutſchland nicht mit Unrecht darüber klagen gehört, daß die ſogenannte neue Verfaſſung der Hanoverſchen Lande die Hoffnungen unerfüllt gelaſſen habe, die man ſich von ihr gemacht hatte. Dieſes Land war in Teutſchland eines der erſten, in welchem die Regierung das allgemeine Bedürfniß und die gerechten Forderungen des Volkes anzuerkennen ſchien, da ſie von einer wiederherzuſtellenden und dem Bedürfniſſe und Sinne des Zeitalters, das nach ſo langem Elende eine billige und ſichere Freiheit begehrt, anzupaſſenden Verfaſſung ſprach. Die Ankündigung davon geſchah ſo, daß die Erwartung aller Redlichen geſpannt ward: die Worte der Regierung lieſſen etwas Freies und Vortreffliches hoffen. Man berief ſich in denſelben auf die Verbindung mit England; man ſpielte und wies auf Englands ſtolze Freiheit und Oeffentlichkeit hin; man ſprach es gradezu aus, daß es einem Volke, welches mit dieſem Lande in ſo genauen Verhältniſſen ſtehe, als die Hanoveraner, vor allen andern zieme, in Teutſchland das erſte Muſter einer tüchtigen und freien Verfaſſung aufzuſtellen. Dies gab ſchöne Ausſichten und Hoffnungen für des Vaterlandes Zukunft, denn man hoffte mit Recht, daß, wenn nur irgendwo erſt das Rechte und Treffliche würdig und feſt ergriffen und eingerichtet wäre, auch die meiſten übrigen Staaten Teutſchlands, einige aus Schaam, andre aus edlem Nacheifer, daſſelbe oder doch Aehnliches thun und machen würden. Ja, es waren ſogar diejenigen, welche meinten, die Hanoverſche Regierung habe dies nicht bloß aus ihrem eigenen Willen ſo ausgeſprochen, ſondern ihr müſſe von der engliſchen Regierung, die auf dieſe löbliche Weiſe bei uns die Liebe und Achtung der Menſchen verdienen wolle, unter der Hand etwas zugeflüſtert ſeyn.

So hofften und meinten viele wohlmeinende und wohlgeſinnte Männer. Und was iſt aus der ganzen großen und vornehmen Verkündigung herausgekommen? Faſt ganz das alte Hanoverſche Weſen, wie es in den Jahren 1780 und 1790 war, wo die adliche Kaſte von allen übrigen Kaſten des Volkes ſowohl politiſch als geſellſchaftlich auf das ſtrengſte geſchieden war und wo in ihren Herrſcherkreis nichts Bürgerliches und Gemeines eindringen durfte. Es iſt nicht undenkbar, daß die Männer, welche bei dem Entwurfe der ſogenannten neuen Hanoverſchen Verfaſſung am meiſten gewirkt und entſchieden haben, ganz der ehrlichen Meinung ſeyen, es gebe nichts Vollkommeneres, Glückbringenderes, und dem jetzigen Zeitalter Angemeſſeneres, als jene alte Verfaſſung des Kurfürſtenthums Hanover; aber man fragt ſie doch billig mit einigem Tadel: warum ſie denn etwas Neues verſprochen haben, warum ſie nicht gradezu erklärt haben: da es nichts Beſſeres und Weiſeres gebe als jene alte Verfaſſung, ſo ſolle dieſe ganz wieder hergeſtellt werden? Denn wem werden ſie es einbilden, daß nicht dem Weſen nach das Alte wieder da ſey? Wem werden ſie einbilden wollen, daß das nicht ein adlicher und ariſtokratiſcher Staat ſey, wo die Mehrzahl der ſogenannten Volksvertreter oder ſtändiſchen Boten durchaus Edelleute ſind und wo die andern Abgeordneten aus einigen von meiſtens mittelmäſſigen Städten geſchickten Profeſſoren, Bürgermeiſtern und Sachwaltern beſtehen, welche, da die Herrſchaft einmal bei dem Adel iſt, und da alle Verhältniſſe des Landes und der Geſellſchaft mehr oder weniger von Rückſichten auf denſelben umſchlungen und durchdrungen ſind, in der Regel nichts Anders ſeyn werden, als der demüthigſt und unterthänigſt glückwünſchende und glückſuchende Wiederhall deſſelben. Denn ſo ſind die Menſchen, daß die meiſten von den äuſſeren Verhältniſſen regiert und beſtimmt werden. Deswegen wird die wahre Freiheit immer nur da ſeyn, wo dieſe Verhältniſſe frei einander gegenüber geſtellt ſind. Wir haben ja die Beiſpiele zum Theil noch ſo lebendig in der Nähe oder doch in der friſcheſten Erinnerung, als daß wir uns durch Klänge und Scheine täuſchen laſſen könnten; wir haben ja die alte hanoverſche Verfaſſung, die kurſächſiſche, die mecklenburgiſche, die ſchwediſchpommerſche in ihren Früchten und Wirkungen geſehen, und laſſen uns nicht einbilden, daß dies eine neue oder eine freiere und liebenswürdigere Herrlichkeit ſey. Man hat das Alte hie und da ein wenig gekehrt und gewendet, ihm einige neue Farben und Titel gegeben, und wir ſollen nun glauben, daß es wirklich neu geworden ſey. Wir können uns aber durch einzelne Kleinigkeiten nicht blenden laſſen; wir müſſen dieſe Verfaſſung eine von dem Adel für den Adel und ſeine Vortheile gemachte, wir müſſen ſie eine ariſtokratiſche Verfaſſung nennen. Damit wird zugleich das Urtheil ausgeſprochen, daß ſie eine dieſer Zeit unangemeſſene Verfaſſung iſt, welche Zeit ſich mit allem eher verträgt, als mit der Ariſtokratie.

Wir hatten erwartet, die hanoverſche Regierung würde damit anfangen, den Städten eine freiere Verfaſſung zu geben, wie man ſeit 1807 im preuſſiſchen Lande gethan hat, damit Bürgergeiſt und Stolz und Muth auf Freiheit und Recht geweckt und der würdige Kampf um die edelſten Güter des Lebens unter den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft vorbereitet und möglich gemacht würde.

Wir hatten auch das gehofft, die Bauern, dieſer größte und achtbarſte Theil eines Volkes, würden ihre Landboten mit zu den öffentlichen Tagen ſenden dürfen; aber das iſt nicht geſchehen. Die Regierung hat diejenigen bei dem Entwurfe vergeſſen, die in den meiſten Landen Teutſchlands zu lange ſchon als die Taubſtummen angeſehen und behandelt worden ſind. Der hanoverſche Adel hat vielmehr ſehr unſchuldig erklärt: Da er (der Adel) ja vorzüglich auch in der Eigenſchaft als Landbeſitzer auf den Landtagen erſcheine, ſo bedürfen die Bauern keiner beſonderen Stellvertreter, da ſie durch ihn hinlänglich vertreten werden. Grade, als wenn bei einer Reichsverſammlung der Thiere die Hunde erklärten: Die Haſen brauchen keine Reichsboten zu ſenden, wir laufen und bellen mit für ſie. — Daß man dieſen Stand, der doch eigentlich vor allen andern den Staat trägt, ſo ganz ausgeſchloſſen hat, mußte daheim und auswärts allen Wohlgeſinnten mißfallen. Denn die Zeit iſt gottlob vorbei, wo die Reichen und Vornehmen, wie Lichtenberg irgendwo ſagt, darauf ſpekuliren durften, ob nicht einmal ein Generalpächter eine Salbe erfinde, die Bauern damit zu ſchmieren, daß ſie Wolle geben und im Junius geſchoren werden können.

Doch weg mit allem Scherz! am meiſten weg mit jenem Scherz, welcher Spott ſcheinen könnte! Wenn man den Adel ehrt als etwas, das ſeine nothwendige Stelle im Staate ausfüllen und als ſolches geachtet werden ſoll, ſo darf man das mit gleichem, wo nicht mit größerem, Rechte auch von dem Bauerſtande ſagen. Wie der Adel dieſem als Stand entgegenſteht, wenn gleich beide das gemein haben, daß ſie Landgüter beſitzen und bebauen und bebauen laſſen, das bedarf ich hier wohl nicht zu beweiſen; die Geſchichte beweiſt es am beſten, die durch lange Jahrhunderte dargethan hat und bis dieſen Tag darthut, daß der Adel, wo Geſetze ihn nicht banden und die kleinſten Gutsbeſitzer ihm als unabhängigen Stand gegenüber ſtellten, immer geſtrebt hat, die Bauren zu ſeinen Knechten zu machen, was ihm meiſtens nur zu gut gelungen iſt. Da nun die Geſchichte dieſen Beweis führt, ſo kann man wohl mit Recht ſagen, daß der Bauer von denjenigen am ſchlechteſten und unnatürlichſten werde dargeſtellt und vertreten werden, deren Vortheile den ſeinigen in ſo vielen Beziehung gradezu entgegengeſetzt ſind und deren Stand und Standeszweck mit dem ſeinigen faſt gar nichts Gemeinſames hat. Wenn man hier alſo für den Bauer ſpricht, ſo denkt man an den alten löblichen Weidſpruch: Jedem das Seine.

Und wenn Jemand die Entſchuldigung der Herren Landboten verſuchen wollte, ſie iſt nicht leicht. Sie haben es recht gut gefühlt, daß ſie gegen den Geiſt der Zeit und gegen die Meinung ihres und des teutſchen Volkes geſündigt haben, daß ſie nicht gethan und eingerichtet haben, was ſie gethan und eingerichtet haben würden, wenn die allgemeine Ehre und der allgemeine Vortheil ihnen heiliger gedäucht hätten, als die einzelnen. Es iſt die Frage aufgeworfen, ob die Sitzungen und Verhandlungen öffentlich ſeyn ſollten, und das beklemmene Gewiſſen iſt vor dieſer frechen und freilich etwas engliſchen Frage erſchrocken. Ja ſo lächerlich und erbärmlich iſt das Größte von vielen betrachtet worden, als ob von einem Ball oder Klubb gehandelt wurde; in dem Gefühle, daß die Zeit und überhaupt, daß die Idee einer ordentlichen Verfaſſung und Verwaltung die offenſte und nackteſte Oeffentlichkeit verlange, haben ſie vorgeſchlagen, jedem Mitgliede der Verſammlung der Landſtände möge eine Freikarte zugeſtellt werden, auf welche es einen Zuhörer mitbringen dürfe. (Es verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß der Mitbringer für die ächte und ungefährliche Geſinnung ſeines Gaſtes einſtehen mußte.) Das fanden die meiſten endlich denn doch zu ungeſchickt, und der Beſchluß fiel dahin aus, ſeine Geheimniſſe für ſich zu bewahren und allen läſtigen und neugierigen Zuhörern und Beurtheilern den Zugang zu verſperren.

So wie die Verkündigung dieſer neuen hanoverſchen Verfaſſung für den Elefanten, den ſie verſprach, ein lächerliches Mäuslein gebohren hat, ſo ſind in dieſem Lande der uralten teutſchen Freiheit andere Dinge geſehen und gehört worden, die keinesweges lieblich und erfreulich ſind. Der Adel hat ſich, als wenn das Ganze ihm recht eigentlich angehörte, wieder ganz in ſeine alte Stellung geſetzt und beſonders werden in dem hanoverſchen Heere über die unwürdige und ungebührliche Zurückſetzung der Bürgerlichen und Vorſchiebung der Adlichen die lauteſten und gerechteſten Klagen gehört, die ſich gut ausnehmen, wenn man an England denkt, wo der Sohn des Bauers und Kohlenſchiffers Großkanzler und Oberadmiral wird. Dieſe Sache indeſſen iſt endlich auf eine ſehr erfreuliche Weiſe den Ariſtokraten zum Spott geworden. Ein gewiſſer hanoverſcher General, den die Altgebohrnen, die auch den ungerechten Beſitz für ihre Kaſte feſthalten wollen, als ihren Eckſtänder anſehen, hatte nicht bloß für die Erwachſenen, ſondern auch ſchon für die Unmündigen geſorgt und in dem Heere eine ganze Menge ſolcher Offiziere angeſtellt, von welchen es zweifelhaft war, ob der Degen an ihnen ſteckte oder ob ſie an dem Degen ſteckten. Der Herr General kam, wie die öffentlichen Blätter ſagen, mit dieſen unbärtigen Herrchen in den Niederlanden an, und er wollte die Stelle des Generals von Alten einnehmen, der die engliſch-deutſche Legion in Spanien mit ſo großer Ehre befehligt hat, und ſeine Knaben ſollten die Stellen ſolcher Männer einnehmen, deren manche in zehen fünfzehen Schlachten vielleicht ſchon dem Tode getrotzt hatten. Dies ward dem Oberfeldherrn, dem Sieger von Salamanka und Vittoria, in deſſen Vaterlande die Stellen nicht auf dieſe Weiſe Familienerbe ſind, denn doch zu viel; auch brauchte er Männer für die furchtbaren Schlachten, die er vorherſehen mogte. Des Herrn Generals unmündige Schützlinge wurden nach Hauſe geſchickt und die gerechte Schadenfreude und der wohlverdiente Spott ihrer Landsleute und der Fremden ſind ihnen nachgefolgt. Und dieſe werden hinfort jedem nachfolgen, der das Ungebührliche und Unzeitige thut und wagt; denn viel laſſen die Teutſchen ſich immer noch bieten, aber das Urtheilen und Sprechen gehört trotz aller neugeprieſenen Verfaſſungsentwürfe keiner einzigen Klaſſe ausſchließlich mehr an.

Dieſe Geſchichte und ähnliche Geſchichten, vor welchen die Herren nicht ſicher ſeyn werden, die ſich wieder wie von Rechtswegen auf das hohe Pferd geſetzt haben, beweiſen, daß man mit dem Recht und der Ehre der Völker und mit den Bedürfniſſen und Forderungen des Zeitalters nicht gaukeln darf, und daß die Zeiten vergangen ſind, wo ein Mann ohne ſechszehn oder zwei und dreißig Ahnen aus manchem Ballſaal und Hörzimmer faſt als ein unehrlicher Verbrecher herausgewieſen werden durfte. Die hohe Welt von Hanover wird mit allem ihrem Streben und Sehnen die glückliche Zeit von 1785 und 1795 nicht zurück bekommen, und Verfaſſungen, wie die, wovon wir ſprechen, werden nicht viele Jahrzehende durchleben.

Man macht übrigens gegen das öffentliche Erſcheinen und Auftreten der Bauern als Landboten aus andern nicht ganz unſcheinbaren Gründen Einwendungen, worauf ich anderswo *) geantwortet habe. Dieſe Einwendungen könnten aber niemals gegen das Recht einer ſo zahlreichen und bedeutenden Klaſſe der Landeseinwohner gebraucht werden, das ſie haben, ſich ſelbſt ihre beliebigen Vertreter und Darſteller auf den Landtagen zu wählen; das könnte man vielleicht mit mehr Grund ſagen, daß der bloſe Bauer, wie er nun iſt, hie und da nicht fähig ſey, ſeinen Stand zu vertreten. Dieſer letzte Grund würde indeſſen viel gewichtiger ſeyn, wenn Teutſchland von dem Niemen bis zu den Vogeſen und von der Eider bis zur Leitha Ein Reich wäre, deſſen groſer Reichstag oder Parlament in einem groſen Stil zuſammengeſetzt wäre. Wie es nun ſteht, braucht man ihn mehr zum Schein, um den Kleinen im Volke nicht ihr gebührliches Recht zukommen zu laſſen.

Teutſchland wird nach dem Zuſchnitt, den man gemacht hat, meiſtens aus mittelmäßigen und kleinen Staaten beſtehen. Auch die bedeutendſten dieſer Staaten haben ihre Landſchaften zu wenig in einander zuſammengeründet oder verbunden, als daß ſie die Verfaſſung in einer groſen Art

---

*) Ueber den Bauerſtand und ſeine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815.

ſtiften könnten, noch daß auch alle Landſchaften durchaus gleichförmig eingerichtet und verwaltet werden könnten. Es wird in Teutſchland auch in den größeren Staaten bei einzelnen landſchaftlichen Verſammlungen und Tagen bleiben, und dieſe werden etwa in dem Sitze des Herrſchers einen abgeordneten Ausſchuß halten, durch welchen ſie mit demſelben und mit ſeinem Miniſterium im Zuſammenhange bleiben, oder ſie werden auch von Zeit zu Zeit einzelne Boten dahin ſenden. In dieſen landſchaftlichen Verſammlungen, die keineswegs des größten Glanzes der Majeſtät noch der höchſten politiſchen Ausbildung fähig, nichts deſtoweniger aber für das Ganze eine ſehr wohlthätige Einrichtung ſind, mögen auch wohl, der Würde derſelben unbeſchadet, ehrſame Abgeordnete des Bauerſtandes mit ihrer ſchlichten Einfalt und ihrem ſchlichten Verſtande auftreten, und zuhören, was Weiſere und Einſichtigere ſprechen, und mögen reden und ſich vertheidigen, wann ihre Vortheile berührt oder ihre Rechte angegriffen werden. Wahrlich ein hanoverſcher Freiherr oder Graf würde ſtattlicher und mit einem ſchöneren Bewußtſeyn da ſitzen, wenn er ſo ſprechen und darſtellen lernte, daß auch dieſe einfacheren und ungebildeteren Männer ſeine Gründe und Gegengründe verſtehen und wägen könnten. Denn ſo groß iſt die Majeſtät der Gerechtigkeit und ſo gleich iſt ihre heilige Gemeinſchaft der chriſtlichen Gemeinſchaft in göttlichen Dingen und in dem Gottesdienſte ſelbſt, daß der Fürſt in dem Grade fürſtlicher wird, als er auch des niedrigſten Bettlers Recht neben dem ſeinigen anerkennt. Die Darſtellung der Staatsgeſellſchaft kann in kein Gleichniß mit einem Tanzklub eingehen, ſondern ihr rechtes Bild bleibt immer das Bild des Volkes und der Gemeinde, wo von keiner Geſchloſſenheit und Heimlichkeit noch von Karten, die man als Einlaßzettel zu Opern und Reduten abgiebt, die Rede ſeyn ſollte.

Dieſe Herren in Hanover rühmen uns die Rechtlichkeit ihrer Regierung und den blühenden Zuſtand, der vor noch nicht undenklichen Jahren unter dieſer Regierung und Verfaſſung, die nun von ſo vielen getadelt wird, beſtanden iſt. Sie werfen ihren Tadlern und Vermahnern auch wohl die Namen zu, die durch ihren Gebrauch und Misbrauch ſchon jeder Bube auf der Gaſſe gelernt hat. Die Namen *Umkehrer*, *Sprudelkopf*, *Jakobiner* haben ihren Stachel verloren; ſie verwunden gewöhnlich nur den, der ſie gebraucht. *Thue recht und ſey gerecht, und ſcheue niemand, und laß ſie ſchwatzen, was ſie wollen* — das iſt ein Spruch, der im Leben und Tode beiſteht und aushält, wenn man ſeinen Inhalt befolgt. Daß aber dieſe Herren ſo ſehr empfindlich und behutſam ſind, daß bei ihnen *die neue Freiheit und Glückſeligkeit* in Worten und Schriften ſo wenig umgerüttelt und geworfelt werden darf, das iſt ein böſes Zeichen. Wer die Sünde fühlt, daß ſie Sünde iſt, und ſie doch thut, den nennt man mit Recht einen Sünder. Es iſt, auf das gelindeſte geſagt, ungeſchickt, und, wenn man die Ankündigung erwägt, ein wenig jämmerlich, daß ſie uns andern einbilden wollen, ſie haben wirklich etwas Neues und der Zeit Angemeſſenes gemacht. Wenn wir auch noch nicht viel beſſer und glücklicher geworden ſind, als wir vor fünfundzwanzig Jahren waren, etwas klüger und umſichtiger ſind wir in ſolchen Dingen geworden und laſſen uns mit ſchönen Erklärungen und Darſtellungen nicht allein abſpeiſen. Es ziemt eine ſolche engbrüſtige Verfaſſung, als die hanoverſchen Edelleute ſich gemacht haben, am allerwenigſten dem braven und herrlichen Volke, das durch dieſe Verfaſſung geſegnet werden ſoll. Die Enkel der Cherusker, vor welchen unter Hermann die Legionen Roms zitterten und erlagen, und der Chauken, welche Tacitus gleich ſehr wegen ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit lobt, hätten wohl das Recht, eben ſo frei und lebendig regiert und eingerichtet zu werden, als die Heſſen und Wirtemberger.

Die hanoverſchen Herren mögen ſich auf die Vergangenheit berufen, ſie mögen für die Gegenwart Gelöbniſſe thun und Verſicherungen ausſtellen, ſie werden uns nie beweiſen, daß ihre Verfaſſung gut iſt. Ich kenne dieſe Verfaſſung aus der Quelle mit allen ihren Vortheilen und Nachtheilen, und habe leider fünfzehn Jahre des Bewußtſeyns unter einer ähnlichen verleben müſſen, nemlich unter der ehemaligen ſchwediſchpommerſchen, welche und die benachbarte mecklenburgiſche und die alte hanoverſche, kleine Verſchiedenheiten ausgenommen, die größte Aehnlichkeit hatten. Die Stände beſtanden den

Worten nach aus der ſogenannten Ritterſchaft und den Städten. Die Städte hatten aber auf den Landtagen in der Regel ſo wenig Gewicht und ihre Stellvertreter waren durch ſo viele Verhältniſſe und Bande an den Adel gefeſſelt, daß bei dieſem eigentlich alle Macht war. Die Bürger hatten in dieſer Verfaſſung alſo nur eine ſehr ſchwache Stimme, und die bürgerlichen Landbeſitzer und die armen Bauern, die man bei einem ſolchen Zuſtande mit Recht arme Leute nennen konnte, hatten gar keine Stimme, ſondern waren nur zu ſehr der Willkühr preisgegeben. Schwediſchpommern und Mecklenburg, wo zugleich noch die jammervolle Leibeigenſchaft herrſchte, haben dies nur zu ſehr gefühlt, denn es ſind faſt alle Bauerdörfer geſchleift und in große Herrenhöfe verwandelt, und der Bauerſtand iſt bei dem wachſenden Reichthum der Großen ſeit den Jahren 1790, der ſeit dem Jahre 1806 die bitterſte Armuth geworden iſt, ſo zerſtört, daß die künftigen Regierungen werden Sorge tragen müſſen, ihn wiederherzuſtellen: denn bei lauter großen Gutsbeſitzern und eitel abhängigen und dienſtbaren Tagelöhnern kann ein Land nicht wohl beſtehen.

Das gereicht übrigens der hanoverſchen Regierung in Vergleichung mit der ſchwediſchpommerſchen und mecklenburgiſchen zur Ehre, daß der Zuſtand der niederen Volksklaſſe unter ihr weit glücklicher war, und daß weit mehr freie und wohlhabende Bauern unter ihr beſtanden, als unter den erwähnten beiden. Man würde auch ungerecht ſeyn, wenn man leugnen wollte, daß vor der unſeligen Ankunft der Franzoſen in den hanoverſchen Landen durchaus Zufriedenheit mit der Regierung und allgemein verbreiteter Wohlſtand herrſchte. Indeſſen daſſelbe konnte man vor der Schlacht bei Jena auch von Mecklenburg und Schwediſchpommern ſagen. Mit Ausnahme der Einen großen Makel, der Leibeigenſchaft und der Unterdrückung des Bauerſtandes, war auch in dieſen Ländern die Wohlhabenheit ſehr groß und die Forderungen der Regierung und die Abgaben der Unterthanen waren klein gegen das, was ſie in den letzten unſeligen Jahren haben tragen müſſen. Wie dem aber auch ſey und wie viel in den Jahren 1780 und 1790 bei den Hanoveranern auch gelobt werden mußte, wenn man ihren Zuſtand und ihre Verwaltung gegen andere teutſche Länder hielt — es war das ganze Weſen doch kein ordentlicher Staat und keine menſchliche Verfaſſung, es war ein lebloſes und ſeelenloſes Ding, das ſich in einer matten Zeit neben andern noch todteren Dingern wohl ſo mitſchleppen und nebenher noch für etwas gelten konnte. Jetzt aber, da die Geiſter erwacht ſind und da das teutſche Volk in einem neuen Leben wandeln ſoll, müſſen ſolche Alterthümer als Ruinen ſtehen bleiben und nicht wieder aufgefriſcht werden. Damit man das klarer ſehe und begreife, müſſen hier ein paar kurze und verſtändliche Worte über den Zweck des Lebens und des Staates überhaupt hingeworfen werden.

Die Welt iſt keine Maſtanſtalt und die Menſchen ſind kein Vieh, das in die Maſt getrieben und fett gemacht werden ſoll. So alt die Geſchichte iſt, haben die kräftigeren und edleren Menſchen, ohne welche es überhaupt keine Jahrhunderte geben würde, die Lehre ausgeſprochen, daß das Glück und die Würde unſers Geſchlechts nur nach dem Geiſte und nach den geiſtigen Genüſſen und Wirkungen und nicht nach dem Leibe und nach den leiblichen Genüſſen und Wirkungen gemeſſen werden darf. Dieſe Lehre der heidniſchen Philoſophen und aller tugendhaften Männer, die auch etwas Anderes thaten als philoſophiren, iſt noch mehr die Lehre des Chriſten. Er ſoll ganz in dem Geiſt und für den Geiſt leben, er ſoll alles Irdiſche und Leibliche dem Geiſt opfern und alles für Nichtigkeit und Sünde halten, worüber der Geiſt nicht herrſcht und worin er nicht lebendig waltet. Wenn dies die Lehre des Menſchen und des Chriſten iſt, wenn nur das ein Leben heißt, worüber das Gemüth mit Freiheit und Bewußtſeyn ſchaltet und wodurch es immer neue Sporen zu lebendigerer Thätigkeit bekommt — ſo muß auch das der beſte Staat ſeyn, der ſo eingerichtet iſt, daß der Geiſt am meiſten gereizt und geweckt wird und daß er ſich mit der größten Freiheit und Lebendigkeit bewegen und entwickeln kann; derjenige Staat hingegen muß der ſchlechteſte ſeyn, der den Geiſt am meiſten feſſelt und zu fauler Sinnlichkeit und zu matter Mittelmäſſigkeit einladet.

Nach dieſen Vorausſetzungen iſt es durchaus unrichtig, wenn man das Wohlſeyn und die Würde eines Staates nach ſeinen Reichthümern miſſet und wenn man das Glück eines Volks nach der Wenigkeit ſeiner Laſten und Abgaben beſtimmt. Dieſes phyſiſche und leibliche Wohlſeyn iſt allerdings etwas ſehr Liebes und Erfreuliches, aber ohne das ſittliche und geiſtige Wohlſeyn iſt es von gar keinem Werthe. Die Römer waren gewiß unendlich angeſpannter und ärmer, da die Decier und Fabier und Scipionen ſie zu gefährlichen Kämpfen und großen Thaten führten, als in den letzten dreißig Jahren der Regierung Auguſtus; aber welcher edle Römer hätte die magere Tüchtigkeit und Weidlichkeit des früheren Geſchlechts nicht lieber gewollt als die fette Weichlichkeit und Nichtigkeit der auguſtiſchen Sklaverei, welche von den Schmeichlern des Deſpoten das goldene Zeitalter genannt worden iſt? — Und wir? warum ſuchen wir Beiſpiele und Vergleichungen aus jener alten längſtvergangenen Zeit, da ſie uns vor den Füßen liegen? Wer von uns, den nicht bloß das Irdiſche und der irdiſche Mammon und leibliche Genuß gefeſſelt hält, wer von uns, der nur einigermaſſen den großen Gott des Tages und der Geſchichte fühlt, wollte dieſe Zeit, dieſe magere und faſt bis zur Erſchöpfung angeſpannte Zeit, mit jener Zeit der Jahre 1780 und 1790 vertauſchen, wo das Menſchengeſchlecht, ſich klug und glücklich wähnend und weder Gott noch dem Teufel recht angehörend, in matter und fauler Weichlichkeit hinlebte, die ſie Glückſeligkeit nannten? Wie glücklich ſind wir, wir durch die franzöſiſchen Schanden ausgeplünderte und zerſtörte Menſchen, gegen jene Armen, die in elender Faulheit ein knechtiſches Traumleben hindämmerten und nie gefühlt hatten, was Gott iſt und was die Majeſtät des Männerwillens iſt, der den Gott in der Bruſt fühlt! wie glücklich ſind wir mitten in unſerer Armuth und Bedrängniß, die wir wieder zu dem Himmel und zu Gott haben aufblicken und glauben lernen, die wir uns wieder der Tugend bewußt geworden ſind, die in einem kühnen und ſtolzen Willen liegt, die wir begriffen haben, daß es ſchönere Genüſſe giebt, als das thieriſche Gefühl: Ich bin ſatt und habe genug! Das irdiſche Wohlleben iſt allerdings ein ſehr angenehmer Zuſtand, aber nur mit dem Gefühle der Würdigkeit und wenn das geiſtige Wohlleben mit demſelben auf gleicher Linie ſteht. Das Leben und der Staat ſind die menſchlichſten, wo das lebendigſte Gefühl der Kraft und die fröhlichſte Freiheit des Geiſtes herrſchen. Die Aale und Hechte in dem ſtehenden Sumpfe können fett genug werden; aber glücklich fühlt ſich nur der Fiſch, der neben den Gefahren der Narwale und Haie mit den freien Wegen deß Oceans fortſchieſſen kann.

Der ſchlechteſte Staat von allen iſt die unumſchränkte und geſetzloſe Herrſchaft eines Einzigen, die Despotie, wo die Willkühr alle friſchen Geiſter binden kann und gewöhnlich auch bindet und wo in fauler Schläfrigkeit und Weichlichkeit und in knechtiſcher Zierlichkeit und Geduld die größte Tugend verſchloſſen iſt und die einzige Sicherheit und Wohlgefälligkeit. In einem ſolchen Staate iſt es ein Unglück, Geiſt zu haben und von Aufwallungen kühner und tugendlicher Triebe beunruhigt zu werden. Weil der Menſch in ihm nicht viel Anderes ſeyn kann als eine kriechende und hündiſche Beſtie, ſo iſt er darin am glücklichſten, jemehr er von einem gefräſſigen und geduldigen Vieh hat.

Nächſt dieſer Despotie oder geſetzloſen Alleingewalt iſt der ſchlechteſte Staat die erbliche Oligarchie, wo wenige Geſchlechter die Herrſchaft unter ſich getheilt und ſich darüber unter einander abgefunden haben. Dieſe Art hat faſt alle Nachtheile und ſehr wenige Vortheile der Despotie, ſo daß viele gemeint haben, dieſe letzte ſey ihr beinahe noch vorzuziehen. Die Oligarchen müſſen nach der Natur ihrer Herrſchaft faſt noch mistrauiſcher und grauſamer ſeyn als ein Despot, weil Mehrere leichter aus dem Gleichgewichte zu bringen ſind als Einer, und weil dieſe Mehreren durch die getheilte Majeſtät und den getheilten Willen vor Nebenbuhlern und Nachſtellern nicht ſo geſchützt ſind, als Einer, der alle Macht und allen Glanz allein trägt, und der gnädiger ſeyn kann, weil er ſicherer iſt als die, welche nicht ſo hoch ſtehen, daß nicht andere hoffen könnten, ſich einſt auch ſo weit oder gar noch über ſie hinaus zu ſchwingen.

Auf die Oligarchie folgt die Ariſtokratie, die nicht bei einigen Wenigen, ſondern bei den Vornehmen und Reichen iſt. Dieſe Verfaſſung läßt ſchon mehr Geiſt zu, als die beiden vorigen, ja ſie iſt einer ſehr lebendigen Bewegung und Reizung der Kräfte und der größten Thaten und herrlichſten Tugenden fähig, ſolange ſie etwas hat, womit ſie kämpfen muß. Hat ſie das überwunden und unterdrückt oder unglücklicher Weiſe wenig gefunden, ſo nähert ſie ſich den beiden vorigen in Hinſicht der Geiſtloſigkeit und Erblichkeit, nur daß ſie gnädiger und milder iſt, weil eine tauſendköpfige Schlange nicht ſo für ihr Leben zu ſorgen hat, als eine einköpfige oder dreiköpfige. Bei einer ſolchen Verfaſſung ſtocken die Geiſter durch erbliche Kaſteneinrichtung; alles muß ſich verknöchern und ſtill ſtehen, wo jedem ſeine Bahn angewieſen iſt, innerhalb welcher er laufen muß, und wo die Einen zum Herrſchen, die Andern zum Dienen gebohren werden. Wenn ſich in ſolchen Ariſtokratien durch mehrere Menſchenalter alles erblich niedergeſetzt und gehörig befeſtigt hat, ſo tritt oft eine gewiſſe vornehme Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit ein, die den Uebermuth einzelner Mitglieder der Herrſcherkaſte bändigen und wieder ins gehörige Geleis bringen. Rechtliche Förmlichkeit und gutmüthige Mittelmäßigkeit iſt das Höchſte, was dieſe Art, wenn ſie am beſten iſt, erzeugen kann. Die ſchönſten Blüthen des Geiſtes blühen und die heroiſchen Werke und Thaten der Menſchheit gedeihen nur, wo das ritterliche Turnſpiel der Kräfte nicht beſchränkt iſt. Hat ſich die Ariſtokratie einmal geſetzt, ſo iſt es in ſolcher Verfaſſung mit dem höchſten Streben und freieſten Leben des Menſchen aus.

Nun kömmt die Demokratie. Dieſe iſt das Ding, welches ſich am ſchwerſten beſchreiben läßt. Im edleren Sinn giebt es eine Demokratie in ſtrenger Bedeutung des Worts, wo das Volk herrſcht, das heißt alle, welchen Gaben der Herrſchaft gegeben ſind; von dieſer Demokratie wollen wir nachher ſprechen. Gewöhnlich aber meint man mit dem Worte Demokratie nicht die Verfaſſung, wo das Volk herrſcht, d. h. die, welche herrſchen können, ſondern wo die Gewalt bei der Menge iſt, bei jenem Haufen, den man Pöbel nennt.

Solche ſcheußliche Herrſchaft aber iſt gottlob ſelten länger als einige Jahre geweſen; ſie iſt immer ein unnatürlicher Zuſtand, ein Zuſtand der aufgelösten Geſellſchaft und der Umwälzung, und mit dem Namen Verfaſſung kann man ſie gar nicht beehren. Sie iſt ein Uebergang in die deſpotiſche oder oligarchiſche Form; denn das wilde und reiſſende Thier Pöbel kann nur durch ein wilderes und reiſſenderes Ungeheuer gebändigt werden. Dieſe letzte Art hat man auch wohl die reine Demokratie genannt, ohne eben genau zu wägen, was man ſagte. Etwas, was ſich bei auſſerordentlichen Erſchütterungen der Geſellſchaft bloß als eine politiſche Krankheit zeigt, wodurch der Kranke entweder geſchwind untergeht oder zu einem kräftigeren Leben der Geſundheit hinaufgetrieben wird, ſollte man nie als eine ſtehende Form bezeichnen, ſondern nur als eine flüchtige und unregelmäſſige Erſcheinung weiſen und andeuten.

Jene Demokratie in jenem edleren Sinn, die man Volksherrſchaft überſetzen könnte, wenn man mit dem Worte Volk alle diejenigen Mitbürger bezeichnen will, welche etwas taugen, jene Verfaſſung, wo, wie ich eben ſagte, das Volk herrſcht, d. h. alle diejenigen, welchen Gaben der Herrſchaft gegeben ſind, ſteht, eben weil ſie eine weitere, reichere und edlere Geſtalt politiſchen Lebens iſt, nicht ſo genau abgemarkt noch ſo leicht abmarklich da, als die drei erſtgenannten Arten, die Deſpotie, Oligarchie und Ariſtokratie. Sie ſchwankt ihrer Natur nach zwiſchen zwei Neigungen hin und her, indem bald mehr von Ariſtokratie, bald mehr vom Pöbelgeiſt in ſie einſließen will. In dieſen beiden Schwebungen muß ſie ſich ihrer Natur nach immer halten, indem ſie, je nachdem ſie ſich nach einer Seite neigt, bald zahmer bald wilder iſt. Ganz ſtill und ohne Kampf kann dieſe Art nie ſeyn, noch wegen der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur ſo langlebend, als eine der übrigen Arten. Könnte dieſe Verfaſſung ſich im Gleichgewichte der Kräfte erhalten, es wäre wohl diejenige, welche alle Anlagen und Tugenden des Menſchen am herrlichſten entwickeln würde. Am geſchwindeſten geht ſie unter, wann das Wilde in ihr überwiegend wird; am langſamſten, wann ſich durch Prieſter oder alte ehrwürdige und um den Staat verdiente Heldengeſchlechter aus ihr heraus oder neben ihr der Anfang einer erblichen Ariſtokratie bildet; denn die ächte wahre Ariſtokratie, oder daß die Beſten herrſchen ſollen, iſt ja eben ihre Idee. Mit einer ſolchen Ariſtokratie kann ein tüchtiges Volk ſich wohl drei vier Jahrhunderte zerreiben. Und ſolange dieſe Reibung dauert und Furcht und Gefahr und Wettkampf die Geiſter wach und die Seelen ſtark erhalten, kann auch jene Ariſtokratie, die ſich der Demokratie gegenüber oder auch grade in ſie hinein ſtellt, etwas ſehr Tüchtiges und Ehrwürdiges ſeyn. Wir haben das in Rom geſehen und ſpäter in Venedig und Genua und Florenz, und bei uns in Straßburg und Köln und Lübeck, und in vielen kleineren Staaten und Städten. Welche herrliche Kämpfe und welch ein ſtolzes Leben voll Kraft und Kunſt, ſolange das Ringen der Kräfte währte! Sobald aber die Geſchlechter gefahrlos die höchſten Stellen nicht mehr errangen, ſondern erbten, da war der großen Tugend auch das Grab gegraben.

Uebrigens, da dieſe Demokratie oder Volksherrſchaft nie an ſich ſelbſt noch als etwas in ihr ſelbſt ſtehendes und abgeſchloſſenes gezeigt werden kann, ſo muß man ſie, wenn man ſie zeigen will, immer im Zuſammenhange, ja im Ringen mit andern Arten betrachten. Ihr Streben iſt die höchſte Aufgabe, welche im Staate gegeben werden kann, daß der Würdigſte und Tüchtigſte immer der Höchſte und Erſte ſeyn ſoll; man mögte ſagen, ſie iſt einer nach Tugend und Herrlichkeit ſehnſüchtigen Braut gleich, welche ewig ihren rechten gebohrnen Herrn, ihren Kaiſer und König ſucht, und welche durch tauſend Nöthen geht, weil ſie nur dem Würdigſten und Trefflichſten gehorchen will. In allen Demokratien wird immer der Erſte, der Fürſt, der Princeps geſucht; es iſt das Ringen um die erſte Stelle, um den Principatus. Und es iſt freilich eine hohe Freude des menſchlichen Geiſtes, wenn achtzig Jahre in Athen und dreihundert Jahre in Rom die erſte Stelle ſo häufig an den Würdigſten kam. Weil aber das Suchen des Herrlichſten und Würdigſten und das Ringen und Kämpfen derer, welche die Herrlichſten und Würdigſten zu ſeyn meinen, um die erſte Stelle immer auf Koſten des Volkes und zwar oft recht wild und blutig geführet wird, indem es bald nach oben zur Oligarchie, bald nach unten zur Pöbelherrſchaft (die ſie *reine Demokratie* genannt haben) hinaus will, ſo hat Gott den menſchlich und frei geſinnten Völkern durch ein Mittel geholfen, welches, ohne das

Ringen nach der erſten Stelle und den Kampf um die erſte Stelle aufzuheben, die Unbändigkeit dieſes Ringens und Kämpfens mäſſigte. Dieſes Mittel heiſt das Königthum, was man auch wohl die geſetzliche Monarchie nennt. Denn dadurch wird der Name König von den Namen Deſpot, Tyrann, Alleinherr, unumſchränkter Herr, Souverain, Autokrat unterſchieden, daß man ſich unter ihm Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit, unter dieſen Ungerechtigkeit und Willkühr denkt. Rom und Sparta hatten freilich keine rechte Könige, weil die vollziehende Gewalt auf manche Weiſe und zu manchen Zeiten zu ſehr gehemmt und eingeſchränkt war, aber in den beiden Königen aus dem Stamme der Herakliden und in zwei Konſuln, und wann Noth und Gefahr die geſchwindeſte und kräftigſte Gewalt in Einer Hand forderte, in dem Einen Diktator, hatten die beiden Staaten doch immer eine Art Königthum. Selbſt Karthago hatte eine gewählte höchſte Obrigkeit mit dem Namen König, Venedig und andere Staaten hatten mit geringerer oder gröſſerer Mündigkeit gewählte Häupter, wenigſtens Schatten des Königthums, damit die Stelle immer beſetzt ſchiene, um welche das wilde und blutige Ringen den ganzen Staat erſchüttern und zerſtören konnte. Soweit haben alle Völker gefühlt, daß die höchſte Stelle, wenn auch nicht beſetzt ſeyn, doch beſetzt ſcheinen muß.

Die Idee des Königs iſt die Idee des Herrſchers durch das Geſetz, nicht des Herrſchers über dem Geſetze. Wenn die Menſchen bloß durch Geſetze ſich führen ließen und ihre wilden Leidenſchaften durch ſie allein zügeln könnten, ſo bedürfte es gar keines lebendigen höchſten Bildes der Geſetze, es bedürfte keines Konſuls, Diktators, Königs, Kaiſers, oder wie die Namen der höchſten vollziehenden und herrſchenden Gewalt ſonſt genannt werden. Die Geſetze würden dann, was man ſagt, durch ſich ſelbſt lebendig ſeyn und ohne den fleiſchlichen und weltlichen Arm allein ſchon durch die geiſtige und himmliſche Majeſtät herrſchen. Es iſt freilich eine idealiſche Aufgabe, das menſchliche Geſchlecht immer mehr zu der Mündigkeit zu bereiten, daß es faſt gar nicht regiert zu werden bedürfe; was die Philoſophen ſagen: *Der Zweck alles Regierens muß ſeyn, daß des Regierens weniger werde in der Welt* — aber die menſchliche Unvollkommenheit und Beſchränktheit, die Noth, die von der Natur, und die Wildheit, die von den Leidenſchaften kömmt, machen dieſe höchſte Aufgabe der politiſchen Geſetzgebung hier unter dem Monde doch immer zu einem idealiſchen Traum aus dem Lande von jenſeits. Es muß deswegen, damit das Wilde und Böſe zittere loszubrechen, ein lebendiges Geſetz mit gewaltigem Arm und mit gezücktem Schwerdte da ſtehen, ein König, der erhabenſte Schatten der Macht und Majeſtät.

Bei dem wahren Königthum iſt die höchſte Stelle belegt, und keinem kann und darf der Gedanke einfallen, ſich auch einmal darauf ſetzen zu können; aber es bleibt in demſelben ein freies und ſtolzes Kämpfen und Turnen edler und tugendlicher Kräfte nach hohen Stellen, und die Geiſter haben Reitz genug der Tugend und des Ruhmes, daß ſie von den niedrigen Gelüſten und Sorgen der Leiber nicht ganz verſchlungen werden. Bei dem Deſpotismus, der Tyrannei oder Suveränetät — ein Klang, der vielen Ohren jetzt ſo zauberiſch ſüß klingt — ſind alle Flügel der Geiſter gebrochen und alle Tugenden geächtet: wo die Willkühr ſtatt des Geſetzes herrſcht, da herrſcht der Zufall und das Laſter, da lernen die ſtolzen und edlen Triebe, die uns von Gottes hehrem Bilde übrig ſind, endlich alle im Staube kriechen, und wer die Schalksgebehrde am verſchmitzteſten zeigt, wer die heuchelndſte und ſchmeichelndſte Lakaienſeele hat, der ſcheint dem an keine Tugend gewöhnten Deſpoten aller Ehren und Aemter der Würdigſte. Auch in deſpotiſchen Staaten kann der Herrſcher zuweilen wie ein vom Himmel herabgefallener Engel ſeyn, eine Seele ſo voll Stolz und Herrlichkeit und Güte, daß unter ihm ein ganzes Paradies von Tugenden und Freuden erblühen könnte. Aber es erblühet nicht. Nur was in dem ganzen Volke lebendig treibt und wirkt und ſchafft, mag das erſchaffen, was, weil es aus Gott entſpringt, an Gott und an die Seligkeit und Tugend der göttlichen Natur erinnert: jene Gottähnlichkeit des Lebens und Strebens, wo der Menſch als ein Weſen eigener Kraft und eigenen Willens in die Bahn tritt. In Despotien ſind die Seelen beſchmutzt und die Geiſter zerbrochen von Geſchlecht zu Geſchlecht und der einzelne Sturmwind einer edlen und groſſen Herrſcherſeele kann den ſtinkenden Froſchpfuhl voll Faulheit, Dummheit und Schande nicht zu den friſchen und freien Wogen des rollenden Stromes aufblaſen.

Wir haben in Europa gottlob keine Muſter mehr der Deſpotien und Tyrannien, wie wir ſie noch in manchen Ländern Aſias und Afrika's ſehen und wie ſie uns von den alten Geſchichtſchreibern gezeigt worden ſind. Das verdanken wir nicht ſowohl der Stärke und Weisheit politiſcher Geſetze und Verfaſſungen, als jenem erhabenen Geſetze der Freundlichkeit und Liebe, das Chriſtus der Herr, der eingebohrne Sohn Gottes, zu uns auf die Erde gebracht hat und das die Menſchen nicht mehr ganz wie die Thiere behandeln läßt. Das vollkommenſte Königthum wird noch geſucht, und wird immer geſucht werden, weil es hier unten nicht zu erreichen iſt; aber wir haben doch ein paar gute und einige mittelmäſſige Königthümer, auch an ſolchen fehlt es nicht, welche zum Deſpotismus hinſtreben. Ich will auch kurz aber doch deutlich zu erklären ſuchen.

Das Königthum, wie ich eben angedeutet habe, iſt und ſoll ſeyn der Natur ſeiner Beſtimmung und Einrichtung nach eine ſolche Staatsform, wo den menſchlichen Kräften der freieſte Spielraum bleibt, doch ſo, daß an der höchſten Spitze eine Schranke erſcheint, welche den kühnſten und wildeſten Uebermuth des Strebens zügelt und worüber hinaus nicht geflogen werden kann. Auf der Spitze ſteht der Thron des Königs, von der Spitze herunter funkelt die Majeſtät des Königs und macht jedermänniglich ein Zagen, weiter hinaus zu ſtreben. So weit ſteht die Begierde ſtill und hat ihre Rennbahn abgemeſſen. Wenn aber dieſe Spitze nicht bedeckt iſt, ſo wollen nicht nur viele dieſe erfliegen, ſondern wähnen wohl gar, es liege über ihren Wolken vielleicht noch etwas Höheres; und in der Ungebundenheit und Maaßloſigkeit reiben ſich die edelſten Kräfte und Tugenden der Männer oft auf, und bringen wilde und wüthende Kämpfe ſtatt des friſchen und fröhlichen Schreitens in gemeſſener Bahn. Ich habe alte Staaten genannt, welche die Nothwendigkeit eines ſolchen ſtehenden Bildes der Majeſtät gefühlt und daſſelbe deswegen hingeſtellt hatten. Die das verſäumt hatten, büßten ſelbſt bei dem edelſten Streben dadurch, daß ſie früher zu Trümmern gingen.

In dem guten rechten Königthum hält und bedeckt die Majeſtät des Geſetzes alles, der König ſteht in ihr und auf ihr, aber nicht über ihr. Die tüchtige Verfaſſung läßt die menſchlichen Strebungen frei; alles können die Geiſtvollen, Kühnen und Tapferen in demſelben werden, nur nicht Könige. Doch faßt auch die Strahlen der königlichen Gewalt jeder Kühnſte und Herrlichſte; doch ſo, daß ſie Blitzesſtrahlen für ihn ſelbſt werden können, ſo er aus dem Geleiſe des Geſetzes weicht. Der König iſt bloß das Ebenbild der göttlichen Majeſtät; er wird geglaubt als ein ſolcher, der nur Gutes thun könne und nichts Böſes: was auch geſchehe, er iſt unſchuldig. Die Schuldigen ſind diejenigen, welche unter ihm handeln und verwalten; ſie faßt das Geſetz, wenn ſie gegen das Geſetz ſündigen: ſie ſollen nur ſolchen Befehlen gehorchen, die der König kraft des Geſetzes geben kann.

In einem rechten Königthume wird Demokratie und

Ariſtokratie immer gemiſcht ſeyn; denn weil es ein Zuſtand der Freiheit und nicht ein Zuſtand der Tyrannei oder der Wildheit ſeyn ſoll, (wie Deſpotie, Oligarchie, erbliche Ariſtokratie und reine Demokratie oder Ochlokratie ſind) ſo muß Leben und Kampf in ihm ſeyn, d. h. die demokratiſchen und ariſtokratiſchen Kräfte müſſen mit einander kämpfen. Doch ſchließt ein rechtes Königthum weit mehr Demokratie als Ariſtokratie in ſich: d. h. es iſt unter dem Schirm und der Majeſtät des Königs und Geſetzes die Herrſchaft des Volkes, ſo daß jedem Würdigſten, ſey er der Sohn eines Herzogs oder Tagelöhners, jede höchſte Ehre offen ſteht. Ein ſolches Königthum mit überwiegendem demokratiſchen Stoffe iſt Großbrittannien; dieſem Reiche nähert ſich Schweden, obgleich mit unausgearbeiteter und unentwickelter Verfaſſung, worin aber die Keime einer künftigen tüchtigen Entwickelung liegen, wann das treffliche Land und Volk ſein gehöriges Maaß von Anbau und Bevölkerung und alſo die zur vollen Entwickelung nöthige Reibung der Kräfte haben wird. Auch in Schweden wundert ſich kein Menſch, wenn der Sohn eines Prieſters, Handwerkers und Bauers als Reichskanzler oder Feldherr oder Statthalter einer Landſchaft mit den höchſten Würden glänzt.

In dem unvollkommneren Königthum überwiegt die Ariſtokratie, und, wie dies Uebergewicht da iſt, kann man ſagen, daß die Geiſter erlahmen und daß die Dinge ſich zur Willkühr oder doch zur todten Pedanterei und Spielerei mit leeren Formen hinneigen. Gelingt es der Ariſtokratie ſich in einander feſt zu verketten und dem Könige oder Fürſten zum Trotz in den meiſten Aemtern erblich zu machen, ſo tyranniſirt ſie den Herrſcher, wenn er nicht ein Mann auſſerordentlicher Kraft iſt, gewöhnlich eben ſo ſehr, als das Volk. Seit den beiden letzten Jahrhunderten, eben weil ſie nicht ſchöpferiſche und blühende Jahrhunderte waren, war die demokratiſche Lebendigkeit, Kühnheit und Freudigkeit, welche die Geſchichte des Mittelalters ſo anziehend macht, immer mehr in ariſtokratiſche Mittelmäſſigkeit und in ſtarren und erſtarrenden Kaſtengeiſt ausgeartet. Die Jahre um 1770 und 1780 kann man als den Gipfelungspunkt ariſtokratiſcher Nichtigkeit und Jämmerlichkeit anſehen. Seitdem haben die Franzoſen auf eine ſcheußliche Weiſe die erhabenſten Lehren vom Staate und von der Freiheit parodiert, aber das wache und junge Leben des neuen Zeitalters, worin wir ſind, kann nicht untergehen, ohne Früchte getragen zu haben: die demokratiſche Kühnheit wird die ariſtokratiſche Schwerfälligkeit beſiegen, und wir werden nach langen und blutigen Kämpfen rechte Königthümer und Fürſtenthümer haben.

Die Ariſtokraten, denen die erbliche Faulheit gefällt, und alle halbe Menſchen, welche die gefahrloſe Mittelmäſſigkeit, eines Zuſtandes, der weder ganz todt noch ganz lebendig genannt werden kann, dem kühnen Streben und Wagen der Geiſter vorziehen, gebrauchen gewöhnlich die hinterliſtige Schleicherei, daß ſie den Herrſchern und Fürſten einbilden, ſie haben mit ihnen einerlei Vortheile und müſſen mit ihnen ſtehen und fallen, alle die aber, welche ſo viel von Demokratie ſprechen und das Demokratiſche als das Vorherrſchende auch unter dem Könige wollen, ſeyen Crommwelliſche Independents oder Mirabeauſche Jakobiner. Man kann dieſe Beſchuldigung wohl eine ſchändliche nennen, wodurch gewiſſe Leute, denen nur im Finſtern wohl iſt, gern alle Lichter des Tages auslöſchen mögten. Denn welcher europäiſche König mag ſich in ſtolzer Würde über Englands König erheben? und das iſt doch ein demokratiſcher König, und drei Jahrhunderte hat das engliſche Königthum mit überwiegendem Demokratismus beſtanden, und das Volk iſt nicht ſchlechter und die Verfaſſung iſt nicht loſer geworden. Zwar haben die Ariſtokraten in England auch erbliche Rechte, aber keine ſolche, die ihnen das ohne Arbeit und Gefahr in die Hände geben, was in guten Staaten allein der Preis großer Tugenden oder wenigſtens großer Kühnheit ſeyn ſoll. Wie wenig bedeuten die Bedforde und Norfolke als ſolche, wenn ſie nicht auch durch Geiſt und Tugend etwas ſind? Sie können mit allen ihren Ahnen nicht weiter ringen, als was durch die herrliche demokratiſche Freiheit die Pitt's, Burke's, Thurlow's, Rodney's und Nelſon's durch angebohrne Gaben oder durch erworbene Künſte erklimmen.

Alſo, ihr guten Hanoveraner, mit eurem England ſchlage ich euch todt, weil ihr euch auf England berufen habet. Ihr und alle, die Aehnliches wollen, als was ihr offenbart habt, ſündiget ſchwer gegen die Zeit, deren Gebote ihr nicht erkennen wollt, ſchwerer gegen euch ſelbſt, weil ihr euch unwürdig ausſtellet beides vor den Engländern und vor eurem Volke. Wann euer König und Fürſt der einzige erbliche Würdenträger iſt, wann der Uebermuth und die Uebervortheilung des Kaſtengeiſtes nicht mehr den Zorn der Freien empört, wann der Sohn des hanoverſchen Bürgers und Bauers Feldmarſchall und Erſter Miniſter ſeyn kann, wann der Bettlerſohn, ſo er würdig iſt, bei euch mit dem Grafenſohn auf Einer Linie ſtehen kann, wie dies in England und Schweden alle Tage geſehen wird, dann rühmet euch, daß ihr halbe Engländer ſeyd, aber nur in dieſer Beziehung, denn ſonſt ſollt ihr Teutſche bleiben.

XIV.

Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine?

Es kann nicht fehlen, daß die Franzoſen, welche immer noch zu viele Freunde bei uns haben, gegen mich, der ſie dem teutſchen Volke als ein leichtes und untreues Volk zeigt, nicht manchen teutſchen Schriftſteller erwecken, der mich als einen durch Haß unklaren und unwahren Schilderer ihrer Art hinſtellet. Nicht um dieſer Vertheidiger und Entſchuldiger der großen Nation willen, ſondern für ſolche, die gern auch den hiſtoriſchen Grund, ſo weit er ſich finden läßt, erblicken mögten, will ich hier einmal ſo deutlich als ich kann, meine Meinung ausſprechen, und zugleich aus der Geſchichte anzudeuten ſuchen, wodurch die Franzoſen das geworden ſind, was ſie jetzt ſind. Ich führe dazu eine Stelle an aus einem meiner Bücher *), die ich gleichſam als Text unterlege und worüber ich einige Bemerkungen hinſtreue. Die Stelle lautet, wie folget:

„Diejenigen begehen in der teutſchen Geſchichte einen
„großen Irrthum, welche die älteſte Geſchichte des fränkiſchen
„Reichs von Ludwig dem Erſten bis Karl den Großen
„und ſelbſt die Geſchichte deſſelben zu Karls des Großen und
„Ludwigs des Frommen Zeit auch auf das Land anwenden,
„welches nachher Teutſchland hieß und von ſeinen beſonderen
„Königen regiert ward. Aehnlichkeiten ſind allerdings
„da, und Beziehungen, die aus früherer Gleichheit der Bildung
„und aus Verwandtſchaft des Stammes entſprangen;
„manche Einrichtungen, die aus alten germaniſchen Gebräuchen
„und überhaupt aus dem vormals gleich rohen Zuſtande
„hervorgingen; manche Erſcheinungen beiden gemein, welche
„alle Völker bei einem Uebergange zu einem mehr künſtlichen
„Leben offenbaren; Anderes, was das gemeinſchaftliche Chriſtenthum
„bei den meiſten Völkern gemeinſchaftlich erzeugte.
„Dergleichen täuſchet leicht, das fränkiſche und das teutſche
„Weſen faſt für einerlei zu nehmen, da doch weder das
„Land noch der Himmel noch die äuſſeren Gelegenheiten
„und Verhältniſſe noch endlich — was ſo viel bedeutet —
„die Zeiten zuſammentreffen. So daß man ſich — was
„Viele nicht gethan haben — ſehr hüten muß, das Ungleiche
„für gleich und das Entfernte für gleichzeitig zu halten."

---

*) Anſichten und Ausſichten der teutſchen Geſchichte. 1r Thl. 1814. S. 175 ff.

„Denn als die Franken Gallien eroberten, war es ſchon ſeit lange ein geordnetes und angebautes Land geweſen, freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüſtet und verheert, doch mit der wilden und rohen Natürlichkeit des alten Germaniens jenſeits des Rheins keinesweges vergleichlich. Dies und ſeine mehr ſüdliche Lage gab ihm einen viel milderen Himmel und natürlich manche Triebe und Reitze, die jenſeits nicht ſeyn konnten. Schon dieß mußte zwiſchen denen, die diesſeits und jenſeits wohnten, eine große Verſchiedenheit erzeugen; größer ward die Verſchiedenheit der beiden Völker durch die Gelegenheiten und Verhältniſſe. Die Franken eroberten nicht allein das Land, ſondern auch die Menſchen, die darin wohnten, und dieſe waren gewiß zweimal ſo zahlreich als ſie ſelbſt. Dieſe, ein Gemiſch aus Galliern und Römern — wir können ſie Romanen nennen — wurden unter die Eroberer getheilt als mehr oder minder dienſtbare Knechte, ſo daß von dem Könige der Franken herab bis auf den geringſten der Freien ein jeder ſein Loos Land und Leute bekam. In dem Lande ſelbſt fanden ſie Reſte alter Bildung und Verfeinerung, mehr Reſte alter Sklaverei und Verdorbenheit; ſie fanden — was das Größte war — das Chriſtenthum, und nahmen es an. Alles dies, bloß gehört, nicht einmal einzeln näher erwogen, welche unendliche Verſchiedenheit zwiſchen den Franken und Teutſchen, welche Menge von Reitzen, Strebungen, Verführungen, Kämpfen und Entwickelungen mußte es geben und herbeiführen, die jenſeits des Rheins ganz

„anders oder nie gekommen ſind! Die Franken brachten ihre
„Leibeigenen mit, ſie bekamen eine große Menge galliſcher;
„ſie lernten manche Gelüſte und Genüſſe früher kennen,
„als ihr Gemüth eine geiſtige Stärke gewonnen hatte, ſie zu
„beherrſchen; ſie wurden mit einem fremden Volke gemiſcht,
„das ſie freilich Knechte nannten, aber das ſie an Liſten und
„Geſchicklichkeit eben ſo ſehr übertraf, als es ihnen an Tapferkeit
„und Tugend nachſtand, und mußten in dieſen, mit
„der Tracht der Kanzler und Miniſter oder mit der prieſterlichen
„Tiara geſchmückt, bald wieder ihre Herren erkennen;
„nach ein paar Jahrhunderten banden ſchon Befreiungen
„der Knechte, gegenſeitige Vermählungen, Zuſammenſchmelzung
„der Sitten, Zuſammenfluß der germaniſchen und galliſchen
„Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr zuſammen.
„Hier alſo frühere Verdorbenheit, frühere Streite
„mit Sünden und Verbrechen, mehr Uebermuth und Verruchtheit
„bei der größeren Zahl der Knechte und bei der
„Meinung, der Romane ſey ein viel ſchlechterer Menſch als
„der Franke. Dies erklärt die fränkiſchen Gräuel, welche
„unſre teutſche Geſchichte nicht entehren, auch die weit länger
„währende franzöſiſche Nichtigkeit, wovon ſie glücklich
„gleichfalls nichts weiß."

„Dies hier Geſagte gilt von dem eigentlichen Gallien, welches
„zwiſchen der Garonne, den Bergen von Auvergne, der Rhone
„und Saone, und den Vogeſe'n und den Ardennen liegt
„und deſſen Hauptſtadt Paris geworden iſt. Dieſes Galliſche
„und Romaniſche, mit dem Fränkiſchen vermiſcht, hat

„das wunderliche, leichtfertige und närriſche Völkchen hervorgebracht, das man heute Franzoſen nennt und das ſich ſelbſt wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding, das man weder feſthalten noch erklären kann, das aber allen galliſchen Wind und Leichtfertigkeit und Treuloſigkeit dreifach in ſich enthält. In den Alpen und zwiſchen den Alpen und der Rhone und dem Jura und der Saone wohnten die Burgunder, ein Volk, das gedrängter beiſammen ſitzen geblieben, auch ſiebenzig Jahre früher eingerückt war, als die Franken. Daher war wenig Romaniſches in den Landſchaften geblieben, welche ſie einnahmen, ſondern hatte ſich vor den Schrecken ihrer Waffen weiter gegen Weſten in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder blieben alſo reiner und ungemiſchter, und ſind bis dieſen Tag auſſer der Sprache durch gleicheres Weſen, gutmüthigere Treue und ernſtere Sitten Germanen. Auch an die Küſten und bis zu dem äuſſerſten Süden war weder das Galliſche durchgedrungen noch drang das Fränkiſche weiter durch als mit der Herrſchaft; nicht mit dem Volke. Auch das erſcheint bis auf den heutigen Tag. Das alte Belgien, von jeher germaniſch und von Galliſchem und Romaniſchem wenig angeſteckt, ward nun ſeit den großen Völkerzügen mehr und mehr ganz wieder germaniſch.

„Wir ſchelten alſo diejenigen hart, welche uns die Gräuel und Verruchtheiten und Tyranneien der älteſten franzöſiſchen Geſchichten gleichſam als den Anfang unſerer neuen und chriſtlichen teutſchen Geſchichte mit aufladen wollen.

„Gott hatte uns verliehen, uns glücklicher und gerechter aus uns ſelbſt zu entwickeln: wir ſollten ein reines Volk bleiben. Denn nur an unſeren Oſtgränzen iſt etwas Slaviſches mit uns vermiſcht, nicht aber ſind wir wie die jetzigen Franzoſen und andere unglückliche Völker aus vier fünf verſchiedenen Völkern gemiſcht, noch haben wir, wie ſie, mit zwei Dritteln dienſtbarer Knechte aus einem andern Volke die Geduld der Knechtſchaft für alle Zeiten empfangen. Auch ſelbſt das Ueberrheiniſche, was mit dem Fränkiſchen früher verbunden war, muß man ſich nicht ſo verbunden denken, als wenn jetzt von einer zubehörigen oder zinsbaren Landſchaft die Rede iſt. Die Stärke der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Erſten und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert Jahre wieder aufgerichtet. Aber die drei Erſten von dieſen hatten zu kämpfen, daß ſie die Herrſchaft begründeten und daß die Saracenen im Süden nicht zu gewaltig würden; der Norden und Nordweſten lag vor ihnen meiſtens ruhig. Nur Karl der Große konnte erſt ſeine Waffen dahin wenden, und alle germaniſche Stämme wirklich unter Eine Herrſchaft nöthigen. Was alſo in dem ſechsten, ſiebenten, achten Jahrhundert in Francien ſchwach geſchah, das mußte jenſeits des Rheins viel ſchwächer geſchehen, ja es geſchah wohl faſt gar nicht. Wie ſollte eine Regierung, die zu Hauſe auf das eigene Volk nicht drücken konnte, in der Ferne auf ein ganz anderes Volk haben drücken können? Wenn man nun das frühe entwickelte oder verdorbene Galliſche und Romaniſche, deſſen Einfluß auf die Franken

„und auf ihr Weſen und Regiment allerdings der größeſte
„war, auch noch wegdenkt, ſo blieben die den Franken zins-
„baren Allemannen, Baiern, Franken, Thüringer meiſtens
„in freier und ſelbſtthätiger Verwaltung und Entwickelung
„und die Einwirkungen der neufränkiſchen oder franzöſiſchen
„Art konnten wenigſtens nur ſehr gering ſeyn und allenfalls
„einige Aehnlichkeiten erzeugen. Denn wenn auch die Fran-
„ken zuweilen im Regiment etwas verfügten, und wenn bei
„großen Heereszügen auch die zinsbaren Völker unter ihrem
„Oberbefehl auszogen, ſo war die Wirkung nur augenblick-
„lich und zeitlich. Aber man weiß, daß ſie erſt dann be-
„deutend wird, wann die Regierung und Verwaltung auf das
„Ganze ſchlau berechnet iſt, oder wenn die Anführung durch
„viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber in dieſer
„Zeit nicht und loſe wie der Befehl waren auch die Völker
„verbunden. Selbſt das Chriſtenthum, das die neue Welt
„bilden und richten ſollte, kam einige Jahrhunderte ſpäter
„zu den Allemannen, Baiern und Thüringern, als zu
„den Franken, und bei den Frieſen und Sachſen blieb es
„faſt drei Jahrhunderte länger aus. Welche Verſchieden-
„heit der Zeiten giebt ſchon allein dies! und wie kann man
„das Ungleiche ſo als gleich zuſammenmiſchen wollen?“

Nach dieſen Worten kann ich das Frankreich leicht abmarken, das ich meine, wenn ich von dem ſchlechten Frankreich ſpreche. Ich gehe von St. Omer und Arras den Bogen der Ardennen hinauf bis Chaumont, von Chaumont bis Chatillon-ſur-Seine, von da auf Nevers, von Nevers auf

Poitiers gegen Weſten, von Poitiers auf Tours, von da auf Chartres, von Chartres auf Amiens. Dieſe Ründung in der Mitte von Frankreich iſt das ſchlechte Franzoſenland und das ſchlechte Franzoſenvolk, welches die übrigen beſſeren Landſchaften und Völkerſchaften durch den ungeheuren Einfluß, den die Hauptſtadt Paris in dieſem Reiche auf alles behauptet, mit anſteckt und verdirbt.

Dieſe Mitte des großen Frankreichs um die Seine, Marne und Loire iſt hiſtoriſch dasjenige Land, wo ſich in den letzten römiſchen Zeiten, als die Völkerſtürme von allen Seiten auf das morſche Gebäude des ſinkenden Staates losbrauſeten, die letzten Reſte des Romaniſchen und Galliſchen zuſammendrängten, als die nördlichen Landſchaften Galliens von den Franken, die öſtlichen an dem Jura, der Saone und Rhone von den Burgundern, die ſüdlichen und ſüdweſtlichen von den Weſtgothen, und die nordweſtlichen von den Britten beſetzt wurden. Freilich auch in den andern Landſchaften ſind manche galliſche Romanen als Sklaven der Sieger ſitzen geblieben; aber die meiſten haben ſich ſicher in dieſe Mitte geflüchtet, wo die Römer ſiebenzig und achtzig Jahre nach dem Verluſte der andern Theile noch den Schatten einer galliſchen Herrſchaft behaupteten, bis Ludwig der Erſte, der Franke, gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts auch dieſes Letzte unterjochte.

In dieſe Mitte nun, in den letzten ſchwächlichen Römerſtaat Galliens, deſſen Sitz zu Sigdunum (Soiſſons) war, ergoſſen ſich die Franken als Eroberer, und miſchten ſich mit den galliſchen Romanen und bildeten das eigentliche Frankreich und das eigentliche ächte Franzoſenvolk in dieſem Kern des großen Landes, deſſen Kern ſpäterhin Paris geworden iſt. Die andern großen Landſchaften, welche, einige bald nach Ludwig dem Erſten oder ſchon unter ihm, einige viel ſpäter, nachher mit Frankreich verbunden ſind, gehörten dazu mehr durch die Herrſchaft, als durch das Volk; obgleich ſpäter die Herrſchaft und das herrſchende Volk auf alle einen mächtigen, und wenn nicht gleichmachenden, doch ähnlichmachenden Einfluß behauptet haben. — Das Land der Burgunder wurde im ſechsten Jahrhundert mit dem Reiche der Franken vereinigt, riß ſich im neunten und zehnten Jahrhundert wieder ab von demſelben, bildete eine Zeitlang eigene Reiche, von deren Landen ein großer Theil im elften Jahrhundert an das Reich der Teutſchen kam; doch ſeit dem fünfzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſind die meiſten burgundiſchen Lande wieder unter Frankreich gekommen. — Das Weſtgothenreich in Südfrankreich ward durch den blutigen Sieg, den Ludwig der Erſte im Jahr 507 bei Vouglé über die Weſtgothen gewann, weiter über die Garunna und die Sevennen gegen die Pyrenäen hinaufgedrängt, da es vorher bis in die Mitte des jetzigen Frankreichs bis auf einen Abſtand von fünfzehn und zwanzig Meilen zur Loire ſich hinab erſtreckte. Doch hatten die Gothen beinahe ein Jahrhundert dort geherrſcht, und aus ihnen und aus den alten Ureinwohnern, den Basken oder Aquitanen, hat ſich manches Eigenthümliche und Beſondere in dieſen Gegenden abgeſetzt, das dem Volke in vielen Beziehungen eine ganz andere Art und einen ganz anderen Karakter gegeben hat, als die in der Mitte Frankreichs wohnenden haben. Dieſe Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes zwiſchen den Pyrenäen und der Garunna konnte ſich um ſo eher erhalten und in ihm ſelbſt entwickeln, weil Aquitanien bei der Schwäche der Merowinger und nachher auch bei der Schwäche der Karlinger unter mächtigen Grafen und Herzogen oft faſt einem unabhängigen Staate gleich war, dann auch wieder mehrere Jahrhunderte hindurch wechſelnd unter engliſcher Herrſchaft ſtand. Daſſelbe gilt von der Provence, die anfangs einen Theil des weſtgothiſchen und burgundiſchen Staates, dann Jahrhunderte lang einen eigenen Staat ausmachte, bis ſie im fünfzehnten Jahrhundert mit dem ganzen Frankreich vereinigt ward. — Die brittiſche Halbinſel in Nordweſtfrankreich war ein beſonderer Staat bis gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts mit eigener Sprache und mit beſonderen Sitten und Geſetzen. — Daſſelbe konnte man lange von der Normandie ſagen, obgleich die Normannen wegen der Nähe des Brennpunktes des Frankenreiches, wegen der Hauptſtadt Paris, mehr und früher von dem Franzöſiſchen angefreſſen worden ſind.

Dieſen hiſtoriſchen Spuren folgend finden wir zu allem, was ſich auch noch dieſen Tag in Frankreich zeigt, eine leichte und kurze Erklärung. — Die Burgundiſchen Lande haben im Ganzen ein ziemlich ernſtes, tüchtiges und gutmüthiges Volk, in manchen Sitten und Gebräuchen und häufig auch in Geſichtszügen den Teutſchen ſo ähnlich, daß man ſie für

Teutſche halten mögte, wenn die Sprache uns nicht unangenehm von ihnen zurückſtieße. — Der Provenzale hat im Guten und im Böſen etwas faſt von italiäniſcher Virtuoſität, in ſeiner Bildung die ſtarke Zeichnung der ſüdlichen Volkſtämme; man erkennt in ihm bis dieſen Tag den Ligurer und Iberier: er iſt kein Franzoſe. — Der Baske um die Pyrenäen Sevennen und Garunne iſt in vieler Hinſicht dem Nordſpanier verwandter und näher als dem Franzoſen; er hat auch etwas von ſeiner gutmüthigen Fröhlichkeit und Redlichkeit. — Der Bretagner iſt der alte Britte bis dieſen Tag und hat neben dem Franzöſiſchen ſeine eigene Landesſprache gleich dem Basken und Provenzalen. Er iſt ſtark und ſtattlich von Leibe und Knochenbau, (man könnte ihn vielleicht den franzöſiſchen Dalkarl *) nennen) blond, mit trotzigen blauen Augen, ernſt, tapfer, hartnäckig, abergläubiſch, ſehr regbar, tief brennend und lange feſthaltend. Dieſer Karakter, von dem der Walliſer und Ire ein Gleichbild giebt, hat ſich durch die lange Geſchichte ausgeſprochen; den beſten Kommentar darüber geben uns in den Tagen, worin wir leben, die Chouans und die Vendeer. — Faſt ganz franzöſirt und von dem galliſchromaniſchen fränkiſchen Weſen zerfreſſen und verſchlungen iſt der Normann; doch behalten viele Familien in der Stattlichkeit der Leiber, in der Blondheit der Farbe und Haare, und in den Geſichtszügen bis

---

*) Der ſchwediſche Dalkarl, oder der Bewohner der Landſchaft Dalarne (die Thäler) iſt wahrſcheinlich auch als Volk mit den Britten und Bretagnern ſehr nah verwandt.

dieſen Tag die unverkennbaren Spuren des edlen germaniſchen Stammes. Auch in der Art und Sitte, beſonders in den Wendungen der Worte und in Ausdrücken lebendiger Empfindungen ſoll noch vieles von dem Koloſſalen und Hochnordiſchen wehen; die Franzoſen ſagen: Der Normann macht gern Wind, er lügt und prahlt gern. Wie in dem Mittelalter das normanniſche Weſen und die nordiſche Art ſich wegen der Nähe der franzöſiſchen Hauptſtadt mit dem franzöſiſchen verſchlungen und gemiſcht und wie es auf die Sitten, Gebräuche und beſonders auf die Literatur und Dichtkunſt Nordfrankreichs mannigfaltig gewirkt hat, das iſt von Vielen ſchon bemerkt und durchgeführt worden.

Das in der Mitte war alſo durch ſeine ganze Entſtehung und Zuſammenſetzung von Anfang an das Schlechteſte des franzöſiſchen Volkes und Staates, und in dieſer Mitte wuchs der faule Kern voll Sünde, Eitelkeit und Jämmerlichkeit aus, der nach und nach auch bis zu den äuſſerſten Theilen des Volkes durchgedrungen iſt und das Ganze mehr oder weniger vergiftet hat. Ich habe Paris ohne Namen genannt, das Babel Frankreichs, ſeit drei Jahrhunderten auch das Babel des übrigen Europa's, das ſich ſeit zwanzig Jahren ſogar anmaſſete, die Hauptſtadt Europa's werden zu wollen. In dieſer Mitte Frankreichs und in den umliegenden Landſchaften hat ſich aus dem Galliſchen, Romaniſchen und Fränkiſchen das Ding gebildet, was man den franzöſiſchen Karakter nennt, ein Ding, das aber oft ſo unfaßlich und unbeſtimmbar iſt, daß man dabei kaum vom Karakter ſprechen darf. Das Eitle, das Wankelmüthige, das Treuloſe und das Prahleriſche macht den Hauptbeſtandtheil dieſer Art aus; der Teutſche hat ſchon ſeit Jahrhunderten den Franzoſen den wälſchen Fuchs genannt, und ſo muß er ihn auch jetzt nennen. Dieſe franzöſiſche Art hat der Nordfranzoſe durch die unglaubliche Thätigkeit und Gerührigkeit, die in ſeiner Natur liegt, und durch die ungeheure Hauptſtadt, welche alle Geiſter und Köpfe auch aus den fernſten Landſchaften in ihren Brennpunkt zuſammenzog, leider durch ſein ganzes Reich verbreitet. Wir ſagen noch einmal, daß der Burgunder, der Provenzale, der Baske, der Bretagner viele ſehr gute und löbliche Eigenſchaften in ſich trägt, daß das Hauptverderben in dem Dreiecke ſitzt, deſſen Baſis die Linie von Amiens bis Chaumont und deſſen Spitze Orleans iſt; aber auch dieſe ſind von den Sünden und Gebrechen jener nördlichen Landſchaften und beſonders von den Sünden, Eitelkeiten und Vorurtheilen jenes eben genannten franzöſiſchen Babels zu ſehr angeſteckt und durchdrungen, als daß das Gute, was in ihren natürlichen Anlagen liegt, dadurch nicht häufig erſtickt werden ſollte. Wenigſtens haben alle eben von dieſem nördlichen Mittelpunkte Frankreichs und der ganzen franzöſiſchen Bildung jene ſündliche Eitelkeit geerbt, daß ſie ſich für das einzig geſittete und gebildete Volk, ja für das zum Herrſchen beſtimmte Volk unſers Welttheils halten. Unſre teutſche Art und Weiſe vollends iſt ihnen ein ewiger Spott und ſie halten uns für ein dummes, langweiliges und geſchmackloſes Volk, das eben gebohren ſey, von ihnen betrogen und beherrſcht zu werden. Da dem nun wirklich ſo iſt, ſo haben wir, wenn wir uns als Volk ihnen gegenüber ſtellen, und wenn wir die alten und neuen Sünden bedenken, die ſie nun ſo viele Jahrhunderte gegen uns verſchuldet haben, und den böſen Willen, den ſie faſt alle ohne Ausnahme gegen uns tragen, noch dazu rechnen, alle mögliche Urſache, ſie recht von ganzem Herzen zu haſſen und uns, damit wir ihnen nicht endlich ähnlich werden, von ihrer Sitte, Art und Sprache auf das fernſte zu halten.

Die ſchlechten Franzoſen nun, welche jene Lande um die Seine und Marne und Loire bewohnen, jene Franzoſen, die ich beſonders meine, wenn ich die Schlechtigkeit des ſündlichen Volkes beſchreiben will, haben auch viele der gemeinſten Bildungen und Geſichter unter ſich, die man in irgend einem Lande findet. Nie in meinem Leben habe ich ſo viele Beine voll fauniſcher und ſatyriſcher Gemeinheit und ſo viele aufgeſchlagene Affengeſichter voll tückiſchen Lächelns geſehen, als in den nördlichen Landſchaften Frankreichs, der ehemaligen Champagne, Isle-de-France, dem Orleanais u. ſ. w. Dieſe phyſiognomiſche Bemerkung wird jeder Beobachter leicht machen können; beſonders iſt das grade Zaunpfahl- oder Ziegenbein, welches nach der Beobachtung ſo vieler Phyſignomen häufig ein Zeichen ungeheurer und fauniſcher Lüſternheit und Schlüpfrigkeit iſt, etwas ſehr Karakteriſtiſches bei vielen Franzoſen.

XV.

Jedem das Seine, und noch ein Wink über die möglichen diplomatiſchen Anſichten der Wiederherſtellung unſerer alten Gränzen gegen Frankreich.

Schon in meinem erſten Hefte habe ich darüber geklagt, daß die Verbündeten in ihren Berichten die Verdienſte der preuſſiſchen Feldherren um die geſchwinde Niederſchlagung der blutigen Tigerbrut nicht anerkannt haben, ja daß der brittiſche Feldherr, auf eine ſeines großen Namens nicht würdige Weiſe die eigenen Fehler verſchwiegen oder verhüllt und die Großthaten und Aufopferungen der Preuſſen nur ſo obenhin genannt habe. Man will wiſſen — was wir lieber zu ſeiner Ehre nicht wüßten und nicht glaubten — daß die Preuſſen überhaupt mit dem engliſchen Oberbefehl und ſeinem Betragen und ſeiner Politik wenig Urſache haben zufrieden zu ſeyn. Es ſcheint ja leider noch immer unſer Loos, das Loos der Teutſchen zu ſeyn, daß wir für andere unſer Gut und Blut aufopfern und obenein noch ſtolz und ſchnöde von ihnen über die Achſel angeſchaut und verachtet werden. Was wir 1813 und 1814 von Frankreich mit erobert hatten, davon haben die Fremden und die Halbfremden ihren Theil genommen und ſich gehörig verſorgt, wir nur haben umſonſt die Arbeit thun müſſen. Holland haben wir befreit und erobert, die

Holländer ſelbſt haben nichts gethan: doch ſind ſie an Land und Macht vergrößert; die den Franzoſen ſeit lange verkaufte Schweiz that nichts und erhielt ein neues Gebiet; der König von Sardinien konnte nichts thun und ward mit dem Genueſiſchen verſtärkt; England behielt, was ihm gefiel; Rußland bekam den größten Theil des Herzogthums Warſchau; Teutſchland, das kein fremdes Gebiet begehrte, erhielt das eigene von Frankreich ſeit ſo lange abgeriſſene nicht und blieb entwaffnet und offen vor den unruhigen und treuloſen Nachbarn liegen. Sollte dies wieder unſer Loos ſeyn? Einige beginnen es zu fürchten, und weiſſagen erſchreckliches und unabwendbares Unheil, das in dieſem Falle bald wie ein blutiger Strom über Europa hinbrauſen würde.

Wir wollen uns indeſſen jenes erhabenen Stolzes erinnern und die Seelen unſerer Söhne und Enkel, welcher neue Arbeiten für das Vaterland warten, damit ſtählen, daß teutſche Fäuſte und Herzen diesmal wieder das Unthier gebändigt haben. Mögen uns andere wieder der Früchte berauben, den Ruhm können ſie uns nicht nehmen, und dieſer Ruhm wird auch einmal die irdiſchen Früchte für uns tragen. In den Niederlanden fochten vier Fünftel Teutſche und etwa ein Fünftel Engländer und Belgier. Die Engländer und Belgier haben ungeheuren Schall und Klang über die Welt gemacht von ihrer unüberwindlichen Tapferkeit und ihren auſſerordentlichen Verluſten; aber wenn man das hanoverſche, braunſchweigiſche und naſſauiſche Blut, das gefloſſen iſt, von ihrer Zahl von 13,000 Todten und Verwundeten abrechnet, ſo bleibt ihnen ungefähr die Hälfte, d. h. 6500 Mann. Wie ganz anders haben die Preuſſen ihr Leben drein geſetzt! Dies erhellt aus folgendem amtlichen Berichte, den ich dem herrlichen Volke und Heere zu Ehren wörtlich herſetze:

„Folgendes iſt die authentiſche Hauptliſte des Verluſtes „der erſten und dritten preuſſiſchen Schaar des Heers vom „Niederrhein vom 15. Junii bis 3. Julii, ſo wie der zweiten und vierten Schaar vom 15. bis 23. Junii dieſes Jahrs."

Erſte Schaar: getödtet 38 Offiziere, 2418 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 200 Offiziere, 5322 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 27 Offiziere, 6422 Unteroffiziere und Gemeine: zuſammen 265 Offiziere und 14,162 Unteroffiziere und Gemeine.

Zweite Schaar: getödtet 29 Offiziere, 1280 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 151 Offiziere, 3915 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen und vermißt 7 Offiziere, 2234 Unteroffiziere und Gemeine: zuſammen 187 Offiziere, 7429 Unteroffiziere und Gemeine.

Dritte Schaar: getödtet 16 Offiziere, 834 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 107 Offiziere, 2636 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 2 Offiziere, 1129 Unteroffiziere und Gemeine: zuſammen 125 Offiziere, 4499 Unteroffiziere und Gemeine.

Vierte Schaar: getödtet 23 Offiziere, 1132 Unteroffiziere und Gemeine; verwundet 148 Offiziere, 3871 Unteroffiziere und Gemeine; gefangen oder vermißt 5 Offiziere, 1174 Unteroffiziere und Gemeine: zuſammen 176 Offiziere, 6177 Unteroffiziere und Gemeine.

„Alles zuſammen: 5770 Todte, 16,350 Verwundete, 11,000 Gefangene oder Vermißte; alſo der ganze Verluſt 33,120 Mann.“

Wenn man nun richtig rechnet, ſo ergiebt ſich ganz klar, daß ſechs Teutſche für einen Engländer oder Belgier und fünf Preuſſen für einen Engländer oder Belgier drauf gegangen ſind. Die preuſſiſchen Herrführer im Bewußtſeyn, welche Männer ſie ſind und welche Krieger ſie befehligen, und wie wenig ſie der Worte bedürfen, da die Thaten für ſie ſprechen, haben keine ſolche Vergleichungen angeſtellt, ſondern ſich in ſtiller Beſcheidenheit begnügt, durch die einfache Angabe ihrer Verluſte alles verkleinernde Geſchwätz und bösliche Verſchweigen ihrer Neider zu widerlegen. Wie unrecht es von Wellington war, daß er in ſeinen Berichten auch nicht ein Wort hat fallen laſſen davon, daß er die Haupturſache der preuſſiſchen Verluſte den 15. und 16. Junii geweſen, haben wir im erſten Hefte angedeutet. Das aber darf der teutſchen und preuſſiſchen Ehre wegen nicht verſchwiegen werden, daß Europa es allein den Preuſſen und der Kühnheit und Thätigkeit ihrer herrlichen Anführer verdankt, daß Napoleon Bonaparte jetzt auf dem atlantiſchen Meere ſchwimme und daß die Reſte ſeiner Heere jetzt jenſeits der Loire auf die barbariſchen Sieger vom Norden ſchimpfen. Die Preuſſen waren die treibende Seele zu dem Zuge nach Paris; ſie haben auch allein ihr Blut dazu hergegeben; der mitziehende Dritte hat ihnen allein die Arbeit und Gefahr überlaſſen, und noch nach den blutigen Tagen vom 16. und 18. Junii haben ſie 10,000 Tapfere in Rechnung zu bringen, die in den verſchiedenen Gefechten, welche vor und um Paris vorfielen, getödtet, verwundet oder gefangen ſind. Die Preuſſen haben der Hyder das Haupt abgehauen, ſie haben Napoleon abgeſetzt, ſein Heer zerſtreut, und durch ihre Geſchwindigkeit alle andere ſich nachgeriſſen. Hätte man die vierzehn Tage nach der Schlacht bei Belle Alliance ſich nicht ſo erſtaunlich raſch und kühn gezeigt und ſich nicht mächtiger gebehrdet, als man war, Frankreich und Europa und der ganze politiſche Zuſtand der Dinge wären anders, als es heut am Tage liegt. Hätte das gräuliche Ungeheuer, von welchem Napoleon nur der eine Kopf war, Zeit bekommen, ſich zu beſinnen und alle ſeine Köpfe wieder zu ſammeln, wir ſtänden zu der aufrühriſchen Franzoſenrotte ganz anders, als wir jetzt ſtehen.

Indem wir uns auf dieſe Weiſe beſtreben, durch einfache Darſtellung der Thaten und Begebenheiten jedem das Seine zu geben, werden wir ganz unwillkührlich an das erinnert, was, weil es ganz das Unſrige iſt, ſich immer allen anderen Gedanken, über welchen Gegenſtand immer ſie aufſteigen mögen, zugeſellet: ich meine, wir werden an die Frage erinnert, ob es denn jetzt noch wohl zweifelhaft ſeyn könnte, daß Elſaß, Lothringen und die drei Biſthümer, unſer altes Volkstheil und unſere rechte Gränze, welche die Franzoſen vom

Reiche geriſſen haben, wieder werden zu Teutſchland gefügt werden.

Für uns haben wir dieſe Frage längſt beantwortet, und alle ehrliche Teutſche ſind mit uns Einer Meinung oder vielmehr: wir haben nicht unſere, ſondern des Volkes Meinung ausgeſprochen, in welchem Gott wohnt, ſo wie der Pöbel die Behauſung des Teufels iſt. Wir haben dieſe Antwort für uns ausgeſprochen als eine Entſcheidung der Liebe und auch als eine Entſcheidung des Eigennutzes oder des Vortheils: d. h. wir haben aus dem teutſchen Geſichtspunkte geſprochen. Aber Andere könnten die Sache anders empfinden, und deswegen, damit wir für uns auf den rechten Standpunkt geſetzt werden, horchen wir ein wenig umher und fragen die anderen Völker, wie es ihnen etwa däucht. Dies wird uns vielleicht auf einen Weg bringen, deſſen Spuren wir jetzt noch nicht deutlich ſehen. Wir werden aber endlich alle die verſchiedenen aus einander laufenden Fäden zu Einem Knaul zuſammenrollen können, woraus das wird, was unſer aller Schickſal allmächtig beſtimmt, der Wille der Zeit, oder die Macht, die über die verfloſſenen fünfundzwanzig Jahre geherrſcht hat und über das nächſte Vierteljahrhundert wahrſcheinlich herrſchen wird.

Wir ſehen alſo die verſchiedenen Anſichten und Vortheile, welche die einzelnen Mächte hinſichtlich dieſer großen Frage haben oder zu haben ſich einbilden könnten. Wir ſtellen dabei ſelbſt diejenigen Mächte, die unmittelbar in Teutſchland ſtehen und mit demſelben herrſchen oder fallen müſſen, gleichſam aus demſelben heraus und betrachten ſie auch wie haſſe Fremde. Ich deute hier auf Oeſtreich und Preuſſen hin.

England, ſagt und denkt man, hat keinen eigeneren Vortheil und keinen näheren Zweck, als daß jene Wuth gedämpft werde, mit welcher es nun dreiundzwanzig Jahre hat kämpfen müſſen. Weil die Franzoſen alle nur Einen Willen und Ein Streben haben, ſich wegen ihrer Niederlagen zu rächen und ihre Eitelkeit wieder mit Siegen und ihre Habſucht mit Ländern und Schätzen zu kitzeln, ſo iſt das einzige Mittel, dieſe Wuth zu hemmen, daß man ſie ohnmächtig mache, daß man ſie an Händen und Füßen ſo binde, daß ſie ſich nicht bewegen können, wie ſie mögten. England kann alſo für ſich nichts Beſſeres und Eiligeres thun, als das beſiegte und gedemüthigte Frankreich in den Zuſtand zurückverſetzen, wie es vor einigen Jahrhunderten war. Dieſemnach wird England dahin wirken, daß das Königreich der Niederlande mit der alten abgeriſſenen Feſtungskette, daß Teutſchland mit Elſaß, Lothringen und den drei Bisthümern, daß Spanien und Sardinien mit den feſten Pyrenäen- und Alpenpäſſen geſtärkt werden. Dann mögen die Engländer ſicher durch alle Meere und über alle Länder fahren und der Vortheile ihres Handels und ihres Fleiſſes in ganzer Fülle genieſſen. Beſonders wird England dahin trachten, Teutſchland und die Niederlande zu ſtärken, weil es von Teutſchen und Niederländern gegen Frankreich wirkſamere und geſchwindere Hülfe erwarten kann, als von Spanien und Italien.

So ſagt und denkt man, vorzüglich denkt ein Teutſcher ſo, der den Fremden ſo gern ſeine Gefühle unterlegt; aber was dem treuen und rechtlichen Sinne das Gerechte und Weiſe däucht, geſchieht in dieſer Welt nicht immer, und in der Politik und Diplomatik haben viele ſich ihre beſonderen Wege erdacht, worauf ihnen das krumm und langſam gehen oft eben ſo luſtig ſcheint, als das grade und geſchwind gehen. Alſo müſſen wir es auch aus einem anderen Geſichtspunkte betrachten.

Erſtlich müſſen wir bemerken, daß die Engländer, ſo vortrefflich auch ſie ihr eignes Land kennen und zu verwalten verſtehen, gegen das Fremde und gegen fremde Verhältniſſe und Vortheile häufig blind und in der Leitung und Behandlung derſelben ungelenkig und unbehülflich ſind. Es wäre nicht jetzt das erſte Mal, wo ſie nicht allein die fremden, ſondern auch die eigenen Vortheile verſäumen würden. Sie haben manchen ſchlechten Frieden geſchloſſen, als ſie gegen Frankreich im größten Vortheil ſtanden. Man erinnere ſich nur des berüchtigten Friedens von Utrecht vom Jahr 1712, ja des Friedens von Paris von 1763, und endlich des ganz jungen zu Amiens vom Jahr 1802. Warum könnten ſie nicht wieder eine zweite Auflage des Utrechter Friedens geben, zumal wenn man bedenkt, daß kein Volk mehr Gabe hat zu überliſten und mehr Glück ſich durchzuhelfen und ſelbſt Unglück in Glück zu verwandeln, als die Franzoſen?

Zweitens ſind einige, die den Geſang nachſingen, welchen Napoleon und ſeine Anhänger zu ihrer Zeit ſo oft vorgeſungen haben; es ſind einige, welche ſagen und anklagen, England wolle keinen Frieden auf dem feſten Lande, England haſſe allen gründlichen Frieden, und müſſe ihn haſſen, England werde alſo ſeiner eignen Vortheile wegen nicht ſo thörigt ſeyn, die Keime künftiger naher Kriege auszurotten; jemehr Verwirrung, Unglück und Hülfloſigkeit bei den andern Völkern ſey, deſto mehr blühe ſein Glück, deſto ungehinderter könne es ſeinen Seedeſpotismus gegen alle üben. Bei der jetzigen Lage der Dinge könne England hoffen, daß die Franzoſen nicht mehr wie vor zehen Jahren alle Staaten umrennen werden, daß, auch wenn ſie wieder losbrechen ſollten, ein gleicherer Kampf eintreten werde. Zur See habe es auf keinem Fall von Frankreich etwas zu befürchten; auf dem feſten Lande ſey es gut, daß Frankreich mächtig bleibe, damit die übrigen Regierungen und Völker dadurch immer gezwungen werden, ſich an England zu lehnen, als an den einzigen, der da helfen könne. Man glaube ja nicht, daß England Teutſchland und Teutſchlands einzelne größere Staaten ſelbſtmächtig und unabhängig noch in der Lage zu ſehen wünſche, daß ſie allein den Franzoſen gewachſen ſeyen. Nein grade das Gegentheil. England kenne ſo gut als Frankreich den alten verrufenen Weidſpruch: Theile und herrſche. Jeder Krieg zwiſchen Frankreich und Teutſchland müſſe es ſeinem Plane, den es kaum mehr verhülle, näher bringen, die teutſchen Staaten mehr und mehr in Abhängigkeit von ſich zu ſetzen und den teutſchen Handel und Kunſtfleiß ganz zu vernichten. Das ſey ſein Vortheil, Teutſchland wie Italien in fünf oder zehen einzelne Staaten zu zerlegen, die von einander gar nichts mehr wiſſen und durch kein gemeinſames Band mehr gebunden werden, und in Zeit der Noth, wann die Franzoſen einen von ihnen zu verſchlingen drohen, zu ihm um Hülfe ſchreien und jede Bedingung, die es ihm zu machen beliebt, eingehen müßen. England ſey wahrlich für ſeine Vortheile nicht blind, es habe ſich in dem letzten pariſer Frieden wahrlich gut genug verſorgt, und werde ſich auch jetzt nicht vergeſſen; der Teutſche ſey aber ein gutmüthiger Thor, der von ihm eine zärtliche Vormundſchaft hoffe. Völker ſeyen, als ſolche betrachtet, nun einmal eigennützige und räuberiſche Thiere, jeder dürfe nur von ſeiner Macht oder Feſtigkeit etwas hoffen, nichts von fremder Liebe oder Güte.

Wir wollen nicht hoffen, daß dieſe Nachſänger des weiland großen und unüberwindlichen Napoleon Recht behalten und daß wir endlich mit den neuen Römern, wie ſie ſich eine Zeitlang wohlgefällig nannten, über die neuen Karthager werden ſchreien müſſen, die wir unſerer Neigung nach ſo herzlich gern loben mögten.

Als Hauptentſcheider über unſer Glück und Unglück und über das nächſte Schickſal der Welt ſteht neben England Rußland da. Wir können beſtimmt vorausſetzen, daß die Franzoſen das Mögliche thun werden, in Hinſicht ihrer und unſerer Vortheile den fremden Völkern die Geſichtspunkte zu verrücken. Das iſt ihre große Meiſterſchaft, daß ſie ohne Ausnahme die Erſten ſeyn und heiſſen werden, ſolange der Begriff der Diplomatik mit dem Begriffe einer Kunſt des Betruges zuſammenfällt. Dieſe werden dem ruſſiſchen Kabinette zuflüſtern, was ſie ihm ſchon unter Napoleon zugeflüſtert haben: „Das Herz und die Hand her und eingeſchlagen! Wann wir beide Freunde ſeyn und über unſere gemeinſamen Vortheile uns verſtändigen wollen, ſo muß, was in der Mitte liegt, uns dienen und nach unſerer Pfeife tanzen. Unſere Berührung iſt ſo fern und unſre Gemeinſchaft ſo nah, daß zwiſchen uns gar keine Eiferſucht noch Feindſchaft ſeyn kann. So wie aber Rußland uns ſchwächen oder gar uns ſinken läßt, wälzt es ſich eine Laſt auf den Hals, die es nicht leicht wieder abſchütteln wird, weil ſie ihm nah iſt und aus dieſer Nähe ganz anders auf Rußland wird drücken können, als Frankreich könnte, ſelbſt wenn es noch einmal von einem dem napoleoniſchen ähnlichen Wahnſinn befallen würde. Man ſpricht und klingt freilich viel von allgemeinen Pflichten und Rechten der Völker und von einem höheren und chriſtlichen Geſetze der Menſchlichkeit, welches alle umfaſſen und verbinden ſoll; aber das ſind ſchöne Klänge, womit Dummköpfe einander bethören, und welche von geſcheuten Leuten wohl zuweilen auch gebraucht werden, um in dem Spinnengewebe ihrer Politik gelegentlich einige fette Fliegen zu fangen, in der Wirklichkeit aber hat ihre Herrlichkeit nie Stich gehalten. Die Völker einander gegenüber müſſen als in einem ewigen Kriege gedacht werden und der Eigennutz iſt, wenn man ſich nichts vorlügen will, die blanke Regel, wornach alle leben und handeln. Mögen alſo die Teut-

„ſchen, die jetzt ſo viel von Teutſchheit und von altgermaniſcher Freiheit und Vortreflichkeit klingen und ſingen, ſelbſt zuſehen, wie ſie unter einander und wie ſie mit den Nachbarn zurecht kommen, Rußland und Frankreich müſſen die Pflicht ihrer eignen Sicherheit und Macht als die nächſte fühlen; Rußlands und Frankreichs Vortheil iſt es, dieſes hochſtrebende Volk nicht mächtig werden zu laſſen, ſondern es in die Lage zu ſetzen und in der Lage zu erhalten, daß es ſich nie eigenmächtig bewegen kann, ſondern von Fremden immer den Anſtoß ſeiner Bewegung bekommen muß. Je ſchwächer die Staaten Teutſchlands ſind, je uneiniger und neidiſcher unter ihnen ſelbſt, deſto ſicherer und gefahrloſer iſt das Spiel, welches die ruſſiſche und franzöſiſche Politik mit ihnen ſpielen kann. Es iſt ganz Rußlands Vortheil, daß Frankreich wenigſtens in dem Zuſtande erhalten werde, worin es im Jahr 1792 war; Landſchaften von demſelben trennen laſſen, welche einſt vielleicht anderen gehörten, hieße den Druck ſeiner eigenen Macht ſchwächen. Jemehr Preuſſen und Oeſtreich im Weſten zu fürchten haben, deſto nachgiebiger und geduldiger müſſen ſie im Oſten ſeyn. Kurz mit Einem Worte alles geſagt: Rußland hat keinen natürlicheren Bundesgenoſſen als Frankreich. — Und dieſer erhabene Herrſcher, dieſer liebenswürdigſte und menſchlichſte Fürſt, dieſer glorreiche Kaiſer Alexander, welcher den doppelten Karakter des Menſchen und des Helden ſo ſchön vereinigt — dieſer gnädige Krieger, welcher ſo viele Gräuel und Unbille, die ihm und

„ſeinem Volke von uns gethan waren, zu rächen hatte;
„welcher aber alles verzieh und den Franzoſen bei ſeiner
„Abreiſe den einzigen Troſt und die einzige Lehre zurück-
„ließ: Seyd glücklich, ſeyd einträchtig, und
„gehorchet eurem Könige — dieſer große Herrſcher
„wird ſeinen wahren Vortheil und den Vortheil ſeines Ruhms
„nicht verkennen, er wird gegen Frankreich nicht unedel handeln,
„er wird das erſte und gebildetſte Volk der Welt, das durch
„einige Elende zu augenblicklichen Verirrungen hingeriſſen
„werden konnte, nicht ſo grauſam büßen laſſen, daß ſein
„Name hinfort nicht mehr als ein Name des Segens von
„franzöſiſchen Lippen ausgeſprochen werde.“

Auf dieſe oder auf ähnliche Art könnte man und wird man vielleicht die Verhältniſſe Rußlands und ſeines erhabenen Kaiſers zu Frankreich und zu den Franzoſen hinſtellen und nicht ohne allen Schein einige Vorſpiegelungen machen. Aus der Idee der Ungerechtigkeit und Gewalt mögten die eben gegebenen Anſichten auch nicht ganz verwerflich ſeyn; aus der Idee der bleibenden Vortheile Rußlands und der bleibenden Ehre ſind ſie die verwerflichſten. Wollte Rußland die Rolle ſpielen, welche Napoleon geſpielt hat und welche gewiß die meiſten franzöſiſchen Diplomatiker als eine herrliche Rolle anſehen, nemlich die Rolle, alle Völker zu verwirren und zu entzweien und die allgemeine Verwirrung und Entzweiung zu ſeiner Vergrößerung zu benutzen, ſo könnte es nichts Beſſeres thun, als in jenem Obigen gerathen wird. Aber dieſe Rolle iſt eben ſo ehrlos als gefährlich. Napoleon hat das genug gezeigt, und jeder wird es zeigen, der in ſeinem Stile mit der Freiheit und Ehre der Völker freveln wird. Jetzt iſt eine ſolche Vergeltung, daß niemand die Strafe ſeiner politiſchen Sünden auf die Söhne und Enkel hinausſchreiben mag; die geſchwindeſte Nemeſis holt die meiſten ſchon alsbald nach der That ein. Wir wollen die Sache einmal von der Seite der Pflicht, des Rechts, des Vortheils und der Ehre anſehen, und werden ſie teutſch löſen können.

Wird die Pflicht genannt, ſo hat Rußland ſeit Jahrhunderten Teutſchland und den Teutſchen weit mehr zu danken, als Frankreich und den Franzoſen. Es würde eine lächerliche Ruhmredigkeit ſeyn, wenn ein Teutſcher für eine weltbekannte Sache alle Gründe und Beweiſe einzeln aufrechnen wollte. Halten wir das letzte und die letzte große Abrechnung der Völker gegen einander, ſo hat Rußland von Frankreich unendliche Entſchädigungen zu fordern, von Teutſchland gar keine. Ohne die Teutſchen und ohne ihren helfenden Aufſtand gegen die franzöſiſche Tyrannei, der freilich durchaus etwas Gegenſeitiges und Gemeinſames war, ſäße Napoleon wahrſcheinlich noch heute auf dem franzöſiſchen Thron, ja er ſtände vielleicht jetzt mit ſeinen Marſchällen und Gott weiß mit welchen Bundesvölkern noch jetzt wieder an der Weichſel und am Dneper und ſchütterte an dem uralten Throne der Enkel Ruriks. Die Teutſchen haben alſo ein beſſeres Recht, zu ihrer Ganzheit wiederhergeſtellt zu werden, als die Franzoſen haben, in ihrer ſogenannten Ganzheit zu bleiben, von welcher Ganzheit ein großer Theil geraubtes teutſches Gut iſt. Wenn Rußland gegen die Franzoſen gnädig iſt, ſo kann Teutſchland wenigſtens verlangen, daß es von ihm Gerechtigkeit erhalte. Rußland hat Wiederherſtellung verſprochen: wir fordern nur das Unſrige, und nichts mehr. Und hätte jeder von beiden, Frankreich und Teutſchland, gleich gerechte Forderung, ſo müßte Rußland uns doch eher helfen als jenem, weil wir mehr für daſſelbe gethan haben.

Ich laſſe es dahin geſtellt, ob es Rußlands Vortheilen gemäß wäre, wenn Frankreichs Monarchie aufgelöſt und zerſtückelt würde. Daran denken wir aber gar nicht, noch ſprechen wir hier davon, ſondern wir meinen nur, Frankreichs Uebermacht müſſe etwas geſchwächt und ſeine Nachbarn müſſen in die Lage geſetzt werden, daß ſie nicht ganz ſeinem Uebermuthe und ſeiner Willkühr preisgegeben ſeyen. Damit dies bewirkt werde, wollen wir nur, daß Frankreich herausgeben ſoll, was es dieſen Nachbarn ſeit Jahrhunderten abgezwackt hat. Nach den letzten Zählungen hatte Frankreich in den Landen, die der pariſer Friede vom Jahr 1814 ihm wieder zugeſichert hat, eine Volksmenge von beinahe dreiſſig Millionen Seelen. Wenn nun die Niederlande und Teutſchland und Savoyen und Spanien das Ihrige wiedernähmen, ſo würde das vielleicht eine Summe von vier bis fünf Millionen Seelen machen. Frankreich behielte alſo immer noch fünfundzwanzig Millionen Seelen. Ich mögte ſehen, wie es nicht auch dann noch einer der mächtigſten Staaten Europas zu nennen wäre, mit welchem ſich Teutſchland bei ſeiner Vielherrſchaft auf keine Weiſe vergleichen darf, da Preuſſen nur eilf bis zwölf Millionen Seelen zählt mit der zerſtreuteſten Lage und da Oeſtreichs Völker, die vielleicht ſechsundzwanzig Millionen Seelen ausmachen, an Sprachen, Sitten, Neigungen und Vortheilen die verſchiedenſten ſind. Frankreich würde alſo nie darüber Klage führen können, daß es in Vergleich mit ſeinen Nachbarn zu ſchwach würde, es würde ſich nicht beſchweren können, daß man es in eine ſchändliche und traurige Abhängigkeit geſetzt habe, höchſtens würde es darüber klagen können, daß man ihm die zu große Leichtigkeit genommen habe, wann es ihm beliebe, mit übermüthigem Hohn über ſeine Nachbarn herzufallen und ſie zu plündern und zu unterdrücken. Die Gründe, die angeführt werden, zu zeigen, wie Frankreichs Uebermacht Rußlands Vortheilen dienen könne, ſind wahrlich lächerlich. Die Politik der teutſchen Staaten und überhaupt der teutſche Karakter ſind keine erobernde; ſie wollen nur beſitzen und erhalten. Die beiden mächtigſten Staaten Teutſchlands, Preuſſen und Oeſterreich, wie weit ſind ſie von dem Willen und von der Fähigkeit, Rußland zu ſchaden! und geſetzt ein ſolcher Fall könnte einmal eintreten, wäre denn das runde und in ſich abgeſchloſſene Frankreich mit ſeinen Hülfsmitteln und mit fünfundzwanzig Millionen Einwohnern nicht noch mächtig und fürchterlich genug, dieſe beiden ſchwächeren im Weſten zu beſchäftigen, wann ſie dem Oſten läſtig werden wollten? Und überhaupt was hat eine Macht wie Rußland, wann ſie gerecht ſeyn will, von der ganzen Welt zu fürchten? wird ſie nicht immer Bundesgenoſſen finden, wann ſie deren will? So iſt aber der wunderbare Zuſammenhang des politiſchen Lebens des kleinen Welttheils Europa, daß es auch an den entlegenſten Enden deſſelben gefühlt werden muß, wann man irgend einer Macht zu viel erlaubt. Wann den Franzoſen alles ungeſtraft hingeht, könnten wir noch einmal einen zweiten Bonaparte ſehen, und wer ſichert Moskau mehr davor als Liſſabon und Madrid, daß es ihn nicht fühlen würde? *Das bleibt der ſicherſte Vortheil und die feſteſte Bürgſchaft eines jeden Staates und Volkes, die Gerechten zu belohnen und die Böſen zu beſtrafen, und nie darf man eher gnädig ſeyn, als man gerecht geweſen iſt.*

Und auch dich mögten ſie gegen uns gewinnen, milder und liebenswürdiger Alexander, dem wir Teutſche ſo unendlich viel verdanken und dem wir gern noch mehr verdanken mögten. Wir haben es nicht vergeſſen, und wir wollen es nicht vergeſſen, ja wir wollen es laut vor der ganzen Welt erklären, daß du uns als Heiland und Befreier gekommen biſt. Du hielteſt aus, als viele verzagten und *Frieden* und *Unterwerfung* ſchrieen, und wir ſahen die ſchändlichſte Flucht durch Schnee und Eis, wir hörten von der Bereſina und von Wilna und von dem zu ſchrecklichen Untergange von Hunderttauſenden, mit welchen der Tyrann der Franzoſen die Welt zu bezwingen gemeint hatte; du hielteſt aus im Waffenſtillſtande des Sommers 1813; du hielteſt aus nach dem Glücke von Leipzig, als Manche unbegreiflich noch mit dem Wütherich unterhandeln, ja ihm vielleicht den Rhein gar als Gränze laſſen wollten; dir danken wir es und wollen es mit goldenen Tafeln auf alle Millionen Blätter der Geſchichte ſchreiben, daß zu Frankfurt und zu Chatillon nicht elende Frieden unterzeichnet ſind; dir danken wir es, daß die Pariſer nicht mehr prahlen konnten, in ihre übermüthige Hauptſtadt ſey ſeit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, ſeit Heinrich dem Fünften von England, kein fremder Herrſcher als Krieger eingezogen. Du haſt den Korſen abgeſetzt gewollt, du haſt in Paris einziehen gewollt — und beides iſt geſchehen, und die Schmach der Völker iſt gerächt und der Uebermuth der Franzoſen gedemüthigt worden.

Was nachher geſchehen iſt, iſt zweifelhaft geweſen, weil die Dinge wegen verworrener und widriger Verhältniſſe den Ausgang nicht gewannen, den die Redlichen gehofft hatten; ſo iſt auch dem Kaiſer Alexander einiges Unglückliche aufgebürdet worden. Doch der Himmel hat alles, wie es nun am Tage iſt, zu dem Beſten gewendet, und was noch nicht gründlich gebeſſert und berichtigt war in Paris und Wien, das kann jetzt gebeſſert und berichtigt werden. Wenn der Kaiſer von Rußland ſeinen wahren Ruhm fühlt, ſo wird er ſich von den gleiſſenden Scheinen und blanken Lügen der Untreuen nicht verlocken laſſen, einem treuen Volke das nicht zu leiſten, was ihm öffentlich verſprochen iſt. Die Teutſchen ſind aufgefordert worden unter den heiligſten Verſicherungen, gegen die franzöſiſche Tyrannei aufzuſtehen und das Joch der Knechtſchaft zu zerbrechen; ihnen iſt Unabhängigkeit, Glück und Sicherheit verſprochen. Sie ſind aufgeſtanden, ſie haben 1813, 1814, und jetzt 1815 ihr edelſtes Blut vergoſſen; ſie können jetzt das Verſprochene fordern, ſie können Unabhängigkeit, Glück und Sicherheit fordern. Dieſe verſichern ihnen keine diplomatiſchen Papiere, welche die treuloſe Lüge, wann es ihr gefällt, mit den Winden fliegen läßt, keine Schwüre, die nicht länger gehalten werden, als das Schwerdt über dem Nacken des böſen und unruhigen Volkes gezückt iſt; dieſe verſichert allein die gebührliche Einſchränkung der Macht Frankreichs und die Wiederherſtellung der alten teutſchen und niederländiſchen Gränzen. Bleibt Frankreich in der drohenden Stellung gegen Teutſchland und Niederland, worin es ſeit Ludwig dem Vierzehnten geſtanden hat, ſo hat Gott uns alle unſere Siege umſonſt gegeben, und wir können um zwei Jahre von vorn wieder anfangen, und mit welcher Zerrüttung und Umkehrung Europa's werden wir dann anfangen müſſen!

Und wenn der erhabene Beherrſcher Rußlands das Größte und Herrlichſte fühlen und bedenken will, ſo muß er ſich der großen Beſtimmung erinnern, welche die Vorſehung ihm zu unſterblichem Ruhme aufbewahrt hatte, der großen Rolle des Wiederherſtellers und Befreiers von Europa. Läßt er der wilden und verruchten Rotte in Frankreich, deren zerknirſchte Eitelkeit nur Rache und Wiederherſtellung ihres gräulichen franzöſiſchen Kaiſerreiches ſchnaubt, die Macht wieder loszubrechen und über die Welt hinzufahren, ſo iſt damit all ſein Ruhm verſchüttet, weil Vergebliches gethan zu haben ſcheint, wer nichts Feſtes geſchaffen hat: was ſo großartig und herrlich mit Gott angefangen war, ſcheint dann wie ein gewöhnliches politiſches Mährchen ohne Anfang und Ende zu endigen, aus den neuen Händeln und Verwirrungen, deren Keime jetzt noch zu vertilgen ſind, entſpringt eine neue Geſchichte, worin der Name Alexander nicht mehr als der erſte Name glänzt. Wenn der Kaiſer alſo die ganze Bedeutung des Namens Wiederherſteller und Befreier Europa's fühlt, ſo wird er den Gerechten helfen und die Ungerechten beſtrafen; Pflicht, Recht, Ehre, ja der eigene Ruhm und die eigene Sicherheit werden ihm den Pfad zeigen, den ſeine Politik zu wandeln hat. Denn das kann man beſtimmt ſagen, daß es vielleicht ein böſeres Spiel ſeyn wird, denn je vorher, wenn man der Hölle die Mittel läßt, wieder zu platzen, und daß ganz andere Meiſter auf den Schauplatz treten werden. So weit wird das Unheil mit Furienfäuſten um ſich greifen, daß keiner ſich ſo fern glauben darf, den es nicht erreichen könnte. Darum ſollen die Fürſten jetzt vor allen Dingen zuerſt die Gerechtigkeit ſuchen.

Ueber Oeſtreichs Verhältniß zu Teutſchland und Frankreich haben wir oft geſprochen, vielleicht freier und offener, als es einigen ſchicklich gedäucht hat. Wir verſtehen leider nichts von jener politiſchen Schicklichkeit, womit man die gröſten Schäden verſchweigt und ſich ſelbſt und andern als

Glück einbildet, was größtes Unglück iſt; wir wiſſen auch nicht, was uns die zierliche Schicklichkeit in einer Zeit helfen kann, die von den grimmigſten Gefahren umlagert iſt, und in welcher die Zierlichkeit, die ſich und die Welt eben zurecht geputzt hat, jedes Jahr von friſchem Blute und Staube wieder verſchüttet wird. Ich muß es unumwunden ſagen, meine Anſichten von Oeſtreichs Politik bleiben dieſelben. Oeſtreich muß ſich wieder mehr teutſche Unterthanen zu verſchaffen ſuchen, wenn es als einer der gebietenden Staaten in Europa ſtehen bleiben will. Eine letzte Gunſt des Augenblicks iſt wieder da; wir wollen wünſchen, ja wir wollen flehen, daß Oeſtreich ſie nicht verſäume. Jetzt muß es die alten habsburgiſchen Stammlande Lothringen und Elſaß, vielleicht auch Hochburgund ergreifen und feſthalten, und auf dieſe Weiſe Italien und Teutſchland hinter ſich ſchlieſſen und in würdiger Stellung voranſtehen als Schirmer und Halter; Preuſſen, welches die drei Bisthümer und die Saarlinie zur Deckung ſeiner und der teutſchen Gränzen erhält, ſtellt es neben ſich — und vor der galliſchen und franzöſiſchen Wuth iſt ein feſtes Bollwerk aufgeführt, das die Ruhe Teutſchlands und Europa's ſichert.

Man könnte ſagen, Oeſtreich habe ſich durch die Zurückziehung ſeiner Beſitzungen gegen Oſten und durch die Abrundung ſeiner Staaten in eine ſo glückliche Lage geſetzt, daß es vor Frankreichs Wuth und vor den unruhigen Entwürfen der franzöſiſchen Habſucht viel ſicherer ſey, als Preuſſen und das Königreich der Niederlande und die übrigen Staaten Teutſchlands — und wirklich haben Viele dies geſagt und als den Gipfel der öſtreichiſchen Politik geprieſen. Aber ich ſehe Oeſtreichs Sicherheit nicht, wann Teutſchland nicht ſicher iſt; ich ſehe überhaupt Europa's Sicherheit dann nicht. Gelänge es den Franzoſen bei dem Wiederanfangen — und wiederanfangen werden ſie gewiß — nach einer gewonnenen Schlacht wieder über den Rhein zu brauſen und ſich mit voller Sicherheit, da ſie die Feſtungen im Rücken behalten hätten, vorwärts zu ſchnellen, o wie vieles würde dann los erſcheinen, was einigen jetzt feſt däucht! und was ſollte Oeſtreich ſeine weitere Entlegenheit gegen Oſten dann frommen? Und iſt es ſo entlegen? Stößt nicht ſein verwundbarſter Theil, Italien, nächſt an Frankreich? In Italien ſind tauſend Keime zu Unruhen und Aufruhren; dieſe können vielleicht in zehen oder fünfzehen Friedensjahren allmählig erſtickt oder ausgerottet werden; aber in den nächſten Jahren würden ſie noch friſch ſeyn, und die Franzoſen würden ſchon alle Mittel anzuwenden wiſſen, ſie gegen Oeſtreich lebendig zu machen. Und im Grunde, wie es hier mit Oeſtreich ſteht, ſteht es faſt mit allen Staaten Teutſchlands und Europa's; alle haben Neues und Unruhiges in ſich, was allein durch einen längeren Frieden geſänftigt und beruhigt werden kann, was aber Frankreich, wenn man ihm die Macht ließe, bald wieder einen glücklichen Krieg anzufangen, mit fürchterlicher Geſchwindigkeit und Hinterliſt für ſeine Entwürfe und Vortheile gebrauchen würde.

Wenn alſo Oeſtreich ſeine und Teutſchlands Vortheile verſteht, wenn es die brennenden Gefahren des Zeitalters kennt, die ſeine eigenſten Gefahren ſind, ſo wird es im Jahr 1815 auf die Wiedervereinigung Lothringens und des Elſaſſes mit dem teutſchen Reiche feſter beſtehen, als es im Frühlinge 1814 gethan hat. Das aber wünſchen wir am meiſten, daß in dieſem Zeitpunkte, der ein Zeitpunkt groſer Entſcheidungen iſt und für unſer Vaterland einer der ſeligſten oder der unſeligſten werden kann, Oeſtreich und Preuſſen ſich auf das engſte und vertraulichſte an einander ſchließen und die kleineren Fürſten Teutſchlands zwiſchen ſich ſchließen, damit endlich nach ſo vielen Kriegen und Getümmeln nicht alles wieder unabgemacht und in Verwirrung liegen bleibe. Das Kleine, was dieſe beiden einzigen erhaltenden Mächte des Vaterlandes in trauriger Eiferſucht trennen könnte, muß über dem Groſen vergeſſen werden, das ſie verbinden muß; ſie haben, wenn ſie ihre Vortheile richtig meſſen und wägen, jetzt überhaupt Weniges, das ſie entzweien könnte.

Preuſſen. Wir dürfen von Preuſſen nicht viel ſagen, damit wir nicht in den niedrigen Verdacht der Schmeichelei kommen. Was Preuſſen wieder in dieſem Kriege gethan und geopfert hat, liegt vor den Augen der Welt und bedarf keiner Poſaunen. Wir dürfen vorausſetzen, daß Preuſſen, wie es den Krieg im groſen Stile geführt hat, auch die Diplomatik im groſen Stile erfaſſen werde. Preuſſen wird gewiß auf die Feſthaltung unſerer alten Gränzen beſtehen. Damit es dies ganz könne, wird es ſich groſmüthig und uneigennützig zeigen, und erklären: Ich will nur einige Feſtungen und Stellungen, damit meine Lande ſicher ſeyen.

das Uebrige mag Oeſtreich bekommen und ſo mit mir ſich als Vorſtreiter des Reichs hinſtellen und die ſchwächeren Fürſten gegen den franzöſiſchen Uebermuth beſchirmen und erhalten helfen.

Ja ſollten gegen dieſes, was alle redliche Teutſche ohne Unterſchied wünſchen und hoffen müſſen, unüberwindliche Schwierigkeiten eintreten, oder ſolche, die unüberwindlich ſcheinen, ſo mögen Oeſtreich und Preuſſen endlich erklären, daß ſie allenfalls von den abgeriſſenen teutſchen Landen für ſich gar nichts wollen, daß ſie aber ſchlechterdings darauf beſtehen müſſen, daß dieſe Lande von Frankreich getrennt und auf welche Weiſe immer wieder mit dem teutſchen Reiche verbunden werden.

Was wir vor allen Dingen aber wünſchten und was gewiß für die Herrſcher und Völker von der gröſten und wohlthätigſten Wirkung ſeyn würde, das wäre die öffentlichere und freiere Sprache der verwaltenden Miniſter und Räthe über unſeres Vaterlandes Angelegenheiten und Vortheile. Fouché und Talleyrand und ſo viele andere Franzoſen legen die Wünſche und Hoffnungen und Forderungen Frankreichs jeden Tag öffentlich dar; in England und Schweden und Niederland darf ſich jeder über das ausſprechen, was er für das Vaterland hofft oder fürchtet, und auch die Verwalter und Regierer des Landes müſſen öffentlich ſprechen. So wird auf das Volk und auf die Meinung und die Anſichten des Volkes auf eine wunderbare Weiſe gewirkt, und aus dem Volke geht die wohlthätigſte Rückwirkung immer wieder von unten nach oben, und das Eine ſtärkt ſich ſo durch das Andere. Wir Teutſche ſind bei den letzten Unterhandlungen immer wie im Sacke verkauft worden, oder wenigſtens hat das Volk bei der heimlichen und ſtummen Behandlung und Schlichtung der teutſchen Angelegenheiten glauben müſſen, es ſey im Sack verkauft worden. Frankreich wird bei den Unterhandlungen gewiß wie immer ein zweiſchneidiges Schwerdt gebrauchen: auf der einen Seite wird es mit einer liebenswürdigen und gleichſam unſchuldigen Unverſchämtheit, als ſey es das gerechte und reine und fleckenloſe, von lauter großmüthigen und menſchlichen Verſicherungen und Anſichten überfließen und nichts als Treue, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit bekennen; auf der andern Seite wird es tauſend finſtere Gewebe der Hinterliſt und des Truges ſpinnen und die übrigen Mächte unter einander ſo zu verwirren und zu verſtricken ſuchen, daß ſie ohne Schwerdtſtreich nicht aus einander kommen können, oder daß ſie wenigſtens, damit ſie nur aus einander kommen, den Franzoſen alles laſſen müſſen, was ſie rechtmäſſig von ihnen zu fordern haben. England könnte — was wir ungern vorausſehen, was aber nach früheren Zeichen doch nicht unmöglich wäre — bei der Frage über die Einſchränkung der franzöſiſchen Macht und über die Wiederherſtellung der teutſchen Gränzen von einer kleinlichen und krämerlichen Politik des Eigennutzes und der nächſten Vortheile des Augenblicks geleitet werden, es könnte bloß deswegen Frankreichs ſogenannte Ganzheit erhalten und uns unſre rechtmäſſige Ganzheit verweigern wollen, damit das Niederland und Teutſchland nie zu einiger Unabhängigkeit kämen, ſondern aus Furcht vor den franzöſiſchen Räubern ſich den engliſchen Kaufleuten immer auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen müßten. Auch Rußland könnte durch falſche Anſichten und thörigte Sorgen für die Zukunft der edlen und gerechten Sorge für die Gegenwart vergeſſen, franzöſiſche Zuflüſterungen könnten auf daſſelbe wirken, und es könnte die Arbeit, die es mit ſo großem und heiligem Sinne angefangen hat, durch einen kleineren Sinn wieder vernichten wollen, es könnte ſein größtes Jahr, das Jahr 1812, durch ein kleinſtes Jahr wieder zerſtören wollen, es könnte alle ſeine unſterblichen Verdienſte um Europa und um unſer teutſches Vaterland durch einige ſorgloſe Federſtriche wieder vernichten wollen. Was kann gegen alles dieſes helfen und ſichern? Eine edle und des Zeitalters würdige Oeffentlichkeit der Verhandlungen über das endliche Schickſal der Welt.

Ich meine hier durchaus keine unzeitige Oeffentlichkeit. Oeſtreich und Preuſſen mögen auf dem ſtillen Wege verlangen und zu erlangen ſuchen, was ſie für ſich und für das Vaterland verlangen müſſen. Glückt dies ihnen aber nicht und fühlen und gewahren ſie, daß eine mit kleinlichen oder böſen Künſten im Finſtern ſchleichende und unterminierende oder daß eine bethörte und misgeleitete Politik Teutſchland wieder um die Früchte ſeiner blutigen Arbeiten betriegen könnte, ſo ziemt es ihnen öffentlich herauszutreten und für ſich und für uns alle die Sprache zu führen, welche ihrer Würde, der Würde ihres Volkes und der Würde des Zeitalters angemeſſen iſt. Denn wohl mag ſprechen und edel mag ſprechen, wer das Recht ſo auf ſeiner Seite hat wie ſie. Sie ſprechen erſtlich aus dem Rechte der Teutſchen gegen die Franzoſen, und unſer Recht iſt durch die Verletzungen und Ueberziehungen der Franzoſen ſeit Jahrhunderten ein ſo ſchweres Recht geworden, daß es das franzöſiſche Unrecht, worauf man noch alle diplomatiſchen Künſte und Liſten der Franzoſen als Zugabe legen könnte, wie eine Feder in die Luft ſchnellen würde. Sie ſprechen zweitens aus dem Rechte ihrer Thaten und Aufopferungen in dieſem Kriege, wodurch das galliſche Getümmel von neuem gebändigt iſt, und dazu haben Oeſtreich und Preuſſen doch vor allen andern Völkern am meiſten, ja faſt allein Blut und Kraft gezinſet. Oeſtreich hat den italiſchen Aufruhr, der ſo verderblich hätte werden können, mit Kühnheit und Glück erſtickt und die Alpen- und Jurapäſſe nach Frankreich von Baſel bis an den Var durch viele blutige Gefechte geöffnet. Preuſſen hat in zwei mörderiſchen Schlachten und in mehr als zehen Gefechten und Stürmen ſeine edelſte und blühendſte Jugend hingeopfert. Dieſe beiden dürfen ſprechen; aber ſie ſind dazu auch berufen als die erſten Mächte Teutſchlands.

Daß eine ſolche freie und offene Sprache, wann man Gerechtigkeit, Ehre und Wahrheit für ſich hat, wirkungslos und erfolglos bleiben ſollte, wäre etwas Beiſpielloſes und Unerhörtes in der Geſchichte. Ein edler und großer Wille, auf Recht und Wahrheit geſtützt, hat durch alle Hinderniſſe, welche Trug und Dummheit ihm in den Weg legen mögen, immer noch ſiegreich ſeine Bahn gebrochen. Denn kann ſelbſt die Bosheit und Lüge durch Gaukeleien und Täuſchereien die Meinung der Menſchen eine Zeitlang für ſich beſtechen und dadurch ihre verruchten Zwecke befördern, wie ſollte nicht Gerechtigkeit und Wahrheit das dreimal ja dreiſſigmal können! Und wenn wir auch nicht an die unmittelbare Wirkung einer ſolchen Sprache für uns und für das Reich denken, Oeſtreich und Preuſſen ſind es ihrer eigenen Ehre ſchuldig, daß ſie endlich, wann alle andere Verſuche, das Rechte zu erlangen, vergeblich geweſen wären, vor ihrem Volke und vor der Welt Rechenſchaft ablegen, daß es nicht ihre Schuld geweſen, daß das verderbliche Unheil nicht ausgerottet worden. Die Teutſchen müſſen nach ſo ungeheuren Opfern, als ſie für die Rettung der Freiheit und die Vernichtung der Schande gebracht haben, nicht glauben dürfen, als wäre es möglich, daß ihres Vaterlandes Vortheile und ihre überſchwänglichen Arbeiten für daſſelbe von denen verſäumt und vergeſſen wären, welche ſie als die erſten und natürlichſten Stellvertreter des ganzen Volkes anſehen müſſen. Sie müſſen wiſſen, auf welche Männer ſie bei künftiger Gefahr wieder zählen können. Das rechte Vertrauen und der kindliche Glaube eines Volkes auf ſeine Regierung iſt mehr werth als Siege, weil die Wirkung derſelben nachhaltiger und bleibender iſt.

Mir däuchte, auch das müßte unter den jetzigen Umſtänden etwas ſehr Wirkſames und Erſprießliches ſeyn, wenn die ſämtlichen teutſchen Fürſten, um deren nächſtens Wohl oder Weh bei den Unterhandlungen über die Befriedung und

Beruhigung der Welt jetzt geſpielt werden wird, ſich insgeſammt in Perſon nach Paris aufmachten und dort als die Stellvertreter ihres Volkes auch ein gewichtiges Wort mitſprächen. Ich denke, ſie ſehen doch wohl, wie fürchterliche Gefahren ihnen drohen können, wenn es der franzöſiſchen Gewandtheit gelingen könnte, ſich ganz aus dem Nachtheile ihrer gegenwärtigen politiſchen Lage herauszuwickeln und uns wieder alle Schäden der Zeit auf den Hals zu wälzen; ich denke, ſie fühlen doch wohl, was es heiſt, wenn man den Franzoſen alle Vortheile unſrer alten Gränzfeſten und ewigen Gränzberge läßt. Und es wäre wohl etwas Edles und Ordentliches, wenn ſie im Namen ihres Volkes und ihrer fürſtlichen Herrſchaft in Paris aufträten und von den Franzoſen die Wiedererſtattung des Geraubten und von den verbündeten Herrſchern die Wiederherſtellung der alten Gränzen Niederlands und Teutſchlands forderten. Was kleine und dunkle Menſchen wie ich und andere, deren Namen das Gerücht kaum kennt, auch ſagen und klagen und ſchreien und ſchreiben, verhallt klanglos und ohnmächtig im Winde — das vereinte teutſche Fürſtenwort würde Gewalt und Klang haben, und das teutſche Volk mit Freude, und die Franzoſen mit Schrecken, und die Fremden mit Achtung erfüllen: man würde nicht länger wagen, uns Teutſche wie ein ſchwaches und abhängiges und der ewigen Vormundſchaft der Fremden bedürftiges Volk zu behandeln, wenn unſre Fürſten uns wie ein einiges, ſtarkes, mächtiges und des ungebührlichen Einfluſſes, deſſen ſich die Fremden über uns anmaaſſen, überdrüſſges Volk darſtellten. Die Meinung iſt die allmächtigſte aller Gewalten, wann ſie auf Hochherzigkeit, Gerechtigkeit und Majeſtät des Willens gegründet iſt.

Was Frankreich hiebei thun könnte und thun würde, welche Rollen die franzöſiſchen Miniſter und Unterhändler hiebei ſpielen würden, wie die Rückwirkungen und Gegenwirkungen der Partheien und ihr dumpfes und verhülltes Spiel darin ſeyn würde — das alles und wie das Verhältniß Ludwigs des Achtzehnten und der Burbone zu den Franzoſen und zu uns ſteht, iſt oben an mehreren Stellen genug von mir angedeutet und darf hier nicht langweilig wiederholt werden. Das ſteht feſt, daß die Franzoſen aller Partheien alle ihre Künſte aufbieten werden, die verſchiedenen Mächte, durch welche die letzten glücklichen Erfolge herbeigeführt ſind, mit einander zu entzweien und unſre Heere auf das wohlfeilſte und geſchwindeſte aus Frankreich herauszukomplimentiren; ſie werden darin alle einig ſeyn, uns arme Teutſche wieder um den Lohn unſerer Siege zu betriegen. Das ſteht gottlob auch feſt, daß es auſſer ihrer Macht iſt, uns jetzt zu hindern, unſer gebührliches Recht von ihnen zu nehmen, wenn nicht eine kleinliche Politik der einzelnen Theilnehmer es anders will. Sie ſind ohne Haupt, ſie ſind entwaffnet und beſiegt, und fühlen, daß ſie es ſind; die Macht der fremden Heere iſt zu groß, ihre eigene Verbindung iſt zu löſe, ihre Regierung zu ſchwach, als daß es ihnen einfallen könnte, nur an den geringſten Widerſtand zu denken.

wenn wir das Unſrige, was uns von Gottes und von Rechtswegen gehört, wieder zu uns nehmen wollen. Das ſteht auch feſt, daß die größte Nothwendigkeit da iſt, daß wir dies thun und uns gegen das unruhige und wilde Volk ſichern. Nicht Ludwig der Achtzehnte, keiner der Burbone, ja vielleicht kein Engel vom Himmel, der ihnen als König geſandt würde, wird ſie zügeln können, wenn wir ihnen die Zügel nicht anlegen. Krieg wollen ſie und mögten ſie ſogleich wieder haben, wenn ſie ſich nur frei bewegen könnten; Krieg werden ſie wollen, und Krieg werden wir ſogleich wieder mit ihnen haben, ſobald unſere Heere ihr Land geräumt haben. Da wir nun die Zerſtückelung und Zerreiſſung Frankreichs weder rathen noch billigen können, ſondern nach den Grundſätzen eines allgemeinen europäiſchen Völkerrechtes wünſchen müſſen, daß Frankreich Frankreich bleibe, da auch unſere Heere Frankreich einmal verlaſſen müſſen, wenn wir gleich hoffen und bitten, daß dies vor dem nächſten Sommer nicht geſchehe, ſo müſſen wir doch durchaus darauf dringen, daß Frankreichs Hülfsmittel verringert und ſeine Uebermacht eingeſchränkt werden, wir müſſen auf eine ſolche feſte Stellung der italiſchen, teutſchen und niederländiſchen Gränzen dringen, daß wir wenigſtens mit gleichen Vortheilen gegen Frankreich auftreten und den franzöſiſchen Uebermuth, wenn ihn wieder nach Streichen gelüſtet, zum dritten und vierten Male zurücktreiben und gebührlich züchtigen können. In jedem Falle, wie auch die Sachen entſchieden werden, auf Krieg mit den Franzoſen müſſen wir gefaßt ſeyn: auf einen aushaltbaren, wann jetzt die gehörige Gränzberichtigung vorgenommen wird, wenn aber dies wieder verſäumt wird, vielleicht auf den verderblichſten von allen.

Ich will auf die Gefahr, von elendigen Tröpfen und von verkappten Halbfranzoſen noch einmal recht tüchtig verläſtert zu werden, mich über dieſen vielleicht verderblichſten Krieg, deſſen Furcht allerdings in meiner Seele iſt, ganz kurz zu erklären ſuchen.

Ich habe mich, werden meine Gegner ſagen, ſo oft auſſer Athem gelaufen, um mit großtönigen Klängen die Herrlichkeit, ja die Göttlichkeit dieſes unſeres Zeitalters den Leuten zu preiſen, und nun komme ich immer wieder mit ſchwarzen Ahndungen und Prophezeihungen neuer Gräuel und neuen Unheils; ich könne durchaus nichts Anderes ſeyn, als eine andere Art Jakobiner, denn die franzöſiſchen, als ein wüſter Umkehrer und Verführer, der dem Volke Schrecken zeige und ausmahle, damit es ſich zuerſt durch die Idee daran gewöhne, und dann, durch dieſe geſtärkt, zur That ſchreite. Ich antworte dieſen alſo:

Mein Zeitalter preiſe und lobe ich, weil es die Menſchen und Völker ſelbſt durch das Unglück zu höheren Gefühlen des Lebens und zu edleren Arbeiten und Strebungen aufgerufen und geweckt hat, als was der matte und knechtiſche

Sinnengenuß geben kann. Ich preiſe es auch deswegen, weil ich die Geburt einer ſchönen und menſchlicheren Zukunft ſehe, wenn ich ſelbſt vielleicht wenige oder gar keine von ihren Früchten koſten werde. Gott iſt mir zu hell und groß erſchienen in der Entwickelung der Begebenheiten der letzten zehen Jahre, er iſt mir zu hell und zu groß erſchienen in den Gemüthern aller edleren und beſſeren Völker und auch in den Gemüthern des teutſchen Volkes, als daß ich einen Augenblick zagen und zweifeln könnte, Gott werde nicht auch das Uebrige herrlich hindurchführen, er werde die Teutſchen, welche das Gerechte und Fromme wollen, nicht endlich hoch ſchweben laſſen über die Franzoſen hinweg, welche das Ungerechte und Böſe wollen. Aber der Arten, wie dieſe Geburt der Zeit, dieſe Löſung und Entwickelung aller Zwieſpalte und Hinderniſſe geſchehen könnte, ſind zweierlei. Die eine Art könnte jetzt nach ſo langen und blutigen Erſchütterungen ſanfter, milder und allmäliger ſeyn; die andere wird nicht anders als gewaltſam, grauſam und raſch ſeyn können. Welche Art von dieſen beiden die beſte iſt an ſich, das wiſſen kurzſichtige Menſchen nicht, das weiß Gott allein; und ſtellt Gott die Begebenheiten und die Sinne und Handlungen der Menſchen ſo, daß es durch die unmilde und raſche Art vollendet wird, ſo müſſen wir glauben, daß dieſe Art die beſte war. Aber in wie weit wir Menſchen die Begebenheiten und die Entwickelung der nächſten Zukunft noch in der Hand haben, müſſen wir immer für die milde, menſchliche und allmälige Art entſcheiden: uns muß jedes Unglück als etwas Unnützes und jeder Krieg als etwas Verderbliches erſcheinen, und wir müſſen ſie alſo abzuwenden ſuchen, ſobald ſie auf eine menſchliche und gerechte Weiſe abzuwenden in unſerer Macht ſteht. Nun ſteht es menſchlichem Urtheil und Anſcheine nach gegenwärtig in der Macht der Verbündeten, großem Verderben zu wehren, das, wenn ſie den günſtigen Zeitpunkt verſäumen, vielleicht über uns alle hereinbrechen wird; ich meine alſo das Recht, ja die Pflicht zu haben, dieſes Verderben zu zeigen, weil es noch vermieden werden kann, und glaube nicht den Namen eines jakobiniſchen Unglückspropheten zu verdienen, weil ich ſage, was viele Hunderttauſende der Zeitgenoſſen ſo gut als ich ſagen. Die Zukunft liegt ſo hell vor uns, daß wir alle ohne beſondere Prophetengabe Propheten ſeyn können. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Wie geſagt, die Franzoſen werden auf jedem Fall, ſobald ſie der Fremden ledig ſind und wieder freie Arme haben, ſich rüſten von neuem loszubrechen und ihr Heil an uns zu verſuchen. Der Gährungsſtoff, der wie eine allgemeine Influenza des Zeitalters nicht allein in ihnen, ſondern auch in den übrigen Zeitgenoſſen mehr oder weniger iſt, hat noch lange nicht ausgegohren und hat nun durch die Demüthigung und Erniedrigung, die ihnen mit Recht widerfahren iſt, und durch die Erbitterung gegen ihre Sieger den höchſten Punkt erreicht. Man glaube nicht, daß bloß die Jakobinerrotte und die Anhänger Bonapartens von dieſem Gefühle geſpornt werden; nein Zweidrittel aller Bewohner Frankreichs werden in die Hände klatſchen und jauchzen, wann ſie glauben gegen Italien, die Niederlande und Teutſchland den Krieg mit einigem Erfolg wieder beginnen zu können. Dies werden ſie können, wenn Frankreich bleibt, wie man es im Pariſer Frieden gelaſſen hat, und wir könnten dann leicht wieder eine halbe Million Wüthender auf uns losſtürzen ſehen, gefährlich genug, weil ihnen ſo viel zu Gebote ſteht, was wir nicht gebrauchen dürfen, gefährlicher, weil die Teutſchen, ſo oft in ihren Hoffnungen betrogen, endlich des vergeblichen Kampfes müde werden könnten. Das aber wäre das Gefährlichſte — und das ſoll von allen bedacht werden, die es abwenden können — daß wir endlich ihrer nur Herr werden könnten durch Mittel wie die ihrigen, und daß die Völker durch den ewigen Krieg und durch die wüſten und wüthenden Leidenſchaften faſt verwildern würden. Dann könnte in dem allgemeinen Gedränge und Getümmel vieles zuſammenſtürzen und untergehen, was ſonſt ſtehen würde, und wohin der wilde Wirbel fahren und wo Gott der Verwüſtung ein Ende machen würde, wo das ermattete und verblutete Menſchengeſchlecht endlich Ruhe finden oder ob es in gegenſeitiger Wuth und zuletzt in allgemeiner Schuld faſt bis zur Vernichtung vertilgt werden ſollte, das weiß ich nicht. Daß nach dieſem Frieden bald wieder Krieg ſeyn wird, das weiß ich, aber ich wünſche deswegen, daß wir den Ruchloſen die Mittel nehmen, daß ſie nicht Teutſchland, ja vielleicht ganz Europa wieder zu ihrem blutigen Spielball machen können. Wir hoffen alle auf Gott, aber wir bitten auch die Menſchen, daß ſie ſo handeln und wirken, daß Gottes Vorſehung auch als eine milde, fromme und wohlthätige von den Völkern geprieſen werde.

XVI.

Anſichten und Zweifel.

— Viele nennen dieſe Zeit, worin wir leben, groß und auſſerordentlich und gleichſam die Einleitung zu einer ſeltenen Herrlichkeit des teutſchen Volkes und der europäiſchen Welt überhaupt; und auch wir haben das gethan und thun das; aber irren wir uns nicht vielleicht? iſt das, was wir als Ende der Jämmerlichkeit und Anfang der Herrlichkeit anſehen und bewillkommen, nicht vielleicht ein fortgeſetzter Jammer und ein Anfang neuen Wehes, das alles frühere Weh als eine Kleinigkeit zeigen wird? iſt dieſe Zeit und dieſes Menſchengeſchlecht, welchen wir angehören, nicht vielleicht beſtimmt, bis zur Vernichtung durch Aufruhr und Blut zu waten, bis es darin erſtickt? Könnte uns nicht auch begegnen, was andern vor uns begegnet iſt? Zur Zeit des Lorenzo di Medicis, Leos des Zehnten, Karls des Fünften und Luthers, zur Zeit der größten und denkwürdigſten Weltbegebenheiten und der auſſerordentlichſten Helden, Erfinder, Künſtler und Seher, weiſſagten nicht auch damals die Zeitgenoſſen eine herrlichere Zukunft, als die Tage waren, in welchen ſie lebten? und haben ſie wahr geweiſſagt? Und hätten wir früher Perikles weiſſagen gehört und Alexander über ihre Griechen, als dieſer ſeine Propyläen ſchmückte und jener Alexandrien gründete und bei Arbela geſiegt hatte — was würden wir gehört haben? Jene große Menſchen, die am Ausgange des fünfzehnten und im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts lebten, wußten nicht, daß ſie nur die letzte glänzende Blüthenkrone eines abſcheidenden Zeitalters waren, gleichſam der letzte lichte Aufblick eines Sterbenden, der noch einmal alles Leuchtende und Lebendige ſeiner Natur ſammelt, und, wann er die hellſten Zeichen des Lebens und Bewußtſeyns zeigt, im Begriff iſt, auf immer von dem Leben Abſchied zu nehmen. Wir wollen freilich die drei Jahrhunderte nicht verachten, die ſeit ihnen verfloſſen ſind, wir können ihre nothwendige und alſo auch wohlthätige Ordnung in der Reihe der Dinge und in der Entwickelung des Chriſtenthums jetzt zum Theil ſehen und andern andeuten; aber daß ſie zu den glänzenden und glücklichen Jahrhunderten gehören, wird doch wohl keinem einfallen zu behaupten. Es waren Jahrhunderte des Streites und Zwieſpaltes, Jahrhunderte mühevoller und unbelohnender Durcharbeiten und Vorarbeiten, damit die ſpäteren Jahrhunderte ſich vielleicht einmal wieder in Eintracht und Freundlichkeit und Gemüthlichkeit ſonnen können. Wir aber, die Jetztlebenden, ſind weit von dem Irrthum, worin jene große Menſchen des ſechszehnten Jahrhunderts waren. Sie wußten ſehr wohl, und ihre Klagen, die wir bei allen Frommen und Dichtern und Geſchichtſchreibern leſen können, beweiſen uns, daß ſie es wußten, der Friede der Kirche, die einzelne Freiheit, der Stolz und die Unabhängigkeit der Freiſtaaten, die alte Ritterlichkeit der Männer ging mit dem Pulver, den ſtehenden Heeren, der Reformation, der Entdeckung neuer

Welten zu Grabe; ſie hielten ihre Zeit allerdings ſchlechter, als die vergangene, aber doch meinten ſie, die Zukunft würde weit ſtrahlendere Geburten haben, als die Gegenwart, worin ſie lebten. Dieſe Meinung hatten ſie mit allen edlen Menſchen aller Zeiten gemein, daß ſie glaubten, es müſſe nach ihnen beſſer werden. Denn das iſt ja eben die Aufgabe dieſes flüchtigen Menſchenlebens, daß jeder arbeiten ſoll, daß es beſſer werde auf Erden, daß er in ſeiner Zeit wirken ſoll, damit die nach ihm für das Gute die Bahn mehr aufgeräumt finden; und arbeiten und wirken könnte er dafür ja nicht, wenn er den Glauben nicht hätte. Aber wir, d. h. diejenigen von uns, welche ungefähr eine Anſchauung der Zeit haben, worein unſer Leben gefallen iſt, haben mit nichten das Gefühl, was jene Früheren, von welchen wir ſprechen, gehabt haben. Wir leben gewiß nicht in Tagen, die mit Roſen beſäet ſind und worauf es ſich weich hinlagern läßt, wir fühlen die Diſteln und Dornen wohl, worüber wir im Schweiſſe unſeres Angeſichts hinſchreiten müſſen, wir ſehen die mit Blitzen und Donnern geladenen Wolken wohl, die ihre Schrecken noch auf unſere Köpfe entladen werden; und doch ſagen wir, daß dieſe ſchwere unglückliche und mühſelige Zeit beſſer iſt, als die vor fünfzig und vor fünfundzwanzig Jahren war. Wir erkennen die drei letzten Jahrhunderte, welche eigentlich unſere Vorzeit geweſen ſind, als keine Zeit hoher Kunſt und hoher Freude, wohl aber erkennen wir die drei Jahrhunderte, die ihr vorhergingen, als ſolche. Und das Sonderbare begegnet uns, welches Glück wohl wenigen Sterblichen vor dieſer wunderbaren Epoche begegnet iſt, daß wir uns viel glücklicher halten als diejenigen, welche die nächſten Jahrzehende vor uns gelebt haben, obgleich dieſe offenbar mehr Friede, Wohlſtand und Ruhe genoſſen haben, als wir, die wir von einem Wirbel des Unglücks und der Umkehrung immer in den andern hineingeriſſen werden. Wir haben die ganze Magerkeit und Jämmerlichkeit des vorhergehenden Zuſtandes, ſeine Freudenloſigkeit, ſeine Liebloſigkeit und Gottloſigkeit zu genau erkannt, als daß wir unſer Jetziges nicht preiſen ſollten, wenn wir es damit vergleichen. Was mitten in den wilden Getümmeln und aus den blutigen Trümmern der Gegenwart wächſet und blühet, das kann keine letzte ſchimmernde Blüthenkrone der nächſten Vergangenheit ſeyn, wie die Jahrzehende zunächſt vor und nach der Reformation waren; das muß wenigſtens ein erſtes Blümchen ſeyn, das, freilich noch zwiſchen Winter und Frühling ringend und bald mit kaltem Schnee bald mit warmem Sonnenſtrahl begoſſen, der Vorbote milderer und hellerer Tage iſt. Alſo haben wir Jetztlebende nicht allein den allgemeinen menſchlichen und chriſtlichen Glauben feſtzuhalten, daß die Zukunft immer beſſer ſeyn ſoll, als die Gegenwart iſt, ſondern wir haben auch das Wiſſen davon, daß ſie beſſer ſeyn wird; und deswegen können wir ſtolzer und fröhlicher unſere Bahn gehen, als ſo viele Menſchengeſchlechter vor uns dies gekonnt haben. In den Begebenheiten des letzten Vierteljahrhunderts ſind Jahrhunderte untergegangen, aber, wie die Erklärung und Deutung der Zeiten uns darin aufgegangen iſt, ſo hoffen wir auch, daß die neue Zeit endlich aus ihnen hervorgehen wird.

Die jeƶige Zeit können wir nur als die aus Thon gebildete Form, als das aus Brettern aufgeführte Gerüſt anſehen, welche zerſchlagen und zuſammengebrochen werden, wann das Bild gegoſſen und das Haus erbaut iſt.

— Das Leben iſt gewiß ſchlecht, wann die Kunſt überſchätzt wird. Du ſollſt alle ſchönen und vollkommenen Gaben achten und lieben, welche unmittelbar von Gott kommen; du ſollſt die bunten und lieblichen Spielvögel, welche gleichſam als himmliſche Vögel von oben auf die Erde herabkommen, daß ſie den Menſchen das Leid und die Sorge wegſpielen und wegſcherzen, als himmliſche Boten freundlich empfangen und liebhaben: die Dichter und Saitenſpieler und Bildner; aber du ſollſt nicht glauben, daß, was ſie ſchaffen, ſchon für das ganze Leben bezahle und auch für dich mitbezahle, wenn du dich nur daran ergötzeſt. Auch ſollſt du die Kunſt nie höher ſtellen als das Leben; denn Leben iſt mehr als alle Kunſt und rechter friſcher Lebensathem der Kraft und That wehet eben ſo von himmliſchen Lüften, als irgend die erhabenſte Kunſt mag. Nicht über das Leben hinaus erheben ſoll die Kunſt den Menſchen, ſondern luſtig und muthig hinein ſtellen in das Leben ſoll ſie ihn, daß er freudiger und richtiger ſeinen Weg wandele. Wenn man im gewöhnlichen Gemeinſpruche ſagt: die Kunſt erhebt den Menſchen über das Leben, ſoll es nichts weiter heiſſen, als die Kunſt erhebt ihn über die Jämmerlichkeiten und Zufälligkeiten des Lebens, über die Hinderniſſe des Lebens, ſie erhebt ihn aus dem Gefühle der vielen kleinen einzelnen Nichts zu allgemeinen Anklängen und Anſchauunalles Lebens, wovon er, wenn er ſich als das einzelne Kleine in der Einzelnheit fühlt, ſelbſt nur ein verfliegendes Sonnenſtäubchen iſt. Eine ſolche Hexenmeiſterin iſt die Kunſt nie geweſen und hat ſie nie ſeyn wollen, als wozu einige nervenkranke oder gehirnkranke äſthetiſche Herren und Damen unſerer Tage ſie hie und da mit ihren vornehmen Anſichten und Verkündigungen wohl zu machen gemeint haben; ſolche Kunſt aber, als ſie meinen und zeigen und treiben, iſt gar keine Kunſt, ſondern meiſtens eine ſchimmernde Buhlerin, die mit allem aus der Eitelkeit für die Eitelkeit ſpielt. Eine rechte Kunſt iſt treu, einfältig und ſchlicht und recht, und ſieht eben ſo aus, wie alles tüchtige und natürliche Leben. Sie hat auch eben das mit dem Leben gemein, daß ſie nichts weiter als frei leben und ſeyn will ohne alle Nebenrückſichten und Seitenblicke. So, kann man ſagen, iſt alle Kunſt, als ſie wirklich noch Kunſt war, mit dem Leben wirklich zuſammengefallen. Auch war es ſo im Mittelalter und etwa ein halbes Jahrhundert darüber hinaus bei uns in Teutſchland und in Italien. Was man ſeitdem Kunſt zu nennen beliebt hat, iſt gleichſam eine Kunſt der zweiten Potenz geweſen. Solange das Leben ein ganzes Leben iſt, hat es freilich noch nicht immer das, was man im höheren Sinne Kunſt nennt, aber ſeine Kunſt, die es hat, will wenigſtens nicht über ihm ſchweben. Sobald aber das Leben ein zerfallenes oder zerriſſenes Leben wird, meint die Kunſt ſogleich, nicht nur etwas Beſſeres ſeyn zu müſſen als dieſes ſolche Leben, worin ſie Recht hat, ſondern ſie bildet ſich ein, ihrer Natur nach ſey ſie höher, als alles Leben, worin ſie Unrecht hat. Je erbärmlicher und ſchwächlicher alſo ein Zeitalter iſt, oder je erbärmlicher und ſchwächlicher in ihm das Leben auftritt, deſto mehr äffeln und buhlen die Leute mit der Kunſt und wiſſen uns viel von ihren Wunderdingen und Wunderwirkungen zu erzählen. In einem tüchtigen Zeitalter geht die Kunſt ſtill und einfach wie das Leben ihren Weg, ohne links und rechts auf die Horcher und Beifallklatſcher zu ſehen. Darum haben die Hofkunſtakademien und Urtheile und Lobe, wie ſie bei den Theetiſchen der vornehmen Welt ausgeſpendet werden, die Kunſt nie heben können; damit die Kunſt groß und friſch ſey, muß das ganze Leben groß und friſch ſeyn. Je kräftiger und züchtiger die Sitten eines Volkes, je einfacher ſeine Weiſen ſind, je freier ſein Leben und ſeine Verfaſſung iſt, deſto größer und edler wird ſeine Kunſt ſeyn. Darum wollen wir uns in unſern Urtheilen zur Ordnung mahnen und nicht immer Vergebliches hoffen und treiben, und meinen, ein mächtiges Leben könne aus einer mächtigen Kunſt wachſen. Das Leben iſt immer das Vorn und die Kunſt das Hinten. Erſt wann wir ein freudiges und freies Bürgerleben haben werden, wird auch die große Kunſt wieder möglich ſeyn. Jetzt werden in beiden nur Vorſpiele und Verſuche gemacht; in der Kunſt deſto unglücklicher, da das wirkliche Leben ihr durchaus Grund und Maaß ſeyn muß. Ich möchte die Kunſt einem ſchönen und unſchuldigen Kinde vergleichen, das im Lenze mit ſeiner Mutter ſpazieren gegangen iſt. Das Kindlein ſpielt und ſpringt mit Lämmern und Vögeln und Schmetterlingen und freut ſich der bunten Blumen und der rieſelnden Bäche und der freundlichen Frühlingsſonne mit allen andern Kreaturen in Unſchuld und Wonne, und es ahndet kein Leid und ihm geſchieht kein Leid; denn dunkel weiß es immer ſeine Sicherheit und ſeine Mutter, wohin es zurückkommen kann. Wie ganz anders aber, wenn es allein hinausgegangen iſt, und wenn es ihm nun einfällt, daß die Mutter fern und daß der Pfad nach Hauſe unbekannt oder verloren iſt! Da iſt ſogleich Angſt und Verwirrung, die Freude und Unſchuld iſt hin, der Geſang der Vögel wird nicht gehört, die Schönheit der Blumen wird nicht geſehen, in die Gefahren wird gefallen, die es vermeiden will, und verweint und verängſtet, mit zerriſſenen Kleidern, vielleicht gar von einer Schlange gebiſſen oder im Bache ertrunken, findet das verlaſſene ein Wanderer, und trägt das unglückliche Kind oder die Leiche zur Mutter. Gerade ſo fehlt der Kunſt jetzt ihre Mutter, welche nichts anders iſt als das ganze volle lebendige Leben. Es iſt eben nicht nothwendig, daß die Kunſt ſich dieſes Lebens, als ihres Bodens, immer bewußt ſey, aber in einem dunkeln Gefühle und in einer liebenden Anſchauung muß ſie dieſes Leben ſich immer ſo nah ſehen, daß ſie bei Nöthen und Verirrungen zu demſelben zurückfliehen könne. Wir wollen darum nicht weniger alle wackeren Künſtler und alle wahrhaftig künſtleriſch fühlenden und künſtleriſch geſinnten Menſchen hoch in Ehren halten als diejenigen, welche ſo viel zur Freude und Erquickung des Lebens beitragen und mit ihren ſchimmernden Sonnenflügeln den Staub von dem Leben wehen und köſtliche Blüthen ſtatt ſeiner darauf ſtreuen; aber allen buhleriſch eitlen und prahleriſch lügenhaften Anſichten und Darſtellungen des Lebens wollen wir den unverſöhnlichſten und bitterſten Krieg erklären. Durch nichts iſt mehr Ziererei in die Sitten, Nichtigkeit in die Freude, Eitelkeit in die Liebe und Schwäche in die Karaktere der Menſchen gekommen, als durch alle die äſthetiſchen halb wahren und halb unwahren Vorſtellungen und Beſtrebungen von Dingen und in Dingen, die nicht ſo ſchwer zu begreifen ſind, wenn man ſie auf eine natürliche Weiſe anſehen und begreifen will. Das Leben iſt das Höchſte, nemlich nicht ein einzelnes Millionentheilchen oder das Einzelleben, ſondern das groſe ganze Leben. Die Kunſt als ein edler und ſchöner Lebensſchatten kann nur ein Spiel vom Leben oder richtiger zum Leben ſeyn, darum ſo lieblich und anziehend, weil es dem beſchränkten Menſchen einen Theil des in ſeiner Beſchränktheit ewig Fliehenden und Wandelnden feſt hält und, indem es auch nur den Bruch einer Geſtalt zeigt, doch zu allen Geſtalten oder zum vollen Leben hinſpielt. Aber die Kunſt kann nie idealiſcher ſeyn, als das Leben in der Idee, und nicht bloß derjenige iſt ein Künſtler, der auf den Saiten oder mit dem Pinſel oder mit der Rede zaubern kann, ſondern der Tugendhafte, der einfältig und fröhlich ſeine Pflicht thut, der Fromme, der beten und glauben kann, der Held, der für's Vaterland ſtreitet — ſie alle ſind groſe Künſtler, weil ſie ihrer ſelbſt und des Lebens Meiſter ſind. Wann dieſe letzten Künſtler des Lebens da ſind, dann finden auch die Künſtler der Kunſt, wenn ich ſie ſo nennen darf, ihre Stelle. Der Held, der Tugendhafte, der Fromme haben wohl die gröſte Kunſt, denn ſie handeln und wirken immer aus der ganzen Fülle des Lebens. Wehe aber beiden Arten Kunſt, wann viele ſind, die da meinen, der Schein könne auch das Seyn ſeyn und mit dem

Scheine könne man für das Seyn bezahlen! Dann wird des Menſchen That zum Schein und die Kunſt, die der Wirklichkeit den Schein und Glanz eines höheren Lebens geben ſoll, wird ein Schein von Scheinen, eine bunte und gleiſſende Hexenmeiſterin, welche übernatürliche Wirkungen verſpricht, weil ſie der natürlichen nicht mächtig iſt. Wann das Menſchengeſchlecht auf dieſen Punkt gekommen iſt, dann ſind Wahrheit und Einfalt hin, aus welchen jede groſe Kunſt und Tugend gebohren wird, und Lüge und Zierlichkeit und das ganze ſchwächliche und prunkende Geſchlepp von überirdiſchen Anſichten und übermenſchlichen Empfindungen, worauf eine entartete verlebte und verkünſtelte Zeit ſich ſo viel einbildet, hat ſtatt ihrer die Herrſchaft auf Erden.

— Ein Volk, in welchem alles mechaniſche Fertigkeit geworden iſt, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen, ja zurückſpielen ausgeleert ſind — ein ſolches Volk hat die ſchönſte Seite des Daſeyns verloren, das, was den irdiſchen Zuſtand allein zuweilen noch mit überirdiſcher Freude bedecken kann: ein ſolches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück, keine Sehnſucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüſten und Begierden feſſelt es ganz, die irdiſchen und elementariſchen Geiſter, deren Name Stolz, Ehrſucht, Eitelkeit, Habſucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unterſchied ſind, treiben es in wilden Leidenſchaften umher und ſchließen das eitle und armſelige Leben hier auf Erden ſchon zu. Wer fühlt hier nicht, von welchen ich auch ohne Namen ſpreche? Die, welche wir haſſen müſſen, tragen ihre Zeichen zu hell. Ja haſſen müſſen wir ſie, nicht bloß des Leides und Unrechts wegen, das ſie uns gethan haben, ſondern deswegen, weil ſie ſo ſchlecht und böſe ſind. Hätte dieſes unſelige und unchriſtliche Volk die Herrſchaft über Europa behauptet, es hätte auch das Chriſtenthum in ſeinen Grundtrieben zerſtört, welche Liebe und Demuth, Hingabe an Gott und an alle heiligen Gefühle und Trauer über die irdiſche Sündlichkeit und Unvollkommenheit ſind. Sie ſtehen wieder vor uns in der ganzen Satansherrlichkeit der Eitelkeit und des Stolzes; immer noch wollen ſie nicht erkennen und bekennen, daß ſie viel gefrevelt und geſündigt haben und daß ſie nur verdiente Strafen leiden, o noch lange nicht, was ſie verdient haben. —

Doch müſſen wir hier auf eine große Gefahr der Völker aufmerkſam machen, beſonders auf eine Gefahr des teutſchen Volkes; denn wir und unſer ſchönes Land ſind vorzüglich das Ziel ihres unruhigen Ehrgeizes. Es iſt möglich, ach! es iſt leider wahrſcheinlich, daß ſie auch diesmal zu gut herauskommen aus dem Aufruhr gegen den europäiſchen Frieden, daß ihre Schlangenpolitik ſich durch die verworrenen und kleinlichen Anſichten der Fremden durchzuwinden wiſſen wird, und daß das teutſche Blut wieder umſonſt gefloſſen iſt, weil es uns nicht die Sicherheit unſerer Gränzen verſchafft hat. Sie werden nicht ſtill ſitzen, ſie werden bald wieder kommen in hölliſcherer Wuth denn je vorher, weil die Beſiegten nun auch noch die Rache ſtacheln wird. Wie ſoll das ermattete und verarmte teutſche Volk das durch die vergeblichen Kämpfe mit den Böſen, welche von den Kabinetten immer als die Guten behandelt werden, faſt in den letzten Zügen liegt, gegen alle die teufliſchen Leidenſchaften und Kräfte ausreichen, wodurch jene getragen und fortgeſchnellt werden, wenn es nicht ähnliche Leidenſchaften und Mittel in Bewegung ſetzt, wenn es nicht, was man ſagt, den Teufel gegen Beelzebub bewaffnet? Und welcher Jammer, wenn wir unſer Volk zu eitlen, prahleriſchen, lügneriſchen, übermüthigen, leichtſinnigen, über alles Recht und alle Zucht wegſchreitenden Geſellen machen müßten, um den Franzoſen gewachſen zu ſeyn! Der Krieg kann eine Schule der Tugend ſeyn, wenn er für die Gerechtigkeit geführt wird; der ewige Krieg und der Haß, der ſich zwiſchen den Völkern durch ihn zur Wuth entzündet, kann dieſe Schule nicht mehr ſeyn: die Linie iſt zu ſchmal, von welcher man zu dem Gegentheil hinübergleitet. Doch haben wir die Mittel, dem Uebel zu wehren, wenn von den Regierungen das Rechte geſchieht, wenn ſie nicht die kleinen ſoldatiſchen Moralmittel (das Wort däucht mir hier an ſeiner Stelle) bloß vorwalten laſſen, welche alle auf Ehrgeiz und Schein hinauslaufen, ſondern wenn ſie Ideen herrſchen laſſen, als da ſind Gerechtigkeit, Vaterland, Freiheit, Frömmigkeit, Hingebung, durch welche heilige Ideen die teutſchen Krieger in den letzten Jahren ſo ſiegreich geweſen ſind. Wehe aber den Regierungen, die in kleinlicher Herzensbangigkeit ſich dem Großen und Göttlichen weigern! ſie verderben und verwildern ihr Volk. Das teutſche Volk hat noch Liebe und Demuth und Glauben, aber alles kann endlich erſchöpft werden durch Unglück und Schlechtigkeit. Wenn wir dieſe Triebe aber vorheben, wenn wir ihm den Krieg für das Vaterland, was er iſt, zu einem heiligen frommen Kriege machen, zu einem Kreuzzuge, worin der Krieger beten und dulden und glauben ſoll, wenn wir den Haß gegen das böſe Volk, das nur zu bald wieder in Reih und Glied gegen uns ſtehen wird, in einen Haß gegen das Böſe überhaupt verwandeln, das ja auf Erden vertilgt werden ſoll, dann wird durch dieſe Kriege das Beſte und Schönſte, was in unſerm Volke lebt, nicht beſchädigt werden, und die Franzoſen werden vor unſerem höheren und reineren Geiſte ſo verſinken, daß alle Künſte der Hölle ſie vor dem Verderben nicht ſchützen werden. Wehe uns aber, wenn wir dahin kommen könnten, daß wir Lüge gegen Lüge, Eitelkeit gegen Eitelkeit und Uebermuth gegen Uebermuth aufböten!

Druckfehler.

Im zweiten Heft

Seite Zeile

211 — 5 ſtatt Weſel lies Baſel.

Im dritten Hefte

249 — 14 ſtatt auch l. mich.

287 — 27 ſtatt andere l. anderen.

XVII.

Ueber den teutſchen Studentenſtaat.

Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt genug die Welt uns ein.

Göthe.

Zu den folgenden leichten Worten hat der Brief eines jungen in H. ſtudierenden Freundes, der aus dem regen Leben dieſer großen Zeit gebohren iſt, die Veranlaſſung gegeben. Da er alſo gleichſam der Vorklang derſelben iſt, ſo laſſe ich, mit Ausſchlieſſung des Auſſerweſentlichen und Nichthiehergehörigen, ihn hier abdrucken, und die Betrachtungen, die ſich aus ihm und über ihn ergeben haben, in ihrer natürlichen Reihe nachfolgen.

H. den 24. Mai 1815.

Es drängt mich, zu Ihnen zu ſprechen, im Vertrauen, daß Sie mit Liebe aufnehmen werden, was aus der Liebe eines gemeinſamen Vaterlandes entſprungen iſt. Es wird an Kraft und Einſicht gebrechen, aber es iſt doch etwas werth, Großes zu wollen und hinaufzuſtreben. Darum erſcheine ich denn heute als Organ derer vor Ihnen, die auch Beſſeres wollen und Sie um Ihren Beiſtand zur Erreichung des Zweckes durch mich bitten.

Alle, die es treu und redlich mit Ihrem teutſchen Volke meinen, hoffen endlich auf eine glückliche Erneuung, ja auf eine Vereinigung deſſelben zu einem großen Ganzen. Dieſe Hoffnung belebt auch den beſſeren Theil der Studierenden in Teutſchland, auch ſie mögten ihr Scherflein, daß alles zum Beſten ſich wende, beitragen. Sie halten ſich von der Nothwendigkeit überzeugt, (ob irrig oder mit Recht, mögen Sie entſcheiden) es müſſen auch auf der Univerſität alle Spaltungen in Landsmannſchaften, (ſogenannte Korps) die allem freien eigenen Geiſt Hohn ſprechen, ganz verſchwinden. Sie fühlen das Bedürfniß einer dem gewaltigen Geiſte, der im Volke ſich regt, gemäſſen Norm oder Form, (Comment) welche Freiheits- und Vaterlandsliebe und Streben zur höheren geiſtigen Ausbildung als erſte und wichtigſte Pflichten des Studierenden vorſchreibt, die ſo beſchaffen, daß ſie alle Univerſitäten als ächt-volksthümliche und mächtig in den Volksgeiſt eingreifende Bildungsanſtalten karakteriſirt und geſtattet. Sie fühlen aber auch lebhaft, daß ſie einen ſolchen Entwurf einer Verfaſſung, die für alle teutſche Univerſitäten gelten muß und nur nach örtlichen Verhältniſſen Abänderungen leiden darf, nur von reifen Männern erwarten können, in denen ſich der Volksgeiſt, wie er ſeyn ſoll, gleichſam abſpiegelt, und die das Bild der Zeiten in einer längeren Reihe erblicken, als unerfahrne Jünglinge es können; und ſie kennen endlich mit Demuth und Beſcheidenheit, daß keiner aus ihrer Mitte fähig ſeyn wird, eine ſo großartige, folgenreiche, aber auch ſchwierige Aufgabe zu löſen, weil dazu tiefes Studium des Volksgeſtes, große Umſicht und Duldſamkeit gehören mag, um von einem hohen philoſophiſchen Standpunkte aus das Ganze als etwas Höchſtwichtiges für volksthümliche Bildung zu entwerfen. Wir wenden uns alſo ꝛc. — — wir hoffen, daß Sie uns befreien werden von der Laſt erbärmlicher Kleinigkeitskrämerei, von dem Wuſt von Spielereien und Thorheiten und von gränzenloſer Rohheit. Sie werden ſo den verblendeten Schwächlingen und Jungfernknechten nothwendige Kenntniß geben von dem Ziele unſers Hoffens und Strebens. Denn ſolange keine beſſere Form den engen ſchwachen Geiſt zur Freiheit, Selbſtſtändigkeit und Anſtändigkeit zu erheben ſucht, iſt auch noch leider für uns die alte Zeit da, es iſt ein Leben ohne Leben.

Wie Sie mit dem Ausdruck dieſer, ich darf es ſagen, alle Beſſeren belebenden Wünſche und Hoffnungen auch ſonſt zufrieden ſeyn mögen, das Streben nach Tüchtigkeit werden Sie nicht verkennen darin; auch werden Sie davon auf unſern Ernſt in der Ausführung und Befolgung deſſen, was Sie uns vielleicht ſchaffen, ſchlieſſen können u. ſ. w.

Wenige Wochen, nachdem ich dieſen Brief erhalten hatte, traf ich zufällig den wackeren und biederen Jüngling, der ihn geſchrieben hat, und redete das Kapitel, wovon der Brief handelt, weitläuftig mit ihm ab, ohne daß wir eben zu einem beſtimmten Schluſſe kommen konnten. Doch zu dem Schluſſe, erinnert es mich, kamen wir, daß es unmöglich ſey, den teutſchen Studenten eine geſchrieben feſte und verfaßte Verfaſſung zu geben, die für alle gültig und an den meiſten Orten anwendbar wäre. Ja auch das weiß ich, daß er mir, weil ich mich auf bekannte Erfahrungen ſtützte, endlich zugeben mußte, es ſey beſſer, das teutſche Studentenleben in ſeiner ganz eigenthümlichen Art, wie es nun ſchon ſo manche Jahrhunderte im ewigen Schwanken vom Schlechten zum Beſſeren, und umgekehrt, beſtanden hat, walten und gewähren zu laſſen, als durch unausführbare Verſuche, etwas Vollkommenes machen zu wollen, den Bienenſchwarm aufzurühren, der, jemehr man ihn zähmen will, deſto wilder brauſt und ſticht. Ich machte meinen jungen Freund beſonders aufmerkſam darauf, daß alle Verſuche, die Mißbräuche und Auswüchſe des teutſchen Studentenweſens durch beſtimmte Geſetze und Verfaſſungen wegzunehmen, bisher nie geglückt ſind, und daß man hier, wie bei vielen teutſchen Dingen, immer mehr von der Sitte als von dem Geſetze hat hoffen dürfen. Wir kamen dabei auf allerlei nach unſerer Art tiefſinnige Betrachtungen und Unterſuchungen über die Weiſe und das Gemüth des teutſchen Volks und über das, was der teutſche Menſch ſeine Freiheit nenne und als ſeine Freiheit liebe; und ich meinte, daß man die Wildheiten und Rohheiten der ſogenannten Studentenfreiheit allerdings wohl vertilgen könnte, aber nur ſo, wie jener ein ſicheres Mittel gegen das Zahnweh angab, der da rieth, den ganzen Kopf durch Einen Schlag mit der Axt zu zerſchmettern, ſo werden auch die Zähne ſchweigen: alſo nur durch den Todtſchlag der Freiheit überhaupt könne das, worüber oft mit Recht, öfter mit Unrecht, geklagt wird, nur weggeräumt werden. Da däuchte uns denn doch die Heilart ärger als das Uebel. Auch fanden wir noch etwas Anderes in dieſer Erſcheinung des teutſchen Studentenlebens, das uns gewiſſermaßen ein Gegenbild oder vielmehr Abbild des politiſchen Lebens des Volkes gab und das uns nicht allein aus zufälliger Rohheit und Unbildung, ſondern recht tiefſt aus dem ganzen Weſen unſeres Volkes, wie es nun iſt, gebohren ſchien.

Wie dem auch ſey und wie wir es, durch ſchöne Erinnerungen der fröhlichſten Zeit beſtochen, vielleicht mit etwas zu nachſichtigen Augen anſehen, das teutſche Studentenweſen, ich mögte ſagen der teutſche Studentenſtaat, ſteht als etwas, das ſeines Gleichen nicht hat, als etwas Einziges und durchaus Eigenthümliches da und iſt in ſeiner kleinen Anarchie mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen ein ächtes Bild der großen teutſchen Anarchie, die ſeit dem Ausgange der Hohenſtaufen nun in die 560 Jahre beſtanden hat. Etwas Aehnliches als dieſe teutſche Studentenart und Studentenfreiheit haben andere Länder früher auch wohl gehabt, aber ſie hatten nie dieſe ganze germaniſche Fülle und Mannigfaltigkeit, noch haben ſie dieſelben durch allen Wechſel der Jahrhunderte und durch allen Fortſchritt oder Rückſchritt der Bildung erhalten können, wie ſie ſich in Teutſchland behauptet haben — Im Mittelalter war der Spanier nicht frei weder in Herrſchaft noch Entwickelung; er ſchlug ſich mit den muhamedaniſchen Moren um das Daſeyn und lernte von dem Kunſtreicheren und Gebildeteren Wiſſenſchaften und Künſte. Als die Zeit kam, wo er in eigener Freiheit und Herrſchaft ſich ſelbſt wieder mehr nach ſeiner germaniſchen Natur hätte zeigen und entwickeln können, da kamen auch Inquiſition und Jeſuiten und ein ſtolzer aus dem eigenen Volkskern freudig und unabhängig aufſprieſſender und aufſtrebender ſpaniſcher Student konnte nicht mehr werden — In Italien war auf den Univerſitäten von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert ein lebendiges und freies Leben; nach den Schilderungen, die man uns davon hinterlaſſen hat, kommt es einem oft faſt teutſch vor. Dies war aber auch deswegen ſehr begreiflich, weil die teutſche Zunge auf denſelben, beſonders auf den norditaliſchen von Padua und Bologna, wohl gewöhnlich die zahlreichſte war — Der Franzoſe, ein Mitteldinq von einem Chineſen und Juden mit vorherrſchender Anlage zu mechaniſcher Einförmigkeit und formaler Geſetzlichkeit, hat auch hier nie etwas von der teutſchen Art noch weniger von der freien teutſchen Wildheit gehabt. Er beginnt als ein zierlicher Schüler und endigt als ein ſolcher, von Anfang ſchon mit einem kleinen Stich der Melſterſchaft; denn er weiß ſogleich, was er wiſſen will und wie er leben ſoll. Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Böſen mit der germaniſchen Weiblichkeit nie viel gemein gehabt — Der Engländer hatte ſchon im Mittelalter beides im Weltlichen und Geiſtlichen eine mächtige politiſche Einheit, die ihm und ſeinen Einrichtungen einen eigenthümlichen und ſtrengen Karakter aufdrückte und alles in gemeſſener Zucht und Ordnung hielt. Die Art, wie unter den Regierungen Heinrichs des Achten und ſeiner Tochter Eliſabeth die Reformation der Kirche dort gemacht ward, ließ von den zufälligen Aeuſſerlichkeiten der alten Kirche weit mehr beſtehen, als in den proteſtantiſchen Ländern Teutſchlands geſchehen war. Dies geſchah auch bei den Anſtalten des Unterrichts. Die engliſchen Gymnaſien und Univerſitäten haben in ſo vielen Hinſichten eine faſt mönchiſche Einrichtung und Geſtalt und die Freiheit des Studenten iſt dort weit mehr durch Geſetze gebunden, zum Theil faſt ſchülermäſſig gebunden, als bei uns. Er würde aber auch bei größerer Freiheit wohl nicht ſo wild brauſen, als bei uns, weil das Volk ſchon klimatiſch viel geſchloſſener und ernſter und gemeſſener ſeyn muß, als wir — Was von den Engländern gilt, gilt in letzterer Beziehung eben ſo, und faſt noch mehr, von den Holländern. Sie ſind freilich ein ganz germaniſcher Stamm, aber ſie haben in einem engen und mit vielen klimatiſchen Eigenthümlichkeiten abgeſonderten Lande, kurz auf einer Erde und unter einem Himmel, die man, um ſie von allen andern zu unterſcheiden, holländiſch nennen mögte, ſich von jeher auf eine eigene und von dem übrigen Teutſchlande ſehr verſchiedene Weiſe beides äuſſerlich und innerlich geſtalten müſſen, und haben ſich in den letzten Jahrhunderten, wo ſie vom Reiche getrennt geweſen, noch mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen und verholländert. Wie ihr Leben ernſt, feſt und bedächtig und doch dabei froh und genußreich iſt, ſo iſt es auch ihr Studententhum, wie Einzelne mir erzählt haben: aber das weite germaniſche Leben muß fehlen, weil der weite germaniſche Kreis fehlt: die holländiſchen Univerſitäten müſſen ſeyn, wie z. B. die ſächſiſchen oder heſſiſchen ſeyn würden, wenn ſeit Jahrhunderten keine andere Lehrer und Studenten da geweſen wären, als ſächſiſche oder heſſiſche. — Die Schweden und Dänen haben noch das Meiſte von einem teutſchen Studenten, wenigſtens kann ihre Jugend leichter in die teutſche Art eingehen, als die engliſche oder gar die ſüdeuropäiſche. Doch iſt ihre Freiheit viel gebundener und ihre Art viel ruhiger, als die teutſche. Die ſchwediſchen Studenten waren ſeit der Throngelangung der Waſafamilie und der Reformation ganz den teutſchen gleich, und ſie hatten bei den häufigen Reiſen und Studien, welche die ſchwediſche Jugend in Teutſchland machte, alles auf teutſchem Fuß bei ſich eingerichtet; dazu kam endlich noch der teutſche Herrſcherſtamm der Pfalzgrafen bei'm Rhein. Aber gegen den Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts haben ſtrenge Geſetze die ſogenannte ſtudentiſche Wildheit beſchränkt, und Zweikämpfe und manches Andere, was ein teutſcher Student unter ſeine Herrlichkeiten rechnet, iſt dort faſt was Unerhörtes. Das iſt überhaupt eine eigene Erſcheinung, daß in Teutſchland vieles unbeweglich ſtehen geblieben iſt, während das geiſtige Leben nie geſtockt hat; in andern Ländern aber bewegte ſich das Politiſche in friſchem Leben fort, und die Einrichtungen geiſtiger Bildung blieben oft ganz unbeweglich ſtehen, wie ſie vor zwei Jahrhunderten geweſen waren. Teutſchland iſt überhaupt in unendlichen Beziehungen ein ſolches Urland reichſter Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, daß viele Erſcheinungen, die in andern Ländern Europa's einzeln aufgehen, in dieſer großen Mitte deſſelben, die zugleich ſo vieler Völker Wiege war, ihre Aehnlichkeit oder gar ihre Erklärung finden; ſo wie hier auch häufig Verſchiedenheiten neben einander ſtehen und beſtehen, die man nirgendwo ſonſt ſo ſieht — Die Polen und Ungern ſind, wegen der Nachbarſchaft und weil ſie früher wenigſtens zu uns zum Lernen zogen und von uns die Lehrer bekamen, in Hinſicht ihrer Univerſitäten und des Studentenlebens uns etwas ähnlich; eine eigene Art aus ihnen ſelbſt haben ſie nicht erſchaffen.

Ich will, damit wir endlich über die gewiß lobenswürdige Abſicht der Jünglinge, die mich um Rath gefragt haben, und über die Mittel, wie den Uebeln der Studentenfreiheit zu begegnen ſey, ein wenig auf das Klare kommen, einen Blick auf das wirkliche Leben werfen, welches ich zu meiner Zeit als Student gehabt habe und andere habe leben ſehen und noch jetzt leben ſehe. So, hoffe ich, werden wir auch dem mehr Innerlichen und Verborgenen, was dieſem Leben zum Grunde liegt, ein wenig auf die Spur kommen und das Ganze wenigſtens als Erſcheinung, wohinein ein jeder ſein Leben ſtellt, beſſer überſehen können.

Das Wort *akademiſche Freiheit* iſt nicht erſt aus den Zeiten der ſtudentiſchen Ausgelaſſenheit und Verwilderung, wie einige im unzeitigen Eifer etwa die letzten hundertfünfzig Jahre zu nennen belieben; es iſt uralt, wenigſtens gewiß nicht jünger, als die älteſte teutſche Univerſität. Auch iſt die Sache nicht jünger. Darüber haben wir Belege genug in manchen Kroniken des Mittelalters, und, wenn wir in jüngere Zeit hinaufſteigen wollen, in Ulrichs von Hutten und ſeiner Zeitgenoſſen lebendigen Schilderungen des Gelehrtenweſens und Studentenlebens ihrer Tage. Es hat vor ſechszig und fünfzig Jahren in Halle, Jena und Marburg gewiß nicht üppiger und wilder hergehen können, als dieſe uns das Bild der teutſchen und italiſchen Univerſitäten der damaligen Zeit vor Augen ſtellen. Im Mittelalter, wo alles ſich zu abgeſchloſſenen Geſellſchaften und Genoſſenſchaften bildete, wo alles ſich einigte und zünftete, bildeten die Gelehrten auf den Univerſitäten eine große und hochverehrte Genoſſenſchaft, eine majeſtätiſche Innung, zu welcher zu gehören Fürſten und Herrſcher für eine hohe Ehre achteten. Wer, von den engeren und ſtrengeren Banden der Schule erlöſt, als freier Geſell in dieſe Innung trat und lernbegierig den Verein der erhabenen Meiſter begrüßte, dem waren ſogleich die Vorzüge eines freien und ritterlichen Mannes beigelegt: er ſtand nur unter dem Freigericht ſeiner Innung und hatte mit allen freien und achtbaren Männern den Gebrauch der Waffen zu Schutz und Trutz gemein. Wiſſenſchaften und Künſte wurden damals bei unſern Vätern an ihnen ſelbſt ſo adelich gehalten, daß der Jüngling der niedrigſten Geburt durch ſie flugs neben den Sohn des Edelſten und Freieſten geſtellt ward. Dieſe herrliche Adlichkeit und dieſes hohe Ritterthum währte, ſo lange jenes Zeitalter, worin ſie entſtanden waren, in Begeiſterung blühete, bis auf die Zeit der Reformation. Nachher hat ſich alles mehr zerſpaltet und vereinzelt und in ſeiner Einzelheit abgelebt: es ſind drei Jahrhunderte nur Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht zu dem Zeitalter, an deſſen Eingange wir jetzt ſtehen. Die Weidlichkeit und Muthigkeit, die eigentliche Ritterſchaft des Lebens, iſt in allen Ländern ſeitdem mehr und mehr zerfallen und untergegangen; doch hat wohl der Teutſche am meiſten davon gerettet. Dies klingt ſonderbar, und iſt doch wahr. Im bürgerlichen und politiſchen Leben war er nebſt dem einſt ſo freien und kunſtreichen Italiäner am tiefſten geſunken; im poetiſchen und menſchlichen Leben iſt er vielleicht von allen am höchſten ſtehen geblieben: er hat darum auch den edlen Studentenſtaat, das freie akademiſche Ritterthum, am längſten behauptet, und übertrifft, wie wir eben ſahen, alle andere Europäer an dieſer Herrlichkeit.

Ich nenne es *Herrlichkeit* mit dem klarſten Bewußtſeyn und mit dem volleſten Gefühle deſſen, was ich ſage. Selbſt der kleine Reſt deſſen, was vormals war, als eine kühnere und ſchönere Zeit, als die jüngſtvergangene war, in

Kirche ſtand, iſt ſo herrlich, daß wir dadurch ſchon die Hoffnung einer Zukunft haben, die vielen unſerer Nachbarn fehlt. Der akademiſche Staat des Mittelalters war und der teutſche akademiſche Staat iſt noch in den letzten Jahrhunderten immer einer ganz eigenen Natur geweſen, die ich eine poetiſche Natur nennen mögte. Die Univerſitas als eine Idee war, ſo wie die abendländiſche Kirche als eine Idee, und wie der Zweikampf und die Vehme als eine höhere Idee, offenbar die Geburt nicht des Chriſtenthums überhaupt, ſondern die Geburt germaniſcher Chriſten. Wir müſſen, je tiefer die große Zeit, an deren Schwelle wir leben, uns in die Quellen und Gründe der Geſchichte unſeres Volkes und ſeiner hehren Vorzeit zurückblicken heißt, täglich mehr erſtaunen und anbeten vor dem Angebohrnen und Urſprünglichen, das von Anbeginn noch in den Teutſchen war, vor jener Unſchuld und Einfalt, die ohne Klügelei die Dinge faſt wie durch Gott in ihrem abgründlichen Seyn und Verhältniſſe erkannte, und die ſo vieles auf das weiſeſte geſchaffen und eingerichtet hat, wovon ſie ſelbſt nie etwas wußte. Auch die Univerſitas ſtand da als eine ſolche Schöpfung, auf der einen Seite feſt an die Kirche und an den Staat gebunden, (wie ſie denn in ihrem Anfängen wirklich ein kleiner Abdruck beide des Staates und der Kirche heiſſen konnte) auf der andern frei und ungemeſſen wie ein Reich, worin die kühnſten Geiſter die Flügel ſchwingen ſollten. Dieſe eine Seite dieſes geiſtigen Reiches iſt gottlob troz alles Geſchreis und aller Warnungen dagegen in Teutſchland immer noch ungeſchloſſen geblieben. Wir fragen einen Augenblick nach dem weiſen Inſtinkte, der die Väter wohl leiten mogte, bei welchen zuerſt die groſe Idee einer Univerſität aufſtieg.

Beſchränkt und umſchloſſen war der Staat auch im Mittelalter, ernſt und ſtreng war das Geſetz, das ihn zuſammenhielt, deſto ernſter und ſtrenger, je wilder und gewaltiger die noch nicht abgelebten und gebrochenen Triebe und Leidenſchaften der damaligen Menſchen waren. Die verſchiedenen Genoſſenſchaften, Geſellſchaften, Gaffeln, Zünfte und Innungen, deren damals ſo mancherlei und in ſo mancherlei Abſtufungen gefunden wurden, hatten freilich vielerlei Vorrechte, Scherze und Freiheiten, aber ſie waren in unendlich vielen Beziehungen wieder auf das ſtrengſte, ja oft auf das knechtiſcheſte gebunden, und muſten gebunden ſeyn, weil ſie auf ſo vielfache Weiſe recht eigentlich in das leibliche Leben des Staates mit eingriffen, ja mit demſelben meiſt auf das innigſte verflochten waren. Die Hierarchie oder das Prieſterthum im weiteren Sinne ſtand und ſteht freilich hoch über dem gemeinen Leben und über den Bedürfniſſen und Leidenſchaften deſſelben, aber als Geſellſchaft von Prieſtern, welche der armen und mühſeligen irdiſchen Menge die himmliſchen Güter austheilen und vermitteln ſollte, berührte ſie das Irdiſche und Leibliche der Erde und den irdiſchen und leiblichen Theil des Staates ſehr nah. Sie muſte alſo in dieſer Hinſicht ſchon ſehr gebunden ſeyn. Viel gebundener und in ſich ſelbſt abgeſchloſſener und faſt gar keine Schwingungen aus ihrem Kreiſe in die ungemeſſene Weite hinaus erlaubend mußte ſie ſeyn, als eine Geſellſchaft der Heiligen und Reinen, die der Idee nach aus Erprobten und Bewährten beſtehen ſoll und keine Scherze und Spiele der Luſt und der Kühnheit mehr erlaubt. Die Einzelnen in ihr werden gedacht als unaufhörlich fortſtrebend zu höherer Klarheit und Geiſtigkeit; ſie ſelbſt aber muß äuſſerlich als eine ſolche dem Volke erſcheinen, die da nicht mehr ſucht, ſondern die da ſchon gefunden hat, die die Gränzen der Erde und die Gränzen des Himmels, welche ſie eben vermitteln ſoll, genau abgemarkt vor ihren heiteren Blicken liegen ſieht, und die alſo keinem Schwanken mehr ausgeſetzt ſeyn kann. Bei ihr alſo, die ſich ſelbſt als Ganzes immer fertig denken und ſich dem Volke als fertig und ſelbſtbewußt darſtellen muß, kann von Freiheit kaum geredet werden in dem Sinne, wie wir eben davon geſprochen haben; ihr Weſen und ihre Erſcheinung müſſen Stätigkeit und Nothwendigkeit ſeyn. Weil ſie Kämpfe ſchlichten ſoll, kann in ihr kein Kampf ſeyn; ſie ſoll tröſten und beruhigen, nicht aber erregen und reizen; ſie ſoll von dem Irdiſchen befreien, damit wir ſanft und freundlich in den Himmel kommen, ſie kann alſo kaum hie und da einen Schatten jener Ungebundenheit und Ungemeſſenheit, die man wenigſtens dunkel unter dem Worte Freiheit immer mitverſteht, in ſich ſchlieſſen. — Aber in ganz anderen und ihr allein eigenen Verhältniſſen ſtand die akademiſche Geſellſchaft da beides zu ſich ſelbſt und zu dem Staate. Sie hatte, wie faſt alle übrige Genoſſenſchaften und Innungen, wenig mit dem Leiblichen zu thun; ſie hatte auch nicht, wie die höchſte

Geſellſchaft auf Erden, die Hierarchie, eine beſtimmte Beziehung auf den Staat, nämlich die Mittlerſchaft zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen; ihr Gebiet war das Gebiet des Geiſtes in ſeinem weiteſten Umfange: ſo weit das Leben reicht in allen ſeinen Tiefen und Höhen, mit allen ſeinen Kräften und Trieben, kurz in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Geiſtes und Muthes hinein reichte ihr Gebiet. Und das war recht eigentlich der Karakter dieſer Geſellſchaft, daß ſie, für alle höchſte Beſtimmungen ſich rüſtend und bereitend, noch gar keine Beſtimmung hatte, ſondern auf den übermüthigſten Flügeln des Geiſtes ſich nach Gefallen durch das unermeßliche Gebiet des Lebens und Wiſſens hintummelte. Dieſe akademiſche Geſellſchaft oder Univerſität war ein rechtes Allerweltskind, das in ſehr loſen und leiſen Beziehungen zum Staate ſtand und ſeiner Natur nach in dem Leiblichen und Irdiſchen nicht feſt wurzeln ſollte; Luft und Licht ſollte ihr Gebiet, Luft und Licht ſollte ihre Nahrung ſeyn, die Geiſter ſollten ihre Geſpielen ſeyn; ſie ſollte einem Baume gleich ſeyn, deſſen Zweige viel höher nach oben gehen, als ſeine Wurzeln zur Tiefe hinab dringen, der mehr von dem Aether, als von der Erde lebt; ihr einziger Zweck ſollte ſeyn, keinen Zweck zu haben, ſondern alles Leben und allen Geiſt ſelbſt, ohne einen Rückblick auf den Nutzen und auf das Bedürfniß, für den höchſten Zweck zu halten. Sie ſollte alſo, wenn wir dieſe verſchiedenen Strahlen ihres Weſens zu Einem Bunde zuſammenfaſſen, eine Geſellſchaft über und auſſer allen Nöthen und Bedürfniſſen der übrigen Geſellſchaften ſeyn, eine edle und königliche und ritterliche Genoſſenſchaft, die erſt mit allen Adlern durch die Lüfte flöge und alle Himmel und Sterne erkundete und ſich droben mit Muth und Geiſt und Feuer füllete, damit ihre Genoſſen einſt ſpäter, aus ihrer ſtolzen Gemeinſchaft entlaſſen, mit den Lerchen über die Furchen ſtreichen und das kleinere und bedürftigere Leben der Erde deſto kräftiger und würdiger verwalten könnten. Die Univerſität alſo war gleichſam eine Vorſpielerin und Vorbereiterin zu allem, eine geiſtige Fechtſchule der edelſten Uebungen, die aber im Leben noch keinen Krieg und Kampf hatte und die bei dieſen Uebungen allein die Luſt und die Freude als Sporn und Zweck kannte und noch auf keinen künftigen Gebrauch und Nutzen hinſah. Als dieſe freieſte Geſellſchaft, ja als eine faſt reingeiſtige und idealiſche Geſellſchaft, bedurfte ſie ſo ſtrenger Verfaſſung und ſo bindender Geſetze nicht, als die Geſellſchaften, welche entweder recht eigentlich in dem Irdiſchen ſtanden und durch das Irdiſche beſtanden, oder deren Zweck und Wirkſamkeit, wie groß und hehr ſie immer ſeyn mögten, doch durch irdiſche Verhältniſſe und menſchliche Bedürftigkeit begränzt und beſtimmt werden mußten, wie dies z. B. mit der Hierarchie der Fall war. Auch zwei Rückſichten, die man bei dieſer Betrachtung nicht vergeſſen darf, haben die Geſetzgeber der Univerſität gewiß, wenn auch durch ein dunkles Gefühl, geleitet: Rückſichten beide auf die Meiſter und auf die Lehrlinge und Geſellen. Die Meiſter der Geſellſchaft, vermöge ihres Geſchäftes und ihrer Wiſſenſchaft kaum mit Einem Fuße in dem Leben ſtehend und durch ſtrenge und ernſte Studien in ihnen ſelbſt verſchloſſen und abgeſchloſſen, hatten mit dem Streite und dem Getümmel deſſelben wenig zu thun; ihre Geſetzgebung hatte alſo auf die gemeinen Händel und Bedürfniſſe unſers Menſchthums kaum hinzublicken. Die Geſellen und Lehrlinge bildeten unter ihnen und neben ihnen eine Genoſſenſchaft, die ſie auf der einen Seite innigſt berührte, die aber auf der andern Seite auf das ungemeſſenſte und übermüthigſte in alles Leben hinausbrauſete. Da dieſe Geſellen und Lehrlinge aber durchaus in der erſten Jugendblüthe waren, welcher man Manches zu Gute halten muß in dem Vorgefühle, wie feſt das Bürgerleben ſie ſpäterhin oft binden wird und wie ſehr ſie alſo bedarf die Flügelkraft der Freiheit und des Muthes zu ſtärken, damit ſie nicht nachher, wo ſie luſtig und muthig fliegen ſoll, matt und knechtiſch krieche; und da dieſe Jugendblüthe viel mehr, als die ſpäteren Jahre, der Art iſt, daß ihre Ungeſetzlichkeit und Unregelmäſſigkeit, ja ſogar das, was einige ſchon ihre Laſter nennen, viel größere Unſchuld in ſich trägt, als das männliche Alter; da ſie auch vermöge der akademiſchen Grundidee mit der Leiblichkeit und Bedürftigkeit des Lebens, worüber auf den Jahrmärkten und Landſtraßen des Lebens die meiſten Händel entſtehen, wenig zu thun hatte, ſondern auf alles das gerichtet war, was darüber hinaus liegt, ſo war damit ſchon der Stoff zu vielen Uebertretungen abgeſchnitten, welchen alle andere bürgerliche Geſellſchaften ausgeſetzt ſind — es bedurfte alſo bei weitem nicht ſo vieler hemmenden und verbietenden Strafgeſetze, als bei den meiſten andern Klaſſen des Staates. Wenn gleich auch in dieſe Gemeinſchaft, die ihrem Weſen nach eine geiſtige und faſt überirdiſche Gemeinſchaft ſeyn ſollte, manches Rohe und Ungeiſtige, und ſolches, was nur an der Schwere des Erdkloßes klebte und nichts weiter als einmal die gemeinen Früchte deſſelben zu koſten ſtrebte und begehrte, mit hineinkam, ſo waren doch die meiſten Jünglinge über das unterſte Elend und den niedrigſten Schmutz des Menſchthums hinausgehoben und hinausgebildet — und auch in der Hinſicht konnte man ſie freier laſſen, als die meiſten übrigen Klaſſen. Nicht die gröbſten und roheſten Verbrechen der plumpen und dicken Sinnlichkeit waren bei dieſen ſo ſehr zu fürchten, als Vergehen geiſtigen Uebermuthes, ſinnlicher Ueppigkeit und jugendlicher Freudigkeit. Wie weit alſo der Jugend, beſonders einer in die geiſtige Unermeßlichkeit des Lebens und der Idee hineinſtrebenden Jugend zu verzeihen und ihnen die Bahn von Schranken frei zu laſſen war, iſt in Zeiten ſchöner Freiheit gefühlt worden, und ſo iſt der Name akademiſche Freiheit von Geſchlecht zu Geſchlecht den Enkeln überliefert.

Ich könnte eine Lobrede ſchreiben auf dieſe akademiſche Freiheit, ja meine Worte könnten ein Hymnus werden und ſich mit der brauſenden Gewalt eines begeiſterten Hymnus fortrollen, wenn ich an ſie denke. Wie tief dieſe akademiſche Freiheit herabgeſetzt iſt von einigen, wie ſehr ſie in ihr den Sumpf und Pfuhl aller Laſter und alles Verderbens geſehen und gefunden haben, ſo hoch haben ſie andere geſtellt und geſchätzt: und ich muß nach meiner Erfahrung und nach meiner innigſten Ueberzeugung bekennen, daß ich zu dieſen letzten gehöre. Das Heidenthum hatte gewiß einſt einen lieblichen und idealiſchen Jugendtraum. Wie dieſer früheſtens am Indus und Ganges und an den Ufern des Oxus und Araxes geträumt worden iſt, das wiſſen wir nicht, ſondern können wir nur ahnden nach den dunkeln Spuren, welche die Geſchichte uns von jener früheſten Zeit gewieſen hat. Selbſt wie die Hellenen ihn geträumt haben in dem Alter ihrer Herrlichkeit, können wir wohl merken aus ihren Thaten und Werken, aber nicht nachleben und nachempfinden und nachträumen, ſo daß dieſer Traum ein volles lebendiges Leben würde. Denn ſie waren Heiden, und wir ſind Chriſten, und ungeheure Klüfte der Zeiten und noch ungeheurere Klüfte der Empfindungen und Gedanken liegen zwiſchen ihnen und zwiſchen uns. Das aber wiſſen wir, daß die Blüthe ihrer Freiheit und ihres mächtigen und idealiſchen Jugendlebens kurz war und höchſtens von zwei Jahrhunderten umſchloſſen; und doch auch in ihrer beſten und ſchönſten Zeit haben ſehr wenige von ihnen die beinahe göttergleiche Herrlichkeit und Freiheit genoſſen, welche denen, die ſie kennen, d. h. die ſie an ihnen ſelbſt und in ihnen ſelbſt erkannt haben, akademiſche Freiheit heißt: die lieblichſte und köſtlichſte Blume des germaniſchen Geiſtes und des germaniſchen Chriſtenthums. Dieſe Herrlichkeit, die wir nie genug preiſen können, iſt jezt an die ſechshundert Jahre alt, und wir wünſchen, daß die Teutſchen nimmer ihres Alters Gränzen erblicken. Nichts beurkundet mehr den friſchen und hohen Sinn des Volkes, das Geiſtige und Dichteriſche ſeiner Uranlagen, die tiefe Ehrfurcht vor der Freiheit und Ungebundenheit der himmliſchen und überirdiſchen Kräfte und des himmliſchen und überirdiſchen Lebens, als daß dieſer freieſte Staat in einem Staate, aus welchem ſeit Jahrhunderten faſt alles ſtolze und politiſche Leben verſchwunden war, mitten im Getümmel und Wechſel der Zeiten hat beſtehen können. Es iſt dieſe große Erſcheinung auch ein großes Zeichen für unſre künftige politiſche Erneuung; denn ein Volk, bei welchem ſolche Freiheit ſich behaupten kann, als die akademiſche Freiheit der Teutſchen iſt, hat bei aller ſeiner ſcheinbaren Zerfallenheit und Auflöſung noch ſo viele Urkeime und Urkräfte des Lebens in ſich, daß es immer wieder Neues und Lebendiges aus ſich heraus ſchaffen und bilden kann. Ja wer dieſes höchſte und freieſte Leben von vier bis fünf der freudigſten Jahre je gefühlt hat, wer nicht durch eine jämmerliche Erziehung verkrüppelt und verknechtet, wie ein anderer bürgerlicher Ochs oder ein anderes bürgerliches Maulthier, bei ſeinen Studien ſogleich nach der Haberkiſte und dem Mehlſacke des künftigen bedürftigen und engen Lebens ſah, wer wirklich ein Student geweſen iſt, wie ſollte er ein Land nicht ſegnen und ein Volk nicht preiſen, das ihm ſo lange ein Leben erlaubt hat, wie es bei den Griechen einſt auf dem Ida und Olympus von den Göttern geträumt iſt, ein Leben poetiſcher Freiheit und Gleichheit, ein ſelbſtgenügendes und ſelbſtherrſchendes Leben ohne Zwang und ohne Sünde, wo die unermeßliche Weite der Geiſterwelt geöffnet iſt, und wo die Leiberwelt, die Welt der Menſchen und der Bürger, nicht vor jede übermüthige Luſt und jede jugendliche Kühnheit einen Schlagbaum mit Wächtern ſtellt, die mit Stöcken und mit Spießen zur gemeinen Ordnung und gemeinen Tugend treiben? wie ſollte er nicht ſagen, ja wie ſollte er nicht ſingen, daß Heſperien und Iberien und das alte nun ſeiner Götter und Künſte beraubte Hellas wohl die Bäume der goldenen Aepfel zeugen und von den milden Lüften wehen, welche die Nymphen und Muſen zu Liedern und Reigen laden, wohl die Quellen und Hügel noch zeigen, um welche in ſchöneren Tagen die himmliſchen Götter ſich ſchaarend geglaubt wurden, daß aber durch Germaniens grüne Eichen jetzt die einzige höchſte Freiheitsluft wehet und daß von ihren Zweigen allein Kränze gebrochen werden dürfen, welche die Freieſten und Glücklichſten tragen mögen? Wer dieſe höchſte Zeit des Daſeyns, dieſe teutſche Studentenzeit, durchlebt und durchgeſpielt und durchgefühlt hat, wer in ihr gleichſam alle Schatten eines dämmernden Vorlebens und alle Makken einer beſchränkteren und mühevolleren Zukunft in verkleideten Scherzen und muthwilligen Parodien durchgemacht hat, der nimmt in das ärmere Bürgerleben, dem er nachher heimfällt und dem er ſeinen gebührlichen Zins abtragen muß, einen ſolchen Reichthum von Anſchauungen und Fantaſien hinüber, die ihn nie ganz zu einer chineſiſchen Puppe und zu einem hohlen und zierlichen Lückenbüſſer und Rückenbücker der Vorzimmer werden laſſen. Ich meine nicht bloß die Vorzimmer, in welchen auf Fürſten und Miniſter gewartet wird; es giebt viel ſchlimmere Vorzimmer, wo die menſchliche Geduld weit ärger zerarbeitet wird: auch der Krämer hat ſeine, ja der Nachtwächter iſt nicht ohne ſie, ſo wie das bürgerliche Leben in ſeinen Verhältniſſen ſteht und ſtehen muß. Iſt es nicht dieſe göttliche Freiheit, dieſe höchſte Freiheit, deren Nektar allein der Student einige Jahre in ganzer Fülle koſtet, dieſe akademiſche Herrlichkeit, deren Duft und Hauch nachher nimmer ganz verfliegt? die in dem Gemeinen und Bedürftigen des Lebens tröſtet und über das Gemeine und Bedürftige, deſſen es hier unten ſo viel hat, erhebt? iſt es nicht dieſe akademiſche Freiheit, die uns mitten unter Mühen und Sorgen in dem vierzigſten und fünfzigſten Jahre noch ſo oft den ſeligen Traum vorgaukelt: Das Leben ſey ja nur ein Ding, das ſich geſtalten müße, wie wir es anſchauen, das dienen müße, wie wir herrſchen wollen? von uns hange es ja ab, von uns und von nichts Anderem, die unſterbliche Jugend zu bewahren und in unverwelklicher Unſchuld die Freude immer wie eine blühende Braut zu bewahren und den fröhlichen Muth wie den rechten Bahnmacher und Herold des Lebens voranfliegen zu laſſen? iſt dieſe akademiſche Freiheit, dieſes ach! zu vergängliche und flüchtige Götterſpiel weniger Jahre, es nicht, welche den teutſchen Mann bei aller Elendigkeit und Jämmerlichkeit der politiſchen Geſtalt ſeines Vaterlandes in ſo vielen Hinſichten doch zu einem freieren und ſelbſtſtändigeren Mann macht, als die Männer der meiſten übrigen Länder Europa's ſind? Alſo ich preiſe dich, bräutlichſtes und blühendſtes Bild meiner Jugend, und Tauſende meiner Brüder preiſen dich mit mir, die deine Schöne geſchaut und erkannt haben, ich preiſe dich, und will dich und dein göttliches Leben nicht beſchränkt haben, wenn auch ein paar Ruchloſigkeiten weniger gehört und einige Lebensknäuel um ein paar Jahrzehende weiter hinaus gereckt würden. Das Daſeyn hienieden iſt keine mönchiſche Bußanſtalt und ſoll es nicht ſeyn; es iſt eine Pilgerſchaft der Kraft und der Tugend, wodurch zu dem Höchſten hinaufgeſtrebt wird durch Arbeit uno Muth; nicht die Länge und Breite des Lebens, ſondern die Tiefe und Höhe rechnen wir als Geiſter: und wo dieſe Rechnung gilt, da muß auch der Freiheit der höchſte Preis ſeyn, und jener Tugend, die allein aus der Freiheit die ſtrahlendſten Kränze flicht.

Doch ich trete hier durchaus als ein Beſtochener auf, als ein ſolcher, der kein Recht hat in der Sache zu reden, deren unbedingter Lobredner er iſt; ich ſtelle die Sache nach meinem Gefühle und Gemüthe dar, nach dem inneren Geiſt und Weſen, die vielleicht in ihr ſind. Darum muß ich ſie nun ein wenig umkehren und mich ſelbſt und meine Perſönlichkeit wegſchieben oder doch zur Seite ſchieben; ich muß ſie einmal darſtellen, wie ſie äuſſerlich erſcheint, ich muß, damit die Tadler und Gegner der akademiſchen Freiheit auch ihr Recht erhalten, wenigſtens ein kleines Bild der teutſchen Univerſitäten und des teutſchen Studentenlebens, wie ſie vor den Augen der Menſchen erſcheinen, entwerfen; ich muß darum auch die Mißbräuche und Mängel derſelben ohne Verſchleierung und Milderung zeigen. Und ich will das ehrlich thun. Da ich mich der Erinnerung meiner Jugend auch in dieſen ſpäteren und arbeitvollen Jahren noch recht herzlich freue, ſo ſteht das Bild jenes nun vergangenen Lebens, und das Bild der teutſchen Univerſität überhaupt noch recht lebendig vor mir, und ich hoffe, daß ich es in einem kurzen und leichten Umriſſe werde hinwerfen können. Einer breiten Schilderung und Ausmahlung bedarf es ja auch nicht, da die meiſten, die dieſe Worte leſen werden, das, wovon die Rede ſeyn wird, kennen, und alſo leicht werden beurtheilen können, wie viel an dem Umriſſe wahr iſt.

Die teutſchen Univerſitäten könnte man in mancherlei Beziehungen auf verſchiedene Weiſen eintheilen. Ob ſie reicher oder ärmer begabt ſind, ob ſie in der Mitte Teutſchlands oder an ſeinen Enden liegen, ob ſie einem großen oder kleinen Ländergebiete angehören. — Das ſchon giebt ſehr bedeutende Unterſchiede, die ihre Rückwirkung beides auf die Lehrer und auf die Hörer nicht verfehlen. Man kann ſie in dieſer Hinſicht in reiche und arme, in große, mittlere und kleine eintheilen. Einige ſind ſo klein, haben ſo geringe Hülfsmittel, ſo enges Gebiet, oder eine ſolche Abgelegenheit, daß ſie bei unſerer Ueberſicht in gar keine Betrachtung kommen können: ſie können, weil ſie meiſtens nur von den Umwohnenden beſucht und bevölkert werden, kaum Univerſitäten heiſſen, weil bei dem Mangel an Zuſammenfluß der Jünglinge aus den verſchiedenſten Landen der teutſchen Zunge ſich das gemeinſame Teutſche unmöglich entwickeln kann. Was die Noth bei den kleinſten macht, das macht bei den mittleren oft die finanzende Thorheit der Regierungen, die den Geiſt ihres Volks im Bann halten: ſo daß es Bannprofeſſoren giebt, wie es an manchen Orten Bannſchlächter und Bannmüller hat, und daß die armen Studenten ausſchließlich an die heimiſche Univerſität gewieſen ſind, wo Familiennähe und Familienrückſichten und oft eine faſt fiskaliſche Aufſicht dem freien und ſelbſtſtändigen Leben keinen Schwung und Ausflug erlauben.

Aus den eben angegebenen Verhältniſſen und aus andern zufälligen und oft unerklärlichen Einwirkungen, oft ſogar aus der Eigenthümlichkeit der erſten Lehrer, die eine Univerſität gründeten oder ihr einen Namen machten, am meiſten aber wohl aus der Eigenthümlichkeit der teutſchen Volksſtämme, die auf jeder gewöhnlich die zahlreichſten ſind, wird wieder die beſondere Art und der eigene Ton, die oft in den grellſten Unterſchieden von den nächſten Nachbaruniverſitäten beſtehen, beſtimmt. Jeder fühlt, was ich meine, wenn er an demſelben Tage in Leipzig oder Halle, in Göttingen oder Marburg war. Freilich iſt allen Univerſitäten Teutſchlands von einem Ende bis zum andern etwas Eigenthümliches und Gemeinſames, was man auf die Weiſe bei ähnlichen Anſtalten anderer Völker Europas nicht wiederfindet, und deswegen können wir von einem teutſchen Studentenleben oder gar von einem teutſchen Studentenſtaate ſprechen; aber jede Univerſität hat doch wieder ihr beſonderes Gepräge und ihre karakteriſtiſche Eigenthümlichkeit in Streben und Studium, die ſie von allen ihren Schweſtern unterſcheidet. Auch in dieſer Anſicht könnte man die Univerſitäten des Vaterlandes nach ihren Verſchiedenheiten bezeichnen, indem man das als den beſtimmenden Karakter einer jeden ſetzt, was ſie am meiſten treibt und feſthält; denn zuweilen ſpringt die eine allerdings auf eine Zeitlang in die Art der andern über. So könnte man nach der vorherrſchenden Art und Wirkung einer jeden von gelehrten, zierlichen, männlichen, wilden, renommiſtiſchen, duelliſtiſchen, philoſophiſchen u. ſ. w. ſprechen. Ich könnte einige namentlich anführen; aber wozu ſollte das dienen als zur Erregung des Neides und Haſſes, welchen ein Menſch, der Bücher ſchreibt, doch genug ausgeſetzt iſt ? Ich ſage nur, daß diejenigen Univerſitäten, die ſich am meiſten der Zierlichkeit befleiſſigen in Sitten und Wiſſenſchaften, mir den Zweck des teutſchen Studentenlebens am meiſten zu verfehlen und von dem Beſſeren, was mir in der Studentenfreiheit zu ſeyn däucht, am wenigſten zu erreichen ſcheinen.

Wir gehen nun nach dieſem Vorſpiele in das Studentenleben ſelbſt hinein und verſetzen uns auf eine beliebige größere teutſche Univerſität, und ſtellen die Arten und Erſcheinungen, die allen gemein ſind, die ſich im Wechſel weniger Jahre auf den einzelnen auch oft beiſammen finden, neben einander hin; wodurch für uns und für andere allerlei erbauliche Betrachtungen entſpringen werden.

Zuvörderſt muß man wiſſen, was ich oben ſchon weiter ausgeführt habe, daß die Univerſität eine freieſte Geſellſchaft oder Innung iſt, ſchon ihrer Idee nach eine hehe königliche und ritterliche Geſellſchaft. Jenes Gefühl ziemte den Chriſten und ziemte vor allen andern Chriſten den Teutſchen, daß es keinen älteren und edleren Adel geben kann, als den Adel des Geiſtes, den Adel der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Aus dieſer Idee ward die geiſtige Ritterſchaft, Univerſität genannt, gebohren, welche den Sohn des Schuhmachers und Bauers, den Kunſt und Wiſſenſchaft ſchmückt, zu der Würde der Freiherren und Grafen erhebt. Dieſes Ritterthum, dieſe hehre und königliche Gleichheit aller Klaſſen und Stände, iſt mitten im Verfalle der politiſchen Freiheit Teutſchlands nicht bloß als eine Trümmer ſtehen geblieben; nein es ſteht in ſeiner vollen Ganzheit bis auf den heutigen Tag. Als Bürger der Univerſität tritt der Sohn der ärmſten und dunkelſten Aeltern, wenn er an Leib und Seele reiſig und bewehrt iſt, mit den Edelſten und Vornehmſten in die Bahn, und wer an Geiſt, Luſt und Muth der reichſte und kühnſte iſt, wird, wenn er will, durch den angebohrenen Adel herrſchen. Dieſe ſtolze Gleichheit, die das beſchränktere Leben ſpäter ſelten mehr zeigt, rechne ich unter die erſten Herrlichkeiten des teutſchen Studententhums, die nur als eine köſtliche Reliquie deſſen, was das ganze große germaniſche Volk einſt war, noch übrig iſt.

In dieſer wunderbaren Gleichheit, die nirgends in der Welt ſo beſteht, als in Teutſchland, und in einer Freiheit, die, in den letzten Jahrzehenden freilich mannigfaltig beſchnitten und beſchränkt, ſich doch immer wieder aus dem Druck emporlüftet und ſelbſt durch das Augenzudrücken der Meiſter der Geſellſchaft gerettet wird, wo ſie einmal in Gefahr zu ſeyn ſcheinen könnte, wandelt nun das mannigfaltigſte und bunteſte Leben neben einander, und jeder ſucht und findet im großen Vereine wieder eine engere Genoſſenſchaft, der er ſich nach ſeinem Gemüthe anſchlieſſet. Dieſe Verſchiedenheit ſteht in den grelleſten Gegenſcheinen oft dicht neben einander und iſt nur ein etwas jugendlicheres, lauteres und kühneres Vorſpiel des gewöhnlichen Bürgerlebens, ſo wie das Studieren ſelbſt ſeinem beſſeren Sinne nach eine freie und allgemeine Vorbereitung auf jedes mögliche Leben iſt.

Zuerſt giebt es auch unter den Studenten, obgleich ſie alle andere Menſchen unter dem Namen Philiſter ihnen grade gegenüber ſtellen, in ganzer Bedeutung des Wortes ächte Philiſter, die man zum Unterſchiede von den andern Philiſtern Studentenphiliſter nennen könnte. Dies iſt jene zahlreiche Klaſſe Menſchen, die Gott als Ballaſt und Ueberfracht des Lebens geſetzt und denen er zum Troſt ihres Daſeyns eine reiche Gabe von Selbſtgenüge und Selbſtgefälligkeit gegeben hat: jene Art, welche ſich eben ſo mit fortſchiebt, und ohne welche, wie es mir vorkommt, die Welt und das Leben zu geſchwind rundlaufen würden: jene, welchen alles Lebendige ſich zur todten Form verſteinert und welche die

Nußſchalen ganz entzwei knacken, deren Kerne die Kühneren ſchon herausgeholt haben. Dieſe Studentenphiliſter erſcheinen nach dem Ton, der eben auf einer Univerſität herrſcht, in ſehr verſchiedener Geſtalt; doch haben ſie alle den wunderbaren Götzen gemein, der lange ſchon bei Studenten das Comment genannt wird, ein ſeltſames und unbeſchreibliches Ding, deſſen Bedeutung aber die meiſten, welche dieſes leſen werden, ſo ſehr kennen, daß ich es nur anzudeuten brauche. Keiner einzigen teutſchen Univerſität fehlt es ganz an dieſem Comment, einer Ueberlieferung von Seltſamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tauſendfältigen Verkleidungen und Wechſelungen doch immer ungefähr zu demſelben Ziele ſtreben. Wo das Studentenleben und die Freiheit am matteſten ſind, auf den zierlichen Univerſitäten, iſt am wenigſten von dieſer in mancher Hinſicht doch recht anmuthigen Abentheuerlichkeit zu finden. Auch wo etwa einmal eine Zeitlang akademiſche Windſtille iſt, da zieht ſich dieſes Comment unter die mittelmäſſigſten Köpfe zurück; wo aber friſcher Wind oder gar Sturm des Lebens weht, da ſind auch die Beſten und Kühnſten eifrige Pfleger deſſelben. Doch Götze und Spielwerk bleibt es der Philiſter unter den Studenten, das einzige Höchſte, was ſie in der Zeit der glücklichſten Freiheit erleben können.

Die erſten dieſer Studentenphiliſter nenne ich die ordentlichen Philiſter. Dieſe gehen von Kindauf nach Brod, ſie ſind rechtliche Leute, die künftig keinem was abbringen und ſtehlen, die ſich aber auch nicht auf halsbrechenden Bahnen durchs Leben tummeln wollen, ſie ſtudieren daher auch recht fleißig für das Brod und um das Brod. Wann ſie nun fleißig geweſen ſind, wollen ſie an Abenden oder Feiertagen ſich auch gebührlich ergötzen. Das ganze Geräth zu dieſer Ergötzung, den ganzen fertigen genialiſchen Spaß des Studententhums, haben ſie in dem Comment überliefert erhalten, und nehmen ſich zu ihrem Bedarf aus demſelben heraus, was ihre behagliche Bequemlichkeit in einen gelinden Trott ſetzt.

Die zweite Klaſſe Philiſter nenne ich die faulen Philiſter. Dieſe ſind gewöhnlich von der Art, die einen gewiſſen Anflug von Idee hat und durch das unregelmäſſige fröhliche und wilde Leben einzelner Genien, die wie Adler durch die Freiheit hinbrauſen, leicht verführt wird, eben in dem göttlichen Nichtsthun und in einem gewiſſen vornehmen Ueberdaskniezerbrechen des Lebens ſtehe die wahre Studentengröße, die ächte Burſchikoſität. Unter dieſen Faulen, die auch mit dem Comment und mit dem, was ſie aus der Fülle ihrer Faulheit hinzuſchaffen, eine jämmerliche Philiſterei treiben, giebt es gewöhnlich einige ſtattlicher Geſtalt und ſinnlicher Fülle, auch fliegt ihnen, da ſie ſich von dem dicken Leben ſo weich und gemüthlich forttragen laſſen, zuweilen etwas zu, was dem Geiſtigen und Genialiſchen ähnlich ſieht. Dieſe verachten keine Art mehr, als ihre nächſten Nachbarn, die ordentlichen Philiſter.

Die Dritten, die Hauptſtudentenphiliſter, die eigentlichen Säulen des Comments, welche ihn bis zum Abentheuerlichen und Rieſenhaften hinauftreiben, ſind die Renommiſten: einige zahme und leere Geſellen, die gewöhnlich mit Schimpf und Schande aus der Rolle fallen müſſen, andere beherzt, muthig und tüchtig, die in allen Stücken löblich geweſen ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht höher geſtellt hätten, als ſie ſtehen konnten. Dieſe müſſen die Anſprüche auf einen gewiſſen freieren und ſtolzeren Geiſt und auf eine gewiſſe Herrſchaft immer mit gezücktem Degen verfechten. Unter dieſe Renommiſten ſchleichen ſich auf einige Zeit häufig herrliche Geſellen ein, welche von Kämpfen und Gefahren gelockt werden, und bringen den ſogenannten höheren Comment oft eine Zeitlang zu Ehren. Doch halten ſie bei dieſer etwas kühneren Philiſterei ſelten bis ans Ende aus, ſondern machen ſie im Uebermuth der Jugend nur durch als eine der vielen Geſtalten, in welche ſich die akademiſche Freiheit zuweilen verpuppet. Dieſe Dritten ſind in Hinſicht der Studien gewöhnlich unfleiſſig, theils weil ſie zur Erhaltung des ächten Comments ſich viele andere Geſchäfte machen, theils weil ein ſklaviſcher Fleiß, wie ſie ihn nennen, ſich für einen ordentlichen Burſchen nicht ſchickt, ſondern das Zeichen eines Pinſels, eines Thekeſſels, eines feigen und teeken *) (weichlichen) Kerls iſt. Es gehört zur Rolle dieſer Gattung, daß ſie ſich in der Regel viel ungebehrdiger, wilder und liederlicher ſtellen müſſen, als ſie ſind. Doch trifft es ſich gottlob oft, daß ſolche an

---

*) Teek: (ſchwediſch täck: zart, lieblich) weich, mürb — ein ächter Burſchenausdruck.

der Spitze ſtehen, die alle Gebote des Comments auf das ſtrengſte und gewiſſenhafteſte erfüllen und bei aller Wildheit die Keuſchheit als eine alte geprieſene Tugend der teutſchen Jugend vor allen Dingen obenan ſtellen. Wirklich war das Gebot des alten teutſchen Renommiſten ſo; Jungfernknecht, Weiberkerl ſoll gottlob bei vielen dieſer Wilden den größten Schimpf bedeuten. Dies iſt eine wohlthätige Seite des Studententhums, daß ſie die Friſcheſten aus der gefährlichen Genoſſenſchaft der Weiber faſt bloß in die Gemeinſchaft der Männer und Jünglinge lockt.

Dieſe faulen Philiſter und dieſe Renommiſten des Comments ſind diejenigen Studenten, welche die Herrſchaft haben und oft eine recht ſchwere Tyrannei üben. Von der Tyrannei weiter unten.

Die zierlichen Studentenphiliſter finden ſich auf den zierlichen Univerſitäten, deren in Teutſchland gottlob immer wenige geweſen ſind: ſie finden ſich auch wohl einzeln auf den andern, ziehen dort aber immer die Fühlhörner ein, weil die glatte Zierlichkeit und weichliche Weiberei daſelbſt zu vielen Anſtoß und Gegenſtoß findet. Dieſe Gattung, die aus Eitelkeit und Weichlichkeit ſelbſt in den muthigſten Jahren mit der Freiheit nichts anzufangen weiß und die größte Herrlichkeit in nichtiger Tändelei verſpielt, iſt wohl die allerphiliſteriſcheſte. Bei den Studenten heißt ſie gewöhnlich Jungfernknecht, Damenpudel, Weiberwedel, Weiberknecht. Viele ſind der Meinung geweſen und ſind noch der Meinung, nichts ſey einem Jünglinge zwiſchen dem achtzehnten und vierundzwanzigſten Jahre Bildender und Erhaltender als der Umgang mit anſtändigen Frauen und Mädchen, und deswegen haben die Profeſſoren auf einigen Univerſitäten ordentliche Weiberbildungsanſtalten für die Studenten geſtiftet mit dem ganzen Geräthe philiſteriger Albernheit und Ziererei, die nie fehlen, wo die mittlere (ſogenannte bürgerliche) Welt ſich zu der hohen Welt hinaufſchrauben will. Grade dieſe herrlichen Jahre ſind die Jahre, wo der Jüngling in der höchſten Freiheit, die ihm nachher nie wieder ſo wird, ſeinem Gemüthe den Stahl des Karakters vorſetzen ſoll. Dies kann nur geſchehen durch Umgang mit tüchtigen Männern und waiblichen Jünglingen. Am meiſten wird dies gehindert durch Umgang mit Weibern, auch mit den beſten Weibern. Die Heilige Schrift ſpricht von vielen Hurereien, die nicht bloß leiblich ſind; es giebt manche geiſtige Hurereien, ärger, als alle leibliche. Der viele Umgang mit Weibern treibt die Jünglinge durchaus aus der Friſche und dem Ernſt ihres Lebens heraus, deren ſie in dieſer großen Entwickelungsperiode ſo ſehr bedürfen: er macht ſie flatterhaft, eitel, einbildiſch, ſelbſtſüchtig, und weichlich. Selbſt Männer von dreiſſig und vierzig Jahren haben daher immer noch auf ihrer Hut zu ſeyn.

Es folgen die Fleiſſigen. So heiſſen nicht alle fleiſſige Studenten ohne Unterſchied, ſondern eine beſtimmte Klaſſe, für welche das Wilde und Uebermüthige des Studententhums gar nicht da zu ſeyn ſcheint. Dieſe zahlreiche Klaſſe beſteht theils aus ſolchen, die aus angebohrner Blödigkeit eine Scheu vor allem Freien und Muthigen haben, theils aus denen, die, im Druck und in der Armuth erzogen, auf der Univerſität auch mit ſpärlichen Mitteln gerüſtet ſind, und ſich oft erſt nach den Studentenjahren zu einigem Selbſtgefühl erheben. Dieſe Art erkennt ſich leicht; ſie wird im Anfange verſucht, geneckt und gelockt, endlich aber, wenn ſie ſich ſelbſt gleich bleibt, ſteht ſie ruhig in allen Stürmen da, und wird auch von den Wildeſten und Roheſten anerkannt als etwas, das ein Recht hat, in der Brüderſchaft zu ſeyn, was es iſt. Dieſe ſtehen ſicher durch ihre Unſcheinbarkeit und Anſpruchloſigkeit.

Die Ritterlichen müſſen vor allen andern genannt werden, die Herrlichen und Muthigen, welche die königliche und erhabene Ritterſchaft des teutſchen Studententhums lebendig erhalten. Dieſe allein verſtehen die Freiheit recht zu gebrauchen und ſtreuen ihren heiligen Samen nicht bloß durch die Studenten, ſondern ſpäter durch das ganze Bürgerleben umher. Dieſe gehen mit der Freudigkeit des Muthes und mit der Ueppigkeit des Genius während vier fünf Jahren alle verſchiedenſte Geſtalten und Verpuppungen des Studentenlebens durch, machen ſich aus allem ein fröhliches Spiel, und bewahren doch das Köſtlichſte bis ans Ende. Damit dieſe, vielleicht in ganz Teutſchland jährlich nur ein paar Hundert, zu dem höchſten Gefühle des Lebens und dem innigſten Bewußtſeyn des Muthes und der Kraft kommen könnten, verlohnte es ſich allein ſchon, daß die akademiſche

Freiheit in höchſter Fülle erhalten würde. Doch auch was ſie auf die Mittelmäſſigeren und Schlechteren wirkt, läßt ſich freilich im Einzelnen nicht zeigen, aber offenbart ſich ſpäterhin in dem ganzen teutſchen Leben. Dieſe ritterlichen, die ſchöpferiſchen und erhaltenden Geiſter des akademiſchen Lebens, ſtehen oft ganz frei, wo alles Uebrige häufig in heilloſer Commentpedanterei und wüthender Ordenſpielerei knechtiſch gebunden iſt, gehen mit angebohrner Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durch alles ohne Anſtoß hindurch, und ſind, wie es höheren Genien gebührt, aller Freunde.

Auch bei der ärgſten Tyrannei, die zuweilen auf teutſchen Univerſitäten herrſcht, behaupten ſich außer dieſen Ritterlichen Einzelne für ſich oder mit einigen Freunden zuſammengeſchloſſen mit der gebührlichen Freiheit und Freude. Iſt man tüchtig und ruhig und hat man eben den menſchlichen Schein, nichts ſcheinen zu wollen, ſo hat man ſelbſt in den wildeſten Haufen in der Regel ſeinen Frieden und ſeine Achtung. Auf dieſe Weiſe beſtehen Einzelne oder kleine Schaaren von Sechſen und Zwölfen in tüchtiger Stille und Weidlichkeit oft mitten unter den wildeſten Ordensgeſellſchaften und Landsmannſchaften.

So und mit hundert und tauſend anderen Abſtufungen und Schattierungen ſteht das Leben und Treiben des teutſchen Studenten. Ueber die zu große Wildheit, Willkühr, Ungebühr und Rohheit deſſelben iſt oft genug geklagt und viele Verſuche ſind gemacht zu ihrer Hemmung und Einſchränkung; ja auch an ſolchen hat es nicht gefehlt, welche gerathen haben, die ganze akademiſche Freiheit mit Einem kräftigen Hiebe zu fällen und die Univerſität wie jede andere bürgerliche Geſellſchaft unter ſtrenge Halsgeſetze und Polizeigeſetze zu ſtellen oder ſie gleich den engliſchen Lehranſtalten einer mehr kloſterartigen und mönchiſchen Zucht zu unterwerfen. Doch hat ſich das Studentenleben bis jetzt leidlich behauptet, und hat man es hie und da ja einmal mit dem Joche belegt oder an der Krone behauen, immer hat es ſich mit jugendlicher Kraft wieder aus dem Druck emporgelüftet und aus dem verhauenen Stumpfe neue Sproſſen getrieben.

Das, worüber bei der teutſchen Studentenfreiheit am meiſten und heftigſten und zum Theil mit dem volleſten Rechte geklagt wird, würde ſich ungefähr auf folgende Hauptpunkte zuſammen ziehen laſſen:

1. Es läßt ſich oft nichts Elendigeres, Dummeres und Platteres denken, als das Treiben und Leben und Weben des ſogenannten Comments und der flotten Burſchikoſität. Es iſt unglaublich, wenn grade zufällig der Ueberfluß der geiſtigen und erregenden Kräfte auf einer Univerſität nicht groß iſt, mit welcher jämmerlichen und matten und geiſtloſen Leerheit und Nichtigkeit die faulen Philiſter und die wilden Renommiſten die köſtlichſte Zeit der Jugend vertändeln und verſpielen, und wie ſie trotz den ausgemachteſten Philiſtern des gewöhnlichen Bürgerlebens das Nichts mit einem Ernſt treiben, der bei ſolcher Jugend doppelt und

dreifach poſſierlich iſt. Dieſe drücken durch ihr breites und plattes Leben, das ſie mit voller Philiſtermethode führen, den Geiſt todt, das Einzige, weswegen die akademiſche Freiheit in einem guten Staate noch geduldet werden kann. Sie zwingen eine Menge unerfahrner oder ſchwacher Jünglinge, die ſich in eigener Selbſtſtändigkeit nicht behaupten können, in ihre jämmerliche Tollheit hinein und machen ſie wüſt, dumm, faul und unwiſſend, wie ſie ſelbſt ſind. Und auf dieſe Weiſe geht dem Staate eine Menge Jünglinge verloren, die ſonſt geſchickte und brauchbare Männer hätten werden können.

2. Ein zweites Uebel, ganz in dieſem oder doch neben demſelben beſtehend ſind die Orden, zuſammengeſchloſſene und bewaffnete Verbrüderu[illegible] die ihre eigene Geheimniſſe und Vorſteher haben und von einem Studentengeſchlechte dem andern überliefert werden, mit allen ihren Albernheiten, Anſprüchen, Händeln und Feindſchaften. Wie hoch dieſe auch im Geſetze verboten und wie ſchwer ſie geächtet ſind, immer noch ſind ſie nicht auszurotten geweſen, weil der unvertilgbaren Hyder immer wieder die Köpfe anwachſen, die man ja einmal abgehauen hat. Wie viel Zeit, Geld, Sittlichkeit, Geſundheit hiebei verſpielet wird, wie gefährliche Schlägereien, Kämpfe und Aufruhre hierdurch häufig veranlaßt werden, was ſollen wir klagen und ſagen, was die meiſten aus ihrer Erfahrung wiſſen?

3. Dieſem Unweſen der mancherlei Studentenorden hat man wohl am beßten zu begegnen gemeint durch Landsmann-

ſchaften, und hat nur noch ein zweites Uebel geſchaffen. Sie wurden faſt allenthalben unter anderen Namen daſſelbe, was die waren, denen ſie entgegengeſtellt wurden, und haben keinen höheren und edleren Geiſt geſchaffen, als jene hatten, ſondern eben ſo, wo nicht noch mehr, mit Tand und altüberlieferter ſtudentiſcher Renommiſterei oder Pedanterei des Comments geſpielt. Ja durch Eines ſind ſie viel verderblicher geworden, daß ſie das verſchiedene Teutſche aller Länder, das durch das freie Studentenleben ſo wohlthätig für das ganze Vaterland unter einander gemiſcht wird, in ihren Stämmen in erbärmlicher Einzelnheit rein abgeſchloſſen halten. Dadurch vernichten ſie den höchſten Zweck des teutſchen Studierens, daß durch die Miſchung und Reibung des Vielfachen und Verſchiedenen, was in dem ganzen Volke iſt, das allen Gemeinſame hervorſpringen und gefunden werden ſoll. Denn durch den engen Geiſt dieſer Landsmannſchaften hat es wohl geſchehen können, daß auf einer Univerſität der Schleſier nie mit andern als mit Schleſiern und der Weſtfale nie mit andern als Weſtfalen zuſammengekommen, und daß die hohe Erfriſchung, Erquickung und Belebung des allgemeinen teutſchen Geiſtes dadurch gradezu gehindert iſt: ſo daß bei einer ſo mangelhaften und engherzigen Einrichtung die Herren eben ſo vernünftig daheim geblieben wären und dort ihre Studien getrieben hätten.

Anmerk. Die Beſchwerden, die hier über die Orden und Landsmannſchaften geführet werden, ſind in der Regel zu wahr. Sie gelten nicht ganz, wann genialiſche Häupter und Aelteſte an der Spitze derſelben ſtehen. Dies iſt aber nicht häufig der Fall. Gewöhnlich ſind es liederliche Wildfänge oder plumpe und in allen Vorurtheilen und in aller Pedanterei des Comments ergraute Renommiſten, welche ſich der Herrſchaft bemeiſtern, die oft, wie in einem andern Regimente, durch eben ſo viele Ränke und Durchſtechereien und Hetzereien errungen als feſtgehalten wird. Weil nemlich die Angelegenheiten der Orden und Landsmannſchaften wegen des Ueberflüſſigen und Commentsmäßigen, was darin nicht fehlen darf, unendlich viele Zeit rauben, ſo entziehen ſich die beſſeren Köpfe und Herzen, die ſonſt wohl gern eine ordentliche und fröhliche Studentenfreiheit befördern mögten, gewöhnlich der Verwaltung derſelben.

4. Unerträglich, ja zuweilen gräulich, iſt die Tyrannei, welche durch die Orden und Landsmannſchaften und durch die pedantiſchen Philiſter des Comments über die ganze Studentengeſellſchaft geführt wird und deren Laſt alle Freiheit und alles Selbſtgefühl unterdrücken muß. Die meiſten müſſen ſich ſchon in das eiſerne Joch fügen, wenn ſie anders Frieden haben wollen; denn es kommt hiebei in der Regel nicht bloß auf gewöhnlichen unleidlichen Zwang oder auf unangenehme Misverhältniſſe an, ſondern meiſtens gar auf Leben und Tod. Man ſieht, wie arg bei aller geprieſenen Freiheit die ſchändliche Knechtſchaft iſt, wenn mancher recht ſtattliche und ritterliche Jüngling ſich darum in zehen oder

fünfzehen Duellen raufen und endlich einen Ort wohl gar verlaſſen muß, wo er wegen ſeiner Studien und wegen anderer Rückſichten gern geblieben wäre.

5. Endlich ſind die Zweikämpfe auf den teutſchen Univerſitäten ein uraltes und unvertilgbares Uebel; troß aller Hinderniſſe und aller Strafen dauren ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, und ſcheinen dieſer Jugend, die ſich doch für die Uebung der Wiſſenſchaften und Künſte beſtimmt und vereinigt bekennt, wie eine rechte Peſt des Unheils eingeimpft zu ſeyn. Und dieſe Zweikämpfe als Kinderſpiele oft um den größten Tand und die läppiſcheſten Kleinigkeiten? So daß es dahin gekommen iſt, daß Aeltern, die ihre Kinder auf die Univerſität ſchicken, ſie faſt in den Krieg zu ſchicken ſcheinen. Denn wie viele von ihnen kommen gar nicht, wie viele kommen mit verſtümmelten Gliedern und verletzter Geſundheit zurück!

6. So viele Gefahren locken und drohen der Sittlichkeit, Geſundheit und dem Leben und bei vielen Hunderten wird der Zweck des Studierens gänzlich verfehlt; denn auch der Reitzungen zum Herumtreiben und zum Vertändeln und Vertrödeln der Zeit mit den elendeſten Albernheiten und Jämmerlichkeiten ſind gar zu viele, und manche, die als geſchickte und fleiſſige Jünglinge von der Schule und von dem Gymnaſium gingen, kommen als unwiſſende und faule Geſellen, die in ihrem Leben zu nichts zu gebrauchen ſeyn werden, von der Univerſität zu Hauſe; denn wehe dem Jünglinge, der fleiſſig ſeyn will, wenn es bei den Herrſchenden auf einer

Univerſität grade zum guten Ton gehört, faul zu ſeyn, wenn derjenige für einen Kalmäuſer und Pinſel gehalten wird, welcher die Kollegien fleiſſig beſucht und daheim die meiſten Stunden mit Leſen und Studieren zubringt.

So iſt das Studentenweſen und ſo ſind und erſcheinen die Mängel und Gebrechen deſſelben, wenn man bloß auf den äuſſeren Schein ſieht. Ich habe es zum Theil in grellen Gegenſätzen hingeſtellt, weil man es bei allgemeinen Beſchreibungen kaum anders kann, und habe in den Klagen und Beſchwerden über den Unfug und die böſen Folgen der akademiſchen Freiheit nicht meine Anſicht und mein Urtheil gegeben, ſondern wie ein gewöhnlicher Philiſter die Dinge anſehen und beurtheilen muß. Es giebt Leute, deren Triebe ſo weich und zahm ſind, daß ihnen alles fürchterlich, ja teufliſch däucht, was ein wenig aus dem gemeinen Geleiſe weicht, worin die arme gebändigte Welt mit ihrer kümmerlichen Tugend ſich ſo matt zieht und ſchleppt, daß man oft kaum weiß, ob man Menſchen oder Geſpenſter von Menſchen ſieht. Dieſe jämmerlichen Knechte, die darum noch nicht tugendhaft ſind, weil es ihnen an Muth fehlt, kühn und gefährlich zu ſündigen, haben gar kein Recht, über das Freie und Ungebundene zu urtheilen. Nur derjenige mag darüber urtheilen, der da weiß, welche Herrlichkeiten neben den Erbärmlichkeiten und Gefahren liegen, über die man die Hände zuſammenſchlägt. Was hier von dem Studentenleben geſagt iſt, findet ſich ſelten alles ſo an Einem Orte und zu Einer Zeit beiſammen, es iſt in mancherlei Abſtufungen und Graden verſchieden, und oft viel verhüllter und verſteckter, als ich es geſchildert habe. Erſtlich unter den Misbräuchen und Gebräuchen des ſogenannten Comments und des gebundenen und ungebundenen Studentenlebens, unter allen den wilden Scheinen und Geſtalten des Lebens, unter allen den Pedantereien, Renommiſtereien und Raufereien geht oft unſichtbar, gemeinen Philiſteraugen wenigſtens faſt immer unſichtbar, eine hohe und edle Geſtalt des Daſeyns hin, es glänzt oft über dem ganzen eine ſo ſtolze Majeſtät der Freiheit, daß durch ihren Götterſchein die meiſten Flecken verſchwinden, die man als Unſauberkeiten des Studentenweſens zeigen kann. Zweitens muß man das Studententhum und die Studentenfreiheit, wenn man ſie betrachtet und tadelt, nicht bloß als eine beſondere Gattung Leben, gleichſam als ein Leben an ſich, betrachten, ſondern man muß ſie mit allen anderen Arten Leben und mit dem Leben des teutſchen Volks und mit dem Leben der Jugend überhaupt zuſammenſtellen und vergleichen, damit man ihnen nicht Gebrechen, die es mit allen oder doch mit vielen gemein hat, als eigenthümliche Gebrechen aufbürde. Wir wollen alſo dieſes Studentenleben, wie es nicht bloß in ſeiner Erſcheinung ſondern auch in ſeinem Seyn iſt, einmal aus ſeiner Beſonderheit und Einzelnheit herausheben und es mit dem allgemeinen Leben des Volks und der Jugend zuſammenhalten; ſo werden ſich gewiß andere Anſichten und Betrachtungen ergeben, als wenn man es gleichſam in ſeiner völligen Abgeſchloſſenheit von allen andern für ſich betrachtet.

Wir kommen zu dieſer Zuſammenſtellung ſogleich mit dem natürlichen Vorurtheile, es müſſe ſich in dem, was man als das Eigenthümliche und Beſondere des teutſchen Studententhums anzugeben pflegt, gewiß ein Wiederſchein des Volkes abſpiegeln, welchem dieſe Studenten angehören; und in der That finden wir es ſo. Schon in dem Anfange dieſer unſerer Unterhaltung habe ich darauf angeſpielt, wie die Erſcheinung der teutſchen Univerſität und des teutſchen Studenten mit der Erſcheinung des teutſchen Volkes zuſammenfalle. Das teutſche Volk iſt ein noch durchaus jugendliches und poetiſches Volk. Dieſe Jugend hat es, wie einige meinen, deswegen, weil es ſpäter als die meiſten anderen Völker zur Bildung und Verfeinerung gekommen iſt, wie ich meine, deswegen, weil es in ſeiner Art reiner und ungemiſchter geblieben iſt. Auf dieſe Reinheit und Ungemiſchtheit des Stammes muß ich nach meiner hiſtoriſchen Anſicht einen ſehr großen Werth legen, ohne daß ich die Gründe und Beweiſe dieſer Anſicht hier weiter durchführen kann. Tacitus hat vielleicht nicht gewußt, wie ſehr er die alten Germanen gelobt hat, als er ſagte, ſie ſeyen ein reines, mit keinen andern Völkern gemiſchtes und ihnen ſelbſt nur gleiches Volk. Ohne fremde Reitze und Triebe, ohne viele Stacheln früher entwickelter Sinnlichkeit oder früher verdorbener Künſtlichkeit, welche die Reſte untergegangener oder verdorbener Völker oft in die kräftigen und rohen hineinwerfen, haben die ſpäteren Enkel jener Germanen wachſen und blühen können, wie die Bäume des Waldes und die Blumen des Feldes wachſen und blühen, welche keines Gärtners Hand zu frühzeitiger Zierlichkeit erzog und verbog, noch zu bunter Poſſenhaftigkeit der Zweige oder Ueppigkeit der Farben in huriſcher Baſtarderei unnatürlich zuſammenmiſchte und paarte. Denn gehen wir unſere Geſchichte durch von Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen und verfolgen ſie bis auf dieſen Tag, ſo haben wir faſt immer nur noch Kinderſpiele gemacht und getrieben; ohne Bewußtſeyn und oft ohne Zweck, meiſtens ſicherer geleitet durch den ſogenannten Inſtinkt, der aber bei reinen Völkern eine gewaltige Vernunft iſt, als andere durch ihre geprieſene Liſt und Klugheit ſich zu leiten meinen, haben wir ſo fortgelebt und fortgeſpielt, und es iſt uns dabei eben nicht unglücklicher gegangen, als andern Völkern. Auf dieſe Weiſe tritt die Geſchichte des Mittelalters vor uns mit allen ihren Geſetzen, Gebräuchen, Sitten und Ordnungen, mit ihren Thaten und mit ihren Werken auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft; es iſt in allem dieſem eine unbeſchreibliche Natürlichkeit und Unbewußtheit, eine gewiſſe Kindlichkeit, die man zuweilen faſt verſucht würde Kinderei zu nennen. Wer die Geſetze der Freiſtaaten Griechenlands und Italiens ſtudiert hat, wer die ſtrenge geregelte und ernſt abgemeſſene Theokratie Roms in ihrer ganzen Reihenfolge und in ihrem gehaltenen Zuſammenhange der Theile von Numa und Servius bis Auguſtus jemals nur in einiger Deutlichkeit ſich vor die Augen des Geiſtes gebracht hat, wer des Geſetzgebers am Sinai allen Jahrhunderten trotzendes und überlegenes Werk je als ein Meiſterſtück des ſchärfſten und tiefſten

Verſtandes angeſchaut und bewundert hat, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daß im Mittelalter ſolche Feſtigkeit und Beſtändigkeit der Grundſätze und ſolcher Zuſammenhang und Zuſammengriff der einzelnen Theile des Staatsgebäudes nirgends geweſen iſt, wie bei den Völkern des Alterthums, die wir oben genannt haben. Nur die Kirche, oder richtiger geſagt, die Hierarchie der Kirche hat etwas dem Altſpartiſchen, Althebräiſchen und Altrauniſchen Aehnliches aufgeſtellt, und in der Vollkommenheit und Beſtändigkeit ihres Baues und in dem feſten Zuſammenhalte deſſelben das Unvollkommene und Ungefähre, was in dem Baue und der Geſtalt der weltlichen Staaten allenthalben erſcheint, gewiſſermaßen ergänzt und berichtigt. Man kann es der Hierarchie nicht abſprechen, daß ſie zu der Geſtalt der neuen Staaten weit mehr Muſter hergegeben, als ſie von ihnen erhalten hat; ſo wie ſie auch die unmündigen Völker an ihrem oft ſanften, oft auch rauhen Gängelbande manche Jahrhunderte geführt hat. Dies geſchah freilich faſt allen abendländiſchen Völkern ohne Unterſchied, welche die allgemeine Mutter, die katholiſche Kirche, mit ihren weiten und gewaltigen Armen umſchloß; aber die Entwickelung, Ausbildung und politiſche Geſtaltung derſelben unter dem Schutze und der Vormundſchaft der Kirche waren doch die verſchiedenſten. Einige ſchloſſen ſich unter dieſer Vormundſchaft und nach dieſem gezeigten Muſter, wenn auch nicht zu einer vollkommenen und großen, doch zu einer beſtimmten und feſten Geſtalt ab; andere blieben immer noch in einem unbeſtimmten, hin und her ſchwankenden und ungeſtalteten Zuſtande: ſie ſchienen nur Proben mit Geſetzen und Verfaſſungen zu machen, ſie blieben bei einer ungeheuren Mannichfaltigkeit und gingen durch unaufhörliche Wechſel, gleichſam als ob ſie immer noch Kinderſpiele mit dem trieben, was anderen Völkern ſchon lange als die ernſteſte und ſtrengſte Aufgabe des Lebens erſchienen war. Ich ſpreche hier von meinem Volke, von den Teutſchen. Was angebohrne Tugend, Vernunft, Gerechtigkeit und Redlichkeit bei allen dieſen politiſchen Kinderſpielen, wie ich ſie nennen mögte, Treffliches und Herrliches geſchaffen und gemacht haben, das bezieht ſich mehr auf das innere Leben, als auf die äußere Geſtalt. Dieſe letzte iſt nie fertig geworden, wir ſind bis dieſen Tag noch kein politiſches Volk geworden. Wir haben den Staat wie ein Spiel und das Leben wie eine Poeſie getrieben; wir ſind deswegen von plumpen Fäuſten anderer gar oft recht unſanft erinnert worden, daß ſolches Spiel und ſolche Poeſie häufig des feſten Bodens mangelt, worauf man im irdiſchen Kampfe allein ſicher ſtehen kann. Mit einer unvergleichlichen Luſtigkeit und Ergötzlichkeit haben die Teutſchen bisher mit allen Dingen und auch mit dem Staate, wie die großen Kinder geſpielt und ſich der Verſuche erfreut, die ſie in den vielfachſten Wechſeln bis auf den heutigen Tag gemacht haben. Sie haben in das Ding eine Art Poeſie gebracht, was ſeiner Natur nach die wenigſte Poeſie haben kann: ich meine in den Staat, der ſeiner Idee nach ein herbes und ſtrenges Ding iſt und von dem Geſetze gehalten werden ſoll, das wahrlich auch nichts Süßes und Liebenswürdiges ſeyn darf. Was ich hier geſagt habe, bedarf keines Beweiſes; wir brauchen nur die Augen aufzuthun und um uns herzuſchauen, ſo liegt der Beweis allenthalben ausgebreitet vor uns. In unſerm Politiſchen iſt alles noch unvollkommen, roh, ja zum Theil kindiſch; und davon iſt ſelbſt in der unendlichen Mannigfaltigkeit der politiſchen Geſtalten, die man bisher in unſerm Vaterlande geſehen hat, das gewiſſeſte Zeugniß. Alles iſt bei uns noch Jugend, ich mögte ſagen, faſt Kindheit, was bei den andern Völkern lange ſchon durchgelebt oder abgelebt iſt, und deswegen werden wir noch durch viele Bahnen der Bildung gehen müſſen, welche die andern vor langen Jahrhunderten ſchon durchgemacht haben. Und hier in dieſem bedeutenden Punkte, den ich eben berühre, treiben wir uns als Volk und als Beſchreiber des Volkes in einem rechten Zirkel herum, nemlich: *Weil wir ſo jung und ſo poetiſch ſind, ſo iſt die Geſtalt unſeres äußeren Lebens, und alſo auch die Geſtalt unſeres Staates* (wenn ich mir die ganze Menge der teutſchen Völkerſchaften als eine Staatseinheit denke, was ich doch muß) *noch ſo in kindiſcher Mannichfaltigkeit umherſchwankend und umhertappend, wie alle Staaten in ihrer Kindheit und Jugend geweſen ſind, d. h. ſie iſt roh und unvollkommen; auf der andern Seite aber iſt eben in dieſer Poeſie die Kraft und in dieſer Jugend*

das Heldenthum, welche alle Mängel und Schäden, die aus dieſer Rohheit und Unvollkommenheit entſpringen, bis jetzt immer noch ziemlich leidlich geheilt und gebeſſert haben. Ich brauche nur auf die letzten Jahre hinzuweiſen, welche dies beſſer belegen als hundert frühere Beiſpiele.

Was hier in Hinſicht auf den Staat in einer allgemeinen und höhern Anſicht der Dinge geſagt iſt, kann man mit derſelben Wahrheit und treffenden Richtigkeit von der gewöhnlichen teutſchen Geſellſchaft ſagen. Nur Eine Geſellſchaft haben wir leider hie und da noch, welche man eine todte und erſtarrte und in ihrer Geſtalt verſteinerte nennen könnte, welche eine immer gleiche Weiſe, oder, damit ich das rechte Wort gebrauche, einen ewig gleichen Ton hat. Dies iſt die Geſellſchaft, welche ſich die gute Geſellſchaft oder die Geſellſchaft vom guten Ton nennt, eine Geſellſchaft, die ganz auf fremde Art und fremdes Weſen, nemlich auf das franzöſiſche, gepfropft war. Dieſes todte und elendige Ding fand man faſt in den meiſten teutſchen Hauptſtädten, ja faſt in jeder größeren Stadt, die nur über 6000 Einwohner hatte, fand man wenigſtens etwas davon; jetzt aber wird es gottlob alle Tage ſeltener. Die Leute, welche dazu gehörten, nannten ſich — wie denn das Schlechte immer die Namen von dem annimmt, was es nicht hat — wohl auch Leute von Welt: ein ganz wunderlicher Name; denn ein Menſch von Welt kann derjenige wohl am wenigſten heiſſen, der in armſeliger Einſeitigkeit mit einigen todten und leeren Bildern der Welt gleiſſet und tändelt. Wo lebendige Mannigfaltigkeit iſt, da iſt Welt, und nur bei Geſellſchaften, wo dieſe herrſcht, ſollte von Welt geſprochen werden dürfen. Solche Geſellſchaften haben wir denn genug, und man kann von Teutſchland faſt mit Recht ſagen, was ſich von wenigen Ländern ſagen läßt: wie viele verſchiedene Orte, ſo viel, verſchiedene Töne. Freilich hat auch der teutſche Menſch etwas, das aus jenen teutſchen Eigenſchaften und Neigungen entſpringt, die ihm mit den meiſten andern Teutſchen gemein ſind: er hat Etwas, das man ſein Volksthümliches, ſein Teutſches nennen mögte und das ihn von fremden Völkern unterſcheidet; aber in jeder Landſchaft, und in jeder Landſchaft faſt wieder in jedem bedeutenden Orte, findet man dies wieder auf eine beſondere Weiſe verändert und abgeſtufet, weil die Kunſt noch nirgends die Natur verſchlungen und der Bürger noch nirgends den Menſchen aufgefreſſen hat. Wie ganz anders, wenn man nach England und Frankreich kommt! Der Teutſche hat nichts Angelegentlicheres, als ſeine Eigenthümlichkeit zu retten, die ihm mehr däucht als ſeine Volksthümlichkeit; und dieſe Eigenthümlichkeit bringt er natürlich auch mit in ſeine Geſellſchaft und macht dieſe dadurch mannichfaltiger, luſtiger und freier: So daß der teutſche Menſch noch im vierzigſten und ſechszigſten Jahre jene Mannigfaltigkeit noch auf das reichſte beſitzt, welche bei vielen andern Völkern entweder ſchon mit der Jugendblüthe vergeht oder ſich doch wenige Jahre ſpäter in der Einförmigkeit der Kunſt oder der Staatsgeſtalt verliert, wozu jene Völker ſich ausgebildet oder abgelebt haben.

Wenn dem ſo iſt, wenn das ganze teutſche Volk in mancher Beziehung noch ein Kind oder kaum ein Jüngling iſt, wenn alle Teutſche noch mehr von Trieben und Neigungen des Herzens und Lebens als von Weiſen und Geſtalten des Geſetzes und Staates bewegt und regiert zu werden ſcheinen, wie ſollte denn der teutſche Jüngling nicht jung ſeyn, ja wie ſollte er, um mit dem Volke zu reden, nicht noch jünger als jung ſeyn? Wenn der Erwachſene und der Alte ſich in Teutſchland noch ſo viele Freiheit und Ungebundenheit erlaubt, ſo wird es derjenige wohl dreifach thun und thun dürfen, den noch nichts Schweres drücken und nichts Feſtes binden, ſondern der ſich in Vorübungen und Vorſpielen auf künftige Kämpfe rüſten und bereiten ſoll? Und in der That der teutſche Student iſt ein ganz ächtes und klimatiſches Gewächs des teutſchen Landes und des teutſchen Volkes, in welchem bei der ſchönen allgemeinen Freiheit, worin er im jugendlichen Uebermuthe mit dem Leben ſpielen und ſcherzen darf, ſich ſo manches abdruckt und vorſpiegelt, welches man unter mancherlei Umſchattungen und Umgeſtaltungen in anderen Orten und Zeiten und Menſchen wiedererblickt. Der Teutſche würde alſo recht etwas Dummes und Schlechtes thun, wenn er dieſem ſeinem fröhlichen und jugendlichen Vorſpieler und Vorbildner des Lebens die Rennbahn beengen oder gar verſperren wollte, wenn er wegen einiger Misbräuche, die aber nicht allein der ſtudentiſchen Jugend eigenthümlich ſind, die akademiſche Freiheit als eine Hegerin der Laſter und Verruchtheiten unterdrücken und vernichten wollte.

Wir kommen nun auf dieſe zum Theil eingeſtandenen Misbräuche und Ausſchweifungen des Studentenlebens und auf die Klagen, welche manche ehrliche Leute darüber geführt haben, und werden bei näherer Betrachtung finden, daß das Meiſte ſich, nur unter etwas anderen Geſtalten, auch bei anderer Jugend ſo zeiget, und daß die Studenten die ganze volle Laſt der Vorwürfe und Beſchuldigungen nicht allein auf dem Nacken behalten. Nur weil ſie die glänzendſte Freiheit und das glänzendſte Leben haben, muß an ihnen alles, was bei anderer Jugend mehr von der Regel des Lebens bedeckt oder auch unſichtbar geſündigt wird, heller erſcheinen, als bei jenen, und daher müſſen ſie ihren Gegnern und Tadlern ſo viele Blößen geben. Denn überhaupt muß man das teutſche Studentenleben mitgemacht haben, um darüber zu urtheilen; ſeine Mängel erſcheinen weit mehr als ſeine Herrlichkeiten, weil dieſe Herrlichkeiten noch keine wirkliche Herrlichkeiten und Tugenden, ſondern nur erſt Vorſpiele und Vorzeichen derſelben ſind, und nur zuweilen hie und da als einzelne Blitze durch das Gewöhnliche und Gemeine durchſchießen und durchleuchten, welchem ſie äuſſerlich meiſtentheils ähnlich ſind und ähnlich ſeyn müſſen.

Wenn ſich die Jugend von dem ſiebenzehnten bis vierundzwanzigſten Lebensjahre hier mit meinem Studenten vergleichen will, ſo meine ich nicht den Sohn des Bauers oder Handwerkers, deſſen Handlungen mehr gebunden ſind und dem, wenn er nicht Soldat iſt, zwiſchen Arbeit und Herumſchweifen keine Wahl bleibt, ich meine den Sohn der wohlhabenderen und reicheren Klaſſen der Geſellſchaft, deſſen Aeltern die Mittel und den Trieb hatten, ihm eine ſorgfältigere und freiere Erziehung zu geben: ich meine den Jüngling, deſſen Bildung ihn dem Studenten etwa gleich oder ähnlich macht, den Sohn des wohlhabenden Kaufmanns, Landmanns, Beamten, Offiziers u. ſ. w. Wenn dieſer nicht ſtudiert ſondern mit dem Jünglingsalter in die bürgerliche Laufbahn tritt und das Geſchäft oder Gewerb ſeines Vaters oder ein anderes ergreift, ſo ſteht er allerdings mehr unter Aufſicht, als der Student; aber wer ſich ſelbſt nicht treiben will, wird auch hier zu nichts Großem und Trefflichem getrieben. Wenn es auch hier keine Faule, keine Liederliche, keine Schuldenmacher, keine Raufer, keine Landſtreicher, und andere übelberüchtigte Namen gäbe, wenn auch hier nicht alle Tage Jünglinge mit den herrlichſten Anlagen und den edelſten Herzen durch Wein, Weiber und Würfel untergingen — ſo würden wir mit unſern Studenten verloren haben. Ach! die Gebrechen der menſchlichen Natur, die Gebrechen und Ausſchweifungen und Gefahren der Jugend erſcheinen hier wie dort; nur daß das Uebel gewöhnlich dunkler und langſamer ſchleicht, und dadurch noch gemeiner und verderblicher iſt, als dort. Der Student, wann er faul und liederlich und ſchlecht iſt, hat mehr den vollen Schein, weil er ſich aus dem Schein nichts macht, ja weil es wohl häufig zum Comment gehört, ärger zu ſcheinen, als man iſt; der Jüngling der andern Klaſſen muß ſchon mehr Philiſter ſeyn, weil er unmittelbar im Staate der Philiſter lebt, worüber jener hinausgehoben iſt. Das aber will ich hier noch ſagen zum Troſt und zur Beruhigung vieler, welche die Dinge meiſtens zu ſcharf und zu eckigt ſehen und faſſen, daß es erſtlich eine Klaſſe gemeiner und gewöhnlicher Menſchen giebt, welche von Natur das Gemeine und Gewöhnliche ſuchen, und im bürgerlichen Gewerbe wie in der akademiſchen Freiheit mit ihren mittelmäſſigen Trieben und Wünſchen ſo ziemlich unverſehrt oder (wie einige es nennen) tugendhaft durchkommen; daß eine andere Klaſſe wild und ſtürmiſch iſt und früher oder ſpäter die Schuld heftiger Leidenſchaften und toller Streiche bezahlen muß: dieſe findet dafür allerdings mehr Platz in der Studentenfreiheit; daß endlich eine dritte Art iſt, die edelſte und köſtlichſte von allen, deren Freiheit nie zu frei ſeyn kann. Daß dieſe ſich bilden und alle Flügel des Genius entfalten und brauchen könne, dafür iſt kein Opfer zu groß, das die Geſellſchaft vielleicht alle Jahre von einigen Dutzenden Jünglingen bringt, die ohne dieſe Freiheit vielleicht erhalten wären. Und auch ſelbſt viele jener Gemeinen und Mittelmäßigen und Wilden bringen von der Univerſität etwas in ihr künftiges Leben und in die allgemeine Geſellſchaft zurück, was ſie nirgends anderswo gewinnen konnten als in der Studentengemeinſchaft, Keime des Lebendigen und Freien, die ſich nachher nicht mehr berechnen laſſen, die aber über das ganze Vaterland weit und breit ausgeſäet werden. Und das ſoll man vor allem mit in die Wagſchale legen, das Größte und Herrlichſte des teutſchen Studententhums und eines freien wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt, daß durch den hohen Schein des Lebens und durch den oft übermüthigen Schwung der Freiheit und des freien Strebens ſehr viele, die ſonſt früher der irdiſchen Wolluſt heimgefallen ſeyn würden, rein und keuſch durch dieſe wilden Jahre gehen. Wie viele habe ich gekannt, die, was man ſagt, alles mitmachten, aber der gefährlichen Venus noch keine Opfer brachten.

Tadelt man nun den ſtudentiſchen Comment und die alberne Spielerei, die man damit ſo häufig treibt, tadelt man andere Thorheiten und Lappereien, womit die Jünglinge ihre edle Zeit und das ſauer erworbene Geld ihrer Aeltern vertändeln, ſo iſt auch hier der Schein wieder größer als die That: der Schein, der bei dem Studenten mehr ſcheint, als bei den Jünglingen der übrigen Klaſſen, weil er meint der Welt nichts zu verbergen zu haben. Die Jugend muß ja ihre Tändeleien und Thorheiten haben, und läßt ſie ſich nicht nehmen. Wer ſich in der Welt ein wenig umgeſehen und das Thun und Treiben der Menſchen betrachtet hat, findet bald, daß jede Klaſſe und jedes Alter der Menſchen ihren Bocksbeutel, ihre Ceremonien und Pedantereien und Nichtigkeiten, kurz ihren Comment trotz einem Studenten haben, die ſie ſich nicht nehmen laſſen, und daß der Student nicht der einzige Jüngling iſt, der ſeine Zeit oft auf eine alberne und abgeſchmackte Weiſe tödtet.

Viel ſchwerer und gewichtiger, als dieſe Anklagen, ſind die Beſchwerden, welche über die Orden und Landsmannſchaften und ihre Tyrannei und über die Zweikämpfe geführt werden. Das ſind wirkliche und den Studenten mehr als anderen Volksklaſſen eigene Uebel, deren ſchädlichen und manchem Jünglinge allerdings verderblichen Misbrauch kein Verſtändiger ableugnen wird. Wenn es nur ſo leicht wäre, dieſe zu zerſtören, als es leicht iſt zu begreifen, daß ſie zerſtört werden ſollten!

Bei den Orden und Landsmannſchaften rechne ich den Verluſt der Zeit, die ja auf ſo vielerlei Weiſe verloren und wieder gewonnen wird, unter die Kleinigkeiten; ihre ſchlimmſte Wirkung iſt, daß ſie Feindſchaften und Spaltungen und Abſonderungen veranlaſſen, ordentliche Stockungen des Geiſtes, den ſie nicht, wie er ſollte, durch alle Glieder des akademiſchen Leibes fließen laſſen. Oft giebt es zehen oder zwanzig Jünglinge, deren freudiger und ritterlicher Geiſt tauſend andere beleben und erfriſchen könnte; dieſer würde ohne ſolche geſchloſſene Geſellſchaften, die einander gewöhnlich feindſelig gegenüber ſtehen, über alle andere hinweben und ſtrömen; nun bleibt er innerhalb der Gränzen der Geſellſchaft, der ſie angehören. Da ſind, wie ich oben angedeutet habe, die Landsmannſchaften noch ſchlimmer, als die Orden, weil die Jünglinge jedes einzelnen kleinen teutſchen Landes allein mit einander umgehen und für ſich bleiben, und ſo ſich unter einander verleben oder, was man nennt, verbauern; ſo daß dieſe Thoren ganz des Hauptzwecks verfehlen, weswegen ſie die Heimath verließen, nemlich andere Sitten und Arten ihres Volkes zu ſehen und aufzunehmen. Man hat gegen dieſe Orden und gegen die dumme Wuth der Landsmannſchaften genug verſucht, Geſetze ſind genug gegeben, Strafen ſind genug geſetzt, auch zum Theil mit Strenge ausgeführt, und das Uebel iſt unter anderen Namen und Geſtalten geblieben, ja es iſt wohl gewachſen, je mehr Wichtigkeit man ihm beizulegen ſchien. Wilde Hetzereien, Verletzungen der Treue, falſche Eidſchwüre, Aufruhre, Einkerkerungen, Verbannungen, vermehrte Zweikämpfe — das ſind die gewöhnlichen Folgen geweſen, wenn man ja einmal angefangen hat, das Uebel an der Wurzel ausrotten zu wollen, und gleich darauf hat es ſich in verjüngter Lebendigkeit gezeigt. So daß man, durch die Erfahrung geleitet, endlich als das Klügſte gefunden hat, ſich zu ſtellen, als ob man von dem Daſeyn ſolcher geheimen Geſellſchaften und von den landsmänniſchen Verbrüderungen gar nichts wiſſe.

Dies hier Geſagte gilt beinahe auch von den Zweikämpfen. Man hat ſie nun Jahrhunderte verſchrieen und geächtet als einen Auswuchs barbariſcher Rohheit, als einen hölliſchen Weg, mit Vorbeigehung des Geſetzes ſich ſein ſogenanntes Recht mit der eigenen Fauſt zu ſuchen; man hat aus den Grundſätzen der Sittenlehre und des Chriſtenthums zu beweiſen geſucht, ein Zweikampf ſey etwas Gräuliches und

Abſcheuliches, und allen Verboten und Lehren und Strafen zum Trotz findet ſich dieſe Barbarei noch in der Mitte von chriſtlichen Staaten. Ich könnte hier in die allgemeine Verbannung und Aechtung der Zweikämpfe einſtimmen; aber wozu Lügen? wozu etwas für eine Abſcheulichkeit erklären, was es an ſich nicht iſt? wozu etwas als Barbarei ſchelten, daß mir mit dem Chriſtenthume innig verwachſen zu ſeyn ſcheint? Es giebt Fälle, Ehrenfälle und Herzensfälle, die man vor keinen Richter bringen darf, ſondern die allein durch ein Urtheil Gottes, durch das Schwerdt geſchlichtet werden können. Dies iſt meine Anſicht von der Sache; aber ich will die Studenten dadurch nicht zu blutigen Kämpfen ermuntern noch damit alle die jämmerlichen Beſtimmungen ihres Comments billigen, nach welchen man ſich oft um wahre Kindereien raufen muß. — Auch wegen dieſer Zweikämpfe hat man genug geboten und verboten und geſetzt und geſtraft, und ſie ſind immer geblieben. Ein Mittel gäbe es allerdings, wenn man jeden Zweikämpfenden allenthalben in Teutſchland unerbittlich mit dem Tode beſtrafte; dieſes würde ſeine Wirkung nicht verfehlen. Allein wegen des Misbrauchs der freieſten und adlichſten teutſchen Jugend die Ehre und den Gebrauch ritterlicher Waffen nehmen und ſie zu Knechten erniedrigen — das wäre denn doch immer ein ſchlechter Rath und eine ſchlechte That.

So viel ſteht feſt nach unſern Betrachtungen, daß gebietende und verbietende Geſetze, Profeſſorenaſſembleen und Studentenklubs und Ehrengerichte und andere Herrlichkeiten der Art die Uebel nicht heilen und den Misbräuchen nicht abhelfen können, welche die akademiſche Freiheit und das teutſche Studentenleben mit ſich führt; nur eine ganz neue Verfaſſung könnte hier gewaltig helfen, wenn man nemlich den freien teutſchen Studenten zu einem mönchiſchen Neuling oder zu einem franzöſiſchen und engliſchen Studentenſchüler erniedrigte. Aber wie die Engländer gefürchtet haben, eine geheime und alldurchdringende und allumfaſſende Polizei bei ſich einzuführen, wenn gleich alle Tage einzelnen Leuten mit Piſtolen auf der Bruſt auf den Landſtraſſen Uhren und Geldbeutel abgefordert werden, ſo wollen wir einzelner Ausſchweifungen und Misbräuche wegen die fröhlichſte und herrlichſte germaniſche Freiheit nicht todtſchlagen laſſen. Traurig genug iſt es allerdings, daß ſelbſt in dieſer großen und außerordentlichen Zeit, wo unterſt im Volke ein höherer Geiſt wirkt und waltet, laut der Klage meines jungen Freundes und laut meiner eigenen Erfahrung, noch teutſche Univerſitäten ſind, die damit prahlen, daß ihnen und ihrer Jugend die ſogenannte Germanenwuth und alle politiſche Narrheit fern ſey, daß allein die Wiſſenſchaften alle ihre Triebe und Neigungen haben, daß noch Studenten ſind, die mit den matteſten und erbärmlichſten Albernheiten wie mit den ernſthafteſten Dingen ſpielen können, die in künſtlich getriebener und gemachter Rohheit, worin ſie den Gipfel der Freiheit ſetzen, und in fauler und ſchroffer Abgeſchloſſenheit ſich den gewaltigen Geiſtern zu verſperren ſcheinen, welche bis in die Hütten des ärmſten Tagelöhners durchgedrungen ſind. Aber dies kann nicht gebeſſert werden durch poſitive Geſetze noch durch ein von Grund aus umgegoſſenes Studentenweſen, durch eine noch ſo klug und weiſe beides für die Freiheit und die Tugend berechnete und entworfene neue Studentenverfaſſung oder einen neuen Comment. Wenn man ſich nicht freiwillig täuſchen will, ſo weiß man ja, daß alles dieſes, wie vortrefflich es auch ſey, nicht durch die Annahme (wir ſetzen voraus, daß es angenommen würde) lebendig wird, ſondern nur durch die Art derer, die es annehmen. Die Art muß man zuerſt verbeſſern; dann macht ſich der beſſere Comment von ſelbſt. Ueberhaupt bin ich nach meiner Anſicht der Dinge und nach der Erfahrung, die ich im Leben gemacht habe, der Meinung, daß für die Freiheit, welche akademiſche Freiheit heißt, faſt gar keine Geſetze gegeben werden müſſen, ſondern daß die Jugend, welche beſtimmt iſt, einmal die Geiſter zu führen, durch das freieſte Geſetz der Meinung und durch den freieſten Meiſter, durch den Geiſt, beherrſcht werden muß.

Der Apoſtel Paulus ſagt: Durch das Geſetz iſt die Sünde in die Welt gekommen. Dieſer große Spruch, den man bei der Erziehung der Jugend und im der Geſetzgebung bei der Erziehung des Volkes nie aus den Augen verlieren ſollte, gilt nirgends mehr als bei den Studenten. Poſitive Geſetze verhüten zuweilen Verbrechen und Laſter durch die Furcht vor der Strafe; die Gewalt haben ſie nicht, daß ſie Sitte und Tugend erſchaffen können. Da wir aber wollen, daß die Meinung, worin die höchſte Macht der Sitte iſt, und daß der edlere Geiſt des Zeitalters die Studenten beherrſche ſtatt des beſtimmten Geſetzes, ſo müſſen wir uns doch umſehen, wodurch dieſe mächtige Meinung und dieſes edlere Streben hervorgebracht werden könnte, wodurch die Misbräuche und Wildheiten der akademiſchen Freiheit eingeſchränkt würden.

Ein großes Mittel, die Studenten vor vielen Uebeln des Studentenlebens zu bewahren, ein Mittel, das ſich faſt immer als bewährt erprobt hat, haben die Aeltern ganz in ihrer Gewalt. Sie ſollen die Jünglinge reifer werden laſſen, als ſie gewöhnlich ſind, wann ſie zur Univerſität geſchickt werden. Ein Jüngling von ſechszehn, ſiebenzehn Jahren iſt den Verführungen und Kämpfen der Freiheit noch nicht gewachſen. Vor dem neunzehnten, zwanzigſten Jahre ſollte keiner eine Univerſität beſuchen. Dies würde viel Unglück abſchneiden, und die Studentenfreiheit würde dadurch im Ganzen einen feſteren und würdigeren Ton bekommen, und viele weniger würden die Opfer jugendlicher Leidenſchaften und Thorheiten werden.

Die herrlichſte Wirkung für eine edlere öffentliche Meinung, die beſonders in dem geiſtreichſten Theile des Volkes herrſchen wird, in denjenigen, die ihr Leben den Studien weihen, wird die immer allgemeiner werdende Anſicht haben, daß jeder teutſche Jüngling zum Streiter für das Vaterland beſtimmt iſt, daß er auf das früheſte wehrhaft und waffengeübt ſeyn ſoll. Wann dieſe Anſicht Einſicht wird, wann zweckmäßige Kriegsübungen allmählig über ganz Teutſchland eingerichtet werden, und wann einzelne Regierungen in kümmerlicher Engherzigkeit nicht hindern, daß die Jugend dabei mit den wahren und unſterblichen Grundſätzen von teutſcher Ehre, Freiheit und Vaterland getränkt werde, ſo wird ein höherer Ernſt und eine ſtillere Würde in das ganze Leben treten, ein teutſcher Ernſt und eine teutſche Würde, und dieſe wird in denen am mächtigſten wirken, welche am empfänglichſten für alles Große und Heilige ſind, in den Jünglingen. Sie werden durch mannliche Uebungen ihren Leib bewehren gegen Feinde und ihre Seele bewahren gegen Laſter. Fürchterlich oft iſt der Trieb der Wolluſt in den grünen Jahren; nicht das Evangelium, nicht Gott und nicht Gebete, nicht die Thränen und Vermahnungen treuer und frommer Aeltern, nicht das geiſtigſte und ſittlichſte Streben eines reinen Gemüthes ſchirmen immer gegen ſeinen irdiſchen Ungeſtüm; das iſt das glücklichſte Mittel dagegen, was das Leibliche und Geiſtige gehörig gemiſcht in ſich enthält. Dieſes Mittel ſind gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen, woran immer der Gedanke und die Liebe des Vaterlandes gehalten wird. Dadurch habe ich eine gewaltige Macht über den Knaben und Jüngling, wenn ich ihm das große zugleich leibliche und geiſtige Vaterland zeige: das Leibliche, was immer gerüſtet und gethan werden muß, damit das Volk in Kraft und Blüthe bleibe, und das Geiſtige, die großen Thaten, Künſte, Trefflichkeiten und Erinnerungen der Vergangenheit und der Gegenwart. „Knabe und Jüng-

„ling, du ſollſt züchtig leben, du ſollſt kein Weichling ſeyn, du ſollſt Leib und Seele ſtählen, damit du einſt allen Gefahren gewachſen ſeyeſt, damit du einſt ein Mann unter teutſchen Männern genannt werdeſt, damit du dem Vaterlande treu und redlich die unerläßliche Schuld bezahlen und ſeine Ehre und ſein Glück erhalten und fortpflanzen helfen könneſt; Knabe und Jüngling, du ſollſt deinem teutſchen Namen Ehre machen, du ſollſt einſt als ein ſtarker, tapferer und biederer teutſcher Mann da ſtehen.“ — Solche Worte, weil ſie das Irdiſche und Leibliche immer vor Augen halten, ſind gewaltiger für die Zucht der Leiber und den Ernſt der Gemüther, als alle allgemeine Lehren und Ermahnungen, welche von Sünden und Gefahren ſprechen, die dieſes Alter gewöhnlich noch nicht kennt, und welche auf Rückſichten und Pflichten hinweiſen, die zu geiſtig und unſichtbar ſind, als daß ſie der Seele der Jünglinge immer in voller Stärke gegenwärtig ſeyn könnten, ja welche wohl überhaupt in dieſem Alter noch keine Stärke haben können. Dieſe Kriegsübungen, und was ſich an ſie von politiſcher und ſittlicher Erziehung knüpfen läßt, und die Turnübungen, die unſer wackerer Jahn wieder ins Leben erweckt hat und die hoffentlich in wenigen Jahren bei keiner Schule und bei keinem Gymnaſium in Teutſchland mehr fehlen werden, müſſen uns eine viel feſtere und ernſtere Jugend ſchaffen, die durch eine höhere Anſicht des Lebens und durch die innig gefühlten Pflichten, die jeder Teutſche gegen ſein Volk und ſein Vaterland hat, von vielem Leichtſinn befreit und vor vielen Thorheiten und Ausſchweifungen behütet iſt, worüber jetzt nicht mit Unrecht oft auf Univerſitäten geklagt wird. Dies wird auch ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Zweikämpfe zeigen und die Mißbräuche mit denſelben um vieles verringern. Man wird ſich nicht mehr um Kindereien raufen; ein ſtrengerer Ernſt der Meinung, der ſich frühe bei den Jünglingen befeſtigt hat, wird den Unfug als Unfug und die Albernheit als Albernheit verdammen, und vor allem wird den Renommiſten und Händelmachern, wann ſo viele mit dem Eiſen des Schwerdtes und des Gemüthes gerüſtet da ſtehen, ihr ſchändliches Handwerk gelegt werden; die Meinung wird denjenigen für ehrlos und jedes ehrlichen Kampfes unwürdig erklären, von dem man beweiſen kann, daß er abſichtlich und ungereitzt jemand beleidigt habe.

Davon erwarten wir aber auch ſehr viel, ja wir ſehen an manchen Orten unſere Hoffnung ſchon erfüllt, daß das Zeitalter nicht allein die Jungen, ſondern auch die Alten, nicht allein die Lehrlinge, ſondern auch die Lehrer bilden wird. Todt war alles geworden, Gott und das Leben und die Wiſſenſchaft und die Kunſt; der friſche Wind, der über die Welt hingewehet iſt, der feurige Geiſt, der durch das teutſche Volk gebrannt hat, haben das Todte und Starre wieder erquickt und erfriſcht. Jetzt können die Alten, die Griechen und die Römer, und unſre alte Geſchichte und unſre ganze herrliche Vergangenheit der Jugend wieder lebendig gewieſen und gelehrt werden, und ſo kann Stolz auf

Kraft und Männertugend, Stolz auf Wahrheit und Gerechtigkeit, Stolz auf Freiheit und Vaterland, Stolz auf teutſche Biederkeit und Redlichkeit ſchon den Seelen der Knaben unauslöſchlich eingebrannt werden, ſo daß der ſchöne Stämpel der früheſten Jahre ſpäter gar nicht mehr zu verwiſchen iſt; jetzt können ſie fühlen lernen, was in der Unſchuld und Keuſchheit ſtark, in der Ehre und Treue unüberwindlich, in dem Ernſt und der Selbſtüberwindung heldenmüthig iſt. Und dies muß ſich durch ſo viele zu einer großen Tugend, zu einer neuen teutſchen Tugend, zuſammenbinden und das hervorbringen, was man eine teutſche Meinung nennen kann. Dieſe Meinung wird allenthalben ſeyn, ſie wird mächtig und feurig auch unter den Studenten herrſchen und walten, und als höchſtes Geſetz ihres Lebens die akademiſche Freiheit zügeln und bändigen helfen.

Dies hoffen wir von Schulen und Gymnaſien; Größeres fordern wir von den Lehrern der Univerſitäten. Wenn der lebendige Wind, von dem wir ſprechen, der göttlich ſo vielen todten Schutt aufgewehet hat, auch über die Todtenfelder und Gräber der Gelehrſamkeit, worin ſo viele Geſpenſter und Uhus und Käuze hauſen, hingeblaſen und den Staub weggeblaſen und die ſtarren Knochen wieder mit Leben durchhaucht hat, ſo müſſen die Gelehrten jetzt auch wieder friſch in das Leben hineintreten und der Jugend das Leben vorhalten und die gewaltige Wahrheit und Majeſtät des Lebens. Wann dieſe Lehrer fühlen, was die wahre Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit iſt, was die Tugend und Würde der Männer bedeutet, wann ſie ſelbſt gerüſtete und feſte und ehrenwerthe Männer ſind, ſo muß ihr Wort und ihre That das akademiſche Geſetz ſeyn, ſie müſſen nicht durch geſchriebene und gedrückte Geſetze, ſondern durch das lebendige Geſetz ihres Mundes und durch das lebendigere Geſetz ihres Beiſpiels die Meinung führen und die Tändeleien und Thorheiten und Wildheiten der Jugend bändigen helfen. Schwächliche und erbärmliche Bücherwürmer, die alles Andere kennen, nur nicht das Leben, können und dürfen das freilich nicht; aber Männer können und dürfen es, und Männer ſollten auch nur Lehrer ſeyn.

Alſo weg mit allen kleinlichen Verſuchen der gewöhnlichen Zierlichkeit und Ehre, womit man die gewaltigen Leidenſchaften und Triebe der Jugend zahm und kirr machen will! weg mit allen noch ſo ſchönen und menſchlichen Geſetzen, wodurch man Sitte und Tugend vergeblich zu ſchaffen meint! und das Leben ergriffen und die Kraft des Lebens geſtählt und als das Höchſte des Lebens vorangeſtellt! Und auf dieſe Weiſe, und auf dieſe Weiſe nur und auf keine andere, wird auch unter den Jünglingen auf der Univerſität eine öffentliche Meinung entſtehen, eine groſe Volksmeinung, weil ſie aus den höchſten Ideen, welche die Lehrer vor allen anderen Ideen nähren müſſen, erwächſt: aus den Ideen vom teutſchen Vaterlande und Volke und von teutſcher Tugend und Ehre. Dieſe Meinung wird die geiſtigeren und feurigeren Jünglinge unwiderſtehlich ergreifen und eine neue teutſche akademiſche Ritterlichkeit in That und in Geſinnung ſchaffen: der alte Comment wird durch dieſe ſchönſte Gewalt des ungeſetzten Geſetzes theils umgearbeitet, theils völlig weggearbeitet werden; denn bewahre Gott, daß das teutſche Studententhum nicht auch künftig noch als ein ganz eigenthümliches Leben, als der freieſte Staat im Staate, erſcheine. Wann dieſe Stärke der Meinung erwachſen iſt, was, wie wir hoffen, in wenigen Jahren allenthalben geſchehen wird, wo die Regierungen das Teutſche und Freie nicht abſichtlich hindern, dann wird über viele Mängel und Uebel der teutſchen Univerſitäten nicht mehr geklagt werden, und die freieſten Jünglinge werden, ſo ſehr es die irdiſche Unvollkommenheit erlaubt, zugleich die rüſtigſten und ernſteſten und die freudigſten und fröhlichſten ſeyn.

So bleibe denn in deiner ganzen Fülle, goldene akademiſche Freiheit! uralte und herrlichſte Ritterſchaft des Volkes der Germanen! Bleibe und blühe und gedeihe ohne ein anderes Geſetz als das Geſetz des Geiſtes und ohne eine andere Schranke als die Schranke teutſcher Sitte! blühe und ſchwebe in deiner Kraft, und erhalte uns bis in die ſpäteſten Jahrtauſende die Urenkel tapfer und rüſtig und frei, wie du ſelbſt in dieſer letzten matten Vergangenheit der einzige Athem Gottes geweſen biſt, der das Todte wieder belebt und das Verzweifelte wieder beſeelt und ermuthigt hat. Der Tyrann, der jetzt nach der Inſel Helena ſchwimmt, und die Schergen und Trabanten ſeiner Herrſchaft kannten dich wohl und zitterten vor deiner Herrlichkeit; ſie wußten, daß ein Volk nicht unterjocht iſt, bei welchem es noch einen Winkel giebt, wo freie Männer denken dürfen. Hätten ſie zuletzt geſiegt, ſie würden alle teutſche Univerſitäten vernichtet und die franzöſiſchen Mammeluckenſchulen eingerichtet haben, in welchen die Leiber zu Soldaten und die Geiſter zu Knechten abgerichtet wurden. — Ja wir müſſen es aller Welt ſagen, daß unſre Univerſitäten, daß die akademiſche Freiheit und der akademiſche Geiſt, der wie ein friſcher Samen der Tugend und Ehre über das ganze Volk ausgeſäet wurde, unſer Vaterland von Sklaverei errettet haben. Dies müſſen wir laut ſagen und immer wieder ſagen, damit das Volk das wahre Palladium ſeiner Freiheit erkenne und ehre, und damit die kleinlichen Richter und Einrichter gezügelt werden, welche die große Freiheit oft vertilgen mögten, damit die kleine Freiheit gar keine Sprünge machen könne, die freilich wohl zuweilen links und rechts aus dem Wege heraus und über die Köpfe der Leute weggehen können, wodurch aber mehr die Bequemlichkeit als das Glück der Welt geſtört wird. Das bekennen wir aber frei, daß uns von allen Sterblichen diejenigen die verächtlichſten und abſcheulichſten ſind, welche die ſtolze Freiheit aus Faulheit haſſen.

XVIII.

Bericht an den König über die lage Frankreichs und über die Verhältniſſe mit den fremden Mächten, eingereicht den 20. Jul. 1815 von dem Herzog von Otranto.

Von dieſem Berichte iſt ſeit mehreren Wochen geredet, als von einem Machwerke Fouchés, doch iſt dem hin und wieder widerſprochen worden. Indeſſen jetzt verſichern mehrere öffentliche Blätter und auch wiederholte briefliche Nachrichten, er ſey allerdings von dem ehemaligen Herrn Polizeiminiſter, der dem armen ſchwachen Könige Ludwig das unbändige und ſtätiſche Pferd Frankreich zureiten helfen ſoll, unter das Volk ausgelaſſen. Iſt er von Fouché, was allerdings ſehr wohl ſeyn kann, ſo iſt die Abſicht unverkennbar. Erſtlich, man will ſchrecken den König, damit man den armen alten Mann ganz einzarne, und die Herrſcher, wenn ſie ſich in ſolche Mauſefallen fangen lieſſen. Zweitens man ſetzt ſich darum ſo auf das hohe Pferd und ſpricht in ſo ſtolzen Phraſen von der großen Nation, um dem eitlen und prahleriſchen Volke zu ſchmeicheln und bei jedem künftigen Umſchlage, der zu ſeiner Zeit gewiß kommen wird, und den man ſelbſt vorbereiten helfen wird, auf allem Fall ſicher zu gehen. Man hat ja eine ſo herrliche öffentliche Erklärung niedergelegt, die man dann hervorholen und wodurch man ſich von allen Anklagen der Verrätherei und der Durchſtecherei mit den Bourbonen und den Königiſchen weiß brennen wird.

Wie dem auch ſey, merkwürdig und unverſchämt genug iſt das Ding, eine wahre Variation zu dem jetzigen heulenden und mordenden blutigen Konzert des böſen Volkes. Weil es indeſſen beſtimmt iſt, Sand in die Augen zu ſtreuen, und weil es ſich mit Empfindungen und möglichen Entſchlüſſen brüſtet, die ein ſolches Volk nicht haben kann, ſo haben wir nicht für unſchicklich geachtet, es abdrucken zu laſſen und es mit einigen Randgloſſen zu begleiten. Denn das iſt zu arg von dieſem ſchamloſen Diebsvolke, daß ſie ſich endlich, nachdem ſie Gott und Menſchen ſo lange verleugnet haben, daß die Strafe kommen mußte, noch mit edlen und frommen Völkern auf Eine Linie zu ſtellen erfrechen.

So lautet der Bericht:

Sire. Die Verheerungen Frankreichs ſind auf ihrem Gipfel; man zerſtört, man verwüſtet, als wäre für uns weder Friede noch Vertrag weiter zu hoffen; die Einwohner nehmen die Flucht vor zuchtloſen Soldaten; die Wälder füllen ſich mit Unglücklichen, die dort eine letzte Zuflucht ſuchen; die Aerndten werden auf den Feldern vergehen; bald wird die Verzweiflung die Stimme der öffentlichen Macht nicht mehr hören — und dieſer, für den 1) Triumph

---

1) Was ein Franzoſe nicht alles ſchwatzen und der Welt mit Worten ohne Sinn und Verſtand einbilden kann! Für

der Mäßigung und Gerechtigkeit unternommene Krieg gleicht der Barbarei jener jammervollen und zu berühmten Völkerüberſchwemmungen, deren Erinnerung die Geſchichte nur mit Grauſen 2) erneuet.

---

den Triumph der Mäſſigung einen Krieg unternehmen was kann das heiſſen, wenn es nicht baarer Unſinn iſt? Fängt man etwa einen Krieg an, um zu beweiſen, wie mäſſig man im Siege ſeyn kann? Das wäre etwa die Lehre, als wenn jemand einen andern zum Zweikampf ausforderte und ihn niedermachte, und dann den Leuten zuriefe: ſeht wie tapfer ich bin! oder meint er den Pariſer Frieden und will er die Güte und Großmuth der Herrſcher verſpotten, die ſich damals von den Fuchsſchwänzeleien und Schmeicheleien eben dieſer verbrecheriſchen Rotte, für welche auch dieſer Bericht eine Schutzſchrift ſeyn ſoll, misbrauchen ließ und die gerechten Hoffnungen edler Völker täuſchte? Der Triumph der Gerechtigkeit läßt ſich hören. Den hat Gott von oben gegeben, und die Herrſcher werden den Sieg auch nicht als das Werk ihrer Weisheit betrachtet wiſſen wollen: doch können ſie noch einen großen Triumph der Gerechtigkeit erringen, wenn ſie die Franzoſen nicht verheeren, nicht ausplündern, nicht berauben und verwüſten laſſen, was ihre Heere auch nicht thun, ſondern wenn ſie ſie ſtrenge und gerecht beſtrafen und ſie ſo klein und demüthig machen, daß ſie ſich für das nächſte Jahrhundert den kaiſerlichen Kitzel der Eroberungskriege und der Univerſalmonarchie, die ihr Ludwig der Vierzehnte und Napoleon weiland ihnen ſo ſüß gemacht hatten, werden vergehen laſſen müſſen.

2) Ei die liebe Unſchuld, wie ſie bei dem grämlichen Worte **Invasions** erſchrickt! Sollte dieſer Gaukler ſeinem Napoleon nie Weihrauch geſtreut und die **Invasion de l'Espagne, l'Invasion de l'Autriche, l'Invasion de l'Allemagne, l'Invasion de la Russie** nicht den Triumph den Menſchheit und Freiheit, die Verjagung der letzten europäiſchen Barbarei, die Wiederherſtellung und Verjüngung im Aberglauben und in der Knechtſchaft verdumpfter und verſtockter Völker genannt haben?

Die verbündeten Mächte haben ihre Lehre zu laut verkündigt, als daß man an ihrer Großmuth 3) zweifeln könnte. Welchen Vortheil kann man aus ſo vielen unnützen Uebeln ziehen? Sollte es keine Bande mehr unter den Völkern geben? Will man die Verſöhnung Europas mit 4) Frankreich verzögern? Eine der Abſichten der Herrſcher ſchien zu ſeyn, die Regierung Eurer Majeſtät zu befeſtigen, und Ihr Anſehen wird unaufhörlich preisgegeben durch den Zuſtand von Ohnmacht 5), worein man Sie geſetzt hat. Ihre Macht wird ſogar verhaßt gemacht durch die Uebel, die Sie

---

3) Sie können euch gar nicht ſtrafen, wie ihr verdient; ſie werden, auch wenn ſie nicht großmüthig ſeyn wollten, immer zu großmüthig ſeyn müſſen.

4) Verſöhnung? Verſöhnen kann der Menſch ſich nur mit dem, der ſich mit Gott verſöhnt hat, d. h. dem ſeine Sünden und Verbrechen leid ſind, und der es alſo mit ſeiner Beſſerung ehrlich meint. Man verſöhnt ſich mit keiner Räuberbande, aber man bindet ihr Hände und Füße und ſetzt ſie auſſer Stand zu ſchaden. So allein kann Europa mit den Franzoſen den Frieden ſchließen, daß es ſich die Sicherheit nimmt, daß ſie zittern müſſen wieder treulos zu ſeyn.

5) Iſt es nicht ganz der Klang vom Frühlinge 1814? Was meint dieſe Ohnmacht des Königs? Den Aufenthalt der fremden Heere meint ſie, die billige Forderung von Kriegsſteuern und Abtretungen der entwandten teutſchen und niederländiſchen Gränzen meint ſie. Sie ſollen Fouché und Geſellen ihren Ludwig allein überlaſſen, damit ſie ihn mit Spott und Hohngelächter ihnen auf dem kürzeſten Wege wieder nachſchicken und wieder verſuchen, ob ſich die dummen Barbaren des Nordens nicht einmal gründlich ſchlagen laſſen, damit ſie dieſſeits des Rheins das alte verruchte Spiel wieder anfangen können.

mitzuſchaffen ſcheinen, weil Sie dieſelben nicht hindern können. Euer Maj. haben als Verbündeter 6) den Vertrag vom 25. März unterzeichnet, und man macht Ihnen den gradeſten Krieg.

Die Herrſcher kennen den Umfang der Einſichten in Frankreich; keine Verkünſtelung, keine Art Fehler, keine Gattung deſſen, was ſeyn muß, entgehen dem Scharfblick dieſes Volks. Obgleich gedemüthigt durch die Nothwendigkeit (humilié par la nécessité) 7) giebt es ſich dieſem mit

---

6) Lächerlich, *als Verbündeter*? wareſt du etwa auch einer der Verbündeten, liebenswürdig blutiger Fouché, die den Vertrag vom 25. März abſchloßen? Alſo für Ludwig den Achtzehnten ward der Krieg allein unternommen, und obenein war er Mitverbündeter? Nein nicht dafür ſind Hunderttauſende ins Feld gezogen, und haben wieder 60000 Tapfere geblutet, daß Fouché und Talleyrand unter der Firma Ludwigs des Achtzehnten den Völkern und Herrſchern Unverſchämtheiten ſagen durften, wie ſie unter ihrem Napoleon genug gethan, ſondern, daß ſie den Frevel und das frevelnde Volk ſtraften, das Gott, deſſen Langmuth endlich müde iſt, nach einer einzigen Schlacht in ihre Hände gegeben hat. Je ſchärfer ſie ſtrafen, deſto feſter wird Ludwig auf ſeinem Throne ſitzen, wenn er überhaupt noch ſitzen kann.

7) Ehe dieſe Gott erkennen, kann es nicht beſſer werden mit ihnen, und mir däucht, ich ſehe ſchwere Schickſale des böſen Volkes vorher, denn der trotzige Sünder iſt aller Erkenntniß unfähig. *Alſo nur gedemüthigt durch die Nothwendigkeit*? Was iſt das für eine Heidenſprache? Ja wenn ihr Heiden wäret, ließe ſich das noch hören; aber zu tüchtigen Heiden fehlt euch das Zeug, dazu ſeyd ihr zu jämmerliche und nüchterne Sünder, zu lügenhafte und prahleriſche Geſellen. Wenn nur ein einziger ſagte des Volkes: *Gedemüthigt durch die gerechte Hand Gottes!*

Muth hin; die einzigen Uebel, die es nicht ertragen kann, ſind die, welche es nicht begreifen kann. 8) Haben Eu. Maj für den Vortheil der Mächte und für den Frieden nicht alles gethan, was von ihren Beſtrebungen abhing? Bonaparte iſt nicht allein abgeſetzt, ſondern er iſt in den Händen der Verbündeten 9), ſeine Fa-

---

Aber wie ſollten ſolche dieſen Namen ausſprechen! ſie würden ohnmächtig und ſchlaziſch hinſtürzen, wenn ſie ihn nur nennen hörten, wie der Volksglaube dies von Teufeln und Hexenmeiſtern meint, die bei der Nennung des Namens Gottes nicht Stich halten können.

8) Da haſt du es getroffen. Nein, ihr könnt es nicht begreifen, daß ihr beſiegt ſeyd, daß ihr nicht mehr von Univerſalmonarchien träumen, nicht mehr die alten hellen Namen eurer Eitelkeit klingeln könnt; ihr könnt es nicht begreifen, daß die Fremden einmal in Paris ſchalten. Wenn ihr die Zeit und euch begreifet, würdet ihr euch wundern, daß Paris nach Lübeck und Saragoſſa und Moskau und Smolensk nicht ein Aſchenhaufen iſt. Weil man immer noch zu gnädig iſt, darum könnt ihr das Schickſal nicht begreifen. O ihr werdet euch durch die ſchwerer und ſchwerer ſinkende Schuld die Ruthe des Schickſals immer feſter zuſammenziehen, und dann werdet ihr begreifen, wo ihr vor Gott und in der Geſchichte ſteht, und zittern, aber euch nicht ſchämen.

9) Die elende Fabel, als wenn ſie Bonaparte ausgeliefert hätten! Der Jämmerliche, ein Held ihrer würdig, hat das Trauſpiel nicht ausſpielen können, ſondern es zum zweiten Male als eine Farze fallen laſſen. Ihm blieben Hülfsmittel genug, wenn er der mariusſiſche oder mithridatiſche Mann war, der ein großes Schickſal herausfordern und auf Leben und Tod mit ihm in die Schranken reiten konnte. Daß er auf ein wüthendes Heer, das, wenn man alles zuſammenrechnet, immer noch 200000 Mann ſtark war, daß er auf noch mehr als 40 ſtarke Plätze, daß er in einer Volksmenge

milie iſt gleichfalls in ihrer Macht, weil ſie auf Ihrem Gebiete iſt; die Kammern ſind aufgelöſt worden; bald werden in den öffentlichen Stellen keine andere Leute mehr ſeyn, als welche Freunde des Friedens und Eu. Maj. ganz ergeben ſind. 10)

Man hatte die Bonapartiſten 11) gefürchtet, obgleich keiner von ihnen mehr gefährlich ſeyn kann. Eu. Majeſtät

---

von 30 Millionen Seelen immer noch auf gute Dreiviertel rechnen konnte, ſehen wir nun. Aber weil ihm das Leben lieber war als die Ehre, hat er, als es gefährlich ward, das Sichere für das Unſichere gewählt, und das verächtliche Leben nach Helena fortſchleppen laſſen. Seine Feigheit hat ihn abgeſetzt, ſeine Feigheit hat ihn ausgeliefert, nicht Fouchés und ſeine Helfershelfer. Dieſen Leutchen war er zu mächtig, und ſie durften ihm vor dem Volke auch nicht ein Haar krümmen; denn das wollen wir ihnen auf ihr Wort glauben, daß es ihnen an gutem Willen zu dieſer Schande nicht gefehlt hat. Sie haben ja an Ludwig dem Achtzehnten die Beweiſe gegeben, ſie werden ſie wieder geben.

10) Bette dich nur auf dieſen Roſen, armer Ludwig! die Neſſeln werden ſchon durchſtechen, ja ſie ſtechen ſchon durch.

11) Die Bonapartiſten? Wohin gehört ihr alle denn, die ihm wie gemeine Knechte gedient und der Welt ſo viel Elend zugefügt haben? Wer führte dieſe Sprache von Ungefährlichkeit im Jahre 1814? Nicht achtzehen, die geächtet ſind, und von denen vielleicht nicht drei ihre Strafe leiden werden, forderte die Geſchichte als Beiſpiel, daß es nicht lohnt, alle Geſetze der Menſchlichkeit und alle Rechte der Völker mit Füßen zu treten. Ein paar Hunderte müßten es ſeyn, die Blutſäufer der Länder, die Raubmarſchälle, die Oberzöllner, die Oberintendanten und die Polizeiminiſter und Oberpolizeimeiſter ohne Ausnahme, an deren verruchten Händen Blut von allen Völkern Europas klebt.

haben indeſſen in dieſer Hinſicht alles bewilligt, was des Beiſpiels wegen verlangt werden konnte.

Wenn man nach der Beſiegung Frankreichs noch behauptete, daß es nun auch noch beſtraft werden muß, ſo würde dieſe Sprache, deren man ſich nach den Verſprechungen der verbündeten Herrſcher 12) nicht hätte verſehen ſollen, es nöthig machen, daß man alle Folgen davon wohl erwägen wolle.

Wofür wollte man uns beſtrafen? ſollen wir die Herrſchaft eines einzigen Mannes und die Uebel, die ſie hervorgebracht hat, abbüßen? Wir waren die erſten Opfer derſelben, wir haben Europa zweimal davon befreit 13). Nicht in den fremden Landen, in Frankreich hat das Schrecken beſtändig ſeine Ruhe geſtört ungeachtet ſeiner Macht. Nie iſt es ihm gelungen, den Krieg zu einem Volkskriege 14)

---

12) Was haben die Herrſcher denn verſprochen? Gnade und Verzeihung und die Haltung des unſeligen und ungeſegneten Pariſer Friedens, wenn ihr von dem Korſen lieſſet und die Bedingungen jenes Friedens erfülltet. Das habt ihr nicht gethan, ihr habt an den Krieg gewettet, ihr habt die Wette verloren, ihr ſeyd keine Verbündete, unter welchem lächerlichen Titel ihr euch mit eurem Könige hinſtellet; ihr ſeyd Beſiegte. So ergehe denn über euch, was Rechtens iſt, da ihr die Gnade nicht gewollt habt.

13) Einzige Gaukler und Lügner! Ihr habt das gethan? Und wir hörten euch bellen und knirſchen, als er nach Elba abgeführt ward; und wir hören euch bellen und knirſchen und heulen und brennen und einander morden, weil ihr nicht vergeſſen könnet, daß der Fürſt eurer Herrlichkeit gefallen iſt.

14) Richtig, weil ihr dazu zu ſchlecht ſeyd und zu feig. Er wäre unbeſieglich geweſen mit 30 Millionen Menſchen,

zu machen; Inſtrumente ſind nicht Mitſchuldige 15). Wer weiß nicht, daß derjenige, der die Tyrannei übt, 16) in der Menge immer eine hinreichende Macht findet, ſich Gehorſam zu verſchaffen?

Man wirft uns ſogar ſeine glücklichen Erfolge vor; ſie werden durch genug Unfälle ausgeglichen. Welch ein Bild brachte uns die Verkündigung ſeiner Siege, als das Bild der Aushebungen, welche eben umgekommen waren und ihre kurze Laufbahn endigten, und das Bild der Aushebungen, die das Eiſen der Schlachten noch abmähen ſollte? Wir retteten uns wie das ganze Europa durch dieſelben Verluſte und dieſelben Trübſale. Das Heer iſt Eu. Maj. unterworfen 17); aber es iſt noch beiſammen. Wir müſſen uns

---

unbeſieglich der ganzen Welt, wenn die Verruchtheit die Menſchen begeiſtern und zuſammenhalten könnte, wie die Tugend und Gerechtigkeit; aber wie dieſe letzten durch das Unglück geſtählt und befeſtigt werden, ſo bröckelt das Böſe durch das Unglück unhaltbar auseinander.

15) Eine ſchöne Lehre. Hat Fouché daran gedacht, als er im Blutausſchuß ſaß?

16) Ja freilich der Pöbel iſt der Genoſſe jedes Verruchten. Aber iſt denn der Pöbel ſo allmächtig? warum hat ſich denn kein Volk gegen den Pöbel gezeigt? oder iſt das ganze Volk Pöbel geworden?

17) Das heißt, es hat die weiſſe Farbe für die bunte angeſteckt, es hat zum dritten Male umgeſchworen, es ſchreit jetzt **Vivent les Bourbons! Vive Louis XVIII!** für **Vive l'Empereur!** und auch das nicht einmal. Die heiſeren Kehlen dieſer blutdürſtigen Höllenhunde tönen zu laut über die Welt und auch zu uns herüber, als daß wir nicht wüßten, was dieſe Unterwerfung iſt. Die Furcht vor den Ver-

über dieſen Punkt mit Offenherzigkeit erklären. Was noch bei dem Heere zuſammenhält, das hangt nur an der Friedensſtiftung und an der öffentlichen Ruhe; ſein Zuſtand von Vereinigung, ſtatt ein Uebel zu ſeyn, hindert die Verbreitung des Uebels. Der Rücktritt der Soldaten in den Schooß des Volks wird von keiner Gefahr ſeyn, wann das Ende des Kriegs dem Volke das Mittel laſſen wird, ſeine Beſchäftigungen und Gewerbe wieder zu ergreifen. Aber vor dieſem Augenblicke, aber wann die Gährung noch nicht ausgelöſcht noch der Gehorſam befeſtigt iſt, würde die Vermiſchung der Soldaten mit den Bürgern nur neuen Brennſtoff in einen Brand werfen.

Es iſt ſehr niederſchlagend, zu denken, daß dieſer Zuſtand der Dinge nur in dem Irthum einiger Kabinette, in ihrer Anſicht der Lage Frankreichs ſeine Quelle hat. Es hangt von ihnen ab, daß alle ihre Wünſche erfüllt werden. Es giebt keine Opfer, welchen ein aufgeklärtes Volk nicht bereit wäre ſich zu unterwerfen, wenn es den Zweck ſieht, für welchen man ſie fordert, und wenn es wenigſtens ein Mittel darin findet, größeren Uebeln vorzubeugen. Dies iſt die Geſinnung, dies iſt der Wunſch aller Franzoſen. Will man hingegen vorbereitende Maaßregeln für unbekannte Entwürfe durchſetzen, das heiſt ein unmögliches Ding for-

---

bündeten hat ſie unterworfen, und doch blecken ſie im Ingrimm die Zähne und werden ſie gegen ihren unglücklichen König hervorlangen, ſobald dieſe weg ſind.

dern. *Es giebt keinen blinden Gehorſam in Frankreich.* 18)

Die Mächte haben noch keine ihrer Abſichten bekannt

---

18) Das weiß wohl niemand beſſer, als jener Fouché, der uns eben ſagte über Bonaparte: *Nicht in fremden Landen, in Frankreich hat das Schrecken beſtändig ſeine Ruhe geſtört ungeachtet ſeiner Macht. Dieſen blinden Gehorſam* kennt Fouché wohl am beſten, der ſo viele Jahre gewacht und mit Spionen und Kerkern und Guillottinen gewacht hat, daß die Ruhe dieſes theuren und für Frankreichs und Europas Heil unentbehrlichen Hauptes nicht geſtört würde. Daß dieſe Sklaven meinen ſich gleich Freien gebehrden zu dürfen, weil ſie aufrühriſch ſeyn können! Das iſt das Brandmal ihrer Geſchichte, daß ſie nicht aus Liebe gehorchen können, daß ſie nicht aus Liebe die Freiheit begehren, ſondern aus Eitelkeit und Trotz. Ich will für dieſen knechtiſchen und blinden Gehorſam des Franzoſenvolks einen großen Ausſpruch anführen, der mehr Gewicht haben wird als der meinige, weil er ein kaiſerlicher Ausſpruch iſt, und zwar der Ausſpruch eines Kaiſers, der den Teutſchen ſehr lieb war:

„Kaiſer Max (der Erſte) hat auf eine Zeit geſagt, da er „mit denen von Venedig Frieden machte: Es wären drei „Könige in der Welt, Er der Kaiſer, der König von Frankreich, und der König von England. Er wäre ein König „der Könige, denn wenn er gleich ſeinen Fürſten etwas auflegte, da es ihnen gefiele, ſo thäten ſie es, wo nicht, ſo „ließen ſie es; *zeigte damit an, daß ihm die Fürſten niemals wären gehorſam geweſt, ſondern „thäten, wie ſie wollten.* Der König von Frankreich „aber wäre ein König der Eſel, denn alles, was er die „Seinen hieße, das müßten ſie thun wie die Eſel. Der „König von England aber wäre ein König der Leute, denn „was er ihnen auflegte, das thäten ſie gerne, und hätten „ihren Herrn lieb wie gehorſame Unterthanen.“ (Luth. Opp. edit. Walchii.)

gemacht. Niemand weiß, welchen Begriff man ſich machen ſoll von der Regierung, oder von der Gewalt Eu. Maj., oder von der Zukunft 19). Die Bangigkeit, das Mistrauen ſind auf ihrem Gipfel und alles ſcheint ein Grund des Schreckens inmitten dieſer Dunkelheit. Aber mit einem einzigen Worte würden alle dieſe Stimmungen verändert ſeyn; es würde keine Schwierigkeiten gegen irgend eine Maaßregel geben, wenn ſie den Theil eines allgemeinen Entwurfes ausmachte, welcher durch ſein Ganzes dem Gehorſam einige Beruhigungen böte. 20)

---

19) Keiner weiß beſſer, als dieſer pfiffigſte und ſchlaueſte aller Polizeiminiſter, daß das auch ſo bald niemand wiſſen wird, die verbündeten Herrſcher mögen übrigens thun oder ſich erklären, wie ſie wollen. An die Zukunft ſollten die Herren allerdings ein wenig mehr denken, als ſie thun; die könnte auch andern für ſie bange machen; ſie haben ihr Schiff ſo mit Sünden überfrachtet, daß es irgendwo ſcheitern oder berſten muß.

20) Wir kennen das ſchöne Ganze, (ensemble) was ihr meint. Sie ſollen erklären, wie im vorigen Jahre, daß ſie bloß gekommen ſind, dem edlen, treuen, tapferen und dankbaren franzöſiſchen Volke Frieden und Ruhe und eine gute Verfaſſung zu verſchaffen, daß ſie ihre Heere binnen ſechs Wochen aus Frankreich ziehen, daß ſie auch keinen Heller Entſchädigung oder Wiedererſtattung verlangen, daß ſie nicht eine einzige Feſtung, ja nicht eine Hütte von Frankreich reiſſen, ja ihm nach den Umſtänden noch etwas zulegen, kurz daß ſie ſich ganz auf die Treue und Rechtlichkeit dieſes edelmüthigſten, dankbarſten und treueſten aller Völker verlaſſen wollen. Und ſelbſt, wenn dies geſchähe, würden die eitelſten und frechſten aller Sterblichen genug hinter ihnen her zu ſchreien und zu ſchmähen haben. Wer keine Liebe und Treue

Mögen die Herrſcher denn geruhen ſich zu erklären. Warum wollten ſie ſich dieſer Handlung der Gerechtigkeit weigern? Mögen ſie alle ihre Forderungen wie eben ſo viele Bedingungen der öffentlichen Ruhe vereinigen, und möge unſer Beitritt zu allen ihren Abſichten den Theil einer gegenſeitigen Verhandlung ausmachen; dann wird es keine Schwierigkeiten mehr geben. Die Herrſcher beachten vielleicht nicht genug, in welchen Zirkel von Verlegenheiten und Schwierigkeiten ſie uns und ſich ſelbſt ſetzen. 21)

---

im Herzen hat, wie die Franzoſen, der iſt nur durch Furcht zu bändigen. Darum ſollte ſtrenge geſtraft werden, aber gerecht, ſo daß die Laſt auf die Schuldigen fiele.

21) Die Herrſcher ſetzen ſich in gar keine Verlegenheiten, wann ſie die feſten Plätze und Stellungen Frankreichs beſetzen und 500000 Mann bei euch weiden laſſen. Sie können dann, wie geduldige und fromme Schulmeiſter, ruhig den Ausgang abwarten und zuſehen, wie ſich die freche Jugend betragen wird, und darnach Lohn und Strafe eintheilen. Ludwig der Achtzehnte kommt in gar keine Verlegenheit; er kann in Frankreich nur etwas bedeuten, ſolange eine bewaffnete europäiſche Macht da ſteht. Ihr aber, ihr kommt allerdings in eine gräuliche und halsbrechende Verlegenheit. Ihr habt unter einander und mit allen Partheien und gegen die Fremden und mit den Fremden ſo viele einander durchkreuzende und verwickelnde und euch ſelbſt endlich beſtrickende und fällende Gewebe und Netze der Lüge und des Verraths geſponnen, daß ſie reiſſen müſſen; ihr ſeid zu unruhig, zu eitel, zu frech, als daß ihr den Wolfsrachen und den Fuchsſchwanz lange unter dem Schaafpelz, den ihr einſtweilen aus Noth angezogen habt, verſtecken könntet. Bleiben die Verbündeten nur ein halbes Jahr noch in der jetzigen Haltung unter euch und laſſen euren natürlichen Trieben Zeit, ſich zu offenbaren, ſo wird die Hölle freilich platzen müſſen,

Wir haben einer guten Ordnung nöthig, um ſie zu unterſtützen, wir haben ihrer Erklärungen nöthig, um dieſe gute Ordnung zu ſtiften. Wollen ſie Opfer, welche Vergütungen und einen geſchwinden 22) Gehorſam verlangen, ſo muß zu dieſem Zwecke das Anſehen Eu. Maj. voll und ganz ſeyn. Nichts iſt möglich, nichts iſt ausführbar, 23)

---

und dann werden auch diejenigen, welche ſchwer ſehen lernen, das ſehen, was ganz Europa ſieht, und weswegen ihr in ſolchen gräulichen Verlegenheiten (embarras affreux) ſeyd. Aber zittert nur, es kommt doch keiner heraus, der es nicht redlich gemeint hat mit der Zeit. Geſchieht es in dieſem Augenblick nicht, ſo iſt der zweite nicht fern.

22) Der geſchwinde Gehorſam iſt leicht beizuſchaffen, wo der blinde Gehorſam zu Hauſe iſt. Wie man das machen muß, das haben uns Ludwig der Eilfte, Richelieu, Ludwig der Vierzehnte, Louvois, ſelbſt der elende Ludwig der Fünfzehnte, und zuletzt ein Korſe, der nichts weiter war als eine kräftige und kühne Räuberhauptmannsnatur, und du Fouché bewieſen; mit 500000 Mann gebietet man nirgends in der Welt geſchwinderen Gehorſam, als in Frankreich.

23) O alles iſt möglich, alles iſt ausführbar bei euch, wenn nur die rechten Mittel gebraucht werden; und ich ſehe nicht, warum man die Franzoſen mit Lilienſtängeln ſtreicheln ſoll, wo ſie uns mit Skorpionen gegeiſſelt haben. Wenn wir nicht aus den Schranken der Menſchlichkeit treten, wenn wir der Wehrloſen ſchonen und der Greiſen, Weiber und Kinder, die Gottes unmittelbare Schützlinge ſind; wenn wir ihnen bloß fühlen laſſen, daß der Krieg ein hartes und ſchweres Unglück iſt und daß ſie nach göttlichem und menſchlichem Rechte ſo unverantwortlich gefrevelt haben, daß ſie gezüchtigt werden müſſen, und daß es eine Sünde ſeyn würde, wenn ſie nicht gezüchtigt würden; wenn wir ihnen mit einem lan-

wenn der Friede nicht de facto da iſt, wenigſtens proviſoriſch, und wenn wir, fern vom Friedensſtande, alle Geiſſeln des Kriegs erleiden.

Mögen die Herrſcher wenigſtens ihren Vortheilen einige Aufmerkſamkeit weihen. Wann ringsum ihre Heere alles verheert ſeyn wird, wie werden dieſe ihren Unterhalt finden? Sind keine Gefahren dabei, ihre Truppen ſo zu zerſtreuen? Alle Waffen ſind noch nicht weggenommen, und jede Waffe iſt mordlich in den Händen der Verzweiflung. 24) In Be-

---

gen Striche von Leiden und Laſten den alten Spruch einſchärfen: *Lernet gerecht ſeyn und die Götter fürchten, die immer einmal zur Heimſuchung des Böſen kommen*, ſo vollziehen wir nur den Auftrag deſſen, der ſie zum zweiten Male auf eine faſt wunderbare Weiſe in unſere Gewalt gegeben hat und beſſern ſie, wenn ſie nicht unverbeſſerlich ſind, durch das Einzige, wodurch ſolche gebeſſert werden können, durch die Strafe. Ihr habt uns, liebenswürdiger Berichterſtatter, zu gute Beiſpiele gegeben, wie man Jahre lang, in der Mitte zwiſchen Krieg und Frieden ſchwebend, proviſoriſch gehudelt und ausgeplündert werden kann. Was wir nun bald in die zwanzig Jahre von ihnen gelitten haben, das werden ſie recht gut ein paar Jahre aushalten können. Ihr Soult und Daru gaben den Abgeordneten armer und unfruchtbarer Landſchaften Teutſchlands, die ſie an Geld und Hülfsmitteln bis auf die Knochen ausgeleert und ausgequält hatten, bei ihrem Flehen um Linderung der Plagen mit unmenſchlichem Hohngelächter die tröſtliche Antwort: *Meine Herren, Sie glauben gar nicht, wie viel ein Land leiden kann.*

24) Alſo ſchrecken wollt ihr? Wir kennen euch; jemehr man euch peitſcht, deſto unterthäniger wedelt und kuſchet ihr; der Muth fehlt euch, auf eigene Hand, wie die Teutſchen und die Spanier, (die noch die alten Gothen und Celtiberier

ziehung auf die Kriegsſteuern, welches neue Opfer würde man da zu fordern haben, wo der Soldat alles zerſtört haben wird 25)? In Beziehung auf die Heere die einmal verſchlimmerte Mannszucht iſt ſehr ſchwer wiederherzuſtellen.

---

in ſich fühlen) einzeln das Große zu wagen; ihr ſeyd Gewürm und Geſchmeiß und jener euer Hohnlächler und Verächter, der Korſe, kannte euch, als er Inſekten in ſein Wappen ſetzte: einzeln ſeyd ihr nichts und könnt ihr nichts; nur wann einer iſt, der euch zuſammentreibt, nur in Schwärmen könnt ihr kratzen und beiſſen und ſtechen. Ja wäre das bischen germaniſche Blut des Volkes, wornach ihr euch nennet, von ſchlechteren Völkern durch wiederholte Baſtardzeugungen nicht lange aus euren Adern ausgelaugt, hättet ihr das teutſche Herz gehabt, wie die Elſaſſer, Hochburgunder und Teutſchlothringer, in welchen das edle Germaniſche noch friſch iſt, für euren Willen und für eure Neigung alles drein zu ſetzen, wir wären trotz der großen Schlacht vom Schönen Bunde in Frankreich nicht weit gekommen. Dies ſage ich, damit ihr fühlet und damit eure elendigen Bewunderer fühlen, welch ein Volk ihr ſeyd. Denn das iſt wahr, es iſt ein unerhörter Schimpf, daß ein Volk von 30 Millionen Seelen, ein länger als drei Jahrhunderte zu Einer Monarchie vereinigtes und verbundenes Volk, von welchem Dreiviertel wirklich Einen Willen hatten, durch eine einzige Schlacht ſo erſchrocken ſind, daß ſie in feiger Unterwürfigkeit dienen. Und jetzt knirſcht, wie ihr wollt; ihr ſeyd feſt, und werdet euch nicht löſen durch Muth, vielleicht durch Liſten, die in dieſer großen Zeit aber immer tiefer ins Verderben reiſſen.

25) Der arme Bauer und Landmann, der fleißige und ſtille Bürger und Handwerker ſind in allen Ländern am meiſten die Opfer des Krieges: die beſten, fleißigſten, frommeſten und rechtlichſten Menſchen, gewiß auch die einzigguten in Frankreich, wenn wir dort nicht an aller Güte und Treue verzweifeln ſollen. Es muß ja wohl ſo ſeyn, wie es auf je-

Teutſchland erwartet wahrlich nicht, daß man nach einem glorreichen Feldzuge ihm ſeine Soldaten heimſenden wird, verdorben durch einen Geiſt der Ausgelaſſenheit, des Raubes und der Plünderung. 26)

---

dem Blatte des Evangeliums heißt, daß die Guten nur ſcheinen durch Trübſale ins Himmelreich kommen zu können. Daß dieſe armen Leute durch unvermeidliche Verheerungen und Plackereien von Freund und Feind nicht viel leiden werden, wer will daran zweifeln? Dieſe mögen bei den Kriegsſteuern auch immer verſchont bleiben. Wenn ich von Paris, welches alles Mark der Länder eingeſogen hat, 200 Millionen teutſche Rthaler nehme — was eine Kleinigkeit iſt — und dann alle Helfershelfer Bonapartens, alle Emporgekommenen und Neureichen und die übrigen großen und reichen Städte Frankreichs zur gebührlichen und löblichen Sympathie, im teutſchen Juriſtenſtil Mitleidenſchaft genannt, mit anziehe, ſo habe ich meine 4—500 Millionen Rthlr bald beiſammen, und der Bauer hinter ſeinem Pfluge und der Handwerker in ſeiner Werkſtatt ſoll das Ding ruhig mit anſehen und ins Fäuſtchen lächeln, daß einem jeden ſein verdientes Recht geſchieht. Wir wiſſen recht gut, daß kein Land in Europa ſo viel baares Geld hat als Frankreich, und daß die Franzoſen uns alle zu der papiernen Magerkeit gebracht haben.

26) Wie fromm der Fuchs den Schaafen und Gänſen hier das Evangelium auslegt! Wir danken für die zarte und nachbarliche Sorge für unſer Seelenheil. Teutſchland hofft und erwartet von ſeinen Kindern, ja es bittet und flehet ſeine Feldobriſten und Obriſten, daß ſie ſtrenge Zucht und gebührliche Ordnung auch im Feindeslande erhalten und franzöſiſche Gräuel, die bei uns begangen ſind, nicht werden nachahmen laſſen. Wir hören wohl, daß von den Franzoſen immer über die Teutſchen und allein über die Teutſchen geſchrieen wird. Die Schelme wiſſen zu gut, daß dieſe allein ihrer Herrſchaft und auch diesmal allein ihrem Aufſtande den Garaus gemacht haben; ſie wiſſen zu gut, daß dies ihre größten Gläubiger

Alles hätte dieſen Krieg von den andern unterſcheiden müſſen 27). Statt in Frankreich die Ausſchweifungen, gegen welche die Herrſcher ſich bewaffnet hatten, nachzuahmen und zu übertreffen, wird denn ihr Ruhm befriedigt ſeyn?

ſind, welche Geld, Land und Feſtungen von ihnen zurückzufordern haben — daher dies Geſchrei und die größtentheils erlogenen, immer aber übertriebenen Beſchuldigungen. Wir müſſen hier dem Franzoſen offenherzig geſtehen, daß uns bei dem Aufenthalte in Frankreich für unſere Jugend oft dieſelben Sorgen anwandeln, die er hier mit ſo zarter Sorge für uns und mit ſo pathetiſchen Worten ausſpricht. Wir wiſſen, daß das wälſche Land und die wälſche Hauptſtadt ſchon lange ein ſtinkendes Todtenmeer, ein Sodom und Gomorra für unſere Sitten geweſen iſt. Darum wollen wir das Uebel einmal für ein halbes Jahrhundert rein ausfegen, und jetzt ſo lange bleiben und ſo lange alles einrichten und ordnen helfen, daß wir nicht den zweiten und dritten Frühling wiederkommen müſſen.

27) Warum? Euch gelüſtete nach Herrſchaft, und Gott gefiel euer Gelüſten nicht; ihr wagtet Krieg, und ihr verloret die Sache. — Ihr ſeyd durch keine Hinterliſt beſiegt, ſondern durch ehrliche Waffen. Alſo iſt dies ein Krieg, wie die meiſten Kriege, und ihr müßt nun büßen, was ihr andern gethan habt und wieder thun wolltet. — Ihr habt Recht, die Herrſcher haben noch viel zu erfüllen, was ſie der Welt verſprochen haben. Was ſie euch verſprochen haben, was ſie euch zu großmüthig gethan, oder vielmehr nicht gethan haben im Pariſer Frieden, was ſie euch dieſen Frühling wieder angeboten haben von Wien aus, wenn ihr die Bedingungen jenes Friedens erfüllen und von Bonaparten ablaſſen wolltet, das alles habt ihr treulos und trotzig verſchmäht, und ſteht jetzt entwaffnet und rechtlos vor Europa und vor ihnen da. Gegen euch haben ſie nichts zu erfüllen, als in Gottes Namen das Strafamt zu üben, euch nicht zu zerſtören und zu vertilgen, (was kein rechtlicher Europäer

Wir haben alles gethan, was ſie verlangt haben, und ihrerſeits iſt noch alles, was ſie der Welt verkündigt hatten, zu erfüllen, außer einem einzigen Punkte.

Welch ein Kontraſt zwiſchen dem, was vorgegangen iſt, und ihren feierlichen Verſprechungen! Dieſes Jahrhundert iſt das der Vernunft und Gerechtigkeit und nie hat die

---

wünſcht) aber euch ſo weit zu verkleinern, daß ein Gleichgewicht der politiſchen Kräfte in der Mitte Europas beſtehen mag und daß die wüthenden Furien des Krieges nicht jedes zweite Jahr das ermattete Menſchengeſchlecht zu neuem Weh aufſchreien. Gegen die anderen Völker; namentlich gegen das teutſche Volk, haben ſie große Verpflichtungen übernommen, die noch nicht erfüllt ſind. Die Teutſchen ſind unter den heiligſten Verſprechungen aufgefordert, ſich gegen die franzöſiſche Tyrannei zu erheben, ihnen iſt eine feſte Verfaſſung, ihnen iſt Unabhängigkeit, Freiheit, Glück und Wohlſtand gelobt werden. Alles dieſes iſt bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben, und iſt auch durchaus unerfüllbar, wenn Frankreich in ſeiner geprieſenen Ganzheit, Integrität genannt, bleibt, d. h. wenn Frankreich troz aller Frevel gegen die europäiſche Menſchheit und namentlich gegen unſer herrliches Vaterland, gegen Teutſchland, unſere vom Reiche abgeriſſenen Lande behält und nach wie vor unſre Unabhängigkeit bedrohen und je alle fünf oder zehen Jahre unſern Wohlſtand ausplündern kann. — Was habt ihr denn gethan? Alles was ihr gekonnt habt, habt ihr gethan, den Thron der Tyrannei wieder aufzurichten und mit euren Räuberbanden wieder über uns herzufallen. Ihr werdet uns doch wohl nicht weiß machen wollen, daß ein paartauſend Emigranten, die wieder verſchüchtert in aller Welt umherzulaufen anfingen, daß ein paar hundert Offiziere, die Ludwig dem Achtzehnten gefolgt waren, daß einige tauſend Spione allerlei Art, die den Titel Ludwigianer und Königiſche trugen und für Napoleon und den großen Umſchlag der Dinge, den ſie öffentliche Meinung mehr Macht gehabt. 29). Und wer könnte ſo übertriebene Uebel erklären nach dem Verſprechen von ſo vieler Mäßigung? Der gegenwärtige Krieg iſt un-

---

unfehlbar erwarteten, umherſchnüffelten und umherlauerten, daß endlich 10000 ehrliche Bauern der Vendee das Große entſchieden haben, daß dieſe Ludwig den Achtzehnten wieder zum König und Fouché und Talleyrand zu Miniſtern gemacht haben, daß dieſe Frankreich und die Franzoſen vertreten und ſich als Bundesgenoſſen unter die Verbündeten ſtellen können und ſie nicht als Beſiegte unter die Sieger ſtellen müſſen?

28) Man mögte den Berichterſtatter fragen, von welchem Jahrhunderte er ſpricht, ob von dem neunzehnten, das er mit ſo vielen gemeinen und kriechenden Seelen ſo oft das Jahrhundert Napoleons des Einzigen genannt hat. Dann finge die Vernunft und Gerechtigkeit grade mit Napoleons Herrſchaft an und mit Fouchés Miniſterſchaft, mit dem Jahre 1800. Fouché muß wohl wiſſen, wie hart- oder weichmäulig die öffentliche Meinung ins Gebiß geht und wie das unbändige Roß zu regieren iſt. Ihm muß dieſe Macht ſehr leicht und weich erſcheinen, da er die Zügelung unter Bonaparte viele Jahre ſo geführt hat, daß in ganz Frankreich kein Mäuschen pfeifen durfte, das er nicht ſtillen konnte; und Löwen haben wir nicht brüllen gehört, und hören wir noch nicht brüllen. Wenn die auf den Beinen wären, ſo ſäße er wahrlich jetzt anderswo als auf dem Ehrenſeſſel eines Erſten Miniſters. Wenn die Franzoſen nicht fühlen, daß ihnen Gerechtes und Wohlverdientes widerfährt, da die ermüdete göttliche Langmuth mit der Vergeltung auch einmal an ſie kommt, ſo mögen ſie ſich immer mehr verſtocken in ihrem tückiſchen Frevelmuth; das wird kein Unglück über die Verbündeten bringen. Ihre öffentliche Meinung aber und die einzig kitzliche und verwundliche Ehre eines Franzoſen, und alle Schrecken, die ſie für uns daraus herleiten mögten, verlachen wir. Fouché ſelbſt hat uns bewieſen, wodurch man ein ſolches Volk zahm und geſchmeidig machen kann.

ternommen worden, um der Sache der Geſetzmäßigkeit zu dienen. Dieſe Art den Krieg zu führen iſt ſie geeignet, das Anſehen Eu. Maj. mehr zu heiligen? Man hat 29) denjenigen zerſtören und beſtrafen wollen, der ſich ein Spiel machte aus den Bedrängniſſen der Völker und man übt gegen das unterworfene Frankreich dieſelbe Gewalt, dieſelbe Unmenſchlichkeit.

---

29) Immer derſelbe Klang und Sang bis zum Ekel. Er und Sie und Sie und Er, als wenn es nicht Eine Sache, Eine Perſon, Ein Spiel wäre. Nie iſt eine vollkommnere Harmonie der Art und des Willens geweſen, nie iſt eine vollkommnere Ehe geweſen, als zwiſchen dem Napoleon, den ſie jetzt zu verwerfen ſich gebehrden, und zwiſchen Frankreich. Frankreich war die rechte Frau, welche die Natur für dieſen Mann beſtimmt hatte, und deswegen haben ſie auch mit Gewalt durch den eiſernen Arm der Völker geſchieden werden müſſen. Er, der leichtſinnige, tolle, verwegene, räuberiſche Geſell, fand die wilde, liebloſe und treuloſe Dirne, die grade eines ſolchen Züchtigers und Regierers bedurfte. Den Raubſinn hatten ſie mit einander gemein, in heilloſer Liebloſigkeit wetteiferten ſie miteinander, er rauh und kalt, ſie glatt und kalt, er tief und ſchaamlos, ſie flach und ſchaamlos. Sie waren für einander geſchaffen von Ewigkeit her, und haben ſich gefunden, und, wie weite Fernen ſie auch trennen, ſolange ſie leben, wird die Sehnſucht zu einander nicht erlöſchen. Das unterworfene Frankreich und der abgeführte Napoleon ſind ganz Eins an Neigung, Willen und That; aber nun wollen ſie wieder alles auf den Einen wälzen und ſich ſelbſt als die Unſchuldigen herausſtellen und ſo auch von aller Nachrechnung und Strafe frei ſprechen. Aber bis ſie nicht beweiſen können, daß Ein Mann mit ſechshundert Soldaten mächtiger iſt, als dreiſſig Millionen Seelen, werden ſie uns nie einbilden, daß Napoleon der Verführer und Frankreich die unſchuldige Verführte geweſen iſt.

Ganz Europa hat gedacht, daß der Einzug der Herrſcher in Paris den Krieg beendigen würde. Was wird man denken, wenn man hört, daß da nur die Ausſchweifungen der Unterdrückung ohne Gefechte und ohne Widerſtand begonnen haben? Die Uebel, die man uns verwirft andern zugefügt zu haben, ſind nie ſo groß geweſen; ſie haben wenigſtens nie Statt gehabt, wann der Gebrauch der Waffen keinen Zweck gehabt hätte. 30) Und wäre es wahr, daß wir das Beiſpiel eines ſolchen Mißbrauches der Macht gegeben hätten, mußte man es nachahmen, weil man uns ein Verbrechen daraus macht? Man weiß im Norden, man weiß in Preuſſen, welche Kraft und welchen öffentlichen Geiſt unſer Mangel an Mäſſigung bei unſern Feinden hervorgebracht hat. 31) Es würde alſo kein Ziel geben für die Leiden der Menſchheit, wenn die wechſelſeitigen Rachen ein

---

30) Ihr, das große Volk der Zwecke, wußtet euch ſchon Zwecke zu ſchaffen und der armen geplagten Welt deren vorzugaukeln. Gott wolle uns eben vor der Erfindſamkeit eurer Zwecke bewahren und vor der ſchlimmeren Kunſt, ſie zu bemänteln!

31) O hätteſt du dieſe Beiſpiele lieber verſchwiegen! Das iſt eure Plage und das wird eure Plage ſeyn, daß ihr dieſe nicht nachahmen könnt: Spanien, Rußland und Preuſſen mit ihren großen Beiſpielen ſind für euch verloren. Ihr mögt alle Töne und Zauber eurer Revolution wieder aus den Gräbern auftrommeln, die Begeiſterung, die auf ſpaniſch und preuſſiſch Heere vernichtet, giebt nur Gott und ein frommer gottergebener Sinn; das Böſe fällt auseinander mit dem Glücke: und ſo ſeyd ihr zerhadert und werdet ihr zerhadert werden.

Recht des Kriegs würden, denn die Völker ſterben nie.

Geruhen Eu. Maj. mir zu erlauben, Ihnen das Gewicht einer letzten Betrachtung vorzulegen. So lange Frankreich etwas zu erhalten haben wird, ſo lange es von der Hoffnung emporgehalten ſeyn wird, ſich in Geſammtheit als ein Volk zu behaupten, wird ihm kein Opfer unmöglich ſeyn und alle Entwürfe einer billigen Politik könnten ausgeführt werden. Aber den Tag, wo die Einwohner alles verloren haben werden, wo ihr Verderben vollendet ſeyn wird, wird man eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Reihe der Begebenheiten beginnen ſehen, weil weder Regierung noch Gehorſam mehr ſeyn wird. Eine blinde Wuth wird auf die Hingebung folgen; man wird nur ſeine Verzweiflung um Rath fragen; von beiden Seiten wird man verwüſten; die Plünderung wird den Plünderungskrieg führen, jeder Schritt der fremden Soldaten wird mit Blut gefärbt ſeyn. Frankreich wird weniger Schande davon haben, ſich ſelbſt zu zerſtören, als ſich von andern zerſtören zu laſſen. 32)

Der Augenblick iſt nah . . . Schon nimmt der Volksgeiſt dieſe ſcheußliche Richtung. . . . Eine Zuſammenſchmelzung bildet ſich zwiſchen den entgegengeſetzteſten Partheien. Sogar die Vendee nähert ihre Fahnen den Fahnen des Heeres. In dieſem Uebermaaße von Drangſalen was wird Eu.

---

32) Stolz genug geſprochen; aber ihr werdet das nicht thun.

Maj. zu thun übrig bleiben, als ſich zu entfernen? 33) Die öffentlichen Beamten werden von ſelbſt ihre Stellen verlaſſen, und die Heere der Herrſcher werden ſich dann mit

---

33) Alſo zum dritten Mal aus Frankreich laufen ſelbſt du, armer König Ludwig? Es muß doch eine unſägliche Luſt um das Herrſchen ſeyn, wenn man ſich ſolche Dinge ſagen laſſen, wenn man ſich mit Feinden und Verräthern umgeben und denen ſchmeicheln muß, die einem übel wollen, und wenn man ſich ſo in dem ſchmutzigen Strom von dem Ungefähr mit forttragen laſſen muß. Die Geſchichtſchreiber ſagen uns, Cäſar habe von allen Verſen keinen ſüſſeren Vers gekannt, als den des Euripides: Soll ich Unrecht thun, ſo ſey es um die Herrſchaft. Das laß ich mir noch gefallen: in dem Spruche iſt Sinn, in Cäſars Anwendung war Sinn, und auch in Napoleons Anwendung davon war Sinn, wenn er ſich nur gleich geblieben wäre. Aber todt und matt wird die Geſchichte, wenn ſolche, die treiben ſollten, ſich treiben laſſen; dann hören endlich die Unterſchiede von Gut und Schlecht auf, es vergehen die Begriffe von Tugend und Laſter, und der Böſewicht, weil er frech iſt, wird endlich ein Held genannt. Der Wille iſt es, der die Geſchichten groß macht und die Thaten jede unter die Titel ſtellt, unter welche ſie gehören. O fühlte Ludwig den König, alt und kränklich wie er iſt, ſie würden wohl zittern und aus Furcht thun, was ſie aus Liebe nicht können. Nun kleiden ſie dem Schwachen die alten Puppen nur um, ſtellen ſie alle wieder auf die alten Poſten, ihn als den ſchwerſten Wackler oben — und, wie die Zeit reif iſt ſpringen ſie unter ihm weg, er purzelt zur Ergötzung des Pöbels herunter, und der 20. März des Jahres 1815 iſt wieder da. Denn bei dieſer unverzeihlichen Schwäche, welche die Wunden bekleiſtert, die ausgebrannt werden ſollten, wird aus der tollen Zeit mehr als Ein Bonaparte hervorſpringen. Denn iſt das ein König, und herrſcht der Mann, deſſen Feldmarſchall ſo zu Soldaten ſprechen muß, die eben noch die Fahnen des Aufruhrs gegen ihn erhoben hatten, wie der folgende Auf-

dem von allen geſellſchaftlichen Banden gelöſten Menſchen zu raufen haben. Ein Volk von dreißig Millionen Einwohnern kann allerdings von der Erde verſchwinden, aber in

---

ruf Macdonalds zu dem ſogenannten Heere der Loire klingt? Weil dieſer Aufruf ein Zeichen des Sommers von 1815 iſt, wie Carnots Rede ein Zeichen des Sommers von 1814 war, ſo geben wir ihn hier als Beleg zu vielen in unſern Randgloſſen geſagten Dingen. Er lautet, wie folget:

Der Marſchall, Herzog von Tarent, Oberbefehlshaber, an das Heer.

„Soldaten, der Augenblick iſt gekommen, wo die Befehle des Königs über die Verabſchiedung des leichten und des Linienfußvolks und über Errichtung von Departementallegionen ihre Ausführung erhalten werden. Ihr habt ſie mit Ruhe geleſen, ihr habt euch mit einer offenen und biederen Hingebung unterworfen. (?) Dank ſey den weiſen und väterlichen Anordnungen des gerechteſten der Herrſcher; ſie übertreffen alle Erwartungen. Ehrenvolle Beſoldungen ſind allen Graden beſtimmt, ſie mögen nun ihre Thätigkeit verlieren oder ſie behalten. *Die Verabſchiedung ſelbſt iſt nur ſcheinbar, weil in dem Augenblick, wo die Auflöſung der Regimenter ausgeſprochen iſt, ſie unter einer neuen Benennung wieder geſchaffen werden.* Sie ruft eurer Erinnerung natürlich jene berühmten Legionen zurück, die man noch heute bewundert, eben ſo ſehr durch eine Tapferkeit, der ihr gleichgekommen ſeyd, als durch jene bewundernswürdige Mannszucht und jenen leidenden Gehorſam, der ihre Stärke und ihren Ruhm gemacht hat. Mögen ſie euch hinfort zum Beiſpiel und zum Muſter dienen! Ihr trennt euch von euren Kameraden, aber dies geſchieht, um euch mit Verwandten, Freunden, Landsleuten zu vereinigen; die Departementallegionen werden alſo wahrhafte Familienvereinigungen; Kinder deſſelben Bodens, in denſelben Grundſätzen erzogen und genährt, werdet ihr dieſelben Neigungen und Gewohnheiten haben; das Band, das euch vereidieſem Kriege von Mann gegen Mann wird mehr als Ein Grab die Unterdrückten und die Sieger neben einander einſchließen.

---

nigt, wird unauflöslich ſeyn, und die Legionen werden nur in Eifer und vorzüglich in Treue für den König und in Liebe zum Vaterlande mit einander wetteifern. (?) Ihr, die ihr wieder in eure Heimath zurückkehrt, gebt durch eure Geſinnungen ein Beiſpiel und bringt die Hoffnung einer beſſern Zukunft dahin. Ihr, die ihr einiger Ruhe genießen werdet, um darauf die Verpflichtungen zu übernehmen, welche das Geſetz euch auflegt, bringt ſie mit unter die Fahnen eurer Legionen. Soldaten der vormaligen alten Leibwache, Zucht und gutes Betragen werden euch allenthalben auszeichnen und euch die Ehre verdienen, um den beſten der Könige gerufen zu werden; die Hut des Thrones wird eurer Treue vertraut werden. (??) Ihr werdet eure Dienſte nicht aufgeben; ihr geht einige Monate auf Urlaub, bis die Umſtände erlauben, aus der königlichen Leibwache neue Regimenter zu bilden. Diejenigen unter euch, die keinen Theil dieſer Leibwache oder der Gensdarmerie werden ausmachen können, werden mit allen ihren Rechten der Bildung der Departementallegionen zutreten. Ich bin verſichert, ihr werdet immer die Muſter der Treue und des Gehorſams ſeyn, wie ihr zu allen Zeiten Muſter des Muthes und der Tapferkeit geweſen ſeyd. Ich unterſtütze aus allen meinen Kräften die Fürſorge der Regierung, um den Sold richtig auszahlen zu laſſen, aber wenn ungeachtet der Aufſuchung aller Mittel die Erſchöpfung der Landſchaften, eine Folge von Unfällen, wohinein zu berüchtigte Begebenheiten das Vaterland geriſſen haben, nicht erlaubt, alles zu berichtigen, ſo werdet ihr Zahlungsanweiſungen bekommen, worauf ihr in euren Departementen die Zahlung empfangen werdet. Soldaten, mein Gedanke wird euch dahin begleiten, und das gute Betragen, das ihr beobachten werdet, wird euch ein ſicheres Unterpfand meiner ferneren guten und liebevollen Geſinnungen gegen meine alten Waffengefährten ſeyn.

Im Hauptquartier Bourges den 26. Auguſt 1815.

Macdonald.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Die Schlacht bei'm ſchönen Bunde. Seite

a) Franzöſiſche Berichte . . . . 1—19

b) Niederländiſche Berichte . . . . 19—35

c) Preuſſiſche Berichte . . . . 35—62

Anſichten des Verfaſſers . . . . 62—78

II. Wird der Herrſcher der Inſel Elba noch einmal Europa beherrſchen? (Geſchrieben zu Berlin im Januar 1815.) 78

III. Ueber den heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt, den die verbündeten Heere allenthalben im Elſaß finden. Ein Wort des Troſtes für das teutſche Volk . . . 89

IV. Die vornehmen Bettler. Eine wahre Anekdote, mit der Nutzanwendung 99

V. Joachim Mürat bei ſeiner Rückkunft in Neapel nach dem glorreichen Feldzuge vom Frühlinge 1815 . . 103

VI. Verbannung der Franzoſen aus den ſardiniſchen Staaten 104

VII. Die Franzoſen und wir: oder wie wir uns ſelbſt zuerſt vergeſſen 108

Vorrede.

Zweites Heft.

Seite
VIII. Noch Einiges über und zu unſerm großen Prozeß mit den Franzoſen 109
IX. Worte eines Franzoſen, aus der Ghenter Zeitung 167
X. Worte eines Niederländers 174
XI. Anzeige und Beurtheilung. Ueber Preuſſens rheiniſche Mark und über Bundesfeſtungen. 1815. Ohne Angabe des Druckorts und mit dem Motto: Je mehr Hirten, je übler Hut. 106 S. 8. 186

Drittes Heft.

XII. Klage über drei junge Helden 217
XIII. Die Ariſtokratie 224
XIV. Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? . . 254
XV. Jedem das Seine, und noch ein Wink über die möglichen diplomatiſchen Anſichten der Wiederherſtellung unſerer alten Gränzen gegen Frankreich . . . 268
XVI. Anſichten und Zweifel 303

Viertes Heft.

XVII. Ueber den Studentenſtaat 317
XVIII. Bericht an den König über die Lage Frankreichs und die Verhältniſſe mit den fremden Mächten, eingereicht den 20. Julius 1815 von dem Herzog von Otranto 384

Druckfehler des vierten Heftes.

Seite	Zeile	
318	23	für geſtattet lies geſtaltet.
352	3	f. ſällen l. fällen.
361	8	f. Altrauniſchen l. Altrömiſchen.
365	6	f. viel, l. viele.
386	28	f. grämlich l. gräulich.
389	17	f. begreifet l. begriffet.

Der Wächter,

eine Zeitſchrift,

in zwangloſen Heften,

von

Ernſt Moritz Arndt.

Zweiter Band. Erſtes Heft.

Heinlein

Köln 1815,
bei Heinrich Rommerskirchen.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

I.

Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen.

Es ſind bei uns ſehr viele, welche das Franzöſiſche und die franzöſiſchen Einrichtungen, Geſetze und Regierungsordnungen faſt unbedingt loben; andere ſind, welchen wenigſtens Manches von dem Weſen und Regieren der Franzoſen gefällt, und welche dies, wo es iſt, entweder beibehalten, oder, wo es nicht iſt, nachgeahmt wünſchen; ja dritte ſind, welche trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzoſen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieſes Volk werde ſich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfaſſung durcharbeiten. Dies Letzte laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, erklären aber, daß wir, wie ſehr wir auch Urſache haben, dieſes Nachbarvolk zu haſſen, es von ganzem Herzen wünſchen. Denn dieſer Wunſch iſt erſtlich ein Wunſch allgemeiner Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit, zweitens ein Wunſch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nemlich, was ich oft geſagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann, als wann die Nachbarvölker durch weiſe und freie Verfaſſungen regiert werden; denn wie eine Geſellſchaft von edlen und weiſen

Männern den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, ſo muß die Nachbarſchaft edler und wohl geordneter Staaten auch ein Volk zu politiſcher und ſittlicher Höhe emportreiben, oder es muß auch überhaupt aufhören zu ſeyn. Alſo können wir Teutſche auch für unſere eigenen Vortheile keinen herzlicheren Wunſch haben, als daß die Franzoſen, Italier, Ungern, Polen und Schweden und Dänen bald durch die glücklichſten Verfaſſungen und weiſeſten Geſetze geſegnet ſeyn mögen. Denn wir Teutſche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche iſt, die in einem Fichtenwalde ausgeſäet worden: Wir müſſen mit unſerem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wann wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarn überſchattet und erſtickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die franzöſiſchen Einrichtungen und Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unſer Urtheil über ſie nicht geradezu ausſprechen; aber ſo viel können wir ſagen, daß einige von ihnen vielleicht unteutſch ſind, andere, von dem Zeitalter beſtochen, zu geſchwinde ſchreiten, alle aber zu wenig darauf Rückſicht nehmen, wie ſo ganz verſchieden der germaniſche Staatsleib von dem franzöſiſchen und das germaniſche, oder richtiger teutſche Volk von dem franzöſiſchen Volke iſt. Wir werfen hierüber vorſpielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von dieſen ſind unteutſch, entweder ſolche, welche den Franzoſen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrſchaft Geld und Ehren gewonnen haben, oder ſolche, die, ganz in der Wildheit und Begriffsloſigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geſchichte und die Geſchichte ihres eigenen Volkes nicht kennen und alſo nichts als groß, herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Mäuler an der Seine und Bonaparte und ſeine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geſchichte und als die ſibylliniſchen Ausſprüche der Politik und Geſetzgebung immer vorgeklungen haben. Auſſer dieſen giebt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des teutſchen Lebens, und die Art, wie eine teutſche Geſetzgebung ſeyn und ſich machen kann, nimmer begreifen und deren Anſichten der politiſchen Dinge und Verhältniſſe alſo mit den franzöſiſchen Anſichten zuſammenfallen: welche Menſchen überhaupt nur das Scharfe und Beſtimmte ſehen können, nicht aber das noch Schwimmende und ſich eben Geſtaltende. Noch ſind endlich ſolche, die ſchlechteſten und unteutſcheſten von allen, deren unteutſche Geſinnung allein aus dem Eigennutze entſpringt, die keine andere Weltgeſchichte kennen, als die des Genuſſes und Gewinſtes. Dieſe Art würde ſich jedes Volk gefallen laſſen und demſelben knechtiſch dienen, das ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile bringt, ſie würde kalmückiſche und ſamojediſche Einrichtungen loben gleich den franzöſiſchen, wenn ſie dadurch herriſcher und üppiger leben könnte. Mit dieſer Art läßt ſich, weil ſie keinen Gott, kein Volk und kein Vaterland hat, als ihre Habſucht und ihre Bequemlichkeit, vernünftiger

Weiſe nicht ſprechen noch ſtreiten: ſie ſind nichts, weil ſie die natürlichſten Gefühle der Liebe und Treue aufgezogen haben, die der Menſch zu dem Volke haben ſoll, das ſeine Sprache ſpricht. Nicht auf dieſelbe Weiſe können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Anſichten unteutſch ſind; denn für dieſe Anſichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländiſchen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf angehaucht wurden, können ſie nicht immer, und ihre Geſinnungen mögen oft viel beſſer ſeyn, als die Geſinnungen derer, welche ſich wohl teutſcher Anſichten rühmen, die eben nicht teutſche Einſichten geworden ſind. Denn eben die Einſichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unſere Anſichten mögen übrigens fremd oder teutſch ſeyn. Dieſe Einſichten von wahrer Staatskunſt und wahrer Staatsverfaſſung ſuchen wir, und werden wir endlich finden, ſobald das Leben unſerer Staaten nur die erſten Anfänge von Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt ſich das nicht finden, was, die Völker beherrſchend und die Jahrhunderte lenkend als ein höherer Mittelſchatten des Lebens, als eine halb irdiſche und halb himmliſche Geſtalt, zwiſchen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte ſchwebt.

Diejenigen, welche Verfaſſungen und das Glück der Verfaſſungen gleichſam im Sturmſchritt erobern wollen, welche im Geſchwindſchritt über alles Alte wegſchreiten und dem Neuen athemlos zueilen, ſind in ihrem Wollen und Treiben meiſtens ſchuldlos, ja ein edler und ſchöner Eifer ſpornt wohl die meiſten von ihnen, daß ſie ſobald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen ſeinen gräulichen Ungeſtalten und mit allen ſeinen häßlichen Erinnerungen hinter ſich ſehen wollen, aber in vielen Dingen ſind ſie doch im Irrthum. Auch ſie büßen die Schuld der Zeit, in welcher ſie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der erſten franzöſiſchen Volksverſammlung, die ſich im Sommer des Jahr 1789 verſammelte, ſeyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe geweſen; aber Verſtand der politiſchen Dinge ſey faſt bei keinem geweſen, jener Verſtand, der ſelbſt manches Unvollkommene einſtweilen ſtehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einſt nach ihm aufräumen, was er aufzuräumen noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenſtand noch feſter in einen beſtimmten Geſichtspunkt ſtellen; Dieſen Männern, däucht mir, hat der politiſche Verſtand gefehlt, der das Unvollkommene ſtehen läßt, damit das Vollkommene, das ſie machen wollen, eine Lehne habe. Sie bedachten nicht den weiſen Spruch des Solon, daß einem Geſetzgeber gezieme, nicht den vollkommenſten Staat zu machen, ſondern einen ſo vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältniſſe ihn erlauben. Das Unvollkommene ſcheint freilich dem Vollkommenen eine ſchlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die ſchlechten und halbvertrockneten Bäume noch Jahre lang ſtehen, obgleich ſie keine Früchte mehr tragen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter ihnen pflanzt, durch ſie vor der Wuth der Nordwinde geſchützt werden? Wann dieſe jungen ſich auf den Stämmen befeſtigt und ſich an Wipfel und Rinde geſtärkt haben, ſo daß ſie aus eigener Kraft den Stürmen widerſtehen können, erſt dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erſt völlig unnütz geworden ſind, und ſetzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, ſo daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er ſich einſtweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet iſt? Und die Franzoſen haben es viel ärger und unverſtändiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben ſie den Grund aufgebrochen, ſondern die Erde ſelbſt haben ſie weggetragen, ſo daß ſie endlich gar nichts Feſtes hatten, worauf ſie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat ſagen können, ſie haben Schlöſſer in der Luft gebaut: ja ſo prangende und ſchimmernde Feenſchlöſſer, daß noch mehr als Ein abentheuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzeſſinnen, die er mit ihren Reitzen und Schätzen in ihnen gefeſſelt wähnt, daraus zu erlöſen. Und gäbe es einen irdiſchen Pfad, auf welchem er in ſolchen luftigen Bau ſteigen mögte, wahrlich auch nichts würde er darin finden, als eitel Zauberei und Dunſt. Doch haben ſich viele in dieſe franzöſiſchen Herrlichkeiten vergafft, und ſtehen und ſtaunen ſie an, und meinen immer noch, einmal müſſe die verzauberte Prinzeſſin doch vor aller Augen verwandelt herausſliegen und als eine glänzende Lichtgeſtalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdiſch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, beſonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da ſtehen Tauſende in Erſtaunen und gaffen und nicken und winken und verkünden: Nun wirds bald ſeyn! Und es wird nicht, und der gleiſſende Froſch platzt wieder, der ſich zu einem Ochſen aufblaſen wollte. — Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das iſt es wirklich: Aufgeblaſenheit. Das waren vormals andere Menſchen, welche Geſetze gegeben und den Völkern die Bürgerordnung und die Freiheit befeſtigt haben, als die Leute von heute und von geſtern ſind. In ruhiger Stille, Mäſſigkeit und Demuth und in ſicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens ſchritten ſie ihren ſchweren Weg feſt und langſam zum Ziele, ſprangen nicht leichtſinnig nur über den kleinſten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte, ſondern räumten gebührlich auf und ebneten und ſicherten die Bahn, ehe ſie weiter gingen. Wir Jetztlebende — ich meine die Franzoſen und die meiſten von uns — haben Ideen genug gehabt von Geſetzgebung und Staatsverfaſſung, und Anſichten genug, ja zu viele, aber der Mäſſigung haben wir gemangelt und jener ſtattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdiſchen Dinge wägt und mißt, beſonders der Dinge, die von dem Menſchen gemacht werden, welche daher nicht mehr will, als ſie wollen kann und darf. Daher die Sprünge in den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreiſſig uns gezeigt hat: das Prahleriſche, Unſtäte, Uebermüthige, ja Verbrecheriſche; denn die meiſten Geſetzgeber unſerer Tage mit den groſſen Worten und mit der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblaſenheit verführt, heuchelten ſich und ihr Volk beſſer und edler, als ſie waren, und daher iſt uns das Unheil gewachſen und wächſt uns bis dieſen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, ſondern uns ſogleich gebehrdet, als ſeyen wir für das Vollkommenſte reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit feſtgehalten iſt, und was auf jeden Fall auch von den ernſteſten und würdigſten Völkern nur durch langſame Vorrüſtungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unſinn ſolcher, die ſich weiſe und erfahrne Männer nennen und darauf Anſpruch machen, Darſteller und Geſetzgeber ihres Volkes zu ſeyn, daß ſie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfaſſung eben noch der Willkühr preisgegeben und faſt Knechten gleich waren, durch ſchön klingende Beſchlüſſe und durch Geſetze, die keine andere Bürgſchaft noch Haltung haben, als das Papier, worauf ſie geſchrieben oder gedruckt ſind, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich auch feſte, mäſſige und würdige Männer werden, welche eine hohe

Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig ſind! Zum Theil haben die Franzoſen hier freilich durch eine Fantaſie gefehlt, die keine Fantaſie iſt, ſie haben ſich — was eigentlich das Weſen ihres ganzen Lebens und auch das Weſen ihrer Kunſt und Poeſie iſt — durch einen Schaum von Ideen berauſcht, welchen keine feſte Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantaſie kann man wirklich keinem Dinge in der Welt beſſer vergleichen, als dem Champagnerſchaum, woraus ein kitzelnder und ſpielender Duft aufſprudelt, der mehr Geiſt lügt, als er hat. Die teutſche Fantaſie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unſerm herrlichen Rheinwein; dieſer wirft wenig Schaum, aber des Geiſtes und der Kraft drinnen iſt die Fülle. Aber der gröſte Theil der Sünden der franzöſiſchen Umwälzung kömmt auf die Sünde ſelbſt: die Franzoſen würden nicht ſo viel Unglück erlebt und ſo viel Unheil gemacht haben, ſie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht ſo ſchwer darnieder liegen, wenn ſie mit der Sünde nicht geſpielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn ſie ſich nicht unterſtanden hätten, uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entſchuldigt, ich habe ſie oft entſchuldigt, und ich will ſie da noch entſchuldigen, wo ſie zu entſchuldigen ſind. Für das Erdbeben konnte ſie nicht, deſſen Erſchütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerſt in die Luft ſpringen ließ und wegen des ſchönen Feuerwerks, das ſie den verblendeten Sterblichen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reitzen und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüſtete und geſchmückte Pandora, als ſie mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiſte flog. Der bunte Vogel, den die Franzoſen im Jahr 1789 auffliegen lieſſen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das groſe Heil des Tages begrüßt und verkündigt, ſondern alle Zeitgenoſſen ſtimmten ein, und ſelbſt Graubärte gebehrdeten ſich ſo kindiſch, als ſey ſolches Glück nie geſehen und gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteſte aufgethan. Darin aber irrten ſich beide, daß ſie ein paar Jahre hofften, das neue ſaturniſche Zeitalter der Freiheit und Freude könne von keinem andern Volke ausgehen und von keinem andern Volke angeführt werden, als von den Franzoſen. Indeſſen auch dieſe Hoffnung war die verzeihlichſte, ſo lange die groſe Begebenheit und Erſcheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes ſchweben blieb, und ſo lange die glänzenden Dünſte ſich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben ſpeienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als ſie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verſtehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wiſſende geworden waren, da konnte man ſie und was ſie ſprachen und thaten wieder zur Ordnung verweiſen, und das gewöhnliche Urtheil und Gericht über menſchliche Handlungen trat wieder in ſeine Rechte. Was ſeit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geſchehen iſt bis auf den heutigen

Tag und was bei andern Völkern ſeitdem den Franzoſen nachgeurtheilt und nachgemacht iſt, das ſteht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns, ſondern muß ſich ſchon gefallen laſſen unter das Urtheil des Bewußtſeyns geſtellt zu werden. Und wie wollen die Franzoſen ſich retten von dem Vorwurfe, daß ſie nicht ihnen ſelbſt und andern Völkern unter großen Scheinen unendlichen Trug vorgegaukelt, daß ſie nicht große Ideen durch die ſchändlichſte und endlich durch die abſichtlichſte Lüge entheiligt haben! So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß ſie mit Bewußtſeyn die Teufelei der Lüge geſpielt haben, und daß das Zeitalter ſich mit einer kleinen Schuld abfinden läßt.

Denn freilich war, was bei ihnen zuerſt aufgegangen iſt, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und alſo ſollen ſie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beſchuldigt werden, ſondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derſelben. Das Erſte ſtand nicht bei ihnen, es gehört Gott oder den Zeiten an, oder dem, was die Sterblichen als Vorſehung oder Entwickelung der Zeiten in unwiſſender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil ſie alles, was in ihre Gewalt gegeben worden iſt, für ſich und für andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unſtäte, Maaßloſe und Eitle, jene Unſeligkeit des verirrten und, weil es Gott verlaſſen hatte, von Gott verlaſſenen Menſchengeſchlechts, daß jeder immer über ſeinen Willen hinaus zu vermögen und auch über ſeinen Willen hinaus wagen zu dürfen meinte, war dieſem Zeitalter eigen, und warum es ihm eigen war, iſt anderswo genug von uns geſagt worden, alſo daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieſer allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelſten und leichtſinnigſten Volke der Welt auf ſeinen höchſten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauſpiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzoſen, wer ihren Karakter einen ſchauſpieleriſchen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geſchichte ſeit zwei Jahrhunderten eine theatraliſche Geſchichte geweſen iſt, worin die anderen Völker, beſonders wir Teutſche, häufig die Rollen der Bedienten und Hausknechte haben ſpielen müſſen. Sie haben den großen Ernſt, der mitten in aller Unſtätigkeit und Narrheit dieſer Zeit lag, und den größeren Ernſt, der, wären ſie die rechten Weiſſager und Führer dieſer Zeit geweſen, ſo leicht in ſie hätte gebracht werden können, in baarer und kindiſcher Eitelkeit und Prahlerei verſpielt und zu eitlen Pracht- und Knallſtücken (auch die Kanonen haben ſie nur ſo gebraucht) verwandt, bei welchen alles auf die Wirkung berechnet war, was ſie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulaſſen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beſchmutzt und entweiht würde, daß ſelbſt die unſterbliche Freiheit und die ewige Gerechtigkeit, wovon ſie ſo laut klangen und wovon ihre Herzen nichts wußten, nicht zum Geſpötte der Thoren und Deſpoten erniedrigt würden, hat darein geſehen und darein geſchlagen und ihnen die Rolle abgenommen, die ſie durchzuſpielen ſich unwürdig bewähret hatten.

Das Eitle, Springende und Unſtäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Teutſchen, und es iſt immer noch genug in uns. Dies iſt begreiflich und in ſo weit verzeihlich, theils weil die Zeit ſelbſt als eine mächtige Influenza, die alle nothwendig mit ihren Trieben und Neigungen anſtecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechſel und Weltumwälzungen iſt, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geſchüttert ſind. Uns und unſern Zeitgenoſſen iſt begegnet, was Menſchen begegnet, die an einem reiſſenden Strome ſtehen und die wilden Waſſer mit ungeheurer Geſchwindigkeit vor ſich hinſchießen ſehen. Wie dieſen dann oft zu Muthe iſt, als ſey das Leben nur eine mitfließende und mitfortſchießende Welle, und als ſey es das Rathlichſte, ſich ſogleich mit fortzuſtürzen und die einzelne Nichtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben, ſo haben die Zeitgenoſſen ſich dem Unmaaße der Geſchwindigkeit, welches in den Begebenheiten geherrſcht hat und herrſcht, ſelten gewachſen gefühlt. Es iſt durchaus ein Unverhältniß der phyſiſchen und der geiſtigen Kräfte eingetreten; ſo geſchwind iſt der Strom der Zeit oft fortgebrauſt, daß die Betäubten kaum Athem holen, geſchweige denn ſich über ſich ſelbſt und über die Welt und die Dinge um ſich her klar beſinnen können. Beiſpiele erklären die Sache: ich will einmal ſagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenoſſen oft überraſcht habe.

Was ſiehſt du alle Tage, wann etwas in Bewegung beſonders in geſchwinder und getummelter Bewegung iſt? Du ſiehſt bald alles auf den Beinen, alles aufrühriſch und wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken ſo mit hin? Steh nur als Zuſchauer und laß drei vier Reiterregimenter ſich plötzlich in geſprengten Galopp ſetzen, deine Seele in dir galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geſchwindem Trommelſchlage deinem Fenſter vorüberziehen, nicht bloß deine Füße ſchlagen unwillkührlich den Takt, auch deine Seele ſchlägt ihn; ſieh nur viele Menſchen in geſchwinder Eile wohin laufen, du ſetzeſt dich ſelbſt in geſchwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angſt dich treibt — So hangt der Menſch von dem Kleinſten und Gewöhnlichſten ab, wie ſollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichſten nicht ganz anders ergriffen und fortgeſchnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar tauſend Pferde, oder ein paar tauſend Menſchen auf den Gaſſen, oder ein durch Regen über ſein Gewöhnliches angeſchwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltſtrom in Sturmesgeſchwindigkeit fortſauſt, wenn die Begebenheiten und Entſcheidungen ſich mit Blitzesſchnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beſchränkten Weſens kaum einen Punkt laſſen, worauf ſie ſich ausruhen können, wenn der Donnergott ſein ganzes Feuergeſpann angeſchirrt zu haben ſcheint und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als Ein Phaeton mit umgeſchlagenem Sonnenwagen vor unſeren erſchrecknen Blicken zerſchmettert herabfährt — dann iſt die Gewalt der Natur häufig mächtiger, als die Gewalt des Geiſtes, dann ſind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es iſt der Zuſtand eingetreten, von welchem ich eben ſagte, es ſey ein Misverhältniß der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte da. Phyſiſch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Bruſt des Menſchen waltet, als eine beſondere Kraft ſetzen, alles Aeuſſere und von auſſen herein auf die Menſchen Dringende und Wirkende, alſo daß auch die halbgeiſtigen Kräfte, z. B. auch das Politiſche, welches zum Theil halbgeiſtiger Natur iſt, mit dazu gerechnet werden. — Und wirklich das mag man wohl in den geringſten und unbedeutendſten Erſcheinungen dieſer wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meiſten Menſchen wegen der Geſchwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derſelben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage ſind, wie diejenigen, welche in Feuers- und Waſſersnöthen umherlaufen, und nicht wiſſen, was ſie zuerſt ergreifen und retten ſollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerſt und Zuletzt bunt durch einander und wiſſen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterſcheiden. Das aber begegnet auch den Muthigſten und Beſonnenſten, daß ſie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils, als aus dem Gleichgewichte des Muthes fallen. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon ſie umbrauſt werden, ſie auch eben nicht mit Angſt und Schrecken forttreibt, ſo ſind ſie doch irdiſche Menſchen und ihnen muß begegnen, was allen irdiſchen Weſen begegnet, das Bild der ſie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern wiederſcheinen, ſie müſſen drinnen ein Gleichniß von dem ſehen und erleiden, was ihnen drauſſen widerfährt: ſie können nicht ruhig und beſonnen bleiben, wie die ſeligen und in unſterblicher Freude ſchaffenden und waltenden Götter, die alles Aeußere als etwas wirklich Aeußerliches und Zufälliges vorüberwandeln laſſen — ſie müſſen die Schmerzen und Schrecken und, wenn ſie auch die Stärkſten ſind, doch die Aehnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darſtellen. Und in der That, es iſt nicht anders. Auch die Beſonnenſten tragen im Innern ein Gleichniß des Aeußeren. Weil die Welt drauſſen mit ſo erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollt, weil die athemloſe Zeit ſich oft zu überlaufen ſcheint, ſo däucht es dem Geiſte drinnen, der ruhig walten und die äuſſere Welt als das Zufällige und Weſenloſe abrollen laſſen und nur nach dem ewigen Geſetze alles Schöpferiſchen und Bildenden im ſtätigen Gleichmaaße, der äußerlichen Entſcheidungen und Entwickelungen unbekümmert, fortwirken ſollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichſam weg und als könne er ſie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um ſo vieles, was wir gerne beſſern und halten mögten, da wir es doch Gott und unſern Enkeln zu beſſern und zu halten überlaſſen ſollten; daher das oft ſo bittere Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit, das uns häufig ſo ſchmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer und Wehren und Deiche gefloſſen iſt, ſondern auch uns ſelbſt ſchon auf ſeinen Wogen mit fortſpielt. Wir ſind Mühlen gleich, die zu viel Waſſer haben und deren Kunſtwerk vor Ueberfluß ſtillſteht oder durch den Ueberfluß geſchwind zerrieben wird. Bei einigen edlen Menſchen kann man dies als eine tiefe Tragödie ſehen, wie ſie mitten in dieſer tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad ſtehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erſte Welle, die es in Bewegung ſetzt, der Anfang ſeiner Zerſtörung ſeyn wird. Das aber begegnet durch eine ſehr natürliche Täuſchung faſt ohne Unterſchied allen, daß ſie das, was durch den Geiſt gemacht und erhalten wird, auch eben ſo geſchwind machen zu müſſen ſcheinen, als das Leibliche und Aeußerliche in ſeiner geſchwinden Noth vorüberwandelt. Daher geſchieht es denn nicht nur, daß man überhaupt raſch eingreift, um die nächſte Noth zu kehren und dem erſten Gedränge zu begegnen, ſondern daß man auch da geſchwind, ich mögte ſagen im Revolutionsſchritt, ſchreitet, wo man mit bedächtiger Beſonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schritt befeſtigen und ſichern ſollte. Man geht nicht, ſondern man läuft auch in ſolchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entſchieden werden ſollen, ſondern die künftig ſelbſt die Begebenheiten beherrſchen und Zeiten beherrſchen, ja auf gewiſſe Weiſe gebähren ſollen. Ich ſpreche hier von Geſetzgebungen und Verfaſſungen. Man hat in unſern Tagen in drei Monaten oft machen ſehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deßwegen ſind auch alle geprieſene Verfaſſungsherrlichkeiten faſt eben ſo geſchwind vergangen als entſtanden. Das können wir aber faſt wohl ohne Ausnahme von uns allen ſagen, daß in uns ein unwiderſtehlicher Trieb lebt, die Entwickelung dieſer ungeheuren Zeit zu ſehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieſer Trieb iſt ſo gewaltig, daß wir von der Zeit, die doch faſt zu geſchwinde geht, oft noch gern einen raſcheren Schritt ſähen, und daß wir häufig darüber vergeſſen, was eben geſchehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzoſen haben uns beſtochen mit ihrem geſchwinden und windigen Weſen, das von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stätigkeit ſuchen und die Reife erwarten kann, das alles aus dünnem Papier und nichts aus feſtem Herzen zu ſchütteln gewohnt iſt, ſondern wir ſind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechſeln und Neuerungen ſchwanger iſt.

Die Zeiten ſind verſchieden, und alſo iſt auch das Maaß der Zeiten verſchieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungeſtraft überſchritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich ſehe es ſogar aus einigen Zeichen, daß dieſes unſer Zeitalter geſchwinder zum Ziele gelangt mit ſeinen Beſtrebungen und Entwickelungen, als die meiſten früheren Zeitalter; aber daß wir das Meiſte übereilen und übermeſſen, das gewahre ich wohl oft mit Schmerz, ſo wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünſche und Hoffnungen jetzt doch noch viel geſchwinder laufen, als die Thaten. Wie wir in zwei, drei Jahren wieder erlangen und gebeſſert haben mögten, was unſre Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren und verdorben haben, ſo mögten wir auch das in fünf oder in zehen Jahren entſtehen und ſich vollenden ſehen, was ſonſt kaum in Jahrhunderten geworden iſt. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt hat, abſchütteln und die Freiheit wieder gewinnen kann das Werk einzelner großer Menſchen, das Werk einiger kühnen Anſtrengungen und glücklichen Schlachten ſeyn; bleibende Geſetze ordnen und gerechte Verfaſſungen befeſtigen iſt allein das Werk beſonnener Weisheit, langer Erfahrungen, und oft auch vielfältiger Proben und ſchwerer Kämpfe. Wie die Naturforſcher ſagen, daß die Leiber, welche am langſamſten das volle Wachsthum erreichen, auch die ausdauerndſten ſind, ſo halten die Verfaſſungen gewöhnlich auch am längſten aus, welche ſich im vielfachen Gedränge und Kampfe langſam entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere ſteht und mit Eiden, die eben ſo leicht zerreißlich wie Papier ſind, bekräftigt worden, iſt die Freiheit, ſondern was ſich durch feſtes und muthiges Ringen um die ſchönſten Güter in dem Herzen der Bürger feſtgewurzelt hat, das drückt dem Papiere das rechte Beſtätigungsſiegel auf, das iſt, die Verfaſſung, die in der ſtarken Bruſt verfaßt iſt. Wie lange kämpfte in Rom nicht ein Pöbel, ſondern ein edles, genügſames und tapferes Volk, ehe es der feſtverketteten Hierarchie theokratiſcher Patricier das Gebührliche abringen konnte? ſtritten die italiſchen Städte nicht über ein Jahrhundert, ehe ſie von den teutſchen Kaiſern als freie Städte erkannt wurden? Hat nicht Großbrittannien fünf Jahrhunderte bedurft der ſchwerſten und blutigſten Wechſel, ehe die verſchiedenen Gewalten des Volks ſich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht ſetzen konnten? Iſt nicht Schweden länger als zwei Jahrhunderte durch viel ſchweres Unglück und blutiges Unheil gegangen, ehe die verſchiedenen Stände mit anerkannten Rechten einander gegenüber ſtanden? Darum ſollen wir geduldig ſeyn, wenn nicht alles ſo ſchnell reift, als unſre Begierde, die Erfüllung der Zeit zu erleben, und unſer Eifer für das Vaterland vielleicht ſchnell ſind.

Es ſind aber viele, die nicht allein durch franzöſiſchen Wahn beſtochen noch durch den geſchwinden Gang der Begebenheiten verführt mit wälſcher Geſchwindigkeit auch bei uns alles eingerichtet und mit wälſcher Gefügigkeit alles nachgeahmt wiſſen mögten, ſondern die mit recht hellen Sinnen und mit recht vollem Bewußtſeyn, warum ſie es thun, dem Franzöſiſchen anhangen und auf die franzöſiſchen Ordnungen und Einrichtungen als auf rechte Muſter für Teutſchland hinweiſen. Ich habe früher ſchon angedeutet, daß das napoleoniſche Kaiſerthum da anfing, wo das römiſche aufhörte, daß es das Bild wiedergab, was Ammianus Marcellinus, der gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts lebte, uns von ſeinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber auſer irdiſchen Vortheilen empfahl es ſich den meiſten Beamten und allen mittelmäſſigen Köpfen noch durch einen im Kleinen wenigſtens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung, und mit jener Täuſchung, welche die Mittelmäßigkeit ſo leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künſtlich zuſammengegliederten und ſchlau in einander gehäkelten Weſen, das der Deſpotismus ſchlau für ſich berechnet hatte, ein eigenes ſelbſtſtändiges Leben geweſen. So ſind die franzöſiſchen Geſetze und Einrichtungen häufig auch von ſolchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rückſichten der eigenen Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geiſt der franzöſiſchen Verwaltung und die franzöſiſchen Verwaltungsgrundſätze nach unſern Anſichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müſſen, gar nicht in Abrede ſeyn, daß in den franzöſiſchen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige ſey; aber ob wir es nachahmen dürfen, und wie wir es nachahmen können, das iſt wieder eine ganz beſondere Frage, die wir hier freilich nicht erſchöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müſſen.

Es giebt allgemeine Geſetze, einzelne einfache und groſe Geſetze, worauf die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt ruht. Solche ſind faſt allen Völkern gemein, beſonders den Völkern, welche das gemeinſame Band der chriſtlichen Religion umſchlingt. Von dieſen allgemeinen Geſetzen iſt hier nicht die Rede. Außer dieſen allgemeinen Geſetzen giebt es aber noch eine Menge anderer Geſetze, welche ich Geſetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Dieſe ſtehen nicht ſo rein da und können ihrer Natur nach nicht ſo rein da ſtehen, als jene erſten; ſie ſind meiſtens gemiſchte Geſetze, von vielfachen Beziehungen und Rückſichten abhangend und davon gemodelt und beſtimmt; ſie werden durch örtliche, zeitliche, klimatiſche und volkliche Verhältniſſe und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigſte Weiſe verſchieden verändert und gebraucht. Dies ſind die Geſetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit iſt. Dieſe Art Geſetze können für das eine Volk heilſam und nützlich ſeyn, ſie können ihrem ganzen Zuſammenhange nach mit der Verfaſſung und der Eigenthümlichkeit und Beſchaffenheit des Landes und Volkes, für welche ſie entworfen ſind, hohes Lob und ſogar Achtung verdienen, ohne daß man ſie deswegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Geſetze meine ich hier.

Für uns Teutſche tritt nun in Anſehung der Franzoſen und des Franzöſiſchen noch eine andere Rückſicht ein, die wir wohl erwägen ſollen. Die Franzoſen ſind ſeit drei Jahrhunderten unſre ärgſten Feinde geweſen; wir haben überhaupt in der Geſchichte keine ſchlimmeren Feinde gehabt als ſie und die Römer: doch haben die Römer vielleicht endlich mehr durch uns gelitten, als wir durch ſie. Das könnte den Franzoſen aber zuletzt auch ſo gehen, wenn ſie fortfahren unſern gerechten Zorn zu reitzen. Es iſt freilich ein Grundſatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute annehmen und ſich aneignen ſoll, wo man es nur findet; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tauſend Warnungen der Geſchichte und Erfahrung beſtätigt, daß man ſich ſo ſehr als möglich hüten ſoll, von den nächſten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zuſammenfluß der Eigenthümlichkeiten entſtehen und der wohlthätige Gegenſatz aufgehoben werden könnte, der zwiſchen den Nachbarvölkern, damit ſie ſich in ihrer friſchen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigſte iſt. Wenn man ſich vor einer ſolchen Aehnlichung mit jedem Volke hüten muß, ſo muß man ſich beſonders davor hüten einem ſolchen Volke gegenüber, von welchem man Beweiſe hat, daß es ſchon lange ſchleichende Künſte der Hinterliſt anwandte, der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verſchiedenheit, die ſie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch ſie auf ihnen ſelbſt gegründet ſtehen, leiſe zu verſchleifen und auszulöſchen ſucht. Wie die Franzoſen ſeit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten, wie ſie ſeit zwanzig Jahren durch Gewalt und Liſt unſre Tugend und Art angegriffen haben, und wie gefährlich und verderblich uns dieſe Angriffe geworden ſind, wem ſoll ich hier wieder erzählen, was wir alle wiſſen? Gegen ſie alſo müſſen wir mit immer geharniſchter Aufmerkſamkeit auf der Hut ſtehen, und vielmehr ſuchen, die letzten Spuren ihres Einfluſſes auf uns und ihrer Anweſenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends, was ihrem Lande und Volke ſo eigenthümlich iſt, daß es auf irgend eine Weiſe eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnte. Wir können, damit wir unſre Freiheit, und vor allen, damit wir unſere germaniſche Tugend bewahren können, die Klüfte und Abgründe zwiſchen ihnen und uns nicht ſchroff und tief genug reiſſen.

Wir werden bei näherer Erwägung und Unterſuchung dieſes für die Geſetzgebung ſo wichtigen Gegenſtandes aber finden, daß, ſelbſt abgeſehen von dieſem letzten allerwichtigſten Grunde, das meiſte Franzöſiſche faſt gar nicht für uns paßt, ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Länder und Völker faſt in allen Beziehungen und ſo verſchieden iſt ſchon die Grundlage der beiden Staaten, nemlich des teutſchen Staates und des franzöſiſchen Staates, indem die Franzoſen eine zuſammenhaltende und zuſammengehaltene Einheit der Herrſchaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergeriſſene Vielheit der Herrſchaften haben. Dies ſchon, der andern ungeheuren Unterſchiede gar nicht zu gedenken, giebt eine Verſchiedenheit, die auch wieder eine Verſchiedenheit der meiſten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzoſen, welche ſich zu einem ordentlichen organiſchen Leibe abgerundet und abgeſchloſſen haben, in dieſer Hinſicht ſchon einer weit vollkommneren Geſetzgebung fähig ſind, als wir bis jetzt, wir leugnen deßwegen auch nicht, daß ſie nicht wohl manche Einrichtungen haben, die beſſer ſind als die unſrigen zum Theil; aber deßwegen ſind ſie noch für uns nicht beſſer. Die Wörtlein gut und beſſer und beſt ſind überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man oft ſo viel mit ihrer Allgemeinheit hört. Am wenigſten aber wollen wir das hier loben, weßwegen alles Franzöſiſche, was ſie machen und thun, von ſo vielen angeſtaunt und bewundert wird und weswegen die ſelbſtgefällige franzöſiſche Eitelkeit ſich ſo gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit ſpiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, den ſie in allen Dingen haben und wodurch ſie ihnen ſelbſt und andern auch da oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden, wo doch nichts als der leere und hohle Tod iſt. Die Saite, die ich hier berührt habe, läuft ſo tief in die Geſchichte hinein und trifft durch den Gegenſatz, den ſie in uns gegen die Wälſchen zeigt, unſer ganzes innigſtes Weſen zu nah, als daß ich ſie nicht noch weiter fortklingen laſſen ſollte. Wie wäre es, wenn ſich endlich das Fröhliche ergäbe, daß grade unſre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichſte Hoffnung, jenen aber ihre geprieſene Fertigkeit und Gewandtheit kleines Lob zu großer Hoffnungsloſigkeit? Unſre böſen Nachbarn und der Gegenſatz, worein uns ein billiger Zorn gegen ſie ſtellt, haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; ſie könnten uns vorzüglich zu dem Bewußtſeyn unſrer Eigenthümlichkeit und zu dem Bewußtſeyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeſchichte ſtehen und worauf wir ſtehen ſollen. Wir kommen, dem Faden folgend, wozu unſre Betrachtungen ſich ausgeſponnen haben, wie von ſelbſt auf etwas, was wir auf dem Anfange unſerer Bahn weder ſuchten noch ſahen, nemlich auf allerlei Räthſelfragen über die verſchiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Chriſtenthums, Fragen, die ſich freilich tief in Geheimniſſe hüllen, deren Nachſpürung aber einen ſo großen Reiz hat, daß man von ihr nicht laſſen kann, wenn man auf dem dunklen Pfade auch nur einige ſchwache und einzelne Schimmer und Schattenähnlichkeiten, deren Geſtalten ſchwer zu zeigen ſind, finden ſollte.

Dieſe Fragen, die ſich hier wie von ſelbſt aufdringen, erinnern auch wie von ſelbſt an das, was wir im 3ten Hefte des I. B. (S. 254) unter der Aufſchrift: *Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine?* geſagt haben, ſo wie an folgende Worte, die in demſelben Hefte (S. 312) ſtehen und die wir hier wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was wir ſagen werden, noch einmal anführen müſſen. Sie lauten alſo:

„Ein Volk, in welchem alles mechaniſche Fertigkeit „geworden iſt, in welchem das Denkende oben liegt und „das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und „Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen, in zurück-

„ſpielen, ausgeleert ſind — ein ſolches Volk hat die ſchönſte Seite des Daſeyns verloren, das, was den irdiſchen Zuſtand zuweilen allein noch mit überirdiſcher Freude bedecken kann: ein ſolches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück, keine Sehnſucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüſten und Begierden feſſelt es ganz, die irdiſchen und elementariſchen Geiſter, deren Name Stolz, Ehrſucht, Eitelkeit, Habſucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unterſchied ſind, treiben es in wilden Leidenſchaften umher und ſchließen das eitle und armſelige Leben hier auf Erden ſchon zu."

Weil nemlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erſcheinungen, welche die verſchiedenen Völker entweder immer oder in ihren verſchiedenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr, ſondern gewiß eine genaue Folge und ein enger Zuſammenhang iſt, ſo iſt es nächſt der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeſchichte gleichſam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendſte, den Quellen dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren und die Bedeutungen aufzuſuchen, welche in ihnen zu liegen ſcheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzoſen angewandt werden ſoll, wir haben auf den Titel einer kleinen Abhandlung (Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine) hingewieſen, wo verſucht worden iſt, geſchichtlich darzuthun, wie ſich im Norden und in der Mitte Frankreichs um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu dem Volke und zu der Art geſtalten konnte, welche man nachher ausſchließlich das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Art genannt hat, die alle übrige Franzoſen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgeſtämpelt haben und die alle redliche Teutſche beſonders ſeit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeſte Widerſpiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu haſſen.

Schon anderswo als in dieſen fliegenden Blättern habe ich die Franzoſen ein logiſches und mechaniſches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke, deſto klarer wird es mir, daß das Wörtlein mechaniſch ganz auf ſie paßt. Sagt man mir, wie ich denn ſeinen Ungeſtüm und die Sprünge, die es früher ſchon ſo oft und zuletzt noch in der letzten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich denn behaupten könne, daß ein Volk, das ſo viel Fantaſie hat, ein mechaniſches Volk ſey, ſo antworte ich, daß ich eben die Fülle dieſer Fantaſie leugnen muß. Eben weil dieſe Fantaſiefülle fehlt, weil das Uebergewicht des Logiſchen und Dialektiſchen und des trockenen Verſtandes da iſt — daher dieſe Sprünge und dieſe wilde durch keine ſanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die ſich gebehrdet, als ob ſie Bäume ausreiſſen wolle, wann ſie mit Strohhalmen ſpielt. Denn eben die ſtille und ſchöpferiſche Fantaſie iſt es, welche die Leidenſchaften bändigt und dem Menſchen jenen Stämpel von Milde und Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meiſten ſeinen höheren Urſprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten

Gehirn von Pferden entſteht, ſo iſt das, was der Franzoſe Fantaſie nennt, eine Art Koller ſelbſtgetriebener und aufgebläheter Leidenſchaftlichkeit, die ſich zum Uebermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder ſcheinbaren Wuth immer noch bewußt iſt. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Sitte und Kunſt des Franzoſen: er iſt ein Schauſpieler, und all ſein Thun und Leben iſt ein ewiges Theaterſtück. Das Trockene hat bei ihm das Flüſſige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verſchlungen: das Unbewußte, das Gemüthliche, das Selige, das mit Göttern und Geiſtern Spielende und gleich Göttern und Geiſtern Wirkende und Schaffende iſt aus ihm heraus, und deswegen iſt er da ein Spötter und Kritiker, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden ſind. Weil er das Höchſte nicht empfindet, ſo kann er es auch nicht begreifen und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunſt dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preiſt uns ſeine trockene Nüchternheit, ſeine beſtimmte Verſtändigkeit, ſeine mit dem kleinen logiſchen Maaße abgemeſſene Richtigkeit als das Erſte und Höchſte, und damit er in der Kunſt den Mangel erſetze, der in allem Trockenen und Nüchternen und allein Mechaniſchberechneten liegt, ſo giebt er dort ſeiner Fantaſie wie ein wüthiger Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnſinn der Muſen ihm ſelbſt und andern heuchle, berauſcht er ſich zu einer wilden und tobenden Leidenſchaftlichkeit, deren Wildheit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Geſellinnen der Olympier ſind, ſondern mit der geſelligen Aeffin, die er Grazie der Geſellſchaft, einzige Grazie in Europa, franzöſiſche Grazie nennt, die aber von jenen, welche droben der Unſterblichen Geſpielinnen ſind, nie etwas vernommen hat. Die Kunſt ſoll freilich mehr darſtellen als das gewöhnliche Seyn, ſie ſoll den Menſchen zu den Gefühlen und Anſchauungen eines höheren Seyns erheben, ſie ſoll durch die zauberiſchen Täuſchungen eines ſchöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückſeligen, der ſich ihr ergiebt, wieder in das Urland der Unſchuld und Einfalt zurückſpielen. Aber wehe dieſer Kunſt, wenn ſie den Schein aus Scheinen herausſpielen will! dann wird ſie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe, und ſollte gleich andern übelthätigen Hexen mit Feuer verbrannt oder in Waſſer erſäuft werden. Weil dem Franzoſen die ſtille und freundliche Beſchaulichkeit, die warme, volle und blühende Fantaſie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch Kunſt allein geſchaffen und genoſſen werden kann, ſo muß er alles übertreiben und die Wahrheit des ſchönen Scheins, die ihm und ſeinen Kunſtwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu erſetzen ſuchen. Daher die geſuchten Wortklänge, die prunkenden Schimmer, die verfratzten Leidenſchaften, daher in allem, was er macht, das viele Sceniſche und Theatraliſche, was alles mehr auf den äuſſeren Eindruck, auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks, als auf das Innere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens berechnet. Das aber iſt die merkwürdigſte Erſcheinung in der franzöſiſchen Kunſt, die das Ebengeſagte beſtätigt, daß von dem Geiſte des Chriſtenthums ſo wenig darin erſcheint.

Dieſer Geiſt des Chriſtenthums, ein Geiſt der Liebe und Freude, der ſich über das All und durch das All ergießt und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die von thörigten Dogmatikern ſpäterhin ſo verkehrt und verunſtaltet worden, in tauſend verſchiedenen Geſtalten und Verwandelungen über die Erde hinſpielen kann, dieſer Geiſt, den ich einen liebenden Naturgeiſt nennen mögte, gleichſam ein himmliſches Kind, das von allen Seiten wie Blumen ſprießen und ausſchlagen kann, dieſer vielgeſtaltige, tauſendfaltige und in allen Wechſeln der Geſtalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derſelbe Geiſt, hat den Menſchen hinausgeriſſen aus dem ſündlichen Wahn der Einzelnheit, und, ihn vergrößernd und ihn erhebend, ihn wieder zu einem Theile des Ganzen, zu einem Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am beſten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeſchloſſenheit und Feſtigkeit ihres Lebens, in der Vollendung der ſinnlichen Kraftfülle und des ſinnlichen Genuſſes ſchon Götter auf Erden ſeyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes, als idealiſirte irdiſche Götter. Der Chriſt giebt das einzelne Daſeyn, die irdiſche Gottheit, freudig auf, und will, immer ſehnſüchtig in Liebe und

Glauben der großen Urquelle wieder zufließen, nemlich Gotte. Freilich fühlt er ſich als eine Einzelnheit und wird auch dies Bewußtſeyn nie verlieren, ſelbſt droben bei den Seligen nie ganz; aber je mehr er ſich von dieſer Einzelnheit und von ihren engen Sorgen und Plagen erlöſt, deſto freier, glücklicher und ſtolzer wandelt er hier unten, deſto mehr fühlt er ſich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur. Weil das Chriſtenthum ſo iſt, weil es die Menſchen gleichſam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeſchloſſenheit, die dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie entrinnen mag, befreien ſoll, ſo muß es die Natur auch als ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile des Alls von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem Wurm bis zum Menſchen und von dem Funken bis zur Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spiegelchen des Unendlichen, den ſterbliche Augen im reinen Lichte nicht zu ſchauen vermögen. Dieſe blühende Weltanſicht und dieſe tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthigere Beweglichkeit der Geiſter; wo die Geſtalt nicht mehr, wie im Heidenthum, als das Leben ſelbſt feſtgehalten wird, wo der Geiſt allein immer und immer als das Einzigwirkliche und Lebendige und Unſterbliche gefühlt und geglaubt wird, wo er ſelbſt als ein Gott oft den beengenden Kerker des Leibes ſprengen und auf freieſten Flügeln ſich durch das All umſchwingen, und ſich allen Weſen der Natur als ein Bruder anſchmiegen und ſich in Liebe ihnen gleichſam einleiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der

Menſch aus dem Leben und aus ſeinem Innern ſchaffet und bildet, den Bildern und Anſchauungen gleich, die dieſe Religion dem Menſchen zeigt; das Abgeſchloſſene, Beſtimmte und Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund, und das Bewegliche, Spielende und Ueberſchwebende, eigentlich das Ueberſchwängliche, wird hinfort des Lebens Leben ſeyn. Gleich Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen ſcheinen, und die von Kindern in ſüßen Wahnen ſo oft in den Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen, deren blizzende und ſehnſüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels ſüße Buhlſchaft zu treiben pflegen, ſpielen die Menſchen zu allen Geſtalten hin, die als eben ſo viele Wiederſcheine des einigen Gottes geglaubt werden. Dieſe Art, welche aus dem Chriſtenthume gebohren iſt, kann die muſikaliſche Art genannt werden, weil die Muſik nichts Anders iſt, als ein Hinſpiel zu allen Geſtalten, ja gleichſam ein Vorſpiel aller Geſtalten. Wir Chriſten ſuchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz das die abgeſchloſſene Einzelnheit, die feſte Geſtalt Bedingende als das Höchſte, ſondern was durch dieſe Maaſe und Gewichte gemeſſen und gewogen wird, der Inhalt, iſt uns das Höchſte. Dem Heidenthum war die Geſtalt ſelbſt, beſonders die in Schönheit und Stärke vollendete Geſtalt, das Leben und der Gott im Leben: es ſchloß ſeinen Zirkel hier unten vollkommen ab, ohne viel zu ſorgen, wie es jenſeits ſeyn würde; ſeine Art war das Feſte, das Beſtimmte, weßwegen man ſie die plaſtiſche Art genannt hat im Gegenſatze gegen das muſikaliſche Chriſtenthum.

Chriſtus der Herr hat geſagt: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und an einer andern Stelle: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes; er hat den zornigen und rächeriſchen Gott der Juden und die ſinnlichen und ſorgloſen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, deſſen Herz für alle ſeine Kinder in treuer Liebe offen ſteht, der nie den Menſchen fremd geworden war, ſondern vor dem die Menſchen bange und ſcheu geworden waren wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindſchaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes ſind und Erben des himmliſchen Reiches und daß wir alle Einen Vater haben und Einen Herrn. Aber obgleich Chriſtus uns von der Furcht vor der Sünde erlöſet hat, hat er die Sündlichkeit doch nicht wegnehmen können aus unſerer irdiſchen Natur, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuverſicht auf die unerſchöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Menſch noch immer im Staube und in der Aſche Buſſe thun und die ſündliche und irdiſche Natur zerknirſchen, damit die reine und himmliſche Natur, der Funke Gottes, der in ſeine Bruſt geſenkt iſt, würdig würde, wieder zu ihrem Urſprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus dieſem Gefühle der Sündlichkeit und alſo auch aus dem Gefühle der Nothwendigkeit unabläſſiger und unermüdeter Reue und Buſſe flogen und ſproßten die muſikaliſchen Vögel und Blumen hervor, wovon wir oben geſprochen haben, und ſchmückten und erfreuten die ſündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmliſchen Klängen und Scheinen: es entſtand frühe eine chriſtliche Kunſt, deren Karakter durchaus muſikaliſch iſt, d. h. keine Geſtalt beſtimmt und feſt ſchließend, ſondern zu allen Geſtalten hinſpielend, indem ſie aus allen Geſtalten herausſpielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Chriſtenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Aehnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man darin eine hiſtoriſche Herleitung finden will. Freilich ſtrömt der Geiſt der Weltgeſchichte mit ſeinem unendlichen Strome, der oft als ein unſichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufließſen ſcheint, durch die Jahrtauſende fort, und auch, was nicht verbunden und verwandt zu ſeyn ſcheint, iſt in der Geſchichte verbunden und verwandt, und ſo iſt in fernerer Beziehung allerdings auch das Chriſtenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entſtehung und Entwickelung des Chriſtenthums, gleichſam als aus dem Orientalismus ausgefloſſen und durch ihn in den Jahrhunderten vor und nach Chriſto vorbereitet, wohl eine ſehr unglückliche ſeyn. Das wiſſen wir durch einzelne Spuren, die uns die Alten aufbewahrt haben, mehr aber durch das, was die Forſchungen und Unterſuchungen der Europäer in dem jüngſten Jahrhunderte geleiſtet haben, daß im Orient, in den Ländern, die öſtlich hinter den Juden und Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Weſtküſten Aſiens und in Hellas und Italien. Das öſtliche Heidenthum war unſinnlicher, überirdiſcher und muſikaliſcher, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantaſie, als Schöpfungen des ordnenden Verſtandes. Wie dem auch ſey, die meiſten Völker germaniſchen Stammes und ſelbſt die meiſten halbgermaniſchen Miſchlinge ſind in dem Sinne ihrer Religion gebildet und erwachſen, haben ſich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den muſikaliſchen Spielen der Kunſt hingegeben, und ſo, ſchaffend, wirkend und bildend, einige ſchöne Jahrhunderte durchgeſpielt, bis auch dieſe ſüße chriſtliche Unſchuldzeit verſchwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet ward, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin eben noch die Vögel und Bienen ſo luſtig ſangen und ſumſeten. Die Teutſchen, die Italiäner, die Spanier, die Engländer ſind faſt in allen ihren Werken muſikaliſche Künſtler geweſen, und ſind es zum Theil noch. Der Franzoſe hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich ſein Hauptſtreben immer auf Beſtimmtheit des Zweckes und Abgeſchloſſenheit der Geſtalt ging. In den jüngſten Jahrhunderten hat er ſich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Muſikaliſchen zu verwiſchen geſucht, er hat ſich, wie er uns vornehm ſagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er ſey der einzige ächte Künſtler unter den Europäern, bei ihm ſey der Geſchmack heimiſch, bei ihm wohnen die Grazien und Muſen, nachdem ſie den Olympus und Pindus verlaſſen haben, alle andere Völker haben hie und da wohl recht feine Ideen und erhabene Bilder gehabt, aber einer Kunſt können ſie ſich nicht rühmen, das Höchſte, was ſie geleiſtet, ſeyen Vorſpiele zur Kunſt. Dieſe Einbildung und Anſicht der Franzoſen offenbarte ſich im vorigen Jahrhunderte bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und der neuen Dichtkunſt und offenbart ſich am auffallendſten alle Tage bei den Vergleichungen, die ſie zwiſchen ihrem Theater und z. B. dem ſpaniſchen und engliſchen Theater anſtellen, und bei den Urtheilen über die ſogenannte theatraliſche Einheit von Ort, Zeit und Perſonen. Sie beweiſen darin, daß ſie von dem Geiſte der neuen Kunſt im Gegenſatze gegen die alte Kunſt und daß ſie alſo auch von dem Geiſte des Chriſtenthums keine Idee haben. Sie finden in den Beſtrebungen der anderen Völker allerdings manches Künſtleriſche und Dichteriſche, aber ſie finden darin keine Kunſt. Jenes, was in der ſpaniſchen und altteutſchen und altengliſchen Dichtkunſt wie ein kurzer Nachtigallengeſang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was wie ein muſikaliſches Mährchen ohne Anfang und Ende bloß ſpielt, weil es luſtig iſt zu ſpielen, was ſich nirgends an etwas Feſtes lehnt und zu etwas Beſtimmtem hinneigt, däucht ihnen, wenn ſie es am gelindeſten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: ſie nennen es albern, geſchmacklos und geſtaltlos. Nicht anders ſehen ſie die ſogenannte gothiſche Baukunſt an, die in ihren Bäumen und Blumen und Zierrathen, womit ſie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel und ein Ende hat. Das Alles heiſt ihnen *tudeske Barbarei*. Man könnte es nun freilich an ſich nicht tadeln, daß ſie auf das Beſtimmte und Feſtgeſtaltete halten und hinarbeiten, daß ſie das Plaſtiſche mehr anzieht, die meiſten andern chriſtlichen Völker das Muſikaliſche, wenn dies aus ihnen ſelbſt unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil ſie nicht in chriſtlichen Blüthen haben treiben und ſprießen können, wie die anderen, weil ſie nicht Kindlichkeit und Unſchuld genug gehabt haben, daß ſie durch das Chriſtenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und ſich den muſikaliſchen Spielen hätten mit ganzem Gemüthe hingeben können, ſo haben ſie die Kunſt aus der Kunſt geſucht und ſich der Nachahmung der Alten befliſſen. Weil aber die heidniſche Art der Griechen und Römer wenig paßt für dieſe Zeiten und dieſe Menſchen, ſo ſind auch die Franzoſen darin ſelten innig und warm geworden, und weil ſie das nicht geworden ſind, haben ſie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit und durch äuſſerlichen Schimmer und Prunk zu erſetzen geſucht. Wer daher kein Franzoſe iſt, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte, das Geſuchte, das Eitle und Prahleriſche, und vermißt das Einfältige, Fromme, Innige und Blühende, wodurch uns die Werke der Griechen bezaubern und wodurch die muſikaliſch chriſtlichen Völker uns ſo wunderlich dünken. Die gemeſſene Richtigkeit, die mechaniſche Fertigkeit und die Vollendung des Gerüſtes kann man freilich den Franzoſen nicht abſprechen; aber wo kein Leben und keine Seele iſt, da macht uns auch die vollendetſte äuſſere

Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzoſen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im Uebermuthe als unvollkommen und geſchmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaaſſe meſſen will, ſo kann man von ihnen ſagen, ſie ſind vortreffliche Handwerker, ſie verſtehen alle Kunſtgriffe und wiſſen alle Vortheile ſehr gut zu gebrauchen, die durch den immer doch ſeelenloſen und todten Mechanismus zu erreichen ſind.

Und wenn man ſie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erſcheinen ſie auch da mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künſtler der Geſellſchaft. Dieſem wird die ganze feine Welt von Europa widerſprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieſes arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem erſten äuſſeren Scheine beurtheilt, ſo viel zu ſpringen und zu ſpielen ſcheint, thut dies doch alles nicht nach der Luſt und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Menſch ſich ſo glücklich fühlt, ſondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte grämliche Junggeſell, Anſtand genannt, darf es nimmer verlaſſen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer ſo knechtiſch der Meinung, als bei den Franzoſen. Die Jugend hat freilich, wie alle Jugend, auch der Beweglichkeit, Wildheit und Thorheit genug; aber wie ſelten findeſt du bei ihr die ſüße Schwärmerei der Liebe, die feſte Treue der Freundſchaft, die unbekannte Sehnſucht nach höheren Gütern, und endlich alle die tauſendgeſtaltigen

Launen und Geniusſtreiche im Guten und Böſen, die bei dem jungen Teutſchen und Engländer das Alltägliche ſind! Es iſt auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehen ſaftigen und blühenden Jahre der ſchönſten Epoche in eitler Nichtigkeit ſo hintändelt. *Das Leben iſt flüchtig, darum genieße der Jugend, hänge dich an keinen Menſchen, hänge dich an keine Sache ausſchlieſſend, glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend, liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gotteswillen gieb dich nie hin; übernimm dich auch nicht, ſondern ſchone fein den Schein, und gieb den Leuten kein Recht zu ſagen, du ſeyeſt je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten.* — Dies ſind die ſauberen Lehren, womit die Aeltern ihre Söhne entlaſſen oder welche die Söhne ſich aus dem Karakter ihres Volkes bald ſelbſt herausfinden, und ſelten kömmt einer auch hier aus dem Handwerksmäſſigen und Herkömmlichen zu eigener freier Genialität, daß er ſich ſeine Bahn ſelbſt breche. Iſt die Jugend ſo ohne eigenen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und ſind ihre ſinnliche Triebe kirr geworden, ſo tritt endlich der geſetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Geſellſchaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechaniſche Handwerkerei immer ärger, ſo wie die Jahre wachſen; denn wer im zwanzigſten und dreißigſten Jahre ſich nicht frei zu machen wußte, wie ſollte der es im vierzigſten und ſechszigſten Lebensjahre können? Auch iſt die Geſtalt dieſes Lebens in der That durch die Regel beſtimmt: Sprache, Sitten, Bewegung, ja Kopf Hand und Fuß ſind darin vorgeſchrieben, wie ſie ſeyn und wie ſie es machen ſollen; mit der erbärmlichſten Peinlichkeit wachen ſie über dieſe geſellſchaftliche Uebereinkunft, die ſie Schicklichkeit, Anſtand, ja wohl gar geſellige Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angebohrne Munterkeit und Gewandtheit des Franzoſen nicht geiſtig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzoſen: nichts iſt liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzoſe, der ſich die wilden Hörner der erſten Jugend abgeſtoſſen hat, und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wiſſen auch hier durch eine gewiſſe äuſſere Gewandtheit und durch eine gewiſſe Queckſilbrigkeit ihrer Bewegung und Geläufigkeit ihrer Zunge zu täuſchen, ſie wiſſen ſich wohl das Anſehen zu geben, als hätten ſie das geſellſchaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunſt erhoben; bei'm Lichte beſehen aber iſt es alles nur Werk der Uebung und Uebereinkunft, und keinesweges Werk der Freiheit und Luſt: ihre Geſellſchaft iſt manierirt wie ihre Kunſt, ſie erſcheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Daſſelbe tödtende Einerlei, das in der Kunſt und in dem Leben der Franzoſen vorherrſcht, geht auch durch ihre politiſche Geſchichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäiſchen Völkern das

Kindesalter genannt werden könnte, haben ſich die Triebe der meiſten Völker unſers Welttheils gleichſam für alle künftige Zeiten abgedruckt, ſo daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr ahnden konnten, wie ſie in künftigen Zeiten ſeyn würden. Auch da ſteht das franzöſiſche Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier, dem freien Streben der Engländer und der kühnen und freien und luſtigen Mannigfaltigkeit der Teutſchen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reitz in ſeine Geſchichte; für die ſtolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfaſſungen iſt die Ausbeute gering. Schon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geſchichte Frankreichs faſt bloß eine königliche, ſpäter wurden die Hauptſtadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt, und endlich, als die letzte einzelne Freiheit verſchwunden war, konnte man faſt ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beſchreiben, weil das Volk nie eine feſte Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat ſetzen können. So iſt es immer geweſen, und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauſchende Umwälzungen es einem zuweilen anders einbilden mögten. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter ſich gelaſſen.

So ſind die Franzoſen faſt in allen Beziehungen, unter welchen man ſie betrachten mag, nur eine andere Art europäiſcher Chineſen, bei welchen das Meiſte beſtimmt, gemeſſen, abgemacht iſt, und nach ihrer Meinung kaum anders ſeyn kann, als es iſt. Sie haben auch das mit den Chineſen gemein, daß ſie ſich allein von allen Europäern für die kunſtreichſten, geiſtreichſten und vollendetſten halten, ja daß ſie ſich ſeit hundert Jahren ſo ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunſt ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den ſie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch iſt die Form ihres Lebens und ihrer Kunſt ſeit hundert Jahren, daß jener geprieſene Auguſtus der Franzoſen todt iſt, ſo ziemlich ſtill geſtanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indeſſen gern zugeſtehen, daß ſie alles, was durch mechaniſche Bildung zu erreichen war, in Kunſt und Leben und in geſellſchaftlichen, bürgerlichen und politiſchen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß ſie uns Teutſchen auch in vielen kleinen Dingen überlegen ſind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunſt und ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich feſten und friſchen Boden ſtehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachſen und die Zukunft geſtalten und halten könne: ſie ſcheinen uns ſo verſteckt urd verſteinert in ihrer Art und ſo unfähig, den Geiſt der Zeiten, der durchaus ein blühender und ſiegender chriſtlicher Geiſt ſeyn muß, weiter zu führen, daß ſie vielleicht nicht gar fern hinter dieſer Epoche, wo ſie einen ſo ungebührlichen Lärm gemacht haben, erſtarrt werden ſtehen bleiben als traurige Zeichen von der Wahrheit, daß kein Gott kein Volk wieder zu Kraft und Tugend beleben kann, in welchem die Quelle der Einfalt und der Liebe vertrocknet iſt.

Das eben erwähnte franzöſiſche Chineſenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Volkes, worauf oben eben nicht lobend angeſpielt iſt, erinnern uns unwillkührlich an mehrere äuſſerſt merkwürdige Winke, die uns die Geſchichte über die verſchiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens, ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geſchichtforſcher einmal aus ſolchen geſammelten Winken eine Zeichenlehre zuſammenſetzen, die eben nicht viel unſicherer wäre, als die der Aerzte. Eines der gewiſſeſten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker iſt die vorherrſchende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch *kluge Kinder leben nicht lange*, den jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die Völker übertragen, und mit vollem Rechte ſagen *kluge Völker leben nicht lange*. Dies iſt, beiläufig geſagt, für uns Teutſche ein goldener Spruch, weil er uns ein ſehr langes, ja faſt ein unſterbliches Leben zu verſichern ſcheint. Ich muß einige Worte aus meiner hiſtoriſchen und politiſchen Zeichenlehre (bei den Aerzten die Semiotik genannt) herausſprechen, und dann jeden über meine Anſichten und Erfahrungen urtheilen laſſen.

Jedes Volk, das in ſeiner Sprache und Art als ein abgeſchloſſenes Ganzes da ſteht, muß man nach den Geſetzen jedes anderen organiſchen Weſens beurtheilen, das einen beſtimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten ſoll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: die Kindheit, die Jugend, die Mannheit das Greiſesalter. Wie aber einige Menſchen frühe Greiſe werden, und ihnen begegnet, daß ſie durch Unglück oder Laſter wohl im fünfzigſten Jahre ſo abgelebt ſind, als andere noch nicht im neunzigſten — ſo begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verſchiedenen Entwickelungen, die ein Volk von ſeiner Kindheit bis zu ſeinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menſchen vergleichen: wie der eine Menſch im erſten Monate oder erſten Jahre ſeines Lebens und der andere im hundertſechszigſten ſtirbt, ſo weit liegen nach unbekannten Beſchlüſſen des Schickſals die verſchiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernſte aber giebt es kein gewiſſeres Zeichen von dem geſchichtlichen Untergange oder von dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man ſagen kann: *das Volk iſt ein kluges Volk*. Wohl gemerkt, ich verſtehe *dieſes kluge Volk* immer ſo, wie die alten Weiber *von dem klugen Kinde* weiſſagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieſer *Klugheit*? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich oben ſagte) das „Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben „oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die „ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den „Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen, „ja zurückſpielen, ausgeleert ſind.“ — Wenn in einem Volke das Scharfe, das Spitzige, das Geiſtige, das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmeriſche, das Fromme, das Selige, das Einfältige, das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verſpottet wird, dann iſt der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es iſt ein ausgebautes und erſchöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schickſal es dann bald aufräumen. Ein ſolches Volk iſt dann jenen weiten Ebenen Afrikas und Oſtaſiens gleich, die nach der Sage weiland die fruchtbarſten waren, die aber jetzt nur Sand und Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinſicht auch auf die Völker. Wann die Erde mit ihren freundlichen und ſpielenden und lieblich und fürchterlich dunkeln Kräften, wann alle elementariſchen Mittelgeiſter durch lange Zeugungen oder durch Unglück des Schickſals aus einem Volke ausgelaugt und ausgeſchöpft ſind, dann bleiben nur die ſcharfen und ſalzigen Geiſter zurück, ſpröde, bittere, höhniſche und liſtige Geiſter, welche wohl allerlei Dinge erlauſchen und erkunden, aber, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zuſammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und alſo auch nichts weiter ſchaffen und bilden können.

Ja Völker können für das Große und Gewaltige, was ſie allein im ſtillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmliſchen empfangen und womit ſie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren und woraus ſie unſterbliche Geburten und Thaten gebähren ſollen, viel zu liſtig und klug werden. Denn nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen von Gott umſonſt gegeben wird. Das eben iſt dann die Sünde gegen den heiligen Geiſt der Tugend und gegen den heiligen Geiſt Gottes, welche von dieſen Unſeligen alle Tage begangen wird, daß ſie ſich weiſe halten, da ſie doch dumm ſind, daß ſie ſich kunſtreich halten, da ſie doch unwiſſend ſind. Mir ſcheinen die Franzoſen an dieſer gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit zu ſtehen, die der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche ſeinen Wohnſitz hat, grade entgegen ſteht. Völker, die auf dieſe gefährliche Spitze der Bildung oder Verbildung gekommen ſind, zeigt die Geſchichte faſt immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß, wenn man die Juden, ſoviele ihrer ſind, aus allen Welttheilen zuſammenbrächte und ihnen ein beſtimmtes Land eingäbe, und zu ihnen ſagte: *Nun friſch! richtet euch ein und macht euch wieder zu einem freien Volke und Staate!* aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; ſo ſcheint es mir unwahrſcheinlich, daß die Griechen, wenn man auch alle Türken aus ihrem herrlichen und geſegneten Lande verjagte oder todtſchlüge und ihnen ſelbſt wieder die Herrſchaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unſterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet ſind, je wieder ſo Großes in der Geſchichte zeigen würden, das an Homerus und Sophokles und Platon und

Phidias und Epaminondas und Alexander reichte. Mir däucht, ſie ſind für das Große zu ſchlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens noch Menſchen ſtecken, welche die Freiheit ſchaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt ſolcher Unſegen, ſolche Unſeligkeit über ein Volk, daß es den ſicheren und treuen und einfältigen Boden des Daſeyns verliert, worauf allein alles Herrliche ruhen kann und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann, und daß ihm endlich nichts übrig bleibt als die kleinlichen Eigenſchaften und Künſte der Schlauheit und Verſchmitztheit und einer Gewandtheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl urſprünglicher Mangel ſeyn, ſo daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte und daß ihnen ſogleich mehr von dem Scharfen und Irdiſchen als von dem Zarten und Himmliſchen beigemiſcht ward. Andere Völker werden ſo durch Unterjochung oder Verbaſtardung, geſchwinder und ſchlimmer durch das Letzte als durch das Erſte.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geſchwind verderben. Es iſt nur ein zu wahrer Ausſpruch, daß, wer Knecht geworden iſt, die Hälfte ſeiner guten Eigenſchaften verloren habe. Nur ein freier Menſch kann ſeyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Menſch kann thun, wie es ſein tapferes Herz gelüſtet; nur in einer freien Bruſt können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herrn über ſich erkennt als Gott im Himmel und das Geſetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unſterblicher Werke ſeyn können. Bei dem dienſtbaren Sklaven aber verenget und verkleinert ſich alles, und die Furcht macht das Maaß der Kühnheit und des Lebens klein. Ueber der Willkühr und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenſchaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heuchelei, Liſt, Verſchlagenheit und alle die Laſter, welche nicht grade und offen einhergehen, ſondern kriechen und ſchleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig, offen und gutmüthig ſeyn; nur Verſchmiztheit und Gleißnerei kann ihn ſchützen. So treibt eine lange Knechtſchaft alle diejenigen Eigenſchaften aus einem Volke hervor, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth an den höchſten und edelſten Anlagen und Tugenden eines Volkes und als gewöhnliche Vorboten ſeines politiſchen Todes bezeichnet habe. Ein ſo unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schickſale beſtimmt war, es an ſeinem Dränger zu rächen; aber ſchwer wird es ſeyn, die tief eingebrannten Brandmaale der Knechtſchaft auszuglätten, die eingewurzelten Uebel und Laſter der dienſtbaren Seelen auszutilgen. Hat ein ſolches Volk auſſerdem noch das Unglück gehabt, daß ſeine Tyrannen ſich mit ihm gemiſcht haben, iſt es zu der Sklaverei auch noch verbaſtardet worden, ſo iſt gar wenig Hoffnung der Wiederherſtellung und Verjüngung deſſelben.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Briefe des Marquis de Chabannes an den Exminiſter, Grafen von Blacas. London, den 26. April 1815.

Einem Menſchen, der das Unglück hat, Bücher zu ſchreiben, beſonders ſolche verdammliche Bücher, die man politiſche nennt, fließt allerlei kaltes und faules Waſſer über den Leib, und er muß eine Gänſehaut oder einen Hundsrücken haben, um es gehörig abfließen laſſen zu können. Die alten Geſchichtſchreiber haben Männer gelobt, weil ſie den Muth gehabt hatten, für das Vaterland Feindſchaften zu übernehmen. Ein ſolches Lob maaßt unſer einer ſich nicht an, weil ihm das Vaterland zu groß däucht, als daß er ſeine Perſönlichkeit dagegen halten ſollte. Wir wiſſen auch, daß wir ſolches Lob nicht verdienen; denn was wir thun und ſchreiben, thun und ſchreiben wir wahrlich aus eigener Luſt und weil wir es nicht laſſen können. Die oben überſchriebenen Briefe, die wir zufällig mal wieder durchblättern, rufen uns mehrere Briefe ins Gedächtniß, womit wohlmeinende Gönner uns ſeit einigen Monaten beehrt haben; es iſt, als hätten die Anſichten des franzöſiſchen Herrn Marquis, deſſen Briefe ich dieſen Worten überſchrieben habe, von der Zeit und von der Politik und Philoſophie der Zeit ihnen den Anſtoß gegeben, ſo ähnlich ſind die Grundſätze und ſo liebenswürdig menſchlich die Anwenbungen, die ſie von dieſen Grundſätzen machen. So hat ſich neulich ein Mann, der ſich Graf Pr. unterſchreibt und dem ich hiedurch auf einem weiten Umwege den Empfang ſeiner langen Epiſtel beſcheinige, da ich es auf keinem anderen Wege kann, eine ſehr breite Mühe gegeben, den wegen mancher ſonſt guten Eigenſchaften gelobten gewaltigen politiſchen Raiſonneur durch Schrecken zu bekehren; denn er ſpricht ganz naiv: Ueber der Verwirrung der Zeit hätten die Regierungen nicht drein ſehen können, der große teutſche Bund in Frankfurt werde ſchon eine ordentliche Schriftſtellerpolizei ausgehen laſſen und dem gefährlichen Unweſen ein Ende machen. Anbei droht er mit Zuſammentreten der rechtlichen Leute und daß ſich wohl eine Vehme finden laſſen müſſe, die alle übermüthige Schriftſteller in die Fugen eintreiben könne. Es iſt mir die anmuthige Idee einer antiſchriftſtelleriſchen Vehme ein neuer Beweis geweſen von der berufenen Actio in distans der Geiſter unſers unſterblichen Leibnitz, und daß, wie ein körperliches Fluidum iſt, wodurch die Leiber athmen und ſich berühren, es ein weit feineres und zarteres geiſtiges Fluidum geben muß, wodurch die Sehnſuchten, Ideen und Gedanken der Menſchen ſich geſchwinder, als die Reiſe des Lichts, auf Millionenmeilen berühren und umhalſen können. Und ſo will ich denn der erhabenen Vehme des Herrn Grafen oder ſich ſo ſagenden Herrn Grafen einen recht inbrünſtigen Kuß beibringen laſſen von einer ſchweſterlichen Vehme, die ſchon ſeit Jahren in meinem Kopfe herumgetanzt hat. Denn ich will dem Herrn Grafen mit aller menſchlichen und chriſtlichen Offenherzigkeit geſtehen, daß ich in böſen Zeiten viel über einer antifranzöſiſchen Vehme gebrütet habe, daß ich mir es zuweilen wie ein Ding von der größten Wirkung vorgeſtellt habe, wenn an verſchiedenen Stellen Teutſchlands mal einen Morgen bei Tagesanbruch ſo ein paar Dutzend bonapartiſche und franzöſiſche Krametsvögel in den Schlingen der teutſchen Vehme baumelnd erblickt würden. Ich hoffe zu Gott, daß dieſe gewiß vaterländiſcheſte Vehme in Teutſchland nun nicht mehr nöthig ſeyn wird, und daß das unteutſche Geſchmeiß durch die Oeffentlichkeit der Rede und Schrift und durch die Meinung und Verachtung der Beſſeren allmälig wird unterdrückt und vertilgt werden können.

Uebrigens verſichere ich alle die Herren, die mir ihren Abſcheu ſchriftlich zu bezeugen belieben, daß ihr Urtheil mich nicht kümmert und daß ihre Drohungen mich nicht ſchrecken. Ich habe überhaupt das Glück, gegen das Urtheil der Menſchen etwas gleichgültig zu ſeyn, und verlaſſe mich ſicher und wohlbewußt auf das Urtheil der Zeit, die endlich jeden mit Gerechtigkeit richtet und nach Verdienſt belohnt und beſtraft, und die gewiß endlich alles in ſtille Vergeſſenheit begräbt, was in ihren Fluthen nicht oben bleiben kann. Das habe ich aber lange gewußt, daß, wer Bücher ſchreibt, ſich ſelbſt an den Pranger ſtellt und von gewiſſen Leuten beſtimmt mit faulen Eiern und Koth beworfen werden wird. Sophokles ſagt in einem ſeiner Trauerſpiele: „Wem Furcht vor jemand ſeine Zunge ſchließt, der dünket mir der Schlimmſte jezt und immer," und ſo müßte man in dieſer großen Zeit, wo ſo viele edle Jünglinge ſich freiwillig den Kanonenkugeln preisgegeben haben, denjenigen billig tief verachten, der ſich durch einige Knallpülverchen und Schwärmerchen ſchrecken ließe.

Doch einen Verdruß machen dieſe belobten anonymen Briefe und ſo viele andere unbedeutende Briefe mir wirklich, daß ſie Geld koſten, und wir, die auf dem Pindus oder an dem Fuße des Pindus und Parnaſſus wohnen, ſind nicht reich, ſondern arm wie andre Tyroler und Cilicier und wie überhaupt das bergbewohnende Volk. Da nun heuer die Poſten nicht mehr ſind wie die alten Thurn und Taxiſchen vor einem Vierteljahrhundert waren, ſo will ich den Herren einen andern Weg weiſen, wo ſie ihre Sachen, wann ſie gegen mich und meines Gelichters Leute etwas haben, beſſer an den Mann bringen und zugleich des Vergnügens theilhaftig werden können, ihre großen Anſichten und Einſichten über die Zeit gedruckt zu leſen. Es hat ſich eine Geſellſchaft rechtlicher Leute ihrer Art zuſammengethan, die ein ſehr beliebtes und vielgeleſenes Blatt unter dem Titel Allemannia ausgiebt, welches ganz die fromme Miene angenommen hat, als ob es für den uralten politiſchen Glauben des blinden Gehorſams arbeite. Einige wollen die Herausgeber und Verfaſſer dieſer Allemannia freilich beſchuldigen, als ſeyen es dieſelben, die noch vor drei und vier Jahren ſo eifrig für die weltbeglückende Herrſchaft Napoleons gearbeitet haben. Dieſe Beſchuldigung aber, wenn ſie auch wahr iſt, thut ihrer politiſchen Rechtgläubigkeit keinen Schaden, denn ſie können ſie damit leicht zurückweiſen, daß ſie ſagen, ſie haben alle Uebel und Gräuel des napoleoniſchen und franzöſiſchen Strebens durch die Eine große Idee, daß er alle Ideen unterdrücken und das Gleichgewicht der Ruhe in den Köpfen wiederherſtellen gewollt, reichlich vergütet gefunden. Die Zeitſchrift Allemannia wird ſolche Briefe mit Freuden aufnehmen.

Weil wir aber durch dieſen gräflichen Brief ganz unwillkührlich auf den Herrn Grafen von Blacas gekommen ſind, ſo däucht es uns, es möge der Mühe werth ſeyn, über ſeine nun lange ſchon vom Publikum geleſenen Briefe und über die darin enthaltenen Urtheile und Anſichten ſo lange nach ihrer Erſcheinung noch ein paar Worte zu ſagen. Die Zeit iſt ſo ſonderbar zugleich groß und klein, daß jeder Tag neue Erklärungen, Entwickelungen und Anſpielungen giebt und alſo das, was eben ſchon für verlegen und alt geachtet ward, wieder als neu und lebendig zeigt.

Wir haben uns eben über den Fouchéſchen Bericht an Ludwig den Achtzehnten geäuſſert. Wenn er auch nicht von ihm ſelbſt iſt, ſo hat er ihn doch gewiß durch eine andere Feder in die Welt ausgehen laſſen. Es iſt ein gar ſchönes Ding für einen ſo vielgewandten und verſchlagenen Odyſſeus, wie der ehemalige Polizeiminiſter iſt, zu gleicher Zeit mit den Füßen auf vier, fünf Pferden zu ſtehen, ſo daß man, wann einige ſtolpern, ſich auf andere gleich wieder in den Sattel ſchwingen kann. Es iſt keine leichte Kunſt, allen Partheien gerecht zu bleiben; und nur außerordentliche Köpfe, wie Fouché und Talleyrand, welche auch von allen europäiſchen Diplomaten als die großen und unerreichbaren Meiſter- und Muſterbilder bewundert und verehrt werden, haben in der franzöſiſchen Revolution dieſe erhabene Kunſt auslernen können. Wir ehrliche Teutſche, die dergleichen nie ergründen lernen, haben ſo Manches in Paris Gedruckte und Verkündigte für bedeutend genommen, womit die galliſche Liſt die Leute bloß wie mit Roſenwaſſer und Lavendel beſprengt hat, um zu ſehen, wie ſie dabei nieſen oder grinſen. Manches der Art iſt baare politiſche Spiegelfechterei, und ſoll abſichtlich auch nichts Anderes ſeyn; es iſt damit wie mit den Plänkeleien der leichten Truppen vor großen Erkundungen oder Schlachten. Anderes iſt ſehr ernſthaft gemeint, es rückt aber die Augen des Leſers nach einem ganz andern Ziele, als wohin es eigentlich will. So iſt es offenbar mit Fouchés Bericht; ſein Hauptzweck iſt die öffentliche Einlegung einer Proteſtation von Fouché: gewiſſe Leute ſollen ihn, wann das Ding, was er mit Kopf und Händen und Füßen jetzt zu ſtützen ſcheint, wieder zuſammenfällt und eine neue Ordnung der Dinge eintritt, als ihren Mann wiedererkennen und dem Volke zeigen können. Die Eingeweiheten kennen ihn wohl, und wiſſen recht gut, was er thut und wofür er es thut.

Etwas Aehnliches iſt uns — wir leugnen es nicht — bei der Wiederdurchblätterung der Briefe des Marquis von Chabannes angewandelt. Wir haben wohl gehört und geſehen, daß Ludwigs des Achtzehnten und ſeines Grafen von Blacas Betragen den Franzoſen gegenüber ſchwankend und widerſprechend war; aber wie viel wirkliche Schuld dabei auf den armen Grafen von Blacas kommt und wie viel erdichtete ſeine Feinde ihm aufgebürdet haben, das mögte eben nicht leicht auszuſcheiden und zu berechnen ſeyn. Die Briefe machen ſich durch ihre entſchiedene Feindſeligkeit gegen den Grafen und durch ihre auſſerordentliche Freundlichkeit gegen Talleyrand ſehr verdächtig, am verdächtigſten ſelbſt durch den feinen Tadel Talleyrands, wobei er doch immer als der einzige Mann geſchildert wird, der Frankreich regieren und den König auf dem Throne befeſtigen und die alte Ordnung der Dinge wiederherſtellen könne. Für dieſe alte Ordnung der Dinge und ihre Wiederherſtellung ſpricht der Verfaſſer übrigens ſo plump und geiſtlos und mit ſo weniger Berückſichtigung der Zeit, als habe er die letzten fünfundzwanzig Jahre wie die Siebenſchläfer verſchlafen; und dieſe Plumpheit und Unwiſſenheit ſteht in dem ſchreiendſten Widerſpruche mit manchen ganz feinen Bemerkungen, ſo daß man faſt verſucht werden mögte zu glauben, auch hier ſeyen die Farben nur ſo grell und dick aufgetragen, um den eigentlichen Zweck zu verhüllen. Er macht der Regierung gegründete und ungegründete Vorwürfe unter einander über ihr Betragen, wodurch der ſchnelle Umſturz des Ludwigiſchen Thrones und die Wiederaufrichtung des korſiſchen erfolgt ſey; aber durch das Ganze dieſer Briefe geht kein anderer Schein, als der, daß Talleyrand vorgehoben werden und alles Freie und Neue des Zeitalters ohne Unterſchied als verderblich und gefährlich gezeigt werden ſoll.

So klingt es in dem Briefe, den der Herr Marquiß vom 8. April dieſes Jahrs an den Grafen Blacas geſchrieben haben will:

„Man klagt jetzt das ganze unglückliche Frankreich wegen ſeiner Gefühlloſigkeit an, und Ihre Unwiſſenheit, Herr Graf, Ihre Einbildung, Ihren Egoismus muß man allein anklagen.

„Sie haben unglücklicher Weiſe allein das ganze Vertrauen des Königs, Sie haben ihm über nichts genaue Nachweiſung geben können, weil ſie alles vernachläſſigt und abgewieſen haben, was ſie Ihnen ſelbſt geben konnte. Darauf iſt dieſe Unkunde über das Betragen und die Geſinnungen der Einzelnen die Quelle ſo vieler ſchlechten Wahlen geworden.

„Sie haben dem Könige alle Miniſter zur Ernennung vorgeſchlagen, und Sie hätten ſich wenigſtens ihrer Fähigkeit und ihrer Geſinnungen verſichern ſollen.

„Sie haben mit ihnen gearbeitet, Sie haben den Polizeiminiſter geleitet, Sie haben ſich geweigert, geheime und einander entgegenarbeitende Polizeien zu errichten.

„Sie ſind der Urheber (?) jener treuloſen Verkündigung Abſchaffung der vereinigten Abgaben geweſen.

„Sie machten oder leiteten jene unpolitiſche Verordnungen über die Polizei der Sonntage und über die Ehrenlegion, welche ſo unſelige Folgen gehabt haben.

„Sie haben immer dicht auf einander Erklärungen und „Schritte gemacht oder machen laſſen, die man den folgenden Tag zurücknehmen mußte.

„Sie haben alle treue Unterthanen des Hauſes Burbon „entfernt, welche zum Lohn für ihre Liebe und Hingabe alle „die Verzweiflung in ihre Familie und in ihre Landſchaften „gebracht haben, und jetzt, jeder an ſeinem Wohnorte, allen „Demüthigungen und Gefahren preisgegeben ſind.

„Sie endlich haben, als der Sturm losgebrochen iſt, den „Sie hätten vorherſehen können, wogegen Sie tauſendmal gewarnt worden ſind, nichts weiter gekonnt, als das allgemeine „Schrecken vermehren, da Sie in dem erſten Augenblick „Ihre Gemahlin nach England abreiſen ließen, während Sie „alle jene Tauſende von Franzoſen, (??) die von allen Seiten „herbeigeflogen waren, um den Leib ihres Königs mit ihren „Leibern zu bedecken, ohne Leitung, ohne Anweiſung, ja „ohne die geringſten Nachrichten unter dem Meſſer Bonapartens ließen.

„Aus ſo vielen Gründen, Herr Graf, ſind Sie der „Gegenſtand der Verwünſchung von ganz Frankreich geworden; ſchon lange waren Sie der Gegenſtand der Verzweiflung der ganzen Familie des Königs und aller treueſten „Diener, welche die Ehre hatten ihm zu nahen.

„Im Namen des Königs, ſeiner Familie und Frankreichs Herr Graf, bitten Sie den König um die Erlaubniß, ſich zurückzuziehen. Der König hat den tiefſten Eindruck von ſeiner Güte gelaſſen; jetzt iſt es noth, daß er

„den Eindruck einer beſſer aufgeklärten Strenge gebe, oder
„es wird nie Sicherheit für ihn noch für ſeine Familie, nie
„eine reine Anhänglichkeit an ſeiner Perſon geben. Gehen
„Sie hin und überzählen Sie jetzt Ihre Pairs, Ihre De-
„putirten, Ihre Hofſchranzen an Bonapartens Hofe. Ha-
„ben Sie in Frankreich außer Ränkemachern und Revolu-
„tionsmännern einen einzigen wahren Freund Ihrer Ver-
„faſſungscharte geſehen? giebt es einen einzigen Menſchen,
„der das Geringſte darauf gehalten hätte? Indeſſen haben
„Sie ſie dem Könige als ſeinen Schirm und ſein Heil vor-
„geſtellt. Antworten Sie jetzt, hat ſie ihm einen einzigen
„Soldaten bewaffnet? Allenthalben hat Ihre falſche und
„ſchleichende Politik das Misvergnügen und die Zwietracht
„geſäet; Sie haben alle Partheien ſchonen wollen; Sie ha-
„ben das Vertrauen von keiner gewonnen und Sie haben
„die Meinung von allen verloren.

„Frankreich ſeufzete nur nach einem Burbonſchen (?)
„König, aber es wollte einen königiſchen König; (?) (un
„Roi royaliste) mit dem guten Herzen Ludwigs des Acht-
„zehnten reicht man jetzt nicht mehr aus, der König muß
„ſeine Seele entfalten, die Seele des großen Heinrich.
„(O je!) Wenn er nicht alle Eigenſchaften, die er beſitzt,
„durch eine zu große Beſcheidenheit und eine zu große Her-
„ablaſſung zu Ihren Rathſchlägen verkleinerte, wenn er im-
„mer er ſelbſt geweſen wäre, (ja das iſt eben die Kunſt)
„würde er noch mächtig und angebetet auf ſeinem Throne
„ſitzen; aber feige und eigennützige Rathſchläge haben ihn

„ immer gehindert ſeiner eigenen Bewegung zu folgen. Noch
„ jüngſt mitten in den Gefahren, womit Ihre ſträfliche Sorgloſigkeit
„ ihn umringt hatte, blieb ihm ſein Muth; er war
„ der Einzige, der nicht den Kopf verloren hatte, ſeine Seele
„ begeiſterte ihn; er verkündigte, daß er an der Spitze der
„ treuen Unterthanen marſchieren wollte, die nur für ihn zu
„ ſterben (??) begehrten. In einem Augenblick ward der
„ Schwung der Pflicht allgemein; hätte er ein Wort mehr
„ geſagt, dieſelben Pairs, welche größtentheils nach der Rückkehr
„ Bonapartens ſeufzeten; jene Deputirte, deren Aengſtlichkeit
„ das wenige Vertrauen und die Furcht bezeichnete;
„ die Weiber, die Kinder, ganz Paris überhaupt wären dem
„ Enkel Heinrichs gefolgt, und er allein an ihrer Spitze,
„ durch ſeine bloße Gegenwart, mit einer Stirn, die geſagt
„ hätte: Komm, Verräther! ich erwarte dich, hätte
„ alle Trabanten Bonapartens vor Schrecken zurückgeſcheucht.
„ Das Heer wäre ſeines Verbrechens inne geworden, und
„ die Mörder wären ihrem Könige zu Füßen gefallen. Ach!
„ Herr Graf, wie unglücklich ſind die Fürſten oft durch diejenigen,
„ die ſie umgeben! Das Unglück iſt geſchehen, der
„ König iſt in Ghent. Man muß es wieder gut machen;
„ aber dieſelben Rathſchläge, die den König verdorben haben,
„ können die Meinung nicht wiedergewinnen.

„ Wenn Sie den König lieben, wenn ſein Ruhm, ſeine
„ Ruhe, ſein Leben Ihnen theuer ſind, klären Sie ihn doch
„ endlich über die Urſachen ſeines Verderbens auf, erkennen
„ Sie Ihre Unfähigkeit an, und verdienen Sie wenigſtens
„ geachtet zu werden, u. ſ. w.“

Ueber die allgemeine Anſicht der Zeit, die bei dem Herrn Marquis vorzuherrſchen ſcheint, mag Folgendes zur Probe dienen:

„Was kann in weniger als drei Jahren das Schickſal „des ganzen Europa werden? wird Bonaparte ſelbſt von „denen, die ihn umgeben, verrathen und ausgeliefert werden, „oder wird er durch einen Mord umkommen? und im Fall „ſeines Todes, entweder daß die Häupter der Jakobiner die „Zügel der Regierung halten, oder andere nicht weniger „unſittliche Ehrſüchtige, werden ſie die verbündeten Herrſcher „dahin bringen, ſie ſich eine Verfaſſung entwerfen, ſich ein „Haupt wählen zu laſſen? welches wird mitten in den ewigen „Umwälzungen, die auf ein ſo unſeliges Beiſpiel dicht „hinter einander folgen würden, Frankreichs Schickſal ſeyn? „und was würde in wenigen Jahren aus der inneren Lage „einer jeden Macht werden, deren jede, welchen „Täuſchungen ihre Regierungen ſich auch überlaſſen „mögen, in ihrem Schooße dieſelben „Keime von Auflöſung verſchließt, welche die „franzöſiſche Umwälzung verurſacht haben (??)

„Schon bemächtigen ſich von allen Seiten die Irrthümer „aller Köpfe; verkehrte Syſteme werden in den Tagesblättern „aufgeſtellt; eine Unendlichkeit von Schriften ſuchen „ſie zu verbreiten. Die treuloſe Philoſophie des „Tages hat ſich bis in die Kabinette der Herrſcher „verbreitet. Ein dichter Schleier ſcheint „den Abgrund zu bedecken, dem der Ehrgeiz

„einiger unſittlichen Menſchen, die ſich unter dem Namen freiherziger Ideen verkappen, unter allen Thronen gräbt. Sollte denn der Himmel der glänzenden Rolle, welche Europa auf dem Erdball geſpielt hat, ihr Ziel abgemarkt haben? Ja in dieſem Jahrhundert der Verblendung kann man es nicht genug ſagen, noch zu oft wiederholen: Die Umwälzung Frankreichs und der Wahnſinn der Meinungen des Tages ſind der Brand der Unſittlichkeit gegen die Religion; die Anſteckung des Umſturzes der geſellſchaftlichen Ordnung gegen die Sicherheit der Regierungen, des Eigenthums, und der Familien; das Zeichen eines Aufrufs zum Aufruhr der Völker gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher; mit Einem Worte die Umkehrung aller ſittlichen, religiöſen und politiſchen Ideen. Und ſeit 25 Jahren was haben wir geſehen? Allenthalben eifrige Sachwalde ſolcher Grundſätze; jeden Einzelnen, jede Regierung in ihr eigenes Verderben rennen; das Uebermaaß von Verblendung und Eiferſucht in den Unterhaltungen der Einzelnen, in den Räthen ſogar der Herrſcher vorwalten.“

„Ein dicker Nebel ſchien allenthalben den Schimmer der Wahrheit zu verdunkeln. Die Fürſten wie die Unterthanen hatten um die Wette das Gift der Eiferſucht und Gierigkeit eingeſogen. Die unwandelbaren Grundſätze der

„Gerechtigkeit und des wahren Ruhms waren aus dem Horizont
„Europas verſchwurden. Der 24. März hat ſie wieder
„triumphirend aus ihrem Grabe hervorgehen geſehen;
„die Biederkeit hat wieder ihren Platz in den Herzen der
„Könige genommen. Mögen ſie die Bahn vollenden, die
„ſie ſich zum Ruhm und zur Unſterblichkeit öffnen!

„Jetzt hat der Edelmuth ihrer Seele vielleicht mehr als
„die Ueberzeugung von ihren eigenen Gefahren ſie alle vereinigt.
„Sie werden endlich die Hyder niederſtrecken, welche
„eine eben ſo unpolitiſche als übel angebrachte Großmuth
„hatte leben laſſen. Aber es iſt eine andere noch
„viel mächtigere Hyder, welche die treuloſe
„Philanthropie des Tages noch ſcheint achten
„zu wollen: die Unſittlichkeit und Falſchheit
„aller neuen Ideen. Ach! warum hab' ich nicht die
„Beredſamkeit, in Flammenzügen die Wahrheiten ſchildern
„zu können, welche ungeachtet der Fackel der Erfahrung
„ſogar auf den Thronen noch in Finſterniß geblieben zu
„ſeyn ſcheinen! Herrſcher, wie mächtig ihr auch ſeyd, ihr
„ſeyd es noch weniger als Ludwig der Achtzehnte; hört auf
„euch der Täuſchung eurer eigenen Größe zu überlaſſen.
„Der Vortheil vereinigt ſich mit der Pflicht aller Regierungen,
„endlich die Sache aller Herrſcher zu umfaſſen:
„die Sache Ludwigs des Achtzehnten iſt die Sache aller
„Könige.“

Wenn man dies und wenn man ähnliche Aeuſſerungen und Anſpielungen des Herrn Marquis lieſt, daß z. B. nie eine glückſeligere Zeit für das franzöſiſche Volk geweſen ſey, als unter Ludwig dem Vierzehnten und Sechszehnten, daß Verfaſſungsurkunden ein Unſinn, daß die Ausdembeſitzjagung der Erwerber von Domänen die erſte Handlung der Gerechtigkeit des Königs ſey, den er durchaus als einen königiſchen König haben will. — Sollte man ihn nicht wirklich für einen Siebenſchläfer halten, der die Zeit, welche ſeit dem Jahre 1788 verfloſſen iſt, verſchlafen hat? Laß ihn ſchimpfen auf die treuloſe Philoſophie, auf die treuloſe Philanthropie des Tages, auf die Unſittlichkeit und Falſchheit aller neuen Ideen — wer von dem allmächtigen Geiſte, der durch die Zeiten hinwandelt und über den Schickſalen des Königs und des Bettlers waltet, keine Ahndung, wer überhaupt vor einem höheren Geiſte keine Achtung hat, darf über das Zeitalter nicht ſprechen. Was die franzöſiſche Umwälzung hervorgebracht hat, was ſich in den Herzen aller Völker lebendigſt bewegt, war an ſich kein Geiſt der Hölle, es war die nothwendigſte Entwickelung der Zeiten, nicht unnatürlicher, als daß es nach langer Dürre regnet oder daß aus Donnerwolken Blitze ſprühen; nur das ſchlechte Volk hat die Sache ſchlecht gemacht, das unſittliche und falſche Volk, das mit dem Himmel und mit der Hölle Lügen treibt, hat allen neuen Ideen die Farbe und den Geruch der Unſittlichkeit und Falſchheit gegeben; wer nie einen andern Herrn erkennt als Furcht und Schrecken, wer von keinen andern Trieben bewegt wird als von Trieben der Eitelkeit und des Eigennutzes, wer aus Liebe und Freundlichkeit nicht gehorſam ſeyn kann, der ſoll ſich billig beſcheiden, als Knecht zu dienen, für den iſt die Verfaſſung die glücklichſte, welche die Ideen wie Auſterſchaalen zuſammenpreßt. Dieſem Franzoſen mögen wir das Urtheil über das Zeitalter verzeihen; die engliſche Freiheit und das engliſche Leben, die er ſo manche Jahre zu betrachten Zeit gehabt hat, konnte er nicht begreifen, ein Franzoſe lernt überhaupt ſich und ſein Volk in der Regel nur begreifen, er ſieht alles durch den magiſchen franzöſiſchen Spiegel, und die Gegenwart ſieht er überdies vielleicht durch Eigennutz gegen alles Neue entrüſtet: vielleicht wünſchte der Mann — und wer kann ihm das verdenken — von der großen Nation ihm geſtohlene Güter wieder zu haben; und ſo wollen wir es ihm zu Gute halten, wenn er ſagt, jede Regierung ſchlieſſe in ihrem Schooße dieſelben Keime der Auflöſung in ſich, welche die franzöſiſche Umwälzung verurſacht haben, und wenn er den Kaiſern und Königen zuruft: Herrſcher, wie mächtig ihr auch ſeyd, ihr ſeyd es weniger als Ludwig der Achtzehnte.

Aber es giebt ſolcher Sager und Rufer allenthalben, es giebt ſolcher auch bei uns, deren Eigennutz und Dummheit nichts begreifen kann und nichts begreifen will von dem was die Zeiten als ein ſo gewaltiges Rad treibt, daß jedem, der übermüthig oder eigenmächtig eingreifen will, Arme und Beine abgeſchlagen werden, oder daß die fürchterliche Gewalt ihn ſelbſt mit zum Abgrund reiſſen wird. Nicht einige treuloſe Philoſophen, nicht ein paar überſpannte Schriftſteller haben die Zeit gebohren, die Zeit ſelbſt iſt die Mutter der Zeit geweſen, ſie iſt das Kind der Jahrhunderte. Ihr Strom fließt gewaltig, aber er wird nicht allenthalben voll Blut und blutiger Getümmel flieſſen, alle Herrſcher brauchen nicht auf Ludwig den Sechszehnten hinzuſchauen; ſie können ihn flieſſen laſſen, der einzelnen Verheerungen, die er hin und wieder anrichtet, unbekümmert; wenn ſie ihm ſanft folgen, wenn ſie, durch falſche Rathgeber verführt, mit Deichen und Wehren nicht hemmen wollen, was dann über alle Deiche und Wehren wegſchwellen und ſie ſelbſt wie Federn mit wegſpülen wird, ſo werden ſie nach den Stürmen glücklich glückliche Völker beherrſchen. Wo der Tod und die Geburt der Zeiten in einander flieſſen, wo die große Scheidung der Jahrhunderte ſich macht, da kann es ohne Wehen und ohne Gewimmer und Klagegeſchrei der Theilnehmenden nicht abgehen — es iſt dann ein Kampf, eine Krankheit, ein Schmerz da. In ſolchen Geburts- und Todeswehen, die ſich in einander miſchen, iſt das Zeitalter begriffen, aber dieſe werden wahrlich weder abgewendet noch gelindert durch die jämmerlichen Mittel, welche dumme, feige und kleinliche Menſchen rathen. Die geiſtigen und die leiblichen Kräfte ſind aus dem Gleichgewichte, und darum ſchwärmen die Völker zum Theil unſtät wie Bienen, welche ihren Weiſer nicht finden können. Das Gleichgewicht muß geſucht werden. In der politiſchen Welt kann man es nur auf dem Wege der Verfaſſungen finden, was auch unſer Marquis und andere ſeines Gleichen dagegen ſchwatzen mögen. Das iſt kein Verbrechen gegen die Könige, daß die Völker nach Geſetzen regiert ſeyn wollen, die ſie kennen und anerkennen; die Geſetze ſind die ſicherſte Wehr der Fürſten: wo Willkühr herrſcht, herrſcht ſie gegen ſie wie gegen alle. Die Franzoſen können weder als Muſter noch als Warnung angeführt werden. Wer der Liebe und des Gehorſams mangelt, der iſt keiner Freiheit fähig, der muß einen Karakalla und einen Buonaparte haben, damit er zittere und ruhig ſey. Mit gerechten und frommen Völkern haben die Herrſcher nichts zu fürchten; aber fürchten ſollen ſie die Schmeichler und Zuflüſterer, welche durch Geſchrei von erdichteten Gefahren ſelbſt die Gefahren hervorbringen. Selig aber wird der Herrſcher ſeyn, der die Zeit mit ſtolzer Seele und frommer Zuverſicht erfaſſet! von ihm wird die wilde ſich endlich führen laſſen wie ein geduldiges Lamm, und ſein Name wird unter den Wohlthätern der Menſchheit glänzen. Frömmelnde Dünkelei aber, die aus Feigheit Jahrhunderte zurücklaufen mögte, und knechtiſche Dunkelei, der vor dem Lichte grauet, werden freilich das nicht zähmen und bändigen, was die Guten und die Böſen auf verſchiedene Weiſe, was aber alle gleich gewaltig bewegt.

Wenn Buonaparte geſagt hat, wie die Engländer uns erzählen: Ludwig der Achtzehnte iſt der Franzoſen nicht mächtig; ſie bedürfen eines eiſernen

Arms, der ſie zügele, ſo hat er ein großes und wahres Wort geſagt. Ludwig der Achtzehnte däucht uns ein verſtändiger Mann und ein gütiger Mann, aber ihm fehlt das, was einer Geſchichte und einem Volke einen eignen Kreis ſchafft, worin ſie nothwendig wandeln müſſen, ihm fehlt in ſeinen Grundſätzen Beſtändigkeit, in ſeinen Handlungen Feſtigkeit, er hat keinen Karakter. Die Franzoſen haben durch die große Umwälzung das Letzte verloren, was wenigſtens ein loſes Band um ſie ſchlang, den Rahmen der alten höfiſchen Sitten, der ſie ſonſt wie eine Schranke umſchloß, und durch Gebrauch und Vorurtheile das erſetzte, was ihnen an Gemüth abgeht. Auch dieſe Schranke iſt niedergeriſſen und ſie ſind nun wie losgelaſſene wilde Thiere ohne alle Bande, da Liebe, Treue, Gehorſam, Dankbarkeit ſie nicht ziehen. Nur die Furcht kann ihr Herrſcher ſeyn und die unerbittliche und feſte Gerechtigkeit; Güte dünkt ſolchen Schwäche und Gnade Erbärmlichkeit. Ludwig kann ſie nicht bändigen, und ſie können dahin kommen, daß keiner ſie endlich bändigen kann als der wildeſte Tyrann. Auf Ludwig rechnet niemand in Frankreich, er ſollte auf nichts rechnen als auf ſeine Würde und königliche Gewalt, und ſie tüchtig gebrauchen, und lieber auf der Stelle wie ein König untergehen, als zwiſchen der Lüge und dem Verbrechen den ausgelachten Vermittler ſpielen. Dreiviertel des Volks haſſen ihn, ſie träumen nur von ihrem Napoleon dem Erſten und dem Zweiten, von ihrem Eugen Beauharnois und Andern; das übrige Viertel achtet ihn nicht; ſeine Marſchälle, ſeine

Miniſter, die ihn jetzt als Schild gegen die Fremden, als Mantel über alle Verbrechen, und als Hülle über ihre eigenen Ränke und Kabalen gebrauchen, werden ihn den erſten Augenblick verrathen, wo der Wind ſich drehen wird. Im Frühlinge von 1814 hätte viel geſchehen können, es wäre vielleicht noch eine Richtung möglich geweſen, die das Burboniſche Schiff durch den klippenvollen Ocean gebracht hätte. Man hat ein koſtbares und unwiederbringliches Jahr verſpielt, die Schwäche hat ſich zu ſehr entblößt, der Haß zu ſehr befeſtigt, die Meinung zu ſehr ausgeſprochen: ein Jahr gilt in ſolchem Volke und in ſolcher Bewegung der Gemüther einem Jahrhundert gleich. Ich glaube, die Burbone werden ſich ſchwerlich auf dem Throne Frankreichs behaupten.

Aber eine Sorge drängt uns, eine große und gewaltige Sorge drängt alle, die es mit dem teutſchen Vaterlande und mit der wahren Freiheit treu und redlich meinen, daß nicht durch unſelige Nachſicht gegen das böſe Volk, daß nicht durch eine unbegreifliche Schonung gegen die Jakobinerrotte, die Ludwig den Achtzehnten und Frankreich in dieſem Augenblicke beherrſcht, daß nicht dadurch, daß man mit der Hyder ſpielt und tändelt, der man die hundert Köpfe mit Einem Schlage abhauen ſollte, das Unglück geſchehe, daß die beſſeren Völker auch wider ihren Willen endlich in den Schmutz und die Schande der franzöſiſchen Umwälzung hineingeriſſen werden. Dies fürchten wir am meiſten und dies mögten wir denen, welche es abzuwenden jetzt in ihrer Macht haben, mit Flammenzügen in die Seelen brennen.

III.

Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. 239 S. 8. Paris 1815.

Mit dem Motto:

Discite justitiam moniti et non temnere reges.

Wir haben von dieſem Buche die vierte Ausgabe vor uns; ſo viel hat in zwei Monaten der Heißhunger der Leſer verſchlungen. Sehr begreiflich, der Gegenſtand iſt zu anziehend: die Menſchen wollen wiſſen, wovor ſie fünfzehen Jahre gezittert haben; auch iſt das Buch mit vielem Geiſte und mit der lebendigſten, oft faſt ganz dramatiſchen, Darſtellung geſchrieben und mit einer Menge Lichtſtreifen des Witzes und mit vielen Anekdoten gewürzt: auch das zieht billig eine Menge Leſer.

Was nun den geſchichtlichen Werth dieſer Schrift betrifft, ſo giebt ſie uns über den Zuſammenhang und die Entwickelung der Begebenheiten des groſen Jahres 1812 gar keine neue Aufſchlüſſe; aber über den Karakter Napoleons verſpricht ſie viel und leiſtet ſie auch viel. Sie mahlt das ins Breite und Helle, was geſcheidte Menſchen von dieſem ſeltſamſten geſchichtlichen Ungeheuer aus ſeiner Handlungsweiſe lange verſtanden und erklärt hatten, was aber die ſtaanende und gaffende Menge, obgleich es jeden Augenblick wieder kam, immer noch nicht begreifen wollte. Die innere Wahrheit trägt die Erzählung in ihr ſelbſt an der Stirne, obgleich wir gern glauben wollen, daß der Herr Erzbiſchof hie und da ein wenig verſchönert hat, denn als ein ſehr eitler und ſelbſtgefälliger Menſch ſpiegelt er ſich in ſeinem ganzen Buche ab.

Wie der Herr De Pradt übrigens mit ſeinem Karakter und überhaupt mit ſeiner Perſönlichkeit durch dieſes Buch zu Platz kommt, das hat er vor der Ausgabe deſſelben wohl nicht genug bedacht. Ein bekannter teutſcher Lobredner Napoleons, der ihn früher nicht hoch genug zu den Sternen hatte erheben können, hat im Frühlinge des Jahrs 1813 in einer öffenllichen Rede geſagt, er wolle ſich an dem gefallenen Löwen mit Schlägen ſeiner Eſelsfüße nicht verſündigen, und, mir däucht, er hat Recht gehabt. Herr De Pradt hat ſich nicht zu gut gehalten und dieſen Napoleon nicht zu ſchlecht gehalten, daß er ihm zehn Jahre diente, er hat Ehren und Würden von ihm angenommen, ja er hat ihm mit tauſend andern elenden Menſchen, die dem ungeheuren Manne ſchwindeln machten, die glänzendſten Schmeicheleien geſagt, und nun gefällt ſich dieſer lange und geduldige Diener darin, dieſes große bewunderte Meteor faſt kleiner und verrückter hinzuſtellen, als es war. Wenn er ihn von Anfang an als einen ſo unruhigen, wilden, gewaltſamen und halb verrückten Menſchen erkannt hat, wie will er ſich in ſeiner Rolle gegen ihn und gegen ſein

Vaterland entſchuldigen, daß er, da er wiſſend war, was er that und litt, nicht als ein viel ſchlechterer Menſch erſcheine, denn ſein Napoleon, welchen angebohrne Unruhe nie zur Beſinnung kommen ließ? Alle dieſe elenden Menſchen, von welchen die Zeit wimmelt und deren weiche Dienſtbarkeit für jeden bereit iſt, der eben die Gewalt und Herrſchaft hat, entſchuldigen ſich immer mit einer Nothwendigkeit, die niemand anerkennen darf, mit den guten Abſichten, die ſie etwa gehabt haben, welche durch ſchlechte Mittel dazu in der Geburt getödtet werden mußten; wir müſſen ſie aber immer als den Abſcheu der Geſchichte hinſtellen, damit die wenigen Guten und Tapfern, die ſich in edlem Stolze und herrlicher Gleichheit des Karakters als Herren der Umſtände behauptet, und den horaziſchen Spruch *non me rebus sed res mihi subjicere conor* *) feſtgehalten haben, mit ſolchen nimmer vermiſcht werden können. Denn die Schlechten, die ſich im Schlechten und in den Grundſätzen des Schlechten immer gleich bleiben, thun nicht ſo viel Böſes im Leben und in der Geſchichte, als das ohne Sinn und Kraft von den Umſtänden wie ein Rohr im Winde hin und her bewegte und zwiſchen dem Guten und Böſen lächerlich jämmerlich wankende und wackelnde Geſchlecht.

Herr De Pradt iſt von ſehr edler Herkunft, ein Neffe des Kardinals de la Rochefoucault, und dieſer Mann ließ ſich zum Erzbiſchof machen und zum Almoſenier des Kaiſers und zum Offizier der Herzoginn. Dagegen konnte man nichts haben, wenn er den Erzbiſchof einmal gegen den Kaiſer und gegen die Ungerechtigkeiten und Wildheiten des Kaiſers einſetzen wollte. Aber er klagt, es ſey nichts zu ändern geweſen, er habe ſchon dienen müſſen mit vielen Andern, er habe ſich ſchon Unwürdigkeiten und unwürdige Rollen gefallen laſſen müſſen, wie z. B. ſein Auftrag in Warſchau war, worüber er ſo bitterlich jammert. Da er nun hiedurch offenbar beweiſt, daß er nie ſeine Würde gefühlt hat, ſondern nur den Diener, da Napoleon wirklich ſein Herr geweſen iſt von Gemüths wegen, ſo muß man es unwürdig erklären, daß der Diener über ſeinen gefallenen Herrn ſpottet und ſeine Schwächen der Welt zum Beſten giebt. Herr De Pradt durfte den Napoleon, den er als ſeinen Jupiter erkannt hatte, nicht einen Hanſwurſtjupiter (Jupiter Scapin) nennen. Wir wollen ihm einmal vorhalten, wie er in einer in der Hauptkirche zu Paris im December 1811 gehaltenen Rede am Krönungstage ſeines Jupiter Scapin über ihn geſprochen hat. (V. Dictionnaire des Girouettes. Sec. édition. p. 398—99.)

---

*) Nicht mich den Umſtänden, ſondern mir die Umſtände zu unterwerfen erkühn ich mich.

„Der Sieg hat für ihn nur an den Orten ſtill geſtan„den, wo für uns das Weltall endigt. Er wird ihn allent„halben begleiten, wohin er ſeine Schritte tragen wird, mit „euch, ſtolze Legionen Frankreichs, hochherzige Krieger, deren „gefürchtete Arme um ſeinen Thron und um unſer Vater„land einen undurchdringlichen Wall bilden; ihr, die aus „der Blüthe der Kinder dieſes Reichs gebildet, die Tugenden der Krieger und der Bürger vereinigend, weit hinter euch laſſet, was Rom und Griechenland Glorreichſtes hatten. Seit zwanzig Jahren und auf immer, habt ihr unter uns den Sieg gefeſſelt, (??) der, ein Ueberläufer von unſern Fahnen, ſich ſeit einem halben Jahrhundert an die Fahnen unſerer Feinde hängte; ihr habt der erſtaunten und zitternden Welt gezeigt, was eure unbeſieglichen Phalangen vermögen unter Feldobriſten, die ſie zu führen würdig ſind. Wenn ihr auf der Bahn der Schlachten ohne Nebenbuhler ſeyd, ſeyd ihr nicht weniger ausgezeichnet durch eine Art Ruhm, der unter allen Kriegern nur euch allein zugehört hat. Als die Zwietracht verblendete Bürger zuſammenwarf und unſere Städte und unſere Felder in mit Bruderblut gefärbte Rennbahnen verwandelte, da ſchien die Ehre der Nation ganz und gar unter eure Fahnen geflüchtet, wie in ihre natürliche Freiſtatt, da wandtet ihr als gehorſame Kinder eure Blicke von den Verirrungen eures Vaterlandes, ihr ſahet nur ſeine Gefahren, ihr hörtet nur eure Pflichten, ihr bedecktet zu gleicher Zeit ſeine Wälle mit euren Leibern und ſeine Irrthümer (?) mit euren Tropäen! Erhabene Hingabe, wunderbarer Zoll von Treue und Zärtlichkeit, ihr mußtet Helden erzeugen! Ihr habt die Völker gelehrt, daß ihre in den Pallästen eingeſchlafenen Tugenden unter den Zelten wieder erwachen.“

Wir hören einmal, wie er über ſeinen Jupiter urtheilt:

„Der Kaiſer iſt in einem hohen Grade unwiſſend. Die Natur ſelbſt ſeines beweglichen und beſtändig auf Speku-

„lationen aller Art gewandten Geiſtes wird ihm nie erlauben ſich wahrhaft zu unterrichten." Er träumt oder redet, unterzeichnet Papiere und lieſt nichts; ſeine Geſchwätzigkeit erſtreckt ſich auf alles, aber ergründet auch nichts. Es iſt genug, den Kaiſer ein Buch oder irgend eine Schrift durchleſen geſehen zu haben, um ſich von dem, was er ſich davon zueignen kann, eine Vorſtellung zu machen. Die Blätter fliegen unter ſeinen Fingern, ſeine Augen laufen auf jeder Seite, und nach Verlauf von ſehr wenig Zeit wird die arme Schrift faſt immer mit einem Zeichen von Verachtung, mit allgemeinen Formeln der Verſchmähung verworfen: „Es ſind nur Dummheiten in dieſem „Buche, es iſt ein Ideolog, ein Conſtituant, *) ein Janſeniſt." Dieſes letzte Beiwort iſt das Maximum des Schimpfes. Den Kopf immer in den Wolken, den Flug immer gegen das Empyreum gerichtet, meint er aus dieſem erhabenen Punkte die Erde mit Adlerblick, und, wann er ſie zu zertreten geruhet, mit Rieſenſchritten zu durchlaufen.

Nicht auf dieſe Weiſe begeben ſich die Dinge, nicht ſo erwerben ſich Kenntniſſe unter den ſchwachen Sterblichen. Es iſt höchſtens das Mittel, die Gegenſtände nur in Maſſe zu kennen, nemlich das Mittel, ſie gar nicht zu kennen. Auch kennt der Kaiſer weder die Menſchen noch die Dinge ſeines Landes. Er ſtößt ſie fort, er reißt ſie nach, aber er

---

*) Einer der erſten ſogenannten conſtituirenden Volksverſammlung Frankreichs. Conſtituant ſoll alſo hier wie Republikaner einen Schimpf bedeuten.

kennt ſie nicht. Einige leicht aufgegriffene Anſichten, einige Züge des Scharfſinns, einige Blitze des Gedächtniſſes machen ungefähr ſeine ganze Kenntniß, ſo wie einige Pamphlets ſeine ganze Bibliothek aus. Man muß ihm nah geweſen ſeyn, vorzüglich mit ihm gereiſt haben, um ſich eine Vorſtellung zu machen von einer Unwiſſenheit, die zuweilen zu den ſpaßhafteſten Misverſtändniſſen über die Menſchen wie zu den plumpeſten Schnitzern über die Sachen Anlaß giebt. Ich bin mehr als einmal Zeuge davon geweſen und ich werde davon in Zeit und Ort auffallende Beiſpiele geben.

Der Kaiſer verfolgt immer ſeine eigene Idee. Es iſt eine Art Jagd, wovon nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenſtande beſchäftigt iſt. Alles Uebrige iſt für ihn nicht da. Auch iſt das eine wunderbare, obgleich dem Anſcheine nach dem Genie und dem Rufe der franzöſiſchen Regierung ſehr entgegengeſetzte Erſcheinung, daß jeder Agent dieſer Regierung, der ſich nicht grade auf ihrem Wege befindet, in der Mitte eines gewaltigen Despotismus beinahe unabhängig iſt und ungeſtraft ſo viele dumme Streiche begehen kann, als ihm gefällt, ſo wie er auch das Gute thun könnte, ohne bemerkt zu werden.

Alles dieſes iſt ſehr ſeltſam, alles dieſes wird vielen Leuten neu ſcheinen, man kann über Krittelei, über die Wuth der Schöngeiſterei ſchreien, ich laſſe das gut ſeyn; aber man wolle bedenken, daß alles dieſes unter der Herrſchaft Napoleons *) geſchieht, und dann wird alles klar ſeyn.

---

*) Der Verfaſſer behauptet, er habe dieſe ſeine Geſchich-

Die Unendlichkeit der Gegenſtände, welche die Eitelkeit des Kaiſers zu umfaſſen meint, da ſeine Stellung ihm daraus ein herrſchendes Bedürfniß macht und immer machen wird, hat ein unbeſiegliches Hinderniß gebracht und wird es immer bringen, daß er nichts ergründen, nichts mit Reife, d. h. in ſeinen einzelnen Theilen, beurtheilen kann. Aber mit Napoleon und in dem franzöſiſchen Reiche ſieht man nur die Maſſen; die Einzelnheit iſt zu geringfügig, als daß ſie von dieſen höheren Naturen, von dieſen mächtigen Genien bemerkt oder beſorgt werden könnte; alles wird im Groben behauen; auch iſt alles obenhin gemacht. Alle Bilder bleiben Skizzen; die Urtheile über die Menſchen entſpringen aus mehr oder weniger unbeſtimmten einzelnen Aufſchnappungen; ein Zug macht einen Karakter aus; mehr Zeit als dies hat man nicht einem jeden zu geben. Eine ähnliche Regierung ſollte bloß aus Gnaden beſtehen, weil ſie allein keine Zeit erfordern. Bewilligen, empfangen ſind ſo kurz: aber wehe dem, der Zeit nöthig hat, dieſer allgemeinen Betreiberin der Dinge hienieden, vorzüglich wenn er ſich zu rechtfertigen, auf die Stufe, von wo er herabgeſtürzt worden, wieder aufzuſteigen hat!) Faſt immer wie von einem Orkan gefaßt, umgeworfen, zermalmt, weggeſchoben ohne irgend eine der Vorgängigkeiten, die ſonſt allenthalben der Schirm der unglücklichen Sterblichen ſind, bleibt man be-

---

ſchon ſogleich nach ſeiner Heimkehr aus Polen geſchrieben, aber jetzt erſt ausgegeben, da Napoleon als geſchichtlich todt zu betrachten ſey.

täubt, gequetſcht an der hinterſten Spitze einer Menge, die euch ohne Erſtaunen wie ohne Mitleid anſieht, während derjenige, der euch zerſchlagen hat, mit Sprüngen und Sätzen ſeinen Lauf durch diejenigen hin verfolgt, welche er zufällig erhebt und verſtümmelt. So ſeyd ihr verdammt, die Reſte eines geſchändeten Daſeyns in den Aengſten der Erwartung oder in der Nachſuchung um eine Wiederherſtellung zu verleben, welche der Zufall weit eher als Gewiſſensbiſſe für euch herbeiführen kann. Unglückliche, bei welchen die Gleichgültigkeit aufmerkt und der Zufall entſcheidet!

Dieſe Art Zerſtreutheit, ohne Zweifel, ſchrecklich genug, welche mit der Unendlichkeit der Geſchäfte Frankreichs und vorzüglich mit ſeinem zu großen Umfange zuſammenhangt, iſt eine der größten Plagen, welche auf ſeinen unglücklichen Bewohnern laſtet.

Ich habe auſſerdem geſagt, daß dem Kaiſer die Mittel ſich zu unterrichten von Seiten derer fehlten, deren Pflicht iſt, ihm die Kanäle dazu ſtets offen zu erhalten.

Auch hierin ſogar muß man anerkennen, daß er dafür büßte, daß er das Hinderniß dazu geſchaffen hatte.

Zwei Dinge allein kommen dem Kaiſer nah und wachen an ſeiner Seite, das Schrecken und die Schmeichelei; dies iſt ſeine Wache und ſein Rath. Aber mit dieſem iſt man weder wohl bewacht noch wohl unterrichtet. Alles Talent, alle Arbeit der Perſonen, die ihm nahen, gehen auf dieſen einzigen Punkt: ſeinen Gedanken errathen, ſeinen Gedanken überſetzen iſt für ſie das Erhabene.

Der Kaiſer hat jeden Unterricht, der nicht mit dieſen Gedanken zuſammenpaßt, auf eine ſolche Weiſe zurückgeſtoßen, ſeine Hartnäckigkeit, ſeine Abſtimmung brechen immer mit einer ſolchen Ueberſchwemmung von Gewaltthätigkeiten und Beſchimpfungen los, daß alle Welt ſich gewarnt hält, ihm nur immer das zu zeigen, was in ſeine Ideen paßt. Zwiſchen dieſen beiden treuloſen Schildwachen, dem Schrecken und der Schmeichelei, verſchloſſen, kann keine Warnung ſich bis zu ihm Luft machen; und es ſteht mit ihm über ſeine Angelegenheiten, wie mit jenem Sultan über ſeine Geſundheit, welcher gegen jeden, der ihm von der ſeinigen ſprechen „würde, die Todesſtrafe ausgeſprochen hatte, und alſo ſtarb, „ohne daß die erſchrockenen Aerzte wagten, ihm von ſeiner „Krankheit zu reden.“

Wir machen zu dieſen Worten des jetzt auch weiland Herrn Erzbiſchofs über den weiland Kaiſer ein paar Randgloſſen.

Es beſtätigt ſich mehr und mehr aus allen einzelnen Zügen, die nun allmälig als Geſchichten über ihn und als Anekdoten an den Tag kommen, daß unſer früherer Ausſpruch, daß ſein Geiſt und ſeine Seele faſt ganz im Blute ſaßen und alſo mit den wachſenden Jahren immer abnehmen mußten, nur zu wahr geweſen. Unendliche Fülle ſinnlicher Lebenskraft und elementariſchen den Stoff gewaltig durchdringenden Geiſtes zeichneten ihn aus bei dem erſten geſchichtlichen Anlauf, den er nahm. Sein Gemüth hat dieſe Kraft nachher ganz zu einer Banditenkraft geſtämpelt. Er hatte wohl das, was einen großen Feldherrn machte, beſonders die ungeheure Zuſammenziehung aller ſeiner Kräfte auf einen einzigen Punkt, womit er auch mehr als Ein geiſtiges Centrum durchbrochen hat. Auch dies hat er mit den Jahren verloren. Man kann wohl mit dem größeſten Rechte von ihm ſagen: Der Herrſcher hat den Feldherrn getödtet. Schnellkraft hatte dieſer Mann in einem unendlichen Grade und Ergreifen und Fortſtoßen einer Idee oder That, die er eben faßte. Weil er nun auch Herrſcher ward und die Eitelkeit hatte, vielſeitig und umſichtig ſeyn zu wollen, was er nicht war, ſo hat er dadurch die ſteinerne und eiſerne Kraft, die in ſeiner geſchloſſenen und gediegenen Natur war, nach und nach zerſplittert. Napoleon hätte der große Feldherr eines andern Kaiſers und Königs ſeyn und vielleicht fünfzehn zwanzig Jahre länger bleiben können, als er es nun geblieben iſt. Herrſcher durfte er nicht werden, am wenigſten in ſolcher Zeit. Hätte dieſer einen Herrn über ſich gehabt, er wäre vielleicht noch Jahrhunderte mit Ehren genannt worden. Nun iſt er durch die nach allen Seiten hin gezogene und gereizte Unruhe ſeiner Natur aus einander geriſſen und aufgelöſt worden. Er hatte endlich weder einen ſittlichen noch leiblichen Halt und ſchwebte ohne allen Schwerpunkt mit dem Strome der Begebenheiten ſo hin, und dieſer hat ihn zuletzt auch unter ſeiner Fluth begraben.

Uebrigens in dem Großen ſeiner Natur iſt dieſer Menſch von den leichten Franzoſen nie begriffen worden; das, wodurch er ſie wie mit den Schrecken einer unſichtbaren Macht zur Zeit ſeiner Ganzheit beherrſcht hat, haben ſie nie verſtanden. Er hatte Eines, was in das Genie hineinlief, das Dichte, Feſte, Unergründliche der ſüdlichen Menſchen. So können wenige Nordländer, auch die Höchſtbegabten, ganz Eins ſeyn, ganz in Einer Idee auf- und untergehend, ganz auf Ein Ziel hinſchießend, Monate, ja Jahre lang alle ihre ſonſtigen Gewohnheiten, Bedürfniſſe, Leidenſchaften und Wollüſte verleugnend und opfernd, wie dies der Italiener, Spanier und Grieche, der etwas Ernſtes will, noch immer kann. Wenn Herr De Pradt ſagt: „Der Kaiſer verfolgt „immer ſeine eigene Idee; es iſt eine Art Jagd, wovon „nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenſtande „beſchäftigt iſt; alles Uebrige iſt für ihn nicht da,“ ſo weiß er nicht, welche große Eigenſchaft er damit lobt. Daß dieſe Eigenſchaft endlich Starrſinn, ja Verſtockung ward, das machte das Herrſcherunglück und die Eitelkeit und die Schaar von Schmeichlern und Knechten, die nicht das Rechte und Edle zu thun und zu reden wagten.

Dieſe Schrift iſt beſonders auch geſchrieben, um der Welt zu beweiſen, daß Herr De Pradt an dem Brande von Moskau und an dem Untergange des franzöſiſchen Heers unſchuldig war, was ihm jeder auf ſein Wort glaubt. In der Beſchreibung der Verwaltung der Geſchäfte des Großherzogthums Warſchau, wobei er ſein eigenes Lob nicht verſchweigt, ſeiner Verhältniſſe zu dem berüchtigten Herzog von Baſſano, und endlich der abentheuerlichen Flucht Napoleons und ſeiner Unterhaltung mit Herrn De Pradt und einigen polniſchen Magnaten werden die meiſten Leſer viel Anziehendes finden; es ſcheint recht für die Anziehung geſchrieben zu ſeyn.

Bei der Schilderung des Aufenthalts der franzöſiſchen Bande in Dresden (S. 51) kommen jedem redlichen Teutſchen wohl von ſelbſt viele jammervolle Erinnerungen aus der Jammerzeit wieder und die ſtillen Wünſche für das Vaterland kommen wohl auch mit, daß die teutſchen Fürſten nimmer wieder die Lage dulden mögen, wo freundliche Gehöre eines Berthier, Baſſano und De Pradt als der erfreuliche Sonnenſtrahl eines großen Glücks angeſehen wurden. Wir leſen da (S. 69) auch etwas über den berühmten Herrn von Senft, dem der Verfaſſer einen Dienſt gethan hätte vor ſeinen teutſchen Landsleuten, wenn er ihn etwas anders gelobt hätte, als er gethan hat. Es offenbart ſich wohl jeden Tag mehr, daß allein der Pfad feſter Ehre und Tugend der rechte Pfad iſt. Die den düſtern Pfad der Verworrenheit gewandelt haben, dürfen auf ihre Genoſſen nicht rechnen; es heißt hier, wie im gemeinen Sprichwort: Wann die Diebe ſich entzweien, bekommt der ehrliche Mann ſeine Kuh wieder. So lautet es:

„Ich fand mit großer Freude den Grafen von Senft „und ſeine intereſſante Familie zu Dresden wieder. Unſere

„Bekanntſchaft datirte ſich von Bayonne. *) Wir theilten „uns unſre Bekümmerniſſe mit über die Scenen, wovon „wir Zeugen waren. Da ſagte er mir, daß der Stand eines „Botſchafters bei Napoleon ſehr leicht geworden ſey, weil „er nichts mehr ſey, als das Geſchäft eines Hofſchranzen. **)

„Herr von Senft hatte ſich in Paris durch die Vortrefflichkeit ſeiner Geſinnungen und ſeines „Tons und durch die Würde ſeines Hauſes ausgezeichnet. Man hatte ihn zu Paris ſehr vermißt. Die „Polen liebten und ehrten ihn. In einer jener Unterredungen, die ich oft mit ihm und ſeiner Frau hatte, ſagte er mir: „Zu Dresden und in Sachſen giebt es nur drei „Perſonen, welche die Franzoſen lieben: ***) „der König, meine Frau, und Ich. In Preuſſen und in ganz Teutſchland iſt es eben ſo. — „Ich glaube das wohl.“

Uebrigens iſt dieſer Herr Erzbiſchof darin allen andern Franzoſen gleich, daß er ſeine lieben Landsleute von allen Schanden weißzubrennen ſucht. Die barbariſchen Allemannen, die Sachſen, die Weſtfalen — das ſind die Verwüſter geweſen in Polen und Litthauen, die Franzoſen hingegen rechte Muſter der Ordnung und Mannszucht (S. 74.)

---

*) Das fatale Bayonne iſt ein ſchlimmer Ehrenpunkt für mehr als Einen Miniſter geworden.

**) Deſto ſchlimmer, wenn ihr beide das gefühlt und doch den knechtiſchen Dienſt geduldet und ſo die allgemeine Schande mit gemehrt habt. Der Fliege verdenkt es keiner, wenn ſie ſich auf Miſt lagert: aber die Biene ſoll nur auf Blumen ſitzen.

***) Schlimm genug für ſie.

Ueber ſein Anprangern Anderer, z. B. des weiland Königs von Weſtphalen verlaufenen Gedächtniſſes und Baſſano's, den er zu einer verächtlichen halb lakaiiſchen Knechtsmaske ausmahlt, wollen wir mit ihm nicht hadern; wir wollen ihn nur daran erinnern, daß er früher hätte bedenken ſollen, wie entehrend es einem Edelgebohrnen war, ſolchen zu dienen. Auch über Vandamme und Davouſt wird arg hergefahren, weil dieſe jetzt in der Meinung und Macht zu liegen ſcheinen: dagegen werden Talleyrand und Fouché gelobt als die Einzigen, welche Frankreich hätten halten können, wie billig: denn ſie ſitzen ja für den Augenblick wieder zu Pferde. So heißt es von ihnen: (S. 8.)

„Dieſe allgemeine Behauptung (daß nemlich alle, die Na„poleon umgeben, nur die Rolle von Schmeichlern zu ſpie„len hatten) leidet eine Ausnahme in Beziehung auf zwei „Miniſter, welche Napoleon, als er allmächtig geworden, „wegen Eigenſchaften, die ſie ihm werther hätten machen „müſſen, glaubte entfernen zu müſſen,. Er fühlte ſich beengt „durch ihren Ruf, durch die Unabhängigkeit, die ſie mitten „in der allgemeinen Knechtſchaft erhalten hatten. Er fürch„tete, ſie möchten in ſeinem Ruhm mit zur Theilung kom„men, und er die Miene haben, ihren Rathſchlägen etwas zu „verdanken. Dies iſt die wahre Urſache ihrer Entfernung. „Er hat die Nachbarſchaft des Talents nicht ertragen können. „Napoleon hatte ein, ſolange Geſellſchaften ſind, den Men„ſchen unbekanntes Unternehmen gewagt, das, ohne Rath zu „regieren, was ſage ich? jeden Rath zu ächten. Ich habe ihm mit

„Wuth ſchreien hören: „Rathſchläge mir! Rathſchläge!“ — Ja freilich, der Mangel eines Raths hat „ihn verdorben, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn er „die beiden überlegenen Männer, die ſein guter Stern ihm „zugeführt hatte, behalten hätte, er noch mit dem Glanze „funkeln würde, den er bei der Epoche ihrer Entfernung „angefangen hat zu verlieren. Das Vergnügen über mittelmäſſige Menſchen zu herrſchen, ſie nach Belieben zu „meiſtern, ihnen die Laſt ſeiner Ueberlegenheit recht fühlbar „zu machen, dieſer kindiſche Genuß iſt ihm theuer zu ſtehen „gekommen: er hat ihn mit ſeiner Krone, mit dem Glücke „ſeiner Familie bezahlt; was kein großes Unglück ſeyn würde, „wenn Frankreich es nicht mit allem bezahlt hätte, was es „Koſtbarſtes hat: mit ſeinem Blute, ſeiner Ehre, ſeinem „Reichthum, ſeiner Bedeutſamkeit unter den Nationen.“

Wir können uns ſchließlich einer Bemerkung nicht erwehren. Dieſe ganze Schrift ſcheint geſchrieben, damit der Verfaſſer ſich bei der Welt und bei ſeinem Volke weißbrenne und die gute Meinung wieder gewinne. Wir wollen ihm glauben, was wir nicht wiſſen, daß er keines der verächtlichſten und dienſtbarſten Geräthe des Kaiſers weiland geweſen iſt; aber ein Erzbiſchof mag ſich entſchuldigen, wie er will — das iſt unleugbar, daß er eine ſchwerere Würde zu tragen und alſo im Leben und Betragen auch darzuſtellen und zu behaupten hat, als viele tauſend andere Beamten geringerer und weltlicher Ordnungen. Das iſt überhaupt ein untröſtliches Zeichen unſers Zeitalters, daß man über die Aufführrung öffentlicher Menſchen zu gleichgültig oder zu nachſichtig iſt, daß man mit einer gewiſſen Weichlichkeit, die von vielen Menſchen Duldſamkeit genannt wird, die Wölfe und die Schaafe immer noch zuſammen in Einen Stall treibt. Wenn die Ehre alter Zeiten gehört würde, wenn die Meinung und die Stimme des Volks (ich meine nicht den Pöbel, der immer und allenthalben kläfft und ſchreit) den Regierungen eine Stimme Gottes wäre, wie mancher Miniſter und General hätte ſeit der Leipziger Schlacht auch in Teutſchland auf ewig in den Ruheſtand verſetzt werden müſſen, wie viele Hunderte von Beamten und Schriftſtellern hätte man an dem Rhein die Urfehde ſchwören laſſen und dann den fliehenden Franzoſen nachtreiben müſſen, für welche ſie zur Unterjochung und Entehrung ihres Vaterlandes mit Leib und Seele gearbeitet haben!

IV.

Geſchichte der geheimen Geſellſchaften des Heers und der ſoldatiſchen Verſchwörungen, welche die Zerſtörung der Regierung Bonapartens zum Zweck gehabt haben. Paris 1815.

Auf dieſe Geſchichte, die kurz vor der berühmten Flucht von Elba geſchrieben iſt, die aber gottlob keine bonapartiſche Zeitrechnung geſtiftet hat, wie jene Hedſchra Muhamedſ, iſt die Aufmerkſamkeit geſpannt genug geweſen; und ſie müßte es in der That noch mehr werden, wenn man dem Verfaſſer in allem, was er erzählt, Glauben geben könnte. Wir hören ihm:

(Seite 2—7) „In dem Augenblick, wo Bonaparte ſich
„erhob, bildete ſich in Frankreich eine Parthei gegen ihn,
„welche ſeinen Fall geſchworen hatte und welche ihn einſt
„bewirken ſollte (?). Dieſe Verſchwörung hat vierzehen Jahre
„gedauert, hat alle Range, alle Stände der Geſellſchaft um-
„faßt, hat ſich über ganz Europa verbreitet (?), und hat
„endlich den Sturz des Tyrannen vollendet, ohne gearg-
„wohnt oder wenigſtens ohne bekannt zu ſeyn. Oft in ih-
„ren kühnſten Entwürfen, in ihren beſt berechneten Verſuchen
„ſcheiternd, iſt ſie nie in ihr ſelbſt bloßgeſtellt und in ihren
„weſentlichen Geheimniſſen durchdrungen geweſen. Sie hat
„ihre ausgezeichnetſten Häupter, ihre kühnſten Lenker nach ein-
„ander fallen ſehen; aber ſie hat ſie überlebt, und immer mäch-
„tig in Mitte ihrer Trümmer, die ſich unaufhörlich wieder
„beſſerten, hat ſie den Krieg auf Leben und Tod, den ſie
„mit dem Deſpotismus führte, nur geendigt, nachdem ſie
„darüber triumphirt hatte. Auch heute noch iſt das Ge-

„heimniß, das ſie umgab, nur erſt halb zerſtört. Die großen Streiche, die ſie dem Koloß verſetzte, der Europa zermalmte, haben einigen ſcharfſinnigen Geiſtern ihr Daſeyn enthüllt; aber es iſt mehr errathen als entdeckt, und ſie zeigt den unſchlüſſigen Beobachtern und Geſchichtſchreibern nur eine Aufgabe, die zu löſen ihr allein erlaubt iſt.

„Diejenigen, welche die Begebenheiten nur nach ihren Wirkungen beurtheilen, ohne zu den Urſachen hinaufſteigen zu können, die ſie hervorgebracht haben, und nach den Springfedern, die man dabei hat wirken laſſen, werden in Zeiten der Umwälzung leicht zu ſeltſamen Urtheilen verführt. So glaube ich, daß es keinen einzigen verſtändigen Mann giebt, der ſich die Verſchwörungen Moreau's und Mallets erklären gekonnt hat nach den Aufklärungen, die man aus ihren Prozeſſen hat ziehen können, und nach den verſtümmelten Enthüllungen, woraus die ſogenannten Geſchichten, die man uns bis jetzt davon gegeben hat, zuſammengeſetzt ſind. Die Reiſe Pichegrü's und ſeiner Gefährten des Muths, der Hingabe und des Unglücks auf den Glauben eines Offiziers, der ohne Anſehen, in Schulden verloren und durch die Gründlichkeit ſeiner Anſichten und die Sicherheit ſeiner Muthmaßungen wenig empfehlungswürdig war, würde der Gipfel der Unvernunft ſeyn, wenn der Name Moreau die einzige Bürgſchaft dieſes Unternehmens und wenn der Bericht Lajolais der einzige Schlüſſel deſſelben geweſen wäre. Die Unſchlüſſigkeit Moreau's würde nicht weniger unerklärlich ſeyn in dem Augenblick, wo dieſe Unſchlüſſigkeit die ganze Frucht einer der kühnſten Unternehmungen verdarb, deren die Geſchichte erwähnt. Die Verſchwörung Mallets hat einen noch romantiſcheren Karakter und man erräth weniger die Mittel derſelben. Man kann nicht begreifen, wie ein General, der nicht einmal einen gewiſſen Kriegsruhm hat und der

„ſich der Achtung der Leute, die ihn kennen, nur durch eine Hartnäckigkeit der Meinung, die auf das Schickſal ſeines Vaterlandes nie eingefloſſen hat, und durch einige glanzloſe Unfälle empfiehlt, in wenigen Stunden es dahin bringt, ſich mit ganz ergebenen Offizieren zu umringen und den Deſpotismus in der Fülle ſeiner Macht mit einem faſt unfehlbaren Fall zu bedrohen. Dies iſt das Geheimniß jener großen politiſchen Aufgaben, das ich mir vorſetze zu geben, obgleich es mir nicht entgeht, daß meine Erzählung denjenigen oft unwahrſcheinlich vorkommen muß, welchen alle die Kunden, worauf ſie ruht, ganz neu ſind. Ich geſtehe ein, daß wenige unter der Begeiſterung einer geſpannten Einbildungskraft zum Vergnügen geſchriebene Geſchichten, an Auſſerordentlichkeit dieſer hier nachſtehen, und doch iſt nichts, was weniger einem Roman gleicht. Sechstauſend (?) Franzoſen ſind in der Vertraulichkeit aller Hauptfakta geweſen, und in Hinſicht derjenigen Fakta, die ihrer Natur nach nur einer kleinen Anzahl Perſonen haben mitgetheilt werden können, leben noch mehr als zwanzig, die ſie ſo gut als ich kennen. Wenn ich mich an der Spitze dieſer Denkwürdigkeiten nicht nenne, ſo wird die Folge die Gründe davon erklären, und ich unterwerfe mich in dem, was ich ſchreibe, nicht weniger aller Verantwortlichkeit eines Ehrenmannes, der ſich verpflichtet nur die Wahrheit zu ſagen und ſie ganz zu ſagen, ſo ſehr er kann, ohne Eide zu brechen und ehrwürdige perſönliche Verhältniſſe zu verletzen. Ich habe indeſſen lange angeſtanden, die Fakta, wovon ich ſpreche, bekannt zu machen, und ich muß im Fluge die Betrachtung, die mich zurückhielt, erwägen, obgleich ich nicht denke, daß ein redlicher Mann, welcher Meinung er ſonſt auch ſeyn mag, ſie gegen mich in einen Vorwurf verwandeln könne.

„Die Geſchichte, die ich erzähle, iſt die Geſchichte einer geheimen Geſellſchaft, deren Geheimniß ſich ſo gut bewahrt

„hat, daß außer ihrem eignen Schooße kaum ihr Name bekannt iſt, obgleich ſie mehrere Male nahe daran war, auf das Schickſal der Welt einzuflieſſen. Ich bin Mitglied dieſer geheimen Geſellſchaft und ich bin durch die heiligſten Verpflichtungen an ihre Geſetze gebunden u. ſ. w.“

Dieſe Geſellſchaft nennt er die Geſellſchaft der Philadelphen, die ſich über ganz Frankreich verbreitete, beſonders aber im Heere wurzelte und am meiſten Anhänger in der Grafſchaft Hochburgund hatte, wo ſie einmal eine Gegenrevolution zu bereiten hoffte, und in Südfrankreich in der Pyrenäengegend. Ihre Häupter waren Mallet, Oudet, dann Moreau, und endlich wieder Mallet, bis zu ſeinem Fall, dem der Sturz der Tyrannenregierung und die Wiederherſtellung des Burbeniſchen Hauſes, worauf ſie eigentlich zielte, bald folgte. Oudet, der als Brigadier bei Wagram blieb und von dem Tyrannen wohl bemerkt war, wird ſo geſchildert, daß er mit der Hälfte der Eigenſchaften und Hülfemittel, die der Verfaſſer ihm beilegt, ſchon eine Umwälzung hätte vollenden müſſen.

Dieſe Geſellſchaft rettete Moreau das Leben, der durch angebohrne Faulheit bei allen ſeinen großen Eigenſchaften kein politiſcher Mann ſeyn konnte und durch Unſchlüſſigkeit, wie unſer Verfaſſer meint und andere gemeint haben, alles verdarb und nicht geworden iſt, was er hätte werden können.

Sie hatte Bonaparten ſicher auf dem Korn, als er nach ſeiner italiſchen Krönung durch die Franche-Comté reiſen wollte. Es waren alle Anſtalten fertig, ihn zu fällen, als er Wind bekam durch einen Verräther und einen andern

Weg einſchlug. Mehrere wackere Leute wurden das Opfer. Die Geſellſchaft war aber ſo weiſe zuſammengeſetzt, daß alle bonapartiſche Polizei ihre Mitglieder nirgends faſſen und aus Mangel an gerichtlichen Beweiſen ihnen nichts anhaben konnte. Die Philadelphen und die Philadelphie blieben und beſtanden, obgleich Moreau in Amerika lebte und Oudet gefallen war.

Dieſe Geſellſchaft beſtand nicht allein innerhalb Frankreichs und des franzöſiſchen Heeres, ſie verbreitete ſich auch über die Nachbarländer. Dies ſagt uns der Mann S. 164 und 165 ſeines Buches:

„Durch ein ſonderbares und faſt wunderbares Zuſammentreffen der Umſtände fanden ſich einige Philadelphen, welche die Umſtände des Krieges oder beſondere Aufträge ihres Hauptes nach Teutſchland oder Italien gebracht hatten, durch den braven und geſchickten Du Chateler in einen Aufſtandsplan Tyrols eingeweiht, deſſen Gegenſtand, wie der der Geſellſchaft, wovon ſie einen Theil ausmachten, die Befreiung und Wiederherſtellung des durch eine Familie von Abentheurern unterjochten Europas war. Ihnen fiel die Aehnlichkeit einiger der Mittel und vorzüglich der Einrichtung einer geheimen Geſellſchaft auf, welche nach der ihrigen entworfen ſchien, und welche es in der That vielleicht war. (?) Dieſe merkwürdige Annäherung gab ihnen den Gedanken ein, zwiſchen den beiden Geſellſchaften einige Vereinigungspunkte zu ſtiften, die ſie in den Stand ſetzten, nach ſehr nah zuſammenlaufenden Anſichten zu handeln und durch einander demſelben Ziele zuzuſtreben. Man muß nicht vergeſſen, daß dieſer merkwürdige Verein der erſte Keim des europäiſchen Aufſtandes iſt, der wenigſtens für

„lange Zeit *) das Gleichgewicht der Reiche und die Ruhe der Völker wiederhergeſtellt hat.“ (??)

Auf dieſe Sache kommt er noch einmal, indem er mit franzöſiſcher Unkunde Namen und Zeiten, von denen er nur Klänge gehört haben muß, wunderſamlich unter einander wirft. So heißt es S. 196 und 197:

„Ich glaube mich nicht verpflichtet, über die geheimen Geſellſchaften Tyrols lange und umſtändliche Nachrichten zu geben, obgleich ſie durch eine lange und innige Verbrüderung von Grundſätzen und Bezeichnung mit der Geſellſchaft der Philadelphen verbunden geweſen ſind. Dieſe Geſellſchaften haben ihre Geſchichte und ihre Satzungen in zwei ſehr verbreiteten Sprachen **) ausgegeben ſeit den Begebenheiten, welche die Wiedergeburt Europa's bewirkt und auf welche ſie auf ihre Weiſe eingefloſſen haben. In dieſen wichtigen Schriften muß man ihren Urſprung ſtudieren, ihre Fortſchritte begleiten, ihre Entwürfe wägen, und die Reſultate lernen, wozu ſie endlich gelangt ſind. Es ſey genug, hier zu bemerken, daß der berühmte Aufſtand, den ſie im Jahr 1809 hervorbrachten, um ein Haar die Knechtſchaft des feſten Landes um fünf Jahre abgekürzt hätte, und daß, wenn ſie von den Häuptern des politiſchen Syſtems ſelbſt, für welches ſie ſich ſo edelmüthig hingaben, unterſtützt worden wären, es ſchon um die gräuliche Tyrannei Bonapartens geſchehen war. In einem früheren Zeitalter würden die Namen der Schill, der Schlegel, der Chateler, wie die der Götze ***) und Melchthale, der Dank-

---

*) O je, mein Herr! nicht für acht Monate!

**) Er ſagt weiter unten: in der teutſchen und italiäniſchen Sprache. Hätte es ihm auch nur beliebt, uns die Titel jener Bücher zu nennen, woraus er dies ſchöpfte!

***) Wie kömmſt du hieher alter Berlichingen? Wohl durch Hörenſagen von dem unſterblichen Göthe?

„barkeit der Völker geweiht ſeyn; aber die abgelebten Völker können nur Talente für den Leichtſinn ehren, welche das Verderben der öffentlichen Sitten vollenden, oder ich weiß nicht, welches unſelige Heldenthum, (das ?) das die Menſchheit nur durch ihre Verwüſtung erſtaunt.“

Hierauf kommt er auf die unglückliche Verſchwörung Mallets, die nach ihm allein auf den Philadelphen ruhete. Dann auf den ruſſiſchen Krieg und auf die beiden groſſen Franzoſen, welchen und ſeinen Philadelphen nach ſeiner Meinung Europa die Freiheit verdanke. Wir hören ihn darüber:

„Man ſparte nichts, um ſich der Geſinnungen der Herrſcher zu verſichern, deren Macht Bonaparte erſchüttern wollte. Es war einer unter ihnen, der ſich ſeitdem durch die Mäſſigkeit ſeines Karakters und durch den Umfang ſeiner Einſichten der Bewunderung Europa's empfahl, dieſer nordiſche Alexander, deſſen hochherzige Tugenden wir ſo in der Nähe erkannt haben, daß es die unerlaßliche Pflicht jedes Franzoſen iſt, ſie einzugeſtehen; und man zweifelte gar nicht, daß er der Erwartung des Volkes nicht entſprechen würde, wenn man ihn mit derſelben in Beziehung ſetzen konnte, durch die Vermittelung ſeiner reinſten Bürger, nemlich derjenigen, die das Recht hatten, alle Verantwortlichkeit deſſelben auf ſich zu nehmen, ohne von den natürlichen Vertretern des ſklaviſchen Frankreichs verleugnet zu werden. Der Zufall hatte den einen zum Fürſten, den andern zum Verbannten gemacht; er hatte ſie auf zwei Hemiſphären hingeworfen, und ſie aller anſcheinlichen Verbindung beraubt, ſo daß Bonaparten nicht einmal die Möglichkeit derſelben ahndete. Es waren Bernadotte und Moreau. Man mußte alſo zwiſchen Bernadotte und Moreau und von dieſen beiden großen Feldherren bis zu jenem

„Alexander, der ſo würdig war ſie zu verſtehen, einen leichten Verbindungsweg ſtiften, den der unglückliche Lahorie dem Auftrag hatte abzuſtecken. — Die Mittel, die Ausführung hievon zu ſichern, hatten ſo glücklich für alle möglichen Zufälle geſorgt, daß ſelbſt Lahorie's Tod es nicht verzögerte. Ein Abgeſandter, der durch ſeinen Muth nicht empfehlungswerther war, aber dem ſein Glück beſſer diente, führte das angefangene Unternehmen zu ſeinem Ende und ſeine Beglaubigungsbriefe wurden mit dem glörreichen Blute der Märtyrer des 23. Oktober *) beſiegelt. Was Lahorie ſelbſt betrifft, der durch einen ganz unvorhergeſehenen Umſtand in die ganz zufällige Verſchwörung Mallets hineingezogen ward, die ihn in dem Augenblick, wo er fertig war, ſich nach ſeiner Beſtimmung (zu Moreau nach Amerika) zu begeben, von dem beſonderen Plan ablenkte, welchem die Ordnung der Geſellſchaft ihn geweiht hatte — Lahorie ſage ich, welcher alle Zerſtöhrungsmittel kannte, womit Bonapartens Regierung bedroht war, konnte ſterben, ohne an dem Vaterlande zu verzweifeln, und dem Himmel die letzten Worte Gracchus zurufen: „Ich ſtreue dieſen Staub auf euch, und aus dieſem Staube werden mir bald Rächer erſtehen."

Die europäiſche Verſchwörung, welche auf dem wunderſamen Bündniße von zwei republikaniſchen Feldherren beruhte, welche, der eine ein Verbannter und der andere König, wie ich eben geſagt, durch den ganzen Durchmeſſer der Erdkugel getrennt waren, iſt das erſtaunlichſte Faktum der Geſchichte, aber es iſt auch das unbeſtreitbarſte und die möglichen Reſultate deſſelben mögte keiner würdigen. (!?)

---

*) Am 23. Oktober 1812 war Mallets Verſchwörung, welche ihm und Lahorie und mehreren Anderen das Leben koſtete.

Moreau langte von Amerika an, umgeben von dem ganzen Glanze ſeines Ruhms und ſeiner Unfälle. Er verband ſich mit dem theuerſten ſeiner Waffengefährten, (?) mit jenem Bernadotte, der ſich nur durch die Macht von uns getrennt hat, aber welchem die Königiſchen nicht vorwerfen, daß er Republikaner geweſen iſt, und welchem die Republikaner verziehen haben, daß er Prinz iſt. Alexander traf mit ihren Entwürfen zuſammen, weil die Wüthereien eines Unſinnigen ſein edles Herz nicht von einem edelmüthigen und gefühlvollen Volke abwendeten. (??) Hunderttauſend entweder gefangene oder verbannte oder flüchtige Franzoſen vereinigten ſich unter den Fahnen ihrer alten Führer, um ihr heimathliches Land vom dem gemeinſamen Feinde wieder zu erobern. Geſchützt von Europa, gerufen durch die Meinung, und empfangen von dem Heere, deſſen Kinder ſie waren, kamen ſie an unſeren Gränzen an, unter Fahnen der Freiheit, mit franzöſiſchen Uniformen, die Hände voll Lilien, unſern vielgeliebten König ausrufend und ihn wie in den erſten Altern der Monarchie dem ſeines Wiederſehens ungeduldigen Volke auf ihrem Schilde zeigend. Die Ehre unſerer Wälle und unſerer Herde ward geachtet, und das unbeſiegte Frankreich blieb auch unbeſieglich; ſein Glück ließ ſo wenig Zweifel zu, als ſein Ruhm.

Was geſchieht? Ein zufällig hinter Mallet befindlicher Spiegel läßt die Piſtole bemerken, womit er ſich bewaffnen will. Eine ohne Abſicht auf eine Gruppe Offiziere geworfene Kanonenkugel zerſchmettert Moreau die Beine. Mallet wird

verhaftet, Moreau ſtirbt. „Ein Bericht macht die Verbammung
„des Erſten geſetzlich, ein Tedeum bedeckt den Todeskampf
„des Zweiten, und Frankreich wird überzogen. Wenn
„die Vorſehung ihre Hand irgendwo auf eine unbeſtreitbare
„Weiſe eingedrückt hat, ſo iſt es in dieſen letzten Augenblikken
„unſerer politiſchen Unfälle.“

Ueber Moreau weiß uns der Verfaſſer noch Folgendes, wie er ſagt, aus guten Quellen, zu erzählen:

„Das franzöſiſche Heer weiß, daß der Angriff von vierzigtauſend
„Mann Reiterei, der um einige Stunden der Begebenheit
„vorangieng, wodurch Moreau uns entriſſen worden,
„keinen andern Zweck hatte, als Bonaparten zu verhaften
„und Moreau für ihn zu ſetzen. Das franzöſiſche Heer hat
„ſeitdem klar gemacht, daß der Friede zwiſchen den Verbündeten
„und Frankreich vorher unterzeichnet und durch Moreau
„vertreten war. (??) Es giebt wohl niemand, der
„nicht überzeugt ſey, daß der Marſch des franzöſiſchen Heers
„von dem Augenblicke an aufhörte, ein Rückzug zu ſeyn.
„Es war eine freundſchaftliche Reiſe mitten durch die Völker
„unter der Führung eines menſchenfreundlichen Helden,
„der wie von ihm ſelbſt die gebührlichen Gränzen jedes Staates
„beſtimmte. *) Dieſer groſe Gedanke hat Moreau in
„der heldenmüthigen Seele Alexanders überlebt; (??) aber
„Alexander war kein Franzoſe, führte keine franzöſiſche Heere
„und ſollte nur erſt, nachdem er ſie beſiegt hatte, von den
„Franzoſen erkannt werden.“

So ſpielt dieſer Franzoſe mit ſeiner Philadelphia und mit ſeinen Philadelphen vor uns. Es iſt ein närriſches

---

*) Verſteht ſich ſo, daß Frankreich Holland und alles Land dieſſeit des Rheins behielt.

Ding dieſes Buch von 348 Seiten. Es ſpielt auf alles an, aber ſpielt uns in nichts hinein. Wir hören von Mordanſchlägen, von ungeheuren Thaten, aber nirgends ſehen wir einen feſten Plan oder einen beſtimmten Zuſammenhang, ſondern das Ganze flattert und ſchimmert uns wie bunte Seifenblaſen vor den Augen hin. So viel iſt wohl gewiß und ſo viel haben wir auch früher theils geahnet theils gewußt, daß es manche Unzufriedene in Frankreich gab und daß einzelne Verſchwörungen gegen Bonaparten auf der Bahn geweſen ſind; aber nimmer wird uns dieſer abſichtlich mit Geheimniſſen ſpielende Mann überreden, daß viele Tauſende von Offizieren im Heere gegen Napoleon waren, daß ganze Landſchaften nur des Winkes zum Aufſtande warteten, daß Moreau und Bernadotte mit der Hälfte des franzöſiſchen Heeres hätten gegen die Gränze Frankreichs anziehen können, daß die Schweiz und Hochburgund immer zum Aufſtande reif waren. Wir ſehen ja die Geſchichte der letzten Jahre vor uns. Wo ſind die franzöſiſchen antinapoleoniſchen Offiziere? Wie iſt Hochburgund und der Jura, worauf die Philadelphen rechneten, dieſen Sommer gegen Napoleon aufgeſtanden? wo iſt die gegen Frankreich zu ſtreiten fertige Schweiz? wo ſind die Zehntauſende, welche Moreau und Bernadotte im Sommer 1813 zuliefen? Selbſt im größten Gedränge des franzöſiſchen Heeres kamen einzelne jämmerliche Ueberläufer; die andern alle hielten feſt an ihrem fürchterlichen Höllenfürſten, der ihnen gefiel.

Kurz wir könnten hier rufen: Wind, franzöſiſcher

Wind über Wind. Lächerlich, völlig unerweislich und völlig unwahr iſt die Verbindung der ſogenannten Philadelphen mit den Teutſchen, Italiänern und Tyrolern. Focht nicht jener Oudot, den er als den Freiheitshelden ſeines Buches angiebt, recht tapfer gegen die Oeſtreicher und Tyroler? und fand er nicht bei Wagram ſeine rächende Kugel? Und wer ſagt uns denn, daß die Tyroler geheime Geſellſchaften gehabt haben, daß der General Chateler das Haupt und der Lenker derſelben war? Die Tyroler hatten ſich verbunden und ſtanden auf für die Freiheit und Gerechtigkeit, wie einem braven und tapferen Volke geziemt; aber von geheimen tyroliſchen Geſellſchaften wiſſen wir nichts, noch weniger von ihrem Haupte Chateler. Wir haben zwar alle Achtung vor dieſem weiland wackeren öſtreichiſchen General, aber in Tyrol ſpielte er eine kurze und keine glänzende Rolle, und erſt als der Sandwirth Andreas Hofer von Paſſeir ſich an die Spitze des Volkes ſtellte, bedeutete es denſelben Sieg und ſeinen Feinden Verderben. Ewig ſchade iſt es, daß dem Franzoſen von dem berüchtigten Tugendbunde nicht irgend ein Wind zugewehet iſt; auch den hätte er in eine herrliche Verbindung mit ſeiner Philadelphia bringen und den Nachſpähern und Belauſchern deſſelben zu trefflichen Bemerkungen Stoff geben können. Dieſer läuft noch immer wie ein Geſpenſt durch manche verworrene Köpfe, denen er ſchlafloſe Nächte macht, und ſie wollen immer noch nicht begreifen, daß dem Spurloſen nachſpüren die undankbarſte aller Arbeiten iſt. Hätte er hievon etwas vernommen, wie herrlich hätte er alles zuſammenlegen und endlich den Knoten in ſeiner Philadelphia ſchürzen und auflöſen können! Von den ſchwarzen italiäniſchen Höllenbrüdern, den Carbonari (Charbonniers, Bucherons, S. Seite 265—66) hatte er etwas läuten gehört, wußte ſie aber mit ſeinen Anſichten und Zwecken nicht in Einſtimmung zu bringen, berührte ſie alſo kaum und ſchlüpfte wie über etwas Verdächtiges darüber hin.

Es iſt nicht leicht zu ſagen, was dieſer Franzoſe mit ſeinem Buche eigentlich will. Zuweilen däucht es einem, als bilde er ſich wirklich ſo ungeheure Entwürfe und Wirkungen, als er uns vorführt, von den philadelphiſchen Seifenblaſen ein, womit er ſpielt; dann iſt es wieder wahrſcheinlich, daß das ganze Ding abſichtlich ſo vergrößert iſt, um das franzöſiſche Heer, beſonders die Offiziere, der neuen Regierung in einem vortheilhafteren Lichte zu zeigen, als worin ſie gezeigt werden konnten. Faſt kommt uns indeſſen der Mann vor, wie einer, der zugleich der Betrüger und der Betrogene iſt, was bei der franzöſiſchen Eitelkeit ſo häufig iſt. Warum ſollte uns dieſer nicht einbilden wollen, uns dummen und gutmüthigen Teutſchen, daß die Franzoſen, die Europa unterjochten, es auch allein befreit haben, daß die Kühnheit von Saragoſſa, die Größe von Moſkwa, die Siege von Leipzig, Dennewitz, Brienne und Laon und endlich der Einzug der Verbündeten in Paris alle aus dem Orden der Philadelphen hervorgegangen ſind? daß Schill und der Herzog von Braunſchweig und Hofer und andere tugendhafte teutſche Jakobiner, von deren

Planen Einige ſo viel zu erzählen wiſſen, mit Pichegrü und Moreau und Mallet und Bernadotte im engſten Bunde geſtanden haben? Iſt dies weniger wunderlich, als daß Fouché und Talleyrand und Ludwig der Achtzehnte uns jetzt wieder einbilden wollen, ohne ſie und ihr bischen Vendée und ihre ſchönen Erklärungen und Aufforderungen würde dieſen Sommer kein Soldat der verbündeten Herrſcher nach Frankreich gekommen ſeyn, würde keiner in Frankreich einen Augenblick ſicher ſeyn? Wie franzöſiſche Eitelkeit die Welt ſich und andern einbilden kann, davon hat ein ehrlicher und grader Teutſcher und jedes andere ehrliche und grade Volk unter dem Monde auch gar keine Vorſtellung. Betrug und Lüge iſt ſo die Wahrheit des franzöſiſchen Lebens und der franzöſiſchen Diplomatik geworden, daß ihnen das Gegaukelte und Gelogene endlich das Wahrſcheinliche, ja das Wirkliche wird. Doch bringt uns das, was in dem Buche von den beiden franzöſiſchen Feldherren geſagt wird, welche durch Rath und That die Befreiung Europas vollbracht haben ſollen, ganz natürlich auf die Wunder, welche Gott der Welt und beſonders dem teutſchen Volke gezeigt hat in den letzten vier Jahren, und wir ſprechen alſo zwei Worte von dem

Fünf oder Sechs Wundern Gottes.

Die Frommen ſind über die Zahl uneins. Wir wollen daher die großen Wunder, worüber alle einſtimmig ſind, mit teutſchen, die kleinen Wunder mit lateiniſchen Ziffern ſchreiben, und einen Stern dabei machen.

1. Daß der Winter von 1812—13 ſo früh und zu gerechter Zeit kam, und daß er zwiſchen der Flucht von Malojaroslawetz und Smolensk und wieder zwiſchen der Bereſina und Wilna beſonders ſtreng eintrat, wer erkennt darin nicht den Finger Gottes, der den Tyrannen verderben und die Freiheit wieder aufrichten wollte?

2. Kutuſows, des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Tod vor dem Anfange der großen Entſcheidung in Teutſchland war gewiß ein großes Zeichen. Der Mann hat ſeine Verdienſte um die heilige Sache, und wir wollen gewiß ſeinem Namen nichts abdingen bei der Nachwelt. Aber wir wiſſen, daß er die Sachen bloß als Ruſſe ſah und als Teutſcher, d. h. aus dem teutſchen Geſichtspunkte, weder ſehen wollte noch konnte; wir wiſſen auch, daß er ungern über die Oder gegangen war und überhaupt den angreifenden Krieg gegen Frankreich im Herzen Teutſchlands nicht billigte; wir wiſſen überdem, daß ſein Anſehen bei dem Heere und ſein Gewicht über den Kaiſer die größten waren; das wiſſen wir endlich, daß er keinesweges ein mittheilendes, verbindendes noch zuſammenhaltendes Gemüth war. Der Krieg hätte alſo unter ſeiner

Führung eine ganz andere Art gewonnen, die Eintracht unter den Ruſſen und Preuſſen wäre ſchwerlich ſo herzlich geworden, als ſie nachher wirklich ward, Blücher hätte vielleicht gar keinen Oberbefehl bekommen, und viele Kräfte wären nimmer erwacht, andere ſchon erwachte geſchwind wieder erſtickt, viele Namen wären vielleicht nicht genannt, die jetzt große Namen ſind. Ich glaube, das Ganze hätte ſich nicht ſo teutſch geſtalten und entwickeln und die Geiſter fortreiſſen können — und wie wäre dann Germaniens Freiheit geworden? Alſo —

3. Das ſichtbarſte Zeichen aller Welt, was auch in allen Gränzen des Vaterlandes als ſolches verſtanden worden iſt, war Moreaus faſt wunderbarer Tod. Er fiel durch eine der erſten Kanonenkugeln. Man nennt den Mann einen edlen Mann; das mag ſeyn. Er war ein Franzoſe, und die Franzoſen würden mit ihm geprahlt haben, wenn er gelebt und den Feldzug der verbündeten Heere mitgemacht hätte. Sie würden geſagt haben: „Wir leugnen nicht, „daß wir beſiegt ſind, aber wir ſind von dem größten und „edelſten unſerer Feldherrn beſiegt. Nur ein Franzoſe konnte „die Franzoſen ſchlagen, nur durch Moreau konnten die „dummen Teutſchen etwas gegen uns ausrichten.“ Sie haben dies wirklich von ihm und dem Kronprinzen von Schweden geſagt; ſie haben behauptet, und viele leichtgläubige und des eigenen Ruhmes immer ſorgloſe Teutſche haben es ihnen nachgebetet, von dieſen beiden ſey der ganze Plan des Feldzuges nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes

am 10. Auguſt 1813 entworfen, (was doch nicht wahr iſt) und ihnen allein verdanken die verbündeten Heere ihr Glück. Gott aber meinte es beſſer mit uns und gönnte uns zu der Freiheit den Ruhm und daß nicht andere die Ehre unſerer Arbeiten ärndten ſollten. Darum ſtellte er auch die in mancher Hinſicht unerklärliche Politik des Kronprinzen von Schweden ſo, daß er mit ſeinem Heere faſt nichts that, da er doch einen ſo groſsen Ruhm dieſes Krieges erwerben konnte, und daß er mit viel geringerer Meinung der Leute aus Teutſchland weggegangen iſt, als womit er gekommen war.

Von allen Wundern war es gewiß das gröſste, was er mit Moeau's Tod meinte, daß er uns dieſen läſtigen und gegen alle unſere Vortheile auflauernden und aufſätzigen Franzoſen durch eine Kugel wegnahm. Hätte dieſer gelebt, jeden Tag würde er die falſche wälſche Lehre gepredigt haben: „Um Gottes willen nicht weiter, als an den Rhein! die „Franzoſen fühlen zu gut, daß das ihre für alle Ewigkeit „unverrücklich beſtimmte Gränzen ſind; der erſte Schritt „darüber würde das ſtolze und hochherzige Volk zu unendlichem Zorn waffnen, und die Folgen davon ließen ſich gar „nicht berechnen. Es wäre eine Tollheit, zu glauben, daß „man jenſeits des Rheins von Frankreich nur ein einziges „Dorf erobern könnte." Dieſe leidige Lehre, die auch der Kronprinz von Schweden in mehreren Manifeſten verkündigte und die damals noch weichere Ohren fand, würde nur zu vielen Eingang gefunden haben, und wir hätten noch viel ſchlechtere Gränzen erhalten, als welche uns der pariſer Frieben gab, mit deſſen Unglück wir uns jetzt immer noch tröſten ſollen. Hätten Moreau und Bernadette in jenem Kriege etwas Großes gethan, die Franzoſen und die anderen Fremden und genug Teutſche würden feſt geglaubt und behauptet haben, teutſche Feldherren ſeyen durchaus unfähig, Schlachten zu entwerfen und zu gewinnen; ſind ja jetzt wieder genug Teutſche, die dem großen brittiſchen Feldherrn für dieſen Sommer alles beilegen, deſſen Talent wir wahrlich nicht verkleinern wollen, den wir aber wahrlich nicht Urſache haben zu lobpreiſen, weil er wohl offenbart hat, daß er es freilich gern hat, daß ſeine Lorbeeren aus teutſchem Blute grünen, daß er aber für Teutſchlands Ehre und Macht nicht den Degen gezogen hat. Denn, wie er nachher gehandelt hat, ſcheint er mehr für die Franzoſen als für die Teutſchen gefochten zu haben. So daß wir auch bei dieſer Betrachtung über des alten Germaniens Verhängniſſe wieder trauren müſſen. Uns die Arbeit und andern den Lohn der Arbeit — ſo iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen, und ſo wird es bleiben, ſolange wir ein zwieträchtiges Volk ſind.

IV. Die Frömmigkeit ſchreibt Bonapartens unbeſchreibliche Verblendung und ſtarre Unbeweglichkeit in ſeinen tollen Entwürfen, wodurch er die ungeheuerſte Macht in ein paar Jahren zerſtörte, am liebſten Gott zu. Und wahrlich Pharao war nicht toller, als er mit Roſſen und Wagen ins rothe Meer fuhr, als dieſer von ſo vielen Schmeichlern und Knechten einſt vergötterte und über die höchſten geſchichtlichen Namen erhobene Mann.

5. Die Flucht von der Inſel Elba war doch auch wohl ein Zeichen. Der pariſer Friede hatte keine Gerechtigkeit gepflogen noch die Weltverhältniſſe befeſtigt und das Vaterland geſichert; der Wiener Kongreß konnte das noch weniger: durch ihn wurden die ungeheuren und klaffenden Wunden Europa's aller Welt nur noch ſichtbarer, als vorher. Darum ward dieſe Flucht, welche die Welt doch mit neuem Kriege und Elend bedrohete, von den meiſten Menſchen mit Freuden vernommen. Sie hofften, jetzt könne geſchwind gebeſſert werden, was durch eine unbegreifliche Verblendung über die Lage Frankreichs und Europa's im Jahr 1814 verſäumt war. Und Gott hat redlich das Seinige gethan, er hat das Recht glänzend erhöhet und die Schuld zerſchmettert; und wenn er, wie er Schlachten gewinnen helfen kann, auch die Friedenspergamente mit eigener Hand unterſiegeln könnte, gewiß hätte Teutſchland, unſer liebes Vaterland, jetzt ſeine Gebühr erhalten.

Mehr Wunder könnte ich zeigen, worüber die Frommen anbeten und die Spötter lächeln: unter dieſen das größte Wunder, die teutſche Begeiſterung, welche die Lüge und Tyrannei durch ihre Gewalt wie Spreu zerſtäubt und das Vaterland wieder zu Ehren aufgerichtet hat. Dieſe wird von jedem frommen und redlichen teutſchen Mann immer im ſtillen und gläubigen Sinne gewogen werden.

Es iſt leider wahrſcheinlich genug, daß jetzt nur wieder ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, daß das verderbliche Uebel, das uns nun ein Vierteljahrhundert gequält hat, nicht an der Wurzel abgehauen und ausgerottet werden wird. Doch ziemt es uns, die mit ruhigem und heiterem Blick über die Weltgeſchichte und über die Entwicklungen und Schickſale der Völker hinblicken ſollen, uns ziemt es nicht, deswegen an dem Vaterlande und an der Wiederherſtellung des menſchlichen Geſchlechtes aus Elend und Verwirrung zu verzweifeln. Wir wiſſen es ja, in Jahrhunderten ſind wir aufgelöſt und zerfallen; wir können daher nicht verlangen, in fünf Jahren wieder aufgebaut zu werden. Wir müſſen der Zeit die Zeit geben und unſern Muth und Glauben auf Gott ſtellen, der ſich uns ſo wunderbarlich offenbart und erwieſen hat. Aber auch das Unſrige müſſen wir redlich thun. Durch teutſche Redlichkeit, durch teutſche Kraft und Vaterlandsliebe muß der Geiſt immer mächtiger werden, der uns trotz aller Hinterliſten der Fremden endlich zu Herren unſeres Landes machen und den letzten Fremdling, der noch auf einem Fußbreit germaniſchen Bodens ſteht, mit Zittern über unſere Gränzen jagen wird, Wenn wir immer Sieger ſeyn wollen jenes eitelſten und gehaßteſten Volkes, das uns ſeit Jahrhunderten aufgelauert und an Ehre, Tugend und Glück beſchädigt hat, und wenn wir jene Britten abſchütteln wollen, die uns in Tagelöhner und Koloniſten für ihre Fabriken und Manufakturen verwandeln möchten, ſo wollen wir. vor allen Dingen zuerſt Teutſche ſeyn in Art und Leben, wir wollen mit edlem Stolz die Ziererei und Buhlerei mit fremden Sprachen, Sitten und Moden verachten, und alles Weichliche und Eitle als unteutſch aus unſern Marken verbannen. Wir können vorherſehen und alſo auch vorherſagen, daß die Weltgeſchichte ihren feſten Weg geht mit und wider unſern Willen. Ihr jetziges Streben iſt offenbar, die Völker und Länder in ihre urſprünglichen und nothwendigen Beſtandtheile abzuſetzen und alles Fremdartige und Unnatürliche von einander abzuſcheiden. Auch uns iſt dieſer Weg gezeigt; wir gehen unter, wenn wir uns nicht unter uns einigen und feſter zuſammenſetzen. Die Fremden arbeiten mit freundlichen und feindlichen Liſten, aber immer gleich verderblich, uns mehr und mehr zu trennen und uns zur endlichen Zerſtückelung und Unterjochung ganz fertig zu machen; unſre jammervolle nun ſchon Jahrhunderte alte Vielherrſchaft, die ſonſt doch noch einiges Band hatte, das ſie hielt, haben ſie jetzt in ganz unabhängige *Souveränetäten* (für das Verderbliche ſind fremde Worte bequem) zerlegt. Das nennen ſie *die teutſche Verfaſſung begründen* und *die teutſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit befeſtigen*, und wollen der gutmüthigen Dummheit damit einbilden, als hätten ſie uns etwas Großes gebracht. Und wenn wir das Aeuſſere und den Schein der Dinge anſehen, ſo gewahren wir kaum, woher ein Halt kommen ſoll für das Loſe und eine Eintracht für das Getheilte. Denn an ſolchen, die unſre Kraft zerreiſſen und aus einander hetzen wollen, wird es nie fehlen, und Gog und Magog und alle Völker der Welt werden zu ihrer Zeit ſuchen, teutſche Fürſten als Hülfegenoſſen gegen Teutſche zu misbrauchen; immer aber werden wir des fürchterlichen Ausſpruchs jenes griechiſchen Geſchichtſchreibers gedenken müſſen, der da ſagte: Da alle Staaten Griechenlands herrſchen wollten, haben alle die Herrſchaft verloren. Denn warum ſollen wir Teutſche uns immer gebehrden, als wie die dummen und ſtummen Hunde, die nur wedeln und kriechen können, wie viel man uns auch die Peitſche giebt? warum ſollen wir uns bei aller Nichtigkeit, ja bei aller Nichtswürdigkeit, die unſre Feinde und Neider ſich täglich gegen uns erlauben, uns immer gebehrden, als wenn wir nicht ſehen, hören, riechen und fühlen können? Auf Gott ſoll ein braves und frommes Volk immer hoffen, aber mit über den Schooß gekreuzten Händen fängt man Ruhm und Glück nicht; Herz und Kopf und Fauſt müſſen auch rüſtig und friſch ſeyn, und müſſen es immer ſeyn, wenn die großen Gaben und Gunſte der Geſchichte nicht in eine unerreichliche Ferne von uns entlaufen ſollen. Wann das Wild aus dem Schuſſe iſt, trifft es ein anderer Jäger als Beute.

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 23 für konnte lies konnten.

— 45 — 64 — kein Volk l. ein Volk.

— 61 — 27 — dem l. den.

— 67 — 6 — Sollte l. ſollte.

V.

Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen. (Fortſetzung.)

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? über dieſen letzten Punkt ziemlich deutlich ausgeſprochen, ohne daß ich den Gegenſtand eben in dieſer Anſicht feſt ins Auge gefaßt hätte. Ich ſuchte dort zu beweiſen, wie es denn wohl gekommen ſey, daß aus den Franzoſen ein ſo gemüthloſes, treuloſes, liſtiges und eitles Volk geworden; und ich fand eben den Miſchmaſch und die Verbaſtardung als die Hauptquelle des Verderbens. Und das fand ich endlich als das höchſte Unglück des Volkes, daß grade in den am meiſten verbaſtardeten Landſchaften Frankreichs die Hauptſtadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen franzöſiſchen Lebens entſtanden war; denn dieſer Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Geſunde und Kräftige der übrigen Theile des Reiches mit anfraß, ſo daß auch die Volksſtämme, welche mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht ſo ungebührlich vermiſcht waren, wie die um die mittlere Loire und um die Seine und Marne wohnenden, von dem allgemeinen Franzoſenübel mit angeſteckt wurden. Alſo daß man bei dieſen Verhältniſſen ganz beſtimmt ſagen könnte, die Franzoſen würden heute ein ganz anderes Volk ſeyn, ein viel ernſteres, treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris Limoges oder Bordeaux oder Toulouſe die Hauptſtadt geworden wäre.

Wir können in der Geſchichte die ungebührliche und verderbliche Vermiſchung der Völker mit einander, die Zuſammenmiſchung fremdartiger Beſtandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbaſtardung der Völker nennen, nicht immer nachweiſen; aber nach allgemeinen Geſetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geſchichte giebt, haben wir mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten angemeſſenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerſtreit unter einander liegen, eine Verbaſtardung oder doch etwas einer Verbaſtardung Aehnliches vorgefallen ſey. An denjenigen Franzoſen, die wir als Beſtimmer und Verderber des ganzen franzöſiſchen Volkes bezeichnet haben, iſt ungefähr gewieſen worden, durch welche Schickſale und Verhältniſſe ſie das geworden ſind, was ſie nun erſcheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, ſie wimmelt von Beiſpielen. Wie herrlich in ihrer Art und urſprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta, Athen, Korinthos! wie bildend, wie ſchöpferiſch, wie von edlen Geiſtern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tauſende von Fremden aus allen Ländern, die es als Skladen zu ſich hineinſchleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ, und wodurch es die eigene Art zu ſehr miſchte. Dadurch mußte ein Geſchlecht entſtehen, welches das Einfache und Urſprüngliche, (Originale) das Schöpferiſche und Heroiſche verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu ſchätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, ſondern Volksgeſindel. Ich nehme dieſe Entartung Griechenlands nicht bloß deswegen an, weil Freie mit Sklaven vermiſcht wurden; nein jede zu viele Vermiſchung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Aehnliches erzeugen. — Was ward aus Konſtantinopel, der erſten Seeſtadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiſer in ihr ihre Wohnung aufſchlugen? Ein unruhiges, meuteriſches, liſtiges, feines, feiges und treuloſes Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr verſammelt und gemiſcht. Das Unglück dieſer verderblichen Vermiſchungen hielt bei dem allgemeinen Syſtem der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geſchwinderen Schritt, als in der jungen. Und Rom, die Herrſcherin, die große und gewaltige, deren blutige Jugend wir die erſten ſechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unſern Willen bewundern müſſen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat ſie geendigt! und wodurch am meiſten? durch Verbaſtardung. Wahrſcheinlich würden die Römer noch heute genannt als ein herrſchendes und lebendes Volk, wenn ſie mit derſelben Weisheit, womit ihre Geſetzgeber ihre Ordnungen und Sitten umzäunt und, wie jener griechiſche Späher des Pyrrhus geſagt hat, ein Volk von Königen geſchaffen hatten, auch um ihre Herrſchſucht einen Zaun hätten ziehen können. Hätten ſie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Geſetz jeden des Todes ſchuldig erkannt, der jenſeits Sardinien und Sicilien und jenſeits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauſpiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier, Manlier und Claudier geſehen würden. Weil ſie alles haben wollten, verloren ſie ſich ſelbſt und wurden von den Völkern, die ſie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geſchichte weggeſpült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauſte die Sündfluth der Völker über Italien; Sklaven und Andere wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten latiniſchen Ernſtes und der alten quiritiſchen Tugend. Nicht die Ueberſchwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der Ueppigkeit und Wolluſt, die in ihrem Gefolge kommen, ſind einem edlen Volke ſo tödtlich, als die zu viele Vermiſchung mit den Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen deſſelben eitel, tändeliſch, wild und disharmoniſch werden und alle die ſtillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verſchwinden, woraus alles Große und Göttliche und auch die politiſche Würde und die göttliche Freiheit von jeher gewachſen iſt und allein wachſen kann. Die meiſten Völker des Alterthums ſind auch deswegen mit ihrem Verdienſt ſo ſchnell untergegangen, weil ihre Geſetzgeder die Verfaſſungen nicht auf lauter freie Menſchen berechnet und gegründet hatten, ſondern weil die Sklaverei durchaus in das Syſtem mit eingeſchloſſen und eingerechnet war. Die Sklavenmenge, die in demſelben Verhältniſſe wuchs, wie der Staat ſich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künſten und Genüſſen entwickelte, brachte die verſchiedenſten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zuſammen, und es entſtand ein verbaſtardetes Geſchlecht, das endlich kein Geſetz mehr ernſt und frei erhalten konnte.

Dieſe Anſichten und die Winke und Zeichen, welche uns von der Natur und von der Geſchichte gegeben werden, laſſen ſich freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweiſe hinſtellen. Wir ſitzen nicht in der Werkſtatt der Schöpfung und können die Geheimniſſe der Natur, die ſie ſich bei den Zeugungen und Zuſammenſetzungen der Elemente weislich vorbehalten hat, nicht belauſchen, wenigſtens blitzen uns aus dieſer tiefſten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einzelne dünne und ſpärliche Schimmer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geſchienen hat, ſo zieht ſie den heiligen und myſtiſchen Schleier ſogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, die dem, der nur ein kleines Seheraug hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir laſſen uns von der Luſt des Schauens, wie ſie uns eben kommt, mit forttreiben, wie die Feder von der Welle fortgetrieben wird, und ſpielen ein wenig mit dieſen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes ſind als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemiſchten oder wenigſtens durch eine künſtliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erſtlich ſie wachſen geſchwinder und nehmen geſchwinder ab, als die unverbaſtardeten Arten; ſie ſind überhaupt mehreren Krankheiten ausgeſetzt, als die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und ſtörriſches Temperament, das in den wunderbarſten Wechſeln hin und her ſpringt, ſie ſind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleſeltreiber: was iſt kolleriger, ſtätiſcher und boshafter, als das Maulthier? Frage den Hundefreund oder Hundebeobachter. Wer zählt die verſchiedenen Hundegeſchlechter und wer findet wieder alle die Baſtarde heraus, die aus ihren Durchkreuzungen entſtanden ſind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren beſtimmten ſogenannten Inſtinkt erkennbar genug ſind. Wann dieſe unter einander gemiſcht werden, ſo erſcheinen ſogleich die Baſtarde vor unſern Augen, deren wir alle Tage genug ſehen können. Was entdeckt man an dieſen? mehr ſpringende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue, mehr Beiſſigkeit, weniger Inſtinkt, mehr Sklavenſinn. Die Hundekomödianten, welche dieſe Thiere zu Springern und Seiltänzern, zu Trommelſchlägern und Kartenſchiebern abrichten, nehmen dieſe Baſtarde am liebſten, weil ſie, wie ſie ſagen, anſtelliger und gelehriger ſind, als die Einfachen! denn die zwei drei verſchiedene Naturen in ſich tragen, können ſich weniger vertheidigen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit feſt ſtehen. Das auch ſagen ſie, dieſe Thiere ſeyen luſtiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufſteigen, ſo daß man ſie todtſchlagen kann, ohne daß ſie davon laſſen.

Wie in einem Baume, deſſen Stamme man eine fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verſchiedenen Triebe wirken mag, können wir nicht mehr ſo ſehen, als bei den Thieren, die ſich mehr mit einer gewiſſen Menſchenähnlichkeit und Willkühr zu bewegen und zu beſtimmen ſcheinen, als die Pflanzen. Wir ſehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine ſolche Künſtelung, die der Menſch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen gewahren wir das Auffallende, daß die durch Verbaſtardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was ſie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren. Man mögte ſagen, das Wilde, Eitle und Geiſtige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte, Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenſeele nennen mögte, zieht ſich zurück.

Ich meine mit der Verbaſtardung, wovon wir ſprechen, nicht allein einander ganz fremde Geſchlechter, wodurch die menſchliche Willkühr mittelſt abſichtlicher und huriſcher Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen verſucht hat, ſondern ich meine auch die Verpaarung und Veredlung der einander nächſt ſtehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen in manchen Ländern, beſonders aber in England, mannigfaltige Verſuche angeſtellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das iſt endlich der merkwürdigſte Ausſprung aller dieſer Verſuche geweſen und hat ſich als die bleibendſte Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Miſchung mit einem edleren bis zu einem gewiſſen Grade wohl geſchwind ſcheinbar verbeſſern kann, daß aber dieſe Verbeſſerung auf die Dauer nicht aushält, ſondern daß das Unedle, was übrig blieb, immer wieder zurückſchlägt und das Edle allmälig wieder verſchlingt; daß aber das andere viel mühſeligere und viel langſamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigſte und Schönſte auslieſt und mit einander zeugen läßt. So wird durch die Paarung des Gleichen und Zuſammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geſchlecht. Um es durch Beiſpiele zu ſagen: Ich kann durch arabiſche und andaluſiſche Hengſte, womit ich deutſche Stuten beſchellen laſſe, wohl edle Baſtarde hervorbringen mit manchen ſchönen Pferdeeigenſchaften; aber wenn ich immer die beſten und von Zeugung zu Zeugung wieder die beſten Stuten und Hengſte von ächt teutſchem Stamme zuſammenlaſſe, ſo wird endlich, vielleicht erſt nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal das kräftigſte, ſchönſte und dauerhafteſte Pferd fertig ſeyn, was der teutſche Himmelſtrich ertragen kann; jene durch Vermiſchung mit Fremden entſtandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückſchlagen; denn nur die Miſchung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und giebt eine Art, die bleibt. Eben ſo, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine ſchlechtere Menſchenart ſey, als der Celte und Germane, ſollte man glauben, daß der Neger- und Mongolenſtamm durch eine fortgeſetzte Miſchung mit den letzteren beiden unendlich veredelt, ja allmälig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die uns das Naturgeſetz zeigt, wird das mit nichten geſchehen, ſondern auch der Neger und Mongole, und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das Beſte und Edelſte werden und das Beſte und Edelſte hervorbringen können, daß es immer das Kräftigſte und Schönſte ſeines Stammes auslieſt und mit einander zeugen läßt. Die Baſtarde, die durch Vermiſchung des Ungleichen oder gar des Ungleichſten entſpringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenſchaften zeigen, und ſie zeigen ſie in der That ſehr häufig, wie man z. B. alle

Tage an den Mulatten und Kreolen weiſen kann, aber das Harmoniſche, Sichere und Genialiſche, kurz das Tüchtige und Bleibende wird aus ihnen nie hervorgehen.

Dieſe Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, ſollte von den Geſetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden und iſt von einigen alten Geſetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich ſahen und begriffen, als wir, gewiß ſehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geſehen, als wir. Das Horaziſche Fortes creantur fortibus et bonis *) bleibt gewiß ewig wahr. Dies ſoll man nun freilich in den verſchiedenen einzelnen Völkern ſelbſt nicht auf einzelne Geſchlechter und Stammbäume ausdehnen, ſondern in einem reinen und ungemiſchten Volke ſitzt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meiſten in denen, die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüſten der Ueppigkeit und den Verführungen und Reitzen der gebildeten Geſellſchaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemiſchtes Volk hat ſeine vielen Verſchiedenheiten und Ungleichheiten; aber dieſe müſſen ſich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geſchlechter vermiſchen und mit einander durchleben. Die Bemerkung iſt auch wahr, daß Familien, die ſich durch manche Menſchenalter in drei vier andern Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewiſſen matten Nichtigkeit und Geiſtloſigkeit verſinken. Es ge-

---

*) Starke werden von Starken und Guten gezeugt.

hört ein gewiſſer Reitz, ein gewiſſer Gegenſatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geſchlechter durch die Zeugungen geiſtig und friſch erhalten werden. An dem Größten ſcheint alles am hellſten. Wie viele Herrſchergeſchlechter zeigt die Geſchichte, welche durch Vermählungen immer in demſelben Kreiſe der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und dumm und an Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloſchen ſind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann. Darum, wünſchte ein Volk gewöhnlich ſtarke und tapfere Herrſcher zu haben, ſo wäre dies die ſicherſte Vorſchrift: Wann dein Fürſt in dem Mannesalter iſt, wo für die Fortpflanzung und Erhaltung des edlen Stammes geſorgt werden muß, ſo heiße die weiſeſten und beſten Männer des Landes zuſammentreten und aus den edelſten, ſchönſten und geiſtreichſten Jungfrauen des ganzen Volkes die Blüthe zuſammenleſen, und dieſe dem jungen Herrſcher zeigen, daß er ſich aus ihnen allen diejenige ausleſe, welche ſeinen Augen und ſeinem Herzen am beſten behagt. Ich ſage nur, die Natur würde anders ſpielen und ſchaffen; die übrigen Folgerungen, die jeder ſich ſelbſt ziehen kann, kümmern mich nicht.

Demnach geht uns aus allen dieſen verſchiedenen Zeichen und Spielen die Wahrſcheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe, Spitze, Schlaue und Verſchmitzte vorherrſcht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der iſt, klug und verſchmitzt zu ſeyn — daß dann ein ſolches Volk ſehr auf der Neige ſteht und daß es ſicher ein unglückliches Miſchlingsvolk iſt, durch Verbaſtardung mit andern fremden Völkern entſtanden: ich ſollte ſagen *mit fremdartigen Völkern entſtanden*; denn wenn der Schwabe eine Schwedin oder der Weſtfale eine Siebenbürgerin oder der Böhme eine Ruſſin heirathet, ſo geſchieht da keine Verbaſtardung, da verſchiedene Arten deſſelben Stammes wieder zuſammenkommen. Warum aber die ungebührliche Miſchung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verſchiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden, und läßt ſich ungefähr andeuten.

Der Menſch iſt von Natur ein ſehr ernſthaftes Weſen — wie wir an ſeinen edelſten und einfachſten Arten ſehen, nach welchen wir nur das Recht haben ihn zu beurtheilen. Er iſt ſehr ernſt und ſtill, doch kann er auch ſehr fröhlich und wild ſeyn; indeſſen als ſein eigenthümlicher Karakter herrſcht das Erſte vor. Ernſt und Stille ziemte dem denkenden Weſen, welches als waltender und ordnender Geiſt die Erde im Namen Gottes und mit der Hülfe Gottes regieren ſoll. Das Waltende und Schaffende in dem Menſchen iſt ihm ſelbſt ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde ſeines Weſens verborgen, als das dunkle Bett der Geiſter, woraus ſie, wann ſie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botſchaft bringen. Die Menſchen und Völker, welche dieſes Schaffenden und Waltenden viel in ſich tragen, ſind ſtille und ernſte Menſchen und Völker. Alle aber, welche deſſelben weniger haben, welche gleichſam von der eigenen Fülle nicht ſo ſchwer beladen ſind, erſcheinen wild, flatterhaft und leichtſinnig, in Worten und in Thaten riſch und ſcharf, am riſcheſten und ſchärfſten mit der Zunge, ſo daß ſie von denen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche faſſen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erſcheinung beurtheilen, wohl häufig geiſtreich und witzig genannt werden. Dies ſind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermiſchung, wovon wir ſo viele Zeichen haben ſchimmern ſehen, die, welche von vielen reich an Geiſt genannt werden und die doch an Geiſt arm ſind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Geneſis im 6. Kapitel im 1. 2. 4. 5. und 6. Verſe: „Da aber die Menſchen begannen ſich zu
„mehren auf Erden, und zeugeten ihnen Töchter, da ſahen
„die Kinder Gottes nach den Töchtern der
„Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen
„zu Weibern, welche ſie wollten. Da ſprach der
„Herr: Die Menſchen wollen ſich meinen Geiſt nicht mehr
„ſtrafen laſſen, denn ſie ſind Fleiſch. Ich will ihnen noch
„Friſt geben hundertundzwanzig Jahre. Es waren
„auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die
„Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchliefen und
„ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der

„Welt und berühmte Leute. Da aber der Herr ſah, daß der Menſchen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war immerdar; da reuete es ihn, daß er die Menſchen gemacht hatte auf Erden und es bekümmerte ihn in ſeinem Herzen, und ſprach: Ich will die Menſchen, die ich gemacht habe, vertilgen von der Erde." — Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns ſpricht! Die ſtillen, frommen und ſchöpferiſchen Menſchen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiſte von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, laſſen ſich gelüſten und miſchen ſich mit einem anderen unruhigeren und ſchlechteren Geſchlechte, und dieſe zuſammen zeugen jene Miſchlinge, welche Gott nicht gefallen und die er deswegen von der Erde vertilgen will. — Das muß natürlich immer erfolgen bei der Miſchung deſſen, was ungleich iſt, daß dasjenige, was durch ihre Zeugung gebohren iſt, unharmoniſche und mit einander ſtreitende Triebe habe, daß es alſo ein wildes, unruhiges und eitles Geſchlecht werde. Dieſer Streit der Triebe, dieſe Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menſchen oder bei den Völkern, welche durch Verbaſtardung entſtanden ſind, keinen inneren Frieden zu; ihnen wird durch ſolchen inneren Krieg das ſtille Bett zerwühlt, worauf, wie wir oben meinten, die Geiſter ſich in der Tiefe des frommen Buſens lagern und von wo ſie zuweilen herriſch und ſchöpferiſch an das Licht des Lebens hervorzuquellen ſcheinen. Die Geiſter werden aus ihrer ſtillen und geheimen Schöpferwerkſtätte aufgejagt, ſie werden, mögte ich ſagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, ſie treten den Menſchen faſt in die Haut: und dieſe Menſchen und dieſe Völker, welchen ſolches wiederfährt, bekommen nun Geiſt für die Geiſter, die ſie hatten. Sie ſelbſt meinen und andere, die nur den Schein ſehen, meinen ihnen nur ſo nach, ſie ſeyen gebildeter, geiſtreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen iſt, damit ſie, immer vom Geiſt geſtachelt und gereizt, mit dem Kleinen und Eitlen tändeln und ſich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, was ihre Väter beglückte, tröſten können. Dies iſt das Kluge und Spitze und Liſtige, was wir bei den Franzoſen und faſt bei allen Miſchlingsvölkern, die durch Verbaſtardung entſtanden ſind, und bei allen ſlaviſchen Stämmen faſt ohne Ausnahme vorherrſchend finden und was dem ſtillen und einfältigen Genius der ſchöpferiſchen Kräfte an fernſten liegt. Weil bei den Miſchlingen die Ruhe fehlt und die Geiſter mit einander im ewigen Hader ſind, weil alſo immer ein Spiel geiſtiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens iſt, ſo ſchimmern ſie gleich den Baſtardblumen mit allen möglichen geiſtigen Scheinen und Farben, und dünken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geiſt und Witz zu haben, als die im ſtillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortſchreitenden und ruhig bildenden Völker. Es iſt nichts leichter zu erwerben als die Art Witz und die Art Geiſtreichthum, welche man Judenwitz oder Franzoſenwitz nennt. Er wird durch die bloße Uebung, durch die bloße unaufhörliche Reizung des Gemüthes und Umrollung der Zunge oft eben ſo erworben, wie auch ein Dummkopf das l'Hombre und Schachſpiel ganz leidlich lernt. Es iſt nur ein Wortwitz, ein kombinatoriſcher und arithmetiſcher, der mit Worten und Zahlen zuſammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den ſtillen und verborgenen Quellen des tiefſten Gemüthes gleich Jupiters Blitzen hervorſchießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortreflich ſagt ein ſcharfſinniger Schwede *), der uns gleichſam die Entſtehung des in gewiſſen Völkern vorherrſchenden Geiſtigen, Spitzigen und Pfiffigen mahlen will: Der franzöſiſche esprit iſt nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er iſt in der Regel nichts Anders als Umkehrung oder Gegenſatz. Die Anlage dieſes esprit entſteht im Gemüthe, wenn die Triebe deſſelben aus dem Gleichgewichte gebracht ſind und faſt, als hätte der Zufall ſie unter einander geſchüttelt, die einen oben, die andern unten liegen. Und in der That wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtſinnige Unruhe, die immer auf Neues ſinnende Liſt, die zu geiſtige Beweglichkeit eine urſprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigſtens einen Kampf ungleicher Triebe bedeute, die nicht zuſammen gehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die ſpringende und fliegende Geiſtigkeit, die im-

---

*) Admiral Graf Ehrenſwärd in ſeiner Philoſophie der Künſte.

mer alles faſſet und nichts feſthält und immer von einem Gegenſtande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geiſtes bezeichnet, daß aber die rechte Kraft und der rechte Geiſt und die rechte Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unſcheinbares Aeußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit geſcholten wird.

Wir haben viel hin und her geſpielt, damit wir bewieſen, daß eine gewiſſe geiſtige Pfiffigkeit und eine große mechaniſche Fertigkeit bei Völkern weder das Größte ſelbſt noch auch Zeichen von Größe ſind, ſondern daß ſich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten grade am häufigſten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, ſo überträfen die Chineſen, die nun vielleicht ſchon ein paar Jahrtauſende ſtill ſtehen und alles Friſche, was ſie berührt, ſogleich in ihren todten Mumienſtaat hineinfreſſen, alle anderen Völker der Erde. Dieſe Spiele ſeitweges indeſſen und dieſe Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir ſeitweges ſo viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unſern Weg deſto grader halten und ohne viele Umſchweife und Spiele der Worte und Gedanken friſch auf das Ziel hinſteuren.

Wir haben wenigſtens in Andeutungen und Wahrſcheinlichkeiten gewieſen, wie entartete und verbaſtardete Völker ſich zeigen oder ſolche, die auf der Neige des Sinkens ſtehen. Wir werden nun nach dieſen Vorſpielen denen, welchen unſre Anſichten nicht ganz ohne Einſicht und ohne geſchichtlichen und naturgeſchichtlichen Beleg zu ſeyn ſcheinen, leicht zeigen können, wie jung und friſch und rein unſer Volk noch in der Weltgeſchichte ſteht und wie viele Hoffnungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in ihm ſind. Ungeachtet dieſer Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweiſen werde, iſt unſer Volk wahrſcheinlich dem Urſprunge nach nicht jünger als die, welche lange vergangen ſind, die Perſer, Griechen, Römer, oder als die, welche uns dünken Chineſen gleich erſtarrt zu ſeyn, und keine friſche Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Franzoſen. Es hat es bloß einem glücklichen Stern zu danken, daß es ſo lange in ſeiner Friſche geblieben und durch Unſtätigkeit und Eitelkeit der Triebe nicht zu früh dem traurigen Greiſesalter des klugen Bewußtſeyns entgegengeriſſen iſt, und dieſer Glückesſtern der Germanen heißt: Die Teutſchen ſind nicht durch fremde Völker verbaſtardet, ſie ſind keine Miſchlinge geworden, ſie ſind mehr als viele andere Völker in ihrer angebohrnen Reinheit geblieben und haben ſich aus dieſer Reinheit ihrer Art und Natur nach den ſtätigen Geſetzen der Zeit langſam und ſtill entwickeln können; die glücklichen Teutſchen ſind ein urſprüngliches Volk. Wir haben für unſre Altvordern ein großes Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieſer außerordentliche Menſch, der mit Seheraugen die

Tiefen des Menſchenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegenwart und die Zukunft durchſchaute, hat wohl geſehen, was in unſern Vätern war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schickſalsnacht er hereindämmern ſah, glänzende Looſe verkündigt; und die Geſchichte hat ihm bis jetzt nicht widerſprochen. Das aber hat er vor allen Dingen am hellſten geſehen, wie viel darin lag für die künftige Größe und Majeſtät des germaniſchen Volkes, daß ſie rein und nur ihnen ſelbſt gleich, daß ſie keine Miſchlinge waren; denn er ſah ſein Italien, das einſt die Herrſcherin der Länder war, ein verruchtes und verworfenes Miſchlingsgeſindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die ſtolze Römerſeele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So ſpricht er im 2. Kap. ſeines Büchleins über Germanien: „Ich muß die Germanen für urſprüngliche Bewohner (indigenas, ʼαυτοχθονας) halten und gar nicht durch die Ankünfte und Befreundungen mit andern Völkern gemiſcht, weil weiland nicht zu Lande, ſondern auf Flotten herzufahren, welche die Sitze zu ändern ſuchten, und weil der weithin unermeßliche und, ich mag wohl ſagen, feindſelige Ocean von ſeltenen Schiffen aus unſerm Welttheile befahren wird. Wer mögte auch wohl, auſſer der Gefahr eines gräulichen und unbekannten Meeres, Aſia oder Afrika oder Italien verlaſſen und Germanien aufſuchen, ungeſtalt von Landen, rauh von Himmel,

„traurig von Anbau und Anſehen, nur nicht, wenn es Vaterland iſt.“ — Und ſo heißt es im 4. Kap. „Ich trete den Meinungen derer bei, welche dafür halten, Germaniens Völker ſeyen, durch keine andere Vermählungen mit andern Völkern angeſteckt, ein eigenthümliches und reines und nur ihm ſelbſt gleiches Volk geweſen; daher auch, obgleich in einer ſo großen Menſchenzahl, bei allen derſelbe Körperſchlag, trotzige und blaue Augen, röthlichgelbes Haupthaar, große und nur zum Angriff kräftige Leiber.“

Dieſes ungemiſchte und reine Volk nahm nun im ſiebenten und achten Jahrhundert das Chriſtenthum auf als ſogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren dieſe beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzoſen ähnlich, daß ſie alle Völker, die nicht ſie ſelbſt waren, als eine Art roher Halbwilden anſahen und verachteten. Unſere eigenen ſpäteren Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber haben ſich durch dieſe griechiſchen und römiſchen Anſichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen laſſen und die Wildheit und die Rohheit, die jene Alten nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil recht zu einem vollen Gemählde mit einer Art Wohlgefallen ausgemahlt. Dieſe Anſicht iſt aber durchaus eine unwahre und ungeſchichtliche und wird am beſten faſt durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon iſt überhaupt keine Spur in der Geſchichte, daß unſre Vorfahren je etwas dem Aehnliches geweſen wären, wie uns die Wilden der neueſten Geſchichte, die Bewohner Nordamerikas und der Karaiben und der Oronokoländer und der Südſeeinſeln beſchrieben werden; als ſolche Beſtien ſind uns die Germanen nie gemeldet worden, und wären ſie je menſchenfreſſende Thiere geweſen, ich dächte, die Beſtialität wäre nicht ſo leicht zu verwiſchen geweſen und müßte auch jetzt noch wohl hin und wieder in ihnen erſcheinen; was aber gottlob nicht der Fall iſt. Iſt es denn geſchichtlich erwieſen, und iſt es nicht vielmehr ein dummer und unmenſchlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem ſie jenes höchſte Glück der Unſchuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erſt hätten bis zu den Thieren, ja unter die Thiere, erniedrigt und entmenſcht werden müſſen, ehe ſie wieder die erſten leiſen Anfänge der Menſchlichkeit ergreifen und die tiefſte und elendeſte Dumpfheit des Thieres abſchütteln konnten? Können wir nicht eben ſo gut, und viel menſchlicher, vorausſetzen, die Anfänger unſeres Volkes ſeyen freilich rohe und gute Kinder geweſen, ſeyen dies aber immer geblieben und nie reiſſende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur ſeyen ſie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Teutſchland genannt wird, und haben ſich dort, ungewußt von der Geſchichte, ausgebreitet, und im ſtillen Gange der Jahrhunderte ſich ſelbſt und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten ſie ſchon manche Jahrhunderte — wer weiß ob nicht viel länger als die Latiner in Italien — in den Ländern um den Rhein, die Weſer, Elbe und Oder gewohnt, als die römiſche Habſucht kam, ſie in ihren Sitzen zu ſtören und ſie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäſar und Tacitus und andere Römer über ſie abhören, ſchon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Worte Barbarei verſtehen. Nicht mehr unſtäte Jäger oder Hirten waren ſie ein Ackerbau treibendes Volk, faſt alle mit eingetheilten Feldern und feſten Sitzen; doch war noch ein Ueberfluß von Wäldern und unbebautem Lande, und daher lebten ſie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie beſtanden aus Fürſten, Edlen, Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Geſetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernſt in den Sitten, Unerſchrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuſchheit in der Ehe, Fröhlichkeit, Gaſtlichkeit, und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete ſie aus. Was über die Gerichte, die Volksverſammlungen, die Rechte der verſchiedenen Stände, die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war, und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie ſie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die krieggeübten Römer mit allen ihren Künſten zu beſiegen verſtanden — alles das bedeutet ſchon ein ſehr geordnetes Volk und keineswegs Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde darunter verſteht. Sie waren roh und ungebildet, ſie wußten noch faſt nichts von jenen Künſten der Ueberbildung und Ueberverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals anfingen zu vergehen, aber ſie waren ein einfältiges, tapferes, treues, gerechtes und freundliches Volk, das die Menſchen liebte und die Götter ehrte; ſie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Geſetze ſchon ſo gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte, ſie zu einer ſehr hohen Stufe der Menſchlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie lange Jahrhunderte die Wilden Nordamerikas trotz aller Beiſpiele eines glücklicheren und menſchlicheren Zuſtandes, welche ihre Nachbarn, die Engländer und Amerikaner, ihnen täglich zeigen, in Unhuld und Elend als unſtäte Halbmenſchen noch umherſchweifen werden, ehe ſie von dem ſchöneren Reitze der Menſchlichkeit ſo ergriffen werden, daß ſie die traurige Wildheit zähmen laſſen? Ja mir ſagt es faſt ein dunkles Gefühl, als werden ſolche Völker, wie die Irokeſen und Karaiben und Nukaſunder und ihres Gleichen, nie wieder zahm, ſondern als müſſen ſie allmälig ausſterben oder von edleren Völkern auch ausgerottet werden.

Das Chriſtenthum nahm denn, wie geſagt, die friſchen und tüchtigen germaniſchen Naturkinder auf, und unter ſeinen belebenden und lockenden Sonnenſtrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt ſtanden, mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel ältere Bildungskeime hatten und zu welchen das Chriſtenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war, ja ſie flogen ihnen ſogar bald voraus. So gewaltig war die ungeſchwächte Triebkraft und ſo herrlich wirkte der reine und ungemiſchte Stamm und die kindliche Einfalt der ſtarken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenſchaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, das jetzt Teutſchland heißt, wurden Chriſten im ſiebenten und achten Jahrhundert, und im elften und zwölften Jahrhundert ſtand das teutſche Volk ſchon in einer auſſerordentlichen menſchlichen, chriſtlichen, politiſchen und künſtleriſchen Herrlichkeit da.

Dieſes letzte Wort: Die künſtleriſche Herrlichkeit, müßen wir uns ganz beſonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die gottlob jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit ſehenden Augen blind waren: wir hatten den erſten Schlüſſel zu unſerer Geſchichte verloren, und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füſſen lag. Jetzt, die letzten Jahrzehende haben uns gottlob die Staare geſtochen, und wir können wieder hinter uns ſehen und werden alſo im Vorwärtsgehen weniger ſtolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche geſtrebt haben und ſtreben, uns die Kunſt unſers Mittelalters aufzuhellen; ſie haben uns den großen Schlüſſel zu unſerer Geſchichte in die Hand gegeben, und durch ſie erſt verſtehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören. Sie haben durch ihre Unterſuchungen und Entdeckungen Lichtſtreifen in jene dunklen Jahrhunderte geworfen, welche uns unſre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunſt die ſchönſte Blüthe des einzelnen Lebens iſt, ſo iſt ſie auch die ſchönſte Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man ſo klar ſehen als an ihr, was ein Volk einſt war und was es einſt ſeyn kann. Groß iſt die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mitthuenden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel herauf in die zukünftigen Zeiten; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin ſie gethan ward, wirft ſie nicht hin, denn ſie iſt mit Erde und mit Staub und Blut umringt, und ihr Schein iſt trübe. Kleiner iſt das Werk für den Augenblick, nicht ſo gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenoſſen, unter welchen es entſteht, aber dem Enkel und Urenkel ſteht es wohl hehrer und begeiſternder da, als die That, von der nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erſt groß, wann die geſtorben ſind, unter welchen es entſtand, ſein Schatten wird immer ätheriſcher, ſein Bild immer lichter, ſeine prophetiſchen Zeichen werden immer ſprechender, je weiter die Jahrhunderte abwärts wandeln; denn mit dem Irdiſchen hatte es von Anbeginn nichts gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Geſpiele der Himmliſchen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt den Spiegel dieſer Idee immer reiner, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurücktritt. Aus Homerus und Sophokles erkennſt du die griechiſche Geſchichte (die große Geſchichte meine ich, den Grund und Boden der griechiſchen Geſchichte) beſſer, als aus Herodotus und Thucydides, und Dante und Cervantes beſchreiben die Italiäner und Spanier beſſer, als Machiavelli und Mendoza; und du lieblichſter Klang aus alter Zeit, du anmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln, und du Münſter in Strasburg, ſeyd ihr nicht tauſendmal beſſere Geſchichtſchreiber der Teutſchen, als Schmidt und Möſer und Johann Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Geſtalt feſtgehalten; und die angeſchaute Ruine eines griechiſchen Tempels mit ſeinen Verzierungen und Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechiſchen Götterleben, als der ganze Pauſanias.

In der That erſt die letzten Jahrzehende haben uns über uns Teutſche und über unſere Geſchichte die Augen ein wenig geöffnet. Doch ſtehen wir nur erſt in den Vorhallen und ſchauen ſchüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe ſeyn, wann wir den ganzen Bau überſehen können? Wir hatten wohl ſo viel gelernt aus unſerer Kaiſer- und Reichsgeſchichte, aus den Zügen nach Italien, aus den Unternehmungen auf Dänemark, Ungarn und Polen, aus der Größe und dem Reichthum unſerer Städte, und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unſern Kriegsabentheuern, von unſerer unerſchöpflichen Menſchenzahl und unſerer unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk geweſen waren; auch einzelne Werke, wenn ſie auch nur als Maſſe auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit, Gerechtigkeit und geſetzliche Zucht und Ordnung geprieſen geweſen waren. Endlich hatte man uns auch geſagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Teutſche immer mit dabei geweſen ſey. Aber das wußten wir vorher nicht ſo wie jetzt, das konnten wir aus der Geſchichte ſo nicht darthun, daß wir Teutſche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geſchichte ſind, daß wir das abendländiſche Chriſtenthum entwickelt, daß wir die ſchönſten und lieblichſten Blüthen der Sitte und Kunſt daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns beſcheiden ſonſt nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunſtwerk gezeigt wird, deſſen Schöpfer man nicht weiß, daß der Künſtler und Meiſter ein Teutſcher war; daß, wo etwas Freies und Geſetzliches in Städten und auf Inſeln der fernſten Küſten ſich gebildet hatte, die Freiheit eine teutſche, eine hanſiſche Freiheit war.

Die ſüßen Nachtigallen der Kunſt haben nach den hiſtoriſchen Ueberlieferungen zuerſt zu zwitſchern und zu klingen angefangen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs, Italiens und Hiſpaniens, man nennt da eine romaniſche, provenzaliſche, limoſiniſche und katalaniſche Dichtkunſt. Dieſe Dichtkunſt hat wie der erſte Frühling, der nach dem ſtarren und traurigen Winter mit ſeinen warmen Lüften und milderen Sonnenſtrahlen ſo lieb iſt, einzeln liebliche Veilchen und Maienblümchen getrieben, die ſich nachher in der Kunſt der ſüdlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zuſammengeflochten haben. Gewiß hatten unſere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feſte und Gaſtmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und ſchwärmenden Seelen in der Einſamkeit geſungen wurden. Dies können wir wohl wiſſen nach den Sagen unſeres Nibelungenliedes und der nordiſchen Edda, deren Geiſt unſerm Alterthume doch verwandt war. Gewiß ſind aber dieſe germaniſchen Lieder und Sagen frühe mit dem chriſtlichen Geiſte, ich mögte ſagen, mit der chriſtlichen Seele, durchſtrömt worden, d. h. ſie haben chriſtliches Gemüth und chriſtliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germaniſche Gefäß ſo rein war, darum iſt das Chriſtenthum gar früh in alle ſeine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe und Freude und Muſik. Es gab allerdings durch das Kaiſerthum und das Hoheprieſterthum von Rom einen Cyklus der damaligen Chriſtenwelt, der auch das Entfernte zuſammenbrachte, und was die romaniſchen und provenzaliſchen Trovadores erfunden und geſungen hatten, konnte auch zu unſern germaniſchen Wäldern durchklingen; aber ich glaube nicht, daß unſre ſogenannten teutſchen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachſingenden Zuſammenhang mit der ſüdlichen Kunſt haben. Ein Klang, eine Sage, auch eine

Weiſe konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Uebrige machten die kindlichen und begeiſterten Herzen von ſelbſt, da waren ſie ſelbſt die Erfinder und Macher. Und in unſern alten Liedern und Volksgeſängen, die reich und mannigfaltig wie die tauſend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausklingen, unbekümmert, ob jemand ſie hört, ſpiegelt ſich in ihnen nicht das eigenthümlichſte germaniſche Leben und die fromme germaniſche Art auf die wunderbarſte Weiſe, daß wohl keiner ſagen mag, dies ſey uns von den Wälſchen gekommen? Denn in den wälſchen Liedern, ſo ſüſſe Liebes- und Freudenſeufzer ſie meiſt auch ſind, iſt doch bei aller Liebe und Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchſcheinend, aber die unſrigen fangen meiſtens mit ſinnlichen Spielen und Anſpielen, auch mit Hinſpielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geſchichten an, aber endlich fliegen ſie wie bunte himmliſche Vögel hoch über alles irdiſche Leben hinaus und ſpielen uns aus den Lüften überirdiſche Schätze und Träume himmliſcher Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Muſikaliſch und lyriſch iſt das Chriſtenthum, das Lied und das Saitenſpiel ſind ſein Grundton, ſein ewiger Athem und Klang iſt die Liebe. Deswegen mußte die neuere Kunſt, wann ſie eine wahre neuere Kunſt, wann ſie eine chriſtliche Kunſt ward, in der Muſik und Lyrik ihre Auflöſung und Erklärung haben. Und ſo hat die Kunſt ſich bei den Teutſchen auch bewährt und verklärt. Wie groſe und fromme Kinder, die reines und unſchuldiges Herzens ſind und weiter nichts wiſſen, als was Einfalt, Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unſre Väter von dem Chriſtenthum in die geiſtige Welt eingeführt und in Einfalt und Unſchuld bildeten ſie nach und erzählten wieder, was ſie droben bei den Himmliſchen und Heiligen geſehen hatten. Alle die unendlichen und unſterblichen Spiele der himmliſchen Liebe und Freude, alle die innigſten Anſchauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des ſeit dem Sündenfalle verhüllten irdiſchen und elementariſchen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft ſo bedeutend und warnend und ahndungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorſpielt, haben ſie in der reichſten und ſchönſten Mannigfaltigkeit dargeſtellt und in irdiſchen Bildern feſtgehalten, daß die Urenkel noch werden ſehen können, wie jene weidliche, freudige und einfältige Menſchen Gott und die Natur beſſer verſtanden, als ſie durch Klauberei und Klügelei je verſtanden werden können. Die Baukunſt iſt der Triumph des teutſchen Wirkens und Schaffens, man kann ſagen, die Teutſchen haben das Chriſtenthum ausgebaut, wenigſtens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Chriſtenthum ſelbſt von der Erde verſchwinden könnte, Menſchen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reſte der ſogenannten gothiſchen Baukunſt ſähen, ungefähr begreifen könnten, welch eine Lehre das geweſen ſeyn müſſe, aus welcher ſolches hervorgeſproßt ſey; wie der Wanderer in den durch den muhamedaniſchen Fanatismus und den europäiſchen Geiz entweihten und verödeten Gefilden Indiens ſinnig an den Trümmern der heiligen Tempel und Höhlen und Bäume vorüberzieht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes, liebendes und beſchauendes Geſchlecht das ſeyn mußte, welches ſolche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende und lebende Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die teutſche heilige Baukunſt des Mittelalters umfaßt die ganze europäiſche Welt der germaniſchen und halbgermaniſchen Völker; was in Teutſchland, Italien, Frankreich, England, ja was in Schweden und Norwegen darin Großes gemacht worden, es iſt das Werk und immer wenigſtens das Bild des teutſchen Urbildes (der Idee). Wie das Chriſtenthum, ohne Zweifel äuſſerlich und innerlich die weiteſte und geiſtigſte Religion, die ihrem Weſen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verſchiedenſte umfaſſen und erwärmen kann, alles Leben in ſich zuſammenband und keines ausſchloß, wie Himmel und Erde, Geiſtigkeit und Sinnlichkeit, Leib und Seele in ihm in ſchöner Eintracht und frommen Frieden verbunden wurden, ſo daß jedem ſeine Rechte geſichert wurden, ſo hat es in der Baukunſt alle übrigen Künſte verbunden. In dem Karakter der gothiſchen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Mahlerei ſanft in einander, ohne daß ſie durch eine ungebührliche wirkliche Vermiſchung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berniniſchen Art in der Bildnerei ſpricht; nein ſie ſind wie Mann und Weib ſo in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber auſſer einander ſtehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende

Seele ſind. Die Muſik aber und die Dichtkunſt ranken und ſpielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwiſchen ihnen empor, und um die ſchönen und bunten Frühlingsauen, die ſie hoch in den Lüften zuſammenweben und amphioniſch zuſammenklingen, zwitſchern die Minneliederchen wie Schwalben und Lerchen und ſchießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieſes Bild der großen Bilder, was ich hier hinwerfe, dieſe dünne Anſicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang klingen der unendlichen Welt, die ein großes Kunſtwerk in der Menſchenbruſt entwickelt, oder vielmehr der verhüllten unendlichen Welt, die der Menſch einſt in Klarheit geſehen hat und von deren Weſen ihm jetzt nur noch durch die Kunſt zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahndungen gezeigt wird. Wie der Künſtler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeiſterung unwillkührlich und unaufhaltſam aus ihm hervorſprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, ſo wenig mag der Anſchauer und Betrachter ſeines Werkes mit Worten die Geiſter ſchildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunſt des Mittelalters eine verſteinerte Muſik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entſtehung nach; man ſollte ſie lieber (man verzeihe das Wort) eine muſicirende Steinerei nennen. Nach oben, nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menſchen, mit den Geiſtern, mit den Engeln, mit den Heiligen, mit der reinen Jungfrau, mit dem Chriſtkindlein wollten ſie ſpielen und ſcherzen, dahin trachtete und dichtete all ihr Leben, alle ihre Sehnſucht, alle ihre Kunſt, und dieſe Geſtalt nahmen ſie an. Sinnlich und klar ſieht und faßt man es, wenn man im Mondſchein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesſtrahlen und die ſtilleren Sterne mit den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Geſtalt zuſammenzufließſen ſcheinen. Da ſieht man in den ſchlanken Säulen die Bäume gleichſam zum Himmel emporſchweben, da ſieht man die hunderttauſend Schnörkel und Zierrathen wie muſikaliſch bewegte und gekräuſelte Luftwellen hinſtrömen, da ſieht man die Blumen und Vögel ſich regen und fliegen zur Höhe, und es lebt und ſingt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieſes Streben nach oben, dieſes Fliegen und Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des chriſtlichen Meiſters war, ſo iſt das Spitze und Eckige in den Bauwerken und in ihren Blüthen, Verzierungen und Arabesken der nothwendige Karakter; wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht ſogleich alles Schönſte wieder zerſtörten, ſo gehen alle anderen Auſſentheile, Säulen, Bögen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies iſt durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die chriſtliche Andacht errichtet hat, in ſo weit ſie nicht durch die nothwendige Zweckmäſſigkeit und Bedürftigkeit aller irdiſchen Werke gebunden ſind, welchen im gewiſſem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen muß; denn riſſe man die Dächer weg, ſo würde ſogleich durch den bloßen Anblick erſcheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben geht und ſtrebt. Es iſt kein Zufall dieſes Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwiſchen Himmel und Erde offen, es bietet in ſeinen Säulen und Zacken und Blumen und Ranken und Sproſſen dem Himmel tauſend Hände und Fingerlein, woran er faſſen und das liebende und ſehnſüchtige Geſchlecht zu ſich emporziehen kann. Ueberhaupt hat alles, was der Menſch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerſte Bedeutſamkeit, und nicht bloß in dem Sinne und der Meinung, woraus es entſtand, ſondern auch in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Gebilde ſelbſt; bei allem, was nicht aus eitler Buhlerei und kindiſcher Aefferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem gebohren iſt, müßen ſich durch eine höhere und unwillkührliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menſchen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entſtand. So iſt es auch kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidniſchen Griechen und Römer das Runde und Geſchloſſene vorherrſcht, ſondern es iſt darin der Abdruck des innerſten Lebens und Glaubens dieſer Völker. In ſinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen ſinnlichen Genuſſe und in voller ſinnlicher Entfaltung dieſes irdiſchen Lebens hatten ſie ſich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geſchloſſen. Darum machten ſie auch ihre Tempel ganz rund fertig, wie ihr irdiſches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und Genuß der Daſeynsfülle ihnen fertig erſchien, ſie ſchloßen ſie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umſchloß, das kümmerte ſie nicht, ſie wollten mit keiner Sehnſucht dahin, ſie hatten hier unten die Genüge und begehrten nichts weiter.

Ja ſo allmächtig hatten die neue Zeit, die chriſtliche Zeit und die unauslöſchlichen Flammen der glühenden chriſtlichen Liebe das reine und einfältige Geſchlecht der Germanen ergriffen, daß ſie dieſelbe in allem, was ſie wirkten, bildeten und ſchufen, abdrückten, abbildeten und wiederſpiegelten. Die Reſte der alten Völker und die unreinen Miſchlingsvölker, welche von ihnen ergriffen und auf mannigfaltige Weiſe berühret, gewandelt und umgebildet wurden, konnten das Heidniſche nicht ſo rein ausſtoßen, wie die Teutſchen, und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues chriſtliches Leben eingemiſcht. Wir wollen auch nicht in Abrede ſeyn und können nicht in Abrede ſeyn, weil die Geſchichte gegen uns ſpricht, daß uns von den Heiden und Heidengenoſſen nicht viele Fertigkeiten, Kunſtgriffe und überhaupt nicht die meiſten erſten Geräthe, Formen und Muſter auch der Künſte überliefert und gewieſen ſind; Einiges davon hat ſich trotz der Verheerungen der Hunnen und der ſpäteren Normannen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unſeres Rheins und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier — aber das können wir kühn ſagen, daß wir dieſes von den Fremden Empfangene bald in das Unſrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefeſſelt und unſre Geiſter nicht in nachahmender Sklaverei gebunden, wir haben es als das angenommen, was es war, als mechaniſche Fertigkeit, die immer von dem einen dem andern überliefert werden muß, als mechaniſches Muſter, wir haben es ſelbſtmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in ſehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unſre eigenen Kunſtgeſtalten, Muſter und Geräthe gebildet, und es mit unſrer Eigenthümlichkeit, mit unſerm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die teutſche und die chriſtliche Seele eingehaucht, und ſo iſt alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unſer geworden.

Wir haben von den höchſten und verborgenſten Dingen und Schöpfungen, die dem Menſchen immer nur als aufblitzende und oft zu geſchwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines ſchönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erſcheinen können, faſt in räthſelhaften Bildern und Andeutungen mehr fantaſiert als geſprochen. Wir wollen noch ein wenig fantaſieren, und ſehen, ob wir durch den Gegenſatz mehr Licht werfen können auf eine Sache, die im Gemüthe oft ſo hell ſteht, in Worten aber und Gleichniſſen doch ſo ſchwer ausſprechlich iſt. Wir haben durch die geiſtige Anſchauung nicht bloß ſymboliſch, ſondern innerlich in der Baukunſt das Runde als das Heidniſche, das Spitze als das Chriſtliche gefunden; wir wollen dieſe äußeren Zeichen ein wenig feſthalten. Vielleicht entdecken wir, daß ſie tief in das innere Leben und Anſchauen dieſer ganz entgegengeſetzten Zeiten und Menſchen hineinführen. Wir ſagten, der Chriſt mache und bilde alles ſpitz, laſſe alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen Hände und Finger reichen, er wolle auch gern noch durch die Dächer ſelbſt zu ihm hineinſteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe ſich ſeinen Himmel hier auf der Erde ſchon zugewölbt, was jenſeits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgehe, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz ſeyn, hier wolle er des Daſeyns in ganzer irdiſcher Fülle genießen und den Kreis ſeines Lebens vollenden, und deswegen habe er der Sehnſucht alle Thüren und Fenſter zugeſchloſſen. Und wahrlich dieſe Anſicht oder vielmehr dieſes Gefühl, was bei der Vergleichung der heidniſchen Tempel und der chriſtlichen Kirchen ſich uns von ſelbſt aufdrang, iſt in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide ſtrebt in ſich hinein, er will alle Dinge in ſich hineinziehen, der Chriſt ſtrebt aus ſich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Weſen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Chriſt hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir anſchauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verſtändlicher wird. Wir nehmen an, das Heibenthum und Chriſtenthum *) ſeyen zwei groſe und dicke Körper, nicht eben ſo ungeſtalt, aber doch noch nicht geſtaltet, und dieſe Körper liegen in dem Kreiſe des Himmels und werden von dieſem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird ſich dieſer Anziehnng weigern, er wird ſtreben ſich aus dem Himmelskreiſe herauszuſchnellen, er wird in ſeiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er ſich in ſich ſelbſt zuſammenzuziehen und in ihm ſelbſt zu verdichten ſuchen und alle die Spitzen und Ecken und Zacken abſtoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge faſſen und ihn alſo endlich zu ſich hinaufziehen könnte: er wird, weil er ſeiner ſelbſt allein Herr und Meiſter ſeyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit ſein eigenes abgeſchloſſenes Leben ſuchen. Der Chriſtenkörper, fröhlich der Anziehung des Himmels, ſehnſüchtig, von ihm ganz und gar hinaufgezogen, ja in ihn hineingezogen und von ihm verſchlungen zu werden, wird die Spitzen und Ecken und Zacken, die an ihm ſind und wodurch er dem Himmel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abſtoßen und abrunden wollen, nein er wird wünſchen, daß alles Runde und Feſte in ihm zu lauter ſpitzen und weichen Häckchen und Spreſſen und Ranken würde, woran der Himmel faſſen und ihn ſo in ſich hineinziehen könnte: er wird wünſchen, daß ſeine ganze Maſſe aufgelöſt

---

*) Daß wir nicht von todten Ueberſchriften und Namen, ſondern von dem Lebendigen in denſelben ſprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Chriſten, fühlt wohl jeder Leſer von ſelbſt.

und weich und flüßig würde, daß er, in Funken und Wellen und Blüthenſtaub zerſprengt, mit Einem Athemzuge mit Einem brünſtigen Liebeskuße von dem ſehnenden Himmel eingeſchlürft würde.

Wir ſpielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde, dichte feſte Kugel werden, die, unbekümmert um Sonne, Mond und Sterne und um die Götter, welche darauf wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigener Anziehung und Abſtoßung rollen will. Der Chriſt will alles Runde ſeiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Maſſe durch die Liebe aus der kalten Dichtigkeit reiſſen und ſie in eine einzige duftende und ſehnſüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reitzenden Himmel küßte und ſo in ihn hinein ſchwölle. Der Heide will er ſelbſt ſeyn und kein anderer, er will das Einzelne ſeyn, das Einzelne ausbilden, die Einzelnheit hält er feſt, im Einzelnen iſt er groß, Vollendung des Ichs, Abgeſchloſſenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Perſönlichkeit — das iſt ſein Weſen. Des Chriſten Leben iſt in der Liebe und in der Hoffnung, ſein feſter Boden iſt nicht hier unten, ſondern des Himmels wartet er, ſein Ich und alle Perſönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Weſen und zu dem Weſen der Weſen, zu Gott, und auch ſein Karakter, wenn er einen zeigt, iſt mehr die Stärke des allgemeinen chriſtlichen Geiſtes, als ein beſonderes in ihm ſelbſt geſchloſſenes Gemüth. So ſteht es denn faſt: das Heidenthum iſt in allen Beziehungen rund und vollgeſtaltet, es iſt plaſtiſch, das Chriſtenthum kraus und zu allen Geſtalten hinfließend und hinſpielend, es iſt romantiſch; wie Blumen mögte es ſich entfalten, wie Wellen in Muſik verrieſeln, wie Sonnen in Funken zerſtäuben, und ſelig untergehen in Einer Geſtalt, in Gott. Und wenn auch die Klage ſo alt iſt als das Chriſtenthum ſelbſt, daß viele mit dem Namen Chriſten ſind, aber mit der That Heiden, daß dieſe alſo auch mehr das Heidniſche und Abgeſchloſſene im Leben und im Karakter offenbaren müſſen, ſo gilt das doch nur bis zu einem gewiſſen Punkt hin. Wie wenig chriſtlich auch Manche, die Chriſten genannt werden, im Innern ſeyn mögen, Heiden können ſie wohl ſcheinen, aber das können ſie doch nicht mehr ſeyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wiſſen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte iſt die chriſtliche geweſen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müſſen. Noch nie hat ein Sterblicher ſich dem allgemeinen Geiſte der Zeit entziehen können, worin er lebt; er muß nothwendig eine Aehnlichkeit deſſelben darſtellen. Und auf dieſe Weiſe müſſen auch die am wenigſten chriſtlichen Chriſten doch in ihrer Art, ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abſpiegeln, worin ſie eingeflochten ſtehen. Jeder Menſch muß in gewiſſem Sinne ein Abdruck ſeiner Zeit ſeyn, er wird nothwendig geſtämpelt und geprägt von dem Geiſte, der in ihr der waltende und herrſchende iſt, und muß von dem, was die Menge empfindet, denket und iſt, ein Bild darſtellen. Den Gegenſatz des chriſtlichen Weſens und chriſtlichen Karakters gegen das Weſen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geſchichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geſchichte der Alten zeigen, und ſie zeigt ihn.

(Der Schluß im folgenden Hefte.)

VI.

Kurze Ueberſicht der politiſchen Lage Frankreichs vom Monat März 1814 bis zum Monat Junius 1815. Paris Jun. 1815.

Dieſe kleine Schrift von 77 Seiten kann man auf der einen Seite als eine Lobſchrift auf Napoleon und als eine Schmähſchrift auf die Herrſcher und die Politik der fremden Kabinette, auf der andern Seite faſt als eine Rechnungablegung der franzöſiſchen Miniſter bei'm Kongreß in Wien anſehen. Der Verfaſſer muß einer von denen ſeyn, welche dort teutſches Rohr haben ſchneiden wollen, denn er ſcheint von dem Getriebe der Partheien, und beſonders von dem, was die Franzoſen gern gewollt und durchgeſetzt hätten, ſehr gut unterrichtet. Die ſchwächliche Rolle, die Frankreich dort habe ſpielen müſſen, legt er ganz auf den ſchwächlichen Karakter der Burbone, die bloß für ihre Familie, nicht für das erſte und edelſte Volk Europens zu herrſchen und zu ſtreben ſcheinen. Was alle Pamphletiſten von Frankreich ſeit dem Jahr 1813 auszeichnet, eine unverholene Wuth gegen Preuſſen, iſt auch in ihm das ſichtlichſte. Sie kennen die Gewalt, von welcher ihnen in Teutſchland das Verderben gekommen iſt, ſie wittern, was ihnen künftig noch mehr als ein germaniſches Schrecken kommen wird. Daher der Haß und Neid, den ſie nicht allein gegen Preuſſen tragen, welchem alles zur Habſucht und zum Truge gedeutet wird, was alle andere ſich immer erlaubten und erlauben.

Wir hören einige ſeiner Worte über den Wiener Kongreß (S. Seite 19 ff.)

„ Wir meinen hier nicht eine vollſtändige Dar-
„ ſtellung zu geben der großen politiſchen Fragen,
„ worauf es ankam, ſondern wir wollen in der
„ Handlungsweiſe der verſchiedenen Kabinette nur
„ die Grundſätze und den Geiſt zeigen, die ſie in Hinſicht auf Frankreich geleitet haben. Der Name Frankreichs, die Furcht vor der Wiederkehr der Größe Frankreichs hat alles zugedeckt, alles gerechtfertigt; Frankreich war ſo zu ſagen nicht mehr da, und ſein Schatten war noch ein Vogelſcheuch, das man hinſtellte, um alle Ueberziehungen zu rechtfertigen.

Die großen Fragen über Polen und Sachſen waren nicht die wichtigſten in den Augen einer Familie, die gewohnt iſt, in den Angelegenheiten des Staats nur den Vortheil ihres Hauſes und die Bande ihrer Dynaſtie zu ſehen. Die einzige Frage, die ſie lebhaft intereſſirte, war die Entthronung des Königs von Neapel. Mit nicht ſo beſcheidenen Anſprüchen kündigen ſich die Höfe von Petersburg und Berlin an. Kaum laſſen ihre Abſichten ſich merken, und jeder Zauber verſchwindet.

Seit dem erſten Tage war es klar, daß es gar nicht die Frage ſeyn würde, Rechte zu wägen, Grundſätze feſtzuſtellen, und die Vortheile der Fürſten mit der Gerechtigkeit zu vertragen, ſondern daß es ſich für einige Kabinette nur davon handelte, beſonders oder in Uebereinſtimmung mit andern Staaten beſchloſſene Entwürfe auszuführen und grade zu dem von der zügelloſeſten Herrſchſucht abgeſteckten Ziele zu ſchreiten, ohne ein Hinderniß anerkennen zu wollen. Unvorſichtige Aeuſſerungen des Uebermuths enthüllten alle Geheimniſſe der Höfe Preuſſens und Rußlands. Man kam erſt in den letzten Tagen des Septembers zuſammen, und ſchon waren die großen Worte ausgeſprochen; ſchon wußte man, daß Preuſſen auf die Ueberziehung Sachſens ſann, ſchon hatte Kaiſer Alexander laut erklärt, das ganze Herzogthum Warſchau ſey von ſeinen Truppen beſetzt und man müſſe ihn da heraus jagen.

Wie geneigt die franzöſiſchen Großbotſchafter auch ſeyn mogten zu einer großen Nachgiebigkeit, ſie fühlten mit Kummer den Zuſtand von Nichtigkeit, worin man ſie verſetzen wollte; nicht ohne Erſtaunen ſahen ſie die Hauptmächte unter der Benennung Verbündete ſich noch zuſammenſtellen, als die Einſtellung des Krieges jede derſelben ihrer Beſonderheit hätte zurückgeben müſſen, als Frankreich ſeit dem Vertrage van Paris keine Verhandlung kannte noch anerkennen konnte, worauf dieſer Titel ſich gründete. Das Bündniß dauerte in dem Sinne fort, daß alle große Höfe fortwährend darin übereinſtimmten, Frankreich zu demüthigen und ſeine Zwiſchenkunft zurückzuweiſen. Ein Monarch, der einige Jahre alle Lobſprüche geärndtet hatte, welche der Schein der Mäſſigung erwirbt, fand ſich, wie wider ſeinen Willen, zum Vergeſſen aller Schonungen fortgeriſſen. Bald verkündigte er ſeine entſchiedene Abſichten für die gänzliche Vereinigung der polniſchen Landſchaften mit Rußland, bald ließ er die Idee durchblicken, das Schattenbild eines Königreichs Polen zu ſchaffen, wovon einer ſeiner Brüder in ſeinem Namen König ſeyn ſollte, indem er die Mittel verſuchte, die ihm die meiſte Leichtigkeit darboten, ſich den Beſitz dieſes Landes zu ſichern — Seinen Anſprüchen das Recht entgegenſetzen, zog die Antwort aus ihm heraus: „Den Krieg denn! ihr wollt alſo den Krieg?“ Da erſchien unſern Botſchaftern eine große Wahrheit: ſie erkannten und geſtanden ihrem Hofe, daß die Rückkehr der Burbone, welche friedliebenden Regierungen von Seiten Frankreichs ſo viele Sicherheitsgründe hätte geben müſſen, die Anſichten gar nicht abänderte, welche die vier großen Höfe grade für den Fall genommen hatten, wo ein Herrſcher, den ſie weit mehr Grund hatten zu fürchten, auf dem Thron geblieben wäre: ſie erkannten und geſtanden ihrem Hofe, daß der Zweck der Bewaffnung der Verbündeten, wenn dieſer Zweck in der That die Wiederherſtellung der Unabhängigkeit der Völker geweſen wäre, augenſcheinlich von ihnen verlaſſen war, daß ſie in dem Kaiſer Napoleon offenbar nur ſeine Siege verabſcheut hatten.* Die gutmüthige Schwäche der Burbone ſchützte die Mächte noch nicht genug gegen das franzöſiſche Volk, und ſie mußten alle neue Vergrößerungen haben, um ſich leidlich im Gleichgewicht mit demſelben zu finden. Dieſe Höfe verſteckten ſo wenig die Kühnheit ihrer Entwürfe, daß bei der Erklärung, die den Kongreß auf den erſten November vertagte, die franzöſiſchen Botſchafter einen gewaltigen Stoß auszuſtehen hatten, um dabei eingerückt zu bekommen, daß die Vorſchläge, über welche man zu rathſchlagen haben würde, dem Staatsrecht gemäß ſeyn ſollten.

Obgleich man das den franzöſiſchen Miniſtern zugeſtand, waren die Anſprüche Rußlands und Preuſſens dieſen Grundſätzen nicht weniger entgegengeſetzt und die Kunſtgriffe der beiden Höfe waren darum nicht weniger thätig, ſich der Beiſtimmung Englands zu verſichern. Der Kaiſer Alexander miſchte die Ideen von Polens Unabhängigkeit und von ſeiner Unterjochung unter einander, indem er ſo vermittelſt des Romans von ſeiner Unabhängigkeit die Wirklichkeit ſeiner Unterjochung vorbereitete. In dieſem Geiſte abgefaßte Denkſchriften wurden den Botſchaften zugeſtellt, welche zu gewinnen wichtig war. Preuſſen ſeiner Seits erſchöpfte alle Trugſchlüſſe einer leoniſchen Logik, um die Gerechtigkeit der Vernichtung Sachſens zu erweiſen; und ſtarke und gewichtige Gründe beglaubigen, daß dieſe wunderſamen Scheingründe auf das biegſame Gemüth des Hauptes der engliſchen Geſandtſchaft ſo weit gewirkt hatten, daß das edle und tadelloſe Betragen des Königs von Sachſen in ſeinen Augen ein Verrath geworden war, der verdiente, daß man ihn vor den Augen Teutſchlands und Europa's zu einem Beiſpiele machte. Wenn die franzöſiſchen Botſchafter zu Gunſten Sachſens die Stimme zu erheben ſuchten, und die Nothwendigkeit vorſtellten, die Zerſtörung dieſer Monarchie zu verhindern, ſo antworteten die Regierungen, bei welchen ſie dies anregten, ihnen mit einer höhniſchen Ironie: „Ihr gleichet Hunden, die ſehr geſchickt bellen, aber die nicht beiſſen werden, und wir wollen nicht allein anbeiſſen.“ Die unheilbare Schwäche der Burbone war alſo ſchon wieder ein Unglück für Europa geworden: die gemäſſigteſten Mächte fühlten, daß ſie von ihnen keine Stütze erwarten konnten, und ihnen ſelbſt überlaſſen, hängten ſie ſich an das Syſtem der räuberiſchen Kabinette, (des cabinets spoliateurs) da ſie in Paris die nöthige Unterſtützung nicht fänden, um ſich denſelben zu widerſetzen. Da Frankreich aufhörte ein Hauptgewicht in die Wage Europa's zu legen, ſo war die natürliche Folge, Rußland und England eine unbegränzte Herrſchaft zu überlaſſen. Das ſchwankende Oeſtreich hat nicht genug Entſchloſſenheit, ihnen ein offenes Viſier zu weiſen, es weicht aus, es unterwirft ſich und läßt Entwürfen einen freien Lauf, die es hintertreiben mögte, aber zu hintertreiben nicht wagt. Man ſpricht, man entwirft, und glücklicherweiſe zagt man, ehe man abſchließt. Genug bezeichnete Misſtimmungen halten einen Endentſchluß auf, aber zur Heilung dieſer Misſtimmungen vergleicht man ſich beſſer denn je in einem Syſtem der Widerſetzlichkeit gegen die Vortheile Frankreichs und der Rückſtoßung alles deſſen, was von ihm kommt. Man geht ſo weit, *daß man ſich den Frieden gereuen läßt, den man ihm bewilligt hat.* *) Es ſcheint, daß der Schatten Napoleons die brittanniſchen Großbotſchafter verfolgt; ſie träumen nur Kontinentalſyſtem und wollen die Welt auf eine Weiſe einrichten, daß der franzöſiſche Einfluß den Verbindungen des engliſchen Handels auf dem Kontinente nie Hinderniſſe vorſchieben könne. Daher ihr thätiger Wille, Holland durch die Erwerbung der Niederlande zu vergrößern, die Beſitzungen Hanovers und Preuſſens (wirklich Preuſſens?) auszudehnen; daher das an Spanien durch einen beſonderen Vertrag erlaſſene Verbot, den Familienpakt (der burboniſchen Häuſer) zu erneuern, ein Vertrag, welcher der Gegenſtand der Reiſe Lord Wellingtons nach Paris war.

---

*) O hätte man das je gethan! dann wäre der zweite ein gründlicher Friede geworden.

Durch die Begünſtigung dieſer einzigen Idee Englands gegen Frankreich machten die Kabinette von Petersburg und Berlin die engliſche Geſandtſchaft wegen ihrer Forderungen nachgiebig und handlich. Dieſe Geſandtſchaft ſah in Preuſſen nur (??) die Bürgſchaft für ihre Verhältniſſe in Teutſchland und opferte ohne Bedenken alle Ideen der Gerechtigkeit einer Ausrechnung der Nützlichkeit auf. Indeſſen ungeachtet ſeiner Neigung, ſich den Abſichten des Königs von Preuſſen und des Kaiſers von Rußland hinzugeben, hätte der brittiſche Großbotſchafter gewünſcht den Umfang derſelben zu beſchränken. Er war ganz erſtaunt über die wenige Achtung, womit ſeine Vorſtellungen aufgenommen wurden, und beleidigt über einen Schimpf, den er nicht vorhergeſehen hatte, zeigte er einige Reue, daß er nicht in einen zu Paris vorgeſchlagenen Entwurf eingegangen war, deſſen Ziel geweſen wäre, nachdem man Napoleon geſtürzt hatte, das Uebergewicht des Kabinettes von Petersburg zu zerſtören. Die Zeit war vorbei, man hatte den Augenblick verſäumt, jetzt war nichts weiter übrig, als gefällig zu ſeyn. —

Das Kabinett von Wien, (S. Seite 27 ff.) entweder aus Abneigung von den Burbonen oder aus Mistrauen in ihre Abſichten und Mittel hatte ſich in eine Art Abhängigkeit von Rußland und Preuſſen hineinziehen laſſen; vorzüglich verſtand es ſich vollkommen mit ihnen, wann es darauf ankam, unſern Großbotſchaftern Unannehmlichkeiten zu verurſachen, ihrem auch nur indirekten Einfluß allen Zugang zu verſperren. Bei den amtlichen Verhandlungen ſtellte es als Grundſatz auf, daß der Kongreß kein Kongreß ſey; daß die rathſchlagende Form dabei nicht zugelaſſen werden könne; daß die Eröffnung des Kongreſſes keine Eröffnung geweſen ſey; daß die zur Vorbereitung der Arbeit ernannten Kommiſſionen nur Scheine von Unterhandlung ſeyen; daß man in der Vereinigung der Mächte zu Wien nur das Europa ohne Fernen (sans distance *) ſehen müſſe: eine Vereinigung, die nur die Staaten in obligate Berührung bringe, welche berechtigt ſeyen, darin zu ſeyn. Dieſe gegen Frankreichs Vortheil immer feindſelige Sprache war das einzige Band, das die erſten Kabinette zuſammenhielt. **) In dem Augenblick, wo man zu endlichen Entſcheidungen kommen mußte, machte die ruſſiſche und preuſſiſche Gier ſich immer fühlbarer. Durch ein letztes Ehrgefühl war man genöthigt, etwas Tüchtiges zu thun, um ihr Gränzen zu ſetzen. Die Stimme der Einwohner Wiens, (?) die Stimme des Heers (?) warfen dem Miniſterium ſeine auſſerordentliche Nachgiebigkeit vor; die alten Oeſtreicher waren erſchreckt durch die Ausbreitung der beiden Mächte, die ſie gewohnt waren zu fürchten und zu haſſen. Ein Staatsrath ***) war der Meinung geweſen, daß Rußland

---

*) O herrliche diplomatiſche Erfindſamkeit!

**) Könnte es doch immer ſo bleiben!

***) *Conseil d'etat*, nicht: *Conseiller d'etat.* Wenn man des Vornehmen und Wunderlichen wegen einmal abentheuerliche Titel haben will, ſo muß es von dem Einzelnen heiſſen: Staatsrather. Dabei fallen einem Räthſel ein: man weiß, daß bei Sultanen des Morgenlandes von David und Salomon an mancher durch Auflöſung von Räthſeln Staatsrather geworden iſt; dieſe könnte man einführen bei'm Examen zur Staatsrathſchaft.

„nicht über die Weichſel vorgehen könnte, ohne die Sicherheit der Kriegsſtellungen Oeſtreichs zu bedrohen, und daß es für Teutſchland *) noch wichtiger wäre, zu hindern, daß die Engen der Saale nicht in Preuſſens Hände kämen.“ Aufgeweckt durch das öffentliche Geſchrei und durch die Vorſtellungen des Raths verſucht das Miniſterium wieder einige Kraft zu faſſen. Der Verſuch gelang ſchlecht bei einem Herrſcher, der gegen ſeine Beſchlüſſe kein Hinderniß mehr zu finden glaubte: Oeſtreichs Bemerkungen haben nicht mehr Wirkung als Großbrittanniens. Der Widerſtand, der ſich von der einen Seite offenbart, vermehrt auf der andern nur die Ausbrüche eines unvorſichtigen Uebermuths. Eine Reiſe nach Ungern zeigt Oeſtreich den Kaiſer Alexander, umringt von Anhängern des griechiſchen Glaubens **), an welche er Aufmerkſamkeiten und Schmeicheleien verſchwendet. Man ſcheint auf dem Punkte zu ſeyn, ſich nicht mehr zu verſtehen. Der Großfürſt Konſtantin reiſt plötzlich nach Warſchau ab (den 9. Nov.); 25,000 Mann öſtreichiſcher Truppen ziehen nach Gallicien; von beiden Seiten iſt man in der Erwartung; aber es iſt nicht ſchwer, vorherzuſehen, welche Parthei am erſten nachgeben wird.

---

*) Warum, du redlicher Franzoſe, ſagſt du nicht für Frankreich? Wir wiſſen, wie du ſeit Richelieu mit dem Geldbeutel und Spionen und Juden herumgelaufen biſt im Reiche, und geſchrieen haſt: Teutſche Freiheit! Teutſche Ehre! Teutſche Unabhängigkeit! Nieder mit Habsburg! (nun) nieder mit Hohenzollern! wer will?

**) Da, wohin Alexander kam, giebt es kaum hie und da einen Bekenner der griechiſchen Lehre. Dieſes wälſche Volk vermiſcht in ſeiner Lügenhaftigkeit ewig Zeiten, Orte und Perſonen, nur nicht auf dem Theater.

Mächtiger als der Widerſtand der Höfe hatte das Murren der Völker (?) Teutſchlands Preuſſen gegezwungen, dem Plane zu entſagen, das ganze ſächſiſche Gebiet an ſich zu reiſſen. Der Berliner Hof zeigte ſich geneigt, einen Kern deſſelben beſtehen zu laſſen. Oeſtreich willigte ein, auf dieſer Grundlage zu unterhandeln, und verlangte, daß Sachſen Dreiviertel ſeiner Beſitzungen behielte. Während die Frage in dieſem unentſchiedenen Zuſtande war, dachten Rußland und Preuſſen durch eine wirkliche Beſitznahme ſich des Bodens zu verſichern, den man ihnen durch die Unterhandlung abzuſtreiten meinte. Das Herzogthum Warſchau empfing durch die Befehle des Kaiſers Alexander eine neue Organiſation und die ruſſiſchen Truppen übergaben Sachſen den preuſſiſchen Truppen. Dieſe letzte Verfügung ward durch eine Kundthuung des Fürſten Repnin vom 3. November verkündigt, welche beſagte, „ daß „ die Verwaltung des Königreichs Sachſen kraft „ einer Uebereinkunft zwiſchen Rußland und Preuſ„ ſen, welcher Oeſtreich und England beigetreten „ wären, in die Hände Sr. Maj. des Königs von „ Preuſſen übergeben wäre.„ Dieſer kühne Streich veranlaßte Einwendungen von Seiten Oeſtreichs und Englands. Zur Schande dieſer beiden Mächte hatten ihre Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten durch Noten vom 10. und 22. Oktober die Entthronung des Königs von Sachſen unterſchrieben. Sie konnten ſich nur über die Unart beklagen, die ihre Beiſtimmung verrieth, ehe man über die Bedingungen einig war, wovon ſie ſie abhangen ließen.

Dieſe Bedingungen betrafen die Feſtſtellung der Gränzen Polens. Eine ſo eigenmächtige Verwandelung einer bedingten Beiſtimmung in eine endliche Beiſtimmung und die unmittelbare Ausführung der Verfügungen, worauf ſie ſich bezog, wären unter allen andern Umſtänden ein mehr als genügender Grund zum Bruche geweſen. Alles lief auf Klagen aus, die für die dabei betheiligten Miniſter wenig ehrenvoll waren. Man redete davon, ſich gegen die beiden Staaten zu verbinden, die ſo allen Rechten der andern Völker trotzten, und die engliſche Geſandtſchaft gab zu verſtehen, daß im Fall eines hiedurch veranlaßten Krieges ihre Regierung Hülfsgelder geben würde. (??)

Die Drohung blieb ohne Wirkung. Als die franzöſiſchen Großbotſchafter, gleich bei der Hand, (man kann denken, wie) einen günſtigen Schein zu erfaſſen, ſchienen ihren Beitritt anbieten zu wollen, gewannen ſie die traurige Ueberzeugung, daß es vor allem ein förmlich abgemachter Punkt war, ſie der Entſcheidung dieſer wichtigen Gegenſtände gänzlich fremd zu machen. Ihre Anträge wurden überall ſchlecht aufgenommen, aber aus verſchiedenen Rückſichten. Oeſtreich wies ihre angetragene Mitwirkung ab, weil es ſie als eine ſolche anſah, die nur täuſchend und wirkungslos ſeyn konnte; England, das fürchtete, ſie mögte gar zu wirkſam ſeyn, verwarf ſie ſeinerſeits unter dem Vorwande, daß ſie der Ruhe Belgiens und des linken Rheinufers nachtheilig ſeyn könnte. Nach dieſem offenherzigen Geſtändniſſe ſieht man, daß ſogar die Hülfen von Frankreich gefährlich gehalten wurden, und daß man lieber umgekommen wäre, als ſich von demſelben retten zu laſſen. Nach der Kundmachung des anſtößigen, von dem Fürſten Repnin unterzeichneten Stükkes war zu London, wie in allen andern Gegenden Europa's, ein heiliger Unwille losgebrochen, und die brittiſchen Großbotſchafter konnten glauben, daß ihre Verantwortlichkeit einige Gefahr liefe. Sie erwachten einen Augenblick und nahmen eine eines freien Volkes weniger unwürdige Sprache an. Das öſtreichiſche Miniſterium, das ſich unterſtützt fühlte, waffnete ſich mit einer Stärke, die es noch nicht gehabt hatte; aber der Kampf war noch nicht an ſeinem Ziele. Die preuſſiſchen Noten ließen doch noch nichts nach von ihrem verzehrenden Nachdruck. Ihre Formen waren zuweilen ſogar ſo keck, daß eine Rückkehr von Schaam Rußland hinderte, ihnen ſeine Beſtätigung zu geben. Vergebens beweiſt die mit den ſtatiſtiſchen Arbeiten beauftragte Kommiſſion, daß die Einverleibung Sachſens in Preuſſen nicht nothwendig iſt, damit dieſes mehr erhalte, als die Verträge ihm zuſichern; vergebens zeigt der Kaiſer von Oeſtreich perſönlich einen muthigen Widerſtand gegen das Verderben einer ihm ſo theuren Familie — das Berliner Kabinett ſcheut ſich nicht einen neuen Plan einzureichen, worin ſich das ganze Sachſen, als beſtimmt eine preuſſiſche Landſchaft zu werden, noch einmal begriffen findet. Mit einer unbeugſamen Zähigkeit, auf der Ganzheit ſeiner Forderungen beharrend, verfolgt dieſes gegen Vorwürfe und Haß verhärtete Kabinett ſeinen feſten Gang, ermüdet die Geduld der anderen Theile, und reißt endlich weit mehr an ſich, als man je geglaubt hätte, ihm bewilligen zu müſſen. Entwürfe, Gegenentwürfe werden unter den Großbotſchaftern gewechſelt. Der engli=

ſche Miniſter giebt von neuem nach, er läßt den Grundſatz der Zerſtückelung zu; und weil die ſächſiſche Monarchie nicht ganz vernichtet wird, ſchmeichelt er ſich, dem Grundſatz der Erhaltung ſeine Schuld bezahlt zu haben: übrigens legt er wenig Gewicht auf die Feſtſetzung des Umfangs des Gebietes, das der Einverleibung entgehen wird. Sobald ihm eine fremde Stütze fehlt, iſt der öſtreichiſche Miniſter ohne Muth, und er geſteht zu, daß Preuſſen auf Koſten Sachſens eine Volksmenge von 780,000 Seelen erwerbe. Die ſächſiſche Monarchie wird alſo von zwei Millionen Einwohner auf 1,300,000 heruntergebracht werden. Die Beraubung iſt vollſtändig. Der Neſtor der Fürſten, der allen Pflichten der Ehre und des Throns getreueſte Fürſt, ſieht ſich beinahe die Hälfte ſeiner Staaten wegnehmen; und man betrachtet es wie ein Wunder von Erfolg, daß man ihm den Reſt hat ſichern können: man rühmt ſich zu Paris mit einer lächerlichen Brüſtung, daß man die königliche Sache, die Sache der Rechtmäſſigkeit gerettet hat. Ja die Sache der Rechtmäſſigkeit hat in den Augen der Fürſten gerettet ſcheinen können, die morgen bereit ſeyn würden, die eine Hälfte ihrer Staaten aufzuopfern, um ſchändlich über die andere zu herrſchen; aber er hat darüber nicht ſo geurtheilt, jener achtungswerthe Monarch, deſſen Daſeyn man zur Schande der Herrſcherwürde verkümmert hat und deſſen letzte Tage man hat erniedrigen wollen. Der Fürſt, der vor den jetzigen Herren das Scepter der weiteſten Herrſchaft hielt, iſt beſchuldigt worden, in dem Laufe ſeines Glückes zuweilen zu wenig Maaß gehalten zu haben; aber zu einer andern Epoche hat der Krieg auch das Schickſal des Königs von Sachſen in ſeine Hand gegeben. Misbrauchte er damals dieſe Gunſt des Glückes? Er dankte dem Himmel dafür *); er gab Friedrich Auguſt ſeine Erbſtaaten wieder, er gab ihm ſogar eine andere Krone, die ſeine Ahnherren getragen hatten, und er ehrte ſich mit ſeiner Freundſchaft als mit der ſchönſten ſeiner Erwerbungen.“

Man ſieht ohne weitere Bemerkungen, aus welchem Geſichtspunkte unſer Franzoſe die Verhandlungen über Teutſchlands einzelne Staaten beurtheilt. Viele kleine Staaten und recht mittelmäſſige, alle von einander unabhängig, alle mit dem unbeſchränkten Rechte, im Reiche zu thun, was ihnen beliebt, ſolche wollen die Franzoſen und alle fremde Völker, die unſerer Größe und unſeres Glückes neidiſch ſind, und daher machen ſie ein ſo unbändiges und unchriſtliches Geſchrei, wann ſich in Teutſchland eine Macht erheben und ſtärken will, die wirklich Unabhängigkeit erlangen kann. Wir hören einmal, warum Baiern ſo ſehr gelobt wird:

---

*) Wie ſchön die verſchiedenſten Umſtände und Verhältniſſe ſich unter einander ſchieben und verwirren laſſen, wenn es für unſern Zweck dient! Freilich war Sachſens Hülfe Napoleon damals viel werth, damit ſie andere teutſche Staaten ganz verſchlingen helfen könnte. Daher dieſe Erhöhung und Freundſchaft. Warum ſagt unſer Erzähler nicht auch, daß zu jener Zeit der Kurfürſt von Heſſen und Herzog von Braunſchweig ꝛc. ganz von ihren Landen verjagt wurden? warum erwähnt er der edlen Mäſſigung Napoleons gegen Preuſſen mit keinem einzigen Worte?

„Wir ſind, ohne uns aufzuhalten, den Fortſchritten der Unterhandlung gefolgt, deren Opfer Sachſen geweſen iſt. Wir haben geſehen, Rußland und Preuſſen, einig in ihren Entwürfen, durch ihre unveränderliche Hartnäckigkeit das Gelingen derſelben erzwingen; England und Oeſtreich, wechſelsweiſe kleinlaut und drohend, die Rechte des Schwächeren dem Willen des Stärkeren aufopfernd; endlich Frankreich, hinſichtlich Sachſens wenigſtens ehrenwerth in ſeinen Abſichten, fruchtlos den Antrag einer Zwiſchenkunft wagen, die man ſich weigerte anzuerkennen, oder Hülfen, woran man nicht glaubte. Um die peinlichen Eindrücke zu zerſtreuen, die eine ſolche Schilderung nothwendig hat hervorbringen müſſen, wird es ſüß ſeyn, unſere Blicke einen Augenblick auf einem für das königliche Anſehen ehrenvolleren Schauſpiele auszuruhen: Baiern zeigt uns daſſelbe. Baiern iſt von allen Mächten diejenige, welche in Mitten der Ungerechtigkeiten des Kongreſſes den edelſten Karakter bewahrt hat; diejenige, die für die Rettung Sachſens die meiſten Anſtrengungen gemacht hat; diejenige, deren Wille der entſchiedenſte, deren Abſichten die reinſten, deren Verfügungen die kräftigſten geweſen ſind. Von den erſten Augenblicken an hat es nicht gezaudert, ſich bereit zu zeigen, mit Oeſtreich und Frankreich ſich in eine Kriegsübereinkunft einzulaſſen, um die hinſichtlich Sachſens und Polens angekündigten Entwürfe zu hindern — Die Geſinnungen des Münchener Hofes waren löblich und edelmüthig und ſein Großbotſchafter hat ſich als das würdige Organ derſelben gezeigt. Ein Monarch, deſſen Herrſchaft ſich nur über einige Millionen Menſchen erſtreckt, ſchlug mit dem größten Muthe eine Erhebung von Schilden gegen die beiden Staaten vor, die ihre Vergrößerung auf dem Untergange ihrer Nachbarn gründeten. Man ſage nicht, um das Verdienſt der Hingebung des Münchener Hofes zu ſchwächen, daß er für ſich ſelbſt kämpfte, indem er für Sachſen kämpfte. Freilich verfocht dieſer Hof ſeine eigene Sache, indem er die Sache der Gerechtigkeit vertheidigte; und wenn es zugeſtanden wäre, daß Preuſſen ungeſtraft Sachſen zerſtückeln konnte, hätte derſelbe Grundſatz Oeſtreich berechtigen können, einmal Baiern zu zerſtückeln. Aber was kann man mehr von einem Herrſcher verlangen, als daß er das Daſeyn und die Unabhängigkeit des Landes, das er regiert, zu erhalten weiß? Darin beſteht der ſchönſte Ruhm der Fürſten. Baierns Betragen iſt darum nicht weniger liebenswürdig, weil es von dem Gefühle eines wohl verſtandenen Vortheils eingegeben war. Bei den Eröffnungen, die Statt gehabt hatten, war man ſo weit gegangen überein zu kommen, „ daß eine angreifende Operation, aus den Ausgängen Frankens auf die Elbe gemacht, die preuſſiſchen Heere von ihrer Schaar am Rhein und von einem großen Theile ihrer Hülfsquellen abſchneiden würde.„

Dieſer Punkt iſt nicht der einzige, bei welchem das Betragen des Münchener Hofes ehrenwerth und feſt geweſen iſt.

Die Organiſation des teutſchen Bundesſyſtems forderte eine doppelte Erörterung, nemlich:

1) Ueber die politiſche Verfaſſung der Staaten des Bundes;
2) Ueber die Verhältniſſe des Gebietes der Länder, die Theile deſſelben ſeyn ſollten.

Unter dem erſten Geſichtspunkt hat Baiern den Streich abzulenken gewußt, womit die germaniſchen Staaten von dem Berliner Kabinett bedroht waren. Die preuſſiſchen Miniſter trugen ſo wenig Sorge, ihre Abſichten der Herrſchaft über die Staaten der zweiten Ordnung zu verhehlen, daß ſie vorſchlugen, in dem neuen germaniſchen Bunde die Verzichtleiſtung der Bundesſtaaten auf das Recht der Geſandtſchaft und auf das Recht des Kriegs oder des Friedens zu fordern *). Dies hieß den Fürſten alle Rechte der Oberherrlichkeit nehmen, alle Rechte, die ihnen ſogar durch die goldne Bulle zugeſtanden, die ihnen durch den Weſtfäliſchen Frieden verſichert waren, und die ſie im Rheinbunde behalten hatten **). Dies hieß endlich ſie zum Lohn für ihre Anſtrengungen gegen Friedrich zu Vaſallen der zwei oder drei großen Höfe machen, in deren Kreiſe ſie zufällig lagen. Preuſſen, deſſen Zuverſicht ſich alles erlaubt glaubt, wollte auſſerdem den germaniſchen Bund einer oberſten Leitung unterwerfen, die es mit Oeſtreich getheilt haben würde. Es war wieder Baiern, welches dieſen Plan vereitelte, indem es verlangte, daß die Leitung wechſeln ſollte. Da es augenſcheinlich war, daß die Abſicht des Berliner Kabinetts anfangs war, zur Ueberziehung Sachſens zu gelangen und ſie darauf zu befeſtigen durch das Uebergewicht, das es ſich über den teutſchen Bund geſichert haben würde, ſo befahl Baiern, gleich entſchloſſen gegen dieſe beiden Entwürfe zu ringen, eine ſtarke Aushebung von Rekruten und brachte ſein Heer auf 70,000 Mann.

---

*) Eine ganz billige und Teutſchlands Wohl die angemeſſenſte Forderung.

**) Alle dieſe herrlichen Verträge wird niemand loben, der von Teutſchlands wahrer Freiheit einen Begriff hat. Die Ausländer loben ſie uns; ſie wiſſen, warum.

Baierns Beiſpiel belebte den Muth der Staaten, deren Vortheile dieſelben waren. Wirtemberg ſprach ſich auch mit Kraft in demſelben Sinn aus. Der Großherzog von Baden, der Großherzog von Heſſen, und die andern Fürſten einer unteren Ordnung zeigten ſich gleich eiferſüchtig, ihre Unabhängigkeit gegen ähnliche Unternehmungen zu ſichern. Dieſe Fürſten beſchwerten ſich vorzüglich lebhaft gegen das beleidigende Verfahren, daß ſie troß des Artikels des Pariſer Vertrages, wodurch ſie berufen waren, über die Bildung des Bundesbandes zu rathſchlagen, dieſen Rathſchlagungen fremd machte, und ihnen nur die demüthigende Ausſicht ließ, ſich einer Organiſation unterwerfen zu müſſen, wo ſie nicht zugezogen wären.

Zu aller Zeit war Frankreich die Stütze der germaniſchen Staaten geweſen *), in dieſem letzten Umſtand haben wir ſie ganz ihnen ſelbſt überlaſſen; kein Schritt von Seiten unſerer Großbotſchafter hat ſie gegen das ſie bedrohende Unterdrückungsſyſtem beſchützt: es war Baiern vorbehalten, ſie dagegen zu ſchirmen.

In Hinſicht der Feſtſtellung der Gebietsverhältniſſe der Bundesſtaaten weiß man, daß die Vortheile des Schwächeren bei Anordnungen dieſer Art ſelten zu gewinnen haben. Verſchiedene Vorſchläge ſind erörtert worden, und alle hätten zur nothwendi-

---

*) Freilich ſeit Ludwig dem Elften, ſeit dem Jahr 1470. Wir wiſſen es, o wir fühlen es noch in unſern markloſen Knochen, was uns dieſe Stütze der germaniſchen Freiheit bedeutet hat.

gen Wirkung gehabt, die Gränzmarken verſchiedener Staaten, als Baierns, Wirtembergs und Badens, dem franzöſiſchen Gebiete näher zu bringen. Oeſtreich hatte es beſonders lebhaft am Herzen, ſeine Gränze auf Koſten Baierns zu verbeſſern, doch daß es dieſem Hofe immer eine genügende Entſchädigung anbot. Die Aufgebung des Innviertels und des Salzburger Landes war ein Opfer, zu welchem ſich zu entſchließen dieſem ſehr ſchwer ward.

Einer der Umſtände, die am meiſten beigetragen haben, trotz der Durchkreuzung ihrer ernſteſten Vortheile unter den verſchiedenen Mächten eine Art Harmonie zu unterhalten, iſt die Vielfältigkeit der Gegenſtände geweſen, über welche ihre Aufmerkſamkeit ſich theilte. Die Leichtigkeit, unaufhörlich von einer Frage zur andern überzugehen, ohne übrigens einen entſchiedenen Entſchluß zu nehmen, war eine bequeme Aushülfe; und wann die Reibung widerſprechender Meinungen einen Ausbruch eben unvermeidlich zu machen ſchien, legte ein gewandter Uebergang auf einen weniger ſchwierigen Gegenſtand den ſchon empörten Sturm bei und rief den Frieden zurück, der eben entfliehen wollte. Von Polen, Teutſchland und von dem Norden warf man ſich nach Italien, und von Italien kam man wieder zu dem Norden, zu Polen und zu Teutſchland zurück. Die Debatten über Italien beſchäftigten Rußland und Preuſſen nur mittelmäſſig, ſo daß Oeſtreich, dem man ſonſt in den Weg trat, dort nur einen Widerſtand fand, woraus es ſich ein Spiel machte. Die Entthronung des Königs von Neapel war der einzige Punkt, der ihm Schwierigkeiten darzubieten ſchien; indeſſen ward der Untergang dieſes Für-

„ ſten endlich beſchloſſen. Unterrichtet von dem Schickſal, das man ihm zugedachte, hat er geglaubt, ſich demſelben entziehen zu können, indem er der Gefahr entgegen eilte: der Kampf war zu ungleich.„

Von der beiſſigen und gehäſſigen Wuth, die ſich, wo ſie nur Gelegenheit findet, immer auf Preuſſen wirft, noch eine Probe:

„ Unter den Mächten, die ſich am gierigſten zeigten, ausgedehnte Gebiete und zahlreiche Volksmengen zu verſchlingen, ſetzt man einſtimmig den Berliner Hof auf die erſte Linie, deſſen fiskaliſches Gemüth die Menſchen wie die Thaler bezeichnet und ihren Werth berechnet wie den Werth des Geldes, je nachdem es zu dieſen oder jenen Zinſen angelegt iſt. Man war bis dahin gekommen, die Menſchen nicht nach ihrer Vielheit, ſondern nach ihrer Nützlichkeit anzuſchlagen, ſo daß der Bewohner des einen Landes nur dem Viertel oder Fünftel des Bewohners eines andern Landes gleich galt *).

Der Berliner Hof zeichnete ſich noch durch ſeine Gewandtheit aus, ſeine Anſprüche in Rechte zu verwandeln und ſelbſt von einem ſchlecht begründeten Anſpruch nur abzuſtehen, wenn es für dieſen Abſtand irgend einen Preis davon trug. Es hatte ihm gefallen Leipzig zu verlangen, und die andern Höfe weigerten ſich Sachſen noch dieſes letzte Opfer auf-

---

*) Ich denke, gegen dieſe Berechnung läßt ſich nicht viel einwenden. Ich mögte wiſſen, ob nicht jeder ſo rechnete: bei Vieh mag man Haupt gegen Haupt rechnen, nicht bei Menſchen, wo die Herzen gewogen werden ſollen und auch die Köpfe, aber nicht die Häupter

zulegen. Der preuſſiſche Stolz ward durch dieſe Weigerung beleidigt; man ſah damals eines der Häupter des Tugendbundes aus eigenem Geheiß an die brittiſchen Großbotſchafter ſchreiben, daß Preuſſen nie einwilligen würde, eine Stadt fahren zu laſſen, die ein ſo ſchönes Denkmal ſeines Ruhms wäre *). Man war in Wien empört über „einen ſolchen Uebermuth und doch gab man darin „zum Theil nach. Das Berliner Kabinett gab dieſe „Forderung nur auf, indem es für Leipzig Thorn „empfing, einen militäriſchen Punkt, worauf es „viele Wichtigkeit legte und den der Kaiſer von „Rußland einwilligte ihm wiederzugeben.„

Schließlich ſucht das Büchlein ſehr lang und breit zu beweiſen, daß der Vergewaltiger Frankreichs Napoleon Bonaparte und der weiland Uſurpator Brittanniens Wilhelm der Dritte von Naſſau ganz auf derſelben Linie ſtehen, und daß England alſo das ſchreiendſte Unrecht und die größte Treuloſigkeit gegen ſeine eigenen Grundſätze begehe, da es Napoleon nicht anerkennen und den Franzoſen die ſchwachen und gehaßten Burbone aufdringen wolle. — Merkwürdig iſt auch das, wie der Verfaſſer, wo er kann, auch gegen England und Rußland losfährt, und ſagt: „Dieſe erklären freilich, der jetzige Krieg gelte allein Bo-

---

*) Wie es ſich hiemit auch verhalte, Millionen teutſcher Menſchen, und nicht bloß Preuſſen, wünſchten doch wohl, daß bei Leipzig ein Denkmal errichtet werden dürfte der herrlichſten Schlacht ſeit jener im Teutoburger Walde, und daß der Sieg von Leipzig auch in Leipzig und Sachſen als ein Freudentag gefeiert werden dürfte.

„naparten, ſie meinen aber anders; gegen die „Franzoſen werde er angefangen, die Erniedrigung und Zerſtückelung Frankreichs ſey „das Ziel deſſelben.“ Unter dieſer Zerſtückelung Frankreichs verſteht er die Abreiſſung des Elſaßes, Lothringens, der Bisthümer, des franzöſiſchen Flanderns, Hennegaus und Kambreſis. Ein Franzoſe hält Raubgut für ehrlich erworbenes, und meint Himmel und Erde müße untergehen, wann der rechtmäßige Beſitzer einmal kommt und ſein Eigenthum wieder verlangt. Bei dieſer Gelegenheit ſchimpft er weidlich auf die frechen und unverſchämten teutſchen Tagesblätter, die er gern zu Blattläuſen erniedrigen mögte, die ſich unterſtehen zu behaupten, das Land dieſſeits der Ardennen und Vogeſen, und aller Berge, von welchen ein Tropfen Waſſer zum Rhein herabfließt, ſey von Gott und Rechts und Geſchichte wegen teutſches Land, ſey von der franzöſiſchen Hinterliſt geſtohlnes Land, und müße wieder zum teutſchen Reiche gefügt werden. — Wir wollen nun dieſem Franzoſen und allen, die aus ſeinem Geſichtspunkte die Dinge anſehen und beurtheilen, unumwunden erklären, daß die Völker allerdings gemeint haben, dieſer Krieg werde nicht gegen den armen Napoleon ſondern allein gegen die Franzoſen geführt, und wie bloß deswegen alle Herzen zu dem neuen Kampfe wieder ſo friſch gewesen ſind. Die Kabinette ſcheinen aber häufig andere Gefühle zu haben, als die Völker, und weil der Pamphletiſt eine ſo ſchlechte Meinung von den Kabinetten von London und Petersburg gehabt hat, ſo muß er ihnen fußfällig Abbitte thun, denn dieſe haben ſich der Franzoſen angenommen, als wären ſie Gottes liebſte Kinder, die Hoffnungen der braven Teutſchen aber, welche die Sache mit ihrem Blute ausgefochten haben, ſind wieder wie bunte Seifenblaſen zerflogen.

VII.

Von Napoleon und von Frankreich durch Herrn Azaïs.

Nancy 1815. Vorrede 20 S., Text 77 S., Anhang 12 S.

Dieſes Buch iſt unter der kurzen zweiten Regierung Napoleons gedruckt. Der Verfaſſer offenbart ſich darin als der vollkommenſte Franzos und als der blindeſte Bewunderer und wüthendſte Anhänger des zum zweiten Male abgeführten Korſen, in welchem er faſt einen mit allen Vollkommenheiten und Tugenden ausgerüſteten Gott ſieht und welchem er wieder eine neue weite und lange Bahn des Ruhms und der Macht und eine völlige Demüthigung ſeiner Feinde und Neider weiſſagt; was nun dieſer ungöttliche Held leider zu bald zu einer Lüge gemacht hat. Das Buch iſt bei aller ſeiner Uebertriebenheit merkwürdig als ein ächt franzöſiſches Buch und als der reine Ausbruch und Ausdruck der franzöſiſchen Anſichten und Hoffnungen, und wie die Franzoſen ſich und die andern Völker ungefähr ſchätzen; man kann es in manchen Beziehungen als einen ächten und wahren Spiegel des franzöſiſchen Volkes und ſeines Strebens anſehen, und diejenigen, welche meinen, daß die Wuth, die hier Rache kocht, und die Eitelkeit, die hier Wiederherſtellung ſucht, mit gewöhnlichen und glimpflichen Mitteln und mit 150,000 europäiſchen Vormündern fünf oder ſieben Jahre in Ruhe zu halten iſt, mögen ſich ein wenig bedenken, ob ſie die Zeit und die Vortheile der anderen beſſeren Völker verſtehen, die dieſem unruhigſten, eitelſten und verdorbenſten Haufen immer als Beute hingeworfen bleiben ſollen. Aus dieſem Herrn Azaïs können wir lernen, daß die Franzoſen noch immer glauben, wie ſie das edelſte, kunſtreichſte, wiſſenſchaftlichſte, freieſte Volk ſind, wie jeder Krieg gegen ihre Ueberziehung ein Krieg gegen die Freiheit und Bildung und Wiſſenſchaft iſt; aus ihm können wir lernen, daß ſie von Rechtswegen glauben unſere Herren zu ſeyn; die Herrſcher vor allem könnten daraus lernen, wie alle ihre Gnade und Güte an die Undankbarſten weggeworfen iſt: dieſe erklären ſie geradezu für Feigheit und Dummheit und ihre Völker für Halbwilde und Barbaren.

Das Buch iſt ſonſt nicht ſchlecht geſchrieben und enthält manche Wahrheiten über die Zeit, die wir uns auch für uns zu merken haben. Deswegen und wegen ſeiner franzöſiſchen Reinheit in Sinn, Eitelkeit und Prahlerei geben wir einige Auszüge daraus. Wir werden ja, wie die Welt ſteht, oder vielmehr wie ſie liegt, lange noch nach Weſten ſchauen müſſen.

Wie der Mann aufſchneidet und wie er ſeinen Napoleon anſieht, davon zuerſt ein paar Proben:

„Ganz Europa rückt auf Frankreich los. Weſentlich getrennte Völker ziehen mit einer erſchreckenden Eintracht herbei. Das ſogleich umrennte Frankreich iſt geſchwind überfahren. Der Verrath, die Beſtechlichkeit, (Wo?) die Verblendung öffnen ſeine Thore. Auf verſchiedenen Punkten, vorzüglich auf dem, welchen ich bewohne, (Nancy) ziehen unzählige Legionen oder lagern ſich. Die Menſchen, aus welchen ſie beſtehen, ſind faſt alle Barbaren. Bei ihrem Anblick erſchrickt das Volk anfangs, bald erzürnt es ſich, und in wenig Tagen entflammt es ſich mit Muth und Grauſen. Es lernt dieſe Menſchen des Norden kennen, woraus die Einbildung gewaltige Geſpenſter machte. Sie ſind allein durch die Zahl furchtbar, und ihre Geſtalt ſelbſt iſt nicht ſchrecklich; ſie verräth nur Dummheit und Verworfenheit.

Der Feldzug beginnt; ſein Anfang iſt von der glücklichſten Vorbedeutung. Trotz der Ruſſen und Koſacken dringt das Gerücht von den Siegen Napoleons (?) in unſre Landſchaften ein; die Seelen erheben ſich, die Gemüther lüften und lichten ſich; die guten Franzoſen fangen an gehört zu werden, wann ſie die Gefühle ihrer Bewunderung für die unvergleichliche Kraft Napoleons, für ſein kriegeriſches und politiſches Genie ausdrücken und wann ſie die Anklage und den Tadel gegen Menſchen mit abgeſchmackten Begriffen und wüthenden Leidenſchaften hinwerfen, welche ſo viele wilde Horden nach Frankreich gerufen haben und welche die wahren Urheber der öffentlichen Unſterne ſind.

Napoleon häuft unzählige Siege *) aufeinander. Der Feind ſchaudert vor Schrecken. In allen unſern Landſchaften bewaffnen ſich und drohen unſre braven Bauern; in unſern Städten befeuert ſich

---

*) Sie lieſen ſich zählen im Winter 1814 die Siege Napoleons.

der gute Bürger, zeigt underholen die Wärme des Patriotiſmus und die Freude der lebendigſten Hoffnungen. Auf unſern Landſtraßen und durch unſere Mauern ſehen wir zahlreiche Banden beſtürzter Soldaten und Ströme von Troß auf der Flucht und in Unordnung hinfließen; Nancy wird die Zuflucht einer Wolke feindlicher Offiziere, welche Heere überlebt haben oder welche dem Untergange derſelben vorher entflohen ſind: ſie verkünden unſre Siege, bekennen ihr Schrecken, erwarten jeden Augenblick das letzte Zeichen einer gänzlichen Vertilgung.

Und wir dagegen? wie viel Ruhm und Macht zeigen ſich unaufhörlich unſerer Erwartung und unſeren Blicken! alle Könige Europens gezwungen auf dem Schlachtfelde zu kapituliren! Frankreich plötzlich der ſchmählichſten Unterdrückung entriſſen, durch den Muth und das Genie plötzlich zum höchſten Glanze zurückgeführt!

Mit Einem Male verbreitet der Feind eine ſcheußliche, ſchmachvolle, unglaubliche Nachricht. Paris hat ſeine Thore geöffnet. Eine Handvoll Verräther, „ geſtützt auf ein zuſammengelaufenes Geſindel von „ Raſenden hat die Hauptſtadt des Reichs einem „ geſchlagenen, von ſeinen Lebensmitteln, ſeinem Ge„ ſchütz, ſeinem Troß abgeſchnittenen Heere überlie„ fert.„ *) (S. Seiten 3, 4, 5 der Vorrede.)

Nachdem er manches Wahre geſagt hat über die Nothwendigkeit, daß Frankreich allein durch Eine kräftige Hand aus der Verwirrung und dem Elende zu reiſſen war, fährt er fort:

---

*) O wie ſie ſich mit Lügen zu behelfen wiſſen. Es iſt ihnen wie eine Kinderunſchuldſprache, ſo leicht und natürlich flattert ſie hin.

„ Napoleon wechſelsweiſe Gewandtheit, Muth „ und Klugheit anwendend, erhob ſich ſtufenweiſe „ zur höchſten Macht. Da war Frankreich beſonders „ ſtark und tief ruhig; da waren die Partheien, „ wenn nicht erſtickt, wenigſtens gefeſſelt; da konnte „ der Gehorſam gegen den Herrſcher ſich mit dem „ Gefühle des Volkruhms und mit der Liebe des „ Vaterlandes vereinigen; da begann unter dem „ Schutze der Feſtigkeit und Wachſamkeit die Herr„ ſchaft der Philoſophie und der Größe.„ (Hört ihn !) (S. Seite 9.)

An einer andern Stelle (S. 58. 59) wird Napoleon als derjenige gewieſen, der den großen und wohlthätigen Plan einer europäiſchen Oberherrſchaft, womit Karl der Große und Ludwig der Vierzehnte zum Heil der Welt ſchon ſchwanger gegangen, der ihnen aber nicht ganz geglückt ſey, habe ausführen können:

„ Karls des Großen ganzer Bau ſtürzte nach ſei„ nem Tode zuſammen. Nicht ſo verhält es ſich „ mit dem, welchen Napoleon gründen wollte. „ Ich zweifle nicht, daß, nachdem er ihn aufgeführt „ vermittelſt jener Feſtigkeit der Macht und jener Einheit der Anſichten, die dem Ganzen eines Werks allein eine harmoniſche und feſte Anordnung geben können, er ihn durch jene freiſinnigen Einrichtungen befeſtigt hätte, deren erſte Züge er vorgezeichnet hatte, und die, heutiges Tages durch die öffentliche Stimme allgemein verlangt, allein die Bande und Gegengewichte hätten hergeben können. Dieſer auſſerordentliche Mann war nicht in einer höheren

Klaſſe gebohren; er hatte ſeine Erziehung und ſeinen Anſtoß von der allgemeinen Meinung erhalten; er war die Frucht ſeines Jahrhunderts. Alles, was er gethan hatte, um ſich zur höchſten Macht zu erheben, zeigte, daß er die Menſchen und ihre Ideen die allgemeinen Bedürfniſſe und ihren Einfluß, die Umſtände und ihre Herrſchaft vollkommen kannte. (?) Er hatte ſich weit mehr aus Pflicht als aus Karakter zum Deſpoten gemacht, weil er durch die Geſinnung augenſcheinlich Republikaner war. (?) Ich zweifle nicht, daß die Zeit und Napoleon ſelbſt es einmal enthüllen werden.

In dieſem Augenblick *) denke ich nicht daran wegen ſeines Verhängniſſes die traurende Sehnſucht zu erwecken. Sein Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt und der Geſchichte macht es gewiß ſchön und glücklich genug. Aber die Ehre, mein Gewiſſen, und, ich fühle es auch, die wahre Ehre Frankreichs, der wahre Vortheil des Königs und des Vaterlandes heiſſen mich ſagen, was ich von dem großen Manne denke, den ſo viele kurzſichtige „ und eingenommene Menſchen anklagen, von ſeinen weiten Entwürfen, die ſo viele Gründe rechtfertigen, und endlich von unſerer Zukunft, welche bald wieder die Nothwendigkeit ſeiner weiten Entwürfe herbeiführen wird.„

Im Anhange endlich, wo er den aus Elba Angelandeten wieder begrüßt, ſpricht er ſeine und Frankreichs Hoffnungen von dem großen Erretter und Befreier Europa's unverholen aus. So lautet es: (S. Seite 3, 4.)

---

*) Er gebraucht den Kunſtgriff Mehrerer, als ſey die Schrift ſelbſt ſchon zur Zeit Ludwigs des Achtzehnten geſchrieben und für den Druck beſtimmt geweſen.

„Tauſendmal Ehre und Dank **dem großen** „**Mann**, der uns allein gegen ſo viele Leiden und „Schande ſchirmen konnte! Vormals erſchien er unter uns, um die Anarchie zu erſticken; heute erſcheint er wieder, um ihr vorzubeugen.

Was zeigt dieſer Triumph eines einzigen Mannes, dieſer ſo reiſſende und ſo leichte Triumph? Daß ſchon ſeine Gegenwart ein allgemeines Bedürfniß **war**.

Und die Gegenwart Eines Mannes wie kann ſie das allgemeine Bedürfniß eines Volks ſeyn? Was hat denn dieſer Mann früher gethan, damit bei der bloßen Kunde von ſeiner Rückkehr das Vertrauen ſich rege, damit die Hoffnung der Ruhe auf die Unruhe folge, damit das Volk ſich wieder erhebe, entflamme, vereinige? Was er gethan hat? **Er hat ſich als den Mann des Volks, als den Mann der menſchlichen Vernunft, als den Mann der öffentlichen Meinung gezeigt.** Er hat noch mehr gethan: er hat bewieſen, daß er die unvergleichliche Kraft, das auſſerordentliche Genie, den heroiſchen Muth, daß er alle die großen Eigenſchaften, die er von der Natur erhalten hat, nur dem Triumphe der öffentlichen Meinung, der menſchlichen Vernunft und der Vortheile des Volkes weihen wollte. (?)

So herrſche er denn über uns, weil wir es wollen und weil unſer Wille ſo gerecht, ſo feſt, ſo geſetzlich iſt! Laßt uns die Unfälle und die Zwiſchenherrſchaft ſegnen, welche uns die Zeit und die Mittel geboten haben uns zu vereinigen, uns aufzuklären. Heut ſehen wir alle, wie nothwendig es vormals war, daß Napoleon die Zügel des Staates mit einer feſten und herriſchen Hand hielt. Die Gegenparthei des Volks regte, verſchwur ſich, fand unermeßliche Hülfen in den Anzettelungen der Fremden und in der Verblendung einer großen Zahl Franzoſen. Dieſe Parthei hat ſich einen Augenblick auf den Thron geſetzt; ſie hat darauf ihre Entwürfe und ihre Schwäche gezeigt; ſie hat ſich darauf zertrümmert: bald werden wir ihre Spuren ſuchen und die Geſchichte allein wird ſie erhalten können.

Napoleon iſt frei, Frankreich iſt frei, Europa wird es báld werden. (O!) Jetzt kann uns eine geſellſchaftliche Verfaſſung gegeben werden; denn in dem franzöſiſchen Volke iſt alles in Beziehung und in Uebereinſtimmung. Das franzöſiſche Volk iſt das erſte der Völker; der Mann, welcher Frankreich regiert, iſt der erſte der Franzoſen; die Menſchenwürde iſt bei den Franzoſen in Bedürfniß und in Uebung; die Menſchenwürde, die Bürgergleichheit, die Ehre der Vernunft und der Einſichten ſind die erſten politiſchen Gedanken des Beherrſchers der Franzoſen. (O je!). Der Volksgeiſt wird ſich zu einer erhabenen Gluth erheben, denn er wird durch die Freiheit gebildet, durch die Einigkeit geknüpft, durch die Begeiſterung entflammt werden.

Völker Europa's, weichet unſerm Uebergewicht und unſerm Ruhm! Wir wollen euch nicht beſiegen, noch weniger euch unterdrücken; nie haben wir das gewollt. Ihr behandeltet uns wie Feinde und wir ſtrebten nur eure Freunde und Brüder zu werden. Wir wollen eure hartnäckigen Irrthümer, unſre ſinnloſe Erzürnung und die Leidenſchaften vergeſſen, „ die ſie benutzten. Den Frieden, die Einigkeit, die „ Freiheit, das Glück — das bieten wir euch an

„ durch die Stimme eines Mannes, der daraus „ immer das Ziel ſeiner Gedanken und den Gegenſtand ſeiner Siege machte.“

Dieſen Franzoſen ſoll mir einmal einer überbieten! Wir hören, wie er mit der Geſchichte umſpringt und wofür er den Brand von Moſkau und die Ruſſen hält. Nachdem er ſich abgearbeitet hat zu beweiſen, daß nur zwei Völker in Europa ſind, nemlich England und Frankreich, und daß es Napoleons Pflicht war, durch Englands Erniedrigung Europa das Glück und die Freiheit zu ſchaffen, fährt er ſo fort: (S. Seite 22 ff.)

„ Was konnte Napoleon thun? Noch neue „ Völker an ſein Gebiet knüpfen? noch ſeine Gränze „ erweitern? noch ſein herriſches Joch laſtender „ machen? Durch einen ſolchen Schritt würde „ England nicht beſiegt worden ſeyn. Napoleon konnte ſich nicht der ganzen Oſtſee bemächtigen; und ſolange England ein einziger Hafen auf dem feſten Lande geblieben wäre, hätte es die Mittel gehabt, bis in den Schooß Frankreichs die Erzeugniſſe ſeines Gewerbfleiſſes einzuführen *) und folglich ſeinen Plan eines ewigen Krieges zu behaupten, indem es den Franzoſen die Mittel raubte ihn auszuhalten. Man mußte alſo den vornehmſten Herrſcher der Oſtſee zum dritten Mal zwingen, England ſeine Häfen zu verſchließen; denn man müßte durch einen einzigen und letzten Streich den ewigen Krieg beendigen.

---

*) Und unterhielt nicht der groſe Napoleon ſelbſt einen Handel mit England? gab er nicht 300—500 Schifflicenzen? Alſo —

Wird man jetzt ſagen, daß das Unternehmen, Rußland zum dritten Mal an Frankreichs Vortheile zu knüpfen, unſinnig war? daß es unmöglich war, es mitten unter ſeinem Schnee und Eis und Wüſten beſiegen zu wollen, daß es alſo viel klüger geweſen wäre, wieder an den Rhein zurückzugehen und Europa und Frankreich ſelbſt Englands Herrſchaft preiszugeben, als noch das Uebergewicht des franzöſiſchen Handels zu begründen zu ſuchen? Aber um ſich zu entſchließen, in einem Augenblicke die Frucht ſo vieler Arbeiten und Siege ſo aufzuopfern, mßte muan vorher gewiß ſeyn, daß die Strenge des Klimas und die Natur des Bodens in Rußland wirklich hinreichten für die Zerſtörung der franzöſiſchen Heere, daß folglich die Unſterne, die eingetroffen ſind, unvermeidlich waren. Heute wiſſen wir, daß dieſe Unſterne eingetroffen ſind; aber der Kaiſer von Rußland ſelbſt hielt ſie doch wahrlich nicht unvermeidlich, weil er im Voraus befohlen hatte, daß Moskau bei der Annäherung der Franzoſen verbrannt werden ſollte. (?) Die Einäſcherung einer Hauptſtadt, des Zufluchtsortes aller umwohnenden Völker, iſt eine jener ſchrecklichen Handlungen, die gräulich barbariſch ſind, wenn die Nothwendigkeit ſie nicht erheiſcht; woraus man ſchließen muß, daß das franzöſiſche Heer ſich in Rußland gehalten und dort ſeine Geſetze gegeben haben würde, wenn Moskau nicht verbrannt wäre. Aber ein ſolches Opfer, das nie auf der Erde befohlen worden war *), das wahr-

---

*) Kennſt du Athen nicht, das brannte, als ſein Volk in Schiffen ſchwamm? Und es war keine Stadt von Halbwilden; denn Aeſchylus hatte ſchon bei Marathon gefochten und Sophokles war ſchon gebohren. Auch den Brand von Moskau hatte nur der Stolz und die Rache des Volkes befohlen.

ſcheinlich nie mehr befohlen werden wird, das nur bei einem ſklaviſchen und barbariſchen Volke *) ſeine Ausführung erhalten kann, ein ſolches Opfer konnte von dem Herrſcher des erſten gebildeten Volkes nicht vorhergeſehen werden. Eben dieſer Herrſcher konnte nicht vorherſehen, daß die Strenge des Winters das Jahr dieſer kühnen Unternehmung nicht allein ungewöhnlich hart, ſondern auch wunderbar früh eintreten würde. Doch war dieſe ungewöhnliche Strenge und Frühe des Winters durchaus nöthig, weil die Rede des Prinz Regenten an das engliſche Parlament bezeugt, daß dieſer gräuliche Brand noch lange nicht hingereicht hätte, alle Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Endlich konnte der Herrſcher der Franzoſen, der Mann, welcher Thronen gegründet und mit Frankreich große Staaten durch für dieſe Staaten und für Frankreich ehrenvolle Bündniſſe vereinigt hatte, nicht vorausſetzen, daß er von Fürſten verlaſſen, verrathen werden würde, die ſein Vertrauen, die Ehre, die Verwandtſchaft, ja ihr Vortheil an ſeine großen Unternehmungen knüpften.

Wenn man alſo von den denkwürdigen Umſtänden, welche die Geſchichte dieſes fürchterlichen Feldzuges bilden werden, das abſchneidet, was ſich darin natürlicher Weiſe nicht finden ſollte, die Einäſcherung Moskau's, die ungewöhnliche Strenge eines ſehr frühen Winters, und das ſchwache oder unredliche Betragen untreuer Bundsgenoſſen, ſo

---

*) Hört ihr es, Ruſſen, wie eure liebenswürdigen Freunde, die Franzoſen, euch anſehen? — Ein in Geiz und Eigenſucht verlornes Volk kann ſich freilich eine ſolche Kühnheit nicht mehr befehlen.

wird man vielleicht große Erfolge ſtatt großer Unfälle berechnen, und man wird geneigt ſeyn, mit Napoleon zu ſagen: Der Friede war zu Moskau; ja man wird hinzuſetzen: allein zu Moskau konnte und mußte jener glänzende, feſte, für Frankreich ſehr vortheilhafte, für alle Völker des feſten Landes ſehr nützliche, bloß für England unſelige Friede gemacht werden. Aber zu Moskau offenbarten ſich unverſöhnliche Geſinnungen u.ſ.w.“

Wir hören nun ein wenig, wie er uns beweiſt, daß die Engländer den Franzoſen nothwendig unterliegen, daß wir Teutſche und ganz Europa den Franzoſen von Gottes und von Rechts wegen dienen müſſen, ja daß dieſer Dienſt unſer Glück und unſre Ehre iſt. So klingt es von S. 65—74:

„Ich wiederhole es, Frankreich iſt ſtark und fruchtbar, ſeine natürliche Stärke und Fruchtbarkeit ſind ſogar in dieſem Augenblick denen der anderen Theile Europa's überlegen. Nordamerika, welches Europa einmal erſetzen ſoll, iſt noch faſt jung. Europa herrſcht noch auf dem Erdball; Frankreich muß das Scepter Europa's nehmen; es allein iſt berufen, es zu halten.

Rom war von Natur, ich will ſagen durch ſeine Vortheile der Lage und des Gebietes, Karthago überlegen. Dies machte es auf die Länge in allen Arten Macht überlegen; dies machte, daß Karthago ihm die Herrſchaft der Welt zugeſtand. Vergeblich, und wiederholte Male, gaben die Karthager dem römiſchen Reiche fürchterliche Streiche; vergeblich war ihre Politik vorzüglich ſchlau und gewandt; vergeblich gelang es dem Genius des Hannibal, ſogar die Mauern des Kapitols zu erſchüttern. Die natürliche Stärke, die wahre Stärke rettete die Stadt

Rom, erhob ſie wieder, und endigte mit Karthagos Zertrümmerung.

Die Engländer und die Geſchichte mögen des warten: Frankreich wird einen Scipio erzeugen.

Dies iſt kein Wunſch, den ich ausſpreche; es iſt eine Weiſſagung, verkündigt durch alles, was die menſchliche Vorherſicht begründet, durch die Erfahrung und die Vernunft. Wenn es ein Ding giebt, was Thatſachen und Augenſchein beſtätigen, ſo iſt es das, daß es keine bleibende und endliche Herrſchaft geben kann, als die der Stärke. Dieſe kann abgelenkt, aber nicht niedergeſchlagen werden; ihr Ziel ſteht feſt, obgleich ihr Schritt nicht immer ſicher ſeyn kann.

Die Engländer haben hievon das Geſtändniß gemacht; ſie haben uns einige unſerer Kolonien zurückgegeben, um unſre Kraft und unſre Volksmenge zu zerſtreuen; zu gleicher Zeit, und auch nach ihrem Geſtändniß, haben ſie im Voraus die Mittel bereitet, unſern Handel zu zerſtreuen und unſere Kolonien wieder zu nehmen, wenn ihre Macht dadurch erſchüttert würde. So hat ſich Lord Caſtlereagh in ſeiner Rede an die Kammer der Gemeinen (ſ. S. 150) darüber erklärt: „Was die großmüthigen Zuge-
„ſtändniſſe, die wir Frankreich gemacht haben, an-
„langt, ſo giebt es keinen Grundſatz, woran die
„Miniſter ſich ſtärker geknüpft fühlen, als den, daß
„es zuträglich war, Frankreich weite Mittel zu
„öffnen, ſich friedliche Beſchäftigungen zu ſchaffen,
„daß es Englands Vortheile gemäſſer war, Frank-
„reich lieber zu einer handeltreibenden und acker-
„bauenden Macht zu machen, als es in ſeinem
„Zuſtande eines ſoldatiſchen und erobernden Lan-

„des zu laſſen.“ Noch folgende von Lord Liverpool im Oberhauſe geſprochene Worte: „Der Krieg hatte „England zum Herrn aller franzöſiſchen Kolonien „gemacht; es war weder gerecht noch klug, „ſie alle zu behalten; man hat beſſer geachtet, ſie „zur Ausgleichung bei den allgemeinen Abmachun„gen dienen zu laſſen. Um Englands Anſehen „zu erhalten, müßte man nicht nach einem Grund„ſatze des Monopols in Kolonialhandel verfahren, „das unſere Macht vermindert hätte, ſtatt ſie zu „vermehren, und das gehindert haben würde, daß „unſer Miteintritt in das Syſtem der Politik des „feſten Landes gelingen konnte. Und wann wir es „gekonnt hätten, hätten wir Frankreich alle ſeine „Handels- und Kolonialvortheile nicht rauben müſ„ſen. Aber ſie ſind ſo wiedergegeben, daß „wir ſtets die Macht über daſſelbe haben „können, indem wir ſeine Kolonien an„greifen, ſeinen Handel zerſtören — Alſo „behalten wir die Inſel Maltha als den Schlüſſel „des Mittelmeers. Frankreich behält ſeine Fakto„reien in Indien, aber es verliert l'Ile de France, „welches ihm wichtig ſeyn würde, wenn es in In„dien ein Reich beſäße, aber welches ſonſt nichts iſt.“ Dies will ſagen, daß dieſe Inſel, von den Engländern behalten, ihnen die Erhaltung ihres Reichs in Indien und die Möglichkeit ſichert, die franzöſiſchen Komptoire, wann ſie wollen, zu vernichten. Endlich haben die Engländer es kein Hehl gehabt, daß es ihnen ſehr wichtig war, ſich Belgien und Holland anzuknüpfen; ſie haben beide wirklich Frankreich entriſſen und durch die Vertheilung, die ſie davon gemacht, gleichſam an ihr Gebiet gehängt.

So haben ſie ſich eine der franzöſiſchen Maſſe gleichwiegende Maſſe natürlicher Kräfte zu geben geſucht; Aber es giebt keine ſtarke und natürliche Maſſe als die, welche von Natur zuſammenhangend iſt. Der Rhein iſt Frankreichs Schlagbaum; die Bewohner des linken Rheinufers, ſo wie die Belgen ſind weſentlich und natürlich Franzoſen; (Hört es, Teutſche!) ſie werden unaufhörlich ſtreben es zu werden, denn ſie werden viel leiden, bis dieſes Streben bewirkt iſt. Frankreich allein kann ſie gegen das Schickſal ſchirmen, welches durch die Verfeinerung an feſte Sitze gebundene Menſchen immer als das jammervolleſte betrachten: ihr Gebiet wird bis zu ſeiner Wiedervereinigung beſtändig ein Schlachtfeld ſeyn.

Ich wiederhole es; es ſind keine Wünſche, die ich ausdrücke. Wenn der Menſch in der Reife ſeines Alters und umringt von einer Familie über die Begebenheiten und über die Dinge ſchalten könnte, er würde den menſchlichen Leidenſchaften und der Natur jene Stille, jenes Bleibende auflegen, wovon er ſelbſt das Bedürfniß fühlt. Aber alle unſre Wünſche können nicht machen, daß die allgemeine Bewegung ſich nicht behaupte und daß die allgemeinen Geſetze ſich nicht ausführen. Die Kunde und die Ueberzeugung von dieſen Geſetzen, wenn man ſie ſtark verbreitete, würden als Entſchädigung für dieſe ſüße und täuſchende Sicherheit, die ſie rauben würden, einen großen Vortheil mit ſich bringen: Sie würden die Zuverſicht der Völker vermehren, welche beſtimmt ſind zu *ſiegen; ſie würden den Widerſtand der Völker vermindern, welche beſtimmt ſind unterworfen zu werden; ſie würden alſo machen, daß die unvermeidliche Ordnung der Dinge ſich mit weniger Umwälzungen und Erſchütterungen ausführen ließe.*

Ich ſage *mit weniger Umwälzungen und Erſchütterungen*; ich ſage nicht *ohne Erſchütterungen und Umwälzungen*. Welche auch einmal die Fortſchritte der Wahrheit und ihr friedlicher Einfluß ſeyn mögen, die Verhältniſſe der Völker unter ſich werden ſich nie mit einer feſten Ruhe behaupten, die Ordnung der erſten Stelle wird ſich nie mit einer bleibenden Stille befeſtigen. Bei den von Natur weniger ſtarken Völkern werden die Ehre, der Volksgeiſt und der Vortheil der Gegenwart immer mit mehr oder weniger Heftigkeit gegen die Nothwendigkeit, ja gegen die Ueberzeugung zu Felde ziehen. Auch iſt alles, was ein Schriftſteller hoffen kann, indem er angiebt, was ſeyn muß, beizutragen, die volkthümlichen Widerſtrebungen zu mildern und die Drangſale zu mindern, welche ſolche Widerſtrebungen mit ſich führen; aber weit wird er von der Hoffnung ſeyn, daß ein überziehendes Volk jemals friedlich aufgebe, was es in ſeinem Flor und ſeiner Macht Erzwungenes und Unrechtmäßiges hat. Die Ueberziehung macht nicht, daß dieſer Flor, dieſe Macht, und alle Vortheile, die daraus hergefloſſen ſind, den Wohlſtand der reichen Klaſſen und das Daſeyn der niederen Klaſſen nicht gegründet haben. Die erſten haben ſich zu einer Nöthigung von Bedürfniſſen und die zweiten zu einer Ueberfülle von Volksmenge geneigt, die nicht mehr ohne Anſtrengung und Kampf eingeſchränkt werden könnten. Aber bei dieſem Volke ſelbſt könnte die Vorherſicht dieſes entſcheidenden Kampfes der Gewalt deſſelben vorbeugen. Die reichen Familien könnten durch die Gewohnheit der Genüſſe und durch den Geſchmack der Ruhe bewogen werden, ein neues Vaterland zu ſuchen, wo ſie die feindlichen Einfälle und die politiſchen Getümmel nicht zu fürchten hätten. Und wenn dieſer dem bedroheten Volke heilſame Abfluß ſich zum Vortheile des weſentlich wachſenden Volkes machte, würde er unvermerkt mildern, was die Ueberziehung in die gegenſeitige Lage Unordentliches und Ungerechtes gebracht hätte; er würde im Voraus den Ungeſtüm der Bewegungen ſchwächen, wodurch jedes der beiden Völker auf die Stelle gebracht werden ſollte, die es einnehmen muß.

Es ſcheint, daß dieſe Art politiſcher Neutraliſation gehofft werden kann. England und Frankreich ſind zwei nebenbuhlende Völker. In dieſem Augenblick iſt das eine unterdrückend, das andere unterdrückt. Indeſſen iſt, wenigſtens zwiſchen den Engländern und Franzoſen noch nicht, gar kein ſtarker und volklicher Haß. (?) Die Gefühle, die ſie trennen, haben bei weitem noch nicht die Erbitterung der Gefühle, welche das karthagiſche und das römiſche Volk gegen einander harniſchten. Die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Ideen der Engländer und der Franzoſen vereinigen und verfließen ſich in einander. Die Feinheit unſerer Sitten und die Reitze unſers Klimas locken die Engländer zu uns, die ein großes Vermögen haben. Dieſelbe Ziehkraft haben wir auf die reichen Familien aller Länder Europa's.

Unſer Vaterland wird der Centralaufenthalt, unſre Sprache wird die allgemeine Sprache; dieſe doppelte Richtung wäre hinreichend, unſern künftigen Oberrang zu bezeichnen. Möge ſie hinreichen, ihn zu bewirken!

Und ich ſetze hinzu: Es iſt nicht der Nationalſtolz, obgleich ein ſehr ehrenwerthes Gefühl, der den Franzoſen den Wunſch eines ſolchen Oberranges einflößen muß; es iſt das Bedürfniß der politiſchen Ordnung, das Schrecken, das ganze, eines fähigen und ehrfurchtgebietenden Hauptes beraubte Europa ſich durch Umwälzungen zerreiſſen, ſich durch die Anarchie zerſtören, wieder in die Barbarei zurückfallen, ſich mit Räubern bedecken zu ſehen, welche ſich in ſeine Wüſten theilen. Unter an einander hangenden Völkern, deren jedes ſein Gebiet füllt und die in den Sitten und Ideen eine große Zahl gemeinſamer Dinge haben, muß ein Herrſchervolk ſeyn, wie in einem großen Staate ein Herrſcher ſeyn muß. Eine politiſche Eidgenoſſenſchaft ohne einen herrſchenden Stoß, ein Gleichgewicht von lauter unabhängigen Völkern, ohne daß ein einziges unter ihnen ſey, welches die Verrichtungen des Lenkers macht — ſolche Anſichten ſind unausführbare Hirngeſpinſte, deren Verſuch folglich nicht anders als unſelig ausfallen kann. Es bedarf unſtreitig eines Gleichgewichts unter den verſchiedenen Vortheilen der an einander hangenden Völker; aber damit dieſes Gleichgewicht ſich erhalte, muß es aus einem Druck entſpringen, den ein herrſchendes Volk auf die vereinte Maſſe der ſchwächeren Völker übt, und aus einem Gegendruck dieſer auf die Macht des erſten. Kurz, ſogar in jeder Eidgenoſſenſchaft bedarf es einer Unterordnung, um die

Harmonie derſelben hervorzubringen; ſonſt giebt es nur nebenbuhlende Anſprüche, ohne daß zwiſchen den Mitteln ſie zu behaupten Gleichheit ſey.

> Der Friede in der Welt iſt nur der Stärke Sohn.

Dieſer Satz iſt von einer ſtrengen Wahrheit. Er gilt bei den Bewohnern derſelben Gegend, die ohne das Anſehen der Gerichtshöfe beſtändig in Zwietracht ſeyn und einander ihr Erbe antaſten würden; er gilt von gleichzeitigen Völkern, welche, da man ſie keinen politiſchen Gerichtshöfen unterwerfen kann, jedes in ſeiner Sache, Richter und Parthei ſind und folglich nur durch das Geſetz des Stärkeren befriedet werden können. Das Weſentliche iſt, daß der Stärkere zu gleicher Zeit der menſchlichſte, der gerechteſte ſey. Dies muß man erwarten, wann die Macht deſſen, der befiehlt, natürlich und wirklich iſt; ſie wird dann mit Stille, Adel und Hochherzigkeit geübt. Hingegen die Herrſchaft des Schwachen iſt ihrem Weſen nach mistrauiſch und tyranniſch. Er glaubt nie genug Mittel zu haben, um eine Macht feſtzuhalten, die er durch Ueberrumpelung erlangt hat und die er immer bereit fühlt ihm zu entſchlüpfen.

Ich wette an den allgemeinen Begriff, den die Franzoſen einflößen. (O je!) Ihre politiſche Herrſchaft, wenn es Napoleon gelungen wäre ſie zu ſtiften, wäre ſie nicht edel, hochherzig geweſen? wäre ſie nicht übereinſtimmend geweſen mit ihrer Ueberlegenheit in den Künſten und Wiſſenſchaften, mit dem Uebergewicht ihrer Sitten und Litteratur, mit jenen offenen, liebenswürdigen Neigungen, welche die Na tur ihnen gab, indem ſie ſie aus dem rechtmäſſigen Gefühle ihrer Stellung und ihrer Vorzüge entſpringen läßt? (O je! o je!)

Was wollte denn Napoleon? den Druck (l'action) des Stärkſten und Liebenswürdigſten allgemein in Europa verbreiten. Das hieß dem Glücke und der Ruhe allgemein dienen. (Und zum dritten Mal O je;)

Und für einen ſo nützlichen, ſo großartigen Entwurf hatte Napoleon in der Kraft der Umwälzungsbewegungen mächtige Hülfen gefunden; ſeine vorzüglichſte Kunſt war geweſen, dieſe Bewegungen zu beherrſchen und zu leiten. Der große Mann, der ſich entweder auf den Thron der Burbone oder auf die Stufe dieſes Thrones erhebt, wird nicht wie Napoleon die Gemüther zu einem unwiderſtehlichen Ungeſtüm geneigt finden; ſondern unter andern Verhältniſſen werden ſeine Vortheile unermeßlich ſeyn. Er wird nicht ſeine eigne Macht aufzubauen, keine Nebenbuhler zu feſſeln, keine Rotten zu dämpfen haben. Die alten Klaſſenunterſchiede werden verwiſcht ſeyn; denn alle Sehnſuchten nach ihnen, alle Verſuche würden gewiß an der Unmöglichkeit ihrer Wiederherſtellung ſcheitern; die verſchiedenen, ſey es politiſchen, ſey es religiöſen, Meinungen werden durch den Fortſchritt der Aufklärung und die Mittheilungen der Menſchen einander auſſerordentlich genähert ſeyn; man wird dem gebieteriſchen Bedürfniſſe, den Staat zu ſeiner nothwendigen „ Größe zu bringen, nicht mehr den unſinnigen „ Namen einer ſträflichen Herrſchſucht geben; die Gegner dieſer Größe werden nicht mehr ſogar in dem „ Schooße Frankreichs eifrige und blinde Anhänger „ finden.“

Und dies hörſt du, wackerer Teutſcher, der zum zweiten Male um ſeine gerechteſten Hoffnungen und Forderungen betrogen iſt? So nichtig, ſo unbedeutend ſehen die Fremden dich noch an, daß ſie dich bloß als Maſſe mit einrechnen, wann die Köpfe gezählt werden, die beherrſcht werden ſollen? Nur zwei Völker, ſagt uns dieſer Franzoſe, ringen um die Herrſchaft, die Engländer und die Franzoſen; die Engländer werden den ungleichen Kampf nicht aushalten können, den Franzoſen wird das Scepter über die Völker Europa's zufallen, das ihnen gebührt. — O der Blinde! o die Blinden! ſollte ich ſagen, denn Englands Liſten und Hinterliſten gegen uns werden gerathen wie Frankreichs. Das wimmelnde Wurmvolk, mit deſſen ungezieferartiger Vermehrung Herr Azais uns mit Recht dräuet, wird ſich rühren und ausfliegen wollen — und wohin ſollen ſie ſchwärmen und fliegen als zu uns Allemannen, da ihnen die lauernde brittiſche Politik die Pfade des Oceans immer mehr ſperrt? Aber mögen ſie von Sceptern und Kronen träumen, ſo viel ſie wollen — ſie ſind anderen aufgehoben als ihnen. Weswegen der Britte uns kleinlich in der Noth ſtecken und im Gedränge zappeln läßt, weswegen der Franzoſe ſich freuet, daß er wieder über uns hinfließen kommen wird — das alles wird dem einen zum Aerger und dem andern zum Schrecken werden. Gott hat uns auf den Weg gebracht, dieſe mit ihren loſen Künſten des Truges und der Habſucht werden uns weiter darauf führen. Wir werden hoffentlich keine indiſche Nabobs, keine polniſche Aufſtände in Teutſchland erleben — unſre Leiche wird die erſten Jahrhunderte noch nicht zur Theilung aufgetragen werden, ſondern Einheit und Herrſchaft und Geiſſeln für ſich, wann ſie ungerecht und hinterliſtig ſeyn wollen, werden ſie aus einem Volke hervorpreſſen, das aus ſeinem langen Todesſchlafe erwacht iſt, und weiß was es ſeyn kann, wann es teutſch ſeyn will.

VIII.

Und wieder vom Haß.

Haß ſollſt du nicht predigen ſondern Liebe, ſagt das Evangelium, und ſo ſagt auch das Evangelium der Menſchenbruſt. Das wiſſen wir, und wir fürchten uns, nicht bloß Menſchen zu verletzen, ſondern alles, was Gefühl hat, denn auch Thiere zu peinigen halten wir für eine ſträfliche Sünde. Beſchädigung ſollen wir vergeben, Unrecht verzeihen — auch das wiſſen wir und fühlen wir als Gebot deſſen, was in uns und über uns waltet. Aber nimmer dürfen wir den Schaden überſehen und verzeihen, den wir an der Kraft und Tugend leiden können, nimmer dürfen wir mit einer gleichgültigen und jämmerlichen Liebe mit der Schlange tändeln, die ſich ſpielend in unſern Buſen einſchleicht und ſich mit ſanften Nagen und Biſſen in unſer heiligſtes Herz hineinſtiehlt. Die Völker hat Gott geſetzt als Verſchiedenheiten einander gegenüber, damit jedes in ſeiner Art und Anlage herrlich und ganz ſey und durch Ausbildung und Entwickelung ſeiner Eigenthümlichkeit herrlicher und feſter werde. Es giebt eine allgemeine Menſchlichkeit von hoch oben, wornach alle Völker in Gemeinſchaft ſtreben ſollen; jenes Zuſammenfließen der Völker in ihren unteren und beſonderen Trieben und Strebungen wird eine Sündfluth, *jene Allgemeinheit wird eine Gemeinheit.* Frage die Geſchichte und ſie wird dir Antwort geben. Wer alle Völker

Europas auch durch die ſanfteſten und freundlichſten Mittel zu Einem Staate unter Einem Scepter und Einer Verfaſſung vereinigte, und dann auch die Sitten, Sprachen und Menſchen der verſchiedenen Länder auf das mannigfaltigſte und bunteſte mit einander vermiſchte und vermählte, würde dieſe gemeine Sündfluth über unſern Welttheil ſchwemmen. Dieſes aus zwanzig dreißig verſchiedenartigen Völkern und Völkerſchaften zuſammengeſchwemmte Geſchlecht würde das üppigſte, leidenſchaftlichſte und ſchlaueſte Volk werden, das die Geſchichte geſehen hätte, in wüſten und unbändigen Trieben dahinfahrend, dunkel und verworren im Gemüthe, unruhig und aufrühriſch im Geiſt, ohne Liebe, ohne Innigkeit, ohne Mäſſigkeit, gemacht allen Laſtern und allen Tyrannen zu dienen. Da dies ſo iſt und da die Geſchichte der Jahrhunderte es beſtätigt, welche Früchte aus einem regelloſen Miſchmaſch des Ungleichen und Verſchiedenartigen hervorgehen, ſo darf ein Volk von Zorn und Haß brennen, wann es von ſolcher Gefahr bedrohet wird. Dieſer Zorn und dieſer Haß ſind ächt evangeliſch, weil das Evangelium gebietet, ſich vor der Sünde und auch vor dem Samen der Sünde zu hüten. Wenn der Einzelne nicht leiden noch thun darf, wodurch er fühlt, daß er ſchlechter wird, ſo darf ein Volk das auch nicht leiden noch thun, ſondern muß ſich mit Zorn und Haß gegen dasjenige waffnen, was es verderben will.

Die Erde iſt kein Himmel und die Menſchen ſind keine Engel. Wir wohnen in einem Lande des Übels, worin wir uns im Gefühle der Nichtigkeit und Sündlichkeit ſo oft als ausgeſetzte und verwaiſete Fremdlinge fühlen; wir ſind beſchränkte, zwiſchen irdiſchen und himmliſchen Trieben hin und her wankende und ſündliche Weſen. Wir werden zubald inne, daß wir uns im Gefühle allgemeiner Liebe und Güte unſer und des Menſchengeſchlechts überhaupt von dem lieben und gefälligen Zufall nicht treiben laſſen dürfen, daß wir unſre Bahn abmeſſen, unſre Schranken ſetzen müſſen, daß wir uns als Einzelne und als Volk mit einer ſicheren Eigenthümlichkeit und geſchiedenen Beſonderheit wie mit einem Harniſch umpanzern müſſen, damit aus dem Wenigen, was wir ſind, nicht endlich Nichts werde.

Jedes Ding in der Natur hat ſein beſonderes Leben und Gefühl, ſeine beſondere Freundſchaft und Feindſchaft, wodurch es iſt und beſteht, ſeine beſondere Art und Geſtalt; und der Menſch findet es nicht ſonderbar, daß es mit allen Weſen und organiſchen Leben ſo iſt, ja er weiß, daß ſie ſchlecht werden und entarten, ſo wie ſie durch Zufall oder menſchliche Willkühr ſich verarten und verpaaren. Ja auch das weiß er, daß ſelbſt ſolche Naturweſen, denen er keinen Schatten von Willen, keine Dämmerung von Verſtand beilegt, die wunderſamſten Zuneigungen und Abneigungen zeigen, wodurch ſie das Verwandte und Belebende anziehen und das Fremdartige und Ertödtende abſtoßen. Und ſich ſelbſt wagt er anders zu betrachten und zu ſchätzen? O das kann er nur wagen im Uebermuth und in der Eitelkeit. Denn wenn er ſich bedenkt und wenn er die Weiſen der

Vergangenheit und die Guten der Gegenwart hört, ſo wird er bald mit Demuth gewahren, daß auch er mit der Hälfte ſeines Daſeyns in der Erde gewurzelt ſteht, daß er in dem kleinen Leben, in dem bürgerlichen und politiſchen, ſich nicht anmaaßen darf, ſich frei machen und frei nennen zu wollen, wie in dem großen Leben, das anderswo ſeine Heimath fühlt und ſucht. Wie die Pflanzen, wie die Thiere in ihrer Eigenthümlichkeit ſich ſchützen und vertheidigen, ſo hat die weiſe Natur jedem Einzelnen und jedem Volke gewiß ein ſicheres Gefühl, eine Art Inſtinkt verliehen, wodurch ſie auch unbewußt das zu erhalten und zu behaupten ſtreben, wodurch ſie wahr und wacker bleiben können. Dies gewahrt man bei den Einzelnen in der Kindheit und in dem Jünglingsalter oft auf eine ſo helle und kindliche Weiſe; bei den meiſten Völkern gewahrt man es in den Anfängen ihrer Entwickelung und ſpäterhin auch in den Klaſſen, welche immer gleichſam in den Anfängen bleiben, in den Klaſſen der Kleinen und Geringen. Wenn die ſogenannten höheren Klaſſen durch Verdunkelung und Auslöſchung des großen Volksbildes, durch Abſchleifung ihrer Eigenthümlichkeit und Ausſchleifung aller Eigenthümlichkeit oft ſchon lange die Fähigkeit des reinen Gefühls und der reinen Erkenntniß und leider damit auch die Fähigkeit jedes heiligen Zorns und Haßes verloren haben, fühlen die Kleinen, jene meine ich, welche die Höheren unwiſſend Volk und verachtend Pöbel nennen — recht deutlich, was ihrem Weſen und ihrer Tugend verderblich iſt. Darum ſind die Namen Jude und Franzoſe ſeit

Jahrhunderten dem teutſchen Volke ein Schimpfname bis auf den heutigen Tag.

Die pfiffigeren und ſchlaueren Menſchen und Völker, die durch eine Art angebohrner Eigenſucht und Eitelkeit immer ſich zuerſt, man mögte ſagen ſich allein, fühlen und ſehen, ſind der Gefahr wenig preisgegeben, ſich in dem Fremden zu verlieren und durch die ungebührliche Vermiſchung und Zuſammenfließung mit dem Fremden alle Eigenthümlichkeit und alle Haltung des Lebens und Karakters einzubüßen. Wo die meiſte Güte und Liebe iſt, da iſt die meiſte Gefahr, denn wer kein Herz hat, kann auch kein Herz laſſen. Kugelrunde Steine kommen über alle Zacken ſo tief hinab, als gefallen werden kann, und ſind immer wieder fertig zum neuen Rollen; wer Spitzen und Ecken hat, womit er gefaßt werden kann, bleibt an den Zacken hangen. — Das germaniſche Volk iſt eines der gutmüthigſten und liebendſten, das die Geſchichte gezeigt hat. Man würde dieſe Gutmüthigkeit und Liebe für Schwäche und Feigheit erklären, wenn es nicht zugleich eines der rüſtigſten und tapferſten Völker wäre. Wenn man den Teutſchen, den Schweden und Normann, ja auch den Engländer geſehen hat in ſeinem einzelnen Leben, ſo mögte man oft heiße Thränen vergießen bei der Erinnerung, wie die angebohrne Güte und Liebe oft zu reich iſt für dieſes arme und herzloſe Daſeyn hier unten und wie das Edelſte und Schönſte oft verdirbt, weil es vor den Liſten und Tücken der Erde nicht beſtehen mag! O wie viele Menſchen habe ich geſehen aus dieſen Völkern, die gerade untergingen, weil ſie zu viel von dem hatten, wodurch der Menſch ein edleres und göttlicheres Weſen zu ſeyn geglaubt wird. Sie hätten Hunderte reich machen können mit ihrer Fülle, aber ſie ſelbſt mußten darin verderben, weil die Erde die Unermeßlichkeit von Liebe und Hingebung nicht trägt noch verträgt. — Dieſes Zuviel des einzelnen Germanen, der ſich eben in ſeiner Unermeßlichkeit und Unendlichkeit verliert, iſt auch ein Zuviel des Volkes. Dies iſt die große Tragödie der teutſchen Geſchichte, daß der Held und der Weiſe oft vom Hanswurſt und Narren mit Hohngelächter von der Bühne geführt wird; und das wird dann die Tragödie in der Tragödie, daß er mitlacht, als gelte es nicht ihn, ſondern einen dritten. Es iſt etwas Heiliges um dieſe Liebe und Hingebung, und ich will nimmer verſpotten, was ſo viele herrliche Männer vor mir gelobt haben; es iſt eine ſchöne Gabe Gottes, daß der teutſche Menſch alles vernehmen und verſtehen, daß er alles Fremdeſte und Fernſte kennen, würdigen, ſich zueignen, ja lieben will: wenn Erkenntniß und Liebe der größte Schatz geiſtiger Weſen iſt, ſo mag der Teutſche wegen dieſer ſchönen Neigung vor den meiſten Völkern wohl glücklich geprieſen werden. Demuth und Beſcheidenheit ſind die Tugenden, welche das Chriſtenthum vor vielen anderen lobt; es muß alſo auch dem Teutſchen ein hohes Lob ſeyn, wenn Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit ihn nicht über die eigenen Mängel täuſchen und gegen die Anerkennung fremder Vorzüge und Herrlichkeiten blenden. Das hat man auch geſagt, es zieme dem Mittelvolke Europa's, das gleichſam die Ströme aller Gefühle und Geiſter, woher ſie immer rauſchen, aufnehmen ſolle, daß es unſeitig und in ſchroffer Eigenthümlichkeit und Beſonderheit nicht abgeſchloſſen ſey.

Alle dieſe Eigenſchaften und das Lob, das ſie verdienen, ſind allerdings ſehr fein und klingen noch feiner; aber ſchlecht iſt es um ein Volk beſtellt, wenn dieſe Güte und Liebe, dieſe alle Welt anerkennende und zu aller Welt ſich hinneigende Demuth dahin gelangt, daß ſie endlich das Eigene und Eigenthümliche gleichſam auch auſſer ſich nur empfindet und anerkennt. Da bleibt auch das Menſchliche nicht ſtark und lebendig und das Volkliche wird gar ſchwächlich und ohnmächtig.

Wer wagt es zu leugnen, daß wir Teutſche da nicht waren, daß wir da noch nicht ſind, wo ein Volk ſorglos mit ſich ſpielen laſſen darf; und ich glaube, ein Volk darf nie mit ſich ſpielen laſſen. Eben weil wir mit unſerer ſorgloſen Gutmüthigkeit immer das Fremde zuerſt geſucht und anerkannt haben, ſind wir zu lange der Spielball der Völker geweſen. Wir mangelten jener Geſchloſſenheit des Karakters und jener Gediegenheit des Willens, wodurch die Welt allein beherrſcht und behauptet werden kann. Tüchtige Arbeit haben wir oft gethan, aber den gebührlichen Lohn haben wir nimmer dafür erhalten. Im Kriege ſind wir zuweilen groß erſchienen, da hat der nah liegende Zorn uns oft zu Männern gemacht; ſo wie aber die Früchte des Krieges gepflückt werden ſollen, iſt alle unſere Kraft und Feſtigkeit immer wieder zerfloſſen, auch nach den herrlichſten Siegen ſind wir faſt immer als die Beſiegten aus dem Kampfe der Liſten und Verhandlungen geſchieden.

„Aber, wird man ſagen: guter Freund, dieſe Worte „treffen wie die Fauſt aufs Aug, dieſe Schwäche, die der „Teutſche alſo offenbart, dieſes Zerflieſſen ſeiner Kräfte, ja „dieſe Zerfloſſenheit ſeines Weſens wie kann die aus der „wenn gleich übertriebenen Annehmung und Anerkennung des „Fremden kommen? ſie muß vielmehr, wenn ſie iſt, wie „du behaupteſt, tiefer ſtecken, ſie muß in einer angebohrnen „Unbehülflichkeit und Ungewandtheit des Volkes liegen.“ — Dies könnte ich zum Theil zugeſtehen, und doch bleiben meine Worte wahr. Wir Teutſche haben viele gute und beglückende Eigenſchaften, weswegen wir nicht wünſchen können mit vielen andern Völkern zu tauſchen, aber unſre Allheit und Allſeitigkeit hat uns gegen das eigene Volk und Vaterland zu unſeitig gemacht. Wir wollen die Eitelkeit nicht loben, womit einige Völker ſich in allen Dingen für die erſten und einzigen hatten, aber ſoll eines von beiden ſeyn, ſo iſt Einſeitigkeit für ein Volk glücklicher als Unſeitigkeit. Die guten Teutſchen lieben und ehren ihr Vaterland auch, aber jene Liebe iſt ſelten eine Gluth, jene Verehrung ſelten ein Stolz, die wo gilt zu handeln und zu helfen Tag und Nacht nicht raſtet und ruhet. Wie viel weiß die raſtloſe Thätigkeit des Franzoſen da zu erjagen, auch wo es am ſchlimmſten für ihn ſteht. Damit nun die Liebe des Vaterlandes dieſe Gluth und die Verehrung des Vaterlandes dieſer Stolz werde, muß das Fremde unter uns nothwendig mehr herunter und das Eigene mehr empor gebracht werden; ja wenn das Erſte nicht anders zu vernichten iſt, ſo müßen wir Krieg und Haß dagegen predigen, damit vertilgt werde, was unſre Tugend und Kraft überwuchert.

Es giebt viele Vortrefflichkeiten und der Gute ſoll ſie alle lieben, aber wie? So, daß er die am innigſten liebt, der ſich ganz hingiebt, welche er ſeinem Weſen die verwandteſten fühlt, durch welche er was Gutes in ihm iſt erwecken und kräftigen kann. Mit Recht tadelt man den Mann, der ſagt, er liebe ſechs herrliche Frauen gleich ſehr; man zweifelt endlich, ob er überall liebe: denn nach menſchlicher Art müßte er eine vor allen, ja im tieferen Sinn allein lieben. Und alſo —

Ja ſelbſt Herrlichkeiten und Trefflichkeiten kann ein fremdes Volk haben, die wir anerkennen, aber nicht immer nachahmen dürfen, weil wir vielleicht keine Anlage dazu haben. Das ſollen wir erkennen. Ueberhaupt kann jedes Naturding — und Völker ſind nicht bloß Geiſter ſondern als Völker ſind ſie recht ſehr Naturdinge — nur aus eigenem Lebenskeim ihm ſelbſt gleich, d. h. tüchtig, gebildet und entwickelt werden. Man kann unmöglich alle Geſtalten tragen, das Volk iſt das tüchtigſte, welches als Volk am meiſten Eine Geſtalt trägt.

Tugenden und Herrlichkeiten fremder Völker dürfen wir freilich nicht haſſen — das wäre ſchändlich — aber Spielerei und Aefferei mit fremden Herrlichkeiten, die, wie ſie bei jenen ſind, bei uns nicht werden können, ſollen wir verachten. Wenn aber die Sitten und Neigungen eines fremden Volkes an ihnen ſelbſt ſchon dünn und eitel und überhaupt der Art ſind, daß ſie uns von Grundaus verderben und alle unſre Kraft in Schwäche und unſre Wahrheit und Redlichkeit in Lüge und Tand zu verkehren drohen, dann dürfen wir dieſes Schlechte und Eitle wohl haſſen und dieſen Haß predigen von den Thürmen und von den Dächern.

Druckfehler.

Seite 115 letzte Zeile für Sitten lies Sitten.
= = 152 erſte = = für faſt l. feſt.
= = 169 16te = = für Friedrich l. Frankreich.
= = 185 27te = = für müßte l. mußte.
= = 185 25te = = für erben l. werden.
= = 187 20te = = für zerſtreuen l. zerſtören.

IX.

Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen. (Schluß.)

Eben ſo reich und mannigfaltig, wie die germaniſche Natur unter den warmen Sonnenſtrahlen des Chriſtenthums ſich gleich Blumen in der Kunſt entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte ſie ſich in dem Leben und in dem Staate. Dieſes Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur die Römer — und merke!) von jeher die unſichtbaren Götter mehr gezogen haben, als die ſichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen iſt, wie die Idee ſein rechtes Gebiet war von Anfang, ſo hat er auf Erden immer nach der höchſten Freiheit geſtrebt, und thut dies bis dieſen Tag; ſo daß er mehr als einmal auf dem Punkte geweſen iſt, über dieſem Streben nach der höchſten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchſte iſt nemlich die menſchliche Freiheit, die kleinere iſt die politiſche Freiheit. Unſelig iſt das Volk, welches der politiſchen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menſchliche nicht behaupten mag; aber unſeliger iſt das Volk, welches kein Streben der menſchlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine groſe politiſche Freiheit haben kann.

Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche, als durch Geſchichte und Gebote regiert. Je mehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, deſto weniger bedarf es der Geſetze. In Hinſicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche iſt wohl kein Volk reicher geweſen, als eben die Teutſchen. Dieſer Theil unſerer Geſchichte, der für die Kunſt, ja der für unſer ganzes welthiſtoriſches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, iſt noch faſt wenig bearbeitet, und doch droht er vom Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtniſſe der Menſchen und endlich auch aus der Wirklichkeit zu verſchwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit, aber von dem, was jetzt meiſtens vergangen und geweſen iſt, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germaniſchen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert herrſchte und wo unſere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg, Straßburg, Köln, eine ſo große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen teutſchen Staaten, die ſich wohl groß dünken, nicht iſt. Zuerſt ſtanden die Stände geſchieden, die Fürſten, der hohe Adel, der kleine Adel, die Geſchlechter, die Geiſtlichkeit mit allen ihren Stufen, die Bürger, die Bauern. Dieſe bildeten jede ihre beſondere Art und Sitte, obgleich ſie viele Einigungs- und Zuſammenflieſſungspunkte hatten. Die Bürger auſſer dem, was ſie gemeinſam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterſchied, waren wieder in eine Menge beſonderer Geſellſchaften, Zünfte und Innungen zerſpaltet, deren jede wieder ihre Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und ſie mit der gröſten Sorge behauptete und feſthielt, weil ſie ſich ſelbſt allein ſo behaupten und feſthalten zu können meinte. Wenn man ſich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tauſend Gegenſtößen und Wiederſtreiten auſſer einander und neben einander ſtand, recht lebendig vorſtellen könnte in ſeinem lebendigen Wirken, Schaffen und Seyn, ſo würde unſer jetziges Leben uns faſt arm und jämmerlich dünken in der Vergleichung mit jener Vergangenheit. Auſſer dieſer unendlichen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der vielen Klaſſen und Geſellſchaften, die damals in einer einzelnen teutſchen Stadt geſehen werden konnten, war aber noch eine ſehr zahlreiche Freiſchaar des Lebens, die keiner beſondern Klaſſe und Geſellſchaft angehörte, ſondern wie die leichten Truppen und Springer und Plänkler eines Heeres hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein luſtiges und buntes Vorbild gab. Ich ſpreche hier von den Luftſpringern und Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite ſeiner Geſchichte leſen können, das Mittelalter gewimmelt hat. Es war damals eine ſehr reiche Zeit: angeſtrengte Regierung war nirgends, ſtehende Heere kannte man nicht, das Reich war ſo mächtig, oder vielmehr die Nachbarn weeen ſo ſchwach, daß keiner es von auſſen antaſtete, Handel und Gewerbe blüheten überall. Da war Raum für eine Menge Sieger und Spieler und anmuthiger Faullenzer, die man in ſpäteren Jahrhunderten überflüßige oder gar verderbliche Menſchen hat nennen müſſen; ſie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernährt, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeiſige und Bienen und Schmetterlinge, ja auch Spatze und Mücken und Fliegen trägt und nährt als leichte Spieler ſeiner unendlichen Luſt und Liebe. Dieſe leichte Freiſchaar hat, wie man aus allen Kroniken Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten ſieht, das Leben derſelben auf die luſtigſte und mannigfaltigſte Weiſe geſchmückt und verziert und der Zucht und dem Ernſt der Sitten nicht geſchadet. Später iſt mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine ſorgſame Polizei hat dieſen bunten Harlekinsrock der Geſelligkeit zerſchnitten und die Fetzen davon in alle Winde geſtreut: Das Volk hat ſeitdem lernen müſſen ſich mit Methode freuen und mit Ordnung ſpielen.

So ſtand das teutſche Leben in reicher Fülle ausgeſpreitet und mit tauſend Blüthen und Blättern und Zweigen entfaltet und ineinander verwachſen; aber jeder Gau, jede Stadt, jedes Land, jeder Volksſtamm hatten wieder ſeine beſonderen Ordnungen, Arten und Weiſen, obgleich Einiges dem ganzen Großen gemeinſam war, als das, was das teutſche Volk und ſeine allgemeinſte Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber auſſer dieſem Ebenberührten, was in Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der groſſen Geſellſchaft hervorgieng, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Teutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch immer über den Bürger hinausgeht: d. h. ſie haben das Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war gewiß in der Vergangenheit viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben, das uns einſt der politiſchen Freiheit im ſchönſten Sinne würdig und empfänglich machen wird. Jeder Teutſche, der nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verloren hat, will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann. Dies iſt es, was ſie meinen, wann ſie ſagen, das teutſche Streben gehe vorzüglich dahin, ſeine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dies Streben iſt an ſich edel; aber es kann übertrieben werden, und der Menſch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren, er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden. Wenn aber das große Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und im politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über alles Geſetzte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude des Daſeyns, für das Leben, was über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Leben teutſcher Menſchen auch heute noch reich und mannigfaltig, ſo ſehr es das bei dem armen und geſpannten Zuſtande der Gegenwart ſeyn kann; es ſteht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chineſenthum, worin ſich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des teutſchen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweiſen, ſie liegt ja, wie vielen däucht, noch heute vor aller Augen da als das Herrlichſte, was der freie germaniſche Sinn aus ſich heraus gebildet und geſchaffen hat. Wer indeſſen nur obenhin die teutſche Geſchichte ſtudiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich ſey; nein es iſt ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Geſellſchaften, die im Mittelalter beſonders in den Städten war, iſt größtentheils von ſelbſt verſchwunden oder zerſtört; mehr noch iſt die reiche Verſchiedenheit der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie jener Zeit verſchwunden. Was damals vom Kaiſer bis zum Dorfſchultheiß und vom Pabſt bis zum Buchſtabierlehrer, jedes auf ſeiner Stufe und in ſeiner Ehre, unter einander und auf einander ſtand und das ganze große Reich trug, hat ſich in ſpäterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngſter Zeit immer mehr gegen einander geſtellt; was damals Glück war, iſt Unglück, was damals Friede war, iſt Zwietracht geworden. Das kann man nicht mehr reiche Mannigfaltigkeit nennen, was zu einzelnen todten Stücken aus einander geriſſen da liegt, ſondern was in einzelnen lebendigen Leben neben einander blühet und gedeider und doch durch ein gemeinſames höheres faſt unſichtbares Leben gehalten wird. Unſer Vaterland hatte ſich in dieſer Hinſicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt ſind, ſich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann dieſe Entwickelungsart als eine natürliche Art an ſich weder loben noch tadeln, ſondern bloß das ſagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit dieſe mannigfaltige Entwickelung fehlt, ſehr elendige und arme Völker ſind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen Geſtalten ſpielt, da wird das ſpätere Alter durchaus keine feſte und bleibende Geſtalt des Volkes zeigen.

Dieſe bunte und tauſendfaltige Entwickelung des teutſchen politiſchen Lebens in der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie unter dem Kaiſer und Pabſte, dieſen Reichthum der mancherlei Stufen und Ordnungen im Reiche von den größeren und kleineren Fürſten bis auf den unterſten Freien haben die Leute der jetzigen Zeit, die ihre Begriffe und ihr Elend immer auf die längſtvergangenen Zeiten zurücktragen, häufig den alten teutſchen Staatenbund, die alte teutſche Vielherrſchaft genannt; ganz mit Unrecht. Es war damals kein Bund von Staaten, es war Ein zuſammengebundener Staat; es war keine Vielherrſchaft, es war Ein Herr in jener Zeit. Damals war die Lehre noch allgemein, die bis in das ſechszehnte Jahrhundert währte, daß die Fürſten die Lande von Kaiſer und Reich hatten, daß ſie ihre Würden vom Reiche geliehen trugen, daß ſie Beamte des Reiches und Kaiſerlicher Majeſtät zu

Dienſt und Huld verpflichtet waren; und ſo groß war die Majeſtät des kaiſerlichen Namens, daß ſie die wunderſame Vielheit und Mannigfaltigkeit leidlich genug zuſammenhielt und das Ganze in Ehre und Freiheit ſchirmte und ſchützte. Seitdem bei uns aber viele Herren genannt ſind, iſt die Herrſchaft und Herrlichkeit Teutſchlands hin geweſen; ſeitdem von einem Bundesſtaat geredet iſt, hat es kein Band mehr gegeben, das gebunden hat; und endlich wird kommen müſſen, der die Bände aufbindet, oder die Ungebundenheit wird uns dahin bringen, daß endlich gar nicht mehr von einem teutſchen Staate die Rede iſt.

Ich habe oft geſagt und beſſere Männer als ich haben geſagt und geklagt, daß unſer jetziger Bund nichts zu binden und nirgends zuſammenzuhalten ſcheint, daß die von vielen geprieſene Vielherrſchaft ein entſetzliches Unglück Teutſchlands iſt. Dagegen rechnen ſie uns denn immer eine Menge Vortheile und Herrlichkeiten auf, die daraus für uns entſpringen ſollen, vorzüglich in Hinſicht der Bildung und der Künſte und Wiſſenſchaften. Ich habe darauf anderswo geantwortet und mag nicht immer daſſelbe wiederholen; doch in Hinſicht der Kunſt des Mittelalters muß ich hier ein paar Worte ſagen, welche die Gelegenheit mir ablockt.

Ich ſage denn: nicht die Vielherrſchaft, die gottlob damals nicht war, hat die Kunſt im Mittelalter ſo groß und herrlich gemacht, ſondern die Einherrſchaft. Es war Ein Kaiſer, der gewaltig herrſchte und Reich und Lande ſchützte, ſo daß jeder in gebührlicher Freiheit und Wohlgemüthlichkeit im Reiche ſein Leben führen und ſeine Kunſt und ſein Gewerbe treiben konnte; es waren noch nicht fünfzig und hundert Herren, deren jeder eine Herrſchaft hielt und einen Staat führte, wie damals kein teutſcher Kaiſer, und die alſo das Mark des Landes für ſich ausſchöpften und ausſchlürften. Nein die nährende Milch des Reiches floß allen teutſchen Kindern und ward nicht von wenigen ſo verſchlungen, daß alle übrige arme Bettler ſeyn muſten. Die reichen Städte, die damals unter dem Schirm des Reichs in glücklicher Freiheit blüheten, die vielen einzelnen reichen Männer, die an öffentliche Gebäude und Kirchen und Kunſt und Wiſſenſchaft etwas wenden konnten, das freie, fröhliche und von wenigen Zöllen und Abgaben geplagte Menſchengeſchlecht — dies, und nicht eine geträumte Vielherrſchaft, die damals nicht war, hat die Kunſt gepflegt und erhoben. Daß aber die jetzige belobte teutſche Vielherrſchaft der Kunſt und Wiſſenſchaft im edlen und freien Sinn auf keine Weiſe förderlich ſeyn kann, läßt ſich leicht weiſen.

Erſtlich das hohe Leben, das Leben, wo der Menſch ſich durch Kühnheit der Ideen und Schöpfungen der Kunſt mit den Göttern befreundet und Unſterbliches ſinnt und ſchafft, iſt bei einem übertriebenen und überſpannten Zuſtand eine platte Unmöglichkeit. Der Menſch kann nicht zu gleicher Zeit nach Brod ſchreien und mit den Olympiern Reigentänze aufführen.

Denn grade unſre Vielherrſchaft zerſtört hier alle Kunſt in ihrem Keime. Die vielen Hofhaltungen, welche Teutſchland zählt, verſchlingen alle Säfte und Kräfte des Landes für den äuſſerlichen Prunk und für die Unterhaltung des Staates, wie man es nennt. Jeder kleinſte teutſche Staat, der vielleicht nicht viel über eine halbe Million Seelen zählt, hält jetzt ein ſtehendes Heer, hat Excellenzen, Miniſter, Geſandte, Generale, Marſtälle, Theater, und andere Herrlichkeiten. Da iſt für die eigentliche Herrlichkeit nichts mehr übrig, ſondern in dem Kleinen muß alles Große unrettbar untergehen. Wo die Menſchen in ewig mühſeliger Arbeit für die Nehrung der nächſten Noth mit zur Erde gebücktem Antlitz Staub einathmen müſſen, da vergeht ihnen die Luſt, himmliſchen Aether einzuſchlürfen.

Zweitens - einzelne kümmerliche und zierliche Hofakademien machen keine Kunſt und haben ſie nie gemacht. Wir wollen annehmen, ja wir glauben, in den teutſchen Menſchen ſey dieſelbe Kunſtanlage, die ſie vor dreihundert und fünfhundert Jahren offenbart haben; wir wollen auch annehmen, die Kunſtreichen von ihnen würden aus dem ganzen Volke zuſammengeſucht und mit recht königlicher Freigebigkeit unterhalten und ermuntert, ja auch die Vollendung groſſer Werke mit allem Geräthe und Stoff dazu würde ihnen in die Hände gethan — ſie würden doch nicht wirken und ſchaffen können, wie diejenigen wirkten und ſchufen, welche längſt geſtorben ſind; höchſtens anmuthige Bruchſtücke würden ſie liefern, Hindeutungen und Hinſpielungen auf vergangene oder zukünftige Zeiten. Denn der Menſch iſt kein ſolcher Gott, daß er eine ganze Welt der Schönheit und Freude aus ſich machen könnte, wann auf Erden nichts ſchön und wonnig iſt; auch der edelſte und reichſtbegabte Sterbliche muß, wie er ſeine Zeit in Leiden und Thaten fühlt, ſie auch in ſeinen Werken abdrücken. Damit große Künſtler ſeyen, dazu muß ein lebensfrohes und thatenfrohes und auch in ſinnlicher Wonne und Weide wimmelndes Menſchengeſchlecht ſeyn. Dieſes friſche und kräftige Leben war im Mittelalter, und darum war die Kunſt kräftig und friſch und ſpiegelte die äuſſeren Scheine mit in den inneren Scheinen wieder, die freilich nicht aus dem Irdiſchen hervorblitzen ſondern Lichter einer ſchöneren Welt ſind. Macht uns nur einmal wieder ein freies, kriegeriſches, wohllebendes und fröhlich athmendes und genieſſendes Volk; ſchafft uns nur einmal alle die Erbärmlichkeiten und Kleinigkeiten weg, wodurch unſer Großes und Mächtiges mit tauſend lilliputtiſchen Fäden beſtrickt und gefeſſelt wird; erlöſet uns nur einmal von äuſſerem Druck und innerem Unfrieden, und gebt uns das hehre Gefühl eines großen und ganzen und glücklichen Volkes — kurz macht unſer ſinnliches Leben freudiger, unſer ſittliches Leben ſtolzer und unſer politiſches Leben majeſtätiſcher — ſo wird auch wieder die große Kunſt in Herrlichkeit blühen; aber anders gewiß nicht. Die große geſchichtliche Anſicht kann uns überhaupt nur retten bei der Erziehung des Menſchengeſchlechts und bei der Erziehung der Staaten, daß alles Große allein aus dem Volke ausgehen kann, und daß alſo dahin gearbeitet werden muß, daß es von dem Volke ausgehe.

„Mannigfaltig, bunt reich war alſo Leben und Staat weiland bei dem teutſchen Volke und iſt es zum Theil noch mehr, als bei den meiſten andern Europäern, obgleich viele Blüthen deſſelben lange verwelkt ſind. Doch dieſes Leben, beſonders das politiſche Leben, beſchreiben wollen, wie es einſt ſtand mit allen ſeinen verſchiedenen Stufen und mit ſo vielen Einrichtungen und Verfaſſungen, die zwiſchen Sitten und Geſetzen in der Mitte ſchwebten, wäre ein thörigtes Unterfangen, das weit über unſere Kräfte reicht. Wir haben geſagt, es war dies gewiſſermaßen Teutſchlands Kindheit und in kindlicher Unſchuld und Unbewußtheit habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geſchaffen, ohne daß es damit etwas meinte. Wir müſſen dies aber näher erklären, damit wir uns und andere nicht auf einen falſchen Standpunkt ſetzen. Wir meinten jene Kindheit keinesweges als Kindheit des teutſchen Volkes überhaupt, ſondern als die Kindheit des chriſtlichen teutſchen Volkes. Viele Stufen der geſellſchaftlichen Entwickelungen waren unſre Vorfahren ſchon durchgegangen, als ſie das Chriſtenthum empfingen. Dieſes Chriſtenthum — das dürfen wir ohne Uebermuth ſagen — hat wohl kein reineres, treueres und bildbareres Volk empfangen, als die Teutſchen. Sie haben ſich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und ſo ſind ſie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt ſich das Leben und Wirken unſeres Volkes vom neunten bis ſechszehnten Jahrhundert erklären. So war im Ganzen auch das Regiment beſtellt, beides das weltliche und das geiſtliche, wie man ſich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichſam ſchon von Geſetzen gehalten und regiert würde. Es war keine Regierung wie die eines feſt beſtimmten Staates, ſondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundſchaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Teutſchen geſagt iſt, gilt von den meiſten neueren durch das Chriſtenthum beſeligten Völkern, doch von allen am meiſten von den Teutſchen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken von dem Chriſtenthum und dem in ihm waltenden Geiſte, wie dieſes und dieſer auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Großpolitiſche in den Völkern. Oft leuchten mir dieſe Gedanken ſo hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten ſchweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und beſtätigt, ſogleich einem jeden auch klar wiedergeben; dann aber, wann ich ſie eben zu faſſen und darzuſtellen meine, hüllen ſie ſich wieder in Nacht und laſſen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menſchen immer, wann er das feinſte und verhüllteſte Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anſchauungen vor den ſtaunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht feſtgehalten und gezeigt werden. Doch will ich ſuchen anzudeuten, was mir in politiſcher Hinſicht von dem Chriſtenthume und ſeinem Geiſte erſchienen iſt. Die Geſchichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben und läßt ſich ſo grob weder zeigen noch faſſen, als die ſie uns geben, welche ſie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ableſen. Wir erzählen erſt ein wenig, und dann ſuchen wir die Schatten aus unſerer magiſchen Laterne zu weiſen, und müſſen es billig einem jeden überlaſſen, wie er ſie auf ſeine Weiſe mit Fleiſch und Gebein ausſtatten will.

Wir ſprechen zuerſt von einem Theile des körperlich gewordenen Chriſtenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Proteſtanten, ſondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöſt ſeyn wollenden Katholiken, die Herrſchaft, welche die Kirche einſt nicht bloß über die Völker, ſondern auch über die Kaiſer und Könige ausgeübt hat, faſt durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzuſtellen und eitel Knechtſchaft, Uebermuth und Aberglauben zu weiſen, worunter ſonſt viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger ſey als Päbſte und Biſchöfe und Kardinäle, mitſpielend und mitwirkend geglaubt hatten; man erklärte ſich die Geſchichte bloß als ein Menſchenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkühr, und da mußte es denn ganz natürlich geſchehen, daß das Böſe vor dem Guten, das Kleine vor dem Großen, und die Liſt vor der Weisheit erſchien. Kein Verſtändiger, wes Glaubens er auch ſeyn mag, wird mit mir hadern, wenn ich ſage, daß viele Hierarchen und Erzprieſter weiſe und fromme und trefliche Leute geweſen ſind, daß andere aber auch die Geſchichte und ihr heiliges Amt entehrt haben. So muß es ja bei allem Menſchlichen ſeyn, daß das Schlechte und Gute immer gemiſcht ſind. Wir wiſſen alle, daß die alte Herrſcherin der Völker Roma ſich in der chriſtlichen Hierarchie faſt noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einſt in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römiſche Senat mit aller ſeiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfaſſen und halten, wie der Pabſt und die Kardinäle und Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſie umfaßt und gehalten haben. Und das iſt bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich ſo war, das Sonderbare dieſer Erſcheinung, daß die großen Gerüſte und Geräthe der geiſtlichen Herrſchaft, wodurch ſie geſtiftet und ſechs bis ſieben Jahrhunderte erhalten ward, in dem äuſſerlichen und ſichtbaren Zuſammenhange ſelten erſcheinen, den man doch erwarten ſollte bei einer Gewalt, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen alſo, wenn wir uns dieſe auſſerordentliche Erſcheinung der Geſchichte erklären wollen, nicht bloß bei dem Aeuſſerlichen ſtehen bleiben, bei den Perſonen und bei allem dem, was man perſönliches Geräth und ſichtbare Stützen und Hülfen der Herrſchaft nennen kann, ſondern in dem Innerlichen, in dem Unſichtbaren und Geiſtigen müſſen wir die Erklärung ſuchen.

Es iſt das ſchwerſte Unternehmen, die großen Uebergänge in der Geſchichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfaſſen und darzuſtellen. Dieſe Uebergänge, die äuſſerlich meiſtens als wilde und vulkaniſche Ausbrüche und Umwälzungen ſich offenbaren, werden doch allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat ſich der große Geiſt, durch dem die waltenden und ſchaffenden Geiſter der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit geſetzt werden, ſo tief hat er ſich verborgen, daß wir ſein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geſchweige denn zeigen. Denn was wiſſen wir denn von dem ungeheuren Uebergange der Zeiten, als das Chriſtenthum das Heidenthum ablöſte? Einzelne Uebergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber ſo wie das Ganze mit ſeiner unendlichen Verſchiedenheit vor uns tritt, ſchwindelt unſern Blicken, wir können die weiten Klüfte, die dazwiſchen liegen, nirgends ausfüllen, und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit iſt mir zu tief und dein Geiſt iſt mir zu mächtig, und ich kann ſie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer ſagt uns, was es war, das ſo mit Einem Male, das ſo plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geſchichte einer Nachtwache gleich zu achten ſind, das Menſchengeſchlecht mit allen ſeinen irdiſchen Freuden in den Himmel hinauf hob, der weit jenſeits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über den Sternen ein Daſeyn befeſtigte, deſſen Herrlichkeit der Glaube ſo ſicher und gewiß machte, als hätten ſie es ſchon wirklich beſeſſen? was war es, das den Glauben ſo plötzlich über das Schauen, das unſichtbare Ueberſchwängliche über das ſichtbare und ſo ſüße Vergängliche mit der Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmliſchen Zauber getroffen, Millionen Sterblicher alles aufgaben, was ſie hatten, um für das zu ringen, was ſie einſt haben ſollten? Dieſe plötzliche und gewaltige Herrſchaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde ſieht man wohl und bewundert man wohl, wann nun ſie da iſt, aber man kann ſie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geſchichte glauben, daß menſchliche Willkühr in ihr ungefähr ſo viel arbeitet und beſtimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerſtörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müſſen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif ſind und eine große Verwandlung vorgehen ſoll, der neue Geiſt, der hinfort der waltende und beſtimmende Geiſt des Lebens und der Geſchichte ſeyn ſoll, in die Welt tritt und mit ſeinem mächtigen Athem alles ſo durchhaucht und durchſtrömt, daß das ganze Geſchlecht dann anders anſchauet, empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeiſterung Gottes, jenen Geiſt empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren ſoll. So iſt das Chriſtenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die erſten Jahrzehende wie ein ſtilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieſelt, und iſt dann ſein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben und ihre Empfindungen und Gedanken ſo hinweggeſpült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen in dunklen Bildern aufdämmerte. Weil politiſche Betrachtungen uns auf dieſe Anſicht geführt haben, ſo halten wir das Heidenthum und Chriſtenthum einmal gegen einander in ihren größten politiſchen Gegenſätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politiſches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Chriſtenthums als ein politiſches Reich ſollte auf Milde und Geſinnung gegründet ſeyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Friſche und Fülle nahm und genoß und zu ſeiner größten irdiſchen Vollendung beide des Genußes und der Bildung gebrauchte, wie er ſelbſt ſein Mittelpunkt war, wie um ihn ſich alles ſchloß und mit ihm ſich alles abſchloß, ſo brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächſt um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menſchen oder Sachen, nur als Geräth, nur als Mittel zu dieſer Vollendung. Der Chriſt hingegen nach ſeiner Anſicht und nach ſeinem Glauben durfte ſo nicht in die Natur hineingreifen, am wenigſten in die lebendige Natur: er ſah und ahndete allenthalben die Geiſter, er mußte dieſe Geiſter ehren, jeder Menſch war ihm ein Ebenbild Gottes, ein Mitbürger und Theilhaber des himmliſchen Reiches wie er; er mußte vor der Strafe zittern, wann er ihn misbrauchte und als ein bloßes Geräth und Mittel zu ſeinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politiſche Tugend der Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorſam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies iſt nur ein ſcheinbarer Einwurf.

Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Großheit der alten Karaktere, auch mir werden die Ariſtiden und Timoleone und Quinctier und Manlier ewiger Lobe würdig dünken und ſolche, die wir unſern Jünglingen noch als Bürger zu Muſtern aufſtellen können; aber dieſe Großheit, dieſe politiſche Tugend, die auf der einen Seite ſo edel und herrlich war, ſtand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil ſie nur einen kleinen Theil der Menſchen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Dieſe großartigen Staaten, wie Sparta, Rom und Athen, waren ihrem Weſen nach doch nur wie ein einzelner eigenſüchtiger und ſich als den Mittelpunkt der Welt betrachtender Menſch anzuſehen; ſie konnten ſich in der größten Fülle des Daſeyns, der Kraft, und der großen politiſchen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menſchen um ſie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Gemeine für ſie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfniſſe des Lebens für ſie wirken und herbeiſchaffen mußten. Das iſt es, was ich oben ſagte: Das Reich des Heidenthums war auf Stärke und Glück gegründet. Die große Freiheit der Heiden ſtand auf der ſcheußlichſten und grauſamſten Sklaverei. Es hat in unſern Zeiten nicht an ſolchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendſten Klagen gefeiert haben, — ſo ſehr konnte die irdiſche Vollendung und Schönheit des Lebens ſie beſtechen und beſticht ſo zuweilen auch uns, —

welchen das Chriſtenthum und die chriſtlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindiſche Proben erſcheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuſcht haben, etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfaſſung Aehnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen wird. Gibbon in ſeiner römiſchen Geſchichte und Pauw in ſeinen wunderlichen hiſtoriſchen Betrachtungen über die alten und neuen Völker ſuchen das Heidenthum allenthalben groß, edel, frei und weiſe und das Chriſtenthum klein, kriechend, ſklaviſch und in allen ſeinen Theilen unzuſammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein ſehen und nicht in das Weſen eindringen wollen. Einmal das Heidenthum hatte ſeinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Perikles, Epaminondas, Sophokles, Platon, Alexander und Phidias in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten; das Chriſtenthum iſt gottlob noch immer in der ſtillen und langſamen Fortbildung begriffen. Zweitens das Heidenthum, feſt und irdiſch in ſich abgeſchloſſen und durch keine Triebe, die noch jenſeits gingen, aus einander gezogen, zeigte äuſſerlich mehr Einſtimmung und Zuſammenhang, als das Chriſtenthum, das reichere und geiſtigere, je zeigen wird. Drittens es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zuſammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur ſich und der Erde diente und das Ferne und Jenſeitige mehr ahnete, als fürchtete; und das Große und Mächtige ſowohl in der äuſſeren Darſtellung als in der inneren Feſtigkeit und Majeſtät des Willens konnten die Fürſten des Volkes (die Helden, Weiſen und Künſtler) mehr behaupten und beweiſen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Chriſtenthum auch den trotzigſten und ſtolzeſten Seelen eingehaucht hat, den harten Stahl ihrer Brüſte ſelten zerſchmelzten. So etwa beſtand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt und der alten Völker, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völke geſehen haben; ſolche Völker waren die freien Bürger von Sparta und Kroton, wie wir etwa die herrſchenden Geſchlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern geſehen haben: fünf, ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauren, daß dieſer [illegible] vergangen und dieſer Glanz verblichen iſt, welche die Menſchheit entwürdigten und Dreiviertel des Menſchengeſchlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im ſtolzen Uebermuth und in irdiſcher Vollendung ſich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdiſche und den vergänglichen Trieben und Bedürfniſſen hingegebene Götter waren.

Das Chriſtenthum zerbrach die Herrſchaft, die ſich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Geſetz der Liebe und Menſchlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menſchen ohne Unterſchied und erhob die Unterdrückten, Hülfloſen und Unmündigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidniſchen Götter ihnen auf Erden gebaut hatten, ſtanden hinfort öde, der Glanz und

Trotz der herriſchen und faſt göttergleichen Männer und Bürger mußte verſchwinden, und, weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menſchen geadelt waren, mußte die äuſſere Herrlichkeit der Staaten und der äuſſere ſchöne Schein des Lebens ſich verkleinern, da die Würde mehr nach dem Inneren geſchätzt werden ſollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiſte des Chriſtenthums, und wenn gleich das Chriſtenthum auch in ſeiner Art einmal hoch vollendete und trefflich geſtaltete Staaten zeigen konnte, ſo konnte man doch vorherſagen, daß ſie ſelbſt nie den äuſſeren Glanz der Darſtellung und daß ihre Menſchen nie die ſtolze Abgeſchloſſenheit des Karakters haben würden, wodurch die Heiden ſich auszeichneten. Ihre Stärke und Gröſe mußte durchaus anderer Art ſeyn. Das Chriſtenthum hat ſeinen ſiegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib in ſeine Rechte eingeſetzt, als die ſchönere und blühende Hälfte des Menſchen: vorher ſchien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daſeyns zugegeben zu ſeyn. Bei den meiſten Völkern ward es in ſtrenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidniſche Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es ſeine Beiſchläferin, die Mutter des künftigen römiſchen Bürgers, höchſtens ſein tapferer und mit ihm für jedes Gefährliche und Stolze gerüſteter Freund ſeyn ſollte. Das Muſikaliſche und Blumige der weiblichen Natur, das Zartſpielende und Ahndungsreiche hat das Heidenthum meiſtens vergraben als einen Schatz, den es nicht gebrauchen konnte; erſt das Chriſtenthum hat dem Weibe ſeine Beſtimmung geöffnet und ſeine Würde gegeben, und wie es den Kreis des Daſeyns weit über dieſe Erde hinaus erweiterte, ſo hat es auch den Kreis dieſes irdiſchen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben dieſe Weiſe ſtellte das Chriſtenthum alles, welchem himmliſche Seelen inwohnend gedacht wurden, unter ſeinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geiſtigen Anſicht und Würdigung des Menſchengeſchlechts der Krüppel ſo viel werth als der Held und der Bettler nicht geringer als der Kaiſer. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdiſche Ariſtokratie der Stärke und Gewalt geweſen, das Chriſtenthum ſollte eine Art himmliſcher Demokratie auf Erden ſeyn, die Gleichheit der Seelen ſollte auch eine größere politiſche und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dies iſt freilich langſam geſchehen, weil der irdiſche Trotz und die politiſche Ungerechtigkeit dieſes erhabene Geſetz des Chriſtenthums nie ganz ausführen laſſen wird; aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns ſehen in der Geſchichte, wenn uns der einzelne Glanz bei ungeheurem Elende und himmelſchreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unſcheinbare chriſtliche Mittelmäſſigkeit, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Chriſtenthum ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sklaven ein Segen geworden iſt. Wir können es aus ſo vielen Geſetzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, wir können es aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, wir können es aus den älteſten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweiſen, wie die neue Lehre der Liebe und Barmherzigkeit frühe ſchon der Schirm und Schutz der Hülfloſen und Verlaſſenen geworden iſt.

Nach dieſer Abſchweifung, die aber nicht fern von unſerm Pfade ging, komme ich auf das zurück, wovon ſie ausging, nemlich auf das wunderſame Geheimniß und die wunderſame Gewalt, die in dem ſogenannten Geiſt der Zeit liegt, in dem, was die großen Abſchnitte und Uebergänge, ja ich möchte ſagen Durchſchnitte der Geſchichte beherrſcht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was ſich bei dem Eintritt ſolcher bedeutender Epochen unſichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einſtellt und die Herzen und Köpfe der Menſchen regiert, ohne daß ſie wiſſen, woher es gekommen und was ihnen geſchehen iſt. So iſt es auch geweſen, als das Chriſtenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrſchaft beſtieg. Ehe es noch allherrſchend und vorherrſchend war unter den Völkern, wehete ſchon ſein Geiſt über die Erde hin, ein ganz anderer Geiſt als der heidniſche. Der heidniſche Geiſt war ein bindender, zuſammenfließender und zuſammenziehender Geiſt; der chriſtliche Geiſt war ein löſender, aufſchließender und aus einander ziehender Geiſt. So ſtürzte denn die kühne und ſichere Haltung des alten heidniſchen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltſam zuſammen, ſo riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten halte inzwei, und das Leben und die Welt ging, ſo aus den Fugen, daß man glaubte, ſie könnten nimmer wieder zu Ordnung und Geſtalt zuſammengefügt werden. So blieben ſie auch lange liegen, und die Barbarenvölker, die nun das Chriſtenthum annahmen, die man ſich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten nun freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römiſchen Reiches; aber wie fern von jener feſten und runden Geſtalt, wozu die Staaten des heidniſchen Alterthums faſt in allen ihren Theilen abgeſchloſſen geweſen waren! Auch iſt dieſe Ründung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem chriſtlichen Staate erreicht worden, ſondern die meiſten chriſtlichen Völker ſcheinen, wenn man ſie mit den beſten und fertigſten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Verſuche und Proben geſellſchaftlicher Vereine und Verfaſſungen gemacht zu haben. Man fragt ſich bei dieſer Erſcheinung billig wohl, was das bedeutet, zumal wann es einem einfällt, daß es chriſtliche Staaten giebt, die nun ſchon 1200 und 1300 Jahre beſtanden haben.

Ich will ſagen, wie mir dies erklärlich däucht; denn für etwas Anderes als Dünken mögte ich meine Anſicht nicht ausgeben.

Erſtlich. Wir wiſſen nicht, durch wie viele Abſtufungen, Verwandlungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen iſt, ehe es auf die Stufe gelangte, die wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegten; denn wer zeigt uns die dunkeln Spuren, wo der göttliche Geiſt in der Urzeit durch die Geſchichte hingewandelt iſt?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle ſeine verſchiedenen Bahnen geſchwinder durchlaufen müſſen, als das Chriſtenthum. Sein ganzer Kreis war enger, es ſtand faſt bloß in dem Endlichen und Irdiſchen befangen und umſchloſſen. Das irdiſche Daſeyn mit dem, was es von Geiſt in ſich hat, ſollte einmal in ganzer Tiefe durchgemeſſen werden; die irdiſche Schönheit und Freude und Wolluſt ſollte ganz durchgenoſſen und dargeſtellt werden, damit den kommenden Geſchlechtern ein ſo klares Bild davon bliebe, daß ſie wüßten, wie weit auf dieſem Wege zu gelangen ſey. Dann mußte die weiſe Vorſehung das untergehen laſſen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller ſeiner Vollendung und Schönheit doch nicht genug auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Chriſtenthums iſt unendlich weit, ſo weit und ſo allgemein und allumfaſſend, däucht mir, daß es hier unten wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdiſchen Kräfte und Triebe durch die himmliſchen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menſchliche Wille und das menſchliche Streben verſchwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verſchwindet. Und weil ſie ſo verſchwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, ſo mußten ſie ſich ihm ganz hingeben und jenen Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren die aber nun keinen Halt mehr hatten, als etwas Veraltetes, ja wohl als etwas Uebermüthiges und Verwerfliches hinſinken laſſen. So ſtürzte alles Alte zuſammen und der warme und liebende Geiſt des neuen Zeitalters wehete mit ſeinem himmliſchen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporſchlagen. Man kann ſagen, die Welt ward nicht bloß mit neuem Geiſte getränkt, ſondern ſie ward mit Geiſt getränkt.

Viertens. Dieſer mächtige Geiſt des Chriſtenthums, der nun der Weltgeiſt geworden war und nicht allein die wirklichen Chriſten, ſondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß ſich in unendlicher Fülle aus, der milde fromme und freundliche Tröſter, den Chriſtus bei ſeinem Scheiden von der Erde ſeinen traurenden Freunden und Jüngern verſprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiſeren vernommen und von den Frommſten angenommen. Kaum waren ein paar Jahrhunderte vergangen, ſo war eine ganz andere Welt da, und es lebte ein viel geiſtigeres Geſchlecht auf Erden, als in der blühendſten und glänzendſten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugeſtehen, der die Dinge nicht nach dem Schein, ſondern nach dem Weſen, nicht nach Einzelnen, ſondern nach dem Ganzen beurtheilt. Freilich im Anfange des Chriſtenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme deſſelben begnadigt wurden, war alles äuſſerlich ſehr unvollkommen und geſtaltlos, und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer ſchöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine

Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß ſie wahr iſt. Ich leugne einzelner Griechen und Römer hohe Bildung und Wiſſenſchaft und geiſtige Tiefe keinesweges, weil ich ſie nur mit Unvernunft leugnen könnte; aber das ſage ich gradezu: den Gott der Chriſten haben auch die Tiefſten und Edelſten von ihnen nicht geahndet. Dieſer war nun nicht bloß der Gott einzelner Weiſen und Seher und Geweihten geworden, nein es war der Gott des Volkes, der allgemeine, der allliebende, der das ganze Menſchengeſchlecht in Liebe und Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verſtanden ward er — denn wie mag man Gott verſtehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die ſtarre und blanke Abgeſchloſſenheit des Heidenthums war geſprengt und das neue Leben, das ich ein ſich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tauſend ſehnſüchtigen Zweigen und Blüthen zwiſchen Himmel und Erde wachſendes und blühendes Leben nennen mögte, fing nun an zu keimen. Dieſes Leben, wie haltungslos und geſtaltlos es äuſſerlich auch ſeyn und ſcheinen mogte, trug doch Jahrhunderte lang die chriſtliche Welt, ſo mächtig war der waltende Geiſt, der drinnen reichlich das Gewicht gab, das drauſſen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle dieſe einzelnen geſchichtlichen Anſichten und leichten Gedankenſpiele als eben ſo viele Strahlen ausgefloſſen ſind: auf die geiſtliche Hierarchie und auf ihre Herrſchaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht ſcharf den Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums zeigen in Hinſicht des Politiſchen oder in Hinſicht alles deſſen, was man unter den Worten Geſetzgebung und Verfaſſung begreift.

Ich ſagte oben, daß mir dünke und daß vielen Anderen gedäucht habe, das Chriſtenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewieſen hat, es habe bisher in den meiſten Ländern gleichſam nur Verſuche und Proben zu Verfaſſungen gemacht. Dies kann man wohl mit vollem Rechte, mit einigen kleinen Ausnahmen, von den Ländern ſagen, die manche Jahrhunderte vor allen übrigen an Glück, Reichthum, Macht, Kunſt und Wiſſenſchaft geblühet haben, z. B. von Italien und Teutſchland. Man kann auch das ſagen, es ſey durchaus unmöglich geweſen, daß bei ſo wenig beſtimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfaſſungen, als womit ſich dieſe und andere europäiſche Länder viele Jahrhunderte recht leidlich, ja glücklich durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre beſtanden wäre. Wir fragen: warum wäre dies unmöglich geweſen?

Das Alterthum ſtand faſt noch ganz innerhalb der leiblichen und irdiſchen Gefühle und Triebe, und hatte ſeinen Blick faſt wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja es vergötterte den Leib und die Erde und die irdiſchen und leiblichen Triebe. Daher lag auch ſein Recht, wie ich oben geſagt habe, in der Kraft und im Glücke, und nur ungeheure Frevel und brennende Miſſethat ließ es durch größeren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geiſter und unbekannte Schrecken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenſchaften und Sündenloſigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unſichtbare Gewalt mehr fehlte, ſo mußte für ſie die ſichtbare Gewalt eintreten und den Mangel der geiſtigen Herrſchaft durch eine faſt ganz leibliche Herrſchaft erſetzen. Wo das Auge wenig glaubte und ahndete, als was es ſah, da mußte das, was bei uns geiſtige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes iſt, jenen Menſchen durchaus mehr äuſſerlich gezeigt werden, und äuſſerlich auch feſter verbunden und in einander verſchlungen ſeyn. Und in der That ſo war es. Das heidniſche Prieſterthum ſtand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geſchloſſene und innerliche Geſellſchaft, die tiefe Geheimniſſe und wunderbare Weihen vor demſelben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch hatte. Auf der andern Seite trat es mit wunderſamen Schrecken unter die Menge und hielt ſie durch Furcht im Zügel, die ganz eine irdiſche Furcht genannt werden konnte. Die meiſten heidniſchen Prieſter waren im eigentlichen Sinn des Wortes Hexenmeiſter; ſie ſchreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, ſie ſpielten ihnen mit den elementariſchen Geiſtern allerlei bunte Gaukeleien vor, und ängſteten ſie durch Deutungen auſſerordentlicher Erſcheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geiſtige jenes Menſchenalters durchaus leiblich unter die Menge, ſo daß es halb geſehen ward. Auf dieſe Weiſe haben ariſtokratiſche Prieſterorden in Theben und Memphis und Perſepolis und Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrſcht. Auch die übrigen Staatsordnungen ſtanden alle viel feſter und leiblicher in einander gefügt, als in ſpäteren chriſtlichen Zeiten: weil ſie unbändigere Kräfte mit irdiſcheren Mitteln zügeln ſollten, ſo durften keine ſolche Lücken in den Verfaſſungen ſeyn, wie wir ſie bei den Chriſten ſo häufig finden.

Das Chriſtenthum aber, ſo wie ſein beſeelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geiſtigeres, durch höhere Ahndungen und überirdiſche Schrecken gehaltenes Geſchlecht. Denn das mögte man auch als einen großen Gegenſatz des Heidenthums gegen das Chriſtenthum hinſtellen, daß die Schrecken deſſelben unterirdiſche Schrecken waren, die gewiſſermaſſen in den Tiefen der Erdeh auſeten und wühlten, da der Chriſt hingegen den höchſten Geiſt und alle Geiſter auf die Sterne geſetzt hatte. Dieſes neue Geſchlecht war nicht durch die Einſicht — denn die kam ſehr langſam — ſondern durch die unſichtbare und unbekannte Kraft, die ſich durch alles ergoſſen hatte, als die Luft des friſchen und erquickten Lebens, bereitet, daß ſie an viel loſeren und weicheren Banden geführt werden konnten, als die Früheren. Die Wiſſenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Prieſter; aber ungeſchichtlich und dumm iſt die Anſicht, als ob Liſt und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Habſucht und Herrſchſucht das erfunden hätten, wodurch Jahrhunderte lang die europäiſche Welt regiert und gehalten worden iſt. Auch die chriſtlichen Prieſter waren ja Menſchen, von dem allgemeinen Geiſte, der über die Welt ausgefloſſen war, ergriffene und durchdrungene Menſchen; die Hierarchie, wie ſie ſich im Laufe der Zeiten äuſſerlich und leiblich entwickelt und geſtaltet hat, war nur ein Abdruck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in ſo fern ſtanden die Prieſter auch nur da, einer höheren und unſichtbaren Macht, die ſie nicht begriffen, dienend. Dieſes Abbild hat ſich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht. Freilich haben irdiſche Leidenſchaften und menſchliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan: aber dies iſt als das Zufällige und Willkührliche doch immer mehr an dem Aeuſſerlichen hangen geblieben. Das Innere war geiſtig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Hexenmeiſterei, wodurch die heidniſchen Prieſter die Völker beherrſcht hatten. Denn das wollen wir nicht leugnen, daß, wie geiſtig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch nicht einige Aeuſſerlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Aeuſſerliches und Leibliches, wie es alles haben muß, was für irdiſche und beſchränkte Weſen gemacht iſt, ſie hatte ihren ſichtbaren Dienſt, ihre Ceremonien und Weiſen, ſie hatte ihre äuſſeren Satzungen und Verfaſſungen, ſie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemeſſen; aber ſie hat dies nie für das Weſen erklärt, noch haben die Völker dies als das Weſen geglaubt und angebetet. Das war in dieſer Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens hervorgequollen war, das Innerliche, das Geiſtige, das Ueberſchwängliche; und, wenn auch alle Prieſter gemeine und auf die gemeinen Lüſte der Erde hinſchauende und hinlebende Menſchen geweſen wären, dies hätten ſie nicht auslöſchen können, weil es das war, wodurch alle lebten, glaubten und empfanden. Auch haben die Prieſter ſelbſt da, wo ſie für gemeine Zwecke ihrer Herrſchaft und nicht der Herrſchaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit anderen Künſte zu ſpielen als mit ſolchen, die dem innerlichen Geiſte des Chriſtenthums und dem unſichtbaren Leben droben verwandt waren. Man kann aus der Geſchichte beweiſen, daß es eine platte Unmöglichkeit geweſen wäre, daß durch das, was die Hierarchie von Aeuſſerlichkeiten und von äuſſerlichen Geſetzen hatte, von Rom bis Liſſabon und Edinburg und Stockholm und Krakau geherrſcht werden konnte; nein, durch den allgemeinen Geiſt, wovon die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieſes Geiſtes, und überhaupt durch die Anerkennung einer geiſtigen Herrſchaft auf Erden, iſt geherrſcht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrſchen auch leicht. Später, als ſich aus dieſer allgemeinen Geiſtigkeit, die das Chriſtenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politiſche mehr entwickelt und ausgeſchieden hatte, als das mündigere oder ſich mündig wähnende Geſchlecht ſelbſt des Geiſtes reich und mächtig zu ſeyn und der geiſtigen und geiſtlichen Handleiter in den äuſſeren Dingen ſich nicht mehr ſo bedürftig glaubte, haben weder irdiſche noch überirdiſche Künſte den Fall der geiſtlichen Vormundſchaft und Oberherrſchaft über Europa aufhalten können.

Durch geiſtigen Glauben und Anerkennung der Völker und durch linde und geiſtige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa tauſend Jahre auf ſanften Händen fort, und der Geiſt, wodurch ſie geſtaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menſchen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äuſſeren Anſtalten der Zucht und Buſſe die trotzigen und ungeſtümen Triebe und Gelüſte beſſer, als bei den Heiden und Juden die zweckmäſſigſten und zuſammenhangendſten Geſetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politiſchen Geſetze und die Verfaſſungen überhaupt viel loſer und unzuſammenhangender ſeyn, als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch beſtehen und die Staaten ſich erhalten. Und wirklich war das ſo. Was den Verfaſſungen und Bürgerordnungen an Zuſammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte jener Geiſt der Liebe und Freundlichkeit, jener Geiſt der Hoffnung und Geduld, der aus dem Chriſtenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wilden, was in der menſchlichen Natur liegt, deren der Schamaniſmus und die Hexenmeiſterei der heidniſchen Prieſter ermangelt hatten, und daher bedurfte das politiſche Band nicht ſo ſtraff angezogen zu ſeyn. Es war, wann die phyſiſchen und irdiſchen Kräfte überſchwellen und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernſt hinzutreten und den wüthenden und zerſtörenden Sturm beſchwören konnte. Aber auſſer ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und ſein menſchlicher und freundlicher Geiſt ſchon ein Geſetz der Milde und des Erbarmens in die Welt gebracht, das den Uebermuth bändigte und den Frevel züchtigte und das ganze Menſchengeſchlecht als Kinder Eines Vaters, die zum Himmel und zu himmliſchen Genüſſen alle gleiche Vorrechte hätten, anſehen und lieben lehrte. Die ſtille Wirkung dieſes evangeliſchen Geſetzes iſt die mächtigſte geweſen und hat die Elenden und Sklaven, die früher rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte nicht bloß an dem himmliſchen, ſondern auch an dem irdiſchen Reiche erhoben.

Die chriſtlichen Staaten entwickelten ſich denn unter den zarten und ſtillen Einflüſſen der beſeligenden Lehre des Evangeliums und wurden an den meiſtens ſanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfaſſungen und Geſetzgebungen an Zuſammenhang und Uebereinſtimmung gebrach. Die Hader und Entzweiungen und Erſchütterungen, welche bei politiſchen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die chriſtlichen Staaten erfahren und oft recht hart büſſen, aber die milde Macht ſtand immer in der Nähe, welche die ſtreitenden und im Zorne ſich überwägenden und übermiſſenden

Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen ſtrebte. In unſerm Vaterlande, in Teutſchland, wo die erſte, unſchuldigſte und jugendlichſte Barbarenkraft die hehren Geiſter des Chriſtenthums mit der unſchuldigſten und empfänglichſten Liebe aufnehmen konnte, hatten ſich Leben und Kunſt mit der reinſten und blühendſten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben ſo reicher Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Geſtalten bildeten und entwickelten ſich die politiſchen Körper. Hier in der Mitte Europa's, hier in dieſen Gegenden, welche viele Völker unſeres Welttheiles als die Wiege ihres Stammes anſahen, offenbarte ſich aber mitten in der vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindheit der Triebe und eine Milde und Heiterkeit der Geiſter, welche die politiſche Entwickelung der Geſellſchaft viel ſanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenſchaften können. Die Teutſchen zeigten auch hier die Anlage, die in der älteſten Geſchichte an ihren Vätern geprieſen iſt, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber ſind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfaſſungen. Unſer politiſches Leben im Mittelalter war ein ſehr friſches, muthiges, lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen und Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Dieſe waren beſonders in den Städten, wo ſich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des teutſchen Volkes in jener Zeit am luſtigſten und fröhlichſten bewegte. Aber angebohrner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeſchreibliche chriſtliche Geiſt, welcher der Milderer und Erlöſer der neuen Völker ſeyn ſollte, mäſſigten und ſchlichteten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Teutſchland hatte damals in ſeinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordiſche und banditiſche hat es nie gehabt, wie mehrere ſüdliche Länder.

Die politiſchen Verfaſſungen und Geſetzgebungen jener Zeit alſo waren nirgends fertig und abgeſchloſſen, wie es im Heidenthume für ihren Beſtand durchaus nothwendig geweſen war. Der Unzuſammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unſichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinſchwebende und waltende Geſetz, das ich nun ſo oft in ſo vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nemlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus ſagt von unſern Altvordern, *bei ihnen haben gute Sitten mehr vermogt, als anderswo gute Geſetze.* Dieſen Ausſpruch des großen Römers konnte man im volleſten Sinne noch auf die Teutſchen anwenden, von welchen hier geſprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geſchriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Geſetze. Hier war die teutſche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Durch die Menge von beſonderen Innungen, Zünften und Geſellſchaften war jede Stadt wieder gleichſam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abgehend und vielfach wieder mit einander verbunden und in einander verflochten beſtanden dieſe vielen Genoſſenſchaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe, Gebräuche und Ordnungen gleichſam das kleine Gerüſt des gröſſeren Staates zuſammen. Doch die größte Herrſchaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das ſeit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer ſeinen Urſprung anzugeben wuſte. Glücklich iſt das Volk, bei welchem es ſo zuſteht; denn die Sitte und der Gebrauch iſt der rechte Boden des Geſetzes, worauf es am ſicherſten ruht. Das ſind aber die beſten Geſetze, welche unmittelbar aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes erwachſen ſcheinen; die ſchlechteſten ſind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß ſie in dem Gemüthe des Volkes, dem ſie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Aehnlichkeit finden.

Auf dieſe Weiſe lebten die europäiſchen Völker und auch unſere Väter fort bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein. Die Teutſchen vorzüglich waren in ſo vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, die ſich von der Zeit und ihren Entwickelungen und Beſtimmungen forttragen laſſen, ohne daß ſie wiſſen, was ihnen geſchicht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf- ſechshundert Jahren ſo Großes gethan und gelitten, ſie hatten in der Kunſt ſo Großes und ſo Herrliches gewirkt und geſchaffen, ſie hatten die höchſte Herrſchaft des Chriſtenthums, die Majeſtät des abendländiſchen Kaiſerthums gegründet, ſie hatten die Pracht und Schönheit der freieſten, reichſten und gewerbſamſten Städte erbaut und geſchmückt, und doch war dies alles, wie es ſchien, faſt ohne ihr Zuthun, wenigſtens ohne ihr Wiſſen geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebild der Kunſt ſo ganz natürlich geworden und gewachſen aus den Keimen, die urſprünglich in dem Volke lagen, und aus dem Triebe, womit das Chriſtenthum als der große Weltbaumeiſter in dieſen Keimen unſichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unſelige Zeit, wo dieſe kindliche Unſchuld des Volkes zum Bewußtſeyn erwachen ſollte. Der Anfang dieſer Zeit war der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erſcheinungen, Strebungen und Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weiſe verwandt waren, ſich von ſelbſt als der Eintritt einer Uebergangsepoche der Geſchichte bezeichnete und deren tiefere welthiſtoriſche Bedeutung erſt in unſern Tagen von Einigen begriffen iſt. Nun als dem Menſchengeſchlechte die Augen geöffnet waren, hatten ſie das Schickſal Adams und Eva's weiland nach dem Sündenfalle, ſie dünkten ſich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zuſtandes; was ſie ſonſt gehalten und getragen hatte, dem vertrauten ſie nicht mehr, und zu unglücklich und ungeſchickt waren ſie doch auch, ſich ſelbſt neue Träger und Stützen zu finden. So hat unſer teutſches Vaterland nun geſchwankt in die dreihundert Jahre und iſt immer ſchwächer, getheilter und geſtaltloſer geworden bis auf dieſen Tag, dem wie unſer Heute nennen. Es war ein ſehr glückliches Land und ein ſehr mächtiges Reich vom Jahr 970 bis zum Jahr 1600, alſo eine Zeit von 630 Jahren; es war im Wechſel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr 1600 bis zum Jahre 1800, alſo eine Zeit von ungefähr 200 Jahren; es iſt eines der unglücklichſten Länder geweſen vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1813. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfriſcht hat, wird von den Zeitgenoſſen ſehr verſchieden beurtheilt; doch daß es durch viele dunkle Ungewitter gehen muß, ehe ſich ſein Schickſal abklärt, das können auch die Halbblinden ſchon ſehen.

Ich habe das germaniſche Volk im Anfange dieſer unſerer Betrachtungen geprieſen, daß es ſo vielen ächten tüchtigen Grundſtoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Chriſtenthum in der Geſchichte und Bildung der Völker machte. Aus dieſem fruchtbaren Urſtoff, ich mögte ſagen, aus dieſer fruchtbaren Urerde ſind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachſen und erblühet, deren wir uns bei dieſer unſerer Unterhaltung gefreuet haben. Die letzten Jahrhunderte, die in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das Menſchengeſchlecht, das darin lebte, nicht die luſtigſten waren, haben meiſtens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter geſammelt hatten, und das Eingebrachte iſt wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben geweſen wäre, etwas Neues und Beſſeres zu machen — denn dieſe Behauptung wäre unſinnig — nein, ſie ſind ſehr thätig geweſen, Altes wegzuräumen und Neues an deſſen Stelle zu machen; aber es hat ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf ſie hätten bauen können, und ſo iſt das Meiſte, was ſie verſucht und gemacht haben, entweder als ein Zeichen menſchlicher Nichtigkeit einzeln und geſtaltlos in der bodenloſen Luft hangen geblieben, oder wann es auch einen Boden zu haben ſchien, iſt es bald wieder zuſammengeſtürzt. Man kann ſagen, wir haben die letzten Jahrhunderte ſo hingeſtützt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einſturz drohen, welche man aber aus beweglichen Urſachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menſchen in ihnen treiben müſſen, und müſſen ſie zum Theil noch treiben. Wir ſehen nun wohl endlich, wie wir daran ſind und was uns noth thut; aber die Einſicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit ihnen abzuhelfen. Wir Teutſche ſtehen gottlob noch da vor vielen andern kräftig und rüſtig, wir ſtehen da gleich edlen Bäumen, die tief in Felſen gewurzelt ſind, aber deren Erde größtentheils abgeſpült iſt. Wer ſoll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzeln ſchütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachſen können? Daß Menſchen das nicht können, wiſſen wir aus der Geſchichte und haben unſre Nachbarn, die Franzoſen, dieſe fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müſſen uns in Demuth beſcheiden, und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir däucht, daß die für unſere Geſchichte und für ſo viele andere Völker Europas unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieſes Ende da iſt, dann iſt auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geiſt derſelben da ſeyn, der Freude und Gedeihen und Verſtand und Geſetz für alles bringen wird, wie die erſte Epoche des Chriſtenthums ſie den Menſchen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir allein, welche jetzt leben, wenn wir in Verfaſſungen etwas wollen, das vollkommner iſt, als wir ſelbſt ſind, oder wenn wir meinen, daß ſogenannte vollkommenſte Verfaſſungen uns auch gleichſam wider unſern Willen und wider unſer Verdienſt vollkommen und glücklich machen ſollen. Der welthiſtoriſche Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: *Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtſchaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat.* Die Franzoſen haben es anders gemeint; aber wie ſind ſie hingefahren mit ihren ſogenannten freieſten und vollkommenſten Verfaſſungen! und wie werden ſie mit allen ferneren Verſuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das meint der Mäſſigkeit, Gerechtigkeit und Treue entbehren zu können, Freiheit ſchaffen und bewahren?

Durch dieſe eben genannten Ausſprüche der Geſchichte und Erfahrung will ich keinesweges einem Fatalismus das Wort halten, der Deſpoten und Deſpotenknechten eine willkommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns beſtellt iſt, und wenn wir auch einſehen, warum es ſo um uns beſtellt iſt, ſo dürfen wir die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer beſſer und vollkommener werden ſoll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es beſſer und vollkommener werde. Dieſer Ausſpruch ſoll uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schooß legt und ſpricht: Gott wird uns zu ſeiner Zeit ſchon herausziehen aus dem Schlamm, worin wir ſtecken; ſie ſoll uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen, und dadurch nichts erlangen noch vollenden, ſondern daß wir bei dem kühnſten Streben nach dem Beſten und Vollkommenſten immer das nächſte Mögliche zu ſchaffen und zu erreichen ſuchen. Wir ſollen unendlich ſtreben wie Geiſter, aber wir ſollen in ruhigem Gleichmaaße der Zeit und ihrer Verhältniſſe arbeiten und wirken, wie beſchränkte und auf dieſer Erde eingebürgerte Menſchen.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geſchichte uns ſo bedeutend giebt, werden wir gleichſam genöthigt, uns die Frage noch einmal recht nah zu legen: Wo wir denn eigentlich jetzt ſtehen? und welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird? Beide Fragen fallen ganz in einander und müſſen alſo zugleich beantwortet werden.

Wo ſtehen wir? Ich meine: Wo ſtehen wir Teutſche jetzt? Sind wir ein erſchöpftes, veraltetes, durchlichtetes und durchgelebtes Volk, in welchem alles ſchon fein hell und klug geworden iſt? oder iſt noch feſter und kräftiger Urſtoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtauſende arbeiten können? Ich habe meine Anſicht oben geſagt und daß mir die Teutſchen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weiſen geſucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall früh zum Greiſesalter gelangen, andere Jahrtauſende lang jung, ja noch Jahrtauſende nach ſolchen, mit welchen ſie zugleich in die Bahn traten, Kinder bleiben können. Die Germanen waren nach Art, Kraft und Sinn ein jugendliches und friſches Heidenvolk, als das Chriſtenthum Herrſcher der Welt ward. Dieſes Chriſtenthum in ſeiner ſtillen demüthigen und unſcheinbaren Geſtalt, wie es anfangs auftrat, und mit ſeinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand, und was im Heidenthum vielleicht ſchon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Unſre Vorfahren, die Teutſchen, die im Heidenthum wohl ſchon im kräftigen Jünglingsalter ſtanden, wurden durch das Chriſtenthum wieder Kinder, und gleich unſchuldigen groſen Kindern haben ſie jene ſchönen Jahrhunderte durchſpielt, die wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun ſchon dreihundert Jahre ihre Kinderſpiele zerſtört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerſtoben ſind, haben ſie ſich, wie es zu geſchehen pflegt, leider auch in kindiſchen Streichen erzeigt. Diſe pflegen jenen etwas wilden und liebloſen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in ſie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben aber ganz paſſenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieſer Schlingeljahre — verzeihe mir, edles Volk — wo allerlei Rohes, Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, ſtehen wir Teutſche jetzt: es iſt in unſerm jetzigen Weſen und Wirken ſo etwas von einer gewiſſen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies iſt, ſo haben wir unſre Hoffnungen noch weithin zu ſtellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der ſchönſten Zukunft unſerer Geſchichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen alſo nicht ſo ängſtlich ſorgen, und fragen: Was wird morgen ſeyn? und was wird übermorgen werden? als wir wohl zuweilen thun, von dem Leide und der Noth des Augenblicks ergriffen, ſondern wir können das Verhängniß mit unſerm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelſpiel ſpielen laſſen; es wird doch die meiſten an Herrlichkeit und Tugend überleben, die es jetzt ſo halb ſchnöd und halb von oben anzuſehen wagen.

So ſcheint es mir nach einer geſchichtlichen Dämmerung, die ich keinesweges für Licht ausgebe in Hinſicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade ſtehen. Nicht auf dieſelbe Weiſe aber, wie wir unſre Anſchauungen und Gefühle über die Zeit ausſprechen, können wir ſagen, welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird. Ich habe oben angedeutet, wie mich dünke, daß das Chriſtenthum unendlich langſamer als das Heidenthum die verſchiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menſchliche Geſchlecht führen ſoll. Ja es iſt dieſes Urtheil, das aber bloß als Urtheil der menſchlichen Schwäche genommen werden ſoll, die ſich ja durch Vergleichungen helfen muß, vielleicht etwas frech ausgeſprochen. Uns, die wir als Chriſten im Chriſtenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichſten und blühendſten chriſtlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als wenn des Chriſtenthums je ein Ende ſeyn, als wenn es ſeine verſchiedenen Durchbildungen durch das Menſchengeſchlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß ſeine Zeit keine andere dünken als der Name von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beſchränkte Menſchen, wenn wir das Unſrige und das Irdiſche an das Höchſte und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müſſen wir wohl menſchlich ſprechen. Das Chriſtenthum, welches lauter Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat einen milden und heiteren Geiſt, welcher nicht gleich jenem irdiſch heroiſchen Geiſte des alten Heidenthums die irdiſche Fülle und Genüſſe geſchwind ausſchlürft und dann von dannen fliegt, ſondern welcher in ſtillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtauſende an dem zehrt, was jener leidenſchaftliche Geiſt des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgefreſſen hatte. Dies ſoll auch nur ein Gleichniß der irdiſchen Beſchränktheit ſeyn. Ich will bloß eine Vorſtellung geben, wie das heidniſche und chriſtliche Zeitmaaß nach dem ganz verſchiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erſcheint. Von Perioden, Epochen, Anfang und Ende des Chriſtenthums kann an ſich ja gar nicht die Rede ſeyn. So himmliſch iſt dieſe Lehre, ſo geiſtig ihre Kraft, ſo unendlich ihr Wirken, ſo tauſendfaltig ſind die Geſtalten, die ſie annehmen kann, ſo unergründlich iſt ihre Liebe und ſo unermeßlich ihre Geduld, daß ſie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Chriſtenthums an ſich, wenn es auch ſolche gäbe, könnte im göttlichen und engliſchen Verſtande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelſten menſchlichen; wenn wir hier von Epochen des Chriſtenthums reden, ſo meinen wir das gleichſam körperliche Chriſtenthum, die Chriſtenheit nemlich, wie ſie etwa in dieſer Zeit den chriſtlichen Geiſt äuſſerlich abſpiegelt und uns in dieſem äuſſerlich gezeigten Spiegel erlauſchen läßt, was dahinter tief im Innern iſt. Was erſcheint denn nun darin?

Zuerſt erſcheint in den Menſchen, die ſich Chriſten nennen, daß dieſe Zeit keine lebendigſte und blühendſte Zeit des Chriſtenthums iſt, daß ſie der hohen Begeiſterung mangelt, wodurch der Geiſt allein ſein innerlichſtes und mächtigſtes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier ſo ſpreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelſehnende Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Buſen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes, Laues und Aufgelöſtes, das nicht erfreulich iſt. Wie dies geworden iſt im Ablauf mehrerer Jahrhunderte, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am ſchlimmſten geworden iſt, das wiſſen wir und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am ſchlimmſten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die franzöſiſche große Umwälzung in ihrer Blüthe ſtand. In den letzten zehen Jahren, mitten in dem ärgſten Zwieſpalt und Gedränge der Dinge, hat es offenbar angefangen beſſer zu werden; was uns einzelne zarte Lichtſtreifen und Schimmer einer ſchöneren Zukunft verkündigen. Das Chriſtenthum muß ja äuſſerlich auch ein Bild unſeres politiſchen Zuſtandes abſpiegeln. Je weidlicher und kühner ein Volk iſt, deſto höher und muthiger ehrt es Gott; der ſklaviſche Sinn klimmt auch auf einer ſehr morſchen Leiter zum Himmel empor. Man ſagt zwar: im Druck habe das Chriſtenthum ſeine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr ſeyn, aber da haben die Gedrückten ſich wenigſtens nicht gedrückt gefühlt, ſie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengeſetzt; denn etwas ganz Anderes iſt auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus: eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich komme hier aber ſogleich in einen Zirkel. Was in dieſen jüngſten Tagen für die Freiheit und Ehre unſeres Volkes Schönes und Glorreiches geſchehen iſt, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Chriſtenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer ſchöneren chriſtlichen Zukunft, die ſchon zuweilen aus der dunkeln Nacht leuchten, ſtrahlen auch aus vojüdiſchen und irdiſchen Hoffnungen für ein freieres und ſtolzeres Bürgerleben, das künftig ſeyn wird. Das innigſte Leben und Fortbilden des Chriſtenthums können wir nicht meſſen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glauben ſchauen und ahnden, und wie dies künftig hineinſpielen und hineinſtreben wird in die Unendlichkeit geiſtiger Entwickelungen, welcher Sterbliche mögte das verſtehen? Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorherſagen, daß nicht eher wieder vollkommene chriſtliche Staaten der Entwickelungsepoche, die uns die zweite däucht, ſeyn werden, als das Chriſtenthum auch wieder äußerlich in einem freudigen und begeiſterten Leben aufblühen wird. Wann dies ſeyn wird, wie dies geſchehen wird, durch welche Begebenheiten und Menſchen dieſer glückliche Zuſtand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann keiner ſagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Kapitale der früheren gelebt und es beinahe aufgefreſſen, wir ſagten, dieſe Jahrhunderte hätten ſich nicht eben freudig und ſtark fortgetragen, ſondern nur ſo hingeſtützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That ſo kommen ſie uns vor, wenn wir ſie mit den nächſtvorhergehenden vergleichen. Doch hatte ſich im ſtillen Ablauf der Zeiten durch die Geiſtigkeit, die ja das Weſen des Chriſtenthums und alſo auch das Weſen der neuen Geſchichte iſt, eine Macht gebildet, die das Heidenthum und auch die erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit wenig, ja faſt gar nicht gekannt hatten. Ich meine hier die Macht, welche man die Meinung nennt. Jener Geiſt, welcher über alle Welt ausgeſtrömt war und auch den Niedrigſten und Aermſten ein Ahnden und Vernehmen der himmliſchen Dinge, wie es die erſten Weiſen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Bruſt gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geiſt, der die wunderbare fünfhundert- und ſechshundertjährige Herrſchaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrſchaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieſer eine zweite gewaltige politiſche Herrſchaft gegründet, welche die Herrſchaft der Meinung heißen kann. Dieſe Herrſchaft erſchien weniger, ſo lange die Hierarchie noch mehr in Anſehen und Stärke blühete; ſie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat ſie eine ſo weitgreifende und waltende Wirkſamkeit gehabt, daß man von einer europäiſchen Meinung hat ſprechen können. Dieſe europäiſche Meinung mögte ich den weltlichen, den bloß politiſchen Pabſt nennen; denn ſie hat zu dem ganzen Europa ſeit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältniſſe geſtanden, in welchem weiland der Pabſt und die Hierarchie zu Rom ſtanden. Was dieſe Meinung eigentlich iſt und wie ſie wirkt und herrſcht, das lieſſe ſich freilich in tauſend einzelnen Beiſpielen breit genug zeigen; aber dadurch würde ihr Weſen immer noch nicht klarer. Ihre ganze geiſtige Allmacht begreift nur derjenige, der den vollen Thron der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwickelungen im hohen Ueberblick vor ſeinen Augen hinrollen ſieht. Dieſe Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte iſt ſie gewaltig geweſen, da ſie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöſte und aus einander fallende chriſtliche Europa noch zuſammenhielt. Um ſich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch ſie Liſſabon und Moskau und Newyork und Konſtantinopel näher verbunden ſind und die gegenſeitigen Bewegungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier fünfhundert Jahren Ländren und Völkern nicht geſchah, die etwa dreiſſig vierzig Meilen von einander lagen. Dieſer Meinung, dieſem weltlichen und politiſchen Pabſte Europa's, könnte man eben ſo viel Gutes und Schlimmes nachſagen, als man dem geiſtlichen Pabſte zu ſeiner Zeit gethan hat. Und wirklich ſind ſolche, die da meinen, es gebe nichts Verderblicheres und Gräulicheres, als dieſe europäiſche Meinung, und die Welt ſo weit glücklicher geweſen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehen Jahre, nachdem ſie geſchehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konſtantinopel vorgefallen war, je alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen im Weſten erzählen hörte. Ob dieſe Recht oder Unrecht haben, ſteht uns nicht zu zu entſcheiden — genug dieſe Meinung iſt eine aus dem Chriſtenthume allmälig entwickelte geiſtige Gewalt und keine irdiſche Macht mag die Fluthen und Stürme bändigen, womit ſie über die Welt hinbrauſet. Was Verderbliches und Verpeſtendes in ihr iſt, dem kann man durch keine laſtende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen, ſondern der Geiſt kann allein durch den Geiſt gebändigt werden. Da muß es heiſſen Gift gegen Gift und Spitze gegen Spitze; Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niederſäuſeln, man muß einen Sturm gegen ihn loslaſſen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrauſe. Gegen das, was ſeiner Natur nach das Freieſte iſt, vermag das Halbfreie nichts und und das Sklaviſche wird an ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Verſuchen geſehen, welche Regierungen und Staatsminiſter und Erzprieſter gegen dieſen geiſtigſten und umfaßlichſten aller Dämonen gemacht haben; wir haben den Ausgang des glänzendſten neuen Verſuches vor Augen, das Schickſal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in der Hand, und wer hat ſie thätiger und grauſamer gebraucht als er, das geſchäftige und gerührige Ding, die europäiſche Meinung, welche, wie ſeine Helfer ihm ſagten, ſeinen Entwürfen allgemeiner Herrſchaft und allgemeiner Verfinſterung, Europa's am meiſten im Wege war, zu unterdrücken, ja wo möglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er, wie es ſchien, eine Art von Gegenbewegung zu Stande, wirklich ſchien die Stimme der Lüge, die in tauſend Wiederlauten und Wiederhallen von den verſchiedenſten Seiten ſo unſchuldig erklang, für Viele endlich faſt eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche dieſe

Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunſt vorbeirauſchen ließen, ſchloſſen ſich in ſich deſto enger zuſammen; die gepreſte öffentliche Meinung ſammelte die Vulkane vieler edlen Gemüther, die einmal fürchterlich hervorbrechen ſollten; die Lüge hatte nicht die Menſchheit geblendet, ſie hatte den Tyrannen und ſeine knechtiſchen Helfer und Schergen verblendet: ſie kannten die Gewalt endlich nicht mehr, welche über ſie und über das Zeitalter herrſchte, ſie hatten ſich das einzige Licht ausgelöſcht, das ſie bei ihrem kühnen Unternehmen hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit ſie die Welt zu fangen und zu beherrſchen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen, als ſie ſelbſt. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt, die Meinung ſeiner Zeit zu verſtehen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrſchaft zu herrſchen, er hätte der größte geſchichtliche Name werden können. Nun iſt er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

Dieſe Meinung und diejenigen, welche als ihre Führer genannt werden, die Schriftner, ſind vielfach beſchuldigt worden, daß ſie die Völker ungebührlich aufrühren und daß ſie die unglücklich bethörten häufig in die Lage bringen, worin ſich der Pudel ſetzte, der ſeinen fetten Biſſen, den er im Munde trug, fallen ließ, um nach dem Schatten deſſelben zu ſchnappen, den ihm der trügeriſche Spiegel des Baches größer und ſchimmernder zeigte, als der wirkliche war. Ich will dieſe Beſchuldigung nicht ganz ablehnen, obgleich das, was die Meinung gewaltig macht und ihr ſogar bei der Menge Anerkennung gewinnt, doch gewiß etwas iſt das aus den Federn von ein paar Dutzend politiſcher Schriftner nicht flieſſen kann, ſondern aus einem andern verborgenen Strome flieſſen muß, von welchem die Polizeiminiſter und Polizeiwächter grade gar nichts wiſſen und welchen ſie alſo auch weder zuſtopfen noch verſchütten können. Das allgemeine Geſchrei nach Freiheit und Gleichheit, das Geſchrei nach Verfaſſungen überhaupt, das ſich doch nicht allenthalben als Geſchrei eines wüſten Aufruhrs offenbart, ſondern an vielen Orten und bei den gehorſamen und guten Völkern als ein ſtilles Anrufen und ein beſcheidenes Bitten an die Herrſcher und an diejenigen, welche an der Herrſcher Stelle ſind, hat ſeinen Grund in einer wirklichen Noth gehabt und hat ihn noch bis dieſen Tag. Die Geſtalt der alten Staatsgebäude, die für ganz andere Zeiten und in ganz anderen Zuſtänden der Völker und unter ganz anderen Verhältniſſen der Welt aufgeführt waren, paßten für dieſe Zeit und für dieſes einem ganz verſchiedenen Weltalter entgegenſtrebende Geſchlecht gar nicht mehr; ſie waren auch meiſtens ſo abgenutzt und durchlöchert, daß ihnen auſſer dem Umſtande, daß ſie von den Völkern wenig mehr anerkannt wurden, in ihnen ſelbſt aller Halt fehlte. Ihre Unzulänglichkeit fühlten auch nicht allein die Beherrſchten, ſondern auch die Herrſcher, und ſo iſt ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten immer an ihnen gebeſſert und geſtückelt worden. In unſern Tagen aber geſchieht den meiſten von ihnen das, was einem alten Rocke nothwendig einmal geſchehen muß, den man lange mit Flicken und Stücken ganz zu halten geſucht hat: ihre unvermeidliche Zeit iſt gekommen, ſie reiſſen und fallen von allen Seiten aus einander und kein Meiſter wird die morſchen und faulen Theile wieder zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen zuſammenfügen können.

In ſolchen Zeiten, welche für diejenigen, deren Leben grade in ſie fällt, eben keine luſtige Zeiten ſind, mag man billig wohl klagen; aber verklagen ſollten die verſchiedenen Partheien, durch deren gegenſeitige Wirkung und Drängung auf einander ein Staat hervorgebracht wird, einander nicht ſo bitter, als wohl häufig geſchieht. Unrecht haben manche Geſchichtſchreiber und Politiker offenbar gehabt, wenn ſie die allmälige Veraltung oder Aufhebung der ſtändiſchen Rechte, den allmäligen Untergang der Freiheit, die immer größer ſchwellende und immer ſchwerer drückende Sündfluth der ſtehenden Heere, unter welchen Europa ſich faſt zu Tode geſtönt hat, und alle andere Willkühr in Geſetzgebung und Beſteurung der Völker durchaus aus deſpotiſcher Hinterliſt der Fürſten, aus einem langſam bereiteten und mit langſamer und beſonnener Argliſt fortgeſponnenen Gewebe von falſchen und tückiſchen Liſten hervorgegangen geglaubt und ſo dargeſtellt haben, als wäre dies alles ein planmäßig bereitetes und vollendetes Werk der Herrſcher und Miniſter geweſen. Wenn dieſe Meinung und Darſtellung die richtige geweſen wäre, ſo hätte man auch nachweiſen müſſen, daß die Reihe kühner und durchgreifender Herrſcher und feſter und verſchlagener Miniſter, die ein ſolches Werk von Geſchlecht zu Geſchlecht einander in die Hände arbeiteten, viel größer geweſen ſey, als man hiſtoriſch wird darthun können. Nein, das weiſet die Geſchichte allerdings nach, wie ein einzelner gewaltiger und von Gott mit ungeheuren Eigenſchaften begabtes und gerüſteter Mann ein herrliches Staatsgebäude der Freiheit und Geſetzlichkeit zuweilen hat erſchüttern, ja niederreiſſen können, und an ſolchen Erſcheinungen fehlet es auch der neueren Geſchichte nicht: aber was in den meiſten Ländern Europa's ſo ganz, Einen ebenen, ich mögte faſt ſagen ſchläfrigen, Schritt wie von ſelbſt fortgegangen iſt, was kaum getrieben und geſtoſſen worden iſt, ſondern ſich gleichſam ſelbſt immer tiefer heruntergeſchoben hat, von dem kann man nicht ſagen, daß es ermordet iſt, nein es iſt des natürlichſten aller Tode verblichen, des Todes des Alters. Es lag allem der gemeinſchaftliche Keim des Unterganges zum Grunde, eine faſt allgemeine europäiſche Krankheit. Weil der Geiſt der letzten Zeiten ein abgelebter und matter Geiſt war, worin mehr die grübelnden als die handelnden, mehr die denkenden als die empfindenden Kräfte vorwalteten, ſo konnte das äuſſere Leben ſich in ſtolzer Freiheit nicht behaupten, es war ein hohes und edles politiſches Daſeyn unmöglich. Wie die Luft nothwendig die leere Blaſe zuſammendrückt, ſo haben die Regierungen ein durch keinen allgemeinen Sinn und durch keine lebendige Begeiſterung getragenes und geſtärktes Menſchengeſchlecht zuſammendrücken müſſen, ſie haben, da ſie keinen Widerſtand fanden, immer willkührlicher werden müſſen. Dies iſt das, was ich eben ſagte: ein jedes Volk ſey der Lage würdig, worin es ſich eben befindet. Ungerecht war es aber, wenn man die Schuld, welche die Zeit oder das ganze Geſchlecht tragen mußte, allein auf die Schultern der Fürſten und ihrer Freunde wälzte. — Eben ſo ungerecht ſind nun aber auf der andern Seite diejenigen, welche in einer kleinen und engen Anſicht und Geſinnung, die ſich noch wohl damit brüſtet, als ob ſie aus Fürſtenrecht und für Fürſtenmacht ſpreche, alles, was in einem Staate nun einmal iſt und beſteht, eben deswegen auch als etwas Bleibendes und Wohlbegründetes anſehen und anſprechen, und wenn man die Unzweckmäſſigkeit und Gemeinſchädlichkeit davon ihnen auch ſonnenklar zeigen könnte. Dieſe mögten nun eben wie jene Beſchuldiger der Fürſten und Miniſter alles Geſchrei und alle Klage, ja alles demüthige Bitten und Flehen der Zeitgenoſſen um geſetzmäſſige Verfaſſungen auch nur darſtellen wie eine Tollheit und einen Wahnſinn, der ſeine Zeit zum Austraſen haben müſſe und dann ſchon vorübergehen werde, ſie mögten es darſtellen als ein Ding der Willkühr, von einigen heiſſen Köpfen gebehren oder gar von einigen verruchten und mit giftigen Planen im Finſtern ſchleichenden Böſewichtern angeſtiftet, die, damit an ſie und an den Pöbel die Herrſchaft kommen könnte, alle Ordnung und alles Geſetz vertilgen und das arme Europa drüber und drunter werfen und ſchütten mögten. Dieſe, zum Theil recht brave und rechtliche Männer, welche aber blind in ihrer Zeit leben, weil ſie die Vergangenheit nicht kennen und alſo auch die höhere Nothwendigkeit nicht erkennen, welche in dieſem allgemeinen europäiſchen Streben iſt, ſehen allenthalben nichts als Aufruhr und Gefahr, ſie wittern auch da, wo von dem natürlichſten und rechtmäſſigſten Forderungen und Bitten der Völker die Rede iſt, nichts als verderbliche Anſchläge gegen die Könige, und wollen das ſchöne Roß der Zeit, das, wie ihnen däucht, mit dem Reiter durchgegangen iſt, mit einer Menge vergeblicher Hms und Prrs und Hohos wieder in den alten Stall zurücktreiben, und wollen nicht merken, daß der Stall ja an allen Enden Löcher hat, wodurch die Diebe eindringen und das Pferd ſtehlen, wenn es nicht ſo klug iſt, ſich ſelbſt einen Stall zu ſuchen.

Wenn wir die Zeit, welche unſere Zeit iſt, und ihre wunderſamen Zuſtände und Verhältniſſe und dann die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, ſo dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwieſpalt der Meinungen nicht wundern, und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche ſagen ja, daß wir ſelbſt nicht bloß ein Kopfverdreher, ſondern auch oft einer mit von den Drehköpfen ſind: und warum ſollten wir uns auch beſſer glauben, als die Meiſten. Es ſind offenbar zwei Zeiten jetzt, nemlich die Reſte der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meiſten Menſchen, wenn ſie ſiebenzig und achtzig Jahre durchlebt hatten, hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr ſanft und ſtill in einander übergleitende, nicht ſo feindſelig einander gegenüberſtehende und auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, als die jetzige Zeit iſt. Die Anfänge der neuen Zeit, die Vorhalle des künftigen Zeitalters, ſind offenbar dasjenige, was jetzt lebendig iſt und mit magnetiſcher Gewalt alle Geiſter in ſich verſchlungen hat. Die Reſte der alten Zeit ſind jetzt keine Zeit mehr; man könnte mit einem etwas ſeltſamen Ausdruck ſagen: jene Zeit liege ſchon auſſerhalb der Zeit. Wie nun jene Zeit auſſerhalb unſerer Zeit liegt, ſo ſtehen auch diejenigen, die noch immer in dem Todten und Vergangenen wandeln, als lebte es noch und wäre noch da, durchaus auſſerhalb derſelben. Dieſe Verblendeten mögten ſie ſelbſt nun gern vernichten als die Verführerin und Verderberin der Völker, ſie mögten mit Knüppeln und Schwerdtern alle, die in ſie hinein wollen, davon abhalten, und alle, die darin ſind, herausjagen und mit Gewalt wieder in die alte glückſelige zurücktreiben.

So ſteht und kämpft das Alte und Neue gegen einander und ſo muß es ja ſtehen und kämpfen, wenn überhaupt das Beſſere und Gedeihlichere, was alle Gute hoffen, hervorkommen ſoll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente iſt ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenſtreit (Ἐρις και Αντερις) in Liebe und Haß der Naturen, iſt ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie ſollte denn die höchſte und vollendetſte Geſtalt des äuſſeren Lebens, wie ſollte die politiſche Geſellſchaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf ſich einigen und bilden können? Nein dies kann er nicht. Wir hoffen aber, daß dieſer Streit in unſerm Vaterlande nimmer ein blutiger Streit werden wird, ſondern daß die

Teutſchen durch Mäſſigkeit und Feſtigkeit geſetzliche Verfaſſungen verdienen werden, die durch blutige Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer durch ſie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch nichts gewonnen werden ſoll, ſo ſollen wir auch nicht verlangen, daß das Gröſte und Herrlichſte, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feſte Verfaſſung und eine auf Geſetzen gegründete Freiheit, in zwei, drei Jahren fertig ſeyn ſoll. Das, wovon die Geſchichte lehrt, daß, wenn es daurend ſeyn ſoll, es ſich durch vielfache Streite und Kämpfe hindurch oft nur in Jahrhunderten geſtalten und entwickeln kann, müſſen wir ernſte und verſtändige Teutſche nicht mit franzöſiſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen und vollenden wollen. *Leicht gewonnen leicht zerronnen* iſt ein Spruch, der hier und für alles Uebrige in der Welt gilt. Zu Papier iſt die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn ſie nichts weiter hat als die papierne Feſtigkeit und was man von der leichten Laſt der Eidſchwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geſchichte, deren Zeugniß hier das gültigſte iſt, daß nur das eine rechte Verfaſſung iſt und Leben und Beſtätigung in ihr ſelbſt hat, welche nicht gemacht, ſondern welche gewachſen iſt, d. h. welche gleichſam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfniſſen eines Volks hervorgegangen iſt. Solche Entwickelungen gehen freilich nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments, welches, wenn man es ein paar Mal nach der entgegengeſetzten Seite umgerollt hat, ſogleich die gehorſame Neigung zeigt, ſich dahin zu krümmen. Verfaſſungen, die ein Ausſchuß eines Jakobinerklubs oder ein Miniſterbefehl in drei bis ſechs Wochen fertigt, halten gleich den Pergamentrollen die Geſtalt; eine andere Hand kommt darüber, drehet ſie ein paar Mal anders um, und ſie ſind geweſen.

Wir wollen alſo, wenn es mit unſern Verfaſſungen, die man jetzt in Teutſchland zu gründen verſuchen mögte, nicht ſo geſchwind geht, als die meiſten Hoffnungen es wünſchen, weder trauren noch ſchelten; noch wollen wir uns einbilden, daß alles ſogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen ſogleich befriedigt werden können. Dies iſt durchaus unmöglich: nicht die beſſeren Verfaſſungen ſelbſt können in zehen, ja noch in dreißig und vierzig Jahren nicht fertig ſondern nur der Grund zu ihnen kann jetzt fürs Erſte gelegt werden, worauf der übrige Bau ſich vielleicht in einigen Menſchenaltern vollenden und ausführen mag. Dies iſt der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menſchliche und Irdiſche gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt ſterben ſoll. Wir wollen auch nicht ſchelten auf diejenigen, welche Hinderniſſe bringen und Widerſtand entgegen ſetzen; ſie ſind wohl die Nothwendigſten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was ſich nicht durch Hinderniſſe durcharbeiten und den Widerſtand nicht überwinden kann, das mag eben ſo gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem ſchwächücken und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich ſeyn, dem man die Schale zerbrechen muß, damit es aus dem Eie kriechen und dann ſein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erſchaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum ſage ich zum dritten Male: Jedes Volk verdient die Lage, worin es iſt. —

Darauf ſey man alſo gefaßt, daß bei den neuen Verfaſſungen nicht allein die Fürſten und Miniſter gegendrücken werden, was ſie als eine nothwendige Gegenkraft ihrer Natur nach müſſen, ſondern auch alle die, welche mit einer ſeltſamen Täuſchung immer noch in der alten Zeit zu ſtehen meinen, und am allermeiſten die Beamten, welche, in den alten Verhältniſſen und Formen erzogen und durch den Dienſt in ihnen eingeſchult, dies Neue größtentheils verabſcheuen, welches ihren Vorurtheilen und Anſichten oft viel mehr als ihren Vortheilen entgegen iſt. Daß dieſem wirklich alſo ſey, davon hat man ja der Proben genug, und ihre Gegenwirkung wird von dem Volke leider immer mit Unrecht dem Herrſcher und der Regierung mit zur Laſt geſchrieben.

Dies ſind Schwierigkeiten, die ſich bei allem Neuen, was der Menſch zu machen unternimmt, finden werden und finden müſſen, vor allem aber bei einer ſo großen Sache als der Entwurf und die Begründung neuer Verfaſſungen iſt. Aber es iſt noch Eines, was die Teutſchen wohl bedenken ſollen, wenn ſie ſich in ihren Hoffnungen nicht übermeſſen wollen, nemlich der Zuſtand und die ganze Lage des teutſchen

Reiches und der vielen einzelnen in demſelben begriffenen Staaten.

Teutſchland war vormals als Reich ein organiſches und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, welches die meiſten Bedingungen eines friſchen und ſelbſtſtändigen Lebens in Freude und Freiheit erfüllen konnte. Es hat aufgehört dies zu ſeyn, ſeitdem die Vielherrſchaft der Fürſten in ihm ſich ausbildete und ſeitdem dadurch Staaten im Staate entſtanden ſind. Jetzt liegt es zerſpaltet und zerriſſen da, ſein altes Unglück und ſeine alte Blöße ganz aufgedeckt, und alle Kräfte und Strebungen der Regierungen mit einander ſtreitend und gegen einander ſtrebend; ſo daß kaum ein Engel vom Himmel, der mit aller Weisheit und Liebe es zu binden und zu heilen herabkäme, das Zerriſſene zu einem kräftigen Ganzen machen könnte. Bei der Zerriſſenheit des Reiches, wodurch die Entwickelung ſeines natürlichen Wachſens und Fortwachſens gehemmt und die volle lebendige Organiſation deſſelben durchaus unmöglich iſt, kann Teutſchland eine ſo vollkommene Verfaſſung und Verwaltung nicht haben, als Länder, die zu einem natürlichen Ganzen ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß mit allen ihren Theilen verbunden ſind, wie England, Schweden, Spanien, Frankreich. Wir werden uns einſtweilen, bis es beſſer wird und bis die zerriſſenen Theile des Vaterlandes wieder mehr zur Einheit zuſammenverbunden werden, mit dem begnügen müſſen, was nach den Umſtänden möglich iſt: wir dürfen und können nichts Vollkommenes erwarten.

In der That ſind die einzelnen teutſchen Staaten, auch die gern etwas Beſſeres und Tüchtigeres machen wollten, bei ihrem Verhältniſſe mit den teutſchen Nachbarſtaaten grade in der Lage, worin der Bauer einer großen Dorfſchaft ſich befindet, deſſen Aecker vielleicht an zehen und zwanzig verſchiedenen Stellen mit den Aeckern der Nachbarn in einzelnen Schichten unter einander liegen. Wenn dieſer Bauer ſich auch durch Fleiß, Kenntniſſe und Nachdenken vor allen ſeinen Nachbarn auszeichnet, wenn er auch gern eine beſſere Ackerwirthſchaft, als worin ihr alter Schlendrian rundgeht, triebe und nach ſeinen Einſichten treiben könnte, ſo kann er doch eben nicht viel beſſer wirthſchaften als ſie, weil ſeine Ackerſtücke ſo unter den ihrigen verſtreut liegen, daß ihre Zeit und Art eben auch ſeine Zeit und Art ſeyn muß, ja daß er ſogar ihre Fehler mitmachen muß, damit er nur etwas Nutzen aus ſeinen Grundſtücken ziehe. Die Vergleichung iſt die allerpaſſendſte auf unſer Vaterland und auf ſeine Zerſtückelung unter die vielen Fürſten und Regierungen. Man wird ſie bei näherer Unterſuchung bis auf die allerkleinſten Punkte beſtätigt finden nicht allein in der großen Geſetzgebung, ſondern in der ganzen Verwaltung und Polizei des Vaterlandes, wenn man von Zöllen und Hochſtraßen und Durchgangsgeldern und Ausfuhr- und Einfuhrverboten anfängt und bis zu den höchſten Zweigen der Geſetzgebung hinaufſteigt. Es iſt keine Uebereinſtimmung, Ebenmäſſigkeit und Vollkommenheit möglich, wo das aus einander geriſſen und von zwanzig Herren nach ihren Launen und Bedürfniſſen ganz verſchieden regiert und verwaltet iſt, was ſeiner Natur nach als ein organiſches Ganzes von Einem Geiſte durchdrungen und gelenket und von Einem Herrſcherarm gehalten werden ſollte. Da iſt es wie in einer unvollkommenen und ſchlechten Dorfgemeinheit der Aecker und Triften, wo die unnatürlichen und gezwungenen Verhältniſſe einen jeden zu einer mangelhaften Wirthſchaft verdammen. Auch die teutſchen Fürſten, die das Beſte verſprechen und wirklich mit treuem Herzen das Beſte wollen, können nur Halbes und Mittelmäſſiges leiſten, weil ſie ja nicht von ihrem Willen allein, ſondern noch von fünf ſechs, ja wohl zuweilen von fünfzehn und ſechszehn um ſie her waltenden Willen abhangen.

Das Vollkommene alſo, was glückliche und ganze Völker in Hinſicht der großen politiſchen Geſetzgebung und Einrichtung bei ihnen machen und begründen können, müſſen wir auf jene Zeit verſchieben, wo Gott und die Noth und die Liebe und Frommheit unſerer Nachkommen das ganze Teutſchland wieder einigen und die unſelige Vielherrſchaft beſchränken, die von Tage zu Tage ſich immer mehr als unſer brennendſtes Unglück offenbart, das uns im Glücke um den Preis unſerer Siege betrügt und bei Unfällen und Niederlagen zur Dreſchtenne und zum Nothſtall aller Völker der Welt erniedrigt. Die hohen und engliſchen Gedanken, ich meine Gedanken von Verfaſſungen gleich der engliſchen, ja ſelbſt gleich der ſchwediſchen, und gleich der franzöſiſchen, wenn die Franzoſen ſie behaupten können, müſſen wir fahren laſſen die ſchicken ſich nicht für uns. Auch ſoll man ja nicht denken auf künſtliche Gerüſte und Getriebe, die einander trügen und bewegten in der Verfaſſung, auf ein ſtolzes Gleichgewicht auf einander drückender und die Freiheit und Gerechtigkeit als den Ausſprung ihrer Bewegungen hervorwippender Kräfte, noch auf andere ähnliche Herrlichkeiten. Das iſt ja thörigt, weil der Stoff bei uns dazu fehlt, weil der teutſche Zuſchnitt dazu verdorben iſt. Wir ſollen jetzt nur das machen und verlangen, was wir machen können und verlangen dürfen, und das mögte ſich etwa auf folgende einfache Grundlagen einſchränken, auf welchen der weitere Bau dann ihnen gemäß ausgeführt werden kann. Wir müſſen es alles nur als Vorbereitungen und Vorarbeiten betrachten für eine unſerer Entwickelung vielleicht günſtigere Zukunft.

Es werden über ganz Teutſchland die vormaligen Landſtände wieder eingeführt, und zwar wie ſie in den beſteingerichteten Landen teutſchen Volkes vormals geweſen ſind, nicht, wie hie und da vielleicht einzelne Fürſten und einzelne Klaſſen des Volks es wohl mögten, die Landſtände des ſogenannten letzten Gebrauchs, wo manche Lande für drei vier Klaſſen, die nach natürlicher Eintheilung das Volk darſtellen und vertreten ſollten, aus einer einzigen oder aus anderthalb Klaſſen deſſelben ihre ſogenannten Stände wählen mögten.

Die Hauptklaſſen, aus welchen die Volksvertreter hervorgehen, ſind 1) der Adel, 2) die Bürger, 3) die Bauern, 4) die Prieſter, wo ſie bedeutenden Landbeſitz haben, nach einigen Anſichten vielleicht auch der Ehre und Würde des erhabenen Standes wegen.

Dieſe Landſtände rathſchlagen mit dem Fürſten und nehmen Theil an der Geſetzgebung, ſo daß kein neues Geſetz gegeben werden mag, daß es ihnen nicht mitgetheilt und von ihnen anerkannt werde.

Sie bewilligen die nothwendigen Steuren und Abgaben und ihnen wird über deren Verwendung von der Regierung Rechenſchaft abgelegt.

Sie haben das Recht, Bitten und Vorſchläge neuer Geſetze, die ihnen nöthig dünken, an den Herrſcher zu bringen, auch Bitten bei ihm einzulegen wegen einſchleichender Mißbräuche der Polizei und Verwaltung.

Damit die Verfaſſung geheiligt und die gebührliche Freiheit eines jeden Bürgers geſchirmt ſey, iſt

1) Die Perſon des Herrſchers heilig und unverletzlich, er wird vorausgeſetzt als ſo mit dem Geſetze Eins, daß er gar nicht ſündigen könne.

2) Sind die Miniſter verantwortlich, wie in England, Schweden und in allen wohl eingerichteten Staaten.

3) Wird das richterliche Amt für die Lebenszeit verliehen, und mag, wie z. B. Kriegs- und Polizeiſtellen, nach Willkühr keinem genommen werden: ein Richter mag nur nach Urtheil und Recht wegen Vergehen und Verbrechen aus ſeiner Stelle geſetzt werden.

4) Herrſcht allgemeine Preßfreiheit.

Die Stände ſtimmen nach ihren drei oder vier Klaſſen. Bei Geſetzen und Verordnungen, die zu den Grundgeſetzen, zu denen, die man wohl auch organiſche Geſetze nennt, gehören, iſt durchaus ihre Einſtimmigkeit nebſt dem Willen des Herrſchers erforderlich, damit ſie Geſetzeskraft erhalten; bei Geſetzen und Verordnungen aber, welche die Polizei und Verwaltung betreffen, müſſen wenigſtens zwei Drittel der Stände nebſt dem Herrſcher einſtimmig ſeyn, damit ſie angenommen werden können.

Bei dem geringen Umfange der meiſten teutſchen Landesgebiete, däucht mir, iſt nichts im Wege, daß nicht alle Jahre Landtage gehalten werden, die ſich auf einige Wochen verſammeln. Für das, was längere Berathung und Ueberlegung und vielfache Rückſprache mit der Regierung erfordert, laſſen die Stände Ausſchüſſe zurück, welche es mit den Miniſtern bearbeiten und abmachen. Wo die Staaten indeſſen größer ſind und wo die einzelnen Lande derſelben weiter von einander und von der Hauptſtadt entfernt liegen, da mag es wohl nothwendig ſeyn, daß von den von Zeit zu Zeit zuſammenzuberufenden Landſtänden ernannte Ausſchüße in der Hauptſtadt ſitzen und die allgemeinen Angelegenheiten und die Angelegenheiten der einzelnen Landſchaften mit den Miniſtern berathen helfen.

Dämmernd und ungewiß liegt die Zukunft vor unſern Blicken, trübe weilt das Auge des redlichen Freundes des teutſchen Namens auf dem zerriſſenen und aufgelöſten Zuſtande des Vaterlandes, da auch der Blindeſte wohl ſieht, daß das, was man bindend und haltend nennt, nicht genug bindet und hält. Bei aller Großheit der jüngſten Begebenheiten und bei allem Glanze der jüngſten Geſchichte Germaniens liegt der Mangel an Einheit des Reiches und an Unzulänglichkeit der Mittel, die es erhalten ſollen, offen am Tage. Daß es bei den politiſchen Weltverhältniſſen und bei dem großen und drängenden Streben der immer mächtiger und gegen Teutſchland immer kühner werdenden Nachbarvölker ſo nicht bleiben kann noch bleiben wird, begreift ein jeder. Viele würden auch Teutſchland bei der Art, wie es ſich zuletzt misgeſtaltet hat, verloren geben, wenn ſie in dem teutſchen Volke nicht die Jugendfriſche und die jeder Begeiſterung empfängliche Tugend gewahrten, welche durch die Fäuſte ſchlechterer Völker nicht darf aus der Geſchichte weggeräumt werden; ſie hoffen darum, es werde ſeine immer noch unſeligen Verhängniſſe überwinden und alle Stürme der Zukunft ritterlich beſtehen.

Manche nennen das Aufruhr predigen und das Volk verführen, wenn man ſagt, wo die wunden Stellen des Reichs ſind, und wo die Schäden ſtecken, die geheilt werden müſſen, wenn uns das Unheil nicht bleiben und wenn größeres Unheil nicht kommen ſoll. Als wenn es uns und dem Volke hülfe, wenn wir unſre Zerriſſenheit Einheit, unſer Unglück Glück, unſre Hülfloſigkeit Macht nenneten und wie jene Krähe des Kaiſers Domitianus immer lauten Halſes ſchrieen: Alles wird vortrefflich werden! *) Es iſt ein wahrer Spruch, der nicht heute zuerſt geſprochen iſt: **Was dein Feind an dir lobt, davor hüte dich,**

---

*) Jene Krähe ſprach Latein und ſchrie auf lateiniſch: *Omnia bene erunt.*

denn es iſt vielleicht dein größter Fehler. Wir wiſſen was unſre älteſten Erzfeinde, was Ludwig der Eilfte und Heinrich der Vierte von Frankreich als Teutſchlands Heil und Ehre gelobt haben; wir kennen die Liberté germanique, welche Ludwig der Vierzehnte und ſeine mit Geldſäcken im Reiche herumreiſenden Boten und Geſandte ſo hell im Munde führten; uns iſt im friſcheſten Gedächtniß, was uns Bonaparte und Talleyrand vorgepredigt haben von der Unabhängigkeit der Staaten Teutſchlands und von der Befreiung derſelben von dem tyranniſchen Joche Oeſtreichs und von dem herrſchſüchtigen Drucke Preuſſens. Dieſe Unabhängigkeit der Staaten Teutſchlands *) hat der unſerer Freiheit und Ehre mitten in den Arbeiten und Sorgen, die ſein eigenes Land ihm macht, nie vergeſſende Talleyrand glücklich in die Artikel des berühmten, in Teutſchland aber ſchon berüchtigten, Pariſer Friedens hineingebracht. Wenn wir aber nur wüßten, was wir damit machen ſollten, und wenn die Fürſten nur ein wenig ahndeten, welchen Leichengeſang, einſt eine teutſchredende Domitianskrähe darüber krächzen wird! Dies loben uns nun alle Fremde, die unſerer Herrſchaft und Ehre neidiſch ſind und wohl wiſſen, wozu das getheilte und zerſtückelte Teutſchland brauchbar und bequem iſt **). Aber ziemt es uns, wie die dummen Schaafe mit einzuſtimmen in das Geſchrei der Wölfe und Füchſe? Wir ſind ein kurzlebendes Geſchlecht, wir wirken klein und gering; das wiſſen wir wohl. Es iſt eine höchſte Macht der Dinge, die alles auf das geheimſte und weiſeſte lenkt, das wiſſen wir auch. Aber weil in uns ein Athem ihres Weſens iſt, weil wir ein unſterbliches Geiſtergeſchlecht ſind, darum ſoll unſer Streben immer höher gehen, als unſer Können. Wenn dieſes Streben nicht da wäre, ſo würde alles in Faulheit, Weichlichkeit und Knechtſchaft verſinken und vermodern. Durch nichtswürdige Geduld aber und durch faule Hoffnung ſoll ſich keiner tröſten, wenn er es dumm und ſchlecht um ſich her ſieht; er muß Willen walten laſſen, dem es, wie wenig er auch kann, doch vorkommt, daß er auch die Welt mit beſſern könne. Wir haben oben Zeichen genug angeführt, weswegen wir glauben und hoffen können, daß das teutſche Volk vielleicht noch Jahrtauſende in der Geſchichte zu leben hat. Da kann unſre Spannezeit von einem Vierteljahrhundert und höchſtens von einem halben Jahrhundert ja nichts bedeuten: ſie erſcheint, was ſie iſt, ein Tropfen in dem unermeßlichen Ocean; aber wenn in dem Ocean Leben iſt, ſo mögte auch der Tropfen ſich lebendig in ihm fühlen und ſo getroſt ſich von der Unermeßlichkeit verſchlingen laſſen.

---

*) Les états de l'Allemagne seront independents.

**) Sehr wahr nennt der ehemalige Erzbiſchof von Mecheln Du Pradt in ſ. Geſchichte der Geſandtſchaft in Polen unſer Vaterland *la vaste curée des thrones de l'Europe*; Die große Pfründe der Thronen Europa's.

Auf zweierlei Weiſe werden Staaten umgeſchaffen, auf eine langſame und ſtille Weiſe von innen, und auf eine geſchwinde und ſtürmiſche Weiſe von auſſen. Die langſame und ſtille Weiſe muß jeder Menſch vorziehen, der kein Wohlgefallen hat an Getümmel und Blut. Aber auch dieſe langſame und ſtille Weiſe kann ihr Werk allein im Frieden nicht vollenden; Krieg und Stöße von auſſen, die den Puls des inneren Staatslebens zuweilen beſchleunigen und durch Nöthen und Gefahren geſchwinde Entſchlüſſe und Beſchlüſſe hervorzwingen, ſind zu dieſer Arbeit durchaus nothwendig: Krieg iſt ein eben ſo nothwendiger Beſtandtheil zur Erhaltung des irdiſchen Lebens und ſeines Gleichgewichts, als Friede. Die Geſchichte lehrt, daß die beſten politiſchen Vereine und die trefflichſten Verfaſſungen meiſtens im ſchlimmen Gedränge innerer und äuſſerer Gefahren und Getümmel entſtanden ſind. Die zweite Weiſe, die ſtürmiſche und blutige, iſt diejenige, wo die Umſchaffung und Verwandelung der Staaten durch gänzliche Umkehrung vermittelſt äuſſerer Gewalt geſchieht. Dieß muß früher oder ſpäter immer ſolchen Staaten widerfahren, welche die Bande, die ſie innerlich zuſammenhalten ſollten, immer mehr aufgelöſt haben. Einmal muß das unvermeidliche Verhängniß einer ſolchen Umkehrung von auſſenher ihnen kommen. Gott hat ſolches in unſrer Zeit noch nicht gewollt; darum hatte er Napoleon Bonaparte das Bildende und Schaffende verſagt. Hätte dieſer Mann, der bloß ein Werkzeug der Aufräumung und Zerſtörung ſeyn ſollte, einen heitern Ueberblick der Welt und Zeit gehabt, er hatte es in ſeiner Macht, alle Staaten Europas umzugeſtalten und als einer der größten Namen zur Nachwelt zu gehen. Weil er dies nicht gehabt hat und weil dies nicht geſchehen iſt, ſo müſſen wir jetzt glauben, daß

Gott es anders durchführen will mit dem Menſchengeſchlechte: Denn ſolange die That möglich iſt, fühlt der kräftig wollende und handelnde Menſch ſich auch als ein mächtiges Schickſal; wann ihre Zeit vergangen iſt, übergiebt er ſie und den Willen, der für ſie ſorgte und arbeitete, dem allgemeinen Schickſale, Gott.

Wir kennen aus dem Livius die Fabel von dem Magen und den übrigen Gliedern, die ſich gegen einander empörten, durch welche Empörung und durch welchen inneren Krieg endlich Magen und Kragen und Hand und Fuß mit einander verwelkten und vergingen. Dieſe Fabel erzählte weiland zur Zeit eines Aufruhes zwiſchen den alten Geſchlechtern und der Bürgerſchaft Roms ein weiſer Mann aus dem Rathe der Alten den Römern, und ſtillte den Aufruhr und verband die zwieträchtigen Glieder des Staates wieder zu Eintracht und Frieden. Wir ſollten dieſe politiſche Kinderfabel zur Zeit dieſer Trennung der ſonſt doch noch etwas verbundenen teutſchen Reichsglieder täglich und ſtündlich erzählen, damit alle die Gefahr ſehen, die allen begegnen wird, wenn ihnen Gehorſam nicht beſſer dünkt als Herrſchaft, die doch immer nur ein Schatten von Herrſchaft iſt. Auch ein König der Ratten kann ſich zuweilen einbilden, er herrſche in dem Gebiete, wo er lebt; aber wann der Löwe aufbrüllt, ſo ſagt er durch die That, wer der König der Thiere iſt: er kriecht in ſein Rattenloch. Wer ſich vor andern fürchten muß, darf auch nicht Herr ſeyn wollen. Das hat nach der

Legende Sankt Chriſtophel weiland ſchon gewußt. Da die Völker das natürliche und angebohrne Gefühl haben, daß ſie dienen müſſen, ſo dienen ſie begreiflicher Weiſe am liebſten ſolchen, die ihnen tüchtig befehlen, aber ſie auch tüchtig beſchützen können. Wir haben geſehen, wohin Griechenland gefahren iſt mit ſeinen vielen gegen einander ſtrebenden verbündeten Staaten; wir wiſſen, wodurch das alte Hiſpanien und Gallien von den Römern verſchlungen wurden; wir kennen Italiens den Fremden dienendes Loos ſeit dreihundert Jahren — ſo unglücklich waren wir doch noch nicht — wir haben neben ſo vielen früheren ſchlechten Epochen, wo teutſche Kraft ſich einander für die Fremden abwürgte, ja die letzte Rheinbundsepoche. Wer kann es uns denn verargen, wenn wir ſorgen und die Sicherheit künftiger teutſcher Ruhe und Stärke da nicht ſehen, wo man ſie uns zeigt. Wir wollen ja für die Zukunft gern an mehr Tugend und Gehorſam gegen das Reich glauben, als ſich ſeit vielen Jahrhunderten bewährt hat; aber das wiſſen wir, daß dieſer teutſche Bund, wie er bis jetzt auf dem Papiere befeſtigt und beſiegelt iſt, weder binden noch halten kann.

Die Erſcheinung iſt merkwürdig genug und deutet wahrlich auf keine gute Zeichen hin, daß ſich gegen das von einigen eine ſogenannte Teutſchheit genannte Streben ſo viele Stimmen erheben. Wo iſt ein Ding und eine Herrlichkeit in der Welt, und ſey ſie die herrlichſte aller Herrlichkeiten, womit Narren und Affen nicht geſpielt haben? Aber womit Knaben tändeln, das kann darum Mänper nicht lächerlich machen. Es giebt einen göttlichen Strom des Lebens und der Liebe, der als der innigſte und heiligſte durch ein ganzes Volk flieſſet und alles, was das Volk empfindet, denket, bildet und ſchaffet, begeiſternd und beſeelend durchdringt und von innen her als Feuerſeele des Ganzen zuweilen herausſchlägt. Wenn es gelingt dieſen Strom abzuleiten oder auszutrocknen, ſo iſt es auch gelungen, die Kraft des Volkes zu zerbrechen und zu entmannen. Dieſes in allen Teutſchen lebende und alles Teutſche von innen her Beſeelende und Verbindende kann man wohl die Teutſchheit nennen. Ich geſtehe hier, daß ich mich des Bekenntniſſes dieſer Teutſchheit nicht ſchäme, die von ſo vielen eine teutſche Wuth genannt wird. Mögen ſie ſie immer ſo ſchelten, ich wollte, dieſe Wuth wäre ſtark genug, die letzten Spuren der franzöſiſchen Wuth und engliſchen Wuth und aller mancherlei Wuthen, die uns beſeſſen haben, aus den teutſchen Marken zu vertreiben. Eine Hundswuth oder hündiſche Wuth iſt ſie wahrlich bei mir und bei andern ehrlichen teutſchen Männern nicht; denn eben gegen die webelnde und kuſchende Knechtſchaft und gegen die hündiſche Abhängigkeit von den Fremden empört ſie ſich am meiſten. Alſo von dem teutſchen Weſen, von politiſcher teutſcher Ehre und Selbſtſtändigkeit, von der unwürdigen und verderblichen Buhlerei und Aefferei, die wir mit fremden Sitten, Moden und Sprachen treiben und wodurch wir die eigene Herrlichkeit verſäumen, zu ſprechen wäre eine Lächerlichkeit und Dummheit oder gar ein Verbrechen gegen den Staat? Bei einigen Regierungen, welchen dadurch auch ſtillſchweigend etwas vorgeworfen zu werden ſcheint, mögte dies beinahe ſo ſeyn; aber ſo unglücklich ſind wir gottlob noch nicht, daß es von den meiſten gelten könnte. Ich frage die Verſpötter und Verhöhner der Teutſchheit, was ſie denn wollen mit ihrer einzelnen Armſeligkeit? was hat uns denn verbunden und begeiſtert in der letzten Todesnoth der teutſchen Freiheit, als das gemeinſame innere Leben des Volkes, das wie eine edle Flamme durch ganz Teutſchland aufblitzte und wie ein verzehrendes Feuer auf die Fremden fuhr? was hat dieſe Flamme denn genähret? Wahrlich nicht die Gaukeleien einzelner Narren, nicht geheime Geſellſchaften und Orden, wovon die franzöſiſche Fouchéſche und Davouſtſche Polizei weiland ſo viel geträumt hat, mit deren leeren Geſpenſtern ſich noch manche Polizeiminiſter donquixotiſch herumbalgen, und deren volle Nichtigkeit wohl von allen Geſcheidten begriffen iſt, ſondern das offene Wort und die vor allen Ländern Europa's in Teutſchland immer noch freieſte und menſchlichſte Pflege des Geiſtes auf den Schulen und Univerſitäten. Daß dieſe freieſte Pflege des Geiſtes, dieſe nicht geheime, ſondern offene Verbindung und Verſchwörung teutſcher Männer gegen alles fremde und unteutſche Weſen und gegen die eigene Lauheit, die ſich gern als Mäſſigkeit und Weisheit vor den Leuten ausſpreitzet, deſto nothwendiger wird, jemehr unſer politiſcher Leib ſich in beſondere ſuveräne Staatentheile auflöſen will; daß das geiſtige Band in demſelben Maaße geſtrafft werden muß, in welchen das politiſche ſich löſt, das iſt wohl natürlich — Und eben das iſt das Erfreuliche, daß ohne gefährliche Umtriebe und ohne geheime Geſellſchaften, wovon ſo viel in die Welt hinein gefaſelt wird, Millionen teutſcher Menſchen durch ein Gefühl, das aus dem Innern kommt und die Gefahren des Vaterlandes offenbart, in einem offenen Bunde für die löbliche Teutſchheit, für dieſes gemeinſame Leben und Streben eines großen und edlen Volkes in offener Verſchwörung verbunden ſind; denn ſie können ſich nicht genug gegen das Einzelne und Trennende verſchwören, das ja uns alle binnen wenigen Jahrzehenden in die unentfliehbare Knechtſchaft fremder Völker überliefern würde. Mögen die Preuſſen ſich als Preuſſen, die Hanoveraner als Hanoveraner, die Baiern ſich als Baiern loben und ehren; das iſt löblich und recht. Aber wehe ihnen, wenn ſie auſſerhalb dem Gemeinſamen, auſſerhalb dem Teutſchen, zu ſtehen und zu beſtehen meinen, wenn ſie von eigner Luft und eignem Licht meinen leben zu können! Dann werden ſie einzeln jeder für ſich langſam vertrocknen und verwelken, und von Oſten und Weſten her werden die Sturmwinde brauſen, die mit dem Todten und Leichten dahin ſpielen.

Arm und kahl iſt alles Wirkliche, herb und bitter und im Einzelnen beſchränkend und verſtockend und verſteinend iſt der politiſche Sinn, wann uns nur das Gegenwärtige befängt und das Einzelne erſcheint; auch der Held trauert bei den friſcheſten Kränzen des Sieges über die Nichtigkeit alles Irdiſchen, und Alexanders große Seele, als Herrlichkeiten und Thronen dienend zu ſeinen Füßen lagen, hat nach

Eroberungen auf Sonne und Mond geſchmachtet; Völker dünken uns da wie Mücken, die in den Strahlen der Morgenſonne luſtig ihre Geburt beſummen und in der Abendſonne ihren Sterbegeſang wimmern, und die Getümmel von Umwälzungen und Schlachten wie Balgereien von Knaben, die ſich um Nüſſe und Aepfel reiſſen, oder von Bettlern, denen ein Reiſender am Schlagbaum einige Pfennige hinwirft — nicht die Erſcheinungen ſind der wahre Schein, ſondern was das Gemüth der Menſchen in ſie legt und auf ſie hinleuchtet. Nicht durch Verfaſſungen und Geſetze, auf Pergament und Papier geſchrieben, nicht durch Miniſterbefehle, nicht durch Siege und Niederlagen wird die Geſchichte der Völker entſchieden, nein durch die ungeſchriebenen und unſchreiblichen Geſetze im Innerſten der Herzen, durch die Befehle, welche ſtolze Seelen ihnen ſelbſt geben, durch die Siege, die der geiſtige Muth täglich erfechten kann, und, wenn das Volk leben ſoll, täglich erfechten muß, und durch die Niederlagen, die mitten unter Triumphen durch Weichlichkeit und Selbſtſucht erlitten werden. Es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Sonnenbahnen durchmeſſen und Götter und Engel und den Himmel der Seligen und Gerechten darauf geſetzt haben — es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Völker machen. Dieſe ſind die Poeſie des Lebens und der Geſchichte, und nur wann dieſe Poeſie lebendig und fort und fort in den teutſchen Herzen blühet und glühet. wird das Volk auch fort und fort in Ruhm und Freude blühen. So lebt das Leben durch das Leben und die Tugend durch die Tugend ſort in den Geſchlechtern und Jahrtauſenden; ſo gehört, was alle Zeiten und Völker Größeſtes und Herrlichſtes hatten, jedem einzelnen Volke ja jedem einzelnen Menſchen, die das Herz haben, es ſich zuzueignen. Als die Athener ihre Stadt brennen ſahen und in einer hölzernen Stadt auf dem Meere ſchwammen und ſagten: Athen iſt, wo wir ſind; als die Männer von Phocäa ſich mit Weib und Kind einſchifften und die ſtolzen Worte ſprachen: das Vaterland iſt nur, wo die Freiheit iſt; als Furius Kamillus und Kornelius Scipio mit kleinen Heerſchaaren ganz Rom und alle ſeine Götter in der unbezwinglichen Bruſt trugen; als Kortez und Alexander ihre Schiffe hinter ſich verbrannten; als Hermann den Seinigen zurief: Edlen Männern bleibt zwiſchen Knechtſchaft und letzter Kühnheit keine Wahl; als Friedrich Wilhelm jüngſt ſprach: Treues Volk, ich habe deinen Willen vernommen, ich will als ein König herrſchen oder mit dir untergehen — da zündete die heilige Flamme, und ſie wird immer zünden, wenn ſie aus ſtolzer Idee blitzt; da ſtand Athen mit ſeinen Tempeln ſchöner wieder auf aus den Aſchen; da wurden von den Hellenen, Maſſilia und Saguntus, herrliche Sitze der Freiheit, an Galliens und an Iberiens Küſten gegründet, und das unwirthliche Korſika erhielt die erſte Menſchlichkeit durch kleinaſiſche Geſchlechter; da ſtand auf ſolchem Muthe in dem galliſchen Getümmel und gegen den einzigen Hannibal das alte Kapitol unbezwungen; da trauerten Mexiko und Suſa und Perſepolis, daß nicht mehr eigene Fürſten ſie beherrſchen ſollten; da wurden die germaniſchen Haufen, welche die Römer Barbaren ſchalten, die Schrecken eines Klaudius Germanikus; da wurden die preuſſiſchen Heere und Friedrich Wilhelm und ſein grauer Feldmarſchall die glänzendſten teutſchen Namen unſerer Tage.

Dies, der Geiſt, die Liebe, der Glaube, jene ſtolze Zuverſicht, daß es nicht ſchlechter werden darf und daß es beſſer werden muß, die Lehre endlich, daß alles in der Welt erträglich iſt, nur nicht die Knechtſchaft und die Abhängigkeit von Fremden, dies macht die Einzelnen ſtolz und das Vaterland groß. An dieſem Faden kann auch jeder Einzelne, ja jeder Kleinſte, ſeinen Theil von Erde zu dem Himmel emporheben helfen, durch dieſen Sinn allein kann das Gefühl jedes Einzelnen zu einem gemeinſamen Gefühle aller anſchwellen, das auf ſeinem ſtolzen Strome die Jahrhunderte fortträgt. Wenn wir auf dieſe Weiſe allein auf uns hoffen dürfen, wenn wir uns ſo nur einbilden können, zum Ganzen zu wirken und zu helfen, ſo müſſen wir doch immer mit dem Glauben auf den ſchauen, der in der innerſten Mitte und auf der höchſten Höhe ſitzet und die einzelnen Fäden zu einem allmächtigen Seile zuſammenrollen kann, woran er die Welten und auch die Geſchichten unſers kleinen Erdballes ziehet, wie ihm gefällt: auf den ewigen und unſichtbaren Alten. Wir müſſen die Arbeit des Tages thun, und die Noth des Augenblicks kehren, in welchen wir leben, mit der Ueberzeugung, daß wir in dem Aeuſſerlichen auf mannigfaltige Weiſe irren können, daß aber ein Herz, das es redlich meint, innerlich nie irret. Es däucht uns, wir ſehen die Scheine einer edleren und ſchöneren Begeiſterung in unſerm Volke, die einzeln hie und da aufleuchtenden Schimmer einer beſſeren Zukunft, und deſſen getroſt können wir auf unſerer Bahn fortwandeln. Wann die Zeiten reif ſind, wird der mächtigere Geiſt kommen, der das zerriſſene und verarmte Leben der Menſchen und Völker wieder zu einem ganzen und reichen Leben macht. Dieſer Geiſt kann nichts Anderes ſeyn als ein chriſtlicher Geiſt, als ein kühner und begeiſterter Flug, den das Chriſtenthum nimmt und auf dem es das ermattete und vergeiſtigte Menſchengeſchlecht mit den Flammen eines neuen und kräftigen Daſeyns füllt. Nur ein ſolcher Geiſt, der gewaltig aufräumen und das Meiſte verzehren wird, worauf wir jetzt als auf unſer Wiſſen und unſere Klugheit ſtolz ſind, kann auch die Staaten wieder ganz und freudig machen. Bis jetzt iſt unſer Leben und alſo auch das Leben der Staaten immer aus dem Gleichgewichte, weil wir noch nicht genug durch die ganze Kraft getragen werden, die ich den Geiſt der Zeit oder die Vorſehung nennen mögte; weil die große dunkle und geiſtige Kraft der Dinge noch nicht die allgemeinherrſchende iſt, ſo iſt auch der beſte und kräftigſte Menſch der Zeit immer zu ſehr auf ſich ſelbſt und auf die einzelne Klugheit und den einzelnen Willen hingewieſen. Aus ſolchem Streben aber kann nichts Ganzes werden, ſondern nur Stückwerk und Vorarbeiten auf eine tüchtigere Zeit können wir Jetztlebende machen. Wir warten aber in ſtiller und frommer Hoffnung für unſer Vaterland jener größeren und volleren Zeit, wo der Geiſt, der durch das Ganze hinwehen und als Eine Kraft des Lebens, Wollens und Wirkens aus dem Ganzen hervorwehen wird, das neue Zeitalter machen wird, an deſſen immer noch halb verſchloſſener Vorhalle wir ſtehen.

XI.

Hiſtoriſche Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs und der Franzoſen auf Teutſchland und die Teutſchen von Friedrich Rühs. Berlin 1815. Zueignung und Vorrede 16 Seiten, Text 375 S. 8.

Mit dem Motto aus dem Thucydides:

> „Wenn jemand ſie zuſammenfaſſend ſagte, ſie ſeyen von
> „Natur ſolche, daß ſie weder ſelbſt Ruhe halten noch
> „anderen Menſchen Ruhe laſſen, ſo ſpräche er recht.“

Dieſe Schrift, die dem teutſchen Helden Gneiſenau zugeeignet iſt, muß jedem wahren Freunde des Vaterlandes eine angenehme und willkommene Erſcheinung ſeyn und wir empfehlen ſie jedem redlichen Teutſchen zum häufigen Durchleſen. Man ſieht, ja man fühlt es ihr von Anfang bis zu Ende an, daß ein reines und treues und von keinen Nebenabſichten und Nebenrückſichten beſtochenes teutſches Herz ſie eingegeben hat. Ueber den Zweck derſelben hat ſich ihr Verfaſſer in der Einleitung und an mehreren ſpäteren Stellen offen erklärt. Er wollte ſeinen lieben Landsleuten, von welchen viele immer gern ſchlafen gehen möchten, wann noch an allen Ecken Gefahr und Geſchall iſt, einen Spiegel hinhalten, worin ſie durch die Vergangenheit die Gegenwart begreifen und die Zukunft deuten lernen, worin ſie beſonders erkennen könnten, durch welches Volk und durch welche Hinterliſten die alte teutſche Stärke, Treue und Majeſtät geſchwächt und zerbrochen iſt. Hier zeigt die warnende Geſchichte, was wir ſeit Jahrhunderten durch Trug und arge Liſt des wälſchen Volks gelitten haben und wie uns all unſer Unglück aus Weſten gekommen iſt; hier zeigt der fromme Ernſt eines treuen und über unſern Verfall traurenden Gemüthes die ſchlimmeren Niederlagen, welche unſre Sitten, unſre Sprache, kurz unſer innigſtes Daſeyn von den Franzoſen erlitten haben; hier wird auch gezeigt, daß es Zeiten in unſerer Geſchichte gab, wo das ganze teutſche Volk von einem heiſſen und heiligen Zorn über ſein Unglück und ſein Verderben entbrannt war, daß aber die teutſche Gutmüthigkeit und Gleichmüthigkeit ſich immer nur zu bald wieder abgekühlt hat, und daß es deswegen noth iſt, daß in einer unabweislichen hiſtoriſchen Reihenfolge hingelegt werden, worauf die Anklagen und Sorgen derjenigen ſich gründen, die von vielen mit einem vornehmen Mitleid oder wegwerfendem Hohn revolutionsſüchtige Schreier oder donquixotiſche Narren genannt werden, die mit Windmühlen fechten.

Das Buch iſt fürs Volk geſchrieben, und ſollte von allem Volke, das leſen kann, geleſen werden. Es zerfällt von ſelbſt in zwei Theile, nemlich in die Erzählung der Geſchichten nebſt den Betrachtungen, die ſich über ſie von ſelbſt ergeben, und in die Anſichten, Urtheile und Klagen wackerer Teutſchen, die in unſern verſchiedenen Unglücksepochen der von den Franzoſen erregten Eroberungs- und Brand- und Plünderungskriege gelebt haben. Wir können uns bei dem vielen Trefflichen und Treffenden (auch unſere Zeit genug Treffenden) des Buches nicht enthalten, hier einige Stellen abzuſchreiben.

„Das Allerverderblichſte war (S. 206 ff.), daß „die Erziehung der vornehmen Welt immer ausſchließender in die Hände der Franzoſen und Franzöſinnen gerieth: nur von ihnen wurden die Sprößlinge fürſtlicher und erhabener Geſchlechter gebildet. Wie unglaublich nachtheilig dieſe Verkehrtheit gewirkt hat, liegt am Tage: es iſt höchſt auffallend, wie ſeit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die altdeutſchen Fürſtenkaraktere voll friſcher Lebensfreudigkeit, tapfrer Männlichkeit und frommer Biederkeit immer ſeltner werden. Die höheren Stände wurden in den innerſten Keimen der Entwickelung durch dieſe neue Erziehung verdorben, ſie ſtarben allen freien und innigen Gefühlen ab, eine abgeſchliffene Manier, eine herzloſe Kälte, eine froſtige Witzelei gaben der höheren Geſellſchaft eine gleichmäſſige Farbe, die jede vaterländiſche Eigenthümlichkeit verwiſchte. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieſes Beiſpiel auch die anderen Stände anſteckte, und es war nur gar zu leicht, franzöſiſche Lehrer und Lehrerinnen zu erhalten. In den größeren Städten wurden Kollegien und Penſionsanſtalten beſonders für das andere Geſchlecht angelegt; die teutſchen Bürger fingen an ihre Kinder in franzöſiſche Schulen zu ſchicken, ja man hielt es für nöthig, ſelbſt bei teutſchen Schulanſtalten franzöſiſche Sprachlehrer anzuſtellen. Die franzöſiſchen Bücher verbreiteten ſich immer mehr: in Berlin entſtanden franzöſiſche Buchhandlungen und Buchdruckereien, die jedoch nur die elenden Schriften des Tags vervielfältigten und in Umlauf ſetzten. Wo viele franzöſiſche Koloniſten ſich aufhielten, trat allmälig eine gewiſſe Halbheit, eine Art Zwieſpalt in der Geſinnung hervor; die altväterlichen Sitten wurden verdrängt, die Sprache ward entſtellt, und eine ſchnöde Geldbegierde, die den Teutſchen ſonſt nicht eigenthümlich iſt, ward durch die Franzoſen mehr geweckt, und die Ueberſchätzung des Gewinnſtes und der Gewerbſamkeit genährt. Die ſogenannten Koloniſten bildeten fortdauernd geſchloſſene Gemeinden, und in ihrer beſondern Verfaſſung, ihren geiſtlichen Einrichtungen und Erziehungsanſtalten fanden ſie die Mittel ſich ungemiſcht zu erhalten. Wo ſie weniger in geſellſchaft licher Abgeſchloſſenheit lebten, auf dem Lande, gingen ſie ganz in den Teutſchen unter und ſelbſt die Namen wurden verteutſcht.

Den Franzoſen kann man es nicht verdenken, daß ſie ihre Eigenthümlichkeit zu erhalten ſuchten, ſolange die Vortheile ihrer Abkunft ſo einleuchtend waren und ſie gleichſam als eine herrſchende Kaſte von den Teutſchen angeſehen wurden. Eine höhere und feinere Bildung ward ihnen allgemein zugeſtanden; ſchon die genauere Kenntniß der Sprache gab ihnen in tauſend Fällen unendliche Vorzüge und öffnete ihnen die erſten Kreiſe der Geſellſchaft, die den Teutſchen nur durch die Geburt zugänglich waren. Die Franzoſen glaubten ſich als die Lehrer der Teutſchen geltend machen zu können, die das Licht der Aufklärung in den öden Gauen ihres rauhen Vaterlandes anzündeten; und wir kamen ihnen mit einer lächerlichen Zuvorkommenheit entgegen. Wie ganz anders benahm ſich der römiſche Ernſt gegen die „aufklärenden griechiſchen Philoſophen, die nach „Rom in ſo großen Schaaren eilten und bei den „glänzendſten Geſchlechtern eine Aufnahme fanden! „Sie vergaſſen nie, daß die Schützlinge Griechen „waren, flatterhaft und zu aller Unrechtfertigkeit „geneigt.“

„Ich geſtehe, (Auszug aus einer Schrift mit dem „Titel: Der franzöſiſche Machiavell, S.

à 235 ff.) daß mein teutſches Hirn viel zu plump „ iſt, alle franzöſiſche Spitzfindigkeiten, ſonderlich, „ die auf Betrug angeſehen ſind, zu begreifen, und noch viel plumper, ſelbige deutlich und nach Würden zu beſchreiben. Leb wohl und leb frei von Franzoſen! — Erſtlich iſt gewiß und ſicher, daß dem Könige von Frankreich Auſtraſien von Rechtswegen gebühre, und darum hat er allbereits Elſaß durch den Friedenſchluß eigenthümlich, Lothringen und das Obererzſtift Trier durch das Kriegsrecht; das Stift Köln und Herzogthum Julich iſt ſo viel als ſein durch Allianz; das Erzſtift Mainz und Trier ſind auf der Franzoſenmappe offene Länder, ſonderlich aber haben ſie dieſe durch Brand, Einreiſſung von Kirchen, Schlöſſern, Thüren und Mauern dazu gemacht, und ſteht in pur lauterer franzöſiſcher Diſcretion, daß der König ſich ihrer nicht ſchon längſt bemeiſtert. Haben wir nur Auſtraſien, ſo gehen wir den Rhein hinab und nehmen die vereinigten Provinzen, denen die Niederlande flugs folgen müſſen. Wenn wir es ſo weit gebracht und mit ſolcher Macht zu Waſſer und zu Lande vier kurfürſtliche Stimmen zu unſerer Devotion, die fünfte durch Vetterſchaft und Weibergebiet, die andern ums Geld leicht dazu haben können, wer ſollte zweifeln, daß ein junger franzöſiſcher römiſcher König oder Protektor des Reichs daraus werden ſollte? — In jener Zeit werden die Franzoſen ſeyn alles in allem und unter den andern Nationen gleichwie die Iſraeliten zu den Zeiten Salomonis, oder wie die Juden ſeyn werden zu den Zeiten ihres künftigen Meſſias. Uns andere arme Teufel wird man in dieſer ottomanniſchen oder talmudiſchen Monarchie gegen ſolche neugebackne franzöſiſche Barone rechnen wie lauter Bauern, Bettlerbuben, Bärnhäuter und Hundsvögte, wie uns denn ſchon vorhin ein franzöſiſcher Ambaſſadeur Mr. Terlon prophezeihet, daß die teutſchen Fürſten noch mit gebogenen Knieen vor dem Könige von Frankreich würden erſcheinen müſſen; ja wir würden kaum würdig ſeyn, eiſerne Klauen zu haben, um unter dem Schatten ihrer Eſel zu ſtehen, wie Nathan Benjamin, Jud von Damaſco, an ſeinen nunmehr (türkiſchen) Meſſias Sabbathei Setli vor etlichen Jahren geſchrieben.„

„ Höchſtmerkwürdig (S. 243 ff.) iſt die ſcharfſinnige und treffende Art, wie der Verſtand unſerer Väter die Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Karakters aufgefaßt und mit einer auſſerordentlichen Kraft und Lebendigkeit ausgedrückt hat. Wer erkennt in den folgenden aus den Schriften jener Zeit wörtlich entlehnten Zügen nicht die Franzoſen, wie ſie leiben und leben? Auch nicht im mindeſten haben ſie ſich geändert, zum unwiderleglichen Beweiſe, wie tief die Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Karakters gegründet ſeyn muß. Bemerkt zu werden verdient die Gleichſtellung der Franzoſen und Juden, die, wie man aus dem Machiavellus Gallicus erſieht, ſich gleichſam unwillkührlich und von ſelbſt aufdrängte; auch im Teutſchland verderbenden Gräuel werden die Juden und Franzoſen mit einander verglichen, und es wird die Frage aufgeworfen, wie ſie ſich unter einander wegen der Präcedenz und der Herrſchaft über alle Kreaturen, worauf ſie beide Anſpruch machen, vergleichen werden. Entſchieden iſt es, daß eine gewiſſe Aehnlichkeit in dem Hochmuth und den Anmaaßungen bei beiden Völkern vorkömmt, die ſchon damals auffiel. »Frankreich iſt das irdiſche Paradies und Schlaraffenland der alten Schlange, des Satans. Auch nicht ein Fünklein einiger Aufrichtigkeit und Redlichkeit iſt bei den Franzoſen zu finden; iſt ja etwas bloß dem Anſehn nach Freundliches und Höfliches an ihnen zu merken, ſo iſt es auf eitel Betrug und ihren Vortheil abgeſehen, wiewohl mehr die ſcheinbare als eigentliche Höflichkeit bei ihnen anzutreffen iſt. Wer es in Zweifel zieht, ſtelle ſich bei ihren Mahlzeiten ein, der wird die Schweine viel ſauberer ihre Tafeln als ſie die ihrigen halten ſehen. Die Wurzel des Atheismus findet ſich in Frankreich. Im franzöſiſchen Gräuel werden darauf alle zehen Gebote nach der Reihe durchgegangen, um zu beweiſen; daß die Franzoſen ſie beſtändig und öffentlich, ſamt und ſonders übertreten. Sie ſind ungerecht betrügeriſch, wie ſolches Teutſchland und andere Länder wohl erfahren haben etliche viele Jahre her. Was hat dieſe Nation nicht für tauſenderlei immer neue und neue Erfindungen, den ehrlichen Teutſchen das Geld aus dem Beutel zu ſchwatzen und mit Galanterien, Narrenpoſſen und Lumpen zu entwenden! Ungerecht ſind ſie, weil ſie alle ihre Aemter vom Könige ums Geld kaufen. In Paris ſind mehr Zungendreſcher, verdorbene liederliche Advokaten, als in ganz Teutſchland, welches doch zweimal größer als ganz Frankreich. Was kommt ſonſt zu uns nach Teutſchland als Spitzbuben, Banditen und Scheerenſchleifer? gewiß wenig Rechtſchaffene, welche denn auch nicht gemeint ſind. Die Franzoſen ſind insgemein leichtſinnig und daher verwegen und frech; ſie werden aus dieſem Grunde von allen andern Völkern für Phantaſten gehalten. Die Unzucht gilt bei ihnen für kein Laſter, wie der Wirth ſo die Gäſte, nach des Königs Beiſpiel. *) Die Franzoſen ſind geſchickter Eroberungen zu machen, als ſie zu behaupten; wenn ſie in ein Land einrücken, ſind ſie ſanft, höflich und anſtändig, kaum haben ſie ſich aber ein wenig feſtgeſetzt, als

---

*) Aus der Schrift: Der Wind geht nun aus einem andern Loch.

ſie die alten Einwohner zu verderben ſuchen, unverſchämt, unerträglich werden und alles, was im Lande iſt, verachten, den Adel mishandeln und die Obrigkeiten und Geiſtlichen verſpotten. Sind wohl noch inſupportablere Leute als die Franzoſen, wo ſie den Meiſter ſpielen, und will ihr König nicht über alle reiche Häuſer und Familien nach Gefallen diſponiren? Der König übergiebt die eroberten Landſchaften der Laune unwiſſender, betrügeriſcher und geitziger Statthalter, die am liebſten Spitzbuben als ihre Unterbeamten anſtellen. Sonſt pflegten die Sieger, um ſich beliebt zu machen, die alten Einrichtungen und Gewohnheiten zu ehren, aber die Franzoſen erlaſſen täglich neue Edikte und Verordnungen, um alles in Verwirrung und Unordnung zu ſetzen.« — Die franzöſiſche Politik ſchildert der Machiavellus Gallicus mit folgenden Worten: Sie iſt eine Vergeſſung Gottes und ſeines Worts, eine Verbannung aller Zucht und Ehren, eine geſchworne Feindin aller Ehrlichkeit und Tugenden, eine Vernichtung aller Rechte und Geſetze, eine Verwerfung aller Treue und Aufrichtigkeit, ein Extrakt aller Schanden und Laſter, ein Muſter aller Treuloſigkeit und Bundbrüchigkeit, ein Ebenbild aller Gottloſigkeit. Ein neuer Kriegsvorwand iſt ein Zelus Censuræ oder Pædagogia universalis fremder ſie nichts angehender Republiken und Völker und Sitten und Mores, und nachdem ſie dem Könige nicht tiefe Reverenz gemacht, den Kopf nicht recht zum Knie- oder Fußkuß gebogen, mit dem Hut die Erde gekehrt, Summa das Nebucadnezariſche Bild nicht recht angebetet haben, ihre groben Laſter wider die Natur und das Völkerrecht wie ein neuer Cato orbis oder weltreformirender Herkules mit gewaltthätigem Abfall, Abnahme und tatariſcher Verwüſtung der beſtgezierten Lande und Städte zu ſtrafen und alles dieſes der hohen Fürſtenwelt für eine Züchtigung des Hochmuths und Moreslehrung vermeſſentlich auszugeben und auszuſtreichen: oder es ſoll ein Actus charitatis (eine Liebeshandlung) ſeyn und heiſſen peccantes corrigere, (die Sünder beſſern) eine chriſtliche Lieb zu des Nächſten Geld und Gut, auch Land und Leut, oder aber ein Actus humilitatis, (eine Handlung der Demuth) eine franzöſiſche Demuth, weil andere Potentaten ſich vielleicht zu einer ſolchen Schulmeiſterei zu gut dünken. Eine andere Erfindung des franzöſiſchen Genies iſt die Raison de guerre. Zu teutſch hat dies Kind noch keinen Namen, ſcheint aber ein Namensverwandter von der Raison d'état. Es beſteht deſſen Subſtanz darin, daß man in währendem Kriege Freund und Feind, Verbündete und Nichtverbündete, Schuldige und Unſchuldige, ſie ſtellen ſich zur „Wehr oder nicht, einen wie den andern ohne Unterſchied tractire, preſſe mit Quartiermachen,

„ Kontributionen, placken, berauben und allen erſinnlichen Feindſeligkeiten plagen und verderben möge: denn alles dies iſt raison de guerre.“

„ Man eiferte (S. 251) gegen das Reiſen nach Frankreich. Was lernt unſre Jugend, ſagt ein würdiger Patriot, als ein wenig zerſtümmeltes Franzöſiſch, einige Lektionen im Fechten, Tanzen und Komplimentiren? Man gehe doch das römiſche Reich durch und betrachte, ob es ſo wohl in Friedens- als Kriegszeiten jetzt beſtellt ſey, nachdem man ſo viel Franzoſen, welche noch ſo viel in Frankreich verreiſt, in unſerm Vaterlande hat, welche ſich öfters mehr auf die Löffelei als etwa auf die Feder und den Degen und andere wirkliche Dinge verſtehen. Inzwiſchen müſſen ſie doch zu hohen Aemtern befördert werden, weil ſie etwa eine franzöſiſche Miene machen, oder, die rechte Wahrheit zu ſagen, die franzöſiſche Politik und Gebräuche wohl ſtudiert haben, nemlich durch Geld und Beſtechung Aemter zu erhandeln und an ſich zu kaufen. — Reiten oder Fechten (er ſchilt auch hier das Franzöſiſche) lernt man entweder zu Beſchützung ſeiner ſelbſt oder des Vaterlandes wider den Feind, und iſt deswegen ungereimt, daß man ſo viele Kunſt und theoretiſche Weitläuftigkeit darauf verwendet, die doch, wenn die Noth an den Mann geht und man dem Gegner die Bruſt weiſen ſoll, wenig Nutzen hat. Nun ſehe man, ob unſer Volk ſich in dieſen Sachen nicht weit rühmlicher erwieſen, was nemlich den Nutzen anbelangt, auch viel größere Kriegsthaten verrichtet, als es ſolche Uebungen noch niemals von den Franzoſen, ſondern nur in Teutſchland gelernt oder getrieben hat. Was haben unſre löblichen Vorfahren nicht durch ihren Degen und ritterliche Fertigkeit für tapfere und ſiegreiche Schlachten beſtanden, von denen wohl keiner in Frankreich gekommen, geſchweige, daß ſie dort Reiten und Fechten gelernt hätten.

Beſonders erregte die thörigte Nachäfferei franzöſiſcher Kleidungen, Moden und Abgeſchmacktheiten den Ingrimm aller teutſchen Biedermänner und ihr Unwille äuſſert ſich in juvenaliſchen Ausfällen. »Wer iſt (heißt es im franzöſiſchen Gräuel) bisher unter uns verkehrten und ganz verblendeten Teutſchen geweſen, der ſich nicht durch die Irrlichter unſerer Feinde, der Franzoſen, verführen laſſen? Wer iſt, der ſein väterlich Geld und Gut, das Blut ſeiner Bürger und Bauern, nicht nach Frankreich getragen, verzehrt, und einen Spinnweben gleichen Lappen, einen katzenkrummen Rücken, ein taſchenmeſſerartiges Kompliment, abſonderlich aber ein leichtfertig falſches Gemüth, leeren Beutel, und, welches das Allerſchlimmſte iſt, ein ſehr böſes Gewiſſen mitgebracht hat? Man hat nun ſo viele Jahre nichts anders gedacht, geredet, gedichtet, geſungen, gewünſcht, begehrt, geſehen, gehört, gerochen und gefühlt, als franzöſiſches Maul, Speiſe, Trank und Unflath; hingegen hat uns unſer edles Teutſch angeſtunken. Die teutſche Heldenſprache iſt ins Exilium verwieſen, hingegen die franzöſiſche Papageierei auf den Stuhl geſetzt worden. Unſre Kinder haben eher müſſen franzöſiſch reden lernen als den Katechismus und das Vaterunſer, eher katzenkrumme franzöſiſche Narrenrücken und Komplimente machen, als was von Gottes Wort wiſſen.

Man erkannte ſehr gut, daß dieſe Nachahmung fremder Sitten und Thorheiten nicht etwas Gleichgültiges und Unbedeutendes ſey ſondern höchſt nachtheilig auf den Karakter einwirke. »Wir wollen durch die Waffen Städte und Länder wider die Angriffe Frankreichs ſchützen; inzwiſchen ſind wir und unſere Gemüther ſchon längſt von Frankreich bezwungen und abgenommen, angeſehn unſre Sitten, Sprache und Kleidung, ja ſo zu reden unſer Inwendiges und Auswendiges franzöſiſch iſt. Und dennoch wollen wir die Franzoſen für unſre Feinde halten und verfolgen? Kein Verſtändiger kann in Abrede ſeyn, daß, wo die Gemüther erſtlich eingenommen und fremd geſinnt ſind, hernach die Wenigſten mit dem rechten Ernſt für die Freiheit, den Glauben und das Vaterland ſtreiten werden: viele verlangen nichts mehr, als daß ſie hernach unter eine andere Herrſchaft kommen mögen.«

»Das viele franzöſiſche Reden, ſagt ein Anderer, ſcheint nun freilich dem Anſchein nach nur wenig zu ſchaden, aber es iſt ein heimliches Gift darunter verborgen, für den, der ſeiner nicht wohl mächtig iſt, es ſchleichet durch franzöſiſche Diener, welche die Sprache wohl reden, durch Korreſpondenzen und Briefwechſel, durch Romane und dergleichen eine Liebe und Achtung der Nation mit in das Herz hinein, verdunkelt die Augen und Sinne, den Betrug nicht zu merken oder mit Galanterie zu entſchuldigen: von der Neigung zur Sprache und Kleidung iſt in den Geſchichten oft eine Folge und Ueberzeugung zur Herrſchaft bemerkt worden. Niemand bekümmert ſich nunmehr um die Nettigkeit der teutſchen und lateiniſchen Sprache, die doch Hauptſprachen ſind, wenn man nur ſchön franzöſiſch redet, ob uns gleich der franzöſiſche Hahn öffentlich Hohn ſpricht, daß einem ehrlichen Teutſchen wohl das Herz zerſpringen mögte, wenn er die Sprache kann und ſeinen Ehrentitel verſteht. Bei Gelegenheit der Sprache iſt noch zu erinnern: man ſtreitet auf Reichs- und Deputationstagen lange Zeit über die Idiotismen der Sprache, unſere eigene teutſche aber verachten wir, und dadurch die Nation, indem es Herkommens, daß alle unſre Geſandten zu Paris müſſen franzöſiſch ſprechen. Hat

„jemand den rechten Accent nicht, ſo heißt er ein
„Gaskogner; die franzöſiſchen Geſandten hingegen
„dürfen überall vorzugsweiſe ihr Franzöſiſch und
„kein Teutſch reden.“

Wir ſchließen dieſe Anführungen mit einer Betrachtung des Verfaſſers, die wir, wie das ganze Buch, jedem Teutſchen recht tief eingeprägt wünſchten. Sie ſteht Seite 258—60, und lautet alſo:

„Vor mehr als hundert Jahren alſo waren wir,
„wie aus dieſer möglichſt treuen ganz aus gleich-
„zeitigen Urkunden geſchöpften Darſtellung hervor-
„geht, im teutſchen Vaterlande ganz auf demſel-
„ben Punkte, wie heute. In dem Volke herrſchte dieſelbe Erkenntniß des Unglücks, das ihm bevorſtand; es war von den Quellen des Verderbens und den Mitteln ihm vorzubeugen eben ſo vollſtändig und gründlich unterrichtet; in allen Gemüthern lebte derſelbe Abſcheu, derſelbe glühende Haß gegen die übermüthigen und verruchten Nachbarn, die nur Mord und Raub und Verderben und Unterdrückung athmeten; es fehlte den Teutſchen nicht an vortrefflichen und achtungswerthen Wortführern und Sprechern, die auf die Gefahren aufmerkſam machten und mit redlichem Eifer zur tapferſten Gegenwehr ermunterten. Und doch nach kaum hundert Jahren war der Entwurf ganz ausgeführt, ganz wie ſie ihn ſo lange gehegt und geträumt hatten. Deutſchland

war zerriſſen, zertreten, im Innern und Aeuſſern geſchändet; ſie waren die Herren! der Zuſtand war gekommen, den der franzöſiſche Machiavell prophezeiet, wo ſie alles in allem und wir Lumpenbuben und Knechte waren gegen die neugebacknen franzöſiſchen Duc's, Comtes, Barons und Ritter von der Ehren- und Schandlegion, wo teutſche Fürſten vor einem Banditen, den die Franzoſen zu ihrem Beherrſcher gemacht hatten, die Kniee beugten. Dieſe traurige und beherzigungswerthe Erfahrung iſt zugleich die Antwort auf den Zuruf und die Erinnerung der feinen diplomatiſchen Herren, die ihre alte Herzensneigung hinter einem menſchlichen Wohlwollen verſtecken, daß wir jetzt großmüthig ſeyn und die Franzoſen ſchonen müſſen, die ja ohnehin gedrückt, gedemüthigt, verabſcheut, verhaßt genug ſeyen; es ſey ja unmoraliſch, und unchriſtlich, die Angſt der Betrübten zu vermehren. Aber mit nichten! wir müſſen keinen Augenblick nachlaſſen; der Haß und der Abſcheu muß unauslöſchlich und ewig werden; wir müſſen nicht vergeſſen, daß wir Jahrhunderte voll Hohn und Beleidigungen auf Beleidigungen zu rächen haben; daß unſer Erbfeind binnen kurzem ſich aufs Neue wider uns erheben wird. Damit er uns dann gegen Gewalt und Liſt gleich gerüſtet finde, muß in allen Gemüthern das Anden-

ken an die alte Schande friſch erhalten werden. Unſrer Jugend werde auf die lebendigſte ergreifendſte Weiſe die Schande und die eingeteufelte Verworfenheit der Franzoſen, das unſägliche Unheil, das ſie über unſer ſchönes Vaterland gebracht haben, immer vor Augen geſtellt; an den Namen hefte ſich die Verachtung ſo, daß von den Vogeſen bis zum Belt jeder Teutſche ſich ſchäme, wie unſre redlichen Väter in hoher Weisheit gerathen haben, mit einem Franzoſen nur umzugehen. Weniger läßt ſich hier durch die Geſetze thun, als durch die allgemeine
„ Geſinnung. Daß dieſe entſtehe, feſt wurzle und
„ ſich erhalte, muß das Beſtreben jedes wohlgeſinn-
„ ten Teutſchen ſeyn; worin uns keine Verrätherei,
„ die in der Maske der Philanthropie herumſchleicht,
„ irre machen ſoll.“

XII.

Ueber die europäiſche Revolution, von C. J. B. Bonnin. Paris 1815.

Wir halten es für gut, die franzöſiſchen Anſichten und Urtheile über die Weltgeſchichte und das Zeitalter zuweilen wieder vorzuführen, damit wir in unſerer allbekannten und allberühmten teutſchen Gutmüthigkeit und Freundlichkeit nicht einſchlafen. Es iſt gut, daß wir täglich erinnert werden, daß die Franzoſen bleiben werden, die ſie ſind, damit aus uns endlich werde, was aus uns werden kann und werden ſoll. Denn die Vorſehung ſcheint uns dieſes Volk ordentlich hingeſetzt zu haben als einen Spiegel, worin wir ſehen ſollen, was wir nicht ſeyn ſollen und nicht thun ſollen. Gleißnerei und Lügenhaftigkeit als den großen Gegenſatz der germaniſchen Natur zeichnet das leichte und hoffnungsloſe Volk aus. Wegen dieſer Gleißnerei und Lügenhaftigkeit, damit ſie nemlich unter uns zerſtört und die Wahrheit wieder in ihre Stelle eingeführt würde, haben wir die Waffen ergriffen vor drei Jahren, und hat Gott dieſe Waffen geſegnet. Alle Völker Europa's und auch wir, und die Kunſt, welche die Neuen ihre Politik nennen, und ſelbſt die Anſicht und Darſtellung der Geſchichte hatten des gefährlichen franzöſiſchen Giftes der Lüge und Eitelkeit ſeit zwei Jahrhunderten zu viel geſogen, und, wann der Waffenlärm einmal beruhigt iſt, darf jener andere Waffenlärm nicht ſchweigen, den ſo viele jämmerliche Menſchen auch unter uns dem Volke gern als eine beſeſſene Narrheit, ja als eine verrückte Tollheit zeigen mögten: wir bedürfen noch eines langen und ernſten Krieges, damit aus unſerer Sprache und unſerm Leben geſchieden werde, was ſich gleich Wanzen und anderem ſchwer vertilglichem Gewürm in tauſend Ecken und Falten unſers Seyns eingeniſtet und eingefreſſen hat und immer wieder friſches Geſchmeiß brütet, wenn man es lange vertilgt glaubt.

Dieſer Franzoſe hier, der ſein leichtes und windiges Buch keckweg Ueber die europäiſche Revolution überſchreibt, iſt ein rechter Spiegel franzöſiſcher Lügenhaftigkeit und wirft mit einer liebenswürdigen Unſchuld und Frechheit das Gute und Schlechte, das Wahre und Falſche ſo unter einander, daß er allem einen Schein anzuſtreichen weiß, der natürlich ein ſolcher Schein wird, daß die Franzoſen als die Meiſter und Herrſcher der Zeit und als die Befreier Europa's von Knechtſchaft und Aberglauben erſcheinen müſſen. Dieſer Bonnin, der ſein Buch ſogleich nach ſeines großen Napoleons Rückkehr nach Frankreich geſchrieben zu haben ſcheint, iſt ein ächter und reiner Sohn der franzöſiſchen Revolution und in ihrer Idee und ihrem Gefühl muß ihm deswegen, wie ſo vielen ſeiner Zeitgenoſſen, die nicht in Frankreich leben, die ganze Geſchichte zuſammenfallen. Was nicht in ihrem erhabenen Sinn und Stil iſt oder einſt war, iſt Unſinn, Lüge, Pfaffenthum, Sklaverei und Verrath an der Menſchheit: ſo daß bei ihm alle Zeiten und Begriffe zuſammenfallen und die ganze Geſchichte in den Jahren zwiſchen 1789 und 1815 und in ſeinem Napoleon aufgeht.

Er kündigt ſich zuvörderſt als Feind des Chriſtenthums, beſonders als Feind des Katholicismus an, was er mußte, wenn der Geiſt ſeiner großen Nation in den letzten fünfundzwanzig Jahren Recht behalten ſollte. Dieſes Chriſtenthum ſoll beſonders der Entwürdigung und Verſklavung der Völker, der Tyrannei des Lehnweſens und der Willführ der Fürſten gedient haben. So ſpricht er darüber: (S. 4 ff.)

„Die Geburt des Chriſtenthums hatte dieſe unſelige Umwälzung in den Meinungen und Sitten vorbereitet. Dieſes Chriſtenthum verdummte die Menſchen und hatte ſo die willführliche Macht der Fürſten und die Herrſchaft des Adels erleichtert, die es nachher immer durch ſeine Grundſätze heiligte. Die Strenge ſeiner ganz geiſtigen Lehren und ſein Geiſt der Vereinzelung und Unduldſamkeit gaben der unbändigen Wildheit der

Karaktere mehr Kraft. Wie jene wilden Thiere, deren angebohrne Unbändigkeit nichts mildern kann, war der ſeinem Weſen nach tyranniſche und rachſüchtige Katholicismus immer der Feind deſſen, der nicht er war, und verfolgte und zerriß ſich ſelbſt.

Die Gewalt von immer bewaffneten Großen und Adlichen ſicherte ihre Herrſchaft und gab der Lehnherrſchaft den Urſprung, einer tollen Herrſchaft. Dieſes Lehnweſen brachte verſchiedene Staaten in den Staat, ſchwächte ihn, und hemmte jede bürgerliche Verbeſſerung. Die Räthe der Fürſten erſetzten die alten Volksverſammlungen, und die Adlichen, hinfort allein in dieſe Räthe zugelaſſen, beherrſchten die ſo zerſtückelten Staaten. Die Einwohner gingen eben ſo in die demüthigende Herrſchaft der Prieſter über. Seit der Vernichtung der alten Gottesdienſte bildeten dieſe letzten eine andere politiſche Ordnung, die ihr Anſehen, ihre Reichthümer und ihre Ehren, ihr Uebergewicht in den Räthen der Fürſten, ihr Recht auf die Verwaltung der Geſchäfte, und jenen beſonderen Geiſt hatte, alles nach ihren Abſichten leiten und alles auf ihre Vortheile beziehen zu wollen.

Seit jener Zeit keine Volksfreiheiten mehr, keine Begriffe von Gerechtigkeit und Staatsordnung für Völker, einem unabhängigen und zügelloſen Erbadel preisgegeben und durch mächtige ränkevolle und herrſchſüchtige Prieſter unterjocht; keine Regierung und keine Perſonen und Güter ſchützende Satzungen mehr, keine Gewerbthätigkeit in den Städten noch auf dem Lande. Die Kriege ſelbſt waren nur Raubkriege.

In dieſem gewaltſamen und ungewiſſen Zuſtande gewannen die Franzoſen das unverjährliche und unveräußerliche Recht wieder, die Geſetze zu beſtätigen und die Auflagen zu bewilligen *), eine urſprüngliche Freiheit, die ſie durch die Folge der Zeit verloren hatten und deren die Adlichen und die Prieſter allein genoſſen, ſeit ſie die einzigen Ordnungen des Staats ausmachten. Sie dehnten ihre Eroberungen an die Nordſee, in Teutſchland und Italien aus und einverleibten die Völker ihrem Reiche.

Dieſe Veränderungen bei einem tapfern, thätigen, unternehmenden, guten und mittheilenden Volke hatten den Gemüthern einen heilſamen Anſtoß gegeben; aber das Daſeyn eines mächtigen Erbadels, die Macht reicher und vielvermögender Prieſter, die Barbarei Europa's hemmten die Wirkungen davon und widerſetzten ſich der weiteren Bildung. Die Theilung des Reichs **) und die Zerſtückelung der Herrſchermacht ließen Frankreich unter der Herrſchaft der Adlichen und Prieſter und Europa mußte ferner unter dem Druck ſchmachten.

---

*) Zur Zeit Karls des Großen, eines ſeinem Jahrhunderte überlegenen Fürſten, der gegen die Beſiegten und die Seinigen grauſam war.

**) Unter den Nachkommen Karls des Großen.

Schwache und unſelige Regierungen, die Freiheit der Adlichen, die Herrſchaft Vieler, die unverträglichſte von allen, die weltliche Macht der Päbſte und der Einfluß der Prieſter, die gröbſte Unwiſſenheit und der herabwürdigendſte Aberglaube bei den Völkern und ihren Unterdrückern, der Mangel an feſten Geſetzen, und die Staaten in ihrem Innern durch Misbräuche und Ueberziehungen, durch die Gewalt und die Untreue regiert, waren die traurigen Wirkungen des Katholicismus und des Erbadels.

Die Franken, Eroberer der braven Gallier, welche zuerſt ein Joch abgeſchüttelt hatten, (Wo und wann?) welches ſchwer auf der ganzen Erde lag, waren nicht mehr jenes kriegiſche, freie und unabhängige Volk, welches den Grund zu einem Reiche gelegt hatte, das in ſeinem Urſprunge ſchwach war und allmälig durch Eroberungen wuchs. Frankreich, in ſeinem Innern zerriſſen von ſeinen Adlichen, die unaufhörlich im Kriege und mit ſeinen Prieſtern Beſitzer ſeines Gebietes waren, litt alle Uebel einer ſelbſt unterdrückten Regierung.

Bei dieſem Uebermaaß von Entwürdigung und Unterdrückung verloren die Beſiegten und die Sieger ihren urſprünglichen Karakter der Unabhängigkeit mit der Erinnerung ihrer alten Freiheiten. Die

Perſonen und die Güter blieben in dem Beſitz der Adlichen und Prieſter, welche, kein anderes Recht als die Gewalt erkennend, es unter ſich und gegen die Völker mit aller Freiheit der Straſloſigkeit übten, welche in Zeiten der Barbarei dem Geiſt der Herrſchaft anklebt.

Der Aberglaube und Fanatismus vermehrten dieſe Uebel noch. Das entartete Rom herrſchte durch die Religion: Grundſätze der Unduldſamkeit unterjochten ihm die Völker und Fürſten, bewaffneten auf ſeine Stimme die Bürger gegen die Staatsmacht. Dieſe Grundſätze und ein religiöſer Eifer von Eroberungen veranlaßten die tollen Unternehmungen der Kreuzzüge, welche die Macht der Päbſte und die geiſtlichen Güter vermehrten und dem räuberiſchen Geiſte der Fürſten und Völker eine andere Richtung gaben. Während faſt zwei Jahrhunderten ſah Europa ſeine Völker ſchwarmweiſe über Aſia hinſtrömen und verlor ohne Vortheile für ſeine innere Polizei ſeine beſten Feldherren mit der Blüthe ſeiner „Volksmenge, während durch die gierige Herrſchſucht der Adlichen oder durch das Anſehen der „Prieſter erregte Ueberziehungskriege nach auſſen „hin und Raubkriege im Innern die Reſte derſelben zwecklos aufrieben.„

Mit derſelben ſchneidenden Ungerechtigkeit und Frechheit, womit er hier die Vorzeit behandelt, wollen wir ihn einmal über ſeine Zeit vernehmen, und zwar über die Urſachen der Revolution Frankreichs.

„Die amerikaniſche Umwälzung war ein neues Schauſpiel für die Völker Europa's; aber unter der Abhängigkeit von Königen, welche willkührlich mit ihnen ſchalteten oder unter der Herrſchaft von gewählten Obrigkeiten, welche die Macht der Geſetze an ſich geriſſen hatten, bewunderten die Völker ſie, ohne einen ſolchen politiſchen Vortheil zu hoffen zu wagen. Ihre Unterdrückung war um ſo größer, da die Zaghaftigkeit, worin ſie ſchmachteten, an ihrer langen Knechtſchaft hing und eine Folge des Mangels an Tugenden und ſelbſt an Talent bei denen war, die ſich an der Spitze der Geſchäfte befanden. Eine gewiſſe Gewohnheit führte allein ihre Verwaltung und die Staaten behaupteten ſich nur, weil ſie alle gleich ſchlecht und ſeit langer Zeit auf einerlei Weiſe regiert waren. Ungefähr gleiche Grundſätze des Betragens leiteten ſie, nicht die Weisheit in den Räthen, die Mäſſigkeit und Fahigkeit in den Geſchäften.

Keine Regierung hatte richtige Begriffe von innerer Polizei und das Blut der Völker ward in Kriegen zwecklos vergoſſen, die ohne Grund unternommen und am häufigſten ohne Geſchicklichkeit und aus Eiferſucht, um die Ränke und die Habſucht zu befriedigen, geführt waren. Das Volk, der zahlreichſte und nützlichſte Theil der Staaten, war von den erſten Klaſſen verachtet, deren Verachtung auch die Geſchäfte der Bürger traf, wann dieſe allein mit den Auflagen beladen waren und in vielen Landſchaften in einer herabwürdigenden Mittelmäſſigkeit und Vergeſſenheit lebten. Dieſe Verachtung zeigte ſich vorzüglich in dem Vergeſſen der geſellſchaftlichen Schicklichkeiten, die man bei geſitteten Menſchen nie ungeſtraft verletzt. Die Mittelklaſſen, indem ſie dieſe Verachtung der erſten Klaſſen ungeduldig ertrugen, trugen ſie durch Nachahmung auf die unteren Klaſſen über, deren Gewerbe und Verbindungen ſie auf ihrer Seite wieder verſchmäheten. Es war in den Staaten eine wirkliche Zwietracht und der Stolz der Klaſſen fügte zu den öffentlichen Uebeln ein ſittliches Uebel, das ſie noch drückender machte. Eine andere Zwietracht war wegen religiöſer Meinungen und der freien Uebung der verſchiedenen Gottesdienſte. Alles diente der Macht zum Schleier oder Vorwand. Der Gedanke war gebunden und die Regierungen beraubten ſich der Einſichten, die ſie von den Völkern erhalten konnten, wenn ſie gerecht und mäſſig waren.

Indeſſen die Verſchleuderung der Staatseinkünfte, die Laſt der Landesſchulden die Unfähigkeit der Fürſten, die Ungeſchicklichkeit und der Deſpotismus ihrer Miniſter, die Unſittlichkeit der Höfe, die Unſchlüſſigkeit der Räthe, die Willkühr der Gewalten, ja ſogar die Centraliſation der Macht bereiteten in dem geſellſchaftlichen Syſtem allmälig eine Aenderung und in einigen Ländern den Wunſch darnach vor. Aber die Franzoſen, aufgeklärt durch ein halbes Jahrhundert philoſophiſcher Unterſuchungen, waren zu einer ſolchen Aenderung mehr geeignet und geneigt, zuerſt die politiſchen Vortheile derſelben anzuerkennen.

Die bekannte Nichtigkeit und Unfähigkeit des Oberhauptes des Staates, eines trägen, ſorgloſen und unthätigen Fürſten *), der aus ſeiner natürlichen Apathie nur aus Launen herausging und auch ſogleich wieder aus Gewohnheit in ſie zurückſank, ohne Kenntniſſe des Staatsmanns noch Geiſteserhabenheit, unentſchloſſen im Rath, ohne Willen für das, was er wollte, ohne Feſtigkeit in der Ausführung, ganz und gar dem gegenwärtigen Augenblick hingegeben, und unfähig das Vergangene zurückzurufen und der Zukunft vorzuurtheilen, keineswegeſ geeignet, ein aufgeklärtes Volk zu regieren, das zwei Regierungen, die das geſellſchaftliche Syſtem zerſtörten, zerplagt hatten, verſeſſen auf ſeiner Macht, ohne

---

*) Ludwig der Sechszehnte. Da die Grauſamkeit ſich mit der Schwäche paart, ſo fehlte ihm, um grauſam zu ſeyn, nur die Kraft, deren der Verluſt ſeiner Mannheit ihn in der Kindheit beraubte.

ſie zu erkennen, den Prieſtern aus Feigheit anhängig und frömmelnd aus Vorurtheil, der Tropf von allem, was ihn umgab, verachtet von einem Theil des Adels und der Großen, der Spielball ſeiner Familie, deren Unordnungen er nicht zu hindern verſtand, beherrſcht von einer ſtolzen, eiteln, unruhigen und unzüchtigen Frau; die wachſenden Unordnungen der Finanzen, eine Schuld von mehreren Regierungen, der Despotismus und die Verſchleuderungen der Miniſter, willkührliche Handlungen, der Wankelmuth des Raths, die unerſättliche Gier der Lieferanten, die prunkvollen Verſchwendungen der Hoflinge, der verhöhnende Luxus der Reichen und das Elend in den Landſchaften, das Monopol, welches Ackerbau und Handel lähmte und die Hülfsmittel des Staats erſchöpfte, warfen ein Mistrauen in die Gemüther, welches die Partheien *), der Uebermuth und die Verſchwendungen eines ausgelaſſenen und

---

*) Ludwigs Bruder, ſtumm, tückiſch, rachſüchtig, grollend, mistrauiſch, frömmelnd, geizig habſüchtig, treulos, verſeſſen auf den Ruf eines Gelehrten, grundfalſch und von einer düſtern Herrſchſucht, hatte ſich unter den großen Lehnträgern eine Parthei gemacht und ſollte durch die Pairs des Reichs die Regierungsunfähigkeit Ludwigs ausſprechen und über die Geburt ſeiner Kinder appelliren laſſen. Sein zweiter Bruder, ſeinen ſchmutzigen Ausſchweifungen ergeben, verſchwenderiſch, von einer groben Unwiſſenheit, hatte im Einverſtändniß mit der Königin eine andere Parthei gebildet, und Orleans, misvergnügt mit dem Hofe, liederlich, feig von Karakter, nur den Rang und die Verkäuflichkeit kennend, kleinmüthig und nieder-

getheilten Hofes unterhielten, und gaben der ſittlichen Revolution, die ſich gemacht hatte, mehr Lebendigkeit.

Die Franzoſen murrten, Klagen erhoben ſich von allen Seiten, und die öffentliche Unruhe, die Frankreich eines Theils ſeiner übrigen Hülfsmittel beraubte, vermehrte die Beſorgniſſe und trieb eine große Zahl Menſchen zur Erkundigung der Gebrechen und Misbräuche in der Verwaltung. Seit dieſer Zeit wünſchten viele eine Aenderung in der innern Polizei; ſie allein konnte den Leiden des Vaterlandes helfen und die Unruhen beruhigen.

Die Aenderung, die in den Meinungen der Franzoſen vorging, hing an dem Gefühl des öffentlichen Leids. Man erinnerte ſich des ſo friſchen Beiſpiels der Vereinigten Staaten Amerika's, für welche viele Franzoſen ihr Blut vergoſſen hatten und deren Ausdauer, Muth, Betragen und noch mehr die öffent-

---

trächtig, wollte herrſchſüchtig ſeyn und war nicht einmal rottiſch. (factieux)

Anmerk. zur Anmerk. Soll man ſich über ſolche Schilderungen wundern? Gewiß nicht, wenn man im ſechſten Bande des im Monat Julius dieſes Jahrs unter Ludwig des Achtzehnten Augen in Paris gedruckten **Censeurs** weit und breit ausgeführt lieſt, daß Ludwig der Achtzehnte und ſeine Parthei, die nun ſo viel Abſcheu gegen die Richter Ludwig des Sechszehnten heuchele, die eigentlichen Mörder deſſelben ſind, ſo wenn man den König ein Wort um das andere einen planmäſſig zum Ziel hinſtrebenden und es erreichenden Brudermörder nennt. So kühn iſt die Wuth der Rotten.

lich: Geiſt pflanzte ſich fort und das Anſehen der Regierung ſank mit der Ehrfurcht der Völker, deren Kräfte durch das wuchſen, was die Regierung von der ſchwachen Achtung verlor, die ihr Betragen ihr raubte.

Wie in der Natur, wo alles die Zeiten ſeines Wachsthums, ſeiner Reife und ſeines Verfalls hat, verkündigte der politiſche Leib auf gleiche Weiſe eine nahe Auflöſung bei allen Völkern. Jedes Stück des geſellſchaftlichen Gebäudes, ohne Zuſammenhang und ohne Stütze, löſte ſich und es erwartete nur einen Stoß, um zuſammenzubröckeln; nur die Wiſſenſchaften wären in Frankreich mehr geehrt und beſſer gepflegt, die Einſichten allgemeiner verbreitet. Europa ohne Geſetze und geſellſchaftliche Freiheit war durch ſeine Einrichtungen ſelbſt in jenem Zuſtande politiſcher Unbehaglichkeit, welcher nach und nach den Verfall der Reiche weiſſagt und früher oder ſpäter öffentliche Kriſen herbeiführt, als Frankreich, „die Gebrechen ſeiner inneren Verwaltung ungeduldiger leidend, ſich plötzlich gegen die Misbräuche ſeiner Regierung erhob, die nur eine lange erbliche Räuberei war gegen ſeine Volksrechte und gegen die Freiheiten ſeiner Gründer.„

Doch dies alles mögte noch menſchlich leidlich ſeyn und klingen. Wir eilen zum Schluſſe. Da werden wir alles ſo ganz franzöſiſch finden, daß ſelbſt die Wahrheit und das Recht, auch wo ſie auf der Seite des Erzählers ſind, durch ſeine Darſtellung auch zur Lüge zu werden ſcheinen. So lautet es von Seite 159 an:

„Frankreich wollte die Befreiung Europa's und
„focht für die Freiheit der Meere; England, allein
„ſeinem perſönlichen Vortheil fröhnend, bewaffnete
„die Fürſten und bezahlte ihre Heere für ſeine
„kaufmänniſche Herrſchſucht.

Nichts Verhaßteres in der Politik, als ſich dem Völkerrechte entgegengeſetzte Grundſätze machen und wollen, daß dieſe Grundſätze die allgemeine Regel der Staaten werden. Dies heißt mit dem Heiligſten ſpielen: mit der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Unabhängigkeit, der Redlichkeit. England ſtellte ein ſeiner Herrſchſucht zuſprechendes Völkerrecht auf, ein Recht, das es nach den Umſtänden und ſeinen Vortheilen erweiterte und auslegte. Seine Politik war immer gräulich, weil ſie nur ſeine Habſucht zur Grundlage hatte. Frankreich hatte in der ſeinigen wenigſtens jenen Karakter von Größe, der die Eroberungen begleitet und viele Unbille rechtfertigt.

England ſpielte immer mit den Mächten des eſten Landes und fand ſie immer bereit ſeiner Herrſchſucht zu dienen. Der Grund davon iſt, daß ſie noch mehr die Eroberungen Frankreichs fürchteten, als daß England auf dem Meere herrſchte und allen Handel an ſich zöge. Die Folge erwies, wie blind ſie wären in ihrer Politik; denn wenn England ſich ihres Gebiets nicht bemeiſtern konnte, wie Frankreich es mit dem Gebiete einiger von ihnen machte, ſo hatte es die Kunſt, daraus nur ſeine Kolonien zu machen, und dieſe Beſchleichung war ihnen läſtiger, als die Einverleibung mit Frankreich, weil dieſe Einverleibung ſie wenigſtens an ſeiner Macht und an ſeiner Unabhängigkeit theilnehmen ließ.

Die befriedeten Länder ſchienen einen Friedzuſtand erhalten zu wollen, der nothwendig geworden war, um die Uebel ihrer unverſtändigen Politik und ihrer Verblendung wieder zu beſſern. Spanien in der Apathie ſeines Regierungs- und Religionsſyſtems geblieben und durch ſeine Lage natürlicher Bundsgenoß Frankreichs war ihm grollig. England wandte ſeine gierigen Blicke auf dieſes ſchöne Land, wo die Neigung ſeiner Bewohner zur Trägheit ihm eine große Leichtigkeit für ſeinen Kunſtfleiß und ſeinen Handel verſprach und wo der ritterliche Karakter der Spanier ihm die Mittel ſicherte, es nach Gefallen aufzurühren. Der Marſch eines franzöſiſchen Heers gegen Portugal, welches immer noch eine Kolonie war, die es zum alleinigen Vortheil ſeines Handels benutzte, ließ ihm auch keine Hoffnung mehr die Halbinſel zu beherrſchen. Es brachte Zwietracht in das Fürſtenhaus Spaniens, empörte den Sohn gegen den Vater, der, zu ſchwach gegen die engliſche Parthei, ſeine Rechte an Frankreich übergab. Frankreichs Politik war, Spanien dem engliſchen Einfluſſe zu entreiſſen und es in ſeinem Kontinentalſyſtem gegen England zu unterſtützen. Seine Heere rückten in Spanien ein, welches ſein Fürſt und ſeine Familie verließ, bemächtigten ſich der Hauptſtadt, und Spanien empfing einen neuen Fürſten nebſt auf Frankreichs politiſchen Geſetzen gegründeten Geſetzen. Der Fürſt von Portugal, durch die Annäherung der Franzoſen erſchreckt, begab ſich in ſeine amerikaniſchen Kolonien und gründete dort das Königreich Braſilien.

Die Abweſenheit der Könige von Spanien und Portugal gab England die Hoffnung, dieſe Staaten nach Gefallen zu verwirren, und war für daſſelbe wirklich ein geſchwinderes Mittel, die Halbinſel aufzurühren. Es empörte die Völker derſelben, hetzte ſie gegen die Franzoſen auf, und veranlaßte dort alle die Drangſale, worüber ſie in einem ſiebenjährigen Kriege zu ſeufzen hatten, welche der Karakter dieſer frömmelnden, abergläubiſchen und durch ihre Prieſter verdummten Völker noch vermehrte. Die Franzoſen, immer Sieger der Engländer, fochten mit einer Tapferkeit, einer Unerſchrockenheit und einer Hingebung, die deſto bewundernswürdiger waren, da dieſer Krieg mehr ein innerer als ein auswärtiger war. Tapfer, fürchterlich im Kampfe, aber gut, edelmüthig, menſchlich, theilnehmend nach dem Siege, hatten ſie die Bewunderung und Achtung der Spanier. Der Engländer, habſüchtig, feig, verſchloſſen, ſchnöd und treulos, war verabſcheut von dem Spanier, deſſen Bundsgenoſſen und Vertheidiger er ſich nannte.

Die Halbinſel war von dieſer Zeit an der Ort Europa's, wo Frankreich und England ihre Verhängniſſe gegen einander wogen. Zu ſchwach in dem Kampfe hetzte England Oeſtreich auf, das nicht fürchtete ſich zum vierten Male preiszugeben. Der Kaiſer verließ Madrid, durchzog Frankreich mit ſeiner gewohnten Geſchwindigkeit, rückte gegen Wien und gab dort deſſen Herrſcher zum zweiten Mal den Frieden.

Das übrige feſte Land von neuem befriedet, die Vereinigung der römiſchen Staaten, Toſkanas, Hollands, Hamburgs, des Walliſerlandes und der Illyriſchen Landſchaften mit dem großen Reiche, die Berufung eines Franzoſen auf den Thron von Schweden waren eine Folge der Politik Frankreichs, nicht ein Eingriff in das Syſtem Europa's.

Es war ein Uebel für Europa und eine unaufhörliche Veranlaſſung ſeiner Kriege, daß es von Alters her in große und kleine unter ſich unverbundene Staaten getheilt war, weil die kleinen von den großen Mächten immer wie im Prozeß befangenes Eigenthum angeſehen wurden, welche die Eiferſucht aller erregten. Die Regierungen wie die größte Zahl der Menſchen ſind gewöhnlich nur ſolange gerecht, als ſie in der glücklichen Ohnmacht ſind, es ſeyn zu müſſen. Auſſerdem ſind in dem Zuſammenhange großer und kleiner Staaten dieſe letzten in der gezwungenen Lage, der Vortheile der erſten, die ſie gewöhnlich angränzen, nicht genießen zu können; ſie ſind ihnen ſelbſt zur Laſt und von ihrer eignen Schwere erdrückt. Die Vortheile des Gewerbfleiſſes und Handels ſind für ſie nicht da, weil ſie der nöthigen Mittel mangeln derſelben zu genießen. Zu umſchränkt in ihrem Gebiet und ihrer Volksmenge beraubt ihre Unabhängigkeit ſelbſt ſie ihrer eigenen Erzeugungs- und Verbrauchsmittel; in Hinſicht der Verbeſſerung der Geſetze und Einſichten bleiben ſie immer hinter den andern Völkern. In der That giebt es Länder, wo man wegen der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens dem Handel mehr gab als dem Ackerbau, z. B. Holland, Venedig, Genua, wo die Schiffahrt und der Handel das zum Theil erſetzten; und es giebt andere, die wie die Schweiz durch ihre Lage einigermaßen von Gewerbfleiß und

Handel ausgeſchloſſen ſcheinen. Es war nicht in menſchlicher Macht, dieſe beiden natürlichen Gebrechen zu beſſern, denn da, wo die Ausgänge ſchwierig ſind, iſt wenig Gewerbfleiß, und wo die erſten Stoffe fehlen, giebt es nur einen ſchwachen Handel inneren Verbrauchs. Dieſe Staaten bleiben alſo großer Vortheile beraubt, denn der Ackerbau iſt die Grundlage der Staaten, die Nahrung des Gewerbfleißes, und der Handel zieht den Handel an.

So viele Veränderungen zeigten eine neue Welt. Weder das Alter der Regierungen, noch die Gewohnheiten der Völker, noch die wohlbegründeten Meinungen, noch die durch die Zeiten geheiligten Gebräuche und Sitten waren ein Bollwerk gegen dieſe Macht, welche die Reiche erſchütterte und den Fall der einen verurſachte, gegen dieſe Weisheit, welche andere ſchuf und ſie nach einem gleichförmigen Plane einrichtete, der in ſeinen Grundſätzen weiſe, in ſeinen Wirkungen heilſam war. Der Gedanke flog da ſchon den Zeiten voraus, wo die Völker, durch dieſelben Geſetze verbunden, keine andere Vertragsurkunde ihrer Eidgenoſſenſchaft haben werden.

Der ſpaniſche Krieg hinderte die Befeſtigung des kaiſerlichen Bruders auf dem Thron. Die Verluſte der Franzoſen nahmen der wirklichen Stärke, Macht und Hülfsmitteln Frankreichs nichts; indem es den Krieg in die Länge zog, ſah Frankreich die Heere und die Schätze des ſeinen eigenen Kräften überlaſſenen Englands ſich unnützer Weiſe verzehren und den Feind der Völker ſich in einem ungleichen Kampf erſchöpfen, worin es erliegend Europa und die Menſchheit an den Verbrechen ſeiner Politik rächte.

Sein Gold und ſeine Anzettelungen zogen Rußland von dem Kontinentalſyſtem ab, deſſen Stellung den Norden dem Gewerbfleiß und Handel Englands öffnete und deſſen Macht die nicht verbündeten Fürſten nachziehen und gegen Frankreich einen feindſeligen dem ſeinigen entgegengeſetzten Bund bilden mußte. Dieſer Abfall Rußlands war eine Verletzung der beſchwornen Treue und ein Aufgeben ſeiner eigenen Vortheile und der Vortheile Europa's.

Napoleon eilte die Verhöhnung feierlicher Verträge zu rächen und den kaiſerlichen Adler in Moskau aufzupflanzen, welches die Ruſſen bei ſeiner Annäherung verbrannten. Rußland ſah ſeine Landſchaften des Mittelpunkts von den Franzoſen überzogen, als es noch Bundesgenoſſen ſeiner blinden Politik ſuchte.

Das franzöſiſche Heer zog ſiegreich aus einem Lande, wohin Frankreich zum erſten Male ſeine Waffen trug, und zog ſich gegen Polen zurück, um es zu bedecken und dort den Frühling zu erwarten. Plötzlich aufgehalten in ſeinem Marſch durch eine frühzeitige unmäßige Kälte ward es zum Theil ohne

Gefechte zerſtört und führte ſeine ermattete Trümmer nach Polen und Teutſchland zurück.

Eine ſo auſſerordentliche und unerwartete Begebenheit entſchied die Politik Preuſſens, Oeſtreichs, und Teutſchlands: ein fünfter Bund bildete ſich gegen Frankreich, furchtbarer als die erſten. Die Sachſen und die Baiern (welche Baiern? und wo?) verließen es auf dem Schlachtfelde und wandten ihre Waffen gegen daſſelbe. Moreau erſchien in den feindlichen Reihen und befleckte ſeinen Ruhm durch ein großes Verbrechen; ſein Verrath rechtfertigte die Verdachte, welche die Feinde der Freiheit Frankreichs ſchon lange über die Reinheit ſeiner Abſichten gehegt hatten.

Der Krieg ward Volkskrieg und ganze Volksmaſſen empörten ſich gegen ein erſchöpftes, aber ungeachtet ihrer Anſtrengungen immer ſiegreiches Heer. Als ob Frankreich damals alle Leidſale erfahren ſollte, verriethen die Fürſten von Schweden und Neapel, ihre Erhöhung vergeſſend, die Freundſchaft, die Dankbarkeit, die Vortheile ihres neuen Vaterlandes, und erklärten ſich als Feinde.

Dieſe Unſterne ſchienen den Fremden eine ungehoffte Gelegenheit gegen Napoleons Unternehmungen eine letzte Anſtrengung zu machen. Man übertrieb die Drangſale der Völker und die unvermeidlichen Uebel ſolcher Kriege und die Fürſten empör:

ten ihre Völker gegen eine über ihre unerwarteten Niederlagen beſtürzte Nation. Ganze Geſchlechter der Menſchen ergoſſen ſich über Frankreich, von ihren Fürſten geführt, die in dem Felde eben ſo nichtig waren als im Rathe.

Ihren Unfällen überlegen zogen Napoleon und ſein Heer nach Frankreich zurück. Die Schweitz, eine von Frankreich geachtete Unſeitigkeit verletzend, erlaubte den verbündeten Heeren Preuſſens, Oeſtreichs und Rußlands den Durchzug durch ihr Gebiet und der Verrath erleichterte ihnen die Ueberziehung verſchiedener Landſchaften des Oſts, welche zügelloſe Soldaten zum Theil ausplünderten. Die zuchtloſen und verwüſtenden Horden Rußlands begingen Räubereien, wovon dieſe rohen Völker allein noch Beiſpiele geben konnten. Das Gebiet des großen Reichs war auch durch die kleinen Fürſten Teutſchlands entweiht, welche Frankreich unter das gemeinſame und ſchützende Geſetz eines Bundes vereinigt hatte, und durch den Prinzen von Schweden, der ihm ſeinen Thron verdankte. Dieſe Heere drangen durch Einverſtändniſſe bis zu dem Wigbold von Paris vor, wo mörderliche Gefechte eben ſo viele Siege für die Franzoſen und ihren Kaiſer waren. Größer in ſeinen Unfällen verwarf Napoleon einen Vertrag, der nur die Demüthigung Frankreichs geweſen wäre, vertrauend auf die Tapferkeit und die Hingebung ſeiner Leibwache und ſeiner Truppen, die er ſo oft zum Siege geführt hatte, würdig der großen Nation, die ihn auf den Thron gerufen hatte, zog er die Schanze *) der Waffen einem Frieden vor, der Frankreich um die Vortheile ſeiner Umwälzung und um zwanzig Jahre des Ruhms gebracht hätte.

Die verbündeten Heere waren der Vernichtung nah; der Verrath rettete ſie und ihre Fürſten, indem er die Hauptſtadt überlieferte. Der Engländer führte wie ein Mittel des Bürgerkrieges geſchwinde die geächteten und vergeſſenen Reſte der Burbonen zurück, die man als rechtmäſſige Fürſten aufſtellte; und der Senat, indem er den Thronverfall des Kaiſers ausſprach, war nichts mehr als eine Rotte Aufrührer, die die Rechte der Nation an ſich riß.

Napoleon, ſeine Lage und Frankreichs Lage beurtheilend, gab eine Macht auf, die er erleuchtet hatte und die er voll großer Erinnerungen und ohne Niederträchtigkeit verließ. »Soldaten und Offiziere »der Leibwache, zwanzig Jahre habe ich euch auf »dem Pfade des Ruhms geführt, empfanget dafür »meinen Dank. Mein Ziel iſt immer das Glück und »der Ruhm Frankreichs geweſen; jetzt ſind die Um-

---

*) La chance, unſer Wort. Die Schanze, ein geflochtener becherförmiger Korb, ein Becher, (Fritillum) woraus die Würfel geſchüttelt werden. Davon: in die Schanze ſchlagen, in die Schanze ſetzen u. ſ. w.

ſtände verändert. Als ganz Europa ſich gegen mich gewandt hat, als alle Fürſten und alle Mächte ſich verbündet haben, als ein großer Theil meines Reichs überzogen worden, als ein Theil Frankreichs ſich entehrt hat, habe ich weichen müſſen. Ich hätte durch Ausdauer allen dieſen Anſtrengungen widerſtehen können, aber ich hätte den Bürgerkrieg unterhalten im Schooße dieſes unſers lieben Vaterlandes. Ich weine über die Leiden unſers Vaterlandes. Offiziere und Soldaten wandelt immer auf dem Pfade der Ehre, wo ihr mich immer gefunden habt. Seyd nicht unruhig über mich; große Erinnerungen bleiben mir; ich werde meine Augenblicke noch edel anzuwenden wiſſen, indem ich ſie beſtimme meine und eure Geſchichte zu ſchreiben. Offiziere und Soldaten, die ihr mir bis zum letzten Augenblick treu geblieben ſeyd, empfanget meine Dankſagungen; ich bin zufrieden mit euch. Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich werde euren General und eure Fahne umarmen. Fahrt wohl, meine Kinder! fahrt wohl, meine Freunde! erhaltet mir euer Andenken« — »Theurer Adler,« (ſetzte er hinzu, indem er die Schärpe dreimal mit ſichtbarer Rührung umfaßte) »mögen die Küſſe, die ich dir gebe, in der Nachwelt wiederhallen!«

Er reiſte nach der Inſel Elba ab, die er zu ſeinem ſtillen Aufenthalt gewählt hatte, und nahm den

Ruhm, die Unabhängigkeit, die Freiheit und das Geſchick Frankreichs mit. Der Franzoſe war ohne Vaterland.

Die Züge des Kaiſers waren ein Vorwurf für die Verräther; ſie eilten ſeine Bilder herabzuſchlagen. Das ſtumme Schweigen eines beſtürzten und erſchrockenen Volks war die öffentliche Misbilligung einer ungerechten Handlung, welche die Volksdankbarkeit verletzte. Als ob die Leute der Rotte damals alle Arten Narrheit und Tollheit erſchöpfen ſollten, ging man ſo weit, ihm ſeine Tapferkeit, ſeinen Ruhm, ſeine Kriegstalente, das Gute, was er gethan hatte, und ſelbſt ſeinen Namen und das Datum ſeiner Geburt abzuſtreiten.

Dieſer große Mann, der die Welt zwanzig Jahre mit ſeinem Ruf beſchäftigt hatte, ſah ſich niederträchtiger Weiſe von vielen derer verlaſſen, die er mit Wohlthaten, Ehren und Reichthümern überhäuſt hatte. Das Volk und das Heer blieben ihm treu.

Durch die Gewalt und den Verrath kann man ſich eines großen Mannes bemächtigen, aber nicht ihn vergeſſen machen; man kann durch allerlei Schleichwege der Menge etwas aufbinden, aber es bedarf wirklicher Eigenſchaften, um ihn aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu verwiſchen.

Die Franzoſen, durch unerwartete Begebenheiten betäubt, deren geheime Urſachen die größte Zahl nicht kannte, waren beſtürzt, nicht niedergeſchlagen; dem Gefühl ihrer Leiden ganz hingegeben, war ihr Stillſchweigen zu Veränderungen, worin ſie nicht gewilligt hatten, grade eine Folge der Ermattung der Nation. Sie lieſſen ſich ohne Billigung oder Mißbilligung die Burbone gefallen, welche die Fremden ihnen auflegten und welche der größten Zahl Fremdlinge waren. Viele waren darüber unmuthig, aber das Bedürfniß, ſich nach fünfundzwanzigjährigen Erſchütterungen auszuruhen, war einem tapfern, hochherzigen, von großen Erinnerungen erfüllten Volke nothwendig, um ſich an dem Verbrechen des Verraths zu rächen. Die ſtolze Haltung Frankreichs in ſeiner Demüthigung gebot den Verbündeten Ehrfurcht, welche fürchteten es zu reitzen. Dieſe Verbündeten, welche die von der Rotte die Unverſchämtheit hatten die Befreier Europa's zu nennen, verlieſſen ſeine Landſchaften und nahmen eine wahre Idee von einem ſelbſt in ſeinen Unfällen großen Volke mit, das ihnen durch ſeine Siege, ſeine Eroberungen und ſeine Arbeiten lange ſchon Bewunderung abgezwungen hatte.

Dieſer Zuſtand der Dinge war gewaltſam und die geſcheidten Leute ſahen neue Getümmel und Drangſale vorher. Vergebens ſuchte man die öffentliche Meinung zu misleiten; man konnte die Wahrheit nicht erſticken noch die Völker von dem Gefühl ihr rer Unbehaglichkeit ablenken. Der Friede, deſſen Rückkehr die Königiſchen und die Fremden mit Wuth verkündigten, konnte für die Völker kein Glück mehr ſeyn. Seine Befeſtigung, wäre ein ſolches Unglück damals möglich geweſen, wäre nur eine Entartung der Staaten, ein krebſender Rückfall zur politiſchen Knechtſchaft der Völker und zur Barbarei der alten Zeiten geweſen.

Die Rückkehr der Burbone war ein öffentliches Unglück. Man konnte nicht ſagen, ob ihre Anweſenheit mehr das Heil des Staats gefährdete, als ſie entehrend für die Franzoſen war.

Wir wollen uns hier das Schauſpiel der menſchlichen Dinge geben. Als ob Frankreich gute Beute war, beeiferte jeder Fürſt ſich einen Theil ſeiner einverleibten Landſchaften wieder zu nehmen; Völker riſſen ſich von ihm los, um wieder unabhängig zu werden. In dieſer Zerſtückelung der Anwüchſe Frankreichs leitete ein ſchwindelnder Geiſt die Staaten, den England anſchürte, um die Unordnungen des feſten Landes durch eine mehr verwickelte Politik deſſelben zu vermehren.

Die Einverleibungen Frankreichs waren nothwendig für ſeine Sicherheit und für ſein Gewicht in Europa; das übereilte Zugreifen eines Dummkopfs raubte Frankreich die Frucht von fünfundzwanzig Jahren des Ruhms und von Triumphen, die man der Tapferkeit ſeiner Heere verdankte. Ein Fürſt ohne Gleichbild in den Jahrbüchern der Völker und allein würdig, einer großen Nation zu befehlen, hatte den Franzoſen eine ſtarke und ruhmvolle Regierung kennen gelehrt, hatte den Gemüthern einen Schwung gegeben für alles, was groß iſt. Man ſah darauf die Unwiſſenheit, die Unfähigkeit und die Unrechtlichkeit herrſchen. Auf jene Erhebung der Geiſter, die allein zu großen Dingen bewegt, folgten die veralteten Vorurtheile, die der geſellſchaftlichen Ordnung und dem ſchlichten geſunden Verſtande entgegengeſetzteſten Meinungen.

Man hatte dem Republikanismus anhangende Menſchen die Kaiſerregierung annehmen ſehen, ohne der Größe ihres Karakters etwas zu vergeben, man ſah darauf dem Kaiſer anhangende Menſchen ſich ſchaamlos der Rotte der Burbone hingeben.

Menſchen, durch die Geſetze des Staats verbannt und Frankreich fremd geworden, ſogar ſträflich, weil ſie die Waffen gegen das Vaterland getragen und in Zeiten der Verwirrungen an Mordthaten und Räubereien Theil genommen hatten, waren allein Franzoſen, wegen ſelbſt geächteter Grundſätze lange Zeit Fremdlinge und Verbrecher gegen den Staat. Die Franzoſen, welche der heiligen Sache der Revolution dienten, die Tapfern, welche ihr Blut für das Vaterland vergoſſen, verloren ihre Aemter und wurden entfernt; was ihnen auf die Achtung und Dankbarkeit ihrer Mitbürger einen Anſpruch gab, ward ein Grund ihrer Verwerfung. Ungeduldig in ihrem ſträflichen Freudentaumel beſchloſſen die Burbone und ihre Anhänger den Tod von allen beiden. Die nützlichſten Einrichtungen der Revolution und eines aufgeklärten Jahrhunderts, die ehrenvollſten für das Volk, das ſie gegründet hatte, wurden gar nicht mehr geachtet; die Perſonen, die Güter und die Gewiſſen wurden beunruhigt und die feierlichſten Verſprechen verletzt; und als wenn in den unſeligen Zeiten dieſes Zwiſchenreichs alles unrechtmäſſig und ungeſetzlich ſeyn mußte, bemäntelte die Doppelzüngigkeit dieſe verbrecheriſchen Thaten mit der Rückkehr zur Ordnung und der Achtung für die Perſonen und die Sachen.

Ein einſtimmiges Geſchrei erhob ſich gegen die Heuchelei einer unvolklichen Regierung, gegen die Anſprüche der Anhänger der alten Einrichtungen; und in dieſem Kampfe der Aufklärung und des Volkswillens gegen das monarchiſchfeudaliſche Syſtem vernichtete Frankreich ſich nach und nach.

Napoleon erſchien plötzlich wieder, um Frankreich an der dummen Unfähigkeit und den verbrecheriſchen Eingriffen einer unrechtmäſſigen Regierung zu rächen und es von den Entwürfen der Ausländer zu retten, um ſeiner Unabhängigkeit Achtung zu verſchaffen und es wieder in den Rang der erſten Macht Europa's einzuſetzen; ſeine große Seele wachte auch in der Ferne über Frankreich, wie bei ſeiner Rückkehr aus Aegypten rettete er es zum zweiten Male.

Die plötzliche Ankunft Napoleons, ſein reiſſender Triumphzug gegen Paris belebten die Hoffnung der Franzoſen und warfen das Grauſen in die Burbone und in die Königiſchen. Die Beifallrufe der Städte und der Soldaten, der Zuſammenlauf der Bürger, die ſich bei ſeinem Durchzuge drängten, um ihren Kaiſer zu begrüßen, und die ihn mit ihren Wünſchen geleiteten, die Einſtimmigkeit der Meinungen, die ihn zu der Macht zurückrief, die er erleuchtet hatte, rechtfertigten die Kühnheit ſeines Unternehmens. Das Volk und das Heer erblickten in ihm wieder ihren Erretter und er ward wie ein Vater empfangen: er allein konnte die Franzoſen zu ihren urſprünglichen Freiheiten zurückführen und ihre Umwälzung beendigen. Dieſe einzige Hingebung eines Volkes an ſeinen Fürſten war die würdige Belohnung der Dienſte, die er dem Staate geleiſtet hatte, gegründet auf die gerechte Hoffnung derer, die er ihm noch leiſten könnte.

Die Burbone fühlten ihre Ohnmacht und wie ſehr ſie die Franzoſen misvergnügt hatten. Verworfen von den aufrichtigen Freunden des Vaterlandes, verachtet von den Weiſen, verlaſſen von den aufgebrachten Völkern, auf ihre eigenen Kräfte und auf ihre Nichtigkeit zurückgebracht, hetzten ſie zum Bürgerkriege auf, bewaffneten ihre Anhänger und forderten von ihnen den Kopf des rechtmäſſigen Fürſten, den der Wunſch des Volkes und des Heers wieder auf den Thron rief. Bei ſeiner Annäherung flohen ſie aus Frankreich, welches ſie auswarf, und ſuchten eine Zuflucht bei den Fremden; die ſie verachteten. Frankreich ward zum zweiten Mal gerettet.

Als ob in dieſen Zeiten alles auſſerordentlich ſeyn ſollte, derjenige, der den Erdball durch ſeine Siege erſtaunt hatte, der Herr von Europa geweſen war, beſchränkte ſelbſt ſeine Macht: Frankreich ruhte ſich aus von ſechsundzwanzigjährigen Erſchütterungen in den erſten Veranlaſſungen ſeiner Umwälzung, und die Verhängniſſe Europas und der Welt nahten ihrer Erfüllung.

Belehrt durch unſere Umwälzung ſind die Völker reif für die Freiheit, die Zeiten ihrer geſellſchaftlichen Wiedergeburt ſind gekommen. Da die blinde Politik der Fürſten uns zwang unſere Waffen in ihre Staaten zu tragen; ſo hat ſie wieder ihren Willen die Berührung von Volk zu Volk inniger machen müſſen, und zum erſten Male wird die Befreiung der Nationen aus dem Kriege hervorgehen.

Die Völker haben jetzt das Gefühl ihrer Rechte; ſie werden ſie wieder erfaſſen wollen: ſchon offenbaren ſie den Willen dazu. Das eben verfloſſene Jahr politiſcher Kriſe iſt nicht verloren geweſen; die Sache der Völker und Könige iſt gerichtet worden; und eine Umwälzung, gerecht in ihren Urſachen, fürchterlich in ihren Mitteln, wohlthätig in ihren Folgen, und durch die Zeiten und durch die unwiderſtehliche Kraft der Entwickelung der Vernunft in den Menſchen herbeigeführt, wird ganz Europa gemeinſam werden. Die dumpfe Gährung, welche gegenwärtig die Völker bewegt, erwartet nur einen gewaltſamen Widerſtand, um ſich nach auſſen hin zu offenbaren, und die unvorſichtige und unterdrückende Politik der Fürſten, ihre Widerſetzlichkeit gegen den Wunſch der Völker werden jene Zeiten von Umwälzungen beſchleunigen, deren Hemmung nicht mehr in menſchlicher Klugheit und Macht ſteht. *)

---

*) Die Umwälzungen ſind das langſame unvermeidliche Erzeugniß der Zeiten; auch kann nichts ihren Lauf aufhalten: iſt der Stoß einmal gegeben, ſo vermehrt jeder Widerſtand ſeine Kraft, ſtatt ſeiner Macht etwas zu nehmen. Es iſt eine Maſſe, gegen welche alle einzelne Anſtrengungen ſcheitern; ſie zieht die widerſtrebenden Willen in ihre Richtung oder zieht alle die an, welche ſich in ihrem Kreiſe befinden. Es ſteht nicht in menſchlicher Macht, die natürliche Ordnung der politiſchen Dinge zu hindern, eben ſo wenig als die Umwälzungen der Natur. Politiſche und moraliſche Betrachtungen über die Verfaſſungen.

Während wir einer Ruhe und eines Glücks genieſſen werden, die durch ſo viele Arbeiten und Erſchütterungen erworben und durch zwanzig Jahre von Ruhm und von künftig unvergänglichen und in den Jahrbüchern der Nationen unbekannten Thaten verbürgt ſind, wird Spanien, aufgeklärt durch unſern Aufenthalt in ſeinen Landſchaften, ein vorübergehendes Uebel für die Kenntniß ſeiner Rechte vergeſſend, wofür es uns einmal ſegnen wird, das Bedürfniß ſeiner Freiheiten empfinden, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten von ſeinen Völkern vergeſſen und von ſeinen Fürſten verkannt ſind. Italien wird ſich von jedem fremden Joche befreien und ſeine bis dahin getheilten Völker nur ein einziges Volk ausmachen ſehen wollen. Teutſchland wird ſeine urſprünglichen Freiheiten wieder anſprechen, wird ſich gleichfalls gegen die Zerſtückelung ſeiner Völker erheben, und ſich zu einem einzigen Staat einrichten. Ungarn unabhängig wird ſich auch Herrſcher ſeiner Wahl geben. Polen wird ſeine politiſche Unabhängigkeit wieder gewinnen und ſeine Bewohner werden alle frei ſeyn wollen. Selbſt die Ruſſen, durch dieſe Beiſpiele aufgefordert endlich unter die geſitteten Nationen gezählt zu werden, werden ſuchen frei zu ſeyn und werden eine Freilaſſung verkündigen, wozu ſie ſich den Keim aus Frankreich geholt haben. Die Türkei wird zu ihrer Zeit eine ähnliche innere Veränderung erfahren, und die geſellſchaftliche Freiheit wird ſich dort auf den Trümmern des politiſchen, und religiöſen Deſpotismus erheben. England, durch den unvermeidlichen Lauf dieſer großen politiſchen Umwälzung fortgeriſſen, wird eine innere Erſchütterung erleiden, welche Europa und die Menſchheit an den Verbrechen ſeiner Verdorbenheit und ſeiner verwüſtenden und gierigen Anſprüche rächen wird; und dieſe Erſchütterung wird es unter den Nationen der europäiſchen Familie in ſeinen untergeordneten Rang ſetzen. Amerika wird ſich ganz von Europa losreiſſen und der Handel wird künftig das Band der beiden Welttheile machen. Die Aufklärung und die Wiſſenſchaften werden alle Völker von jedem Syſtem von Religion befreien, und von der geſellſchaftlichen und perſönlichen Unabhängigkeit werden die Völker den Uebergang zur Anarchie der Adlichen, zum Deſpotismus der Höfe und endlich zu jenen politiſchen Erſchütterungen gemacht haben, welche zur Freiheit führen, ohne welche keine Entwickelung möglich iſt.

Dann wird die Vergrößerung einiger Staaten den Grund und den Vorwand vieler Kriege wegnehmen. Die Völker, unter ſich beſſer gewogen, ſicherer in ihrem Innern, unabhängiger nach auſſen, werden über ihre verſchiedenen Rechte und Pflichten auch beſſer aufgeklärt ſeyn. Jedes Volk, in den

Gränzen eingeſchloſſen, die ihm ſein Daſeyn und ſein Gewicht auf der politiſchen Wage für die Ruhe und Aufrechthaltung des allgemeinen Bundes anweiſen werden, wird in einem glücklichen Gleichgewicht ſchweben und ſich in einem Verhältniſſe finden, das durch aus der beziehlichen Lage der Länder genommene Rückſichten beſtimmt iſt; denn es ſind weniger die Verträge, welche die Ruhe der Staaten ſichern, als das Gefühl, das ſie haben, einander nicht ſchaden zu können, da ihre Stärken faſt gleich ſind. Der europäiſche Bund wird dann zum erſten Mal geſchaffen ſeyn.

Die Gleichförmigkeit der Geſetze und Einrichtungen wird einen dauerhaften Frieden unter den Völkern ſtiften, weil aus dieſer Gleichförmigkeit ähnliche Sitten und Meinungen entſpringen werden. Sie werden ſich beeifern von Frankreich ihre Geſetze und ihre Einrichtungen zu empfangen als ein Gut für ihre Ausbildung und ihr Glück und als wenn Frankreich der übrigen Welt in allem zum Muſter dienen müßte.

Die Vaterlandsliebe, dieſe einſeitige Tugend der Nationen, die ihre ganze Stärke hätte machen können, als jedes Volk gleichſam Fremdling unter den Völkern war und von der Eiferſucht oder dem Ehrgeiz ſeiner Nachbarn immer zu fürchten hatte, wird nicht mehr die zu ihrer Erhaltung nothwendige

Stärke ſeyn, wann die beſſer aufgeklärten Nationen fühlen werden, daß ſie nur Glieder einer groſſen Familie ſind, und daß ſie alle, die durch ähnliche Geſetze und Einrichtungen regierten, derſelbe Geiſt *) leiten wird.

Da die Volksmenge ſich da nur mehrt, wo die guten Geſetze und der Wohlſtand zur Ehe einladen, wenn Europa ſich je in der glücklichen Lage befände, zu bevölkert zu ſeyn, welches für ſeine Geſetze und Einrichtungen ſprechen würde, ſo würde es dieſem »Uebermaaß von Bevölkerung entweder durch ſeinen Ackerbau, ſeinen Gewerbfleiß und ſeinen Handel begegnen können oder es würde dieſen Ueberfluß ohne Nachtheil nach auſſen auswerfen können.«

Und ſo haben wir unſern Mann denn allerlei beſchreiben, bemerken und weiſſagen gehört, und wollen uns keineswegs vornehm gebehrden noch leugnen, daß Manches, was auch in den von uns über-

---

*) Sobald die Vaterlandsliebe ausſchlieſſend wird auf Koſten der Menſchheit, nemlich jener wohl geordneten Empfindung, die uns bewegt alle Menſchen zu lieben und das Wohl aller Menſchen ohne Unterſchied von Ländern und Gegenden zu wollen, hört ſie auf eine Tugend zu ſeyn und entſittlicht uns ſogar. Auf dieſe Weiſe waren die Römer ein grauſames Volk, ſind die Engländer nur ſtolze, treuloſe, gierige und verpeſtende Eigenſüchtler. Das Vaterland iſt für den Weiſen, was die Familie für die Verwandten iſt. Er zieht ſein Wohl vor, aber er will das Wohl aller Völker, denn das Glück ſeines Landes iſt abhängig von dem Glücke anderer Länder.

ſetzten Stellen ſeines Buches vorkommt, auch uns ganz verſtändig geſagt, Einiges auch ewigen und unumſtößlichen Wahrheiten gleich däucht. Nur ſeine Art der Darſtellung und ſeine Anwendung und Deutung des Dargeſtellten ſcheint uns durchaus verwerflich und auch wohl hie und da verdammlich, inſofern die Geſinnung, woraus es hervorging, verdammlich iſt. In dem Einen Erſten wollen wir ihm Manches nachſehen, nemlich in der Vergötterung ſeiner franzöſiſchen Umwälzung und ſeines großen Napoleons, ſo wie in der Herabwürdigung der Burbone, da wir nicht wiſſen können, was der Mann vom erſten April 1814 bis zum erſten April 1815 durch die Letzten gelitten haben oder vorhergeſehen haben kann, oder wodurch in ſo erſchütterten Zeiten und Verhältniſſen, als in welchen wir leben, ſeine Anſicht hier verdunkelt ſeyn kann. Aber in dem Zweiten können wir ihm nichts nachſehen noch ihn entſchuldigen, da iſt er durchaus verdammlich, weil er da durchaus Franzoſe und nicht Menſch iſt, wie viel er auch von allgemeinen Geſetzen der Menſchheit und von der Nothwendigkeit ſchwatzt, daß die einzelne und kleine Vaterlandsliebe in der großen und allgemeinen Menſchenliebe, die endlich das einzige Band der Völker ſeyn werde, untergehen müſſe. Auch wir mögen wohl nicht leugnen, daß wir für unſer Volk oft partheiſch ſind — denn wer mögte überhaupt da ganz unpartheiiſch ſeyn, zumal in Zeiten wie die unſrigen? — aber ſo partheiiſch hoffen wir doch nimmer zu werden, wie auch die geſcheidteſten Männer des Volkes, das ſchon unſre Urgroßväter des teutſchen Reiches Erbfeind nennen. Hier ſitzt der Teufel der Lüge und Eitelkeit, weswegen zwiſchen ihnen und uns Eintracht und Liebe nicht ſeyn kann, ſondern immer eine weite Kluft bleiben wird; hier wohnen, wie in jeder Sünde, die Dummheit und die Schlechtigkeit mitſammen. Darum ſind ſie bei allem Lärm, den ſie von ſich und ihren Thaten machen, ein kleines Volk, darum iſt ihre Geſchichte klein und ſeicht, und wird immer kleiner und ſeichter werden, weil ſie, welchen Stoß und Schwung ſie ſich auch geben, nie über ſich und über ihr Volk ſich erheben können. Frankreich und die Franzoſen, franzöſiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, franzöſiſche Liebenswürdigkeit und Menſchlichkeit darin bleibt ihnen endlich die ganze Welt ſtecken und daraus ſoll die ganze Vergangenheit ſich erklären und die ganze Zukunft ſich bilden laſſen. So kommt ihnen denn auch im Uebermaaß, was ſie verdienen, daß ſie mit allen ihren Künſten und mit allem ihrem ſpitzen Scharfſinn recht plump und platt hinfallen, ſobald ſie einmal über ihren engen Kreis der Erbärmlichkeit hinausſtiegen wollen: ſie ſind in der Lüge ſo verſteint und zur Dummheit ſo verflucht, daß ſie blind ſind, wo alle andere Völker faſt ſchon hell ſehen. Und ſolche wollen noch die Führer ſeyn, und nennen ſich die Erſten, ja die Einzigen des Zeitalters? Wir haben geſehen, wie ſie die Dinge geführt haben, wir werden ja ſehen, wie ſie ſie führen werden. Gott behüte aber uns, daß wir nicht ſo weit in der Teutſchheit verſtocken, daß wir für alles Andere erblinden! Ich hoffe aber, und auch meine ich, daß wir auf die Weiſe nicht teutſche Patrioten werden können: es wird ja bei uns faſt immer auch hinfort mehr in die Weite als in die Enge gehen wollen, und wir können wohl ſagen: Etwas enger ſchadet uns nicht.

XIII.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen Geſetzgebung.

Rouſſeau, der einſt ſo geprieſene und auch ſo verrufene Genfer, fängt ſeine Bücher über die Erziehung des Menſchen mit dem Tadel an, daß der Menſch der eigentliche Affe der Natur ſey, der nichts in dem Zuſtande laſſe, worin ſie es erſchaffen habe, ſondern alles verkünſtele, verhunze und entmenſchliche, und ſo endlich alles häßlich oder unglücklich mache. Rouſſeau hat nun freilich, ohne daß er eben darum wußte, aus der Kunſt heraus gegen die Kunſt geſtritten, beides gegen die äffiſche und die menſchliche Kunſt. Denn der Menſch iſt von Natur das Weſen der Kunſt, ſein erhabener Kunſttrieb, das, wodurch er die Natur verſchönen oder verhäßlichen, verbeſſern oder verderben kann, iſt ihm als Erſatz gegeben für das, was wir an den Thieren Inſtinkt nennen. Wenn wir das Kunſtweſen den Menſchen betrachten und die Natur, die doch auch ſeine Mutter und Herrin iſt, ihm gleichſam als etwas auſſer ihm oder gar als etwas unter ihm Stehendes entgegenſetzen, ſo erſcheint er uns faſt wie ihr

Herr und Meiſter, wie derjenige, der beſtimmt iſt, ſie zu bilden, zu geſtalten, zu verſchönen und zu erhalten, damit der höchſte Zweck des irdiſchen Lebens erfüllt werde, welcher iſt Schönheit zur Tugend, damit die äuſſere Welt werde, ſo ſehr das hier unten möglich iſt, ein Bild, ja ein Spiegel der inneren Welt, damit die untere Welt, dieſe zwiſchen Tag und Nacht und Licht und Finſterniß wandelnde und ſchwebende Welt, werde ein Gleichniß der oberen Welt, wohin eine ſehnende Ahndung oder eine dunkele Rückerinnerung alles Licht und alle Seligkeit und Heiligkeit ſetzt. Wollen wir uns dieſe Worte deutlicher machen, ſo heiſſen ſie: *Der Menſch ſoll die Erde, ſeine Natur, ſo verwalten und regieren, daß das Schöne und Gute in ihr bleiben und wachſen könne.* Dies iſt deutlich genug geſagt, aber immer ſchwimmen die Worte noch in einer Allgemeinheit weg, die ſo vieldeutig oder vielmehr ſo alldeutig iſt, daß keiner ſieht, worauf ſie bezogen werden ſollen oder wie ſie auf unſre Ueberſchrift bezogen werden können. Wir müſſen daher ſuchen, ſie dem Gegenſtande, den wir behandeln wollen, durch weitere Zerlegung des Sinnes, den wir hier meinen, näher zu bringen.

Wie dieſe Erde dem zu ihr aus dem Geiſterreiche Verſtoſſenen urſprünglich von Gott übergeben ſey, in welchem Zuſtande von Schönheit oder Häßlichkeit, von Geſundheit und Ungeſundheit, von Fähigkeit oder Unfähigkeit, ein ſtarkes und ſchönes Menſchengeſchlecht zu entwickeln und zu erhalten, mit Einem Worte, mit welcher Fähigkeit, das geiſtige und vernünftige Weſen, das wir Menſch nennen, zu tragen, das wiſſen wir nicht. So weit iſt die älteſte irdiſche Geſchichte unſers Geſchlechts verloren und klingt kaum in einzelnen ſpärlichen Fabeln und Sagen; und wir können kühnlich ſagen, daß wir von unſerer älteſten himmliſchen Geſchichte weit mehr wiſſen als von jener; weil dieſe in einem jeglichen ſelbſt aufbewahrt iſt und oft noch ſo wunderhelle Geſichte und Träume hat. Aber ſpäterhin kennen wir die Erde und auf dieſer Erde die einzelnen Welttheile und Länder, ſo wie uns die Geſchichten der einzelnen Völker aufgehen und verſchwinden; und da begegnen uns allerlei auffallende und zum Theil ſeltſame Erſcheinungen, aus welchen ſich wieder allerlei auffallende und ſeltſame, aber auch allerlei verſtändige und geſcheidte Folgerungen ziehen laſſen; und auf dieſe ſo wichtigen Dinge müſſen wir bei unſerer Betrachtung wenigſtens einige flüchtige Blicke werfen. Ich habe mich darüber in einer früheren Arbeit *) ungefähr ausgeſprochen. Ich ſage abſichtlich *ungefähr*. Ich wünſchte, ich könnte hier deutlicher hinſtellen, was dort zum Theil in neblichter Dämmerung hangen geblieben iſt und was bei Gegenſtänden, die immer in die verborgene und den Sterblichen verhüllte Werkſtatt der Natur hineinlaufen, leider ſo häufig in Dämmerung hangen bleiben muß. Meine dort hingelegten Anſichten ſind im Ganzen heute noch dieſelben; einige hiſtoriſche Irrthümer würde ich verbeſſern, die Darſtellung würde ich lichter und leichter zu machen ſuchen, wenn ich das Buch einmal wieder umarbeitete.

---

*) Einleitung zu hiſtoriſchen Karakterſchilderungen. Berlin 1810.

Uns däuchte die Aufgabe des Menſchen, die er hienieden zu löſen hat, daß Schönheit zur Tugend werden ſolle. Da nun Schönheit und Tugend in Vereinigung hier auf Erden nur in dem Menſchen hervorgebracht werden können, ſo haben wir in jenem Buche geſprochen von einer menſchlichen und unmenſchlichen Erde und von dem Menſchlichmachen oder Unmenſchlichmachen der Erde; wir haben geſagt, die Erde könne vermenſchlicht, ſie könne humaniſirt werden (denn vielen iſt leider das fremde Wort läufiger als das heimiſche) und müße humaniſirt werden. Was haben wir wohl mit dieſen Worten gemeint, wenn wir nicht bloß damit geſpielt haben, wie ſo oft etwas unfromm in witzig ſeyn ſollenden Gegenſätzen mit Worten geſpielt wird?

Wir meinten, die Erde werde menſchlich

gemacht, in wie fern ſie geſchickt gemacht werde, die ſtärkſten, geſündeſten und ſchönſten Menſchen an Leib und Seele hervorzubringen und zu nähren; ſie werde unmenſchlich gemacht, in dem Grade, wie ſie ungeſchickt werde dieſen Zweck zu erfüllen, wie das Menſchengeſchlecht, das ſie hervorbringt und nährt, ſchwächer, verkrüppelter und häßlicher werde an Leib und Seele.

Wir glauben, daß der Urmenſch ſehr herrlich war und von dem göttlichen Ebenbilde leuchtendere Spuren trug, als die meiſten jetztlebenden Menſchen; wir glauben auch, daß Gott ihn in ein ſchönes und glückliches Land einſetzte, das fähig war ihn in ſeiner Herrlichkeit und Gottähnlichkeit zu erhalten. Wenn wir aber in ſpäteren Zeiten, welche man geſchichtliche Zeiten nennt, und welche hinter den Fabeln und Sagen der früheſten Vorzeit liegen, die Länder und Völker und Welttheile in ihrer Einzelheit und Geſchiedenheit erblicken, ſo erblicken wir auch die ungeheuerſten Unterſchiede. Einige Völker ſchön, ſtark, tapfer, geiſtreich, andere häßlich, ſchwächlich, dumm, feig; einige allem Großen und Tugendlichen zuſtrebend, andere faſt den Thieren ähnlich und immer tiefer zur Thierheit herabſinkend. So die Länder: einige durch zu viele Kälte, andere durch zu viele Hitze wenig fähig für Menſchen. Unter denen, deren Himmelſtrich nicht feindſelig iſt, findet ſich doch auch der größte Unterſchied der Schönheit, Fruchtbarkeit und Geſundheit, kurz der größeren oder geringeren Fähigkeit für Menſchen. Von dieſen ſo verſchiedenen Ländern ſind einige von der Natur verwahrloſt, andere durch die Menſchen verdorben. Auſſer den zu kalten und zu heiſſen Ländern, wo die Herrſchaft der Elemente faſt immer mächtiger iſt, als die Herrſchaft des Geiſtes, giebt es nemlich einige mit angebohrner Unfruchtbarkeit; viele auch ſind durch menſchliche Unwiſſenheit und Ruchloſigkeit unfruchtbar und häßlich geworden aus ſchönen und fruchtbaren, die ſie weiland waren. Noch ſind andere, die weder von der Natur verwahrloſt noch von den Menſchen verdorben oder verſchönert und verbeſſert ſind, Länder, die ich gleichſam zu junge und rohe Länder nennen mögte. Einige Worte, über dieſe Verſchiedenheiten geſagt, werden zum Theil einleiten und erklären, was wir nachher betrachten wollen.

Von der Natur verwahrloſete Länder ſind ſolche, die eine unheilbare Unfruchtbarkeit oder Ungeſundheit haben. Schnee- und Eisländer, die große Wüſte zwiſchen dem Atlas und Mittelafrika, viele Wüſten Arabiens und Meſopotamiens, kahle Berge, und verpeſtende Sümpfe gehören dahin. Wo die Natur nichts hervorbringt oder wo der Menſch nicht mit Freude und Geſundheit wohnen kann, da iſt es heillos.

Von den Menſchen verwahrloſete und verdorbene Länder laſſen ſich leider zu viele zeigen. Man hat ſo oft gehört und geleſen: Wo der Menſch ſchlecht und erbärmlich wird, da wird auch die Natur ſchlecht und erbärmlich, und man hat allerdings in der Regel etwas Wahres gehört, wenn man ſich nur bemüht, deutlich zu denken und zu begreifen, wie das Verhältniß des Menſchen und der Natur denn eigentlich zu einander iſt und wie denn ſolches wohl wird und geſchieht. Man kann den Spruch auch umkehren, und ſagen: Wo die Natur ſchlecht iſt oder ſchlecht wird, da iſt oder wird der Menſch auch ſchlecht; nnd die Natur wird wohl häufig voran ſtehen müſſen. Auch das hat man geſagt: Die Erde baut ſich endlich aus, es giebt Jahrhunderte, wo dieſes oder jenes Land fruchtbar geweſen iſt und fruchtbar ſeyn konnte in einem auſſerordentlichen Grade; wann dieſe Zeit ihrer Fruchtbarkeit oder höchſten Fruchtbarkeit vergangen iſt, nimmt ſie reiſſend ab und können endlich dürre Sandflächen oder kahle Berge werden, wo keine Bäche rieſeln noch Quellen ſprudeln, ſondern wo das einzige Naß, was die Erde giebt, Naphta- oder Salzquellen ſind, ja wo endlich ſogar die Wolken des Himmels darüber hinziehen, ohne je ihren befruchtenden Regen herabzuſchütten. Ueber dieſe Sprüche der Erfahrung oder der Meinung dürfen wir nicht ſo leicht hinhüpfen, ſondern müſſen uns etwas breiter darüber erklären, wie es uns dabei dünket; denn viele dieſer Dinge ſind ſo fein, daß man bei ihrer Betrachtung und Beurtheilung innerhalb des Dünkens ſtehen bleiben muß.

Der Menſch und die Natur machen einander gegenſeitig. Dies iſt ſo unleugbar, daß ihm keiner widerſprechen wird. Aber auch das iſt unleugbar, daß die Natur mehr den Menſchen macht, als der Menſch die Natur. Dies behaupten wir trotz alles unendlichen Uebergewichtes, das wir in der geiſtigen Kunſt des Menſchen anerkennen; denn auch die Natur mögten wir nicht gern als ein kraftloſes und faſt todtes Ding, worauf der Menſch nur pflügen und hauen und hämmern ſolle, geglaubt und angeſehen wiſſen. Wenn wir uns die rechte Anſicht klar machen wollen, müſſen wir uns die Dinge und Verhältniſſe gleichſam mehr in ihrer Urſprünglichkeit oder in ihren Anfängen denken. In einem unfruchtbaren, häßlichen, traurigen und reizloſen Lande, das entweder immer ſo war oder von Menſchen ſo gemacht wurde, wird auch ein ſchönes, edles und geiſtiges Menſchengeſchlecht nach und nach von ſeinen Vorzügen verlieren, weil jeder äuſſere Mangel ſeine Schatten auch auf das Innere werfen muß. Aber auch wo ein vorher friſches, tapferes und freies Volk weichlich, feig und ſklaviſch wird, muß das Land, das von demſelben bewohnt wird, (oder die Natur) dieſe Entartung und dieſes Unglück fühlen. Wie ganz anders ſieht Aegypten, Tunis, Aſien, Griechenland und Unteritalien jetzt aus als zu den Zeiten Pſammetichs, Hannibals, Solons und Pythagoras! Wahrlich mit der Tugend und Weidlichkeit der Männer ſcheint auch die Fruchtbarkeit und Schönheit der Natur untergegangen zu ſeyn. Wenigſtens wird jeder, der jetzt um die großen Erinnerungen von Karthago, Miletus, Agrigentum (Girgenti) und Kroton wandelt, ausrufen: wie verwandelt von weiland! Und wie der Menſch von einer ſchlechteren oder ſchlimmeren Natur verändert und verſchlechtert wird, das ſehen wir wohl, wenn wir den Germanen auf Grönland (den aus Norwegen) mit dem um Chriſtiania, wenn wir den Portugieſen von Coimbra und Oporto mit dem in Goa oder Mozambique, und wenn wir den Britten aus Hull oder Briſtol mit dem in Jamaika oder in den Carolinas vergleichen. So daß wir durch zu viele Erſcheinungen gezwungen werden zwiſchen dem Menſchen und der ihn haltenden und umgebenden Natur ein gewiſſes ähnlichmachendes und wechſelſeitig einfließendes und bildendes Verhältniß gelten zu laßen, ohne daß wir freilich das Einzelne und die Uebergänge und überhaupt das Wie und Warum immer zeigen können. Denn es iſt ſo vieles verborgen, wenigſtens ſo weit verborgen, daß es ſich der Bezeichnung durch Worte weigert, was doch alle Tage erſcheint und geſehen wird. Wenn ich ſage, der Italiäner hat mit ſeinen Zitronen und Orangen, der Teutſche mit ſeinen Eichen und Buchen, der Schwede und Normann mit ſeinen Fichtenwäldern und Metallen, ja mit ſeinen Wölfen und Bären, der Indier mit ſeinen Palmbäumen und Tigern und Löwen, der Reiter endlich mit ſeinem Pferde und der Ruderknecht mit ſeinem Ruderboote und der Mönch mit ſeiner Kutte einige Aehnlichkeit, ſo ſcheine ich Vielen freilich etwas ſehr Lächerliches zu ſagen, aber ich ſage darum doch nichts Unwahres. Die meiſten Menſchen, alſo auch die Völker, werden auf die mannigfaltigſte Weiſe von dem Aeuſſerlichen und Leiblichen berührt und geſtaltet; die Geiſtigſten werden von dem Willenloſen und Aeuſſerlichen am wenigſten beherrſcht werden, aber ſie werden doch durch viele Zeichen verrathen müßen, daß ſie abhängige und beſchränkte Sterbliche ſind.

Ich bin durch das, was ich äußerlich erfahren, d. h. durch die Geſchichte und durch Menſchen gelernt habe, und durch das, was ich täglich und ſtündlich äußerlich ſehe, innig überzeugt, daß das Ausarten der Länder und Völker beiden gewöhnlich unwillkührlich und unwiſſend widerfahren iſt: *Sie ſind mit einander ſchlechter geworden, weil der Menſch mit ſeiner Natur übel haushielt und ſein Land nicht ſo verwaltete, daß es ſchön und fruchtbar bleiben konnte.* So geſchah es ihm, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert ſchwächlicher geiſtloſer und elendiger ward und endlich aus allem höheren Zuſammenhange und Gegenreitze mit ſeiner Natur kam, die ihn zuletzt ganz verließ, da er ſie mehr und mehr ſchändete und verwüſtete. Auf dieſe merkwürdige Gegenſeitigkeit werde ich weiter unten zurückkommen müſſen. Mir däucht, es wäre dem Menſchen möglich, aus Erfahrungen vergangener Jahrtauſende und aus Winken und Zeichen, die ihm alle Tage gegeben werden, endlich ungefähr inne zu werden, wie er mit ſeiner Erde umgehen und wie er ſie verwalten (ich mögte ſagen *bewirthſchaften*) müße, damit ſie ihm eine freundliche, ſchöne und fruchtbare Mutter bleibe und damit er auch durch ſie immer in dem hohen Triebe geweckt und gereizt werde, nur als der ſtolze und erhabene Freund der Geſtirne, nicht aber als der Urenkel Kains mit dem Sinn der Unhuld und Verwüſtung auf ihr umherzuwandeln. Den Satz, daß viele Länder ſich endlich ausbauen und daß trotz aller verſtändigen Gegenarbeit der Menſchen die Fruchtbarkeit mit den Jahrhunderten mehr und mehr hinſchwinde, mögte ich im Allgemeinen nicht gelten laſſen. Im Einzelnen mag es oft wahr ſeyn, ſelbſt durch innere Umwälzungen der Erde, die auch auf das Aeuſſere einfließen, dann auch durch Erdbeben, Vulkane und Ueberſchwemmungen, die ſo viele Veränderungen und Verwüſtungen mit ſich führen; aber gewöhnlich iſt der Menſch, der Zerſtörer oder der Verſäumer, ſchuld, wenn ein früher durch ſeine Fruchtbarkeit geprieſenes Land ſpäter als ein unfruchtbares und ſchlechtes Land geſcholten wird. Der Menſch kann durch ſeine Unwiſſenheit oder Ruchloſigkeit den Stürmen oder Sonnenſtrahlen zu viele Gewalt geben, er kann die Regen vom Himmel ſogar und alle fruchtbare Dünſte ableiten von ſeinem Lande, ohne daß er ſeiner Thorheit inne wird. Und iſt ſolches einmal geſchehen, dann mag er Himmel und Erde vergebens anrufen, kein Gott giebt ihm den verlornen Segen wieder. Wie die Völker dies oft gethan haben und noch thun, darauf werde ich weiter unten hinweiſen.

Ich habe oben geſagt, es gebe Länder, die man wohl zu junge und zu rohe Länder nennen könne. Ich meinte dieſe Jugend und Rohheit aber in Beziehung auf den Menſchen: ſie kommen mir faſt zu jung und zu roh vor, als daß ſie recht ſtarke und ſtattliche Menſchen hervorbringen und erhalten können. Ich will ſagen, wie ich es meine, oder vielmehr, wie es mir däucht.

Jedes Thier und jede Pflanze hat ſeine Nahrung und ſeine Luft, ſein Licht und ſeine Wärme, worin es am beſten gedeiht. Wir können von vorn herein ſchließen, daß dies auch mit dem Menſchen ſo ſeyn müße, wenn wir grade nicht beſtimmt angeben können, wie denn die Miſchung der Säfte und Elemente und wie Luft und Licht eben ſeyn müßen, damit der Menſch der ſtärkſte ſchönſte und geſundeſte werde. Das beſtimmte Maaß und Verhältniß wißen wir nun freilich nicht, aber die Stufen können wir gewahren und die Verſchiedenheiten, die zu auffallend ſind, müſſen wir gewahren, wenn wir ſie auch nicht ſehen wollen. Daß es ſolche Unterſchiede giebt, ſprechen wir alle Tage aus, wenn wir ſagen: die Eiche verlangt ſchweren, die Fichte leichten Boden, die Sau gedeiht in Moräſten, das Reh auf Bergen, das Kamel will ein warmes, der Bär ein kaltes Klima. Aber nicht bloß für die Arten und Geſchlechter im engeren Sinn giebt es beſondere Forderungen, ſondern auch für die großen allgemeinen Geſchlechter. So giebt es Länder, die nur erſt den Pflanzen und Gewürmen günſtig, den größeren Thieren aber und dem Herrn der Schöpfung, dem Menſchen, noch wenig brauchbar ſcheinen; dieſe habe ich gemeint, als ich von zu jungen und zu rohen Ländern ſprach. In den Ländern, wo das Feuchte und Weiche das Uebergewicht hat, gedeihet das Weiche, Saftige, Ueppige und Schlaffe am beſten: ungeheure Pflanzen, Bäume, vom Ueberfluß der Säfte ſchwellend, gewaltiges Gewürm, Ungeziefer und Lindwürme einer Scheußlichkeit und Größe, die nicht mehr geſehen werden, ſo wie das Weiche mehr dem Feſten und das Ueppige und Ueberfließſende dem Gemäſſigten und Geſtalteten weichen muß. Was vollendetere Geſtalten hat, ſcheint bei dieſer Beſchaffenheit und Miſchung der Säfte, womit die umfließſende Luft natürlich in Uebereinſtimmung iſt, weniger zu gedeihen, z. B. die meiſten Thiere ſtärkerer Knochen, wenn ſie nicht Schlammthiere ſind. Auch des Menſchen Leib ſcheint bei einem ſolchen Zuſtande der Natur ſich weder zu der gehörigen Ausdauer noch ſein Geiſt zu der gehörigen Lebendigkeit entwickeln zu können; auch auf ihn ſcheint das Ueppige und Schlaffe nicht wohlthätig einzufließen. Es ſcheint, das Feſte und Gebildete in der Natur muß dem Weichen und Geſtaltloſen, das Trockene und Leichte dem Naſſen und Trüben überlegen ſeyn, damit ein feſter freudiger, geſunder und geiſtreicher Menſch werden könne. Es kann aber auch wohl geſchehen, daß ein Land zu trocken und feſt und in ſeiner Geſtalt zu arm an Wechſeln und zu einförmig ſtarr ward; dann muß der Menſch in ſeiner äuſſeren Geſtalt und in ſeinen inneren Trieben auf eine andere Weiſe verkümmern. Es ſind Schatten, womit wir ſpielen, aber die auf Lichter hindeuten, die wir wenigſtens mit Worten nicht zeigen können. Beiſpiele erklären einige Dinge am beſten.

Das Land, wo jetzt Newyork und Boſton liegen, war vor tauſend Jahren gewiß größtentheils mit Seen, Moräſten, Wäldern, Pflanzen und Mooſen bedeckt, die von mancherlei Gewürmen, ungeheuren Schlangen und einer Unendlichkeit von Fiſchen und Vögeln wimmelten. Zu jener Zeit waren die größeren Landthiere jener Gegenden gewiß weichlicher und ſchwächlicher, als ſie jetzt ſind, und auch der Menſch, der einzeln durch die noch ungebändigte und ungeordnete Natur hinſchweifte, hatte noch keinen Kern. Vor zweihundert Jahren hatten die größeren Thiere und der Menſch die Erde ſchon mehr bezwungen und den Pflanzen und Würmern das Gebiet eingeſchränkt; da waren gewiß ſchon viele derſelben vergangen oder kleiner und ſchwächer geworden, als in früheren Jahrhunderten. Jetzt wieder wie ganz anders ſieht das Land aus, als zu den Zeiten der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob! Wie würden die europäiſchen Pflanzer erſtaunen, wie wenig würden ſie das Land kennen, die vor zweihundert Jahren dort lebten, wenn ſie wiederkehren könnten! Schon geht der Pflug, wo damals die Fiſche ſcherzten oder ungeheure Schlangen ihre Rieſenleiber fortwälzten, und dichte und wüſte Wälder ſind verſchwunden und ihre Stelle nehmen anmuthige Dörfer oder blühende Städte ein. Noch hat es hie und da ungeheure Lindwürmer in den abgelegeneren Sümpfen und Wäldern, aber die Zeit wird kommen, wo der Urenkel über die Geſchichten davon wie über Mährchen lachen wird. So macht der waltende und bildende Menſch ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert die Natur mehr fertig, er bereitet ſie für ſich, er vermenſchlicht ſie. Auf dieſe Weiſe haben viele Urvölker arbeiten müſſen oder ſolche, die in rohe Länder als Pflanzer gekommen ſind. Auch die Pelasger und Hellenen hatten ihre Beſtien- und Schlangenbändiger und Würger, ſelbſt aus unſerer germaniſchen Vorzeit werden ungeheure Wölfe und Schlangen erzählt, dergleichen wir nun nicht mehr ſehen. So iſt die ewige Ordnung der Natur, daß das Unedlere und Unvollkommenere weichen oder untergehen muß, wann das Edlere und Vollkommenere ſich bilden und entwickeln ſoll.

Das Gewürm ſucht Dunkelheit und Schlamm und Koth, worüber die Sommerhitze, von keinen Lüften bewegt, brüten kann. Darin gedeihen üppige oder wohl gar giftige Pflanzen am beſten, und die unedelſten der Thiere. Die edleren Thiere wollen ſchon mehr auf dem Feſten treten und verlangen mehr Luft und Licht. Der Menſch aber, der vom Himmel ſtammt, kann des bewegten Aethers und Lichtes nicht entbehren. Darum zapft er die Sümpfe ab, damit die faulen Dünſte ſchwinden, und haut die Wälder nieder, damit die Lüfte frei athmen und als Winde ſpielen, ja als Stürme ſauſen können; darum öffnet er ſich Hügel und Höhen, damit er das Licht ſchauen und ſchlürfen könne. Bei dieſer Arbeit, die beides für das Aeuſſere und für das Innere, für die Noth des Leibes und für die Weide des Geiſtes iſt, ſchafft er ſich im Ablauf der Jahrhunderte endlich beides, Schönheit und Kraft: er bringt die Natur und ſich in das Gleichgewicht und die Uebereinſtimmung, worin die Natur als die ſchönſte erſcheint und worin er der ſtärkſte wird.

Was ich hier im Allgemeinen hingeſtellt habe, gilt für jedes Land und Volk nach Art und Himmelſtrich wieder im Beſonderen. Nicht durch eine tiefe Ueberlegung, ſondern durch ein natürliches Gefühl des Schönen oder Häßlichen, des Nützlichen oder Schädlichen findet der Menſch in den einfacheren

Zuſtänden der bürgerlichen Geſellſchaft und in den Anfängen der Bildung und Verfeinerung das, was grade ihm und grade dem Lande, worin er wohnt, nothwendig und erſprießlich iſt. Die Natur lehrt dem, der ihr näher ſteht und einfältiger mit ihr umgeht, was ſpäterhin keine Kunſt lehren kann, ſondern nur die Weisheit, die wieder kindlich zur Natur zurückkehrt. Will der Menſch in Zuſtänden, die das Bild der alten Einfalt verloren haben oder verkünſtelt oder gar verdorben ſind, das rechte Verhältniß begreifen, worin ſein Urahn einſt mit der Erde geſtanden iſt und worin er ſich wieder ſetzen ſoll, ſo muß er wieder einfältig und unſchuldig werden wie ein Kind und das Leben und die Ordnung, welche die Menſchen damals mit der Natur führten, und die Pflichten und Geſetze, die ſie ſich gegen dieſelbe auflegten, ſo verſtehen lernen, oder er wird es nur höchſtens zur Erklärung einzelner Erſcheinungen oder zur Kunde einzelner Verſuche und Proben bringen. Der Menſch hat gewiß einſt in einem viel liebenderen und klareren Verſtändniſſe mit der Natur geſtanden, die damals ganz ſeine Natur war, er hat ihr gewiß vieles ablauſchen und abfragen, ja abfühlen können, wovon einzelne Wahrzeichen und Sagen noch übrig ſind, welche die ſogenannten Klugen für Albernheiten und Aberglauben erklären und wovon die, welche daran glauben, meiſtens ſowohl Deutung als Bedeutung verloren haben. Der Inder und Aegypter hat einſt gewußt, wo er die Wälder niederhauen und wo er ſie ſchonen und pflegen, wo er die Waſſer eindämmen und wo er ſie abzapfen, gegen welche Sonnenſeite er für ſich das Haus und gegen welche für ſein Vieh die Hürde bauen ſollte. So der Grieche, der Hiſpanier, der Germane, jeder in ſeinem Lande und in ſeinem Volke. Auch der Einzelne für ſein einzelnes Daſeyn und Bedürfniß hat ſich ſo beſſer mit der Natur verſtanden und begriffen, ja unterredet, und, wo ſich ein Einfältiger findet, verſteht und unterredet er ſich noch alle Tage ſo. Hellſehende hat es vormals wohl viele gegeben, die tief in die Tiefe ſahen und ſcharf zu der Höhe blickten; aber gewiß giebt es ihrer jetzt auch noch manche, worüber nie das Mesmerſche Metallſtäbchen geſchwungen worden. Als der Menſch noch die Natur mit Liebe und Treue umfaßte, wußte er ſich ſelbſt manchen Rath und manche Hülfe zu ſchaffen, die er jetzt bei Philoſophen und Aerzten vergebens ſucht. Und wie der Einzelne für das Natürliche einſt hellſehender war, ſo waren es auch die Völker. Wir können es aus Plato und Ariſtoteles und Hippokrates und mehreren weiſen Männern des Alterthums ſehen und aus manchen phyſiſchen und metaphyſiſchen Lehren der verſchiedenen Philoſophenſchulen, daß die Männer in jener alten Zeit viel mehr wußten, als man ihnen in den letzten Jahrhunderten zugetraut hat; ja auch in den chemiſchen und allchimiſtiſchen und aſtrologiſchen Wunderbüchern und in den vielen Büchlein von Sympathien, Arzneimitteln, Elementen u. ſ. w., die, zum Theil aus dem Mittelalter herſtammend, im fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte gedruckt wurden und unter die Menſchen kamen, erſcheint oft eine ſo unmittelbare Wahrheit, eine ſo zarte Beziehung und Uebereinſtimmung des Geiſtigen und Leiblichen, des Menſchlichen und Natürlichen, daß die ganze ſeichte Ueberklugheit des achtzehnten Jahrhunderts dazu gehörte, dies Alles mit den Worten Aberglaube und Betrug zu anderm nichtigen Plunder hinzuwerfen. Von den Beſtandtheilen und Miſchungen der Dinge und von den einfachen Kräften und Wirkungen haben die alten Zeiten und auch die Zeiten unſerer Väter etwas mehr gewußt, als die ſich weiſe dünkenden letzten.

Das Wiſſen und das Begreifen theilt der Menſch mit Vielen, er muß es von andern lernen, er muß andere darnach fragen, er muß es von anderen berichtigen laſſen; das Anſchauen und das Glauben theilt er mit keinem, das hat er allein, es iſt ſein Eigenſtes, Innigſtes, Gewiſſeſtes. Alles kann man ihm nehmen, dieſes nicht; die Welt und alles in ihr kann vergehen, dieſes nicht: es iſt ja der Geiſt ſelbſt.

das Ich, der Menſch. Wie der Gläubige und Fromme nichts feſter und gewiſſer hat als die jenſeitigen Güter und das ewige Leben, ſo kann der Menſch überhaupt nichts feſter haben, als was er von ſelbſt findet, wann er auf keiner Jagd der Eitelkeit begriffen iſt, was ihm von ſelbſt kommt, ohne daß er weiß, woher noch wozu. Es giebt einen heiligen und ſicheren Pfad für die Geiſter, wodurch ſie ohne eine ſichtbare Jakobsleiter täglich in den Himmel ſteigen können; es giebt eine unbegreifliche nicht bloß geiſtige Nacherinnerung eines früheren Zuſtandes, ſondern einen geiſtigen Anhauch, eine geiſtige Mittheilung, die uns oft auf das wunderbarſte kommt. Wäre dies nicht, wo blieben Offenbarung und Geſchichte? und was frommten ſie uns? Wenn wir ſo immer mit dem Himmel und den Geſtirnen in Wechſelwirkung ſtehen, wenn ihre Lichter, die doch ſo hoch und fern von uns ſind, uns oft als ſo freundliche Boten kommen, wäre es denn ſo unnatürlich zu glauben, daß uns nicht ganz verſagt ſey, die Erde und ihre freilich unedleren und dunkleren Geiſter und Kräfte zu verſtehen oder auch nur zu belauſchen? ſollte unſer irdiſcher Theil, deſſen oft zu liebendes und zu warmes Anklammern an dieſe Erde wir ja häufig ſo ſchmerzlich fühlen und büßen, ganz kalt, gefühllos, ja todt ſeyn? todter als Holz und Stein, die doch auch ein Leben haben? Nein ſo iſt es gewiß nicht. Die Natur hat gewiß einſt vernehmlicher geſprochen zu den Menſchen und ſich ihnen unverhüllter gezeigt, als ſie dies in klaubenden und klügelnden Zeitaltern darf. Wie der Menſch die Warnungen und Eingebungen der innerſten Bruſt als unmittelbare Gebote von oben gleich ewigen und unverrücklichen Geſetzen ausſpricht, ſo hat er gewiß manche Enthüllungen und Zuflüſterungen von den verborgenen Kräften und Geheimniſſen der Natur einſt als unumſtößliche Lehren angenommen. Von Sonne, Mond, Luft, Licht, Sternen, Waſſern, Winden, Tageszeiten, Jahreszeiten, ja von Pflanzen und Metallen haben die Menſchen früherer Geſchlechter gewiß Manches gewußt, was als Narrheit oder Altweibermährchen ſo lange verſpottet worden iſt, bis es untergegangen. *Woran keiner mehr glaubt, das kann auch überhaupt nicht mehr ſeyn.* Wie ich oben ſagte, wenn wir die Alten leſen und auch Vieles, was unſerm ſogenannten Mittelalter zugeſchrieben wird, leſen oder hie und da noch von einzelnen Lippen ausgeſprochen hören, ſo gehen uns oft wunderſame Lichter auf, und von einzelnen Ausſprüchen des ſchlichten und einfältigen Glaubens däucht es uns dann oft ſo licht, daß der tiefſte und höchſte Zuſammenhang der Dinge daraus hervorzublitzen ſcheint. Denn eben das iſt das Größte der größten Wahrheiten, daß die ſie ausſprechen nicht darum wiſſen. Mit der höchſten Wahrheit iſt es wie mit Gott, Leben, Unſterblichkeit und allen uranfänglichen Dingen, daß man ſie unmittelbar ergreift, aber nie begreift.

Auf dieſem Punkte, nemlich daß er ſein Verhältniß zu der Natur verſteht und dieſem gemäß ſich und die Natur einrichtet und verwaltet, ſteht der Menſch gewöhnlich die erſten glücklichen Jahrhunderte, nachdem er die noch junge und rohe Erde entwildert und vermenſchlicht hat. Wann aber die bürgerliche Geſellſchaft entwickelter und verwickelter, wann der Reitz leerer Vergnügungen und unerſättlicher Habſucht und die Jagd auf falſche und erkünſtelte Bedürfniſſe drängender und brennender werden, dann verliert der Menſch die Ruhe und Beſonnenheit, wodurch er das Größte und Tiefſte erkennen kann, das zarte Fühlen und Verſtehen der Natur und ihrer geheimen Kräfte, und dann beginnt die unverſtändige Willkuhr zu verderben, was die bewußtloſe Einfalt einſt ſo ſchön gemacht und eingerichtet hat.

Ich komme dem Ziele näher, wohin ich eile. Ich habe oben geſagt, die Natur könne in gewiſſen Zuſtänden eines rohen Landes wohl für Pflanzen und Gewürm brauchbar, aber für den Menſchen zu weich und zu ſchlaff ſeyn, ſo wie für die edleren Thiere, die ſich im freieren Spiele der Muſkeln und

Nerven bewegen ſollen. In ſolchen Zuſtänden hat der Menſch, wenn er nicht in einem zugleich unfruchtbaren und wüſten Lande lebt, vielleicht im höheren und breiteren Wuchs eine Aehnlichkeit mit den Pflanzen und Bäumen, die dann aus dem Schlamm und Moraſt aufſchießen, aber die Ausdauer iſt wohl nicht da, das leichte und friſche Federſpiel der Muſkeln und Nerven und die Kühnheit und Thätigkeit des Geiſtes, welche ihm kommen, wann die Säfte und Kräfte der Natur mehr mit einander ins Gleichgewicht gebracht ſind, wann das Naſſe und Weiche das Trockene und Feſte nicht mehr überwiegt. Tacitus ſagt von unſern Altvordern, und Cäſar hatte es 150 Jahre vor ihm ſchon geſagt, daß ſie ſich durch eine ungewöhnliche Länge und Schlankheit der Leiber vor den Galliern, noch mehr aber vor den kurzen Latinern und Italiänern auszeichneten, »daß ſie fürchterlich waren im Ungeſtüm und Anfall, aber nicht gleich gewaltig in Geduld und Ausdauer der Arbeit noch in Ertragung von Beſchwerden.« Wir können dieſen Männern das auf ihr Wort glauben. Jenes Germanien war freilich kein wildes Land mehr noch waren jene Germanen, welche ſie ſchilderten, Wilde, aber doch waren weder Land noch Menſchen aus dem rohen Zuſtande noch nicht zu dem gebührlichen Maaße von

Zahmheit gebracht. Obgleich ſie neben Viehzucht und Jagd ſchon ordentlichen Ackerbau und manche treffliche und feſte Sitten und Ordnungen hatten, ſo waren ſie damals doch noch ſehr weit von dem Zuſtande, den man einen entwickelten Zuſtand nennen kann. In ihrem Lande überwogen damals noch die Wälder, Sümpfe und Waſſer das Schattige, Trübe und Feuchte. Erſt elfhundert bis dreizehnhundert Jahre ſpäter, im elften zwölften dreizehnten Jahrhunderte nach unſers Herrn Geburt ſtanden Natur und Menſch zu einander im gehörigen Gleichgewichte, und da beginnt auch die Blüthe des germaniſchen Lebens und Wirkens. Damit ich andeute, was ich unter Gleichgewicht der Natur und des Menſchen oder, wie ich eigentlich hätte ſagen ſollen, unter einer *vermenſchlichten Natur* verſtehe, ſo meine ich die Natur, wo Luft und Licht, Naſſes und Trockenes, Weiches und Feſtes, kurz wo die Elemente und Kräfte der Natur ſo glücklich gemiſcht und zu einander gewogen ſind, daß kräftige und ſchöne und an Leib und Seele rüſtige und weidliche Menſchen in ihr entſtehen und ſich erhalten können. Hier ſage ich aber ungefähr nur wieder, was oben ſchon mehrmals mit andern Worten geſagt iſt; alſo will ich ſuchen es durch Anwendung auf das Einzelne und Beſondere deutlicher zu machen, wie man in einer Welt der Geſtalten und Erſcheinungen, wo nur Schatten von Schatten hervorſchweben, etwas deutlich machen kann.

Wir denken uns alſo Teutſchland, unſer Vaterland, oder das Germanien der Alten, wie es zuerſt in einem rohen und wilden Zuſtande war; ehe die herrſchende und bildende oder zerſtörende Menſchenhand darin Veränderungen hervorgebracht hatte. Da lag es unter einem ziemlich nördlichen Himmel, mit dichten und zum Theil undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch der Ur und das Elenn ſcheu hinbrauſeten und worin Bären und Wölfe heulten; das Uebrige waren mit Mooſen und Geſträuch bedeckte Haiden und Sümpfe; die Ströme und Seen ohne feſte Ufer; kurz alles der eigenen Gewalt oder dem Zufall preisgegeben. Wenn zu dieſer Zeit Menſchen das Land bewohnten, waren es einzelne armſelige und in der Noth und Knechtſchaft der Natur ſcheu wie die Thiere des Waldes herumſchweifende Jäger und Fiſcher. Bei dieſem Zuſtande des Landes, wo noch keine denkende und herrſchende Macht da war, waren unter ſolchem Himmelſtrich, wie der unſeres Vaterlandes iſt, die Winter kalt und ſtreng, die Frühlinge und Herbſte naß, kalt und neblicht, und die Sommer, wo die Sonne ſo viel Naß zu bebrüten und zu verſchlingen hatte, ſchwül und qualmicht, wahrſcheinlich wärmer aber auch kürzer, als ſpäterhin. Nun kamen, Gott weiß, wie viele Jahrhunderte vor der Geburt unſers Heilands,, die edlen aſiſchen Germanen, ein Volk herrlicher Abkunft und erhabener geiſtiger Anlagen, und begannen die wilde Natur zu zähmen und allmälig menſchlich zu machen. Zu Tacitus Zeit waren ſie mit dieſer ihrer Arbeit ſchon weit vorgeſchritten, manche Unhuld war ſchon zerſtört, manche Thiere und Ungeheuer waren ſchon vertilgt oder weiterhin gegen die öſtlichen Wüſten und Sümpfe der Sarmaten, Letten und Fennen getrieben; aber doch herrſchten die Wälder und Haiden und Sümpfe und ihre Geſchäfte und Gewerbe, Jagd und Viehzucht, noch vor dem Ackerbau, das Feuchte, Trübe und Kalte der Natur herrſchte noch vor dem Trockenen, Hellen und Warmen, bis endlich in jenen oben angedeuteten Jahrhunderten das kam, was wir das Stehen im Gleichgewicht zu einander der Natur und des Menſchen nennen.

Die Findung und Ausrechnung des rechten Maaßes und Gleichgewichtes, wo die Kräfte, Säfte und Triebe der Natur ſo ſtehen, daß in jedem Lande nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten die Aufgabe der Menſchheit auf Erden, daß Schönheit zur Tugend ſey, daß der beſte und glücklichſte Menſch an Leib und Seele hervorgebracht und erhalten werden könne, erreicht werde, wird ſich wohl nimmer genau beſtimmen laſſen. Aber wenn wir auch nicht alles wiſſen, ſo können wir doch vieles der Natur und Geſchichte ablauſchen und abmerken, wodurch uns Winke gegeben werden, die zur Erhaltung der Fruchtbarkeit und Schönheit der Erde und der Stärke und Schönheit unſers Geſchlechts die bedeutendſten ſind. Mehr Licht als Dunkel, mehr Trockenes als Naſſes, mehr Feſtes als Weiches will der Menſch in der Natur und in ihren auf ihn einflieſſenden und ihn mitbildenden und mitgeſtaltenden Kräften und Elementen — das haben wir ungefähr gelernt durch Geſchichte und Erfahrung. Sollte ich ein Maaß angeben, ſo würde ich ſagen: Das Licht, das Trockne und Feſte eines Landes muß ſich verhalten wenigſtens wie zwei Drittel zu einem Drittel ihres Entgegengeſetzten, wenn Land und Menſch die beſten ſeyn ſollen, die ſie ihren urſprünglichen Anlagen und ihrem Himmelſtriche nach ſeyn können. Denn auch zu leicht, zu trocken und feſt können ſie werden. Und dies bringt mich von ſelbſt wieder auf das, was weiter oben geſagt iſt von dem Ausgebautwerden eines Landes, alſo daß es endlich von einer unbezwinglichen Unfruchtbarkeit beherrſcht werde, und was ich von der Zerſtörung und Verderbung der Natur durch menſchliche Unwiſſenheit und Ruchloſigkeit geſagt habe.

Ich muß nun zuvörderſt bekennen, daß ich im

Allgemeinen der Meinung derjenigen unmöglich beipflichten kann, welche glauben, die Natur baue ſich ſelbſt aus, erſchöpfe ſich durch die wiederholten Zeugungen. Ich glaube vielmehr, daß, wenn die Natur nicht von Anfang an unfruchtbar und des Tragens und Hervorbringens unfähig war, ihre einmal eintretende überwiegende oder gänzliche Unfruchtbarkeit immer von der Ungeſchicklichkeit oder Sorgloſigkeit des Menſchen verſchuldet iſt. Das will ich übrigens gern geſtehen, daß ein bisher wüſt gelegenes Land in einem milden Klima mit ſeiner Fülle fetter Pflanzen- und Damm- oder Schlammerde, wann es unter den Pflug oder Spaten gekommen iſt, die erſten Jahrhunderte mehr Körner und Früchte bringt, als die folgenden. Ich will aber nun in Beiſpielen zu zeigen ſuchen, wie der Menſch die Natur verdirbt und die Länder unfruchtbar und ſich und ſeine Enkel endlich zu ſchwächlichen und jämmerlichen Halbmenſchen macht, wenn er das nothwendige Gleichgewicht der Elemente und Kräfte aufhebt. Die Luft kann zu hell und trocken gemacht werden; dann wird ſie in einigen Ländern zu ſcharf und kalt, in andern zu ſcharf und zu heiß, in jedem Fall aber unfruchtbar, je nach dem Himmelſtrich, unter welchem die Länder liegen. Und nun ſtehen wir an unſerer Ueberſchrift, an den Forſten, wir ſtehen, wie man ſagt, vor dem Walde.

Und ich mögte, daß recht viele in Liebe und Ehrfurcht ſtill ſtänden vor dem Walde, daß unſeren Jetztlebenden ſolche Ehrfurcht vor den Bäumen eingeflößt werden könnte, mit welcher einſt Moſes und Abraham vor ihren Bäumen anbeteten, mit welcher noch heute der ſtille und fromme Hindu unter den Palmen ſeines Indus und Ganges ſich lagert, und mit welcher unſre Ahnherren, die alten Germanen, ihre heiligen und von keinem Beile verletzlichen Haine uralter Eichen und Buchen betraten. Denn jetzt wird in vielen Ländern Europa's die Axt, die an den Baum gelegt wird, häufig zu einer Axt, die an das ganze Volk gelegt wird. Nächſt den Sternen, die oft zu hoch über unſern Häuptern glänzen und uns oft auch zu hehr ſind, als daß wir uns mit ihnen beſprechen könnten, haben wir Menſchen keine freundlichere Boten, die gleichſam zwiſchen Himmel und Erde hin und her wanken *), als die Bäume. Wer hat je unter ihnen gewandelt mit ſtillem Muthe, dem ſie nicht oft alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauſcht, den ſie nicht mit Liebe und Sehnſucht des Himmels angeweht, dem ſie nicht ſo manche namenloſe Gefühle und wunderſame Geheimniſſe zugeflüſtert, ſo manche unvergeßliche Geſtalten gezeigt haben. So ſind die

---

*) Wird in der ſaſſiſchen Mundart noch jetzt für reiſen gebraucht.

Bäume die geiſtigen Geſellen des Menſchen auf Erden; aber ſie ſind auch ſeine recht lieben irdiſchen Geſellen, die ihm Nahrung, Stärkung und Segen des Himmels bringen; und auch deswegen ſoll er ſie lieben und ehren. Ich will nicht erinnern, wie nützlich die Bäume dem Menſchen auf dem Herde und im Kamin ſind, nein ich will ſie bloß in ihrem Leben auf den Stämmen mit ihren Blättern und Zweigen betrachten. Da ſchirmen ſie den Menſchen gegen die zu gewaltigen Wirkungen der Stürme und Sonnenſtrahlen, da hauchen ſie einen nährenden Dunſt aus, ſammeln um ſich einen fruchtbaren Menſchen und Thieren und Pflanzen wohlthuenden Dunſt, und locken befruchtendes Naß und Regen vom Himmel auf die dürſtenden Fluren herab.

Doch ich ſoll ja kein Loblied auf die Bäume ſingen, ſondern einfach und klar ſagen, was ſie nutzen, oder vielmehr, was ſie wirken; und das will ich denn kurz und Punkt vor Punkt thun, ſo gut ich kann und weiß.

Wir gaben oben an, daß dichte Wälder die Feuchtigkeit ziehen und erhalten, daß ſie alſo gelichtet und ausgehauen werden müſſen in einem Lande, wo der weichlichen und trüben Näſſe zu viel iſt, welche der Stärke und dem Gedeihen der edleren Geſchöpfe nachtheilig iſt. Bäume ziehen Näſſe und Regen an.

Die Bäume, wann ſie belaubt ſind, dunſten reichlich aus und ſetzen befruchtende Theile ab, die, wie die Erfahrung lehrt, den Menſchen und den benachbarten Feldern gedeihlich ſind. Sie ziehen auch aus der Luft viele befruchtende Theile an ſich. Nur wo die zu vielen und dichten Wälder den freien Luftzug und Sonnenſtrahl hemmen und hindern oder wo ſie zu viel Näſſe und Dämpfe ziehen, mögen ſie, beſonders in der heiſſen Jahrszeit, der Geſundheit anderer Lebendigen ſchädlich werden. In ſolchen Ländern, die nicht mehr von unzugänglichen Sümpfen und Moräſten und von unaufhörlichen Regen und Nebeln und qualmenden Dämpfen triefen, ſondern wo das Naſſe und Trockene ins gehörige Gleichgewicht gebracht iſt, findet man die friſcheſten und ſtärkſten Menſchen immer in Wäldern und Waldbergen, ſelbſt in ſolchen Gegenden, wo ihre Nahrung recht dürftig und mager iſt: ein Beweis, daß die Waldatmoſphäre geſund iſt. Ich erinnere an die Bergſchotten, an die Jemtländer, Smoländer, Thalleute in Schweden, an unſre Bauren im Harz, Thüringerwalde, Schwarzwalde, an die Kalabreſen, Dalmaten, Montenegriner.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich und es läßt ſich von manchen Ländern und Gegenden beweiſen, daß ſie ſchlecht und unfruchtbar geworden ſind durch die Axt und das Beil. Manche Länder ſcheinen für immer unbrauchbar geworden zu ſeyn für jeden Anbau, ſeitdem man ſie ganz von Wäldern entblößt hat. Wir leſen in ſo vielen Reiſebeſchreibungen, die uns die Steppen um die Wolga und den Don ſchildern, wo hie und da einzelne Sträuche und ſchlechtes Gras ſtehen, dann einzelne trübe Salzquellen gefunden werden, und wo es ſelten regnet, daß einſt herrliche Wälder und fruchtbare Auen dort beſtanden haben, die von Quellen und Bächen bewäſſert waren, daß aber die vielen, Jahrhunderte nach einander ſich hier folgenden und von Oſten gen Weſten ziehenden verſchiedenen Völkerſchwärme das Land endlich kahl gemacht haben. Seit der Zeit iſt es dürr und unfruchtbar geworden an den meiſten Stellen und arm an Quellen und Regen. Die Alten haben uns Wunder erzählt von der Fruchtbarkeit Siciliens und Sardiniens vor 2200 ja noch vor 1300 Jahren, und daß die Ergiebigkeit Siciliens erſtaunlich war, können wir aus der Größe ſeiner Städte und der Menge ſeiner Menſchen ſchließen; jetzt aber iſt das alles anders. Der Grund iſt, man hat die Wälder auf den Berghöhen zerſtört, die jetzt faſt allenthalben mit ihren traurig einförmigen Glatzen da liegen; jetzt liegt faſt das ganze Land kahl da auſſer der Gegend um den Aetna. Die Regen des Himmels kommen viel ſeltener, weil ihre Anzieher, die Bäume, fehlen; viele Bäche und

Quellen ſind verſiegt, die ſonſt mit ſegnender Fruchtbarkeit in die Ebenen hinabrieſelten; nur um die Flüſſe und in den tiefſten Thälern iſt noch die Spur jener geprieſenen alten Zeit; viele Felder und Höhen aber, die ſonſt mit Weitzen und Reben und Fruchtbäumen bedeckt waren, werden jetzt nur von einigen mageren Schaafherden beweidet. Und damit alles in Uebereinſtimmung ſey, auch der Menſch iſt ſchlechter und ſchwächlicher geworden, wie die Natur. Aehnliches iſt mehreren Landſchaften Spaniens widerfahren, z. B. den beiden Kaſtilien und und Eſtremadura und einem großen Theile Arragoniens und Granadas. Gegenden derſelben, wo die Höhen weiland mit Wald bewachſen und die Ebenen mit Getraide und Städten und Dörfern beſäet waren, ſind jetzt faſt eitel öde und kahle Weiden für Schaafe. Der Himmel regnet dort ſelten und wenig mehr, die Erde bringt nichts hervor als einige Gräſer, und der Menſch kann kein erfreuliches Daſeyn haben, wo der Sonnenſtrahl und der Wind den Schutzloſen gleich gewaltſam anfallen. Sind die Berghöhen einmal kahl und von Bäumen entblößt, ja ſind die Ebenen einmal trocken und ohne Quellen und Bäche, ſo iſt die Hoffnung vergeblich, ſie wieder zu bewalden, denn auch der Regen und die nährenden Wolken mit ihrem fruchtbaren Dunſte haben ſich meiſtens weggezogen, und alle Verſuche, Bäume anzupflanzen und fortzubringen, ſind in der Regel umſonſt. Dies gilt von allen ſehr warmen und heiſſen Ländern faſt ohne Ausnahme. Die ganze Atmoſphäre ändert ſich mit den zerſtörten Wäldern und das Land wird dürr und häßlich, und ſtellt wirklich das Bild dar, als wäre es auf ewig ausgebaut und erſchöpft. Wer weiß, ob die große Wüſte (Zarah) jenſeits des Atlas und die Wüſten Arabiens und Meſopotamiens nicht einſt die Fülle von Hainen und Quellen und Bächen hatten, was alles verging, als man nach der Zerſtörung der Bäume dem Sonnenſtrahl eine zu zehrende Gewalt und dem Himmel eine zu große Trockenheit gab? Auch in gemäſſigten und kalten Ländern ſind die einmal entlaubten Höhen und Berggipfel ſehr ſchwer und oft gar nicht wieder zu bewalden. Die ſchneidende Kälte und beſonders die unbarmherzigen Winde, die in ſolchen Himmelſtrichen heftiger ſind, hindern den jungen Aufſchlag und verwandeln ihn in elendige Krüppel, wenn ſie ihn nicht ganz und gar vertilgen. Dazu kommt noch die Sommerdürre, die zu ihrer Zeit auch ihr Theil thut, daß auf den kahlen Höhen kein freudiger Wuchs wieder aufgrünen kann. Denn die Regenwolken weilen nicht auf den kahlen Wipfeln, ſondern gießen gewöhnlich nur einige zerſprengte Tropfen auf ſie, ſie eilen aber den anziehenden Wäldern zu, wo ſie noch ſind, und lagern über ihnen, oder ziehen auch längs der großen Flüße und Seen in den Ebenen.

Viele, die dies leſen, werden aus der Erfahrung wiſſen, daß dieſem ſo ſey, tüchtige und auf die Natur aufmerkſame Forſtleute und Landleute werden es auch bejahen; und wenn man Länder und Völker und ihre Verſchiedenheiten und Veränderungen geſehen und wenn man in der Geſchichte und Erdkunde nicht bloß Namen und Zahlen geſucht hat, wird man durch viele bedeutende Zeichen daran erinnert. Wie ganz anders ſah unſer Vaterland aus zur Zeit Karls des Großen, als zur Zeit des Tacitus! und zwar meiſtens, weil man in ſiebenhundert Jahren die Wälder mehr gelichtet und meilenweite Sümpfe und Lachen, worin ſich damals die Fiſche und Seevögel ergötzten, in feſte Getraidefelder verwandelt hatte! und wieder wie anders iſt unſer Teutſchland jetzt in vielen Gegenden, als das Teutſchland Friedrichs des Erſten und Friedrichs des Zweiten von Hohenſtaufen vor ſechshundert und ſiebenhundert Jahren war! Und man gebe mir die teufliſche Freiheit und Luſt, daß ich auf dem Rieſengebirge und im Harz und im Thüringerwalde und Schwarzwalde und wie viele der Hochberge und Hochwälder im Vaterlande ſind, die mörderiſche Axt an alle Bäume und Büſche legen, und alles, was zur ganzen Baumfamilie gehört, vertilgen könnte, und ich machte plötzlich ein anderes

Klima und bald auch ein anderes ſchlechteres und ſchwächeres und ungöttlicheres Volk, als die Teutſchen jetzt noch ſind. Nemlich weniger Regen und Naß des Himmels, bald manches Land dürrer und unfruchtbarer, viele Quellen und Bergſtröme würden in wenigen Jahren nicht mehr genannt werden, ſelbſt die herrlichſten Fürſten der Ströme, der Rhein und die Donau, würden mit weniger Waſſer brauſen; größere Herrſchaft der Winde und Stürme und eine ſchärfere und trockenere Luft: die Winter würden ſehr hell und ſtreng, die Herbſte und Frühlinge viel kälter und früher und häufiger als jetzt mit Nachtfröſten heimgeſucht ſeyn, die Sommer würden dürrer und troſtloſer ſeyn mit einem mehr verſchloſſenen Himmel. Kurz Teutſchland würde ein ganz anderes Land werden.

Es gab eine Zeit, wo zu viel Wald in Germanien war und durch den Wald zu viele Näſſe und trübe und naſſe Kälte. Damals war unſers Vaterlandes Klima viel unfreundlicher und unleidlicher, als es jetzt iſt. Ich glaube, ſeit einigen Jahrhunderten iſt die Zeit gekommen, wo in vielen Gegenden Teutſchlandes des Waldes zu wenig geworden und die Unfreundlichkeit unſers Klima's dadurch vermehrt iſt. Von der Sorge, welche unſere Väter vor fünfhundert, ja vor achthundert Jahren für die Wälder hatten, beſonders für die Hochwälder der Berge, die ſie gegen die alles und auch die Menſchen ausdörrenden und verwüſtenden Oſtwinde und Nordoſtwinde ſchützen, finden wir in manchen Kroniken und einzelnen Geſetzen der Ortſchaften und Gaue merkwürdige Belege. Johannes Müller in ſeiner Schweitzergeſchichte, Anton in ſeiner Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft und andere Verfaſſer haben Mehreres darüber angeführt, und in den Sagen der Köhler und Weltbauern, die auf den Bergen wohnen, finden ſich Zeichen früherer Ordnungen, welche die Späteren vergeſſen haben. Auch in einzelnen Landſchaften Schwedens findet man ähnliche Winke, daß die Väter in vielen Dingen weiſer waren, als die Enkel, die ſich weiſe dünken. Bei'm Anton beſonders lieſt man unabweisliche Angaben und Zeugniſſe, daß vor dreihundert und zweihundert Jahren manche Stellen Teutſchlands leidlichen Wein baueten, wo jetzt nicht einmal bis zum Eſſig Trauben zu ziehen wären. Dies beweiſt er von mehreren Orten Schwabens und dies wird von anderen wieder von anderen Stellen gemeldet, z. B. von den Ufern der Oder. Durch die Verdünnung oder gar durch die Verwüſtung von Wäldern, welche die höchſten Bergrücken bedeckten, und auch wohl durch die zu große Lichtung der tiefer unten liegenden Wälder iſt die Wuth der Stürme ungezähmter und die Luft Teutſchlands überhaupt wohl ſchärfer und kälter geworden, als ſie wahrſcheinlich im vierzehnten, fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert war. Ja in manchen Landſchaften Teutſchlands hat man in den letzten zwanzig und dreiſſig Jahren ſehen können, wie der heilloſeſte und ruchloſeſte Unfug mit den edlen Bäumen und Wäldern getrieben iſt und wie ganze Forſten ausgehauen und ganze Bezirke entblößt ſind, weil der einzelne Beſitzer mit der Natur auf das willkürlichſte ſchalten und walten kann. Was kümmert es den, der Geld bedarf und in zehen Jahren zu verbrauchen gedenkt, wovon ſein Urenkel noch zehren ſollte, ob er eine öde und Menſchen künftig wenig erfreuliche ja Menſchen oft kaum brauchbare Erde hinterläßt? Er will leben, und ſie mögen auch ſehen, wie ſie es machen. Dies iſt der Ausſpruch, womit die meiſten Jetztlebenden unbequeme Fragen ihres Gewiſſens abweiſen, das noch zuweilen an eine Zukunft erinnert, die ſeyn ſoll, wie eine Vergangenheit geweſen iſt.

Wir haben die zu viele Verdünnung und Verwüſtung der Wälder bisher meiſtens nur in der Hinſicht betrachtet, wie dadurch die Natur unlieblich und häßlich, die Erde unfruchtbar und ſchlecht und das Klima entweder zu heiß oder zu rauh wird. Viel ernſter wird die Sache, wenn man ſie aus einem höheren Geſichtspunkte betrachtet, nemlich in Hinſicht des Einfluſſes, den ſie auf die Schwächung und

Verſchlechterung des Menſchenſtammes hat. Dies kann man in allen Ländern ſehen, wohin man nur den Fuß ſetzt. Doch einige Beiſpiele; denn auf das bloße Wort wollen wenige glauben, wenigſtens können wir den Glauben darauf nicht verlangen.

Ich ſagte oben an mehr als einer Stelle, die Waldatmoſphäre ſcheine mir eine dem Menſchen beſonders gedeihliche, weil auch bei ſpärlicher und ärmlicher Koſt die in Wäldern und Waldbergen aufgewachſenen Menſchen beides durch Reiſigkeit des Leibes und des Muthes und durch Weidlichkeit und Behendigkeit ausgezeichnet ſind. Dies bedarf ſo wenig eines Beweiſes, daß ſich lächerlich machen würde, wer es leugnete. Geh hin und ſieh den Gothen in den Wäldern Schwedens und ſieh ihn auf den nebenliegenden kahlen Inſeln der Oſtſee. Es iſt daſſelbe Volk; aber welch ein Unterſchied zwiſchen dem Menſchen von Blekingen und Smoland und dem von Laland und Falſter, der ohne den Schirm und Dunſt der Wälder mitten im windeüberfahrenen Meere wohnt! Sieh den Bergſchotten in ſeinen rauhen und von einem langen Winter umlagerten Wäldern, den ſtarken, reiſigen und ſtattlichen Mann, und dann ſegle zu ſeinem Bruder hinüber nach den weſtlichen Hebriden oder nach den ſchetländiſchen Eilanden, und du wirſt auf den kahlen und unwirthlichen und von

Stürmen, Regen und Schloſſen ſchirmlos gegeiſſelten Flächen, die im Meere gleichſam wegſchwimmen, einen ſchwächeren und kleineren und von der Natur faſt unterdrückten Mann finden. So groß ſchildern alle Beſchreiber dieſer Gegenden den Unterſchied der Menſchen deſſelben Stammes. Und wahrlich wir bedürfen nicht nach Schweden und Dänemark und Schottland zu gehen; wir haben die Beiſpiele vor der Thüre. Ich habe das Rieſengebirge, den Thüringerwald, die ſtairiſchen Berge und andere Berge des Vaterlandes bei mehreren Gelegenheiten zu Fuß durchwandert, und wie die Orte und die Lage und der Zuſtand der Orte verſchieden waren, ſo war auch das Menſchengeſchlecht verſchieden. In den Wäldern und Waldbergen ein friſcheres und ſtärkeres, auf und an den abgeholzten und kahlen Höhen ein trüberes und ſchwächeres Geſchlecht, und wieder die gegen Süden und Südweſten Wohnenden munterer, als die gegen Oſten und Norden. So daß man wohl ſagen mag: Wer den Ländern die Wälder auszieht und beſonders wer die Berge und Höhen entwaldet, der beraubt den Menſchen an ſeinem köſtlichſten Theile.

Ein kleiner fünfjähriger Bube, der in der Ferne ein ſchönes Dorf in Flammen aufgehen und die wirbelnden Rauchſäulen zum Himmel aufſteigen ſah, ſprach in ſeiner Unſchuld: „Der Rauch muß dem lieben Gott auch ſehr widerlich ſeyn, er ſieht gewiß nicht mehr auf die Erde hinab". Solche Gedanken, die einige kindiſch andere kindlich nennen werden, könnten uns wohl einfallen, wann wir kahle Berge und Höhen und weiter unten weit ausgebreitete Ebenen mit Fruchtfeldern ſehen, die des ſtolzen Grüns und Schmuckes der Bäume mangeln und bloß gemacht zu ſeyn ſcheinen, damit der arme Urenkel Adams recht unter Diſteln und Dornen einherkriechend im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſein Brod eſſe, mit ſeinem Stier den Blick nur auf die Furchen gerichtet und durch keinen fröhlicheren und freieren Reitz der Natur mit den Augen und dem Herzen nach oben gezogen. Wie der Himmel ſeinen befeuchtenden und befruchtenden Segen von den nackten Berggipfeln wendet, haben wir oben gehört. O er wendet auch ſeine geiſtigen Augen von ſolchem Lande, und läßt den Menſchen in der traurigen Einförmigkeit und Einerleiheit der Natur, die er verdorben und verhäßlicht hat, erſtarren und verſtocken, weil die ſpielenden und ſehnſüchtigen Geiſter des Himmels nimmermehr ſo freundlich und luſtig zu ihm herabkommen, als einſt, da ſeine Natur noch freundlicher und luſtiger war. Iſt der Menſch bei dem Verluſt der Wälder und Bäume noch ſo unglücklich, daß er auch des Waſſers entbehren muß, daß er keine groſſen Seeen und Ströme hat, woran er ſeine Seele erlaben und wodurch er ſich zuweilen in die Unendlichkeit hineinſpielen kann, ſo iſt er ganz beklagenswerth. Deswegen iſt der Bewohner von Inſeln und Küſten immer noch viel reicher als die Mittelländiſchen, weil die großen Geſtalten und Geiſter des Meers ihm friſche Ideen bringen, und mit ihm ſo leicht in die Unermeßlichkeit hineinfliegen.

Viele haben dieſe Zeit eine ſaturniſche Zeit genannt, die in bodenloſer Unmäßigkeit und Gierigkeit ſich ſelbſt verſchlinge und auffreſſe. Das muß man leider bekennen, daß von den Staaten wie von den Einzelnen häufig ſo verfahren und gehandelt wird, als werde es hinter dieſer Zeit keine Zeit und Menſchen mehr geben; ſie vergeuden das Vermögen in Jahren, was für Jahrhunderte zurückgelegt werden und woran die Urenkel ſich noch erquicken ſollten. Vormals hieß unſer Kaiſer ein Mehrer des Reichs, das er aber ſeit drei Jahrhunderten mehr vermindert als vermehrt hat. Die Idee des Mehrens und Vermehrens hatte ſich bei den Teutſchen und auch bei den teutſchen Fürſten nun freilich verloren, dafür aber war ſeit fünfzig ſechszig Jahren die Luſt des Mehrmachens, ja die eigentliche Mehrmacherei aufgekommen; was von vielen Plusmacherei genannt wird. Auf allen möglichen Wegen und durch alle mögliche Mittel die möglich größte Zahl Geld und Menſchen zu machen, das hat vielen die erſte und erhabenſte aller Künſte gedäucht. Bei dieſer unglücklichen Mehrmacherei, bei dieſem künſtlichen Anlegen von Menſchenpflanzungen und Errichten von Fabriken, wo ſie der Natur und Gelegenheit und den Umſtänden nach auf die Länge nicht beſtehen konnten, war man ſo geblendet, daß man allein den Augenblick, und auch den kaum, ſah und auf die Zukunft gar keine Rückſicht nahm. Man machte es da häufig, wie ein ſchlechter Wirthſchafter thut, der in fünf Jahren das Fett eines guten Bodens ſo ausmärgelt, daß er nachher zehen Jahre bedarf, ihn wieder tragbar zu machen. So ſind manche Gegenden wüſt geworden und kahl, die ſonſt reitzend und luſtig waren, und wann die nackten Berge kein Holz und wann die Anhöhen und Hügel kein Gras und die Bäche kein Waſſer mehr haben, dann verſchwinden auch die armſeligen Anpflanzlinge und Fabrikarbeiter, und die Gegend iſt durch Schuld der Menſchen ganz verödet. Die Natur behauptet ewig ihr Recht: was der Menſch zu künſtlich machen will, gedeiht nicht; am wenigſten gedeihet die künſtliche Menſchenvermehrung. Ungebührliche Hinderniſſe der Bevölkerung eines Landes ſollen die Regierungen wegräumen, das Glück und die Freiheit der Menſchen ſollen ſie befördern; das Einzelne ſollen ſie ihnen ſelbſt und der Natur überlaſſen. Es werden ſich die Menſchen ſchon vermehren, wo Raum und Fruchtbarkeit für ſie iſt und wo gerecht und menſchlich regiert wird.

Die Völker des Alterthums hatten den Grundſatz, den alle vernünftige Regierungen haben ſollten, daß ſie nicht die meiſten Menſchen, ſondern die ſtärkſten freieſten und tapferſten haben wollten; ſie meinten, Ein tüchtiger Mann ſey mehr werth als drei hungernde und lungernde Schwächlinge und Kümmerlinge. Ein Maaß der Volksmenge, worüber in einem beſtimmten Lande nicht hinausgegangen werden darf, vermag eine Regierung nun freilich nicht zu ſetzen, aber ſie ſoll die Natur ſo verwalten und die Geſetze ſo ſtellen, daß ein geſundes ſtarkes und freudiges Menſchengeſchlecht ſich entwickeln und erhalten kann. Ein Land kann auch zu bevölkert ſeyn, und dann werden die Menſchen wie anderes Ungeziefer und Geſchmeiß, das ſich zu geſchwind vermehrt und endlich einander faſt ſelbſt auffrißt. Man darf nur an China denken und einzelne Landſchaften Italiens und Frankreichs, die von Bettlergeſchmeiß wimmeln, betrachten, um dieſe Worte auszulegen; ja auch in Schwaben und im Erzgebirge mögte es hie und da einige Bezirke geben, welche Belege dazu liefern könnten. Keine Regierung ſoll mit ihrer Volksmenge prahlen; — gälte der Maaßſtab, ſo wäre die chineſiſche Regierung die erſte in der Welt — ſondern die Regierung rühme ſich, welche die tapferſten und glücklichſten Menſchen aufzeigen kann.

Und wäre denn die Mehrmacherei oder Plusmacherei der Menſchen in jenem eben getadelten Sinn wirklich das Höchſte und Erſte, wornach ein Staat ſtreben und jagen müßte, ſo wird ſie wahrlich durch die Abwaldung der Höhen und Berge und die Verwüſtung und Verhäßlichung der Natur nicht erreicht; denn wann die Verwüſtung vollendet ſeyn wird, werden die Menſchen verſchwinden, die ſo lange mitgelebt und mitzerſtört haben, als es etwas zu leben und zu zerſtören gab. Man predigt uns unaufhörlich, daß der Ackerbau am ſicherſten die meiſten und ſtärkſten Menſchen ernährt, daß man daher ſo viel Land als möglich unter den Pflug bringen ſoll. Wenn wir dieſen Ausſpruch an ſich auch nicht läugnen, ſo müſſen wir ihn doch einſchränken, d. h. wir müſſen ihn zur Vernunft bringen. Nur das wirklich fruchtbare Land und das leicht zu bearbeitende Land, was die Arbeit reichlich vergütet, ſoll man unter den Pflug bringen. Berghöhen haben unendliche Mühſeligkeit für den Bauer, koſten unendlich viel, und ſind weit mehr Mißlichkeiten und Gefahren (Nachfröſte, Dürre, Hagelſchlag u. ſ. w.) ausgeſetzt, als Hügel und Ebenen. Und wenn vielleicht von ihnen etwas zu gewinnen iſt, ſo verlieren dagegen durch ihren Anbau die unten liegenden Gegenden und die Ebenen an Fruchtbarkeit. Die befruchtende Ausdünſtung der Wälder, der Dunſt, den ſie aus der Luft um ſich ſammeln, die Bäche und Quellen, welche die Wieſen und Felder unten düngen, verſiegen; und ich bin überzeugt, daß Felder, die nicht an Meeresküſten liegen und alſo nicht durch den Seedunſt befruchtet werden, durch gröſſere Dürre und überhaupt durch Unfruchtbarkeit mehr leiden, wann es dem Unverſtande oder der ſpekulirenden Habſucht geglückt iſt, die Wälder zu verwüſten oder nur dünner zu machen. Alſo weg mit den waldverwüſtenden Fabrikanten! weg mit ihnen von den Höhen und Berggipfeln! weg dort mit dem Pflüger, der alles ausroden und keine Wälder neben ſich dulden will!

Auch mit den Herren will ich zu Gericht gehen und mich mit ihnen ſtellen, die bei Verwandelungen der Berge in Fabrikdörfer oder Bauerdörfer ſich hinter dem leidigen Worte Einträglichkeit verſtecken, ohne eine Zuträglichkeit, die dem Staate mehr ſeyn ſoll als alle Einträglichkeiten, anzuerkennen. Freilich ſcheint ein Menſch, der ein von ſeinem Vater geerbtes beträchtliches Vermögen nicht mit den Zinſen genießt, ſondern jährlich zu den Zinſen ein Viertel des Kapitals mit auffrißt, ein großes Einkommen zu haben. Daſſelbe gilt von dem Staate, der die Wälder, die noch den ſpäteſten Enkeln Wärme und Schatten geben ſollten, in zehen oder zwanzig Jahren abhorſtet. Der Erſte ſcheint vier Jahre, der zweite zehen oder zwanzig Jahre ein Reicher dem, der die Verwaltung ſeines Vermögens nicht näher unterſucht — dann aber ſtehen auch beide in ihrer Bettelarmuth da. Ich aber ſage, ein Wald, der wohl bewirthſchaftet wird und in Ordnung iſt, gleich einem guten Weinkeller, d. h. der immer ſeine hundertjährige und zweihundertjährige Baumgreiſe, die abgeſetzt werden können, mit dem gehörigen Nachwuchs und der gebührlichen Nachfolge hat, iſt wohl ſo einträglich, wo nicht einträglicher, als ein eben ſo großer Raum Landes in der Ebne, worauf der Pflug ſeine Furchen zieht. Man gehe in den Thüringer Wald, in den Fichtelberg und in andere Hochberge des Vaterlandes, und ſehe ſich um. Auch in Gegenden, wo eben kein Bergbau iſt, ernährt und beſchäftigt die Waldwirthſchaft eine Menge friſcher und glücklicher Menſchen in mancherlei Gewerben, und was von Viehzucht und Ackerbau und Baumzucht in den Wäldern ſich findet, iſt, mit Ausnahme der höchſten Gipfel, beſonders gedeihlich, weil der Walddunſt die Felder und Wieſen, welche zwiſchen liegen, vorzüglich die letzteren, auſſerordentlich fruchtbar macht.

Ich bin vor dem Walde ſtill geſtanden, ich habe ihn und die Fragen und Rückſichten über ihn und auf ihn in mancherlei Richtungen durchwandert und durchſtrichen, und komme endlich zum Schluſſe, nemlich zu meiner Waldordnung, wie ich ſie meine. Wenn ich König von Teutſchland wäre, oder wenn ich in irgend einem teutſchen Lande Fürſt oder Erſter Miniſter oder nur Oberforſtmeiſter wäre — verſteht ſich Oberforſtmeiſter mit einiger Macht — würde ich ſehr thätig zugreifen und eingreifen in dieſe höchſtwichtige Sache. Nun aber kann ich, ein armer Schreiber, nichts weiter thun als ſie zeigen und denen, welche ſie angeht, ſie an die Herzen und Gewiſſen legen.

Ich meine hier bei dieſer meiner Waldordnung Teutſchland. Es giebt wohl eine allgemeine Waldordnung, die faſt für alle Länder anpaſſend und angemeſſen wäre; aber jedes Land hat nach ſeinen Gelegenheiten und Ortlichkeiten wieder beſondere Bedürfniſſe, die man nie aus den Augen verlieren muß. Auſſer dem, was die Wälder überhaupt für den Leib und den Geiſt des Menſchen und für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit der Felder und Auen Wirkſames und Wohlthuendes haben, müſſen ſie in einem heißen Klima Schirm gegen die Wuth der Sonne, in einem kalten Klima Schirm gegen die Wuth der Kälte und Winde geben: ſie ſind des Menſchen beſter Rock und Mantel und weder aus Fellen noch aus Wollen mag er ſich einen machen, der dieſen beſten erſetzen könnte. In Teutſchland haben wir einen gar verderblichen Feind: er heißt Oſtwind oder

Nordoſtwind. Dies iſt unſer Samum oder Scirocco, der im Frühlinge oft fünf ſechs Wochen hinter einander wehet und den Menſchen, die ſeinem Peſthauche ausgeſetzt ſind, durch Mark und Bein dringt. Daß dieſe Angabe nur zu wahr iſt, das wiſſen die Aerzte wohl, und das wiſſen diejenigen wohl, welche Menſchen auf kahlen Bergen, ja auch nur auf weiten waldloſen Ebenen dieſen verzehrenden Winden preisgegeben geſehen haben. Gegen dieſen unſern Erbfeind muß vorzüglich der Schutz der Wälder erhalten und, wo er nicht mehr iſt, wo möglich wieder angepflanzt werden.

In der Vorausſetzung, daß der Menſch und vorzüglich daß die Erzeugung und Erhaltung eines edlen und kräftigen Menſchengeſchlechts einmal wieder das Erſte und alles Andere und alle anderen Rückſichten das Zweite und Dritte dünken werden und dünken müſſen, nehme ich an, daß die Erde künftig wieder recht in Beziehung auf den Menſchen verwaltet werden wird. In dieſer Vorausſetzung muß jede verſtändige Regierung dem Menſchen ſein Nothwendiges von Wäldern und Bäumen erhalten oder wieder erſchaffen, wo es nicht mehr iſt.

In der guten Waldordnung werden zuerſt die höchſten Hohen der Berge, wo das Gebiet der Stürme und Blitze und des Schnees und Eiſes beſonders herrſchend ſeyn würde, gleichſam geheiligt wie die alten Götterhaine; ſie werden vorzüglich dicht erhalten. Dann folgen in Zwiſchenräumen die niedrigeren Bergkämme, die in ihren einzelnen Abläufen und Abſätzen mit Hochwald bedeckt erhalten werden. Die Schluchte zwiſchen den Kämmen mögen nach der Ortlichkeit und Gelegenheit in Felder und Wieſen verwandelt werden. So kommen wir zur Ebene. Und folgende wäre für die Ebenen unſere Ordnung und für die Blachfelder:

Wo Wälder wären auf der Ebene, erhielten wir ſie, wo keine wären, legten wir ſie an auf folgende Weiſe:

Der größte Feind unſeres Landes ſowohl für den Menſchen als für die Früchte und Gewächſe iſt der Wind, der vom Oſten und Norden her wehet. Unſere Wälder würden dieſemnach in der Richtung erhalten oder gepflanzt werden müſſen, daß der Strich von Oſten bis Nordweſten gegen die Winde geſchirmt wäre.

Je alle anderthalb teutſche Meilen müßte Wald ſeyn, der wenigſtens funfzehenhundert Fuß Breite hätte. Die Länge lieſe den ganzen angegebenen Windſtrich fort. Dieſer Wald dürfte nie ſo gelichtet oder durchgehauen werden, daß die Stürme einen freien Durchzug hätten, ſondern die Hochforſt müßte immer gebührlich geſchont und forſtmäßig bewirthſchaftet werden. Das verſteht ſich, daß dieſe Waldſtrecken hie und da Oeffnungen haben würden

z. B. für durchlaufende Landſtraßen, zwiſchenliegende Städte und Dörfer, oder gar für einlaufende Ströme und durchſtreichende Seen, wo der ſchwache Menſch der mächtigeren Natur Bahn laſſen muß.

Dieſe vom Staate als eines ſeiner Heiligthümer gehegten und gepflanzten Wälder mögten immerdar, je nachdem die Dörfer und Grundſtücke liegen, auch Privateigenthum ſeyn. Sie müßten nur nach einem allgemeinen Geſetze verwaltet und bewirthſchaftet werden, und der Staat hätte immer die Aufſicht über ſie.

Das verſteht ſich von ſelbſt, daß zwiſchen dieſen Waldlinien jeder Einzelne nach Gefallen Wälder haben und anlegen oder zerſtören dürfte, wie ihm gefiele. Nur dieſe Linien wären gleichſam die Heerlinien für die Wälder, und würden nach unſrer Ueberzeugung wahre Heerlinien des Staats ſeyn, hinter welchen ein friſches und kräftiges Menſchengeſchlecht in Friede und Freude wohnen könnte.

Auf dieſe Weiſe wäre geſorgt für die Erde, für die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, für den Leib und für den Geiſt des Menſchen. Man wird auch hievon ſagen, wie denn die Faulheit und Sorgloſigkeit auch gegen die unabweislichſten Wahrheiten ſo ſchreit: Hirngeſpinſte! Unausführbare Vorſchläge! Das darf aber denjenigen nicht kümmern, der nichts Albernes noch Verwerf liches geſagt hat, der es wenigſtens nicht aus verwerflichen Abſichten geſagt hat. Der Menſch ſoll ſeine Erde und ſein Geſchlecht verwalten und erhalten lernen. Manches, was dahin gehört, hat er in früheren Zeiten entweder beſſer gewußt oder gewiſſenhafter bedacht als jetzt. Dies erhellt aus den Geſetzgebungen vieler alten Völker, dies erhellt auch aus vielen Ordnungen und Satzungen unſerer Vorfahren. Weil der Menſch in gewiſſen Epochen des geſellſchaftlichen Zuſtandes und der menſchlichen Bildung und Entwickelung anfängt, die Natur zu zerſtören und zu verderben ohne Sinn und Kunſt, ſo muß er das mit Sinn und Kunſt wieder gut machen. Das iſt überhaupt wahr, daß ſeit den letzten Jahrhunderten mehr auf die Veredelung der Pferde und Rinder und Schaafe und auf ihre Pflege und ihr Wohlſeyn gedacht iſt, als auf die Veredelung des Menſchen. Was ſage ich gedacht? an die Veredelung iſt faſt gar nicht gedacht, wohl an die Vermehrung deſſelben im Geiſte der Plusmacherei. Den Menſchen, das edelſte Weſen der Erde, hat man ſo ungefähr dem Zufall überlaſſen, und wie der Zufall eben die Anſtöße und Reitze des Eigennutzes und Gewinnes gegeben hat, ſo hat man nach dieſen die Erde entweder zerſtört und verhäßlicht oder verbeſſert und verſchönet. Es ziemte aber dem Menſchen, dem denkenden und [illegible] Weſen, das alſo, was es thut, mit Gedanken und Gewiſſen thun ſoll, nicht mehr von dieſem blinden Zufall, der Gutes und Schlechtes gleich ſinnlos macht, ſondern von der erkennenden und anerkennenden Wahrheit ſich leiten zu laſſen. *Was durchaus gethan werden muß, das kann auch gethan werden, eben weil es gethan werden muß.* Sonſt lögen Vernunft und Gewiſſen, welchen dieſer Ausſpruch eingepflanzt iſt, oder Gott löge, der ſie ihnen eingepflanzt hat. Bei dem Kleinen und Mittelmäßigen darf man von Rückſichten ſprechen und von unüberſteiglichen Hinderniſſen; bei dem Höchſten und Größten muß alles überſteiglich und überwindlich ſcheinen, weil es nur immer auf Eine Weiſe ſeyn kann, d. h. auf die nothwendige Weiſe. Hier und bei Gegenſtänden, die dem hier behandelten Gegenſtande ungefähr ähnlich ſind, hat die Faulheit und Bequemlichkeit und Gewohnheit und was ſonſt noch als Schlendrian ſo mit fortſchleicht und ſchlendert und eben nicht gern neue Bahnen brechen mag, gar kein Recht zu ſprechen.

Für die Thiere des Waldes und für das Vieh der Ställe, für Hirſche, Rehe und Säue und für Pferde und Eſel und Ochſen haben Forſtmänner und andere wackere Leute geſchrieben, und auch wohl über Wälder, Koppeln und Gehäge geſchrieben, wie dieſe anzulegen und zu verwalten ſeyen, damit es den Thieren und dem Vieh darinnen wohl und gedeihlich ſey und damit ihr edles Blut und ihre gute Art nicht verſchlechtert werde. Ich habe mir einmal den einzigen Verlaſſenen gedacht, den armen Menſchen, wie für ihn die Erde eingehägt und beforſtet und bewaldet werden müßte. Und ich habe es nicht gedacht, ſondern gefühlt, und, wohin ich nur getreten bin, iſt es mir — daß ich eines gemeinen Ausdrucks gebrauche — auf die Naſe gefallen und in die Augen geſprungen. Es liegt ja allenthalben klar vor den Füßen, alſo daß, wer Augen hat, es ſehen muß, wenn er es auch nicht ſehen will. Selbſt von dieſer Stadt braucht man nur drei bis fünf Meilen in die Berge von Berg und der Eifel zu gehen und das Nächſte zu ſehen mit ſeinen Aehnlichkeiten und Unterſchieden, um zu vergleichen und zu beurtheilen, was die hier ausgeſprochenen Worte werth ſind.

Und wie ſchlecht ich auch bin und wie ſchlecht viele der Jetztlebenden auch ſind, alle weit von der Einfalt und Tugend, wodurch unſere Väter vor Jahrhunderten noch gelobt wurden, alle mit den kleinen Sorgen des Tages und den Begierden der Stunde beladen und geplagt, wovon beſſere Zeiten weniger gewußt haben — ſo können wir doch noch den Unterſchied der menſchlichen Bilder erkennen und ſehen, wie die einen noch nach den Sternen ſtreben und von höheren Gelüſten und Genüſſen eine Ahndung haben, und wie die andern, den Blick an die Erde geſenkt, mit ihrem Ochſen und Eſel faſt auf nichts anderes ſinnen, als wie ſie ſatt werden. Wir ſind unſerer Anlage nach ein Volk geiſtiger Triebe und Sehnſuchten, ein dem Ueberſinnlichen und Himmliſchen zugeneigtes Volk. Schon Tacitus rühmt an unſeren Altvordern, daß ſie Tempel und Bilder verſchmäheten, daß ſie die Götter nicht in Mauren eingeſchloſſen, ſondern im Athem der Natur und im Dunkel der Haine wandelnd glaubten, in deren heiligen Schatten ſie das anbeteten, was ſie nur durch das Grauen und die Ehrfurcht ſahen. Und nach dieſen Hainen, nach dieſen Stämmen hundertjähriger Eichen und Buchen haben ſie ſich ſpäterhin die heiligen Tempel gebaut, in deren erhabener und ſchauerlicher Nacht wir, die kleineren Enkel einer größeren Vorzeit, wie in einem ſtillen auf den Wipfeln über uns ſpielenden Walde einhergehen. Darum müſſen ſie bleiben und darum müßen ſie wieder geſchaffen werden, die alten germaniſchen Haine, den teutſchen Menſchen müſſen nirgends Bäume fehlen, mit deren Zweigen er wie mit eben ſo vielen Armen ſeine Arme verflechten und mit welchen er ſich alſo luſtig zu ſeinen Sternen hinauf nach oben ſchwingen kann. Sollte es aber mit den Waldverwüſtungen, beſonders mit der Kahlmachung der Berge und Höhen ſo fortgehen, wie in einigen Gegenden des Vaterlandes angefangen iſt, ſo mögten wir nach einigen Jahrhunderten ein Volk ſeyn, auf das unſre Väter nur mit Jammer von ihren lichten Sitzen herabſchaueten und das ſie als ihre Enkel verſchmäheten. Auch wird das nackte und waldloſe Germanien nicht mehr Germanien ſeyn.

So ſind wir durch unſern Wald gewandert und haben uns unter ſeinen Bäumen umgeſehen und nach den Geiſtern gelauſcht, die um ſie wehen und weben und von ihnen auf die Menſchenkinder herabſpielen. Wir kommen jetzt auf die zweite Forſt, die wir erhalten und, wo ſie verwüſtet iſt, wiederhergeſtellt wünſchten, auf die Forſt, woraus zum Staatsbau die ſtärkſten und tüchtigſten Stämme und woraus Maſten und Balken gehauen werden müſſen, nemlich auf die Bauern. Wir laſſen uns nicht verdrießen, wenn viele ſagen, daß wir immer auf derſelben Leyer klingern und denſelben langweiligen Kukuksgeſang wieder anſtimmen, auch wenn wir närriſch oder wohl raſend genannt werden. Die Wahrheit iſt ja ſelbſt ein ſo närriſches und raſendes Ding, daß ſie immer nur Einen Schein und Klang hat. Auch das ſoll uns nicht kümmern, daß man uns Bauerfreunde, daß man uns für die Bauern partheiiſch und gegen den Adel feindſelig nennt. Solche allgemeine Namen und Titel, womit man die Leute abzufertigen und ihnen Eins anzuhängen meint, thun dem nichts, der ſich davon nicht getroffen fühlt. Zuerſt daß ich ein Bauerfreund bin, will ich gern geſtehen; aber daß ich ein Adelfeind bin, leugne ich gradezu. Weil ich für den Bauer ſchreibe und ihn vertheidige, daraus folgt doch nicht, daß ich den Adel haſſe; auch daraus folgt das nicht, weil ich mich hie und da wohl gegen Anſprüche des Adels erklärt habe, die mir ungebührlich dünken. So zu folgern, was wäre das für eine Art Schluß, obgleich ich weiß, daß viele ſich dieſe Schlußart angewohnt haben? Für den Bauer ſpreche ich und haben vor mir viele geſprochen, weil er unmündig iſt; für den Adel brauche ich nicht zu ſprechen, weil er ſelbſt Mundes genug hat, den er nicht ſchweigen läßt.

Als Einleitung deſſen, was ich über die Bauereinrichtung ſagen will, wie ſie in dem Staate ſeyn ſollte, dem es am Herzen liegt, einen tüchtigen und kräftigen Menſchenſtamm zu haben, ſetze ich ein paar Kapitel hieher, die in einem von mir herausgegebenen Buche zu leſen ſind, wo ſie das 23. und 24te Kap. ausmachen. Dieſe einfachen Worte ſollen gleichſam der Grundton ſeyn, aus welchem die folgenden nach verſchiedenen Richtungen hin klingen.

Drei und zwanzigſtes Kapitel *)
von den Bauern.

Und du ſolſt auch Geſetze und Ordnungen ſtiften

---

*) Fantaſien für ein künftiges Teutſchland von E. von S., herausgegeben von E. M. Arndt. 1815.

in dem Lande, daß die Kleinen im Lande nicht in Elend und Armuth vergehen noch von den Großen unterdrückt werden.

Denn es iſt ein ſchlechter Staat und mag nicht lange glücklich beſtehen, wo auf dem Lande eitel reiche und große Herren wohnen, welchen das kleine Volk nur als Knechte oder Taglöhner dient.

Das aber ſind freie Länder und vertheidigen ihre Rechte löblich und muthig gegen ausländiſche und einheimiſche Angreifer, wo die Hälfte oder Zweidrittel aller Grundſtücke von freien Bauern bewohnt werden.

Auch waren freie Bauern die älteſten teutſchen Männer welche das Schrecken der Römer wurden und von dem Eroberer Karl dem Großen nicht unterjocht werden konnten.

Was Schweizerbauern gethan haben vor vielen hundert Jahren und was Tyroliſche und Katalaniſche Bauern thaten in den letzten Tagen, das wiſſet ihr alle.

Denn wo allein große Herren das Land beſitzen, da ſind die Kleinen und Geringen im Volke, die auf dem Lande wohnen, ihnen unterwürfig, und dienen ihnen als Beiſaßen und Tagelöhner und gewöhnen ſich an ein kleines und knechtiſches Weſen, und fühlen nie, was die Freudigkeit und der Stolz eines freien Mannes iſt; ja ſie wiſſen kaum, daß ſie ein Vaterland haben, und iſt ihnen faſt gleich, wer ihr König oder Fürſt iſt: denn wenn ſie auch den Herrn verändern, ſo verändern ſie doch kaum ihren Zuſtand.

Und die Herren, welche bloß mit ſolchen leben und über ſolche gebieten, lernen das Knechtiſche und

Unterwürfige lieben und können das Freie und Kühne nicht leiden; und verderben ſo die einen die andern, und werden alle mit einander zerbrochenen und ſklaviſchen Gemüthes.

Wo aber viele kleine Freie wohnen mit Grundbeſitz, da lernen alle die Freiheit lieben und als ihr höchſtes Gut achten und vertheidigen, und glüht auch in der Bruſt des Geringſten und Aermſten eine heilige Liebe für das Vaterland und für die lieben Landsleute; und wollen alle mit einander leben und ſterben, und keiner den andern im Stiche laſſen.

Denn auch die um Tagelohn arbeiten und keinen eigenen Beſitz haben, ſondern leben von dem, was ihre Hände täglich gewinnen, gehören doch den freien Bauern an, ſtehen ihrer Ordnung zunächſt, und werden von ihrem Muthe und von ihrer Geſinnung beſeelt.

Und alſo bindet ſich jede Ordnung an eine höhere, und erwächſt das Ganze zu einem ſtolzen Baum der Freiheit, wo Wurzeln und Stamm und Aeſte und Zweige und Blätter und Blüthen und Früchte zuletzt ſo Eins ſind, daß man ſie gar nicht mehr von einander ſcheiden kann.

Darum gebiete ich dir, ich der Herr, der die Gerechtigkeit lieb hat und ein Beſchirmer der Freien iſt, daß du dir, was ich ſage, ans Herz legeſt und nicht verachteſt meine Gebote.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Es iſt gottlob in deinem Lande nie eine allgemeine Knechtſchaft geweſen. Nur in den Landſchaften, die vormals von Wenden und Slaven bewohnt wurden, waren bis auf den heutigen Tag böſe Spuren davon geblieben.

Und wurden daſelbſt die Bauern oft willkührlich behandelt und häufig ganze Dörfer und Höfe zerſtört, damit prunkende Herrenſitze daraus würden.

Und müßte deswegen künftig wohl geſorgt werden, wie die zerſtörten Bauern und kleinen Beſitzer in ſolchen Orten des Vaterlandes wieder aufgerichtet würden.

Umkehrung aber und Gewalt gefällt mir nicht, noch daß man von dem Reichen nehme und dem Armen gebe; ſondern ich habe einen andern Weg erſehen, den ich dir zeigen will.

Zuerſt ſollſt du ein Geſetz machen, daß die freien Bauergüter, die in deinem Lande ſind, erhalten werden nun und für alle Zeiten.

Und ſollen nicht vereinigt werden können mehrere mit einander, auch nicht zu größeren Gütern geſchlagen werden, ſondern immer einzeln bleiben, wie ſie ſind, und einzeln bewohnt werden, daß nicht ein Bauer mag drei oder vier Bauergütchen zugleich haben, ſondern wie er eines gewinnt oder erbt zu dem, das er hat, muß er eines von beiden ſogleich wieder veräuſſern.

Zweitens haſt du in manchen Landſchaften noch große Ländereien in deiner Gewalt, worüber du frei verfugen magſt und ſie verwalten und einrichten für die Freiheit. Ich meine alle öffentliche Güter, die auch Krongüter oder Herrengüter genannt werden.

Dieſe ſollſt du nehmen und auch alle in den letzten Jahren verſchleuderte und von den Franzoſen verſchenkte und verthane Güter wieder herbeiziehen; und ſollſt ſie eintheilen zu kleinen Bauergütern, nach Verhältniß ihrer Größe und Lage und der Güte ihres Bodens, daß ſie von dreiſſig bis ſechszig Morgen Landes groß ſeyen; und ſollſt, wo die Gelegenheit iſt, Weide und Wieſen und etwas Wald dazu legen.

Und wann du die Aecker eingetheilt haſt, ſollſt du ſie öffentlich zu Kauf ſtellen, und ſollſt das Geld, das dafür einkömmt, zu dem Staat ſchlagen.

Und zwar werden wohl Manche, die nicht Bauern ſind, ſolche Gütchen kaufen, aber zuletzt werden ſie Bauern werden, weil ſie nicht anders davon leben können als auf bäuerliche Weiſe. Auch ſollſt du ſolche Ordnung darüber machen, daß keine andere denn Bauern ſolche Güter gerne bewohnen wollen. Und ſoll dies die Ordnung ſeyn:

Ein ſolches Bauergut ſoll in ſeiner Eigenſchaft unverrücklich, untheilbar und unveränderlich bleiben nun und für alle ewige Zeiten; es ſey denn, daß der Staat auf ſeinem Gebiete zu einer Feſtung oder zu einem andern hochwichtigen Werke Gelegenheit ſähe; dann weicht das Kleine dem Großen.

Auf jedem Gütchen muß immer eine Familie wohnen. Deswegen, wenn jemand durch Erbſchaft, Pfand, Kauf ꝛc. mehrere Güter erwirbt, darf er nur eines behalten, und müſſen die anderen ſogleich einzeln andern wieder übergeben oder verkauft werden.

Dies iſt aber das Recht dieſer Güter, damit ſie in der Wehr und Ordnung bleiben mögen:

Nach des Vaters Tode theilen ſich die Kinder in das bewegliche Eigenthum zu gleichen Theilen; das Gut aber mit dem Feldgeräth und dem Vieh, das zu ſeiner Wirthſchaft nothwendig iſt, fällt demjenigen zu, der nach des Vaters Tode den Bauer vorſtellen ſoll.

Ihr müſſet aber noch die Geſetze beſtimmen, ob es der erſte oder letzte Sohn ſeyn ſoll; oder, wenn nur Töchter ſind, welche von den Töchtern, oder ob alle Söhne darum loſen ſollen, daß wen das Glück trifft, den Hof beſitze.

Iſt aber gar kein Vermögen da, ſo haben die andern Söhne, die nicht auf dem Hofe bleiben, nur jeder ein gutes Pferd oder die Ausrüſtung von fünfzig Reichsthalern zu fordern. Jede ausziehende Tochter aber erhält eine junge milchende Kuh und einen Stand Betten. Und dürfen ſie nach dem Recht nicht mehr verlangen.

Denn wenn das Vermögen immer unter allen getheilt würde, ſo müßte das Gehöft nach dem Tode des Beſitzers wohl häufig verkauft werden und liefe unaufhörlich von einer Hand in die andere; oder der junge Antreter würde auch ſo geſchwächt, daß er nicht tüchtig zu wirthſchaften vermögte.

Sind nach des Vaters Tode noch kleine Kinder da, ſo muß ſein Nachfolger ſie ernähren, bis ſie groß ſind und arbeiten können.

Den Müttern und Großmüttern aber, die überleben, wird ein Alttheil *) ausgeſetzt und eine kleine Wohnung und Feuerung gegeben, daß ſie dort ruhig und geborgen leben können bis an ihren Tod.

Und haben ſie eine große Ausſteuer in das Gut gebracht, ſo ſoll ihnen auch bleiben, was ſie an beweglicher Habe haben, und nach ihrem Vermögen ein größeres Alttheil geſetzt werden.

Denn ihr ſollet die Alten ehren und nicht verſäumen die eure Kindheit pflegten.

Und wenn du alles auf dieſe Weiſe ordneſt, wird in deinem Lande die Gleichheit nicht fehlen, die ich lieb habe, und Freude und Freiheit wird blühen in deinen Wohnungen.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Bande.)

---

*) So heißt das auf Bauerhöfen zur Verſorgung der Alten Ausgeſetzte in mehreren Landſchaften des Vaterlandes.

Pflichtſchuldigſte Beſcheinigung und chriſtfreundlichſte Bitte.

Den Herren Johann Görke in Hamburg auf der Fulentwiet, F. L. von Platen aus Stargard, und Chriſtian Lange aus Magdeburg, die mich in den letzten ſechs Wochen mit freundlichen Warnungen und Fragen erquickt haben, ſie mögen nun ſie ſelbſt ſeyn oder von Hexen- und Hexenmeiſtern untergeſchobene Mondkälber ehrlicher Namen, beſcheinige ich den Empfang ihrer Briefe, und melde ihnen hiebei, daß ich gottlob noch nicht weder an Peſt noch Wahnſinn kranke und unter aller ſchmeichelnden Freundlichkeit gewiſſe Spionenſchnauzen wittere. Ihre Neugierde kann ſich mit dem Geſtändniſſe ſtillen, daß alle meine Geheimniſſe in meinen Büchern recht klar und ehrlich ausgeſprochen liegen, und daß, wenn ich deren hätte, ich ſie bei dem löblichen Brieferbrechen keinen teutſchen Poſten anvertrauen würde. Wollen ſie aber die rechten Geheimniſſe wiſſen, ſo mögen ſie einmal zu dem Sternenhimmel aufblicken, und ſehen, wie der Ewige Alte dort das klare und heitre Regiment führt und wie die Aſpekten ſtehen. — Alle treue und gute Seelen aber bitte ich freundlichſt, wenn ſie mir in beſter Meinung Geſchriebenes oder Gedrucktes zuſchicken wollen, wohl zu bedenken, daß die Briefpoſten jetzt allenthalben Reichsthaler verlangen, wo ſie ſonſt in den Groſchen der unteren Ordnungen ſtehen blieben.

E. M. Arndt.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen . . . . Seite 3
II. Briefe des Marquis de Chabannes an den Exminiſter, Grafen von Blacas. London, den 26. April 1815 53
III. Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. 239 S. 8. Paris 1815 73
IV. Geſchichte der geheimen Geſellſchaften des Heers und der ſoldatiſchen Verſchwörungen, welche die Zerſtörung der Regierung Bonapartens zum Zweck gehabt haben. Paris 1815 90

Zweites Heft.

V. Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen (Fortſetzung) 113
VI. Kurze Ueberſicht der politiſchen Lage Frankreichs vom Monat März 1814 bis zum Monat Junius 1815. Paris Jun. 1815 153
VII. Von Napoleon und von Frankreich durch Herrn Azaïs 175
VIII. Und wieder vom Haß 197

Drittes und viertes Heft.

IX. Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige teutſche Verfaſſungen (Schluß) 276
XI.* Hiſtoriſche Entwickelung des Einfluſſes Frankreichs und der Franzoſen auf Teutſchland und die Teutſchen von Friedrich Rühs 289
XII. Ueber die europäiſche Revolution, von C. J. B. Bonnin. Paris 1815. 307
XIII. Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen Geſetzgebung 346

---

* Hier iſt durch ein Verſehen des Setzers die Zahl 10 überſprungen.

Druckfehler.

Seite Zeile
208 — 2 für Geſchichte lies Geſetze.
230 — 17 f. wenzgen l. wenigen.
231 — 1 hinter hatte ſetze ein Komma.
243 — 9 f. Der l. Den.
258 — 14 f. umfaßlichſten l. unfaßlichſten.
278 — 13 f. Willen l. den Willen.
312 — 4 f. unverträglichſte l. unerträglichſte.
329 die Note f. Fritillnm l. Fritillum.
360 — 5 f. ward l. wird.
383 — 8 f. Weltbauern l. Waldbauern.

Der Wächter,

eine Zeitſchrift,

in zwangloſen Heften,

von

Ernſt Moritz Arndt.

Heinlein,

Dritter Band. Erſtes und zweites Heft.

Köln 1816,
bei Heinrich Rommerskirchen.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.-Bibl.
München

I.

Sankt Chriſtoph.

Sankt Chriſtoph war ein Wandersmann,
Und ging die Welt wohl auf und ab.
Es klang in ſeinem Buſen an,
Was ſeinem Herzen Sehnſucht gab:
Von oben kam ein mächtig Treiben,
Er durfte nicht zu Hauſe bleiben.

Er wuchs im Lande Canaan,
Wo unſer Herr für alle litt,
Zu ſtolzer Länge reiſig an,
Die über Rieſenmaaße ſchritt,
Von ſeinen Fäuſten hört man ſagen,
Sie könnten Thürm' und Berge tragen.

Er ſah, zu Hauſe ſtand's nicht recht,
Der feine Schelm war Meiſtermann,
Den Starken machte Geiz zum Knecht,
Den Schwachen ſchirrte Feigheit an.
So wollt' er ſich nicht jochen laſſen,
Drum ging er frühe eigne Straſſen.

Durch viele Reiche nah und fern,
Wohl über Land und wohl über Meer,
Er ging ſich ſuchen einen Herrn
In weiter Wandrung hin und her,
Den Jüngling trieb ein groß Erkühnen,
Allein dem Stärkſten wollt' er dienen.

Zuerſt er ſeinen Dienſt verhieß
Dem Kaiſer jenſeits Mohrenland,
Dem folgten, wann's zur Tafel blies,
Zehn Dienerkön'ge flugs zur Hand,
Bei deſſen kleinſtem Wink und Huſten
Zehnhundert Fürſten ſpringen mußten.

Der, dacht' er, iſt ein rechter Herr,
Und dient' ihm treulich manches Jahr,
Bis endlich einer, weiß nicht wer,
Zum Hofdienſt eingeboten war,
Der viel von dunkler Zukunft Zweifel
Und von der Hölle ſprach, vom Teufel.

Kaum daß es nur vom Teufel ſchallt,
Sieht Chriſtoph, wie ſein Kaiſer ſteht
Gleich einem, dem des Schwerdts Gewalt
Im Hochgericht zum Nacken weht,
Er ſieht ihn zittern und erblaſſen,
Und muß den Feigen gleich verlaſſen.

Er ruſt: „Dem dien' ich länger nicht,
Sein Meiſter muß der Teufel ſeyn.“
Des lauſchet froh der Höllenwicht
Und ſtellet gleich ſich freundlich ein,
Kommt mit Geſchwänzel und Gewaiſel,
Und ſpricht: Hier haſt du mich, den Teufel.

Biſt du der Teufel, ſchlage ein!
Wenn du kein Mann von Fürchten biſt,
So will ich treu dein Diener ſeyn,
Wie einer treu geweſen iſt.
Der Teufel ſtellte ſich gewaltig,
Und Chriſtoph war an Treue haltig.

Das war dem Herrn Beelzebub
Ein Knecht bequem für ſchwarze Kunſt,
Der Berge aus den Wurzeln hub,
Und Seeen goß in Feuersbrunſt,
Geſchickt, des Himmels argem Affen
Zu locken Seelen zum Vergaffen.

Er brauchte das unſchuld'ge Kind,
Das nichts von Lug und Trug verſtand,
Für allen Lügendunſt und Wind,
Für allen bunten Höllentand:
Der Chriſtoph lernte Künſte machen
Zum Seelenfang des alten Drachen.

Denn Satan trug gar ſein Gebehr
Und ſtellte ſich gewaltig an,
Als ob ihm nun und nimmermehr
Ein andrer nichts gewönne an:
Der Chriſtoph nahm ihn für den Rechten;
Drum hielt er's aus bei ihm zu knechten.

Doch einſt der Teufel ſich verging
Und kam dem heil'gen Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing,
Und bebt' und floh, als er's erſah;
Und Chriſtoph ließ den Zagen laufen,
Und ſprach: Der mag ſich Knechte kaufen.

Und an dem Kreuze blieb er ſtehn,
Woran das Bild vom Heiland hing,
Er konnte nimmer hinnen gehn,
So ſehr des Schauens Luſt ihn fing,
Er dachte: Hier wird's endlich frommen,
Hier wird der rechte Meiſter kommen.

Er ſtand drei kalte Nächte durch,
Vom Hunger und vom Durſt gequält,
Er ſtand drei heiſſe Tage durch,
Und hat nicht Tag und Nacht gezählt
Und hat das Trinken und das Eſſen
In Seligkeit des Schau'ns vergeſſen.

Und als erſchien die vierte Nacht
Und Mond und Sterne gingen auf,
Iſt er vom langen Traum erwacht,
Ein Kinderſtimmchen weckt' ihn auf,
Es klang ſo mächtig laut herüber:
Iſt keiner, der mich holt hinüber?

Zum Chriſtoph klang's wie Gottes Wort,
Er nahm ſogleich den Wanderſtab
Und ſauſt' in Sturmeseile fort,
Woher es klang, zum Fluß hinab,
Er war geſchwind hindurch gewatet,
Und hatte kaum die Knie' gebadet.

Und jenſeits er ein Kindlein fand,
Das ſah ſo wunderlieblich aus,
Daß er es gleich mit ſtarker Hand
Schwung auf die Schultern hoch hinaus,
Er lud es fröhlich auf den Rücken,
Und mußte viel zurückeblicken.

Doch als er in das Waſſer tritt,
Da fühlt er ſchwer der Bürde Laſt,
Muß ſtönend ſtützen Schritt auf Schritt,
Als hätt' er Stein und Berg gefaßt,
Auch ſieht mit fürchterlichem Sauſen
Er wild das Meer zum Strome brauſen.

Und als er kaum die Mitte hält,
Geht ihm die Fluth bis an den Mund,
Da denkt er: trätest du das Feld!
Gar tückiſch iſt des Waſſers Grund;
Zum erſten Mal in ſeinem Leben
Fühlt er von Furcht ſein Herz erbeben.

Doch ſicht es durch der Rieſenheld,
Und als er das Geſtad erreicht,
Die ſchwere Bürde von ihm fällt,
Das Kindlein wird ſo leicht, ſo leicht,
Der Strom iſt wieder ausgefloſſen,
Als hätt' er nimmer ſich ergoſſen.

Und ſtaunend ſieht er um ſich her,
Und ſtaunend ſieht er auf das Kind.
Es ſpricht: Was wunderſt du dich ſehr,
Daß Kinder auch gewaltig ſind?
So wiſſe, kühnlich war dein Wagen,
Du haſt den Herrn der Welt getragen.

Und wie das Kindlein dies geſagt,
Wie Licht und Lüfte ſchwebt es fort,
Und Chriſtoph zittert bebt und zagt,
Daß ihm es Mark und Bein durchbohrt:
Wie ſoll der Mann die Wonne tragen,
Daß er den Herrn der Welt getragen?

Und reiſig macht er gleich ſich auf
Und forſchet nach dem Kreuzesbild
Und nach des Kindleins Lebenslauf,
Das ſo gewaltig und ſo mild;
Und als er alles recht vernommen,
Da hat er ſelbſt das Kreuz genommen.

Und mit dem Herrn, dem rechten Herrn,
Iſt er gezogen weit und breit,
Der Chriſtenheit ein heller Stern
Voll Seligkeit und Heiligkeit,
Und hat das große Heil verkündigt,
Das alle Welt durch Blut entſündigt.

Er hat gelernt, durch Knochenmark
Gewinnt man nicht das Himmelreich,
Durch ſtille Demuth iſt er ſtark,
Durch Lieb und Glauben iſt er reich,
Durch Dienſt der Armen und der Schwachen
Bezwingt er alle Höllendrachen.

Und nach dem langen Pilgerlauf,
Der nicht mehr ird'ſche Kämpfe ſucht,
Thut ihm das Paradies ſich auf,
Die Seele nimmt durch Blut die Flucht,
Er iſt durch Martern und durch Wunden
Des ſtärkſten Herren werth erfunden.

Nun wohl dir, wohl dir, Wandersmann,
Der ſolchen Preis gewonnen hat!
Wohl mancher ſtrebet ab und an
Den langen ſchweren Pilgerpfad,
Und ſucht und ſuchet zum Erblinden
Und kann den rechten Herrn nicht finden.

Wink du's uns von den Himmelshöh'n —
Du haſt's verſucht mit manchem Wicht —
Daß wir auch hin nach oben ſehn:
Das unten bleibt und raſtet nicht:
Und ſoll was ſtehen auf der Erden,
So muß es dort geſegnet werden.

II.

Der neue Phaeton.

Es bläſt ein luſtiger Poſtillion
Ins Horn;
Die Reiſenden ſtehen, und warten ſchon
Auf's Horn;
Der Schwager iſt gar ein mächtiger Mann,
Hat ſiebenmeilige Stiefeln an;
Sein Horn
Das tönet mit einem gewaltigen Klang
Vom Aufgang wohl bis zum Niedergang,
Kein Ton der geht verloren.
Drum blaſe, muthiger Poſtillion,
Ins Horn, ins Horn!

Er treibt ein fliegendes Viergeſpann
Hallo!
Das wiehert den kommenden Morgen an
Hallo!
Die Nüſtern ſprühen die feurige Gluth,
Die Hufen ſtampfen den freudigen Muth
Hallo!
Sie wittern den fröhlichen Sonnenſtrahl,
Drum wiehern ſie ſchnaubend zum Sternenſaal,
Und muthig rufet der Fuhrmann drein:
Hallo! Hallo!

Es klingt — wie reiſſen die Roſſe aus!
Huſſa!
Wie fliegen ſie über die Welt hinaus!
Huſſa!
Sie überfliegen den ſchnellſten Wind,
Dieweil ſie der Flammen ſo durſtig ſind,
Huſſa!
Und luſtig bläſet der Poſtillion —
Er iſt kein ſchwächlicher Phaeton —
Trara! Trara! Trara!
Er bläſt ein fröhliches Sternenlied:
Trara! Trara!

Doch krächzt es unten dem Flieger nach
„O weh!
„Der Burſche treibet es gar zu jach,
„O weh!“
Das iſt die blöde Philiſterſchaar,
Die mit den drei *) Schneidern im Kriegsrath war,
O je!
Sie prophezeih'n ihm den Untergang,
Er rollet den Himmel ſo friſch entlang —
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Und ſtäubt den Gaffern Funken ins Aug.
O weh! o weh!

---

*) Das bekannte Mährchen von den drei Schneidern, wie ſie Kriegsrath hielten, um einem Haſen vom Leben zum Tode zu verhelfen, kennt wohl faſt jeder.

III.

Zum neuen Jahr.

Feuriges Leben ſprüht und himmliſcher Urſprung in jenen Samen, ſo weit ſie nicht hemmt die Faulheit verderblicher Leiber. *)

In Helſingland in Schweden erhebt ſich mitten in tiefen Wäldern, den Wohnungen der Elenne Bären und Wölfe, ein runder kugeliger Berg, ſo rund und ſo gleichmäſſig, als wäre er von Menſchenhänden ſo hingegoſſen oder eines jener Werke, welche der Glaube des mittleren Alters Hünenwerk oder Teufelswerk genannt hat: von jener Geſtalt, wie die Hügel, welche unſre Vorderen weiland über die Leichen erſchlagener Helden ſchütteten. Dieſer Berg heißt Guldberget, zu teutſch der Goldberg. Ihn haben die Aſen weiland, als ſie vor langen Jahrhunderten aus Aſien gen Nordweſten zogen, aus den Gebirgen des fabelhaften Tibets und Indiens oder vom Kaukaſus mit hinübergepflanzt und manche leuchtende und ſternige Erinnerung des alten Götterlebens und alle jene unbekannte Weſen, die im Grauen oder in der Sehnſucht der Nacht umwandeln, in ihn hineingelegt; und auch die Schatten der Helden dürfen ihn zuweilen umſchweben. Hier in den dunkeln und geheimen Schooße der Steine liegt in glänzenden Kammern das Gold

---

*) Igneus est illis vigor et coelestis origo
Seminibus, quantum non noxia corpora tardant.

VIRGIL.

und das Silber unendlicher Menſchengeſchlechter aufgehäuft, das die alten Götter bis zu ihrer Wiedergeburt den Berggeiſtern zu bewachen überantwortet haben; hier wohnen den langen ſtarren Winter die holdigen Seejungfrauen, die Nixen, bis die Maie grünt und die Konvalle an dem Berghange die weiſſen Aeuglein der Sonne öffnet, wo ſie ſich wieder in ihre Fluthen tauchen und mit dem ſchelmiſchen Neck den Köhlern und Steinbrechern manchen Poſſen anthun, aber mit den Jägern und Hirten im Wachen und Träumen manche liebliche Spiele ſpielen; hier frieren die zarten Elfen, die duftigſten Blüthen der Geiſterwelt, als Regentropfen im November mit Seufzern und Klagen in den Felſenritzen feſt, bis ſie im Maimond, wann der Schnee thaut, mit luſtigem Kichern in Bächen durch Blumen fortrieſeln und ſich im Mond- und Sternenglanz mit ihren feinen ſtrahligen Leibchen um die Auen und Quellen zum luſtigen Reigen zuſammenſchürzen; hier ſitzen in der dunkeln Tiefe die grauen Bergmännlein, die blinden verzauberten Geiſter der Steine und Metalle, traurige Kinder der kalten Nacht und des ewigen Schweigens, das Schrecken und der Tod des Bergmanns, wann ſie die metallenen Glocken der feuchten und unterirdiſchen Schachten ringen, das Grauſen der Menſchen droben, wann ſie im graulichen Zwielicht des Abends oder Morgens durch die Tannen und Birken mit tückiſchem Gelächter hinrauſchen: doch ſelten erſcheinen ſie ſelbſt, ſondern ſenden den Wehrwolf und den Mainwolf und den Luchs den Nachtfunkligen oder die Katze, die mit allen Farben ſchillert und doch nicht getödtet werden kann um die beiden Stunden der Mitternacht — mit dieſen ängſtigen ſie die Menſchen, wann die Augen und Herzen ungewiß ſind. Doch mitten unter dieſen Geſtalten der Freude und des Grauens hat ſich das luſtige und fröhliche Völkchen der Unterirdiſchen angeſiedelt, das das Saitenſpiel und die Freude liebt und den Menſchen freundlich und hülfreich iſt. Dies iſt das Völkchen des gläſernen Berges: die Unterirdiſchen werden ſie genannt, weil ſie meiſtens unter der Decke ſitzen, worauf wir uns oft hoch zu ſtehen gebehrden. Aber nicht das Licht iſt ihnen verſagt, denn durchſichtig iſt die Hülle ihres wunderſamen Pallaſtes, welche aber die blindäugigen Menſchen nicht ſehen können, und hell fallen die Sonnenſtrahlen hinein, und freundlich ſpiegeln ſich der Mond und die Sterne darin; und wann der Frühling kommt und die Bäume und Sträuche grünen und die Blumen blühen, dann ſchlüpfen ſie hervor bei Nacht und verleiben ſich den Blumen ein und den Haſelſtauden und dem Holder und auch andern Sträuchen, aber jenen beyden meiſt, und ſo wärmen ſie die ſchönen Lenzesmonde ihre zarten Seelchen an dem friſchen Lichte, und freuen ſich der Nachtigallen, die da ſingen, und der Lämmer, die da ſpringen, und der Kindlein, die auf den Auen und Hügeln ſpazieren gehen und ſich Blumen pflücken und Kränze winden; und oft laſſen ſie ſich mit den Blümlein gern abpflücken, und von den Kindlein heimtragen, denen ſie des Nachts als Träume wunderſchöne Geſchichten ins Ohr flüſtern, und mit dem Morgenrothe wieder in den Wald ſchlüpfen. Der gläſerne Berg dieſer Unterirdiſchen ſteht mitten in dem Goldberge und iſt durchſichtig durch und durch, und hat die herrlichſten Säle und Kammern, wo das Saitenſpiel und der Reigen immer luſtig gehen. Es iſt aber dieſes Völkchen der Zwerge gar zart und hold, kleiner als die zarteſten Kinder der Menſchen, und ſie können ſich, wie ſie wollen, durch eigene Kraft noch viel kleiner machen. Dies wiſſen die Wenigen wohl, welche die Spuren ihrer Füßchen geſehen haben oder gar bei ihnen geweſen ſind. Sie ſind alle ſchön und freundlich, beides die Büblein und die Mägdlein, und thun den Menſchen nie etwas zu Leide ſondern alles Gute und Schöne, auſſer den Böſen und den Belauſchern verbotener Geheimniſſe, wenn dieſe in ihre Nähe kommen. Dieſe Unterirdiſchen ſind die übriggebliebenen Seelen der Götter und Helden, die noch werden ſollten bei dem nordiſchen Volke, nach dem Glauben der Sage hier feſtgebannt durch ein unbekanntes Verhängniß, ſeitdem der Chriſt in die Welt gekommen iſt und den Strom der alten Göttergeſchlechter verſtockt hat. Doch ſind ſie keine Traurigverworfene, ſondern ſie ſind Fröhlichhoffende und ſpielen das wunderſame Spiel der bezauberten Seelen ſo luſtig fort, bis auch zu ihnen das ewige Heil kömmt und das ernſte Schickſal, das ſie aus den Leibern der Bäume und Blumen durch die Leiber der Menſchen bis zur ſeligen Verwandelung weiter führt. Sie wiſſen viel, was im Himmel über uns geſchieht, und alles auf Erden verſtehen und erkennen ſie klar, denn keine Leidenſchaft und keine Liebe und kein Haß, die zu wild verdunkeln, blenden ihnen die hellen Aeuglein. In den heiligen Wochen, welche alle Chriſten feiern, und an den hehren Feſten ſind ſie ganz freigelaſſen und mögen wandeln über die Erde und zu den Menſchenkindern, wohin ſie wollen. Ihr Wandeln iſt aber unſichtbar und geſchwind wie des Sonnenſtrahls, alſo daß es nicht geſehen, ſondern nur zuweilen gefühlt wird als wie ein Blumenhauch oder ein Kuß der Geliebten oder ein ſäuſelnder Traum, deſſen Lieblichkeit man bei'm Erwachen fühlt aber auch gar vergeſſen hat. Wem ſie ſich aber zeigen wollen an dieſen Tagen, dem ſetzen ſie ihr Käppchen auf und ziehen ihm ein paar gläſerne Schuh an; und dann mag er ſie ſehen, wie ſie ſind. Dann haben ſie oft kleine Knaben und Mägdlein mitgenommen in den gläſernen Berg, die ihnen gefielen, und haben ſie wohl fünf bis ſechs Jahre bei ſich wohnen und aus ihren güldenen Bechern trinken und mit ihnen ſpielen und tanzen laſſen. Und die haben ſie dann, wann die Zeit verfloſſen war, wie lange ſie ſie behalten durften, plötzlich wieder zu ihren Aeltern gebracht und zu ihren Schweſtern und Brüdern, und die haben Wunder und Mährchen zu erzählen gewußt ihr Lebenlang, und ſind Maler und Saitenſpieler und Dichter und Gold- und Blumenwirker und andere künſtliche Leute aus ihnen geworden, aus den Jungfrauen aber gar zärtliche Bräute und Mütter; aber alt ſind ſie ſelten geworden auf Erden von wegen der zu vielen Sehnſucht nach dem Geheimen und Wunderbaren, die ſie bei ihnen bekommen haben. — An dieſen freien Tagen beſuchen ſie auch die Grabhügel der alten Götter und Helden, deren dunkle Schatten Augen und Ohren bekommen, damit die luſtigen Seelchen ihnen für den ſtummen Schlaf der nächſten Monden fröhliche Erinnerungen vergangener Zeiten und Thaten als

Träume zuſäuſeln können; denn nicht völliges ewiges Todesdunkel darf unter ſolcher Erde herrſchen. Aber die höchſten der Götter ſind dann losgebunden aus dem langen ſtarren Schweigen der Finſterniß, auch die im Leben weiland verzaubert und in Steine Seen und Thiere gebannt wurden, dürfen dann ſchweben und leben und umherwandeln und wenigſtens eines geſpenſtiſchen Daſeyns ſich freuen am Schimmer der Sterne. Das iſt aber das höchſte Feſt für die himmliſchen Heerſchaaren und für die Engel und Menſchen und für alles, worin ein geiſtiges Leben wehet — die Nacht, wo der Heiland gebohren worden. Da leuchen alle Sterne bis in die tiefſten Abgründe der Erde, da bekommen alle Steine der düſtern Tiefe Augen, da läuten alle Erze und Metalle mit hellen Glocken den großen Gottesdienſt der ganzen Natur zuſammen, und alle guten Geiſter beten an. Dann um die Mitternachtſtunde ſteht der Berg weit offen wie ein diamantenes Thor eines goldenen Pallaſtes, damit die Götter einfahren können. Und die grauen Aſen kommen, Odin und Thor und Freia und Baldur der Schöne, und erquicken ſich die heilige Nacht an den Spielen der fröhlichen Geiſterchen und feiern auf eine verhüllte Weiſe das große Geheimniß der Erlöſung, deren auch ſie zu ihrer Zeit warten, die längſtgeweſenen. Und um die Stunde, wann es im Oſten grauet und die Hähne zum vierten Mal krähen und die Träume lichter um die Häupter der Menſchen weben — dies heißt aber da unten die Stunde der Weiſſagungen — dann fallen alle Unterirdiſchen auf die Kniee und nehmen die Käppchen ab und falten die Händchen darum, und die Götter ziehen dannen; Odin aber ſetzt ſich auf den Berg und überſchauet mit ahndender Seele die Länder und was die Enkel und Urenkel erfreuen oder erſchrecken wird, und ſein Rabe flattert um ihn und ſingt die Zeichen der Zukunft. Und er hat geſungen dieſe heilige Nacht.

Und ich wollte die Klänge des Raben zu Menſchenworten umſetzen — denn ich verſtand ſie wohl, als mein kleiner Unterirdiſcher aus den neun Bergen von Rambin, wo die Holdſeligkeit wohnt, ſie mir zuflüſterte — aber ich bedachte das Gekrächze und Geſchrei, das die Käuze nnd Dolen erheben würden ob der Weiſſagung und wie die Götterſprüche durch Schimpf und Tadel verdreht und entweiht werden könnten; und deswegen ſollen ſie nur mit den Rabenklängen durch die Lüfte klingen wie ferne dunkle Laute voll Ahndung und Sehnſucht, bis das andere Jahr kommt und hell ausklingt, was jetzt noch verhüllt ſchweigt. Und das ſage ich allein den Traurenden zum Troſt und den Muthigen zu kühnerer Bemuthigung, daß auch der odinſche Rabe, mit den prophetiſchen Flügeln über dem Goldberge ausgebreitet, das geweiſſagt hat von dem Jahre 1816 nach Chriſti unſers Herrn und Heilandes Menſchwerdung, was wir erſtaunt ſchon vor achtzehn Jahren in den frommen Büchern eines teutſchen Sehers laſen, daß es für Teutſchland und für Europa *ein Jahr der Beglückung und Befreiung* ſeyn werde. So nehmen wir denn die Bedeutung an, wie Millionen ſie ſich deuten und mit ausgeſpreiteten Armen die Erfüllung vom Himmel flehen: daß dieſes Jahr 1816 uns ein geſegnetes Jahr werde durch Friede und durch Gerechtigkeit, daß in ihm zwiſchen den Herrſchern und den Völkern durch Geſetze das Band der Liebe und des Gehorſams unauflöslich gebunden werde, das durch nichts Anderes gebunden werden kann. Wann dieſes Gebet erhört wird, dann jauchzen die, welche bei Leipzig und Laon und Ligny und beim Schönen Bunde gefallen ſind, über uns in den himmliſchen Chören, dann weinen die einſamen Bräute und Wittwen ſüßere Thränen, und die Mütter ſchaukeln ihre Säuglinge mit Luſt auf den Knieen, und die Väter freuen ſich ihrer Söhne, als die nicht mehr durch den Exercierſtock ſondern durch Worte, wie die Palafoxe *) und Friedrich Wilhelme ſie in großen Nöthen nur ſprechen dürfen, in die hohen Tode getrieben werden.

Es funkelt aber noch ein hellſter Stern über unſern Leiden und Freuden, über denen, deren Gebeine ſchon unter dem Raſen ruhen, und über uns, die ſich noch des irdiſchen Lichtes freuen: der Stern, der alle Weiſſagungen der Heiden ſtumm und alle Chriſten zu Sehern gemacht hat, der Stern des ewigen Heils, zu dem die Hirten anbeten kamen und die Weiſen aus Morgenland Weihrauch und Myrrhen brachten. Zu dieſem Stern, der in dieſen feſtlichen Tagen einſt über den Erdball aufging, müſſen wir ſchauen, zu ihm, der dreifaltig leuchtet in dem Vater dem Sohn und dem Geiſte, müſſen wir die fröhlichen Blicke wenden, Gott muß der Anfang und das Ende ſeyn. Er muß doch alles

---

*) Man erinnere ſich des Aufrufes dieſes hochherzigen Spaniers an ſeine Landesleute, als die Franzoſen ſie um die Freiheit bekriegen wollten.

machen und vollbringen, und er macht und vollbringt auf das herrlichſte, was wir in blinder Ungeduld oft ſo gern anders gewollt haben. Wir haben es wohl gelernt in den letzten Jahren, daß er es gemacht und vollbracht hat, wir haben wohl erkennen gelernt, daß er recht in der Mitte geweſen iſt, daß er die Thorheit in Glück und die Blindheit in Weisheit und die Liſt in Untergang verwandelt hat. So dürfen und wollen wir ihm auch für die Zukunft vertrauen, der feſten Zuverſicht, daß er das Volk nicht verlaſſen noch verſäumen wird, das ihn nicht verläßt und verſäumt.

Und nun nach dieſem für uns und für alle recht herzlich gemeinten Neujahrswunſch zur Einleitung des Jahrs einen kurzen Blick auf die nächſte Vergangenheit und Zukunft.

Bei dem Wageſtücke dieſes Blickes, wobei unſerer Seele Großes vorüberwandelt, geſunkene Thronen, gefallene Helden, gewaltige Verhängniſſe und Verwandelungen und Wiedergeburten der Völker, die aus der geheim waltenden und ſchaffenden Nacht der Zeiten hervorſteigen, könnten wir auf etwas ganz Kleines hingewieſen werden, nemlich auf unſer eigenes weniges Selbſt. Wir müßten uns vielleicht ſo weit anblicken, ob wir auch das Recht haben umherzublicken, oder nur aufzublicken: wir könnten dabei in eine recht ernſthafte Betrachtung nach kantiſchen Grundſätzen über den Blick, den Blickenden und das Angeblickte verwickelt werden. Aber weil von ſich ſelbſt reden widerlich und verhaßt iſt, ſo ſchieben wir das Kleine zurück, und werfen einen Blick auf das Ganze, der einzelnen Streite und

Hader um unſer perſönliches Nichts und um jedes perſönliche Nichts unbekümmert. Wahr bleibt doch wahr, und ein getroſter und ſich keiner Falſchheit und Tücke bewußter Muth läßt dieſſeits und jenſeits nicht zu Schanden werden.

Es iſt ſeit dreißig Jahren ein großer Kampf der Ideen, woran alle Mitlebende den lebendigſten Antheil genommen haben und nehmen. Wir haben oft den Glauben aller Beſſeren ausgeſprochen, daß in ſo großen Bewegungen und Strebungen der Gemüther kein Ungefähr waltet, ſondern der ewige und in den Tiefen der Geſchichte und Offenbarung alles bereitende Gott. Wir haben auch darüber mit allen edlen Zeitgenoſſen oft geklagt, daß das, was an ſich recht und wahr iſt und immer bleiben wird, durch verbrecheriſche Menſchen bis zum Gräuel entweiht iſt. Wir ſcheuen uns nicht, hier noch einmal zu ſagen, daß die meiſten der Grundſätze, welche die erſte Volksverſammlung Frankreichs im Sommer des Jahrs 1789 aufſtellte, die Anerkennung der ewigen Zeit und Geſchichte haben. Aber es fehlte denen, die ſie ins Leben einführen ſollten, an Tugend und Einſicht und an jener Mäſſigkeit, ohne welche nichts Politiſches Feſtigkeit gewinnen kann. Der Leichtſinn und die Verruchtheit haben ſie durch die Anwendung geſchändet und den Dienern und Verkündigern der Willkühr und Tyrannei und der dumpfen und thieriſchen Dummheit dadurch gegen das unſterbliche Recht und die unüberwindliche Wahrheit Waffen geſchärft, welche vor jener Zeit faſt ſtumpf gehauen waren. Was aber die Menſchen gefrevelt haben, dafür können die Grundſätze nicht. Denn was iſt nicht entweiht worden auf Erden durch

Frevel und Heilloſigkeit der Menſchen? Hat nicht die chriſtliche Religion ſelbſt, die heiligſte kindlichſte und mildeſte, unheiligen und wilden Leidenſchaften der Menſchen oft zum traurigen Vorwande dienen müſſen der Herrſchſucht und Grauſamkeit? hat man ihrem Munde, der alles beſänftigen, befriedigen und beruhigen ſollte, der ſich nur für fromme Liebesgrüße und Liebesküße öffnen ſollte, nicht ſogar Wolfszähne und Hyänenzähne eingeſetzt? — Alles wird ſchlecht und gemein, wenn die Menſchen, die es gebrauchen, ſchlecht und gemein ſind. Aber Unrecht haben diejenigen, welche bei ſtillen und gehorſamen Völkern da Gefahr zeigen wollen, wo bei unruhigen und meuteriſchen Völkern allerdings leicht Gefahr iſt. Die Teutſchen, wenn ſie billiges Recht und feſte Geſetzlichkeit der politiſchen Verhältniſſe anſprechen, können ſich auf ihre Geſchichte berufen, auf zwei Jahrtauſende, die ſie als ein treues, redliches und gehorſames Volk offenbart haben. Sie werden mit Mäßigung und Ordnung um dasjenige bitten, was ſich nicht zurückweiſen läßt, weil die Zeit und die Noth und alle Gefühle und Gedanken der Menſchen es unabweislich fordern; ſie werden ruhig und ehrerbietig darum handeln und theidingen mit den Herrſchern, und aus der Mitte der verſchiedenen Anſprüche und Bedürfniſſe wird der ſchönſte Neugebohrne dieſes Jahrs 1816, der geſetzliche und ſichere Zuſtand, hervorgehen, der alle beruhigt und ſichert. Denn die Thore eines neuen Zeitalters ſind weit geöffnet; alle fühlen, was alle bedürfen, alle haben die unendliche Gewalt begriffen, welche die Zeiten und Geſchichten der Völker beherrſcht und vor welcher Fürſt und

Bettler im Staube anbeten müſſen: ſie heißt Gott und Geſetz. Jm frommen und treuen Sinn können heilige Bande zwiſchen den Herrſchern und den Beherrſchten, welche ſeit Jahrhunderten zerriſſen waren, nur wieder verknüpft werden; und welche Rücktreibungen auch von einigen verſucht werden, die alles Blinde und alle Blindheit Glück und Ehre der armen Sterblichen nennen, ihr Treiben wird ihnen nicht gelingen. Die Zeit iſt auf immer vergangen, wo ein Korporal mit dem Uebungsſtocke und ein Thorbeſucher mit dem Spüreiſen von dem Bauer und Bürger als gewaltige Ausflüſſe der höchſten Macht angeſtaunt und gefürchtet wurden. Die Menſchen ſind ſo weit mündig geworden, daß ſie das Edlere ſehen und verehren wollen, das Würdigere und Menſchlichere.

Es ſind in der bewegten Zeit, worin wir leben, und welche die Herzen und Geiſter in Freude und Leid fürchterlich aufgeſchüttelt hat, allerdings auch der Unreinen und Schlechten genug erregt, welche, wie es bei allem Jrdiſchen und Menſchlichen zu geſchehen pflegt, auch mit dem Heiligſten und Größten tändeln und gaunern. Es giebt der Abentheurer und Gaukler genug beides mit dem Degen und mit der Schreibfeder, welche ſich an jede große Begebenheit, jede auſſerordentliche That und jeden berühmten Namen hängen und ſie mit ihrer eigenen Elendigkeit beſchnautzen und beſchmeiſſen. Wie nach dem Ausſpruche eines Kirchenvaters die Fliege kein weiſſes Papier und der Teufel keine reine Seele leiden kann, ſo ſind dieſe Abentheurer und Gaukler immer gerührig und geſchäftig, dem Bedeutenden das Jhrige anzuhängen. Wem ſind dieſe nicht begegnet, die mit dem Schall großer Verbindungen und Geheimniſſe durch die Welt ziehen und Namen und Perſonen umhertragen, die durch ſolches leichte Geflügel aber nur auf Augenblicke entweiht werden können? Wie ſollten ſich dieſer bei uns in Teutſchland nicht viele finden in dem Mittelpunkte Europa's, da man an den äuſſerſten Enden unſers Welttheils, in Stockholm, Petersburg, Konſtantinopel, auf ſie ſtößt? Flaches und erbärmliches, aber den Guten und der Sache der Guten keinesweges ganz ungefährliches Volk, weil es mit dem Maule ſehr friſch iſt, und weil die Menge immer ein gutes Theil von dem bei ſich aufnimmt, was das loſe Maul herumträgt. Dieſes Geſchlecht, die ſogenannten Ritter vom Blumenfelde, welche nach den Turneien kommen und die Splitter der Speere und Degen der Helden aufleſen, wird ja immer ſeyn und darf auch in Gottes beſter Welt nicht fehlen, wo unter Roſen und Lilien der Schierling und unter Nachtigallen und Lerchen Spatze und Aaskrähen Platz und Leben finden. Wie es Wechſelreiter giebt, die auf den Glauben guter Häuſer ſo lange reiten, bis ſie ſich feſt reiten, ſo giebt es immer eine Menge Seiltänzer und Luftreiter, die auf großen Namen und Thaten wie auf geſtohlenen Pferden lange ungeſtraft durch die Welt galoppiren und Leute, die an langer Weile leiden, mit wunderſamen Neuigkeiten und Gerüchten erquicken.

Wer in der Zeit, die wir die letzten zehen Jahre verlebt haben, nicht taub und blind geweſen iſt, hat dieſe leichte Schaar immer zu Pferde gefunden. Aber wenn Manche der Eigenen ſo geſündigt haben, ſo haben wir doch am meiſten und nicht erſt ſeit den letzten zehen Jahren, über die Wälſchen zu klagen, die unſre Wiſſenſchaft und Geſchichte ſeit Jahrhunderten ſchon als eine überſpannte Verrücktheit oder matte Narrheit dargeſtellt haben. Sie wußten, wie leicht wir uns was einbilden laſſen, und wie viel ſie für ihre heilloſen Entwürfe gegen das teutſche Reich dadurch gewinnen konnten, daß ſie uns unſere Tugend nnd Begeiſterung, ja unſern Zorn für das Vaterland als eine Tollheit oder Verworfenheit ſchilderten. Sie wußten, die teutſchen Nachbeter würden nicht fehlen, die gedankenloſen Büchermacher und Bücherrichter, welche das Volk gewöhnt haben, alle Worte, die von den Wälſchen kommen, als ein Evangelium anzunehmen und weiter zu verbreiten. Dies Uebel, wogegen immer noch ſo vielen tauben Ohren gepredigt wird, war ſchon lange vor den Zeiten des Korſen Bonaparte und vor jenen Tagen des Unheils, wo die politiſchen Betrachtungen Ausſprüche und Anſichten, in welchen die Talleyrands, Marats, Bachers und Benzel uns ihre Weisheit zu Tage legten, als pythiſche und unvermeidliche und unumſtoßliche Götterſprüche verehrt werden mußten. So iſt es bis auf den heutigen Tag, und in manchen teutſchen Landen ſcheint es, als ob nur die Glocke bei uns angezogen werden dürfe, die zuerſt in Paris geklungen hat, als ob wir allein von den pariſer Zeitungsblättern lernen können, wie es um uns und um unſere Politik ſteht. Es iſt dies ein demüthigendes Bekenntniß für uns nach ſo großen Siegen; aber es iſt nur zu wahr. Unſre Cenſoren ſcheinen denſelben Glauben zu haben, durch welchen die teutſchen Diplomatiker den wälſchen immer untergelegen haben. Was pariſer Blätter verkündigen, davor hat jeder Cenſor die Ehrfurcht, daß es in allen teutſchen Zeitungen ohne Anſtoß und Schaden, ja mit Erbauung geleſen werden mag; teutſche Gedanken und Anſichten dürfen wenige Schreiber haben, weil wenige Cenſoren ihnen den Paß geben. Wer dieſe franzöſiſchen Blätter ſeit dem Frühlinge 1813, wo der König von Preuſſen all ſein Volk in die Waffen rief, mit Andacht und Erbauung, und vor allem mit Glauben, geleſen hat, dem kann es nicht zweifeln, daß es für ganz Teutſchland ein ſehr trauriges und für Preuſſen ein ſehr bedenkliches Ereigniß geweſen iſt, daß man die Menſchen durch die That den Beweis hat führen laſſen daß ein gewaltiges Herz, das für Gott, Herrſcher und Vaterland entflammt iſt, gewaltige Dinge empfangen und gebähren kann, ja daß die napoleoniſche Tyrannei vielleicht glücklicher geweſen wäre, als dieſe großartige Freilaſſung. Ja hier, wo die Franzoſen den Teutſchen zum erſten Mal ein Uebergewicht geiſtiger Empfänglichkeit öffentlich zugeſtehen, warnen ſie vor den Gefahren, ein der Begeiſterung ſo empfängliches Volk die kühne Götterſpeiſe der Freiheit ſo ungehindert einſchlürfen zu laſſen: denn nach der langen Entbehrung würden ſie ſich gieriger darin berauſchen. Aber man braucht nicht bis zum Frühlinge des Jahrs 1813 zurückzugehen, man braucht nur die wälſchen Flugblätter und Zeitungen zu leſen, die ſeit dem Julius des verfloſſenen Jahrs in Frankreich gedruckt ſind, um zu lernen, wie es den Franzoſen um die Ruhe, ja um den Schlaf Teutſchlands ein Ernſt iſt, und wie ſie rathen, die erquickten Geiſter, nachdem ſie ihren Dienſt gethan, wo möglich alle mit Einem Schlage todt zu ſchlagen, ſo wie manche Bienenväter die Bienen mit Teufelsdreck und Schwefel todtſchwälen, wann ſie die Stöcke gefüllt haben. Dieſes Gleichniß paßt ja um ſo beſſer, je mehr nach einigen eine gute Monarchie der Bienenhaushaltung ähnlich ſeyn ſoll. Im Journal des débats und in mehreren andern Zeitſchriften iſt es ſonnenklar erwieſen, daß Bonaparte weiland nicht Unrecht hatte, wenn er die menſchlichen Gedanken für ein heilloſes und den Herrſchern ſehr läſtiges Ding hielt, wenn er in ſeinem Katechismus mit großen Buchſtaben drucken ließ: Gott verehren und den Kaiſer verehren iſt ganz einerlei Dienſt, wenn er meinte, Bücher, wie der Tacitus und Thucydides geſchrieben, müßten von dem Erdboden vertilgt werden, und Tacitus habe die reine Tugend des großen Tiberius und Nero verleumdet; wenn dieſer hohen korſiſchen Herrſcherſeele däuchte, in dem Exercierreglement, in ſo vielem Latein, als zum nothdürftigen Verſtändniß des Corpus juris und der Vulgata hinreicht, in ſo vieler Mathemathik, als wodurch man das Feld meſſen eine Gegend aufnehmen und eine Schanze abſtecken kann, ſey der einzige Fünftelſaft aller menſchlichen Kenntniſſe enthalten, und was darüber, das ſey vom Uebel. Dieſe weiſſagenden ſibylliſchen Blätter haben das Innerſte der teutſchen Herzen erkundet und daraus ſolche teutſche Schickſale geweiſſagt, daß uns vor Erſtaunen und Furcht die Haare zu Berge ſtehen und daß wir beſtürzt uns ſelbſt fragen, ob wir bei Sinnen ſind, daß wir nicht entdecken können, was jene an ſo vielen Zeichen ſehen und faſt auf Jahr und Stunde vorherzuſagen wiſſen:

Nach ihnen ſind alle teutſche Jünglinge, die als Studenten den Rock der Freiwilligen angezogen haben, nicht nur von Herz und Sinn Jakobiner, nein ſie ſind alle gebohrne Jakobinerhauptleute, ſie ſind alle Mürats und Napoleons und träumen von nichts Wenigerm, als von Kaiſerſtühlen und Königsthronen. Dieſe Wuth hat nichts Anders verſchuldet, als die verwünſchte und verderbliche klaſſiſche Erziehung auf den teutſchen Schulen und Univerſitäten, als die Narrheit einiger teutſchen Gelehrten, die alten Sagen, Ritterbücher und Lieder wieder aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorzuwühlen, wodurch den Knaben und Jünglingen die Köpfe angebrannt werden; am meiſten aber hat der Schiller dieſe tollen Flammen angefacht, ein Dichter, den deswegen jede gute teutſche Regierung unter Schloß und Siegel legen ſollte: es giebt keinen teutſchen Schüler und Studenten, der nicht die Fantaſie hat, einmal als ein Räuber Mohr auszuziehen oder als ein Wallenſtein nach der Feſte zu gukken, von welchem Sterne ihm eine Krone herabfallen werde. Das beherzigt, ihr Könige und Fürſten und gebraucht einige von den unſchuldigen napoleoniſchen Mitteln.

Alſo nichts als junge Räuber Mohre und Wallenſteine die jetzigen teutſchen Jünglinge, nichts als wildſchweifende und halsbrechende Gedanken in ihten verbrannten Köpfen? Freilich ein wenig kraus und bunt mag es hie und da darin wohl ausſehen; aber ſo Tolles und Verbrecheriſches iſt mir noch aus keinem teutſchen Kopfe begegnet, geſchweige aus dem eines Jünglings, wo alles wohl heiſſer und lebendiger zu ſeyn pflegt, als in alten Köpfen, aber auch reiner und unſchuldiger. Das aber wollen wir gern geſtehen, daß die teutſche Jugend, aus der Bahn des Gemeinen und Gewöhnlichen herausgeſchnellt, allerdings weniger Gemeines und Gewöhnliches zeigt, als noch vor zehen Jahren. Und ſoll man ſich darüber wundern, oder ſoll man gar davor erſchrecken, da Aehnliches Männern und Frauen mit grauem Haar begegnet iſt? Die teutſchen Jünglinge ſind durch eine wunderbare und gewaltige Geſchichte aufgeregt, ſie haben die auſſerordentlichſten Begebenheiten mit ihren Augen geſehen, ſie haben die ungeheuerſten Thaten erlebt und mitgethan, wo ſie oft nur durch die Macht, die von oben alles regiert, Sieg und Glück erklären konnten; auſſerdem ſprudeln alle Geiſter, die wie Winde Gottes durch die Zeit wehen und brauſen, in ihren Herzen am lebendigſten und feurigſten — Was Wunder, wenn ſich hier Manches auf die Oberfläche des Lebens hinauswirft und daß hie und da Strudel erſcheinen, wo ſonſt nur Bläschen geſehen wurden? Die Jünglinge ſind in bedrängter, angſtvoller und erwartungsvoller Zeit erwachſen; ſie haben, wie alle Jugend (und darum auch das immer jugendliche Weib) ahndungsreich iſt, manche Entwickelung der Zeit früher ſchon in verborgener Bruſt geleſen; ſie haben ſo viel Wunderbares und Großes gehört, Manches ſelbſt erlebt; die Thaten und Heldengeſtalten der Vergangenheit und der Gegenwart umſchweben und umleuchten ſie; die groſſen Aufgaben und Kämpfe des Zeitalters tragen ſie wie friſche und blühende Keime in ihren Herzen, und auch manche dämmernde Bilder künftiger Tage ſehen ſie mit einer Hellſichtigkeit, wofür die meiſten Aelteren lange erblindet ſind. Ein altes teutſches Sprichwort ſagt: Junges Wort leichtes Wort. Darum ſoll man nicht die Worte der Jugend wägen ſondern die Thaten und die Herzen. Ihre Anſichten und Gedanken ſchreiten freilich nicht ſo feierlich daher wie Rathsdiener mit der ſteifen Haarpeitſche in abgemeſſener und nüchterner Ordnung, ſondern wie die jungen und feurigen Roſſe ſetzen ſie wohl häufig über Schlagbäume und Gräben weg und machen den ſtillen Leuten, die ſtrax auf der Straſſe fortgehen wollen, eine augenblickliche Unbequemlichkeit und Verlegenheit. Aber das iſt es auch ſchier all, wie gern die Franzoſen uns auch das anhängen mögten, was bei ihnen einigen weiland Korporalen und Stallknechten eingefallen iſt. Unſere Geſchichte führt gegen dieſe franzöſiſche Beſchuldigung den beſten Beweis für das Gemüth unſeres Volkes, Teutſchland hat ſo viele verſchiedene Lande und Fürſtenthümer; wo iſt, ein paar theologiſche Fanatiker ausgenommen, je ein Privatmann aufgeſtanden, deſſen verbrecheriſche Hand nach Sceptern und Kronen gegriffen hätte? Man weiſet auf den Wallenſtein, aber der dunkle Mord hat ſeine Entwürfe verhüllt, und noch heute hangt droben an ſeinen ungewiſſen Sternen, was er gewollt hat.

Aber freilich ein höherer und kühnerer Geiſt, eine gediegenere und feſtere Art in Thun und Reden, bei den feurigeren Naturen auch etwas Geflügeltes und Begeiſtertes, was die kalte Nüchternheit des Auslandes nicht faſſen kann, zeigt ſich unverkennbar bei der teutſchen Jugend, bei vielen auch eine durch Gottes Wunder erweckte und genährte Frömmigkeit, die den Menſchen in jedem Alter, am meiſten aber in den blühenden Jahren, den Schein eines höheren und ſtolzeren Daſeyns giebt. Wäre das nun Jakobinismus (oder mit welchem verrufenen Worte in as und ismus ſie es benennen wollen) ſo könnten wir die teutſchen Jünglinge davon freilich nicht weiß brennen; ſie müßten den Stämpel davon ſchon an der Stirn tragen.

Ich ſprach eben davon, wie der Jugend eine gewiſſe Hellſichtigkeit inwohne, vermöge welcher ſie die innere Tiefe der Dinge und das noch verhüllte Dunkel der Zukunft viel klarer durchſchauen, als oft Graubärte, die auf Erfahrung und Weisheit pochen. Aber ungeachtet dieſer Hellſichtigkeit des Großen und Allgemeinen, was das Herz entzündet und ſeine Richtungen und Wege oft ſo herrlich führt, muß ihr für die einzelnen Dinge, die der Menſch mehr durch die Uebung des Lebens lernt, und für die Bedeutung und Behandlung derſelben die Sicherheit fehlen, welche das reifere und beſonnenere Alter giebt. Da mag ihr lange das Maaß gebrechen, ſo wie für die Wägung und Bezeichnung der Dinge die gemeſſene Gebühr der Worte, worauf die nüchternen Jahre ſich oft ſo viel einbilden, da ſie bei ſo vielen Sterblichen doch nur die Armuth und Kälte des Herzens bezeichnet. Wenn man der dithyrambiſchen Jugend jeden kühnen Blitz des Gedankens und jedes brauſende Wort anrechnen wollte, beſonders in tief bewegter Zeit; wenn man alle Träume und Bilder mächtiger Gefühle, die in den jungen Buſen hin und her wogen, wie ſtehende Lettern geträumter und abgebildeter Thaten ſetzen und dann in einem weiten Zuſammenhange abdrucken und deuten wollte, welche Wallenſteiniaden mit allerlei andern Abentheuerlichkeiten würden da herausſpringen! Wahrlich wenn ich mit dem Journal des debats und mit andern franzöſiſchen Blättern in einer ſympathetiſchen und brief- und herzwechſelnden Verbindung ſtände, ich wollte ihnen Briefe und Geſpräche teutſcher Studenten und Freiwilligen zum Beſten geben, die alle berühmte Namen des Zeitalters, alle große Feldherren und Staatsmänner mit in ſich einflechten ſollten. Und doch waren es nichts weiter als Dithyramben, Spiele mit hohen Bildern, Thaten und Namen, woran die fröhliche Jugend eben ihre leichtgefiederten Träume hängt.

Und ich muß hier noch Eines ſagen, obgleich ich faſt unwerth bin davon zu ſprechen. Ueber das Kreuz iſt geſpottet worden, das höchſte chriſtliche Zeichen, welches die teutſchen Jünglinge in hoher Bedeutung trugen. Leichtfertige Menſchen und Völker nehmen auch das Heiligſte als einen Tand oder höchſtens nur als ein nützliches Mittel äuſſerlicher und weltlicher Zwecke; ihnen iſt die Religion höchſtens ein Zuchtmittel weltlicher und bürgerlicher Ordnung, ohne welches die Menge ſchwerer zu leiten wäre. In dieſem Sinne ſagte im Frühlinge 1813 ein gewiſſer Stabsoffizier: Wenn es ſo fortgeht, werden ſie uns alle Soldaten zu Betbrüdern machen. So hat es aber der teutſche Herrſcher nicht gemeint, der ſeinen Kriegern dieſes große Zeichen gab; ſo haben es viele von denen nicht gemeint, welche deſſelben froh ausgezogen ſind, für das Vaterland zu ſtreiten; ſo haben es ſegnende und betende Väter, Mütter, Schweſtern und Bräute nicht gemeint, als ſie die geliebten Ausziehenden zum letzten Male umhalſeten. Es ruhen viele wackere Jünglinge und Männer unter der kühlen Erde, die Gott und dem Vaterlande die Schuld bezahlt haben; es weinen viele Aeltern mit einſamem Alter, viele Bräute mit einſamer Jugend um theure Gefallene; aber in Mitten ihrer Thränen leuchten funkelnde Hoffnungen gen Himmel auf: ſie glauben, daß jene die Kronen erfochten haben, die auch jenſeits des Grabes grünenden Kronen, beſſer als alle wallenſteiniſche Sterne ſie geloben. Es leben auch viele, die nach ausgeſtrittenem Kampfe wieder heim ziehen mit dem Glauben, ihnen habe ihr Glaube geholfen, der Herr habe den Sieg gegeben, weil ſie auf ihn alles ſetzten. Ich kenne ja ſo viele der Herrlichen aus allen Landen und Zungen des Vaterlandes, die wie die Kinder in den Krieg gegangen ſind, mit Unſchuld und Hingebung an Gott und wie die Kinder heimgekommen ſind, blühender in Glauben und Hoffnung und inniger und lebendiger in Muth und Begeiſterung: rechte Krieger Gottes, weil ſie geglaubt haben in einem gerechten und heiligen Kriege ins Feld zu ziehen. Auch dieſe werden freilich kein Bild eines ehemaligen napoleoniſchen Leibwächters, eines gewöhnlichen Soldaten zeigen. Aber wer wagt in dieſen ſtillen und frommen Seelen verbrecheriſche Anſchläge vorauszuſetzen deswegen, weil ſie mit einem nicht gemeinen Geiſte getränkt ſind?

Dies und Aehnliches ſind Erſcheinungen, in aller Zeit bei der Jugend hervorleuchtend, am meiſten aber in ſo auſſerordentlicher Zeit, die ganz aus dem gewöhnlichen Maaße herausgeſchritten war und nicht ſogleich wieder in das ebene und bequeme Geleis der Gewöhnlichkeit zurückgeführt werden kann noch darf. Ja ſo allmächtig ſind die Gefühle und Bewegungen, die ſonſt nur das Jüngſte mit voller Gewalt zu ergreifen pflegen, daß auch viele Aeltere dadurch wieder zu Jünglingen geworden ſind. Daß wir durch Uebertreibung, ja durch Ausſchweifung zu dieſen gehören, haben uns viele Bücherrichter geſagt, beſonders in den Literaturzeitungen, die als ordentliche Löſchanſtalten für das zu brennende Feuer des heiſſen Teutſchen zu betrachten ſind. Man ſollte beinahe glauben, daß dieſe Sprützenmeiſter des heiligen römiſchen Reichs alle in Holland ſtudiert haben; weil Holland wohl das einzige Land Europa's iſt, wo man einen heißen Menſchen ſprichwörtlich einen teutſchen Hitzkopft nennt; aber nach glaubwürdigen Nachrichten ſind die meiſten von ihnen nicht weiter als Leipzig und Göttingen gekommen. Dieſe barmherzige Löſchgeſellſchaft gießt ihr laues oder kaltes Waſſer (das wir aber bisher wirklich mit einem rechten ſtarken Hundsrücken abgeſchüttelt haben) beſonders auf zwei ſogenannte heiſſe Sünden; weswegen ſie fürchtet, daß wir einmal in die Hölle fahren. Und nicht um ihrentwillen, die da eben ſo wenig von ihrer Thorheit zu bekehren ſind, als wir von dieſen beiden Sünden; ſondern anderer guten Seelen wegen; die uns bisher noch für keinen lebendigen Höllenbrand gehalten haben, erklären wir uns hier noch einmal ganz kurz über dieſe beiden Sünden, die wir aber zum Theil mit recht hohen Potentaten, die wir neben unſerer Kleinigkeit nicht nennen dürfen, gemein haben.

Die Sünden heißen die Germanomanie und die Aufwiegelung gegen die kleinen Fürſten Teutſchlands.

Was ſie unter Germanomanie meinen, das könnten wir ſchwer wiſſen, wenn wir das Wort nicht häufig in franzöſiſchen Blättern fänden, die alles als Wuth und Empörung ſchelten, was an die einzige Unübertrefflichkeit ihrer Landsleute in allen Künſten und Tugenden zu zweifeln wagt, und wenn wir nicht neulich geleſen hätten, daß ein Jude über Germanomanie ein Buch geſchrieben hat. Da hat der beliebte Gegenſatz uns die Bedeutung aufgehellt, daß die Germanomanie den Zweifel an der allgemeinen Vortrefflichkeit der großen wälſchen und hebraiſchen Nationen bedeutet; und dieſen Zweifel haben wir freilich immer gehegt. Ueber unſer eigenes Volk aber, die Germanen, nach welchen unſre heilloſe Wuth benannt wird, haben wir, wenn wir ehrlich genaue Rechnung halten, uns bis jetzt wahrlich mehr in Klagen und Thränen als im Jauchzen und Lob ergoßen. Unſre Vorliebe für unſer Volk iſt übrigens etwas alterthümlich, wie die jüdiſche Hoffarth und der wälſche Dünkel. Wir bilden uns auf den Namen Teutſch etwas ein, weil wir in Sagen und Liedern hören, daß unſer Stammvater Teut hieß. Das mag immer eine etwas romantiſche Dichtung ſeyn; ſie däucht uns ein wenig luſtiger, als die lange nach ihrer muthigen Fabelzeit entſtandenen Namen Preuſſe, Oeſtreicher, Baier. Und es muß Millionen meiner Landsleute ſo dünken, weil dieſer gemeinſame Schall trotz aller Noten, womit die Sprützenmeiſter dieſe Begeiſterung beſprützen, in den letzten Jahren faſt romantiſche Wunder gethan hat. Wir ſind (und das iſt vielleicht der Anfang einer Sünde) ein bischen verliebt in den alten Namen, und bitten deswegen täglich und ſtündlich zwei Dinge von Gott, daß er in Polen nie eine Judenverfolgung aufkommen laſſe, und daß in Frankreich nicht eine zweite Dragonade werde. Denn ein paar Millionen Juden mehr und noch ein paar hunderttauſend Franzoſen, und es wäre aus, auf ewig aus mit aller Germanomanie und auch mit jenem heiligen furor tedesco, von welchem vor 300 Jahren ſchon die Macchiavelli erzählten.

Unſere zweite Sünde, die Aufwiegelung gegen die kleinen Fürſten, die wir treiben ſollen, tragen wir gar leicht; denn unter unſre Laſt ſchieben ſich ſo gewaltige Atlaſſe, die ſie auf ihre Rieſenſchultern nehmen, daß wir als die unſchuldigen Zwerglein unter ihren Füßen hinſpazieren und unter dem Schatten ihrer Majeſtät noch ſo leidlich durchkommen: es müßte denn an uns das alte Schickſal erfüllt werden, was ſoviel von dem Unterſchied der Großen und Kleinen zu melden weiß. Viele Sprachklauber nehmen, wie man weiß, die Worte Aufwiegeler *) und Aufwickeler als gleichbedeutend, was wir freilich nicht zugeſtehen, aber hier doch gebrauchen können. Unſre Beſchul-

---

*) Aufwiegeler ſollte man ſchreiben: Aufwigler, (der zu Hader und Krieg reizt) von Wig: Krieg, Streit.

piger weiſen auch durch ihre Ungründlichkeit, daß ſie mit den Franzoſen und Juden zuſammenſtecken; ſie haben ſich nicht verſehen, welche hohe Häupter und welche gewaltige Friedenſchlüſſe wir für die Aufwickelung anführen können: ſonſt hätten ſie ſich wohl ein wenig bedacht, daß ſie keine Löwen aufwecken, indem ſie eine Maus todtſchmeiſſen wollen. Die Aufwickelung kleiner Fürſten und Fürſtenthümer konnte von ſo unbedeutenden und kleinen Menſchen, als wir und unſers Gleichen ſind, nicht in Schwung gebracht werden; ſie hat gar großes Anſehen und alte Verjährung für ſich. Wie viele ſind ſchon vor 170 Jahren im Frieden zu Münſter und Osnabrück aufgewickelt! wie viele zwanzig dreiſſig Jahre ſpäter von Ludwig dem Vierzehnten! wie viele vor fünfzehen Jahren im Lüneviller Frieden! Endlich kam der groſse Obermeiſter der Aufwiegeler und Aufwickeler der Länder und Fürſten, Napoleon Bonaparte; und wie hat der aufgewickelt und zuſammengewickelt! und wie viel beſſer hat er die Aufwickelungen zu verblümen verſtanden! Die Berufung auf ihn könnte nun freilich jetzt etwas morſch ſeyn; aber der Pariſer Friede und Wiener Kongreß haben alle Aufwickelungen und Zuſammenwickelungen ſeiner Ordnung beſtätigt; und wer will gegen ſo hohes Anſehen etwas wagen oder den Gedanken der Aufwickelung gar als ein Verbrechen hinſtellen? Wie andere ehrliche Leute haben es mit den kleinen Fürſten wirklich viel beſſer gemeint, als die großen Aaße, die unſre Ankläger gar nicht zu ſehen ſich gebehrden, was doch offenbar ein großes Verbrechen gegen die ſchuldigſte Ehrfurcht iſt. Denn was wir von Sünde an uns haben, ſelbſt der Gedanke der

Sünde, wenn es ja eine iſt, haben wir von ihnen gelernt. Wir bildeten uns ein, eines von beiden ſey das Rechte, entweder alle aufgewickelte teutſche Reichsfürſten Reichsgrafen Reichsfreiherren und Reichsſtädte wiederherzuſtellen, wie ſie im Jahr 1792 beſtanden, oder wenn die unvermeidliche Zeit des Aufwickelns ja da ſey, die übrigen Kleinen auch zuſammenzuwickeln, wie zu ihrer Vermehrung ihren Brüdern und Vettern von Napoleon und den Geſamterben ſeiner Politik geſchehen iſt. Wir bildeten uns ein, und viele recht wackere Männer thaten das mit uns, daß ihnen wieder abzunehmen und zur Stärkung des allgemeinen Reichs anzuwenden ſey, was Napoleon ihnen ſeit den Unheilsjahren 1805 und 1806 beigelegt hatte; daß ſie vor allen Dingen von der ſie erdrückenden Laſt der Suveränetät zu erleichtern ſeyen, die ſie nicht tragen können. Kurz wir haben wahrlich keine ſchlimmere Aufwiegelung gegen die Fürſten gemeint, als die gegen die von Oettingen, Fürſtenberg, Wied u. ſ. w. geübt iſt, und die mit einem ſehr weichen Namen das *Mediatiſiren* genannt wird. Dieſe Art leidlicher und allmäliger Untergang, wobei man doch noch auf Schlößern und Herrlichkeiten wohnt, iſt das Aufwickeln, was ſo vielen Fürſten und Grafen in Schwaben Franken und am Rheinſtrom, was ſo vielen Erzſtiftern, Stiftern und Reichsſtädten, was der ganzen Reichsritterſchaft und dem ganzen goldenen Buche zu Venedig widerfahren iſt. Und wir meinen es wirklich gut mit den kleinen Fürſten, wahrſcheinlich beſſer, als die für ihre Suveränetät ſtreitenden; denn ſichere Abhängigkeit däucht uns glücklicher, als unſichere Herrſchaft.

Es iſt eine ſtreitende Zeit, worin wir leben. Uns däucht das kein Unglück; Streit iſt immer beſſer als Schlaf. Nachdem der große Feind des menſchlichen Geſchlechts niedergeſtritten worden, wird der Streit wenig blutig ſeyn, obgleich ein Poſtillion, der mich den verfloſſenen Frühling zwiſchen Granſee und Fürſtenberg fuhr, es ganz anders meinte. Er fing von den tollen Hunden an, die das vorige Jahr und auch den Winter noch in der Mark gewüthet hätten; dann ſagte er ganz bedenklich, als wir bei der Morgendämmerung zwei Schaaren Krähen aus verſchiedenen Winden gegen einander fliegen und krächzen ſahen: Dat is ooch keen gut Zechen, un ſe ſeggen ooch, dat Water is in ene Beek bargan geſlaten, un dartoo de velen dullen Hunde: dat bedüdet Krieg; de Bondepart iſt't nich alleen. Und dergleichen erbauliche Geſpräche und Anwendungen machte er mehrere. Nun hat es dieſes verfloſſene Jahr ſich wieder wüthig genug gezeigt, und wenn die Beſtien Prophetengabe haben, was ſollen wir denken? Allenthalben ſind dieſe übergefloſſen, wie die wüſten Waſſer, wo man ſie ſonſt kaum ſah. Eine Menge wüthender Wölfe um San Remo, ja vor den Thoren Ferraras; ein reiſſender Wolf bei uns vor Koblenz; eine Art Hyäne im Jura gemeldet; und nun vor ein paar Monaten gar ein Panther bei Vittoria in Spanien, wo der Wellington mit den Franzoſen etwas pantheriſch umgeſprungen iſt. Wir wollen hoffen, daß dieſe Zeichen ſich bloß auf den Streit der Schreibfedern beziehen, der keine ſo tiefe Narben durch die Länder und Völker zieht als das Eiſen, womit der Krieg die Zeichen ſeiner ſchrecklichen Gegenwart in die Welt gräbt. Streit und Hader der Meinungen kann ja nie ſchaden, ſondern iſt das einzige rechte Mittel, Recht und Wahrheit zu ſchlichten und zu richten. Aber der Streit iſt übermüthig und unziemlich, klagen und verklagen Manche. Das iſt freilich ein Uebel, das von aller Freiheit und Lebendigkeit unzertrennlich iſt: nur wo der Tod und die Faulheit wohnen, da iſt es immer ganz ſtill und friedlich. Dieſer Streit der Meinungen muß ja ſeyn, er iſt nothwendig, ja er iſt wohlthätig, wie die Stürme des erſten Frühlings, damit das Eis zerbrochen und alle faulen Dünſte des langen Winterſchlafes weggewehet werden. Er wird von ſelbſt ſchweigen und ſanfter und ſtiller werden, wann ſich der trübe und wolkige Himmel abgeklärt und die teutſche Erde durch feſte Ordnung und redliches Geſetz eine ſichere und beſtimmte Geſtalt gewonnen hat. Wann der volle Frühling fertig iſt, wann die kahlen Bäume ihr Laub und alle Stängel ihre Blumen haben, dann binden ihre zarten Ausdünſtungen die wilden Lüfte und ſtatt der Stürme hauchen leiſe Weſtenwinde über die entzückte Welt hin. Nur ſtrenger Froſt bindet die wilden Sauſer, glücklicher bindet ſie der linde Frühlings- und Sommerhauch. Wir bekennen offenherzig, daß uns die Feſſeln des Froſtes nicht behagen, ſondern daß wir des Frühlings und Sommers warten, welche in Freude und Liebe alles beruhigen werden.

Viele verklagen uns, wir ſauſen mit den wildeſten Stürmen. Das ſchadet nicht, ſondern iſt ganz recht; die Welt wird ſchon urtheilen, ob unſer Athem Peſthauch oder erfriſchende Luft bläſt. Was liegt überhaupt an dem Einzelnen? Die Sache, um welche geſtitten wird, die iſt das Große. Jeder wehre ſich gegen die Ankläger ſeiner Haut oder gebe ſie preis, wie ſein Herz ihm gebeut, und tröſte ſich ſeines Schickſals, wie er beſt kann; was dem ein Leichtes iſt, der ſich einzeln in dem Ganzen ſo unbedeutend anſieht, wie eine Mücke, die durch einen Donnerſtrahl Jupiters, der eine Eiche fällen will, zufällig mit erſchlagen wird. Wir haben kein Recht zu zürnen, wann wir ſtreiten; es wäre kleinlich diejenigen wieder zu verklagen, die uns gern mit ſolchen in Berührung bringen möchten, welche weitreichende und fernhintreffende jupiterſche Fäuſte haben. Es giebt für jeden nach ſeinem Maaße und Gemüthe ein Höchſtes und Freieſtes, was er ſucht, und Mancher iſt durch Manche für jenes Freie Höchſte angewieſen, wo zwiſchen Himmel und Erde die letzte ätheriſche Schaukelung gemacht wird, der darum ſeinen Glauben an eine über alles hinausſtrebende und über alles unſterblich lebende und leuchtende Hoheit und Freiheit der Geiſter nicht aufgeben kann. Der Geiſt läßt ſich nicht binden durch Befehle und Beſchlüſſe von Miniſtern, aber er wird immer gebunden durch Gerechtigkeit, Hoheit und Kraft der Regierungen; nur daß man ihm ſeinen Aether droben gebührlich offen laſſe. Die Franzoſen, die jetzt komplimentiren, wie ſie unter Napoleon komplimentirt haben, gebehrden ſich, als ſeyen fünfundzwanzig Jahre nicht faſt ein ganzes Menſchenalter; ja viele gebehrden ſich, als ſeyen dieſe fünfundzwanzig Jahre nie da geweſen. Beſonders klingen ſie viel von der Nothwendigkeit, die Ideen zurückzuführen *) O des eitlen Unterfangens und leeren Geſchwätzes! Ideen laſſen ſich ſo wenig zurückführen, als Winde, die hingebrauſt, und Sonnenſtrahlen, die fortgeſchoſſen ſind. Alles Irdiſche und alle irdiſchen Triebe des Menſchen mag man durch die volle Krippe ſtillen; die Geiſter ſtillt man nur durch die zarte himmliſche Speiſe der Freiheit. Ideen mag man nicht anbinden wie die Oechslein und Eſelein; wer ſie nicht mit Sonnenſtrahlen zu füttern wagt, von deſſen dunklem Leben und Regiment entfliehen ſie und laſſen die Dummheit und Knechtſchaft als Maſtvieh an der Krippe wiederkäuen.

Ja alle Ideen, die jetzt feindſelig und haderiſch mit einander ſtreiten und kämpfen, werden unten auf Erden ſtiller werden und bloß oben in den Lüften in ihren erhabenen Spielen ſcherzen, wann die Wünſche und Gebete eines redlichen und gehorſamen Volkes erfüllt ſind, wann die Fürſten ſie erhören, wie Gott ſie erhört hat. Das teutſche Volk bittet, ja es flehet ſeine Herrſcher und Fürſten um Rechte und Geſetze, um Verfaſſungen und um Landſtände. In dieſen ſieht es die einzige Wiederaufrichtung und Wiederherſtellung der Länder, ſeine Bürgſchaft für das Glück der Zukunft und für die Befriedung der Gegenwart; aus dieſen hofft es die Beſtätigung und Beſiegelung der Liebe und Treue zwiſchen ſich und dem Herrn, jenen frommen und ſtillen Geiſt des Gehorſams, welcher der Majeſtät verdoppelten Glanz und dem Mitbürger den ſtolzen Muth giebt, mit dem Vaterlande und dem Könige zu ſtehen bis in den Tod. Daß die Stimmen, welche ſich über

---

*) De ramener les idées.

dieſe größte Angelegenheit der Völker und der Herrſcher vernehmen laſſen, vielfach ſtreitig und verworren ſind; daß es in wenig Köpfen ſo hell iſt, daß ſie wiſſen, was ſie wollen und was ſie wollen dürfen und wollen können; daß unter den leichten Truppen, von welchen wenige auf apolliſchen Schwanenfedern, ſondern die meiſten auf Gänſekielen beritten gemacht ſind, bei den Plänkeleien und Scharmützeln der Vorpoſtengefechte zuweilen wohl ein Unfug vorfällt; daß ſie und die Aaskrähen aller bewaffneten Schaaren, was zur Garküche und Marketenterei und Nachzügelei gehört, rechtliche und ſtille Leute, die ſich mit der Zeit auf Leibrenten geſetzt haben, und früh zu Bett gehen und eben nicht zu früh aufſtehen, weil ihre Augen das Morgenlicht nicht vertragen können, häufig im Schlafe ſtören und auch wohl an Thüren und Fenſtern zuweilen ein Geklingel machen — das ſoll man ja nicht zu hart anklagen, weil es in allen ſtreitigen und lebendigen Zeiten unvermeidlich iſt, ja weil dieſer kleine Krieg nothwendig iſt, damit endlich ein bleibender Friede gegründet werden könne. Unbequem iſt es freilich, aber alles Leben iſt ein unbequemes Ding denen, die bloß eſſen und trinken und ſchlafen wollen. Und die große Zeit, in welcher wir leben, bedünkt ſolchen wie ein ewiger Krieg, welche ſtill ſtehen wollen in der allgemeinen Bewegung. Sie ſtehen, wie jener horaziſche Eſel im Sturm und Regen mit hangenden Ohren hinter dem Zaun ſtand, in ſich hinein gekrümmt und verdroßen, denn ſie fühlen wohl, daß die Winde, die über alles hinwehen und mahnend rufen Mit! Mit! ihnen die Haare und Federn von hinten recht unleidlich aufgeweht haben.

Es heißt ja chriſtlich und menſchlich: Hier ſuchen wir's, dort werden wir es finden. Unſer Leben währt kurz und fliegt wie ein Schatten dahin, der nicht mehr geſehen wird, wann die Sonne untergegangen; wir ſind Pilger und auch die Staaten ſind nur Pilgerſchaften, und die Kaiſer Könige und Fürſten, die Hirten der Völker, ſind die Patriarchen und Aelteſten, welche mit dem Kreuze und den heiligen Fahnen dem Zuge voranſchreiten und ihn führen. Das Leben ſoll ein unaufhörliches und unermüdliches Streben ſeyn zum Beſſeren, der Staat ſoll ein ſolches Streben ſeyn: das Vollkommene werden beide nie erreichen. Wir wiſſen nicht, welche Gefühle und Gedanken die Schaafe und Eſel haben, wann ſie in ſich gekehrt mit den halb geſchloſſenen Augen ſo ſtill da ſtehen und vor ſich hin gaffen; 'aber unſere Gedanken und Gefühle wiſſen wir. Was die edelſten und beſten der Sterblichen von jeher bewegt und entzündet hat, was als hohes Wort und hohe That alle Gemüther auch der Hörer in Flammen ſetzt, das kann kein wüſter Wahn noch wilder Traum ſeyn, das muß dichteſt und innigſt mit den tiefſten Wurzeln unſers Daſeyns verwachſen, das muß das Leben ſelbſt ſeyn. Die Bilder der Freiheit und des Geſetzes ſind eben ſo Urbilder des menſchlichen Herzens, als es die Bilder Gottes und der Seligkeit ſind: ſie ſind ein Theil unſerer himmliſchen Verlaſſenſchaft, ſie ſtammen von oben, von Gott. Nur wo das Wort und der Gedanke frei iſt, wo die Heiligkeit des Geſetzes alle ohne Unterſchied gleich ſchirmt und ſtraft, da iſt Gehorſam, da iſt Liebe bis in den Tod, da iſt die höchſte Majeſtät der Könige und Fürſten, deren heiliger Abglanz auch die niedrigſten Hütten durchleuchtet und die kälteſten Herzen erwärmt. Was wäre das Ringen und Streiten auf hieſer Erde; was wäre alle die Mühe, Arbeit und Noth der hartſeligen Menſchen, wenn ſie nicht nach ſolchen Gütern trachteten? wäre ſie beſſer als das Schwärmen der Mücken und das Kreiſeln des Geſchmeißes, das heute ſo luſtig in der Sonne ſpielt und morgen vom erſten Winde weggewehet wird? Nur dieſes geiſtigen freien Lebens Athem und Feuer iſt Leben dem, der es gefühlt hat; nur für dieſes Leben haben von jeher die Tapfern und Muthigen geſtrebt. Was bewundern wir an den großen Seelen, deren Gedächtniß Lichtſtreifen durch die Geſchichte und Blitzſtrahlen durch die Herzen der ſpäteſten Enkel zieht, als das Ringen um dieſes höchſte Gut des Daſeyns? Wo dieſe Luft wehet, da blühet die Welt und die Menſchheit in Stolz und Freude; wo die Willkühr herrſchen und entſcheiden darf, da kann der Raum von hundert Meilen Breite und Länge ein ſo enges und ſtummes Gefängniß ſeyn, als eines von ſechs Fuß Länge, das der Kerkermeiſter oder Todtengräber aufſchließt und zuſchließt.

Und nun nach dieſen Betrachtungen zuerſt einen Blick auf unſer Vaterland und dann einen Blick auf die Länder umher, welche am meiſten in den Kreis der lebendigen Bewegung der Zeit fallen.

Teutſchland.

Sey mir gegrüßt in deinem beſcheidenen Siegeskleide, geliebtes Vaterland! ſey mir gegrüßt, heilige germaniſche Erde! Land der Treue und Redlichkeit! Land der Tapferkeit und Freiheit! und — ſchönſter Name — Land der Chriſtlichkeit und Frömmigkeit! O meine Wünſche und Gebete für dich mögten dich umhalſen und ſegnen, wenn ich würdig wäre des großen und treuen Landes und Volkes. So wandle denn deine ſtille und fromme Bahn hin — du haſt ſie dir ritterlich wieder frei gekämpft und von den Ungeheuern und Räubern gereinigt — wandle deine Bahn in Freuden und Frieden, teutſches Volk, und ſuche mit Gehorſam und Standhaftigkeit Ordnung und Zucht, aber das Blanke und Eitle verſchmähe ewig, weil es Knechtſchaft und Unglück bringt. Bleibe bei dir, bleibe dir treu, bleibe bei deinem Lande und in deinem Lande, und nimmer blicke gierig nach Ländern und Gütern, die dir nicht gehören dürfen. Ein gräßliches Unglück iſt die Sklaverei, die ein Volk unter Fremden duldet; nicht viel kleiner iſt das Unglück, wenn ein Volk Fremde dienſtbar macht: wer ſo Herr ſeyn will, der endigt immer damit, daß er Knecht wird. So bewahre dir denn Gott, der ſich wieder als dein Gott erwieſen hat, den Sinn der Mäſſigkeit zur Tapferkeit, den Sinn des Gehorſams zur Gerechtigkeit, und dein Leben wird unvergänglich blühen unter den Völkern.

Es hatte uns das vergangene Jahr ein ſchönes glänzendes Siegeskind gebohren, und wir freueten uns und jauchzeten, denn wir gedachten bei uns, wie ſtark und kräftig es werden und welchen leuchtenden und lieblichen Lohn es dem Vaterlande bringen würde für die ſchweren Geburtwehen, die es ihm verurſacht hatte; und wir beteten und ſorgten und ſegneten und pflegten es, daß es leben mögte und wachſen und gedeihen durch die Länge der Jahre. Aber Gott gefiel es anders, und das Kind gedieh nicht, denn es kam in die unrechten Hände und erhielt immer andere Ammen und Wärter und Hüter, die es leichtſinnig und liederlich und einige auch wohl boshaft und tuckiſch behandelten; denn wäre es in den Händen geblieben, die bei ſeiner Geburt zur Welt am meiſten geholfen hatten, es wäre wohl ein herrlicher Jüngling und ſtattlicher Mann geworden. Aber Fremde haben es hinterliſtig weggeſtohlen und entfuhrt und es Seiltänzern und Kunſtmächern zu allerlei unnatürlichen Gaukeleien und Verdrehungen der Glieder vermiethet. Und ſo iſt es denn unter ſorgloſer und habſüchtiger Hut ein bleicher und ſchwächlicher Kümmerling und Kränkling und Krüppel geworden; ja einige ſagen, daß es gar geſtorben iſt. Solange wir nun meinten, daß an dem Kinde Hoffnung war, obgleich wir es in der nicht rechten Pflege und Hut wußten, bildeten wir uns ein, es könne durch ſeine geſunde und friſche Natur, die Gott ihm als Angebinde mit auf die Welt gegeben hatte, wohl noch alle Uebel und Gefahren, womit es umgeben und bedroht war, überwinden, es könne auch wohl, wie es oft geſchieht, den gewiſſenloſen und gierigen Seiltänzern entlaufen und wieder in eines ehrlichen Mannes Hände kommen, der es zur Tugend und Luſt und Wonne der Seinigen erzöge und ausbildete. Und ſo lange es ſo ſtand zwiſchen Hoffnung und Furcht, fürchteten und hofften auch wir im bangen Wechſel, und erkundigten uns unter der Hand fleiſſig nach ihm, und theilten unſern Freunden die Trauer und die Freude redlich nit, die wir hatten. Da uns nun aber die ganze ſchöne Hoffnung verdorben oder gar todt iſt, ſo machen wir es billig, wie der König David weiland, als der Herr ihm ſein geliebteſtes Sohnlein weggenommen hatte, wir thun die Trauer von uns, und ſalben unſern Leib mit friſchem Oel und klären unſere Augen mit friſcher Freude; denn das ewige Trauren iſt zu nichts nütze und verfinſtert das Licht in dem Haupte und verſtockt die Kraft in den Herzen und Fäuſten. Denn was geſchehen iſt, das iſt aus des Menſchen Macht heraus, und da muß er ſich Gottes tröſten und ſagen: der droben weiß alles am beſten, es iſt gut, weil es ſo geſchehen iſt.

Ja das glänzende Siegeskind, eines der leuchtendſten, die den Germanen je gebohren wurden, iſt auf eine traurige Weiſe von uns entwendet und um ſeine Geſundheit, und, wie einige meinen, gar ums Leben gebracht. Es hat vielen teutſchen Menſchen, die ſich ſeiner Geburt mit einer wahrhaftigen und begeiſterten Wonne freuten, nachher gar tiefes Leid bitteren Kummer gemacht. Da es nun aber einmal geſchehen iſt und da Wiederherſtellung oder Wiederbelebung unmöglich iſt, ſo wäre es thörigt die benarbten Wunden wieder aufzureiſſen und das beſänftigte Leid wieder aufzufriſchen. Wir wollen alſo andern die undankbare Mühe überlaſſen, den eigentlichen Dieben und Verkrüpplern des Strahlenkindleins nachzuſpüren, und uns lieber zu dem Friſchen und Lebendigen wenden, woran ſich die Hoffnungen unſerer Zukunft hängen können.

Da fallen die Augen unſerer Zuverſicht und Liebe von ſelbſt auf den größten Staat des Vaterlandes, auf Preuſſen, das den Reihen der teutſchen Geſchichte in dem verfloſſenen Jahre wieder ſo glänzend geführt hat, und das wir mit Millionen Teutſcher ſegnen mögten, wie Iſrael einſt ſeinen Sohn Juda geſegnet hat: (ſ. Geneſ. 49. 8. ff.)

»Juda du biſt es, dich werden deine Brüder
»loben, deine Hand wird deinen Feinden auf dem
»Halſe ſeyn, vor dir werden deines Vaters Kinder
»ſich neigen.

»Juda iſt ein junger Löwe. Du biſt hoch ge-
»kommen, mein Sohn durch große Siege: er hat
»nieder gekniet und ſich gelagert wie ein Löwe und
»wie eine Löwin — wer will ſich wider ihn auf-
lehnen?

»Es wird das Scepter von Juda nicht entwen-
»det werden noch ein Meiſter von ſeinen Füßen, bis
»daß der Held komme; und demſelben werden die
»Völker anhangen«

Preuſſen hat mit Muth und Blut den Sieg errungen und bezahlt; es hat dem alten Drachen, der ſich wieder erheben wollte, die Zähne aus dem glühenden Rachen gebrochen, es hat ihn mit fliegender und kühner Jagd bis in ſein Lager verfolgt und ihm dort den Nacken zertreten. Dies war die erſte nothwendige Arbeit des Schwerdtes.

Preuſſen hat nachher, als mit den Schwerdtern des Mundes und der Schreibfedern die zweiten ſchwereren Schlachten der Unterhandlungen gewonnen werden ſollten, für ſich und für das ganze teutſche Vaterland würdig das Wort geführt; und daß wir nicht zum zweiten Male beides ohne Ehre und ohne Lohn aus Paris und Frankreich herauskomplimentirt worden ſind, das verdanken wir am meiſten, ja faſt allein, dieſer Macht. Die Ehre haben wir diesmal gerettet, unſere Feinde haben fühlen gelernt, daß ſie beſiegt und gedemüthigt ſind; um den Lohn ſind wir wieder betrogen Preuſſen, das aus Wien nicht ohne Tadel gekommen war, iſt diesmal aus Paris mit Ruhm geſchieden, und hätten die mächtigſten teutſchen Höfe mit dieſer Treue und Innigkeit für das gemeinſame teutſche Vaterland geſorgt und gearbeitet, wir hätten auch den Preis unſrer Siege, unſre alten Gränzen des Reichs, davon getragen. Redlich offen, treu dem Vaterlande und der unverkäuflichen und unvertrödelichen Ehre des teutſchen Namens iſt das preuſſiſche Kabinett geſtanden und beſtanden bis ans Ende — und dies verbürgt ihm künftiges Glück und künftige Ehre: Die meiſten andern, am meiſten die, welche die durch diplomatiſche Künſte lange abgedroſchenen Titel und Namen von Anſtand und Schicklichkeit der Politik, von Rückſichten gegen die Herrſcher, von Vergeßen und Vergeben vergangener Uebel und Sünden, von Verſöhnung der Völker und andere ſolche Ueberaußigkeiten und Wunderſamlichkeiten immer voranhielten und am meiſten und lauteſten im Munde führten; haben doch, wie nachher erſchienen iſt, das Glück und Werk Gottes durch und ſich für die Gegenwart ihre Profitchen gemacht und für die Zukunft einige aufgeſpart. Preuſſen hat faſt nichts für ſich gewonnen, weil es die Sache und die Zeit zu groß hielt, als daß es auf ſchlangigem Wege hätte erſchleichen oder im trüben Waſſer erfiſchen ſollen, was offen und redlich erſtritten und gewonnen werden mußte, oder gar nicht. Preuſſen hätte ſehr vieles, vielleicht durch die Stellung, die es zu Frankreich und zu den Partheihäuptern hatte, von allen das meiſte gewinnen können, wenn es die Idee und den Namen Teutſchland, wie leider andere gethan haben, als ein hier unbequemes und hinderliches Ding zur Seite geſchoben und ſich als eine ſogenannte europäiſche Monarchie, (wie viel kleinere teutſche Königthümer gern von ſich klingeln) als das Königreich Preuſſen, hineingeſtellt und durch die verſchiedenen Verhältniſſe durchgedrängt und durchgewickelt hätte. Preuſſen hat ganz das Rechte und das Ehrliche gefaßt, es hat auf keine Weiſe auſſerhalb Teutſchland ſtehen gewollt. Dieſe Treue und Redlichkeit hat ihm im ganzen großen Volke Liebe und Achtung gewonnen: weil es für alle Teutſche das Recht gewollt hat, vertrauen ſie ihm als der Macht, die es einmal gewinnen wird. Preuſſen, nachdem es auch hier ehrlich gekämpft hatte, durfte vielleicht ſagen: Es war nicht mehr zu erlangen; andere haben es auch geſagt, die nicht wollten, daß es erlangt würde.

Preuſſen ſteht groß da durch ſein Glück und ſeine Siege, durch den lebendigen und friſchen Geiſt ſeiner Bewohner, durch die Hoffnung und das Vertrauen der Völker, durch die Liebe und Treue des teutſchen Namens, und durch die gewaltigſte Königin des Lebens, durch die Meinung. Aber wahrlich mehr iſt auch ſeine Macht in der Meinung, als in der Wirklichkeit. Preuſſen iſt eine lange und ſchmale Milchſtraße, die hell durch den ganzen germaniſchen Himmel hinläuft von einem Ende bis zum andern, worin einige Sterne entdeckt und beſchrieben ſind, die andern noch wie kleine unbeachtete Nebelflecke, auf keiner Himmelskugel verzeichnet, unter der Maſſe der leuchtenden Welten wie Sandkörner hingeſäet liegen. Für Preuſſen brach ein ſchönes lichtes Morgenroth an, es ſah den Wagen ohne Führer herauffahren, ſprang zu und erfaßte mit edler Kühnheit die Zügel, und hat die feuerſchnaubenden Flügelroſſe drei ſiegreiche Jahre gelenket. Nun iſt der Morgen hell geworden und viele die noch gern ſchlafen wollen oder die wie Murmelthiere und Bären das kalte und lichtloſe Dunkel lieben, ſchreien: »Es iſt des Lichtes zu viel, »es verblendet uns, es verbrennt uns, es ſtört dem »ganzen Staate die Ruhe und dem Könige den »Thron — ausgeſpannt! ausgeſpannt! Laßt andern »verwegeneren Händen das gefährliche Fuhrwerk; »die Noth wird erſt kommen, wann es mehr bergan »geht, und vollends, wann bergab, da reiſſen die »wilden Sonnenbeſtien uns ganz in den Abgrund.« Wir hoffen nicht, daß dieſen bangen und faulen Schreiern und Warnern geglaubt und gefolgt werden wird. Wenn Preuſſen die ſonnenluſtigen Feuerroſſe andern Händen übergäbe, das Viergeſpann zu dem hohen Mittag hinaufzutreiben, ſo würde bald auch der letzte matte Nachglanz des Frühroths, das über ihm ſo leuchtend aufgieng, erbleichen, und die kalte und dunkle Nacht würde bald alles bedecken und allen Ruhm und alle Freude in ihren ſtarren Tod begraben. Dieſer Staat ſteht nun einmal auf der Stufe, daß er ohne kühnes Wagen und freies Wollen nicht beſtehen kann; und wirklich wo iſt der dickſte Staat, der ohne ſolches beſtehen mag? Preuſſen muß ſeinen bildlichen Adler, der über ſo vielen großen Thaten und Siegen die jauchzenden Flügel geſchwungen hat, auch wirklich darſtellen, es muß wagen in die hellſte Sonne zu ſehen. Durch Licht, durch Geiſt, durch jene ſtolze und feurige Kraft, welche die Geiſter lockt und gebiehrt, iſt es alles; durch die Meinung iſt es groß und herrſcht, durch den Glauben hat es ſeine Siege erfochten und den umgeſtürzten Stuhl der Herrlichkeit wieder aufgerichtet Wenn es, wie es voran ſtehet und voran ſtreitet, auf dieſer Bahn der einzig unvergänglichen Größe muthig fortſchreitet und ſich um das Geſchrei und Gekrächze rechts und links ſo wenig kümmert, als Adler auf Krähen und Eulen und andere kauzige Vögel der Finſterniß achten, ſo wird es in Teutſchland einen ſonnigen Olymp des Ruhms und der Freiheit aufrichten, um deſſen Glanz die Fürſten und Völker des Vaterlandes ſich verſammeln und gegen deſſen unzerbrechliche Felſen alle unſre Feinde mit vergeblicher Wuth ſtürmen werden. Der Weg iſt gezeigt, er iſt betreten, Preuſſen wird keinen andern zum Ziele laſſen; denn leer und hirngeſpinſtiſch ſind die Aengſten und Schrecken derer, die bei jeder Kühnheit zittern und Ach und Zeter ſchreien. Das teutſche Feuer iſt nicht lodernd und flackernd und verzehrend, nein es iſt ſtill und tief und mild, aber mit warmer gediegener und allbelebender Gluth nachwirkend wie alter Wein. Und hat nicht Preuſſen zwei Darſteller jener rechten teutſchen Kraft, die zugleich alt und jung, grün und reif iſt? die zugleich Blüthen und Früchte trägt? ſeinen grauen Feldmarſchall, den friſchen und gewaltigen, und ſeinen grauen Staatskanzler, den adelichen und furchtloſen? Und ſtrahlt nicht über dem Ganzen, beſänftigend und beruhigend, die Majeſtät des Königs, des ernſten gerechten und tapfern? Dieſer Zeichen getroſt wollen wir glauben, daß die feurigen Sonnenpferde, die dem Mittag entgegen wiehern, hier ihren Lenker finden werden.

Und auch Oeſtreich grüßen und ſegnen wir mit treuem Herzen, der alten Zeiten gedenkend und der langen Herrſchaft; und viele Millionen teutſcher Menſchen grüßen und ſegnen es mit uns: denn teutſche Treue und Liebe hat lange Wurzeln und läßt ſich nicht leicht ausrotten. Das aber wünſchen wir am meiſten, daß die habsburgiſchen und lothringiſchen Herren der Quellen nicht vergeßen, woraus ihre Herrſchaft aus kleinen Anfängen ſtill ausgefloſſen und endlich zu einem brauſenden Weltſtrom geworden iſt. Mögten ſie doch bedenken, wo die ſicherſte Treue iſt, und ihre Herzen nicht zu ſehr auf das Unzuverläßige und Fremde wenden!

Und viele haben uns und andere ehrliche Leute ausgeſcholten, daß wir nicht alle Poſaunen des Lobes und Dankes angezogen haben, daß wir nicht gejauchzt haben über den Friedenſchluß, den ſie *den glücklichſten und glorreichſten* nennen, den Teutſchland nur je habe erlangen können; ſie haben es *undankbar, abſcheulich, ja meuteriſch* gefunden, daß man an dem zweiten Pariſer Frieden noch irgend etwas zu tadeln habe. Beſonders haben ſie uns Federleſern es als ein entſetzliches Verbrechen ausgelegt, *daß wir die höchſte Mäſſigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit, und Gegenwart und Zukunft wägende, alle*

Feindſchaften verſöhnende, alle Kriege und Getümmel Europas wenigſtens für ein halbes Jahrhundert vertilgende Klugheit der Unterhändler nicht genug bewundert und geprieſen haben. Dies ſchreiben gewiſſe Blätter recht von oben herab im halb vornehmen diplomatiſchen Gleißnerton, als wenn ſie allein recht hoch auf den Spitzen des Olympus und Parnaſſus ſäßen und mit allen Göttern und neun Muſen bei jeder Sitzung mit zu Rathe gingen; dabei laſſen ſie unter der Hand verſtehen, ſie faſſen auch ſo ein wenig mit an dem Scepter, und können denen, welche mit andern Augen zu ſehen und mit andern Tönen zu ſprechen wagen, wohl einen kleinen Verdruß damit machen. Aber o eitle Spiegelfechtereien! ſo bindet man den Leuten nichts mehr auf, ſo laſſen ſich die Zeitgenoſſen nicht mehr ſchrecken. Vieles iſt unfrei geblieben und noch nicht geworden im teutſchen Reiche, wie es werden ſollte, aber das wird ein gutes und gehorſames Volk ſich nicht mehr nehmen laſſen, daß es über ſein Leidklagen und ſprechen darf. Was uns unter der wälſchen Tyrannei das Schlimmſte und Unerträglichſte dünkte, daß wir wie die ſtummen Hunde das Maul halten mußten und doch nicht halten konnten, das werden eingebohrne Fürſten und ſogenannte amtliche und vertraute Blätter, die wie Zauberer und Hexenmeiſter die innerſten Gedanken der Herrſcher wie durch eine gläſerne Decke ſehen, uns nicht gebieten wollen. — Und die Lächerlichkeit, das einzelne Menſchen als die Weiſen und Alleinwiſſenden thun wollen, da etwas, was wir freilich nicht erklären können, was aber wirklich da iſt, alle Men=

ſchen, auch die nicht ſchreiben und leſen können, zu Wiſſenden gemacht hat! Nein bildet euch nur nichts ein, auch die tief unten am Parnaß und Olymp ſtehen, wiſſen was in der Welt vorgeht; ſie wiſſen, daß nicht das Rechte vorgegangen iſt, daß für Teutſchland nicht der rechte Friede gemacht iſt, daß Teutſchland bei allen herrlichen Verkündigungen und Ausposaunungen der einzige Staat iſt, der ſeit zwanzig Jahren ungeheuer verloren hat, der Ausplünderungen und Ausleerungen an Geld und Vermögen gar nicht einmal zu gedenken, von deren Kapital uns die Franzoſen jetzt kaum die Zinſen bezahlen. Wie ich oben ſagte, unſre Ehre haben wir diesmal wiedergewonnen, aber noch nicht unſer Recht und Gut, und das weiß und fühlt in Teutſchland jetzt der Bauer und Tagelöhner ſo gut, als der feinſte diplomatiſche Spitzkopf, der zum Polybius oder Macchiavelli allenfalls Noten ſchreiben könnte.

Sie beten uns vor, und viele glauben es auch, es ſey der ſogenannte Status quo von 1792 wieder hergeſtellt, ja ſie beweiſen uns, daß wir mit den kleinen Gränzpapierſchnitzelchen an der Queich und Saar ungeheuren Zuwachs und Entſchädigung und welche Befeſtigung unſerer Gränzen! erhalten haben. Es iſt aber eitel Tüncherei und Gleißnerei, und die That iſt ganz anders. Große Landſchaften, mehrere Millionen Seelen haben wir verloren ſeit jenem unſeligen Jahre, das die politiſche Artigkeit und Schicklichkeit jetzt zu ihrem Normaljahre gewählt hatte, und ein paar Streifchen von unſerm eigenen, von unſerm geraubten Lande, mit einigen Zehentauſenden Seelen giebt uns Frankreich zurück —

und dafür ſollen wir Juchhe und Viktoria ſchreien. Teutſchland iſt und bleibt nächſt Polen ſeit dem Jahre 1792 das einzige beraubte und verkleinerte Land, während alle andere Staaten ſich mehren und neue auf ſeine Koſten entſtehen. Grade diejenigen, welche die Gerechtigkeit und Mäſſigkeit und den politiſchen Anſtand am meiſten und breiteſten im Munde führten, haben ſich am beſten verſorgt. England ſteckt ſo ganz ſtille bei uns und bei andern ein Land, eine Inſel, einen Hauptſchlüſſel der Meere nach den andern in die Taſche, Rußland findet ſich mit einem kleinen Königreiche ab, Oeſtreich erwirbt in der Fremde im Süden und Oſten weite Lande, und ſelbſt das überwundene Frankreich, welches gegen alle geſündigt hatte, giebt nicht nur den alten Raub, den es uns entwendet hat, nicht heraus, ſondern hat durch das, was es im Elſaß von teutſchem Reichsgut und was es in der Provence von römiſchem Kirchengut an ſich geriſſen hat, ſeit 1792 noch beträchtlich gewonnen an Land und Leuten. Bei dieſer Betrachtung wäre es noch erträglich, daß uns Fremde Vorſpiegelungen und Gaukeleien machen und uns die Augen verglaſtern; aber daß die eignen Schriftſteller das zu thun wagen, iſt faſt zu demüthigend für uns, weil etwas von dem Hundeſchwanz darin wedelt. Auch das iſt demüthigend für uns, und beweiſt, wie unſer Volk bei allen ſeinen Siegen in ſeiner Verfaſſung durchaus keine Vertheidigung hat, daß wir endlich ſogar geſtehen müſſen, daß unſer Land und Volk gut genug iſt, alle Bettler und ſelbſt die Feigen und Faulen, welche die große Zeit und die großen Thaten verſchlafen haben, mit ſeinen abgeriſſenen Fetzen zu bereichern.

Damit gewiſſe Leute nicht ſagen, daß wir Empörer und Meuterer ſind, ſo ſtehe hier der Beweis in wenigen gedrängten Worten ganz kurz und klar, wie ſchlecht und unverantwortlich wir behandelt und um die Früchte unſrer Arbeiten betrogen ſind. Dies ſoll auch hier nicht weiter als Klage oder Anklage ſtehen — denn wozu frommte dieſe? — ſondern als Erinnerung, die wir uns ſelbſt und unſerer Jugend in die Herzen ſchreiben, ja mit feuriger Schrift in die Herzen brennen müßen. Denn nachgeholt muß das Verſäumte nothwendig einmal werden.

Das teutſche Reich hat verloren ſeit dem Jahre 1792, das man uns mit einer feinen Lüge den Wiederherſteller des Status quo nennt, ungefähr drittehalb Millionen Seelen, nemlich Brabant, Flandern, Luxemburg, Limburg, das Bisthum Lüttich, einen Theil von Geldern, die Grafſchaft Mümpelgard, das Bisthum Baſel, und viele teutſche Reichslande im Elſaß. — Dafür hat es erhalten einige unbedeutende Gränzſchnitzelchen an der Saar und zwiſchen der Queich und Lauter. Das nennt man eine billige Ausgleichung. Dagegen hat es tief in ſeine Glieder und in ſein Mark hinein den Engländer erhalten, der ſich wie ein Alp mit ſchwerem Druck auf ſeinen geſunden Leib gelegt hat. Nicht wahr da lohnt es den Trompeten neue Mundſtücke anzuſetzen und bei der Friedensfeier das letzte Talglicht anzuzünden? da haben wir alle billige Entſchädigung und alle möglichen Vortheile gewonnen, die wir nur verlangen konnten?

Und nun die Vertheilung? Es iſt wirklich, als wenn eine unglaubliche Fabel aus einem unbekannten Welttheile erzählt würde, ſo ſehr gehen die

Dinge gegen alle Gefühle und Begriffe des geſunden Verſtandes und ſo ſehr läßt ſich der Teutſche allein von allen Völkern alles gefallen; und doch iſt die Fabel leider nur eine zu wahre Fabel. Die nichts gethan haben, die gegen uns gethan haben, werden mit unſerm Gute, mit teutſchem Lande, vermehrt und belohnt — das glaube ein beſchnittener Jude! ſagt Horaz; ja der redliche Teutſche muß es glauben, und ein Chriſt.

Wir erlauben uns keine Anmerkungen über und gegen das ehrenwerthe und achtbare holländiſche Volk, und ſetzen hier nicht auseinander, welche die Urſachen waren, warum es im Winter des Jahrs 1814 nicht kräftiger mit eingriff und mitwirkte; aber es hat damals nichts gethan. Es überließ es den Teutſchen und zwar den Preuſſen, die Franzoſen aus ſeinem Lande zu jagen, ſeine Feſtungen zu erſtürmen, und das Land wieder für ſie zu erobern und es ihnen dann zu übergeben. Und als wenn Teutſchland für Holland gar nicht genug thun könnte, wurden mehrere ſeiner trefflichſten und reichſten Lande und ſeiner wichtigſten Ströme ihm noch obenein in den Kauf gegeben und für immer vom Reiche abgeriſſen und mit ihm verbunden, ohne daß nur Eine Stimme ſich für unſre Rechte erhoben hätte.

Die Schweitzer, ſeit drei Jahrhunderten gegen uns und gegen alle Welt franzöſiſche Söldner, deren meiſte altadeliche Familien, ohne daß die Art ſie entehrt hätte, ſich ſeit Ludwigs des Elften Zeit von Frankreich mit Jahrgeldern füttern ließen, dieſe Schweitzer, die alle unſre Vormauern, welche auch ihre Vormauern ſind, die die Grafſchaft Hochburgund, das Sundgau, das Elſaß an Frankreich haben fallen laſſen, ohne daß ſie einen Degen dafür gezückt hätten, erhalten jetzt zur Dankbarkeit für ihre Verdienſte gegen uns von dem teutſchen Gebiete des Bisthums Baſel nicht weniger als 70,000 Seelen Zuwachs.

Gegen dieſes Alles ließe ſich gar nichts ſagen, ja es wäre ſo, wie es geſchehen iſt, wohl ganz in der Regel, wenn die Verhältniſſe der Niederlande und der Schweitzerlande zu uns in der rechten Ordnung wären. Wir wiederholen hier nur, was wir, und beſſere Leute als wir oft geſagt und weiter aus einander geſetzt haben, daß beides die Niederlande und die Schweitz durch ihre Lage und durch ihren Volkſtamm zum germaniſchen Reiche gehören, daß ſie ganz in unſere Gränzen hineinfallen, wenn man etwa das Wallis und die ſogenannte italiäniſche Schweitz ausnimmt. Auch waren die beiden Länder vor einigen Jahrhunderten noch Theile des Reichs, und erſt der unſelige Weſtfäliſche Friede, der ſo vieles zerriß und abriß und den gierigen Fremden zuerſt Thür und Thor in unſer Reich öffnete ja angelweit aufſperrte, hat ſie von uns abgelöſt. Wir hatten mit Recht erwartet, daß ſie jetzt wieder mit dem neuen germaniſchen Staatsleibe verbunden werden würden — nie war die Gelegenheit dazu glücklicher und ſchicklicher — aber das iſt nicht geſchehen. Sie ſind nicht nur von uns getrennt geblieben, ſondern haben ſich nun zum Uebermaaße des Uebels noch große Theile unſers Gebietes, die im Jahre 1792 noch unſre waren, nachgeriſſen.

Aus den vereinigten Landſchaften, die Napoleon zuerſt in ein Königreich Holland verwandelte und dann mit dem großen Reiche verband, und aus den ehemaligen öſtreichiſchen Niederlanden und mehreren teutſchen Reichslanden um die Maas iſt ein neues Königreich gebildet mit dem Namen Königreich der Niederlande. Der König iſt aus dem Geſchlechte der Erbſtatthalter und Grafen von Naſſau. Von allen ſeinen Landen wird nur das Herzogthum Luxemburg als ein teutſches Reichsland angeſehen und gehört er nur für dieſes zum teutſchen Bunde; warum für das Uebrige nicht, begreife ich nicht. Man könnte nun freilich ſagen, es ſey an ſich ein gleichgültiges Ding, ob dieſes junge Königreich dem Namen nach zum teutſchen Reiche gezählt werde oder nicht, der That nach werde es demſelben immer angehören, da es auf eignen Füßen in der Nähe Frankreichs ſich zu behaupten nicht Macht genug habe und mit Teutſchland immer ſtehen und fallen müſſe. Ich aber muß dieſe Gleichgültigkeit durchaus leugnen. Die geſchriebenen Worte bleiben; und Namen bedeuten ſehr viel, und was in allen diplomatiſchen Papieren verbullet und bebriefet iſt; kann man doch nicht immer ohne blutigen Schwerdthieb wieder ungeſchrieben machen. Es iſt ſchlimm genug für unſer teutſches Anrecht an dieſe ſchönen Lande, daß ſie uns abgeſchrieben ſind; es iſt auch ſchlimm in Hinſicht der Bewohner ſelbſt. Die Menſchen laſſen ſich einmal von Namen und Worten ſehr beherrſchen und beſtimmen. Wenn die Lande teutſche Lande, Theile unſers Reichs, hießen; würden die Bewohner ſich ſchon mehr zur teutſchen Zunge und Art halten, ſie würden ſich allmälig ſelbſt Teutſche dünken, und ſo würden auch die, welche keine Teutſche ſind, ſich immer mehr in Teutſche verwandeln. Nun aber wird das Umgekehrte Statt haben, zumal wenn die Regierung ſelbſt ſich dem Teutſchen ganz entfremden ſollte oder wenn die Hofſprache und Schriftſprache gar wälſch werden ſollte, wohin eine gewiſſe Parthei, die noch die Franzoſen im Nacken hat, gar ämſig arbeitet. Es fehlt nicht mehr, als daß der Hof einmal in Brüſſel ſeine Wohnung aufſchlägt, der Hauptſtadt Brabants, einſt einer teutſchen und flämiſchen, jetzt einer ſehr franzöſirten Stadt, ſo haben wir in dieſem neuen Königreiche eine rechte Pflanzſchule angelegt, das wälſche Weſen auch hier im Nordweſten wieder bis an den Rhein auszubreiten, und haben ein paar Millionen teutſcher Menſchen auf das gewiſſenloſeſte und ſorgloſeſte den Wälſchen in den Rachen geworfen und dazu und noch unſre Hauptſtröme, den Rhein und die Maas, genommen und ihre Ausflüſſe in fremde und unſichere Hände gegeben.

Und mit der natürlichen Bundsgenoſſenſchaft und Abhangigkeit dieſes neu gebackenen Staates von uns und von unſerer Politik, womit man uns über den heilloſen Verluſt tröſten will, iſt es ein eigenes Ding, wie mit allen Dingen, die man aus ſeiner Gewalt gegeben hat. Wer bürgt uns denn dafür, daß dieſer Staat nicht auch gelegentlich unſern Feinden zufallen und ſich von ihnen gegen uns gebrauchen laſſen kann? daß er den Einfall nicht haben kann uns am Seil ſeiner Politik mitſchleppen zu wollen? Und die Treue und Freundſchaft vollends — damit wollen wir gar nicht prahlen. Es laufen viele Waſſer bergan, die zu Thal laufen ſollten. So iſt unſere Zeit.

Und die Schweitz? Ich habe anderswo an mehreren Stellen gezeigt, daß die Schweitz ohne uns gar nicht ſeyn, gar nicht leben kann: wir könnten ſie, wenn wir ein wirkliches Reich wären und wenn Beſchlüſſe und Anordnungen einer gemeinſamen Politik bei uns möglich wären, durch bloße Waarenverbote und Erhöhung von Zöllen und Durchgängen, da ſie, gebohrne Teutſche, ihrem Volke doch einmal fremd ſeyn wollen, dahin zwingen, daß ſie flehend vor uns erſcheinen und bitten müßten: Vergebt euren Brüdern die lange unglückliche Trennung, und nehmet ſie als hinfort treue und redliche Genoſſen in euren Bund auf. Wir ſind aber, als die da allenthalben und von allen gern betrogen ſeyn wollen, die Freigebigen und Gütigen gegen ſie, während ſie friſchweg wieder mit Frankreich die alten Verhältniſſe unterhandeln. Das iſt das Traurigſte, daß es in keines teutſchen Miniſters Kopf gekommen iſt, man könne die Schweitz ja auch mit dem Reiche verbinden, man könne in den teutſchen Leibwachen wohl 18–20,000 Schweitzer unterbringen und durch gehörige Vertheilung 30 bis 50 adliche Schweitzerfamilien mit Jahrgeldern am Leben erhalten.

Dies ſoll kein Spott ſeyn. Es iſt bitterer Ernſt. Die Schweitzer ſind ein ſchönes ſtarkes mannliches Volk, ſie haben einen Namen und eine Geſchichte, die man nicht im Traum erhält; aber ſeit Jahrhunderten ſchlafen dieſe auch. Ihr ausländiſches Soldatenweſen mag man anſehen, wie man will: ſich andern zum Todtſchlagen verdingen für Zwecke, die uns nichts angehen, die wohl gar gegen uns ſelbſt gerichtet ſind, iſt das Allerunwürdigſte und Gemeinſte, denn da ſicht man eben ſo oft gegen die Gerechtigkeit und

Freiheit als für ſie. Nur für das Volk, dem man angehört, nur für ſolche Völker, die für die Freiheit und Ehre aller fechten, wie ſeit 1808 die Spanier die Ruſſen die Teutſchen gethan haben, darf der Menſch ſein Herz und ſeinen Arm immer hingeben, und ſich dem Tode als Opfer weihen; wer in anderem Streite, wer gar für eine böſe Sache fällt, deſſen Leiche ſieht die Geſchichte ohne eine Thräne an und der freie Mann achtet ſie der Leiche gleich, um welche Krähen und Raben krächzen dürfen. Wer in dieſen Spiegel zu ſehen verlangt, der leſe vom Polybius und Livius an alle Schriftſteller, der höre die Engländer und Holländer züngeln über die Söldner, welche ſie und ihre Seelenkäufer und Seelenverkäufer nach Oſt- und Weſtindien in den Tod ſchleppen. Und wahrlich Kappadociern und Syrern und Sarden und Galliern und Nubiern und andern Leibern, von deren Seelen die Geſchichte nichts zu erzählen weiß, ſind diejenigen immer gleich geachtet worden, die ihr Leben um Geld verkaufen. Nur in teutſchen Kriegen für Teutſchland würden die Schweitzer wieder von der Geſchichte genannt werden, denn ſie würden für ihr Volk und Vaterland ſtreiten.

Ich ſage dies nicht umſonſt. Auch teutſcher Fürſten Unehre iſt weiland ſo gehört worden, daß ſie ihre ſchönſten und kräftigſten Kinder zu Tauſenden nach Afrika und Oſt- und Weſtindien den Geldvölkern verkauft haben, um deſto buntere Schlöſſer bauen und deſto prangendere Opern Kebsweiber und Kaſtraten und Sängerinnen halten zu können; jene aber wurden in der wüſten Fremde, ungewußt und unbeweint von den Ihrigen, von einem feindſeligen Klima und von Schlachten weggerafft. Wir hoffen, daß dieſe teutſche Schande in der Zukunft nimmermehr gehört werden wird. — Und wenn das Land der Schweitzer arm iſt und wenn das lebenluſtige und kraftige Volk mehr Kinder zeugt, als die Berge und Weiden ernähren können, liegt nicht Teutſchland, liegt die Welt nicht weit und offen vor ihnen, wie vor andern Völkern, und können ſie nicht darin rundwandeln und um Lohn und Glück werben ohne dieſe ſoldatiſche feile Gemeinheit? Alle Berge haben von jeher der Menſchen zu viel gehabt, die ſich von ihnen auf die Ebenen und Inſeln ergießen und verfließen. Auch Tyrol, welches weniger fruchtbar iſt als die Schweitz, auch der Schwarzwald und ſchwäbiſche Alp, auch die Berge Thüringens und Böhmens ſenden jährlich Tauſende ihrer Kinder in alle Länder aus, daß ſie in mancherlei menſchlichen Erwerben und Gewerben ihr tägliches Brod ſuchen aber von ſoldatiſchen Miethknechten dieſer Orte hat man nie etwas geleſen.

Wie geſagt, dies ſoll kein Spott ſeyn über ein tapferes und wegen ſo vieler trefflichen und kernigen Eigenſchaften achtbares und löbliches Volk; es iſt bitterer Ernſt, denn es iſt der Ernſt der Zeit. Dieſe große und hehre Zeit, welche die Völker mit unbeſchreiblicher Sehnſucht zu ihren Quellen und Urſprüngen zurückzieht und die Geſchichte von Jahrtauſenden gleichſam in ſich verjüngen will, iſt auch an den Schweitzern nicht vorübergegangen. Viele von ihnen, beſonders viele auf unſern Univerſitäten gebildete Jünglinge, fühlen eine teutſche und germaniſche Liebe, ſie fühlen die warme wieder erglühende

Seele in dem großen germaniſchen Leibe, neben welchem ſie als ein abgeſchlagenes Stück ſo lange ſchon ſtarr und kalt gelegen haben. Gottlob viele edle Schweitzer habe ich geſehen, die ſich unſeres neuen Lebens mit Wonne freuen, auch ſolche, die ſtolz ſeyn würden, wenn die Schweitzer auch politiſch genannt würden, was ſie ſind, Teutſche. Von dieſen ewigen Bergen, der Scheidewand der Sprachen und Völrer, wehen uns ja ſo viele ſtolze Erinnerungen zu und alle lieblichen Lüfte und Geiſter, die vom Süden kommen, nehmen die Reiſe über ſie; die Waſſer und Flüſſe, die ſich zu unſerm herrlichſten Strom verſammeln, brauſen von ihnen herab, und manche Herzen, die doch des Urſprungs nicht vergeſſen können, geben ihnen liebende Sehnſuchten und Grüße zu der alten Heimath der Vorderen mit, zu dem Weſten und Norden. — Darum habe ich auf dieſes Land und Volk zum vierten und fünften Male hinweiſen müſſen und habe die Schweizer auf ſich ſelbſt hinweiſen müſſen, immer wie jener alte Kato mit dem; At ego quidem censeo —

Und unſere Gränzen? Den Franzoſen iſt der Oberrhein und der freie und beliebige Eingang in Südteutſchland geblieben. und auch die Maas und Moſel und die zwiſchenliegenden Lande halten ſie durch den Hauptplatz Metz, der mehr iſt als zwanzig Saarlouis und Landau's, und durch mehrere kleine Feſtungen immer noch in Furcht und Abhangigkeit, ſo daß wir künftig in dieſen Gegenden immer wie auf feindlicher Vorhut liegen und unſere Kräfte zur Vertheidigung angeſtrengt und geſpannt werden halten müſſen. Sie ragen über uns, ſie bedrohen uns; ſo iſt ihre Stellung gegen unſer Reich leider geblieben, ſo hat es Gott nicht gewollt, ſondern — Wir hatten alles in der Hand und wir haben es mit unbeſchreiblichem Leichtſinn ausgegoſſen wie Sand oder Waſſer. Wie ein Schneeberg und Eisberg hangen ſie über uns und drohen uns zu verſchütten oder zu überſchwemmen, wenn der unbedachte Wurf eines Knaben oder Narren droben auf der Höhe vielleicht einen Schneeball auswirft, der ſich zur Lawine aufrollt, oder wenn eine zu plötzliche Sonne oder ein Wolkenbruch die Sündfluth von den Bergen herabgießt. Alſo, daß wir gerüſtet ſeyn müſſen auf Arbeit und Muth; denn die Gefahr wird nicht fehlen.

Das Verhältniß zwiſchen uns und den Franzoſen iſt phyſiſch politiſch und menſchlich ſo natürlich gegeben an dieſer unſerer Gränze, daß es unbegreiflich ſcheinen muß, wie und warum unſre Diplomatiker nicht mehr Gewicht darauf gelegt und warum ſie es nicht weiter ausgeführt und belegt haben.

Phyſiſch rollt jedes Ding von der Höhe ſo lange und ſo weit herab, als die Senkung iſt, und dann noch um ein Drittel oder um die Hälfte weiter als dieſe Senkung, wie weit eben die durch das Laufen und Rollen vermehrte Geſchwindigkeit und Schnellkraft aushält oder treibt. Es ſenkt ſich das Land bei uns von den Vogeſen und Ardennen bis zum Rhein und an manchen Stellen noch jenſeits hinüber: alſo werden immer Schneegeſtöber und Hagel und Steine und Wölfe und Eroberer und Kriege und andere wilde Wetter und Kräfte von daher über uns herabrollen, wenn wir nicht unſere eigenen Leute als Wächter dahin geſtellt haben.

Politiſch muß das Volk, das einmal über den Berg gekommen iſt, weiter wollen, die politiſche Kraft der Völker iſt eine bloße Naturkraft, die nicht ſtillſtehen kann, ſondern in jeder Bewegung, die von Natur fortſchießt, mit fortſchieſſen muß. Die Bewegung bergab iſt aber eine fortſchießende Bewegung, worin keine Ruhe gedenkbar iſt.

Menſchlich. Wenn ich auf den Vogeſen und Ardennen dieſſeits liege und die ſchöne Morgen- und Abendſonne mir das reiche Wunderland unter den Bergen aufthut mit dem herrlichen Strome und den Reben und den reichen Fluren und glänzenden Städten und himmelan ragenden Thürmen, wenn alle Waſſer und Lüfte und Winde mit lieblichen Tönen der Freude gegen Oſten und Norden rauſchen und locken: Komm mit, komm mit in das ſchöne Wunderland! wie ſollte der Menſch es dort oben aushalten, daß er nicht herunterſtiege, und, wenn die unten es ihm wehren wollen, mit dem Eiſen in der Fauſt ſich den Weg breche zu den Münſtern von Strasburg und Köln, zu dem Roſengarten von Worms, wo die Liebfrauenmilch aus der Erde quillt, und zu dem Rheingau, wo die Sonne den Rüdesheimer und Johannisberger auf den alten Feuerbekgen kocht und wo lebendige Waſſer Mark und Kraft aus heilbringenden Quellen ſprudeln? — Und nun vollends dieſes unruhige lüſterne und gierige Volk, das dieſes Paradies der Natur durch ſeine Verwüſtungen Brandſtiftungen und Laſter ſo oft entweiht, das der glühenden Reben und ſchönen Mädchen ſo oft gekoſtet und in den Quellen die Geſchwüre ſeiner Ueppigkeit ſo oft abgeſpült hat?

Darum wird kein bleibender Friede und keine feſte Sicherheit ſeyn an dieſer Gränze, bis wir ihnen gegen über Schildwache an Schildwache oben auf dem Bergkamm ſtehen, wo die Maas und Moſel und Saar und Ill und die kleineren Brüder derſelben ihre Quellen haben. Darüber dürfen wir auch mitten im Glücke unſerer Siege weinen, daß die uralten teutſchen Reichsſtädte, die beiden großen Reichspforten gegen Weſten, daß Metz und Strasburg heute noch franzöſiſche Städte genannt werden.

Und wenn wir nun auf das Innere ſehen und auf die innerlichen Verhältniſſe des geliebten Vaterlandes, was ſollen wir viel darüber ſagen nach zu vielem Geſagten? Den herzlichen Wunſch dürfen wir aber wohl ausſprechen und Gott bitten, daß er es ſo füge und erhalte: daß Oeſtreich und Preuſſen ja immer auf den Kern und das Herz ihrer Herrſchaft ſehen mögen, daß ſie ihre Augen nie abwenden mögen von dem ganzen Reiche, ohne welches ſie nichts ſind, und daß ſie, die das Kleine nicht mehr entzweien ſollte, da jede Zwietracht immer ihr Größtes in Gefahr bringen wird, in Einmüthigkeit einer offenen und redlichen teutſchen Politik zuſammenhalten mögen, damit der unſere Kräfte und unſere Ehre immer mehr überſchattende und überwuchernde Einfluß der Fremden abgewehrt und damit die Fürſten wieder zu dem Gehorſam gegen das Reich gewöhnt und angehalten werden können.

Und der Bund und die Bundesverſammlung, die immer nur noch als künftige Dinge erſcheinen? Man hat uns und andere ehrliche Leute hart genug geſcholten, daß wir gemeint haben, dieſer neue teutſche Bund ſey ein ungebundener. Wir müſſen freilich nach unſerm ſchlichten und ſchlechten Verſtande und nach dem bischen Erfahrung, was wir aus der Geſchichte und dem Leben aufgefaßt haben, bekennen, daß wir etwas ſchwer begreifen, wie ſo viele Suveränetäten, alle mit ſuveränen Anſprüchen, zu Einem Zuge und zu Einer Richtung für die Geſchäfte und Sorgen des Vaterlandes vereinigt und zuſammengehalten werden ſollen. Indeſſen möge Gott unſern Glauben Lüge ſtrafen und uns durch die That zwingen, daß wir knieend Abbitte thun müſſen! — Einen beſſeren Wunſch haben wir nicht — möge er den Fürſten und ihren Räthen ſo viel Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Weisheit und Liebe und Treue gegen den teutſchen Namen geben, daß dieſe alle Mängel der Siegel und Buchſtaben erſetzen! Dann haben wir allerdings die glücklichſte Verfaſſung auf Erden: diejenige, welche keiner Geſetze bedarf, ſondern allein durch die Tugend der Menſchen getragen wird.

Nicht klein ſind die Aufgaben, die dieſer Bund zu löſen hat, und nicht gewöhnliche Dinge erwartet das teutſche Volk von ihm. Ich nenne nur einige.

1) Die Ausführung der Beſchlüſſe des Wiener Kongreſſes in Hinſicht der ſtändiſchen Verfaſſung und der Feſtſetzung der gegenſeitigen Rechte der Fürſten und der Völker, kurz die Beſtimmung eines geſetzlichen Zuſtandes, wo die Majeſtät und der Gehorſam gleich geſichert ſind. Das Volk hat eine Furcht, die gegebenen Verſprechen mögen nicht gehalten werden, weil es mehrere Regierungen hinterhalten und ſich verſchanzen ſieht, als wenn in der billigen Forderung von Geſetzlichkeit Gefahr wäre.

2) Eine über das ganze Reich mit einer gewiſſen

Gleichförmigkeit gehende Kriegsordnung, daß das ganze Volk in allen Landen und Fürſtenthümen wehrhaft gemacht und wehrhaft erhalten wird: und eine von Zeit zu Zeit rundgehende Aufſicht, ob alles in der Ordnung iſt, daß wir bei plötzlichen Getümmeln und Anfällen nicht erfunden werden wie in den Jahren 1792, 1805 und 1806: daß das Reich nicht durch eine einzige Niederlage in Gefahr des Untergangs kommen kann. Dahin muß vorzüglich geſtrebt werden, daß die Kriegsübungen ſo frei und vaterländiſch ſeyen, daß die Geiſter immer aufgerichtet bleiben; denn dann werden die Leiber ſchon feſt ſtehen. — Das hofft ganz Europa — und darin ſollte die teutſche Tugend den übrigen Völkern mit dem Beiſpiele voran gehen — daß die unerträgliche Laſt der ſtehenden Heere in Friedenszeiten, worunter alle Wonnigkeit und Weidlichkeit der Menſchen und alle höhere Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit ein paar Jahrhunderten zu Grabe gegangen iſt oder im matten Leben ſo fortgewelkt hat, und die das Land wahrlich nicht haben retten können in Zeit der Noth, daß dieſe mehr und mehr verſchwinde, daß aber das ganze Volk durch Erziehung und Uebung und durch die Wiedererfriſchung des alten teutſchen Kriegsgeiſtes, den der Korporalſtock, wie er ſeit zweihundert Jahren gebraucht wurde, am meiſten unterdrückt hatte, durch edlere und menſchlichere Ideen von dem Herrſcher, dem Könige und dem Vaterlande, von dem Tagelöhner bis zu dem Fürſten, geharniſcht werde gegen jegliche Gefahr von Oſten und Weſten. Die Zeit hat uns gelehrt, wie es anzufangen iſt, und die Teutſchen werden immer wie ihre Urahnen für den heiligen Boden zu ſtreiten und zu ſterben wiſſen, wenn ſie zu Menſchen und nicht zu bunten und gedrechſelten Puppen der Paradeplätze in den Waffen gebildet werden.

3) Maaß, Gewicht, Zölle, Münze? — In kleinen Dingen ſpreche ich eine große Angelegenheit des Volkes aus. Dieſe Plagen, oder vielmehr dieſe Neckereien und Plackereien, die aber zuſammen Eine ſehr große Plage, ja Ein ſehr großes Unglück ſind, gehören zu den größten und ſchwerſten. Sollte es gar nicht möglich ſeyn, in dieſe Dinge mehr Einfachheit und Billigkeit zu bringen? Es ſollte wohl eigentlich Gleichheit in ſie gebracht werden. Man fühlt dies böſe Uebel der Verſchiedenheit fürchterlich, wenn man lange in einem großen Lande geweſen iſt, das einem einzigen Herrn angehört. Die Plage hiemit iſt groß für das teutſche Volk durch die Neckereien und Mishandlungen und durch den Verluſt von Zeit und Geld; aber den größten Schaden, der ſich mit keinem Metall wieder gut machen läßt, leidet die Sittlichkeit: dieſe Vielerleiheit nährt eine Menge Gauner und Schelme, ſie iſt eine Schule des Meineids und Betrugs.

4) Wege und Poſten? — Unſre alte Art war löblich, ſie erleichterte durch Wohlfeilheit die Verbindung der Menſchen und Studien und Wiſſenſchaften. Jetzt muß man auf manchen Straßen ſo viel Wegegeld geben, als vor dreißig Jahren eine Fuhre koſtete. Und das Poſtgeld? Kann ein Mann von mittelmäßigem Vermögen und mittelmäſſiger Einnahme, der entfernte Freunde hat oder einen geiſtigen Verkehr mit den Genoſſen ſeiner Wiſſenſchaft in den verſchiedenen Landen des teutſchen Reichs unterhalten will, die Ausgabe aushalten? Nein, er

muß ſich auf die Einſamkeit des Herzens und der Wiſſenſchaft ſchicken. So ſollte es nicht ſeyn. Kein Staat ſollte einen Pfennig gewinnen wollen auf Anſtalten, welche unmittelbar der geiſtigen Mittheilung und Entwickelung dienen; er ſollte den Geiſt lieber umſonſt fahren als eine ungebührliche Fracht auf ihn verdienen wollen. — Und auch hier wie ungeheuer ſind die Unterſchiede in den verſchiedenen teutſchen Staaten! Das habe ich aber ſelbſt erfahren, daß jetzt auf mancher fahrenden Poſt ein Pack, das 50 Pfund wiegt, nicht viel wohlfeiler reiſt, als vor 25 Jahren ein Student mit der Thurn- und Taxiſiſchen Poſt, der noch einen Koffer von 60–80 Pf. Gewicht frei hatte.

5) Und die Preßfreiheit? Und die Religion? —

Schweden und Dänemark.

Abgebrochen iſt die kleine Brücke, welche Schweden mit Teutſchland verband, das ſchwediſche Pommern und die Inſel Rügen, mein ſüßes und ſchönes heimathliches Land, iſt wieder mit dem Lande vereinigt, welchem es in den früheren Jahrhunderten angehörte; es iſt glücklich mit dem Staate Teutſchlands vereinigt, der ſo Großes für die Freiheit aller vollbracht hat, daß die Hoffnungen und Erwartungen der andern Teutſchen immer Größeres von ihm verlangen. Schweden hat dies Land von dem Reiche gewonnen in Zeiten, woran wir jetzt nur mit Jammer denken können, in Zeiten blutiger Zwietracht des Kaiſers und der Fürſten und der Meinungen und Herzen aller gegen alle, wo die Herrlichkeit des alten heiligen Reiches der Teutſchen ſo tief ſank, daß ſein Glanz ſeit jenen Tagen, ſeit zweihundert Jahren, immer mehr verdunkelt iſt. Die Schweden werden bei den Menſchen, über welche ſie geherrſcht haben, eine dankbare und liebevolle Erinnerung zurücklaſſen; ſie haben unſer Volk nirgends verdorben, wie andere Fremde, die über Teutſche gebieten; ſie ſind ja die alten Brüder, die ächten Männer der Treue und Kraft. — Die kleine Brücke iſt abgebrochen, aber die große bunte Regenbogenbrücke der Sage und Geſchichte, die ihren lichten und heitern Bogen mitten in den Lüften über Länder und Meere aufführt, wird zwiſchen den beiden Völkern deſto feſter gebaut werden. Gekommen iſt die Zeit, wo die Einzelnen und die Völker nach ihren Aufgängen und Urſprüngen zu ſehen anfangen: wir Teutſche werden in den nächſten Jahrhunderten recht viel mit dem alten Svithiod zu verkehren haben, und ſeine Kinder werden wieder zu uns wandeln und pilgern müſſen und ſich an unſeren ſüdlicheren Sonnenſtrahlen erwärmen, damit ſie ahnden lernen, welche Gewalten unter ihren Steinen und unter ihren Herzen begraben liegen.

Ja ich fliege zu dir auf dieſer bunten Regenbogenbrücke, du ſtolzes freudiges Wunderland und du tapferes biederes Volk! ich fliege zu dir und wünſche und bete für dich ſo treu, als für das Land meiner Heimath. O wie oft ſtehen die hehren und großen Geſtalten deiner Natur vor mir und locken mich mit unendlicher Sehnſucht, deine Abendröthen und Morgenröthen des Winters, deine Nordlichter mit den alten Donnern, worin Thor mit dem Hammer auf die Eisberge ſchlägt, deine Mittſommernächte und deine Wintermondſcheine, wo alle Bäume und

Felſen lebendig werden und mit den Elfen und Meerfräulein Tänze ſchlingen, deine Seen und Ströme und Waſſerfälle und Hügel und Mäler der Helden, und o ihr geliebten gaſtlichen Stellen Kumla und Edeby und Husby und Sala, und ihr freundliche Menſchen, die jenſeits des Wenern und Storſjös wohnen! Sähet ihr, wie oft meine Seele ſich nach Norden ſchwingt, wie oft mein Herz von Sehnſucht ſchwillt, wann die Wandervögel im März und April von uns zu euch ziehen — ihr würdet des fernen Fremdlings zuweilen gedenken.

Doch ich ſpreche denen in Räthſeln, die dich nicht kennen — denn wenige der Unſern kennen dich, wie auch wenige der Deinigen uns kennen und erkennen — darum herunter von der bunten luftigen Brücke und eine gemeine bretterne und erdene gebaut, worüber alle Menſchen mit gewöhnlicher Ruhe und Bequemlichkeit ohne Herzklopfen gehen können!

Glückliche Zeichen und Sterne haben über dem Norden Germaniens gewaltet. Wahrſcheinlich gingen die erſten aſiſchen Germanen den Höhenſtrich am Dnepr hinauf, und kamen ſo zur Düna und Oſtſee, und goſſen ſich gegen Norden und Weſten über die Halbinſeln und Inſeln aus und dann längs den Küſten weiter gen Südweſten hinab durch die cimbriſche Halbinſel. Dieſer Weg hat hiſtoriſch nichts gegen ſich, phyſiſch und geographiſch faſt alles für ſich. Es gab keinen leichteren und kürzeren Weg nach dem Norden und Weſten als dieſen für die Völker, welche aus Aſien kamen, wenn ſie nemlich nicht den ſüdlichen Weg einſchlugen, der über den Dneſtr nördlich und über den Helleſpont ſüdlich um das ſchwarze Meer zur Donau und dann ſüdlich der Donau gegen Weſten zieht. Es ſind aber wenige aſiſche Völker über den Helleſpont gegangen, theils weil der ſüdliche Weg um das ſchwarze Meer, bis man gen Bithynien und Myſien und Lydien kommt, durch ſchwierige und unwegſame und unfruchtbare Länder führte, theils auch, weil der Uebergang über den Helleſpont im Angeſicht feindlicher Völker kein leichtes Unternehmen war, am meiſten aber deswegen, weil die aſiſchen Auswanderer nördlich in und über den Bergen Indiens, Parthiens, Baktriens und des Kaukaſus wohnten. Die aber bei dem Zuge den Karpathen nördlich blieben, mußten, wenn ſie auch grade gegen Weſten vorzudringen ſuchten, in den damals gewiß noch ſumpfigeren und waldigeren Marſchländern, als ſie jetzt ſind, von Podolien Volhynien und Südlithauen unendliche Schwierigkeiten finden vorzudringen, dahingegen der andere Weg am linken Ufer des Dneſtrs bis zu der Beugung hinauf, wo jetzt Smolensk liegt, und von da dem Höhenzuge nach links ab gegen die Düna und längs der Düna bis an die Oſtſee in den leidlichen Jahrszeiten leicht und ungehindert ſeyn mußte. Dieſer Weg iſt auch nachher bis in das vierzehnte Jahrhundert der Wandrerweg der Waräger, Kreuzfahrer, Kaufleute von dem Norden nach dem Süden geblieben über Riga und Pleskow oder über Novogrod (wohl ſeltener) auf Smolensk Kiew Konſtantinopel.

Als die luſtigen aſiſchen Zugvögel, wahrſcheinlich im ſchönen Sommer mit den langen und heitern Tagen, in Schweden ankamen, ließen ſie ſich die großartige Natur, die ſie vielleicht an ihre Berge und Seen der alten Heimath erinnerte, gelieben (ſie hatten ja Wälder und Wieſen und der Fiſche und des Geflügels und Wildes genug, auch Raubthiere in Menge, woran ſie den kriegiſchen Muth ſtahlen konnten) und pflanzten ihre Geſchichte und ihre Götter und Helden in den Wäldern und um die Seen Uplands Södermanlands und Oeſter- und Weſtergöthlands an. Hier ward das erſte Halt gemacht nach dem langen Zuge, hier fanden ſie ihr altes Heim im Bilde wieder, und gründeten ihr Aſahem Gudahem Mannahem und Aſaborg. Doch gingen die Götter und die Namen auch mit denen, welche entweder längere Wanderluſt oder (wahrſcheinlicher) Mangel an Raum und an Nahrung weiter gegen Südweſten über den Sund und die Belte an die Elbe und Weſer und den Rhein hinabſenkte. Odin *) und Thor und Freia zogen mit, ſoweit das Volk zog: noch zu Tacitus Zeit ſtand die bewohnte Aſenburg am Rhein, und woher ſtammt unſer Mannheim, das dem Wormſer Roſengarten und den Nibelungen ſo nah liegt?

Vergebens wird ſeyn, das Jahrhundert zu beſtimmen, wann dieſe Völker aus Aſien gezogen, wann ſie in ihrer jetzigen Heimath angelangt ſind, wie die Verbindung zwiſchen ihnen und dem alten Urlande blieb oder von fremden zwiſchentretenden Völkern abgeſchnitten wurde; vergebens vielleicht die klare Deutung jenes Odins, des ewigen Wandrers, der in allen Zeiten und Völkern geweſen und unter allen Geſtalten geſehen worden iſt. Alle Geſchichte beginnt mit Prieſterorden und ſoll damit ſchließen; das iſt auch der rechte König, der rechte Melchiſe-

---

*) S. meine Anſichten und Ausſichten der teutſchen Geſchichte Seite 107.

dek, der gottähnliche und einſt zu vergötternde Mann, der den Helden und den Prieſter in ſich vereinigt. Prieſterorden haben die Geſchichte gegründet und die Völker Jahrtauſende geweidet, ehe die Nimrode und Tyrannen wurden; mit den Karavanen ſind die Tempel oft Hunderte von Meilen durch wilde Völker vorgerückt: So wurden, um das Unvergängliche und Gleiche in der Menſchengeſchichte und Menſchenentwickelung an einem kleinen Beiſpiele zu zeigen, in unſerm Mittelalter Jahrmarkt und Gottesdienſt in dem Worte Meſſe Ein Begriff, und ſind es bis auf dieſen Tag. Prieſter ſind älteſtens Hunderte von Meilen von Volk zu Volk gereiſt, wie jetzt die Sendeboten der Handelshäuſer von Liſſabon nach Archangel, von Baltimore nach Batavia und von Smyrna nach Moskau reiſen. Sie waren geſchützt durch ihr heiliges Amt, geſchützter wohl durch eine unſichtbare Macht und durch einen allgemeinen Zuſammenhang, den wir nicht kennen. Wer weiß, ob Männer, wie Zoroaſter, Odin, Orpheus und Melchiſedek *), nicht beinahe in einem Zuſammenhange ſtanden, wie vor einigen Jahrhunderten drei vier päbſtliche Nuncien, die in Lund Liſſabon Krakau und Palermo die Geſchäfte der allgemeinen Kirche beſorgten? Und wir müſſen es glauben; denn unter welchem Schutze ſind Pythagoras Solon Herodotus und andere nach Gott und nach Weisheit durſtige große Griechen ſo viele Länder durchreiſet und haben ſo viele Völker erkundet? War es nicht unter dem Schutze des prieſterlichen

---

*) Die Zuſammenſtellung iſt nicht chronologiſch, ſondern nur des Beiſpiels wegen.

Ordens! waren ſie nicht Wiſſende und Eingeweihte? Freilich waren ſie das. O könntet ihr noch reden, uralte Ruinen am Indus, ſtündet ihr noch, Tempel des Belus in Babylon, der Cybele in Phrygien, der Diana zu Ephesus, ihr Völkerverſammler, gingen eure Geheimniße noch um, Eleuſis und Samothrake, und hättet ihr noch lebendige Stimmen, Delphi und Dodona, und o ihr unvergänglichen Steine Aegypters und Perſepolis und ihr Sphingen, deren Stummheit ſo tiefe Geheimniß winkt, könntet ihr die Zungen eurer Zeichen löſen, — dann wüßten wir mehr. Ach! ihr könnt nicht ſprechen, und der Herodot hat uns bei ſo vielen Dingen damit abgefunden, daß er ſagt: Ich weiß es wohl, aber ich darf es nicht ſagen. Und die meiſten Späteren nach ihm hatten ſich aus den Bildern wieder andere Bilder und Geſtalten gemacht, wie z. B. die Neuplatoniker; und ſo müſſen wir über ſo vieles was wir ſo gern wiſſen mögten, mit Andeutungen und Räthſeln ſpielen. O ich wollte wetten, die meiſten Steine am Nil und Ganges und Indus und was in des alten Perſiens Baktriens und Tibets Bergen in Steinen und Sagen verborgen iſt, hätten ſchon eine Sprache bekommen und die alte Geſchichte, die kaum einen Anfang hat, hätte vielleicht ſchon einen Grund, worauf ſie ihren glänzenden Bau zu den Sternen aufführte und den Reſt des alten Babels der Verwirrung und Hinundherdeutung zerſtörte, wenn Teutſche ſtatt der Engländer und Franzoſen zwei Jahrhunderte Flotten und Geſandte nach Aegypten Perſien und Indien geſchickt und in jener Weltgegend über Länder und Völker geherrſcht hätten.

Ich habe von wandernden Prieſtern geſprochen und von Odin dem Weltdurchwanderer. Wie viele Kinder der Prieſter und Fürſten nennt nicht Herodot bei Erwähnung der nordiſchen Völker, die nach Süden zogen, nach Aſia und Hellas, Weisheit und Gotteswiſſenſchaft zu lernen und ſich in die Geheimniſſe einweihen zu laſſen! Damals waren die Prieſter ein königliches Geſchlecht und die Fürſten und die Kinder der Fürſten waren bei vielen Völkern auch gebohrne Hoheprieſter, z. B. die Könige von Sparta, die von Rom, der ſogenannte König in Karthago, und jetzt die proteſtantiſchen. (nur nicht prieſterlich) Ein ſolcher mogte Odin ſeyn; und weit und breit in ſeiner Jugend nach Weisheit umherpilgern und in ſeinem reiferen Alter ſie unter ſeinem Volke, den Germanen, umhertragen. Wir kennen ſeinen Raben aus der Edda: Herodot erzählt von einem weiſen Nordmann Ariſteas, von dem die Sage ging, er ſey an weit verſchiedenen Orten und in weit von einander liegenden Jahrhunderten geſehen worden; ja an einigen Stellen auch als Rabe. Die Deutung der Vögel Odins iſt nicht ſchwer, ſo wie die Vögeldeutung überhaupt leicht iſt dem, der ihre wunderſamen Geſichter und wunderſamen Naturen nur in der Stille näher beobachtet hat: in keinen Thieren kann man ſo heiter, als in dieſen durchſichtigen gefiederten Weſen, menſchliche Triebe Anſchauungen und Geſtalten erblicken.

Dieſe hingeworfenen Winke ſollen nur die Vorſtellung, die durchaus falſche, wegſchieben, als ſeyen die verſchiedenen Länder und Völker der alten Welt faſt ganz von einander abgeſchnitten geweſen. Der

Handel hat von jeher die Welt verbunden, aber die geheime Verbindung der Weiſen und Wiſſenden ruhete in den früheſten Zeiten gewiß auf dem Allerheiligſten, was die Menſchheit hatte, und für dieſes wunderſame Labyrinth, was uns in ſeinen Räthſeln ſo gewaltig und zauberiſch anſpricht, werden wir vielleicht noch den ariadniſchen Faden finden. Wir dürfen aber nach dieſen Winken glauben, daß die Verbindung zwiſchen den alten Urſitzen und dem Norden Europa's vielleicht in vielen Jahrhunderten ununterbrochen blieb, daß vielleicht Jahrhunderte lang die Weiſen und Prieſter des Volks noch vom Kaſpiſchen Meere her zogen nach zum Norden, wie ſpäter im zehnten und elften Jahrhunderte ſo viele chriſtliche Prieſter in mehreren Menſchenaltern vom Süden kamen. Und wenn wir das Nächſte nur zum Beiſpiel nehmen, ſo fallen uns die brittiſchen und iriſchen Prieſterſchulen von ſelbſt ein, deren Zöglinge im ſiebenten und achten Jahrhunderte ſchaarenweiſe zu unſern Vorderen kamen, viele Menſchenzeugungen nach einander, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren. Aus jener lange fortwährenden Verbindung mit der aſiſchen Weisheit und Prieſterſchaft ſind auch ſehr natürlich die Sagen von den verſchiedenen Odinen entſtanden, die Jahrhunderte aus einander liegen.

Schweden war im Abendlande wahrſcheinlich der erſte germaniſche Kern, um welchen das Volk ſich ausbreitete und um welchen die Aſen ihren Olymp baueten. Daher iſt im Norden die Sage und die Fabel auch lebendiges Leben geblieben, während bei den ſüdlicheren Germanen wenig übrig iſt als einzelne Klänge und Namen und der Wode, der nun als wilder Jäger und Nachtgeſpenſt die Kinder ſchreckt und vielleicht manches verliebte Herz ans Bette und manches Diebsgemüth an ſeine Höhle feſſelt, die ſonſt um Mitternacht leiſe Gänge ſchleichen würden. Aber Eines muß man bei dieſer Betrachtung vorzüglich bedenken, die ganz verſchiedene Art der Umwendung der ſüdlichen und der nördlichen Germanen von dem Heidenthum zum Chriſtenthum. Die ſüdlichen, wir Teutſche, wurden faſt alle ſo bekehrt, daß ein Eroberer das Schwerdt und ein Prieſter das heilige Kreuz über die beſiegten Häupter ſchwang: die weltliche Gewalt kam mit der göttlichen zugleich und plötzlich, und die Prieſter konnten die Bilder und Denkmäler und Lieder und Sagen und alles, was an die alten Götter und Helden mahnte, mit Feuer und Eiſen vertilgen. Den Norden hat kein Schwerdt bekehren helfen; fromme Prieſter, bloß mit dem Glauben bewaffnet und der Gewalt des ewigen Wortes, das ſie verkündigten, brachten das Chriſtenthum dahin und breiteten es langſam aus: ſo daß es manche Menſchenalter hindurch mit dem Heidenthum beiſammen wohnte in Streiten, die ſelten blutig wurden. So hatten die dem Altväterlichen Zugethanen Zeit es zu retten und grade in jenem Streite der Meinungen es den Gemüthern, die es zu verlieren fürchteten, tiefer einzuprägen. Viele Skandinavier auch, die im neunten, zehnten Jahrhunderte, als im Norden größere Gewaltherren und Einherrſcher entſtanden, nicht dienen wollten, flüchteten ſich mit dem alten Freiheitſtolze und mit ihren Göttern in die äuſſerſten Wildniſſe und Inſeln, wo ſie den alten Glauben und die alten Namen und Sagen ſo lange retteten, bis, da das Chriſtenthum befeſtigt war, die Wuth der Prieſter gegen das Heidniſche ſich abgekühlt hatte, und ſie nun ſelbſt an dem, was ſie vor dreihundert Jahren ausgerottet haben würden, ſich als an luſtigen Mährchen ergötzten. Und ausserdem ſoll man nicht vergeſſen, daß die Sage und die Geſchichte durch Ueberlieferung nirgend feſter gehalten wird als auf Gebirgen und Inſeln, wo der Menſch, in weiten Fernen von einander wohnend und von der geſelligen Gemeinſchaft mit Nachbarſchaften abgeſchnitten, in kleinen Genoſſenſchaften von zwei drei Familien zuſammen lebt und wo jede Vergangenheit durchaus bald lebendige Sage werden muß, weil die Gegenwart nicht ſprechendes und mittheilendes Leben genug hat. Dies habe ich in ganz Schweden empfunden, am meiſten aber im Norden, z. B. in Jemtland, wo manche Bauern mir wirklich ſchwediſche Geſchichten der letzten Jahrhunderte ganz im großartigen und wunderſamen Stil der Mährchen und Sagen erzählt haben, obgleich ſie ſchon aus den Zeiten waren, wo die Friedenſchlüſſe nicht mehr mit über einander gelegten Schwerdtern oder Streitäxten der Feldherren ſondern mit geknickten Schreibfedern franzöſiſch redender und Allongenparuken tragender Miniſter beſchworen wurden. In Island und auf den Orkneys iſt das Gedächtniß und die Fertigkeit und Uebung der Sagenerzähler nach allen Reiſebeſchreibern noch heute ganz ausserordentlich. Ueberhaupt muß das am meiſten hier in Anſchlag kommen, daß das Volk und der Menſch, deſſen Geſchlecht in Jahrtauſenden nicht den Ort gewechſelt und keine fremde Völkerſchwärme bei ſich geſehen hat, allen ſeinen Glauben, ſein Leben und ſeine Geſchichte mit den Bäumen und Felſen in den Boden wurzeln läßt, den ſie bewohnen. Darum ſind in Schweden und Norwegen und Island gewiß noch viele unentdeckte Goldgruben — und o gewiß in den Bergen über Kaſchemir und Lahor und von Tibet. Wir aber? wie viel Schmutz fremder Völker iſt ſeit Jahrtauſenden über unſre Lande hingefloſſen! und wenn er nicht immer verheerend und verwüſtend kam, alles Fremde verheert und verwüſtet, wenn es endlich in jede Hütte und in jedes fernſte Köhlerhäuschen eindringt. Wie viele Mährchenfamilien haben die Beſuche der fremden Soldaten in den letzten zehen Jahren in Teutſchland verdorben und die alten hellen und luſtigen Geiſter der Natur und die kindlich ſpielenden Geiſterchen der Fantaſie auf immer von ihnen verſcheucht! Mährchen und Sagen ſind ſelbſt unſchuldige Kinder und bleiben nur bei Menſchen, die Kindern gleich ſind und durch nichts Fremdes Ungleiches und Unvolkliches aus ihrer Einfalt gelockt werden. Kenner ſagen, eine junge Nachtigal, deren Vorſänger ein Kanarienvogel geweſen, lernt nie einen reinen Naturſchlag. —

So ſind denn die Länder des Nordens, Schweden Norwegen Island, nicht entvölkert worden von ihren uralten Göttern und Geiſtern. Keine Inſel und kein Berg, kein Hügel und kein Thal, ja kein Blachfeld iſt, wo nicht Götter und Helden den langen Schlaf ſchlafen, wo nicht Schlachten und Zweikämpfe und Kämpfe mit Rieſen und Drachen geweſen ſind, wo nicht ſtolze Seelen, damit ſie mit den Helden und Fürſten Walhalls zum Göttermahle ſitzen dürften, das matte und kraftloſe Alter durch einen Todesſprung geendigt haben, wo nicht friſche Naturgeiſter wandeln. Dieſes Glück hat dem Volke ſein Land geheiligt, und wer nordiſch zu ſeinem Herzen zu ſprechen verſteht, wird gegen jeden Angreifer dieſes Landes Wunder mit ihm zu thun wiſſen. Denn die Gräber und Todesklippen der Helden liegen ringsum, die alten Götter ſchlafen im Zwergenzauber unter den Hügeln und warten der Zeit, wo ſie erlöſt werden ſollen, die Namen und Thaten leben in den Herzen des Volkes, wozu ſich die romantiſchen Geſchichten des Mittelalters und die großen Könige und Helden des ſechszehnten ſiebenzehnten Jahrhunderts geſellen, deren Reihen der Achilles Karl der Zwölfte ſo tragiſch ſchloß.

Wahrſcheinlich hat die Verbindung mit Aſien nie aufgehört, noch weniger mit den mächtigen Stammgenoſſen, die wir ſeit den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung über dem ſchwarzen Meere und den Karpathen ſo gewaltig herrſchend finden. Späterhin kamen aus dem germaniſchen Norden immer Züge von Warägern nach Konſtantinopel und thaten Dienſte als Leibwachen; auf der Straſſe dieſer Krieger wurden von ſolchen unter den Slaven gelegentlich die beiden Reiche Novogrod und Kiew gegründet. Späterhin gingen die Kreuzfahrten luſtig zu Lande und zur See nach dem gelobten Lande: viele Runenſteine, noch mehr alte Lieder, die durch den Mund des Volkes noch im lebendigen Klange umher fliegen, verkündigen dies. Dieſe nährten den Geiſt der Wunder und großer Thaten. Und bald kam die Zeit, wo das Volk bei ſich zwei Jahrhunderte in vielfachen Wechſeln für die eigene Freiheit, bald jenſeits des Meers für Ruhm und Land kämppfen mußte. Nun wieder ſeit Karl dem Zwölften liegen die mächtigen Geiſter durch Zauber gebunden.

Schweden hat geſchlafen ſeit Karl dem Zwölften und ſchläft noch; auch wir lagen in langer Erſtarrung, wir fangen nach einem Schlafe, der über zwei Jahrhunderte gewährt hat, an zu erwachen und unſre müden und wundgelegenen Glieder zu regen. Aus Wälſchland kamen Zauberer und verhexten uns; ſie haben auch die nordiſche Rieſenkraft wie mit ſtarrem Tode gebunden, ſo daß ſie kaum noch von ſich weiß. Auch die Zeit ihres Erwachens iſt nicht fern; ſchon ſpielen die lauen Lüfte des Frühlings über das baltiſche Meer hin, welche die eiſige Erſtarrung löſen werden, und apolliſche Schwäne klingen als Herolde der neuen Lenzeswonne voran.

In keinem Lande ſieht man an den Menſchen die Einflüſſe der wälſchen Erziehung und Bildung in ſo tragiſchem Gegenſatz gegen die ernſte ſtarke und einfältige Natur und den erſten ſtarken und einfältigen Menſchen, als in Schweden, wo das Mark in den Knochen und Herzen kaum zu zerſtören war, aber das Mark der Geiſter doch ausgeleert werden konnte. Die gebildeteren und vornehmeren Schweden ſind durch die franzöſiſche Erziehung nicht ſo nichtig und jämmerlich geworden, als wir bei uns viele aus den Klaſſen ſehen, deren Jugend ein ähnliches Unglück hatte, aber ſie ſind faſt ſtarrer und blinder geworden für das Eigene, als die Unſrigen der erwähnten Menſchenart für das Unſrige. Solange die erſten Waſa's und die zweiten aus dem rheiniſchen Blute herrſchten, von 1523 bis 1718, beinahe zweihundert Jahre, war die ſchwediſche Erziehung, Bildung und Literatur auf das innigſte mit dem Teutſchen verbunden: ſo daß um 1670 und 1700, wo wir von der franzöſiſchen Sprache ſchon heillos angefreſſen waren, viele ſchwediſche Proſaiker und Dichter reineres Teutſch ſchrieben, als die Teutſchen ſelbſt. Mit Karls des Zwölften Tode ward das Franzöſiſche herrſchend und hat ſtatt der alten freudigen Waldbäume für das Leben und die Kunſt zierliche Gewächshauskrüppel gezogen. So ging das große Gemüth und der einzige Geiſt und die wahrhaft cäſariſche Tugend Guſtavs des Dritten und ſo vieler genialen Köpfe, die unter ihm blüheten, verloren — nur zwei Menſchen ungeheurer Kunſtkraft bahnten ſich mitten durch den Tand eine eigene Bahn, der Bildner Sergel, deſſen Vater und Mutter aus Thüringen waren, und der Dichter Bellmann. Durch dieſen geiſtigen Gegenſatz, der hier zwiſchen dem nordiſchen Menſchen und ſeiner Natur entſtanden war, entſprang in den letzten beiden Jahrzehnden auch ein politiſcher: Guſtav Adolf der Vierte fühlte dunkel in ſeinem Gemüthe, was das Schwediſche und was ein König von Schweden ſeyn ſollte; er wußte, unter welchem Steine Thors Hammer und Baldurs Schwerdt lag, aber er konnte den Stein kaum halb heben — und er fiel auf ihn und zerſchmetterte ihn.

Schwedens Natur iſt groß und majeſtätiſch, die Schweden ſind ein ſchönes, ſtarkes, treues, frommes, kindliches, geiſtreiches und kunſtreiches Volk. Ihrer Geſchichte hat es nie an herrlichen Männern gefehlt; ſie haben deren auch jetzt noch. Sie müſſen ſich nur über ſich beſinnen, welche ſie ſind und welche ſie ſeyn können, und ſie werden alles Schöne und

Große ſeyn und darſtellen, was aus der germaniſchen Natur nur hervorgehen kann.

Sie haben Finnland verloren, ein ſchönes Land, ein wackeres Volk, das ſie ſeit dem dreizehnten Jahrhundert der Wildheit und Unhuld entriſſen und dem chriſtlichen Gotte und der germaniſchen Freiheit mit dem Schwerdte in der Hand zuführten. Sie können ein Volk nicht vergeſſen, das ihr Geſetz und ihre Redlichkeit beglückt hat, und müſſen mit Trauer gegen Oſten blicken. Auch fällt es manchem Schweden ein, daß die ruſſiſche Gränze jetzt nur achtzehn Meilen von Stockholm iſt. Freilich ſagen ihm die Ruſſen: Eure Gränze war ſonſt nicht weiter von Petersburg; aber der Schwede könnte ihnen antworten: Warum legtet ihr eure Hauptſtadt von der uralten Moskwa uns ſo nah, hundert Meilen gegen Norden hinauf? — Finnland iſt verloren, Norwegen iſt gewonnen, ein treffliches Land, ein treffliches Volk, gleich den Schweden durch Art, Tugend, Freiheit und Sprache. Eine weiſe Regierung wird die kleinen Ungleichheiten, die noch ſind, in wenigen Jahrzehenden auszugleichen und die beiden Völker, die durch alle Bande gemeinſamen Urſprungs und gemeinſamer Bedürfniſſe und Vortheile Eins ſeyn und mit einander ſtehen und fallen müſſen, zuſammenzubinden wiſſen. Ueber dieſe natürliche Vereinigung des Gleichen und Zuſammengehörenden kann jeder Germane fröhlich den Segen ſprechen.

Und das Land ſelbſt? Die ſchreckliche Seuche, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Aſien kam und verheerend über ganz Europa ging, welche der ſchwarze, der blaue und bei den Schweden der gewaltige (diger död) Tod genannt ward, räumte in ihm beinahe die Hälfte ſeiner Bewohner auf: dieſer Schade iſt bis dieſen Tag nicht verwunden. Seit hundert Jahren wächſt die Volksmenge in ungeheurem Fortſchreiten, und das rüſtige Volk gräbt ſeit fünfzig Jahren an Kanälen und Deichen, wälzt Steine weg für Weizenſaaten und trocknet Sümpfe für Heerden. Schweden und Norwegen haben jetzt beide nahe an viertehalb Millionen Seelen, ſie werden in einem halben Jahrhundert wahrſcheinlich fünf, in zwei Jahrhunderten ſechs Millionen nähren: für acht bis zehn Millionen iſt Raum und Fruchtbarkeit und Genuß. Wann mehr Menſchen ſind, wird mehr Reibung der Geiſter ſeyn; wann Schweden fünf bis ſechs Millionen Einwohner haben wird, dann wird eine neue Ordnung der Dihge eintreten und aus dem Lande, dem Volke und den herrlichen Grundzügen einer freien und eigenthümlichen Verfaſſung ein neues nordiſches Leben gebohren werden, das die Welt erſtaunen wird. Es wachſen ja die alten Berge und in ihnen das Erz fort und fort, und unter ihnen ſchlummert die feſtgezauberte Kraft. Sie wird hervorbrechen und Schwerdter ſchmieden und Lanzen und die eiſerne Männerſaat ausgießen auf die, welche das Volk jetzt gedemüthigt glauben; dann wird auch jene wälſche Tünche lange abgefallen ſeyn, wodurch das ſtolze Männerantlitz der alten Schwedenherrlichkeit zur Zierlichkeit und Eitelkeit verfratzt iſt.

Und es ſchläft der alte Löwe über ſeinen Götter- und Heldengräbern und hört es toſen und klingen ringsum, und es kümmert ihn nicht, und einige Geier fliegen um ihn, unter welchen Krähen krächzen; hoch oben in den Lüften aber ſchwebt der Doppeladler mit einem Kreuz in den Klauen, dem Donnerſtrahl des neuen Zeus, und ſtrebt zu ſeiner Sonne; tief unten aber ſperrt ein Leopard den Rachen weit auf, den eine unendliche Schaar von Lüchſen und Füchſen und Wieſeln und Mardern und Ratten und Mäuſen und viel anderes kleines Diebesvieh umwimmelt; weiter hin ſpringt ein Hahn, dem die Flügel und der Kamm zerzauſt ſind, auf einen neuen Miſthaufen, und ſchlägt die paar Federn zuſammen und kräht aus heller Kehle; der alte Rabe aber, der Weiſſager, zieht auf langſam geſchwungenen Fittichen mit ſeinem prophetiſchen Silberklange von Weſten gegen Oſten im einſamen Fluge hin. Und ſo geſchehe es!

Wer geklemmt iſt, iſt beklommen. Gegen dieſen ächt logiſchen und grammatiſchen Satz läßt ſich auch geiſtig und politiſch nichts einwenden. Die Dänen haben ihn nun Jahrhunderte bewieſen, und haben ſich ſeit hundert und ſiebenzig Jahren durch dieſe Beklommenheit, die ſich, wie es ihr faſt immer geht, gewöhnlich zur Unzeit einen Muth faßte, immer tiefer in die Klemme gebracht. Wir wollen ſie nicht beſchuldigen, ſondern lieber entſchuldigen, indem wir die Verhältniſſe darſtellen, wie ſie ſind.

Die Dänen liegen in der Mitte zwiſchen dem alten Skandinavien und zwiſchen Germanien im engeren Sinn, unſerm Vaterlande, welches wir jetzt Teutſchland nennen, jedoch durch Sprache und Art den Schweden näher, durch ſeit manchen Jahrhunderten genährten Haß mehr von ihnen abgewandt als von uns. Freilich ſagt ein Sprichwort: *Die Mitte iſt das Sicherſte*, aber ſogleich ſagt ein anderes dagegen: Das in der Mitte wird zertreten. Dänemark hatte ſich auf dem größeren feſten Lande Skandinaviens Landſchaften zu verſchaffen gewußt, das Glück hatte auch das Königreich Norwegen mit ihm verbunden, ja ſogar über Schweden übte es im fünfzehnten Jahrhundert eine wechſelvolle und immer beſtrittene Herrſchaft, die im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts durch das große Waſageſchlecht vertrieben ward. Hinfort war blutige Eiferſucht zwiſchen den beiden Völkern; der Haß brannte tiefer, wie unter ſo nahen Verwandten. Die Dänen verſuchten ſich mit dem neuen ſchwediſchen Königſtamm ein volles Jahrhundert, ungefähr von 1560 bis 1660. Sie lagen unter und verloren alles auf dem feſten Lande Nordgermaniens, doch blieb ihnen Norwegen.

Die Probe war durchgemacht, daß ſie den offenen Kampf nicht beſtehen könnten mit dem ſtärkeren Lande und Volke. Hinfort lauerten ſie auf die Gelegenheit, wo Schweden fremde Völker auf dem Halſe hatte, und biſſen ihm in die Ferſen. Nun ward der Haß von Seiten der Schweden eine verachtende Erbitterung; ſie ſagten: die Dänen ſind tückiſch. Das ward der Unterſchied zwiſchen den beiden Brudervölkern: die Schweden haßten und verachteten die Dänen, die Dänen haßten und fürchteten die Schweden.

Bis zum Jahr 1709, d. h. bis zur Schlacht bei Pultava, ja vielleicht bis zum Jahr 1718, bis zu Karls des Zwölften Tode, mogte es natürlich und verzeihlich ſeyn, daß die Dänen jede Gelegenheit belauerten, Schweden zu ſchaden und zu ſchwächen. Nach dem Jahre 1718 war jeder unehrliche Angriff auf Schweden Sünde gegen ſich ſelbſt. Ein fremdes Volk, ganz andern Stammes und anderer Art als die Germanen, begann an der Oſtſee gewaltig zu werden und offen nach der Herrſchaft zu ſtreben; nun mußten die Dänen Schweden beiſtehen, wann es von Oſten angegriffen ward: denn fiel Schweden, ſo fielen ſie mit, und unrühmlicher ward ihr Fall in der Geſchichte erzählt, weil ſie ihr Blut hatten unterdrücken und erwürgen helfen. Doch ſind ſie bis auf die jüngſte Zeit, ſo wie die Schweden einen Feind in der Stirn hatten, ihnen immer in den Rücken gefallen. So hat Guſtavs des Dritten Thron durch die Dänen gewankt und Guſtavs des Vierten Thron iſt durch ſie mit umgeſtürzt. Und damit das Unrechte unrechter erſcheine, muß hier erzählt werden, daß, als die Engländer im Herbſt des Jahrs 1307, da ſie Seeland und Kopenhagen erobert hätten, dem Könige von Schweden antrugen, er möge Seeland beſetzen, damit er gegen die Dänen ſicher ſey, er dieſes verweigerte, ſprechend: »ich habe »mit den Dänen keinen Krieg noch Urſache des Kriegs, »ich hoffe, ſie werden auch gegen mich keine finden.« — Und ſie ſuchten ſie nachher, und fanden ſie.

Es geht im Leben der Völker, wie im Leben der Einzelnen, daß jede Ungerechtigkeit blind und dumm macht und endlich, wann das Maaß voll iſt, durch die eigene Verblendung und Verdummung ſich ſelbſt ihre Strafe bereitet. Die Dänen hatten ein ganzes Jahrhundert treu mit Rußland gehalten, wo ſie nicht ſollten, und waren grade in der Zeit von demſelben abgefallen, wo ſie mit ihm hätten halten ſollen. So waren ſie endlich an Händen und Füßen gebunden durch die widerlichſten Verhältniſſe und in eine ſo verworrene Politik hineingeflochten, daß Norwegen verloren war; ja wenn die Teutſchen nicht gegen alle Feinde gütig wären und wenn die fremden Mächte geneigt wären, andern Völkern etwas zu nehmen als den Teutſchen, ſie hätten auch alles verlieren können, was ſie auf unſerm teutſchen feſten Lande beſaſſen.

So ſind die Dänen nun ſeit dem großen Guſtav Adolf von einem unnatürlichen Haſſe gegen das Brudervolk ins Unglück getrieben worden, und eben wegen der oben erwähnten Mitte, wo ſie oft von beiden Seiten gereizt werden, ſind ſie dieſem Haſſe und ſeinen Ausbrüchen, gelegentlich vielleicht gegen beide, ferner ausgeſetzt und dem unvermeidlichen letzten Verderben, das er ihnen dann auf den Hals ziehen würde. Sie haben ſich gegen Schweden oft vermeſſen und übermeſſen; ſie könnten es auch einmal gegen uns Teutſche thun.

Dies alles ſoll nicht zur Verkleinerung der Dänen geſagt ſeyn; es entſpringt aus den natürlichſten Verhältniſſen. Die Dänen ſind ein germaniſches Volk und haben manche ehrenwerthe Eigenſchaften, aber ſie haben einen ſchlechteren Himmel und ein ſchlechteres Land erhalten, als die Schweden und die Teutſchen, und müſſen wie jedes Volk auf Erden die Schuld ihres Klimas büßen. Auf flachen Inſeln, den Stürmen und Regen und Schloſſen preisgegeben und durch keine Berge und Wälder beſchirmt, leben ſie ohne die großartige und gewaltige Natur des Schweden und die freundliche und herrliche des Teutſchen, und müßen alſo das Bild dieſer unvollkommeneren Natur in ihnen abdrücken. Es fehlt ihnen Maſſe des Landes, Maſſe des Volkes, Gewalt und Herrlichkeit des Himmels und der Erde — alſo —

Und jetzt? Nachdem Norwegen verloren iſt, muß Dänemark ſich gegen Weſten wenden: nicht um von uns noch Länder zu erobern, von welchen jeder meint erobern zu können, ſondern um ſich an uns anzuſchließen. Dänemark kann künftig nur als ein Theil des teutſchen Reiches beſtehen. Es ſehe ſich hinfort wohl vor, was es thue — jeder falſche Schritt, kann ein Hinabglitſchen in den ewigen Tod ſeyn — beſonders gebe es hinfort alle vornehme und ſelbſtherriſche Gedanken auf: ein ſelbſtherriſcher Staat kann es nicht mehr ſeyn. Das will ich der däniſchen Regierung weiſſagen, daß, wenn ſie jemals ſo thörigt ſeyn könnte die gegen Schweden ſo lange geſpielte Rolle auch einmal gelegentlich wieder (ein paar Proben haben wir davon ſchon gehabt) gegen Teutſchland zu verſuchen, daß Dänemark dann wahrſcheinlich geweſen ſeyn wird. Auch hoffen wir, daß die kleinen Inſeln, die auf der Weltkarte kaum bemerkt werden, ſich künftig den Uebermuth vergehen laſſen, die herrlichen teutſchen Landſchaften, welche die jetzige Dynaſtie auf ihren Thron geſetzt haben, faſt gleich eroberten Provinzen willkührlich und ohne alle Verfaſſung regieren zu wollen.

Hiſpanien.

Und wir haben Odins weiſſagenden Vogel gegen Oſten winken geſehen; wir nehmen aber unſern Flug gegen Südweſten bis zu jenen einſt fabelhaften Säulen des Herkules, um welche die Mährchen und Wunder des Alterthums ſpielen: wir ziehen zu den Brüdern des Nordens, zu den ſpaniſchen Weſtgohen. Es iſt ja die Zeit vieler Erfüllungen, und der Geiſt der Wunder und Weiſſagungen regt ſich in allen Brüſten: ſo können auch wir die Flügel nicht halten, ſondern müſſen ſie rauſchen laſſen mit und wider unſren Willen, wohin ſie uns tragen wollen: Und ſie werden uns wohl recht tragen und an den rechten Ort. Viele nennen die Zeit, worin wir leben; unklug und toll — die Armſeligen; die kein Herz für ihre frommen und hehren Gluthen haben! — Wir aber preiſen uns glückſelig, daß wir dieſen Tag des Herrn geſehen haben, daß Gott ſich unſer erbarmt, nicht allein durch die Erlöſung, welche das Eiſen vollbracht hat, von den leiblichen Banden, ſondern durch die Erlöſung der Geiſter, die Jahrhunderte gebunden waren durch Tand und Eitelkeit und leere Zänkerei menſchlicher Künſte und Leidenſchaften. Nun aber iſt die Leidenſchaft gekommen, die heilige Leidenſchaft Gottes und der göttlichen Dinge; und der feurige Strom, der das Menſchengeſchlecht reinigen ſoll, wird durch alle Hinderniſſe und durch alles Angſtgeſchrei der Blödſinnigen und Blödäugigen durchdringen. Dieſe tolle und unkluge Zeit offenbart ſo viele als Weiſe; welche lange für Narren gehalten worden; ſie wird auch die ſich weiſe dünken als Narren und die nichts von ſich dünken als Weiſe offenbaren: denn das iſt der groſe Scherz, den der ſonſt ſo ernſthafte Gott zuweilen mit den Menſchen treibt, daß er ſie zwingt zuletzt ihren eigenen Dünkel auszulachen. Es werden ja alle Dünkler und Stinkler und Winkler, die da Unreines treiben oder Unreines aufrühren, in dieſen Tagen zu Schanden werden. — Du guter atlantiſcher Rudbeck, ein Jahrhundert und länger als ein Jahrhundert biſt du von allen Klüglingen ausgelacht, und ſiehe, die Zeit wird kommen, wo deine erhabenen Träume wirklich werden, wo dein altes Svithiod mit ſeinen Göttern und Helden den gelehrten Dunſt und Staub, womit es die ſogenannten Kritiker überſchüttet haben, abſchütteln und in dem Urglanze ſeiner Geſchichte da ſtehen wird; denn alle Träume finden endlich den rechten Ort, die aus dem rechten Herzen kommen. Deine ſchöne Atlantis beginnt ſich aus den dunkeln Wolken und Fluthen der Sagen und Weiſſagungen zu erheben, und auch die ſüdliche Atlantis der hiſpaniſchen Weſtgothen iſt ihrer neuen Geburt aus friſchen vulkaniſchen Wagen nahe.

Ueber das Hohe und Ritterliche, über das Tiefe und Geiſtige, über das Lebenverachtende und Wahrheitüberallesachtende des edlen Volkes hat einigen gedäucht, wir hätten früher ſo geſprochen, als wäre es Weiſſagung geweſen, da es doch nur einfache Anſchauung ſeiner Geſchichte war. Die gewaltigen Wandrer, die Weſtgothen, wichen ſeit dem Jahre 375 vor der Knechtſchaft und zogen vierzig Jahre in vielfachen und blutigen Wechſeln der Freiheit nach wie die Kinder Iſrael in der Wüſte, bis ſie um das Jahr 415 an den Gränzen Spaniens anlangten und die ſchneebedeckten Pyrenäen anſtaunten. Hundert und fünfzig Jahre ſpäter etwa beherrſchten ſie die ganze ſchöne Halbinſel, die jenſeits liegt, und haben ſich in Kämpfen des Friedens und des Krieges beinahe ein Jahrtauſend mit den Reſten der tapfern und freiheitluſtigen Iberer und Celtiberer und mit einigen ſaraceniſchen Fremdlingen aus

Aegypten und Arabien gemiſcht, den Ländern der Offenbarungen und Wunder des alten Bundes. Und ſo iſt der neue hiſpaniſche Menſch geworden und aus dieſem hiſpaniſchen Menſchen ſo mancher vollkommene Mann; denn leicht mögte der edle Spanier (ich meine den beſten, den dieſes Land und Volk hervorbringt) Europa's Blume ſeyn, von der kindlichen Unſchuld und Ruhe bis zum trotzigſten Stolze und zur feſteſten Mannlichkeit alle Stufen der Tugenden durchlaufend, die man in einem Manne bewundern kann. Denn hier wehet der Blumenhauch des Orients die eiſerne nordiſche Kraft mit mildem und liebendem Athem an, und beide zeugen zuſammen einen freundlichen und heitern Ernſt und eine tiefe und gewaltige Schwärmerei.

Die Spanier haben die alte Geſchichte und alle Weiſſagungen des neuen Zeitalters wieder glänzend erfüllt, ſie haben für die Ehre und Freiheit tapfer und trotzig alles drein geſetzt. Sie ſind wieder gefunden worden, wie in dem hundertjährigen Römerkriege, und wie Cäſar ſie fand *), und wie die Mohren vor ihnen erliegen mußten. Napoleon weiland meldete Siege über Siege, aber ſeine Marſchälle kamen einer nach dem andern krank ohne Heere zurück, wie einſt die Prokonſuln und Legaten Roms. Große Waffenthaten ſind von den Spaniern nicht erzählt in offener Schlacht; ſie führten einen parthiſchen Krieg, angreifend und dann wieder weichend, und, ſo in kleinen Haufen allenthalben und nirgends, kommend und gehend, ſind die mächtigſten Heere vor ihnen zerfloſſen. So daß wir in

---

*) Caesar de Bello civili 1.

unſern Tagen wieder an einen Ausſpruch des Polybius erinnert wurden, welcher von dem Kriege, den die Hiſpanier gegen die ſie unterjochen wollenden Römer führten, ſagte: Wenn auch andere Kriege ſchrecklich und gewaltig geweſen ſind, ſo mag dieſer Krieg wohl ein feuriger *) Krieg genannt werden.

Ich habe die Bemerkung eines berühmten Feldherrn gehört, der in Spanien für die Sache Gottes und des Rechts geſtritten hat, daß die Spanier beſonders dadurch fremden Ueberziehern ſo fürchterlich ſind, daß ſie Haus und Hof und Hab und Gut mit einer Gleichgültigkeit, wovon der Norden keine Vorſtellung hat, im Stich laſſen oder ſelbſt zerſtören oder auch von den Feinden zerſtört ſehen. Er äuſſerte dabei ganz richtig, der Teutſche ſtehe wohl beſſer in der Linie und halte beſſer die Kugeln aus, als der Spanier, aber er ſchleppe ungeheuer ſchwer an dem Troſſe des Lebens und an der feigen Furcht für Hab und Gut, und daher habe er von der ſpaniſchen Kühnheit, alles auf nichts zu ſetzen und endlich Sonne Mond und Sterne und die Erde, worauf er trete, für ſeine luſtige Habe zu halten, auch gar keinen Begriff. Dies iſt theils eine allgemeine Eigenſchaft des Südens, wo der Menſch viel weniger Bedürfniſſe hat als im Norden, theils gehört es dem großherzigen Stolze des ſpaniſchen Karakters an. Es iſt aber noch viel Anderes, was die nordiſchen Menſchen gleichſam zu Troßknechten gemacht hat; und jemehr jener alte verderbliche Troß aufgeräumet

---

*) πύρινος πόλεμος.

wird, deſto mehr wird die Troſſknechtſchaft verſchwinden. Die Zeit hat himmliſches Feuer in ihren Nüſtern, und wann ſie es ausgeblaſen hat, werden die Menſchen, von dem ſchwellenden Aether getragen, ſich nicht mehr ſo viel mit eitlen und vergeblichen Bürden des Lebens bepacken.

Wir haben die Spanier bewundert in ihrem herrlichen Kampfe um die höchſten Güter des irdiſchen Daſeyns, wir haben ihnen Preis und Dank gezollt. Wir können ihnen nicht genug danken. Sie hielten den Glauben aufrecht, und die Geiſter ſonneten ſich an dem Glanze, der aus Heſperien über ganz Europa ausſtrömte; es blieben ſtolze Seelen durch Hoffnungen gerüſtet, das Ungeheuer könne beſiegt werden, das uns mit neroniſchen Jahrhunderten und mit neroniſchen Abkömmlingen bedrohete. Und weil wir das edle Volk bewundern und lieben, ſo trauren wir, daß vieles in Spanien jetzt ſo düſter und ungrad geſchieht. — Man ſagt uns zurechtweiſend, es iſt ſchwer, über eine von dem übrigen Europa in mancher Hinſicht ſo verſchiedene Welt, als Spanien iſt, und über ſo vielfältig verſtrickte und in einander verſchirrte Verhältniſſe, als die Verhältniſſe dieſes Landes ſind und welche von den Partheien abſichtlich verſtellt und verhüllt werden, aus der Ferne aburtheilen zu wollen. Wenn das — was wir gern zugeſtehen — auch wahr iſt, ſo giebt es ewige Grundſätze von Recht und Unrecht, von Treuloſigkeit und Redlichkeit, von Menſchlichkeit und Unmenſchlichkeit, die auf alle Länder und Zeiten und Verhältniſſe paſſen, und nach dieſen Grundſätzen wollen wir aus Winken, die trotz aller gegenwärtigen abſichtlichen Verſperrung der Begebenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel doch zu uns gelangen, wieder Einiges winken.

Napoleon Bonaparte gaukelte, als er mit ſeinen diebiſchen Schlangenkünſten das ſtolze ſpaniſche Volk beſchlichen hatte, der Welt vor, ihm ſey die Rolle beſtimmt, Spanien aus ſeiner langen Starrſucht aufzuſchütteln und wieder zu Ruhm und Leben zu erwecken. Er meinte das nun freilich, wie er alle ſeine Verkündigungen gemeint hat, als Gaukelei und Lüge; aber durch die Wendung, welche dieſe Beſchleichung in Spanien nahm, glaubten viele Menſchen, Gott habe es wirklich ſo gemeint, und, wie ſo oft, dem Böſen hier eine Zeitlang Gewalt gegeben, damit das Gute in dem ſchweren Kampfe mit demſelben ſich ans Licht drängte. Sie glaubten nicht ohne Grund, die gewaltige Kraft, wozu das ganze Volk in der Abwehrung der Knechtſchaft ſich anſpannen mußte, und die auſſerordentlichen Begebenheiten und Thaten, die gethan waren, und ſo viele Männer, die allein aus ihren Herzen ſich den Muth und Befehl dazu gegeben hatten, würden die großen und ritterlichen Geiſter, die allerdings zwei Jahrhunderte oft an Schlafſucht gekrankt hatten, für eine neue ſpaniſche Zeit erregen. Und wie'es jezt auch anders ausſehen mag, viele glauben dies doch noch, und wir glauben es mit ihnen.

Der junge König von Spanien, Ferdinand der Siebente, war durch eine abſcheuliche Treuloſigkeit in ein franzöſiſches Gefängniß gekommen, worin er vom Frühlinge des Jahrs 1808 bis zum Winter des Jahrs 1814 ſaß. In ſeiner Abweſenheit waren die Spanier aufgeſtanden und hatten ſich über die Welt wieder einen Namen gemacht; doch an zuſammenbindender und zuſammenhaltender Kraft fehlte es vom Anfang bis zum Ende dieſer großen Empörung, wie die Franzoſen ſie nannten: einzeln geſchah vieles herrlich und heroiſch, im Zuſammenhange aus Einer Kraft und nach Einem Ziele hin geſchah faſt nichts. Doch wurde in den letzten Jahren eine Art Verfaſſung gefertigt, ein leichtes dünnes, metaphyſiſches Ding, das manche gute Grundſätze aber für ein Ding, was doch auf irdiſchem Boden ſtehen ſollte, gar keinen feſten Grund hatte. Alles dies und die übrigen Verhandlungen und Beſchlüſſe der ſpaniſchen Cortes und der Junta waren im Namen des gefangenen Königs geſchehen. Napoleon, dem Verſchlagenheit nie gefehlt hat, und der alle böſe Liſten, wo ſie wirkſam werden konnten, mit einer meiſterhaften Feinheit der Finger herausfühlen konnte, hatte ſoviel aus den ſpaniſchen Dingen herausgetaſtet, daß in Spanien zweierlei ganz verſchiedene Geiſter mit einander rangen. Als ſein Glück wankte, ließ er den König und die ſpaniſchen Räthe und Prieſter, die er mit ihm eingeſperrt hielt, aus dem Kerker. Er hoffte, der König werde in Spanien einen innerlichen Streit anblaſen, der ihm nützlich werden könnte. Er hatte richtig gehofft, aber dieſe ſpaniſche Zwietracht half ihm nicht: ſein Glück rollte ſo geſchwind bergab, daß er früher nach Elba geführt ward, als dieſe wohl berechnete Ausſaat Früchte tragen konnte.

Ferdinand kam aus ſeinem dunkeln Kerker nicht wie ein Mann, der ſich des Lichtes der wiedergegebenen Freiheit freut, nicht wie ein König, der ſich freundlich an der hellen Sonne der Liebe wärmt, wovon ſein Volk ihm ſo unendliche und ſo ungeheure Proben gegeben hatte. Er brachte die Dunkelheit des Zorns und der Rache mit nach Spanien, und machte es zum Verbrechen, daß das Volk gewagt hatte, ſich in ſeinem und in Gottes Namen ſelbſt zu ermuthigen und zu helfen. Die Faulen und Elendigen und Zagen, durch welche Spanien im erſten halben Jahre eine ſichere franzöſiſche Landſchaft geworden wäre, wenn nicht beſſere und kühnere Männer das Schwerdt des Zorns und der Rache gezogen hätten, dieſe waren nun die Getreuen die Gehorſamen und Gerechten, dieſe waren nun die Ankläger der kühnen Tugenden und Thaten, wodurch das Vaterland gerettet und Ferdinand auch im Gefängniſſe König geblieben war. Diejenigen, welche unter Napoleon und Joſeph vogelfreie Verräther genannt worden, heißen es jetzt dreifach; unter dem eigenen angebohrnen Herrn wär den Männern das Vaterland unſicherer und gefährlicher als unter den fremden Tyrannen. Auch die Meiſten, welche an den Kortes Theil genommen und an der neuen Verfaſſung, wurden als Verbrecher geachtet und verfolgt. Alle Gefängniße füllten ſich mit Unglücklichen, man hörte auch von Hingerichteten; Frankreich und England empfingen viele Flüchtlinge von den Männern, die ſieben der ſchwerſten Jahre, die je ein Volk erlebt hat, mit den Waffen und mit den Herzen nie gewankt hatten. Ganz Europa nahm auf eine unzweideutige Art Theil an dieſen Begebenheiten. Auch Verſuche wurden von einigen Führern gemacht, die in dem Kriege hohe Namen gewonnen hatten, mit den Waffen in der Hand die Parthei zu erdrücken, welche, wie ſie glaubten, die Majeſtät misbrauchen und die bluti gen Federzüge Yo el Rey leiten; aber ſie waren unglücklich. Am berühmteſten iſt der Verſuch des bekannten Guerillaführers Porlier geworden, eines edeln Kavaliers, der unter dem Namen Marqueſito eines der großen Franzoſenſchrecken geweſen iſt. Er iſt ſpaniſch hingerichtet und ſpaniſch geſtorben. Seine und des Marſchall Ney's letzte Worte zeichnen in großen Gegenſätzen die beiden Völker, aus welchen ſie hervortönten. Fürchterlich ſchwer dunkel ja unerklärlich ſchreitet der königliche Wille über das Glück und die Leichen der Menſchen dahin. Es iſt nichts gewöhnlich, es iſt alles ungeheuer, nur nicht die Kraft, von welcher es dem Namen nach ausgeht. Und das verwirrt am meiſten die Gefühle der Menſchen, daß die Perſonen (Miniſter, Günſtlinge, Beichtväter) wechſeln, die blutige Strenge bleibt. Hier mag man wohl ſagen, wie der König Karl der Elfte von Schweden nach einem blutigen wachenden Traumgeſichte gerufen haben ſoll: Großer Gott, was willſt du denn, daß dies alles bedeuten ſoll? Welche Sünden werden an dem großen unglücklichen Volke gerächt? Kommen die Sünden der Väter von Mexiko und Peru und Alba's blutige Henkerbühnen etwa nach im neunten und zehnten Gliede? O für Indien hat das Volk ſchon genug gebüßt. An vierzigtauſend Menſchen ſollen in den verſchiedenen Gefängniſſen und Feſtungen des Reichs eingeſperrt ſeyn. Und neben dieſen grauſamen Gerichten wandelt das ſchwarze Geſpenſt, die Inquiſition, wieder aus ſeiner ſchauerlichen Nacht hervor und ſiebenzig- und achtzigjährige Jeſuiten tragen die Leichenkerzen zu den feurigen Auto da Fe's. Und damit das Trauerſpiel den rechten tragiſchen Gegenſchein bekomme: während dies in Spanien geſchieht, lebt der heilloſe Friedenfürſt in ſeiner ſchönen gekauften Villa Maffei in Rom im höfiſchen Glanze. Da mag man wieder ausrufen: *Großer Gott, was willſt du denn, daß dies alles bedeuten ſoll?*

Wie erklärt man dies? wie entſchuldigt man dies?

Man erklärt es aus dem ſchwachen und furchtſamen Karakter des Königs. »Wann die Schwachen »ſtrafen müſſen, ſind ſie oft am blutigſten. Grauſam »ſind von jeher die Herrſcher geweſen, die wie im »Serai erzogen wurden; ſie haben nie das Lebendige des Lebens und der Liebe erkannt.« So ſagt man, aber es ſitzt etwas Geheimes hinter dem Vorhange. Das kann man glauben, auch wenn man es nicht ſieht, entweder ein großes Verhängniß von oben, das den armen verblendeten König als Geräth braucht zu ſeinem eigenen Verderben, oder einige gewaltige Willen, die ſeine Spiritus familiares ſind und die ihn misbrauchen: Prieſter und Mönche — auch ein Verhängniß von oben, aber ein weniger tragiſches. Es wird ſich wohl zeigen zu ſeiner Zeit, was es iſt, wann die Geburt dieſer Räthe und Thaten erſcheint, die anders ſeyn wird, als ſie meinen.

Man entſchuldigt es mit der Religion, mit dem Glauben. Man ſagt: „Das Alte iſt in Spanien „noch mächtiger als das Junge — das zeigt das „Volk wohl, weil es ruhig zuſieht, ſtaunt und alles „geſchehen läßt: Recht iſt bei einem Volke, was die „Meiſten wollen; beſſer das Uebel raſch niederſchla„gen, als es langſam ſchleichen und endlich unheil-

„ bar werden laſſen. Das Strenge und Jähe in
„ den Strafen iſt einmal des Südens Weiſe; wo
„ Meinungen kämpfen, iſt dort der Sieger nicht
„ gnädig wie im Norden. Dem Spanier iſt die
„ Religion ſein Höchſtes, und er muß alle Neuerungen,
„ auch die politiſchen, immer unmittelbar auf
„ dieſes Höchſte beziehen und daran halten, weil der
„ ganze Staat und ſelbſt der Thron darauf ruhet.„

So will man Heilloſes und Unzeitiges entſchuldigen, und meint, daß Grauſamkeit eine Regierung ſichere und daß Spanien auch in unſern Tagen lange unerſchüttert ſtehen werde, wann der Großinquiſitor Feldmarſchall und der Beichtvater Erſter Miniſter iſt. Kardinal Ximenes war freilich auch ein Mönch, aber kein ſolcher: der führte Scepter und Schwerdt offen und ehrlich.

Böſe That trägt immer böſe Saat: wo Unſchuldige beſtraft und gerichtet werden, da wandelt das Unglück und das Unheil hinter dem Richter und Herrſcher. Gräßliche Thaten, wie jene franzöſiſchen Volksverſammlungen, hatten die Kortes, hatte die Junta nicht begangen; eine Unthat war auch die neue Verfaſſung nicht; Verbrecher und Verräther konnten die Führer der Guerillas nicht genannt werden. Der König ſiegte in allem, die ſchlechte und unhaltbare Verfaſſung und ihre Macher konnten ſich nicht behaupten. War der Sieg nicht genug? vielleicht noch die Wegführung oder Verbannung einzelner Männer, die, wenn gleich keiner Miſſethaten ſchuldig, doch vielleicht zu ſchwer und gefährlich gegen die Regierung wirken konnten? Aber ſo — Ich ſchweige.

Dieſe traurigen Geſchichten, welche die Erinnerungen der jüngſten ſpaniſchen Herrlichkeit durch Mitleid und Thränen jedes menſchlichen Europäers in Dunkel ſtellen, äuſſern nach einer Seite hin ſchon einen welthiſtoriſchen Einfluß. Dieſe Strenge der Regierung, dieſes völlige Rückſchreiten zum Alten und Veralteten, dieſe Verwerfung der Verfaſſung, ohne irgend etwas zu verſprechen, was ſie erſetze, vollendet die Trennung des amerikaniſchen Spaniens vom Mutterlande, die ſonſt noch wohl zweifelhaft war. Auch bei jenen Enkeln der Spanier jenſeits des Weltmeers war das Gefühl erwacht, daß man auch bei der Freiheit fromm ſeyn könne. Ich ſehe ſie für Spanien für verloren an.

Dieſer Verluſt wird die erſten Jahrzehende dem Mutterlande wohl recht ſchmerzlich fühlbar ſeyn, weil er alle Verhältniſſe des Lebens vielfältig durchſchneidet und verändert; darauf aber wird er ſich wohlthätig zeigen. Wann die Spanier auf ihr eignes altes Land mit Gewalt angewieſen ſind, wann ſie darauf allein hoffen dürfen, dann wird Land und Volk nach einem Jahrhundert ein viel anderes Anſehen haben. Weſtindien und die Goldländer haben Spanien zuerſt in Verfall gebracht. Es hat drei vier Millionen Menſchen durch Auswanderungen verloren und ſeitdem an Entkräftung gelitten; die geiſtige Entkräftung war aber wohl die ſchlimmſte, daß die kühnſten und thatenluſtigſten Jünglinge, die ſich daheim im Zwange fühlten, jenſeits immer einen weiten Spielraum fanden, wo ſie ſich freier bewegen konnten. Dies leitete alle edleren geiſtigen Kämpfe unglücklich vom Mutterlande ab, es blieb hinter ihnen liegen als ein weites Grab, worunter Heldengebeine und Heldenerinnerungen ſchlummern. Wäre dieſe Lebendigkeit nicht immer in die neue Welt ausgefloſſen, Spanien wäre früher aus ſeiner Starrſucht erwacht. Auch hier werden doch alle Geiſter nicht eingekerkert und erhängt werden können.

Die ſpaniſchen Habsburge wurden nichtig durch unaufhörliche Hochzeiten im Blute; auch die Burbone haben ſo fortgehochzeitet und hochzeiten ſo fort: der jetzige König will, wie verlautet, ſich die Tochter ſeiner Schweſter beilegen. Woher ſollen da Könige und Männer kommen? Andere Geſetze hat die Natur, und viel geſcheidter kaufte man ſchöne Sklavinnen in Georgien und Circaſſien und ſetzte ihnen Kronen auf. Es könnten doch noch einmal tüchtige Wildlinge entſprießen. Dieſes Verderben vieler Herrſcherhäuſer iſt jetzt das Gewöhnliche in Europa. Ungefähr, wie dieſe Königshochzeit ſeyn wird, iſt die Hochzeit, welche das wüſte Alte mit ſeinen halbfaulen Leichenreſten jetzt im Lande begeht: die Kinder werden darnach ſchlachten. Es iſt ſo vieles, worin uns gewöhnlich nur der Zufall zu ſpielen ſcheint, ein ernſtes tragiſches Gleichniß, das Gott neben einander ſtellen wollte.

In jedem Lande bedeutet die Perſönlichkeit des Herrſchers und der Herrſcherfamilie ſehr viel, am meiſten in den Ländern, wo die wenigſte politiſche Freiheit iſt. Das iſt aber die traurigſte Folge der Vermählung immer mit dem eigenen Blute, daß nicht allein durch die Verbindung mit dem Aehnlichen und Gleichen die ſchöne Mannigfaltigkeit der Triebe und geflügelte Regſamkeit der Geiſter ausgelöſcht wird, ſondern daß in den erſtarrten Menſchenbildern, die durch ſolche Zeugungen entſtehen, auch der milde und ſüße Liebesſtrom verſiegt, der ein Feuerſtrom iſt und daß die dunkeln und wüſten Kräfte, die Schwermuth der Aberglaube die Wolluſt die Grauſamkeit, in ihnen ihren Wohnſitz aufſchlagen. Es tragen ja dieſe und alle, die ihnen angehören, den Stämpel von Philipp von Anjou, dem Stammvater, der in Wolluſt hinfällig wär bis zur Wuth, ein Spiel ſeiner Beichtväter und Weiber, und nirgends glücklich als im Dunkel ſeines Serai und hinter den Vorhängen ſeines Bettes. Die in Arbeiten und Gefahren des Lebens und des Krieges mit fröhlichem Muthe in tapferer Bruſt unter ihren Getreuen leben und weben und unter dem hellen Sonnenſchein wie alle übrige Menſchen die Freude und das Leid der Erde erkunden — das ſind immer die freundlichen und gütigen geweſen. Darum waren unter den Kaiſern der alten Perſen Cyrus und Darius und der erſte Xerxes noch viel menſchlichere Fürſten und Helden, als die ſpäteren Artaxerxes Langhand und Darius Nothus, die ſchon nicht mehr wußten, durch welche Uebungen und Künſte ihre Ahnherren die Herrſchaft Aſiens gewonnen hatten. Die Sardanapale und Labinite aber, die nur von Weibern und Verſchnittenen und ſelten von der Sonne und vom Volke geſehen wurden, haben immer aus ihren finſtern Höhlen heraus gemordet, wie die Füchſe und Marder aus ihrer Nacht heraus morden.

England.

Ich habe England und die Engländer oft gelobt und gewünſcht: o wären wir ſchon da, wo ſie ſind! und ich nehme das Wort nicht zurück. Sie ſorgen für ſich, ſie verletzen uns; aber warum ſtreben und ſorgen wir nicht beſſer für uns? Nicht an den Engländern ſollen wir uns halten, wenn uns Unrecht von ihnen geſchehen iſt und geſchieht, ſondern an uns ſelbſt und an unſerer Schwäche und Gleichgültigkeit; nicht die engliſchen Miniſter ſollen wir ſchelten — die müſſen ja zuerſt und immer ihr Land ſehen — ſondern einige teutſche Miniſter, die, wenn es bei ihnen ſtünde, ſie und die Holländer gern bis an den Main und die Saale gebracht hätten. Ich habe es geſagt und Millionen Teutſcher ſagen es mit mir, daß dieſe Männer recht ſchlecht und unteutſch gehandelt haben, und daß ſie bei ihrem ſchlechten und unteutſchen Thun, wobei ſie das Engliſche ſo erhoben haben, ganz Unengliſches ſich unterſtehen, indem ſie uns das Wort und die Klage verbieten wollen, was keinem engliſchen Miniſter und Oberfeldherrn einfallen darf. Darin offenbaren ſie zugleich, wie kleine Gedanken ſie von der teutſchen Freiheit und von ihrem Gewiſſen haben: der Sonnenadler ſegelt trotz allem Geſchrei der Krähen und Spatze unter ihm luſtig durch die Lüfte, er ſieht ja immer ſeine Sonne; aber freilich die keine Sonne ſahen   Wir haben die feilen Menſchen geſehen, die Napoleon und Hieronymus und allen Nachſchmieden und Kleinſchmieden napoleoniſcher Werke auf das gefliſſenſte halfen, unſre Freiheit und Ehre auf immer in Ketten zu legen. Dieſe machten uns das Wort theuer, doch hat die teutſche Stimme über ſie und ihr Treiben nie ganz geſchwiegen und ſie ſind von vielen teutſche Schweißhunde für die Wilddieberei der Fremden genannt.

Solche Art Menſchen, beſonders die noch ein bischen Gewiſſen und Schaam vor ihrem Volke in der Bruſt haben, entſchuldigen ihr Thun und Treiben auf die gewöhnliche gemeine Weiſe: *Ihr habt gut tadeln und ſchelten, wir machen uns und unſre Ehre bloß aus Patriotismus und Eifer und Liebe für das theure Vaterland zum Opfer; wir ſuchen in den ſchlechten Verhältniſſen doch das Möglichgute zu thun; wenn wir wichen, würden Schlechtere unſre Stellen einnehmen und alles würde gar toll gehen.* Wir wollen dieſen Halblern und Bedingern aller Verhältniſſe und Thaten aber nur kurz bemerken, daß das Mittelmäßige und Halbe in den Dingen viel ſchlechter iſt, als das Schlechte; es iſt die Hebamme und Amme des Schlechten und ſpäterhin die ſorgfältige Wärterin und Pflegerin des elenden Kränklings und Krüppels, der ohne ſeine Pflege ſein jämmerliches Leben viel früher geendigt und dem Friſcheren und Geſunderen eine leere Stelle gemacht haben würde. Wenn jene ſchwache Menſchen, die ſich die Guten nennen, die man aber die Halbguten nennen ſollte, wenn man ſie in die Klaſſe ſetzen wollte, wohin ſie gehören, nicht immer zum Ausbeſſern und Flicken und Aufſtützen und Aufſchmücken des Schlechten dienſtfertig wären, ſo würde das Schlechte — was ſeyn ſollte — nur durch Schlechte gethan werden, es würde niemand auch nur Einen Augenblick verblenden und täuſchen, und würde ſogleich und immer von allen Leuten erkannt werden als das, was es iſt; und dann, im offenen und reinen Kriege mit dem Guten befangen, würde es immer auf Tod und Leben angegriffen werden, und immer erliegen. Nach der gewöhnlichen politiſchen Sittenlehre mögte ſich auch ein Aufwärter in einem Bordell für ſeinen Dienſt entſchuldigen, indem er die Leute verſichert, er habe manchen jungen Menſchen, an dem er ſähe, daß er zuerſt an ſolchen Ort gerathen, gewarnt, nicht wieder zu kommen.

Englands Politik, wie alle fremde Politik, die mit einem Volke in zu nahe Berührung kommt, hemmt unſre natürliche Lebenskraft und Bewegung, entfremdet uns manche teutſche Geiſter, die durch den Klang der Guineen und durch Jahrgelder und Orden mit ihren Augen und Herzen von dem Vaterlande ab über das Meer gewendet werden, und kann uns in viele Händel verwickeln, die unſern Vortheilen ganz fremd ſind; ja ſie kann ſogar die alte Unehre wieder ins Reich einführen, deren man angefangen hatte ſich zu ſchämen, daß von teutſchen Regierungen teutſche Regimenter an England verkauft werden, damit ſie fremde Welttheile bereiſen, ihr eigenes Vaterland aber nie wieder ſehen, oder daß in Teutſchlands Gränzen auf das Kalbfell engliſcher Werbetrommeln geſchlagen werden darf, wodurch unſere Jugend durch den verführiſchen Sold des Augenblicks in das lange unerlösliche Elend fortgelockt wird. Daß dieſe Politik auch dahin geht, uns unſer Vermögen abzuſaugen und unſre Gewerbe und Fabriken aufzufreſſen, iſt freilich ſchlimm; doch werden ſie uns immer ſchon das Meiſte laſſen müſſen. Unſere Erde können ſie uns nicht wegtragen und unſer ſchönes Land, und ſolange dieſes uns Weitzen und Korn und Obſt und Wein trägt und über der Erde Vieh und unter der Erde Eiſen hegt, wird es uns ja auch nie an Kraft noch an Männern gebrechen, die den germaniſchen Boden von ſolchen Fremden und von ſolchen Einflüſſen der Fremden werden reinigen können, welche die Freiheit gefährden wollen. Dafür aber wollen wir Gott auf den Knieen danken, daß wir in andern Welttheilen kein Mexiko und Golkonda und Batavia haben, daß unſre uralten Berge und Wälder und die Hügel, worunter die Gebeine unſerer Vorderen ruhen, unſre einzigen Gold- und Silbergruben ſind. Wann wir die Tapferkeit und Redlichkeit unſerer Väter bewahren und dazu die gebührliche Freiheit, ſo haben wir aller Welt Gut und Genüge, und daß hie und da mal ein paar Fabrikdörfer verfallen, das verdirbt ein Volk nicht; wohl aber kann es durch den Ueberfluß der Reichthümer und durch das leichte und verderbliche Gefolge, das gewöhnlich mit ihnen in Einer Spur geht, auf immer und unheilbar verwandelt und verdorben werden.

Ich weiß wohl, daß viele ſagen und klagen: Wir ſind aus dem Regen in die Traufe gefallen; wir hatten die Franzoſen, die haben wir weggejagt und uns dafür die Engländer geholt, die uns arger plagen und abmagern werden, als jene, die recht planmäſſig darauf ſinnen werden unſern letzten Wohlſtand zu zerſtören und unſre Gewerbe niederzulegen, damit wir als ihre Söldner und Arbeitknechte ganz in ihre Abhängigkeit fallen. Dieſe haben für das Kleine Recht, für das Große Unrecht. Die Engländer können uns wohl den Leib eine Zeitlang verderben, aber die Seele können ſie uns nicht verderben wie die Franzoſen. Die Engländer kommen uns durch ihre zu große Nähe und Einmiſchung allenfalls wie ein Unglück; die Franzoſen kommen zugleich beides wie ein Unglück und wie ein Laſter, oder zugleich wie eine äuſſere und innere Plage; ſie freſſen ſich gleich der ſcheußlichen Krankheit, die wir nach ihnen nennen, bis in das innerſte Mark unſerer Tugenden hinein und höhlen ſie zum eitlen Nichts aus. Denn die Gefügigkeit und Gerührigkeit haben ſie vor allen andern Völkern, daß ſie ſich in alles hineinzuſchleichen und hineinzuſetzen wiſſen. Die Engländer hingegen ſind abgeſchloſſen und rund und ſchroff für ſich, und ſtoßen eher ab, als daß ſie anziehen wollen. Und wären ſie auch viel anziehender mittheilender oder anſchmiegender, als ſie ſind, ſie könnten uns nicht verderben, wie die Wälſchen. Sie ſind ein Volk unſeres Stammes und unſerer Art, ein ernſtes, treues, freies und redliches Volk, mit vielen ſo herrlichen Tugenden, daß wir manches Treffliche von ihnen lernen und annehmen könnten und nur beſſer und glücklicher dadurch werden würden.

Viele Teutſche fühlen die engliſche Laſt, die auf uns zu drücken anfängt, die aber kein Laſter *) iſt. Hier

---

*) Der Urſprung iſt derſelbe, der Unterſchied in der Sprache bloß der Unterſcheidung wegen gemacht. Schwediſch heißt Laſt Laſſ und Laſter Laſt. Laſter iſt die Erdrückung und Zerquetſchung der inneren Kraft, des feurigen und himmliſchen Elements in unſerer Bruſt, wodurch der Leib dem Geiſte dienen muß.

iſt es nun ſcherzhaft, bei den verſchiedenen Leuten eben die verſchiedenen Zeichen zu gewahren, die wir weiland unter dem Franzoſendrucke bemerkt haben. Die Schwachen hatten es aufgegeben, daß Napoleon beſiegt werden und die Welt ſo befreit werden könnte; ſie hofften nur auf ſeinen Tod und trugen ſich von Zeit zu Zeit mit allerlei wunderlichen Gerüchten von Krankheiten: bald hatte er einen heilloſen krätzigen oder veneriſchen auguſtiſchen Ausſchlag auf der Bruſt, bald war er von der Waſſerſucht bedroht, bald wieder von dem fallenden Uebel behaftet. Und der kränkliche Mann lebt noch und ißt und trinkt und ſchläft vortrefflich, und kann zur Freude der Engländer noch dreiſſig bis vierzig Jahre leben. Die Starken hingegen glaubten weder auf ſolche Suchten noch auf den Tod warten zu müſſen, und meinten, man müſſe dem Geſunden mit einer andern Krankheit auf den Hals kommen; und ſie haben ihm denn auch die Kränke reichlich gebracht — Bei den Engländern nun zeigen ſich die Schwachen und Kleingläubigen jetzt eben ſo, wie damals bei den Franzoſen. Sie mögten ſich ſelbſt und andern ſo gern einbilden, daß die Engländer dem Sturze nahe, daß ſie an einem allgemeinen Bankbruch, und daß ſie uns alſo gar nicht gefährlich ſind. Sie haben mit den Franzoſen, die wohl fühlen, wie feſt die Engländer ſie in dem Rothſtall halten, ungefähr einerlei Troſt und Beweis; denn auch die franzöſiſchen Blätter machen ihrem ſchlecht verhohlenen Unmuth und-Ingrimm damit Luft, daß ſie darzuthun ſuchen, England ſey nichts weiter als eine künſtliche und aufgeblaſene Macht, voll hohler Sturmwinde und hohlen Verderbens; ſeine künſtliche Windſucht müſſe bald platzen, und das fürchterliche Meteor, das jetzt alles erſtaune und erſchrecke, werde dann in ſeiner vollen Unbedeutenheit erſcheinen. Die Starken aber und Starkgläubigen haben dieſe Meinung von Englands Zuſtande nun zwar nicht, aber ſie meinen doch, wenn England durchaus Unleidliches gegen Teutſchland wagen und freveln ſollte, ſo werde das Reich von ihnen ja zu reinigen ſeyn, wie jüngſt von den Franzoſen, und ſie bilden ſich ein, die Engländer ſelbſt müſſen das recht finden, und den ſtolzen Eiländern müſſe der Uebermuth ausgetrieben werden, mit welchem ihre öffentlichen Blätter ſo oft *von dem knechtiſchen Sinn der Teutſchen* ſprechen, *dem man alles bieten dürfe*; ja ſie finden das als das Einziglöbliche an Ferdinand dem Siebenten von Spanien, daß er, der ohne ſie kaum noch auf ſeinem Thron ſäße, ſie ſo kurz und ſtolz von ſich abhält. Sie meinen auch, nicht die Engländer ſollten wir anklagen, ſondern uns ſelbſt, daß wir ſo ſchwach ſind und für unſere Sachen nicht feſter und ſtolzer ſtreben. Ein engliſches Dorf, von uns in Beſitz genommen, würde die ganze Maſſe des engliſchen Volks uns auf den Hals wälzen, und wir —

England ſteht mächtig und gefürchtet da, und es hat dieſe Macht und dies Anſehen in Europa verdient; denn es hat ausgehalten in einem Kampfe, der ihm nicht leicht geworden iſt. Ungerecht iſt es aber, mit den Franzoſen zu ſagen, England habe durch eine ſchlaue und hinterliſtige und von lange her berechnete Politik die Stellung, worin es ſteht, und die Erfolge, die es gehabt hat, ſelbſt bereitet.

So laſſen ſich die Begebenheiten und Verhängniſſe der Welt nicht berechnen; aber nie trügt die Rechnung des Muthes und der Beharrlichkeit und der feſten Bürgertugend, die mit der Gefahr wächſt — und dadurch am meiſten ſtehen die Engländer, wo wir ſie nun ſehen. Geſorgt haben ſie freilich auch für ſich und uns Teutſchen abgeknickert, was ſie gekonnt haben, während ſo ein kleines Traktätlein nach dem andern zum Vorſchein kommt, wodurch ſie ſich im Stillen die Hände gewaſchen haben, z. B. jetzt wieder das bischen Corfu mit 200,000 Seelen, der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres und der Weſtküſte Griechenlandes, wofür ſchon die Völker des Alterthums es erkannten, und die einſtweilige Feſthaltung von Martinique und Guadeloupe.

England ſteht in gewaltiger Stellung. Es iſt bei aller ſeiner Schuldenlaſt das reichſte Land Europa's; Frankreich ſeinen Erbfeind hält es mit dem Degen in der Hand unter demüthigender Vormundſchaft; in Amerika hat es noch herrliche Landſchaften und den größten Fiſchfang der Welt, in Afrika beſitzt es Ceuta, das einzige Kap, faſt alle weſtliche Küſten; in Aſien hat es faſt ganz Indien und die erſte aſiſche Inſel, Ceylon; auſſerdem in Europa und in allen Welttheilen die erſten Handelspoſten und Meerſchlüſſel. In der Nordſee buhlte es um Marſtrand, ein ſchwediſches Gibraltar, wodurch es das Kattegat ſperren und bei Gelegenheit von Kriegen Schweden, und noch mehr Dänemark von Norwegen abſchneiden konnte; es erlangte es nicht, weil Guſtav Adolf es ſtandhaft verweigerte. Ungefähr um dieſelbe Zeit gewann es Helgoland von Dänemark, was es feſtgehalten hat und wodurch es die Elbe am Horn hält: die ganze Küſte von dort hinauf bis Calais beherrſcht es der That nach, dem Worte nach nicht. Dann folgen die beiden Thorwachen des Mittelmeers, Gibraltar und Ceuta. Genua iſt bis dieſen Tag in der Feſtung noch engliſch; man hat Gerüchte ausgeſäet von Unterhandlungen mit dem Turiner Hofe über die Abtretung von Lerici, la Spezzia und Porto a Venere am Ende der Val di Luna auf dem genueſiſchen Oſtgeſtade (Riviera di Levante): das iſt ein weites und ſicheres Hafenbecken, wie wenige in der Welt, und wenn man die Felſenberge umher gehörig befeſtigt hat, weder zu Lande noch zu Waſſer angreiflich. Uns däucht aber, England bedürfe dort nichts. Wie wichtig Maltha iſt für die Herrſchaft des Mittelmeers, weiß alle Welt. Was Korfu (die alte korinthiſche Kolonie Korcyra) mit ihren Uminſeln bedeutet, kann man in Thucydides Beſchreibung des Peloponneſiſchen Krieges leſen und in den Jahrbüchern der Republik Venedig; ohne Korfu wäre Venedig zur Zeit der türkiſchen Seeübermacht wahrſcheinlich im ſechszehnten Jahrhundert als Staat ſchon ausgelöſcht. Und nun weſtlich die treffliche Weininſel Madera und das Kap und der Hafen Trinkonomale auf Ceylon — und was können ſie noch beſetzen!

Viele wenden auf die Engländer das bekannte Sprichwort an: Wer alles erfaßt, hält nichts feſt, und weiſſagen daraus ein ſchnelles Sinken. Wir glauben auch, daß England durch manche neue Veränderungen und Entwickelungen der Weltgeſchichte von dem äuſſerlichen Glanze, womit es jetzt noch gewaltiger ſcheint, als es iſt, Manches verlieren wird; aber wir glauben nicht, daß ſolcher Verluſt ſeiner innern Kraft weſentlich ſchaden noch weniger ſie zerbrechen kann. Wir ſchauen uns ein wenig um.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß binnen dreiſſig bis fünfzig Jahren faſt alle Amerikaner ihre eigene Herren ſeyn und die Europäer, die in jenem Welttheile noch Beſitzungen haben, verjagt ſeyn werden. Der junge nordamerikaniſche Rieſe wächſt geſchwind, und daß ihm der Muth und die Kraft nicht gebricht, hat er in dem letzten Kampfe mit England genug bewieſen. Auch das hiſpaniſche Amerika bewegt ſich an allen Enden. So wird ein Amerika der engliſchen und ein Amerika der ſpaniſchen Zunge entſtehen und ſich aus ihm ſelbſt und aus der bleibenden Berührnng mit Europa in den nächſten Jahrhunderten weiter entwickeln, bis die Volksmenge und der Anbau in dem Grade gewachſen ſind, daß ſich das zu Ungleiche oder zu Entfernte endlich von einander löſt und die zu dicken Maſſen der ungeheuren Länderſtrecken ſich in einzelne Theile und beſondere Reiche zerſpalten. Die Amerikaner haben in dem letzten Kriege beinahe bewieſen, daß England ſein Kanada und Newfoundland nicht lange behaupten wird. Es wird den Verluſt des großen Fiſchfanges, des bedeutendſten in der ganzen Weltgeſchichte, der jährlich 70,000 bis 80,000 Matroſen beſchäftigt, ſchmerzlich fühlen, aber es wird dadurch nicht zu Grunde gehen. Dem aſiſchen Handel Europa's kann die Losreiſſung des ſpaniſchen Südamerika'a eine ganz neue Richtung geben, die auf alle Völker unſers Welttheils zurückwirken wird. Aber wenn auch kein einziger Europäer einen feſten Fuß mehr in der neuen Welt hat, England wird durch ſeine vortheilhafte Lage und durch die Bildung und Kraft, die es bei ſich daheim entwickelt hat, doch immer den Haupthandel mit Amerika zu faſſen und zu behaupten wiſſen. Und wenn ſich nun das ſpaniſche Amerika wirklich losreißt vom Mutterlande, wird England nicht wenigſtens noch über ein halbes Jahrhundert der Hauptvortheile dieſer Freimachung ſich zu bemächtigen wiſſen? Alſo daher hofft keinen Fall, ihr Schwachen; wenigſtens fallet ihr alle früher in die Grube, als ſein Knall ertönt.

Wir wiſſen zu wenig, wie und durch welche Mittel Gott in früheren Zeiten die Welttheile und Völker erzogen hat. Wir müſſen ja glauben, daß mit dem Chriſtenthum der ganze Geiſt der Welt und der Geſchichte ſich verwandelt hat, ſo daß wir von Gottes groſer Erziehung und Bildung vieles begreifen und zum Theil faſt die Jahre und Jahrhunderte berechnen können. Amerika ſcheint bald fertig ſeinen eignen Weg zu wandeln, und alſo werden die Europäer hinausgewieſen werden. Man mußte anfangs trauren über die Gräuel und Grauſamkeiten, womit die Spanier ihren Theil gewonnen und eingenommen hatten; nun aber liegt Gottes Plan vor uns aufgedeckt. Es hätte vielleicht Jahrtauſende bedurft, ehe Amerika durch ſeine eigenen Bewohner geworden wäre, was es nun iſt, und ſo kräftig und friſch wäre es wohl nie geworden; jetzt aber iſt es in drei Jahrhunderten dahin gekommen. Und auch darin zeigt ſich Gottes Finger, daß zwei der edelſten Völker Europa's den Reigen der amerikaniſchen Geſchichte anführen werden, die Engländer und Spanier.

Gottes Gerechtigkeit löſt Amerika bald von Europa. Dieſelbe Gerechtigkeit wird Afrika feſter an daſſelbe binden, und auch Indien wahrſcheinlich noch lange daran feſthalten und die ſüdlichen Inſeln; denn große Zwecke ſollen noch erreicht werden, ehe ſie gelöſt werden dürfen.

Afrika ſoll bekannt und entdeckt werden, es ſoll menſchliche Geſetze, es ſoll die Erkenntniß des dreieinigen Gottes erhalten. Jetzt fängt dieſe große Epoche erſt an mit Englands Herrſchaft; aber das Fortſchreiten wird geſchwind ſeyn.

Aſia, die Wiege des Menſchen und die Wiege aller Bildung Wiſſenſchaft und Gotteskunde, iſt uns auch noch viel zu dunkel. Wir fangen jetzt erſt an recht ernſthaft wieder zu fragen nach dem, was ſeit Jahrtauſenden die wichtigſte aller menſchlichen Fragen geweſen iſt, nach Gottes Offenbarung an die Völker durch die Geſchichte. Nur den Ganges und Indus hinauf können wir in den Kern der aſiſchen Geſchichte Indiens, Tibets und Perſiens bohren; nur aus dieſem Mittelpunkte können unſre frommen Prieſter das Chriſtenthum verbreiten. Die Erkundung von Gottes früherer Offenbarung und die Erleuchtung aller Welt durch das Chriſtenthum ſind der große Plan der Vorſehung. Deswegen werden die Engländer und Europäer noch Jahrhunderte in Indien herrſchen, bis daß dies erfüllet werde. Man ſagt zwar, es ſey ſchrecklich, daß das ſchöne und große Indien ſo unter der Sklaverei der Europäer erliegt; aber man betrachtet die Dinge durchaus aus einem falſchen Standpunkte. Ich will nicht ſagen, daß die Herrſchaft der Europäer über die Indier milde und gerecht ſey, aber ſie iſt viel milder und gerechter, als die des Großmoguls und der übrigen muhamedaniſchen Fürſten war, und die

Mehrheit der Bewohner des Landes, die der alten Religion des Brama und Foe zugethan iſt, befindet ſich unter den Engländern weit geſchirmter, als unter den muhamedaniſchen Herrſchern. Die Hindus, ein ſchönes gerechtes geiſtreiches liebenswürdiges und ehrwürdiges Volk, ſind mit ihren alten Religionen und Göttern, über welche unterdeſſen andere Jahrtauſende mit ihren neuen Geburten hingefloſſen waren, eingeſchlafen, und ſeit undenklicher Zeit ſchon der Raub einzelner wilder Kriegsſchaaren geweſen, die nach einander über die Berge herabrollten. Ihr Geiſt wird nicht eher wieder wehrlich werden, als bis die Flamme des Chriſtenthums ihn durchdrungen hat, und dann wird auch der grauſame Muhamedanismus untergehen, der nichts bilden und ſchaffen kann als Muth zu ſterben.

Und die große neue Welt des ſüdlichen Meers, Neuholland, Neuſeeland und die übrigen großen Inſeln? Sie beginnt ja erſt ſeit vierzig fünfzig Jahren aus ihrer langen Dunkelheit hervorzuſteigen; Jahrhunderte gehören dazu, ehe die größtentheils noch rohe und menſchenleere lebendig werden kann. Das Schickſal hat auch hier die Engländer als Schöpfer berufen — alſo —

Und wenden wir die Augen von unſerm einzelnen Leide oder Zorn auf das große Ganze, auf die allgemeine Sache Gottes und der Menſchheit, wo iſt ein Volk mehr berufen zu dieſer Rolle und alſo auch zu dieſer Herrſchaft, als eben die Engländer? Wir Teutſche wären vielleicht eben ſo berufen geweſen, vielleicht noch berufener; aber die Vorſehung hat uns fremde Welttheile und ferne Inſeln und Kolonien glücklich verſagt: ſie wollte durch Bewe-

Univ.-Bibl.

gungen und Auswanderungen, die dann vielleicht bei uns zu häufig erfolgt ſeyn würden, den alten in der Mitte ruhenden und nach allen Seiten hin Leben ſpendenden Kern nicht zu tief erſchüttern. Man vergleiche den gegenwärtigen Zuſtand der auſſereuropäiſchen Länder, wo ſonſt Franzoſen und Holländer geboten und wo jetzt die Engländer herrſchen, mit dem vormaligen, wie geſchwind hat ſich unter den neuen Gebietern alles zum Beſſeren verändert! Denn wenn auch wohl bei den Engländern — was wir nicht leugnen wollen — die Habſucht oft die Gerechtigkeit überwindet, ſo ſind ſie doch von allen Europäern dasjenige Volk, bei welchem das Gefühl und die Idee des Geſetzes und Rechts die meiſte Lebendigkeit hat. Darum hat Gott, der auch hier als der gerechte und weiſe erſcheint, ihnen in allen Welttheilen ein mächtiges Scepter für das Chriſtenthum eingehändigt.

Und wenn England wirklich geſchwinder, als uns der Zeitpunkt da zu ſeyn däucht, alle ſeine auſſereuropäiſchen Beſitzungen verlieren könnte, darum ſinkt das herrliche Land noch nicht in den Abgrund. Andere Zeichen gehören dazu, ihr Franzoſen, (ihr tragt wenigſtens einige derſelben viel heller an euch) und ihr, die ihr den Franzoſen alles blindlings nachbetet, als die ihr uns zeiget, damit ein ſo herrliches und gewaltiges Volk, als die Engländer ſind, von der ſtrahlendſten Größe plötzlich in das traurigſte Nichts verſinke; die Hauptzeichen ſind der Geiſt der Knechtſchaft Weichlichkeit und Feigheit. Das engliſche Volk aber iſt tapfer ſtolz frei fleiſſig tüchtig und von allen Europäern als Staat am beſten eingerichtet; alſo daß, wenn ja von der Auswanderung der

Weltgeſchichte aus Europa (wovon die Feigen unter Napoleons Herrſchaft ſchon viel träumten) und vom Untergange Europa's die Rede iſt, dieſer Untergang früher an alle andere Völker kommen müßte, als an die Engländer. Der Verluſt ſeiner entfernten Beſitzungen würde Englands Finanzen und ſeine inneren Verhältniſſe allerdings wohl einige Jahrzehende recht empfindlich ſtören, aber ein ſo treffliches Land und Volk mit ſo auſſerordentlichen Hülfsmitteln und Entwikkelungen aller natürlichen und geiſtigen Kräfte geht ſo nicht unter, als ein paar franzöſiſche Zahlenberechner, die das Leben und die Tugend nicht berechnen können, es uns erweiſen wollen.

Und nun zum Schluſſe bei dieſen Betrachtungen über des engliſchen Volks erhabene Weltbeſtimmung durch Gott noch einen Blick zurück auf das Ganze und auf die große Geſchichte:

Europa hat ſeit drei Jahrhunderten mehr gelitten als gewonnen durch die Entdeckung Amerika's und anderer neuer oder doch faſt verlorner Welten; es iſt zu plötzlich und zu heftig und gewaltig wie durch ein Erdbeben aus allen ſeinen alten Verhältniſſen und ſeiner in ihm ſelbſt ſich beſchauenden und aus ihm ſelbſt heraus ſchaffenden und wirkenden Stille geriſſen. Es hat dadurch ſein altes Glück und ſeine Großheit und Herrlichkeit in Werken verloren, wenn auch große Thaten noch gehört ſind; denn es iſt zu ſehr nach auſſen gereitzt und getrieben worden. Ich bin nicht von denen, die gegen den Handel ſchreien. Ich weiß, die ganze Erde gehört dem Menſchen. und er ſoll ſich darüber ausgießen in Luſt und Freude und alle Güter derſelben, wie er beſt kann und will, ſich zueignen und erwerben; ich weiß, daß der Handel und die Schiffahrt, und das lebendige Leben, was in ihnen und in ihren Elementen liegt, unendliche Reitzmittel zur Erweckung und Bildung der Menſchen ſind und daß die großen Ströme von jeher elektriſche Geiſtesleiter geweſen ſind, vom Indus und Euphrates und Nilus anzufangen und mit dem Rhein und der Themſe zu ſchließen. Darum halte ich ſogenannte Handelſperren und fiſkaliſch übertriebene Zoll- und Acciſeordnungen beides für eine Dummheit und ein Verbrechen. Aber in allen Dingen kann es ein Zuviel geben und durch dieſes Zuviel haben eben die Europäer ſehr gelitten. Die beiden Indien mit ihren Gold- und Demantgruben und ihren zum Theil fabelhaften Schätzen hatten den meiſten Völkern Europas einen idealiſchen Reichthum eingebildet, den ſie nicht hatten, und dieſem gemäß hatten ſie alle ihre Kräfte über die Ungebühr angeſtrengt und ſich im Flitterſtaate des Aeuſſeren, im äuſſerlichen Prunke und Pompe des Staats, im Hofglanz, in der leeren Majeſtät einer Unzahl ſtehender Söldner erſchöpft. Es war fernher der Klang einer großen Erbſchaft erſchollen; wenige waren der wirklichen Erben, aber alle bildeten ſich ein die Miterben zu ſeyn, und lebten und wirthſchafteten darauf in den Tag hinein. So hat Europa durch eine traurige Täuſchung und Uebertreibung ſeine Ruhe ſeine Freude und ſeinen Wohlſtand verloren und ſich für den leeren Schein in immer ernſthafterer Noth geplagt bis dieſen Tag. Die unglücklichen Indier in den Goldgruben Mexiko's und Peru's und die Schwarzen in Surinam und Jamaika haben den Europäern das gewonnen, daß auch ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr geplagt und gequält wurden: ſie waren der äſopiſche Hund geworden, der über den Bach lief und nach dem trügeriſchen Schein ſchnappend ſein geſundes Stück Fleiſch ins Waſſer fallen ließ. Was ich in Hinſicht Spaniens oben geſagt habe, ſage ich hier für ganz Europa: daß Amerika der europäiſchen Vormundſchaft bald entwachſen iſt, wird ein großes Glück für uns ſeyn; es wird uns in unſere natürlicheren Verhältniſſe zurückführen. Das Andere werden künftige Jahrhunderte bringen. Doch der hohe Geiſt der Geſchichte wird von Europa und Mittelaſien nicht weichen in Ewigkeit; ſie werden die erſten Länder bleiben. Das weiß jeder, der da weiß, was geweſen iſt und was ſeyn kann.

Anmerkung. 1. Wir ſagten oben bei Spanien, die Entdeckung Amerika's und die Beſetzung und Bevölkerung der reichen amerikaniſchen Länder ſey ein Unglück für daſſelbe geweſen und habe ſeinen langen und traurigen Erſtarrungsſchlaf mit verſchuldet. Viele mögten fragen, warum denn bei England nicht dieſelbe Klage geführt werde; und dieſen müſſen wir Einiges zur Berichtigung ſagen.

Spanien war das Land, unter deſſen Zeichen Amerika zuerſt entdeckt ward und welches ſogleich auf die Gold- und Silberländer traf und dieſe mit dem Schwerdt in der Hand eroberte. Die Neuheit der Entdeckung und die Begeiſterung des Zeitalters, die ſie erweckte, und eben ſo ſehr der Reitz des Goldes und Silbers riſſen in wenigen Jahrzehenden Millionen Menſchen aus Spanien in die neue Welt. Wie die Findung und Lockung jener Länder plötzlich war, ſo war auch die Ausleerung des Mutterlandes von Einwohnern zu plötzlich. England hat in Hinſicht ſeiner Kolonien ein viel glücklicheres Schickſal gehabt. Erſt gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, (alſo beinahe ein Jahrhundert nach Amerika's Entdeckung) wagten

Engländer die erſten Unternehmungen auf Amerika; unter König Jakob dem Erſten aber fingen die Koloniengründungen im Großen erſt an und wurden unter den folgenden Regierungen bis in das achtzehnte Jahrhundert fortgeſetzt. Es ging hier alſo alles weniger geſchwind und gewaltſam. Dazu iſt noch gekommen, daß alle Völker faſt Menſchen hergegeben haben zu den nordamerikaniſchen Beſitzungen Englands. Holländer Schweden Franzoſen hatten in jenen Ländern Kolonien geſtiftet; aller dieſer hat ſich England nach einander bemächtigt; und Teutſchland, obgleich es in jenem Welttheile nie den Namen einer Herrſchaft hatte, hat in drittehalb Jahrhunderten viele Hunderttauſende ſeiner Kinder zur Bevölkerung hergegeben, und thut es noch immer. Alſo daß nach allem dieſem Amerika keine ſolche Erſchöpfung und Ausleerung für England hat werden können, als es für Spanien geworden iſt. Denn die Beſetzung und die Bevölkerung dieſer Lande iſt einen natürlicheren und mäligeren Gang gegangen, als die ſüdamerikaniſche, und viele Länder Europa's haben dazu beigetragen — Was nun Indien betrifft, ſo verwaltet England es als ein beſetztes und erobertes Land; es koloniſiren zu wollen kann ihm nie einfallen — Die groſen meiſtentheils menſchenleeren Südländer freilich, als Neuholland Neuſeeland u. ſ. w. müſſen von Europa aus bevölkert und vermenſchlicht werden, wenn aus ihnen etwas werden ſoll. England wirft ſeinen Ausſchuß dahin aus; unſre Enkel werden ja hören, wie ſich die Nachkommen dieſer wirklichen romuliſchen Räuberbanden arten werden; denn die römiſchen ſind nur geglaubte. Es wird aber das geſchehen nach einigen Menſchenaltern, wann die erſte Rohheit und Unhuld der Natur dort bezwungen iſt, und ſich mehr Lebensluſt und Gewerbthätigkeit geöffnet hat, daß auch viele ordentliche und rechtliche Engländer und andere Europäer dahin auswandern werden, zumal da Natur und Himmelſtrich vielen europäiſchen Ländern ähnlich ſeyn ſollen.

Anmerkung. 1. Ich habe darauf hingedeutet — und unſer Glaube weiſt uns wohl darauf — daß es in dem ewigen Plane Gottes liegt, daß der Geiſt, welcher nun ſchon über fünfzehnhundert Jahre das lebendige und ſchaffende Leden aller Geſchichte geweſen iſt, daß der ſelige Geiſt des Chriſtenthums endlich über alle Länder und Welttheile ausgegoſſen werde. Vor dieſem großen Bilde, welches alle kleinen Bilder in Schatten ſtellt, muß dann auch vieles verſchwinden und verſinken, was wir oft als Unglück und Elend der Welt und der Völker beklagten und beklagen. Das unendliche Licht dieſes Glaubens verſchlingt alle Nacht und Finſterniß in ſich, welche auch die Guten zuweilen an der Geſchichte irre machen wollen, und hell wieder breitet ſich das Leben mit ſeiner goldenen Zukunft über die Länder und Völker aus. Wir können es als kein Ungefähr anſehen, daß die Begebenheiten der Jahrzehende es ſo gefügt haben, daß das mächtige engliſche Volk an den Küſten Afrika's und Südaſiens eine unbeſtrittene Uebermacht ja faſt eine Alleinherrſchaft erlangt hat; ſo daß hinfort weniger zu fürchten iſt, daß kleinlicher Eigennutz und aufhetzende Eiferſucht die Zwecke der höheren Menſchlichkeit wie früher hindern und ihre Vorbereitungen oder Fortſchritte immer wieder zerſtören werden. Wir hoffen, daß künftig auch ſicherer und geſegneter an der Ausbreitung des Reiches Chriſti gearbeitet werden kann. Vieles iſt im Stillen gethan und hat aus kleinen und unſcheinbaren Anfängen ſeinen Segen verbreitet, aber viel mehr iſt zu thun übrig; und dies könnte viel geſchwinder gethan werden, wenn die engliſche Regierung dazu alle die Hülfen böte, die in ihrer Macht ſind — Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit mit großer Verehrung die Arbeiten der Mitglieder der evangeliſchen Brüdergemeinden nennen, welche mit einer Selbſtverleugnung und Hingebung, welche an die älteſten Zeiten der chriſtlichen Kirche, an die Apoſtel und Apoſteljünger, erinnert, mit dem Glauben im Herzen und der Bibel in der Hand in alle Welt ausgehen und das Evangelium predigen. Dieſe ſtillen und frommen Wanderer und Bringer der Botſchaft der Freude und Erlöſung haben in allen Welttheilen viele Tauſende unglücklicher und verfinſterter Heiden weltlich und geiſtlich zu einem glücklicheren Leben umgewendet. Wie ſie für das Chriſtenthum arbeiten, das wiſſen diejenigen, welche ſich um ſolche Dinge kümmern; aber wie ſie auch für die weltliche und bürgerliche Beſſerung und Beglückung der Menſchen wirken und wie viel ſie alſo, auch auf bloß irdiſcher Wage gewogen, jedem Staate werth ſind, das könnten die Engländer am beſten aus ihres Landsmanns Barrow Beſchreibung vom Kap und deſſen Umländern lernen, der ihnen das Zeugniß giebt, daß ſie in wenigen Jahren nicht nur die harten Herzen der Pflanzer und Landbauern gegen ihre Sklaven mild und weich gemacht, ſondern auch viele Tauſende unſtäter und unſeliger Buſchmänner durch das Chriſtenthum an feſte Sitze und an ein geruhiges und arbeitſames Leben gewöhnt haben.

Rußland und die Türkei.

Und er iſt heimgezogen aus unſern Gränzen, der Kaiſer Alexander, der uns vor drei Jahren im Siegeszuge kam wie ein Geſegneter des Herrn, zugleich ein Friedensfürſt und ein Siegesfürſt; und wir haben ihn faſt ſtiller heimziehen laſſen, als wir ihn damals empfingen, und haben die Freude des Friedens nicht recht empfunden, weil uns das große Werk dieſes Jahres wieder misgerathen ſchien. Und da iſt auch auf den Kaiſer Vieles gewälzt worden. Wir aber mögen wohl Unrecht haben, und zwar darin am meiſten, daß wir immer von den Fremden erwarten, was wir von den Eigenen fordern ſollten. Hätte Kaiſer Alexander ſich auch in Manchem geirrt, wie dürfen wir von ihm allein alles fordern? Es ziemt dem treuen Teutſchen vor allen andern Völkern die Gerechtigkeit und die Dankbarkeit. Wir müſſen nie vergeſſen, was der Kaiſer von Rußland für uns gethan hat, wann wir klagen, daß nicht alles Verſprochene gehalten, nicht alles Gehoffte vollendet iſt; wir müſſen nie vergeſſen, daß es dieſer Herrſcher war, deſſen große Seele es duldete im

Zeit der Gefahren, im Sommer des Jahrs 1812, den tapferſten und frommſten teutſchen Mann zu berufen und auf deſſen kühnes Herz und ſtolzen Glauben zu bauen mitten unter den Rathſchlägen und Anſchlägen der Schlechten und Feigen, und daß ſo nach Paris gekommen und dem Drachen zuerſt der Fuß auf den Nacken geſetzt ward. Wenn wir ſo bedenken, wie viel wir dieſem freundlichen Fürſten ſchuldig ſind, ſo werden wir ihm fröhlich nachrufen: Ziehe hin im Frieden! Und das rufen auch alle diejenigen ſeiner Kaiſerin nach, der erhabenen Frau Eliſabeth Alexiewna, welche wiſſen, daß ſie in der Noth leuchtete wie ein von Gott durchleuchtetes Licht, daß ſie den Guten ein Troſt und den Schlechten ein Schrecken war, allen Muthigen und Gläubigen aber ein Stern, worum ſich die Tugend und die Hoffnung verſammelte. Wie ihr teutſches Herz damals für unſere Erlöſung wirkte und betete, ſo wollen wir für ihr Glück beten nun und alle Tage.

Der große und gewaltige Scipio, als er die Schätzung des römiſchen Volkes in dem Amte des Schätzers und Rügers abgehalten hatte, betete zu ſeinem Gott Jupiter: Herr, ich zittre vor unſerm Glücke, mache uns nur nicht größer! Dieſes Gebet, das aus ſo mächtiger und herriſcher Seele kam, iſt ein rechtes kaiſerliches und königliches Gebet. Ströme fließen bei Ueberſchwemmungen aus ihren Ufern, durchbrechen die Wehren und Deiche, und reiſſen ſich in der Ungeduld der Eile neue Arme zum Meer; wann aber die Waſſer ausgelaufen ſind, ſo liegt ihr Bett ſeicht und flach da, und aller Schmutz, der unten im Grunde iſt, erſcheint am Sonnenlichte: aber die Sonne ſchaut nichts mehr von ihrer vorigen Herrlichkeit. Dieſer Strom ſind die Völker und dieſes Gleichniß iſt ihr Schickſal, Alles Unmäßige und Uebermüthige vergeht geſchwind; nur das Mäſſige und Gerechte bleibt und beſteht.

Rußland iſt in der Lage, daß es dieſe große Warnung der Geſchichte nicht überhören darf. Bonaparte, der politiſche Heuchler weiland, wann er mit unerſättlicher Gier neuen Raub verſchlungen hatte oder verſchlingen wollte, pflegte von dem Leide zu ſprechen, das es ſeinem Herzen thue, neue Umgriffe um ſich her machen zu müſſen, von der eiſernen und unſeligen Nothwendigkeit, worin ein Volk und ein Herrſcher ſich oft wider ihren Willen befinden, ungerecht ſeyn zu müſſen. Denn mit ſo fürchterlicher Gewalt reiſſe der Strom der Weltgeſchichte ſie fort, daß ſie ſeinem herben Gebote nicht widerſtehen können. Es giebt freilich einen ſolchen Strom, der von ſelbſt kommt und uns in ſeine Strudel mit hineintreibt; aber Napoleon ſuchte den ſeinigen und machte ihn, auch wo er nicht floß. Rußland iſt dieſer Strom mehr von ſelbſt gekommen. Schwedens Erſchöpfung nach Karls des Zwölften Ermordung, des letzten aus dem Pfalzgrafenhauſe, und Zerreiſſung in Partheien; Polens immer wachſende Wildheit und Unordnung; der osmaniſchen Pforte Erſtarrung und Verſtockung; Perſiens Verwirrung und Zerſtückelung unter mehrere Herrſcher nach Schah Nadirs Tode — dieſer Strom der Schwäche und Ohnmacht ringsum hat Rußland ſeit einem Jahrhundert gleichſam mit Gewalt fortgeriſſen und ſeine Herrſchaft auf eine ungeheure Weite der Länder ausgedehnt. Scipioniſche Gebete hätten ihm vielleicht vor vierzig Jahren ſchon nicht geſchadet.

Mit einem Volke iſt es wie mit jedem andern Naturſtoffe. Wenn ich die köſtlichſte Farbe oder die wirkſamſte Arzney mit fremden Stoffen zu viel verdünne oder zerſetze, ſo färbt und wirkt ſie endlich nicht mehr. Ein Volk, das ſich nach dem Maaße ſeiner Maſſe über zu viele andere Länder und unter zu viele andere Völker ausgießt, verliert nothwendig ſeine Farbe und ſeine Wirkſamkeit; es behält endlich nichts Eigenthümliches und Kräftiges, nichts in ihm ſelbſt Lebendiges und aus ihm ſelbſt Erfriſchliches; es ermattet, welkt und ſtirbt endlich. Wer mehr frißt, als er verdauen kann, der ſtirbt an Ueberfülle und Schlagfluß. So ſind viele Eroberervölker verſchwunden. Dies muß die ruſſiſche Regierung wohl bedenken, weil es noch Zeit iſt. Kaiſer Alexander iſt ein Herr, der gewiß nur das Rechte und Löbliche will; wie viele ſtille Eroberungen kann dieſer erhabene Fürſt machen, wobei kein Eiſen geſchärft und kein Tropfen Blut vergoſſen wird, wenn er ſeines großen Ahnherrn Beiſpiele folgt, Peters des Erſten, eines der ſeltenſten und bewundernswürdigſten aller Herrſcher! Denn wenige haben wohl ſo den Schein überwunden und ſo innig und richtig empfunden und geübt, worin der Ruhm eines Fürſten und die Größe eines Volkes beſteht, als dieſer auſſerordentliche Mann. Peter dem Erſten ſchon hat der Umfang Rußlands faſt zu groß gedäucht. Nur Zugang zu Meeren ſuchte er, weil ſeine große Seele ahnete, daß vom Meere her die Bildung der

Völker wehe; Küſten ſuchte er, aber die weiten Landgränzen dachte er eher einzuſchränken als auszudehnen. Friedrich der Große in ſeinen geſchichtlichen Werken erwähnt eines ſolchen Entwurfes, den der große Czar gehabt haben und deſſen Ausführung ſein zu früher Tod gehindert haben ſoll. Wie viel iſt in Rußland zu thun, in dem Stammlande des Volkes! wie viele ſchöne und ſtille Eroberungen ſind da zu machen, glänzendere und göttlichere, als die auf blutigen Feldern erſtritten werden! Da Rußland keine ſtarke und gewaltige Völker um ſich hat, die es in ſich ſelbſt zuſammendrängen, ſo muß hier der Verſtand thun, was bei den meiſten Völkern die Noth gethan hat. Rußland muß dem lockenden und gefährlichen Zuge nach auſſen hin, der es unvermeidlich ins Verderben reiſſen wird, nicht ferner nachgeben, ſondern ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, ſich in ſich ſelbſt zu innerer Kraft verdichten, ſtatt ſich immer mehr zum hohlen und bunten Glanz des äuſſeren Scheins zu verdünnen. Wie Eroberervölker ſich zu dünnen und bunten Seifenblaſen aufblaſen und dann zerplatzen können, davon weiſt die lange Geſchichte Beiſpiele genug.

Sie erzählen, Katharina, die weiland ſogenannte Große Frau, habe auf das ſüdliche Thor ihres neu erbauten Cherſon die Inſchrift ſetzen laſſen: Hier geht der Weg nach Stambul. Viele Ruſſen ſind überzeugt, daß ſie dieſen Weg bald ganz machen werden, und viele andere Europäer glauben, daß der Weg nach Stambul ſehr leicht und daß die Zerſtörung des ganzen türkiſchen Reiches jetzt nichts Schweres mehr ſey. Wir laſſen zuvörderſt die Frage von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit jener Reiſe und Zerſtörung unerörtert und geben einige Winke über Rußlands ſüdliche Gränzen und über ſeine Ausdehnung gegen Süden, wie weit.

Die Länder haben ihre Scheiden, durch die ewige Natur; die Völker, die ſie überſchreiten, werden geſtraft, weil ſie ein Naturgeſetz überſchreiten, weil ſie ſich über die Gebühr verlängern und ausdehnen. Darum ward Cyrus bei den Maſſageten erſchlagen, verlor Darius zwei Drittel ſeiner Heereskraft bei den Scythen, mußte Xerxes von der korinthiſchen Landenge fliehen; darum ward Kambyſes in Aegypten toll und Alexander nach dem indiſchen Zuge krank; und Karl der Zwölfte bei Pultawa? und Napoleon bei Moskau? Rußlands Naturgränze gegen Süden iſt das Kaſpiſche Meer, der Kaukaſus, das Schwarze Meer, der Dnepr und allenfalls die jenſeitige Ebene ſeines rechten Ufers auf zehen bis zwanzig Meilen Weite hinüber. So wie es über dieſe Linie weiter vordringt, beginnt ſeine Schwächung durch die Verlängerung ſeiner Wirkungslinie und des Feindes Stärke durch die Verkürzung der ſeinigen. Gegen Südoſten könnte Rußland kein größeres Unglück begegnen, als daß die kaukaſiſchen Völker und Perſien noch ſchwächer würden, als ſie jetzt ſind; die leichte Eroberung würde zu weit locken, und gewiß würden dann bald ſchreckliche Niederlagen gehört werden. Auf dem Kaſpiſchen und Schwarzen Meere läßt ſich keine feſte Herrſchaft behaupten und gründen. Das Kaſpiſche Meer hat gar keine gute Häfen; das Schwarze Meer hat im Norden treffliche, alle jetzt in Rußlands Gewalt, aber ſeit Odeſſa an ſeinen weſtlichen und ſüdlichen Küſten faſt gar keine brauchbare: daher von der Krimm und vom Don aus nimmer gegen Kleinaſien und gegen die Donau hin und darüber hinaus mit Kriegsflotten feſt gewirkt werden kann. Denn wie ſie ſich tiefer hinab gegen Süden und Südweſten wagen, ſind ſie bei Stürmen vom Norden und Nordoſten in Gefahr zu vergehen, wenn ſie nicht in Konſtantinopel als in eine freundliche Stadt einlaufen dürfen. Die Heerzüge aus Rußland über den Dnepr gegen die Donau haben eine zu große Länge und können nie mit dem gehörigen Nachdruck unterſtützt werden und ſind ſehr mißlich, wie ſie ſich über die Donau hinausſetzen. Dies haben alle Kriege bewieſen, und überhaupt haben die Ruſſen und alle Völker bewieſen, daß man leicht bis an den Hämus kommen kann, daß aber der Weg weiterhin ſehr ſchwer und ſehr gefährlich iſt. Wie viele Heere ſind von jeher zerſchellt in dieſen Bergen, ehe ſie nach Konſtantinopel kamen, und wie viele unter den Mauern der Stadt, die immer fünfzig Meilen von der Donau liegt!

Man glaubt den Türkiſchen Staat jetzt ſo zerrüttet und ohnmächtig, daß man die Einnahme Konſtantinopels und allenfalls die Zerſtörung des Reichs für keine ſchwere Aufgabe hält. Ich glaube das nicht; wenigſtens glaube ich nicht, daß Rußlands Macht allein dazu hinreicht. Wenn England ſeine Seemacht mit dazu liehe, wäre es vielleicht möglich. Wir haben ja Spanien geſehen, das ſo lange geſchlafen hatte und das ſein König jetzt wieder ſchlafen legen will, und wie Napoleons Uebermuth dagegen anlief. Man urtheilt bei der Türkei immer aus dem, was ſie in ihren letzten Kriegen gezeigt hat; man kann ſich aber dabei ſehr betriegen. Wir wiſſen, welchen kühnen Plan der groſſe Bairaktar Paſcha hatte; er iſt geſcheitert, aber was hätte er nicht machen können aus dem türkiſchen Heere? Bis jetzt iſt der Krieg mit den Türken gewöhnlich in Landſchaften geführt, worin kein türkiſches Leben iſt, meiſtens in zinsbaren chriſtlichen Landſchaften, worin faſt gar keine Türken wohnen und deren Verluſt wenig ſchmerzlich iſt. Laß den Kampf einmal an die Hauptſtadt dringen, laß ihn an das rechte türkiſche Leben kommen, laß die Religion in Gefahr des Untergangs gerathen — wie vieles kann ſich da anders zeigen und geſtalten als jetzt! und mehr als Ein begeiſterter Bairaktar und Kiuprogli Paſcha kann durch die Noth aus dem Volke hervorgerufen werden. Das türkiſche Reich zählt zehn bis zwölf Millionen Muhamedaner, ein ſtarkes rüſtiges und durch ihre Sitten und ihre Religion trotziges und kriegeriſches Volk. Wenn die Gefahr des Vaterlandes oder gar des Islamismus dieſe entflammt, welche Gewalt will ſich gegen den Feuerſtrom werfen, der aus ihnen mit Wuth und Verderben hervorbrauſen kann?

Aber geſetzt, es wäre ſo leicht, Konſtantinopel zu erobern und die Hohe Pforte zu zertrümmern, als einige träumen, muß Rußland wünſchen, daß Konſtantinopel eine der groſſen ruſſiſchen Städte werde, daß die umliegenden Lande und Kleinaſien ruſſiſche Landſchaften werden? Die Begierde ſagt vielleicht ja, aber der Verſtand muß nein ſagen.

Eine geſcheidte Frau, die ihren Mann als leichtfertig und lüſtern kennt, nimmt ſich in Acht ihm nicht zu ſchöne und zu junge Kammerjungfern zu zeigen. Petersburg und Moſkau müſſen bei dem

Gedanken zittert, daß Konſtantinopel eine ruſſiſche Stadt werden könnte; denn dann könnte es ſich begeben, daß die zu reitzende Kebſin die alte Herrin und Frau aus dem Hauſe verdrängte und ſich ſelbſt an ihre Stelle ſetzte. Konſtantinopel iſt einer der lieblichſten Orte und einer der erſten Punkte und Länderſchlüſſel in der Welt; einer jener Plätze, der die unwiderſtehliche Herrſchaft übt, daß er ſich mit nichts Halbem begnügen kann, ſondern gewaltig alles in ſeinen Kreis zieht. Rußland könnte ſich in Konſtantinopel und in den Umlanden nicht behaupten, ohne daß es von ſeinem Volke und ſeiner Heereskraft viel dahin zöge. Dieſer Zug würde durch den Reitz des Klima's vermehrt werden — und ſo würde durch dieſe Eroberung und Feſthaltung das alte Rußland und aller Druck gegen Norden vergehen, und das neue Rußland hier auf die Harre doch nicht werden noch gegen Süden mit jugendlicher Kraft herrſchen.

Aber die türkiſche und muhamedaniſche Barbarei muß aus Europa herausgetrieben, die herrlichen aſiſchen Lande, einſt die Sitze aller Bildung und Freude, müſſen auch erlöſt werden; das Chriſtenthum muß ſein heiliges Kreuz an den Orten wieder aufrichten, welche durch alle älteſten Offenbarungen Gottes, durch die Geburt die Lehre das Leiden und die Auferſtehung des Heilandes, durch ſeine und ſeiner Jünger Wunderthaten und durch die erſten chriſtlichen Gemeinden geheiligt ſind. — Dies iſt eine hohe und unerlaßliche Aufgabe der Menſchlichkeit und der Chriſtenheit, ein hohes und herrliches Ziel für großherzige Fürſten, welche nach dem Ruhm der wahren Unſterblichkeit dürſten. Der

Chriſt darf nicht ſchläfrig und faul ſeyn, alle Welt den einzigen wahren Weg des Heils zu führen, welcher iſt in der Erkenntniß des Geheimniſſes von Jeſu Chriſto und in der Gnade Gottes und des heiligen Geiſtes.

Dieſen Anſichten, die ich auch für die meinigen erkenne, darf ſich kein Chriſt weigern. Der Islamismus iſt nur ein neu aufgeſtutztes Judenthum, eine ſtrenge und weltliche Lehre des Geſetzes, die da nicht ſelig machen kann noch freundlich den Weg in den Himmel führen; er kennt nur die Lehre der irdiſchen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, er kennt nicht die Lehre von der Gnade und Liebe, nicht die unverſieglichen Brunnen jener aus Gott gebohrenen und durch Gottes Geiſt ohne Maaß gegebenen Liebe, worin alle Kreaturen ihren Durſt ſtillen und das Eins in dem Drei ſchauen und anbeten ſollen. Weil ſeine Lehre nur wieder ein anderes Geſetz iſt, ſo iſt ihre Frucht bitter und herb, wie die jenes Geſetzes war, wovon Chriſtus die Welt erlöſet hat. Und weil keine Religion etwas ſeyn kann in der chriſtlichen Zeit, ſie ſey denn das Chriſtenthum ſelbſt, ſo hat auch der Islamismus ſich lange ſchon verſtockt und verſteinert und liegt als eine ſchwere und ſteinerne Laſt, worunter keine zartere Blumen der Menſchheit hervordringen können, auf dem ſchönſten Theile der alten Welt. Wie geſagt, durch das Geſetz hält der Islamismus die Menſchen gebunden, nicht durch den Glauben beflügelt er ſie; es iſt noch eine Lehre des ewigen Zorns, die durch das Geſetz und durch gute Werke gerechtfertigt werden will und von der Gnade und Freude nichts weiß, die wir von Gott in Jeſu Chriſto haben. Darum muß dieſe traurige und ſtrenge Lehre, die alles Leben und alle Kunſt und Wiſſenſchaft wie mit Eis und Stein übergießt, der liebevolleren und freundlicheren Lehre von der Erlöſung und Befreiung weichen.

Die wahre und fromme Anſicht von dem Chriſtenthum verlangt alſo, daß der Muhamedanismus der ſeligeren und heiligeren Lehre weiche; Unternehmungen, das Chriſtenthum in Aſien auszubreiten, wären alſo etwas Löbliches, neue Kreuzzüge nach dem Morgenlande würde die Zeit billigen? Allerdings. Aber doch wünſchten wir, daß man uns in Europa nach langen Stürmen und Erſchütterungen ein Jahrzehend Ruhe gäbe, damit wir unſre Verwirrung einmal ein wenig in Ordnung bringen könnten. Jetzt würde es ſehr traurig für uns ſeyn, wenn wir das Unſrige ungeordnet und unabgemacht liegen ließen und uns in das Morgenland gößen, andern Völkern Heil und Segen zu bringen.

Eine Schwierigkeit iſt nur immer bei dem großen Unternehmen, das gewiß ein chriſtliches und göttliches genannt werden könnte, woher wir die Menſchen nehmen, die dort eine friſche und freudige Chriſtenheit beleben und wieder aufrichten ſollen. Wären die Muhamedaner, die Türken ſelbſt, durch die ſanfte Milde des Evangelii und des Geiſtes Gottes mit der Bibel in der Hand zu bekehren, ſo wären ſie ohne Zweifel die rechten und die beſten, die wir finden könnten, das Ganze zu halten und zu beherrſchen. Aber ich glaube, dieſe ſind in ihrer Art ſchon zu ſehr verſtockt, ſie ſtehen uns auch durch ihre Religion beides zu nah und zu fern, als daß das Evangelium bei ihnen leichten Eingang finden könnte. Viel leichter ſind die Heiden von ihrem Götzendienſt umzuwenden. Das Chriſtenthum iſt mit den Muhamedanern daran, wie ein Lehrer mit einem Schüler, der allerlei, aber auf eine verkehrte Weiſe, gelernt hat: viel leichter iſt es, jemand unterweiſen, der noch nichts weiß, als einen, dem Verkehrtes wieder aus dem Kopf gebracht werden ſoll. Die meiſten Chriſten, die unter den Türken wohnen, ſind ein wunderſamer Miſchmaſch von mancherlei Völkerarten; die Griechen ſind von ihnen bei weitem die zahlreichſten, aber auch dieſe nicht mehr rein und an den urſprünglichen Menſchentugenden und Männertugenden weit mehr geſchwächt und angefreſſen, als die Türken, wie es ja allen Völkern geht, die Jahrhunderte unter der Schande der Knechtſchaft geſeufzt haben. Vielleicht die in den Bergen von Morea Epirus Kandia und Cilicia Wohnenden mögten die Männer dazu ſeyn, mit der Hülfe der Europäer ein neues chriſtliches Hellas ſchöner wieder aufzubauen. Aber ſind dieſe zahlreich genug, das Werk mit ſchöpferiſchem Geiſt und Leben zu durchdringen und zu ſchirmen und zu erhalten? Und das werden wir doch nicht wünſchen, daß wir dieſe weiten Länder auch von Europa aus bevölkern ſollen. Dann würde endlich Europa wie ein ausgedrückter Schwamm hinter uns liegen bleiben ohne Saft und Kraft?

Und die Barbarei und die Barbaresken? Wir leſen und hören von 45,000 unglücklichen Chriſtenſklaven, die von den kleinen Raubſtaaten Afrika's wie das Vieh zu ihrer Plage und Arbeit an das Licht hervor und dann den Abend wieder in ihre düſteren Kerker zurückgetrieben werten; wir hören von den ſcheußlichſten Verheerungen und Gräueln, die die Barbaren auf den Inſeln und an den Küſten der italiſchen und ſpaniſchen Chriſtenheit ungeſtraft begehen. Und das haben ſie nun ſeit Jahrhunderten ungeſtraft geübt, ſo daß ſie die Länder und Flaggen der großen Chriſtenſtaaten ſchonen und die der kleinen plündern und brandſchatzen. Und doch iſt die Stimme der Menſchlichkeit, die ſich für die armen Schwarzen in Afrika und Weſtindien lange Jahre heiſer geſchrieen hatte, endlich durch alle Vorwände und Hinderniſſe durchgedrungen, welche Grauſamkeit und Habſucht entgegen ſchieben konnten. Sollte denn hier in der Mitte des reichſten und ſchönſten Europa die Vertilgung eines die Menſchheit und die Chriſtenheit entehrenden Gräuels nicht möglich ſeyn, wenn dies in ſo fernen Welttheilen möglich iſt? Das Land, welches jetzt die Barbarei genannt wird, liegt unter dem ſchönſten und lieblichſten Himmel, ein herrliches Küſtenland, welches ungefähr 350 teutſche Meilen lang iſt, von dem äuſſerſten Gebiete von Tunis bis an die Enden des Königreichs Fetz und Marocco am atlantiſchen Ocean, bei einer Breite von 20 bis 60 70 Meilen. Das ganze Land wird von dem Berge Atlas gemacht, der es von den jenſeitigen Steppen und Wüſten ſcheidet, die ſchon unter dem Strahle einer brennenden Sonne verdorren; der Atlas aber und das Meer ſchaffen durch die kühlen Süd- und Nordwinde hier ein gemäſſigtes und den Menſchen ſehr gedeihliches Klima, ſo wie man überhaupt den Atlas als den Schöpfer des ganzen Landes betrachten kann. Das Land hat die herrlichſte Lage in der Mitte der Erde, die trefflichſten Häfen, und bringt im Ueberfluß alles hervor, was Völker reich und ſchön und glücklich macht: Vieh, Getraide, Weitzen, Reis, Wein, Oel, edle Früchte aller Art, Wolle u. ſ. w.; und welche Länder hinter ſeinem Rücken liegen mit ihren Schätzen den Karavanen offen! Wir können ungefähr ahnden, welch ein Land dies war zur Zeit der Blüthe der karthagiſchen Herrſchaft; wir wiſſen, daß die Römer es als eine Goldgrube und als eine der großen Kornkammern Italiens anſahen; jetzt iſt es eine muhamedaniſche Räuberhöle, worin das Volk ſchlecht und unterdrückt und der Befehl bei einigen wilden und rohen Soldatenhorden iſt. So daß wer hier aufräumte der Menſchheit einen Dienſt leiſtete.

Wir ſuchen neue Inſeln und ferne Welten auf, und laſſen das Nahe liegen. Dieß wäre das rechte Land für einen chriſtlichen Kreuzzug, für die Stiftung eines neuen oder für die Erfriſchung eines alten chriſtlichen Ritterordens. Die Eroberung und Feſthaltung des Landes wäre mit einer Flotte von 10 Orlogſchiffen, 20 Fregatten und der gehörigen Zugabe von Galeeren und mit einem wohl gerüſteten Zeuge und einem Landheere von 100,000 Mann ausführbar, welchem alljährlich europäiſche Koloniſten nachgeſtoſſen würden. Spanien und Italien wären dieſem Unternehmen gewachſen und wären nebſt Frankreich die nächſten dazu; und ſo könnte ſich hier in einem halben Jahrhundert ein ſchönes chriſtliches Reich der ſogenannten Lingua Franca erheben. Die genannten Länder haben ja ſo vielen unruhigen und gährenden Stoff, der hiehin abgeleitet und hier verwandt werden könnte. Die ganze Chriſtenheit würde die heilige Meerfahrt mit frommen Wünſchen und Gebeten begleiten. Das müſſen wir indeſſen nicht zum Lobe Englands ſagen, daß dieſe Macht durch eine einzige ernſte Dräuung, die ſie an den Kleinkaiſer von Fetz und Marocco und an die Deys und Paſchas von Tunis Alger und Tripolis ausgehen ließe, der Seeräuberei ein Ziel ſetzen könnte. Warum thut ſie es nicht? Auri-sacra fames quid non mortalia pectora cogis!

Italien.

Wie wir über dieſes in manchen Beziehungen viel unglücklichere Land als das unſrige denken, das haben wir oft offen und ehrlich bekannt, alſo daß wir es hier nicht wiederholen wollen. Europa's Augen waren vor einem Jahre ſehr geſpannt auf die Bewegungen ſeiner Völker und auf die Entwürfe Joachim Murats, des ſogenannten Königs von Neapel und weiland gebietenden Großherzogs, nur einige tauſend Schritt weit von der Stelle, wo wir dieſes ſchreiben. Was er hätte wagen und machen können, iſt nun dunkel, weil nichts gewagt und gemacht iſt; denn Gott hatte ihm Glück und Verſtand genommen, und zuletzt hat er wie ein raſender Narr geendigt und ſeinen verdienten Lohn empfangen. Ich ſage, er hat ſeinen verdienten Lohn empfangen; denn wo bliebe die Treue der Völker und die Ruhe der Welt, wenn jeder Stallknecht oder Korporal, dem die Natur Mark in den Knochen und Kühnheit in der Bruſt gegeben hatte, ungeſtraft von Kaiſerthronen und Königskronen träumen dürfte?

Es giebt neue Könige, welche Gott macht und die Noth und das Angſtgeſchrei der Völker oder ihre freie Wahl und welche durch große Thaten und

Wohlthaten die hohe Stelle verdienten, dieſe ſind ſo rechtmäßig wie die altgebohrnen. Solche Könige waren Dejoces der Meder und Cyrus der Perſer Gelon von Sicilien Guſtav Waſa von Schweden und Wilhelm der Dritte von England. Auch Napoleon in der neueſten Zeit würde ein ſolcher geſchienen und als ein ſolcher geherrſcht und die Herrſchaft wahrſcheinlich auf ſeine Nachkommen gebracht haben, wenn er ein weiſer und gerechter Mann geweſen wäre; nun hat er mit dem Beifall der ganzen Welt für den Tyrannen gebüßt, der er ſich anmaßte über Europa zu ſeyn. Napoleon kam durch Verhältniſſe und Begebenheiten, die er weder gemacht noch verſchuldet hatte, im Herbſte des Jahrs 1799 an die Spitze des franzöſiſchen Reichs. Er konnte der Wohlthäter und Befreier Frankreichs, ja er konnte der Wohlthäter und Befreier des ganzen Europa werden, wenn er etwas anderes verſtanden hätte, als die Welt umzukehren und zu verwüſten. Er hat es aber ſo heillos gemacht mit den Völkern, daß er Manchen auf der öden und kahlen Inſel Helena noch viel zu weich und angenehm zu ſitzen ſcheint. Aber die andern Könige, die elenden Abentheurer, die durch fremde Gewalt geſetzten und den Völkern aufgedrungenen, die Mürats und Joſephe und Hieronymus, dieſe ſind vogelfrei, weil ſie nach einem Glanz griffen, der nicht für ſolche da iſt, weil ſie gegen die ewige Ordnung der Geſchichte frevelten, die nur in höchſten Nöthen und gewaltſamſten Umwälzungen der Völker ſolches erlaubt — die Elenden, die das erhabenſte Amt, worein ſie ſich mit Diebsrecht eingeſchlichen hatten, ſogleich mit allen den Laſtern und Schanden entweiheten; wodurch alte Herrſchergeſchlechter in den Ninyaſſen Sardanapalen und letzten Merovingern untergegangen ſind.

Dies ſey für das Recht der Könige geſprochen; nun auch einige Worte über die Kirche, deren großes und uraltes Leben ja in Italien zu ſeyn geglaubt wird. Wir geben dieſe Winke für nichts weiter als einzelne Anſichten, der Folgen unbekümmert, die man daraus ziehen kann. Das Recht des Urtheils und der Rede hat uns nach langer trauriger Maulſperre die Zeit gegeben; und wir gebrauchen uns dieſes Vorrechts, das auch eines von den erſten Vorrechten des Chriſten genannt werden kann. Jene Tage ſind gottlob vorbei, wo jeder Proteſtant auf die Gregore und Innocenze und jeder Katholik auf die Luther und Zwingli von Amts wegen ſchimpfen mußte. So weit ſind die alten jammervollen Haße ausgeglichen, daß man in den Häuptern der Partheien auch das Große und Gewaltige anerkennen darf, das zu jeder Zeit der Unſterblichkeit angehört hat, ja daß man in ihnen auch das zeigen darf, was einer höheren Macht angehörte, wodurch ſie, auch die glänzendſten Einzelnen, nur als Ausflüſſe des großen Ganzen geachtet werden müßen, als nothwendige Geburten ihrer Zeit, als Organe der Vorſehung, als Geräth in der Hand Gottes.. Denn wenn jedem Sterblichen, der mit mächtiger Wirkſamkeit in den Reihen der Dinge eintritt, auch viel des Eigenen bleibt, ſo nimmt ihm die Zeit und der Gott, worin er lebte, doch immer die größte Laſt der Verantwortlichkeit ab. Nach dieſer Anſicht, welche die einzig richtige geſchichtliche Anſicht iſt, hatte Peter der Einſiedler nicht allein die Kreuzzüge veranlaßt, noch Gregor der Siebente den ſtolzen Bau der Hierarchie gegründet, noch Luther den Kirchenfrieden gebrochen; auch tragen die Jüngſten, Danton Robespierre und Bonaparte, nicht allein die ſcheußliche Laſt ihrer Schanden und Verbrechen.

Es liegt eine gewaltige Fülle der Dinge vor uns ausgebreitet. Zwei Zeiten, die eine hinabſteigend, die andere heraufſteigend, haben ſich in ſolcher Kluft von einander geriſſen daß man in das tiefe und offene Bett derſelben hinabſchauen und gleichſam die Empfängniß und Geburt der Jahrhunderte darin erblicken kann. Bei vielem Elend und Unglück, das die Zeitgenoſſen ſchwer bedrängt hat und noch bedrängt, iſt dies Vielen doch eine geiſtige Erquickung, wie ſie wenigen früheren Menſchengeſchlechtern geworden iſt: dieſes tiefe Hineinſchauen in die Geheimniſſe der Geſchichte und der Offenbarung Gottes. Die alte Zeit iſt ſeit dreiſſig Jahren mit ſo weiter Kluft zurückgewichen, daß alle Verſuche vergeblich ſeyn werden, den Riß, der ſie von der neuen Zeit trennet, zu heilen oder von dem jenſeitigen zu dem dieſſeitigen Abſchuß Brücken zu ſchlagen. Wenn auch mehr als Ein toller Xerxes mit Geiſſeln und Ruthen kommt, an dieſem reiſſenden Helleſpont wird er zu Schanden. So ſtehen zwei Zeiten einander mit jähen Abgründen gegenüber. Die meiſten der Jetztlebenden ſuchen der Kluft zu vergeſſen, indem ſie dem dieſſeitigen Aufgange, dem Durchbruch des Morgenroths, zueilen; viele aber ſtehen noch hart an dem Abgrunde und ſtrecken die Hände und Herzen nach jenſeits und heulen und winſeln, daß ſie nicht hinüber können, ja ſie bilden

Ihnen zuweilen wohl ein, als wollen die Klüfte wieder zuſammenwachſen oder als ſey der rechte Brückenmeiſter angekommen: denn ihnen däucht der Schein des verſinkenden Abends lieblicher als die Hoffnung des ihren Augen noch bleichen Morgens. Doch vergebliche Wünſche Gebete und Hoffnungen! die Nacht wird kommen, ja ſie iſt ſchon da, und wann ſie dieſe an dem Abſturze erwarten, werden ſie mit dem Alten in den Schlünden verſinken, woraus keiner an das Licht wieder hervorkommen wird.

Was das iſt, was die Kluft geriſſen und die Abgründe gehöhlt hat zwiſchen den beiden Zeiten; und was ſie immer weiter aus einander reißt, das mag mit wenigen ja auch mit vielen Worten nicht geſagt werden; es will geſchaut, es will geglaubt, ja es will gefürchtet werden wie jeder tiefere Glaube, damit es begriffen werde. Hat die Zeit den Todesſprung gemacht, ſo muß jeder Mitlebende ihn auch einige hundert Male in der Idee gemacht haben, daß er klar und beſonnen in ihr wandeln könne. Jene armen und blinden Schreier, die nach dem immer weiter zurücklaufenden Jenſeits ſchauen und winken, mögten der Welt freilich gern einbilden, jener tiefe und weite Riß zwiſchen zwei Zeiten ſey eigentlich gar nicht da, es ſey nichts weiter als eine Augenverglaſterung eine Gaukelei und Hexerei, und wenn man etwa ein paar Dutzend Hexenmeiſter, die den Zeitgenoſſen dieſen Riß vorgegaukelt und vorgelogen haben, der Ruhe und Ordnung der Welt zu Ehren mit den gebührlichen Autodafe's weggeſchafft habe, werde der Weg wieder glatt und eben erſcheinen, alſo daß man wohl im Traume ohne

Gefahr darauf hinſchlendern könne. Aber wenn es Hexenmeiſter giebt, ſo haben ſie nicht den Riß hingehext, ſondern dieſe traurigen Tröpfe behext, daß ſie mit ſehenden Augen blind ſind. Nein es iſt kein leerer Wahn, kein verruchter Aufruhr, keine durch ein paar wilde und verrückte Schreiber gereitzte und verführte Unruhe der Zeitgenoſſen, was dieſe ſchelten und verklagen — es iſt die Geſchichte ſelbſt und das Leben, eine Gewalt, die mächtiger iſt als Millionen Bajonette und Miniſterbefehle, wodurch man ſie zurücktreiben mögte. Laß ſie gehen, ſo wird ſie ſanfter werden und dich endlich ſanft führen; willſt du ihr wehren, ſie wird dir offenbaren, durch wen ſie geharniſcht iſt. Denke einmal ein Menſchenalter zurück, ſinniger und freundlicher Menſch, welchem Gott Haupt und Herz mit Licht gefüllt hat, und melde mir dann, was du ſieheſt. Faſt alles geweſen, was war, Weniges übrig von dem Alten, faſt alle Verhältniſſe und Zuſtände der Menſchen und der Völker anders; aber — was das Gewaltigſte iſt — andere Triebe Gefühle Gedanken der Sterblichen, andere Strebungen und Erhebungen, ein ganz anderes Leben und Wollen. Dies fühlt der vierzig- und fünfzigjährige Mann wohl, wenn er in ſeine Vergangenheit zurückblickt; dies fühlt der Jüngling von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren lebendiger, aber er weiß kaum etwas von der Verwandelung.

Wir glauben, daß dieſe Verwandelung Glück bedeuten wird; wir wollen aber mit denen nicht ſtreiten, die da ſagen, daß ſie Unglück bedeutet. Sie iſt einmal da als ein gewaltiges Verhängniß, als eine unvermeidliche Noth; ſie zeigt ſich in der achtunggebietenden Geſtalt des Willens einer höheren Macht, ſie zeigt ſich als eine herriſche Nothwendigkeit. Was alle Menſchen treibt und zieht, was alle empfinden und vernehmen, was alle wünſchen und wollen, das iſt kein Kind eines flüchtigen Ungefährs, kein Spiel der Laune, die auch zuweilen durch den Ernſt der Geſchichte hinſcherzt — es iſt — was wir mit den höchſten Namen nennen — der Geiſt der Zeit, der Wille der Vorſehung. Was die neuen Gefühle Gedanken Anſichten und Wünſche der Menſchen treibt und bewegt, was nun fünfundzwanzig Jahre ſo fürchterliche und blutige Trauerſpiele immer von neuen Verfaſſern auf die Bühne der Welt gebracht hat, das iſt mehr als ein Scherz Gottes: ſo ſchrecklich ſcherzt der chriſtliche Gott nicht mit dem armen Menſchengeſchlechte.

Die Nachjenſeitsblickenden, die, welche die Zeit wieder in ſie ſelbſt zurücktreiben wollen, ſagen uns zwar: der blutige Scherz war nothwendig, damit wir durch Unglück und Verbrechen klug würden und deſto geduldidiger und ſtiller wieder zu dem Alten und Vergangenen zurückgingen; aber wir antworten ihnen zum zweiten Male: ſo ſchrecklich ſcherzt der chriſtliche Gott nicht mit uns. Darum hat er nie eine ganze Zeit erregt und ein ganzes Menſchenalter unglücklich und unſelig gemacht, damit der hiſtoriſche Gemeinplatz bewieſen würde: *was ihr haben wollt, iſt ſchlechter, als was ihr hattet.* Nein ſo wenig ein Strom bergan fließet zu ſeinen Quellen, ſo wenig fließet die Zeit bergan in ihre Vergangenheit zurück, am wenigſten dann, wann es der feſteſten Zügel und Fäuſte bedarf, daß ſie auf ihrer Bahn nicht zu geſchwind vorwärts ſchieße. Es iſt eine Noth, es iſt ein Verhängniß, was ſo aus dem Alten herausgetrieben und herausgeriſſen hat; es iſt eine Noth und ein Verhängniß, die nicht von Menſchen kommen, ſondern von Gott. Was die Franzoſen ein Vierteljahrhundert und länger mitten unter Unheil und Verbrechen geſucht und wovon ſie doch einen Schein gefunden haben: eine Verfaſſung, die dem jetzigen Zuſtande der Welt und der jetzigen Bildung der Völker angemeſſen ſey — warum ſuchen und begehren das alle Völker, auch die gehorſamſten und geduldigſten? Weil das Alte veraltet war, und weil die Welt ſich in den morſchen Banden nicht mehr trug und hielt. Weil die alten Bande zerriſſen ſind, darum ſind alle Kräfte jetzt aus dem Gleichgewichte, und werden hier ſtiller dort heftiger ſo lange gegen einander ſtoßen und hin und her ſchwankend ſich zerſchlagen, bis durch geſetzliches Maaß das Gleichgewicht gefunden iſt, wodurch die Erde, die jetzt faſt wüſt und wild ſcheint, einmal wieder ein Bild der Heiterkeit und Freude von ſich ſpiegeln kann. Die Faulen, die ſich nicht mit der Zeit bewegen wollen, die Blinden, die ihre Augen dem Lichte weigern, die Ungerechten, die meinen dieſe Gewalt mit der Gewalt zu bändigen, die Ungläubigen, die Gottes Offenbarung nicht erkannt haben, mögen die Zeit wohl vielleicht einige Jahre in ſie ſelbſt verkürzen und zurückdrängen, aber dann wird ihre zuſammengepreßte Kraft vulkaniſch ausfahren und ſie mögen dann nicht über Gott klagen, ſondern über die eigene Thorheit und Schlechtigkeit, daß ſie ſich dem Willen weigerten, der ſich ihnen ſo lange und in den letzten Jahren in ſo auſſerordentlichen und wunderbaren Zeichen erklärt hatte. So etwa ſtehen dieſe Zeitgenoſſen auf der mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollenden Kugel ihrer Fortuna, wie ein Mann ſtehen würde, der auf einer Kugel gegen Oſten eilte, die mit raſtloſer Eile gegen Weſten lieſe; es muß der Punkt kommen, wo es ihm unter den Füßen fehlt und er in den unvermeidlichen Abgrund ſtürzt, wann er hartnäckig ſtrebt gegen ihren Lauf fortwandeln zu wollen. Ein neuer Zuſtand ſoll werden oder vielmehr er iſt ſchon da und wird durch die Angſtpropheten und Verdunkler kein anderer werden, als er iſt. Mit unwiderſtehlicher Gewalt faßt er die Staaten wie die Einzelnen und führt ſie faſt wider ihren Willen, wohin ſie anfangs nicht gedachten. Die ſich ſperren mit ihm vorwärts zu eilen, werden nach wenigen Jahren inne werden, wie weit ſie zurück geblieben ſind und wie ſich unterdeſſen andere in ihre Bahn eingedrängt haben. Wir werden ja nach fünf oder zehen Jahren die Erklärung der Zeit und ihrer Zeichen ſehen. Glücklich die Regierungen, denen dann nicht die Augen in Thränen überfließen, daß ſie einzige Augenblicke des Ruhms und der Herrſchaft in feiger Furcht verſeſſen haben! Denn wer den feurigen und fröhlichen Geiſt des Zeitalters nicht mit edlem Stolze zu ſeinem Diener zu machen wagt, der wird von ihm endlich als ein gemeiner Sklav zum Holz- und Waſſertragen oder als ein armſeliger Handlanger für die Bauleute gebraucht werden. Denn gelingen kann die hinterliſtige Erbärmlichkeit nicht, die mit dem Schutt und den Trümmern des Alten die neue Bahn ſperren und mit den tief in Nacht hinabgeſunkenen alten Nebeldünſten die Schimmer des friſchen Frühroths bedecken will.

So ſteht die Zeit, wenn nicht allenthalben in politiſcher Entzweiung, doch gewiß allenthalben in politiſcher Zweiheit, bei vielen auch in politiſchen Zweifeln. Dynaſtien könnten untergehen, welche die Gewalt Gottes und der Zeit ganz zu verkennen wagten; Europa wird nicht untergehen, wie viele ſchwache und feige Propheten dies nun auch in die zwanzig Jahre verkündigt und zum Theil auf neue Welttheile hingewieſen haben, in welchen die Geſchichte wieder aufgehen ſollte. Mit ſolchem Streben und Leben, als ſich jetzt in ſo vielen Ländern Europa's zeigt, gehen die Völker nicht zu Grabe; es iſt vielmehr ein Zeichen eines wieder erwachten und verjüngten Daſeyns. Sie werden hoffentlich finden, was ſie ſuchen, Sicherheit und Haltung in Verfaſſungen und jene geſetzliche Umbildungen und Verbeſſerungen, die dem jetzigen Weltzuſtande und den allgemeinen Bedürfniſſen angemeſſen ſind. — Aber auſſer dieſer politiſchen Geburt und Wiedergeburt der Völker Europa's, die durch alle Hinderniſſe und Rückſchritte ihren Weg brechen wird, weil ſie eine Nothwendigkeit von Gott iſt, bereitet ſich viel tiefer und geheimer eine andere Geburt, von deren Art, weil ſie mehr geiſtig und überirdiſch iſt als die politiſche, nicht mit der Zuverſicht und Beſtimmtheit geſprochen werden kann, als von der politiſchen. Ich meine hier das Chriſtenthum, inſofern es als Kirche einen äuſſerlichen Wiederſchein ſeines inneren Weſens auf das Leben wirft. Hier iſt der Leib dünner und ätheriſcher, und die Schatten, die er wirft, ſind ſanfter und zarter; ſo daß man meiſtens nur winken und dünken kann, wo ſich dort Manches faſſen und greifen läßt. Daß indeſſen auch hier Wunderſames und Neues im Werden iſt, daß vielleicht das nächſte halbe Jahrhundert vieles davon zeigen wird, das ſagen uns einzelne merkwürdige Erſcheinungen und die allmächtige Kraft, die als eine himmliſche Kraft, unbegreiflich und unermeßlich, in die irdiſchen Begebenheiten mit eingetreten ja aus ihnen gleichſam ins Leben herausgetreten iſt. Eben ſo wird es uns noch durch etwas Anderes verkündigt. Seit drei bis vier Jahrhunderten hat freilich die Vormundſchaft der Kirche über die Staaten Europas aufgehört, aber ſie ſind darum nicht weniger chriſtliche Staaten geblieben; das Chriſtenthum iſt bürgerlich und menſchlich, doch der Hauptgrund und das rechte Leben ihrer Geſchichte geblieben. Jetzt, da wir ſehen, daß ſich mit ihnen alles verändern will ja zum Theil ſchon verändert hat, da ſich neue Verhältniße ſtellen, neue Bande knüpfen, neue Triebe und Strebungen nach den verſchiedenſten Richtungen hin wenden, jetzt muß nothwendig auch in dem innerſten und verborgenſten Leben unſers Welttheils eine große Verwandelung und Umwälzung im Werke ſeyn; denn beziehlich und zuſammenhanglich müſſen die äuſſeren Bewegungen des Zeitalters nothwendig mit den innerlichen ſeyn; da ja eben der innerliche Geiſt die ſtarre und faule Maſſe der Leiber erregt und belebt. Alſo daß wir aus dem, was drauſſen ſichtlich geſchieht, ganz ſicher auf ein unſichtliches innerliches Wirken ſchließen dürfen.

Jene in ſo vielen Beziehungen traurige Kirchenſpaltung, welche wir Proteſtanten die Reformation nennen, und welche von vielen, die ihr gleichzeitig lebten, als ein entſetzliches Unglück bejammert und verklagt ward, liegt nun in drei vollen Jahrhunderten mit ihren Folgen und Wirkungen vor unſern Blicken ausgebreitet; und daraus ergiebt ſich auch ihre Bedeutung in der Weltgeſchichte. Wer wagt es jetzt noch zu ſagen, daß es nichts weiter als der leichtſinnige Frevel und die übermüthige Verruchtheit, einiger unruhigen oder ſchwärmeriſchen Köpfe war, welche ein Feuer anzündeten, das ſich über ganz Europa verbreitet hat? Nein das Chriſtenthum mußte auch in ſeinen fernſten Gegenſätzen beleuchtet und durchgearbeitet werden, und darum mußte Gott jene Kirchenſpaltung zulaſſen, die noch dauert und noch dauern wird; denn die Beleuchtung und Durcharbeitung iſt noch ſo bald nicht vollendet, als manche glauben, welche die Erſcheinungen des Tages mehr poetiſch als geſchichtlich nehmen. Glücklich ſind jetzt viele Flammen mit Aſchen bedeckt, welche über unſer unglückliches Vaterland und über einen großen Theil Europa's einſt ſo verderblich brannten; auch milder und freundlicher wird von den verſchiedenen Partheien und Sekten zu einander hinüber geblickt — ſie ſehen heller das ewige Heil, das ihnen allen gemeinſam in der Mitte liegt — aber nicht ſo nah iſt die Vereinigung und Zuſammenſchmelzung, als es einigen dünken mögte, welche die tiefe Bedeutung des Streites grade nicht ins Auge gefaßt haben. Denn die größte Frage aller Theologie und Philoſophie, wie Geiſt und Leib der Dinge, wie Idee und Form ſich zu einander verhalten, wie ſie in einander ſtehen und wie weit ſie auſſer einander ſich auch gegenüber ſtehen können, das ſollte und das ſoll noch unterſucht werden; aufgeſchüttelt und aufgeſchreckt werden ſollte der alte Glaube, der ſich in ſeinem altgewohnten Heim und Geräth ſo ſtill und ſicher fühlte; weit über ſeine Linie hinaus, ja über die Linie alles menſchlichen Begreifens und Wiſſens hinaus ſollte mit himmelſtürmender Kühnheit geſchweift werden, damit endlich jedermänniglich erkannt würde, daß kein Heil ſeyn kann als in dem Glauben und kein Troſt als in der Zurechnung der Gnade und Verſöhnung ohne alles menſchliche Verdienſt und alle menſchlichen Werke. Es mußte an dem Aeuſſerlichen ſo gewaltig geſchüttert werden, damit das Innerliche in ſeiner vollen überſchwänglichen Herrlichkeit allen gewiß würde. Dieſe allen chriſtlichen Bekenntniſſen wohlthätige und für das Chriſtenthum ſelbſt ſiegreiche Erſchütterung und Aufſchreckung des Alten iſt dem Proteſtantismus zugefallen, und deswegen hat er die Geſchichte der letzten Jahrhunderte angeführt, und führt, wie mir däucht, noch die Geſchichte der Stunde, worin wir leben.

Wir thun recht, wenn wir uns die Vergangenheit unſeres Mittelalters lieblich und freundlich mahlen. Es war eine friſche und herrliche Zeit, und in ſo vielen hohen und unſterblichen Werken hat ſie uns ein leuchtendes Gedächtniß hingeſtellt. Es iſt wohl heißer Sehnſucht und Klage werth, daß jene ſpielende Kindheit und unbewußte Unſchuld nicht mehr iſt, deren zarte Bilder uns ſo oft mit unnennbarer Wehmuth zu ſich locken. Aber wie verzeihlich die Trauer und Sehnſucht iſt um das Holdſeligſte und Lieblichſte, ſo unverzeihlich iſt die Beſchuldigung, als habe es allein die Reformation verſchuldet, daß jene Kindlichkeit und Unſchuld der Gefühle, jene fromme Sicherheit des Glaubens und Liebens auf immer aus der Welt geſchwunden ſeyen. Nein ſo iſt es nicht: weil die Periode jener Kindlichkeit zu Ende ging, darum kam die Reformation und mußte das Menſchengeſchlecht durch drei ſchwere Jahrhunderte durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verſtandes und durch das kühlere und magerere Land des Begriffes führen, damit es auf langer und weiten Irrwegen und Umwegen endlich auf den Auen der Vernunft anlangen könnte, wo auch wieder Roſen und Lilien einer andern Art und einer andern Kindlichkeit blühen werden. Wenigſtens däucht es uns ſchon, als ob uns oft ſüßathmende Winde eines Lenzes anhauchen, der nicht mehr fern iſt.

Ueber die Anfänge und Urſprünge der Reformation herrſcht unter andern auch ein Irrthum, der wieder in der Kunſt und in ihren Anſchauungen ſeinen Grund hat. Man ſtellt uns die frommen reinen und erhabenen Werke und Bilder hin, welche die teutſche Kunſt im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert aus dem Kinderglauben geſchaffen hat in Zartheit und Jungfräulichkeit; man ſagt: ſo empfand ſo glaubte liebte und lebte das glückſelige Menſchengeſchlecht — und das alles hat die unruhige und frevelnde Willkühr einiger wenigen Sterblichen zerſtört und Streit Hader Liſt und Armſeligkeit für den alten Frieden die alte Unſchuld und die alte Lebensfülle auf die Erde gebracht. Dieſer Anſicht und dieſer Klage kann man ſich wirklich kaum erwehren, wenn man ſich bei dem Anblick der Schöpfungen jenes vergangenen Zeitalters von ſeinen Gefühlen ſo hintragen läßt. Aber du guter und frommer Teutſcher, den die Sehnſucht und Liebe der Herrlichkeit unſrer Väter oft bis zu Thränen rührt, nicht bloß bei dir darfſt du ſtehen bleiben, du mußt auch einen Blick auf die Welt werfen, wenn du die Weltgeſchichte richten willſt und die Männer, welche die Weltgeſchichte in den verfloſſenen Jahrhunderten gemacht haben. Du mußt nicht bloß bei dir die Unſchuld ſehen; du mußt auch an derswo die Schuld ſehen: und dann wird dir das große Schickſal wieder heiter und auch die letzte traurige Geſchichte eine höhere Nothwendigkeit werden, die Spieler darin aber werden dir nicht bloß als vom Teufel getrieben und beſeſſen erſcheinen. Beſinne dich nur. Freilich deine teutſche chriſtliche Kunſt war ein reiner und ſtiller Aushauch der unſchuldigſten Liebe, ſie hatte ſich mit allen himmliſchen Blumen und Sternen geſchmückt, und wußte in ihrer kindlichen Freude nichts von ihrer Schöne und Lieblichkeit. Aber wie gar anders war die wälſche Kunſt und das wälſche Leben? Auch dort leuchtete es von Schönheit und Anmuth, aber das bunte Kleid war ein heidniſches und heidniſch war die Luſt und Begier, die es gewirkt und angethan hatte: es ſpielte die irdiſche Ueppigkeit und wilde Sinnlichkeit darunter, welche zuletzt ſo frech wurden, daß ſie ihre Gebehrde vor den Leuten nicht einmal mehr verſtellten. Die Geſchichte hat ihr unbeſtechliches Urtheil geſprochen; wir wiſſen, wie Päbſte, wie Alexander der Sechste Leo der Zehnte Klemens der Siebente waren, wie die Kardinäle von Medicis Eſte Bembo lebten glaubten und darſtellten. In Rom und in allen glänzenden Städten Wälſchlands blühete mit der griechiſchen und römiſchen Literatur in allen ſüdlichen Lüſten und Laſtern ein zweites Heidenthum wieder auf, das ſich zuletzt auch nicht einmal mehr mit chriſtlicher Heuchelei verzierte. Dieſe unchriſtlichen Gräuel wurden dem ſtrengen und ernſten Teutſchen zu viel, er ergrimmte in ſeinem Herzen und ſchlug mit dem Donnerſtrahl des Zorns und der Rede darein. So entſtand der gefährliche Hader, der bald nicht mehr beizulegen war. Durch die gegenſeitige ſtrengere Aufſiche wurden freilich alle Partheien mehr zur Ordnung der Sitte und Zucht des Lebens getrieben, aber der zerriſſene Friede war nicht mehr zu heilen: die Spaltung blieb. Sie blieb, denn ſie kam diesmal nicht von Menſchen, ſondern von Gott, ſie war nothwendig, damit die weitere Entwickelung und Durchbildung des Menſchengeſchlechts durch das Chriſtenthum geſchehen könnte.

Daß dies nach Gottes Rathſchluß nicht auch auf eine andere ſanftere und ſtillere Weiſe hätte geſchehen können, leugne ich nicht; aber wie die Sachen menſchlich geſtellt waren, konnte es kaum anders geſchehen, als es nun geſchehen iſt. Ich habe irgendwo *) geſagt, daß mir dünke, die Kirchenſpaltung würde ſo weit nicht geworden ſeyn, wenn das Kardinalkollegium in Rom nach dem Maaße des Umfangs der verſchiedenen chriſtlichen Völker in richtigen Verhältniſſen zuſammengeſetzt geweſen wäre. Nun aber war das der Fehler — ein Gebrechen, was bis dieſen Tag in der alten Kirche fortdauert — daß die Kardinäle und Erzprieſter, welche die Wache und Hut der ganzen Chriſtenheit vor allen andern haben ſollten, faſt lauter Wälſche waren, die in ihrer Einzelnheit oft ohne alles allgemeine Weltgefühl und ohne Kunde und Ahndung der Triebe Neigungen und Anſichten der anderen Völker, oft auch ohne die geringſte Anerkennung eines mächtigeren Geiſtes, der hie und da in einem andern Volke vielleicht auflebte, regieren und herrſchen wollten. Weil ſie beides die weltliche Klugheit und Vorſichtigkeit und den chriſtlichen Ernſt verloren hatten, ſo mußten ſie

---

*) Siehe Blick aus der Zeit auf die Zeit. 1815.

einen großen Theil der Herrſchaft verlieren; denn als ſie einlenken wollten, war es zu ſpät, das Uebel war ihnen entwachſen, und im großen und kühnen Geiſt hat keiner einzulenken gewagt.

Weil wir den Frieden lieben und als Chriſten lieben ſollen und weil wir einmal wieder die Vereinigung hoffen, wenn gleich in ferner Zukunft, ſo müſſen wir eingedenk ſeyn alles zu meiden, was Hader und Neid erwecken könnte. Auf Eines indeſſen muß ich hier wieder hinweiſen, worauf ich in dem angeführten Büchlein ſchon hingedeutet habe, auf die Geographie des Proteſtantismus. Dieſe weiſt auf eine wunderbare Weiſe auf das teutſche und germaniſche Volk hin; ſo daß die Gegner deſſelben ſich ein wenig beſinnen müſſen, wenn ſie Teutſche ſind, daß ſie ihn nicht zu heftig anklagen. Wir wiſſen, daß gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts bei weitem der größte Theil Teutſchlands der neuen Lehre zugefallen war, und daß Böhmen und Oeſtreich unter dem kräftigen und kühnen Ferdinand dem Zweiten mit Feuer und Schwerdt zu dem alten Glauben haben zurückgebracht werden müſſen. — In Ungarn und Siebenbürgen, ſo weit die Teutſchen wohnten, wurzelte der Proteſtantismus; er hat den Habsburgen, die für den Glauben eiferten, ſchwere Kriege fürchterliche Niederlagen und Verluſte von Landen und Leuten verurſacht, ja zuweilen an dem Thron geſchüttert, und iſt dort nimmer zu vertilgen geweſen. — Auch unter die ſlaviſchen Völker iſt der Proteſtantismus gekommen, in Polen hatte er einmal weit um ſich gegriffen; er hat aber auf die Länge bei dieſen Völkern keine feſten Wurzeln treiben können. Aber gleich über ihnen längs der Oſtſee in der germaniſchen Zunge von der Weichſel bis zum Ladoga und zur Neva (in Preuſſen Kurland Lievland Eſtland) hat er ſich alles unwiderſtehlich bemächtigt. — Eben ſo iſt er in dem germaniſchen Norden (in Schweden Norwegen Dänemark) ohne irgend einen Gegenkampf in wenigen Jahren herrſchend geworden. Hier hat ſich aber in Schwedens Kirchengeſchichte eine merkwürdige Erſcheinung gezeigt. Mitten in Schweden um die beiden Arme der Dalelbe wohnt ein Volk fremden Stammes, die Dalkarlar, wahrſcheinlich Celten oder Galen. Dieſe haben ſich hartnäckig dem Lutherthum geweigert und ſind in mehreren Aufruhren dagegen und gegen den König, den ſie zuerſt gemacht hatten, gegen Guſtav den Erſten, aufgeſtanden, bis ſie endlich durch die Uebermacht der Anderswollenden und Andersglaubenden bezwungen worden. — Gehen wir gegen Weſten zu den brittiſchen Inſeln, ſo begegnet uns dieſelbe auffallende Erſcheinung. Alles Germaniſche iſt dem Neuen von ſelbſt zugefallen, alles Halbgermaniſche oder gar Galiſche langſamer oder gar nicht. Die Bergſchotten waren die letzten in Schottland, welche das Neue annahmen; bis dieſen Tag ſind unter ihnen viele Katholiken. Daſſelbe hat man in England in Wales und Kornwallis geſehen. Das galiſche Irland aber iſt trotz aller Verſuche des proteſtantiſchen Englands unverrücklich in Mitten von Unterdrückung und Verfolgung bei dem alten Glauben geblieben. — In den Niederlanden hat das Germaniſche und Flamiſche ſich der neuen Lehre zugeneigt, das Belgiſche und Walloniſche hat ſie von jeher von ſich geſtoſſen. — In Frankreich erſcheint daſſelbe. In den Landen, wo das Galliſche vorherrſcht, hat der Proteſtantismus nie gewurzelt, wohl in den öſtlichen burgundiſchen Landſchaften und in den ſüdlichen vaskiſchen und iberiſchen — Weiter nach Süden geht es nicht. — Merkwürdig genug ſind dieſe Erſcheinungen, und ſehr merkwürdige Schlüſſe und Folgerungen laſſen ſich daraus ziehen über das verſchiedene Gemüth und den verſchiedenen Karakter der Völker. Der Proteſtantismus ſcheint ein reiner Germane zu ſeyn, weil alles Germaniſche, wo es ſich immer in Europa findet, wann es nicht zu ſehr gezwungen war, ihm von ſelbſt zufiel.

Wir wollen die letztverfloſſenen Jahrhunderte nicht loben, in welchen, wie wir geſagt haben, der Proteſtantismus nach unſerer Meinung vorgeherrſcht und angeführt hat; es iſt keine fröhliche und blühende Zeit geweſen, ſondern eine Zeit vieler ſtrengen Arbeiten und ſchweren Kämpfe, worin die Sieger ſelten mit Blumen bekränzt und mit Saitenſpiel begleitet ſind; es iſt eine Zeit des Aufräumens und des Vorrüſtens geweſen ſowohl in dem Reingeiſtigen als in dem Gemiſchtpolitiſchen; es iſt allenthalben nach einem Geſetze und Recht gefragt worden, wo man früher von Sitte und Gewohnheit ſo traulich und lieb geleitet ward: im Politiſchen iſt daher das Streben der Zeit demokratiſch geweſen, und iſt es noch dieſen Tag. Die Völker, die in den letzten Jahrhunderten eine bedeutende Rolle geſpielt haben, wurden durch den demokratiſchen Geiſt bewegt: die Niederländer, Schweden, Engländer, jüngſt in Wildheit und Wüſtheit, und darum ſo kurz, die Franzoſen. Auch der Geiſt des Proteſtantismus iſt ein demokratiſcher im Gegenſatze des reinmonarchiſchen Katholicismus. Dieſer Geiſt will und muß in alle Verfaſſungen das Seinige hineinthun, und darum wird der Proteſtantismus noch herrſchen, bis das monarchiſche Princip in Europa von dem demokratiſchen ſo durchdrungen und geſättigt iſt, daß die beiden Kräfte, deren gehörige Miſchung allein einen vollkommenen Staat bilden kann, in ein friedliches und einträchtiges Gleichgewicht gekommen ſind.

So rollt die Geſchichte mit und wider den Willen der Menſchen und über das Glück oder Unglück ganzer widerſtrebender Geſchlechter ihren gewaltigen Strom fort, zuweilen dunkel in verborgenen Klüften und unter der Erde hinfließend, dann wieder heiter an dem Sonnenlichte fortbrauſend. Wenn, was geſchehen iſt, auch das unſeligſte wäre, es ſteht nun einmal mit gewaltiger Wirkung mit in der ganzen langen Reihe der Dinge, und die Geſchichte muß ganze Jahrhunderte an dem Faden abwickeln, woran es ſelber hangt als an der Nabelſchnur, wodurch ſein dunkles erſtes Leben genährt ward. Man ſagt und klagt vergeblich, alles Leben würde in Kunſt und Freude friſch und jung geblieben ſeyn und friſch und jung fortgeblüht haben, wenn die Reformation nicht darein getreten wäre als die Frieden- und Freudenſtörerin. Die ſo klagen und ſagen, bedenken die höhere und tiefere Nothwendigkeit nicht, welche in gewiſſen Zeitpunkten die Dinge unwiderſtehlich zieht und treibt. Ich ſage noch einmal: die Reformation kam, weil ein weiland friſches und blühendes Leben eben die letzten Knoſpen und Blüthen trieb. Man könnte ſagen, bei uns in Teutſchland und im Norden und Nordweſten habe der Proteſtantismus durch die Zwietracht und Verwirrung, die er in die Länder brachte, den goldenen Strom des ächten Lebens und der ächten Kunſt verſiegen gemacht und nüchterne Beſonnenheit und zierlichen Mangel an ihre Stelle geſetzt; aber wir haben zwei Länder, zwei der ſchönſten und lieblichſten Länder Europa's, wo der Proteſtantismus nie Entzweiung und Verwirrung geſtiftet, wo er nie ſo geherrſcht hat, daß er Sinn und Leben und Gefühl und Anſicht der Welt hätte ändern können: wir haben Italien und Spanien. Daß dieſe auch zwei Jahrhunderte und länger geſchlafen und nichts gebildet und geſchaffen haben, was die Thaten und Werke der Väter erreicht, das beweiſt, daß der Schlaf der Völker ein welthiſtoriſcher Schlaf iſt, daß eine große Zeit (das Mittelalter) unrettbar vergehen und daß in langſamen und ſchweren Vorarbeiten und Vorrüſtungen ein neues Zeitalter bereitet werden ſollte, deſſen Morgendämmerung wir zu ſehen glauben.

Wer ſich alſo nicht allein poetiſch verführen und durch die ſüßen Bilder und Anſchauungen des Mittelalters zu Folgerungen verleiten läßt, die an der Fackel der Geſchichte verſchwinden, wer die Dinge und ihre Entwickelung im Ganzen zu ſehen wagt, der wird nicht mehr auf die Willkühr einzelner Menſchen wälzen, was der Wille der allmächtigen Vorſehung war. Jetzt ſehen wir, es mußte ja alles ſo geſchehen, auf daß Gott verherrlicht würde in ſeiner wunderbaren Leitung und Entwickelung des Menſchengeſchlechts. Wir leben in einer ſchönen und großen Zeit, wo die Geiſter nach langem ſtarrem Winterſchlafe zu lenziger Luſt und Muth zu erwachen anfangen. Das einzige Unbehagliche und hie und da Traurige iſt, daß ihnen bei dem langen Schlafe die Leiber morſch und faul geworden ſind und daß das Suchen und Schaffen neuer Leiber den Genuß und die Freude des neuen Glückes noch hindert und aufhält. Wie die Seele der meiſten Staaten größer und mächtiger geworden iſt, als der morſche und klappernde Tod der Gerüſte und Maſchinen, worin man ſie einſt als in ihren Leibern eingefangen hatte und die nun meiſtens durch die Zeit veraltet und verſchliſſen ſind, und wie deswegen mit ſo unbeſchreiblicher Sehnſucht von den Völkern neue Gerüſte und Verfaſſungen gebeten und verlangt werden — ſo entdeckt man daſſelbe in einer gewiſſen Aehnlichkeit auch an den verſchiedenen Kirchen. Grade jetzt, wo ſich nach den verſchiedenſten Seiten hin und an den verſchiedenſten Orten ein ſo ſchönes und reges chriſtliches Streben zeigt, wo ſo viele fromme Geiſter lebendig und wach ſind und zu den alten Sternen die ſehnſüchtigen Flügel regen, offenbart ſich auch hier allenthalben, wie viel von den äuſſeren Geſtalten und Gerüſten verbraucht und veraltet iſt, worin das Innere ſich in Freiheit und Freude bewegen ſoll. Wir Proteſtanten dürfen das, was alle fühlen, gern offen bekennen von uns; die alte Kirche leugnet es zum Theil, wiewohl Leben und Kunſt, worin ſich der Zuſtand des Inneren und ſein Verhältniß zum Aeuſſeren immer am reinſten abgedrückt hat, ein anderes Zeugniß geben. Die chriſtliche Religion in ihrem Weſen wird ja wohl bleiben und beſtehen von Ewigkeit zu Ewigkeit, weil ihr Weſen Licht und Wahrheit und Liebe iſt und weil ſie in ihrer göttlichen Freiheit die Fortbildungsfähigkeit durch alle Geſchlechter und

Zeiten der Menſchen hat; aber ihr Aeuſſerliches muß wohl öfter verwandelt und erneuet werden, wie das Menſchengeſchlecht in den großen Epochen der Geſchichte ſich verwandelt und erneuet. Es heißt ja an hundert Stellen unſerer heiligen Bücher: Gott bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie er war, aber das Kleid der Dinge wird verwandelt werden.

Wenn alſo auch hier eine große Veränderung und Umwandelung bevorſteht, was vielen der Zeitgenoſſen däucht, was hat der Pabſt zu thun?

Dieſe Frage iſt ſo ungeheuer, daß man davor erſchrickt. Was Kaiſer und Könige in der Zeit zu thun haben, mögte man ungefähr ſehen und angeben können, weil ihr Geſchäft mehr die Verwaltung des Sichtbaren und Leiblichen betrifft; aber hier, wo von dem Unſichtbaren und Geiſtigen die Rede iſt, hier ſtocken mit Recht die Worte und die Gedanken, daß ſie nichts Thörigtes oder gar etwas Frevelhaftes ausſagen. Uns däucht, der Pabſt kann als ein verſtändiger und frommer Mann nichts Weiſeres und Beſſeres thun, als den äuſſeren Bau der Kirche, ſo weit er noch zuſammenhangt und zuſammenhält, zu erhalten und zu beſſern ſuchen; Neues dürfte er nur wagen, wenn dieſes Neue als ein mächtiger und allem ſeinem Sträuben überlegener Geiſt ſich in ſeinem Innern offenbarte und ihn gleichſam wider ſeinen Willen zu Thaten und Werken des Kühnen und Ungeheuren hinriſſe. Da das nicht iſt, ſo thut er recht, in Geduld und Glauben der Zeit zu warten, die da kommen ſoll, und zu erhalten, was erhalten werden kann. Das muß er aber begriffen haben, daß der Geiſt der Chriſtenheit und der Geſchichte ein ſolcher geworden iſt, daß immer mehr von innen heraus, immer mehr aus der Tiefe heraus gegründet werden muß, was die Zukunft der Kirche tragen ſoll: das mündigere Geſchlecht will an geiſtigeren und zarteren Banden geführt werden. Es gab eine Zeit, wo es auch Recht der Kirche war, mehr für die Welt und für das Weltliche und Aeuſſerliche zu ſtreben; dieſe Zeit iſt auf immer vergangen. Wer nicht auf reinen Aetherflügeln zum Himmel zu fliegen und ihn ſo aufzuſchlieſſen wagt, deſſen Streben und Arbeiten wird vergeblich ſeyn. Auch hier läßt das Menſchengeſchlecht ſich nicht zurückführen, und wie Gott bei den weltlichen Herrſchern, wann ſie beſtehen wollen, Gerechtigkeit und Achtung und Anerkennung der Freiheit fordert, ſo fordert er bei den geiſtlichen Herrſchern Muth der Wahrheit und Reinheit im Geiſte: durch weltliche Liſten Künſte und Gerüſte, durch Jeſuitenorden und Inquiſitionen werden ſie auch die letzten Reſte ihrer Herrſchaft verlieren. Aber von wo ſoll das Neue ausgehen? wo ſollen die Flammen des neuen Geiſtes ſich entzünden? wo ſoll das Licht des neuen Lebens aufleuchten und aufblitzen? daß endlich die Hierarchen erkennen, wie ſie meiſt nur auf eitel Mumien und Reliquien der Vergangenheit ſtehen und daß ſie die Kühnheit eines neuen Baues wagen?

Ich glaube nicht, daß es von Italien ausgehen kann, daß es von den Italiänern zuerſt anerkannt werden wird; ſie werden erſt mitſchwimmen, wann ſie dem Strome nicht mehr widerſtehen können. Es iſt deswegen bei der wunderſamen Lage, worin die alte Kirche ſich befindet, ſehr zweifelhaft, wo in künftigen Zeiten der Sitz ihrer Herrſchaft ſeyn wird. Was ich oben geſagt habe, muß ich hier wiederhohlen: *Daß wir eine ganz andere katholiſche*

Kirche ſehen würden, daß die Kirchenſpaltung entweder gar nicht oder doch auf eine ganz andere Weiſe erfolgt ſeyn würde, wenn aus allen chriſtlichen Ländern nach dem Verhältniße der Volksmenge Kardinäle mit in Rom geſeſſen und mit dem Pabſte die großen Geſchäfte der Kirche mit beſorgt und berathen hätten. Kann dieſe Idee — es iſt ja nie zu ſpät, froden zu lernen — auch jetzt noch nicht von den Oberſten der Kirche ergriffen und ausgeführt werden, ſo iſt man wahrlich nur ein gemeiner Weiſſager, wenn man vorherſagt, daß die alte Kirche, wenn ſie mit ihrem gewöhnlichen Geräthe und Gerüſte fortzuleben und fortzuherrſchen meint, ſich ſelbſt unter ihren Ruinen begraben wird; denn vergehen muß alles, was auf dem Alten hartnäckig beſteht, wenn das Neue da iſt. Kann ſie die Geiſter, welche jetzt die Welt beherrſchen, nicht in ſich hineinzaubern oder lieblicher und muthiger in ſich hinein locken, indem ſie ſich dieſelben mit Liebe zueignet und ſie in Liebe und Freundlichkeit leitet, ſo werden ſie gegen ſie endlich als Empörer erfunden werden, und mit den gewöhnlichen Künſten wird ſie ſie nicht bändigen.

Das alte heidniſche Rom iſt geprieſen worden durch die Beſtändigkeit der Grundſätze und durch die Gewalt immer des Einen Willens. Dadurch iſt es die Herrſcherin der Länder und Völker geworden. Es war groß durch die Macht, womit es Maaß und Geſetz zu ſtellen und den verſchiedenſten und ſtreitendſten Dingen eine Geſtalt zu geben verſtand. Viele haben die Römer deswegen das Volk des Maaßes und Geſetzes genannt, und noch jetzt bewundern alle Völker in ihren Geſetzen das Gewaltige, was in der Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit liegt. Wir wiſſen, wie die Römer von den verſchiedenen Völkern den Geiſt der Dinge empfangen und für ſich und ihre Zwecke ihm die Geſtalt und das Gepräge aufgedrückt haben; wir wiſſen, daß ſie Kunſt Wiſſenſchaft und Literatur ja Sitten und Weiſen von Fremden, am meiſten von den Griechen, empfangen und nach ihrer Art geſtaltet und geſtämpelt haben. Nicht das Genialiſche Erfinderiſche Ueberſinnliche und Schöpferiſche war das Römiſche, ſondern das Sinnliche Wirkliche Leibliche Geſtaltende. Sie waren immer ein Volk der Form, ein Volk der Kuria und des Marsfeldes; unter ihren Kaiſern wurden ſie ein Volk des Paradeplatzes und der Schauſpielhäuſer, das nach Brod und Spielen und immer neuer Augenweide und neuen Umwälzungen ſchrie: eine Art Pariſer, eben ſo leichtſinnig als dieſe, aber böſer.

Dieſes große Volk der Form hat auch dem Chriſtenthum ſeine äuſſere Geſtalt gegeben, ſeinen äuſſeren Bau vollendet. Bei den Griechen, dieſem überirdiſchen und olympiſchen Volke, das ſich auf himmliſche Träume und auf ein göttliches Leben und Schweben verſtand, war der tiefe Sinn und die innige Bedeutung des Chriſtenthums entwickelt und ausgebildet. Darauf ſind die Römer gekommen und haben ihm die Form gegeben. Auch die Erſchaffung dieſer Form und die Vollendung des äuſſeren leiblichen Baues um die Seele der Kirche iſt etwas Nothwendiges und der ganzen Menſchheit Wohlthätiges geweſen, und Jahrhunderte lang hat die Hierarchie von Rom die Chriſtenheit auf ihren pflegenden und ſchützenden Armen getragen. Aber es iſt eine andere Zeit gekommen und eine neue Reihe der Jahrhunderte in die Geſchichte eingetreten. Dieſe Form iſt zerfallen und gealtet und kann die mächtigeren Geiſter nicht mehr herbergen, welche jetzt mit neuem Flammenathem erregend und beſeelend über die Welt hinbrauſen. Die jungen und friſchen Ideen ſuchen einen jungen und friſchen Leib. Wo der Feuerborn des jetzigen geiſtigen Lebens der europäiſchen Welt ſprudelt und haucht, das fühlen wir Teutſche wohl; er ſprudelt und quillt bei uns. Seitdem der göttlich redende und weiſſagende Mund des Griechen verſtummt iſt, hat der Germane den ſeinigen für die Auslegung und Weiſſagung der himmliſchen Dinge geöffnet, und iſt der Prieſter und Weiſſager bis dieſen Tag. Wir haben in der Weltgeſchichte die geiſtige Erbſchaft von den Griechen überkommen, wir ſind bei den neuen Völkern das Volk der Ideen geworden. Jenen Sinn, der ſich in Teutſchland im ſechszehnten Jahrhundert gegen das bunte chriſtliche Heidenthum empörte und den langen Zwieſpalt in die Kirche brachte, jene Sehnſucht und jener Glaube der unſichtbaren und überſchwänglichen Güter, die ſeit den erſten Anfängen der germaniſchen Geſchichte gemeldet werden, jener fromme Ernſt und jene geiſtige Tiefe, womit der teutſche Menſch immer das Unſichtbare geſucht hat — kurz jenes Germaniſche, welches bei den Prieſtern und Bekennern aller chriſtlichen Bekenntniſſe im teutſchen Reiche das Chriſtliche immer viel geiſtiger und zarter und überſinnlicher gefaßt und dargeſtellt hat als der mehr ſinnliche Süden Europa's, verbürgen, daß hier, in dem Herzen unſeres Welttheils, der Ausbruch und Durchbruch ſeyn wird, wodurch die Kirche einen neuen Leib und eine neue Geſtalt gewinnen wird. Wie das geſchehen wird und wann, das mögen wir nicht ausſprechen; welche Kämpfe welche Spaltungen oder Vereinigungen dem vorhergehen werden, auch das nicht. Genug daß es geſchehen wird und daß es hier geſchehen wird, dafür ſind die Zeichen und vor allen Zeichen die Bewegungen und Ahndungen vieler frommen Herzen.

Wir haben es recht und natürlich gefunden, daß der Pabſt einſtweilen das Alte, was noch ſteht, wie er beſt kann zu beſſern und zn erhalten ſucht. Wenn er ſelbſt von Gott nicht berufen iſt, wenn ihn kein mächtiger Geiſt treibt, ſo würde er freveln, wenn er Verwandeler und Erneuerer der Kirche zu ſeyn wagte. So auſſerordentliche Dinge haben ſich nimmer durch Edikte und durch Bullen gemacht; wunderſame Begebenheiten, wunderſame und begeiſterte Menſchen, Propheten und Weiſſager, die von Vielen die Verrückten und Tollen genannt werden, ſind die Vorboten derſelben. Ich glaube nach meinem Gefühl von der Zeit und ihrer künftigen Entwickelung, daß die Italiäner grade in den alten Formen zu ſehr erſtarrt und alſo wahrſcheinlich die unfähigſten ſind, die neuen Geiſter bei ſich aufzunehmen und ihnen ein Haus zu bauen, worin ſie luſtig und heilig wohnen mögten. Sie kommen mir zu abgeſchloſſen vor, als daß ſie begreifen könnten, was jetzt die Welt und die Chriſtenheit beherrſcht. Es mögte ihnen leicht gehen, wie den Juden, als der Heiland und die Apoſtel unter ihnen auftraten und lehrten. Ihnen ſchien die Lehre am nächſten zu ſeyn, aber ſie waren unter der Knechtſchaft und der Furcht des

Geſetzes zu verſtockt und ſtießen deswegen die liebenden und fröhlichen Geiſter, welche die Botſchaft von der Freiheit und Gnade brachten, von ſich aus, und ſie wanderten zu den Griechen und Heiden, die ſie beſſer verſtanden und annahmen.

Und ihr fromme und liebende Seelen, die ihr den reinen und heitern Himmel eurer Herzen immer in die ganze Geſchichte ja in die ganze Welt und Natur drücken und abdrücken mögtet, ich verſtehe die kindliche Sehnſucht wohl, womit ihr in die friſche und blühende Vergangenheit des chriſtlichen Alterthums und des unſchuldigen und unbewußten Mittelalters zurückſchauet, womit ihr jene Zeit als die herrlichſte und ſeligſte Zeit der Chriſtenheit zurückwünſchen und zurückflehen mögtet, wo an vielen Orten Wunder und Zeichen von Gott unmittelbar ins Leben traten und wo alle Menſchen mit kindlicher Einfalt und Unſchuld an die Wunder glaubten, kurz wo der chriſtliche Glaube ſelbſt wie ein buntes und himmliſches Frühlingskind auf Erden in ſichtbarer Geſtalt unter den Menſchenkindern rundwandelte und in allen Ländern und unter allen Zungen und Völkern ſeine Blumen ausſtreuete. O dieſe Sehnſucht iſt ſo ſüß, dieſer Glaube ſo fröhlich, dieſes ganze Leben ſo ſtolz und ſo demüthig zugleich, daß wer ein Herz in der Bruſt hat ſich den hehren und göttlichen Geſtalten jener Vergangenheit von ſelbſt zuneigen und hingeben muß. Aber andere Zeiten bringen andere Lehren und Geſetze, ſie bringen — menſchlich geſagt — ſogar einen andern Gott. Hin iſt hin und vergangen iſt vergangen. Ein anderes Weltalter, ein anderes Menſchengeſchlecht, andere Kräfte Triebe und Anſichten, andere Gefühle und Gedanken — wir mögen uns mit den ſchönen und ſeligen Träumen und Geſichten der Vergangenheit wiegen, wir mögen aus ihnen und aus ihrem hohen Zauber uns Kraft und Muth und Begeiſterung für die Gegenwart ſchöpfen — nimmer wird die Zeit wieder ſo werden, wie ſie einſt war. Der neuen Gewalt dem neuen Gott den neuen Wundern müſſen wir uns ganz hingeben und durch ſie auch Zeitalter zu werden ſtreben. Es iſt jetzt alles anders, als es geweſen iſt; es wird einſt ganz anders ſeyn, als es jetzt iſt. Wir glauben ja gern, und müſſen es glauben, daß in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten die Wundergabe unter den Chriſten mehr äuſſerlich und leiblich war (die Zeichen von Gott ſind immer dem Bedürfniß und der Faſſungskraft der Menſchen angemeſſen); aber ſpäter hat ſie ſich nicht mehr in ſo ſichtbarer Geſtalt offenbart. Wir wiſſen, daß der Heiland über die Juden ſeiner Zeit oft bitter klagte und ſchalt, daß ſie von ihm immer Zeichen und Wunder ſehen wollten, da ſie doch Moſen und die Propheten hätten, aus welchen ſie lernen könnten, wer er ſey und von wem er ſey. Auch wir bedürfen der Wunder nicht mehr, welche in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche den Apoſteln und Märtyrern und Heiligen verliehen waren. Wir haben die Geſchichte und die Offenbarung von beinahe zwei Jahrtauſenden, wir haben die Erinnerungen und Wunder einer langen Vergangenheit, und wir haben unſere Wunder. Das Chriſtenthum, die geiſtigſte und überſinnlichſte Lehre, deren Urſprung auf den Sternen iſt, hat ſich nun durch mehr als fünfzig Zeugungen mit ſeinem Feuerſtrom ergoſſen und die Leiber mit Geiſt durchdrungen, man mögte mit einer chemiſchen Benennung ſagen, geſättigt. Dieſe Sättigung, ja dieſe Durchleuchtung der Leiber von dem Geiſte iſt auch in den geringſten und unmündigſten Chriſten keinem verkennbar; das ganze Leben der Menſchen iſt mehr ein innerliches und geiſtiges geworden, und jeder, der an den Chriſt glaubt, wartet der Wunder, die ſich in ſeiner eigenen Bruſt begeben ſollen. Und ſie begeben ſich alle Tage in den Gläubigen und Frommen, nur nicht ſo leiblich und äuſſerlich als in jenen früheren Zeiten der Kindheit und Unmündigkeit des Chriſtenthums. Mehr innerlich und unſichtbar ſind die Wunder. Auch die äuſſeren Wunder, woran es nie gefehlt hat und wovon die letzten Jahre ſo merkwürdig erfüllt geweſen ſind, haben weniger Leiblichkeit. Nie hat der Chriſtenheit der tröſtende erquickende gewaltige und wunderthätige Geiſt Gottes gefehlt vom Anbeginn der Kirche: wo geglaubt worden iſt, da ſind auch Wunder geſchehen und geſchehen Wunder alle Tage. — Und wann der Augenblick der Erfüllung nun da ſeyn wird, dann werden wir die Wunder ja ſehen; aber nicht die leiblichen nicht die jeglichem zeiglichen und vernehmlichen, ſondern die geiſtigen, unſere Wunder; denn jene früheren dürfen wir ſo wenig verlangen, als ſie jene von dem Chriſt verlangen durften, welche Moſen und die Propheten hatten. Wann die Begeiſterten und die Weiſſager dichter erſcheinen, die Boten und Verkündiger der neuen chriſtlichen Zeit, dann werden aus ihnen ja die Berufenen und Ermächtigten hervorgehen, umzuwandeln und zu geſtalten, was jetzt in Ohnmacht Erſtarrung und Verwirrung durch die Zeit mehr hintappt, als mit Kraft Lebendigkeit und Beſonnenheit führet und herrſchet.

Für ſein Weltliches und als weltlicher Fürſt wird der Pabſt es auch nicht leicht haben zu regieren. Seit zwanzig Jahren iſt Italien auf mancherlei Weiſe umgekehrt und verändert. Es iſt durch dieſe Umkehrung und Veränderung wohl nicht glücklicher, aber doch ein bischen klüger geworden. Es giebt vielleicht einen Zuſtand, worin die Blindheit ein Glück iſt; aber wer mit ſeinen Augen einmal die Luſt des Sehens empfunden hat, läßt ſich mit ſeinem Willen das Licht nicht wieder nehmen. Viel Schlechtes haben die Franzoſen allenthalben gebracht, wohin ſie nur kamen, aber ſie haben in der Noth und Luſt alles umzukehren, auch viele Mängel aufgeräumt und manche Misbräuche abgeſchafft, welche die alten Herren, die nun in ihr Erbe zurückkommen, mit manchem noch übrigen Schutt des Alten wieder beleben wollen. Das geht aber nicht, oder es geht nur eine kurze Zeit, und dann werden die Nachwehen und Gegenſtöße ſich ſchmerzlich empfinden laſſen. Die Völker haben zu viel Unglück erlebt, als daß ſie noch vor dem Verbote erſchrecken ſollten, über uralte Thorheiten oder Ungerechtigkeiten, womit gewiſſe Leute als mit uralten und weiſen Bräuchen und Rechten angeſtiegen kommen, nicht zu lachen und zu ſpotten; ſie laſſen ſich nicht mehr einbilden, daß alles zur Majeſtät gehört, wodurch einige Klaſſen und Kaſten die Majeſtät misbrauchen. Der Pabſt wird freier und umſichtiger regieren müſſen, wenn er die Liebe ſeiner Unterthanen erwerben will.

Was ich hier vom Pabſte ſage, gilt eben ſo von den weltlichen Herrſchern Italiens. Sie werden auf die Länge nicht wider die Bedürfniſſe und Forderungen des Zeitalters herrſchen können, ſie werden ihren Völkern eine Art Verfaſſung geben müſſen. Die Italiäner haben eine gewiſſe Einheit gewünſcht; die Lebhaftigkeit und Hoffnung dieſes Wunſches iſt beinahe das einzige Gut, das ihnen die franzöſiſche Oberherrſchaft gebracht hat, die ſie faſt zu theuer haben bezahlen müſſen. Soll man ihnen dieſen Wunſch zum Verbrechen deuten? ihnen, den armen Unglücklichen, die im Wechſel der Herrſchaft nun über dreihundert Jahre der Spielball der Fremden geweſen ſind? Wenn ſie die Hoffnung feſthalten, wird ihnen einſt die Erfüllung kommen; denn ein ſo ſchlechtes und entartetes Volk ſind ſie nicht, daß ſie, bloß als Schutt und Füllung für andere zur Abhängigkeit und Knechtſchaft verdammt, einen Namen durch die Jahrhunderte fortſchleppten, woran ſich ſo große Erinnerungen knüpfen.

Frankreich.

Wir haben über dieſes Land und Volk wenig zu ſagen. Die europäiſche Diplomatik hat geſagt und geredet und beſtimmt, wie es iſt und wie es ſeyn ſoll; ſie verſichert uns, daß für Frankreichs Glück und Europa's Ruhe alles gethan und geſorgt iſt, was menſchliche Weisheit und Gerechtigkeit thun und ſorgen kann: und wir würden gegen die ſchuldige Ehrerbietigkeit ſündigen, wenn wir ihr das nicht glaubten. Die Rechtmäßigkeit und Heiligkeit des franzöſiſchen Throns iſt wieder hergeſtellt, die Burbone und der geflüchtete Adel ſind zurückgekommen, die alte Ordnung iſt, ſo ſehr es ſich thun ließ, zurückgeführt, die Geiſter, verſichert man uns, fangen an ſich abzukühlen und zu beruhigen, und wenn ja noch etwas

Wildes und Unruhiges gähren und hervorbrechen wollte, ſo iſt für fünf Jahre ein Heer von 150,000 Kriegern der verbündeten Herrſcher da, welches den Franzoſen ſo auf dem Nacken ſteht, daß ſie ſich ſchon werden ruhig halten müſſen. Wir glauben in der That an dieſe Ruhe, ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, und meinen, daß jede Bewegung der Franzoſen, die ſie nun verſuchen würden, ihnen nur zur Züchtigung und zum Verderben ausſchlagen müſſe. Aber in den Tagen, worin wir leben, ſind fünf Jahre eine lange Zeit, und wie vielerlei kann ſich darin begeben, das alle Verhältniſſe verändert! Wir haben uns über Frankreich und die Franzoſen ſo oft ausgeſprochen, daß es thöricht ſeyn würde, hier Altes zu wiederhohlen. Wir begnügen uns alſo, zu dem Texte der Zeit bloß einige Noten zu machen.

Ludwig der Achtzehnte. Dieſer Fürſt mit einem gebrechlichen und kränklichen Alter nach einem lange traurigen nnd wechſelvollen Leben beſtieg den Thron wahrlich nicht unter erfreulichen Zeichen und mußte ihn unter noch unerfreulicheren nach einem kurzen Beſitz durch die abentheuerlichſte Verſchwörung von der Welt wieder räumen. Die Verbündeten haben ihn mit ſiegreichen Heeren nach Frankreich zurückgeführt und wieder auf den Thron geſetzt. Hier in der ſonderbarſten Stellung, worin ſich faſt je ein Herrſcher befunden hat, auf der einen Seite Bundsgenoſſe der Sieger, auf der andern Seite König des beſiegten Volkes, das wegen alter Sünden Vergeltung von den Siegern fürchten mußte, hat er ſich feſt und würdig gezeigt, ſo daß er ſelbſt die Achtung derjenigen verdienet hat, die meinten man habe mehr auf ihn als auf die gerechten Anſprüche der Völker an Frankreich Rückſicht genommen. Er hat ſo gehandelt und ſich in der Haltung gezeigt, als wenn er mit den andern Herrſchern durchaus auf Einer Linie geſtanden wäre; zugleich biegſam und feſt, weichend und immer wiederkommend, und mitten in der unſeligſten und bedrängteſten Lage immer heiter und beſonnen, ſeinem Alter ſeiner Kränklichkeit und ſeinem Unglück überlegen, ſcheint er gegen die Eigenen oft gegen die Fremden nie dem Könige etwas vergeben zu haben. Kurz wenn wir ihn als König von Frankreich betrachten — was wir müſſen — ſo können wir ihm ein gerechtes Lob nicht verſagen und müſſen bekennen, daß der König den Franzoſen mehr als ein gewöhnliches Kompliment geſagt zu haben ſcheint, als er bei ſeiner Ankunft aus England im Frühlinge 1814 zu ihnen ſagte: *Ich bringe kein anderes Gefühl mit nach Frankreich, als daß ich ein gebohrner Franzoſe bin*; ſo raſtlos und glücklich hat er für dieſe gearbeitet, die ihn verſchmäheten und denen er nur durch fremde Heere wiedergegeben werden konnte. Er hat die Umſtände und die Menſchen, wie ſie ſich darboten, zu gebrauchen verſtanden zum Beſten ſeines Landes mit einer Geſchicklichkeit, die von ſeinem Verſtande keine geringe Idee giebt; ſo daß man faſt verſucht wird zu glauben, ſelbſt die Unſcheinbarkeit und Unbedeutenheit, womit er ſich zuweilen aufzutreten gefällt, ſey häufig etwas Gemachtes und Geſuchtes und ſolle Künſte bedecken, womit unter der Oberfläche der Dinge geſpielt wird. Denn eines von beiden muß wahrlich ſeyn: entweder ein ſelten ſo zuſammentreffender Zufall hat alles für Frankreich wunderbar glücklich gefügt, oder auch von dem Könige iſt vielleicht etwas dahinter, was wir noch nicht wiſſen, und was er, im Unglück und unter dem Kampf und Haß wüthender Rotten gereift, tief verborgen hat, und wohl auch immer verbergen wird; ſo daß er vielleicht mit denen geſpielt hat, die mit ihm zu ſpielen meinten. O in der franzöſiſchen Umwälzung und in dem ewig dunkeln und verworrenen Gewebe, woraus die verſchiedenen Partheien einander ſo viele Parzenfäden des Trugs und Mords geknüpft haben, hat Mancher Künſte lernen können, die uns Teutſchen immer ein Geheimniß ſind und es auch ewig bleiben mögen. Ueber den König ſind früher von den Partheien nicht günſtige Urtheile gefällt: einige haben ihn einen tiefen verſteckten geheim ſchreitenden und alles für ſich berechnenden und wagenden Mann genannt; ſie haben ſogar ſchwarze Verdachte auf ihn zu wälzen geſucht; (welchem in dieſen Zeiten dort auch der Beſte nicht entrinnen mogte) aber alle haben ihn für einen beſonnenen und geſchickten Mann erklärt, der beſſer als der unglückliche ältere Bruder das Revolutionsſchiff durch die Stürme und Klippen hindurch gebracht haben würde, wenn er in den Jahren 1789 und 1790 das Scepter in der Hand gehalten hätte. Wie wäre es, wenn wir von dieſer Biegſamkeit und Geſchicklichkeit ſchon die Proben geſehen hätten und noch ſähen?

Ward nicht Talleyrand, ein Mann, der im Sommer und Herbſt des Jahrs 1814 in Frankreich Vielen für die neue Herrſchaft noch ſo unentbehrlich ſchien, gleich nach Wien geſchickt, um dort die Entzweiung derer einzufädeln, die Ludwig eben auf den Thron geſetzt hatten! Dieſer Mann, der unſerm Vaterlande ſo viele Wunden geſchlagen hat, an welchen wir noch kranken, wahrſcheinlich mit mehr als Einer franzöſiſchen Parthei ſpielend, blieb ungeachtet Frankreichs Schwäche, wie es damals ſtand, mit wichtiger Miene immer im Kern ſitzen und wußte ſogleich bei dem Entſpringen des Einſiedlers aus Elba es dahin zu bringen, daß die Ganzheit Frankreichs beſiegelt ward: ein großes Verdienſt, das er um ſein Land erwarb, und das ihm, wohin das Glück ſich immer wendete, Kopf und Kragen ſichern mußte. Der König ließ ſich dieſen einzig brauchbaren Mann gefallen, wohl wiſſend, wie leichten Ankergrund er hatte; es kam jetzt nur darauf an Kräfte zuſammenzuhalten. Eben ſo biegſam nahm er den Fouché an, von dem es ungewiß iſt, ob er ſich den Wellington oder ob der Wellington ſich ihn ausgeſucht hatte. Dieſer brachte dem Könige das ganze Gewicht des engliſchen Feldherrn und auch eines Theils des engliſchen Kabinetts als Bundsgenoſſen. Man gewann durch dieſe Haltung eine köſtliche Zeit von beinahe drei Monaten, und durch eine ſchlaue Verſchlingung und Verkettung aller Verhältniſſe und durch Abmattung und Abkühlung derer, die unter andern Umſtänden vielleicht von Frankreich noch etwas gewollt hätten, gewöhnte man ſie allmälig an das Ausgemachte und Unwiderrufliche gewiſſer politiſcher Ausſprüche zu glauben, die man bei Händeln und Theidingungen um Kleinigkeiten immer wieder mit einſchob. In dieſen Monaten ward das Gewebe des zweiten pariſer Friedens aufgezogen; als es fertig war, wendete der König ſich von dieſen erſten Helfern und Machern ab (entweder weil er ſelbſt ſo wollte oder weil ſie einigen der verbündeten Herrſcher und den heiſſen Königiſchen nicht gefielen) und ſelbſt von dem engliſchen Feldherrn, und übergab ſich Männern, die man vielleicht etwas uneigentlich die ruſſiſchen genannt hat, weil man behauptete, Graf Pozzo di Borgo habe in ihre Wahl mit hineingeſpielt, und weil das Haupt des neuen Miniſteriums, der Herzog von Richelieu, nach langer Abweſenheit aus Rußland in ſein Vaterland zurückkam: ein Mann edlen und unbefleckten Gerüchts, der als Feldherr und als Landpfleger eines Theils von Südrußland in der Fremde großes Lob verdient hatte. Dieſe neuen Miniſter machten den Einſchlag in das Friedensgewebe, und Frankreich ſchien aus ſeiner ohnmächtigen und gefährlichen Lage viel glücklicher herauszugehen, als die meiſten Zeitgenoſſen erwartet hatten.

Je höher ein Mann ſteht, deſto mehr muß man bei ihm fragen, was er thut; nicht ſo ſehr, warum er es thut, was endlich ſpät die Nachwelt und der richtet, deſſen Hand dort oben über uns die höchſten Gerichte verwaltet. Ludwig und ſeine Miniſter führen ſich bis jetzt durch die ſchweren inneren und äuſſeren Verhältniſſe ſo, daß ſie von jedermänniglich Beifall verdienen. Der alte König zeigt den König immer in würdiger Geſtalt, nicht ohne einige Zierrathen der Worte, welche die Franzoſen nun einmal von ihrem Könige begehren, deren Leichtigkeit er indeſſen zuweilen durch eine recht ſcharfe Ironie bezeichnet. Immer thätig aufmerkſam gemeſſen und heiter ſcheint er dem auf alles Lächerliche und Linkiſche mehr als recht achtenden Volke und den verſchiedenen Partheien, die an ihm ſchütteln, keine anderen Blößen gegeben zu haben, als die ihnen ſein körperlicher Zuſtand giebt. Er iſt wirklich der König, er ſcheint wirklich ſeinen königlichen Beruf zu begreifen und dieſem Berufe alles zu opfern, und wir müſſen die Meinung beſſern, die wir noch vor einem halben Jahre von ihm hatten, als werde auch er bloß von dem Zufall getrieben und von den Menſchen, die ihn grade erfaſſen.

Ein römiſcher Schriftſteller *) ſagt von einem Imperator: Er verdiente gefürchtet zu werden, weil er nichts fürchtete. Dies ſind wahrhaftig kaiſerliche und königliche Worte, die das größte Lob enthalten, das man von einem Herrſcher ſagen kann. Wir wollen glauben, ja wir können wohl wiſſen, daß auch in Ludwigs des Achtzehnten Bruſt Haß und Abſcheu gegen manche Menſchen und gegen einige Partheien wohnt — denn wie ſollte er in dem heilloſen und blutigen Streite der Rotten mit unverwundetem Herzen entkommen ſeyn? — Aber bis jetzt ſcheint er würdig und groß das einzelne Gefühl bezwungen und allein das allgemeine königliche Gefühl dargeſtellt zu haben; immer der Beſonnene Gerechte das Ganze Empfindende und Wägende läßt er den wüthenden Haß um ſich brauſen und bedenkt, daß er nicht Ludwig von Burbon ſondern Ludwig der Achtzehnte König von Frankreich iſt. Feſt ſteht er gegen die Ueberkönigiſchen, welche alles über die Gränze der Mäſſigkeit und Billigkeit hinaustreiben mögten, und vertheidigt

---

*) Vulgatius Gallicanus in vita Avidii Cassii.

ſich gegen den Bruch ſeines königlichen Worts auf das tapferſte. Was alle Königiſche zu fürchten ſcheinen und was ſie von allen Seiten anzufechten und zu beſchränken ſuchen, fürchtet er nicht: die königliche Verfaſſungskarte, die geſetzlich beſtimmten Freiheiten und Rechte des Volks, wie viele dienſtfertige Heuchler und Schmeichler des ſogenannten königlichen Anſehens ſich auch einſtellen, welche alles wegkomplimentiren mögten, wofür das unglückliche Volk über ein Vierteljahrhundert ſo unſägliches Unheil gelitten hat. Kurz wenn Ludwig die Stürme ferner beſtehen kann, die ihm vielleicht am meiſten von der Parthei drohen, welche ſich die königiſche nennt, wenn er ſeine Bruſt ferner gegen die Einflüſterungen der Furcht und Kabale ſtählen kann, ſo ſcheint er uns der einzige Mann zu ſeyn, der, wenn Gott ſein ſchwaches Alter noch einige Jahre friſtet, den Thron der Kapetinger auf die Burbone vererben kann. Und weil er im Gedränge ja in der Wuth der Partheien ſo ruhig und furchtlos ſo wirklich königlich da ſteht und ſein Wort und ſein Geſetz ſchirmt, ſo ſagen wir zum Schluſſe noch einmal: Meruit timeri, quia non timuit.

Und die Nachfolger und die Anſprecher des Throns? Es hat mehr als Ein geſcheidter Geſchichtſchreiber die Bemerkung gemacht, daß die Thronerben und Thronvettern ganz verſchiedene Menſchen von den Thronbeſitzern ſind und daß kein Urtheil trüglicher iſt, als das von den Eigenſchaften des dem Throne Naheſtehenden auf die Eigenſchaften, die er offenbaren wird, wenn er wirklich auf dem Throne ſitzt. Man könnte die Thronverwandten Mädchen, die Thronbeſitzer Ehefrauen nen=

nen. Eine Jungfrau weiß in der Regel noch nicht weder was ſie iſt noch was ſie will, in der Ehefrau wird das erklärt: darum wird manche als Ehefrau höchlich gelobt, die als Jungfrau getadelt ward, und umgekehrt. Man nennt jetzt diejenige Parthei in Frankreich welche alles gern wieder zu dem Zuſtande vom Jahr 1789 zurückführen und die letzten Zeichen und Spuren der verfloſſenen ſechsundzwanzig Jahre von der Tafel der Geſchichte auslöſchen mögte, die prinzliche oder die übertriebene, die überkönigiſche Parthei, und meint mit dieſen Namen die Fürſten, welche dem Thron am nächſten ſtehen, eben nicht zu loben. Es iſt möglich, daß dieſe ſich von einem Gefühle erlittener Schmach und Erbitterung zu weit hinreiſſen laſſen und den König ſelbſt über die rechte Linie hinausreiſſen mögten, es iſt möglich, daß dieſe Hohen, die im Glücke vergeſſen ſollten, was im Unglück an ihnen gefrevelt iſt, ſich zu ſehr als Privatperſonen fühlen; aber es iſt damit noch nicht geſagt, daß, wann ſie nun einmal wirklich die höchſte Stelle einnehmen, ſie ſich nicht auch zu dem Karakter derſelben erheben ſollten. Die Geſchichte weiß in dieſer Hinſicht zu viele merkwürdige Verwandelungen, und eine ſolche Verwandelung an ihr ſelbſt iſt gar leicht erklärlich. Auch der dem Throne Nächſte iſt doch ein gar geringer und kleiner Mann gegen den, der die Fülle der Majeſtät trägt; ich mögte behaupten, er hat kaum eine Ahndung von dem Königsgefühle, ehe er ſelbſt König iſt. Wann er ſich in den königlichen Glanz geſetzt hat, wann unter dem hohen Olympus, zu deſſen ſonniger Scheitel er ſelbſt ſonſt auch nur unter den Knieenden und Anbetenden hinaufſah, eine ganze weite und große Welt ihm zu

Füſſen liegt, dann muß ſich ſein Herz verwandeln, wenn er eines hat, dann muß die Gerechtigkeit und die Liebe und die Gnade in die Bruſt einziehen, die ſonſt auch wohl von ſtreitenden und grollenden Trieben erſchüttert ward. Und wie oft iſt ſolches geſchehen! und wie gewagt iſt es darum, vorherzuſagen, wie einer regieren wird, ehe man ihn einige Jahre regieren geſehen hat!

Wie viele Franzoſen haben Ludwig den Achtzehnten nicht gewollt! es iſt ja möglich, daß er ſo lange lebt, daß ſie ihn endlich mit Thränen des Dankes zu Grabe begleiten. Auch gegen ſeine vermeinten Nachfolger mögen ſie mit Recht oder Unrecht viel einwenden; ſolche Einwendungen und ſelbſt die Zeichen, die ſie jetzt von ſich geben, ſind kein Beweis deſſen, was ſie künftig ſeyn werden. — Des Grafen von Artois Jugend iſt viel getadelt; ſeine Zeit war die ſchlechteſte franzöſiſche Zeit Prinzen zu erziehen: einen leichten fröhlichen aufrichtigen und gutmüthigen Karakter haben ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abgeſprochen. Seine beiden Söhne werden auf das verſchiedenſte beurtheilt, von keinem als bedeutende Männer gezeigt: feſt kann das Unglück machen für Manches, groß kann es keinen machen, der nicht von Natur groß iſt. Der älteſte Prinz wird der Frömmelei angeklagt; das wäre unter den gegenwärtigen Umſtänden und Verhältniſſen an einem franzöſiſchen Thronerben ein ſchlimmes Gebrechen: wir wiſſen aus der Geſchichte, wohin man mit einem Volke, das die Frömmigkeit verloren hat, durch Frömmelei fahren kann. Beten und Morden das geht da Schritt vor Schritt mit einander, und das Unheil tritt nach in den blutigen

Spuren. Der Duc d'Angouleme iſt mit angeklagt worden bei den ſcheußlichen Gräueln, welche Nimes und das Gardepartement und einen Theil der Cevennen befleckt haben. Wir wagen es nicht, aus ſo weiter Ferne ein Urtheil über ihn zu fällen; aber über die Sache ſelbſt können wir urtheilen, denn ſie liegt hell am Tage. Entſetzliche Gräuelthaten ſind geſchehen, Verfolgungen Verwüſtungen Morde mit einer geifernden Wuth ſind gegen die armen Proteſtanten jener Gegenden verübt, am meiſten gegen die Reichen; viele Geiſtliche ſind gemißhandelt und ermordet, die Kirchen ſind der Parthei genommen, von mehreren Familien ſind rührende Bekehrungen und Uebertritte zur alten Kirche gemeldet. Das Alles, ſo Großes und ſo Scheußliches, was vor den offenen Augen der Welt und des Himmels geſchehen iſt, will man uns als eine Kleinigkeit einbilden, als ein unſeliges Ungefähr, als eine bloße politiſche Rückwirkung der erbitterten Gegenparthei, weil die Reformirten in dieſen Gegenden vorzüglich eifrige Bonapartiſten geweſen ſeyen. Es iſt dies Letzte ja möglich aber warum ſind denn nicht ähnliche Rückwirkungen gegen die katholiſchen Anhänger Bonapartes gemeldet? warum iſt die unheilige Wuth allein auf die Reformirten gefallen? Nein es ſind Zeichen genug, daß hier etwas Unrichtiges und Unheimliches geſchehen iſt, und das iſt das auffallendſte und beweiſendſte Zeichen, daß eine unendliche Menge von Zeugniſſen beigebracht werden, daß die Verfolgung und Bedrängung der Proteſtanten, einige augenblickliche Ausſchweifungen ausgenommen, ein vergrößertes und übertriebenes Mährchen ſey. Es gilt der bekannte Satz, daß wer ſich zu viel entſchuldigt ſeine Schuld bekennt; denn Mährchen dieſer Bedeutung müſſen leicht gefunden werden, wenn ſie Mährchen ſind. — Marie Thereſe, die Tochter Ludwigs des Sechszehnten und Gemahlin Angoulemes. Bonaparte ſoll von ihr geſagt haben, wenn es kein Wort iſt, das andere ſeinem Munde untergeſchoben haben, der einzige Mann unter den Burbonen ſey die Tochter Marien Antoniens. Dieſe Prinzeſſin wird wirklich von einem feſten und entſchloſſenen Karakter geſchildert, ſo daß ſie an die Mutter und Großmutter erinnere; viele ſagen, ſie ſey finſter und grauſam. Daß gewiſſe Leute gegen ſie ſehr erbittert ſind, iſt begreiflich: die Bemerkung iſt nicht von heute, daß Viele das haſſen, dem ſie unheilbares Unrecht gethan haben. Vielleicht bekommt Marie Thereſe einmal Gelegenheit zu beweiſen, welche Königin von Frankreich ſie ſeyn kann. — Der Herzog von Orleans. Man kennt die verworfene Rolle, die ſein Vater in der großen Umwälzung geſpielt hat; auch ſeine Jugend fiel da hinein. Es gab eine groſe Parthei in Frankreich, welche ihn an der Spitze der Geſchäfte des Reichs gewünſcht hätte, ſie glaubte unter ihm ſicherer zu ſeyn. Er hat dem Haße und Neide weichen müſſen und lebt mit den Seinigen in England. Er ſcheint dem Throne ſehr nah zu ſtehen, weil ſeine Gemahlin, eine burboniſche Prinzeſſin von Neapel, ihm Kinder gebohren hat; die dem Throne näher ſtehen, ſind alle Aeſte ohne Zweige. Er iſt kein bedeutender Mann; weil indeſſen die prinzliche Parthei ihn ausgeſtoßen, hat er ſich an die ſogenannten Liberalen oder Konſtitutionellen gehängt. Es leben noch viele, die doch einſt als bedeutend genannt werden können. Wir werden uns weiter unten über die ſogenannten Prätendenten oder Anſprecher äuſſern, deren uns einige hie und da abſichtlich gehegt zu werden ſcheinen.

Manches ließe ſich über die Kammern ſagen und viel Gutes bei dieſer Gelegenheit über den König und ſeine Miniſter, die wirklich mehr für die Verfaſſungsurkunde zu kämpfen ſcheinen als die, welche eigentlich von Amts wegen dazu berufen wären. Das iſt eine Bemerkung, die ſich von ſelbſt aufdringt, auch wenn wir nur nach den Verhandlungen urtheilen, wie ſie uns gemeldet werden, daß die Kammer der Pärs weit weniger ariſtokratiſch und königiſch iſt als die Kammer der Landboten, die doch eigentlich ganz andere Vortheile zu vertreten haben. Wenn dies etwas Zufälliges wäre, ſo würde es für die Stimmung des Volkes für die Burbonen ſprechen, und es könnte denjenigen nur freuen, der meint, daß die ermattete und verblutete Welt einiger Ruhe bedarf. Es iſt aber keinesweges etwas Zufälliges, etwas, was ſo von ſelbſt aus dem ganzen Volke hervorgegangen iſt, ſondern etwas Geleitetes und Gemachtes. Talleyrand und Fauché, vorzüglich der Erſtere, wußten durch die Präfekten und andere Beamte die Wahlen ſo zu überſchatten und zu beherrſchen, daß die Königiſchen und die Mehralskönigiſchen faſt allenthalben gewählt wurden. Dieſe letzten, von welchen es mehrere giebt, welche ſelbſt die Freiheitskarte als ein Nichts zerreiſſen und in den Wind ſtreuen und ſich der Königlichen Willkühr auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen mögten, fingen damit an, daß ſie die Miniſter zuerſt in die Luft ſprengten; und ſeitdem haben ſie mit voller

Macht auf das jetzige Miniſterium und auf den König ſelbſt gedrängt und ſie aus der Bahn des Mäſſigen und Gerechten herauszuſchnellen geſucht. Wird ihnen das gelingen? Wir hoffen es nicht; das wäre wenigſtens für Frankreich das größte Unglück. Wie es nun ſteht, müſſen alle Franzoſen, die es gut mit ihrem Vaterlande meinen, recht aufrichtig für das lange Leben ihres Königs beten — Wir machen indeſſen einige Anmerkungen zu Erſcheinungen, die wahrlich nur zu ſehr zu bitteren Anmerkungen reitzen könnten.

Es iſt auſſer einigen unbedeutenderen Menſchen ein großer Verbrecher gefallen, wie uns däucht mit dem größten Rechte; ein anderer iſt entronnen, deſſen Flucht beinahe mehr Lärm gemacht hat, als des erſten Hinrichtung. Wir glauben, daß Ludwig der Achtzehnte das volleſte Recht hatte, gleich anfangs eine Menge von Verräthern ohne weitern Proceß erſchieſſen oder erhängen zu laſſen; er hatte ganz Europa zu Zeugen gegen diejenigen, welche den Verbannten aus Elba zurück und mit ihm unſägliches Unheil nach Frankreich brachten. Der König hat das nicht gethan, er hat für die Zahl der Verbrecher wenige Perſonen für die Strafe ausgezeichnet und für alle andere die Begnadigungserklärung erlaſſen. Nun aber iſt die Kammer der Landboten hintennach gekommen und hat Kugeln und Guillotinen verlangt, nachdem der König ſein Wort ausgeſprochen hatte, ſie hat ihn und die Miniſter zu gnädig genannt und mehr Kerker und Blut gefordert. Und doch iſt nach der Verfaſſung eine ſolche Gnadenerklärung des Königs Geſetz. Loben muß man hier wieder den König und die Miniſter; ſie haben ſich tapfer gegen das

Unheil gewehrt, aber doch hat die Parthei der Gnadenerklärung mehrere Artikel angezwungen und auf dieſe Weiſe einen Bruch durch das königliche Wort und einen Riß durch die Majeſtät des Throns und der Verfaſſung gemacht. Denn beſſer, daß tauſend Schuldige der gerechten Strafe entrinnen, als daß ein königliches Wort jemals auch nur den kleinſten Schein einer Lüge erhalten kann.

Dieſe Erſcheinung macht einem als Anfang bange; denn wenn man ſo anfängt, wird man weiter ſchreiten. Eben ſo unluſtig als dieſes ſind die neu eingerichteten geſchwinden königlichen Gerichte oder die ſogenannten Cours prévotales, ein heilloſes Ding, welche Verzierung und Bemäntelung man ihnen auch geben mag. Wem vor den Commissions spéciales Sr weiland Kaiſerlichen Majeſtät Napoleon Bonapartens des Großen alle Haare einſt zu Berge geſtiegen, der kann dieſe Gerichte, in welchen eine fürchterliche und willkührliche Schreckengewalt liegt, nicht als eine gewöhnliche Sicherheitsmaaßregel annehmen. Es giebt Zeiten, wo die Nothwendigkeit einer diktatoriſchen Gewalt faſt allgemein anerkannt wird und wo die Völker ſie ſich gefallen laſſen, weil ſie müſſen. Eine ſolche Zeit iſt jetzt in Frankreich nicht, am wenigſten iſt die Diktatur in der Hand, von welcher dieſe Gerichte ausgehen, ſondern eher in der Hand deſſen, der mit 150,000 Mann Ordnung halten kann. Dieſe Gerichtshöfe öffnen dem Groll und der Rache und jeder unſeligen Entzweiung und Erbitterung des Volkes ein weites Feld, und machen die Regierung verhaßt, indem ſie Leben und Ehre der Einzelnen den einzelnen Feindſchaften preisgeben können. Fürchterlich ſind alle geſchwinde Gerichte und der Freiheit und Liebe die feindſeligſten, ohne welche keine Regierung ſich auf die Länge behaupten kann.

Und die Zuſammenſetzung der Wahlkollegien? Wir haben ja geſehen, was ſie unter Napoleon bedeutet haben bei der Unfreiheit und Beſchränkung. Nach der jetzigen Anordnung ſind in der Menge der von der Krone abhangigen Beiſitzer und Draußſitzer ſo viele Leiter und Aufſeher und Einſchüchterer der Menſchen mit eingeſtellt, daß eine freie Wahl platterdings etwas Unmögliches iſt. Ich will nicht leugnen, daß die Regierung nicht bedarf durch alle mögliche Mittel ſich Einfluß zu verſchaffen; nur ſoll ſie keine verkehrte wählen noch ſolche, welche die gefährlichen Spitzen endlich gegen ſie ſelbſt wenden. Sie braucht wahrlich mehr denn je Männer, die ihr mit Wahrheit und Redlichkeit Licht geben über die wirkliche Geſinnung und die wirkliche Noth des Volks; was ſollen ihr die helfen, welche ihr nur das ſagen, was ſie meinen, daß ſie am liebſten hört? Blinder Gehorſam mag den Regierungen zuweilen wohlgefällig ſeyn, ſehende Wahrheit iſt immer ſicherer.)

Ein unheilbares Gebrechen offenbart ſich überhaupt bei den Franzoſen, welches tief in ihrem ganzen Weſen verwachſen iſt und es von Tage zu Tage zweifelhafter macht, ob ſie einer freien und feſten Verfaſſung fähig ſind: die verwünſchte Sucht zu komplimentiren. Werden ſie nicht vielleicht wieder wegkomplimentiren, was die bewaffneten Völker Europas ihnen mit ſo theurem Blute erobert haben, die geſetzliche Freiheit in der Verfaſſungsurkunde? Auch die Beſten und Einſichtsvolleſten, die allen

Partheihaß unterdrückend und beſeitigend es mit dem Könige und Volke gleich redlich meinen, können ſich zu der ſtillen Art und einfachen Würde der Sprache nicht erheben, welche öffentlichen Verhandlungen geziemt; ſie können ſich nicht immer erinnern, daß Geſetze und Rechte keine Dinge ſind, worüber ſich komplimentiren läßt, und wenn es mit dem Könige wäre. Denn da darf nicht gelten, was der Augenblick bringt, ſondern was immer bleibt; und auch der König wird nur recht geehrt, wenn er als das unſterbliche Bild Gottes, nicht wenn er als der perſönliche Menſch betrachtet wird, auch wenn dieſer die liebenswürdigſten und trefflichſten Eigenſchaften hätte. Ein ſehr geſcheidter Mann hat geſchrieben hinterlaſſen, die Alten hätten es darum viel weiter gebracht in manchen Künſten als die Neuen, weil ſie mehr Ordnung zwiſchen den Geſchlechtern gehalten hätten, weil das Weib nicht ſo ganz auch drauſſen die Hälfte des Lebens des Mannes gemacht und geſpielt hätte. Bei vielen Völkern läßt ſich eine gewiſſe überwiegende Weiberei nicht verkennen; die Franzoſen kranken wohl von allen Europäern am meiſten an dieſer Seuche, wobei Männer und Weiber gleich ſchlecht fahren. Sie haben der himmliſchen Liebe die Unſchuld und den Heiligenſchein ausgezogen und ihr dafür den bunten und jämmerlichen Erſatz gegeben, den ſie Galanterie nennen. Vormals gab es auch ein Sprichwort, das lautete: Leben wie der König in Frankreich; ich weiß nicht, ob Ludwig der Achtzehnte dies ſchon auf ſich anwendet. Damals war ihnen auch der König eine Art Galanterie geworden, worin ſie doch mehr Treue zeigten, als gegen ihre Damen. Wenn ſie nun auch ihre Verfaſſung, woraus ihnen wirklich viel Gutes ſprieſſen könnte, nur nicht wieder wie eine Galanterie und ein Kompliment vertändeln?

Wenn man ſo die Wechſel bedenkt, durch welche dieſes unglückliche Volk nun ein Vierteljährhundert gelaufen iſt und uns andere ſo zur Geſellſchaft hat mitlaufen laſſen, und wenn man dann ſo viele Stimmen hört, die alles Ungeheure und Gewaltige, was wir erlebt und erlitten haben, für einen bloßen Spaß erklaren, den die Vorſehung ſich mit den Menſchen gemacht habe, und ermahnen, fein ruhig zum Alten zurückzukehren und einmal auszuſchlafen nach dem langen Getümmel — da kann einem über die dunkle Tragödie unſers Geſchlechtes eine bittere Wehmuth anwandeln und man mögte oft denken und rathen: Das Engſte das Beſte, und wenn es ein Sarg wäre, und die Eitelkeit der Eitelkeiten des weiland königlichen Propheten mögte einem alle Sinne und Gedanken verſtocken und man mögte ſich zweifelnd an die Stirn ſchlagen, zufühlend, ob man ſelbſt das Brett trage oder ob jene. Wir haben die lauthalſigen Erſten gehört, die pomphafte Sachen ſprachen und gräuliche thaten; wir haben unter dem Zweiten uns an den Klängen von dem großen Reiche dem europäiſchen Bunde dem einzigen Napoleon und den unüberwindlichen Heeren ſatt geärgert; nun kommen unter einem wahrlich verſtändigen und gerechten Fürſten die Dritten und predigen die matte Lehre des blinden Gehorſams und der unbeſchränkten Herrſchaft, und daß ein Volk bei einem uralten und rechtmäßigen Herrſcherſtamme gar keiner Geſetze und Verfaſſungen als Bürgſchaft ſeines Glückes bedürfe mit einer geiſtloſen Plattheit und Mattigkeit, daß wir vor Langerweile berſten mögten. Was entweiht worden iſt in den letzten Jahrzehenden, was in manchen früheren wilden Zeiten der Geſchichte oft entweiht worden iſt durch Misbrauch und Lüge, das kann, wenn es an ſich wahr und gerecht iſt, dadurch nicht falſch und ungerecht werden, wenn tauſend Marius und Sullas und zehntauſend Robespierre's und Bonaparte es nacheinander geſchändet hätten. Darum werden wir die Lehre der gedankenloſen und faulen Gewalt nie loben laſſen, die auch die Nerone und Kaligulas und Kommodus gezeugt hat. Es leuchten gottlob andere Sterne durch die Geſchichte, und die Blitze, die ſie in den Herzen der Menſchen anzünden, weiſſagen, daß es die rechten Sterne ſind. Geht mit eurer feilen und faulen Lehre, ihr dienſtbare Geiſter, die ihr immer euren Roi de fait und euer Droit de fait anbeten werdet, und kämen ſie euch aus dem Mohrenlande oder der Tatarei! Es giebt Bilder einer unſterblichen Freiheit und eines unſterblichen Königs, und wenn ihr nicht die Geſchichte vertilgen könnt, werdet ihr ſie nicht von der Erde vertilgen; ja auch jenſeits aller Geſchichte würden ſie als angebohrne Urbilder in den menſchlichen Herzen leben. Wofür die Winkelriede Hamden Sidney's Hofer und Scharnhorſte ſtarben, wofür die Ariſtiden und Chatams lebten, wofür die großen Seelen der Trajane und Mark Aurele und Eduarde und Guſtave geflammt haben. — das beweiſt ein anderes Recht und Geſetz, als was Schaafen und Waldeſeln geprieſen werden dürfte, aber nicht Menſchen und nicht Chriſten.

Das wunderliche Volk, worüber man zugleich immer lachen und zürnen muß! Aber auch wir wunderliches Volk — mögte man rufen — weil wir ihnen alles ſogleich nachbeten und nachleyern! Ich habe mich oben ſchon darüber ausgeſprochen, aber man kann nicht oft genug daran erinnern. Jetzt klingt es an der Seine von nichts als Gehorſam, Unterwerfung, Hingebung, Gedankenloſigkeit, Gefahren der Freiheit und freier Unterſuchungen und Fragen, jetzt will das ganze Volk durch einen feierlichen und öffentlichen Beſchluß die Nachwelt davon unterrichten, daß Ludwig der Sechszehnte nicht von Franzoſen hingerichtet iſt, wie es einſt für gut fand das Daſeyn Gottes durch einer Beſchluß feſtzuſtellen. Wir fangen ſchon an die jetzige Narrheit, die aber eine ſehr ſchlimme Narrheit iſt, nachzuklingen, wie wir die Narrheiten von 1789 und 1800 nachgeklungen haben Bei aller dieſer Elendigkeit ſitzt die Eitelkeit im̃er noch auf dem geputzten Hochzeitpferde und bildet ſich ein, daß Engländer und Teutſche und was ſonſt Tüchtiges und Lebendiges in Europa lebt das franzöſiſche Evangelium wie Götterſprüche empfangen und in ihre Art überſetzen müßten. Dies meinen ſie für ihre politiſchen wie für ihre wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Lehren; und wer des matten und lügenhaften Bänkelſängens über die Politik des Tages müde iſt, der mag ihr Geklingel über Religion Literatur und Kunſt vernehmen: ihm wird immer derſelbe Grundton klingen. Alles iſt Dummheit und Empörung, was nicht die Oberherrlichkeit dieſes Tanzmeiſtervolks anerkennen will. So lieſt man im Journal des Debats *) eine lange

---

*) 8. Jan. 1816.

und breite Erklärung gegen die abſcheulichen und ketzeriſchen Grundſätze des Herrn Schlegel und der Madame von Stael in Hinſicht der teutſchen und franzöſiſchen Literatur, welche ein Aufruhrgeſchrei der germaniſchen Literatur gegen die Grundſätze und Regeln der griechiſchen lateiniſchen und franzöſiſchen Literatur genannt werden. So nennen ſie auch aus eitel Dankbarkeit, daß die Teutſchen ihnen die eiſerne Laſt des Korſen vom Nacken gewälzt und ihnen eine Verfaſſung erſtritten haben, die Wünſche und Bitten derſelben um Geſetzlichkeit und Wiederherſtellung der Landſtände Aufruhrgeſchrei; und es fehlt nicht an ſolchen, die ihnen das getreu nachüberſetzen und winken und flüſtern: Hütet euch! die Franzoſen melden, es ſteht ſchlimm und gefährlich bei euch aus, die müſſen es wiſſen.

So will uns nun eben daher, woher viele thörigt und verblendet alles Heil gehofft hätten, wieder die heilloſe Rückwirkung politiſcher Rocken und die Rücktreibung der Ideen kommen. Dies erinnert mich mit Lächeln an eine Rede, die ein ſchwediſcher Reichstagsmann, ein altgebohrner Graf, bei einer ähnlichen Erſcheinung gehalten hat, wo er mit ironiſchem Scherze die ganze Jagdgeſchichte durchging und ſeine Gegner ſcharf ins Aug faſſend von den verſchiedenen Rückſprüngen und Rückſchritten der Wölfe Füchſe Lüchſe und Haſen ſprach, wo er denn als der Jäger hintrat und ſie zur Kühnheit mahnend bat der Jagd ehrlich Stand zu halten. Iſt alles dieſes elende Zeug und elendere Geſchrei iſt wahrlich nur eine lächelnde Ironie der Zeit, und wie viel die Haſen und Füchſe und Lüchſe und Wölfe, und ſelbſt wenn Iltiſſe und Marder und Ratten mit in der großen Jagd wären, auch Hinundherſprünge und Rückſprünge und Seitenſprünge machen mögen, es wird ihnen nichts helfen. Der unſichtbare Jäger iſt zu geſchwind, aber es iſt kein wilder Jäger noch der bei Nacht auf dem laurenden Anſchlag ein edles Wild beſchleichen mögte: die ihn kennen, wiſſen, daß er edles Wildpret überhaupt nicht jagt, weil dies in den letzten zwanzig Jahren durch unbefugte Wilddiebe ſehr weggeſchoſſen und in den meiſten Forſten faſt dünn geworden iſt.

Kurz wenn man die Augen auf Frankreich wirft, wohin man ſie auch werfe, Fragen und Räthſel mancherlei Art, und zum Theil der ſonderbarſten Art, drängen ſich einem genug auf, und Betrachtungen und Bemerkungen, die ſich wieder an ſie hängen und aus ihnen entſpringen. Es iſt, als wenn das Buch der Weltgeſchichte hier noch immer vor uns aufgeſchlagen läge und den Völkern und den Herrſchern viele lange vergeſſene Lehren und Warnungen wieder recht lebendig ins Gedächtniß prägen wollte.

Werden die Franzoſen etwas machen aus ihrem Verfaſſungspapier? Wer wagt dieſe gewaltige Frage zu beantworten? Fürchten muß man den Leichtſinn, der, wenn er die Macht hat, immer nach Zuvielem greift, und, wenn die Macht auf ihn drückt, immer zu leicht weicht. Und dann der Komplimentkarakter des Volks, die zuviele nichtige Geſelligkeit, die zuviele Weiberei des ganzen Lebens, welche zu viele Rankerei ſchafft. Ich habe eben geſagt, wie Rechte und Geſetze zu ernſte Dinge ſind für Komplimente: was man da verſchenkt in ſchwachen Stunden, das wird den Enkeln zu Thränen und Flüchen und Baſtillen und auch zu moſkowitiſchen Heerfahrten mit Leichenbergen. Aber wünſchen wollen wir dem armen unglücklichen Volke Beſonnenheit und Mäſſigkeit, daß ſie eines geſetzlichen Zuſtandes würdig werden. Dieſer Wunſch allgemeiner Menſchlichkeit und Chriſtlichkeit iſt zugleich ein Wunſch teutſchen Eigennutzes: je feſter freier geſetzlicher unſre Nachbarn ihr Gemeinweſen einrichten und behaupten, deſto mehr kommen wir zu der Nothwendigkeit nicht hinter ihnen in Unordnung und Ungeſetzlichkeit liegen zu bleiben.

Wie ſteht Frankreich zu Europa? wird das europäiſche Exekutionsheer es in Ordnung halten? Frankreich, wenn es ſich vor erneuerter Wildheit oder zu wüthender Rückwirkung bewahren und nur irgend etwas Leidliches aus ſeiner Verfaſſungskarte machen kann, wird immer als das mächtigſte und beweglichſte Reich Europa's da ſtehen. In dem Falle hat die Umwälzung ihm doch eine Verfaſſung, Vereinfachung des Triebwerks und Räderwerks der Staatsmaſchine, größere Leichtigkeit und Beweglichkeit in allen ſeinen Hülfen und Kräften, kurz ein einfacheres und kräftigeres Leben gegeben: ſie hat ſeine Macht verdoppelt. Und ſo wie Land und Volk zu einiger politiſchen Geſundheit gekommen iſt, werden die andern Mächte das ſchon fühlen. Allerdings iſt Frankreich durch die letzten vier Jahre ſehr mitgenommen, allerdings iſt auch das fremde Heer und was es an Geld zahlen muß eine Laſt; aber man hat dieſe Laſt ſo leidlich eingerichtet und

Frankreich hatte in zwanzig Jahren die meiſten Länder Europa's von Gold und Silber und allen andern Hülfsmitteln ſo ausgeleert und ausgeſchöpft, daß es doch noch immer das Land bleiben wird, wo die meiſte Baarſchaft iſt, auch wenn die jetzigen neuen Auswanderer wieder einige hundert Millionen Livres mit über die Gränze tragen. — Wie die Sachen jetzt ſtehen und wenn Ludwig der Achtzehnte die fünf Exekutionsjahre auslebt, iſt es das wahrſcheinlichſte, daß Frankreich ruhig bleibt, es müßten denn gar wüthende Rücktreibungen und Rückwirkungen geſchehen. Die Vorausſetzung, welche das ermattete Europa wohl bedarf, gehört freilich auch dazu, daß nicht zwieſpaltige Vortheile und Veränderungen und Begebenheiten, die von oben kommen, die großen Mächte entzweien, welche ſich den Ruheſtand Frankreichs und Europa's gelobt haben. Das verbündete Heer iſt gewiß in feſter Hand; kalte Ruhe und ſicherer Umblick und Vertrauen auf ſeinen Stolz und ſein Glück geben dem großen Feldherrn, der es befehligt, ein Gewicht und eine Schwere des Karakters, die ſich nur bei freien Völkern gewinnen laſſen. Dieſer wird bändigen und feſthalten, was ſich menſchlich bändigen und halten läßt.

Werden die Burbone herrſchen? Sie werden herrſchen, wenn ſie der Zeit nicht geradezu vor den Kopf ſchlagen und wenn nicht andere Mächte irgend einen der ſogenannten Prätendenten einmal gegen ſie unterſtützen. Es iſt ein böſer Geiſt in die Franzoſen gefahren, die Ehrfurcht gegen das uralte Herrſcherhaus iſt geſchwächt, (ſie war ja faſt erloſchen) ſie ſind ſeit dreiundzwanzig Jahren (ein langer Zeitraum des ſterblichen Lebens) gewöhnt, die

Verfaſſungen und die Herrſcher zu wechſeln, und wir ſahen noch den verfloſſenen Sommer zwei drei Partheien, die alle nach einem verſchiedenen Könige hinblickten. Es war dies ein wahrhaftig römiſches Schauſpiel aus jenem Zeitalter, wo Rom vor ſeinen Römern erröthete; und die Franzoſen hatten auch ihr Rom und ſie haben es leider noch. Die Geſchichte zeigt nichts Unſeligeres und Heilloſeres als die Wahlreiche, und wohin die Völker dadurch kommen, mag man auf allen ihren Blättern leſen und mag man ja mit Thränen des Mitleids noch an einigen lebenden Völkern ſehen — auch unſere Augen dürfen hiebei nicht trocken ſeyn. Das Jammervollſte aber und was Tyrannen und Ungeheuer brütet iſt, wann die Wahl bei Leibwächtern und Heeren ſteht. Die Franzoſen hatten ſchon ihre prätorianiſchen Leibwachen und ihren Hauptſtadtpöbel, der nach neuen Bauten und Schauſpielen und Gaben und Spenden ſchrie, unbekümmert, was in den Landſchaften ringsum geſchah, wie viele Gefängniſſe ſich mit Unſchuldigen füllten und wo die Söhne des Vaterlandes zu Leichenbergen aufgehäuft vermoderten. Hier allein ſchmeichelte und ſtreichelte der Korſe und ſpielte den Menſchlichen und Freundlichen, während er nach allen andern Seiten hin die eiſerne und blutige Fauſt ausſtreckte. Wir kennen das ſcheußliche Heidenthum der römiſchen Geſchichte vom erſten bis fünften Jahrhundert und wie die beſten Herrſcher das Uebel nicht beſſern durften aus Furcht vor dem hungrigen Pöbel und den gierigen Leibwachen. Was Rom verſchlang, iſt ungeheuer; 15 bis 20 Millionen Reichsthaler ſind von den Imperatoren, damit ſie herrſchen durften, in einzelnen Schenkungen baar an die Leichwachen vertheilt, ſo daß auf den gemeinen Kopf 800 bis 1000 Reichsthaler kamen: und fehlte es, ſo machten die Ungeheuer mitten im tiefſten Frieden Sullaſche Aechtungen. Und wenn die Regierung ſorglos und die Winde ungünſtig waren, die von Afrika und Aegypten gegen Italien blaſen, und wenn den thieriſchen Lazaroni Roms das Futter mangelte, dann bebte das Reich in ſeinen Grundfeſten. Dafür mußten auch die rauheſten und gewaltigſten Kaiſer ſorgen. Wir leſen bei'm Aelius Spartianus, daß Septimius Severus bei ſeinem Tode für Rom den Weitzenkanon auf ſieben Jahre und einen unermeßlichen Vorrath Oel hinterließ. Es wurden täglich 75,000 Modii Weitzen ausgegeben, welche ungefähr 15 bis 16,000 Berliner Scheffeln gleich ſind. Durch ſolche Spenden konnten Nero und Kommodus Lieblinge des Volks heiſſen und nach ihrem Tode noch die Vergötterung erzwingen. — Bonaparte hatte ſich gemerkt, was Paris in der franzöſiſchen Geſchichte iſt und was es noch werden konnte; er wußte auch, durch welche Künſte ein fürchterlicher Soldatendeſpotismus gegründet werden kann. Soviel hatte er ſich aus dem Tacitus und Suetonius herausgeleſen, wodurch die Menge der Menſchen von jeher zu binden geweſen iſt. Seine Orden, ſeine Senatorerien, ſeine Spenden und Schenkungen waren ächt römiſch: auch mit der Hinterliſt, daß er durch ſie die Fremden an Frankreich und die Franzoſen an die fremden Länder feſſelte, ſo daß alle um den eigenen Vortheil für einander ſtreiten und ſein Knechtſchaftſyſtem erhalten mußten. So band er Franzoſen Polen Italiäner Teutſche an die verſchiedenen Länder. Wir wünſchen, daß unſre Geſchichte die Teutſchen nie nennen möge, welche durch ihn mit Titeln und Schenkungen erhöhet ſind. Dieſer Tyrann hat ſolche Reiche *) gemacht, wie die Römer in den Günſtlingen Freigelaſſenen und Wüſtlingen ihrer letzten ſchändlichen Jahrhunderte verabſcheueten; auch dieſes neue Wunder ſollten wir anſtaunen, wie die Maſſena's Soults Cambaceres Luciane Beauharnois in wenigen Jahren aus dem Staube zu ſolchen Reichthümern aufſtiegen, daß ſie Reiche und Städte kaufen könnten, wenn dieſe für Geld feil wären. Hätte ſein Geſchlecht den Thron Frankreichs beſtiegen, es würden ſich in ihm ſchon gefunden haben, welche ſie den erſten oder zweiten Erben römiſch und imperatoriſch wieder abgeächtet hätten; die Menſchenhetzer würden, wie in dem blutigen Rom weiland, nicht ausgeſtorben ſeyn und auch die Thierhetzer würden ſich für den pariſer Pöbel ſchon gefunden haben.

Unglücklich ja heillos nennen wir alſo das Wahlreich, weil es die Geſchichte der Völker durch Geſetzloſigkeit und Tyrannei ſchändet und ſie durch unaufhörliche Gräuel und Erſchütterungen und Umwälzungen dem früheren Untergange entgegenführt. Für große Staaten iſt die geſetzlich erbliche Einherrſchaft die zweckmäſſigſte und beſte; in ihr kann das Freie und das Gebundene, der Befehl und der Rath, die Majeſtät und der Gehorſam ſo glücklich vereinigt werden, daß die geiſtigen und leiblichen Kräfte im ſchönen Gleichgewichte ſich bewegen und tragen können. Darum muß auch jede Veränderung der Herrſcherfamilien als ein Unglück der Völ-

---

*) Nicht Imperia, ſondern Divites.

ker betrachtet werden. Wer ſich des alten ſichern Gehorſams entwöhnt, der will in der Regel die neue unſichere Tyrannei haben. Aber wenn wir ſo aus der Geſchichte für die Rechtmäßigkeit und Erblichkeit beweiſen, ſo weiſen wir doch von ihr wie von der Tyrannei alle Grundſätze zurück, welche uns in der Knechtſchaft und Willführ die größte Sicherheit und Glückſeligkeit loben. Wir können auch aus der Geſchichte weiſen, daß dieſe Grundſätze und die Misbräuche derſelben, welche Schmeichler gern auch Majeſtätsrechte nennen, die älteſten Herrſcherhäuſer oft um ihren Thron gebracht haben. Wir müſſen nach dem Schein, den er bis jetzt zeigt, den Herzog von Richelieu loben, der jetzt Ludwigs des Achtzehnten Erſter Miniſter heißt, aber verwerflich iſt das Lob jenes Kardinals von Richelieu, woran der geltende Name die Diener der Gewalt erinnert und was jetzt zum Ekel poſaunt wird. Sie ſollten wohl bedenken, daß dieſer Kardinal mit blutiger und hinterliſtiger Fauſt die wohlthätigen Schranken zuerſt ganz niederriß, welche den König und das Volk einander nicht zu nahe kommen lieſſen, daß dieſer Kardinal eines der erſten Glieder in der langen Kette iſt, die Ludwig den Sechszehnten unſchuldig ins Verderben riß und ſein ganzes Haus in Unglück und Elend.

Wir müſſen hoffen, daß die Franzoſen ſich wieder an die alten Herrſcher gewöhnen werden und daß die Herrſcher durch Freundlichkeit und Gerechtigkeit den Haß und Verdacht erſticken werden; aber immer gehört Zeit dazu, denn der Hälfte der Franzoſen kamen ſie als unbekannte Fremdlinge zurück. In zehen fünfzehen Jahren mögten unter guter Leitung die Verhältniſſe zwiſchen Volk und Herrſcher in Liebe und Treue wieder in einander verwachſen können, ſo daß die unnatürliche Spannung aufhört. Dies würde wohl eher geſchehen, wenn nicht ſo viele Prätendenten wären, die den Unruhigen immer noch gezeigt werden und das Volk zwiſchen Hoffnungen und Aengſten hin und her bewegen. Da iſt zuerſt der Herzog von Orleans, ein rechtmäßiger Prätendent, der aber dem Throne noch fern ſteht, der Napoleon Bonaparte, der König von Rom, der Beauharnois.

Es iſt ein wahres Wort und ein gewaltiges Wort, das ſo oft geſagt iſt und immer geglaubt wird: Die Hoffnung iſt bei den Lebendigen. Die Franzoſen hatten ihren Korſen nicht verloren weder aus den Augen noch Herzen, als er nach Elba abgeführt ward. Das war freilich nah und in anderthalb bis zwei Meertagereiſen konnte er von da an den Küſten Frankreichs ſeyn. Helena iſt weit, ſagt man; aber die Leute wiſſen, daß man in drei vier Monaten von Europa dahin und zurück kommen kann, und ſie wiſſen auch, daß der Korſe gut iſſt trinkt und ſchläft und die vornehmen und weltlichen Gedanken gewiß nicht aufgegeben hat. Daß ſeine Gedanken ſich mit Millionen Gedanken begegnen und die geiſtige magnetiſche Reiſe zu ihren Freunden hin und her machen — das wiſſen ſie auch. Wenn in England und Teutſchland viele Menſchen wetten wollen, daß der abentheuerliche Mann einmal wiederkommt, wie viele werden nicht in Frankreich wetten, wo ſo vieles zu ſolchen Herzenswetten reizt und ſpornt! Wir wiſſen ja, wie es mit der Liebe iſt, und welche geſchwinde Reiſen ihre Hoffnungen machen — und wenn es eine Teufelsliebe wäre. — Und der König von Rom, der wächſt in die Hoffnung hinein. Sein erſter Name wird von zwei Völkern nicht ſobald vergeſſen werden, auch das nicht, daß er einige Tage von einigen Napoleon der Zweite genannt worden; darum ſollte man ihm nicht neue Namen und Anſprüche geben, die an Herrſchaft erinnern. Kann man durch Verträge und Urkunden und durch die feinſten Kabinettsklauſeln, die der erſte beſte politiſche Wind in die Luft weht, den Glauben der Menſchen fangen, daß der Kien nicht brennen wird, wenn man Feuer daran bringt? Die Alten in ihrem Aberglauben hatten mythologiſche Feuerbrände, welche ganze Familien in Flammen verzehrt haben. — Und der ehemalige Vicekönig Italiens, in der Blüthe des Lebens und in der Blüthe der Reichthümer, die der Weltplünderer ihm zugewendet hat? Man hält die Tauben nicht für närriſch, die dem Habicht nicht trauen, der ſich hart vor dem Taubenſchlage auf einen Baum geſetzt hat. — Kurz, es lauert ein wunderſames und verhülltes Schickſal von mehreren Seiten, und ſeine künftigen Spiele wiſſen wir nicht. Das aber ſollen alle wiſſen, daß die Strafe diejenigen erreichen wird, die ihr Kleines auch in das Große hineinſpielen wollen.

Wir wollen nicht glauben, wie einige beſchuldigen, daß die Mächte, welche dieſe verſchiedenen Häupter hegen, eigennützige und bösliche Abſichten mit ihnen haben. Wäre das, ſo könnten wir gewiß weiſſagen, daß ihre Hinterliſt auf ihren eignen Kopf zurückfallen würde: ſo tückiſches Spiel läßt dieſe Zeit nicht ungeſtraft. Viele Franzoſen glauben dies, und zwar vorzüglich von den Engländern, bei welchen ſie eine viel tiefer angelegte Berechnung ihrer Demüthigung vorausſetzen, als wohl da iſt. Das bleibt freilich wahr, der Bonaparte iſt für die Engländer eine koſtbare Perſon, wenn die Burbone jemals Entwürfe machen ſollten, welche ihnen nicht gefielen.

Die neuen Verbannten und Auswanderer ſind auch noch da. Sie nehmen viel Geld mit aus Frankreich und Haß und Groll gegen die Regierung und gegen einige andere Mächte. Viele gehen nach Nordamerika. Sie haben keine beſſere Zuflucht. Die meiſten von ihnen ſind auch in Europa gefährliche Leute, die wohin ſie kommen Verdachte und Hetzereien bringen. Sie werden in Amerika die Engländer nicht vergeſſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, was man in England fürchtet, daß ſie auf Rache ſinnen werden. Die meiſten von ihnen werden Unruhen und Schätze in die neue Welt tragen. So wird hinter jeden beinahe gelöſchten Feuerbrand ein neuer geworfen.

Schluß.

Das Leben ein Traum. Dieſe Ueberſchrift führen Trauerſpiele Opern Predigten und Vorleſungen genug; ſo iſt geſungen und geklungen ſeit Platon und Pindar bis auf den göttlichen Cervantes und den einzigen Shakeſpeare, der von einigen ſeiner lieblichen Trauerſpiele ſagt: Die Art iſt dünn und das Beſte dieſer Art iſt nur ein Schatten von Träumen; Pindar aber hat den Menſchen und ſein Leben und Streben gar den Traum eines Schatten genannt, mit dem Beiſatz: **Was iſt einer? und was iſt er nicht?** Wer hat in dieſen Tagen gelebt und den Schatten dieſes Traums mit dem hohen Theber nicht oft empfunden? wer mögte überhaupt nicht lieber einen ſhakeſpeariſchen Sommernachtstraum träumen, ſorglos des Haders und Neides, die das mühevolle Leben bewegen, als die offenen Augen immer auf das leere und hohle Nichts gerichtet hatten, das unten in allen menſchlichen Dingen iſt? — Aber was hilft uns die Luſt? Der Sommer iſt noch nicht da mit ſeinen Nachtigallen und Mondſcheinen und Roſen und Lilien, und die Träumer, die uns einladen wollen uns mit ihnen auf Schnee und Eis hinzuſtrecken und der Zuflüſterungen der Engel und Feen zu warten, können uns leider ihre Blindheit nicht einbilden; denn oft wünſchten wir blind zu ſeyn, damit wir ihren eitlen Jammer nicht ſähen. Aber den rechten freundlichen Sommernachtstraum, wo wir bei'm Erwachen alles noch viel luſtiger finden, als wir es träumten, dieſen wollen wir dem lieben Vaterlande und der ganzen Welt zum Neuen Jahre 1816 wünſchen, uns ſelbſt für die Freude mit einſchließend.

Druckfehler.

Seite Zeile

5 — 5 für Enkähnen lies Erkähnen.

7 — 16 f. ſchwung l. ſchwang.

8 — 7 f. ſicht l. ſicht.

20 — letzte f. bekriegen l. betriegen.

24 — 28 f. beſchnauzen l. beſchmutzen.

26 — 20 f. Marats l. Marets.

30 — 20 f. welten l. wetten.

32 — 13 f. nach zum l. nach dem.

37 — 19 f. erſten l. ernſten.

105 — 3 f. Maffei l. Mattei.

110 — 28 f. ſahen l. ſehen.

IV.

Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen, Geſetzgebung. (Schluß.)

Wenn man die Zeiten und Völker betrachtet, wie ſie vor uns vorüberwandeln und den verſchiedenen Geiſt der Jahrhunderte, wie er ſich in den Thaten Werken und Geſetzen den Menſchen, die in ihnen leben, erklärt und offenbart, ſo wird einem oft wunderſam zu Muthe über die Vielfältigkeit und Wandelbarkeit des Geſchlechtes, welchem man angehört. So groß ſind die Verſchiedenheiten der Triebe und Anlagen, wie der Bildungen und Entwickelungen der Völker, ſo unendlich weit von einander liegen die Stufen der höchſten Herrlichkeit und der tiefſten Verworfenheit, ſo verworren iſt das Spiel der Weisheit und Thorheit, des Glücks und des Unglücks, welches oft in wenigen Jahren verſchüttet und verwandelt, was auf langen Jahrhunderten gebaut ſchien, daß uns auch hier oft das tragiſche Gefühl anwandelt, es ſey alles nur ein Traum und eine Gaukelei, und mit Blindheit ſeyen wir umfangen und mit der Hoffnung bethört von Anbeginn, damit wir unſre volle Erbärmlichkeit nicht ſähen, damit wir nicht erblickten, welch ein wankelmuthiges und unbeſtändiges oder wenigſtens welch ein von fremder Unbeſtändigkeit, die zu beſſern auſſer unſerer Macht liege, hin und her geworfenes und gerütteltes Geſchlecht wir ſeyen. Denn leider erhellt es genug — und das iſt das Bittere und das Niederſchlagende bei der Betrachtung der menſchlichen Dinge und ihrer Geſchichte — daß Dummheit Eitelkeit Herrſchſucht, und die allerſchlimmſte Peſt des Menſchengeſchlechts, Habſucht, oft geſchwind untergraben haben, was Weisheit und Tugend einiger auſſerordentlichen Menſchen erbaut hatten, die von dankbaren Völkern als Propheten und Geſetzgeber verehrt und, weil ſie Gottähnliches auf die Erde herabgebracht zu haben ſchienen, nach ihrem Tode oft faſt den Göttern gleich geachtet wurden. Das aber iſt noch bitterer und niederſchlagender, daß die meiſten Menſchen wohl wiſſen, wie die Erde eingerichtet und verwaltet werden ſollte, auf welche Geſetze als auf die eigentlich begründenden und erhaltenden Geſetze das großte Gewicht gelegt werden ſollte, daß aber Leichtſinn und Eigennutz immer mächtiger ſind, als Pflicht und Erkenntniß. Denn wie der Apoſtel Paulus ſagt, daß kein Menſch ſich entſchuldigen konne damit, daß er nicht wiſſe, was Gott ſey, da Gott ſich in ſeinen Werken offenbart habe, ſo können wir auch ſagen, daß unſere Staatseinrichter und Staatsverwalter ſich nicht entſchuldigen mogen mit der Unwiſſenheit; wenigſtens könnten ſie wiſſen, wenn ſie wiſſen wollten. Sie haben die lange Geſchichte, ſie haben die Erfahrung der Zeiten, und wenn ſie dadurch nicht froden *) lernen wollen, ſo tragen ſie vor den Zeitgenoſſen die Schuld des Leichtſinns und der Sorgloſigkeit. Freilich wiſſen wir, daß die Völker die verſchiedenſten ſind mit ihren Neigungen und Strebungen, daß die Länder nach ihren Oertlichkeiten und nach manchen Eigenthümlichkeiten und Anlagen, die man mit Einem Worte wohl Naturnothwendigkeit zu nennen pflegt, auch das Menſchengeſchlecht, das in ihnen wohnet, und ſeine Entwickelung in Sitten und Verfaſſungen auf das mannigfaltigſte und verſchiedenſte geſtalten; auch das wiſſen wir, daß einige Länder ſo unter dem Fluche der Natur liegen, oder, rechter geſagt, unter ſolcher Naturſklaverei, daß ſich die Menſchheit in ihnen nicht entwikkeln kann zu großer Herrlichkeit und Tugend: dies iſt in den zu heiſſen und zu kalten Ländern — aber in den Ländern, welchen Himmel und Erde gnädig iſt und wo des Naturreitzes und Seelenreitzes genug iſt für eine menſchliche Entwickelung der Triebe und Anlagen und für eine menſchliche Beherrſchung derſelben, in den Ländern, die ich Länder der Geiſter nennen mögte im Gegenſatz gegen ſolche, die mir faſt nur Länder der Leiber dünken, bildet und geſtaltet ſich etwas auch den verſchiedenſten Völkern und Menſchengeſchlechtern Gemeinſames, was ſie

---

*) Frode, (ital. prode, franzoſ. preux, prud'homme) davon froden, welches den verbundenen Begriff des Gutwerdens und Klugwerdens, alſo das Weiſewerden einſchließt. Daher muß dieſes treffliche ſaſſiſche Wort, dem wir kein gleichgeltendes haben, wieder gangbar gemacht werden. Das Wort unfrode bezeichnet die äuſſerliche und innerliche Untauglichkeit.

als Weſen höherer Art und überirdiſchen Urſprunges auszeichnet. Dort werden die Menſchen durch Sitten und Geſetze, durch Werke und Thaten herrlich, dort wird von Freiheit und Gerechtigkeit und Verfaſſungen und von andern hohen Gütern geſprochen, worin denkende und geiſtige Menſchen immer den einzigen Preis und Lohn des Lebens gefunden haben und wovon in einem Zuſtande nimmer die Rede ſeyn kann, wo die Natur den Menſchen unter einer knechtiſchen Willkühr gefangen hält.

Wenn man nun unter dieſen Himmelſtrichen, worunter der Menſch ſich zu einem freien und würdigen und über die Natur und die Naturtriebe in ihm ſelbſt die Herrſchaft erringenden Weſen erheben mag, die wechſelnden Schickſale der verſchiedenen Völker, den Zuſtand ihrer Rohheit und ihrer Bildung, ihr Steigen und ihr Sinken, und ihren Gipfelungspunkt der Blüthe und Kraft betrachtet und wägt, ſo muß man endlich auch unter den verſchiedenſten auf den ungefähr gleichen Linien ihrer menſchlichen und bürgerlichen Entwickelung etwas Aehnliches und Zuſammenlaufendes finden, wenn man, wie man thun muß, alle äuſſeren und örtlichen Verhältniſſe derſelben, die der Entwickelung verſchiedene Richtungen und Geſtalten geben, gehörig mit in Anſchlag bringt. Aus dem nun, was man in den verſchiedenen Zeiten Ländern und Völkern in gewiſſen beſtimmten Epochen ihres Zuſtandes Aehnliches oder gar Gleiches findet, laſſen ſich dann doch auch über das, was Völker glücklich oder unglücklich frei oder knechtiſch macht, was ſie hebt oder ſenkt, Folgerungen ziehen, die über die Wahrſcheinlichkeit hinaus, ja die häufig bis an die Wahrheit gehen. Und auſſer dem, was bei ſolchen Unterſuchungen und Betrachtungen der Einzelne ſelbſt finden und ſehen kann, iſt das große Vorurtheil, was die edelſten und geiſtreichſten Menſchen aller Zeiten über die großen Fragen der menſchlichen und bürgerlichen Entwickelung und über die menſchlichſte und beſte Verfaſſung und über die Gründe und Urſachen derſelben gefällt haben, für denjenigen von großem Gewicht, der nicht glauben kann, daß ſo hehre Männer, die von ihren Zeitgenoſſen für die weiſeſten und beſten gehalten wurden, in ihren Anſichten über Geſetze und Verfaſſungen und in der Anordnung und Ausführung derſelben, wenn dieſe Anſichten und das wirkliche Eingreifen derſelben in das Leben und in die That von unſerer Zeit und von ihrem Wollen und Wirken auch die verſchiedenſten waren, durchaus kleinlich und beſchränkt die Dinge ſahen und behandelten. Wenn wir von dieſer rechten und wahren Ehrfurcht für die Geſchichte und für die Thaten und Werke der Männer durchdrungen ſind, die einſt Hunderttauſenden vielleicht Millionen Menſchen die hellſten Lichter ihres Zeitalters däuchten, ſo werden wir von dem thörigten Wahne laſſen, als wären wir zweitauſendmal oder dreitauſendmal weiſer geworden als ſie, weil die Welt, ſeitdem jene herrlichen geſtorben ſind, zweitauſend oder dreitauſend Jahre älter geworden iſt: wir werden im vornehmen Uebermuth, der oft nur eine vornehme Dummheit der Ueberverfeinerung iſt, uns über uns ſelbſt und über unſer Zeitalter doch ſo weit beſinnen, daß wir uns zuweilen, wo das Unſrige uns eben auch nicht zu klar ſcheinen will, die ganz einfache Frage vorlegen: Könnte das Vergangene nicht vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn, als das Gegenwärtige iſt? Und iſt das Junge denn wirklich beſſer als das, was nun veraltet heißt? Und wenn wir nicht eitel und verworren ſind und wenn wir im verblendeten und beſtochenen Eigennutze nichts Einzelnes ſuchen ſondern das Allgemeine wollen, ſo muß uns ſchon vor allem Finden dünken, daß das Menſchenleben, wie jedes Naturleben, wohl auf ganz einfachen Gründen und Ordnungen ruhen müſſe, welche nicht ganz verwahrloſete Völker in ihren verſchiedenen Entwickelungsſtufen nach ihren Bedürfniſſen ſchon werden herausgefunden ja, ich mögte ſagen, mit einer Art Inſtinkt herausgefühlt haben. Wenn wir bei dieſem Glauben, der ein rein menſchlicher und geſchichtlicher Glaube iſt, dann auch noch jenen andern Glauben haben, daß, was jetzt unter der Aufſchrift einzelner großer Namen durch die Geſchichte geht, das Werk von Jahrhunderten und Jahrtauſenden kurz die Geburt langer Probejahre und Lehrjahre iſt, wenn die Seher Propheten und Geſetzgeber, wenn Moſes Zoroaſter Lykurg Solon und Numa nur die einzelnen glänzenden Träger oder die letzten Vollender langer und mühevoller Arbeiten und Strebungen vieler Menſchenalter ſind, ſo wird uns wenigſtens das Vorurtheil der Eitelkeit nicht ſtoßen, daß der Einzelne damals nicht ſo weit ſeyn konnte, als der Einzelne jetzt; ſondern wir werden es bei ruhiger Betrachtung immer beſtätigt finden, daß, wo das Größte gemacht und geſchaffen oder zerſtört und verwandelt ward, immer ganze Zeiten und Völker geſchloſſen in Reih und Glied uns gegenüber ſtehen. Denn wir wiſſen ja auch aus der Geſchichte jüngerer Zeiten — wenigſtens Wiſſende wiſſen ſo viel — daß nicht Gregor der Siebente und Luther und Loyola die nach ihnen genannten Weltumwälzungen gemacht haben, ſondern die allmächtige Zeit; und wir lachen mit Recht über den, der uns jetzt noch einbilden wollte, in Voltaire und Rouſſeau und Mirabeau und Sieyes ſtecke die ganze franzöſiſche Revolution von Anfang bis zu Ende.

Nach dieſer vorläufigen Betrachtung rücken wir näher auf unſern Gegenſtand ſelbſt, und ſehen ihn mehr in ſeinen einzelnen Theilen und Beziehungen, und warten alſo ruhig ab, was wir denn endlich Wahres oder nur Wahrſcheinliches finden mögen, das dem verwandt und angehörig wäre, was wir eigentlich ausgegangen ſind zu ſuchen.

Wir können nach einer Ueberzeugung, die hier nicht aus einander gelegt und erklärt werden kann, unmöglich der wilden und rohen Meinung ſeyn, als ſey das Menſchengeſchlecht nach dem Sündenfalle durchaus in Rohheit und Wildheit verſunken und kaum etwas beſſer als andere Thiere und Beſtien geweſen. Denn wenn, wie einige gemeint haben, alle Völker eine Zeitlang menſchenfreſſende Kannibalen geweſen wären, ſo begreifen wir wahrlich das Wunder nicht, wie ſolche tief verſunkene durch ſich ſelbſt oder durch die bloße Gewalt auch der günſtigſten Umſtände zu Sitte und Geſetz und Wiſſenſchaft und Kunſt aus der thieriſchen und viehiſchen Dumpfheit ſollten erhoben ſeyn. Für ſolche hätte es unſerer Anſicht nach keines geringeren Wunders bedurft, als daß ein Gott oder ein Gottesſohn unmittelbar vom Himmel herabgekommen wäre, ſie erzogen und unterwieſen und den verdunkelten Schatten des göttlichen Ebenbildes in ihnen wieder erhellt hätte. Warum wollen wir nicht menſchlicher lieber glauben, daß manche Völker, obgleich das höchſte Glück und die höchſte Erkenntniß dem Menſchen verloren war, von der urſprünglichen Klarheit Wahrheit und Reinheit ſo viel behielten, daß ſie nicht ganz in thieriſcher Dumpfheit und Stumpfheit der Gefühle und Düſterniß der Gedanken hinträumten? Aber auch ſelbſt dieſe glücklicheren Völker waren freilich weit von dem Bilde der Unſchuld und Kindlichkeit, die einſt geweſen ſind, weil ſie unſerm Gemüthe mit ſo unendlicher Sehnſucht als ein urſprüngliches Bild eingeprägt ſind. Doch wahrſcheinlich wurden ſolche bei allen Mängeln und Leidenſchaften, die der menſchlichen Natur ankleben, durch Einfalt und Aufrichtigkeit der Herzen und durch eine ebene Mäſſigkeit der Triebe und Leidenſchaften manche Geſchlechter hindurch mit leidlichem Glücke geführt, ſo daß Sitte und Gebrauch für Geſetz und Befehl herrſchten. Aber dieſer glückliche Zuſtand konnte bei der Unvollkommenheit dieſer Erde und unſeres Geſchlechtes nicht immer beſtehen. So wie die Menſchenmenge ſich mehrte, wie um die Bedürfniſſe und um ihre Befriedigung Gedränge entſtand, mehrte ſich auch der Streit und der Hader um das Leben, und aus dieſem Streit und Hader mehrten ſich die Leidenſchaften und Gelüſte, ja neue und fürchterliche wurden erweckt, die bisher in der tiefſten Bruſt geſchlummert hatten. Nun entſtanden Gewaltige auf Erden, die in Wolluſt Habſucht und Herrſchſucht hinfuhren und ſprachen *was mich gelüſtet, das iſt mein Recht*: es entſtanden Unterdrücker und Unterdrückte Herren und Knechte. Gegen Unrecht und Gewalt ſuchten die

Hülfloſen Schutz: es waren ſtrengere Geſetze nöthig, welche die wilden Leidenſchaften bändigten und ſchreckten. Die Gewaltigen und Tyrannen ſelbſt fanden ihnen dieſe Geſetze nützlich: ſie fühlten, ohne die Vorſpiegelung eines Scheines des Rechtszuſtandes ſey auch ihre Herrſchaft die unſicherſte. So ſchränkten ſie die Gewalt ein, wo ſie ihnen keinen Vortheil brachte, ſie befehdeten die kleinen Verbrechen, damit Einer die großen thun dürfte: ſo weit begünſtigte der Eigennutz die Gerechtigkeit.

Mit dieſem Zuſtande der Völker oder einzelner Stämme, die ſich allmälig zu einem Volke zuſammenbilden und zuſammengeſtalten, beginnen die kürzeren oder längeren luſtigeren oder traurigeren Probejahre, wo mitten im Kampfe der Leidenſchaften und Bedürfniſſe ein feſterer Zuſtand des Rechts geſucht werden ſoll. Es iſt dieſe Epoche der Völker jenen grünen Jahren des Jünglings gleich, wo im üppigen Treiben der Säfte die mannigfaltigſten Triebe und Begierden Gefühle und Gedanken und die wunderſamſten Wechſel von Thätigkeit und Faulheit Sturm und Stille Wildheit und Milde ſich einander durchkreuzen, wo der große Verſuch gemacht wird, ob der Jüngling ein tüchtiger oder ein nichtiger Mann werden ſoll. Auf eine ähnliche Weiſe gehen die Schwankungen und Schwingungen der Völker in dieſen Anfängen eines eigentlich politiſchen Zuſtandes zwiſchen Glück und Unglück zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft zwiſchen Verwilderung und Vermenſchlichung vielfältig hin und her, bis ſie endlich auf jenen gefährlichen Punkt kommen, wo ſie den Beweis zu führen haben, ob ſie edel oder unedel tüchtig oder nichtig ſind. Viele Völker ge:

langen nicht einmal auf den Punkt dieſer Beweisführung, ſondern gehen in den erſten wilden Kämpfen und rohen Verſuchen unter, ohne daß nachher von ihnen noch ein Klang in der Geſchichte gehört wird.

Dieſe Kämpfe und Streite der Triebe und Leidenſchaften der Vernunft und Unvernunft der Gewalt und des Rechts zu verfolgen und zu begleiten, iſt leicht das Anziehendſte und Anmuthigſte, was uns in der Geſchicht begegnet. Das aber thut uns am meiſten wohl und iſt ein Beweis, daß die urgebohrne Gerechtigkeit in unſern Herzen noch nicht ganz erloſchen iſt, wann wir die Völker auf dem Punkte ſehen, wo auf der einen Seite die Triebe und Kräfte der Menſchen in ſchöner irdiſcher und natürlicher Blüthe ſtehen und wo auf der andern Seite das Geſetz in ſeiner heiligen Majeſtät den Fürſten wie den Bürger umſchlungen hält und von jedermänniglich geehrt und gefürchtet wird. Dieſes ſchöne Schauſpiel menſchlicher und politiſcher Lebendigkeit und Freudigkeit geben uns von den alten Völkern zuerſt die Griechen in ihrer reitzenden und frei und ſtolz ſpielenden Mannigfaltigkeit der Entwickelung und Bildung. Von den neuen Völkern iſt hier die italiäniſche und teutſche Geſchichte die lehrreichſte und anmuthigſte, weil der Italiäner und Teutſche im Mittelalter auf die freieſte und mannigfaltigſte Weiſe nach Freiheit und Geſetzlichkeit geſtrebt hat. Freilich wenn wir auf die jüngſten Jahrhunderte blicken, müſſen wir mit Wehmuth bekennen, daß Italien und Teutſchland das Spiel verloren zu haben und daß andere Völker, die einen ſachteren und gleicheren Schritt hielten, ihnen vorgelaufen zu ſeyn ſcheinen. So ſtehen unter andern die Schweden und Engländer da, deren bürgerliches Streben und Ringen vor Jahrhunderten nicht ſo ſtolz und großartig, wenigſtens nicht ſo menſchlich und freudig ſchien, als das der oben genannten Länder, deren Freiheit und Geſetz aber jetzt feſter begründet ſteht, als die ihrigen. Das iſt das Erhebendſte bei der Nachſuchung und Verfolgung dieſes edleren Strebens nach menſchlicher und bürgerlicher Freiheit und des Kämpfens und Ringens um dieſelbe, daß nirgends ſo ſehr erſcheint als darin, was im Leben und in der Geſchichte das Große und Ewige iſt: daß das erſcheint, daß es nicht auf die Dicke ſondern auf die Tiefe ankommt, daß wir von Natur nicht die meiſte Maſſe, ſondern den meiſten Geiſt zu ſuchen und zu lieben angewieſen ſind. So wird Athen, deſſen Gebiet in zwei Tagen durchſpaziert werden konnte, uns mehr als das Reich des großen Perſerkaiſers, das für ſeine ungeheure Weite am bequemſten ein Hundertmeilenmaaß gebrauchte, und Städte wie Florenz und Köln können eine gröſſere Geſchichte haben als Königreiche, die ſich rühmen, auf ihrem Gebiete könne zu gleicher Zeit die aufgehende und die untergehende Sonne geſehen werden. Man ſtelle den dicken Kappodocier und den leichten und feinen Menſchen von Tyrus und Athen, man ſtelle den Wallfiſch und das Pferd den Puter und die Nachtigal neben einander, und man hat in dem unwillkührlichen Lächeln, wovon man bei dem Gedanken dieſer Zuſammenſtellung ergriffen wird, die innere Bedeutung des Angedeuteten. Die Griechen und hie und da auch die Italiäner hatten den Vortheil vor uns Teutſchen, daß ſie zu rechter Zeit fanden, welche das Große und Würdige ihrer Geſchichte friſch und lebendig beſchreiben konnten.

Bei uns wird es von Tage zu Tage zweifelhafter, ob wir ſolche je finden werden; denn die Möglichkeit der Beſchreibung unſerer Vergangenheit muß in dem Maaße erſchwert werden, in welchem unſere Gegenwart als Parodie gegen die Vergangenheit tritt. Halb vergeſſen und in ihren ſchönſten Theilen verdunkelt liegt unſre große Geſchichte mit Staub und Moder bedeckt und hie und da ſo von Motten und Würmern zernagt und zerfreſſen, daß ſie kaum noch wieder ins Leben hergeſtellt werden kann. Die letzten Jahrhunderte hat unſer Fleiß ſich faſt allein an Kaiſer- und Fürſtengeſchichten und an Staatshändeln und unbedeutenden Kriegen und Friedensſchlüſſen zerarbeitet, wobei die Beſchreibung nicht großartig und Sinn und Wort nicht tief werden konnten, weil die Thaten und ihre Art kleinlich oder doch einförmig und karakterlos waren. In den fünf Jahrhunderten von den Kreuzzügen bis zum Jahre 1600 liegt unſre große Geſchichte beſchloſſen, wovon noch gar kein großes Bild entworfen iſt, ſondern wovon wir hie und da einzelne artige Miniaturgemälde haben. Wenn wir aber das Einzelne gegen einander ſtellen wollen, ſo bedenke ich mich nicht zu behaupten, daß eine lebendige Geſchichte von teutſchen Städten, wie Strasburg Köln Nürnberg und Lübeck weiland waren, wohl größere Mannigfaltigkeit wirklichen lebendigen Lebens und Strebens haben mögte, als die Geſchichte manches Reiches, das ſich deswegen ein großes Reich nennt, weil 24 oder 40 Millionen Menſchen Unterthanen Eines Herrn heißen.

Es giebt ein paar Worte, die man vor gewiſſen Leuten nicht nennen darf, weil gewiſſe Völker und weil jüngſt noch ein gewiſſes Nachbarvolk gräulichen Unfug und Misbrauch damit getrieben haben: die unſchuldigen Worte Freiheit und Gleichheit. Indeſſen kann man durch die Geſchichte, wo ſie eine große Geſchichte iſt, und durch die Fragen und Betrachtungen über Geſetzgebung und Verfaſſung kaum einen Schritt thun, ohne daß einem dieſe beide begegnen. Es mögte gleich ewig unentſchieden bleiben, ob ſie für die Erde gehören, ja es mögte auch durch wirkliche Einrichtungen der Menſchen hienieden nie ein Beweis der Möglichkeit ihres irdiſchen Daſeyns abgelegt ſeyn, ſie ſind als Ideen einmal in unſern Köpfen und als Wünſche in unſern Herzen, und das Verlangen nach ihnen iſt da, auch wenn es kein politiſches Verlangen iſt. Denn das Bekenntniß legen die meiſten Menſchen unwillkührlich ab in der Art, wie ſie ſich darüber ausdrücken, daß die hohen Güter, die ſie durch dieſe Worte bezeichnet glauben, hier auf Erden ſehr ſelten erlangt werden. Dahin zielen ungefähr die Seufzer des Unterdrückten und Unglücklichen, wenn er, mit dem Blicke zum Himmel gewandt, ausruft: »Nun es »wird ja auch ſein Ende haben, im Himmel ſind »wir gottlob alle gleich« und die gewöhnlichen Ausſprüche des Glaubens des Frommen, wenn er ſpricht: »o wie viel glücklicher und freier würden wir le»ben, wenn Adam Gott nicht ungehorſam geweſen »wäre!« Bei ſolchen Ausbrüchen der Hoffnung und Sehnſucht ſind die Menſchen ſich freilich ſelten bewußt, was denn ihre himmliſche Gleichheit und paradieſiſche Freiheit eigentlich ſeyn ſoll und ſeyn kann, aber ſie denken ſich doch etwas die irdiſche Mühſeligkeit Gebrechlichkeit und Beſchränktheit weit Uebertreffendes; das fällt vorzüglich bei den meiſten in dem Begriff von Himmel und Paradies wohl zuſammen, daß in der unendlichen Weite, mit welcher dieſe ſich ihrer Fantaſie aufthun, Raum und Freude für alle iſt, daß dort nicht um Beſitz und Genuß gerungen wird, wie hier unten. Und in der That auch hier auf der Erde und bei dem Gedanken an die Erde und an ihre Einrichtung und Verwaltung, wenn wir uns ſo forttragen laſſen und uns bloß das urſprüngliche und allgemeine Bild vorſchwebt und durch ſeinen Glanz die bedingenden und beſchränkenden Verhältniſſe in Schatten ſtellt, beſchleicht uns der ſüße Wahn einer gleichen Vertheilung von Beſitz und Freude, und wir wollen ſo gern eine Zeitlang nicht wiſſen, daß es von jeher viele recht gepreßte und mühebeladene Sterbliche auf unſerm kleinen Planeten gegeben hat und auch künftig geben wird.

Wie nun die Verhältniſſe der Dinge auf Erden geſtellt ſind, wie die Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit der menſchlichen Natur und der Erde ſelbſt, wie die verſchiedenen Anlagen und Triebe, die verſchiedenen Fähigkeiten und Kräfte dieſen ſchönen Traum aus einer beſſeren Welt hienieden nicht verwirklichen laſſen, das entdecken wir nur zu bald, wenn wir das Leben und die Geſchichte befragen, und lernen uns in unſern idealiſchen Anſprüchen beſcheiden, weil wir uns beſcheiden müſſen. Wir lernen endlich als Verhängniß anſehen, was wir nicht ändern können, und nennen die unbezwingliche Gewalt, die ſelbſt über Ideen hinaus herrſcht, Glück oder Schickſal. So geben wir denn jene paradieſiſche und himmliſche Gleichheit auf, die gleichen Beſitz gleiche Freude und gleichen Genuß anſpricht; aber eine andere Gleichheit begehren wir von den Menſchen, wenn wir jene von Gott nicht erlangen können: wir begehren, wenn das Schickſal Gaben und Güter und Genüſſe des Daſeyns ſo ungleich getheilt hat, daß das Geſetz, welches der Menſch ſetzt als Ausgleicher des Ungleichen und Beſänftiger des Streitenden, nicht auch ſein Gewicht noch in die Wagſchale des Glücks lege und ſo den ſchon vom Schickſal Verſäumten ganz zermalme. Wir begehren alſo jene Gleichheit von dem Geſetze, daß es jedem, er ſey hoch oder niedrig reich oder arm, mit gleichem Maaße meſſe und mit gleicher Wage wäge.

Auch der Begriff der Freiheit iſt ein verhüllter Begriff, von welchem wenige Menſchen ſich eine klare Vorſtellung machen, den jeder nach ſeiner Anſicht und nach ſeinem Gefühle auslegt und der in der That der mannigfaltigſten Auslegungen fähig iſt. Die Menge, die ſich nichts ganz klar denkt, verſteht unter dem Worte Freiheit häufig jenen Zuſtand, wo einer thun kann, was er will, und da ſcheint darunter ein gar gefälliges Leben zu ſtecken, das mit dem ſo ziemlich zuſammenfällt, was man unter Ausgelaſſenheit verſteht. Die arme Menge meint es aber ſo ſchlimm nicht, als es bei dem erſten Schein ausſieht, am wenigſten aber denkt ſie an politiſche Ausſchweifungen, ſondern höchſtens an jene Zügelloſigkeit der Genüſſe, wodurch man häufig der kleinen Polizei in die Hände fällt. Ueberhaupt denkt die den meiſten Menſchen natürliche Gutmüthigkeit bei dem Worte Freiheit immer mehr an das, was Freude und Genuß giebt, als an jene gefährlichen politiſchen Wagſtücke, wo um Herrſchaft und Verfaſſungen oft ſo blutig gerungen wird. An den ſorgloſen den müheloſen und kummerloſen Zuſtand wird dabei am meiſten gedacht. So ſagt man bei der wehmüthigen Rückerinnerung an die Kindheit und Knabenjahre: O hätten wir doch jenes ſchöne freie Leben wieder! So ruft der Beamte, zwiſchen ſeinen Aktenſtöſſen ſitzend: O die goldene Jugendfreiheit! So ſchwört der Matroſe bei dem Lande, wo Rum und Tabak ohne Abgabe eingeführt werden darf: das iſt ein Land! freier lebt es ſich in der Welt nicht. So haben Nero's Freigelaſſene weiland geſegnet, wann ſie Kapaunen verſchlangen und Cyper und Syrakuſer ſchlürften: Gott erhalte den Kaiſer, den Liebling des Menſchengeſchlechts, den Beſchützer der Freiheit und Freude! Und ſo ſegnet noch heute mancher Lakai mit und ohne Stern das freie und glückliche Leben, was ihm ſein erlauchter X und Y ſchafft. Es giebt Alter des Menſchen, die einen ſo engen Spielraum bedürfen und Leidenſchaften und Bedürfniſſe ſo wenig kennen, daß ſie ſich frei dünken, wann ſie ſatt ſind und wann ſie in des lieben Gottes Luft und Licht ſpielen und ſich tummeln dürfen, wie ihnen gefällt; es giebt endlich Menſchen in allen Altern, die nur mit dem Bauch und der Kehle und noch allenfalls mit einem andern halben Sinn leben, die mit einer ſanchopanſaiſchen Seele Freiheit zu athmen und nichts als Freiheit zu fühlen und zu ſchlürfen ſcheinen, wann ihnen nur die Fülle der leiblichen Weide beſcheert wird. Auf hundert verſchiedene Weiſen wird die Freiheit alſo von den verſchiedenen Menſchen genannt und verſtanden, nach den verſchiedenſten Richtungen hin wird ſie erſtrebt und erjagt, mit dem verſchiedenſten Maaße wird ſie gemeſſen, mit der verſchiedenſten Liebe begehrt, mit der weiteſten Kluft endlich wird ſie geſteigert oder geſenkt.

Aber jenſeits der ſeligen Schuldloſigkeit und Unbefangenheit der Jugend, die ſich ſo frei fühlt, weil ſie ſo wenig von der Welt bedarf und begehrt, und jenſeits der gemeinen Menſchen, welchen dort alles Glück ausgeſchüttet däucht, wo die wenigſte Arbeit und der reichſte Genuß iſt, wird noch nach einer andern Freiheit gefragt, wodurch auch die Geiſter ihre Weide haben wollen; und dies iſt eigentlich die Freiheit, worauf wir hier hinſpielen: die politiſche Freiheit im höheren Sinn. Hätten wir ſo wenig verderbliche und einander feindſelige und zerſtörende Leidenſchaften und Bedürfniße wie die Kinder, wäre die Natur auch gegen die Menſchen überhaupt ſo liebreich und gütig, als die meiſten Menſchen es in der Regel doch gegen Kinder ſind, ſo hätte das Menſchengeſchlecht von der Wiege bis zu ſeinem Grabe luſtig mit einander hinſpielen und leben können, wie es ihm gefiel; denn die kleinen Hader, die wohl einmal entſtanden wären, hätten ſich faſt immer leicht und unblutig beilegen laſſen. Dann wäre das, was wir im höheren Sinn unter dem Worte politiſche Freiheit verſtehen, nie in einem Menſchenkopfe zu einem Begriffe geworden. Aber die Noth der Natur die Unbarmherzigkeit der Elemente der Ungeſtüm und die Wildheit unſerer Gelüſte und Begierden haben auf Erden frühe Unglückliche und Verbrecher Tyrannen und Knechte geſchaffen und die Menſchen, der ewigen Unſicherheit und unaufhörlichen

Wechſel eines ungebundenen Zuſtandes müde, den einige die urſprüngliche Freiheit nennen, haben ſich ſelbſt Geſetze gegeben und ſich mit vielen freiwilligen Banden gebunden, weil ſie ein beſchränktes Glück mit Sicherheit einer unſicheren Ungebundenheit vorzogen. So ſind die Völker einer ſelbſt gemachten Nothwendigkeit dienſtbar geworden, wodurch den zu kühnen Verbrechen und zu frechen Leidenſchaften die Bahn verengt werden ſollte. Dieſer Zwang, deſſen ein vollkommeneres Geſtirn und vollkommnere Weſen freilich nicht bedurft hätten, hat zuerſt den Begriff der Freiheit gebohren. Das Wort Unſchuld iſt durch die Schuld und das Wort Freiheit durch den Dienſt in die Sprachen der Menſchen gekommen: um das Geſetz, um das, wodurch der Zwang bedingt iſt, hat ſich die Idee der Freiheit geſammelt und entwickelt.

Der Menſch, wenn er bis auf dieſen Punkt der Entwickelung gekommen iſt, wenn er die ſogenannte urſprüngliche Freiheit bis hieher aufgegeben hat, beginnt nun das Gebiet abzuſtecken, in welchem er ſich noch frei und ungehindert bewegen darf. Grauen vor Gewalt der Natur und vor der ſchlimmern Gewalt ſeines Gleichen machte ihn dem Geſetze dienſtbar. Da er nun das Geſetz freiwillig empfangen hat, wohl wiſſend, daß er eine groſse und ſchwere Laſt auf ſeinen Nacken nahm, die er künftig oft ſehr drückend fühlen würde, ſo hat er es nur aufgenommen, damit er von den Plagen jenes unbeſtimmten und wüſten Zuſtandes befreit würde, wo er ohne feſte Uebereinkunſt mit ſeines Gleichen doch immer rechtlos und ſchutzlos und alſo unglücklich war; er hat ſein Recht und ſeine Richtſchnur geſucht und gefunden, Da der Menſch den einzelnen Willen — ein hohes Gut, das er nur um höhere Güter aufgeben konnte — gebändigt und drein gegeben hat, ſo verlangt er unerbittlich, daß es keinen einzigen Willen gebe, der über die Uebereinkunft hinaus oder gar gegen die Uebereinkunft etwas vermöge. Er darf hier auch nicht die geringſte Ausnahme zugeſtehen; denn was für Einen erlaubt und möglich wäre, müßte nach einem ganz gültigen Schluſſe ja auch für Millionen erlaubt und möglich ſeyn: wann der Damm erſt für Bäche durchbrochen iſt, wird er es auch für den Strom werden. Der dem Geſetze unterwürfige Menſch will demnach, daß alle ſich demſelben unterwerfen ſollen, er will, daß der König ſeine Majeſtät erkennen und ihr gehorchen ſoll wie der Bettler. In dieſer Majeſtät des Geſetzes ſetzt er die eigentliche Freiheit. Wo aber nur die geringſte Ausnahme iſt, wo gelehrt werden darf, daß der Herrſcher über dem Geſetze iſt, da nimmt er das Gebiet der Sklaverei an, wie mannigfaltig auch die Abſtufungen vom Beſſeren und Schlechteren oder umgekehrt ſind. Nach hundert Zufälligkeiten, nach der Beſchaffenheit jedes Landes und der Eigenthümlichkeit jedes Volkes können die Geſetze ſelbſt, welche Menſchen ſich geben, auch die verſchiedenſten ſeyn, ſtrenger oder milder, vollkommener oder unvollkommener; doch wird nach ihnen die Freiheit nicht gemeſſen, ſondern nach dem allgemeinen Gehorſam, womit jeder unter denſelben gebunden iſt: und mit Recht halten die Menſchen, welche ſich auf Freiheit verſtehen, den Staat beſſer und glücklicher, wo ſchlechten Geſetzen ohne

Ausnahme gehorcht wird, als jenen andern, wo Eigenmacht oder Muthwille gute Geſetze nur zuweilen überſchreiten dürfen.

Der eigentliche Begriff politiſcher Freiheit iſt alſo: Höchſte und ausnahmenloſe Herrſchaft des Geſetzes *); denn nur wo dieſe Herrſchaft wirklich iſt, kann der Menſch ſein Leben ſo einrichten, daß er durch ſtrengen Gehorſam nichts zu fürchten und ſich vor keinem einzelnen Willen zu beugen hat: welche Beugung, ſelbſt wenn ſie innerhalb der Verbeugungen ſtehen bleibt, das bitterſte Leid iſt, was einem ſtolzen und muthigen Herzen widerfahren kann. Auſſer dieſer hohen politiſchen Freiheit ſpricht man häufig noch von einer höheren, von der ſogenannten geiſtigen Freiheit, und auch über dieſe muß hier Einiges gewinkt werden.

---

*) Man könnte ſagen, dieſe Beſchreibung der Freiheit ſey zu eng, und ſie hätte heiſſen ſollen: Freiheit iſt der Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft, wo ſolche Geſetze herrſchen, welche die größte leibliche Sicherheit und das größte leibliche Wohlſeyn mit der höchſten geiſtigen Entwickelung und dem höchſten geiſtigen Wohlſeyn verbinden, und wo dieſe Herrſchaft allgemein iſt. Ich aber behaupte, die Breite iſt nicht nöthig.

Ueberflüſſige Geſetze, welche die menſchlichen Kräfte ohne Noth beſchränken, und ſchädliche Geſetze, welche ſie unterdrükken, werden von ſelbſt verſchwinden, wenn ihnen von allen ohne Ausnahme gehorcht werden muß; denn dann haben ſie für niemand Vortheil. Solche ſind durch Herrſchaft und Habſucht erfunden, ſie entſtehen und werden vervielfältigt, wo Einer oder Mehrere auſſer und über dem Geſetze ſtehen. Der geſunde Verſtand und das richtige Gefühl der Menſchen werden, wenn kein Einziger iſt, der Vortheil dabei hat, daß das Ueberflüſſige und Schlechte bleibe, immer erſchaffen was allen

Die Guten und Redlichen, wann ſie klagen, daß es auf dieſer unvollkommenen Erde nicht ſo iſt, wie es nach dem der Menſchenbruſt von Anbeginn eingepflanzten Bilde der Gerechtigkeit ſeyn ſollte, wann ſie klagen, daß Habſucht Schmeichelei Lüge und Sklavenſinn oft alle Geſetze umgehen oder durchbrechen, kurz wann ſie klagen, daß der Stolz und die Freiheit todt und der Eigennutz und die Knechtſchaft recht lebendig ſind, werden von vielen mit der Antwort abgewieſen: »Ihr klagt thörigt; wer kann »dem Menſchen die Freiheit nehmen? die Freiheit »nemlich, welche allein dieſen Namen verdient, die »geiſtige Freiheit? Freilich die Theilnahme an den »Geſetzen und an der Geſetzgebung kann der Deſpotismus euch abſchneiden, auch das Sprechen »kann er euch theuer machen durch Cenſuredikte »und durch heimliche Späher, die mit dem Verdachte und der Anklage allenthalben lauſchen, aber »das Denken kann er euch nicht verbieten.«

---

nützt und wegſchaffen was allen ſchadet. Die alten Völker nannten jeden Zuſtand der politiſchen Geſellſchaft Tyrannei, wo der Herrſcher oder die Herrſcher (wann es Ariſtokratie Oligarchie oder Ochlokratie war) nur das Geringſte vermogten über das Geſetz hinaus oder neben dem Geſetze hin. Solche Herrſcher hieſſen Tyrannen. Es konnten die freundlichſten mildeſten und gerechteſten Menſchen ſeyn; ſie waren mit Haß beladen, wenn ſie nicht ſo gerecht waren, ſich unter das Geſetz zu ſtellen und das Geſetz für den einzigen rechtmäſſigen Tyrannen und Deſpoten zu erklären: niemand vertraute denen, welche auch die Macht hatten, das Böſe und Ungerechte zu thun. Der Name Tyrann iſt in die abendländiſchen Sprachen übergegangen, worin er nicht mehr auch den milden Gewaltherrſcher bezeichnet, ſondern bloß den, deſſen Gemüth ſich zur Ungerechtigkeit und Grauſamkeit neigt.

So oder auf eine ähnliche Weiſe hat man viele antworten gehört; ſie können mit ſolcher Antwort wohl die Perſon, aber nicht die Sache abfertigen. Denn der gewöhnliche Spruch: Alles mag ein Tyrann dem Menſchen verbieten, nur nicht das Denken, dieſes hat Gott frei gelaſſen, hält nur bis zu einem gewiſſen Punkt Stich. Wir wiſſen, daß es bei dem ſklaviſcheſten Zuſtande der Geſellſchaft einzelne Wortklauber und große Schriftgelehrte gegeben hat; ſolche ſah man nach dem Untergange der griechiſchen Freiheit an den Deſpotenhöfen von Alexandrien Antiochien und Pergamus, aber das arme unterdrückte Volk dachte nicht mehr mit, und deswegen fehlte den Rednern Weltweiſen Gelehrten und Künſtlern jene erhabene Einfalt und kühne Würde und Hoheit der Seele, welche ſterbliche Werke mit dem Zeichen der Gottähnlichkeit ſtämpeln. Deswegen iſt auch keine geiſtige Freiheit im höheren Sinn, wo die politiſche Freiheit fehlt. So iſt der Menſch einmal gebohren, daß er äuſſeren lieblichen Reitz haben muß, damit das Innere Geiſtige in ihm lebendig werde und bleibe. Wo eine freie Verfaſſung iſt, d. h. wo das Geſetz am höchſten herrſcht, da findet ſich dieſer Reitz. Für die heilige Hut dieſes Geſetzes ſind die Beſten und Geiſtvolleſten im Volke immer gerüſtet, und die Staatskräfte, die mit verſchiedenen Vortheilen auf einander drücken und mit einander kämpfen, unterhalten einen fröhlichen Kampf, der alle Geiſter des Volkes erfriſcht und bis zu den unterſten Klaſſen durchdringt, ſo daß alle ihr Geſetz kennen und anerkennen. Dieſe allgemeine Theilnahme des Volkes an den politiſchen Verhandlungen, wie ſie z. B. in England iſt, kann man die Theilnahme aller an der Geſetzgebung nennen; denn wenn auch nicht alle unmittelbar daran Theil haben, (was ſie nicht ſollen, weil das eine polniſche Anarchie geben würde) ſo iſt jene mittelbare Theilnahme, daß ſie nemlich mit den Herzen billigen oder verwerfen, was die höchſten Gewalten oder was ihre Stellvertreter thun, ein großes Ding. Dieſes große Ding giebt allen Kraft Seele und Zunge. Wenn aber das Geſetz nicht am höchſten herrſcht, wenn einer oder mehrere ſind, die über dem Geſetze ſtehen oder ſich auſſer dem Geſetze geſtellt haben, ſo fehlt die Luſt, den Geiſt zu üben, und das Wetter das Schauſpiel die Mädchen ja Kapaunen und Rehkeulen und Weine ſind endlich die größten Gegenſtände der Gedanken des reitzloſen und dumpfen Geſchlechtes; wenn es vollends eine Macht giebt, die es gar zum Verbrechen macht, über andere Gegenſtände als ſolche zu ſprechen oder zu ſchreiben, wenn der bezahlte Hiſtoriograph und Hofpoet oder ein lügender Schmeichler und nach Orden und Jahrgeldern ſchnappender Ankläger die erſten Geiſter genannt werden müſſen, und gelobt werden, weil ſie loben, ſo ſchwimmen in dem faulen und ſtinkenden Todtenmeere der Knechtſchaft und Schande endlich Nerone und Domitiane und Vierzehnte Ludwige in Wolluſt und Blut oben, und unten kriecht ein verthiertes und verdummtes Menſchengeſchlecht in fürchterlicher Stummheit und Leerheit, welche der Hofpoet als Glückſeligkeit beſingt, und brummt nur zuweilen wohlgefällig, wann es ſich ſatt gefreſſen hat.

Alſo unſre Freiheit heißt Herrſchaft des Geſetzes, damit ein würdiger Kampf ſey für die Beſchützung und Erhaltung des Geſetzes, damit alle durch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben das Geſetz kennen und anerkennen, damit die Geiſter dadurch lebendig und friſch erhalten und gereizt werden zu jeder edlen Kühnheit zu jeder hohen That und zu jedem ſchweren und unſterblichen Werke. Durch etwas Großes und Gemeinſames, was allen nah liegt, müßen die Menſchen zum Reden und zum Denken erweckt werden. Denn Reden und Denken iſt Eins, und wer das Sprechen verbietet, verbietet auch das Denken; die Lippe iſt der Wetzſtein des Geiſtes, über die Lippe muß der Gedanke oft hin und her laufen, damit er Glanz Farbe und Geſtalt gewinne. Ein im Innern verſchloſſener und durch Deſpoten und Spione zurückgeſcheuchter Gedanke iſt eine Sonne und ein Blitz hinter düſtern Wolken; die Zunge muß gelöſt werden, damit der Gedanke wärmen und leuchten könne: immer verſchloſſen erkaltet er allmälig und ſtirbt. Der Tag bricht an und der Menſch ſpricht. Dies iſt ſo ſehr Ein Wort und Eine Bedeutung, daß die ganze ſchöne Welt Gottes wüſt todt dumm und ſtumm wird, wann beide nicht mehr hervorbrechen dürfen; denn die Sprache iſt die geiſtige Sonne auf Erden und muß zuweilen auch der geiſtige Blitz ſeyn.

Wir fanden bei der Betrachtung deſſen, was unter dem Worte Gleichheit verſtanden und begriffen wird, daß die urſprüngliche Idee dieſer Gleichheit dem menſchlichen Gemüthe ſo eingepflanzt ſey, daß alle Menſchen gleichen Genuß der Erde und der Freude hätten. So hat Gott dem Menſchen ſein Paradies gepflanzt, ſo ſind die goldenen und ſaturniſchen Zeitalter einſt geweſen und ſpäter als Fabeln der Dichter geglaubt worden, jene Zeitalter, wo die Menſchen ohne Krankheit und ſchwere Sorgen und Arbeiten Jahrhunderte fortlebten, wo die wilden Leidenſchaften der Habſucht und Wolluſt noch nicht wütheten, wo freundliche Güte und Milde vor Hader bewahrte, wo kein Todtſchlag und kein Krieg war, und wo die Lebenden glaubten, daß die Geſtorbenen, weil ſie noch ſo rein und glücklich waren, unmittelbar zu den Sitzen der Götter aufſtiegen und von ihnen herab als Engel und Schutzgeiſter den ſpäteren von jener Reinheit und Glückſeligkeit immer mehr ausartenden Geſchlechtern beiſtanden. Aber dieſe Gleichheit hat auf Erden nicht bewahrt werden können und iſt auch nirgends mehr möglich zu machen; für die Verſtändigen, welchen Narrheit und Verbrechen nicht gefallen, die aus ſo thörigtem Streben folgen müßten, als das Streben nach ſolcher Gleichheit ſeyn würde, hat die Gleichheit endlich den Begriff bekommen, daß das Geſetz, der Schirmer und Strafer, alle gleich richten ſoll. Obgleich dies nun ſo iſt und wegen der Verhältniſſe und Anlagen und Triebe der Natur und des Menſchen nicht anders ſeyn kann, ſo ſind doch groſe und weiſe Männer geweſen, welche darauf geſonnen haben, die Gleichheit des Beſitzes und der Freude den Sterblichen durch eine ſtrenge und feſte Geſetzgebung ſo zuzutheilen, daß der Unterſchied des Glücks und der Glücksgüter der Bewohner eines Landes nicht zu ungeheuer würde: ſie haben wenigſtens eine Annäherung zu jener urſprünglichen Gleichheit geſucht, die jetzt eine idealiſche Gleichheit ſcheint. Sie waren zu weiſe Männer, als daß ſie nicht begriffen hätten, daß die Ordnung der Natur, die man auch eine Ordnung der Nothwendigkeit nennen könnte, ſich nicht willkührlich verrücken laße; aber ſie meinten, es laßen ſich gegen die Gewalt des Zufalls und gegen die menſchliche Willkühr, daß ſie ſich nicht zu viel erlauben, durch das Geſetz eherne und unzerbrechliche Riegel vorſchieben, es laße ſich etwas ſetzen, wodurch Glück und Unglück ein zu freches Würfelſpiel mit den armen Sterblichen zu ſpielen gehindert würden: Die weiſeſten und berühmteſten Völkerſtifter und Geſetzgeber des Alterthums haben ihre Staaten auf Ackergeſetzen gegründet. Das wußten ſie, daß ſie Natur und Glück nicht binden konnten, daß ſie die menſchlichen Kräfte und Anlagen nicht ſo binden durften, daß der Geſchwinde mit dem Lahmen, der Starke mit dem Schwachen, der Kluge mit dem Dummen, der Faule mit dem Fleiſſigen durchaus Eine gleiche Bahn des Glücks laufen müßte; aber dahin haben ſie geſtrebt und das haben ſie zum Theil erreicht, daß wenigſtens ein großer Kern ihres Volkes durch die Verfaſſung ſelbſt in einem gewiſſen tüchtigen und mittelmäßigen Zuſtande des ungefähr gleichen Wohlſtandes erhalten wurde. Sie wollten vorzüglich dem Unglück vorbeugen, wodurch die Staaten endlich unvermeidlich untergehen, daß nicht einige Wenige durch Glück und Geſchicklichkeit zuletzt allen Beſitz an ſich riſſen und die große Maſſe des Volks zu bloßen Knechten und Tagelöhnern dieſer wenigen Reichen erniedrigt würden. Sie hatten hiebei zwei Dinge am meiſten ins Auge gefaßt. Erſtlich meinten ſie, — und welcher Verſtändige meinet das nicht mit ihnen? — in den Klaſſen des Volks, die eine geſicherte mittelmäſſige Wohlhabenheit haben, werde Tugend und Redlichkeit, um deren willen doch jeder Staat gegründet gedacht werden ſoll, am reinſten und treueſten erhalten; und zweitens wußten ſie, das Vaterland könne keine muthigere und zuverläſſigere Vertheidiger haben als diejenigen, welche Arbeit und Beſchäftigung nicht in Weichlichkeit verſinken ließen und welche mit ihrem Vermögen ſo an dem Lande feſtgewachſen ſaßen, daß ſie es in Zeit der Gefahr nicht wie Wechsler und Lombarden einpacken und in ſicherere Orte tragen konnten.

Ein großer Mann iſt hier vor allen andern zuerſt zu nennen, nemlich der Träger des Alten Teſtaments, der Seher und Mann Gottes, Moſes. Je mehr man das Werk ſeiner Geſetzgebung betrachtet, deſto mehr muß man ſeine tiefe Weisheit und ſeinen alle Verhältniſſe der Geſellſchaft umfaſſenden Blick bewundern. Der Staat, den Moſes ſtiftete, war eine Theokratie, aber ſehr weit von der Unterdrückung und Sklaverei. Der weiſe Geſetzgeber hatte das Land berechnet, das von den Kindern Iſrael erobert und beſetzt werden ſollte, und hatte in dieſer Berechnung jedem Stamme nach ſeiner Volkzahl ſein Gebiet zugetheilt. Aber weil ſein Entwurf nicht ausgeführt wurde, weil einige Stämme zu frühe zum Beſitz des Ihrigen kamen und ſich bald der Ruhe und Faulheit überließen und den andern, die ihr volles Erbtheil noch nicht hatten, mit den Waffen in der Hand nicht dazu halfen; weil unter den verſchiedenen Stämmen auch bald Eiferſucht einriß; und weil auf Joſuah nicht ſogleich ein kriegeriſcher Anführer folgte — ſo haben Moſes große Ideen nie völlig zum Leben gelangen können, da der politiſche Staatsleib, worauf er bei ſeinem Entwurf gerechnet hatte, nie ganz ward. Und deswegen iſt der moſaiſche Staat früh zerſpaltet, dann wegen ſeiner Zwietracht und weil er die Küſten und den Libanon nach Moſes Plan nicht erobert und beſetzt hatte in den Kriegen neidiſcher Nachbarn und mächtiger fremder Eroberer Jahrhunderte lang hin und her geworfen, darauf unterjocht und zinsbar, und endlich bald nach dem Anfange unſerer Zeitrechnung gänzlich ausgelöſcht worden.

In dieſer moſaiſchen Geſetzgebung war der Stamm der Leviten, zu welchem der Mann Gottes ſelbſt gehörte, ein mit vielen Vorrechten begabter und gleichſam adlicher Stamm. Aber das übrige Volke war nicht vergeſſen. Moſes hatte das ganze Land ſtammweiſe eingetheilt, und allen freien Männern jeder Familie war in jedem Stamme ihr Loos oder Erbe an Land zugetheilt worden. Dieſes Loos Land war unveräuſſerliches Staatslehen und mußte bei der Familie, der es zugetheilt war, von Geſchlecht zu Geſchlecht bleiben. Beſonders aber lag das in dem Plane des Geſetzgebers, daß nicht mehrere Looſe unter Einem Beſitzer zuſammenkommen und auf dieſe Weiſe eine zu große Ungleichheit des Landbeſitzes entſtehen ſollte. Man kann dies alles in ſeinen Büchern von den Geſetzen und Ordnungen der verſchiedenen Stände weiter nachleſen, vorzüglich aber iſt das Buch Ruth darüber ein Kommentar mit ſtehenden Lettern. Wie ſehr Moſes Geſetzgebung überhaupt die Freiheit begünſtigte, erweiſt nichts mehr als ſein treffliches Geſetz von dem Halljahre, welches je alle fünfzig Jahre alle verpfändeten Grundſtücke dem alten Beſitzer wiedergab und jenes andere Geſetz, das denjenigen, der einem andern ſeine perſönliche Freiheit verpflichtet oder verkauft hatte, in jedem ſiebenten Jahre wieder zum eigenen Herrn ſeines Leibes machte.

Die Verfaſſung von Kreta und die, wie die Alten uns erzählen, nach ihr gemodelte lykurgiſche Verfaſſung Spartas waren gleichfalls auf ſtrenger Eintheilung der Grundſtücke unter eine dem Staate angemeſſene Zahl freier Bürger gegründet. Und Sparta ſtand gewaltig in ſeiner rauhen und freilich nicht liebenswürdigen Tugend, bis Habſucht und Ueppigkeit nach Ageſilaus die alte Ordnung ganz durchbrachen. Auch Athen und mehrere Staaten Großgriechenlands hatten Geſetze, die ſich dieſen annäherten. Die Alten fürchteten überhaupt das Zuſammenhäufen großer Güter und Beſitzungen in wenigen Familien als der Tugend und Freiheit der Bürger gefährlich; denn wo wenige Männer mit ungeheuren Reichthümern ſind, findet man in der Regel eine Menge blutarme Menſchen. Sie fürchteten mit Recht, es würde aus dieſen ein Pöbel werden ohne Gefühl für Vaterland Freiheit und Tugend, der weder fremden Angreifern noch einheimiſchen Vergewaltigern widerſtehen könnte. Man kann ihnen hierin wohl nicht Unrecht geben. Auch haben mit dieſen Geſetzgebern oder vielmehr nach dieſen Geſetzgebern die geiſtreichſten und edelſten Männer des Alterthums, welche über Geſetze und Verfaſſungen geſchrieben haben, allgemein den Grundſatz angenommen, daß der Staat, der wohl und gerecht geordnet und ſicher gebaut heiſſen ſolle, gute Acker- oder Feldgeſetze haben müſſe, d. h. ſolche, wo nicht zu groſſe Grundſtücke von einem Einzigen beſeſſen und mäſſige Güter nicht in zu kleine Theile unter mehrere zerſtückelt werden durften. — Wie dieſer große Gegenſtand bei den Kämpfen zwiſchen den Patriciern und Plebejern in Rom weiland zur Sprache kam und wie um die Vertheilung der eroberten und dem Staate zinsbaren Ländereien oft blutig geſtritten worden, und wie der Geiz der alten römiſchen Geſchlechter, der ſich das Beſte und Meiſte von dieſen Staatsgütern mit eigenmächtiger Willführ zugetheilt hatte, die übrigen freien Bürger gar nicht zum Mitbeſitz laſſen wollte — darüber haben wir in Niebuhrs römiſcher Geſchichte durch die lichtvolleſten und tiefſten Unterſuchungen zuerſt Tag erhalten.

Bei den neueren Völkern finden wir die Verfaſſungen nirgends als ein feſt in einander greifendes und aus der Idee großartig zuſammengebautes und zuſammengehängtes Kunſtwerk gegründet, wie dies bei Moſes Lykurgus und mehreren großen Geſetzgebern des Alterthums offenbar der Fall war. Bei uns iſt es eben geworden, wie es hat werden können, viele möchten ſagen, wie der Zufall es gewollt hat. Das ſagen wir aber nicht, obgleich wir nicht leugnen können, daß die neuen Völker, auch nachdem ſie beſſere Einſicht erlangt hatten, ſich mehr als recht vom Ungefähr haben treiben laſſen. In die Geſetze und Verfaſſungen der letzten fünfzehenhundert Jahre hat eine gewaltige Macht mithineingeſpielt, welche den Alten fehlte, die milde und menſchliche Majeſtät des Chriſtenthums, welche vieles ergänzt hat und bis dieſen Tag ergänzt, was darin Unvollſtändiges und Unzuſammenhangendes ſeyn mag, und welche die Wüſtheit und Grauſamkeit aller habſüchtigen Triebe der menſchlichen Natur im

Allgemeinen doch auf eine wunderſame Weiſe gebrochen und gemildert hat. Wie dieſe himmliſche und göttliche Kraft des Wortes von der Liebe und Barmherzigkeit gleichſam als ein unmittelbarer Hauch und Athem von dem Herrn die Empfindung der ganzen Welt durchdrungen und alles mit einem zarteren und geiſtigeren Leben und Streben beſeelt und die trotzige und ſtolze Tugend der Heiden zu Sanftmuth und Demuth gebeugt und zugleich die meiſten Anſichten und Verhältniſſe des Lebens und des Staates verändert hat — was ſoll ich hier weitläuftig aufzählen, was wir alle wiſſen, oder wovon wir auch ohne Wiſſen von ſelbſt ſchon innerlich überzeugt ſind? Ich wiederhole hier nur, was ich anderswo ſchon geſagt habe, daß die Staaten des Alterthums, wie trefflich ihr Grundbau auch ſeyn mogte, deswegen nicht viele Jahrhunderte überdauern konnten, weil ſie von Anfang an einen Todeskeim des Gräuels und Verderbens in ſich trugen, die Sklaverei, worauf als auf einem morſchen Pfeiler die trotzige und oft grauſame Freiheit der Freien mit ruhete. Durch dieſes Grundübel giengen die meiſten Staaten der Heidenzeit geſchwinderen Schrittes zum Untergange, als ſie gethan haben würden, wenn ſie dieſe unſelige Beimiſchung nicht gehabt hätten. Das Chriſtenthum hat freilich ſelten einen ſo ſtolzen politiſchen Schein von ſich geſtrahlt als jenes Heidenthum, aber es hat die Völker und Staaten mit ſanfterer und faſt immer mit ſichererer Hand geführt, und, indem es die Leidenſchaften und Triebe der Menſchen bändigte, hat es oft auch die zu reiſſende Bewegung, ich mögte ſagen den zu geſchwinden Ablauf, der Staatsmaſchine aufgehalten.

Wie geſagt, die Verfaſſungen der neueren Staaten im Gegenſatze gegen diejenigen Staaten des Alterthums, deren Geſchichte uns beſonders anziehend und lehrreich iſt, haben ſich mehr ſo von ſelbſt gemacht, was man gewöhnlich ſich ſo von ſelbſt machen nennt, als daß ſie nach dem feſten und in der Zuſammenſetzung ſeiner Theile genau abgemeſſenen Entwurf eines Geſetzgebers gemacht wären. Bei einem ſolchen Sichſelbſtmachen zeigen die Völker am beſten, was ſie werth ſind und was von urſprünglicher Anlage zur Freiheit und Geſetzlichkeit in ihnen iſt. Unſre Vorfahren, die Germanen, offenbaren ſich da von dem Anfange ihrer bekannten Geſchichte als ein edles und freies Volk. Sie hatten Fürſten Adel Freie und Leibeigene. In ruhigen Sitzen bewohnten ſie das Land, nach gleichem Maaße des Ranges und der Bedürfniſſe unter ſie getheilt; doch ſo daß alle den Fürſten und Vornehmſten, welchen ſie im Kriege folgten, Ehrengeſchenke gaben und daß die Leibeigenen gegen Abgaben von Vieh und Getraide an Adel und Freie Zinshöfe bewohnten, deren Grund nicht ihnen gehörte. Tacitus ſagt uns ausdrücklich im 26. Kapitel ſeines Büchleins über Germanien, daß ſie nach der Zahl der Köpfe der Ackersleute (pro numero cultorum) und nach der Würde theilten, wann ſie neue Strecken Land unter den Pflug nahmen. So ward für eine billige Gleichheit des Beſitzes geſorgt.

Auf die Weiſe, wie ſie es daheim in dem eigenen Lande hielten, wann neues Ackerland unter Dorfſchaften oder Gemeinden zu vertheilen war, hielten ſie es ſpäterhin auch, als ſie im fünften und ſechsten Jahrhundert als Eroberer über die Donau und den Rhein gen Süden und Weſten oder auf Schiffen gegen die Inſeln zogen. Die Eroberer theilten die mit dem Schwerdte gewonnenen Länder und die Bewohner derſelben unter ſich, ſo daß von dem Fürſten bis zu dem unterſten Freien, der ihm gefolgt war, jeder nach dem Maaße ſeiner Anſprüche oder ſeiner Bedürfniſſe ſein gebührendes Loos erhielt. Dieſe Germanen arteten aber nun bald aus, weil ſie in den alten Einwohnern der eroberten Länder zu viele und zu kluge und verdorbene Sklaven bekamen. Wie das Gemüth dadurch verdorben ward, verlor auch die Freiheit ihre Kraft, die ohne Tugend nie beſteht, und bald entwickelte ſich eine eigenthümliche Art eines unfreien Zuſtandes, welchen viele Knechtſchaft genannt haben. Dieſer in vielen Abſtufungen und oft mit den ſeltſamſten Verſchiedenheiten in einander verzweigte und verflochtene Zuſtand einer vielfältig gebundenen Unfreiheit iſt das Lehnweſen genannt worden, das auch Feudalweſen heißt.

In dem eigentlichen Germanien, in dem Lande, was wir jetzt Teutſchland nennen, hatte ſich in den Gegenden, wo fremde Völker entweder gar nicht oder doch nur eine gar kurze Zeit gehauſt hatten, die Einrichtung am beſten erhalten, welche urſprüngliches Gefühl von Recht und natürliche Billigkeit bei der Vertheilung der Ländereien gemacht hatten. Dieſe glücklicheren Gegenden waren die Mitte des teutſchen Landes und der Weſten zwiſchen dem Rhein und der Elbe, jener glänzende Schauplatz der gewaltigen Römerkriege, aus welchen unſere Altvordern ſo ſiegreich geſchieden waren. Was von Germanien jenſeits der Elbe nördlich und jenſeits der Elbe und des Fichtelberges öſtlich liegt, war von Wenden (* Slaven an den Küſten) und Slaven ſehr angefreſſen und mit ſeinen früheren Verhältniſſen zerrüttet; was über der Donau zwiſchen Donau Alpen und Adriatiſchem Meere lag, war zuerſt von den Römern dann von Slaven Avaren Magyaren hart mitgenommen und zerrüttet worden. Auch iſt in den Ländern, wo die Slaven Jahrhunderte gehauſt haben und wo zum Theil noch bedeutende Reſte von ihnen ſitzen, die Freiheit der kleinen und mittelmäſſigen Grundbeſitzer nie wieder geworden, was die frühere germaniſche war. Wenige kleine Freie ſind dort geblieben oder haben ſich dort ſpäter wieder erhoben; die meiſten Bauern und bäuerlichen Menſchen ſchmachteten da bis auf die letzten Zeiten entweder in einer armſeligen Abhängigkeit oder gar in einer traurigen Leibeigenſchaft: ſo ſehr hatte der Sinn und die Art eines fremden Volks das Germaniſche zerſtört oder verſchlechtert. Die Länder, die ich meine, ſind Krain ein Theil von Steiermark und Oeſtreich Mähren Böhmen Schleſien die Lauſitz die Marken jenſeits der Elbe Pommern und Mecklenburg.

Aber auch jene glücklicheren Gegenden Teutſchlands in der Mitte und im Weſten des Vaterlandes, welche ich eben angegeben habe, konnten ſich dem Geiſte der Verſchlechterung und Verſchlimmerung, dem Geiſte des Böſen und des Uebels, nicht erwehren, der von den Nachkommen der alten ausgewanderten Germanen aus den ſüdlichen von ihnen eingenommenen und germaniſirten Ländern auf ſie zurückwirkte. Hier müſſen vorzüglich die Franken genannt werden, welche, nachdem ſie Gallien erobert die Weſtgothen faſt ganz über die Pyrenäen getrieben und das Reich der Burgunder zerſtört und ihnen unterworfen hatten, ihre Macht auch die alten Brudervölker jenſeits des Rheins fühlen ließen. Unter dem mächtigſten der Frankenkönige aus dem Hauſe Pipins von Herſtall, unter Karl dem Großen, wurde das letzte unabhängige Germanenvolk, das große und mächtige Volk der Saſſen oder Sachſen, nach einem dreiſſigjährigen blutigen Kampfe mit dem weiten Frankenreiche verbunden. Nach Karls Tode löſten ſich freilich die ſtraffgezogenen und ſtraffgehaltenen Zügel der Herrſchaft unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern, die nach ihm noch ein Jahrhundert in Teutſchland regierten, auch löſte ſich Teutſchland (das Land diesſeits der Alpen Ardennen und Vogeſen) ſelbſt von dem zu weiten Frankenreiche, und ward ein eigener Staat für ſich; aber ſeine Schickſale die nächſten anderthalb Jahrhunderte waren unluſtig unter ſchwachen und ohnmächtigen Herrſchern und unter Stürmen und Einfällen wilder und roher Völker, welche von Oſten und Norden es zu erſchüttern und zu verwüſten kamen. Und ſo viel hatte in ein paar Jahrhunderten der Verbindung die Art und Einrichtung des Frankenſtaates und Befehl und Beiſpiel gewirkt, daß die Freiheit der kleinen und mittelmäſſigen Grundbeſitzer, die man, wie man will, freie Bauern oder kleine Edelleute nennen kann und worauf Germaniens alte Freiheit und Wehrhaftigkeit gegründet geſtanden hatte, mehr und mehr unterdrückt und gebunden war. Es hatte ſich das fränkiſche Lehnweſen eingeſchlichen, wenige kleine Männer waren frei geblieben zu einer Zeit, wo ſo viele mächtige unfrei werden mußten; eine mehr oder weniger feſſelnde und drückende Abhängigkeit und Hörigkeit, die von der ſchlimmſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Pflichtigkeit hundert verſchiedene Stufen Arten und Namen hatte, umfaßte die Enkel des Volkes, deſſen Boten jenem Alexander von Macedonien geſagt hatten, daß es ſich nur fürchte, wann der Himmel einfalle.

---

* Veneti am adriatiſchen Meere, Veneti in Gallien an den Küſten, Vandali, Veneti an der Oſtſee (Germanen, dann Slaven) — von Wand Watten etc. Meer Waſſer.

Mehrere Jahrhunderte lag der größere Theil der kleineren Landbewohner, die Bauern, tief verſunken in Abhängigkeit und an manchen Orten des Vaterlandes in unwürdiger und jammervoller Sklaverei. Dieſe Unterdrückten, dieſe armen Leute, wie die Rechtloſen genannt wurden, waren nicht bloß Abkömmlinge jener Leibeigenen, die ſchon zu Cäſars und Tacitus Zeiten in Germanien waren, ſondern es waren auch die Enkel ſolcher Männer darunter, die unter Arioviſt und Hermann und Wittekind als die Freieſten und Beſten gegen die Knechtſchaft gefochten hatten. Ihre ſchlimmſte Zeit war die vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert; ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wirkten viele Weltverhältniſſe und Begebenheiten, ihr Joch zu mildern; viele arbeiteten ſich in den folgenden Jahrhunderten wieder zu einem leidlicheren und menſchlicheren Zuſtande durch, doch hingen die meiſten bis ins neunzehnte Jahrhundert, in dieſes Jahrhundert, hinein noch von mancherlei Banden des Feudalweſens umſtrickt. Die letzten Jahre haben dieſe Bande in den meiſten Gegenden des Vaterlandes nicht eben ſanft aufgelöſt, ſondern gewaltſam zerriſſen: es giebt jetzt nicht viele teutſche Lande mehr, wo das Lehnweſen noch in ſeiner Fülle blüht.

Man ſagt und man lieſt es in hundert Büchern, das wunderſame und ſo ſchwer beſchreibliche Ding, was man ſpäter Lehnweſen nannte, ſey eine ganz natürliche Entwickelung geweſen aus den Keimen, die in der älteſten teutſchen Verfaſſung lagen, wie ſie uns von Tacitus beſchrieben wird, nichts weiter als eine weitere Ausbildung des Gefolges (Comitatus), wo ein tapferer Fürſt oder Edler ſich durch ſeine Großthaten eine Menge kampfluſtiger Freien nachzog, welche Schirm Ehre und Beute bei ihm ſuchten, und deren Enkel ſpäterhin ganz natürlich ſeine Vaſallen und Mannen wurden. So weit läßt es ſich allerdings erklären, aber wie ein ſolches Verhältniß oder nur wie das Beiſpiel und Gleichbild eines ſolchen Verhältniſſes in ſpäteren Zeiten faſt bis zur allgemeinen und ſchändlichſten Knechtſchaft die Menſchen, die weiland frei waren, herabdrücken und herabwürdigen konnte oder vielmehr durfte, das begreift man daraus wahrlich nicht. Und da man es nicht begreift, ſo hat man Recht, es nicht zu glauben, bis darüber beſſere Beweiſe gegeben werden, als die ſind, welche man gewöhnlich dafür anführt. Denn ein ſolcher Comitatus, wie der von Tacitus beſchriebene, findet ſich faſt bei allen nicht ſklaviſchen Völkern der Erde, wann ſie ungefähr auf der Stufe der menſchlichen und politiſchen Bildung ſtehen, worauf unſre Vorfahren im erſten chriſtlichen Jahrhundert ſtanden. Ich muß hingegen nach meiner geſchichtlichen Anſicht durchaus behaupten, daß dieſes Feudalweſen, welches in ſeinen Anfängen ein arges Unweſen und auch in den ſpäteren Zeiten eben noch kein liebenswürdiges Weſen geweſen iſt, ſich aus der Miſchung des Romaniſchen und Germaniſchen gebildet hat. Frankreich Italien Hiſpanien das ſind die Länder, wo es groß gewiegt worden; von da iſt es uns und andern germaniſchen Völkern als ein Uebel eingeimpft worden. Ich führe meinen Beweis.

Schweden und Norwegen ſind ächte germaniſche Länder, die Schweden und Normänner ſind ächte Germanen, wenn man die Bewohner der Thäler, welche wahrſcheinlich Brüder der alten Skoten und Iren ſind, und einige hie und da zerſtreute Finnen ausnimmt, die aber in der Maſſe der beiden Völker einen gar unbedeutenden Theil ausmachen. Die Schweden und Normänner haben früher den germaniſchen Comitatus gehabt zu Lande und zu Waſſer; tapfere und freie Männer hatten ſich den Befehlen tapferer Führer in allen Gefahren auf Noth und Tod untergeſtellt; große Tugend Klugheit und Herrſcherkraft haben die Menſchen hier gezogen, wie ſie dieſelben in der ganzen Welt ziehen: ſo weit iſt an den nordiſchen Fjäll und am Mälare und an der gothiſchen Elbe der Germane ſeinem Bruder an der Weſer und am Rhein gleich geweſen. Aber Schweden und Norwegen hat bis dieſen Tag keine Spur vom Lehnweſen gehabt. Dieſe Länder ſind ſehr lange in der ächten germaniſchen Art und Weiſe geblieben. Die Grundſtücke waren unter alle freie Männer zu gleichem Recht vertheilt und von freien Männern bebaut. Leibeigene, ſogenannte der Erdſcholle Angewachſene oder Angefeſſelte, welche das

Land bebaueten, hat es dort nie gegeben. Bauern, die auf Adels- oder Krongütern wohnten und in Geld oder in Erzeugniſſen des Bodens oder in Dienſten ihren Zins abtrugen, ſind von jeher bis auf dieſen Tag als freie Pächter angeſehen, die, wenn ſie den Vertrag aufgekündigt haben, ziehen können, wohin ſie wollen. Freilich haben Schwedens Könige ſeit Magnus Scheunenſchloß, der am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts lebte, eine Art Adel zu ſchaffen angefangen nach dem Muſter des teutſchen Adels, wovon ſeit jener Zeit viele als Söldner nach dem Norden kamen, und ſpätere Herrſcher haben dieſen Adel weiter ausgeſtämpelt, freilich haben ſie den adlichen Hauptgütern und Herrenſitzen auch gewiſſe Vorrechte und Steuerfreiheiten bewilligt; aber nie hat der ſchwediſche Adel leibeigene Bauern oder abhängige Lehnbauern unter ſich gehabt, und jene Vorrechte und Steuerfreiheiten, die er ſich gegen Schwedens Geſetze unter ſchwachen Regierungen erſchlichen hatte, hat er in den letzten fünfundvierzig Jahren faſt alle durchſtreichen laſſen müſſen. Ich kehre immer mit einer frohen Erinnerung nach dem Norden zurück, wenn ich über die künftigen Schickſale der Völker und über das Glück oder Unglück der Länder nachdenke, welche durch die verſchiedenen Verhältniſſe der Stände und Klaſſen zu einander und, wie mir däucht, recht ſehr durch die gehörige Vertheilung des Grundes und Bodens beſtimmt werden. Schweden und Norwegen gehören in dieſer Hinſicht zu den glücklichſten Ländern Europa's, wo die uralten germaniſchen Bauern, die freien Männer, welche ſich nicht ſchlechter hielten als die Edlen, noch in zahlreicher Menge in glücklicher und zufriedener Mittelmäſſigkeit neben einander auf mäſſigen Gütern wohnen und die menſchlichen Tugenden in ihrer Einfalt und Aechtheit pflegen und erhalten. Wann weiſe Geſetze, damit Willkühr und alles verſchlingende Habſucht nicht auch hier zu ihrer Zeit wüthen und zerſtören, einmal befeſtigen, was Glück und Tugend des Volkes Jahrtauſende erhalten haben, eine Vertheilung des Grundbeſitzes in den meiſten Landſchaften, woran Moſes und Lykurgus wenig zu beſſern gefunden hätten, ſo können dieſe Länder den kommenden Zeiten getroſt entgegen gehen.

Dänemark liegt Teutſchland näher. Es hat wie Teutſchland lange einen faſt ganz unterdrückten Bauerſtand und eine ſklaviſche Leibeigenſchaft gehabt. Dieſes Unglück hatte es über den Sund getragen in die Landſchaften, die es einſt von Schweden abgeriſſen beherrſchte: noch ſind in Schonen Spuren genug, daß der Adel einſt mehr Herr ſeyn durfte und der Bauer mehr Knecht ſeyn mußte, als dies je in Schweden der Fall war. Weil aber der Bauer in Schweden und Norwegen nie als ein von Natur zum Dienen gebohrner Menſch angeſehen, ſondern immer als ein freier Mann geehrt worden iſt, ſo wundert ſich in den Ländern niemand, wann eines Bauers Sohn Miniſter oder Statthalter oder Feldherr heißt; ſelbſt in der Periode Schwedens, wo der Adel über die übrigen Stände die meiſte Gewalt an ſich geriſſen hatte, von dem Jahre 1720 bis zum Jahr 1765, gab es Reichsräthe und Herrlichkeiten, deren Väter Bauern waren. Wie viele würden in Teutſchland vor Erſtaunen auſſer ſich ſeyn und glauben, der jüngſte Tag ſey da, wann ſolches oft erlebt würde!

England iſt mein zweiter großer Beweis. Es hielt ſich in ſeiner eigenthümlichen teutſchen oder ſaſſiſchen Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Grundbeſitzer und Bauern bis auf die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts, bis auf Wilhelm den Eroberer. Ich lege hierauf ein großes Gewicht. Gewöhnlich ſagt man, mit der Entwickelung der Verfaſſung und der Verfeinerung des Lebens habe ſich das Lehnweſen aus dem alten germaniſchen Gefolge ohne weiteres Zuthun wie von ihm ſelbſt ausbilden müſſen. Nun kann man nachweiſen, daß Brittannien ſchon im ſiebenten achten Jahrhundert in Hinſicht der Verfaſſung der Sitten der Religion und Gelehrſamkeit wenigſtens ſo gebildet war als Frankreich und Teutſchland im neunten und zehnten Jahrhundert, und doch findet ſich damals dort noch nichts vom Lehnweſen, ſondern wenige adliche Männer wohnten unter dem allgemeinen Geſetze (welches König Alfred im neunten Jahrhundert neu ſammelte und ordnete) mit einer Menge kleiner und mittelmäſſiger Freien zuſammen, die auf ihren Ländereien ſo ſehr Herren waren, wie jene auf den ihrigen: von einem Lehnbande, was ſpäter häufig ein Lehnſtrick ward, iſt in der engliſchen Geſchichte vor Wilhelm von der Normandie auch keine Spur, ſondern die freien Saſſen und Angeln, die nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Brittannien eingedrungen waren, hatten das eroberte Land ſo vertheilt und bewohnten es unter denſelben Verhältniſſen, unter welchen ſie weiland an den jenſeitigen Küſten Germaniens und um die Ems Weſer und Elbe gewohnt hatten. Die Normannen, die aus einem Lande ſtammten, wo die größtmögliche perſönliche Freiheit und Gleichheit herrſchte, hatte in dem Lande, das ſie an den Nordküſten Frankreichs eingenommen, bald die nordiſche Freiheit verloren und, durch das Beiſpiel der benachbarten Franken, ihrer Beſiegten, verführt, die Knechtſchaft des Lehnweſens angenommen. Wilhelm der Normann, als er das große Unternehmen gegen England zurüſtete, begriff leicht, daß es den Kräften ſeines Landes, die er aufbieten konnte, weit überlegen war. Er machte es, wie alle Eroberer, er lud eine Menge Waghälſe und Abentheurer auf die Hoffnung der Beute und Länder ein, die er ihnen auf der ſchönen Inſel zeigte, die ſo lockend vor ihren Augen lag; und Waghälſe und Abentheurer ſtrömten in Menge herbei und ſchwellten ſein Heer, aus Frankreich aus, Flandern aus Brabant und aus allen Nachbarlanden, zu welchen der Ruf des großen Zuges gelangen konnte. Wilhelm gewann im Jahr 1066 die Schlacht bei Haſtings und behandelte England wie ein erobertes Land und die Engländer wie ſeine Sklaven. Er mußte denen, die ihn zu einem ſo mächtigen Könige gemacht hatten, ſein Verſprechen halten, und vertheilte Land und Leute unter ſie. Dieſe Epoche iſt der Anfang einer drückenden Lehnherrſchaft in England. Das freigeſinnte Volk verſtand wohl ſich in den folgenden Jahrhunderten von dem Druck des königlichen Deſpotismus zu befreien und auch den ariſtokratiſchen Druck der Herren und Ritter etwas zu lüften, aber jener herrliche Zuſtand der früheren Zeit, wo Dreiviertel aller Grundſtücke in England mittelmäſſigen Freien gehörten, jener Norwegen und Schweden gleiche Zuſtand iſt in England nie wiedergekehrt: der einmal zerſtörte freie Bauerſtand hat in der Folge ſeine Zahl und alſo ſeine alte Bedeutſamkeit und Wichtigkeit im Staate nie wieder erhalten. Die Reichen und der hohe Adel beſitzen jetzt faſt alle Grundſtücke in England.

Man könnte hiebei auch an Schottland denken. Der Süden von Schottland bis an das Hochgebirg, ſo wie ein Theil der nördlichſten gegen Schottlands Gränze ſich ſtreckenden Landſchaften Englands iſt in den ſtürmiſchen Jahrhunderten, wo die nordiſchen Wikingar, die auch wohl Seeräuber genannt werden, ihre Züge gegen Weſten und Süden machten, nach und nach von Normännern (Männer aus Schweden Norwegen, und Dänemark) beſetzt und bevölkert worden. Das wiſſen wir aus der Geſchichte, und wenn wir es nicht aus der Geſchichte wüßten, ſo ſind davon bis auf den heutigen Tag noch Spuren und Denkmäler genug in Grabhügeln Sagen Sitten Art und Sprache der Einwohner, und das ſprechendſte und unzerſtörbarſte Zeugniß und Denkmal dafür finden wir in der Dichtkunſt dieſer Gegenden, in den Romanzen und Balladen des Mittelalters, worin ein von dem ſüdbrittanniſchen ganz verſchiedener hochnordiſcher Geiſt wehet. Dieſe Gegend ward, wie die Normandie von Frankreich, von dem nahen England zur Verähnlichung in Sprache Sitten und Einrichtungen hingezogen: es entſtand hier auch durch die Nachbarſchaft und das Beiſpiel und die Stammverwandtſchaft faſt ganz daſſelbe Lehnweſen, das die franzöſiſchen Normannen nach England gebracht hatten. In Nordſchottland, deſſen Bewohner wahrſcheinlichſt meiſtens galliſchen Stammes ſind, beſtand ein patriarchaliſches oberherrliches Weſen der Abhängigkeit, das nicht wie das Lehnweſen durch beſtimmte Formen und Geſetze, ſondern durch Herkommen und Sitte getragen ward: bei wildem Karakter des Oberherrn vielleicht der Freiheit nah, bei hartem Karakter deſſelben wenig von Knechtſchaft verſchieden; nur daß der rauhe und ſtrenge Himmel, der die Leiber ſtählt, die Unterworfenen nicht ſo elendig und nichtswürdig werden ließ, wie jeder Sklav in wärmeren Ländern nothwendig werden muß. Wir werden weiter unten dieſes Verhältniß noch berühren.

Uns däucht es alſo die höchſte und ſelbſt durch die Geſchichte nachgewieſene Wahrſcheinlichkeit, daß das Lehnweſen aus den Reſten alter Knechtſchaft hervorgegangen iſt, welche die Franken Lombarden Sveven und Weſtgothen in den romaniſirten Ländern Europa's fanden, welche ſie bei dem Falle des römiſchen Reichs einnahmen, und in welchen ſie neue Staaten ſtifteten. Und nun wollen wir noch etwas ausſprechen, was ganz in das Gebiet dieſer unſerer politiſchen Fragen und Unterſuchungen gehört: die Römer haben in jene Lande nicht bloß die Knechtſchaft gebracht, ſondern ſie dort ſchon gefunden. Bei den Galliern wenigſtens war eine traurige und drückende Lehnknechtſchaft, als ſie von den Römern bezwungen wurden; es gab bei ihnen damals nur Fürſten und Adel und Halbfreie und Sklaven: volle Freie, ein ſtarker und unbezwinglicher Kern des Volkes, waren nicht mehr da. Auch in Spanien ſcheint etwas Aehnliches geweſen zu ſeyn, als nach dem zweiten puniſchen Kriege die Römer diejenigen zu Sklaven zu machen anfingen, welche ſie vorher Bundsgenoſſen genannt hatten. Fürſten Adel und Volk waren durch eine Art trauriges Lehnweſen zerſpaltet und konnten keine gemeinſame Kraft bilden. Es fehlte jenen Ländern der Kern eines freien Mittelſtandes, ohne welchen kein Land wirkliche Stärke hat; darum wurden ſie ſo leicht die Beute der Römer. Sie waren damals ungefähr in dem Zuſtande, worin die Franzoſen und Teutſchen im neunten und zehnten Jahrhundert waren, als ſie von Slaven Avaren Normännern und Magyaren geplündert wurden: ihre Mannskraft, ihre groſse Wehrmannſchaft war zerſtört oder zerſtückelt. Da mußten die Enkel der Männer, die 80,000 ja 100,000 Mann der kriegsgeübteſten Römerheere aus dem Felde geſchlagen hatten, ſich von 15,000 und 20,000 Normännern, ihren Stammgenoſſen, ungeſtraft plündern laſſen, weil dieſe noch das waren, was ihre Ahnherren weiland, freie und auf ihre Freiheit ſtolze und zuverſichtliche Männer. Wir hören, wie Cäſar dies galliſche Verhältniß zwiſchen dem Adel und den ſogenannten Freien beſchreibt, und wir müßten blind ſeyn, wenn wir darin nicht den Zuſtand erblicken wollten, wie er ſich im ſechsten ſiebenten Jahrhundert in Frankreich und im achten neunten Jahrhundert in Teutſchland von der alten Freiheit zur Lehnabhängigkeit entwickelt hat. So heißt es bei ihm im 6. Buche Kap. 13 und 15:

»In ganz Gallien ſind zwei Menſchenklaſſen, »welche einiges Anſehen und Ehre genießen, nemlich »die Druiden und die Ritter (Prieſter und Adel *).

---

*) Grade ſo bei uns im Anfange unſeres Mittelalters. Seit dem elften Jahrhunderte erhoben ſich die Städte und machten das Volk und unſere Geſchichte wieder groß und frei. Allmälig ward auch das Joch der Bauern hie und da mehr gelüftet. Und dann —

»Denn das Volk (plebs *) wird faſt wie Sklaven geachtet; es unternimmt durch ſich nichts und wird zu keiner Verſammlung gezogen. Sehr viele, wann ſie von Schulden oder von der Größe der Auflagen oder von dem Uebermuth der Mächtigen bedrängt werden, geben ſich den Adlichen in die Knechtſchaft; gegen ſie ſtehen ihnen alle dieſelben Rechte zu, welche den Herren gegen die Sklaven — Die Ritter, wann Aufforderung dazu und irgend ein Krieg einfällt (was vor Cäſars Ankunft faſt alljährlich zu geſchehen pflegte, daß ſie einander in Angriffs- und Vertheidigungskriegen befehdeten) tummeln ſich alle im Kriege. Und wie jeglicher durch Geſchlecht und Reichthum der Stattlichſte iſt, hat er die meiſten Ambakten **) und Schützlinge (Vaſallen) um ſich.«

In dieſen wenigen Worten lieſt man die Geſchichte der Art und der Entſtehung der Lehnabhängigkeit, man lieſt, durch welche Umſtände freie Männer mehr oder weniger Knechte werden. Das kann man beſtimmt ſagen, hätte Germanien im erſten Jahrhundert nach unſers Erlöſers Geburt eine Ver-

---

*) Niebuhr in ſeiner Römiſchen Geſchichte hat zuerſt gezeigt, was man unter **plebs** verſtehen müſſe, grade den achtbarſten tapferſten gehorſamſten und trefflichſten Theil des römiſchen Volks; er hat den Nebenbegriff von Pöbel auf immer von dem Worte **Plebs** abgewiſcht.

) Ein Wort, wodurch eine gewiſſe Dienſtbarkeit und Abhängigkeit bezeichnet wird: eine Art Lehnmann und Diener. Unſer Wort Amt gehört gewiß dahin; wer ein Amt hat, iſt ein Diener, ein **Minister, wie man es im Mittelalter nannte; daher wurden alle **Ministri**, **Ministeriales**, wenn ſie auch Freigebohrene waren, von dem Volke als Unfreie angeſehen.

faſſung gehabt, wie es ſie ſpäter im neunten und zehnten hatte, Männer wie Druſus und Germanikus und Tiberius würden es leicht von dem Rhein und der Donau bis an die Oſtſee und jenſeits der Karpathen beſiegt haben, wir würden eine andere europäiſche Geſchichte haben.

Das fällt einem bei dieſem Hinundherſchweifen auf dem unendlichen und unergründlichen Meere der Völker und Jahrhunderte und ihrer Begebenheiten und Schickſale gleichſam von ſelbſt in die Hände, daß von allen germaniſchen Völkerſtämmen die Saſſen und die den Saſſen verwandteſten am feſteſten und hartnäckigſten an der Freiheit gehalten und dieſe Freiheit in verſtändigen und weiſen Einrichtungen entwickelt und ausgebaut haben. Ich nenne nur die Kriege gegen Auguſtus und Tiberius im Anfange unſerer Zeitrechnung, welche größtentheils von den Völkern geführt wurden, die ſich ſpäter Saſſen nannten; ich nenne nur ſolche, die durch wirkliche Abſtammung und durch die Sprachähnlichkeit ſich als ihre Blutsfreunde beurkunden: die Niederländer die Frieſen die Engländer die Schweden die Norweger die Ditmarſen die Siebenbürger — ja ſelbſt, wo dieſer Sprachzweig am meiſten hineinläuft, die Menſchen im Elſaß in Oberſchwaben in den Schweitzerbergen haben ſich in unſerer Geſchichte von jeher durch Streben nach Freiheit und Geſetzlichkeit ausgezeichnet. Ich bemerke bei dieſer einfachen Angabe jedoch, daß ich hier ununterſucht laſſen will, wie weit Landesbeſchaffenheit Oertlichkeit und Himmelſtrich zur Hervorbringung dieſer merkwürdigen Erſcheinung bei dieſem Stamme und ſeinen verwandten Stämmen mitgewirkt haben können. — Auch das muß ich ſchließlich noch andeuten, daß ſich in wenigen Landſchaften des Vaterlandes ſo viele und große Bauerſchaften erhalten haben als in dem rechten Kern des Saſſenlandes, in Weſtfalen, welche zugleich in ihrer Bauart und in ihrem Weſen uns oft jenes älteſte Bild vorzuſtellen ſcheinen, was Tacitus vor ſiebenzehenhundert Jahren von unſern Vorfahren aufgeſtellt hat.

Wir ſind auf einem Gebiete, das für den engen Umfang unſerer Unterſuchung faſt zu weit iſt, auf mancherlei Nebenwegen und Fußpfaden hin und her geirrt, ehe wir zu der breiten großen Straße, wohin wir eigentlich wollten, gelangten. Jetzt ſind wir darauf, und nun können wir kurz und grade darauf fortgehen. Man kann ja von den verſchiedenſten Seiten Pfeile abſchießen, die endlich alle in Einem Ziele zuſammentreffen.

Ich weiß, es werden nicht fehlen, die mit einer gewiſſen Erbitterung ſagen werden, ich ſey ein Feind des Lehnweſens und des Adels überhaupt und habe es durch dieſe Darſtellung von neuem bewieſen. Ich muß mir das gefallen laſſen, denn ja auch Andre müſſen ſich viel gefallen laſſen von einem Menſchen, der ſeine Gedanken drucken läßt. Da müſſen wir mit einander gegenſeitige Geduld haben. Ich will denn klar bekennen, daß mir das Lehnweſen kein ganz erfreulicher Zuſtand der Menſchheit ſcheint, daß ich mir viel beſſere Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft denken kann, daß ich ſelbſt bei unſern Stammverwandten, den Schweden und Normännern, in Epochen der Entwickelung, die den unſrigen ähnlich waren, mit Freuden dieſen Zuſtand nicht gefunden habe. Aber perſönliche Erbitterung ſpricht hierin gar nicht, ſondern bloß das natürliche Menſchengefühl, daß ein Zuſtand, der durch Geſetze vertheidigt wird, glücklicher iſt, als derjenige, den fremde Willkühr verſchlimmern oder verbeſſern darf. Wie könnte ich auch ergrimmen über etwas, was ſich in der Geſchichte der meiſten Völker findet, vorzüglich in den Zeiten, wo die politiſche Geſellſchaft und die verſchiedenen Klaſſen des Volkes zwiſchen alter Rohheit und neuer Bildung und Entwickelung hin und her ſchwanken, ſo daß viele ſich dabei zu Tode geſchwanket haben, ohne daß ſie je nur eine politiſche Stärke oder einen geſchichtlichen Namen erlangt haben? Aber wie ſollte ich loben, was tauſend Misbräuche und Frevel in ſich getragen hat und in ſich trägt und was für eine Zeit, worin jeder von dem Geſetze ſein billiges und gleiches Recht verlangt, nicht mehr paßt? Wir dürfen nie behaupten, daß dieſes wunderſame Staatsverhältniß an ſich je ein gutes und gerechtes Verhältniß geweſen ſey — die Geſchichte ſtellt gegen dieſe Behauptung zu viele Zeugen auf — wir können nur ſagen, daß es bei gutmüthigen und rechtlichen Völkern, wie z. B. die Teutſchen ſind, nie die Hülfloſigkeit und Rechtloſigkeit der Unterdrückten ſo ſchreiend gezeigt hat, als bei manchen andern; und doch oft ſchreiend genug.

Wenn ich mich ſo erkläre gegen einen Zuſtand, der zur Zeit ſeiner Entſtehung vielleicht unvermeidlich und nothwendig war, der alle Klaſſen und alle Stände des Volkes, die Hohen wie die Niedrigen, umfaßte und band, der aber am meiſten auf die Unterſten drückte und ſie in den meiſten Ländern bis zu leibeigenen und hörigen Knechten erniedrigte, ſo will ich ehrlich geſtehen, daß mir das neue und neueſte Weſen auch nicht gefällt, wo man nicht allein die Perſonen freiläßt und von ungebührlichen Zwangen und Banden löſet — was recht iſt — ſondern wo man Land und Häuſer und Güter und Gewerbe, gleichſam als wäre die ganze Welt ein liederliches Spielhaus, dem Würfelſpiele des Zufalls preisgiebt; was dumm iſt. Dieſes neue Weſen, weil die Franzoſen mit ihrer großen Umwälzung die Anfänger und faſt die Urheber deſſelben ſind, könnte man das franzöſiſche Weſen oder Unweſen nennen. Es däucht mir ein Unweſen, und ich will alſo das Wort Weſen in Unweſen umtaufen, weil es durch die Leichtigkeit des Wechſels der Beſitze den größten irdiſchen Schwerpunkt im Staate aufhebt, der ihm als Ballaſt ſo nothwendig iſt, damit er in Gefahren nicht von jedem kleinſten Winde umgeworfen werde, und weil es eben durch dieſe ewigen Wechſel den Menſchen nichts Feſtes und Bleibendes zeigt, ihre Liebe und Treue an nichts Feſtes bindet, und ſie ſelbſt auf dieſe Weiſe leichtfertig und vagabundiſch macht. Alſo daß uns dieſe neue Freiheit, wie ſie einigen ſcheint, nicht eben beſſer gefällt, als die alte Gebundenheit.

Wir hören einmal, wie Einige, welchen das Alte gefällt, das Neue, was wir eben mit dem Namen das franzöſiſche Neue getauft haben, tadeln und das Alte loben. Sie ſagen:

Gott ſelbſt, der Weiſe und Fromme, trägt die Natur nur durch ein Geſetz der Abhängigkeit; die höchſten Zwecke derſelben werden nur dadurch erreicht, daß Eines dem Andern untergeſtellt iſt: nur durch Dienſt wird das All erhalten, der Gehorſam iſt die höchſte Idee der Freiheit, d. h. der Gottähnlichkeit und der Gottgefälligkeit. Dieſes Geſetz der ganzen Natur geht auch auf die menſchliche Geſellſchaft über; denn der Menſch iſt gleichſam der geiſtige Abdruck, das geiſtige Bild der Natur, er ſtellt in ſich alle Triebe Neigungen Verſchiedenheiten Aehnlichkeiten und Ordnungen derſelben mit Bewußtſeyn dar: er macht das große und allgemeine Naturgeſetz gleichſam zu einem ſich ſelbſt erkennenden und wiſſenden Geſetze. Daher die verſchiedenen Ordnungen der Geſellſchaft und daher das der naturgemäſſeſte ſittlichſte und vollkommenſte Staat, wo die verſchiedenen Stände deſſelben nicht neben einander, ſondern unter einander geſtellt ſind. Das Lehnverhältniß war ein ſolches von der Natur ſelbſt gegebnes und gebotenes Verhältniß, es war urſprünglich nicht ein Verhältniß der Abhängigkeit, ſondern des Schutzes. Auf dem Lande, wo dieſes Verhältniß am meiſten gefühlt wird, wohnen, wie auch in den Städten, zwei Arten Menſchen: Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete, Adel und Bauern — die einen zum Befehlen und Rathen, die andern zum Dienen und Gehorchen bequem. Schon ihr Zuſtand bildet von ſelbſt, man mögte ſagen von Natur, ein wechſelſeitiges Verhältniß der Herrſchaft und der Abhängigkeit. Der Reichere Vornehmere Gebildetere iſt der gebohrne Helfer Schützer und Rather des Aermeren Geringeren Ungebildeteren. Aus Dankbarkeit leiſtet dieſer ihm Dienſt für Dienſt, geſteht ihm freiwillig gewiſſe Leiſtungen Abgaben und Huldigungen zu, kurz er erkennt ſeine Abhängigkeit als ein Glück und eine Wohlthat. Daß ſeine Perſon an einen gewiſſen feſten Ort gebunden iſt, macht ihn ſtill und ſittlich und beſchränkt Wünſche und Begierden, die ihn, einen ungebildeten und ungeſchickten Menſchen, nur wüſt und unglücklich machen würden; daß er auf der einen Seite ſeine Kräfte nicht wie ihm gefällt für ſich gebrauchen und ſie als Bürger für ſich nicht immer die größtmöglichen Zinſen tragen laſſen kann, daß ein Theil ſeiner Kräfte und ſeines Vermögens ſogar von dem Schirmherrn abhängt, der den freieſten Gebrauch derſelben einſchränken darf, hält ihn auf der andern Seite von vielen thörigten Unternehmungen ab, wobei ſein Wohlſtand und ſeine Sittlichkeit gleich große Gefahr laufen würden. Und laß dieſen Zwang der Abhängigkeit zuweilen ſogar drückend ſeyn, in wie vielen Fällen iſt er des beſchränkten Mannes Glück! Er hat einen politiſchen Halt und Schirm, er hat in Noth und Verlegenheit einen treuen und zuverläſſigen Hort, den lange und liebe Gewohnheit durch viele Geſchlechter mit ihm und ſeinem Schickſale verbindet und deſſen eigener Vortheil ihn auffordert ſeinen Mann nicht verderben zu laſſen. So iſt dies auf der einen Seite freilich ein herriſches und oberherriſches, auf der andern Seite aber mehr ein patriarchaliſches und verwandtſchaftliches Verhältniß. Sie fühlen in ſo vielen Fällen und durch ſo viele Erinnerungen und innige Verflechtungen, die ſie verbinden, durch gemeinſchaftliche Nöthen, die ihre Vorfahren beſtanden, durch gegenſeitige Dienſte und Wohlthaten, die ſie einander gethan, häufig etwas, was weit über das Gefühl des Herrn und des Knechts hinaus liegt, ſie fühlen etwas Menſchlicheres und

Höheres, das man gleichſam eine edlere Blutsfreundſchaft nennen mögte. Und wenn gleich einige Lehnherren und Schirmherren gegen ihre Unterworfenen und Hörigen hie und da härter und ſtrenger als recht geweſen ſind und das natürlichſte und freundlichſte Verhältniß in ein unmenſchliches und deſpotiſches verwandelt haben, ſo ſoll man einzelne Frevel und Gräuel, welche von der menſchlichen Gebrechlichkeit überhaupt unzertrennlich ſind, nicht als eine nothwendige Folge des Lehnverhältniſſes hinſtellen. Kurz dieſes Verhältniß hat für die Sitten und den Wohlſtand der niedrigeren Klaſſen und für die Ruhe und das Wohlſeyn des Staates die wohlthätigſten Folgen gehabt. Nun aber die beliebte und belobte franzöſiſche Freilaſſung?

Es klingt ſo luſtig das Wort für den kleinen Beſitzer und den Bauer: Juchhe! nun ſind wir des Edelmanns Gleiche! keine Leiſtungen keine Frohnen keine Zehenden mehr, jeder in ſeine urſprünglichen Menſchenrechte eingeſetzt, alle künftig mit Einem Maaße gemeſſen und über Einem Kamm geſchoren — wie ſollte eine ſo ſchmeichelhafte Lehre der leicht bethörlichen und verblendlichen Menge nicht gefallen, welcher Advokaten und Schwindelköpfe ſo leicht einbilden können, jede noch ſo billige Abhängigkeit ſey eine Unterdrückung und jedes wohlbegründete Recht auf ſie eine hinterliſtige Beſchleichung und Uebervortheilung? Und was erfolgt bei der völligen Freilaſſung der Perſonen und Befreiung der Güter? Wir wollen nicht leugnen, daß einige dieſe zur Verbeſſerung ihres Wohlſtandes zu gebrauchen verſtehen; aber die Menge geht offenbar an Sitten und Wohlſtand zurück, ſo ſehr der äuſſere Schein auch oft das Gegentheil zu ſagen ſcheint. Wir haben es ja geſehen an mehr als einem Orte, wo alle höhere Aufſicht über dieſe Menſchen alle Einſchränkung ihrer ſogenannten Freiheit von ihnen genommen iſt, wohin es getrieben hat. Freilich mehr Thätigkeit und Gerührigkeit hat ſich bald gezeigt, auch wohl mehr Gewandtheit und Geſchicklichkeit hin und wieder entwickelt; aber wo iſt der ſtille und fromme teutſche Bauerſinn geblieben? und endlich auch wo iſt der alte Wohlſtand geblieben? die alte unſtörbare Sicherheit des Beſitzes? Denn hat das unruhig und geſcheidt gemachte Geſchlecht durch größere Gerührigkeit und Umſicht auch in manchen Gegenden gegen das Frühere das Doppelte hervorbringen und gewinnen gelernt, ſo hat es noch häufiger das Dreifache verthun gelernt, und der geprieſene erhöhete Wohlſtand, der aus dem neuen glücklicheren Zuſtande hervorgegangen ſeyn ſoll, iſt nur ein baarer blanker Schein, und nichts weiter. Denn ſehr wenige aus dieſer unteren Klaſſe der Geſellſchaft ſind ſo mäſſig oder geſcheidt, daß ſie ihr Glück ſelbſt zu verwalten und zu erhalten verſtehen. Das ſchon iſt ſehr ſchlimm für die Sitten und für den Karakter des Landmanns, daß die Güter nun ungehindert von einer Hand in die andere gehen können; ſchlimmer iſt das, daß kein Nachſeher und Schirmer da iſt. Juden und Judengenoſſen machen Anleihen darauf und ſetzen ſich in den ganzen oder halben Beſitz; ſtirbt ſelbſt ein Beſitzer im Wohlſtande und hinterläßt mehrere Kinder, ſo theilen ſich dieſe in das Gütchen oder die Hufe, oder ſie bleiben auch in Geſammtwirthſchaft darauf ſitzen und wirthſchaften ſich auf einem Grundſtücke an den Bettelſtab, auf welchem vor zehen und zwanzig Jahren ein durch Lehneinſchränkungen gebundener Hufner in ſicherer Mittelmäſſigkeit lebte. So verſchwindet endlich ganz die alte Einfalt Frömmigkeit Treue und Ruhe des teutſchen Bauers; er wird klug ſchlau thätig auf geſchwinden Gewinn grübelnd und dieſen Gewinn geſchwind wieder verthuend, bei der Wandelbarkeit des Beſitzes an keinen feſten Ort, an keine feſte Gewohnheiten und Sitten geknüpft, endlich ein Menſch ohne Heimath, unſtät an Trieben, unſtät an Karakter, leichtfertig und vagabundiſch. Das iſt euer neuer teutſcher Bauer, euer franzöſiſcher Bauer. Das Einzige, was bei dieſer ganzen vornehmen Bauerfreiheit, bei der Wandelbarkeit der Güter und bei ihrer Zertheilung und Zerſtückelung herauskömmt, iſt vielleicht, daß mehr Menſchen gezeugt werden, eine Plusmacherei, welcher verſtändige Staatsverwalter lange die gebührliche Schätzung gegeben haben. Wer einen Staat nicht gleich einem Taubenſchlag oder einem Hühnerſtall ſchätzt, weiß, daß wenige gute und wohlhabende Menſchen ihm mehr werth ſind als viele ſchlechte und betteliſche. Ein ordentlicher Staatsrechner ſollte bei der Volkzählung die Bettler nicht nur von der ganzen Summe der Volksmenge abziehen, ſondern auf jeden Bettler noch ein Drittel Seele Deficit rechnen; ſo daß, wenn ein Staat z. B. eine halbe Million Bettler hätte, dieſe 500,000 Seelen nicht nur nicht mitgezählt, ſondern auſſer ihnen noch 166,666 ⅔ Seelen abgezogen werden müßten: welches von dem Ganzen einen Abzug von 666,666 ⅔ Seelen geben würde. Die Bettlerzahl ſelbſt würde ſich ergeben durch Zuſammenrechnung der Bettler

Brüche zu ganzen Zahlen oder zu vollen Bettlerſeelen, und man würde bei dieſer feinen Staatsrechnung die Bettlerwürde nach Sechszehntel- Achtel- Viertel- Drittelbettlern beſtimmen, ſo daß der Menſch, der ein Viertel weniger hervorbringt, als er verzehrt, ein Viertelbettler, der aber die Hälfte weniger, ein halber Bettler genannt werden würde. In Staaten, wo ungeheure und unmäßige Reichthümer Einzelner und die Zerſtörung der kleinen Grundbeſitzer die Menge des Pöbels und der Bettler auf eine erſchreckende Weiſe vermehren, wie z. B. in Großbrittannien, wird bei einer Bettlertaxe, die Summen *) beträgt, wovon ein ganzes Reich getragen werden könnte, wohl ſo gerechnet werden müßen. Darum ſoll jeder Staat bei allem, was er thut, wohl zuſehen. Nichts iſt leichter als ein Volk von Bettlern und Vagabunden machen; aber nichts iſt ſchwerer, als dieſe wieder in ordentliche und fleiſſige Menſchen verwandeln. Wir könnten uns durch unweiſe Einrichtungen wohl mit Bettlern überladen gleich den Britten, aber ſie zu füttern mögte uns nicht ſo leicht werden als ihnen; und todtſchlagen dürfen wir ſie nun einmal doch nicht.

Auf dieſe Gründe, die nicht ganz ohne Grund ſind, und auf dieſe Darſtellungen, die theils ihre gute Wahrheit und auch theils ihren guten Schein haben, und die man ungefähr auf dieſe oder doch auf ähnliche Weiſe in Geſprächen umtragen hört oder in gedruckten Büchern lieſt, muß ich Einiges zur Antwort ſagen, indem ich mich zuerſt gegen den Lobredner des Lehnweſens überhaupt äuſſere, dann zweitens mich über die ſogenannte neue oder fran-

---

*) 6 bis 7 Millionen Pfund, oder ungefähr 40 Mill. Rthlr.

zöſiſche Bauernfreiheit erkläre. So zwiſchen zwei entgegengeſetzten einander feindſeligen Punkten geſtellt mögte man vielleicht am erſten eine Mitte finden, die von der Wahrheit nicht zu fern liegt.

Natürlich ja der natürlichſte ſoll der Zuſtand und das Verhältniß der Lehnabhängigkeit ſeyn, allen Frieden alle Sitte allen Wohlſtand alle Treue und Rechtlichkeit in ſich enthaltend; wie der Weiſe zu dem Unweiſen, wie der Starke zu dem Schwachen, wie der Mündige zu dem Unmündigen, wie der Vater zu dem Kinde — ſo in Rath That Fürſorge Liebe und Freundlichkeit ſteht der Schirmherr zu dem Vaſallen. Es iſt das natürlichſte menſchlichſte und patriarchaliſcheſte Verhältniß, deſſen Zwang und Schranke für den Gezwungenen und Beſchränkten nur wohlthätig iſt. Alſo ſtellt man es uns auf.

Wenn das Verhältniß immer ein ſolches wäre und ſeyn könnte, ſo würden wir es allerdings für das größte Unglück der Geſellſchaft halten müſſen, wenn es jemals aufgehoben würde. Aber man kann gegen dieſe Schilderung ein Gegenbild halten, wo ſie etwas anders ausfallen muß. Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur glauben, ja wir wiſſen es zur Ehre der menſchlichen Natur, daß es Lehnherren und Schirmherren ja Leibherren (Herren von Leibeigenen) gegeben hat, welche wahre Väter ihrer unterworfenen und hörigen Leute geweſen ſind: tapfere fromme gerechte und freundliche Patriarchen, welche, die unter ihrem Schirm ſtanden, wie eine Familie Gottes verwalteten und gebrauchten. Aber wenn wir die Geſchichte und Erfahrung fragen, ſo werden uns der Frevel und Gräuel, welche die Willkühr ſich gegen die hörigen und leibeigenen

Leute erlaubt hat, leider zu viele erzählt: Frevel und Gräuel der Gewalt der Habſucht der Wolluſt und Grauſamkeit, daß uns ſchaudern würde, wenn ich ſie hier aufzählen ſollte. Die Urkunden und Kroniken des Mittelalters wimmeln davon, und ſelbſt in jüngeren Zeiten fehlt es davon an Belegen nicht. Freilich war das Lehnverhältniß in ſeinen Arten und Stufen das mannigfaltigſte und verſchiedenſte; von der drückendſten Leibeigenſchaft bis zur leidlichen Zinspflichtigkeit und Hörigkeit war ein unendlicher Weg; aber wir wiſſen aus uns ſelbſt und aus dem täglichen Gefühle unſerer ſündlichen Natur, daß die Herrſchſucht der ſüßeſte Trieb iſt, daß die meiſten von uns die Willkühr ſchlimm gebrauchen, wo ſie die Gewalt des Geſetzes nicht zurückhält; und wir wiſſen auch, daß alle dunkle und unbeſtimmte Verhältniſſe von der Willkühr gemißbraucht werden.

Der Menſch, wenn Leidenſchaften und Habſuchten *) ihn nicht aus der Ruhe der Beſonnenheit herausreiſſen, wenn er ſtill und heiter iſt, ſtrahlt in ſeinen Gedanken und Gefühlen immer noch den Spiegel der Freundlichkeit Frömmigkeit und Gerechtigkeit von ſich: es iſt ihm ſo natürlich an das Gute und Gerechte zu glauben, auch wenn er ſelbſt nicht immer gut und gerecht iſt. Daher glauben wir ſo gern mit einer menſchlichen Täuſchung, der Menſch und die Erde waren nicht bloß in jener früheſten Zeit, ſondern auch zu den Zeiten unſerer

---

*) So nennt der Grieche alle gewaltigen Triebe des Menſchen, wodurch er ſeinen Nächſten an Seele Leib Ehre und Vermögen zu übervortheilen ſtrebt: Geiz Wolluſt Herrſchſucht Tyrannei.

Urgroßväter und Großväter viel glücklicher und beſſer als jetzt. Wenn wir jetzt auch ſehen, wie wilde Leidenſchaften und Gelüſte das Recht durchbrechen und das Glück zerſtören, ſo nehmen wir ſo gern an, daß es vor fünfzig und hundertfünfzig Jahren ſo ganz anders war, daß die Menſchen einfältiger und frommer und bei wenigeren Bedürfniſſen und ſchwächeren Reitzen zum Böſen und Ungerechten, als jetzt da ſind, freundlicher und barmherziger waren. O der ſchöne Glaube! aber leider iſt es wahr: von hundert Menſchen, welcher Willkühr haben, werden fünfundneunzig ſie immer misbrauchen. So iſt es ſchon zu den Zeiten unſerer Väter geweſen, was wir aus Geſchichten und Geſetzen aus jenen vergangenen Jahrhunderten darthun können. Freilich iſt das Verhältniß unbeſtimmter Herrſchaft und Dienſtbarkeit ſchlimmer geworden in dem Maaße, wie mit der wachſenden Entwickelung der Geſellſchaft auch die Bedürfniſſe der Menſchen vermehrt und die Leidenſchaften derſelben mehr gereizt und geſtachelt ſind. — Ich habe früher oft reitzende Schilderungen geleſen von dem Verhältniſſe der ſchottiſchen Schirmherren und ihres Gebietes; ſie ſind mir wie rechte Patriarchen erſchienen und ihre Untergebenen wie eben ſo viele Kinder und Kindeskinder, die gern unter dem freundlichen Vater und Großvater ſtanden. Der Laird iſt der Herr der Richter der Beſchützer und Vater des Clans, er iſt das Haupt einer großen Familie, deren Kleinſter und Aermſter doch ſein Kind iſt und nie von ihm gemishandelt verſtoſſen und verlaſſen werden kann, denn er führt ja ſeinen Namen, und niemand entehrt doch gern ſein Geſchlecht. Wenn der gebohrne Herr, wie die Vertheidiger des Lehnweſens uns ſagen, ſeine Unterthanen lieben lernt durch eine Verbindung, welche ſchon vor langen Zeiten zwiſchen den beiderſeitigen Vorfahren beſtand, wenn die Gewohnheit dieſer Verbindung endlich eine Art Verwandtſchaft und Rückſichten dieſer Verwandtſchaft erzeugt, ſo muß der gebohrne Herr, deſſen Namen ſeine Leute und Mannen führen, mit ihnen in ein wahrhaft väterliches Verhältniß kommen: es muß das Gefühl einer Blutsfreundſchaft entſtehen, wo der eine ſich als Vater und die andern ſich als Kinder fühlen. So meinen wir gern, weil wir von Natur Gerechtigkeit und Tugend lieben. Aber anders iſt die Wirklichkeit. Die ſchottiſchen Lairds waren vor ein paar Jahrhunderten in roherer und genügſamerer Einfalt der Sitten vielleicht freundlichere und mildere Herren, als ihre jetzigen Urenkel. Jetzt muß man die Berichte der Reiſenden hören, die in den letzten Jahrdreiſſigen Nordſchottland und die weſtlichen und nordlichen Inſeln beſucht und ſich um das Schickſal ihrer Bewohner gekümmert haben. Die Herren bringen in London in den Bädern bei den Wettrennen in den ſchönen Ländern jenſeits des Meers ihre Zeit und ihr Vermögen in Ueppigkeit durch und Rentmeiſter und Verwalter ſind die herzloſen Stellvertreter des Patriarchen des Clans; jedes Jahrzehend bringt neue Plackereien und erhöheten Pachtzins der Ländereien, die alle des Lairds Eigenthum ſind, und dem Druck und der zu bitteren Armuth zu entfliehen, ſeglen jährlich einige Tauſende in einen anderen Welttheil, wo ſie wenigſtens das zu finden hoffen, was in ihrem Vaterlande für ſie und ihre Kinder nicht mehr zu gewinnen iſt: daß ſie ſich für ihre Arbeit ſatt machen können.

So biſt du, o Menſch, und ſo bin ich Menſch, ſo ſind die meiſten unſers Geſchlechts, daß es im Staate mislich um uns ſteht, wenn das mit Beilen und Ruthen bewaffnete und um das Scepter des Herrſchers geflochtene Geſetz das ungeſchriebene Geſetz in unſerer Bruſt, das uns von ſelbſt alle Pflichten der Menſchlichkeit zu üben befiehlt, nicht ergänzt und verſtärkt. Ich habe eben geſagt, daß es was Schönes und Herzerhebendes iſt um den poetiſchen Glauben, der immer unwillkührlich aus unſerm Innerſten hervordringt, als ſey in den Zeiten vor uns alles glücklicher beſſer und gerechter geweſen. Auſſer dieſem poetiſchen Glauben, der in der Bruſt des Königs wie des Tagelöhners wohnt und ein mattes Bild des hellen Urbildes der Gottheit iſt, das der Menſch verloren hat, giebt es einen andern poetiſchen Glauben, den poetiſchen Glauben der Poeten ſelbſt: den Glauben der Dichter, der uns eben ſo heilig iſt als jener erſte.

Wir haben das hohe und heilige Bild einer europäiſchen Ritterſchaft, von welcher uns das Mittelalter ſo ſchöne Muſter zeigt. Die Dichter, deren Leben in der Vergangenheit und in der Zukunft iſt und die ſich die Gegenwart, ſelbſt wenn ſie ſchlecht und armſelig iſt, gern mit einem verhüllenden ja mit einem verſchönenden Schleier bedecken, haben Recht, wenn ſie die edelſten und hehreſten Geſtalten der Vorzeit vor die Augen der Mitwelt und Nachwelt ſtellen, ja ſie würden eine Sünde begehen, wenn ſie anders thäten. Des Erbärmlichen Schlechten und Gemeinen iſt ſchon zu viel, und dabei ſoll der Sänger und Geſchichtſchreiber nur mit kurzer Erwähnung und kürzerem Tadel verweilen; die ungewöhnlichen Thaten die ſeltenen Tugenden die gröſſen und gottähnlichen Seelen — die gehören ihnen an und von dieſen nur ſollen ihre Stimmen und und Saiten klingen fur die künftigen Zeiten. Was Wunder nun, wenn die Dichter uns einen rechten frommen tapfern milden und chriſtlichen Ritter mahlen, wenn ſie ihn uns auch in ſeinem Verhältniſſe mit ſeinen Leuten und Hörigen als einen über das Gewöhnliche und Gemeine weit hinausſchreitenden mit chriſtlichem Ernſt und chriſtlicher Liebe alles umfaſſenden und haltenden Mann zeigen — was Wunder, wenn wir uns daraus ein noch reitzenderes Ideal im Hintergrunde unſers Herzens bilden und meinen, es könne für das Glück und den Frieden der Geſellſchaft und für die Sittlichkeit und das Glück des kleinen Volkes unmöglich eine trefflichere Einrichtung geben, als diejenige, welche die Bauern und die kleineren auf dem Lande wohnenden und gewerbenden Menſchen unter eine ſolche beſchützende und bewahrende Schirmherrſchaft und Obhut ſtellte? Daß wir uns ein ſo herrliches und reines Bild jener Vergangenheit, wo die Ritter ohne Furcht und Tadel lebten, entwerfen können, iſt ſchön; auch das iſt verzeihlich, daß viele die gedichtete Herrlichkeit in allen ihren Theilen ſich zu einer geſchichtlichen Herrlichkeit machen und feſt überzeugt ſind, es ſey das Lehnverhältniß im Mittelalter wirklich ein ſo hoch menſchliches und ritterliches Verhältniß geweſen: aber die Dritten, welche trocken den Beweis führen wollen, es ſey wenigſtens dieſem Bilde ein ähnliches, es ſey beinahe ein ſolches Verhältniß geweſen, müßen wir, weil ſie ſich den Schein geben aus der Geſchichte zu ſprechen, mit der Geſchichte ſelbſt widerlegen. Es hat ſolche Ritter gegeben wie die hohen Bilder, welche die Dichter uns aufſtellen, und ich bekenne, es giebt noch ſolche, aber ſie ſind immer ſelten geweſen und ſie ſind auch heute noch ſehr ungewöhnliche Vögel. Ich habe den Menſchen in den verſchiedenen Ländern und in den verſchiedenen Ordnungen und Klaſſen der Geſellſchaft genug geſehen, ich habe nirgends Vollkommenes geſehen; aber immer waren ſie glücklicher, wo ſie von einem auch ſtrengen Geſetze, als wo ſie von auch weicher Willkühr abhiengen. Frevel der Abhängigkeit und Dienſtbarkeit habe ich mehr geſehen als Wohlthaten derſelben, obgleich mir auch einzelne ſolche Schirmherren und Lehnherren begegnet ſind, welchen ich ohne alles Geſetz die Leiber und Seelen von Hunderttauſenden ganz hörig übergeben würde, mit der feſten Zuverſicht, ſie würden unter ſolcher Pflege und Hut nur glücklicher und beſſer werden. Ich nenne dich hier, ehrwürdiger Greis, General von Dyke auf Rügen, Prieſter Vater, Patriarch der Deinigen, ohne daß ich weiß, ob dieſe Worte je zu dir kommen werden; ich nenne dich (trefflichſten aller ſchwediſchen Bürger) Freiherr Friedrich Maclean, Vater und Schöpfer von 200 Bauerhöfen und von 2000 glücklichen Menſchen. Aber weil die hohen weiſen frommen und chriſtlichen Ritter nie die Menge der Herren ausgemacht haben, ſo wollen wir lieber das allgemeine Geſetz haben, als den einzelnen Willen.

Die Art, wie die neue oder die franzöſiſche Bauerfreiheit ſich in vielen Gegenden, wo man Frankreichs Beiſpiele vielleicht zu nah folgte, gemacht hat, kann demjenigen unmöglich gefallen, der einen

Begriff von Recht hat und der den geſchichtlichen Weg kennt, auf welchem die meiſten Rechte Dienſtleiſtungen und Verbindlichkeiten entſtanden ſind. Mogten immerhin manche Verhältniſſe der Herrſchaft und des Dienſtes entweder der Idee des Staates überhaupt oder der Entwickelung der Staatsgeſellſchaft, wie ſie nun iſt, entgegen oder nicht mehr angemeſſen ſeyn, immer mußte eine Ausgleichung der Rechte, eine billige Abfindung und Ablöſung Statt finden; man durfte den Knoten nicht ſo zerhauen, der doch nicht allenthalben ein gordiſcher Knoten war und der ſich meiſtens ſanfter hätte löſen laſſen. Man hat bei der Heftigkeit und Jähheit, womit man zugegriffen hat, dem einen Theile wahrlich nicht immer gegeben, was man dem andern genommen hat; oft haben beide Theile dabei verloren. Und das iſt der größte und ſchlimmſte Verluſt, wenn man das Volk gewöhnt, daß ohne Form Rechtens Recht geſtiftet werden kann. Welche Folgen für Sittlichkeit und Glück der kleinen Landbeſitzer und des Staates überhaupt die Leichtigkeit des Wechſels des Beſitzes, die Veräuſſerlichkeit und Wandelbarkeit aller Grundſtücke, und die Erlaubniß mit ihnen zu ſchalten und zu walten, wie jedem gefällt, haben müſſen, iſt oben angedeutet, und wahrlich nicht mit Uebertreibung; ſo daß wir darin ganz der Meinung der Vertheidiger des alten Lehnſyſtems, ja ſelbſt einer drückenden Hörigkeit ſeyn müſſen, und mit ihnen bekennen, daß es das Gefährlichſte iſt, wenn der Staat den Landbeſitz und ſeinen Wechſel ſo ganz dem Zufall und der Willkühr überläßt. Die Perſonen müſſen frei ſeyn, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin und her gehen wie Federn im Winde, wann ſelbſt das Feſteſte beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei den Menſchen auch in dem nichts mehr feſt, was die Geſetze unerſchütterlich machen ſollten wie die ewigen alten Berge Gottes: in der Geſinnung und in der Liebe. Die beiden Stände aber, die dieſe Kernkraft eines Volkes am einfältigſten und innigſten bewahren, ſind auf dem Lande die Bauern und in den Städten die Handwerker. Dieſe aber verlieren alle feſthaltende Gediegenheit und alle ſittliche Haltung, wenn man auf dem Lande die Hufen und Höfe des Bauers leicht veräuſſerlich und wechslich macht und wenn man durch die Auflöſung der Zünfte und die Einführung der belobten allgemeinen Gewerbfreiheit die letzte alte Strenge und Zucht der Handwerke durchbricht. Man kann einem im verblendeten Freiheitſchwindel hintaumelnden Zeitalter nicht genug ſagen, daß nicht alles Freiheit iſt, was den Schein und den Namen davon hat.

Aber um das Rechte einzurichten und zu erſchaffen, dazu bedarf es weder Hörigkeit noch Leibeigenſchaft, welche der Willkühr und Ungerechtigkeit häufig Thür und Thor geöffnet und einen Theil der Landbewohner in Sparter, den andern in Heloten verwandelt haben, ſondern der Staat kann ungefähr den Weg gehen, der in den oben angeführten Kapiteln nicht klar genug gezeichnet war, er kann auf die Weiſe den Zufall und die Willkühr einſchränken, welche zuletzt Land und Natur und Menſchen verderben, wenn man ſie frei ſchalten läßt, er kann ſich zum Oberlehnherrn und ein feſtes Geſetz zum Lehnrichter machen; denn dem Geſetze ſollen alle hörig und leibeigen ſeyn. Ich ſage mit vielen Andern, die es redlich mit dem Vaterlande meinen: Gott gebe uns bald die Männer, welche dieſen hochſtwichtigen Gegenſtand einmal moſiſch und lykurgiſch ins Aug faſſen und dann feſt halten!

Wir haben oben ungefähr geſehen, was die Geſetzgeber des Alterthums wollten mit ihren Ackergeſetzen, ſie wollten die zu große Wandelbarkeit des Landbeſitzes hemmen, ſie wollten auch hindern, daß nicht zu große und nicht zu kleine Höfe und Güter entſtünden: ſie wollten die zu große Zerſtückelung oder Zuſammenſchlagung der Grundſtücke hindern, weil in beiden für die unteren Volksklaſſen das Verderben der Armuth und Sittenloſigkeit iſt, welche der beſitzloſen und heimathloſen Armuth immer auf dem Fuße folgt. Das bezweckten ſie damit, daß ſie durch ihre Geſetzgebung viele Landbewohner mit mittelmäßigem Vermögen ſchüfen, daß Tugend und Wehrhaftigkeit bei dem Volke nicht ausſtürben. Solche Einrichtungen, als dieſe durch Geſetze befeſtigten, machen ſich in den Anfängen der Geſellſchaft bei freien Völkern von ſelbſt gleichſam durch einen Inſtinkt der Vernunft und Tugend, der ein Inſtinkt angebohrner Billigkeit und Gerechtigkeit iſt. Auch unſere Altvordern hatten das Land ſo unter ſich getheilt, wie oben erwähnt iſt, und hatten dabei ſehr gedacht an die Wehrlichkeit der Menſchen und an die Vertheidigung des Vaterlandes. Denn die Menſchen denken oft mehr und tiefer in den Zeiten, wo noch keine Bücher geſchrieben worden und keine Schriftgelehrte von Kanzeln und Kathedern predigen. Die Hufe oder das Gütchen eines freien Mannes hatte deswegen Eine Benennung mit der Waffe: ſie hieß *die Wehr*, weil ein bewehrter Mann von ihr ausziehen ſollte. Dieſes Wort iſt in den nördlichen und nordweſtlichen Landſchaften Teutſchlands bis auf den heutigen Tag geblieben. Man fragt nach dem Tode eines Bauers: *Wer von den Kindern hat die Wehr* (die Hufe) *bekommen?* man fragt: *Iſt das Gut wohl in der Wehr?* d. h. iſt Vieh Saat Feldgeräth Feldbeſtellung, wie ſie ſeyn ſollen? Und wer weiß nicht aus Erfahrung ja wer fühlt nicht, wenn er an ſeine eigne Bruſt klopft, daß in Nöthen und Gefahren das Vaterland am ſicherſten auf diejenigen rechnet, welche Beſitz haben, ſeyen ſie Edelleute oder Bürger und Bauern? Wen aber Häuſer und Aecker nicht feſthalten, der mag ſeine leichte Habe und ſein leichtes Herz wohl anderswohin tragen und ſich bald einbilden, es ſey auch da ein Vaterland. Vor allen aber ſind viele freie Bauern die rechte Stütze ja der rechte Eckpfeiler eines Staates, nicht nur weil ſie auf das innigſte an die Erhaltung des Vaterlandes geknüpft ſind, ſondern weil ihre Arbeiten und Geſchäfte Leibesſtärke und friſchen Naturmuth nähren, wodurch man der rechte tüchtige Kriegsmann wird.

Ich habe Länder gelobt und werde ſie je und je loben, wo über die Hälfte ja wo oft Zweidrittel aller Grundſtücke unter mittelmäſſige Beſitzer vertheilt ſind, wo viele freie Bauern wohnen. Wer Schweden Norwegen Ditmarſen Oſtfrießland die Grafſchaft Mark das Havelland und das Herzogthum Magdeburg geſehen hat, weiß und fühlt, warum ich ſie lobe. Der Menſch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates iſt, fährt mit einem unbehaglichen Gefühle durch die ſchimmernden adlichen Herrenſitze hin, wo die Bauerdörfer zerſtört *) und wo Haufen von Tagelöhnern und Lohnknechten die einzigen Beſteller der Felder ſind; auch wird er nicht geblendet durch den vergänglichen und flüchtigen Glanz und Reichthum, den Fabriken geben, welche auf gewiſſe Weiſe immer einen Theil des Menſchengeſchlechts leiblich und geiſtig verderben — ihn kann allein das Bleibende freuen, das durch die Zeiten dauert: die bleibende Tugend und das bleibende Glück. Dieſe ſieht er nirgend ſo befeſtigt als bei dem freien Bauer, der mit mittelmäſſigem Vermögen ſeinen eignen Acker pflügt. Die Länder, wo wenige Menſchen im Beſitz ungeheurer Reichthümer endlich faſt alle Grundſtücke ihr Eigenthum und alle Landbewohner ihre Tagelöhner und Knechte nennen, und auch die, wo eine übertriebene Vertheilung und Zerſtückelung der Hufen herrſcht, zerſtören den gediegenen Kern eines Volkes und werden auf die Länge nicht beſtehen können.

Wir wollen einmal England betrachten. Dieſes große Land ſchimmert durch ſeine Macht ſeine Freiheit und ſeine Reichthümer über ganz Europa ja über die ganze Erde hin als eine bewunderte Erſcheinung; aber wahrlich es ſieht drinnen nicht ſo glücklich, als ſein Glanz nach auſſen fällt. Faſt alle kleine und mittelmäßige Landbeſitzer (die Yeomanry) ſind verſchwunden, und die Großen und Reichen beſitzen das Land und ihre Pachter bebauen es. Auch

---

*) Ich kann aus dieſem Gefühle ſprechen. O Land meiner Heimath, wer wird die zerſtörten Bauern in dir wieder erſchaffen?

offenbart ſich hier, welche Folge die zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders in ſo fern ſie die kleinen Beſitzer verſchlingt, und ein die Welt umfaſſendes Fabrikweſen hat. Wie viele Strecken Land in England worauf glückliche Bauern wohnen und wovon Weitzenärndten in die Scheunen gebracht werden könnten, hat die durch kein Geſetz eingeſchränkte Laune der Reichen in Wildbahnen und Parks verwandelt! welch eine Ueberſchwemmung von Bettlern aus dieſer Verdrängung der geringen Leute vom Grundbeſitz, aus dieſem mächtigen Fabrikweſen! Jetzt trägt ſich dies Alles, weil England über den Handel und über die Schätze der Welt gebietet; aber Weltumwälzungen und vorzüglich Handelsumwälzungen können kommen, — und ſie ſind vielleicht nicht ſo fern, als Manche glauben — wodurch die Engländer mehr 'auf ſich ſelbſt zurückgeworfen und zurückgewieſen werden — dann werden ſie in ihrer ganzen Häßlichkeit die Verwirrung und Regelloſigkeit der Verhältniſſe und die Furchtbarkeit des Uebels ſehen, das ſie jetzt verkleiſtern und verſalben aber nicht heilen können.

In unſerm Vaterlande, in Teutſchland, ſind wir ſo weit noch nicht, am wenigſten iſt uns jetzt der Reichthum gefährlich. Doch ſind Landſchaften, wo das alte Verhältniß der Hörigkeit und Leibeigenſchaft, über dem und über deſſen Misbräuchen die Regierungen nicht immer die gehörige Hut und Wache hielten, die Bauern zu ſehr zerſtört hat? in andern Landſchaften mögten ſie durch die ſogenannte franzöſiſche Freiheit untergehen, kraft welcher ſie verkaufen vertauſchen verpfänden verſetzen ja zerfetzen und zerſtückeln dürfen wie ihnen gefällt, was vorher durch mancherlei Bande gebunden war, ſo daß jetzt Krämer und Juden und Judengenoſſen zum Beſitz von Hufen und Höfen gelangen oder dieſe Hufe auch unter drei vier Theilhaber oder Erben vertheilt und zerſtückelt werden können. So daß bei einer übel verſtandenen Freiheit das Verhältniß des Grundbeſitzes, das ein feſtes und ehrbares Verhältniß ſeyn ſollte, ein krämerliches und jüdiſches und faſt vagabundiſches Verhältniß wird.

Solche Uebel alſo, welche die Staatsgeſellſchaft in ihren edelſten Theilen angreifen und verletzen, müſſen abgewendet werden und können abgewendet werden durch eine weiſe Geſetzgebung, welche den Staat nicht wie ein kolleriges Pferd von dem Ungefähr und dem Zufall, die auch oft den Koller haben, zu Tode reiten läßt, ſondern welche, ohne Rückſichten auf die Bedürfniſſe und Vortheile des Augenblicks, allein das Bleibende und Nothwendige ſucht. Das Land und der Landbeſitz dürfen nicht frei gelaſſen werden, wie die Perſonen; das haben alle Geſetzgeber gefühlt, die ſich auf ihr großes Werk verſtanden. Der Menſch, der in ſehr entwickelten und verwickelten Zuſtänden der politiſchen Geſellſchaft die Ordnung der Natur und alſo auch die Ordnung der Geſellſchaft verkehrt, muß der zu großen Willkühr, die endlich einem baaren Zufall gleich wird, ein Maaß und ein Ziel ſetzen: *Er muß Ackergeſetze geben, der Bauer und kleine Grundbeſitzer muß ein unmittelbarer Lehnmann, er muß der Hörige des Staats werden.*

Das haben wir genug bewieſen und angedeutet, da es auf die Länge nur in ſolchen Ländern wohl ſehen kann, in welchen die Hälfte, wo nicht Zweidrittel der Grundſtücke von Bauern oder kleinen bauerähnlichen Beſitzern beſeſſen und bewohnt werden. Wo dieſes Verhältniß ſo iſt, da hat der Staat nichts weiter zu thun, als es durch verſtändige Geſetze zu befeſtigen und zu erhalten; wo es aber durch Sorgloſigkeit der Regierungen oder durch Misbräuche einer zügelloſen Freiheit verrückt oder gar zerſtört iſt, da muß man es wiederherſtellen. Zu dieſer Wiederherſtellung könnten in den Ländern, wo das Verhältniß aufgehoben iſt, die öffentlichen Staatsgüter angewandt werden, die man gewöhnlich Krongüter oder Domänen nennt. Ich will ſagen wie; ich kann die Sache durch ein wirkliches Beiſpiel erklären.

In dem ehemaligen ſchwediſchen Pommern und Rügen, welches jetzt mit dem preuſſiſchen Staate verbunden iſt, waren durch einen Misbrauch der adlichen oder ſtädtiſchen Herrenrechte die meiſten Bauerdörfer zerſtört und in große Güter von 600 bis 1500 Scheffel jährlicher Ausſaat (berliner Scheffelmaaß) verwandelt. Guſtav Adolf der Vierte König von Schweden, damals Oberherr jener Länder, ein Herr, deſſen wechſelnden und verhängnißvollen Schickſalen meine Augen immer mit Mitleid folgen werden, weil er die Gerechtigkeit und das kleine Volk liebte, hatte in ſeinem Vaterlande zu viel Bauerglück und Bauernwohlſtand geſehen, als daß er den Unterſchied nicht hätte fühlen ſollen, den er in ſeiner teutſchen Landſchaft gewahrte. Dieſe Landſchaft hatte viele und große Krongüter, zum Theil von dem eben angegebenen Maaße Ausſaat. Dieſe beſchloß der König, der ſah, wie wenig Bauern hier noch übrig waren, in mehrere kleinere Theile zu zerſchneiden und auf Pacht längerer Jahre oder auf Erbpacht an einzelne Landbauern auszuthun. Dieſer Entwurf war nun freilich unvollkommen, weil er keine Landbeſitzer ſondern nur Landgenießer machte, aber es war doch ein Entwurf, der aus dem Gefühle entſprang, daß neben den großen auch mittelmäßige und kleine Landbeſitzer wohnen ſollten.

Auf eine ähnliche Art würde ich, wenn ich die Macht hätte ein Macher zu ſeyn, es mit den Domänen machen, wo ſie noch ſind. Ich würde ſie nemlich nach den Oertlichkeiten und nach ihrer verſchiedenen Lage und Fruchtbarkeit zu Gütchen von ein zwei bis drei Hufen Land eintheilen; aber ich würde ſie nicht auf Zeitpacht oder Erbpacht weggeben, ſondern ſie ordentlich verkaufen, aber unter folgenden Bedingungen:

Dieſe Güter wären gleichſam Lehen des Staats; ſie gehörten freilich dem Käufer und ſeinen Erben eigenthümlich, aber folgende Eigenſchaften und Verpflichtungen hafteten darauf:

1) Sie gingen für alle künftige Zeiten zu Bauerrecht. Bauern und Bauergenoſſen könnten ſie nur beſitzen und bewohnen kein Edelmann kein Kaufmann kein Handwerker kein Fabrikant; auch könnte kein Pächter oder Zinsgeber darauf wohnen noch gehalten werden, ſondern der Eigener müßte ſelbſt darauf ſitzen, oder ſonſt, wenn er ein anderes Geſchäft ergreifen wollte, ſie an ſeine Verwandte der an Bauergenoſſen überlaſſen.

2) In der Nachfolge gingen die Söhne den Töchtern vor. Damit das Gut in Wehr bliebe und der Beſitzer nicht durch Schulden an tüchtiger Wirthſchaft gehindert würde, hätte der Antreter, wenn

das Gut ſchuldenfrei wäre, ſeine Geſchwiſter und Miterben nur mit einem Sechstel des Werthes der Grundſtücke abzufinden; die bewegliche Habe aber auſſer dem durch das Geſetz beſtimmten nothwendigen Geräth und Vieh würde unter alle gleich getheilt. — Ein einziger Sohn wäre immer der Erbe, unter mehreren Söhnen beſtimmte das Loos über die Nachfolge. Hinterließe der Lehnbauer nur Töchter, looſeten dieſe ebenfalls. Unmündige Geſchwiſter hätte der Nachfolger bis zum achtzehnten Jahre zu verpflegen und zu erziehen, Mütter und Großmütter ehrlich zu erhalten und zu verpflegen bis an ihren Tod: die Art und das Maaß würde das Geſetz beſtimmen.

3) Die bewegliche Habe, welche Ehegatten zuſammenbrächten, würde, wann Kinder gebohren würden, gemeinſchaftliches Vermögen. Wären keine Kinder da und der Lehnbauer ſtürbe vor der Frau, ſo nähme ſie ihr Eingebrachtes wieder und räumte den Erben das Gut. Hätten ſie Kinder gehabt, die vor ihnen geſtorben wären, ſo erbte der Ueberlebende die ganze bewegliche Habe des Verſtorbenen,

Solche Güter mögten auch auf welche Art immer veräuſſert werden, aber nur mit Einſtimmung derer, die es anginge, und mit der Bedingung, daß ſie wieder an Bauergenoſſen kämen. — Ein Beſitzer ohne Kinder und Lehnverwandte, die Anſprüche auf ein ſolches Gut hätten, mögte es veräuſſern bei ſeinem Leben und darüber verfügen nach ſeinem Tode, verſteht ſich inner der Genoſſenſchaft.

6) Wie ein Bauer nicht mehrere ſolcher Güter beſitzen dürfte, ſo dürften auch die Felder mehrerer ſolcher Güter nicht zu Einem Gute zuſammengezogen

werden. Eben ſo wenig wäre ein ſolches Bauergut in mehrere kleine theilbar.

Unter eben dieſes Geſetz, das ich über meine gemachten Bauerlehen walten ließe, ſtelle ich die Bauergüter, die ſich in meinen Staaten noch finden, damit ſie dem Bauerſtande in ordentlicher Wehr bewährt werden und damit der ſo wichtige Bauerſtand dem Vaterlande erhalten werde.

Wie groß ein Bauergut ſeyn müſſe, damit eine Familie in beſcheidener Mittelmäßigkeit des Daſeyns davon leben könne, läßt ſich nicht von vorn her beſtimmen. Das hangt von dem Himmelſtriche von der Fruchtbarkeit des Bodens und von den Gewerben der Gegend ab, wo die Güter liegen. Aber da die zu kleine Ackerwirthſchaft durchaus nichts taugt, da die zu große Zerſtückelung der Grundſtücke den Bauerſtand in ein allerlei treibendes luſtiges und vagabundiſches Geſindel verwandelt, ſo muß ein Kleinſtes geſetzt werden, bis zu welchem man hinabſteigen darf. Dies hat man auch in Ländern gethan, wo man die wahren Begriffe von Freiheit hat, z. B. in Schweden, wo die zu ſehr verkleinernde Zertheilung der Höfe (die übrigens dort in vielen Landſchaften weit größeren Umfang haben, als bei uns die Bauerhöfe), durch das Geſetz verboten iſt.

Dieſe meine Bauerordnung würde vorzüglich für das eigentliche Bauerland, für die Ebenen, gelten; wo Waldbau Weinbau Obſtbau Bergbau das Hauptgewerb der Menſchen ſind, da ſind die Verhältniſſe anders und die Geſchäfte beſchränken ſie ſelbſt auf einen kleineren Raum. Auf den weiten Feldern und Ebenen aber, wo das Sichabründen ſo bequem iſt, werden, wenn der Staat gar keine Beſchränkung ſetzt, die einzelnen Höfe und Hufen entweder von den Reichen verſchlungen, (welche ſie in große Höfe und Herrenſitze verwandeln; wie wir dies in genug Gegenden des Vaterlandes ſehen) oder der Bauerſtand verarmt und verdirbt auch durch zu große Zerſtückelung der Ländereien.

Wenn der Staat auf dieſe Weiſe den Bauerſtand an ſeine Erdſcholle befeſtigt hat, bleibt, je nachdem jedes Land eingerichtet und gelegen iſt, noch die Hälfte oder wenigſtens ein Drittel aller Ländereien für jeden andern beliebigen Beſitz frei. Ich ſage beliebig, obgleich ich wünſchte, daß der Adel, eben ſo wie der Bauer, allein auf Landbeſitz gegründet und an ſein Land feſt gebunden würde, daß es allein einen Majoratsadel gäbe nach dem Erſtgeburtsrecht. Ich weiß, beides gegen die Art Nachfolge in meine Bauerlehen und gegen dieſe adlichen Majorate werden ſich viele entrüſten, die einen, weil es ihnen eine Unfreiheit, die anderen, weil es ihnen eine Grauſamkeit däucht. Dieſe letzten ſprechen aus einem einzelnen Familiengefühl; der Staat aber muß aus einem allgemeinen Familiengefühle ſprechen. Er hat Millionen Kinder, er hat ſie nicht bloß heut und morgen oder dreiſſig Jahre und vierzig Jahre, ſondern auf dreißig und vierzig Jahrhunderte muß er ſeine Rechnung machen, ja auf alle Zeiten ohne Gränze und Ziel; wenigſtens müſſen ſeine Geſetze die allgemeine Liebe und Gerechtigkeit in ſich tragen, daß ſie durch ihre Geſinnung und Weisheit würdig wären ewig zu dauren. Das einzelne Familiengefühl ſpricht: »Es iſt doch unrecht, daß des Bauers- und Edelmanns Kinder

»bei ſeinem Tode ſich in die hinterlaßene feſte und »liegende Habe nicht gleich theile; warum ſoll einer »ſo viel haben und alle die andern ſo wenig?« Der Staat antwortet ihnen: »Ich handle aus einem höheren Rechte und einer höheren Pflicht, »ich muß das beſſern, was eure unzeitige Thorheit »ja eure thörichte Liebe zu eurer eigenen Zerſtörung »immer thun will. Ihr mit euren Gefühlen würdet aus dem Bauer und Edelmann Bettler und »Vagabunden machen; ich muß ſorgen, daß die beiden Stände in Wohlhabenheit Rechtlichkeit und »Ehre erhalten werden; ich muß auch durch meine »Geſetze und Ordnungen vor allen Dingen den Grundſatz zu dem lebendigſten machen, daß Silber und »Gold und was ihr Vermögen nennt, von mir nicht »als das Erſte hingeſtellt und geſucht wird, ſondern »feſtes Glück und bleibende Tugend.«

Ja es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß, wenn der Adel in alter Ehre Würde und Unabhängigkeit und ohne den Neid der andern Stände beſtehen ſoll, er auf feſtem bleibendem Landbeſitz und auf Majoraten mit dem Erſtgeburtsrecht gegründet ſeyn muß: der Edelmann muß ein Landherr ſeyn, wie der Bauer der Landmann. Es müßte auch überhaupt kein neuer Edelmann gemacht werden, der nicht die Würdigkeit hätte, daß der Herrſcher oder das Volk ihn ſo mit liegenden Gründen begabte, daß die Unabhängigkeit ſeiner Familie nach ihm geſichert wäre. Wenn ich geſagt habe, daß arme und vagabundiſche Bauern ein Unglück und Verderben des Staats ſind, ſo meine ich dies noch weit mehr von einem armen vagabundiſchen Adel. Ein Land kann viel zu viel Adel haben; und es ließe ſich nach der Volksmenge und den Verhältniſſen und Hülfsmitteln eines jeden Landes wohl die Zahl beſtimmen, die es tragen könnte: es ließe ſich für jedes Land ein goldenes Buch machen, und es ſollte gemacht werden. Wir kennen Polens Geſchichte und kennen ſeinen wimmelnden Adel; auch Schweden iſt mit zu vielem und zu armem Adel überſchwemmt; auch in einigen teutſchen Landſchaften iſt dies der Fall. Es iſt lange ein trauriger Haß geweſen zwiſchen dem Mittelſtande und dem Adel, und er iſt leider noch nicht ausgeſtorben und hat ſeine böſen Folgen auf das Ganze, da durch dieſen unſeligen Neid ſo manches Gute gehindert und durchkreuzt wird. Dieſer Haß und Neid ſtammt zum Theil aus dem alten Soldatenweſen, wie es vor zwanzig ja an manchen Orten vor zehen Jahren noch beſtand; er ſtammt wohl mehr noch aus der Herabwürdigung und wirklich unanſtändigen und faſt ſchimpflichen Vermehrung des Adels durch die Reichskanzleien, wodurch der alte Adel ſein Verdienſtgepräge verlor. Krämer Roßtauſcher Lieferanten Ochſenmäſter und Brantweinbrenner, ohne ein anderes Verdienſt als das Verdienſt einer gefüllten Taſche, kauften des heiligen römiſchen Reichs Adel für 80 und 100 Dukaten in der Kanzlei in Wien; ja während der Ledigkeit des Kaiſerſtuhls wie wohlfeil und wie ſchmutzig verſchacherten die Angeſtellten in den Kanzleien der Reichsverweſer oft die Würden von Edelleuten Freiherren und Grafen!

Soll alſo Adel ſeyn — und daß er ſeyn ſoll, ſagt alle Geſchichte, was auch metaphyſiſche Staatstheorien dagegen ſagen — ſo muß er reich und unabhängig ſeyn; denn er ſoll im Staate die bleihende Ehre und Würdigkeit vertreten, er ſoll als ein Reizmittel dieſer Ehre wohlthätig auf das ganze Volk rückwirken. Ein armer Adel löſcht bei dem Volke die Idee des ganzen Standes aus. Er hat durch ſeine Geburt, Anſprüche, die er ohne Vermögen ſchwerlich erfüllen kann; er muß alſo dienſtbar glückſuchend ja oft glückjagend ſeyn, wie Menſchen aus den unterſten Klaſſen, er muß Künſte für ſein Fortkommen gebrauchen, die wenigſtens ſolchen nicht ziemen. Darum iſt die engliſche Art weiſe, wo der Aelteſte des Hauſes das Haupt und der Vertreter aller Mitglieder deſſelben und der Beſitzer der Güter iſt, wo aber die Jüngeren und die Seitenverwandten meiſtens zum Volke gerechnet werden und ohne Erniedrigung oder Beſchimpfung ihres edlen Blutes alle Gewerbe und Geſchäfte treiben mögen; und darum iſt der Adel auch nirgends ſo geachtet, als in England. Auch in Schweden iſt in den letzten Jahrzehenden eingeſehen, daß zu zahlreicher Adel den Stand verkleinert und dem Staate ſchadet. Auf dem Reichstage zu Stockholm im Sommer des Jahres 1809 iſt ein Geſetz gegeben, daß bei neu geadelten oder um eine Stufe erhöheten Familien der Aelteſte dem Vater oder Erblaſſer immer in Beſitz und Rang folgen ſoll, die jüngeren Brüder aber zu der unter dem Range des Vaters ſtehenden Klaſſe gerechnet werden ſollen.

Wir leben in einer Zeit des Streites der Gefühle Anſichten und Meinungen und auch der Redlichſte wird durch die allgemeine Bewegung, welcher er ſich nicht wohl entziehen mag, oft wider Willen von dem ruhigen Standpunkte der Betrachtung weggetrieben. Auf der Höhe des wilden

Meeres gründen die Anker nicht und am Strande brauſt die Wellenbrandung zu gewaltig, als daß die Gedanken ſich vor Anker legen könnten. Soviel indeſſen haben wir alle begriffen, daß der Ruf nach Freiheit und Geſetzlichkeit dieſer Zeit ſehr natürlich war und natürlich iſt, daß aber von vielen eine Freiheit begehrt worden, welche auf Erden nimmer ſeyn kann noch ſeyn darf. Das haben Wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, ſondern nothwendig ein Zuſtand der Auflöſung und Ausſchweifung entſtehen muß, der die Freiheit in ihren Keimen tödtet. Das iſt das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Menſch durch viele ſächliche Bande, durch Einrichtungen, die ſich zunächſt auf Dinge auſſer ihm und erſt in der dritten vierten Inſtanz auf ihn beziehen, gehalten und zur Zucht und Ordnung und zu dem heiligen Gefühle des Stätigen und Bleibenden, ohne welches keine gute Bürger ſeyn können, angehalten werde. In dieſer Hinſicht wünſche ich meine vorgeſchlagene Bauerordnung, (oder wenigſtens eine ähnliche) ich wünſche den Adel auf Majoraten gegründet, und bei den Handwerken die Erhaltung der Zünfte nud Innungen, von welchen man ja die Misbräuche wegthun kann. Unſer Zeitalter iſt ein Saturnus, der ſeine eigenen Kinder auffrißt, und ſich dann im Taumel ſeines blutigen Rauſches an den dicken Bauch ſchlägt, und den Leuten zuruft: ſeht hier die Folgen der Freiheit! ſeht hier das von Wahn und Knechtſchaft erlöſte Menſchengeſchlecht! Die Franzoſen haben damit angefangen, ſie haben das Kapital von Jahrhunderten in fünfundzwanzig Jahren aufgefreſſen; andere Regierungen haben es ihnen in manchen Ländern aus Noth nachmachen müſſen, hie und da haben ſie es ihnen in verblendeter Thorheit nachgemacht. Alle Verhältniſſe wurden aufgehoben, alle Bande zerſprengt, gute und böſe nützliche und ſchädliche, die Sachen wurden ſo frei gegeben wie die Perſonen, und die Stürme und Vulkane der Zeit weheten beide wie Federn und Aſchen umher. Und das iſt noch das Schlimmſte, was freilich vor fünfzig und ſechzig Jahren ſchon in einigen Ländern galt, was jetzt aber in ſo vielen faſt allgemeine Anſicht und Grundſatz geworden iſt, daß dieſe ungebührliche Freilaſſung die verwünſchte Fabrikſüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit in die Menſchen und in ihre Einrichtungen gebracht hat, und daß die ganze Erde und der Staat ſelbſt von vielen Staatsverwaltern und Staatseinrichtern faſt nur wie eine Fabrikanſtalt gewürdigt und verwaltet wird. Was man heute bedarf, was ein Menſch und ein Ding morgen einträgt, das fragt man mit hungriger Gier, und deswegen kann man mit den kurzen Augen nicht ſehen, was die künftige Zeit bedürfen wird und was die künftigen Dinge und Menſchen ſeyn und tragen werden. Es giebt gewiſſe natürliche Verhältniſſe in der Verwaltung und Einrichtung der Erde und des Staates und unter den verſchiedenen Klaſſen der Staatsgeſellſchaft, welche nimmer hätten geſtört und gebrochen werden ſollen, und für deren Erhaltung der Staat ſorgen muß, wenn er ſelbſt erhalten werden will. Wir wollen die Fertigkeit und Geſchicklichkeit der Menſchen immer loben, welche durch künſtliche Geräthe und Maſchinen Einem Menſchenarm die Kraft von hundert Armen und Einer Hand die Verrichtung von dreiſſig Händen geben können; aber wir ſagen es gradezu: Lieber wollen wir keine einzige Maſchine als die Gefahr, daß dies Maſchinenweſen uns die ganze geſunde Anſicht vom Staate und die alle Tugend Kraft und Rechtlichkeit erhaltenden einfachen und natürlichen Klaſſen und Geſchäfte der Geſellſchaft zerrüttet. Wenn alle Handwerker Fabrikanten werden, wenn der Ackerbau ſelbſt endlich wie eine Fabrik angeſehen und betrieben wird — kurz wenn das Einfältige Stätige und Feſte aus den menſchlichen Einrichtungen weicht, dann ſteht es ſchlecht um das Glück und die Herrlichkeit unſers Geſchlechts. Wenn wir dahin kämen, daß Axt und Säge und Senkblei von ſelbſt Häuſer zuſchnitten und aufrichteten, daß der Pflug und die Senſe von ſelbſt den Acker pflügten und abärndteten, wenn wir endlich auf Dampfmaſchinen über Berg und Thal fahren und auf Luftbällen in die Schlacht reiten könnten, kurz wenn wir nur neben unſern künſtlichen Maſchinen, die alle Arbeit für uns thäten, ſo hinzuſchlendern brauchten, dann würden wir ein ſo entartetes nichtiges und elendiges Geſchlecht werden, daß die Geſchichte auf ewig ihre Bücher von uns ſchlöße.

V.

Vom Wiener Kongreß von Herrn de Pradt. 2 Theile. Paris 1816.

Der Titel dieſes neuen Buches des weiland Herrn Erzbiſchofs de Pradt, obgleich über den Gegenſtand vielleicht dickere Bände geſchrieben werden könnten und werden geſchrieben werden, iſt viel enger als der Inhalt. Der Verfaſſer hüpft mit ſolchen Sprüngen, wie er dem Wiener Kongreß vorwirft, von einem Gegenſtande zum andern und von einer Epoche zur andern, daß man häufig nicht weiß, wovon er ſpricht und an welchem Ort und in welcher Zeit er eben iſt. Er hat ſein Werk zum Theil mit älteren Arbeiten und politiſchen Anſichten gemiſcht und durchgegoſſen, aber nicht ordentlich zuſammengegoſſen und zuſammengearbeitet; er hat zu vielerlei Hebel, durch welche es bewegt wird, zu vielerlei Geſichtspunkte, wohin es ausläuft, zu vielerlei Ideen, die ihn mehr angeflogen haben als daß ſie ſchon bei ihm eingekehrt wären — dies alles nimmt ihm Haltung und Gleichgewicht und er fliegt deswegen häufig wie ein Vogel ohne Schwanz durch die Luft, der, wenn ein Wind ihn anweht, die grade Richtung nicht halten kann, ſondern bald nach oben bald nach unten gekehrt wird. Das kann man ihm wie den meiſten Franzoſen nicht abſprechen, daß er ſich auf die mechaniſchen Kräfte und Wirkungen der Dinge meiſtens gut verſteht und daß man darüber in dem Buche manches Leſenswerthe findet; aber das Gericht der Geiſter kann er nicht halten, am wenigſten verſteht er, was ſich in tiefen und geiſtreichen Völkern bewegt und wie manche mechaniſche Fehler und Gebrechen der Staaten eben durch den lebendigen Geiſt in ihnen gebeſſert und zum Theil geheilt werden können. Auffallend iſt es an dem Manne, der ſagt, Napoleon habe darum fallen müſſen, weil er gegen die Ideen des Zeitalters geſündigt habe, daß er dieſe Ideen und ihren tieferen Fluß durch die Zeit und durch das Menſchengeſchlecht nirgends klar zeigt ſondern leicht franzöſiſch darüber hinſchlüpft und höchſtens allgemeine Zeichen giebt, die ſich wieder in Nebeln verlieren; merkwürdig iſt auch das, daß dieſer Erzprieſter, der ſeinen Boſſuet und Fenelon mehrmals anführt, durch die Zeit gar nicht des großen Meiſters und Miniſters droben gemahnt wird, der wohl gezeigt hat, daß er die goliathiſchen Leiber ohne die rechten Geiſter zertrümmern und allenfalls die Misgriffe von Kongreſſen beſſern kann. In dieſer Zeit grade ließ ſich über die ganze Welt hin nicht ſo ſchweifen, von Batavia nach Petersburg und von Peru nach Neapel, ohne in den Begebenheiten und Entwickelungen der letzten Jahrzehende und in denen, deren wir warten müſſen, ein wenig nach dem Allerinnerſten zu fragen und auf das Allerinnerſte zu ſehen und zu merken. Dieſer nothwendige Theil, wenn das Buch eine urtheilende Ueberſicht der Zeitgeſchichte und eine Weiſſagung für die Erfolge und Verhältniſſe der Zukunft ſeyn ſollte, geht ihm gänzlich ab, ſo wie aller tiefere Sinn für die innerliche Heiligkeit der Volkseinheit und des Volkslebens, obgleich er er auf dieſe Gegenſtände ſo oft zurückkommt. Doch ſind einzelne Anſichten der Zeit und der Volker ſehr gut dargeſtellt, manche auch aus Geſichtspunkten, wie wir und andere Schriftſteller die Gebrechen des Zeitalters gezeigt haben; ſie werden nun wohl etwas beſſer begriffen werden, weil ein gewandter Schriftſteller ſie in einer Sprache darſtellt, die, wie man meint, in Worten mehr ſündigen darf als die teutſche.

Der Verfaſſer ſagt uns an mehr als einer Stelle, daß er ſich archimediſch gleichſam auſſer ſeiner Welt geſtellt habe, daß er, ohne einem Volke und Lande anzugehören, die Dinge ganz unpartheiiſch und arglos darſtellen wolle, wie ſie ſich natürlich gegen einander verhalten. Wir können ihm aber genug weiſen, daß er nie den Franzoſen ausgezogen hat, obgleich er ihn ſchlau genug verbirgt. Von Frankreich leitet er die Aufmerkſamkeit ganz ab und gebehrdet ſich, als wenn Frankreich für lange Zeit ohnmächtig und unſchädlich ſeyn müſſe, da doch ein jeder, der die Kräfte und Hülfsmittel der Reiche und Völker gegen einander zu wägen verſteht, ganz anders urtheilen muß; ja er ſtellt ſich, als wenn Frankreich in Vergleichung mit den andern großen Staaten ſehr verſäumt wäre; ja ſogar nennt er die unbedeutenden Trennungen vom franzöſiſchen Gebiet Zerſtükkelung. Dagegen ſucht er die Schrecken, welche Europa von England vorzüglich aber von Rußland drohen, gewaltig ins Große zu mahlen. Wir wollen die furchtbare Macht dieſer beiden Staaten nicht ableugnen ja faſt die Unwiderſtehlichkeit der letzteren, beſonders wenn man ſich die Kräfte und ihre Bewegung und ihren Gebrauch nur mechaniſch berechnet; aber ſobald auch eine geiſtige Berechnung eintritt und ſobald auch viele andere Verhältniſſe mitgewogen werden, die theils ſchon da ſind theils bald da ſeyn werden, wird man manches ganz anders anſehen müſſen als der Herr Erzbiſchof. Wenn wir nun an Frankreich denken und es geiſtig und mechaniſch betrachten, (wir ſetzen dabei voraus, daß ſein jetziger nicht zu ſchwerer Alp ihm nach fünf Jahren abgenommen wird) ſo müſſen wir nach unſerm Gefühle geſtehen, daß uns Frankreichs Druck mit ſeinen zuſammengedrängten Hülfsmitteln und ſeinen dreiſſig Millionen Seelen nicht eben viel geringer däucht als Rußlands, dieſes Frankreichs, das Herr de Pradt durchaus wieder bis Köln und Mainz bringen will, um Preuſſen und Teutſchland von der zu weit auslaufenden Gränze zu erlöſen.

Die einzelnen Theile des Buches ſind ungleich bearbeitet und nicht von gleicher Tüchtigkeit und Triftigkeit: ein Schickſal, das es mit allen Büchern theilt und das alſo kein unmittelbarer Tadel ſeyn ſoll. Das aber iſt der Hauptmangel, daß dem Verfaſſer, welcher Verhältniſſe ſehr gut darſtellen kann, die Gabe verſagt iſt, zu den Urſprüngen hinabzuſteigen und die Geiſter zu erkennen, welche denn eigentlich unter der Oberfläche dieſer Zeit wühlen. Da iſt aber nur immer die Erſcheinung beſtreift und von einem ſo geiſtreichen Manne auch die nicht einmal geiſtreich. Bei Italien und Frankreich iſt in der Hinſicht Einiges geſagt, bei Spanien kaum das Kümmerliche, bei Teutſchland, dem großen Mittelpunkte, nichts; ſo ſind auch die Blicke auf die Kolonien und auf die fremden Welttheile eng und, wie uns däucht, nicht in der rechten Beziehung zu Europa und zum Gange der Geſchichte überhaupt.

Ueber Teutſchland unſer Vaterland ſagt er ſo vieles, was vielen andern ehrlichen Leuten einfällt und von einigen auch geſagt und geſchrieben iſt, ſo wie er viele vergebliche Klagen beibringt über das, was der Kongreß hätte thun können und thun ſollen und nicht gethan hat. Wenn man bloß politiſcher und diplomatiſcher Mechaniker wäre wie er und in der Zeit und dem Volke nicht etwas anderes Rettendes und Erhaltendes erkennte, ſo wäre es nach Herrn de Pradt faſt an der Zeit Germaniens Grabgeſang zu ſingen, und man mögte ſchwerlich begreifen, wie ſich unſer zweiter und dritter Napoleon nicht finden ſollte. Beſonders wird uns das ruſſiſche Geſpenſt im Oſten mit ſeinem ungeheuren Leibe recht fürchterlich ausgemahlt, damit wir das Geſpenſt, das uns eben noch im Weſten erſchreckte, ganz vergeſſen ſollen. Der Herr Mechaniker gebehrdet ſich, als werde Frankreich hinfort keinen andern Willen und Vortheil haben als uns Teutſchen immer bei dem erſten Ruf über fremde Gewalt ſogleich beizuſpringen, und als habe es ſeine Feſtungen am Rhein bloß der Sicherheit wegen angelegt; Rußland aber wird ſo dargeſtellt, als könne es mit ſeinem Rieſenleibe ohne alle Hinderniſſe mit der größeſten Leichtigkeit von der Oder bis zum Rhein über uns hintrampeln. Dabei iſt ein kleiner Umſtand vergeſſen, über den man aus Tibers Feldzügen und aus den viel ſpäteren des Marſchalls Belle Isle und Friedrichs des Zweiten viel lernen könnte, nemlich unſer öſtliches Tyrol (Oberſchleſien und Böhmen). So lange das mit ſeinen alten Bergen da liegt, werden feindliche Heere nach Nordweſten nicht zu weit vorbeiſpazieren dürfen, weil von dieſen Höhen immer Donnerwetter im Rücken aufſteigen können. Ueber die vielen kleinen Königreiche und Fürſtenthümer iſt viel Wahres geſagt, was man dem Ausländer ja wohl glauben wird, ſo wie über die Nothwendigkeit, die alle Kabinette hätten begreifen müſſen, daß ſie Preuſſen auf jede Weiſe größer und ſtärker machen mußten, damit Teutſchland doch irgend einen Halt und Kern bekäme. Alles dies recht und wahr auf der einen Seite, ſchief und ſchielend auf der andern, weil dem Verfaſſer in unſer inneres Leben kein Blick aufgeſchloſſen war. Die Leerheit und Nichtigkeit des vielen Kleinen und wie die Kräfte des Großen dadurch immer lahm und das Kleine doch freudenlos iſt, hat er im Einzelnen recht klar dargelegt mit einem Hinblick auf die Majeſtät der Namen, die mehr beachtet werden ſollte.

Ueber Italien iſt ſehr viel Treffendes geſagt und über die Schwierigkeiten, welche Oeſtreich dort finden wird, und über die Stimmung der Völker; über den Pabſt, der doch immer ein Schlußſtein Italiens ſeyn und bleiben wird, wie uns däucht, zu wenig.

Schließlich kommen fromme Betrachtungen und Vermahnungen über die Zeit und allerlei, was den Franzoſen ans Herz gelegt wird, welchen hier wiederholt und tröſtlich verſichert wird, ſie ſeyen ja nie beſiegt geweſen.

Wir ziehen, um von dem Geiſt des Buches Einiges zu zeigen, einige der gelungenen und mislungenen Stellen aus, und laſſen den Leſer entſcheiden.

„ England hat die Früchte ſeiner Ausdauer ſeines Muthes, ſeines Patriotiſmus und ſeiner Opfer geärndtet. Es war ein ſehr intereſſantes

„Schauſpiel, was dieſe Macht zeigte, dem gewaltſamſten Angriff zum Raube, den ſie je ausgehalten hatte, ihre Vertheidigungsmittel mit den Angriffen, die ſie auszuhalten hatte, immer ins Verhältniß ſetzend und endlich ſiegreich aus einem Kampfe ſcheidend, worin es wie in den früheren nicht mehr ankam auf einige Vorherrlichkeiten von Ehre Reichthum und Macht ſondern auf ihr Daſeyn ſelbſt. Denn man muß es nicht bezweifeln, das Daſeyn Englands hat nicht aufgehört bedroht zu ſeyn von der Eröffnung des Kriegs, vom erſten Februar 1793 bis zum 31. März 1814. In dieſem ganzen Zeitraum iſt kein einziger Tag verfloſſen, an welchem England nicht einer vollſtändigen Umkehrung geweiht geweſen wäre: erſtlich auf Revolutionsweiſe während der ganzen Regierung der Konvention und des Direktoriums, zweitens politiſch bis zum Jahr 1814. Wenn der auf der engliſchen Flotte angezettelte Aufſtand um ſich gegriffen hätte, was ward England? wenn die Landung geglückt wäre, war England in drei Theile getheilt, das eigentliche England Irland und Schottland. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſem Fall Indien verloren, die Seemacht vernichtet und jede Art Einfluß nach auſſen durch die Nachbarſchaft von zwei feindlichen und den Feinden freundlichen Regierungen zerſtört war.

Aber ein guter Genius wachte über England, und dieſer gute Genius war der ſeines Gegners ſelbſt. Seine Angriffe waren ſo gradezu ſo drohend, daß das Volk dem Miniſterium nichts abzuſchlagen gehabt, welches ſeiner Seits keine andere Mühe hatte als die, den Abgrund zu zeigen, worein man es ſtürzen wollte. Napoleon hat den engliſchen Miniſtern das Talent entbehrlich gemacht, ſie haben keiner andern Kunſt bedurft, als ſich aus Leibeskräften zu widerſetzen, als dem, der ſie verderben wollte, allenthalben Feinde zu ſuchen; ſie hatten nur das Gegenſpiel, und es iſt wahrlich ſehr merkwürdig, daß, was Pitt *) nicht zu thun gewußt noch gekannt hat, Miniſter, die man ihm gewöhnlich weit unterlegen anſieht, durch eine einzige fixe Idee vollbracht haben, die man ihnen geſchaffen hatte, durch die Idee der Nothwendigkeit ſich zu vertheidigen. England hat ſich aus brennender Gefahr gerettet.

England hat Portugal friſch belebt. Durch daſſelbe ſind die Truppen eines Landes, welche ohne allen Ruf waren, zu gleicher Höhe mit allen Truppen Europa's gekommen. Die Vertheidigung Liſſabons, die Opfer der Einwohner auf der ganzen Straße, welche der Feind zu durchziehen hatte, ſind Wunder der Hingebung von Seiten der Portugieſen.

Spanien hat in der Mitwirkung Englands ein mächtiges Mittel gefunden ſeinen Widerſtand zu verlängern und zu nähren, obgleich bei dem geiſtigen Zuſtande dieſes Volks ſein Triumph endlich immer Statt haben mußte, auch ohne fremde Hülfe. Spanien iſt keines der Länder, die man erobern kann.

---

*) Was würde Pitt ſagen, der dem Parlament verſchiedene Male erklärt hat, daß jeder Angriff mit bewaffneter Hand gegen Frankreich keinen Erfolg haben würde, wenn er die engliſchen Leibwachen an den Gittern des Louvre Schildwache ſtehen und die Ruſſen zweimal in fünfzehen Monaten in Paris ſähe?

England hat Europa mit ſeinem Golde *) bedeckt; wer von ſeinen Hülfsgeldern gewollt hat, hat ſie erhalten; es hat ſeine Spenden ohne Einſchränkungen gegeben. Auch erſcheint es jetzt an demſelben: gleich einem Kämpfer, welchem die Hitze des Gefechts nicht erlaubt ſeine Wunden zu gewahren, iſt England am Ziele des Kampfes angelangt, ohne einen Schmerzenblick auf die Laſt zu werfen, womit es ſich belud. Aber der Kampf iſt geendigt; man hat überrechnen müſſen — und da hat England den ganzen Umfang ſeiner Opfer meſſen können und die Verrückung, die ſie in allen ſeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen verurſacht hatten. Auch hat man es beſchäftigt geſehen, die von der Nation gemisbilligten Schatzungen abzuſchaffen; es hat ſuchen müſſen, wie es die Erzeugniſſe ſeines Bodens in Harmonie bringen könnte mit denen der andern Länder, welche ſtreben ſeine Märkte zu überfahren. In England iſt Krieg zwiſchen dem Erzeuger und dem Verzehrer. Der Reichthum und die Schatzungen zuſammen verbunden haben den Werth aller Erzeugniſſe ſo erhöht, daß der Gleichſchritt mit dem feſten Lande nicht gehalten werden kann in Hinſicht der weſentlichſten Gegenſtände, wie die Lebensbedürfniſſe und ein Theil der manufakturirten Gegenſtände.

England hatte dem Kongreß Manches vorweggenommen, da es Maltha Helgoland l'Ile-de-France das Kap und andere ihm gelegene Punkte an den Küſten Südamerika's und Indiens behielt. Es hat

---

*) Wahrlich die Belegung mit Gold, wenn ſie ſo dick geweſen wäre, müßte uns ein wenig anzuſehen ſeyn. Anm. des Ueberſ.

den vorzüglichſten Antheil gehabt an der Errichtung des neuen Staats der Vereinigten Provinzen; da es einen Glücksfall benutzte, wie das Schickſal ihm noch keinen einzigen dargeboten, hatte England mehr erhalten, als es ſich zu keiner Zeit zu verſprechen gewagt hatte: es hatte das verwirklicht, was ſein größter Politiker Wilhelm der Dritte nur kaum dämmernd geſehen hatte.

An der Erhebung Hanovers zu einem Königthum liegt England gradezu nichts. (??) Man hat in dem Fall, wo der engliſche Thron aus dem Hauſe Hanover herausgehen ſollte, für das Schickſal der künftigen Herrſcher Hanovers ſorgen und es ſo machen wollen, daß ſie nicht unbedeutender blieben als die zur Königswürde erhobenen Kurfürſten.

England iſt alſo in der günſtigſten Lage zum Kongreſſe gekommen, in der, wo es nicht einmal eine Bitte zu thun hatte. So von allem perſönlichen Intereſſe frei blieb ihm nichts mehr übrig als über die allgemeinen Intereſſen Europa's zu wachen. Es ſcheint nicht, daß es ſich ſehr wirkſam damit beſchäftigt habe; es ſcheint ſeinen Zwiſchentritt nur auf beſondere Gegenſtände gerichtet zu haben, indem es das Ganze und die erhabenen Auſichten, welche die allgemeinen Intereſſen darboten, vernachläſſigte.

England hat geſchwankt in ſeiner Sprache.

Wenn die Urkunden, die man bis zu uns hat durchdringen laſſen, die Wahrheit enthalten, ſo wäre England anfangs dem Entwurfe beigetreten, Sachſen Preuſſen einzuverleiben; nur auf die Einflüſterungen Frankreichs hätte es die Richtung geändert.

Auch ſein Syſtem über Italien ſcheint ſtarke Veränderungen untergangen zu haben, denn groß iſt der Abſtand von den Verkündigungen Lord Bentinks, die den Genueſern die Rückkehr ihrer Unabhängigkeit verſprachen, zu jener des Generals Dalrymple, der ſeiner Seits die Zuſtellung dieſes Landes dem Könige von Sardinien meldet.

In dieſen beiden Handlungen ſieht man eine erſte und perſönliche Richtung einem fremden Triebe weichen, den man weder vorhergeſehen noch beherrſchen gekonnt hat. Der engliſche Unterhändler hatte ein ſchönes Feld des Ruhms für ſich ſelbſt und für ſein Land vor ſich, indem er die Nothwendigkeit einer allgemeinen und endlichen Anordnung des ganzen Europa erklärte, als die da der Gegenſtand der Arbeiten Englands geweſen war und ihre Belohnung werden mußte. England, das ſich ſo ſehr gerühmt hat, Europa gerettet zu haben, wahrlich es hat nur die Hälfte ſeines Tagewerks gethan, indem es daſſelbe in der Unordnung ließ, welcher der Kongreß es geweiht hat.

Rußland zu hindern über die Weichſel zu kommen, Oeſtreich Italien zu überfahren, Preuſſen zu ſtärken, die Vereinigten Provinzen bis an den Rhein auszudehnen, (?) dem ſpaniſchen Amerika die Freilaſſung zu bewirken — das mußte das Ziel der engliſchen Politik ſeyn. Der Unterhändler, welcher ſo ſichernde und für den ganzen großen europäiſchen Staat ſo erſprießliche Verträge nach England mitgebracht hätte, würde den Lohn jener erhabenen Gedanken in dem Beifall ſeines Volks gefunden haben, welches wohl mit einem ſehr trockenen Auge die kleinen Zuſammennietungen wird betrachten können, welche ſo viele Zeit gebraucht haben, um das Reſultat herbeizuführen, was wir ſehen.

Das Geſchrei der Oppoſition hat das brittiſche Kabinett wegen der Einverleibung Sachſens auf die Hinterfüße geſetzt. Warum hat man nicht lauter geſchrien für die Freiheiten Europa's, für die Schmerzen der Italiäner, die wohl viel unglücklicher ſind als die Sachſen? *)

Das franzöſiſche Parlament hat ſich gedemüthigt fühlen müſſen, wenn es ſich in Hinſicht derſelben Gegenſtände zum Schweigen gebracht ſah, worüber ſein engliſcher Nebenbuhler frei ſeine Meinung äuſſern darf und ſich oft zeigt auf eine ehrenvolle Weiſe ſich jenes ſtolzen Vorrechts gebrauchend, eines derjenigen, welche die Völker am wenigſten fahren laſſen müſſen. Dem Ruhm der Oppoſition hätte nichts gefehlt, wenn ſie mit dem gerechten Unwillen, den ſie gegen die Tauſchungen und Durcheinandergießungen der Völker gezeigt hat, deren Schauſpiel die Menſchheit betrübt, eine hohe Sorge für jene allgemeinen Intereſſen Europa's verbunden hätte, welche dem Kongreß oblagen.

England hat während einiger Zeit dem Könige von Neapel und dem, der damals in Sicilien herrſchte, Beiſtand zu bewilligen geſchienen. Man hat geſucht durch dieſen Eintritt zwiſchen grade entgegengeſetzte Intereſſen es im Widerſpruch mit ihm ſelbſt zu finden. Dieſem Vorwurf mangelt es an Grund. (?)

Nichts ſteht dem weſentlich entgegen, daß Neapel

---

*) Nota bene: die einzelnen teutſchen kleinen Völkchen und Ländchen werden in dieſem Buche und leider ja auch bei uns ſchon immer als gleichſam ganz verſchiedene Nationen betrachtet und behandelt. Anm. des Ueberſ.

und Sicilien zwei verſchiedene Staaten bilden; ſie ſind länger getrennt als vereint geweſen (?) Wie wünſchenswerth die Vereinigung der beiden Länder auch ſey, kann man doch in Wahrheit ſagen, daß Neapel ihm ſelbſt genügen kann und Sicilien auch. Neapel kann ſogar mehr, denn es kann zum allgemeinen Wohl Italiens beitragen, deſſen Gleichgewicht es aufrecht hält, und zu dem Wohl Europa's, welchem daran liegt, daß der Meiſter von Oberitalien nicht in Süditalien herrſche. *)

England that alſo nichts, was in ſeinem Betragen einen Widerſpruch einſchloß. Dieſes würde den Karakter der Doppelheit nur dann genommen haben, wenn England zu gleicher Zeit mit dem Hofe von Neapel gegen den von Palermo oder mit dem von Palermo gegen den von Neapel Verbindlichkeiten eingegangen wäre. Man fühlt ſehr wohl, daß es zwiſchen dieſen beiden Wegen eine Mitte gab, die, den beiden Höfen ihre reſpektiven Beſitzungen zu verbürgen. Dies hatte England gethan. Das Napoleoniſche Unternehmen und der Muratiſche Krieg haben dieſer Frage eine andere Geſtalt gegeben und alles wieder in den den beiden Ländern angemeſſenſten Zuſtand gebracht.

Es iſt zu bemerken, daß England die einzige Macht iſt, deren Zuwächſe der Berathung des Kongreſſes nicht unterworfen worden und ſeine Bürg-

---

*) Wenn der Herr von Pradt uns dies doch ein wenig ausgelegt hätte. Ich ſehe nicht, was Europa zu befürchten hätte, wenn Italien unter Einem Herrn ſtünde. Vielmehr wäre der Keim vieler Kriege damit ausgerottet und auch die Barbaresken dürften die Italiäner nicht ſo mishandeln, wie ſie jezt thun. A. d. Ueb.

ſchaft nicht erhalten haben. Rußland Oeſtreich Preuſſen haben ſich derſelben für Polen Sachſen Italien unterworfen. Frankreich und Spanien ſtanden gar nicht darunter, da das erſte durch den Vertrag von Paris abgefunden war und das zweite in ſeinem vorigen Zuſtande keine Veränderung erlitten hatte. Aber England hatte einen unermeßlichen Zuwachs gewonnen durch die Beſetzung von Helgoland Maltha „ dem Kap der guten Hoffnung, Isle-de-France „ und vielen andern Punkten auf den Küſten Indiens und Amerika's. Und doch hat es deſſen „ auf dem Kongreß gar nicht erwähnt. Iſt es ein „ Vergeſſen des Kongreſſes oder ein Zeugniß der „ Oberherrlichkeit Englands?„ (Th. 1. S. 221—234.)

»Wir haben weiter oben geſagt, was Italien vor »der Revolution war. Nun wollen wir ſehen, was »es durch ſie und durch den Kongreß geworden iſt.

»Italien hat durch eine ſchmerzliche Verjüngung gehen müſſen; aber es iſt nun einmal dadurch gegangen: beſſer geleitet machte dies ſein Glück.

Frankreich hatte es ſich größtentheils zugeeignet, hatte ſich das Küſtenland des Mittelmeers bis zum Königreiche Neapel zugelegt. Dieſe Einrichtung war nicht gut; es hing auf keine Weiſe an Frankreich. Die Erfahrung hat es bewieſen: nie wird Frankreich ſich in Italien feſt ſetzen; und was bedarf es deſſen?

Die Maſſe der mit den Franzoſen vereinigten Italiäner war zu groß, als daß ſie nicht immer das Anſehen einer beſonderen Nation gehabt haben ſollte. Sie war ihren italiſchen Brüdern zu nah, dieſe zu eng verbunden, zu ſehr bei der Vereinigung betheiligt, als daß die verſchiedenen Theile dieſer Familie nicht immer ſtreben ſollten, ſich in einem ſelben Staatskörper zu vereinigen. So hatte Napoleon, da er an dieſer Auſſenſeite ſeines langen Reichs ein Königreich ſtiftete, nichts anderes gethan, als einen immerwährenden Zuſtand von Krieg und heimlichen Anzettelungen zu begründen. Es war unvermeidlich, daß das franzöſiſche Reich Italien verſchlang oder daß das Königreich Italien dieſen loſen Theil des Reichs verſchlang.

Dieſer Schöpfung Napoleons fehlte es an Umſicht und an dem Theil von Weisheit, welche jedem Dinge ſeinen richtigen Werth giebt und ihm ſeine rechte Stelle anweiſt.

Auch hat man dieſe Erwerbung nicht in politiſcher ſondern nur in geiſtiger Hinſicht loben können wegen der Läuterung, die ſie nach Italien gebracht hat, und wegen der Quellen von Reichthum und Glück, die ſie dort geöffnet hat. Das Verbrechen war aus einem Lande verſchwunden, das man bisher als ſein Vaterland betrachtet hat. Es iſt bei dem Rückzuge der Franzoſen dahin zurückgekehrt: vielleicht haben ſie nie eine ſchönere Huldigung empfangen. Die mit ſo vieler Sorgfalt für die Vortheile der Herrſcher und des Fiskus zwiſchen den Völkern aufgeführten Schranken waren von allen Seiten gefallen: die Wege zwiſchen ihnen waren geöffnet, und die Herrſcher ſelbſt, da ſie ihre Staaten mit Denkmälern (?) bedeckt fanden, deren Größe ihre vorige Macht überſchreitet, wie groß auch ihr Widerwille ſeyn mag ſie zu dulden, können ihre Bewunderung ſogar denen nicht verſagen, gegen welche ihre Herzen nur Abneigung fühlen.

Durch die Theilung Italiens zwiſchen Frankreich und dem Königreiche Italien hat dieſes Land die ſchönſte Gelegenheit verloren, die es ſeit den Römern gehabt hatte, ein unabhängiger Staat zu werden. Wenn, ſtatt ſich mit der unverſtändigſten Gewalt auf die Staaten des Pabſtes auf Toſkana und Genua zu werfen, Napoleon das ganze Oberitalien vereinigt hätte, dann gewann dies Land genug Umfang, um ihm ſelbſt zu genügen, ohne indeſſen in dem Fall zu ſeyn, die andern Staaten anzugreifen oder zu erobern; denn es hätte nur Frankreich oder Oeſtreich angreifen können, gegen welche beſonders oder verbunden es immer zu ſchwach geweſen ſeyn würde. Es war mit ihm, wie mit dem neuen Königreiche der Niederlande, das einen erhaltenden Staat bildet, gemacht, allenthalben Freunde und nirgends Feinde zu haben.

Eine Verbündung zwiſchen den Staaten Italiens, in allen Zeiten durch die Lage und die Vortheile dieſes Landes angegeben, gab alle ihre Kräfte in die freie Schalte ihres natürlichen Beſchirmers, welcher der Herrſcher dieſes Staats war. Sein Syſtem war ſehr einfach, da es nur aus drei Staaten beſtand: Oberitalien dem Pabſt und Neapel. Keiner hatte Vortheil, den andern anzutaſten; das Ganze Italiens war von der Herrſchaft der Fremden befreit. Frankreich hatte Intereſſe, Oeſtreich davon zu entfernen, Oeſtreich hatte Intereſſe, Frankreich davon zu entfernen. Dieſer ſo eingerichtete Staat konnte niemand Unruhe machen.

Welch ein Unglück, daß dieſe ſo einfache ſo natürliche Verbindung nicht die Macht gehabt hat den zu gewinnen, der damals alles vermogte! Dieſes unſelige Vergeſſen hat Italien in ein Chaos geſtürzt.

Der Großherzog von Toſkana iſt wieder eingezogen bei ſich, als habe er nur eine Abweſenheit eine bloße Reiſe gemacht. Er hat alles wiedergefunden, ja er hat es beſſer wiedergefunden: denn ſeine Staaten ſind durch die Vereinigung verſchiedener Gebiete und Herrlichkeiten, die keinen Theil davon machten, ergänzt, als z. B. der Stato degli Presidi, der neapolitaniſche Theil der Inſel Elba, das Fürſtenthum Piombino, die kaiſerlichen Lehen Toſkana's; ja noch mehr, der Rückfall von Lucca iſt ihm zugeſprochen.

Parma hat ſeine Fürſten aus dem Hauſe Burbon verloren. Sie haben einen Titel erworben und ihre Staaten verloren. Durch den Vertrag von Paris war Parma einer Familie zugeſprochen, Halbſcheid von Größe und Glück, Vergangenheit und Gegenwart.

Der Kongreß hatte den lebenslänglichen Nießbrauch der Erzherzogin Marie Luiſe zugeſprochen, ohne Oeſtreich von dem Rückfallsrecht auszuſchlieſſen.

Eine Akte vom 14. Sept. 1815, zu Wien unterzeichnet, ſetzt den endlichen Zuſtand dieſes Landes feſt und verſichert es der Erzherzogin und nach ihr ihrem Sohn, der durch das letzte Unternehmen ſeines Vaters ſeine Stellung ganz entnaturt *) geſehen hatte.

Genua iſt ungeachtet ſeines Widerwillens gegen Piemont mit demſelben verbunden. Der König von Sardinien iſt wieder über die Berge gegangen und

---

*) *Denaturé*: ſolche Ausdrücke, die viel und nichts ſagen und deswegen für die Bezeichnung gewiſſer kitzlicher Verhältniſſe bequem ſind, muß man ſchon beibehalten. A. d. Ueb.

hat das Gebiet wieder genommen, das die Wiege ſeines erlauchten Hauſes war.

Der letzte Sprößling des Hauſes Eſte nimmt zu Modena eine Herrſchaft ein, welcher ihr Stamm ausgehen wird. Ein öſtreichiſcher Prinz ärndtet dieſe Nachfolge.

Alles, was den Reſt des nördlichen Italiens bildet, iſt in die gierigen Hände Oeſtreichs gefallen.

Dieſe neue Ordnung der Dinge iſt zugleich dem Wohl Italiens den Wünſchen ſeiner Bewohner und dem Intereſſe Europa's entgegen.

In dieſem Staate geht der König von Sardinien über die Alpen. Dies dürfte nie Statt haben. Sie müſſen zur ewigen Schranke zwiſchen Frankreich und Italien dienen; die Natur hat ſie dazu gemacht. Jede andere Anordnung beuge ſich vor dieſer Beſtimmung! Das Gegentheil kann nur die blutigen und vergeblichen Kriege erneuen, welche die beiden Länder gleich ſehr verheert haben, und Leichtigkeiten für den Betrug und Schlupfwinkel für das Verbrechen ſchaffen.

Savoyen kann gegen Frankreich nie vertheidigt werden. Dies Land hat alle ſeine Richtungen gegen Frankreich hin und keine nach Italien.

Der König von Sardinien iſt zu ſchwach gegen Frankreich wie gegen Oeſtreich; es iſt ein Zwerg zwiſchen zwei Koloſſen.

Wenn der Eingang ſeiner Staaten durch die ſtärkſten Plätze Europa's vertheidigt wäre, könnte dieſer Alpenpförtner die Schlüſſel derſelben nicht bewahren. Was ſoll er jetzt thun, da ſein Land offen und vertheidigungslos iſt und Turin keine Belagerung mehr aushalten kann?

Die Erwerbung Genua's giebt ihm keine wirkliche Macht noch weniger eine der ſeiner Nachbaren verhältnißmäſſige Macht.

Wenn Oeſtreich bis zum Teſſino gehen wird, was wird der König von Sardinien gegen ſein erdrückendes Gewicht vermögen? wird er nicht ſeine natürliche Zuflucht zu Frankreich nehmen? Da wird dann Italien wieder in Brand geſetzt durch die Hände der Teutſchen und Franzoſen, als wenn dieſes Land ſich ſo wenig von den Enkeln der Cimbern und Teutonen befreien könnte als von denen des Brennus.

Wenn es unvermeidlich ſeyn konnte, Oeſtreich in Italien Wurzel faſſen zu laſſen, mußte man wenigſtens darüber wachen, daß dieſe Feſtſetzung mit einigem Maaße gemacht wurde. Man mußte ihm an den Legationen den Uebergang über den Po hindern und ſeiner gleichzeitigen Feſtſetzung in allen kleinen Herrlichkeiten Italiens, zu Modena in Toſkana zu Parma, vorbeugen; man mußte, wie wir es anderswo ſagen werden, den König von Sardinien vergrößern und in einigen Beſſerungen das Heilmittel gegen das Uebel ſuchen, das jeder Art Eintritt Oeſtreichs in dieſes Land anklebt. Der ewige unwandelbare Grundſatz Europa's mußte ſeyn, Oeſtreich eben ſo wenig als Frankreich zu erlauben, den Fuß in Italien zu ſetzen. Die gute Ordnung Europa's forderte alſo, daß in Italien ein Königreich errichtet wurde, welches bei'm Iſonzo angefangen und ſich bei den Alpen und den Staaten des Pabſtes geendigt hätte. Dann war Italien aus drei Staaten zuſammengeſetzt: dieſem Königreiche, den Staaten des Pabſtes und denen von Neapel.

Die Vernunft, man mögte ſagen; die Natur der Dinge ſprach den Thron Italiens dem Hauſe Savoyen zu. Die Italier würden ſich geehrt gefühlt haben, als ihren erſten König, als ihre ewigen Herrſcher den Fürſten eines Hauſes zu zählen, das ſo vielen erlauchten Männern das Licht gegeben hat, das ſich an die herrlichſten Erinnerungen knüpft, und das in dieſem hohen Range Italien in ſeinem Herrſcher eines ſeiner eigenen Kinder zeigte.

Dieſe Anordnung vernachläſſigt haben heißt das Syſtem Europa's verfehlt haben, heißt ihm einen falſchen Gang gegeben haben, heißt einen ſeiner wichtigſten Theile gelähmt haben, heißt häufige Kriegsurſachen für Europa geſchaffen haben, heißt für Oeſtreich ſelbſt große Verlegenheiten geſchaffen haben, da ſie ihm das ſchwierige Geſchäft giebt, eine große Maſſe Unterthanen von einer zweifelhaften Anhänglichkeit zu hüten, es heißt für Italien Urſachen ewiger Schmerzen geſchaffen haben.

Wenn man jedem Volke, das ſeinen Herrſcher und ſeine Selbſtherrlichkeit verliert, ſeine Theilnahme nicht verſagen kann, wem wäre man eine zärtlichere Theilnahme ſchuldig als den Italiänern? Die Morgenrothe der Freiheit (wirklich unter Napoleon ?) fing an für ſie zu ſchimmern; ihre erſten Schimmer hatten auf dieſem ſo lange von fremden Ketten belaſteten Boden eine gänzliche Veränderung beleuchtet. Die Italiäner, in derſelben Familie vereinigt, hatten ihre Neigungen gemeinſam zuſammengelegt und erſchienen mit Ruhm (wirklich in Spanien und Rußland?) auf der Scene der Welt, von welcher ſie ſo lange ausgeſchloſſen geweſen waren. Eingeführt in die große europäiſche Familie hatten ſie gezeigt, daß ſie keinem ihrer Glieder nachſtanden, und daß ihre Talente ſich zu den bedeutendſten Gegenſtänden erheben konnten, wie zu denen hinabſteigen, welche der Luxus den jämmerlichſten Genüſſen weihet. Und nun raubt man ihnen dies werdende Glück, ihr perſönliches Daſeyn, die Beſorgung ihrer eignen Angelegenheiten. Ihr Gold, die Früchte ihres Schweiſſes, ihrer mühſamen oder reitzenden Indüſtrie, ſollen zwiſchen ihnen und den Fremden getheilt werden. (Und haben die Franzoſen ihre Finger nicht bei ihnen vergoldet?) Nicht um den Zugang zu ihren herrlichen Landſchaften zu ſchirmen werden ihre Arme ausſchließlich gebraucht werden, die Kinder Italiens werden auch noch zur Vertheidigung Temeswars und Krakan's und zur Bekämpfung der Ruſſen Preuſſen und Türken ausziehen müſſen. (Und wie? ſind jetzt bei Moſkau und Liſſabon keine Italiäner geweſen?) Der Sachſe bewohnt ein Preuſſen ähnliches Land, er ſpricht dieſelbe Sprache, er theilt dieſelben Neigungen, er iſt wie der Preuſſe ein Teutſcher, zwar unter einer verſchiedenen Benennung, aber endlich iſt er immer ein Teutſcher, da der Italiäner weder Ungar noch Teutſcher noch Pole iſt. Unter einem andern Himmel gebohren, von andern Gegenſtänden bei ſeiner Geburt angeſprochen, muß der Italiäner ſein Ohr an die Rauhheit der teutſchen und ſlavoniſchen Sprachen gewöhnen (nicht wahr, die franzöſiſche Kehlen- und Naſenſprache iſt beſonders weich nnd lieblich?) er muß ſeinen Augen und allen ſeinen Sinnen befehlen, von der Grobheit der Orte, die er bewohnt, und von den Gebräuchen, die er trifft, nicht zu ſehr beleidigt zu werden. Dieſes Volk ſprach die Theilnahme beides von Europa und vom Kongreß an. Da waren die tiefen und ewigen Schmerzen.

Italien hat ſich gegen die Zulage ausgeſprochen, welche Oeſtreich ſich mit demſelben zu machen meinte. Dieſes muß dabei wohl auf ſeiner Hut ſeyn. Jenes Italien, das es ſich ſo leicht zulegt, iſt nicht mehr die Lombardei, die es ſeit beinahe einem Jahrhunderte beſaß. Damals hatte es Venedig nicht, deſſen Vereinigung mit dem Mailändiſchen eine Maſſe von Macht und Volksmenge bildet, welche dem Maaße einer Nation gleich wiegt. Die heutigen Italiäner ſind nicht mehr die Mailänder die Venediger die Genueſer vor zwanzig Jahren. Dort wie allenthalben, und vielleicht mehr als anderswo, iſt alles verändert: Italien ſchlief, es iſt erwacht. Die Italiäner hatten noch nicht die Unabhängigkeit gekoſtet; man hat ihnen ein neues Daſeyn geöffnet, eine neue Welt, und man enterbt ſie davon in dem Augenblick, wo ſie anfingen die Süßigkeiten derſelben zu ſchmecken. Sie fühlen ſich durch die Gefühle emporgehoben, welche in den Herzen aller ihrer Brüder und in den Herzen der edelmüthigen Menſchen aller Länder leben; ſie haben ſich geſchätzt, ſie ſind mit Ehren in den Kriegsfeldern erſchienen, ſie fühlen, daß ſie in ihnen ſelbſt alles haben, was die Völker begründet und adelt. Sie haben die Erfahrung davon gemacht und ſie würden ſich in den Dienſt von Herren finden, bei welchen ſie ſich unter keiner Beziehung unterlegen anſehen (natürlich ſind die Franzoſen ihnen weit überlegen). Die Italiäner haben ihre Abneigung gegen das Joch, das man ihnen aufgelegt hat, durchſchimmern laſſen. Das Gefühl der Unabhängigkeit hat in dieſem Lande ſo große

Fortſchritte gemacht, daß aus dem Zwange, worunter man es jetzt ſtellt, wohl eine allgemeine Vereinigung Italiens zu einer und derſelben Oberherrlichkeit hervorgehen könnte. Das Bedürfniß, allen dieſen Plagereien ein Ziel zu ſetzen, aufzuhören der Gier der einen, den eigennützigen Abſichten der andern zur Nahrung zu dienen, könnte die Italiäner wohl zu einem Entſchluß bringen, dem auſſer einigen dabei Betheiligten die Welt beifallen würde. Es ſtand in den Händen Napoleons, aber er hat es mit dieſem Stoff gemacht wie mit ſo vielen andern.

Welches Haus auch zu Neapel herrſche, es wird die Neigung Oberitaliens zur Unabhängigkeit nähren, um das Gewicht der Unterdrückung Oeſtreichs zu verringern, deren Laſt Neapel bald genug empfinden wird. Joachim gab ſich die Miene, Italien Oeſtreich zu verbürgen. In zwanzig Jahren würde er gearbeitet haben, es darin zu ſchwächen, es herauszujagen, wenn er gekonnt hätte, den Staat grade, wovon wir eben reden, an ſeine Stelle zu ſetzen. Das Bedürfniß hat freilich andere Richtungen gegeben — es war die Stunde der Menſchen — aber wann die Stunde der Sachen zurückgekehrt wäre, würden ſie nach ihrer Natur gewirkt haben, ſie würden große Veränderungen herbeigeführt haben. Eben ſo und noch ärger wird es mit dem Hauſe Burbon ſeyn. Ruhig wegen ſeiner Familienintereſſen und wieder eingetreten in die Politik wird es gar bald die ſchweren Nachtheile der öſtreichiſchen Herrſchaft in Italien fühlen. In dieſem Falle kann es nicht verfehlen ſeine Abſichten auf die Schwächung Oeſtreichs in Italien zu richten und den Herrſcher Neapels ſich zu Hülfe zu rufen, welchem eben ſo viel als ihm an der Verminderung des öſtreichiſchen Einfluſſes liegt. Frankreich konnte von Oeſtreich ſeinem großen und alten Nebenbuhler auf immer getrennt ſeyn, und ſiehe man läßt ihm an denſelben Orten Schlachtfelder wiederfinden, wo Franz der Erſte Karl der Fünfte und ihre Nachfolger ſich ſo lange maßen. Wie iſt dieſes ganze Betragen unüberlegt! wie iſt es zugleich Italiens Frankreichs Oeſtreichs und Europas Wohl entgegen!

Es iſt nicht eben ausgemacht, daß Oeſtreich bei dieſer demſelben dem Scheine nach ſo vortheilhaften Anordnung immer zu gewinnen habe; denn Italien wird theuer zu hüten ſeyn. Ein beträchtlicher Theil der Kräfte Oeſtreichs muß dort gebraucht werden. So iſt es dann eben ſo ſehr geſchwächt an der Seite Rußlands. Dieſes Syſtem iſt eben ſo antieuropäiſch als antiitaliäniſch und antifranzöſiſch. Man muß nicht müde werden es zu ſagen, Oeſtreich wie Preuſſen hat nur Ein großes Intereſſe, das, Rußland zu bewachen. Aber um ſich dieſer Pflicht wohl zu entledigen, muß es ſeine Kräfte nicht theilen noch ſich daheim durch ſchlechte Unterthanen bewachen laßen. Es iſt beſſer, ſie in kleiner Zahl aber ſicherer an Zuneigung zu zäylen.

Wird man ſagen, daß Oeſtreich Italien eine freie Verfaſſung bewilligen und es mit Ungarn auf gleichen Fuß ſetzen muß? Nun gut! was es Italien als einen Troſt geben wird, wird eine Waffe gegen es ſelbſt werden. Man erwarte einen Augenblick von Verlegenheit von Seiten Oeſtreichs, man laſſe fremde Aufhetzungen wirken, und man wird ſehen, was Millionen Italiäner thun werden, gebildet, über ihre Vortheile und Rechte zu rathſchlagen. Wenn man die Italiäner für Slavonier Siebenbirger Ungarn nimmt, gut; aber eben ſo gut könnte man Mailand Venedig Bologna für ungriſche Städte und für gothiſche Hütten nehmen, welche die Enkel der Heruler und Hunnen bewohnen. Dahin führt die Gewohnheit, Zeiten und Dinge, die nichts Gemeinſames haben, einander zu vergleichen.

Mit Erſtaunen hat man den Kongreß ſo leicht über dieſe große Ueberfahrung Italiens durch Oeſtreich hinſchlüpfen ſehen. Bei ihrer Abneigung genen allgemeine Ideen ſcheint es, daß die Unterhändler des Nordens Oeſtreich in Hinſicht des Südens ungefähr haben machen laſſen, was es gewollt hat, unter der ſtillſchweigenden Bedingung, ſie in Hinſicht des Nordens auch machen zu laſſen. Man kann muthmaſſen, daß dies faſt eine vorhergegangene Uebereinkunſt war. Nach einer großen Zahl Vorſchläge über die Beſtimmung der Staaten des Pabſtes, hat der Kongreß ſich endlich entſchieden, ſie in Ganzheit zurückzugeben. Man hat nicht einmal die Fürſtenthümer Benevent und Ponte Corvo davon ausgenommen. Oeſtreich wird in Ferrara Beſatzung halten. Der Pabſt hatte durch den Vertrag von Tolentino die Legationen abgetreten. Man ſtellte dies Land vor wie aufgegeben von dem Herrſcher Roms wie wieder erobert und folglich wie vergebungsfähig, gleich den andern gleichfalls abgetretenen und wiedereroberten Gebieten. Ein Zuwachs von Volksmenge von 400,000 Seelen war dem Könige von Neapel verſprochen; er mußte von den Marken genommen werden. Dieſer Fürſt iſt auf dieſer Klauſel ſehr beſtanden.

Der Kongreß hat einen weit ehrenvolleren Beſchluß genommen und den einzigen, der zu nehmen war. Er hat gedacht, daß es lächerlich wäre, die Gebehrde zu haben, daß der Pabſt Krieg geführt habe, daß er das Opfer eines Krieges ſeyn könnte, den er weder geführt noch geleitet hatte: er hat die Dinge in den Zuſtand zurückgeſtellt, in welchem ſie in Hinſicht des Pabſtes immer ſeyn müſſen, in den der Unverletzlichkeit. Alle dieſe Ausplünderungen des Pabſtes ſind dem Wohlſtande eben ſo entgegen als der Gerechtigkeit: ſie verletzen zugleich Kopf und Herz. Bei dem Stande, welchen der Katholicismus in der Welt einnimmt, müſſen alle Augen von dem Glanze ſeines Hauptes getroffen ſeyn. Die Zweige dieſes ſtolzen Baums, welcher einen ſo wohlthätigen Schatten über die Welt verbreitet, können von einem behauenen Stamme nicht getragen werden. Der Pabſt muß in Europa ſeyn wie der Stamm Levi in Iſrael frei von jeder Verletzung durch Krieg. Man hat einen unaufhörlichen Fehlgriff mit dem Pabſt begangen; man hat immer nur ſein Gebiet geſehen. Es war aber die gute Ordnung der Ausübung ſeiner geiſtlichen Macht, womit man ſich beſchäftigen mußte.

In Folge langer Bedenklichkeiten hat der Kongreß die Wiederherſtellung des vorigen Königs von Neapel ausgeſprochen. Dies verdankt dieſer Fürſt dem Einfall Napoleons in Frankreich. Dieſe unerwartete Begebenheit hat die Zweifel und Wolken zerſtreut, welche einzelne Intereſſen und Neigungen um gewiſſe Fragen geſammelt hatten. So iſt der König von Neapel durch den wiederhergeſtellt, der ihn vertrieben hatte, im weiten Abſtande von ſeinem Mitbewerber Murat, welcher auch durch Napoleon entthront iſt, zu deſſen Sturz er durch ſeinen Abfall ſo wirkſam beigetragen hatte. Armer Rechner, der nicht ſah, daß er nur ein ſchwacher Ring in einer Kette war, deren Riß nothwendig ſein Verderben nach ſich zog!

Wenn die Rückkehr des Königs von Neapel alle Wünſche des Fürſten und ſeiner Familie reichlich erfüllt hat, wenn ſie auch die Wünſche aller Menſchen erfüllt hat, die dem Gefühle der Schicklichkeiten und der großen Unfällen ſchuldigen Theilnahme offen ſind, ſo iſt dieſe Wiederherſtellung auch der Anfang eines großen Glücks für Neapel und Sicilien geworden. Die Theilung der Oberherrſchaft der beiden Länder machte ſie einander feindlich. Solange es Murats zu Neapel und Burbone zu Palermo gegeben hätte, würden die beiden Länder im Zuſtande bleibender Feindſeligkeiten geblieben ſeyn. Die Feindſchaft der Herrſcher verletzte die Völker in allem und in jedem Augenblick. Die beiden Länder ſind einander zu nah, als daß bei den Anſprüchen und Grollen, die unter ihren Herrſchern waren, ihre Trennung allen beiden nicht hätte ſehr verderblich werden ſollen. Und auſſerdem, da dieſe Trennung die Handelsverbindungen ſehr erſchwerte, würde ſie dem Handel des Mittelmeers, den die Barbaresken ſchon zu ſchwer machen, noch neue Feſſeln gegeben haben. Die Wiederherſtellung des Königs von Neapel iſt alſo nicht nur ein Glück für ihn und für ſeine Familie, für Neapel und für Sicilien, ſie iſt auſſerdem eine Wohlthat für ganz Europa, welches das größte Bedürfniß hat, die Handelswege erleichtert und erweitert zu ſehen. Künftig wird der Schiffer an den Küſten Siciliens und Neapels hinſegeln können, ohne zu fürchten zu haben, aus der Charybdis in die Scylla zu fallen.

Unter dieſer allgemeinen und europäiſchen Beziehung haben wir von Anfang an dieſe Frage betrachtet; auch haben wir in dem Rechtshandel, der für und gegen Murat Statt gehabt hat, nicht ohne einige Verwunderung vergebens einige Spur davon geſucht. So wahr iſt es, daß wir in einer Zeit leben, wo die allgemeinen Ideen wenig Herrſchaft haben und wo die Fragen des öffentlichen Intereſſe ſich endlich in Familien- oder Perſonenfragen auflöſen.„ (Th. II. S. 25—51.)

Nach dieſen Auszügen aus dem Buche, die uns neben einigen gewagten Anſichten manche treffende zu enthalten ſcheinen, wollen wir den Verfaſſer über die Kolonien und über das, was jetzt in der neuen Welt geſchieht, vernehmen. Hier ſcheint er uns wirklich oft nur das Einzelne und Augenblickliche zu ſehen und zu wägen.

»Die Kolonien haben Europa Quellen von Reichthümern geöffnet, welche die Geſtalt deſſelben verändert haben. Man bedenke, was es im ſechszehnten Jahrhundert war, in der Epoche ihrer Entdeckung! *) Aber dieſe Quelle iſt zugleich angegriffen in ihren zwei vorzüglichſten Zweigen, in St. Domingo und dem ſpaniſchen Amerika. Es iſt ein elementariſcher Grundſatz in Betreff der Kolonien, daß das, was einem angehört, alle andere mit in-

---

*) Hierüber ließe ſich viel denken und betrachten und gegen einander halten; aber das machen freilich ein paar Anmerkungen nicht klar noch ein paar Seiten Gegenrede. A. d. Ueberſ.

tereſſirt, da der vorzüglichſte Reichthum Europas von ihnen kömmt und ſich in alle Hände vertheilt. Sie ſind eben ſo viele Kanäle, welche im Schooße Europas die Fruchtbarkeit unterhalten. Die Kolonien ſind der Nil Europas; aber in welchem Zuſtande befinden ſie ſich in Folge der Erſchütterungen, welchen ſie ſeit 25 Jahren preisgegeben ſind?

St. Domingo droht das Alger der Antillen zu werden. Die Häupter, welchen es übergeben iſt, laſſen befürchten, wann ſie angegriffen werden, daß ſie nur einen mit Blut getränkten Aſchenhaufen dort zurücklaſſen werden. Da werden die Zerſtörung die Vertilgung die Vertheidigung machen; da muß man nicht auf Abdankungen, auf Anordnungen rechnen, welche in Europa ſo viele Händel freundſchaftlich ausgleichen. Auf St. Domingo wird alles verheert werden. Wenn der Zuſtand, worin man es wiederfinden muß, ein ſolcher iſt, ſo iſt es noch beſſer, es zu laſſen, wie es iſt. Denn endlich, wie beklagenswürdig dieſe Ordnung der Dinge auch iſt, ſie unterſtützt doch Handelsverhältniſſe, den einzigen Zweck jeder Kolonie. Man kann zu S. Domingo wenigſtens kaufen und verkaufen, und dieſe doppelte Bewegung der Hauptländer auf die Kolonien und der Kolonien auf die Hauptländer kann unterhalten werden. Wir ſind weit entfernt, die Meinung derjenigen zu theilen, welche St. Domingo lieber von den Fluthen des Meers verſchlungen als von den Schwarzen beſeſſen ſähen. Das gleicht ſehr dem: Mögen die Kolonien lieber vergehen als unſere Grundſätze. Aber im Fall eines Angriffs mit bewaffneter Fauſt gegen St. Domingo, wenn die Neger getödtet ſind, wenn ſie ſich in die

Bergſchlüchte zurückziehen, wenn es zahlreicher Heerſchaaren bedarf, ſie in dieſen Schlupfwinkeln zu zügeln und ſie zu hindern mit dem Eiſen und der Flamme in der Hand daraus hervorzubrechen, begreift man nicht, wie St. Domingo für Frankreich einträglicher ſeyn ſollte, als für die Eigenthümer. Wann die Sklaven zerſtört ſind, wird man andere kaufen müſſen. Zu welchem Preiſe? in welcher Zahl? Die aus Afrika in dieſem Lande des Aufruhrs Ausgeſchifften werden ſie den Ideen von Unabhängigkeit immer fremd ſeyn, welche das ihnen ähnliche Volk empört nnd bewaffnet hat? Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man in dieſen neuen Ergänzungen nichts anderes gethan hätte, als für Chriſtoph und ſeine Anhänger Soldaten hohlen. Dieſe ganze Frage von St. Domingo iſt ein fehlerhafter Zirkel von begangenen und von zu fürchtenden Verbrechen, ein Labyrinth von Schwierigkeiten, gemacht, um noch ernſtere Schwierigkeiten zu erzeugen; die Knoten, unter welchen der verſtrickte Laokoon erliegt, ſind weniger unentwirrlich und der von Schlangen ſtarrende Kopf der Furien erſchreckt die Blicke durch keine ungeheurere Zuſammenſetzung.

Auch im Namen der Unabhängigkeit wird die weite Feſte Amerika's mit Blut benetzt. Von der Meerenge Magellans bis Kalifornien ſchlägt zerreißt man ſich; es iſt der weiteſte Bürgerkrieg, worüber die Menſchheit zu ſeufzen hat. Der Spanier hat ſich auch in Amerika gezeigt, wie er in Europa geweſen iſt, ſtandhaft und grauſam, obgleich ſehr oft edelmüthig, unbeugſam in ſeiner Meinung, unwandelbar in ſeinem Entſchluß, gleich unerſchütterlich und unerbittlich. Für den Spanier ſind das Blut die Trümmer nichts; ſeiner Parthei den Triumph zu verſchaffen das iſt alles. So ſind in den Landſchaften von Carraccas und Venezuela dieſelben Städte zehnmal genommen wiedergenommen und geplündert worden; Monte Video hat bis zum letzten Augenblick widerſtanden, Buenos Aires hat ſich in der Verfolgung der Unabhängigkeit unermüdlich gezeigt. Dieſer ſpaniſche Karakter in ſo verſchiedenen Klimaten und Umſtänden immer derſelbe iſt wahrlich höchſt merkwürdig.

Amerika von Spanien getrennt gleicht einem mitten auf einem ſtürmiſchen Meer herumirrenden Schiffe, auf welchem die Mannſchaft ſich erwürgt. Durch ſeinen Angriff auf Frankreich hat Napoleon das Kabeltau gekappt, welches dieſes Schiff ans Ufer band. Aber während Spanien kämpfte, um Frankreichs Joch zurückzuſtoßen, bewaffnete Amerika ſich ſeiner Seits, um ſich dem ſpaniſchen Joche zu entziehen. Es war ganz augenſcheinlich, daß dies ſo endigen mußte. Die Ideen von Unabhängigkeit, welche ſeit langer Zeit in Amerikas Schooße gährten, konnten nicht verfehlen bei dem erſten Schimmer der Freiheit einen Ausbruch zu machen. Nie war eine Gelegenheit günſtiger geweſen und nie ward ſie gieriger ergriffen.

Aber während man ſich in Amerika ſchlägt und abwürgt, wer baut unterdeſſen die Felder Amerikas? wer kauft die Waaren Europas? wer bearbeitet die Minen, welche in Europa und in der ganzen Welt alles bezahlen? Wenn man ſich in Mexiko ſchlägt, leidet man in Europa *).

---

*) In gewöhnlicher Zeit ſchickte Mexiko jährlich nach Europa
In gemünzten Metallen . . . . . 32,000,000 Dollars

Im

Dieſem Uebel mußte man abhelfen; und wer konnte das beſſer thun als der Kongreß? *) wer konnte beſſer als er fühlbar machen, daß es hier nicht auf Spanien allein ſondern auf das ganze durch dieſe Erſchütterungen ſichtbarlich leidende Europa ankam? In dieſer ſelben Ordnung allgemeiner Ideen gewahrte man ein Mittel, der Verheerung St. Domingo's vorzubeugen. Es wird widerſtehen, weil es erwartet nur mit Frankreich allein zu thun zu haben; vielleicht würde es andere Entſchlüſſe faſſen, wenn es alle Kolonialmächte gegen ſich gerichtet zuſammen vereinigt ſähe, um den Häuptern zu erkennen zu geben, daß für ſie keine Hülfe zu erwarten iſt, ſolange ſie nicht wieder zur Ordnung **)

Im Jahr 1814 hat man zu Mexiko nur ausgeprägt	7,624,132 Dollars
Man iſt im Jahr 1813 genöthigt in Kupfer auszuprägen	6,124,132 —

Dies iſt ſeit der Eroberung das erſte Mal, daß man Kupfer geſchlagen hat. Die Verminderung in der Waarenverſendung hat noch beträchtlicher ſeyn müſſen. Im Jahr 1788 empfing Mexiko jährlich mehr als für 100 Millionen Waaren aus Europa. Es ſchickte deren eine ſehr große Summe. Dieſe Bewegung iſt gehemmt — welch ein Verluſt für die beiden Länder! Man ſehe auch, was die amerikaniſchen Papiere über die Seltenheit des baaren Geldes in den Vereinigten Staaten melden.

*) Der arme Kongreß, wenn er nicht alles erfüllt hat, ſo wird auch gar zu viel von ihm begehrt! A. d. Ueb.

**) O eitler Wahn! Ein Volk, das vorher als Sklav unmenſchlich behandelt worden iſt und die Süßigkeit der Freiheit geſchmeckt hat, giebt dieſe nicht ohne beſſere Bürgſchaft auf, als Papier iſt. Die Neger in Domingo haben zu oft mit Glück an das Schwerdt gewettet und wiſſen, welche Bundsgenoſſen ſie in den Seuchen haben. A. d. Ueb.

zurückkehren, und um ihnen den Genuß der Vortheile zu verbürgen, welche man übereinkommen würde ihnen zu verſichern.

Auf dem Punkt, zu welchem die Dinge gekommen ſind, gehört Amerika Spanien nicht mehr. Eigentlich gehört es nur ihm ſelbſt und uneigentlich dem ganzen Europa. Auch ſieht man nicht ohne ein lebendiges Jammergefühl Spanien ſich mit Meerfahrten beſchäftigen, welche es ganz verderben und welche keinen andern Zweck haben, als ſeine amerikaniſchen nach der Freiheit ſtrebenden Brüder durch einige Tauſende derſelben Soldaten vertilgen zu laſſen, welche eben die Freiheit Spaniens wieder erobert haben.

Was meint es auszurichten mit einigen auf dieſe unermeßliche Feſte hingeworfenen Bataillonen, da es ihre ganze Volksmenge zu bekämpfen hat, welche die Meldung dirſes Angriffs nicht hat verfehlen können zu vereinigen? Die Räthe Spaniens, ganz eingenommen von der Wichtigkeit der Abgaben Mexikos und Perus, die, wie ſie glauben, allem abhelfen müſſen, was Spanien an ihm ſelbſt und durch die Gebrechen ſeiner Verwaltung fehlt, haben ſich über den Zuſtand dieſer beiden Länder wunderſam verblendet. Bilden ſie ſich denn ein dort jene ſelben Indier zu finden, welche einer Handvoll Menſchen nicht hatten widerſtehen können, die Cortez Almagro und Pizarro führten? Dieſe Amerikaner, welche ſie angreifen wollen, ſind ſie nicht die Abkömmlinge jener unerſchrockenen Eroberer? Kann das Kabinet von Madrid es ſich verhehlen, daß die Waffen und die Thiere, vor welchen die Indier, von Schrecken oder Aberglauben getroffen, auf die Kniee fielen, in Amerika von einem ſo allgemeinen Gebrauche geworden ſind, als ſie es in Spanien ſeyn können? Es iſt beinahe, als wenn man die Ruſſen angreifen wollte in der Hoffnung, bei ihnen keine andere Waffen als die Pfeile zu finden, deren ſich ihre Väter gebrauchten. Wenn man ſich von einem andern Gefühle beherrſchen laſſen könnte, als von dem, welches die durch ſo unſelige Misgriffe über die Völker gebrachten Jammer einfloßen, würde man nicht Grund haben vor Mitleid zu lächeln, wenn man die Zuverſicht ſieht, die man an ſolche Unternehmungen knüpft, wenn man die Urheber der Entwürfe, nach welchen man ſie leitet, auf der Oberfläche des Globus eine Triumphſtraße bezeichnen ſieht für eine Handvoll Menſchen, die kaum hinreicht einen Punkt deſſelben zu zügeln? Man ſcheint einen Zug Ameiſen ein Gebirg heranklettern zu ſehen. Was hat ſich auch ergeben? Dieſe ſo lange und ſo koſtbar vorbereitete Meerfahrt des Morillo dieſes Feldhauptmanns, deſſen Sprache zu Kadix ſo ſtolz war, hat mit allen den Ungelegenheiten zu kämpfen gehabt, die bei allen Völkern und vorzüglich bei den Spaniern mit fernen Unternehmungen verbunden ſind. Ihre Langſamkeit ihre Sorgloſigkeit ihre Geſundheitspflege ſind die vorzüglichſten Feinde ihrer Erfolge. Bei der Ankunft hatten die Krankheiten ſchon einen Theil der Truppen weggemäht; ein anderer Theil iſt mit koſtbaren Gegenſtänden vergangen durch eines jener Gebrechen von Sorgloſigkeit, die unter den Spaniern ſo gewöhnlich ſind. Der Reſt verzehrt ſich an brennenden Küſten, indem er Verſtärkungen erwartet, welche kein beſſeres Schickſal haben werden. Alles, was ſich ans Land wagen will, wird zerſtört; man findet überlegene für die furchtbarſte Art des Vertheidigungskrieges *) eingeübte Schaaren vor ſich; und jener ſelbe Feldhauptmann, welcher, ehe er ſich aus Europa entfernte, Amerika in Gedanken verſchlang, es als zitternd und ſchon unterworfen zeigte, darf nicht wagen den Fuß ans Land zu ſetzen. Jede Unternehmung Spaniens gegen Amerika wird das Schickſal haben, das ſeine unüberwindliche Armada gegen einen andern Feind erlitt. Die engliſche Macht ſelbſt, ſo groß wie ſie iſt, durch die Geſchicklichkeit ihrer Matroſen für Unternehmungen dieſer Art unterſtützt, würde bei weitem dem noch nicht entſprechen, was künftig jeder Angriff gegen die amerikaniſche Feſte erfordern wird. Was wird es denn mit dem langſamen und bedürftigen Spanien **) ſeyn? Bewaffnete Meerfahrten können Spanien ſeine Kolonien nicht wiedergeben, ſie werden vielmehr die Wirkung haben, ſie ihm unwiderruflich zu entreiſſen. Alle Amerikaner werden ſich gegen daſſelbe vereinigen, wie es bei der Erſcheinung Morillos ***) geſchehen iſt. Ja dieſe Völker, durch die Angriffe Drohungen und Anzettelungen des Mutterlandes erbittert, durch den Erfolg ihres Widerſtandes ermuthigt, zuverſichtlich auf ihre eigenen Kräfte, werden endlich mit demſelben brechen und es von ihren Märkten treiben, auf welchen die Gefühle, welche die Einheit des Bluts der Sprache und der Gewohnheiten hervorbringen können, ihm gewinnvolle Vorzüge ſichern müßten: das Einzige, deſſen Spanien bedürfte.

---

*) Die amerikaniſchen Spanier führen den Krieg gegen die europäiſchen Spanier, wie dieſe ihn gegen die Franzoſen gefuhrt haben. Dieſelbe Art muß durchaus daſſelbe Reſultat haben.

**) Was die Engländer mit 16 Millionen Menſchen und den teutſchen Truppen in ihrem Solde gegen drittehalb Millionen Amerikaner nicht vermogt haben, ſollen 10 Millionen Spanier das gegen die ganze Volksmenge Amerika's vermogen?

***) S. die Verkündigung von Buenos Aires und vom Kongreß von Mexiko.

Das ſpaniſche Amerika iſt alſo auf immer von Spanien getrennt; es könnte nur von ihm getrennt werden, es kann aber endlich für daſſelbe verloren gehen. Dies ſind, wie man ſieht, zwei ſehr verſchiedene Dinge und welche der Rath von Spanien zu unterſcheiden wiſſen müßte. *)

---

*) Seitdem dies geſchrieben iſt, meldet man, daß der General Merillo die Belagerung von Karthagena begonnen hat. Man erinnert ſich das Schickſal, das der vom Admiral Vernon gegen dieſe Stadt gemachte Verſuch hatte.

Der Zweck dieſes Unternehmens iſt, Spanien für die Truppen, die es nach Amerika ſchicken mögte, Stützpunkte zu geben.

Welcher auch der Erfolg einiger einzelner Gefechte ſeyn mag, ein im Laufe eines Krieges immer gegengewogener Erfolg, das Reſultat des Krieges iſt darum nicht ungewiſſer. Die Drangſale Amerika's und Spaniens können verlängert werden, aber das Schickſal, das die Natur der Dinge ihm anweiſt, wird nicht verändert werden.

In dem Laufe des Krieges der Vereinigten Staaten ſingen die Generale Howe Gages Clinton Burgoine und Cornwallis mit ſehr großen Erfolgen an; die beiden letzten mußten ſich endlich mit ihren Heeren gefangen geben.

Allgemeine Regel: Jeder Krieg eines entfernten Hauptlandes gegen eine weite und bevölkerte Kolonie muß ſich endlich gegen das Hauptland wenden.

Man hat oft geſagt, daß die Eroberung Amerika's Spanien entvölkert und verdorben hatte. Was man verſichern kann, iſt, daß der Verſuch einer neuen Eroberung das Werk der erſten unfehlbar vollenden wird. Zur Beilegung dieſes blutigen Todeskampfes hätte man gewünſcht, den Kongreß alle ſeine Sorgen anwenden zu ſehen. Durch dieſe einzige Handlung ward er Wohlthäter der Welt.

Verſchiedene Rückſichten ſchienen geeignet ihn dazu zu beſtimmen:

1. Wenn nemlich auch Europa, um den Beſitzrechten eines Volkes eine ſehr unzeitige Huldigung zu bringen, ſich enthalten würde, zwiſchen das Hauptland und die Kolonien einzutreten, würde es das nicht mehr in ſeiner Gewalt haben: denn es wird ſich wieder in der Lage befinden, worein es durch die Trennung der Vereinigten Staaten mit England geſetzt ward. Da ſehen wir in weniger als vierzig Jahren denſelben Fall, der ſich zweimal zeigt. Bei dieſer Epoche verbreiteten die Agenten Amerika's ſich über ganz Europa; Spanien ſelbſt empfing ſie, unterſtützte ſie bald darauf mit allen ſeinen Kräften. Europa entdeckte darin bald neu geöffnete Zugänge, die ſich ſeinem Handel darboten. In dieſer Epoche werden die Geſandten von Mexiko Lima Buenos Aires *) nicht lange auf ſich warten laſſen. Die Amerikaner des Nordens unterſtützen durch viele Mittel ihre Brüder in dieſen Ländern. Der triumphirende Aufſtand hat nicht ermangeln können dem noch kämpfenden Aufſtande zu Hülfe zu kommen. Ihrer Seits bilden eine große Zahl Europäer auf

---

*) Die Abgeordneten von Buenos Aires ſind ſchon zu London.

der amerikaniſchen Feſte *) alle Tage bleibende oder zeitliche Niederlaſſungen und Verbindungen; dieſe werden jeden Augenblick durch die Verſuche Spaniens geſtört, das ſich immer mit ſeiner ausſchließenden Verwaltung trägt, der einzigen, die es kennt. Werden die Regierungen nicht endlich Theil nehmen in der Sache der Unterthanen? Der Handel dieſes Landes iſt ſo vortheilhaft, daß künftig kein Mittel der Regierung fähig iſt die Unterthanen zu verhindern daran Theil zu nehmen. Die Zwiſchenkunft der Regierungen wird alſo unumgänglich ſeyn und man ſieht den Entſchluß vorher, den ſie nehmen werden.

2. Es iſt wahrſcheinlich, daß, da die wiederhohlten Angriffe Spaniens gegen Amerika das Gemüth der Einwohner erbittern werden, dies ſie dahin bringen wird, die monarchiſche Regierung zu verwerfen und ſich einſtimmig einer republikaniſchen Verwaltung in die Arme zu werfen, wovon ſie an ihren Thoren ein ſo verführiſches Beiſpiel haben. Wenn es zu wahr iſt, daß die Grundſätze und das Beiſpiel der Umwälzung in den Vereinigten Staaten zum großen Theile die Umwälzung Frankreichs beſtimmt haben, welche Wirkung **) würde es nicht

---

*) Man ſehe die abgelegten Rechnungen über die Handelserzeugniſſe des ſpaniſchen Amerika's während der Jahre 1812 und 1813.

**) Nach der ſchönen franzöſiſchen Probe wahrlich keine große Wirkung; nach Republiken werden die Einwohner großer Staaten nicht lüſtern ſeyn, wohl aber nach ſolchen Verfaſſungen, in welchen, wie in England und Schweden, die Vortheile des Monarchiſchen und Demokratiſchen glücklich vereinigt ſind. Dieſes Glück werden hoffentlich auch die meiſten Länder allmälig erlangen. A. d. Ueb.

auf Europa hervorbringen, wenn man das ganze Amerika auſſer Braſilien als eine Republik regiert ſieht, beſonders wenn die repräſentative Regierung beinahe die des ganzen Europa wird! So neue Geſichtspunkte, ſo große Gefahren, ſo wichtige Vortheile waren kein der Aufmerkſamkeit würdiger Gegenſtand für den Kongreß. *) Der Augenblick ſich mit dieſer großen Frage der Kolonien zu beſchäftigen ſchien alſo gekommen. Wäre es nicht glücklich für Europa, das nachahmen zu können, was England in Folge ſeiner Getümmel that, als es ſich auf ſeine noch wilden Kolonien einer Menge durch Gemüth wie durch Gewohnheit unruhiger Menſchen entlud, welche es ein halbes Jahrhundert ſpäter neue Mittel des Reichthums und des Glücks an jenen Geſtaden finden ließen, die durch dieſelben Hände befruchtet waren, die ihr Vaterland zerriſſen hatten. Europa fühlt daſſelbe Bedürfniß; es würde dieſelbe Erleichterung fühlen durch eine Ordnung der Dinge, welche eine große Menge Perſonen in die Kolonien rufen würde, die die Wechſel der Umwälzung jenen Gewohnheiten der Ruhe und Sicherheit entnommen haben, welche die Geſellſchaft von ihren Gliedern erwarten muß und welche die Glieder eben dieſer Geſellſchaft ihrer Seits nöthig haben in ihr zu finden. Die Staaten Nordeuropas

---

*) Alſo das will der liberale Herr de Pradt? die Amerikaner wie eine aufrühriſche Räuberbande ſollten von ganz Europa gezüchtigt werden. So weitreichende Hände hatte der Kongreß nicht; und durfte er ſie haben? Dergleichen Züchtigung haben die Barbaresken verdient, die uns andere Beiſpiele zeigen und die wir in zwei Tagen, ja an einigen Stellen in einem halben Tage, erreichen können. A. d. Ueb.

und vorzüglich England haben das größte Intereſſe bei der Löſung dieſer Frage. Spanien ſelbſt, welches durch einen Gewohnheitsgeiſt ſich bei dem, was es den Verluſt Amerikas nennt, ſo erſchrocken zeigt, welches, indem es daſſelbe wiedernehmen will, ſo vielen Aufwand macht, um dahin zu gelangen es ſicherer und geſchwinder zu verlieren — Spanien iſt bei der unmittelbaren Unabhängigkeit der Kolonien nicht weniger betheiligt, 1) weil es ſonnenklar iſt, daß es über dieſe Lande nicht mehr herrſchen kann; ſie ſind ihm ohne Wiederkehr entronnen, 2) weil der Flor Amerikas, eine unzertrennliche Frucht ſeiner Freilaſſung, zum Vortheil Spaniens ausſchlagen wird wie zum Vortheil der andern Theile Europas: jemehr die Kolonien gedeihen werden, deſtomehr wird Spanien gedeihen. *) Amerika wird ſein altes Mutterland bereichern, welchem es nichts mehr koſten wird, wie die Vereinigten Staaten England bereichert haben, ſeitdem es das glückliche Unglück erlitten hat, ſie zu verlieren. Es that zu ſeiner Zeit, wie Spanien jetzt thut. Unter der Eingeiſtung **) ſeines größten Miniſters Lord Chatam führte es ſieben Jahre den Krieg und wendete zwei Milliarden auf, um dem ſich ihm darbietenden Glücke zu entrinnen zu ſuchen. So viele Herrſchaft haben die Gewohnheitsideen auch über die aufgeklärteſten Menſchen.

---

*) Freilich nach unſerer Ueberzeugung auch, aber nicht wie Herr de Pradt meint. Das Beiſpiel Englands paßt hier nicht; Spanien hat wenig von dem, was Amerika aus Europa bedarf; das freie ſpaniſche Amerika wird ſich dahin wenden, wo es am beſten kauft. A. d. Ueb.

**) Englands größter Miniſter Lord Chatam that grade das Gegentheil von dem, was Herr de Pradt ihm thun läßt; er ſuchte die ſchlechte Begeiſterung, wodurch Englands ſchlechteſte Miniſter in den 1770ger Jahren den amerikaniſchen Aufſtand anfachten, durch donnernde Reden und abmahnende Weiſſagungen im Parlament niederzuſchlagen, und ſtarb vor Gram über einen Bruch, der damals noch vermieden werden konnte. A. d. Ueb.

Wir haben dieſe Frage ſehr hin und her geſchüttelt, welche der Gedanke unſers ganzen Lebens iſt, und jemehr wir die Elemente derſelben mit den Thatſachen zuſammengehalten haben, wovon wir uns die Kunde haben verſchaffen können, deſtomehr ſind wir in der Ueberzeugung beſtärkt worden, daß wenige Jahre nach der Unabhängigkeit Amerika's Europa weder genug Arme noch genug erſte Stoffe (matières premières) haben würde, um die Märkte Amerikas zu verſorgen. *) Aber man muß ſich ſputen ihm zu Hülfe zu eilen. Jeder Menſch, den der Krieg Amerika nimmt, iſt ein für Europa verlorner Verzehrer, und in dem Zuſtande der Entvölkerung, »worin jenes Land ſich befindet, iſt es für daſſelbe »ein unerſetzlicher Verluſt. Amerika ſey frei und »ſeine Häfen gleich den Häfen Braſiliens müſſen ſich »allen Flaggen ohne Ausnahme und ohne Vorzug »öffnen! und Europa hat nichts mehr zu wünſchen.»

Schließlich machen wir einige Bemerkungen über die Schlußbemerkungen und über einige Anſichten und Urtheile, worauf wir in dieſem ſehr ungleichen Buche geſtoßen ſind und welche uns Gelegenheit geben einige Punkte zu berühren, auf welche man nicht oft genug zurückkommen kann.

---

*) Dies iſt doch ein wenig zu ſtark ausgeſprochen; wenn man den Ueberſchlag der Volksmenge Amerika's macht, muß dieſe Furcht leer erſcheinen. A. d. Ueb.

1. Herr de Pradt, wie geſagt, obgleich ein Geiſtlicher und einſt ein ſehr vornehmer, der aber bei ſeinem Almoſenieramt auf den harten korſiſchen Granitblock, der auf ihn und auf alle ſchlug, wenig wirken konnte, verſteht ſich nicht ſehr wenig auf das, was wir Teutſche Geiſt nennen, auf das, was tiefſt in den Schachten des dunkeln Abgrundes der Zeit ſich regt, obgleich wir ihm nicht ableugnen können, daß er das Leibliche und Aeuſſerliche, das bunte und verworrene Reich der Erſcheinungen, mit gutem politiſchen und diplomatiſchen franzöſiſchen Esprit zu entwirren und ſo zu ſtellen und zu kehren weiß, daß er es den meiſten Leuten greiflich und beifällig macht. Wer bei ſeinen Urtheilen und Folgerungen nach dem Grunde ſucht, der trifft allenthalben auf den ungeheuren Mishell, der zwiſchen ſeinen ſcheinbar jungen Anſichten und ſeinem veralteten Weltverſtande iſt. Hier ſieht man in dem ſonſt geſcheidten Mann allenthalben den Franzoſen, der die Glocken der Zeit von allen Seiten her läuten hört, aber nicht weiß, wer den großen Strang zieht. Er will wohl, aber er kann nicht heraus aus dem alten Hexenkreiſe, und offenbart an ſo vielen Stellen die Verblendung und Verſtockung ſeines Volks, das eben, weil es, wie weiland die Juden bei dem Aufgange des heiligen Lichtes der Erlöſung, vor lauter Einbildung und Eitelkeit und wegen eines unſeligen Glaubens, es ſey das einzige und erwählte Volk Europa's, alles Lebendige der Zeit ergriffen aber wenig begriffen und deswegen ſo vieles, was ihm ein hohes Gut der Ehre und Gerechtigkeit hätte werden können, in Narrheit und Verruchtheit verdorben hat. Herr de Pradt bei allen ſeinen Urtheilen und Folgerungen

über die Zeit, bei allem ſeinem Gerede, daß die ſogenannten liberalen Ideen herrſchen müſſen, daß nur diejenigen Regierungen und Völker beſtehen werden, welche die Geſetzgebung und Verfaſſung der Bildungsſtufe anpaſſen, auf welcher die Europäer eben ſtehen, kommt immer nur bis zu einer gewiſſen Gränze, und dann, als wenn er ſich überlaufen und überkühnt hätte, läuft er wieder zurück, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen, und macht gar fromme Betrachtungen über das Alte und Neue, wodurch er das Letzte zu entſchuldigen ſucht, daß es auf die Welt gekommen iſt. Erkennte der Herr Erzbiſchof den Gott der Geſchichte, welcher der chriſtliche Gott iſt, erkennte er überhaupt den Geiſt des Neuen als einen Geiſt der ewigen und unvermeidlichen Nothwendigkeit, der ſein Werk vollenden muß, und ſähe er ihn in etwas Anderem wiedergeſpiegelt als in den Tollheiten und Gräueln, wodurch ſein unglückliches Volk ſeine Geſchichte entweiht hat, ſo würde er finden, daß man das Böſe und Uebermüthige freilich beſchuldigen und anklagen ſoll, wo es ſich findet, daß aber die Zeit ſolcher Entſchuldigungen nicht bedarf, als womit er, nachdem er ſich einigen freien und muthwilligen Sprüngen durch ſie hin und über ſie hin überlaſſen hat, oft angeſtiegen kömmt und ſie dann gleichſam in die Beichte nimmt. Man mögte dies für eine prieſterliche Angewohnheit halten, wenn nicht faſt alle franzöſiſche Schriftner, auch die keckſten und übermüthigſten, immer ſo halb ſentimental halb armſünderlich — auch die Sentimentalität iſt oft nur eine zierliche Armſünderei — drein prieſterten und nachprieſterten. Soll man ſich denn nicht endlich ſchämen, die arme Zeit, die ſo viel Schlechtes hat, auch über ihr Beſtes anzuklagen und — was ärger iſt — gar zu entſchuldigen? ſoll man ſich nicht ſchämen, jetzt gegen Philoſophie und Geſchichte und Unterſuchungen über Verfaſſungen und über Volk- und Herrſcherrechte dieſelbe ſchlechte Leyer anzuſchlagen, welche Napoleon und ſeine Klangredner und Schallpropheten vor drei Jahren ſo laut über die Welt klingen ließen? ſoll man ſich nicht ſchämen, das als eine Narrheit und Verworfenheit zeigen zu wollen, für welches in den letzten Jahren Hunderttauſende wie in einen heiligen Krieg ausgezogen ſind und für deſſen Erhaltung ja Wiedergewinnung Millionen edler Europäer, alles was hochherzig und freigeſinnt in Europa iſt, gebetet haben? weswegen der Krieg der letzten Jahre der höchſte Freiheitskrieg der Weltgeſchichte genannt worden iſt, weil ein engherziger und dunkler Tyrann ſich unterſtanden hatte uns Wort und Gedanken verbieten und uns zu bloß freſſenden und wiederkäuenden Thieren erniedrigen zu wollen? Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit wird eingerichtet das ſchwankende und unbeſtimmte Verhältniß zwiſchen den Befehlenden und Gehorchenden, wird beſtimmt werden müſſen, weil die Zeit gekommen iſt, wo die Welt ſich nicht anders trägt. Man mag uns den glücklichen und ſtillen Zuſtand von Leibeigenſchaft und Hörigkeit, von urgebohrnen Vorrechten des Adels, von Bequemlichkeit alter Kantonordnungen und Accisordnungen noch ſo ſehr loben, man findet für die Lehre nirgends mehr Bekenner; und das, woran hie und da nur ein paar Einzelne aus Eigennutz oder verhärtetem Vorurtheil glauben und worüber die ganze übrige Welt lacht oder flucht, kann überall nicht mehr ſeyn, es muß nothwendig untergehen: denn das, was keinen Glauben mehr hat, hat auch kein Leben mehr und läßt ſich durch keine Gebote äuſſerer Macht ſtützen. Das Streben nach einer neuen politiſchen Weltordnung wird keine irdiſche Hand aufhalten, als zu ihrem eigenen Verderben; und allein die Tugend Mäßigkeit und Gerechtigkeit der Völker und ihrer Gebieter oder die entgegengeſetzte Untugend Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit wird über das Glück oder Unglück ihrer Zukunft entſcheiden. Eher mag man — daß ich ein treffendes Sprichwort des gemeinſten Volkswitzes gebrauche — einen Scheffel mit geduldigen Flöhen füllen, von welchen keiner mehr ſpringt, als die quicken Geiſter einſcheffeln und einbeuteln, welche aus der höchſten Allmacht der Dinge heraus über die Welt hinſpielen und allem, was Jugend und Gefühl im Herzen hat, ihren Athem und ihre Liebe einhauchen. Viele ſchlechte Wahne ſind zerfloſſen, auch einige herrliche mit, wie Nebel vor dem aufblühenden Sonnenſchein ſich von den Bergen in die Thäler ſenken; wir müſſen nun durch höhere Wahne erlöſt werden oder wir gehen unter und erfüllen die Behauptung derer, welche ſagen, Europa ſey ausgelebt und abgelebt. Viele der Zeitgenoſſen ſtehen hoch auf den Berggipfeln, freilich noch in der frierenden Morgenluft, und jauchzen der Sonne zu, die den neuen Tag bringt; auch aus den Nebelthälern ſchallt es hie und da dumpf und hohl herauf, aber die Geiſter hören nichts davon, die hoch oben fliegen, ſondern greifen rüſtig und luſtig in das rollende Rad der Zeit, unbekümmert, ob die mit rundgeſchleift und gerädert werden, welche mit unreinen Fäuſten unbefugt an ihre Speichen taſten. Die Menſchen haben einmal Holzklötze und Himmelsſteine *) als Götter angeſtarrt, und es hat damals gewiß nicht an Prieſtern gefehlt, die ihnen dies als den würdigſten und heiligſten Dienſt der Unſterblichen zeigten. Wir ſind Chriſten, wir dürfen nicht ſtaunen noch ſtarren im tauben und blinden Dienſt; Licht und Wahrheit iſt uns verheiſſen und nach Licht und Wahrheit müſſen wir aufblicken: denn ſie ſind unſer Gott und unſer Heiland. Aus dieſer unſichtbaren Quelle ſtrömt es auf die Zeitgenoſſen und für Lichtſtrahlen giebt es keine Riegel und Kerker. Wir wiſſen aber noch nicht recht, was die wohlthätigen Lichtſtrahlen in zündende und zerſchmetternde Blitzſtrahlen verwandelt, aber die Verwandelung ſelbſt ſehen wir genug.

Wir müſſen hiebei einige recht ernſte Betrachtungen machen, indem wir aus dem 28. Kap. des zweiten Theils dieſes Buches einige Worte ausheben, die ihnen gleichſam zur Grundlage dienen ſollen. Dieſes Kapitel iſt überſchrieben: *Unglücklicher Zuſtand der Europäer: Gefahren dieſes Zuſtandes.* Was iſt, hat der Verfaſſer meiſtens richtig gezeigt; nur die Urſprünge und die Gegenmittel ſind wieder ſchlecht angedeutet: er hat einen getrübten und geblendeten Blick in die Zukunft, weil er die Vergangenheit nicht genug ſieht. Hier ſind die paar Worte:

---

*) Die bekannten διοπετη: wahrſcheinlich vom Himmel herabgeſchleuderte Steine, was jetzt noch ſo oft unter dem Namen *Meteorſtein* aus den Wolken herunter kommt.

„Die Umwälzung hat die Einſichten und die Mittel der Einſichten ſehr vermehrt, welche Einwendung man auch in dieſer Hinſicht erheben mag nach den Geſichtspunkten, unter welchen man dieſe Frage betrachtet, und nach den Einflüſterungen, worauf man hört. Die Sache ſelbſt bleibt nicht minder wahr. Welche auch die Beſchaffenheit dieſer Einſichten ſey und welche auch die Wirkungen ſeyen, die man ihnen mit Recht oder Unrecht beilegt — eine Unterſuchung, womit wir uns nicht zu beſchäftigen haben — ſie ſind einmal da. Man braucht nur auf das Menſchengeſchlecht hinzublicken, das heute die Erde bedeckt; man braucht ſie nur zu hören und zu ſehen, was ſie mit ihren Vortretern Gemeinſames haben. Es würde auch zu viel Dummheit ja Blindheit darin ſeyn, zu meinen, daß ſo viele Scenen ſo viele Erörterungen ſo viele allenthalben gepflogene Geſchäftsübungen ſo viele Bücher ſo viele Kämpfe die Menſchen auf demſelben Punkt gelaſſen hätten, wo ſie vor fünfundzwanzig Jahren waren.

Sie ſind verwandelt, das iſt unſtreitig; aber haben ſie gewonnen? Das iſt eine andere Frage. Wenn es allgemeinere und größere Einſichten giebt, giebt es mehr Glück? und erſtreckt dieſes ſich auf eine größere Zahl Menſchen? im Gegentheil zeigt nicht Europa das Schauſpiel einer mehr vervollkommneten aber mehr leidenden Geſellſchaft?

Wir ſind ſehr geneigt es zu glauben. Vier Urſachen vorzüglich ſcheinen uns dieſe Leiden hervorzubringen:

1. Der Kriegsſtand aller Regierungen;
2. Die immer wachſende Laſt der Auflagen;
3. Der Druck der Regierungen auf die Unterthanen;

4. Die Ungleichheit zwiſchen dem Vermögen und den Einſichten der meiſten Europäer.

Europa iſt eine Kaſerne geworden, und dieſe recht armſelig möblirte Kaſerne erſchöpft Europa.

— Seit fünfundzwanzig Jahren iſt in Europa alles auf die Politik und nichts auf die Individualität bezogen, welche doch der Zweck der geſellſchaftlichen Vereine der Menſchen iſt. Dadurch iſt der Sinn der Geſellſchaft umgekehrt worden und wider die Natur der Dinge iſt die Politik nicht mehr für die Geſellſchaft da geweſen ſondern die Geſellſchaft hat für die Politik da ſeyn müſſen. Alle Regierungen, welche die Umwälzung Frankreich gegeben hat, haben ſich durch eine Reihe von Wageſtucken und Staatsſtreichen behauptet. Die Wirkung der Regierung iſt immer reiſſend unvermeidlich und zu oft unbeugſam geweſen; die einzelnen Menſchen ſind von einander getrennt gehalten und ſo zu ſagen auf ſich ſelbſt zurückgeworfen. Da hat kein Menſch, wenn er ſeine perſönliche Schwäche mit der Kraft der Regierung verglich, ſich geneigt fühlen können, ſich mit ihr zu meſſen. Die Staaten ſind in eine Menge Theile zerlegt, die Behörden allenthalben gegenwärtig gemacht, nie iſt die Macht ihrem Unterthan näher geſtanden. Dieſe Regierungen ſind eben ſo viele Netze geworden, worin alle Welt ſich gefangen fühlte. Seht, wie die Mittel der Bewachung der Polizei der Inquiſition vervollkommnet worden ſind! Daher iſt bei den Unterthanen ein Eindruck des Schreckens gegen die Regierung entſtanden; er dauert noch, und wird lange nicht auszulöſchen ſeyn. Dies erklärt, wie Frankreich immer mit derſelben Leichtigkeit den Regierungen gehorcht hat, die nach der Reihe von denen eingeſetzt wurden, welche ſich zu Herren von Paris machten. Da ſie alle in demſelben Sinn und auf dieſelbe Weiſe verfuhren, mit denſelben Gensdarmen mit denſelben Strafen mit denſelben Sendungen von Kommiſſären mit denſelben Entſetzungen der Behörden, ſo haben die durch einen immer gleichen Druck gequetſchten Gemüther ſich immer wieder in derſelben Lage befinden müſſen. Sie hat ſich ſeit zwanzig Jahren nicht geändert. Eigentlich zu reden hat es in Frankreich Diktaturen gegeben ſeit dem 14. Julii 1789 bis zur Wiederannahme der Karta 1815.

— Da die Regierungen ſich zu Mittelpunkten aller Intereſſen gemacht haben, alles an ſich ziehend alles antaſtend alles verkaufend ſich in alle Verhandlungen miſchend, ſo hat daraus eine dieſer Verwickelung der Intereſſen verhältnißmäſſige Vermehrung von Agenten entſpringen müſſen. Die Bürokratie iſt der freſſende Wurm der Staaten, der Ausſatz der neuen Geſellſchaften geworden. Die Zahl der Perſonen, welche dieſe verwaltenden Heere bilden, iſt unermeßlich; ſie hat beigetragen jenen zügelloſen Geſchmack an Regierungsſtellen zu erweitern, der ſich allenthalben bemerklich macht. Es giebt nicht einen einzigen dieſer Agenten, der nicht eine Auflage wäre. Aber auch wie werden ſie behandelt? mit welcher Leichtigkeit werden ſie abgeſetzt in die Dunkelheit in das Elend zurückgeſtoſſen? Die Organiſationen folgen in allen Theilen auf einander und unterhalten eine Bewegung, die nie ſtillſteht. Bei dem geringſten Staatsbedürfniſſe kommen die Beſchränkungen die Hemmungen der Bezahlung. Nichts hält ſich, die Formalitäten wechſeln jeden Augenblick, die Zögerungen verewigen ſich, das geringſte Vergeſſen in der Erfüllung der Formen hemmt den Genuß der rechtmäſſigſten Rechte, das Leben vergeht unter Anhalten und Warten und erliſcht oft im Kummer. Dieſer Zuſtand iſt gräulich und leider iſt es der Zuſtand eines großen Theils der Europäer. Man würde erſchrecken, wenn man die Berechnung der Perſonen machte, die ſeit zwanzig Jahren ihr Vermögen ihre Beſoldung ihre Stellung verloren haben und die, in der Hoffnung wieder auf irgend eine Staffel von Ehre und Vermögen zu ſteigen, ſich verzehren, um ſich durch eine Menge zu drängen, die, weil ſie ſelbſt gelitten hat, ſie ohne Theilnahme und Mitleid anſieht.

Wenn man bedenkt, daß mit Ausnahme Englands alle Staatsbanken gebrochen haben, wenn man bedenkt, daß eine große Zahl Regierungen erneuet worden ſind, daß die Miniſterien dann auch erneuet werden, daß ihre Agenten in allen dieſen Veränderungen mit begriffen ſind — dann wird man ſich einen Begriff machen können von der Zahl der Opfer.

Die Erziehung aller Klaſſen der Geſellſchaft iſt faſt dieſelbe, und jedermann gelangt zu dieſer Erziehung, aber jedermann gelangt nicht zu demſelben Vermögen. Unter den Perſonen, welche an denſelben Unterrichtsmitteln Theil nehmen, treffen einige, wann ſie aus den Studien ſcheiden, die Armuth mit allen ihren Schreckniſſen, die andern den Reichthum mit allen ſeinen Genüſſen. Aber es begiebt ſich auch häufig, daß die vom Glücke ſtiefmütterlich behandelten an der Natur keine Stiefmutter gehabt haben und an Fähigkeiten und Kenntniſſen denen überlegen ſind, mit welchen ſie ſich von Seiten der Vortheile der Geſellſchaft in einem ſo großen Misverhältniſſe befinden werden. Welche Gefühle erheben ſich dann in ihren Herzen! welche Nachſinnungen, um dahin zu gelangen, zwiſchen dem Vermögen und den Talenten eine Gleichheit zu begründen. Ja wenn die beſten Mittel ſich immer zuerſt zeigten, wie das zum Wohl der Geſellſchaft ſeyn ſollte! aber ganz anders, wie viele gehäſſige Vergleichungen, wie viele Entwürfe des Neides und des Ehrgeitzes entzünden ſich in ihren Herzen und entflammen ihre Leidenſchaften! Von da geht dieſer Schwarm von Menſchen aus, die immer zu Getümmeln und zum Dienſt jeder ſich erhebenden Macht bereit ſind und die aller Orten die Zugänge verſperren, wo ſie ihren Sitz hat. Man muß nicht daran zweifeln, wenn man ſo viele Perſonen mit Erbitterung die Klaſſen hat verfolgen ſehen, welche ihnen überlegen waren, die Auszeichnungen, zu welchen ſie ſelbſt nicht gelangen konnten, die Beſitzungen, woran ſie keinen Theil hatten — das muß man auf dieſen Grund zurückführen. Die Gier hat die Maske des Patriotismus vorgenommen, und man iſt Sophiſt Räuber ja ein reiſſendes Thier geworden, um zwiſchen ſeinen Glücksumſtänden und den Talenten, die man bei ſich vorausſetzte, das Gleichgewicht herzuſtellen.

Aus dem Gemälde dieſer verſchiedenen Urſachen ergiebt ſich, daß in Europa eine ſehr große geſellſchaftliche Unordnung iſt. Dieſe nimmt immer zu, ſie muß unfehlbar unſelige Folgen für die Geſellſchaft haben.

Die Lage der Europäer iſt alſo keineswegeſ gut; man kann ſagen, daß ſie, in Maſſe betrachtet, ſehr unglücklich ſind. Man gewahrt bei ihnen mehr Einſichten als Glück. Daraus muß man mit gewiſſen Leuten nicht ſchlieſſen, daß die Einſichten ſie um ihr Glück gebracht haben, ſondern im Gegentheil, daß ſie deswegen unglücklich ſind, weil man ſie wider ihre Einſichten regiert. Deswegen ſind die Vermehrung der Soldaten der Auflagen der Zwange aller Art keine Verfahren den Einſichten gemäß ſondern wider die Einſichten — und eben für dieſe Einſichten erheben ſich ſo viele laute Stimmen gegen dieſe Verfahren. Und wenn dieſe Einſichten, der Gegenſtand ſo vieles blinden und unüberlegten Geſchreies, den Lauf dieſer Unordnungen doch nicht haben hemmen können, ſo liegt der Grund darin, daß ſie allenthalben auf den Widerſtand des Eigennutzes der Leidenſchaften der Vorurtheile treffen, die, mit der Macht bewaffnet, unaufhörlich beſchäftigt ſind, die heilſamen Wirkungen abzuleiten oder zu zerſtören, welche eben die Einſichten nothwendig hervorbringen würden, wenn ſie allein bei der Regierung der Menſchen vorſäßen.“

Ueber dieſe verſchiedenen Ausſprüche und Anſichten des Herrn de Pradt läßt ſich ſehr viel ſagen, und wie ſollten wir das hier auf ein paar Blättern Papier erſchöpfen können? Er hat hier größtentheils richtig gezeichnet und bezeichnet; nur muß man, um alles auf das rechte Maaß zurückzuführen, nie vergeſſen, daß er von Frankreich aus geſprochen hat und daß die Franzoſen ihm vorzüglich zu ſeinem Bilde geſeſſen haben. Wir machen hierüber einige

Bemerkungen und Berichtigungen, wie ſie die Zeit ſelbſt giebt.

Der Grund des Misverhältnißes zwiſchen Erkenntniß und Glück und zwiſchen Bildung und Staat liegt doch tiefer und ferner, als er hier geſucht iſt; und wo er am meiſten zu ſuchen war, in den Verfaſſungen nemlich in den innigſten Verhältniſſen der Regierungen zum Volke, da iſt der große Punkt kaum angedeutet worden. Daß jeder Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft, jede Epoche der Entwickelung unſeres Geſchlechts ihre Unbequemlichkeiten und Unvollkommenheiten haben, iſt unvermeidlich, und auch in dem beſten Staate werden Uebergebildete Ueberverfeinerte Menſchen mit zu ſehr geſpanntem Ehrgeiz und zu kränklicher Leidenſchaftlichkeit kurz Menſchen mit zu vielen Anſprüchen an Glück und Ehre ſeyn, als daß die Geſellſchaft ſie alle erfüllen könnte; und dieſe werden in dem gebildeten Zuſtande mehr Schein von Elend und Jammer von ſich ſtrahlen, als in roheren Epochen die armen Sklaven, welche im thieriſchen Wohlbehagen doch zuweilen aufjubeln, wann ſie ſatt ſind. Daß die gebildeten Menſchen mehr Anſprüche auf Ehre und Genüße machen, iſt wahr; und kein Staat iſt ſo reich, daß er dieſe Anſprüche alle befriedigen könnte. In Regierungen, wie die letzten römiſchen Jahrhunderte zeigten und wie der Korſe jüngſt gezeigt hat, wo die Wechſel von Glück und Unglück und Reichthum und Armuth die ungeheuerſten ſind und wo Rauben und Beraubtwerden neben einander liegt und der ganze Staat ſich endlich in ein vornehmes Raubſyſtem auflöſt, muß jene unglückliche Klaſſe von Menſchen, die wenig von der Arbeit und alles vom

Glücke hoffen und die deswegen immer voll Unruhe und aller Umwälzungen und Neuerungen lüſtern ſind, bis zu einer unermeßlichen Zahl anſchwellen: allerdings die ſchlechteſten und gefährlichſten Bürger eines Staats. Wir können glauben, daß die Schilderung des Buches richtig iſt von Frankreich; ſie gilt auch von andern Ländern, aber gottlob in dem fürchterlichen Grade nicht.

Die Verhältniſſe zwiſchen den Bedürfniſſen und Anſprüchen der Menſchen und dem, was der Staat und das Leben ihnen geben können, wachſen allerdings bei allen Völkern mit den Fortſchritten der Entwickelung: in dem Maaße wie das Höchſte und Herrlichſte der menſchlichen Natur ſich ausbildet, wollen ſich auch alle lüſternen und irdiſchen Triebe im Gleichmaaße mit erheben, und ſie empören ſich, wie man ſie bändigen will. Ich habe mich darüber anderswo ausgeſprochen, und ich führe hier einige Worte davon an: *)

„ Das Chriſtenthum hat eine neue Zeit gebracht
„ und einen neuen Geiſt, wovon die Alten nichts
„ wußten. Dieſer Geiſt wohnet ſchon licht und klar
„ in Tauſenden, wo er in der alten Zeit kaum in
„ Zehnen dämmerte. Wir ſind Menſchen des Gedankens und des Bewußtſeyns geworden; wir ſollten es werden. Darum ward unſre Religion die Religion des Lichts genannt. Auch wir ſind, damit wir zur geiſtigen Mündigkeit gelangten, durch lange und mühſelige Jahrhunderte zerarbeitet und zerſchlagen worden, wie man Metall in dem Mörſer zerſtößt. Wir beſitzen unſre Mündigkeit noch nicht,

---

*) S. Grundlinien einer Teutſchen Kriegsordnung von E. M. Arndt. S. 62. 63.

aber wir ſtehen in den Vorhallen des Tempels, wo ſie ausgeſprochen werden wird. So weit ſollen die lichten Geiſter des Chriſtenthums unſer Geſchlecht führen, daß es auf ihren Sonnenflügeln wieder das Land der Urkraft und der Urſchönheit der Menſchheit erfliegt: *Wir ſollen durch Kunſt die Natur wieder erfaſſen.* Wenn wir begriffen haben, was Geiſt und Leib der Welt und des Menſchen eigentlich bedeuten, wie ſie ſich im ewigen Wechſelleben reitzen und vermählen und durchdringen, und wie allein durch ihr richtiges Ebenmaaß das Große und Würdige geſchaffen und erhalten werden kann — ſo werden wir, jeder für ſich und die Weiſeſten für alle, ſolche Einrichtungen treffen, daß wir die leibliche Kraft und Freiheit unſerer mit Recht geprieſenen Väter neben den Gütern des künſtlichen und gebildeten Zuſtandes werden zu erſchaffen und zu bewahren wiſſen. Sonſt muß das Unvermeidliche geſchehen, daß wir von Kraft zur Schönheit, von Schönheit zur Zierlichkeit, von Zierlichkeit zur Weichlichkeit und Faulheit, von dieſen zur Gedankenloſigkeit und Mattigkeit aller Triebe und Geiſter, und durch die Schande der Knechtſchaft endlich zum rohen und thieriſchen Nichts zurückfallen, wo wir nur Zahlen ſind und keine Namen.

Bei dem Bewußtſeyn des waltenden und erhaltenden Geiſtes, wohin das Chriſtenthum das menſchliche Geſchlecht geführt hat und weiter führen wird, dringen ſich uns zwei große Lehren auf. Sie heißen:

»Die erſte: *Je unabhängiger du im Geiſt*
» *ſeyn willſt, deſto unabhängiger mache*
» *den Leib von Bedürfniſſen.*

» Die zweite: *Je ſtärker und mächtiger*

„ du deine Seele wünſcheſt, deſto ſtärker
„ und mächtiger mache den Leib.“

Alſo auf die große Erziehung kommt es an, auf die ſittliche Erkenntniß deſſen, was nun, in dieſem Zuſtande der Entwickelung, wo wir ſtehen, ſeyn kann und ſeyn ſoll. Fichte hat darüber treffliche Worte geſagt in ſeinen Vorleſungen an die deutſche Nation und manche treffliche und wackere Männer haben angefangen die Grundſätze ins Werk zu ſetzen. Auf der ſittlichen Erziehung der Einzelnen kann freilich allein ein glücklicher und gerechter Staat beruhen, wie er aus ihr immer hervorgehen wird; aber der Staat ſelbſt kann und muß ſeine Bürger auch zur Sittlichkeit erziehen. Indem er das Würdige Einfältige und Wahre immer voranſtellt und fördert, nimmt er den eitlen unruhigen und lügneriſchen Trieben die Nahrung. Daß wir auf den Punkt zurück kommen, von welchem wir ausgiengen, ſo beſitzt jede Regierung, welche die Weisheit und Tugend hat ſich ihrer zu bemächtigen, ungeheure Mittel, den Ueberfluß unruhiger und neuerungsſüchtiger Anſprecher und Glückſucher zu verringern, woran viele Staaten jetzt kranken ſollen. Der Staat muß durch ſeine Würdigung der Dinge und Menſchen ſeine Bürger auf das Mäſſige Gerechte und Wahre hinweiſen, er muß alle Einrichtungen und Künſte meiden, welche die Eitelkeit und Habſucht reitzen und die Menſchen aus dem Gleichgewicht des Könnens und Wollens herausreiſſen, Ja man kann in der That ſagen, daß die meiſten Menſchen die Dinge und auch die äuſſeren Glücksgüter ſchätzen, wie der Staat ſie ſchätzen lehrt.

Ein gewaltiges Mittel, die Menſchen zu einem ſtillen und mäßigen Leben und zu einer richtigen Schätzung der Glücksgüter und alſo zur Verachtung eitler Wünſche und Begierden zu bringen, liegt in einer ſolchen Verfaſſung, wo alle ſich einen Theil des Ganzen zu ſeyn fühlen, wo ſie mit der Majeſtät des Herrſchers und mit dem Ruhm des Volkes ſich ganz Eins zu ſeyn fühlen durch Liebe und Stolz. Wann die Menſchen den Bürger mehr fühlen werden, d. h. wann der Bürger im Staate wirklich ſeine volle Wehrung und Geltung hat, o wie viele Jagd leerer Eitelkeit wird dann abgeſchnitten ſeyn!

Ein anderes ſicheres Mittel der Stillung und Beruhigung unzeitiger und unruhiger Triebe der Habſucht und Ehrſucht iſt das, daß die Regierungen das Volk durch Gewöhnungen an bloßen äuſſeren Tand und blanke Eitelkeit nicht verziehen. Wo man in allen Dingen den Schein für das Seyn macht, wo man alles mit dem Schein bezahlt und endlich den vergoldeten Kupferpfennig im Staate wirklich für einen Dukaten ausgiebt, da beſchwere man ſich nachher nicht, wenn man mit allen den Anſprechern und Anſtrebern endlich nicht zu bleiben weiß. Es giebt Staaten in Europa, wo man eines Ordens an der Bruſt faſt wie einer Einlaßkarte bedarf, damit die Pförtner und Bedienten einen nicht wegweiſen. Wo Titel Orden Monturen Gold und Silber auf Armuth als Bettlerglanz geſtickt ſich von Jahre zu Jahre immer überbieten, da muß das Volk endlich die Dinge anſehen und ſchätzen, wie die Regierung ſie anſieht und ſchätzt, und die ganze Erziehung und Bildung und alles Tichten und Trachten muß ſich auf das Nichtige Eitle Verwerfliche richten, ein ganzes Volk muß ein Lakaien- und Dienervolk werden, wie ſo viele Franzoſen geworden ſind und wie die letzten Römer weiland waren, gleichgültig mit ihren Gelüſten und Anſprüchen über Recht und Unrecht hinfahrend und jedem Erſten Beſten bereit, der die Ausſicht des Schlechten und Ungerechten zeigt. Wenn die Tugend und das Verdienſt der Bürger durch äuſſere Zierrathen geſtämpelt wird, wenn dadurch die Wege zu Glück und Rang am meiſten geöffnet werden, ſo wundere ſich keiner, wenn auch der Schuhmacher und Schneider und Makler ſeinen Sohn ſo erzieht und ihm von Kindauf Witz und Geiſt dahin ſchärſt, daß er nur die Künſte ſuchen und lernen ſoll, wodurch ſolche Herrlichkeiten gewonnen werden. Wenn einmal alle Titel- und Rangſprünge durchgeſprungen werden müſſen, da iſt es natürlich, daß jeder das eitle Springen ja recht früh anfängt. Schlimm iſt es, wenn es bei vielen klingt Glück machen und nicht Glück erwerben, wenn die Jagd um den Schritt die lebendigſte Jagd eines Staates iſt; dann geht der Staat ſelbſt gewiß keinen guten Schritt. Kurz daß die Menſchen den rechten Verſtand und die rechte Schätzung des Lebens und der äuſſeren Güter haben und den unruhigen Gelüſten ein Ziel ſetzen, dazu bedarf eine Regierung ſelbſt nur Verſtand und Mäſſigkeit. Wie die Erziehung der Kinder durch die äuſſere Ehre (l'honneur — viel lieber den Stock, den alten gefühlloſen Schulmeiſter) die allerſchlechteſte von allen möglichen Erziehungen iſt, ſo verhält es ſich auch mit der Volkserziehung durch die äuſſeren Reitzmittel der Eitelkeit und Ehrſucht.

Ich habe Mittel erwähnt, wodurch dieſem allerdings ſehr ſchlimmen Uebel begegnet werden könnte; aber das vorzüglichſte Mittel wird immer das bleiben, was in den Schulen von der Erziehung und Unterweiſung der Jugend ausgeht. Männer, welche die Zeit erkennen, worin ſie leben, und welche tief erkannt haben, daß der Menſch durch geiſtige Oberherrſchaft über ſich ſelbſt für ſeine leiblichen Bedürfniſſe ſich in dem Maaße beſcheiden lernen muß, wie die Bedürfniſſe ſeiner geiſtigen Bildung und die Forderungen des Staates an ihn wachſen, werden allein die Knaben und Jünglinge dieſer Zeit einer würdigen Zukunft entgegen bilden können. Es fehlt nun allerdings nicht auch an ſolchen Vorſchlagern und Meinern, die mit Napoleons weiland Ueberzeugung etwas zuſammenfallen, wo der Menſch durch Beſchränkung der Zugänge zum Unterricht in chriſtlicher Demuth erkennen lernen ſoll, wie wenig das Wiſſen zur Glückſeligkeit hilft, ja wie viele unruhige Einfälle und Gedanken es mit ſich führt, die bei der alten glücklichen Unwiſſenheit wie unſchuldige Kinder ſchliefen und ſich wiegen ließen von jedem, der eben den Wiegenzügel in die Hand nahm. Es fehlt nicht an einzelnen Warnern, die bei den Erſcheinungen der Zeit bedenklich den Kopf ſchütteln und wohl zuweilen unwillig drein ſchreien: Ja das will man ja eben; warum arbeitet man ſo an der verdammten Aufklärung des Volks und erzieht den Sohn des Bürgers und Bauers mit Begriffen und Anſichten des Lebens, die ihm nothwendig den Kopf verrücken müſſen? Als in dieſer Klaſſe die Leute ſich zählen ließen, die ſchreiben und leſen konnten, da ſtand es beſſer um die Welt und man hörte von keinen Nationalverſammlungen und franzöſiſchen Umwälzungen. — Ich will nicht behaupten, daß dieſe Anſicht, welche Einzelne ausſprechen, gerade die falſche ſey; ich kann auch die Frage unerörtert liegen laſſen, ob die allgemeinere Bildung der Bürger des Staats für ſie und für den Staat ein Glück oder Unglück ſey; aber das muß ich behaupten, daß das Menſchengeſchlecht nicht mehr zurückzuleiten nicht zurückzuerziehen iſt, wie dieſe Gewiſſe meinen. Die Vögel ſind einmal flügge geworden und aus dem Neſte geflogen und wer nicht den Muth hat ſich auch recht gute Flügel anzuſchaffen holt ſie nicht mehr ein.

Wir leugnen hier nicht, was wir ja eben zum guten Theil zugeſtanden haben, daß die Menſchen durch erweiterte Kenntniſſe und erhöhete Bildung mehr zu Anſprechern und Anſtrebern oder Aufſtrebern gemacht werden, was man ſonſt mit fremden Worten Prätendenten und Aſpiranten auch zu teutſch Glückſucher nennt, woraus zuletzt wohl auch Glücksritter werden. Es iſt gewiß ſehr ſchlimm, wenn jeder im Staate junkern will und meint, er ſey zum Verwalten und Befehlen gebohren, das Arbeiten und Gehorchen ſey unter ſeiner Bildung oder ſeinen Talenten. Wir haben auch angedeutet, wie mancher Staat ſelbſt ſeine Bürger zu ſolchen unruhigen Aſpiranten erzieht, indem er zu vielen Zunder und Köder leerer Eitelkeit und noch leererer Glücksansprüche unter das Volk wirft. Aber ich muß hier wieder Einwand und Warnung einbringen gegen die beliebte und wohlfeile Vergleichung, wodurch man ohne Sinn und Verſtand, hin und wieder auch mit recht ſchlechter Geſinnung und mit abſichtlicher Verwirrung der Grundſätze und Verſchiebung der Geſichtspunkte, immer die franzöſiſchen Urſachen Triebe und Erſcheinungen auch auf das anwendet, was ſich bei anderen ruhigeren und gerechteren Völkern entwikkeln und geſtatten will. Man weiſt die beſonders auf die vielen Advokaten und Prieſter und Gelehrten hin, die in der franzöſiſchen Umwälzung eine Rolle geſpielt haben, und auf den Haß, den die Leute aus dem ſogenannten Tiers-état unleugbar gegen den Adel gezeigt haben. Die Menge, die nicht denkt ſondern ſich den Schein und ſeine nach verſchiedenen Seiten hin ſpielenden Aehnlichkeiten leicht ſcheinbar ja augenſcheinlich macht, glaubt und betet es nach, und bald ſchreien viele: Hütet euch! ſo hats dort angefangen, ſo hats dort geendet, ſo wird es bei euch anfangen und enden. Und doch iſt die Verſchiedenheit zwiſchen Frankreich und z. B. Teutſchland die allergrößeſte. Wer dieſe wirklich ſehen und alſo der Verſchiedenheit auf den Grund kommen will, der ſehe ſich ein wenig um, wie es bei uns Teutſchen war und noch iſt und blättere dann die Geſchichte der franzöſiſchen Hauptſtadt und der franzöſiſchen Hofhaltungen ein wenig durch. Die Denkbücher und Tagebücher, woran die franzöſiſche Litteratur ſo reich iſt, werden ihm reichen Stoff zu Vergleichungen geben. Wenn er von Franz dem Erſten anfangend dann die Gräuel der Katharina von Medicis und ihrer Söhne die Regierung Richelieus den orientaliſchen Hof Ludwigs des Vierzehnten den neroniſchen des Regenten den claudiuſſiſchen Ludwigs des Fünfzehnten bis an die Umwälzung hin verfolgt — o welch ein Babel und letztes Rom der Verdorbenheit wird er entdecken und wie wird er Gott mit Freudethränen danken, daß er in Teutſchland gebohren iſt.

Ich würde unſern teutſchen Adel auf den Tod beleidigen, wenn ich es wagte auf ihn anzuwenden, was von dem franzöſiſchen Adel zum Theil geſagt werden durfte. Wie weit die Verdorbenheit des franzöſiſchen Hofadels und Hauptſtadtadels gegangen war, davon haben uns nicht allein Leute aus dem Tiers-état unterrichtet, nein das können wir in vielen von wackeren franzöſiſchen Edelleuten geſchriebenen Büchern leſen, unter andern in den Denkbüchern des würdigen Pärs und Dücs von Frankreich des Biedermanns St. Simon. Daher die Erbitterung, die nachher bis zur Wuth ging, worin die meiſten vom Tiers-état bewieſen, daß ſie eben ſo ſchlecht und verdorben und noch blutiger und grauſamer waren als die, welche ſie anklagten. Es iſt bei uns gottlob keine ſolche Eiferſucht und Erbitterung der Stände gegen einander, und deswegen iſt jeder verwerflich, der ſie durch heilloſe und unſelige Vergleichungen aufreizt. Freilich ſind in den meiſten Staaten Teutſchlands, wo noch immer wenigſtens ein Schatten von ſtändiſchen Verfaſſungen beſtanden war, die Adlichen faſt die allein Bevorrechteten und das Ganze Darſtellenden geweſen, nicht ohne einigen Neid der anderen Stände; aber jetzt fällt es keinem verſtändigen Edelmann mehr ein, daß das ein wirklicher Rechtszuſtand war, ſondern die meiſten haben wohl begriffen, daß dem gehorcht werden muß, was die Einſichten und Bedürfniſſe des Zeitalters fordern, kurz was das fordert, was Herr de Pradt den gegenwärtigen Bildungszuſtand Europa's nennt. Was einigen beſchränkten oder herrſchſüchtigen Köpfen wohl noch einfallen kann, was wir mit allen Zeitgenoſſen die Junkerei nennen, das haben die weiſen und aufgeklärten Männer dieſes Standes lange unter die Füße getreten. Dieſe werden ſich nicht weigern die Bürger Bauern und Geiſtlichen als ihre vollbürtige Mitſtände anzuerkennen und ſie mit Freuden neben ſich ſitzen laſſen, wohl fühlend, daß die Zeit ſich nicht zurückführen läßt und daß die Menſchen ihnen das Unrecht nicht mehr als Recht einbilden laſſen. So weit iſt die Menſchheit würdig geworden, daß jeder ſein beſcheidenes Theil Recht begehrt, und wer dies verweigern wollte, mag ſich nachher anklagen, wenn aus Verachtung Erbitterung aus Erbitterung Wuth und aus Wuth Verderben wächſt. So iſt die Zeit, daß ſchlechte oder gute Väter und Mütter durch die geſchwindeſten Zeugungen bald ihre Enkel und Urenkel ſehen.

Uebrigens haben wir in mehreren kleinen Schriften unſre Anſichten über die verſchiedenen Stände und auch über den Adel unverhohlen ausgeſprochen und wollen ſie auch hier nicht hehl haben. Wir wünſchten, daß dem Adel mehr Glanz und Vermögensſicherheit gegeben würde, was wir mit Einem Worte Ehrenfeſtigkeit oder Unabhängigkeit nennen können. Manche Landſchaften auch unſers Vaterlandes haben offenbar zu vielen kleinen und armen Adel, und aus dieſem müſſen nothwendig jene Anſprecher und Anſtreber jene Prätendenten und Aſpiranten hervorgehen, worüber unſer Verfaſſer klagt. Deswegen wird es Pflicht der Regierungen keine neue Edelleute zu machen, wenn der Herrſcher und die Stimme des Volks den Männern, die mit ſolchem Ehrenſtämpel ausgeprägt werden, nicht ſo hohe Würdigkeit zuerkennt, daß durch eine ſtattliche Schenkung in liegenden Gründen die künftige Unabhängigkeit ihrer Nachkommen gegründet wird.

Noch müſſen wir hier zum zweiten Mal einige Worte des Herrn de Pradt anführen, um wieder einige Worte darüber zu ſagen. Sie lauten:

»Die Staaten ſind in eine Menge Theile zerlegt, »die Behörden allenthalben gegenwärtig gemacht, »nie iſt die Macht ihrem Unterthan näher geſtanden. »Dieſe Regierungen ſind eben ſo viele Netze geworden, worin alle Welt ſich gefangen fühlte. Seht, »wie die Mittel der Bewachung der Polizei der Inquiſition vervollkommnet worden ſind. Daher iſt »bei dem Unterthan ein Eindruck des Schreckens »gegen die Regierung entſtanden, er dauert noch »und wird lange nicht auszulöſchen ſeyn. Dies erklärt, wie Frankreich immer mit derſelben Leichtigkeit den Regierungen gehorcht hat, die nach der »Reihe von denen eingeſetzt wurden, welche ſich zu »Herren von Paris machten.«

Dies ſind wirklich inhaltſchwere Worte, in welchen ſchwere Geheimniſſe und ſchwere Anklagen verborgen liegen. Es ließe ſich kein Buch ſchreiben, wie eine Regierung es anfangen müſſe, um ein Volk zu verbotenen Ränken heimlichen Stämpelungen und Zettelungen und heilloſen Umwälzungen zu erziehen. Ein ſolches Buch würde ein rechter Fürſtenſpiegel ſeyn, der die Gefahren des Thrones da zeigte, wo ſie wirklich ſind. Nicht das Offene das Freie das Hochherzige und Ungeſtüme in Worten und Thaten iſt das Gefährliche, ſondern das Verdeckte das

Sklaviſche das Liſtige das Geſchmeidige und Kriechende. Ich will dem Manne, der Zeit hat, die Quellen zeigen, aus welchen er ſchöpfen kann, um dieſes lehrreiche und verdienſtliche Buch, das etwa in vier tüchtigen Bänden zu vollenden wäre, zu verfaſſen. In der römiſchen Geſchichte von Auguſtus bis Romulus Auguſtulus, in der byzantiniſchen Geſchichte bis zu ihrem Untergange mit dem letzten Konſtantin, in der Geſchichte von Venedig und hie und da von Florenz und Genua, und dann in der pariſer Verwaltungsgeſchichte von Ludwig dem Vierzehnten bis Ludwig den Sechszehnten wird er den reichſten Stoff zu verarbeiten finden; er wird in dieſem Stoffe die Mittel finden, die man gebrauchen muß, um ein ganzes Volk liſtig verſchlagen, argwöhniſch unruhig neuerungsluſtig und meuteriſch zu machen. Nur recht viele Auflaurer und Angeber und Polizeimücken und Spionenſchmeißfliegen, nur recht fleißig hinter den Thüren und Tapeten ja hinter den Briefſiegeln geſtobert und geſchnobert — und auch das ruhigſte und ſtillſte Volk wird ſchon die Kniffe lernen, wodurch es ſich gegen eine ſolche Peſt decken kann; aber es wird auch die unſelige Fähigkeit und Empfänglichkeit erlangen dem Schleichhandel, den die Regierung unbefugt und heillos durch ſeine Gefühle und Gedanken hin treibt, mit einem eben ſo heilloſen Schleichhandel zu begegnen. Wann Liebe und Vertrauen verſchwunden ſind, dann mag nichts auf Erden beſtehen, und ſelbſt der Beſte und Gerechteſte mag ſich dann nicht mehr ſicher halten. Das könnte man als eine gewaltige Unterweiſung und Vorbereitung der Franzoſen zu ihrer jammervollen und fürchterlichen Umwälzung aktenmäſſig und geſchichtlich erweiſen, wie viel die Polizeiminiſter von Argenſon an den Robespierren und Dantonen vorgearbeitet' haben, und wie die geprieſene geheime Polizei, die alles wußte, die Schule jener Klubs und Höhlen geworden iſt, deren blutige Hinterliſt und in düſterer Finſterniß geſponnene Ränke uns ehrliche Teutſche nach einander erſtaunt und erſchreckt haben. *Dieſe Einſichten, dieſe Aufklärung, dieſe Bildung der Geſellſchaft* — dieſe ſchaffen *die Prätendenten und Aſpiranten*, vor deren heilloſer Leichtigkeit und Bereitwilligkeit zu allem Wilden und Böſen das Buch warnt, das uns zu dieſen Betrachtungen veranlaßt. Man ſagt uns, daß, wer einmal Waarenſchleichhandel und Falſchmünzerei getrieben hat, ſich des Reizes zum Betruge nicht gern entwöhne, daß aber viel ſchwerer zur Stille und Einfalt zurückzubekehren ſey, wer einmal die ſüſſe Speiſe des geiſtigen Schleichhandels gekoſtet hat: der Trieb der Ränke Durchſtechereien und heimlicher Zettelungen ſoll dem unwiderſtehlich ſeyn, der einmal von dem böſen Baum dieſer unſeligen Erkenntniß gekoſtet hat. Es wird viel gegen *die Theoriſten und Idealiſten* geſchrieen; aber die ſchlimmſten aller Theoriſten und Idealiſten ſind die, welche die Polizei ſchafft Darum haben auch alle Völker, die innen ruhig und auſſen frei ſeyn wollen, die geheimen Polizeien als die Peſt des Staats und der Geſellſchaft gehaßt und ſich lieber einige Unbequemlichkeiten Beſchädigungen und Unſicherheiten gefallen laſſen, als daß ſie dieſe gefährlichen Maſchinen, die wahren Höllenmaſchinen der Freiheit, bei ſich hätten aufſtellen laſſen.

Viele treffliche Geſchichtſchreiber haben den Deſpotismus ſo bezeichnet, daß er die Regierungsweiſe ſey, wo in keiner Verfaſſung und in keinen Ständen und Klaſſen zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem geringſten Unterthan etwas in der Mitte ſtehe, da ja auch die höchſten Würdenträger in ſolchem politiſchen Zuſtande nur Staub ſeyen, den die Willkühr für einen Augenblick mit Glanz verziere und dann wieder eben ſo in alle Winde blaſe; ſie haben bemerkt, es ſey in ſolchen Staaten eine unaufhörliche Erſchütterung und Umwälzung, wo die verſchiedenen Kräfte, (nemlich die ſklaviſche Volksmaſſe und der unumſchränkte Herrſcher) eben wie vom Zufall geworfene Kegel, bald oben und bald unten liegen; daher ſey das Leben des Herrſchers in ſolchem Staate nicht ſicherer als das Leben des Bettlers, alles ſey zufällig plötzlich ungeheuer, nichts ruhig gleichmäßig gerecht, und Strang und Schwerdt, welche die Willkühr wie ſie wolle um jeden Nacken ſchlingen und in jede Bruſt ſtoßen können, fahren mit eben der fürchterlichen Gerechtigkeit des blinden Zufalls im unſtäten Wechſel auf ſie ſelbſt zurück. *Dies iſt jener Zuſtand, wo die Macht dem Unterthan zu nah ſteht, wo die Netze immer ausgeſpannt ſind, worin alle Welt ſich gefangen fühlt*, wo die Umwälzungen nicht aufhören, weil die ſchlauen und furchtſamen Gedanken der unglücklichen Menſchen immer auch wider Wiſſen und Willen Umwälzungen ſpinnen und weben; denn in den Brüſten, welche Argwohn und Trug beſeſſen haben, wird alles zu hölliſchen Geſpinſten ausgeſponnen.

Darum und dieſer großen Lehre und Warnung der

Geſchichte gehorchend, welche die einzige Lehrerin und Meiſterin der Fürſten und Fürſtenräthe iſt, müſſen die guten und treuen Regierungen vor allen Dingen zuerſt darauf ſinnen, wie ſie die Staatsmaſchine, die bei ſehr entwickelten Zuſtänden der menſchlichen und politiſchen Geſellſchaft immer das natürliche Streben hat künſtlich werden zu wollen, ſo ſehr als möglich vereinfachen. Beſonders aber wäre das ein Kunſtgriff verſtändiger Regierungen, alles wegzuſchaffen, wodurch ſie dem Volke zu nah kommen und bei demſelben Verdacht und Mistrauen erregen; unter welchem das zu viele Polizeien, was man mit einem gewöhnlichen Volksausdruck ein zu vieles Regieren nennen könnte, billig obenan ſteht. Zu dieſem Kunſtgriffe würde auch das gehören, die Zweige der kleinen Gerichtspflege der kleinen Verwaltung und der kleinen Polizei dem Volke ſelbſt mehr zu übergeben, und ſie mehr von dem Volke ausgehen laſſen. Grade in dieſem vielen Kleinen geſchehen die meiſten Misgriffe und die gewöhnlichſten Ueberſchreitungen und Verletzungen; und daher häufiges Misvergnügen und Klagen über die Regierung. Wenn aber der Herrſcher dies, woran ſo Weniges von der Majeſtät hangt, dem Volke ſelbſt in die Hände gäbe, ſo hätte es ſich, wenn nicht alles geſchähe, was oft gar nicht geſchehen kann, nur an ihm ſelbſt zu halten, und viele Beſchwerden und gehäſſige Beſchuldigungen, die aus den vielen kleinen oft unvermeidlichen Unvollkommenheiten und Neckereien und Plackereien des Lebens erwachſen, hätte die Regierung von ſich dadurch abgewälzt; die Diener dieſer Geſchäfte Bedürfniſſe und Zucht- und Strafmittel erſchienen dann nicht als unmittelbare Diener der höchſten Gewalt, und dieſe höchſte Gewalt würde alſo von der kleinen Volksnoth und den kleinen Volksbedürfniſſen und Volksplagen in jener wohlthätigen Entfernung gehalten, deren es bedarf, damit der Thron nichts von ſeiner himmliſchen Majeſtät verliere.

Wir können nicht unterlaſſen bei dieſer Gelegenheit ein treffliches Buch anzuführen, womit der königl. Preuſſiſche Oberpräſident in Münſter Freiherr von Vincke uns jüngſt beſchenkt hat, *) ein Buch, das man jedem Staatsmann und Geſetzgeber empfehlen muß. Da lernt man, wie die kleine Verwaltung und faſt alle Polizei (Gegenſtände, welche bei uns das Regieren ſo unendlich ſchwierig und die Regierungen häufig ganz wider ihr Verdienſt verhaßt machen) beinahe ganz in den Händen des Volks ſind. Viel Aehnliches der Art findet ſich von Verwaltungsgebräuchen auch in Schweden, wie denn England und Nordgermanien, als die da von den verwandteſten Volkſtämmen bewohnt ſind, in ihren Geſetzen und Gebräuchen viele auffallende Aehnlichkeiten zeigen. Freilich ſind Großbritannien und die nordgermaniſchen Reiche inſulariſche Länder und können mit viel weniger Polizei ausreichen, als wir in der Mitte liegenden, aber ſo groß ſind die Verwickelungen und Schwierigkeiten auch unſerer Verwaltung und Polizei nicht, daß die Regierungen nicht das Kleinere und Gewöhnlichere dem Volke ſelbſt aufladen, von ſich aber viele immer unver-

---

*) Darſtellung der innern Verwaltung Großbrittanniens von L. Freiherrn von Vincke, königl. Preuſſ. Oberpräſidenten. Berlin 1815.

meidliche und unverſchuldete Beziehungen und Verdachte abladen könnten. Dies iſt ein ſehr wichtiger Gegenſtand für die Staatsgeſetzgebung, denn jemehr die Entwickelungen der Geſellſchaft ſich mehren und die Verhältniſſe der Welt ſich verſchlingen, deſto mehr muß das Streben der Weiſen dahin gehen, das kleine Vielerei und Allerlei der Geſchäfte aus dem Großen auszuſcheiden und es dem Volke unmittelbar heimzuſtellen.

2. Auch den großen politiſchen Wendepunkt der Geſchichte, noch wo jetzt die Sonne des Lebens aufgehen wird, hat Herr de Pradt nicht geſehen und kann er, wie uns däucht, nicht ſehen. Daher findet man in ſeinem Buche allenthalben den wunderbaren Widerſpruch, daß er gleichſam zwei Farben und zwei Alter hat und an der einen Seite jung und an der andern Seite alt iſt, daß er an der einen Stelle ganz friſch in das Morgenroth ſchaut und jauchzet, daß es ſo lieblich iſt, auf der andern Stelle aber wie ſchmerzlich verletzt die Augen abwendet und meint, daß doch viel Blenderei und Täuſcherei darin ſey. Kurz der Geiſt der Zeit, den tiefen und verborgenen meine ich, wie viel er ſich auch gebehrdet, ihn mit franzöſiſcher Leichtigkeit erhaſcht und gezeigt zu haben, iſt ihm nirgends klar erſchienen, ſondern nur als einen Hexenmeiſter hat er ihn hie und da ſpielen geſehen und als ein Verirrter, der zufällig in den Hexenkreis gerathen, beſchreibt er uns häufig dunkle Schrecken eines dunkeln Gehirns. Aus dem Franzoſen endlich kann er nun einmal gar nicht heraus; und da es jedem Menſchen ſchwer wird, aus ſeinem Volke herauszuſpringen, am ſchwerſten aber dem Franzoſen, ſo wollen wir dar-

aus keine Beſchuldigung gegen ihn machen. Aber aus dem machen wir eine ſehr ernſte und harte Beſchuldigung gegen ihn und verwahren uns feierlichſt gegen ſeine Urtheile und Ausſprüche, daß er immer aus Frankreich aus dem franzöſiſchen Leben aus der franzöſiſchen Geſchichte und der franzöſiſchen Umwälzung heraus über ganz Europa hinblickt urtheilt und weiſſagt. *Die Franzoſen haben es erfahren, die Franzoſen haben es verſucht, die Franzoſen haben es nicht gekonnt, die Franzoſen haben es verbrochen — alſo iſt es abgemacht, und den andern Europäern wird es in ähnlichen Fällen eben ſo gehen und ſie werden dieſelben Begebenheiten zeigen und dieſelben Erfolge haben.* Dieſe Art zu ſchließen, die ſich des Herrn von Pr. wohl wider Willen bemächtigt, müſſen wir eine verdammliche nennen, und ſie um ſo weniger gelten laſſen, da ſie durchaus keinen geſchichtlichen Boden hat und da manche der Unſrigen ſie mit rechter Gier ergreifen, um wieder ähnliche Folgerungen daraus abzureihen. Kurz das Mechaniſche den Leib der Dinge ſieht der Mann wohl, aber das Geiſtige die Seele der Dinge iſt ſeinen Augen meiſtens verborgen oder es erſcheint ihm in ſo hellem Gegenſchein aus düſtern Wolken, daß es ſeine Anſichten mehr verwirrt als erhellt. Daher, weil er die geiſtige Kraft nicht genug würdigen kann, weil er das nicht ſehen kann, was allen Bewegungen der Zeit tiefſt im innern Kern der Dinge zum Grunde liegt, daher ſeine leere Schrecken vor der Dicke der Leiber, vor allem, was durch Maſſe fürchterlich iſt; daher das ungeheure ruſſiſche Reich das einzige Geſpenſt, deſſen Spuck in ſeinem Buche faſt auf jedem Blatte wieder erſcheint, daher Rußland ſo dargeſtellt, als hätte es den Rachen ſchon weit aufgeſperrt, um uns alle mit Einem Schnapp einzuſchlürfen, wie etwa ein Wallfiſch, wenn er Athem hohlt, in den Strudel ſeines Abgrunds ein paar tauſend Heeringe und andere kleine Fiſche hinabhaucht. Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß Rußland gewaltig iſt; aber es iſt doch viel gewaltiger fremde Angriffe zurückzutreiben als andern Völkern die eigenen zu bringen, und auch an ihm laſſen ſich ſehr verwundliche Seiten zeigen. Frankreich hingegen, einen eben ſo mächtigen Staat als Rußland, (wenn er es auch für den Augenblick nicht ſcheint) ſchiebt er ganz aus den Augen mit ſeiner Furchtbarkeit, die es für das offen liegende Teutſchland hat, ja er ſtellt es wieder als den Staat hin, worauf Teutſchland in ſeinen Nöthen vor allen andern Staaten ſchauen müſſen; denn Frankreich ſey ja immer der Schützer der germaniſchen Freiheit (de la liberté germanique) geweſen und werde es auch in Zukunft wieder ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit bejammert er, daß Preuſſen Frankreichs unmittelbarer Nachbar und dadurch gewiſſermaßen ſein Feind geworden ſey, da doch Preuſſens und Frankreichs Bündniß gegen die von Oſten her drückende Uebermacht die natürlichſte und für die germaniſche Freiheit die wünſchenswürdigſte geweſen wäre. Herr de Pradt ſagt:

a) Der Wiener Kongreß und alle große Staaten ohne Ausnahme haben darin ſehr gefehlt, daß ſie Preuſſen jeden Fußbreit Land abgeknickert haben, der ihm möglicher Weiſe abzuknickern war. Wenn ſie Europa's wahre Vortheile verſtanden und erwogen hätten, ſo hätten ſie ihm nicht nur ganz Sachſen ſondern noch andere Landſchaften gegeben, damit im Nordoſten ein Bollwerk gegen Rußland gebildet worden wäre.

b) Frankreich iſt Preuſſens und Teutſchlands natürlichſter Bundsgenoß gegen den Oſten; alſo

c) hätte man auch Frankreich noch an Gebiet ververgrößern müſſen in Vergleichung mit dem, was es im Jahr 1792 beſaß; damit dieſes mäſſige und gerechte Volk keinen Vorwand zu Beſchwerden und keinen Reitz der Rache behalten hätte, mußte man es nicht mit ſo kleinlicher Politik vom Rhein wegdrängen, wenigſtens das Stückchen teutſches Land, was etwa zwiſchen Bonn Trier und Mainz bis an den Rhein hinläuft, mußte man ihm laſſen.

d) Ein Unglück für Preuſſen Teutſchland und Europa iſt es, daß Preuſſen ſo weit über den Rhein vorgelaufen und dadurch Frankreichs unmittelbarer Nachbar geworden iſt; denn Gränznachbarn ſind durch eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit politiſcher Verhältniſſe immer Feinde.

Alle dieſe Anſichten des Herrn de Pradt laufen immer auf das alte leider verjährte Elend aus, das nun einmal als ein bleibendes angenommen wird, Teutſchland ſey ein ſchwerfälliger und unbehülflicher Wulſt von Staaten, der ſich durch ſich ſelbſt nicht bewegen könne, ſondern bei allen ſeinen Händeln und Geſchäften die Fremden zur Schlichtung und Richtung rufen müſſe, die denn in der Regel nicht anders als durch das Schwerdt zu machen iſt;

Teutſchland ſey ein unmündiger und geiſtloſer Dummkopf, der ſeine Sachen ſelbſt nicht zu verwalten verſtehe und deswegen England Frankreich und Rußland zu Vormündern und Aufſehern haben müſſe. Die Anſicht iſt Herrn de Pradt nie eingefallen, daß Teutſchland auf irgend eine Weiſe auch einmal ein ſolcher Staat werden könnte, der ſich als eine geſchloſſene Einheit ſeinen Nachbarn beides gegen Weſten und Oſten mit Macht entgegenſtellen könnte, wenn es ſie gelüſtete ihn bedrängen zu wollen. Wir können ihm das auf keine Weiſe übel nehmen, da es ja bei uns ſelbſt Leute genug giebt, die es nicht nur für eine Unmöglichkeit erklären, daß Teutſchland je zu einer ſo ſtarken Einheit erwachſen könne, die jedem Andrange von Feinden die Spitze biete, ſondern die das auch für ein Unglück halten, ja denjenigen wohl einen Aufrührer und Hochverräther ſchelten, der darauf hinzuweiſen wagt, daß alles Streben der Teutſchen dahin gehen müſſe, die Idee dieſer Einheit zu einer unſterblichen Idee zu machen. — Wir ſehen nicht nur in dem Urtheile der Fremden ſondern in dem Geſchrei der Eigenen, wie ſchlecht es um uns als Volk beſtellt iſt, wie wir nie mehr in die Betrachtung gezogen werden, als könnten wir uns je im eigenen Leben bewegen und nach eigenem Willen beſtimmen. Ich entblöde mich hier nicht zu ſagen, daß ich nicht wüßte, warum ich noch eine Minute in dem teutſchen Lande verweilen ſollte, wenn ich die Hoffnung nicht in meiner Bruſt trüge, daß in Teutſchland ſelbſt eine Macht erwachſen kann, die den Reigen unſerer Geſchichte in Herrlichkeit führen und die fremden Gängelbänder mit dem Schwerdt zerhauen wird. Wir ſind auf den Punkt gekommen, auf welchem wir nicht viele Jahrzehende ſtehen bleiben können, ohne aller Welt Geſindel und Sklaven zu werden, und die entartete Unwürdigkeit entdecke ich gottlob in uns nicht, die uns dazu gradehin verdammte. Die Sage des Alterthums erzählt uns vom Orpheus, ſein durch die bacchantiſche Wuth abgeſchnittenes und in den Fluthen des Hebrus fortſchwimmendes Haupt habe mit der blutigen Zunge noch lange Eurydice! Eurydice! gerufen — es ſind Millionen teutſcher Zungen, die, wenn die Gewalt der Liebe ſo weit hinausreichte, aus dem in den Tod zuſammengeſunkenen Haupte noch tönen würden Einheit! Einheit! Nicht weil Rußland unſer Schrecken ſondern weil das Vaterland unſre Liebe iſt, darum hätten wir auch gewünſcht, daß der teutſche Staat, der in den letzten großen Schickſalsjahren für alle andere die Seele und der Geiſt geweſen iſt, auf dem Wiener Kongreß mehr berückſichtigt und beſſer bedacht wäre. Wir können für Preuſſen die Wünſche und Gebete nicht aufgeben, weil wir keinen andern teutſchen Staat ſehen, um welchen das ganze Reich ſich ſammeln und an welchem es ſich halten könnte. Ein Franzoſe, der über den Wiener Kongreß geſchrieben, meint, da habe ſich l'Europe sans distance gezeigt; uns Teutſchen kann man aber den Wunſch nicht verdenken, daß wir einmal ein wenig l'Europe en distance von uns und unſern Angelegenheiten ſehen möchten — Es iſt eine ſchöne Oberrherrlichkeit, die der Geiſt übt, ſie iſt diejenige, welche alle Jahrhunderte der Unſterblichkeit die würdigſte geglaubt haben; auch auf Schlachtfeldern hat der Geiſt immer die herrlichſten Siege erfochten. Das rohe Schwerdt und der wilde Krieger und Sieger um nichts wird vergeſſen; ſeine That ſtirbt mit ihm oder ſie läßt nur Spuren wie die Ströme, die durch Deiche und Wehren brechen, und wie die Berge, die ſich in Vulkanen ergießen. Nur was die Idee gebiehrt iſt unſterblich und pflanzt ſeinen Glanz und ſeinen Klang durch die Zeiten fort; aber damit die Idee irdiſch bleibe und fortblühe, bedarf ſie irdiſcher Nahrung; kleine und ſchwache Staaten haben in großer Bedrängniß aus der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit begeiſtert oft das Ungeheuerſte vollbracht und gewagt, aber auf die Länge müſſen ſie durch die eigenen Flammen verzehrt werden, wenn ihr Leib zu dünn iſt. Darum, damit die Idee eines höheren und ſtolzeren politiſchen Daſeyns, die ach! ſo viele traurige Jahrhunderte geſchlummert hatte, ein langes ja ein unſterbliches Leben unter uns gewinnen könne, wünſchen wir dem teutſchen Staate, in welchem ſie ſich am herrlichſten verklärt hat, mehr Leib. Denn in Zeit der Noth und gewaltiger Verhängniſſe mag der Geiſt wohl eine unbeſtrittene Führerſchaft üben und zuweilen ſelbſt faſt die Gleichmächtigen ziehen, in gewöhnlichen Zeiten wollen ſie wieder äuſſerlich ſehen, was ſie fürchten müſſen, ſie wollen eine leibliche Maſſe ſehen, die ihnen Achtung und, wann ſie zum Ungehorſam und Abfall vom Reiche Reitz hätten, Angſt einflößt. Wenn ſich aber im Vaterlande fünf ſechs Staaten neben einander mit gleichen Anſprüchen durch die Zeit ſo fortzuwiegen meinen, ſo mag ich den Wiegengeſang dazu nicht ſingen, denn ich würde wahrlich mehr weinen müſſen als das arme Kind, das man wiegt. Meinetwegen mögte Teutſchland tauſend verſchiedene Herren haben, wenn ſie alle ſo gehorſam ſeyn könnten und ſo einträchtig, daß die Ehre des Reichs erhalten und ſeine Kraft gegen die dringende Gefahr mit Einheit und Gewalt immer in ganzer Fülle geſammelt ſeyn könnte. Weil das aber unmöglich iſt, weil wir die Händel, die unter uns entſtehen, immer durch fremde Miniſter und ſchlimmer durch fremde Heere ſchlichten laſſen müſſen, ſo beten alle fromme Teutſche, die da wünſchen, daß das Volk nicht endlich im Elend und Schande erliege und der Raub der Fremden werde, um die Geburt eines ſo kräftigen teutſchen Staates, daß die Treue der andern Fürſten durch Geiſt und der Ungehorſam durch Furcht gehalten und bewegt werde. Wir ſehen aber keinesweges mit freundlicher und gutmüthiger Lüſternheit nach den Franzoſen oder nach irgend einem andern europäiſchen Volke als nach dem natürlichen Bürgen und Bundsgenoſſen unſrer Freiheit aus. Der erſte Franzoſenkönig, der mit ſolchem Anſehen in unſre Reichsgeſchäfte eintrat, daß er eine Bürgſchaft auf ſich nahm, der auf allen unſern Reichstagen und Wahltagen nichts als die germaniſche Freiheit und die Rechte der teutſchen Fürſten im Munde führte, Ludwig der Vierzehnte, unſer erſter Napoleon, hat uns die Bundsgenoſſenſchaft theuer genug gemacht. Und dieſes Volk ſollten wir ganz wieder an den Rhein bringen und in unſre ſchönſten und feſteſten Städte ſetzen, damit wir ihm wieder ganz dienſtbar würden und damit unſre kleinen Fürſten bei den franzöſiſchen Satrapen wieder ſtehende Komplimentirer Beſtecher und Unterhändler halten müßten? Wahrlich wenn die Talleyrands und Marets einmal ihr wahres Leben ſchreiben wollten, da würden manche teutſche Geſichter blaß werden, die jetzt recht röthlich über die Leute wegſchauen.

Preuſſens ſchmale und dünne Länge iſt aus dem Geſichtspunkte des Krieges betrachtet freilich nicht die gelegenſte und bequemſte. Es ſind wohl mehrere, die ſagen, Preuſſen hätte nicht über den Rhein hinausgehen müßen. Aber das iſt leichter geſagt, als beſſer gemacht. Sollte man jenſeits kleine ſchwache Fürſten vorwerfen? Nun denen liefen die Franzoſen gleich über den Bauch, und dann fiel der ſchwere Kampf doch auf Preuſſen, jene aber hatten ein weites teutſches Land ſogleich ohne alle Anſtrengung als ein bequemes Hülfsmittel umſonſt. Sollte man die Franzoſen ſelbſt bis an den Rhein laſſen? Nun da hatte man die Liebenswürdigen ſogleich aus der erſten Hand, und aus recht ſtarker Hand. Oder ſollte man, wie einige Miniſter großmüthig vorgeſchlagen haben, die ſchönen dieſſeitigen Rheinlande bis Mainz und Landau hin den Niederländern als ein Geſchenk bieten? Ei ſo ſchenke man nur ſogleich das ganze Reich weg! Denn was man in der Noth nicht zu vertheidigen wagt, das gehört einem überhaupt nicht mehr.

Daß ich das Letzte ehrlich ſage, ich halte Frankreich für Teutſchlands natürlichen und bleibenden Feind, mit welchem es ohne Verluſt von Ehre kaum eine Bundsgenoſſenſchaft geben kann. Was hilft es, daß man die Augen zudrückt und ſich halb blendet? Man muß doch einmal in die nackte Wahrheit ſehen, und dann deſto ſchmerzlicher. Nur im Gegenſatz gegen die Franzoſen können die Teutſchen ſich entwickeln, nur im Kampfe gegen Frankreich kann Teutſchland wieder zu einem Reiche und Staate erwachſen, das es nicht mehr iſt. Wie leiſe oder heftig dieſe Kämpfe in Zukunft ſeyn werden, das wage ich nicht zu weiſſagen; aber ſeyn werden ſie gewiß, und gewiß nicht wie Zephyrgeſäuſel an uns hinſpielen. Gedeihen wird in Teutſchland nur, was ſich auf ſich ſelbſt verläßt, was ſich aus dem Heimiſchen und Vaterländiſchen zu bilden und zu geſtalten ſucht, und wenn das jetzt Größte und Herrlichſte im Vaterlande wieder mit dem Fremden tändeln und mit dem Fremden unzeitige und dem Gemüthe der Zeit und des Volkes feindſelige Freundſchaften ſtiften wollte — o wie bald würde Größe und Herrlichkeit von ihm weichen! Das ſollen alle bedenken, welche oben voran ſitzen, daß es nicht ein paar Schriftſteller ſind, nicht ein paar von heiliger und unheiliger Teutſchwuth überſpannte und übertriebene Narren, die eine feindſelige und hadervolle politiſche Lehre predigen — nein der Hader und die Feindſchaft liegen viel tiefer, ſie wirken und weben nicht bei den Teutſchen allein, ſie wirken und weben bei vielen Völkern Europa's. Alle Völker, die bei dem entwickelten und verwickelten Zuſtande der Geſellſchaft ſchon zu viele Bürden zu tragen haben, ſchleppen zu ſchwer an einem unſeligen Vielerlei, das ſie abzuſchütteln ſuchen: das Gefühl iſt in ihnen, und iſt jetzt wohl am lebendigſten in vielen Teutſchen, daß allein durch die ganze Fülle der wiedergebohrnen Eigenthümlichkeit durch die völlige erbarmungsloſe Ausſtoſſung alles Ungleichen und Fremdartigen wieder ein gedeihliches und friſches Daſeyn für ſie erlangt werden kann. Dies Gefühl iſt ein viel höheres Gefühl, als dasjenige war, wodurch ſie ſich gegen die böſen Unterdrücker mit den Waffen erhoben haben. Jenes zweite hat dieſem erſten nur Luſt gemacht, in welchem die ganze große Beſtimmung der Zeit liegt. Aus der Kunſt zur Natur zurück! ſo lauten die gewaltigen Worte jetzt für die Einzelnen und für die Völker. Selig die Herrſcher, die es vernehmen! denn die Noth und Gewalt Gottes läßt ſich nicht wenden.

VI.

Gedichte.[*]

Klinglieder.

1.

Die Blume, die ſich in der Sonne Gluthen
In ſüßer Lichtesliebe ſelig trinkt,
Weißt du, wohin ihr voller Buſen winkt,
Wohin die Seelchen ihrer Blätter fluthen?
Iſt's nur die Menſchenbruſt, die ſteigt und ſinkt,
Sind's Menſchenſeelen nur, die brünſtig bluten
Und ſich verzehren in den Flammengluthen,
Wo Liebe Tod im Born der Liebe trinkt?

Sieh der verborgnen Seelen zarte Scheine;
Unſelig, willſt du ihren Schein entblättern,
Unſelig mehr, willſt du dir ſelbſt erſcheinen:
Genieß des Tages Wonne, denk das Eine,
Wie Semele zerſchmolz in Donnerwettern,
Wie Pſyche mußte um die Fackel weinen.

---

[*] Auf das herbe Politiſche, das auch uns wahrlich nicht das Süßeſte iſt, legen wir hier einen aus verſchiedenen Kräutern und Blumen zufällig gewundenen Strauß, mit dem Wunſche, daß einige derſelben duftig erfunden werden mögen.

2.

Ihr hohe Bilder, die im Herzen prangen,
Ihr bunte holde Himmelfantaſien,
So ſollt ihr nimmer mir hier unten blühen?
So bleibt ihr ewig an den Sternen hangen?
Wie liebe Arme wollen mich umfangen!
Wie ſüße Augen wollen für mich glühen!
Wie ſüße Seelen wollen in mich ziehen!
Ich darf nach Glück und Liebe nimmer langen.

Doch bleibet Fantaſien, bleibet Träume!
Ihr dünne Schatten bleibt, die ewig lügen,
Doch mehr uns halten als das dicke Leben!
Unendlich ſind des Geiſtes Aetherräume,
Und in den Höhen, wo die Vögel fliegen,
Soll meine Lieb', ein bunter Vogel, ſchweben.

3.

Was klingt mir für ein ſüßer Wunderſchall
Mit Himmelstönen tief im tiefſten Herzen,
Gleichwie die Stimme klingt der tiefen Schmerzen,
Die ewig liebekranke Nachtigall?
Was blüht ihr längſt vergangne Wonnen all,
Und zündet mir die Bruſt mit Himmelskerzen,
Und laßt die finſtern Geiſter in mir ſcherzen?
O das iſt Liebe, das iſt Liebesſchall.

O bliebſt du ewig, ſüßer Wunderſchall!
O würd' ich ſelber ganz zur Philomele
Und klänge mich in Liebesklagen todt!
Denn wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe iſt der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod.

4.

Woher du ſüßes Schmachten frommes Wähnen,
Die ſich mit Inbrunſt auf gen Himmel drängen,
Die mir die heiſſe Bruſt wie Ströme ſprengen
Im Ocean von Träumen und von Thränen?
Woher du heiſſes wunderbares Sehnen
Mit Todesliebe und mit Todesklängen,
Gleich jenen wonnereichen Grabgeſängen,
Womit der ſüße Tod erklingt in Schwänen?

O in der Töne Wolluſt ſo verklingen!
In ſüßen Thränen Wellen gleich verrieſeln!
In ſüßern Träumen Geiſtern gleich verſchweben!
O Schwäne, welche mir im Buſen ſingen,
Ihr ſchmelztet wohl die Bruſt von harten Kieſeln,
Euer Sterben gäbe wohl dem Todten Leben.

Wehmuth.

Klinget zarte Saiten
Zarter Menſchenbruſt,
Gegenwart und Ewigkeiten
Rollen mild durch eurer Töne Luſt.

Was wir waren hatten
Lebt durch euch allein,
Und des höchſten Himmels Schatten
Blitzt aus uns heraus wie Himmelſchein.

Sehnſucht, Kind der Sterne,
Liebe, Himmelsbraut,
Ewig nah und ewig ferne,
Wer hat euch das Saitenſpiel gebaut?

Wer hat euch gewoben
Alſo zart und fein,
Daß ihr ewig hin nach oben
Klingt und ſtrömt mit ſüßer Luſt und Pein?

Demuth, Stille Reine,
Unſchuld, helles Kind,
Sagt mir, blühn im Erdenhaine
Solche Blumen, draus ihr Kränze wind't?

Doch, o darf ich's nennen,
Was ſich nimmer ſtillt?
Jene Flammen, die mich brennen?
Jenen Strom, der licht aus Sternen quillt?

Doch du laß es klingen,
Zarte Menſchenbruſt —
Geiſter ſpannen alle Schwingen,
Und die trunkne Seele ſtirbt in Luſt.

An die Nachtigall.

Süße Klage,
Kleine Nachtigall,
Klang der Nächte ſage,
Wer gab dir den Schall?

Fielſt von Sternen
Du, ein Engeltraum,
Daß wir Sehnſucht lernen
Nach dem lichten Raum?

Wurdeſt Leyer
Für der Liebe Leid,
Singſt der Seelen Feier
Nun im Federkleid?

Philomele,
Holdes Himmelskind,
Zarte Geiſterſeele,
Wie die Engel ſind:

Süße Töne
Weckſt du ſüßer Luſt
Und der Jugend Schöne
Blüht in jeder Bruſt,

Und die Seelen
Flattern leicht beſchwingt,
Müſſen laut erzählen,
Was vom Himmel klingt.

O der Herzen
Goldner Leyerklang!
Klinge Luſt der Schmerzen,
Klinge laut Geſang!

Klinge Liebe,
Klinge Sehnſucht drein!
Funkelt helle Triebe
Hell wie Sternenſchein!

Stimmt Geſänge
Gleich der Nachtigall,
Und im Strom der Klänge
Fluthet hin zum All.

An die Wehmuth.

Du, die im Sternenſchleier
Der Nächte wandeln geht,
Wo Traum und Ahndung freier
Um fromme Seelen weht,
Wo ſich von grünen Grüften
Die grüne Hoffnung hebt
Und in den heitern Lüften
Mit Engeln ſelig ſchwebt;

Die dann um ſtille Seelen
Ein zartes Dunkel ſpinnt,
Die Wunder zu erzählen,
Die hoch im Himmel ſind,
Die dann die hellen Saiten
Des tiefſten Herzens rührt
Und durch die langen Zeiten
Die Geiſter wandeln führt;

Sey ſüß mir, o Huldinn,
Sey, Wehmuth, mir gegrüßt,
Die mild durch alle Sinne
Gleich Himmelsquellen fließt,
Die Gram und heißes Sehnen
In ſanften Schlummer lullt
Und in der Fluth der Thränen
Ertränkt die bittre Schuld.

Dir will ich ewig danken,
Dir meiner Nächte Luſt,
Die weich mit Himmelsranken
Umflicht die wunde Bruſt,
Die ſüße Liebesworte
Mit Engeltönen ſingt
Und an der Himmelspforte
Der Sehnſucht Glocken ringt;

Dich will ich ewig loben,
Dich und die Schweſter dein,
Die Liebe, die nach oben
Auch lockt der lichte Schein,
Die Liebe, die auf Erden
Wohl nie Genüge find't,
Oft traurig an Gebehrden,
Gleich dir ein himmliſch Kind.

O bleibet ſüße Beide,
O bleibt mir ewig treu,
Daß fröhlich ich im Leide,
In Freuden traurig ſey!
Was flache Thoren preiſen,
Das mag mein Glück nicht ſeyn,
Wo eure Sterne kreiſen,
Da kann ich ſelig ſeyn.

Frühling.

Juchhei! Blümelein!
Dufte und blühe!
Stecke alle Blättchen aus,
Wachſe bis zum Himmel 'naus.
Juchhei Heididei!
Blümlein, und blühe!

Juchhei! Lüftelein!
Hauche und wehe!
Hell der Himmel über dir,
Bunt die Erde unter dir.
Juchhei Heididei!
Lüftlein, und wehe!

Juchhei! Bächlein klein!
Rauſche und brauſe!
Brauſe hin durch Berg und Thal,
Grüß die Freunde allzumal.
Juchhei Heididei!
Bächlein, und brauſe!

Juchhei! Vögelein!
Klinge und ſinge!
Blüthenhain und Sonnenſchein,
Frühling tanzt den bunten Reih'n.
Juchhei Heididei!
Vöglein, und ſinge!

Juchhei! Menſchenherz!
Klinge und ſpringe!
Wollteſt du das letzte ſeyn,
Da ſich alle Weſen freu'n?
Juchhei Heididei!
Klinge und ſpringe!

Juchhei! alle Welt!
Juchhei in Liebe!
Liebesluſt und Wonneſchall,
Erd' und Himmel halten Ball.
Juchhei Heididei!
Juchhei in Liebe!

Des Knaben Abendlied.

Die Welt thut ihre Augen zu
Und alles wird ſo ſtill,
Auch ich bin müde und zur Ruh
Ich auch nun gehen will:
Ich leg' im ſtillen Kämmerlein
Mich in mein Bettchen warm,
Und Engel ſollen Wächter ſeyn
Vor jedem Trug und Harm.

Du lieber Gott, der uns die Nacht
Mit Mond und Sternen ſchuf,
Der himmliſch uns das Herz gemacht
Für himmliſchen Beruf,
Der uns den lichten Himmelſchein
Geſenkt in tiefe Bruſt,
Damit wir ſollen ſelig ſeyn
Durch deiner Liebe Luſt;

Du lieber Gott, du gehſt mit mir
Ins ſtille Kämmerlein,
Und ſtellſt die Wächter an die Thür,
Die Engel fromm und fein,

Sie treten leis und ſanft daher
Und halten treue Hut,
Daß dieſe Nacht und nimmermehr
Mir nichts was Leides thut.

Nun habe Dank für dieſen Tag
Und Dank für jede Freud!
Ich weiß nicht, wie ich beten mag
Mit rechter Herzlichkeit,
Du weißt am beſten, was ich will,
Du liebſter beſter Hort,
Drum bin ich mit den Lippen ſtill:
Gott iſt mein einzig Wort.

Sehr luſtige und erbauliche Geſchichte von dem alten heidniſchen Propheten Bileam, wie ihn nach des Königs der Moabiter Balak Schätzen gelüſtete, wie ihm aber durch Gottes Rath und durch den wunderſamen Aufſtand und Auſtand des ſtummen laſtbaren Thiers, auf welchem er die Hofreiſe angetreten, ſein Gelüſte misrieth. Eine Geſchichte in dieſem Jahr zu ſingen.

Bileam ſollte reiten
Juch Juchhe!
Auf dem Weg dem breiten
Flugs und jäh;
Dem Moabiterkönig
Verſank der Muth ein wenig
Vor Moſeh dem Gottesmann,
Er ſagt zu ſeinen Leuten:
„Der Bileam wird mir's deuten,
„Daß ich's gewinnen kann.“
Bileam, Bimbambam, J—a! J—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam ſollte reiten
Juch Juchhe!
Auf dem Weg dem breiten
Flugs und jäh;
König Balak war beklommen,
Er hatte die Mähr vernommen

Vom König im Rothen Meer,
Aegypten revolutioniret,
Und wie der Moſeh führet
Ein Ohnehoſenheer.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam ſollte reiten
Juch Juchhe!
Auf dem Weg dem breiten
Flugs und jäh;
Der König hat ein Grauen,
Das wüſte Heer zu ſchauen
Und Moſeh den Feldmarſchall
Läßt den Propheten rufen,
Er ſoll Iſrael verfluchen
Nebſt Moſeh dem Feldmarſchall.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam will es wagen
Juch Juchhe!
Er läßt ſein Thier beſchlagen
Flugs und jäh;
Er läßt es ſatteln und zäumen,
Und trotz der Eſelin Bäumen
Er ſitzet ritterlich auf,
Und giebt ihr friſch die Sporen,
Hat die Paruk verloren,
Die geht mit in den Kauf.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

So thut Bileam reiten
Juch Juchhe!
Auf dem Weg dem breiten
Flugs und jäh;
Er läßt ſich ſehr gelüſten
Nach Balaks vollen Kiſten,
Des Golds war drinnen gnug,
Auch wär von einem Orden
Er Ritter gern geworden,
Den kein Prophet noch trug.
Bileam, Bimbambam, I—a! I—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam wollte traben
Juch Juchhe!
Gleich dem Flug der Raben
Flugs und jäh;
Aber wie ſehr er eilet,
Die Eſelin ſich ſteilet,
Setzt den Propheten ab,
Und giebt ihm in die Weichen
Mit ihrem Huf ein Zeichen,
Daß ihm die Luſt wird knapp.
Bileam, Bimbambam, I—a! I—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam unverzaget
Juch Juchhe!
Der Eſelin Rücken zwaget
Weh! au weh!
Läßt drauf um die Flanken
Die beiden Schenkel zanken

Mit blutiger Sporenpein.
Doch was Sporen und Schläge?
Sie läuft mit ihm vom Wege
Wie raſend queerfeldein.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam faſt verſtürzet
Weh! au weh!
Bügel und Schwanzriem kürzet
Flugs und jäh,
Leitet dann zu Fuße!
Die Eſelin, die Buße
Thun will auf dem Knie,
Spricht mit ihr gelaßen,
Bringt zur rechten Straßen
Wieder ſo das Vieh.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Und er zuckelt leiſe
Juch Juchhe!
Nach Prophetenweiſe,
Nicht mehr jäh.
Der Weg geht durch zwei Mauren
Da will ihn belauren
Die Eſelin faul und ſchlau;
Bileam kann's nicht wenden,
Geſchunden an Knie'n und Lenden
Er ſchreit Ai! Ai! Au! Au!
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam mit dem Stabe
Juch Juchhe!
Bringt es wieder zum Trabe
Flugs und jäh;
Doch ſogleich ſoll's ſtocken —
Das Thier beginnt zu bocken,
Verübelt iſt ſein Sinn,
Gurt und Schwanzriem reiſſet,
Und voll Tücke ſchmeiſſet
Die Eſelin ſich hin.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Nun von Zorn entzündet
Feuerroth
Bileam verkündet
Mord und Tod —
Da ſchallt ſeinem Grimme
Erſchrecklich eine Stimme:
Bileam halt! halt ein!
Mit dem Flammenſchwerdte
Ihm ein Engel wehrte
Die Wuth am Eſelein.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Die Eſelin ſagt nicht Ja.

Bileam ſteht erſchrocken
Weh! au weh!
Das Thier thut luſtig bocken
Juch Juchhe!

Des Engels ſtarke Weiſe
Verrückt die ganze Reiſe,
Gold und Orden ſind weg,
Alle Herrlichkeit verſchwunden,
Knie' und Lenden voll Wunden,
Die Paruk liegt in dem Dreck.
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Alle Eſel trompeten Y—a!

So ſchließt die Geſchichte
Weh! au weh!
Dem Prophetenwichte,
Der ſo jäh
Zu Hofe wollte reiten:
Es geht zu allen Zeiten
Wohl manchem Deuter ſo;
Er ſchämt ſich vor den Leuten,
Wann Eſelchöre läuten
I—o! — Y—a! I—o!
Bileam, Bimbambam, Y—a! Y—a!
Alle Eſel trompeten Y—a!

Die Geſchichte von den zwei Apfelbäumen.

Es ſtehen zwei grünende Bäume,
Es liegt ein grünendes Grab,
Da flattern die Geiſter und Träume
Um Mitternacht dunkel hinab,
Da bringen Jungfrauen und Frauen
Gar mannichen holdlichen Kranz
Von ſchönſten Blumen der Auen
Des Abends im ſternigen Glanz.

Und iſt der Sommer erſchienen,
Wie leuchten die Aepfel ſo fein!
Die einen wie Schnee auf dem Grünen,
Die andern mit röslichem Schein:
Der eine Baum träget die weiſſen,
Die rothen der andere Baum,
Und Liebesbäume ſie heiſſen
Auf mannicher Meilen Raum.

Und wer die Bäume thut ſchauen
Und die Aepfel ſchneeweiß und roth,
Der denket an ſchöner Jungfrauen
An tapferer Ritter Tod,
Und wie die Liebe mit Leide
So nahe verſchwiſtert geht
Und wie auf Erden die Freude
Wie Blumen und Blätter verweht.

Es ſaß eine ſchöne Jungfraue
Im Garten am rauſchenden See,
Sie blickte ins himmliſche Blaue,
Ihr that ach! ihr Herze ſo weh:
Ihr Liebſter war ferne gegangen
In Krieg und in blutigen Streit,
Drum that ihr das heiſſe Verlangen
Im ſehnenden Buſen ſo leid.

Es waren wohl über zwei Tage
Zwei Mönden und Jahre zwei,
Daß weder Botſchaft noch Sage
Ihr meldte vom Liebſten treu;
Es waren wohl über zwei Tage
Zwei Monden und Jahre zwei,
Daß fromm mit Sehnſucht und Klage
Sie weint' um den Liebſten treu.

Da ſaß ſie bei'm dämmernden Schimmer
Im Garten am rauſchenden See,
Ihr that ihr Herze noch immer
So heiß und ſo inniglich weh,
Ihr bebte ein zagendes Sehnen
Im tiefſten und dunkelſten Muth,
Ihr ſtrömte der Jammer in Thränen
Hinab in die rauſchende Fluth.

Da kam ein Apfel geflogen,
Der Apfel und der war ſchneeweiß —
„So haſt du mich doch nicht betrogen,
„Mein Herze ſo brennendheiß?

„ Sieh da den Boten vom Grabe,
„ Der Bote der Freude iſt roth —
„ So biſt du, mein lieblicher Knabe,
„ So biſt du nun kalt und todt? “

Es hatte der Ritter geſprochen,
Als ſcheidend von hinnen er ging:
Vom Baum wird ein Zeichen gebrochen,
Das träget mein Knappe ſo flink,
Das wirft er hinein in den Garten,
Er wirft es wohl über den Zaun,
Wo liebliche Aeugelein warten
Und ſehnend die Ferne durchſchau'n.

Kommt ein roſiger Apfel geflogen,
Wo in Sehnſucht Feinsliebelein ſitzt,
So iſt mir das Glücke gewogen,
Weil Freude im Roſenroth blitzt;
Doch ſendet den weiſſen und bleichen
Des Knappen Hand über den Zaun,
So fiel ich von feindlichen Streichen,
So kannſt du mein Grabmal erbau'n.

Ein Knabe ſaß hinter dem Zaune,
Warf Aepfel im Spiel in die Höh,
Er warf in der kindiſchen Laune
Den weiſſeſten 'nüber zum See.
Da bleichten der Jungfrau die Wangen,
Da ſchlug es wie Blitz in ſie ein;
Ihr waren die Sinne vergangen,
Sie ſaß wie ein ſtarrender Stein.

So ſaß ſie eine traurige Weile
Ohne Laut ohne Leben und Blut,
Dann ſprang ſie in fliegender Eile
Hinein in die tiefeſte Fluth;
Es ſangen mit traurigem Schlage
Die Wellen den Leichengeſang
Und Unken ertönten die Klage
Am Ufer des Sees entlang.

Da kam er — o wehe! o wehe! —
Der Ritter kam heim aus dem Streit
Und warf aus der fröhlichen Nähe
Das roſige Zeichen dem Maid,
Es fiel der Verkünder der Freude —
O wehe! o wehe! o weh!
Dicht neben dem ſchwimmenden Leibe
Hinab in den rauſchenden See.

Der Ritter ſtand hinter dem Garten,
Er lauſchte ſein Liebchen zu ſpäh'n;
Da mag er in Ewigkeit warten,
Doch wird er ſie wandeln nicht ſeh'n.
O Ritter viel liebender Ritter!
Wohin ſo mit Sehnen geblickt?
Es hat dir ein böſes Gewitter
Die Blume der Wonne zerknickt.

Der Ritter ſtand hinter den Hecken
Und lauſchte auf lieblichen Klang,
Womit ſie oft pflegte zu wecken
Die Saiten zum Abendgeſang.

O Ritter, du wirſt ihn nicht hören
Hier unten auf Erden nicht mehr,
Schon klingt er in engliſchen Chören
Vor Gott in der Seligen Heer.

Nun konnte er länger nicht bleiben,
Schnell ſchwang er ſich über den Zaun —
Zum Waſſer da thät es ihn treiben,
Sein ſchwimmendes Unglück zu ſchau'n;
Da ſieht er die Holde die Feine
Und ſtürzt in die Fluth ſich hinab
Zum zärtlichen Liebesvereine
Ins naſſe und fließende Grab.

Da hat man ſie beide gefunden,
Da hielt er die Liebſte im Arm,
Er hielt ſie ſo innig umwunden,
Als wäre von Liebe ſie warm;
Man trug ſie mit Trauren und Klagen
Zur letzten und ſeligen Ruh,
Nie rufet das fröhliche Tagen
Erwachet! den Schlafenden zu.

Da hat man für künftige Zeiten,
Die Kunde des Liedes ergötzt,
Die Jammergeſchichte zu deuten
Zwei Bäume zum Grabe geſetzt:
Sie ſtehen im Sturm und im Wetter
Wer weiß es wie manniches Jahr
Und breiten die Zweige und Blätter
Mit Liebe ums liebende Paar.

Dem einen iſt Traurigkeit eigen,
Er meldet der Liebenden Weh
Und trägt in den grünenden Zweigen
Die Aepfel ſo weiß als den Schnee;
Der andre verkündet die Wonne,
Roth glänzet ſein funkelnder Schein
Wie blinkendes Gold an der Sonne,
Daß Augen und Herzen ſich freu'n.

Wer iſt's, der die Aepfel ſo feine
Gefärbet mit Roth und mit Weiß?
Der iſt's, der die Lilien im Haine
Die Roſen zu färben weiß;
Er läſſet die Aepfel hier prangen,
Er läſſet die Bäume hier blühn,
Daß Sehnſucht und ſüßes Verlangen
Die zärtlichen Buſen durchglüh'n.

Das Grab auch, das Brautbett der Liebe,
Blüht immer von Blumen gar fein
Und wölbt ſich mit ſchwellendem Triebe
Und ſinkt von den Jahren nicht ein,
Als wenn noch der Puls von den Herzen
Sich regte mit fröhlichem Schlag,
Die frei nun von Sorgen und Schmerzen
Drin ruhn bis zum jüngſten Tag.

Herr Peter.

Herr Peter kam heim aus dem heiligen Land,
Sein Roß er ans Gitter der Stiegen band,
Sein Schwerdt ſchlug der Thüre vergüldten Knauf.
Frau Elſabeth hört es und ſchließt ihm auf.

„O heilige Jungfrau, mein einziger Sohn!
Wir dachten, Ihr ſchliefet im Grabe ſchon;
Wo kommt Ihr, Herr Peter, wo kommt Ihr her?
Wir dachten, Euch deckte das tiefe Meer.“

„Frau Mutter, ich komm' aus dem Morgenland,
Da ſpaltet' ich manniches Schildes Rand,
Da löſte ich manchem das Helmband auf:
Nie ſetzt er den eiſernen Hut mehr auf.“

„Und kommſt Du, Herr Sohn, aus dem Morgenland,
So gieb mir zum Willkomm die warme Hand,
Und biſt Du kein nächtlicher armer Geiſt,
So küſſe mit liebendem Kuß mich dreiſt.“

Frau Mutter, mir Gruß nicht noch Kuß behagt,
Eh Eines Ihr mir von der Liebſten ſagt:
Sprecht, minnt ſie mich noch und gedenkt ſie mein?
Oder ſchauet ſie nimmer der Sonne Schein?“

Frau Elsbeth erblaßte viel weiſſer als Schnee,
„O Sohn! mein Sohn! wie thut Ihr mir weh!“
Frau Elsbeth erblaßte viel weiſſer als Kalk,
„Gen Himmel entfloh'n iſt der weiſſe Falk.“

„ Er harrte drei Jahre und Monden drei,
Da war das beramete Ziel vorbei,
Er weinte ein Jahr einen Mond einen Tag,
Als Treue ſein liebendes Herz ihm brach."

„ Löſe nun vom Zügel das ſtampfende Roß
Und laß es frei laufen im Hag am Schloß,
Schnalle ab nun die güldenen Ritterſporn,
Es ging dir die treueſte Liebe verlorn."

„ Winde nun ſchwarzen Flor um dein blankes Schwerdt,
Deine Liebe iſt Trauer und Ehren werth,
Decke zu nun vom Schilde den Glanz decke zu,
Deine Liebe ging ein in die himmliſche Ruh."

Herr Peter mit mannichem Ach und Weh
Blickte ſtarr zu der ſternigen Himmelshöh,
Herr Peter mit mannichem Weh und Ach
Seine letzten Worte zur Mutter ſprach:

„ Vom Zügel nicht löſ' ich mein ſtampfendes Roß,
Es graſet nun nimmer im Hag am Schloß,
Meine Ritterſporen die ſchnall ich nicht ab,
Sie gehen mit mir in das tiefe Grab."

„ Auch wind' ich nicht Flor um mein blankes Schwerdt,
Es ſoll liegen mit mir in der kühlen Erd,
Auch deck' ich nicht zu meines Schildes Pracht,
Sie ſoll decken mit mir bald die dunkle Nacht."

„ O Wind, o du grimmiger Weſtenwind!
Du haſt mir getödtet mein liebſtes Kind,
O Glück, o du trügeriſch falſches Glück!
Du jagteſt mich zweimal nach Cypern zurück:"

Herr Peter ſein Schwerdt aus der Scheide riß,
„ Nimm hin, du mein Hengſtlein! es trifft gewiß,
„ Mein ritterlich Rößlein, nimm Rittertod!“
Das Roß färbt das Gras an den Stiegen roth.

Herr Peter das Schwerdt auf das Herz ſich hielt,
„ Komm Balſam, der Schmerzen der Liebe kühlt!“
Herr Peter in Blut auf die Stiegen ſank,
Frau Elſabeth ward wohl zum Sterben krank.

„ O Wind! o du grimmiger Weſtenwind!
Du haſt mir getödtet mein liebes Kind;
O Glück, o du trügeriſch falſches Glück!
So bringſt du den einzigen Sohn zurück?“

Drauf ließ ſie ihm machen ein tiefes Grab,
„ Da ſchlafe nun, du meines Alters Stab,“
Sie pflanzete Roſen und Lilien drauf,
„ Mir blühet's nun nimmer mit Blumen auf.“

Wo die treueſte Liebe begraben liegt,
Da wird für Herr Peter das Grab gefügt,
Da ſchläft er nun ſanft bis zum jüngſten Tag,
Geborgen vor jeglichem Weh und Ach.

Seine güldene Sporen ſein blankes Schwerdt
Sein Streitroß des Todes der Ritter werth
Sein Schild ſein Helm und die ganze Wehr
Liegen alle bei ihm und der Jungfrau hehr.

Liebestod.

Es ſaß ein Knab im grünen Hain,
Hielt in dem Arm die Liebſte ſein,
So lieb und hold ſo jung und ſchön,
Wie Roſen unter Lilien ſtehn.

Der Knabe zu der Jungfrau ſprach:
„Sieh da das Waſſer in dem Bach,
Es fließet hin, fließt nie zurück,
So fließt auch hin der Liebe Glück.“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Die Liebe iſt kein Waſſerbach;
Das Waſſer rinnt wie falſches Glück,
Doch Liebesſtrom fließt treu zurück.“

Der Knabe ſah nach Mond und Stern,
„Die Wandler droben hab' ich gern,
Sie halten feſt die rechte Bahn,
Doch Liebe bleibt ein Lügenwahn.“

„Iſt Liebe Wahn und Lügenwahn,
So lüget auch die Sternenbahn,
Kein Stern hält ſichrer Weg und Pfad,
Als die dein Arm umſchlungen hat.“

Der Knabe ſah die Wolken ziehn,
„Sieh dort der Liebe Bilder fliehn,
Sie wechſeln Farben mancherlei,
So bunt iſt auch der Weiber Treu.“

„Iſt Weibertreu ſo leicht und bunt,
Wie trau ich, Knab, auf deinen Mund,
Auf deinen Mund, der Treu verſpricht?
Doch meine Farbe wechſelt nicht."

Der Knabe ſah der Vöglein Heer
Auf Zweigen hüpfen hin und her,
Er ſprach: „Wie dieſe Flattrer ſind,
So iſt auch jedes ſchöne Kind."

„Iſt jedes Kind ſo wandelbar
Wie dieſer leichten Vögel Schaar,
Du böſer Knab, ſo mach mich todt,
Damit ich komme rein zu Gott."

Der Knabe ſah zwei Lilien ſtehn,
Er rief: „Wie ſind ſie weiß und ſchön!
Wärſt du, mein ſchönes Kind, ſo weiß,
Mir brennte nicht die Bruſt ſo heiß."

„Brennt dir, o Knab, die Bruſt ſo heiß,
So wiſſe doch, dein Kind iſt weiß,
Iſt weiß und rein, wie Lilien ſind,
Doch ach! ihr Wort hört nur der Wind."

Die Jungfrau ſprang vom Knaben auf,
Ein ſcharfes Meſſer riß ſie auf,
Ein ſcharfes Meſſer ſpitz und blank:
Es traf, daß ſie zum Sterben ſank.

„O weh! o weh! mein liebſtes Kind!
Nun hört dein Wort auch nicht der Wind,
Nun biſt du todt vor lauter Treu,
Und Lieb' und Leben iſt vorbei."

Der Knabe nahm das Meſſer roth --
„Nun dieſen Stoß geſegne Gott!“
Er ſtieß es in die tiefe Bruſt —
„Fahr hin nun Lieb' und Liebesluſt!“

Der Knabe fiel im Blute hin,
Fiel todt auf die Feinsliebſte hin;
So fand man beide kalt und bleich,
Barg ſie in eine Gruft zugleich.

Da ruhn ſie ſtill vom Erdenleid
Und hoffen auf die Himmelfreud,
Die Himmelfreud geb' ihnen Gott!
Und keiner mach' aus Liebe Spott!

Die Verwandlung.

(Aus dem Schwediſchen.)

Ich weiß es wohl, wo ſteht ein Schloß,
Das iſt geſchmückt ſo feine
Mit Silber und mit rothem Gold,
Gebaut von Marmelſteine.

Und in dem Schloß eine Linde ſtand
Mit Blättern luſtig und ſchöne,
Drinn wohnte eine Nachtigall ſein,
Die rührte ſo liebliche Töne.

Es kam ein Ritter geritten dahin,
Süß klang es vom Nachtigallmunde,
Worüber er höchlich wunderte ſich,
Es war um die Mitternachtſtunde.

Ach höre du kleine Nachtigall,
Wollſt mir ein Liedlein ſingen,
Deine Federn laß ich beſchlagen mit Gold,
Deinen Hals mit Perlen beringen.

Deine Federn von Gold die kleiden mich nicht,
Die ich für dich ſollte tragen,
In der Welt bin ich ein wildfremdes Vögelein,
Wovon kein Menſch weiß zu ſagen.

Biſt in der Welt ein wildfremdes Vögelein
Und unbekannnt allen Leuten,
Dich zwingt wohl Hunger Kälte und Schnee,
Der fällt auf den Weg den breiten.

Mich 'zwingt nicht Hunger mich zwingt nicht Schnee;
Der fällt auf den Weg den breiten,
Mich zwinget weit mehr geheime Pein,
Die macht mir Angſt und Leiden.

Wohl zwiſchen Bergen und tiefem Thal
Da rinnen die ſtreitenden Waſſer,
Und welcher einen Treuliebſten hat,
Kann ihn aus dem Herzen nicht laſſen.

Ich hatt' einen Liebſten fromm und kühn,
Einen Ritter von herriſchen Gaben,
Meine Stiefmutter warf es geſchwinde um,
Sie wollte die Liebe nicht haben.

Sie ſchuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß mich in der Welt herumfliegen,
Meinen Bruder zu einem Wolf ſo grimm,
Mußte ſich zu den Wäldern fügen.

Gleich lief er in den Wald, ſie ſprach!
„In Wolfsgeſtalt ſoll er gehen,
Bis daß er getrunken mein Herzensblut.“
Sieben Jahr drauf iſt es geſchehen.

Einen Tag ging ſie ſo wonniglich
Im Roſenhain ſpazieren,
Mein Bruder ſah es und zorniglich
Ihr leiſe nach thät ſpüren.

Er griff ſie an ihrem linken Fuß
Mit reiſſigem Wolfesmunde,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut
Und ward geſund zur Stunde.

Noch bin ich ein kleines Vögelein,
Das fliegt in wilden Haiden,
So jammervoll muß ich leben meine Zeit,
Doch meiſt in Winterzeiten.

Doch Preis dem, der mir geholfen hat,
Daß ich meine Zunge kann rühren,
Da ich nicht geſprochen in fünfzehn Jahr,
Wie mit Euch ich Rede kann führen.

Aber ich hab immer geſungen fürwahr
Mit lieblichen Nachtigallkehlen
Und in dem allergrünſten Hain
Thät ich meinen Zweig mir wählen.

Und höre, du kleine Nachtigall,
Von mir, was dich kann vergnügen,
Im Winter kannſt du ſitzen im Hauſe mein,
Im Sommer wieder ausfliegen.

Hab Dank, ſchöner Ritter, der Frommheit dein,
Ich darf es doch nicht wagen,
Denn das verbot die Stiefmutter mein,
Solange ich Federn trage.

Die Nachtigall ſtand gedankenvoll,
„Ich thu nicht des Ritters Willen,“
Da griff er ſie bei den Füßen klein,
Das Schickſal ſollt' er erfüllen.

Er ging mit ihr wohl in ſein Haus,
Verſchloß die Fenſtern und Thüren,
Sie ward zu manchem Wunderthier,
Wie man ſoll hören und ſpüren.

Erſt wandelt ſie ſich in Bären und Leu'n,
Iſt dann zu Schlangen geworden,
Zuletzt zu einem Lindwurm groß,
Der wollte den Ritter morden.

Er ſchnitt ſie mit einem Meſſer klein,
Daß das Blut heraus thät fließen,
Strax ſtand wie eine Blume klar
Eine Jungfrau ihm zu den Füßen.

Nun hab' ich erlöſt dich von deiner Noth
Und von deinen heimlichen Leiden,
So ſage mir denn deine Abkunft gut
Von Vaters und Mutter Seiten.

Aegyptenlands König mein Vater war,
Sein Gemal meine Mutter mit Ehren,
Mein Bruder ward verſchaffen zu einem Wolf
Durch die grimmen Wälder zu ſtören.

Iſt Aegyptenlands König lieber Vater dein,
Sein Gemal deine Mutter mit Ehren,
Fürwahr biſt du Schweſtertochter mir.
Die als Nachtigall vor ſich ließ hören.

Da ward große Freud in dem ganzen Hof,
Ja rings in dem ganzen Lande,
Daß der Ritter hat gefangen die Nachtigall,
Die gewohnt in der Linde ſo lange.

Herr Peter und klein Chriſtel.

(Aus dem Schwediſchen.)

Herr Peter und klein Chriſtel ſaßen am Tiſch —
Die Liebe wollen wir beginnen —
Manchen luſtigen Schimpf ſie ſprachen friſch —
Herzallerliebſte mein, ich kann Euch nimmer vergeſſen.
  Herr Peter ſpricht alſo zum Chriſtel klein —
Die Liebe wollen wir beginnen —
Meine Hochzeit die ſoll an dem Sonntag ſeyn —
Herzallerliebſte mein, ich kann Euch nimmer vergeſſen.
  Soll Eure Hochzeit am Sonntag ſeyn etc.
So muß ich mit zuſehn und ſtell mich ein etc.
  Meine Hochzeit wird ſeyn ſo fernhin im Land,
Daß nimmer eine Jungfrau dahin kommen kann.
  Wird Eure Hochzeit ſeyn ſo fern und weithin,
Werd' ich geladen, ich komme wohl hin.
  Klein Chriſtel erſchreckt ſich ob ſolchem Wort,
Daß Jammer alsbald ihr das Herz durchbohrt.
  Herr Peter über den breiten Tiſch hin ſprang,
Daß von den goldenen Sporen das Eſtrich klang.
  Herr Peter heraus aus der Thüre ſprang,
Schlug die Thüre zu, daß das Schloß erklang.
  Herr Peter geht in den Garten hinein,
Sein Grauſchimmel der muß geſattelt ſeyn.
  Klein Chriſtel heraus aus der Thüre ging,
Sie gab mit den Augen ihm manchen Wink.
  Klein Chriſtel ringt ihre Hände in Blut,
Weh der Jungfrau, die Schalken vertrauen thut!

Herr Peter läßt rüſten die Hochzeit zu,
Klein Chriſtel läßt ſchneiden die Kleider zu.
Ihr Rock der war von Goldtuch ſein,
Ihr Kleid von rothem Scharlakenſchein.
Ihre Schürze war von Perlen und Gold,
Ihre Arme waren von Demanten voll.
Herr Peter läßt ſeine Hochzeit nicht ruhn,
Klein Chriſtel die läßt ihr Roß beſchuhn.
Klein Chriſtel reitet zum Hochzeitſchloß,
Ein kleiner Knappe iſt ihr Genoß.
Klein Chriſtel bindet ans Gatter das Rößelein,
Sie kämmet und kräuſelt ihr Goldhaar ſein.
Klein Chriſtel geht ein in Herr Peters Hof,
Manche Zähre ihr heiß aus den Augen troff.
Kleiner Knappe, geh in das Brauthaus ein,
Sag, hier hält eine Jungfrau lieblich und ſein.
Hält dort eine Jungfrau lieblich und ſein,
So laß ſie kommen ins Brauthaus ein.
Klein Chriſtel hinein durch die Thüre ging,
Herr Peter gab ihr mit den Augen Wink.
Klein Chriſtel geht in das Brauthaus ein,
Auf beide Wangen lief ihr ein Röſelein.
Ihr ſollt mir willkommen, klein Chriſtel, ſeyn,
Hier hab ich gemiſchet Meth und Wein.
Mich gelüſtet nicht Meth, mich gelüſtet nicht Wein,
Darf ich ſitzen bei der jungen Braut dein?
Nicht darfſt du ſitzen bei der jungen Braut mein,
Geh auf die Flur und bringe ihr Meth und Wein.
Klein Chriſtel die ging auf die Flur hinaus,
Manche Thräne floß ihr aus den Augen heraus,

Die junge Braut wohl zu zwei Knappen ſprach:
Wer iſt die Jungfrau, die da geht vorm Gemach?
Herr Peter hatte eine Buhlin ſo reich und ſchön,
Die iſt wohl gekommen die Hochzeit zu ſehn.
Sie hat mehr Gold auf ihres Rockes Saum,
Als Herr Peter in all ſeinen Schätzen kaum.
Sie hat mehr Gold an ihren Fingern klein,
Als Herr Peter an den zwei Goldſtühlen ſein.
Sie tranken einen Tag und den zweiten Tag,
Die Braut noch nicht in das Bett gehen mag.
Der dritte Tag gegen den Abend ging,
Als die Braut an das Bett zu denken anfing.
Sie führten die Braut in das Brauthaus ein,
Klein Chriſtel trug Fackeln und Lichterſchein.
Die Braut ſich ſetzte auf einen Stuhl,
Klein Chriſtel zog ab ihr Strümpfe und Schuh.
Ins Brautbett legten ſie dann die Braut,
Klein Chriſtel deckte zu und weinte laut.
Klein Chriſtel ging durch die Thür hinaus,
„Fürwahr ich komme nicht mehr in dies Haus."
Klein Chriſtel zum Garten gegangen war,
Da hing ſie an ihrem weißgelben Haar. -
Schnelle Botſchaft herein zu Herr Peter kömmt,
„Klein Chriſtel hat ſich im Garten erhängt."
Herr Peter heraus durch die Thüre ſprang,
Er ſchlug die Thüre zu, daß das Schloß erklang.
Herr Peter geht in den Garten fürwahr,
Da löſet er ihr weißgelbes Haar.
„Warum hangeſt du, mein ſtolz Chriſtel, hier?
„Weil du lebteſt, da warſt du die Liebſte mir."
Er ließ graben ein Grab beide tief und breit,
„Hier ſoll man uns hinlegen alle beid."

Er ließ graben ein Grab beide breit und lang.
„Hier ſoll ſeyn wohl unſer Spaziergang.“
Herr Peter ſetzte ſein Schwerdt gegen einen Stein,
Daß die Spitze ihm fuhr in das Herz hinein.
Herr Peter ſetzte ſein Schwerdt gegen einen Stamm,
Daß die Spitze den Lauf zu dem Herzen nahm.
Den anderen Tag, als das Licht brach aus,
Da lagen drei Leichen in Herr Peters Haus.
Die erſte war Herr Peter, die zweite die Braut,
Die dritte war ſeine Buhlin traut.
Die Braut mußt auch leiden die große Noth —
Die Liebe wollen wir beginnen —
Daß ſie vor Jammer liegt ſteif und todt —
Herzallerliebſte mein, ich kann Euch nimmer vergeſſen.
Dieſe Weiſe iſt Wahrheit und auch ein Gedicht —
Die Liebe wollen wir beginnen —
Der Himmel verlaße uns hier auf Erden nicht —
Herzallerliebſte mein, ich kann Euch nimmer vergeſſen.

Schluß.

Wegen Entfernung des Verfaſſers vom Druckort und wegen anderer Geſchäfte ſchließt dieſe Zeitſchrift einſtweilen mit dieſem dritten Bande.

Inhalt des dritten Bandes.

I. Sankt Chriſtoph 3
II. Der neue Phaeton 13
III. Zum neuen Jahr . . . . 13—208
IV. Ein Wort über die Pflegung und Erhaltung der Forſten und der Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen, Geſetzgebung. (Schluß.) . . 209
V. Vom Wiener Kongreß von Herrn de Pradt, 2 Theile. Paris 1816. 290
VI. Gedichte.
Klinglieder 369
Wehmuth 372
An die Nachtigall 374
An die Wehmuth 376
Frühling 378
Des Knaben Abendlied 380
Sehr luſtige und erbauliche Geſchichte von dem alten heidniſchen Propheten Bileam ꝛc. 382
Die Geſchichte von den zwei Apfelbäumen . . . 383
Herr Peter 388
Liebestod 397
Die Verwandlung 400
Herr Peter und klein Chriſtel. (Aus dem Schwediſchen.) 405

Auſſer mehreren unbedeutenden in den beiden vorigen Heften überſehenen Fehlern bittet man folgende zu beſſern:

Seite Zeile

97 — 14 für Wagen lies Wogen.

205 — 28 f. Trauerſpiele l. Traumſpiele.

Druckfehler des dritten und vierten Heftes.

209 — 8 f. den Menſchen l. der Menſchen.

230 — 21 f. lieblichen l. leiblichen.

236 — 14 f. Volke l. Volk.

250 — 1 f. hatte l. hatten.

252 — 3 f. wildem l. mildem.

274 — 30 f. worden l. werden.

280 — 9 f. der l. oder

331 — 5 f. nicht ſehr wenig l. ſehr wenig.

350 — 4 f. weiſt die l. weiſt da.

352 — 11 f. würdig l. mündig.

357 — 18 vor laſſen ſetze: zu.

361 — 1 f. Spuck l. Spuk.

Ankündigung einer neuen Ausgabe
von
Goethe's Werken.

Da eine ſchon längſt bereitete Ausgabe der Werke des Herrn Geheimenraths von Goethe durch die Zeitumſtände verhindert worden, ſo konnte es nicht fehlen, daß vollſtändige Exemplare derſelben im Buchhandel fehlten, und auf vielfältiges Nachfragen den Freunden damit nicht gedient werden konnte. Es geſchieht daher mit beſonderm Vergnügen und Zuverſicht, daß unterzeichnete Verlagshandlung hiermit anzukündigen im Stande iſt, daß eine neue Ausgabe gedachter Werke gegenwärtig unter der Preſſe ſey; ſie wird aus zwanzig Bänden beſtehen, wovon nachſtehendes Verzeichniß eine allgemeinere Ueberſicht giebt.

Aus demſelben iſt zu erſehen, daß nicht nur der Inhalt der vorigen Ausgabe auch in der neuen zu finden ſeyn wird, ſo wie das, was von demſelben Verfaſſer bisher im Druck erſchienen, inſofern es dem äſthetiſchen Fache angehört, ſondern daß auch Manches mitgetheilt werden ſoll, was durch die Bekenntniſſe aus dem Leben des Verfaſſers eingeleitet und ſowohl faßlich als genießbar gemacht worden, und künftig noch harmoniſcher in ſich werden kann.

Da auch bisher mehrmals Klage geführt worden, daß man, beſonders in den letzten Jahren, keine Exemplare auf Velinpapier ſich anſchaffen können, ſo wird, da eine eigentliche Prachtausgabe in dem gegenwärtigen Moment wohl nicht räthlich ſeyn möchte, neben den andern Ausgaben auch eine Subſcription auf Velin-Exemplare hierdurch eröffnet, unter folgenden Bedingungen:

1) Ausgabe auf Velinpapier für 66 fl. Vorausbezahlung für's Ganze.

2) Ausgabe auf ſchönes Schweizerpapier 52 fl. — Ein Viertel bei der Unterzeichnung, ein Viertel bei Ablieferung der erſten, ein Viertel pei Ablieferung der zweiten, und ein Viertel bei Ablieferung der dritten Abtheilung.

3) Ausgabe auf ſchönes weiſſes Druckpapier für 40 fl.; in gleichen Vierteln zahlbar.

4) Ausgabe anf gewöhnliches Druckpapier für 30 fl.; in gleichem Verhältniß zahlbar.

Wer die Zahlung auf Einmal leiſten will, darf für die Ausgabe auf Schweizerpapier nur . . 44 fl.
— ſchönem weiſſem Druckpapier 33 fl.
— gewöhnlichem Druckpapier 22 fl. bezahlen.

Dieſe Subſcriptions- und Pränumerationspreiſe dauern bis Ende Septembers.

Die Namen der Subſcribenten werden dem letzten Bande beigefügt, damit man in Einer Ueberſicht erfahren kann, wie Deutſchland ſeinen werthgehaltenen Schriftſteller ehrt.

Für die Beſitzer der erſten Ausgabe wird auf folgende Art geſorgt: Sie ſtellen ihren erſten Band bei Seite, und an deſſen Statt die gegenwärtigen zwei erſten Bände unter dem Titel:

Erſter Band, erſte Abtheilung.
Erſter Band, zweite Abtheilung.

Alsdann gienge die Bändezahl der erſten Ausgabe fort bis zu dreizehn, welche die Wahlverwandtſchaft enthält.

Nun wird ein eigner 14ter Band für ſie gedruckt, worin dasjenige nachgetragen wird, was in die vorhergehenden Bände eingeſchaltet worden. Vom 15ten Bande an ſchließen ſich die ſechs letzten Bände der neuen Ausgabe ununterbrochen an, ſo daß die Beſitzer der erſten Ausgabe auf dieſe neun Bände abgeliefert erhalten.

Der Pränumerationspreis für dieſe wäre dann:

Velinpapier	30 fl.
Schweizerpapier	20 fl.
Schönes weiſſes Druckpapier .	15 fl.
Gewöhnliches Druckpapier . .	9 fl. 36 kr.

Wer blos ſubſcribirt, zahlt bei Empfang der erſten Lieferung von drei Bänden:

Velinpapier	33 fl.
Schweizerpapier	25 fl.
Schönes weiſſes Druckpapier .	18 fl.
Gewöhnliches Druckpapier . .	13 fl.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1816.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der zwanzig Bände Goethe'ſcher Werke.

I. Band: Zueignung. — Lieder. — Geſellige Lieder. — Balladen. — Elegien. — Epiſteln. — Epigramme.

II. Band: Sonnette, 15. — Vermiſchte Gedichte, 33. — Antiker Form ſich nähernd, 44. — An Perſonen, 15. — Kunſt betreffend, 12. — Parabelartig, 11. — Gott, Gemüth und Welt, über 50. — Sprichwörtlich, über 200. — Epigrammatiſch.

III. Band: Wilhelm Meiſter, drei Bücher.

IV. Band: Wilhelm Meiſter, vier Bände.

V. Band: Laune des Verliebten. — Die Mitſchuldigen. — Die Geſchwiſter. — Mahomet. — Tancred. — Theatraliſche Gelegenheitsgedichte.

VI. Band: Götz von Berlichingen. — Egmont. — Stella. — Clavigo.

VII. Band: Iphigenia auf Tauris. — Torquato Taſſo. — Die natürliche Tochter. — Elpenor.

VIII. Band: Claudine von Villabella. — Erwin und Elmire. — Jery und Bätely. — Lila. — Die Fiſcherin. — Scherz, Liſt und Rache. — Der Zauberflöte zweiter Theil. — Maskenzüge. — Karlsbader Gedichte. — Des Epimenides Erwachen.

IX. Band: Puppenſpiel. — Faſtnachtſpiel. — Das Neueſte aus Plundersweilern — Pater Bray. — Satyros. — Barth. — Parabeln. — Legende. — Hans Sachs. — Mieding. — Künſtlers Erdenwallen. — Künſtlers Apotheoſe. — Epilog zu Schillers Glocke. — Die Geheimniſſe.

X. Band: Der Groß-Cophta. — Der Triumph der Empfindſamkeit. — Die Vögel. — Der Bürgergeneral. — Die Zeichen der Zeit.
XI. Band: Reineke Fuchs. — Hermann und Dorothee. — Achilles. — Pandora.
XII. Band: Werther. — Briefe aus der Schweiz, I. u. II Abth.
XIII. Band: Das römiſche Karneval. — Fragmente über Italien. — Caglioſtro Stammbaum. — Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter.
XIV. Band: Die Wahlverwandtſchaften.
XV. und XVI. Band: Cellini.
XVII. XVIII. XIX. u. Band: Aus meinem Leben.
XX. Band: Miscellen.

— Unterzeichneter iſt beauftragt, auf dieſe Sammlung der Goethe'ſchen Werke in den Rheingegenden Pränumeration und Subſcription anzunehmen.

Köln, den 15. Febr. 1816.

H. Rommerskirchen.

Bei dem Verleger iſt erſchienen:

Kritiſche und auf Erfahrung gegründete
Beleuchtung
des von dem Herrn Staatsrath Thaer
aufgeſtellten Syſtems:
»Keine Braache, und ſtatt derſelben Wurzelgewächſe.«
Nebſt einem kleinen Anhange vermiſchten Inhalts.
Von Guſtav Franz von der Leyen.
1816. gr. 8. Preis: 10 Ggr.

Auswahl

aus den besten

ITALIÆNISCHEN, SPANISCHEN, PORTUGIESICHEN
und ENGLISCHEN

Dichtern.

Im Originale
und mit den gelungensten teutschen Nachbildungen.

Herausgegeben

von

J. P. PAULS,

Dr. der Medizin, und der herz. sächs. Societät für die gesammte Mineralogie ausserordentl. Mitgliede.

Koeln am Rhein,
bei H. Rommerskirchen.
1816.

2 Theile, klein 8, wovon der erſte mit Arioſto's von Profeſſor Thelott ſauber geſtochenen Bildniſſe noch vor Oſtern 1816 erſcheint.

Chriſtliches

und

Türkiſches

von

E. M. Arndt.

Stuttgart,
Gebrüder Franckh.
1828.

Franckh'ſche Buchdruckerei zu Stuttgart.

An die Freunde.

Es hat kein Feuer ſo lieben Schein,
Es brennt einmal zum Dach hinaus;
Der ſchreitet über den glatten Stein
Und gleitet über den Strohhalm aus:
So ſpielt es zwiſchen dem Großen und Kleinen,
Damit wir jauchzen zugleich und weinen.

Noch weht der Wind noch kräht der Hahn,
Noch fließt das Waſſer hinab zu Thal,
Wie ſie viel tauſend Jahr gethan,
Drum ſchilt nicht alles eitlen Wahn:
Denn ſelbſt im kleinſten gemeinſten Treiben
Muß Einiges ſchon beſtändig bleiben.

Schlagt ein, ihr Freunde, die feſte Hand!
Und über dem ewigen offnen Riß
Und über dem Moder, Wahn und Tand,
Dem Wechſel des Lichts und der Finſterniß
Beſchwört das Gewiſſe gewiß zu halten,
Was nimmer verwelken kann noch alten.

Was Thorheit beklingelt, was Narrethei
Mit tauſendfarbigem Lug vermummt,
Was heute brauſet als Siegsgeſchrei
Und morgen als flüſternde Feigheit ſummt
Kann nimmer die Starken verlocken noch ſchrecken,
Welchen leuchtet der Stern durch die Wolkendecken.

Es fechten die Meiſten hier und dort
Mit Schimmer und Schatten und dünnem Schein,
Was ſchwebet hoch über Zeit und Ort
Das ſperrt kein irdiſcher Kerker ein,
Das mögen ſo wenig die Häſcher fangen,
Als Kinderhände den Mond erlangen.

Nur wer es voll geſchaut das Nichts
Unblinzelndes Auges ſonder Grau'n,
Der mag dem Adler gleich des Lichts
Zerſtörung und Erlöſung ſchau'n,
Der erkennt, mittreibend auf irdiſchen Trümmern,
Die Geiſter, die jauchzen, die Schemen, die wimmern.

Fantaſieen
zur
Berichtigung der Urtheile
über
künftige deutſche Verfaſſungen.

Bisogna dar tempo al tempo.

Einleitung zum zweiten Abdruck.

Ich laſſe dieſe Fantaſieen, die vor zehn Jahren in meiner Zeitſchrift der Wächter *) erſchienen, hier wieder abdrucken.

Den nächſten Anſtoß dazu haben mir Angriffe gegeben, welche ich darüber erfahren

---

*) Der Wächter, eine Zeitſchrift. 3 Bände. 8. Köln 1815 und 1816.

habe. Ein gewiſſer Herr von Maſtiaux und manche Andere, welche ſich als eifrige Kämpfer für die römiſch-katholiſche Kirche gebärden, haben wegen ihrer und einiger anderer kleinen Schriften, die gleichzeitig mit ihnen erſchienen ſind, mich unter dem Titel meiner Unchriſtlichkeit mit einer ſolchen Wuth angegriffen, als ob ich in beiden, ſowohl in Urtheil als Darſtellung alles Maß überſchritten hätte.

Solche Angriffe, welche durch irgend eine Unmäßigkeit und Unſchicklichkeit in der Weiſe, wie ſie geſchehen ſind, gereizt und veranlaßt zu haben ich mir nicht bewußt war, haben mich bewogen, die angegriffenen Aufſätze nach langer Zeit einmal wieder durchzublättern.

Bei dieſer Wiederleſung hat mir denn gedäucht, daß ich mit den Fantaſieen noch ſo fantaſieren muß, daß ſie mir eines Wiederabdrucks nicht unwerth ſcheinen, zumal da ſie mir zu einigen Nachleſungen und Erörterungen, welche ich als Anhang zu ihnen liefere, Veranlaßung gegeben haben.

In dieſen Erörterungen bin ich keineswegs geſonnen den mir von Herrn von Maſtiaux und Konſorten mehrmals hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzunehmen, als ob es ſich der Mühe lohnte, veraltete jedoch immer wiederkommende Fabeln — ſo nenne ich ſie gelindeſt — und Einfälle gegen Reformation und Proteſtantismus zu widerlegen oder mit gleichem Eifer — ich mag nicht ſagen Grimm — zurückzutreiben, als ſie gegen die beiden ehrwürdigen Genannten und gegen mich hingeworfen ſind, ſondern ich will mich bloß über einige Anſichten und Urtheile des Herrn Friedrich von Schlegel ausſprechen, die er in ſeinen Vorleſungen über Alte und Neue Literatur *) niedergelegt hat. Ich bin hiezu eben durch die erwähnten auf mich gethanen Angriffe noch beſonders veranlaßt, indem mehrere der Angreifer ſich immer mit dem Ajarſchilde dieſes ihnen gewaltig dünkenden Vorkämpfers decken, deſſen Ausſprüche und Urtheile gegen ſeine

---

*) Neue Ausgabe. Wien 1822.

ehemaligen Glaubensgenoſſen ſie als unwiderlegliche Orakel verehren, und in deſſen Spiegel ſie die Reformation, die ſeit ihr verfloſſenen Jahrhunderte, und die Gegenwart und die Zukunft ſehen und richten, wie er ſie vorgeſehen und vorgerichtet hat.

Dieſe Fantaſieen ſind in allem, was die geiſtige Anſicht der Zeiten und unſers Zeitalters und was die Reformation und die Urſachen und Folgen derſelben betrifft oder nur darauf hindeutet, durchaus unverändert geblieben. Nur von dem Reinpolitiſchen iſt Einiges ausgelaſſen, was ſich theils auf den in den Jahren 1815 und 1816, wo ſie zuerſt erſchienen, noch unentſchiedenen Kampf bezog oder theils auch aus der ganz nahen und warmen Theilnahme und Hoffnung oder Furcht des Augenblicks geboren war und deſſen Wiederabdruck jetzt vergeblich oder unerlaubt ſcheinen könnte.

Es ſind bei uns ſehr viele, welche das Franzöſiſche und die franzöſiſchen Einrichtungen, Geſetze und Regierungsanordnungen faſt unbedingt loben; Andere ſind, welchen wenigſtens Manches von dem Weſen und Regieren der Franzoſen gefällt, und welche dies, wo es iſt, entweder beibehalten, oder, wo es nicht iſt, nachgeahmt wünſchen; ja Dritte ſind, welche Trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzoſen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieſes Volk werde ſich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfaſſung durcharbeiten. Dieſes Letzte laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, erklären aber, daß wir, wie ſehr wir auch Urſache haben dieſes Nachbarvolk zu haſſen, es von ganzem Herzen wünſchen. Denn dieſer Wunſch iſt erſtlich ein Wunſch allgemeiner Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit, zweitens ein Wunſch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nämlich, was ich oft geſagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann, als daß die Nachbarvölker durch weiſe und freie Verfaſſungen regiert werden; denn wie eine Geſellſchaft von edlen und weiſen Menſchen, den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, ſo muß die Nachbarſchaft edler und wohlgeordneter Staaten auch ein Volk zu politiſcher und ſittlicher Höhe emportreiben, oder es muß überhaupt aufhören zu ſeyn. Alſo können wir Deutſche auch für unſere eigenen Vortheile keinen herzlicheren Wunſch haben, als daß unſere Nachbarn durch die glücklichſten Verfaſſungen und weiſeſten Geſetze geſegnet ſeyn mögen. Denn wir Deutſche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche iſt, die in einem Fichtenwalde ausgeſäet worden: wir müſſen mit unſerem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wenn wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarſchaft überſchattet und erſtickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die franzöſiſche Einrichtungen oder Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unſer Urtheil über ſie nicht geradezu ausſprechen; aber ſo viel können wir ſagen, daß einige von ihnen vielleicht undeutſch ſind, andere von dem Zeitalter beſtochen zu geſchwinde ſchreiten, alle aber zu wenig darauf Rückſicht nehmen, wie ſo ganz verſchieden der germaniſche Staatsleib von dem franzöſiſchen, und das germaniſche, oder richtiger deutſche, Volk von dem franzöſiſchen Volke iſt. Wir werfen hierüber vorſpielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von dieſen ſind undeutſch, entweder ſolche, welche den Franzoſen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrſchaft Reichthümer und Ehren gewonnen haben, oder ſolche, die, ganz in der Wildheit und Begriffsloſigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geſchichte und die Geſchichte ihres eigenen Volkes nicht kennen, und alſo nichts als groß, herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Münde an der Seine und Bonaparte und ſeine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geſchichte und als die ſybilliniſchen Ausſprüche der Staatskunſt und Geſetzgebung immer vorgeklungen haben. Außer dieſen gibt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des deutſchen Lebens und die Art, wie eine deutſche Geſetzgebung ſeyn und ſich machen kann, nimmer begreifen und deren Anſichten der politiſchen Dinge und Verhältniſſe alſo mit den franzöſiſchen Anſichten zuſammenfallen: welche Menſchen überhaupt nur das Scharfe und Beſtimmte ſehen können, nicht aber das noch Schwimmende und ſich eben

Geſtaltende. Noch ſind endlich ſolche, die ſchlechteſten und undeutſcheſten von allen, deren Geſinnung allein aus dem Eigennutze entſpringt, die keine andere Weltgeſchichte kennen, als die des Genuſſes und des Gewinſtes. Dieſe Art würde ſich jedes fremde Volk gefallen laſſen und demſelben knechtiſch dienen, welches ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile brächte; ſie würde kalmückiſche und ſamojediſche Einrichtungen loben gleich den franzöſiſchen, wenn ſie dadurch herriſcher und üppiger leben könnte. Mit dieſer Art läßt ſich, weil ſie keinen Gott, kein Volk und kein Vaterland hat als ihre Habſucht und Bequemlichkeit, vernünftiger Weiſe nicht ſprechen noch ſtreiten: ſie ſind nichts, weil ſie die erſten und natürlichſten Gefühle der Liebe und Treue ausgezogen haben, die der Menſch zu dem Volke haben ſoll, welches ſeine Sprache ſpricht. Nicht auf dieſelbe Weiſe können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Anſichten undeutſch ſind; denn für dieſe Anſichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländiſchen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf eingehaucht wurden, können ſie nicht immer; und ihre Geſinnungen mögen oft viel beſſer ſeyn, als die Geſinnungen derer, welche ſich wohl deutſcher Anſichten rühmen, die eben nicht deutſche Einſichten geworden ſind. Denn eben die Einſichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unſere Anſichten mögen übrigens fremd oder deutſch ſeyn. Dieſe Einſichten von wahrer Staatskunſt und wahrer Staatsverfaſſung ſuchen wir und werden wir endlich finden, ſobald das Leben unſerer Staaten nur die erſten Anfänge von Öffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt ſich das nicht finden, was, die Völker beherrſchend und die Jahrhunderte lenkend, als ein höherer Mittelſchatten des Lebens, als eine halb irdiſche und halb himmliſche Geſtalt, zwiſchen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte ſchwebt.

Diejenigen, welche Verfaſſungen und das Glück der Verfaſſungen gleichſam im Sturmſchritt erobern wollen, welche im Geſchwindſchritt über alles Alte wegſchreiten und dem Neuen athemlos zueilen, ſind in ihrem Wollen und Treiben meiſtens ſchuldlos, ja ein edler und ſchöner Eifer ſpornt wohl die meiſten von ihnen, daß ſie ſo bald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen ſeinen gräulichen Ungeſtalten und häßlichen Erinnerungen hinter ſich ſehen wollen; aber in vielen Dingen ſind ſie doch im Irrthum. Auch ſie büßen die Schuld der Zeit, in welcher ſie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der erſten franzöſiſchen Volksverſammlung, die ſich im Sommer des Jahrs 1789 verſammelte, ſeyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe geweſen; aber Verſtand der politiſchen Dinge ſey faſt bei keinem geweſen, jener Verſtand, der ſelbſt manches Unvollkommene einſtweilen ſtehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einſt nach ihm aufräumen, was aufzuräumen er noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenſtand noch feſter in einen beſtimmten Geſichtspunkt ſtellen: Dieſen Männern, däucht mir, hat der politiſche Verſtand gefehlt, der das unvollkommene ſtehen läßt, damit das Vollkommene, das ſie machen wollen, eine Lehne habe. Sie bedachten nicht den weiſen Spruch des Solon, daß einem Geſetzgeber gezieme, nicht den vollkommenſten Staat zu machen, ſondern einen ſo vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältniſſe ihm erlauben. Das Unvollkommene ſcheint freilich dem Vollkommenen eine ſchlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die ſchlechten und halbvertrockneten Bäume obgleich ſie keine Früchte mehr tragen, oft noch Jahre lang ſtehen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter ihnen pflanzt, durch ſie vor der Wuth der Nordwinde geſchützt werden? Wann dieſe jungen ſich auf den Stämmen befeſtigt und ſich an Wipfel und Rinde geſtärkt haben, ſo daß ſie aus eigener Kraft den Stürmen widerſtehen können, erſt dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erſt völlig unnütz geworden ſind, und ſetzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, ſo daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er ſich einſtweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet iſt? Und die Franzoſen haben es viel ärger und unverſtändiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben ſie den Grund aufgebrochen, ſondern die Erde ſelbſt haben ſie weggetragen, ſo daß ſie endlich gar nichts Feſtes hatten, worauf ſie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat ſagen können, ſie haben Schlöſſer in der Luft gebaut: ja ſo prangende und ſchimmernde Feenſchlöſſer, daß noch mehr als ein abenteuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzeſſinnen, die er mit ihren Reizen und Schätzen in ihnen gefeſſelt wähnt, daraus zu erlöſen. Und gäbe es einen irdiſchen Pfad, auf welchem er in ſolchen luſtigen Bau ſteigen mögte, wahrlich auch nichts würde er darin finden als eitel Zauberei und Dunſt. Doch haben ſich viele in dieſe franzöſiſchen Herrlichkeiten vergafft, und ſtehen und ſtaunen ſie an, und meynen immer noch, einmal muß die verzauberte Prinzeſſin doch vor aller Augen verwandelt herausfliegen und als eine glänzende Lichtgeſtalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdiſch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, beſonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da ſtehen Tauſende in Erſtaunen und gaffen, nicken, winken und verkünden: Nun wirds bald ſeyn! Und es wird nicht, und der gleißende Froſch platzt wieder, der ſich zu einem Ochſen aufblaſen wollte. Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das iſt es wirklich: Aufgeblaſenheit. Es waren vormals andere Menſchen, welche Geſetze gegeben und den Menſchen die Freiheit und die Bürgertugend befeſtigt haben, als die Leute von heute und geſtern ſind. In ruhiger Stille, Mäßigkeit und Demuth und in ſicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens ſchritten ſie ihren ſchweren Weg feſt und langſam zum Ziele, ſprangen nicht leichtſinnig nur über den kleinſten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte, ſondern räumten gebührlich auf und ebneten und ſicherten die Bahn, ehe ſie weiter gingen. Wir Jetztlebenden — ich meine die Franzoſen und die meiſten von uns — haben Ideen genug gehabt über Geſetzgebung und Staatsverfaſſung und Anſichten genug, ja zu viele, aber der Mäßigung haben wir gemangelt und jener ſtattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdiſchen Dinge wägt und mißt, beſonders der Dinge, die von dem Menſchen gemacht werden, und *welche daher nicht mehr will, als ſie wollen kann und wollen darf.* Daher die Sprünge in den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreißig uns gezeigt hat: das Prahleriſche, Unſtäte, Übermüthige, ja Verbrecheriſche. Denn die meiſten Geſetzgeber unſerer Tage mit den großen Worten und der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblaſenheit verführt, heuchelten ſich und ihr Volk beſſer und edler, als ſie waren; und daher iſt uns das Unheil gewachſen und wächſt uns bis dieſen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, ſondern uns ſogleich gebärdet, als ſeyen wir für das Vollkommenſte reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit feſtgehalten iſt, und was auf jeden Fall auch von den ernſteſten und würdigſten Völkern nur durch langſame Vorrüſtungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unſinn ſolcher, die ſich weiſe und erfahrne Männer nennen und darauf Anſpruch machen Darſteller und Geſetzgeber ihres Volks zu ſeyn, daß ſie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfaſſung eben noch der Willkür preisgegeben und faſt Knechten gleich waren, durch ſchön klingende Beſchlüſſe und durch Geſetze, die keine andere Bürgſchaft noch Haltung haben als das Papier, worauf ſie geſchrieben oder gedruckt ſind, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich auch feſte mäßige und würdige Männer werden, welche eine hohe Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig ſeyen! Zum Theil haben die Franzoſen hier freilich durch eine Fantaſie gefehlt, welche keine Fantaſie iſt, ſie haben ſich — was eigentlich das Weſen ihres ganzen Lebens und auch das Weſen ihrer Kunſt und Poeſie iſt — durch einen Schaum von Ideen berauſcht, welchen keine feſte Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantaſie kann man wirklich keinem Dinge in der Welt beſſer vergleichen als dem Champagnerſchaum, woraus ein kitzelnder und ſpielender Duft aufſprudelt, der mehr Geiſt lügt, als er hat. Die deutſche Fantaſie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unſerm herrlichen Rheinwein; dieſer wirft wenig Schaum, aber des Geiſtes und der Kraft drinnen iſt die Fülle. Aber die größte Summe der Sünden der franzöſiſchen Umwälzung kömmt auf die Sünde ſelbſt. Die Franzoſen würden nicht ſo viel Unglück erlebt und ſo viel Unheil gemacht haben, ſie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht ſo ſchwer darnieder liegen, wenn ſie mit der Sünde nicht geſpielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn ſie ſich nicht unterſtanden hätten uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entſchuldigt, ich habe ſie oft entſchuldigt, und ich will ſie da noch entſchuldigen, wo ſie zu entſchuldigen ſind. Für das Erdbeben konnten ſie nicht, deſſen Erſchütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerſt in die Luft ſpringen ließ und wegen des ſchönen Feuerwerks, das ſie den verblendeten Zeitgenoſſen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reizen und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüſtete und geſchmückte Pandora, als ſie mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiſte flog. Der bunte Vogel, den die Franzoſen im Jahr 1789 ausfliegen ließen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das große Heil des Tages begrüßt und verkündigt, ſondern die Zeitgenoſſen ſtimmten ein, und ſelbſt Graubärte gebärdeten ſich ſo kindiſch, als ſey ſolches Glück nie geſehen noch gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteſte aufgethan. Darin aber irrten ſich beide, daß ſie einige Jahre hofften, das neue ſaturniſche Zeitalter der Freiheit und Freude könne von keinem andern Volke ausgehen und angeführt werden, als von den Franzoſen. Indeſſen auch dieſe Hoffnung war die verzeihlichſte, ſo lange die große Begebenheit und Erſcheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes ſchweben blieb und ſo lange die glänzenden Dünſte ſich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben ſpeienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als ſie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verſtehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wiſſende geworden waren, da konnte man ſie und was ſie ſprachen und thaten wieder zur Ordnung verweiſen, und das gewöhnliche Urtheil und Gericht über menſchliche Handlungen trat wieder in ſeine Rechte. Was ſeit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geſchehen iſt bis auf den heutigen Tag und was bei andern Völkern ſeitdem den Franzoſen nachgeurtheilt und nachgemacht iſt, das ſteht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns, ſondern muß ſich ſchon gefallen laſſen unter das Urtheil des Bewußtſeyns geſtellt zu werden. Und wie wollen die Franzoſen ſich retten von dem Vorwurfe, daß ſie ihnen ſelbſt und andern Völkern unendlichen Trug vorgegaukelt, daß ſie große Ideen durch die ſchändlichſte und endlich durch die abſichtlichſte Lüge entheiligt haben? So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß ſie mit Bewußtſeyn die Teufelei der Lüge geſpielt haben.

Freilich war, was bei ihnen zuerſt aufgegangen iſt, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und alſo ſollen ſie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beſchuldigt werden, ſondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derſelben. Das Erſte ſtand nicht bei ihnen, es gehört Gott oder den Zeiten an oder dem, was die Sterblichen als Vorſehung oder Entwickelung der Zeiten in unwiſſender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil ſie Alles, was in ihre Gewalt gegeben worden iſt, für ſich und für Andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unſtäte, Maaßloſe und Eitle, jene Unſeligkeit des verirrten und, weil es Gott verlaſſen hatte, von Gott verlaſſenen Menſchengeſchlechts, daß jeder immer über ſeinen Willen hinaus zu vermögen und auch über ſeinen Willen und ſein Vermögen hinaus wagen zu dürfen meinte, war dieſem Zeitalter eigen, und warum es ihm eigen war, iſt anderswo genug von uns geſagt worden, alſo daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieſer allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelſten und leichtſinnigſten Volke der Welt auf ſeinen höchſten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauſpiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzoſen, wer ihren Karakter einen ſchauſpieleriſchen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geſchichte ſeit beinahe zwei Jahrhunderten eine theatraliſche Geſchichte geweſen iſt, worin die andern Völker, beſonders wir Deutſche, häufig die unteren Rollen haben ſpielen müſſen. Sie haben den großen Ernſt, der mitten in aller Unſtätigkeit und Narrheit dieſer Zeit lag, und den größeren Ernſt, der, wären ſie die rechten Weiſſager und Führer dieſer Zeit geweſen, ſo leicht in ſie hätte gebracht werden können, in baarer und kindiſcher Eitelkeit und Prahlerei verſpielt und zu eitlen Pracht- und Knallſtücken verwandt, bei welchen Alles auf die Wirkung berechnet war, was ſie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulaſſen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beſchmutzt und entweiht würde, daß ſelbſt die unſterbliche Freiheit und die ewige Gerechtigkeit, wovon ſie ſo laut tönten und wovon ihre Herzen nichts wußten, zum Geſpötte der Thoren und Deſpoten erniedrigt würden, hat darein geſehen und darein geſchlagen und ihnen die Rolle abgenommen, welche durchzuſpielen ſie ſich unfähig und unwürdig bewährt hatten.

Das Eitle, Springende und Unſtäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Deutſchen, und es iſt immer noch genug in uns. Dies iſt begreiflich und in ſo weit verzeihlich, theils weil die Zeit ſelbſt als eine mächtige Influenza, welche mit ihren Trieben und Neigungen nothwendig Alles anſtecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechſel und Umwälzungen iſt, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geſchüttet ſind. Uns und unſern Zeitgenoſſen iſt begegnet, was Menſchen begegnet, welche an einem reißenden Strome ſtehen und die wilden Waſſer mit ungeheurer Geſchwindigkeit vor ſich hinſchießen ſehen. Wie dieſen dann oft zu Muthe iſt, als ſey das Leben nur eine mitfließende und mitfortſchießende Welle, und als ſey es das Rathlichſte, ſich ſogleich mitfortzuſtürzen und die einzelne Richtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben, ſo haben die Zeitgenoſſen ſich dem Unmaaße der Geſchwindigkeit, welches in den Begebenheiten herrſchte und herrſcht, ſelten gewachſen gefühlt. Es iſt durchaus ein Unverhältniß der phyſiſchen und der geiſtigen Kräfte eingetreten; ſo geſchwind iſt der Strom der Zeit oft fortgebrauſt, daß die Betäubten kaum Athem holen, geſchweige denn ſich über ſich ſelbſt und die Dinge um ſich her klar beſinnen können. Beiſpiele erklären die Sache: ich will einmal ſagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenoſſen oft überraſcht habe.

Was ſiehſt du alle Tage, wann etwas in Bewegung, beſonders in geſchwinder und getummelter Bewegung iſt? Du ſiehſt bald alles auf den Beinen, alles aufrühriſch wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken ſo mit hin? Steh nur als Zuſchauer und laß drei, vier Reiterregimenter ſich plötzlich in geſprengten Galopp ſetzen — deine Seele in dir galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geſchwindem Trommelſchlage deinem Fenſter vorüberziehen —

nicht bloß deine Füße ſchlagen unwillkürlich den Takt, auch deine Seele ſchlägt ihn; ſieh nur viele Menſchen in geſchwinder Eile irgendwohin laufen — du ſetzeſt dich ſelbſt in geſchwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angſt dich treibt. So hangt der Menſch von dem Kleinſten und Gewöhnlichſten ab; wie ſollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichſten nicht ganz anders ergriffen und fortgeſchnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar Tauſend Pferde oder ein paar Tauſend Menſchen auf den Gaſſen, oder ein durch Regen über ſein Gewöhnliches angeſchwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltſtrom in Sturmesgeſchwindigkeit fortſauſt, wenn die Begebenheiten und Entſcheidungen ſich mit Blitzesſchnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beſchränkten Weſens kaum einen Punkt laſſen, worauf ſie ſich ausruhen können, wenn der Donnergott ſein ganzes Feuergeſpann angeſchirrt zu haben ſcheint und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als ein Phaeton mit umgeſchlagenem Sonnenwagen vor unſern erſchrockenen Blicken zerſchmettert herabfährt — dann iſt die Gewalt der Natur häufig mächtiger als die Gewalt des Geiſtes, dann ſind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es iſt der Zuſtand eingetreten, von welchem ich eben ſagte, es ſey ein Mißverhältniß der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte da. Phyſiſch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Bruſt des Menſchen waltet, als eine beſondere Kraft ſetzen, alles Äußere und von außen herein auf den Menſchen Dringende und Wirkende, alſo daß wir auch die halbgeiſtigen Kräfte, z. B. auch das Politiſche, welches zum Theil halbgeiſtiger Natur iſt, mit dazu rechnen. — Und wirklich das mag man wohl in den geringſten und unbedeutendſten Erſcheinungen dieſer wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meiſten Menſchen wegen der Geſchwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derſelben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage ſind wie diejenigen, welche in Feuers- und Waſſernöthen umherlaufen und nicht wiſſen, was ſie zuerſt ergreifen und retten ſollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerſt und Zuletzt bunt durch einander und wiſſen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterſcheiden. Das aber begegnet auch den Muthigſten und Beſonnenſten, daß ſie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils fallen als aus dem Gleichgewichte des Muthes. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon ſie umbrauſt werden, ſie auch eben nicht mit Angſt und Schrecken forttreibt, ſo ſind ſie doch irdiſche Menſchen und ihnen muß begegnen, was allen irdiſchen Weſen begegnet, das Bild der ſie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern wiederſcheinen, ſie müſſen drinnen ein Gleichniß von dem ſehen und erleiden, was ihnen draußen widerfährt: ſie können nicht ruhig und beſonnen bleiben; ſie müſſen die Schmerzen und Schrecken, und wenn ſie auch die Stärkſten ſind, doch die Ähnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darſtellen. Und in der That, es iſt nicht anders. Weil die Welt draußen mit ſo erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollt, weil die athemloſe Zeit ſich oft zu überlaufen ſcheint, ſo däucht es dem Geiſte drinnen, welcher ruhig walten und die äußere Welt als das Zufällige und Weſenloſe abrollen laſſen und nur nach dem ewigen Geſetze alles Schöpferiſchen und Bildenden, unbekümmert der äußerlichen Entſcheidungen und Entwickelungen, im ſtätigen Gleichmaaße fortwirken ſollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichſam weg und als könne er ſie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um ſo Vieles, was wir gerne beſſern und halten mögten, da wir es doch Gott und unſern Enkeln zu beſſern und zu halten überlaſſen ſollten; daher das oft ſo bittere Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit, das uns oft ſo ſchmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer, Wehren und Deiche gefloſſen iſt, ſondern auch uns ſelbſt ſchon auf ſeinen Wogen mit fortſpielt. Wir ſind Mühlen gleich, die zu viel Waſſer haben und deren Kunſtwerk vor Überfluß ſtill ſteht oder durch des Überfluſſes treibende Gewalt geſchwind zerrieben wird. An einigen edlen Menſchen kann man dies als eine tiefe Tragödie erblicken, wie ſie mitten in dieſer tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad ſtehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erſte Welle, die es in Bewegung ſetzt, der Anfang ſeiner Zerſtörung ſeyn wird. Das aber widerfährt durch eine ſehr natürliche Täuſchung faſt allen ohne Unterſchied, daß ſie das, was durch den Geiſt gemacht und erhalten wird, auch eben ſo geſchwind machen zu müſſen glauben, als das Leibliche und Äußerliche in ſeiner geſchwinden Natur vorüberwandelt. Daher geſchieht es denn nicht nur, daß man überhaupt raſch eingreift, um die nächſte Noth zu kehren und dem erſten Gedränge zu begegnen, ſondern daß man auch da, wo man mit bedächtiger Beſonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schritt befeſtigen und ſichern ſollte, mit einer Geſchwindigkeit wie im Revolutionsſchritt ſchreitet. Man geht nicht, ſondern man läuft auch in ſolchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entſchieden werden ſollen, ſondern die künftig ſelbſt die Begebenheiten beherrſchen, ja die Zeiten beherrſchen und auf gewiſſe Weiſe gebären ſollen. Ich ſpreche hier von Geſetzgebungen und Verfaſſungen. Man hat in unſern Tagen in drei Monaten oft machen ſehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deßwegen ſind auch alle geprieſene Verfaſſungsherrlichkeiten faſt eben ſo geſchwind vergangen, als entſtanden. Das können wir aber wohl faſt ohne Ausnahme von uns allen ſagen, daß ein unwiderſtehlicher Trieb in uns lebt, die Entwickelung dieſer ungeheuren Zeit zu ſehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieſer Trieb iſt ſo gewaltig, daß wir die Zeit, die doch faſt zu geſchwinde geht, noch gern im geſchwinderen Schritte ſähen, und daß wir darüber häufig vergeſſen, was eben geſchehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzoſen haben uns beſtochen mit ihrem geſchwinden und windigen Weſen, welches von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stätigkeit ſuchen und die Reife erwarten kann, welches alles aus dünnem Papier und nichts aus feſtem Herzen zu ſchütteln gewohnt iſt, ſondern wir ſind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechſeln und Neuerungen ſchwanger iſt.

Die Zeiten ſind verſchieden, und alſo iſt auch das Maaß der Zeiten verſchieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungeſtraft überſchritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich ſehe es ſogar aus einigen Zeichen, daß dieſes unſer Zeitalter mit ſeinen Beſtrebungen und Entwickelungen geſchwinder zum Ziele gelangt, als die meiſten früheren Zeitalter; aber daß wir das Meiſte übereilen und übermeſſen, das gewähre ich wohl oft mit Schmerz, ſo wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünſche und Hoffnungen jetzt doch viel geſchwinder laufen als die Thaten. Wie wir in zwei drei Jahren wieder erlangen und gebeſſert haben mögten, was unſere Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren oder verdorben haben, ſo mögten wir auch das in fünf oder zehen Jahren entſtehen und ſich vollenden ſehen, was ſonſt kaum in Jahrhunderten geworden iſt. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt oder vielmehr überliſtet hat, abſchütteln und die Freiheit wieder gewinnen, kann das Werk einzelner großer Menſchen, das Werk einiger kühnen Anſtrengungen und glücklichen Schlachten ſeyn; bleibende Geſetze ordnen und gerechte Verfaſſungen befeſtigen iſt allein das Werk beſonderer Weisheit, langer Erfahrungen, und oft auch vielfältiger Proben und ſchwerer Kämpfe. Wie die Naturforſcher ſagen, daß diejenigen Leiber, welche am langſamſten das volle Wachsthum erreichen, auch die ausdaurendſten ſind, ſo halten diejenigen Verfaſſungen gewöhnlich auch am längſten aus, welche ſich im vielfachen Gedränge und Kampfe langſam entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere ſteht und mit Eiden, die eben ſo leicht zerreißlich als Papier ſind, bekräftigt worden, iſt die Freiheit, ſondern was ſich durch ſtilles und muthiges Ringen um die ſchönſten Güter in den Herzen der Bürger feſtgewurzelt hat, das iſt die Verfaſſung, die in der ſtarken Bruſt verfaßt iſt. Wie lange kämpfte in Rom nicht ein Pöbel, ſondern ein edles genügſames und tapferes Volk, ehe es der feſtverketteten Hierarchie theokratiſcher Patricier das Gebührliche abringen konnte? ſtritten die italiſchen Städte nicht über ein Jahrhundert, ehe ſie von den deutſchen Kaiſern als freie Städte erkannt wurden? Iſt nicht Großbritannien fünf Jahrhunderte durch die ſchwerſten und blutigſten Wechſel gegangen, ehe die verſchiedenen Gewalten des Volks ſich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht ſetzen konnten? Hat Schweden nicht länger als zwei Jahrhunderte viel ſchweres Unglück und blutiges Unheil erfahren, ehe die verſchiedenen Stände mit anerkannten Rechten einander gegenüber ſtanden? Darum ſollen wir geduldig ſeyn, wenn nicht alles ſo ſchnell reiſt als unſre Begierde, die Erfüllung der Zeit zu erleben, und unſer Eifer für das Vaterland vielleicht ſchnell ſind.

Es ſind aber viele, die, nicht allein durch franzöſiſchen Wahn beſtochen noch durch den geſchwinden Gang der Begebenheiten verführt, auch bei uns alles mit wälſcher Geſchwindigkeit eingerichtet und mit wälſcher Gefügigkeit nachgeahmt wiſſen mögten, ſondern die mit recht hellen Sinnen und recht vollem Bewußtſeyn, warum ſie es thun, dem Franzöſiſchen anhangen und auf die franzöſiſchen Ordnungen und Einrichtungen als auf rechte Muſter für Deutſchland hinweiſen. Ich habe früher ſchon angedeutet, daß das napoleoniſche Kaiſerthum da anfing, wo das römiſche aufhörte, daß es das Bild wiedergab, welches Ammianus Marcellinus, der um den Ausgang des vierten Jahrhunderts blühete, uns von ſeinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber außer irdiſchen

Vortheilen empfahl es ſich den meiſten Beamten und allen mittelmäßigen Köpfen noch durch einen im Kleinen wenigſtens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung und mit jener Täuſchung, welche die Mittelmäßigkeit ſo leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künſtlich zuſammengegliederten und ineinandergehäkelten Weſen, das der Despotismus ſchlau für ſich berechnet hatte, ein eignes ſelbſtſtändiges Leben geweſen. So ſind die franzöſiſchen Geſetze und Einrichtungen häufig auch von ſolchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rückſichten auf eigene Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geiſt der franzöſiſchen Verwaltung und die franzöſiſchen Verwaltungsgrundſätze nach unſern Anſichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müſſen, gar nicht in Abrede ſeyn, daß in den franzöſiſchen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige ſey; aber ob wir es nachahmen dürfen, und wie wir es nachahmen können, das iſt wieder eine ganz beſondere Frage, die wir hier freilich nicht erſchöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müſſen.

Es giebt allgemeine Geſetze, einzelne einfache und große Geſetze, worauf die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt beruht. Solche ſind faſt allen Völkern gemein, beſonders denjenigen Völkern, welche das gemeinſame Band der chriſtlichen Religion umſchlingt. Von dieſen allgemeinen Geſetzen iſt hier nicht die Rede. Außer dieſen allgemeinen giebt es aber noch eine Menge anderer Geſetze, welche ich Geſetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Dieſe ſtehen nicht ſo rein da und können ihrer Natur nach nicht ſo rein da ſtehen als jene erſten; ſie ſind meiſtens gemiſchte Geſetze, von vielfachen Beziehungen und Rückſichten abhangend und davon gemodelt und beſtimmt; ſie werden durch örtliche, zeitliche, klimatiſche und volkliche Verhältniſſe und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigſte Weiſe verſchieden verändert und gebraucht. Dies ſind die Geſetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit iſt. Dieſerlei Geſetze können für das eine Volk heilſam und nützlich ſeyn, ſie können ihrem ganzen Zuſammenhange nach mit der Verfaſſung und der Eigenthümlichkeit und Beſchaffenheit des Landes und Volkes, für welche ſie entworfen ſind, hohes Lob und ſogar Achtung verdienen, ohne daß man ſie deßwegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Geſetze meine ich hier.

Für uns Deutſche tritt nun in Anſehung der Franzoſen und des Fränzöſiſchen noch eine andere Rückſicht ein, die wir wohl erwägen ſollen. Die Franzoſen ſind ſeit drei Jahrhunderten unſre ärgſten Feinde geweſen; wir haben überhaupt in der Geſchichte keine ſchlimmeren Feinde gehabt als ſie und die Römer: doch haben die Römer endlich mehr durch uns gelitten als wir durch ſie. Das könnte den Franzoſen aber zuletzt auch ſo gehen, wenn ſie fortfahren unſern gerechten Zorn zu reizen. Es iſt freilich ein Grundſatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute, wo man es nur findet, annehmen und ſich aneignen ſoll; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tauſend Warnungen der Geſchichte und Erfahrung beſtätigt, daß man ſich ſo ſehr als möglich hüten ſoll, von den nächſten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zuſammenfluß der Eigenthümlichkeiten entſtehen und der wohlthätige Gegenſatz aufgehoben werden könnte, der zwiſchen den Nachbarvölkern, damit ſie ſich in ihrer friſchen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigſte iſt. Wenn man ſich vor einer ſolchen Ähnlichung mit jedem Volke hüten muß, ſo muß man ſich beſonders davor hüten einem ſolchen Volke gegenüber, von welchem man Beweiſe hat, daß es ſchon lange ſchleichende Künſte der Hinterliſt anwandte, der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verſchiedenheit, welche ſie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch ſie auf ihnen ſelbſt gegründet ſtehen, leiſe zu verſchleifen und auszulöſchen ſucht. Wie die Franzoſen ſeit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten und durch alle heilloſeſten Künſte einer trügeriſchen Politik, wie ſie ſeit zwanzig Jahren *) durch Gewalt und Liſt unſre Tugend und Art angegriffen haben, und wie gefährlich und verderblich uns dieſe Angriffe geworden ſind, wem ſoll ich hier wieder erzählen, was wir alle wiſſen? Gegen ſie alſo müſſen wir mit immer geharniſchter Aufmerkſamkeit auf der Hut ſtehen, und vielmehr ſuchen die letzten Spuren ihres Einfluſſes auf uns und ihrer Anweſenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends ſolches, was ihrem Volke und Lande ſo eigenthümlich iſt, daß es auf irgend eine Weiſe eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnte. Wir können, um unſre Freiheit, und vor allen, um unſre

---

*) Man vergeſſe immer nicht, daß dieſer Aufſatz im Jahre 1815 verfaßt war.

germaniſche Tugend zu bewahren, die Klüfte und Abgründe zwiſchen ihnen und uns nicht ſchroff und tief genug reißen.

Wir werden aber bei näherer Erwägung und Unterſuchung dieſes für die Geſetzgebung ſo wichtigen Gegenſtandes finden, daß, abgeſehen von dieſem letzten allerwichtigſten Grunde, das meiſte Franzöſiſche faſt gar nicht für uns paßt; ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Länder und Völker faſt in allen Beziehungen und ſo verſchieden iſt ſchon die Grundlage der beiden Staaten, indem die Franzoſen eine zuſammenhaltende und zuſammengehaltene Einheit der Herrſchaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergehaltene Vielheit der Herrſchaften haben. Schon dies, der andern ungeheuren Unterſchiede gar nicht zu gedenken, gibt eine Verſchiedenheit, die auch wieder eine Verſchiedenheit der meiſten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzoſen, welche ſich zu einem ordentlichen organiſchen Leibe abgerundet und abgeſchloſſen haben, in dieſer Hinſicht ſchon einer weit vollkommeneren Geſetzgebung fähig ſind, als wir bis jetzt, wir leugnen deswegen auch nicht, daß ſie einige Einrichtungen haben, die beſſer ſind als die unſrigen zum Theil;

aber darum ſind ſie für uns noch nicht beſſer. Die Wörtlein gut, beſſer und beſt ſind auf die äuſſerliche Welt angewandt, überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man mit ihrer Allgemeinheit oft ſo viel hört. Am wenigſten aber wollen wir das hier loben, weßwegen alles, was die Franzoſen machen und thun, von ſo vielen angeſtaunt und bewundert wird und weßwegen die ſelbſtgefällige franzöſiſche Eitelkeit ſich ſo gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit beſpiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, die ſie in allen Dingen haben und wodurch ſie ihnen ſelbſt und andern auch da, wo nichts als der leere und hohle Tod iſt, oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden. Die Saite, die ich hier berührt habe, klingt ſo tief in die Geſchichte hinein und trifft durch den Gegenſatz, den ſie in uns gegen die Wälſchen zeigt, unſer ganzes innigſtes Weſen zu nah, als daß ich ſie nicht noch weiter fortklingen laſſen ſollte. Wie wäre es, wenn ſich endlich das Fröhliche ergäbe, daß gerade unſre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichſte Hoffnung, jenen aber ihre geprieſene Fertigkeit und Gewandtheit kleines Lob zu großer Hoffnungsloſigkeit? Unſre gefährlichen Nachbarn und der Gegenſatz, worein ein billiger Zorn gegen ſie ſtellt, haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; ſie können uns vorzüglich zu dem Bewußtſeyn unſrer Eigenthümlichkeit und zu dem Bewußtſeyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeſchichte ſtehen und worauf wir ſtehen ſollen. Wir kommen, dem Faden folgend, wozu unſre Betrachtungen ſich ausgeſponnen haben, wie von ſelbſt auf etwas, was wir auf dem Anfange unſrer Bahn weder ſuchten noch ſahen, nämlich auf allerlei Räthſelfragen über die verſchiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Chriſtenthums, Fragen, die freilich tief verhüllte Geheimniſſe berühren, deren Verfolgung aber einen ſolchen Reiz hat, daß man von ihr nicht laſſen kann, wenn man auf dem dunkeln Pfade auch nur einige ſchwache und einzelne Schimmer- und Schattenähnlichkeiten, deren Geſtalten nicht leicht zeiglich ſind, finden ſollte.

Dieſe Fragen, die ſich hier, wie von ſelbſt aufbringen, erinnern auch, wie von ſelbſt an das, was ich im dritten Hefte des erſten Bandes unter der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? geſagt habe, ſo wie an folgende Worte, die daſſelbe Heft enthält und die ich wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was ich ſagen werde, hier anführen muß. Sie lauten:

„Ein Volk, in welchem alles mechaniſche Fertigkeit geworden iſt, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen, ja zurückſpielen, ausgeleert ſind, ein ſolches Volk hat die ſchönſte Seite des Daſeyns verloren, das, was den irdiſchen Zuſtand zuweilen allein noch mit überirdiſcher Freude bedecken kann. Ein ſolches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück, keine Sehnſucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüſten und Begierden feſſelt es ganz, die irdiſchen und elementariſchen Geiſter, deren Name, Stolz, Ehrſucht, Eitelkeit, Habſucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unterſchied iſt, treiben es in wilden Leidenſchaften umher, und ſchließen das eitle und armſelige Leben hier auf Erden ſchon zu.“

Weil nämlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erſcheinungen, welche die verſchiedenen Völker entweder immer oder in ihren verſchiedenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr, ſondern gewiß eine genaue Folge und ein enger Zuſammenhang iſt, ſo iſt es nächſt der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeſchichte gleichſam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendſte, den Quellen dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren und die Bedeutungen aufzuſuchen, welche in ihnen zu liegen ſcheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzoſen angewandt werden ſoll, wir haben auf eine kleine Abhandlung hingewieſen, worin verſucht worden iſt geſchichtlich darzuthun, wie ſich im Norden und in der Mitte Frankreichs, um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu dem Volke und zu der Art geſtalten konnte, welche man ſpäter ausſchließlich das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Art genannt hat, welche alle übrigen Franzoſen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgeſtämpelt haben, und welche alle redliche Deutſche beſonders ſeit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeſte Widerſpiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu haſſen.

Schon anderswo als in dieſen fliegenden Blättern habe ich die Franzoſen ein logiſches und mechaniſches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke und betrachte, deſto klarer wird es mir, daß das Wörtlein mechaniſch ganz auf ſie paßt. Sagt man mir, wie ich denn ſeinen Ungeſtüm und die Sprünge, welche es früher ſchon ſo oft und zuletzt noch in der jüngſten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich denn behaupten könne, daß ein Volk, welches ſo viel Fantaſie hat, ein mechaniſches Volk ſey, ſo antworte ich, daß ich eben die Fülle dieſer Fantaſie leugnen muß. Eben weil dieſe Fantaſiefülle fehlt, weil das Übergewicht des Logiſchen und des trockenen Verſtandes da iſt — eben daher dieſe Sprünge und dieſe wilde durch keine ſanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die ſich gebärdet, als ob ſie Bäume ausreißen wolle, wann ſie mit Strohhalmen ſpielt. Denn eben die ſtille und ſchöpferiſche Fantaſie iſt es, welche die Leidenſchaften bändigt und den Menſchen jenen Stempel von Milde, Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meiſten ſeinen höheren Urſprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten Gehirn von Pferden entſteht, ſo iſt das, was der Franzoſe Fantaſie nennt, eine Art Koller ſelbſtgetriebener und aufgeblähter Leidenſchaftlichkeit, die zum Übermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder ſcheinbaren Wuth ſich immer noch bewußt iſt. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Kunſt und Sitte des Franzoſen: er iſt ein Schauſpieler und all ſein Thun und Leben iſt ein ewiges Theaterſtück. Das Trockene hat bei ihm das Flüſſige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verſchlungen: das Unbewußte, das Gemüthliche, das Selige, das mit Göttern und Geiſtern Spielende und gleich Göttern und Geiſtern Wirkende und Schaffende iſt aus ihm heraus, und deßwegen iſt er da ein Spötter und Krittler, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden ſind. Weil er das Höchſte nicht empfindet, ſo kann er es auch nicht begreifen, und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunſt dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preiſt uns ſeine trockene Nüchternheit, ſeine beſtimmte Verſtändigkeit, ſeine mit dem kleinen logiſchen Maaße abgemeſſene Richtigkeit als das Erſte und Höchſte; und damit er in der Kunſt den Mangel erſetze, der in allem Trockenen, Nüchternen und Mechaniſchberechneten liegt, ſo giebt er dort ſeiner Fantaſie, wie ein wüthender Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnſinn der Muſen ihm ſelbſt und andern heuchle, berauſcht er ſich zu einer wilden und tobenden Leidenſchaftlichkeit, deren Heftigkeit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Geſellinnen der

Olympier ſind, ſondern mit jener geſelligen Äffin, welche er Grazie der Geſellſchaft, einzige Grazie in Europa, franzöſiſche Grazie nennt, welche aber von jenen Grazien, die droben die Geſpielinnen der Unſterblichen ſind, nie etwas vernommen hat. Die Kunſt ſoll allerdings mehr darſtellen als das gewöhnliche Seyn, ſie ſoll den Menſchen zu den Gefühlen und Anſchauungen eines höheren Seyns erheben, ſie ſoll durch die zauberiſchen Täuſchungen eines ſchöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückſeligen, der ſich ihr ergiebt wieder in das Urland der Unſchuld und Einfalt zurückſpielen; aber wehe dieſer Kunſt, wenn ſie den Schein aus Scheinen herausſpielen will! Dann wird ſie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe, und ſollte gleich andern Wind- und Wettermacherinnen mit Feuer verbrannt oder in Waſſer erſäuft werden. Weil dem Franzoſen die ſtille und freundliche Beſchaulichkeit, die warme, volle und blühende Fantaſie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch die Kunſt allein geſchaffen und genoſſen werden kann, ſo muß er alles übertreiben und die Wahrheit des ſchönen Scheins, die ihm und ſeinen Kunſtwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu erſetzen ſuchen. Daher die geſuchten Wortklänge, die prunkenden Schimmer, die verfratzten Leidenſchaften, daher in allem, was er macht, das viele Sceniſche und Theatraliſche, was alles mehr auf den äußeren Eindruck, auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks berechnet, als auf das Innere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens. Das aber iſt die merkwürdigſte Erſcheinung in der franzöſiſchen Kunſt, die das Ebengeſagte beſtätigt, daß von dem Geiſte des Chriſtenthums ſo wenig darin erſcheint.

Dieſer Geiſt des Chriſtenthums, ein Geiſt der Liebe und Freude, der ſich über das All und durch das All ergießt und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die ſpäterhin zum Theil ſo verkehrt und verunſtaltet worden, in tauſend verſchiedenen Geſtalten und Verwandlungen über die Erde hinſpielen kann — dieſer Geiſt, den ich einen liebenden Naturgeiſt nennen mögte, gleichſam ein himmliſches Kind, welches von allen Seiten, wie Blumen ſprießen und hervorblühen kann, dieſer vielgeſtaltige, tauſendfaltige und in allen Wechſeln der Geſtalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derſelbe Geiſt, hat den Menſchen herausgeriſſen aus dem ſündlichen Wahn der Einzelnheit, und ihn vergrößernd und erhebend wieder zu einem Theile des Ganzen, zu einem

Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am beſten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeſchloſſenheit und Feſtigkeit ihres Lebens, in der Vollendung der ſinnlichen Kraftfülle und des ſinnlichen Genuſſes ſchon Götter auf Erden ſeyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes als idealiſirte irdiſche Götter. Der Chriſt giebt das einzelne Daſeyn, die irdiſche Gottheit freudig auf, und will, immer ſehnſüchtig in Liebe und Glauben, der großen Urquelle wieder zufließen, nämlich Gotte. Freilich fühlt er ſich als eine Einzelheit, und wird auch dieſes Bewußtſeyn nie verlieren, ſelbſt droben bei den Seligen nie ganz; aber jemehr er ſich von dieſer Einzelheit und von ihren engen Sorgen und Plagen erlöst, deſto freier, glücklicher und ſtolzer wandelt er hier unten, deſto mehr fühlt er ſich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur. Weil das Chriſtenthum ſo iſt, weil es die Menſchen gleichſam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeſchloſſenheit, welche dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie entrinnen mag, befreien ſoll, ſo muß es die Natur auch als ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile des All's, von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem Wurm bis zum Menſchen und von dem Funken bis zur Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spiegelchen des Unendlichen, welches ſterbliche Augen im reinen Lichte nicht zu ſchauen vermögen. Dieſe blühende Weltanſicht und dieſe tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthigere Beweglichkeit der Geiſter; wo die Geſtalt nicht mehr, wie im Heidenthum als das Leben ſelbſt feſtgehalten wird, wo der Geiſt allein immer und immer als das Einzigwirkliche, Lebendige und Unſterbliche gefühlt und geglaubt wird, wo er ſelbſt als ein Gott oft den beengenden Kerker des Leibes ſprengen und auf freieſten Flügeln ſich durch das All umſchwingen und ſich allen Weſen der Natur als ein Bruder anſchmiegen und ſich in Liebe ihnen gleichſam einleiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der Menſch aus dem Leben und aus ſeinem Innern ſchaffet und bildet, den Bildern und Anſchauungen gleich, die dieſe Religion dem Menſchen zeigt; das Abgeſchloſſene, Beſtimmte und Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund und das Bewegliche, Spielende und Überſchwebende, eigentlich das Überſchwängliche, wird hinfort des Lebens Leben ſeyn. Gleich Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen ſcheinen und die von Kindern in ſüßen Wahnen ſo oft in den Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen, deren blitzende und ſehnſüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels ſüße Buhlſchaft zu treiben pflegen, ſpielen die Menſchen zu allen Geſtalten hin, die als eben ſo viele Wiederſcheine des einigen Gottes geglaubt werden. Dieſe Art, welche aus dem Chriſtenthum geboren iſt, kann die muſikaliſche Art genannt werden, weil die Muſik nichts Anderes iſt, als ein Hinſpiel zu allen Geſtalten, ja gleichſam ein Vorſpiel aller Geſtalten. Wir Chriſten ſuchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz dasjenige, was die abgeſchloſſene Einzelheit, die feſte Geſtalt bedingt, als das Höchſte, ſondern was durch dieſe Maaße und Gewichte gemeſſen und gewogen wird, der Inhalt, iſt uns das Höchſte. Dem Heidenthum war die Geſtalt ſelbſt, beſonders die in Schönheit und Stärke vollendete Geſtalt, das Leben und der Gott im Leben: es ſchloß ſeinen Kreis hier unten vollkommen ab, ohne viel zu ſorgen, wie es jenſeits ſeyn würde; ſeine Art war das Feſte, das Beſtimmte, weßwegen man ſie die plaſtiſche Art genannt hat im Gegenſatze gegen das muſikaliſche Chriſtenthum.

Jeſus Chriſtus der Herr hat geſagt: *So ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen*, und an einer andern Stelle: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes; er hat den zornigen und rächeriſchen Gott der Juden und die ſinnlichen und ſorgloſen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, deſſen Herz für alle ſeine Kinder in treuer Liebe offen ſteht, der nie den Menſchen fremd geworden war, ſondern vor dem die Menſchen bang und ſcheue geworden waren, wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindſchaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes ſind und Erben des himmliſchen Reiches, und daß wir alle Einen Vater haben und Einen Herrn. Aber obgleich Chriſtus uns von der Furcht vor der Sünde erlöſet hat, ſo hat er aus unſrer Natur doch die Sündlichkeit nicht wegnehmen können, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuverſicht auf die unerſchöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Menſch noch immer im Staube und in der Aſche Buße thun, und die ſündliche und irdiſche Natur zerknirſchen, damit die reine und himmliſche Natur, der in ſeine Bruſt geſenkte Funke Gottes würdig würde wieder zu ſeinem Urſprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus dieſem Gefühle der Sündlichkeit und alſo auch aus dem Gefühle der Nothwendigkeit unabläſſiger und unermüdeter Reue und Buße flogen und ſproſſen die muſikaliſchen Vögel und Blumen hervor, deren wir oben erwähnt haben, und ſchmückten und erfreuten die ſündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmliſchen Klängen und Scheinen: es entſtand frühe eine chriſtliche Kunſt, deren Karakter durchaus muſikaliſch iſt, d. h. keine Geſtalt beſtimmt und feſt ſchließend, ſondern zu allen Geſtalten hinſpielend, indem ſie aus allen Geſtalten herausſpielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Chriſtenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Ähnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man damit eine geſchichtliche Herleitung andeuten will. Freilich ſtrömt der Geiſt der Weltgeſchichte mit ſeinem unendlichen Strome, der oft als ein unſichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufließen ſcheint, durch die Jahrtauſende fort, und auch, was nicht verbunden und verwandt zu ſeyn ſcheint, iſt in der Geſchichte verbunden und verwandt, und ſo iſt in fernerer Beziehung allerdings auch das Chriſtenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entſtehung und Entwickelung des Chriſtenthums, gleichſam als aus dem Orientalismus ausgefloſſen und durch ihn in den

Jahrhunderten vor und nach Chriſto vorbereitet, wohl eine ſehr unglückliche ſeyn. Das wiſſen wir durch einzelne Spuren, welche uns von den Alten aufbewahrt ſind, mehr aber durch das, was die Forſchungen und Unterſuchungen der Europäer in dem jüngſten Jahrhundert geleiſtet haben, daß im Orient, in den Ländern, welche öſtlich hinter den Juden Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Weſtküſten Aſiens und in Hellas und Italien. Das öſtliche Heidenthum war unſinnlicher überirdiſcher und muſikaliſcher, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantaſie als Schöpfungen des ordnenden Verſtandes. Wie dem auch ſey, die meiſten Völker germaniſchen Stammes und ſelbſt die meiſten halbgermaniſchen Miſchlinge ſind in dem Sinne ihrer chriſtlichen Religion gebildet und erwachſen, haben ſich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den muſikaliſchen Spielen der Kunſt hingegeben, und ſo, ſchaffend, wirkend und bildend, einige ſchöne Jahrhunderte durchgeſpielt, bis auch dieſe ſüße chriſtliche Unſchuldzeit verſchwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet wurde, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin eben noch die Vögel und Bienen ſo luſtig ſangen und ſumſeten. Die Deutſchen, Italiener, Spanier, Engländer ſind faſt in allen ihren Werken muſikaliſche Künſtler geweſen, und ſind es zum Theil noch. Der Franzoſe hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich ſein Hauptſtreben immer auf Beſtimmtheit des Zweckes und Abgeſchloſſenheit der Geſtalt ging. In den jüngſten Jahrhunderten hat er ſich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Muſikaliſchen zu verwiſchen geſucht; er hat ſich, wie er uns vornehm ſagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er ſey unter den Europäern der einzige ächte Künſtler, bei ihm ſey der Geſchmack heimiſch, bei ihm wohnen die Grazien und Muſen, nachdem ſie den Olympus und Pindus verlaſſen haben; alle andere Völker haben hie und da wohl recht feine Ideen und erhabene Bilder gehabt, aber einer Kunſt können ſie ſich nicht rühmen; das Höchſte, was ſie geleiſtet, ſeyen Vorſpiele zur Kunſt. Dieſe Einbildung und Anſicht der Franzoſen offenbarte ſich in den beiden letzten Jahrhunderten bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und neuen Dichtkunſt, und offenbart ſich am auffallendſten alle Tage bei den Vergleichungen, die ſie zwiſchen ihrem Theater und z. B. dem ſpaniſchen und engliſchen Theater anſtellen, und bei den Urtheilen über die ſogenannte theatraliſche Einheit von Ort, Zeit und Perſonen. Sie beweiſen darin, daß ſie von dem Geiſte der neuen Kunſt im Gegenſatz gegen die alte Kunſt, und daß ſie alſo auch von dem Geiſte des Chriſtenthums keine Idee haben. Sie finden in den Beſtrebungen der anderen Völker allerdings manches Künſtleriſche und Dichteriſche, aber ſie finden darin keine Kunſt. Jenes was in der ſpaniſchen, altdeutſchen und altengliſchen Dichtkunſt, wie ein kurzer und lieblicher Nachtigallengeſang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was, wie ein muſikaliſches Mährchen ohne Anfang und Ende blos ſpielt, weil es luſtig iſt zu ſpielen, was ſich nirgends an etwas Feſtes lehnt und zu etwas Beſtimmtem hinneigt, däucht ihnen, wenn ſie es am gelindeſten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: ſie nennen es langweilig, geſchmacklos und geſtaltlos. Nicht anders ſehen ſie die ſogenannte gothiſche Baukunſt an, die in ihren Bäumen, Blumen und Zierrathen, womit ſie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel noch Ende hat. Das alles heißt ihnen tüdeske Barbarei. Man könnte es nun freilich an ſich nicht tadeln, daß ſie auf das Beſtimmte und Feſtgeſtaltete halten und hinarbeiten;

daß ſie mehr von dem Plaſtiſchen, die meiſten andern Völker von dem Muſikaliſchen mehr angezogen werden, wenn dies, aus ihnen ſelbſt unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil ſie gleich jenen anderen in chriſtlichen Blüthen nicht haben treiben und ſprießen können, weil ſie nicht Kindlichkeit und Unſchuld genug gehabt haben, daß ſie durch das Chriſtenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und ſich mit ganzem Gemüthe den muſikaliſchen Spielen hätten hingeben können, ſo haben ſie die Kunſt aus der Kunſt geſucht und ſich der Nachahmung der Alten befliſſen. Weil aber die heidniſche Art der Griechen und Römer für dieſe Zeiten und dieſe Menſchen wenig paßt, ſo ſind auch die Franzoſen darin ſelten innig und warm geworden, und weil ſie das nicht geworden ſind, haben ſie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit und durch äußerlichen Schimmer und Prunk zu erſetzen geſucht. Wer alſo kein Franzoſe iſt, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte, Geſuchte, Eitle und Prahleriſche und vermißt das Einfältige, Fromme, Innige und Blühende, wodurch die Werke der Griechen uns bezaubern und wodurch die muſikaliſch-chriſtlichen Völker uns ſo wunderlich dünken. Die gemeſſene Richtigkeit, die mechaniſche Fertigkeit und die Vollendung des Gerüſtes kann man allerdings den Franzoſen nicht abſprechen; aber wo kein Leben und keine Seele iſt, da macht uns auch die vollendeteſte äußere Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzoſen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im aufgeblaſenen Übermuthe als unvollkommen und geſchmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaaße meſſen will, ſo kann man von ihnen ſagen, ſie ſind vortreffliche Handwerker, ſie verſtehen alle Kunſtgriffe und wiſſen alle Vortheile ſehr gut zu gebrauchen, welche durch den immer doch ſeelenloſen und todten Mechanismus zu erreichen ſind.

Und wenn man ſie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erſcheinen ſie auch mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künſtler der Geſellſchaft. Dieſem wird die ganze feine Welt Europas widerſprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieſes arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem erſten äußeren Schein beurtheilt, ſo viel zu ſpringen und zu ſpielen ſcheint, thut dies alles doch nicht mit der Luſt und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Menſch ſich ſo glücklich fühlt, ſondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte verzierte Hageſtolz Anſtand genannt darf es nimmer verlaſſen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer ſo knechtiſch der Meinung als bei den Franzoſen. Ihre Jugend hat freilich wie alle Jugend auch der Beweglichkeit, Wildheit und Thorheit genug, aber wie ſelten findeſt du bei ihr die ſüße Schwärmerei der Liebe, die feſte Treue der Freundſchaft, die unbekannte Sehnſucht nach höheren Gütern, und endlich alle die tauſendgeſtaltigen Wahne und Geniusſtreiche im Guten und Böſen, die bei dem jungen Deutſchen und Engländer das Alltägliche ſind! Es iſt auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehn ſaftigen und blühenden Jahre des ſchönſten Alters in eitler Nichtigkeit ſo hintändelt. Das Leben iſt flüchtig, darum genieße der Jugend; hänge dich an keinen Menſchen, hänge dich an keine Sache ausſchließend; glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend; liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gottes willen gieb dich nicht hin; übernimm dich auch nicht, ſondern ſchone fein den Schein, und gieb den Leuten kein Recht zu ſagen, du ſeyeſt je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten. Dies ſind die ſauberen Lehren, womit die Ältern ihre Söhne entlaſſen oder welche die Söhne ſich aus dem Karakter ihres Volkes bald ſelbſt herausfinden, und ſelten kommt einer auch hier aus dem Handwerksmäßigen und Herkommlichen zu eigener freier Genialität, daß er ſich ſeine Bahn ſelbſt breche. Iſt die Jugend ſo ohne eignen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und ſind ihre ſinnlichen Triebe kirr geworden, ſo tritt endlich der geſetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Geſellſchaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechaniſche Handwerkerei immer ärger, ſo wie die Jahre wachſen; denn wer im zwanzigſten, dreißigſten Jahre ſich nicht frei zu machen wußte, wie ſollte der es im vierzigſten und ſechszigſten Lebensjahre können? Auch iſt die Geſtalt dieſes Lebens in der That durch die Regel beſtimmt; Sprache, Sitten, Bewegung, ja Kopf, Hand und Fuß ſind darin vorgeſchrieben, wie ſie ſeyn und wie ſie es machen ſollen, mit der erbärmlichſten Peinlichkeit wachen ſie über dieſe geſellſchaftliche Übereinkunft, die ſie Schicklichkeit, Anſtand, ja wohl gar Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angeborne Munterkeit und Gewandtheit des Franzoſen nicht geiſtig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzoſen: nichts iſt liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzoſe, der ſich die wilden Hörner der erſten Jugend abgeſtoßen hat, und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wiſſen auch hier durch eine gewiſſe äußere Gewandtheit, durch eine gewiſſe Queckſilbrigkeit ihrer Bewegung und durch glatte Geläufigkeit ihrer Zunge zu täuſchen, ſie wiſſen ſich wohl das Anſehen zu geben, als hätten ſie das geſellſchaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunſt erhoben; bei'm Lichte beſehen aber iſt es alles nur Werk der Übung und Übereinkunft und keinesweges Werk der Freiheit und Luſt: ihre Geſellſchaft iſt manierirt, wie ihre Kunſt, ſie erſcheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Daſſelbe tödtende und nichtige Einerlei, welches in der Kunſt und in dem Leben der Franzoſen vorherrſcht, geht auch durch ihre politiſche Geſchichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäiſchen Völkern das Kindesalter genannt werden könnte, haben ſich die Triebe der meiſten Völker unſers Welttheils gleichſam für alle künftige Zeiten abgedruckt, ſo daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr ahnden konnten, wie ſie in künftigen Zeiten ſeyn würden. Auch da ſteht das franzöſiſche Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier, dem freien Streben der Engländer und der kühnen, freien und luſtigen Mannigfaltigkeit der Deutſchen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reiz in ſeine Geſchichte; für die ſtolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfaſſungen iſt die Ausbeute gering. Schon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geſchichte Frankreichs faſt blos eine königliche; ſpäter wurden die Hauptſtadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt; und endlich, als die letzte Freiheit verſchwunden war, konnte man faſt ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beſchreiben, weil das Volk nie eine feſte Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat ſetzen können. So iſt es immer geweſen, und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauſchende Umwälzungen es einem zuweilen anders einbilden mögen. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter ſich gelaſſen.

So ſind die Franzoſen faſt in allen Beziehungen, unter welchen man ſie betrachten mag, nur eine andere Art europäiſcher Chineſen, bei welchen das Meiſte beſtimmt gemeſſen abgemacht iſt, und nach ihrer Meinung kaum anders, als es iſt, ſeyn kann und ſeyn darf. Sie haben auch das mit den Chineſen gemein, daß ſie ſich allein von allen Europäern für die kunſtreichſten, geiſtreichſten und vollendeteſten halten, ja daß ſie ſich ſeit mehr als hundert Jahren ſo ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunſt ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den ſie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch iſt die Form ihres Lebens und ihrer Kunſt ſeit dem Jahrhundert, wo jener geprieſene Auguſtus der Franzoſen hingegangen iſt, ſo ziemlich ſtill geſtanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indeſſen gern zugeſtehen, daß ſie Alles, was durch mechaniſche Bildung zu erreichen war, in Kunſt und Leben und in geſellſchaftlichen, bürgerlichen und politiſchen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß ſie uns Deutſchen auch in vielen kleinen Dingen überlegen ſind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunſt, ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich feſten und friſchen Boden ſtehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachſen und die Zukunft geſtalten und halten könne. Sie ſcheinen uns ſo verſtockt und verſteinert in ihrer Art und ſo unfähig, den Geiſt der Zeiten, welcher durchaus ein blühender und fliegender, chriſtlicher Geiſt ſeyn muß, weiter zu führen, daß ſie vielleicht nicht gar fern hinter dieſer Epoche, wo ſie einen ſo ungebührlichen Lärm gemacht haben, erſtarrt werden ſtehen bleiben als traurige Zeichen jener Wahrheit, daß kein Gott ein Volk, in welchem die Quelle der Einfalt und Liebe vertrocknet iſt, wieder zu Kraft und Tugend beleben kann.

Das eben erwähnte franzöſiſche Chineſenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Volks, worauf oben eben nicht lobend angeſpielt iſt, erinnern uns unwillkürlich an mehrere äußerſt merkwürdige Winke, welche uns die Geſchichte über die verſchiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens, ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geſchichtforſcher einmal aus ſolchen geſammelten Winken eine Zeichenlehre zuſammenſetzen, welche eben nicht viel unſicherer wäre, als die der Ärzte. Eines der gewiſſeſten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker iſt die vorherrſchende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch kluge Kinder leben nicht lange, welchen jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die

Völker übertragen. Dies iſt, beiläufig geſagt, für uns Deutſche ein goldener Spruch, weil er uns ein ſehr langes, ja faſt unſterbliches Leben zu verſichern ſcheint. Ich muß aus meiner hiſtoriſchen und politiſchen Zeichenlehre (bei den Ärzten die Semiotik genannt) einige Worte herausſprechen, und dann jeden über meine Anſichten und Erfahrungen urtheilen laſſen.

Jedes Volk, das in ſeiner Sprache und Art als ein abgeſchloſſenes Ganzes da ſteht, muß man nach den Geſetzen jedes andern organiſchen Weſens beurtheilen, das einen beſtimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten ſoll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: Die Kindheit, Jugend, Mannheit und das Greiſesalter. Wie aber einige Menſchen frühe Greiſe werden und ihnen begegnet, daß ſie durch Unglück oder Laſter wohl im fünfzigſten Jahre ſo abgelebt ſind, als andere noch nicht im neunzigſten, ſo begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verſchiedenen Entwickelungen, die ein Volk von ſeiner Kindheit bis zu ſeinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menſchen vergleichen. Wie der eine Menſch im erſten Monate oder erſten Jahre ſeines

Lebens und der andere im hundertſechszigſten ſtirbt, ſo weit liegen nach unbekannten Beſchlüſſen des Schickſals die verſchiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernſte aber giebt es kein gewiſſeres Zeichen von dem geſchichtlichen Untergange oder dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man ſagen kann: das Volk iſt ein kluges Volk. Wohl gemerkt, ich verſtehe dieſes kluge Volk immer ſo, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde wahrſagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieſer Klugheit? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich oben ſagte) das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen, ja zurückſpielen, ausgeleert ſind.“ — Wenn in einem Volke das Scharfe, Spitzige und Geiſtige, das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmeriſche, Fromme, Selige und Einfältige, das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verſpottet wird, dann iſt der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es iſt dann ein ausgebauetes und erſchöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schickſal es dann bald aufräumen. Ein ſolches Volk iſt dann jenen weiten Ebenen Afrika's und Oſtaſia's gleich, welche nach der Sage weiland die fruchtbarſten waren, welche aber jetzt nur Sand, Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinſicht auch auf die Völker. Wenn die Erde mit ihren freundlichen und ſpielenden und lieblich und fürchterlich dunklen Kräften, wenn alle elementariſchen Mittelgeiſter aus einem Volke ausgeſchöpft ſind, dann bleiben nur die ſcharfen und ſalzigen Geiſter zurück, ſpröde, bittere, höhniſche und liſtige Geiſter, welche wohl allerlei Dinge erlauſchen und erfunden, aber welche, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zuſammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und alſo auch nichts weiter ſchaffen und bilden können.

Ja, Völker können für das Große und Gewaltige, was ſie allein im ſtillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmliſchen empfangen und womit ſie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren und woraus ſie unſterbliche Geburten und Thaten gebären ſollen, viel zu liſtig und klug werden. Denn nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen umſonſt von Gott gegeben wird. Das eben iſt dann die Sünde gegen den heiligen Geiſt der Tugend und gegen den heiligen Geiſt Gottes, welche von dieſen Unſeligen alle Tage begangen wird, daß ſie ſich weiſe halten, da ſie doch dumm ſind, daß ſie ſich kunſtreich halten, da ſie doch unwiſſend ſind. An dieſer gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit, welche der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche ſeinen Wohnſitz hat, gradezu widerſtrebt, ſcheinen mir die Franzoſen zu ſtehen. Völker, welche auf dieſer gefährlichen Spitze der Bildung oder Verbildung angelangt ſind, zeigt dir Geſchichte faſt immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß, wenn man die Juden, ſo viele ihrer ſind, aus allen Welttheilen zuſammenbrächte, ihnen ein beſtimmtes Land eingäbe und zu ihnen ſpräche: Nun friſch! richtet euch ein und macht euch wieder zu einem ſelbſtändigen Volke und Staate, aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; ſo ſcheint es mir unwahrſcheinlich, daß die Griechen *), wenn man auch alle Türken aus ihrem

---

*) Hier wünſcht niemand mehr als ich einmal durch die That widerlegt zu werden.

herrlichen und geſegneten Lande verjagte und ihnen ſelbſt wieder die Herrſchaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unſterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet ſind, je wieder ſo Großes in der Geſchichte zeigen würden, daß es an Homer, Sophokles, Plato, Phidias, Leonidas und Alexander reichte. Mir däucht, ſie ſind für das Große zu ſchlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens und Ätoliens noch Menſchen ſtecken, welche die Freiheit ſchaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt ſolcher Unſegen, ſolche Unſeligkeit über ein Volk, daß es den ſicheren, treuen und einfältigen Boden des Daſeyns verliert, worauf allein alles Herrliche ruhen und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann, und daß ihm endlich nichts übrig bleibt, als die kleinlichen Eigenſchaften der Schlauheit und Verſchmitztheit und einer Gewandtheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl urſprünglicher Mangel ſeyn, ſo daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte, daß ihnen ſogleich mehr von dem Scharfen und Irdiſchen, als von dem Milden und Himmliſchen beigemiſcht ward. Andere Völker werden ſo, durch Unterjochung oder Verbaſtardung geſchwinder, und ſchlimmer durch das Letzte, als durch das Erſte.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geſchwind verderben. Es iſt ein nur zu wahrer Ausſpruch, daß **wer Knecht geworden iſt die Hälfte ſeiner guten Eigenſchaften verloren habe.** Nur ein freier Menſch kann ſeyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Menſch kann thun, wie es ſein tapferes Herz gelüſtet; nur in einer freien Bruſt können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herrn über ſich erkennt als Gott im Himmel und das Geſetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unſterblicher Werke ſeyn können. Bei dem dienſtbaren Sclaven aber verengt und verkleint ſich alles und die Furcht verkürzt das Maaß der Kühnheit und des Lebens. Über der Willkühr und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenſchaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heuchelei, Liſt, Verſchlagenheit und alle die Laſter, welche nicht grade und offen einhergehen, ſondern wie Schlangen kriechen und ſchleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig, offen und gutmüthig ſeyn; nur Verſchmitztheit und Gleißnerei kann ihn ſchützen. So erzieht eine lange Knechtſchaft alle diejenigen Eigenſchaften in einem Volke, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth an den höchſten und edelſten Anlagen und Tugenden und als gewöhnliche Vorboten des politiſchen Todes eines Volkes bezeichnet habe. Ein ſo unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schickſal beſtimmt war, es an ſeinem Dränger zu rächen; aber ſchwer wird es ſeyn, die tief eingebrannten Maale der Knechtſchaft auszuglätten, die eingewurzelten Übel und Laſter der dienſtbaren Seelen auszutilgen. Hat ein ſolches Volk außerdem noch das Unglück gehabt, daß ſeine Tyrannen ſich mit ihm gemiſcht haben, iſt es zu der Sklaverei auch noch verbaſtardet worden, ſo iſt gar wenig Hoffnung der Wiederherſtellung und Verjüngung deſſelben.

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Überſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? über dieſen letzten Punkt ziemlich deutlich ausgeſprochen, ohne daß ich den Gegenſtand eben in dieſer gegenwärtigen Anſicht feſt ins Auge gefaßt hätte. Ich ſuchte dort nachzuweiſen, wie es denn wohl gekommen ſey, daß aus den Franzoſen ein ſo gemüthloſes, treuloſes, liſtiges und eitles Volk geworden; und ich habe eben die Miſchung und Verbaſtardung als die Hauptquelle des Verderbens gefunden. Und das ſchien mir endlich das höchſte Unglück des Volkes, daß grade in den am meiſten verbaſtardeten Landſchaften Frankreichs die Hauptſtadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen franzöſiſchen Lebens entſtanden war; denn dieſer Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Geſunde und Kräftige der übrigen Theile des Reichs mit anfraß, ſo daß auch die Volksſtämme, welche mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht ſo ungebührlich vermiſcht waren, als die um die mittlere Loire und um die Marne und Seine wohnenden, von dem allgemeinen Franzoſenübel mit angeſteckt wurden. Alſo daß man bei dieſen Verhältniſſen ganz beſtimmt ſagen könnte, die Franzoſen würden heute ein ganz anderes Volk ſeyn, ein viel ernſteres, treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris Limoges oder Bordeaux oder Lyon die Hauptſtadt geworden wäre.

Wir können in der Geſchichte die ungebührliche und verderbliche Vermiſchung der Völker mit einander, die Zuſammenmiſchung fremdartiger Beſtandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbaſtardung der Völker nennen, nicht immer nachweiſen; aber nach allgemeinen Geſetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geſchichte giebt, haben wir mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten angemeſſenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerſtreit mit einander liegen, eine Verbaſtardung oder doch etwas einer Verbaſtardung Ähnliches vorgefallen ſey. An denjenigen Franzoſen, die wir als Beſtimmer und Verderber des ganzen franzöſiſchen Volkes bezeichnet haben, iſt ungefähr gewieſen worden, durch welche Schickſale und Verhältniſſe ſie das geworden ſind, was ſie nun erſcheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, ſie wimmelt von Beiſpielen. Wie herrlich in ſeiner Art und urſprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta, Athen und Korinth! wie bildend, wie ſchöpferiſch, wie von edlen Geiſtern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tauſende von Fremden aus allen Ländern, die es als Sklaven zu ſich hineinſchleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ und womit es die eigene Art zu ſehr miſchte. Dadurch mußte ein Geſchlecht entſtehen, welches das Einfache und Urſprüngliche, das Schöpferiſche und Heroiſche verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu ſchätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, ſondern Volksgeſindel. Ich nehme dieſe Entartung Griechenlands nicht blos deßwegen an, weil Freie mit Sklaven vermiſcht wurden; nein, jede zu viele Vermiſchung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Ähnliches erzeugen. — Was ward aus Konſtantinopel, der erſten Seeſtadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiſer in ihr ihre Wohnung aufſchlugen? Ein unruhiges, meuteriſches, liſtiges, feines, feiges und treuloſes Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr verſammelt und gemiſcht. Das Unglück dieſer verderblichen und auflöſenden Vermiſchungen hielt bei dem allgemeinen Syſtem der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geſchwinderen Schritt als in der jungen. Und Rom die Herrſcherin, die große und gewaltige, — deren blutige Jugend wir die erſten ſechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unſern Willen bewundern müſſen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat ſie geendigt! und wodurch am meiſten? Durch Verbaſtardung. Wahrſcheinlich würden jene Römer noch heute als ein herrſchendes und lebendes Volk genannt, wenn ſie mit derſelben Weisheit, womit ihre Geſetzgeber ihre Ordnungen und Sitten umzäunt und, wie jener griechiſche Späher des Pyrrhus geſagt hat, ein Volk von Königen geſchaffen hätten, auch um ihre Herrſchſucht einen Zaun hätten ziehen können. Hätten ſie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Geſetz jeden des Todes ſchuldig erkannt, der jenſeits Sardinien und Sicilien und jenſeits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauſpiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier und Manlier geſehen würden. Weil ſie alles haben wollten, verloren ſie ſich ſelbſt und wurden von den Völkern, die ſie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geſchichte weggeſpült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauſte die Sündfluth der Völker über Italien; Fremdlinge und Sklaven wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten latiniſchen Ernſtes und der alten quiritiſchen Tugend. Nicht die Überſchwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der

Üppigkeit und Wolluſt, die in ihrem Gefolge kommen, ſind einem edlen Volke ſo tödtlich, als die zu viele Vermiſchung mit den Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen deſſelben eitel, tändeliſch, wild und disharmoniſch werden und alle die ſtillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verſchwinden, woraus jegliches Große und Göttliche und auch die politiſche Würde und Freiheit von jeher gewachſen iſt und allein wachſen kann. Die meiſten Völker des Alterthums ſind auch deswegen mit Recht ſo ſchnell untergegangen, weil ihre Geſetzgeber die Verfaſſungen nicht auf lauter freie Menſchen berechnet und gegründet hatten, ſondern weil die Sclaverei durchaus in das Syſtem mit eingeſchloſſen und eingerechnet war. Die Sclavenmenge, welche in demſelben Verhältniſſe wuchs, wie der Staat ſich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künſten und Genüſſen entwickelte, brachte die verſchiedenſten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zuſammen, und es entſtand ein verbaſtardetes Geſchlecht, welches endlich durch kein Geſetz mehr in Ernſt und Freiheit erhalten werden konnte.

Dieſe Anſichten und die Winke und Zeichen, welche Natur und Geſchichte uns geben, laſſen ſich freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweiſe hinſtellen; wir ſitzen nicht in der Werkſtatt der Schöpfung und können die Geheimniſſe der Natur, die ſie bei den Zeugungen und Zuſammenſetzungen der Elemente ſich weislich vorbehalten hat, nicht belauſchen, wenigſtens blitzen uns aus dieſer tiefſten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einige dünne und ſpärliche Schimmer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geſchienen hat, ſo zieht ſie den heiligen und myſtiſchen Schleier ſogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, welche dem, der auch nur ein kleines Seherauge hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir laſſen uns von der Luſt des Schauens, wie ſie uns eben kommt, mit forttreiben, und ſpielen ein wenig mit dieſen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes ſind, als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemiſchten oder wenigſtens durch eine künſtliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erſtlich ſie wachſen geſchwinder und nehmen geſchwinder ab, als die unverbaſtardeten Arten; ſie ſind überhaupt mehreren Krankheiten ausgeſetzt als die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und ſtörriſches Temperament, das in den wunderbarſten Wechſeln hin und her ſpringt, ſie ſind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleſeltreiber, was iſt kolleriger, ſtätiſcher und boshafter als der Mauleſel? Frage den Hundefreund und Hundebeobachter. Wer zählt die verſchiedenen Hundearten, und wer findet wieder alle die Baſtarde heraus, welche aus ihren Durchkreuzungen entſtanden ſind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren beſtimmten ſogenannten Inſtinkt erkennbar genug ſind. Wenn dieſe unter einander gemiſcht werden, ſo erſcheinen ſogleich die Baſtarde vor unſern Augen, deren wir alle Tage genug ſehen können. Was entdeckt man an dieſen? mehr ſpringende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue, mehr Beißigkeit; weniger Inſtinkt, mehr Sclavenſinn. Die Hundekomödianten, welche dieſe Thiere zu Springern und Seiltänzern, zu Trommelſchlägern und Karrenſchiebern abrichten, nehmen ſolche Baſtarde am liebſten, weil ſie, wie ſie ſagen, anſtelliger und gelehriger ſind, als die Einfachen: denn die zwei, drei verſchiedene Naturen in ſich tragenden können ihre Eigenthümlichkeit weniger vertheidigen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit feſtſtehenden. Das ſagen ſie auch: ſolche Baſtarde ſeyen luſtiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufſteigen, ſo daß man ſie todt ſchlagen kann, ohne daß ſie davon laſſen.

Wie in einem Baume, deſſen Stamme man eine ganz fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verſchiedenen Theile wirken mag, können wir nicht mehr ſo ſehen als bei den Thieren, die ſich mehr mit einer gewiſſen Menſchenähnlichkeit und Willkür zu bewegen und zu beſtimmen ſcheinen als die Pflanzen. Wir ſehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine ſolche Künſtelung, die der Menſch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen entdecken wir das Auffallende, daß die durch Verbaſtardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was ſie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren.

Man mögte ſagen, das Wilde, Eitle und Geiſtige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte, Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenſeele nennen mögte, zieht ſich zurück.

Ich meine mit der Verbaſtardung, wovon wir ſprechen, nicht allein ganz fremde Geſchlechter, wodurch die menſchliche Willkür mittelſt abſichtlicher und hureriſcher Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen geſucht hat, ſondern ich meine auch die Verpaarung und Verächtung der einander nächſt ſtehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen mannigfaltige Verſuche angeſtellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das iſt endlich der merkwürdigſte Ausſprung aller dieſer Verſuche geweſen und hat ſich als die bleibendſte Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Miſchung mit einem edleren bis zu einem gewiſſen Grade ſcheinbarlich wohl geſchwind verbeſſern kann, daß aber dieſe Verbeſſerung auf die Dauer nicht aushält, ſondern, daß das Unedle, was übrig bleibt, immer wieder zurückſchlägt und das Edle allmählig wieder verſchlingt; daß aber das andere viel mühſeligere und viel langſamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigſte und Schönſte auslieſt und mit einander zeugen läßt. So wird durch die Paarung des Gleichen und Zuſammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geſchlecht. Um es durch Beiſpiele zu ſagen: Ich kann durch arabiſche und andaluſiſche Hengſte, womit ich deutſche Stuten beſchälen laſſe, wohl edle Baſtarde hervorbringen mit manchen ſchönen Pferdeigenſchaften; aber wenn ich immer die Beſten, und von Zeugung zu Zeugung wieder die beſten, Stuten und Hengſte von rein deutſchem Stamme zuſammenlaſſe, ſo wird endlich, vielleicht erſt nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal, das kräftigſte, ſchönſte und dauerhafteſte Pferd fertig ſeyn, welches der deutſche Himmelſtrich ertragen kann; jene durch Vermiſchung mit Fremden entſtandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückſchlagen: denn nur die Miſchung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und liefert eine Art, die da bleibt. Eben ſo, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine ſchlechtere Menſchenart ſey, als der Celte und Germane, ſollte man glauben, daß der Neger- und Mongolenſtamm durch eine fortgeſetzte Miſchung mit den beiden letzteren unendlich veredelt ja allmälig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die das Naturgeſetz uns zeigt, wird das mit nichten geſchehen, ſondern auch der Neger und Mongole und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das beſte und edelſte werden und das Beſte und Edelſte hervorbringen können, daß es immer das Kräftigſte und Schönſte ſeines Stammes auslieſt und mit einander zeugen läßt. Die Baſtarde, welche durch Vermiſchung des Ungleichen oder gar des Ungleichſten entſpringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenſchaften zeigen — und ſie zeigen ſie in der That ſehr häufig, wie man z. B. alle Tage an den Mulatten und Meſtizen zeigen kann — aber das Harmoniſche, Sichere und Genialiſche, kurz das Tüchtige und Bleibende, wird aus ihnen nie hervorgehen.

Dieſe Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, ſollte von den Geſetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden, und iſt von einigen alten Geſetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich ſahen und begriffen als wir, gewiß ſehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geachtet als wir. Das horaziſche Fortes creantur fortibus et bonis *) bleibt gewiß ewig wahr. Dies ſoll man nun freilich in den verſchiedenen einzelnen Völkern ſelbſt nicht auf einzelne Geſchlechter und Stammbäume ausdehnen, ſondern in einem reinen und ungemiſchten Volke wohnt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meiſten in denjenigen, welche einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüſten der Üppigkeit und den Verführungen und Reizen der gebildeten Geſellſchaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemiſchtes Volk hat ſeine vielen Verſchiedenheiten und Ungleichheiten, aber dieſe müſſen ſich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geſchlechter vermiſchen und mit einander durchleben. Die Bemerkung iſt auch wahr, daß Familien, die ſich durch manche Menſchenalter in drei, vier andere Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewiſſen matten Nichtigkeit und Geiſtloſigkeit hinabſinken. Es gehört ein gewiſſer Reiz, ein gewiſſer Gegenſatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geſchlechter durch die Zeugungen geiſtig und friſch erhalten werden. An dem Höchſten ſcheint alles am hellſten. Wie viele Herrſchergeſchlechter zeigt die

---

*) Starke werden von Starken und Guten erzeugt.

Geſchichte, welche durch Vermählungen immer in demſelben Kreiſe der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und ſchwächlich und am Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloſchen ſind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann!

Demnach geht für uns aus allen dieſen verſchiedenen Zeichen und Spielen die Wahrſcheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe, Spitze, Schlaue und Verſchmitzte vorherrſcht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der iſt, klug und verſchmitzt zu ſeyn — daß dann ein ſolches Volk ſehr auf der Neige ſteht und daß es ſicher ein unglückliches Miſchlingsvolk iſt, durch Verbaſtardung mit andern fremden Völkern entſtanden: ich ſollte ſagen *mit fremdartigen Völkern entſtanden*; denn wenn der Schwabe eine Schwedin oder der Weſtphale eine Siebenbürgin oder der Böhme eine Ruſſin heirathet, ſo geſchieht da keine Verbaſtardung, da verſchiedene Arten deſſelben Stammes wieder zuſammenkommen. Warum aber die ungebührliche Miſchung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verſchiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden und läßt ſich ungefähr andeuten.

Der Menſch iſt von Natur ein ſehr ernſthaftes Weſen, wie wir an ſeinen edelſten und einfachſten Arten ſehen, nach welchen wir nur das Recht haben, ihn zu beurtheilen. Er iſt ſehr ernſt und ſtill, doch kann er auch ſehr fröhlich und wild ſeyn; indeſſen als ſein eigenthümlicher Karakter herrſcht das Erſte vor. Ernſt und Stille ziemte dem denkenden Weſen, welches als waltender und ordnender Geiſt die Erde im Namen Gottes und mit Hülfe Gottes regieren ſoll. Das Waltende und Schaffende in dem Menſchen iſt ihm ſelbſt ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde ſeines Weſens verborgen, als das dunkle Bett der Geiſter, woraus ſie, wann ſie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden, wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botſchaft bringen. Die Menſchen und Völker, welche dieſes Schaffenden und Waltenden viel in ſich tragen, ſind meiſtens ſtille und ernſte Menſchen und Völker. Alle aber, welche deſſelben weniger haben, welche gleichſam mit der eigenen Fülle nicht ſo ſchwer beladen ſind, erſcheinen mehr wild, flatterhaft und leichtſinnig, in Worten und in Thaten riſch und ſcharf, am riſcheſten und ſchärfſten mit der Zunge, ſo daß ſie von ſolchen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche faßen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erſcheinung beurtheilen, wohl häufig, geiſtreich und witzig genannt werden. Dies ſind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermiſchung, wovon wir ſo viele Zeichen haben ſchimmern ſehen, die, welche von vielen reich an Geiſt genannt werden und welche doch arm an Geiſt ſind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Geneſis Kap. 6., V. 1, 2, 4, 5, 6:
„Da aber die Menſchen begannen ſich zu mehren auf
„Erden und zeugeten ihnen Töchter, da ſahen die
„Kinder Gottes nach den Töchtern der
„Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen
„zu Weibern, welche ſie wollten. Da
„ſprach der Herr: Die Menſchen wollen ſich meinen
„Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen, denn ſie ſind Fleiſch.
„Ich will ihnen noch Friſt geben hundertzwanzig
„Jahre. Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen
„auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter
„der Menſchen beſchliefen und ihnen Kinder zeugeten,
„wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte
„Leute. Da aber der Herr ſah, daß der
„Menſchen Bosheit groß war auf Erden und alles
„Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war

„immerdar, da reuete es ihn, daß er die Menſchen „gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn „in ſeinem Herzen und ſprach: Ich will die Menſchen, die ich gemacht habe, vertilgen von der „Erde.“

Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns ſpricht! Die ſtillen, frommen und ſchöpferiſchen Menſchen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiſte von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, laſſen ſich gelüſten und miſchen ſich mit einem anderen unruhigeren und ſchlechteren Geſchlechte, und dieſe zuſammen zeugen jene Miſchlinge, welche Gott nicht gefallen, und welche er deswegen von der Erde vertilgen will. Ähnliches muß natürlicher Weiſe meiſtens erfolgen bei der Miſchung des Ungleichartigen, daß das durch ſeine Zeugung Geborne unharmoniſche und zwieträchtige Triebe habe, daß es alſo ein wildes unruhiges und eitles Geſchlecht werde. Dieſer Streit der Triebe, dieſe Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menſchen oder bei den Völkern, welche durch Verbaſtardung entſtanden ſind, keinen inneren Frieden zu, ihnen wird durch die Zwietracht in ihnen das ſtille Bett zerwühlt, worauf, wie wir oben meinten, die Geiſter ſich in der Tiefe des frommen Buſens lagern und von wo ſie zuweilen herriſch und ſchöpferiſch an das Licht des Lebens hervorzuquellen ſcheinen. Die Geiſter werden aus ihrer ſtillen und geheimen Schöpferwerkſtätte aufgejagt, ſie werden, mögte ich ſagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, ſie treten den Menſchen faſt in die Haut: und dieſe Menſchen und Völker, welchen ſolches wiederfährt, bekommen nun Geiſt für die Geiſter, die ſie hatten. Sie ſelbſt meinen und andere, die nur den Schein ſehen, meinen ihnen ſo nach, ſie ſeyen gebildeter, geiſtreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen iſt, damit ſie, immer vom Geiſt geſtachelt und gereizt, mit dem Kleinen und Eiteln tändeln und ſich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, das ihre Väter beglückte, tröſten können. Dies iſt das Kluge, Spitze und Liſtige, was wir bei den Franzoſen und faſt bei allen Miſchlingsvölkern, die durch Verbaſtardung entſtanden ſind, und bei allen ſlaviſchen Stämmen faſt ohne Ausnahme vorherrſchend finden und was dem ſtillen und einfältigen Genius der ſchöpferiſchen Kräfte am fernſten liegt. Weil bei den Miſchlingen die Ruhe fehlt und die Geiſter in ihnen im ewigen Hader ſind, weil alſo immer ein bewegtes Spiel geiſtiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens erſcheint, ſo ſchimmern ſie gleich den Baſtardblumen mit allen möglichen geiſtigen Scheinen und Farben und dünken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geiſt und Witz zu haben, als die im ſtillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortſchreitenden und ruhig bildenden Völker. Nichts iſt leichter zu erwerben, als die Art Witz und Geiſtreichthum, welche man Judenwitz oder Franzoſenwitz nennt. Er wird durch die bloße Übung durch die bloße unaufhörliche Reizung des Gemüthes und Umrollung der Zunge oft eben ſo erworben, wie auch ein Dummkopf das L'Hombre- und Schachſpiel ganz leidlich lernt. Es iſt nur ein Wortwitz, ein kombinatoriſcher und arithmetiſcher, der mit Wörtern und Zahlen zuſammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den ſtillen und verborgenen Quellen des tiefſten Gemüthes gleich Blitzen hervorſchießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortreflich ſagt ein ſcharfſinniger Schwede*), der uns gleichſam die Entſtehung des in gewiſſen Völkern vorherrſchenden Geiſtigen, Spitzigen und Pfiffigen malen will: Der franzöſiſche Esprit iſt nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er iſt in der Regel nichts Anderes als Umkehrung oder Gegenſatz. Die Anlage zu dieſem Eſprit entſteht im Gemüthe, wann die Triebe deſſelben aus dem Gleichgewichte gebracht ſind und faſt, als hätte der Zufall ſie unter einander geſchüttelt, die einen oben die andern unten liegen. Und in der That, wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtſinnige Unruhe, die immer auf Neues ſinnende Liſt, die zu geiſtige Beweglichkeit eine urſprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigſtens einen Kampf ungleicher Triebe bedeuten, welche nicht zuſammengehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die ſpringende und fliegende Geiſtigkeit, die immer alles faſſet und nichts feſthält und immer von einem Gegenſtande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geiſtes bezeichnet, daß aber der rechte Geiſt und die rechte Kraft und Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unſcheinbares Äußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit geſcholten wird.

---

*) Admiral, Graf Ehrenſwärd, in ſeiner Philoſophie der Kunſte.

Wir haben viel hin und her geſpielt, damit wir bewieſen, daß eine gewiſſe geiſtige Pfiffigkeit und eine große mechaniſche Fertigkeit bei Völkern weder das

Größte ſelbſt noch auch Zeichen der Größe ſind, ſondern daß ſich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten gerade am häufigſten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, ſo überträfen die Chineſen, die nun vielleicht ſchon ein paar Jahrtauſende ſtillſtehen und alles Friſche, was ſie berührt, ſogleich in ihren todten Mumienſtaat hineinfreſſen, alle anderen Völker der Erde. Dieſe Spiele ſeitweges indeſſen und dieſe Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir ſeitweges ſo viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unſern Weg deſto gerader halten und ohne viele Umſchweiſe und Spiele der Worte und Gedanken friſch auf das Ziel hinſteuern.

Wir haben wenigſtens in Andeutungen und Wahrſcheinlichkeiten gewieſen, wie entartete und verbaſtardete Völker oder ſolche, die auf der Neige des Sinkens ſtehen, ſich offenbaren. Wir werden nun nach dieſen Vorſpielen denen, welchen unſre Anſichten nicht ganz ohne Einſicht und ohne geſchichtlichen und naturgeſchichtlichen Beleg zu ſeyn ſcheinen, leicht zeigen können, wie jung, friſch und rein unſer Volk noch in der Weltgeſchichte ſteht, und wie viele Hoffnungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in ihm ſind. Ungeachtet dieſer Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweiſen werde, iſt unſer Volk wahrſcheinlich dem Urſprunge nach nicht jünger als die, welche längſt vergangen ſind, die Perſer, Griechen, Römer, oder als die, welche uns dünken Chineſen gleich erſtarrt zu ſeyn und keine friſchen Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Franzoſen. Blos einem glücklichen Stern hat es zu danken, daß es ſo lange in ſeiner Friſche geblieben und durch Unſtätigkeit und Eitelkeit der Triebe dem traurigen Greiſesalter des klugen Bewußtſeyns nicht zu früh entgegengeriſſen iſt; und dieſer Glücksſtern der Germanen heißt: Die Deutſchen ſind nicht durch fremde Völker verbaſtardet, ſie ſind keine Miſchlinge geworden, ſie ſind mehr als viele andere Völker in ihrer angeborenen Reinheit geblieben und haben ſich aus dieſer Reinheit ihrer Art und Anlage nach den ſtätigen Geſetzen der Zeit langſam und ſtill entwickeln können; die glücklichen Deutſchen ſind ein urſprüngliches Volk. Wir haben für unſere Altvordern ein großes Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieſer außerordentliche Mann, der mit Seheraugen die Tiefen des Menſchenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegenwart und die Zukunft durchſchaute, hat wohl geſehen, was in unſern Vätern war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schickſalsnacht er hereindämmern ſah, glänzende Looſe verkündigt; und die Geſchichte hat ihm bis jetzt nicht widerſprochen. Das aber hat er vor allen Dingen am hellſten geſehen und herausgehoben, wie viel darin lag für die künftige Größe und Herrlichkeit des germaniſchen Volkes, daß ſie rein und nur ihnen ſelbſt gleich, daß ſie keine Miſchlinge waren; denn er ſah ſein Italien, das einſt die Herrſcherin der Länder war, ein verruchtes und verworfenes Miſchlingsgeſindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die ſtolze Römerſeele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So ſpricht er im zweiten Kapitel ſeines Büchleins über Germanen: „Ich muß die Germanen „für urſprüngliche Bewohner (indigenas, αὐτόχθονας) halten und gar nicht durch die Ankünfte und „Befreundungen mit andern Völkern gemiſcht, weil „weiland nicht zu Lande ſondern auf Flotten herzu„fuhren, welche die Sitze zu ändern ſuchten, und „weil der fernhin unermeßliche und, ich mag wohl-

„ſagen, feindſelige Ocean von ſeltenen Schiffen aus „unſerm Welttheile befahren wird. Wer mögte auch „wohl, außer der Gefahr eines gräulichen und unbekannten Meeres, Aſia oder Afrika oder Italien „verlaſſen und Germanien aufſuchen, ungeſtalt von „Landen, rauh von Himmel, traurig von Anbau und „Anſehen, nur nicht, wenn es Vaterland iſt.“ — Und ſo heißt es im vierten Kapitel: „Ich trete „den Meinungen derjenigen bei, welche „dafür halten, Germaniens Völker ſeyen, „durch keine andern Vermählungen mit andern Völkern angeſteckt, ein eigenthümliches und reines und nur ihm ſelbſt gleiches Volk geweſen; daher auch, obgleich in „einer ſo großen Menſchenzahl, bei allen derſelbe „Körperſchlag, trotzige und blaue Augen, röthlichgelbes Haupthaar, große und nur zum Angriff „kräftige Leiber.“

Dieſes ungemiſchte und reine Volk nahm nun im ſiebenten und achten Jahrhundert das Chriſtenthum an als ſogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren dieſe beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzoſen ähnlich, daß ſie alle Völker, die nicht ſie ſelbſt waren, als eine Art roher Halbwilden anſahen und verachteten. Unſere eigenen ſpäteren Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber haben ſich durch dieſe griechiſchen und römiſchen Anſichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen laſſen und die Wildheit und Rohheit, welche jene Alten oft nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil mit einer Art Wohlgefallen zu einem recht vollen Gemälde ausgemalt. Dieſe Anſicht iſt aber durchaus eine unwahre und ungeſchichtliche und wird am beſten faſt durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon iſt überhaupt keine Spur in der Geſchichte, daß unſre Vorfahren je etwas dem Ähnliches geweſen wären, wie uns die Wilden der neueſten Geſchichte, die Bewohner Nordamerica's und der Oronokoländer und der Südſeeinſeln beſchrieben werden; als ſolche Beſtien ſind uns die Germanen nie gemeldet worden, und wären ſie je menſchenfreſſende Thiere geweſen, ich dächte, die Beſtialität hätte ſich nicht ſo leicht verwiſchen laſſen und müßte auch jetzt noch wohl hin und wieder in ihnen erſcheinen; was aber Gott Lob nicht der Fall iſt. Iſt es denn geſchichtlich erwieſen, und iſt es nicht vielmehr ein dummer und unmenſchlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem ſie jenes höchſte Glück der Unſchuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erſt hätten bis zu den Thieren, ja unter die Thiere erniedrigt und entmenſcht werden müſſen, ehe ſie wieder die erſten leiſen Anfänge der Menſchlichkeit ergreifen und die tiefſte und elendeſte Dummheit des Thieres abſchütteln konnten? Können wir nicht eben ſo gut, und viel menſchlicher, vorausſetzen, die Anfänger unſers Volkes ſeyen freilich rohe und gute Kinder geweſen, ſeyen dies aber immer geblieben und nie reißende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur ſeyen ſie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Deutſchland genannt wird, und haben ſich dort, ungewußt von der Geſchichte, ausgebreitet und im ſtillen Gange der Jahrhunderte ſich ſelbſt und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten ſie ſchon manche Jahrhunderte — wer weiß, ob nicht viel länger als die Latiner in Italien? — in den Ländern um den Rhein, die Weſer, Elbe und Oder gewohnt, als die römiſche Habſucht ſie in ihren Sitzen zu ſtören kam und ſie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäſar und Tacitus und andere Römer über ſie abhören, ſchon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Namen Barbarei verſtehen.

Sie waren nicht mehr unſtäte Jäger oder Hirten, ſondern ein Ackerbau treibendes Volk, faſt alle mit eingetheilten Feldern und feſten Sitzen; doch war noch ein Überfluß von Wäldern und unbebautem Lande, und daher lebten ſie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie beſtanden aus Fürſten, Edlen, Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Geſetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit, Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernſt in den Sitten, Unerſchrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuſchheit in der Ehe, Fröhlichkeit, Gaſtlichkeit und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete ſie aus. Was über die Gerichte, die Volksverſammlung, die Rechte der verſchiedenen Stände, die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie ſie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die kriegsgeübten Römer und alle ihre Künſte zu beſiegen verſtanden — alles das bedeutet ſchon ein ſehr geordnetes Volk und keinesweges Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde darunter verſteht. Sie waren roh und ungebildet, ſie wußten noch faſt nichts von jenen Künſten der Überbildung und Überverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals anfingen zu vergehen, aber ſie waren ein einfältiges, tapferes, treues, gerechtes und freundliches Volk, das die Menſchen liebte und die Götter ehrte; ſie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Geſetze ſchon ſo gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte, ſie zu einer ſehr hohen Stufe der Menſchlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie viele Jahrhunderte die Wilden Nordamerica's, trotz allen Beiſpielen eines glücklicheren und menſchlicheren Zuſtandes, welche ihre Nachbaren, die Engländer und Americaner, ihnen täglich zeigen, in Unhuld und Elend als unſtäte Halbmenſchen noch umherirren werden, ehe ſie von dem ſchöneren Reize der Menſchlichkeit ſo ergriffen werden, daß ſie die traurige Wildheit zähmen laſſen? Ja mir ſagt es faſt ein dunkles Gefühl, als werden ſolche Völker, wie die Irokeſen, Karaiben, Nukkaſunder und ihres Gleichen, nimmer wieder zahm, ſondern als müſſen ſie allmählig ausſterben oder auch von edleren Völkern ausgerottet werden.

Das Chriſtenthum nahm denn, wie geſagt, die friſchen und tüchtigen germaniſchen Naturkinder auf, und unter ſeinen belebenden und erwärmenden Sonnenſtrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt ſtanden, mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel ältere Bildungskeime hatten und zu welchen das Chriſtenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war; ja ſie flogen ihnen ſogar bald voraus. So gewaltig war die ungeſchwächte Triebkraft und ſo herrlich wirkte der reine und ungemiſchte Stamm und die kindliche Einfalt der ſtarken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenſchaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, welches jetzt Deutſchland heißt, wurden Chriſten im ſiebenten und achten Jahrhundert, und im elften, zwölften Jahrhundert ſtand das deutſche Volk ſchon in einer außerordentlichen, menſchlichen, chriſtlichen und künſtleriſchen Herrlichkeit da.

Dieſes letzte Wort, die künſtleriſche Herrlichkeit, müſſen wir uns ganz beſonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die Gottlob! jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit ſehenden Augen blind waren. Wir hatten den erſten Schlüſſel zu unſerer Geſchichte verloren, und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füßen lag. Jetzt die letzten Jahrzehende haben uns Gottlob!

die Starre geſtochen, und wir können wieder hinter uns ſehen und werden alſo im Vorwärtsgehen weniger ſtolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche geſtrebt haben und ſtreben uns die Kunſt unſers Mittelalters aufzuhellen; ſie haben uns den großen Schlüſſel zu unſerer Geſchichte in die Hand gegeben, und durch ſie erſt verſtehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören. Sie haben durch ihre Unterſuchungen und Entdeckungen Lichtſtreifen in jene dunkeln Jahrhunderte geworfen, welche uns unſre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunſt die ſchönſte Blüthe des einzelnen Lebens iſt, ſo iſt ſie auch die ſchönſte Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man ſo klar ſehen als an ihr, was ein Volk einſt war und was es einſt ſeyn kann. Groß iſt die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mitthuenden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel in die künftigen Zeiten herauf; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin ſie gethan ward, wirft ſie nicht hin, denn ſie iſt mit Erde, Staub und Blut umringt und ihr Schein iſt trübe. Kleiner ſcheint das Werk für den Augenblick, nicht ſo gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenoſſen, unter welchen es entſteht, aber dem Enkel und Urenkel ſteht es wohl hehrer und begeiſternder da als die That, von welcher nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erſt groß, wann die geſtorben ſind, unter welchen es entſtand, ſein Schatten wird immer ätheriſcher, ſein Bild immer lichter, ſeine prophetiſchen Zeichen werden immer ſprechender, je weiter abwärts die Jahrhunderte wandeln: denn mit dem Irdiſchen hatte es von Anbeginn wenig gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Geſpiele der Himmliſchen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt den Spiegel dieſer Idee immer heller, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurücktritt. Aus Homer und Sophokles erkennſt du die griechiſche Geſchichte (die große Geſchichte meine ich, den Grund und Boden der griechiſchen Geſchichte) beſſer, als aus Herodot und Thucydides; und Dante und Cervantes beſchreiben die Italiäner und Spanier beſſer als Macchiavelli und Mendoza; und du, lieblichſter Klang aus alter Zeit, du anmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln, und du Münſter in Straßburg, ſeyd ihr nicht tauſendmal beſſere Geſchichtſchreiber der Deutſchen, als Moſer und Müller waren? Denn ihr habt das vergangene

Leben in der Geſtalt feſtgehalten; und die angeſchaute Ruine eines griechiſchen Tempels mit ſeinen Verzierungen, Scherzen und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechiſchen Götterleben, als der ganze Pauſanias.

In der That erſt die letzten Jahrzehende haben uns über uns ſelbſt und über unſere Geſchichte die Augen wieder ein wenig geöffnet. Doch ſtehen wir nur erſt in den Vorhallen und ſchauen ſchüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe ſeyn, wann wir den ganzen Bau überſehen können? Wir hatten wohl ſo viel gelernt aus unſerer Kaiſer- und Reichsgeſchichte, aus den Zügen nach Italien, aus den Unternehmungen auf Dänemark, Ungarn und Polen, aus der Größe und dem Reichthum unſerer Städte, und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unſern Kriegsabentheuern, von unſerer unerſchöpflichen Menſchenzahl und unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk geweſen waren; auch einzelne Werke, wenn ſie auch nur als Maſſe auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit, Gerechtigkeit und geſetzliche Zucht und Ordnung berühmt geweſen waren. Endlich hatte man uns auch geſagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Deutſche immer mit dabei geweſen ſey. Aber das wußten wir früher nicht, ſo wie jetzt, und konnten es aus der Geſchichte ſo nicht darthun, daß wir Deutſche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geſchichte ſind, daß wir das abendländiſche Chriſtenthum entwickelt, daß wir die ſchönſten und lieblichſten Blüthen der Kunſt daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns beſcheiden ſonſt nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, daß, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunſtwerk und Denkmal gezeigt wird, deſſen Schöpfer man nicht weiß, der Künſtler und Meiſter ein Deutſcher war; daß, wo etwas Freies und Geſetzliches in Städten und auf Inſeln der fernſten Küſten ſich gebildet hatte, die Freiheit eine deutſche, eine hanſiſche Freiheit war.

Die ſüßen Nachtigallen der Kunſt haben nach den hiſtoriſchen Überlieferungen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs, Italiens und Hiſpaniens zuerſt zu zwitſchern und zu klingen angefangen; man nennt uns eine romaniſche, provenzaliſche, limoſiniſche und katalaniſche Dichtkunſt. Dieſe Dichtkunſt hat wie der erſte Frühling, der nach dem ſtarren und traurigen Winter mit ſeinen warmen Lüften und milderen Sonnenſtrahlen ſo lieb iſt, einzeln liebliche

Veilchen und Maienblümchen getrieben, die ſich nachher in der Kunſt der ſüdlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zuſammengeflochten haben. Gewiß hatten unſere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feſte und Gaſtmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und ſchwärmenden Seelen in der Einſamkeit geſungen wurden. Dies können wir wohl wiſſen nach den Sagen unſers Nibelungenliedes und der alten nordiſchen Heldenlieder, deren Geiſt unſerm Alterthume doch verwandt war. Gewiß ſind aber dieſe germaniſchen Lieder und Sagen frühe mit dem chriſtlichen Geiſte, ich mögte ſagen, mit der chriſtlichen Seele, durchſtrömt worden, d. h. ſie haben chriſtliches Gemüth und chriſtliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germaniſche Gefäß ſo rein war, darum iſt das Chriſtenthum gar früh in alle ſeine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe, Freude und Muſik. Es gab allerdings durch das Kaiſerthum und das Hoheprieſterthum von Rom einen Ring der damaligen Chriſtenwelt, der auch das Entfernte zuſammenzog und zuſammenband, und was die romaniſchen und provenzaliſchen Trovadores erfunden und geſungen hatten, konnte auch zu unſern germaniſchen Wäldern durchklingen; aber ich glaube nicht, daß unſre ſogenannten deutſchen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachſingenden Zuſammenhang mit der ſüdlichen Kunſt hatten. Ein Klang, eine Sage, eine Weiſe konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Übrige machten die kindlichen und begeiſterten Herzen von ſelbſt, da waren ſie ſelbſt die Erfinder und Macher. Und in unſern alten Liedern und Volksgeſängen, welche reich und mannigfaltig wie die tauſend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausfliegen, unbekümmert, ob jemand ſie hört, ſpiegelt ſich in ihnen nicht das eigenthümlichſte germaniſche Leben und die fromme germaniſche Art auf das wunderbarſte? ſo daß wohl keiner ſagen mag, dies ſey uns von den Wälſchen gekommen. Denn in den wälſchen Liedern, ſo ſüße Liebes- und Freudenſeufzer ſie meiſtens auch ſind, iſt doch bei aller Liebe, Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchſcheinend, aber die unſrigen fangen meiſtens mit ſinnlichen Spielen und Anſpielen, auch mit Hinſpielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geſchichten an, aber endlich fliegen ſie wie bunte himmliſche Vögel hoch über alles irdiſche Leben hinaus und ſpielen uns aus den Lüften überirdiſche Schätze und Träume himmliſcher Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Muſikaliſch und lyriſch iſt das Chriſtenthum, das Lied und das Saitenſpiel ſind ſein Grundton, ſein ewiger Athem und Klang iſt die Liebe. Deßwegen mußte die neuere Kunſt, wann ſie eine wahre neuere Kunſt, wann ſie eine chriſtliche Kunſt ward, in der Muſik und Lyrik ihre Auflöſung und Erklärung haben. Und ſo hat die Kunſt ſich bei den Deutſchen auch bewährt und verklärt. Wie große und fromme Kinder, die reines und unſchuldiges Herzens ſind und weiter nichts wiſſen, als was Einfalt, Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unſre Väter von dem Chriſtenthum in die geiſtige Welt eingeführt, und in Einfalt und Unſchuld bildeten ſie nach und erzählten wieder, was ſie droben bei den Himmliſchen und Heiligen geſehen hatten. Alle die unendlichen und unſterblichen Spiele der himmliſchen Liebe und Freude, alle die innigſten Anſchauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des ſeit dem Sündenfalle verhüllten irdiſchen und elementariſchen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft ſo bedeutend warnend und ahndungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorſpielt, haben ſie in der reichſten und ſchönſten Mannigfaltigkeit dargeſtellt und in irdiſchen Bildern feſtgehalten, daß die Urenkel noch werden ſehen können, wie jene weidlichen, freudigen und einfältigen Menſchen Gott und die Natur beſſer verſtanden, als ſie durch Klauberei und Klügelei je verſtanden werden können. Die Baukunſt iſt der Triumph des deutſchen Wirkens und Schaffens, man kann ſagen, die Deutſchen haben das Chriſtenthum ausgebaut, wenigſtens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Chriſtenthum ſelbſt von der Erde verſchwinden könnte, Menſchen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reſte der ſogenannten gothiſchen Baukunſt ſähen, ungefähr begreiſen könnten, welch eine Lehre das geweſen ſeyn müſſe, aus welcher ſolches hervorgeſproßt ſey: wie der Wanderer in den durch den muhamedaniſchen Fanatismus entweiheten und verödeten Gefilden Indiens ſinnig an den Trümmern und Reſten der heiligen Tempel, Höhlen und Bäume vorübergeht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes, liebendes und beſchauendes Geſchlecht das ſeyn mußte, welches ſolche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden und lebenden Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die deutſche heilige Baukunſt des Mittelalters umfaßt die ganze europäiſche Welt der germaniſchen und halbgermaniſchen Völker; was in Deutſchland, Italien, Frankreich, England, ja was in Schweden und Norwegen Großes darin gemacht worden, iſt das Werk und immer wenigſtens das Bild des deutſchen Urbildes (der Idee). Wie das Chriſtenthum, ohne Zweifel äußerlich und innerlich die weiteſte und geiſtigſte Religion, die ihrem Weſen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verſchiedenſte umfaſſen und erwärmen kann, alles Leben in ſich zuſammenband und keines ausſchloß, wie Himmel und Erde, Geiſtigkeit und Sinnlichkeit, Leib und Seele in ihm in ſchöner Eintracht und frommem Frieden verbunden wurden, ſo daß jedem ſeine Rechte geſichert wurden, ſo hat es in der Baukunſt alle übrigen Künſte verbunden. In dem Karakter der gothiſchen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Malerei ſanft in einander, ohne daß ſie durch eine ungebührliche wirkliche Vermiſchung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berniniſchen Art in der Bildhauerei ſpricht. Nein, ſie ſind wie Mann und Weib ſo in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber außer einander ſtehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende Seele ſind. Die Muſik aber und die Dichtkunſt ranken und ſpielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwiſchen ihnen empor, und um die ſchönen und bunten Frühlingsauen, welche ſie hoch in den Lüften zuſammenweben und amphioniſch zuſammenklingen, zwitſchern die Minneliederchen wie

Schwalben und Lerchen und ſchießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieſes Bild der großen Bilder, welches ich hier leicht hinwerfe, dieſe dünne Anſicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang der unendlichen Welt klingen, welche ein großes Kunſtwerk in der Menſchenbruſt erregt, oder vielmehr der verhüllten unendlichen Welt, welche der Menſch einſt in Klarheit geſehen hat und von deren Weſen ihm jetzt nur noch durch die Kunſt zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahndungen gezeigt wird. Wie der Künſtler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeiſterung unwillkürlich und unaufhaltſam aus ihm hervorſprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, ſo wenig mag der Anſchauer und Betrachter ſeines Werkes mit Worten die Geiſter ſchildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunſt des Mittelalters eine verſteinerte Muſik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entſtehung nach; man ſollte ſie lieber — man verzeihe das Wort — eine muſicirende Steinerei nennen. Nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menſchen, mit den Geiſtern, den Engeln und den Heiligen, mit der reinen Jungfrau, mit dem Chriſtkindlein wollten ſie ſpielen und ſcherzen; dahin trachtete und dichtete all ihr Leben und alle ihre Kunſt, und dieſe Geſtalt nahmen ſie an. Sinnlich und klar ſieht und faſſet man es, wenn man im Abendſchein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesſtrahlen und die ſtilleren Sterne in den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Geſtalt zuſammenzufließen ſcheinen. Da ſieht man in den ſchlanken Säulen die Bäume gleichſam zum Himmel emporſchweben, da ſieht man die hunderttauſend Schnörkel und Zierrathen wie muſikaliſch bewegte und gekräuſelte Luftwellen hinſtrömen, da ſieht man die Blumen und Vögel ſich regen und zur Höhe fliegen, und es lebt, ſingt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieſes Streben nach oben, dieſes Fliegen, Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des chriſtlichen Meiſters war, ſo iſt das Spitze und Eckige in den Bauwerken und in den Blüthen, Verzierungen und Arabesken derſelben der nothwendige Karakter. Wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht ſogleich alles Schönſte wieder zerſtörten, ſo gehen alle anderen Außentheile, Säulen, Bogen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies iſt durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die chriſtliche Andacht errichtet hat, in ſo weit ſie nicht durch die nothwendige Zweckmäßigkeit und Bedürftigkeit aller irdiſchen Werke gebunden ſind, welchen in gewiſſem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen müſſen; denn riſſe man die Dächer weg, ſo würde ſogleich durch den bloßen Anblick erſcheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben will und ſtrebt. Es iſt kein Zufall dieſes Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwiſchen Himmel und Erde offen, es bietet in ſeinen Säulen, Zacken, Blumen, Ranken und Sproſſen dem Himmel tauſend Hände und Finger, woran er faſſen und das liebende und ſehnſüchtige Geſchlecht zu ſich emporziehen kann. Überhaupt hat alles, was der Menſch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerſte Bedeutſamkeit, und nicht blos in dem Sinne und der Meinung, woraus es entſtand, ſondern auch in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Gebilde ſelbſt. Bei allem, was nicht aus eitler Buhlerei und kindiſcher Äfferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem geboren iſt, müſſen ſich durch eine höhere und unwillkürliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menſchen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entſtand. So iſt es auch kein Zufall, daß in den

Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidniſchen Griechen und Römer das Runde und Geſchloſſene vorherrſcht, ſondern es erſcheint darin der Abdruck des innerſten Lebens und Glaubens dieſer Völker. In ſinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen ſinnlichen Genuſſe und in voller ſinnlicher Entfaltung dieſes irdiſchen Lebens hatten ſie ſich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geſchloſſen. Darum machten ſie auch ihre Tempel ganz rund und fertig, wie ihr irdiſches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und im Genuß der Daſeynsfülle ihnen fertig erſchien: ſie ſchloſſen ſie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umſchloß, das kümmerte ſie nicht, ſie wollten mit keiner Sehnſucht dahin, ſie hatten hier unten die Genüge, und begehrten nichts weiter.

Ja, ſo allmächtig hatten die neue Zeit, die chriſtliche Zeit und die unauslöſchlichen Flammen der glühenden chriſtlichen Liebe, das reine und einfältige Geſchlecht der Germanen ergriffen, daß ſie dieſelbe in allem, was ſie wirkten, bildeten und ſchufen, abdrückten, abbildeten und wiederſpiegelten. Die Reſte der alten Völker und die unreinen Miſchlingsvölker, welche von ihnen ergriffen und auf mannigfaltige

Weiſe berührt, gewandelt und umgebildet wurden, konnten das Heidniſche nicht ſo rein ausſtoßen, wie die Deutſchen und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues chriſtliches Leben eingemiſcht. Wir wollen auch nicht in Abrede ſeyn, und können nicht in Abrede ſeyn, weil die Geſchichte ſich gegen uns erklären würde, daß uns von den Heiden und Heidengenoſſen viele Fertigkeiten, Kunſtgriffe und überhaupt die meiſten erſten Geräthe, Formen und Muſter auch der Künſte überliefert und gewieſen ſind; Einiges davon hat ſich trotz der Verheerungen der Hunnen und der ſpäteren Normannen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unſers Rheins und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier, aber das können wir kühn ſagen, daß wir dieſes von den Fremden Empfangene bald in das Unſrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefeſſelt noch unſre Geiſter in nachahmender Sclaverei gebunden; wir haben es als das angenommen, was es war, als mechaniſche Fertigkeit, die von dem einen immer dem andern überliefert werden muß als mechaniſches Muſter; wir haben es ſelbſtmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in ſehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unſre eignen Kunſtgeſtalten, Muſter und

Geräthe gebildet und alles mit unſrer Eigenthümlichkeit, mit unſerm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die deutſche und chriſtliche Seele eingehaucht, und ſo iſt alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unſer geworden.

Wir haben von den höchſten und verborgenſten Dingen und Schöpfungen, die dem Menſchen immer nur als aufblitzende und oft zu geſchwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines ſchönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erſcheinen können, faſt in räthſelhaften Bildern und Andeutungen mehr fantaſirt als geſprochen. Wir wollen noch ein wenig fantaſieren, und ſehen, ob wir durch den Gegenſatz mehr Licht auf eine Sache werfen können, die im Gemüthe oft ſo hell anſchaulich, in Worten aber und Gleichniſſen doch ſo ſchwer ausſprechlich iſt. Wir haben durch die geiſtige Anſchauung nicht blos ſymboliſch ſondern innerlich in der Baukunſt das Runde als das Heidniſche, das Spitze als das Chriſtliche gefunden; wir wollen dieſe äußeren Zeichen ein wenig feſthalten. Vielleicht entdecken wir, daß ſie tief in das innere Leben und Anſchauen dieſer ganz entgegengeſetzten Zeiten und Menſchen hineinführen. Wir ſagten, der Chriſt mache und bilde alles ſpitz, laſſe alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen Hände und Finger reichen, er wolle auch noch durch die Dächer ſelbſt gern zu ihm hineinſteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe ſich ſeinen Himmel hier auf der Erde ſchon zugewölbt, was jenſeits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgeht, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz ſeyn, hier wolle er des Daſeyns in ganzer irdiſcher Fülle genießen und den Kreis ſeines Lebens vollenden, und deswegen habe er der Sehnſucht alle Thüren und Fenſter zugeſchloſſen. Und wahrlich dieſe Anſicht oder vielmehr dieſes Gefühl, welches bei der Vergleichung der heidniſchen Tempel und der chriſtlichen Kirchen ſich uns von ſelbſt aufdrang, iſt in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide ſtrebt in ſich hinein, er will alle Dinge in ſich hineinziehen, der Chriſt ſtrebt aus ſich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Weſen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Chriſt hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir hier ſo anſchauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verſtändlicher wird.

Wir nehmen an, das Heidenthum und Chriſtenthum *) ſeyen zwei große und dicke Körper, nicht eben ganz ungeſtalt, aber doch noch nicht geſtaltet, und dieſe Körper liegen in dem Kreiſe des Himmels und werden von dieſem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird ſich dieſer Anziehung weigern, er wird ſtreben, ſich aus dem Himmelskreiſe herauszuſchnellen, er wird in ſeiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er ſich in ſich ſelbſt zuſammenziehen und in ihm ſelbſt zu verdichten ſuchen und alle Spitzen, Ecken und Zacken abſtoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge faſſen und ihn alſo endlich zu ſich hineinziehen könnte; er wird, weil er ſein ſelbſt allein Herr und Meiſter ſeyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit ſein eigenes abgeſchloſſenes Leben ſuchen. Der Chriſtenkörper hingegen, fröhlich der Anziehung des Himmels, ſehnſüchtig, von ihm ganz und gar hinaufgezogen, ja in ihn hineingezogen und von ihm verſchlungen zu werden, wird die Spitzen, Ecken und Zacken, die an ihm ſind und wodurch er dem Him-

---

*) Daß wir nicht von todten Überſchriften und Namen, ſondern von dem Lebendigen in denſelben ſprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Chriſten, fühlt der Leſer wohl von ſelbſt.

mel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abſtoßen und abrunden wollen, nein er wird wünſchen, daß alles Runde und Feſte in ihm zu lauter ſpitzen und zarten Häckchen, Sproſſen und Ranken würde, woran der Himmel faſſen und ihn ſo in ſich hineinziehen könnte: er wird wünſchen, daß ſeine ganze Maſſe aufgelöst und weich und flüſſig würde, daß er, in Funken, Tropfen und Blütenſtaub zerſprengt, mit Einem Athemzuge, mit Einem brünſtigen Liebeskuſſe von dem ſehnenden Himmel eingeſchlürft würde.

Wir ſpielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde, dichte, feſte Kugel werden, die, unbekümmert, um Sonne, Mond und Sterne, und um den und die, welche darauf herrſchen und wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigner Anziehung und Abſtoßung rollen will. Der Chriſt will alles Runde ſeiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Maſſe durch die Liebe aus der kalten Dichtigkeit reißen und ſie in eine einzige duftende und ſehnſüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reizenden Himmel küßte und ſo in ihn hinein ſchwölle. Der Heide will er ſelbſt ſeyn und kein andrer, er will das Einzelne ſeyn, das Einzelne ausbilden, die Einzelheit hält er feſt, im Einzelnen iſt er groß, Vollendung des Ichs, Abgeſchloſſenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Perſönlichkeit — das iſt ſein Weſen. Des Chriſten Leben iſt in der Liebe und in der Hoffnung, ſein feſter Boden iſt nicht hienieden, ſondern des Himmels wartet er, ſein Ich und alle Perſönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Weſen und zu dem Weſen der Weſen, zu Gott, und auch ſein Karakter, wenn er einen zeigt, iſt mehr die Stärke des allgemeinen chriſtlichen Geiſtes, als ein beſonderes in ihm ſelbſt geſchloſſenes Gemüth. So ſteht es denn feſt: Das Heidenthum iſt in allen Beziehungen rund und vollgeſtaltet es iſt plaſtiſch; das Chriſtenthum aber iſt kraus und zu allen Geſtalten hinfließend und hinſpielend, es iſt romantiſch. Wie Blumen mögte es ſich entfalten, wie Wellen in Muſik verrieſeln, wie Sonnen in Funken zerſtäuben und ſelig untergehen in Einer Geſtalt, in Gott. Und wenn auch die Klage ſo alt iſt als das Chriſtenthum ſelbſt, daß viele mit dem Namen Chriſten ſind aber mit der That Heiden, daß dieſe alſo auch mehr das Heidniſche und Abgeſchloſſene im Leben und im Karakter offenbaren müſſen, ſo gilt dies Letzte doch nur bis zu einem gewiſſen Punkt hin. Wie wenig chriſtlich im Innern auch Manche ſeyn mögen die Chriſten genannt werden. — Heiden können ſie wohl ſcheinen, aber können es doch nicht mehr ganz ſeyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wiſſen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte iſt die chriſtliche geweſen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müſſen. Noch nie hat ein Sterblicher ſich dem allgemeinen Geiſte der Zeiten, worin er lebt, entziehen können; er muß nothwendig eine Ähnlichkeit deſſelben darſtellen. Und auf dieſe Weiſe mußten auch die am wenigſten chriſtlichen Chriſten doch in ihrer Art ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abſpiegeln, worin ſie eingeflochten ſtehen. Jeder Menſch muß im gewiſſen Sinne ein Abdruck ſeiner Zeit ſeyn, er wird von dem in ihr waltenden und herrſchenden Geiſte nothwendig geſtempelt und geprägt, und muß von dem, was die Menge empfindet, denket und iſt, ein Bild darſtellen. Den Gegenſatz des chriſtlichen Weſens und chriſtlichen Karakters gegen das Weſen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geſchichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geſchichte der Alten zeigen, und ſie zeigt ihn.

Eben ſo reich und mannigfaltig, wie die germaniſche Natur unter den warmen Sonnenſtrahlen des Chriſtenthums ſich gleich Blumen in der Kunſt entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte ſie ſich in dem Leben und in dem Staate. Dieſes Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur den Römer, und merke!) die unſichtbaren Götter von jeher mehr gezogen haben als die ſichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen iſt, wie die Idee ſein rechtes Gebiet war von Anfang, ſo hat er auf Erden immer nach der höchſten Freiheit geſtrebt, und thut dies bis auf dieſen Tag; ſo daß er mehr als einmal auf dem Punkte geweſen iſt, über dieſem Streben nach der höchſten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchſte Freiheit iſt nämlich die menſchliche, die kleinere iſt die politiſche Freiheit. Unſelig iſt das Volk, welches der politiſchen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menſchliche nicht behaupten mag; aber unſeliger iſt das Volk, welches kein Streben der menſchlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politiſche Freiheit haben kann. Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche als durch

Geſetze und Gebote regiert. Jemehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, deſto weniger bedarf es der Geſetze. In Hinſicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche iſt wohl kein Volk reicher geweſen als eben die Deutſchen. Dieſer Theil unſerer Geſchichte, deſſen Darſtellung für die Kunſt, ja für unſer ganzes welthiſtoriſches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, iſt noch faſt wenig bearbeitet, und doch droht er von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtniſſe der Menſchen und endlich auch aus der Wirklichkeit zu verſchwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit aber von dem, was jetzt meiſtens vergangen und geweſen iſt, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germaniſchen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert herrſchte, und wo unſere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg, Straßburg, Köln, eine ſo große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen deutſchen Staaten, die ſich wohl groß dünken, nicht iſt. Zuerſt ſtanden die Stände geſchieden, die Fürſten, der hohe Adel, der kleine Adel, die Geſchlechter, die Geiſtlichkeit mit allen ihren Stufen, die Bürger, die Bauern. Dieſe bildeten jede ihre beſondere Art und Sitte, obgleich ſie viele Einigungs- und Zuſammenfließungspunkte hatten. Die Bürger außer dem, was ſie gemeinſam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterſchied, waren wieder in eine Menge beſonderer Geſellſchaften, Zünfte und Innungen zerſpaltet, deren jede wieder ihre Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und ſie mit der größten Sorge behauptete und feſthielt, weil ſie ſich ſelbſt allein ſo behaupten und feſthalten zu können meinte. Wenn man ſich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tauſend Gegenſtößen und Widerſtreiten außer einander und neben einander ſtand, recht lebendig vorſtellen könnte, in ſeinem lebendigen Wirken, Schaffen und Seyn, ſo würde unſer jetziges Leben in der Vergleichung mit jener Vergangenheit uns faſt arm und jämmerlich dünken. Außer dieſer unendlichen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der vielen Klaſſen und Geſellſchaften, die damals in einer einzelnen deutſchen Stadt geſehen werden konnten, war aber noch eine ſehr zahlreiche Freiſchaar des Lebens, die keiner beſondern Klaſſe und Geſellſchaft angehörte, ſondern wie die leichten Truppen und die Springer und Plänkler eines Heers hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein luſtiges und buntes Vorbild gab. Ich ſpreche hier von den Luftſpringern; Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite der Geſchichte des Mittelalters leſen, daſſelbe gewimmelt hat. Es war damals eine ſehr reiche Zeit: angeſtrengte Regierung war nirgends, ſtehende Heere kannte man nicht, das Reich war ſo mächtig, oder vielmehr die Nachbarn waren ſo ſchwach, daß keiner es von auſſen antaſtete; Handel und Gewerbe blüheten. Da war Raum für eine Menge Singer und Spieler und anmuthige und ergötzliche Faullenzer, welche man in ſpäteren Jahrhunderten überflüſſige oder gar verderbliche Menſchen hat nennen müſſen; ſie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernährt, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeiſige, Bienen und Schmetterlinge, ja auch Spatzen, Mücken und Fliegen trägt und nährt, als leichte Spieler ſeiner unendlichen Luſt und Liebe. Dieſe leichte Freiſchaar hat, wie man aus allen Jahrbüchern, Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten ſieht, das Leben derſelben auf die luſtigſte und mannigfaltigſte Weiſe geſchmückt und verziert und der Zucht und dem Ernſt der Sitten nicht geſchadet. Später iſt mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine ſorgſame Polizei hat dieſen bunten Harlekinsrock der Geſelligkeit zerſchnitten und die Fetzen davon in alle Winde geſtreut. Das Volk hat ſeitdem lernen müſſen, ſich mit Methode freuen und mit Ordnung ſpielen.

So ſtand das deutſche Leben in reicher Fülle ausgeſpreitet und mit tauſend Blüten, Blättern und Zweigen entfaltet und in einander verwachſen; aber jeder Gau, jede Stadt, jedes Land, jeder Volksſtamm hatten wieder ihre beſonderen Ordnungen, Arten und Weiſen, obgleich Einiges dem großen Ganzen gemeinſam war, als das, was das deutſche Volk und ſeine allgemeinſte Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber außer dieſem Ebenberührten, was in Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der großen Geſellſchaft hervorging, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Deutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch immer über den Bürger hinausſtrebt: d. h. ſie haben das Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war in der Vergangenheit gewiß viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben, das uns der politiſchen Freiheit im ſchönſten

Sinne einſt würdig und empfänglich machen wird. Jeder Deutſche, der nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verloren hat, will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann. Dies iſt es, was ſie meinen, wenn ſie ſagen, das deutſche Streben gehe vorzüglich dahin, ſeine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dieſes Streben iſt an ſich edel, aber es kann übertrieben werden, und der Menſch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren: er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden. Wenn aber das große Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über alles Geſetzte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude des Daſeyns, für das Leben, welches über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Wirken und Treiben deutſcher Menſchen auch heute noch reich und mannigfaltig, ſo ſehr es das bei dem armen und geſpannten Zuſtande der Gegenwart ſeyn kann; es ſteht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chineſenthum, worin ſich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des deutſchen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweiſen; ſie liegt ja, wie Vielen däucht, noch heute vor Aller Augen da, als das Herrlichſte, was der freie germaniſche Sinn aus ſich heraus gebildet und geſchaffen habe. Wer indeſſen die deutſche Geſchichte auch nur obenhin ſtudiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich ſey; nein, es iſt ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Geſellſchaften, welche im Mittelalter, beſonders in den Städten war, iſt größtentheils wie von ſelbſt verſchwunden oder zerſtört; mehr noch iſt die reiche Verſchiedenheit der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie jener Zeit verſchwunden. Was damals vom Kaiſer bis zum Dorfſchultheiß und vom Papſt bis zum Buchſtabierlehrer, jedes auf ſeiner Stufe und in ſeiner Ehre, unter einander und auf einander ſtand, und das ganze große Reich trug, hat ſich in ſpäterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngſter Zeit wohl häufig gegen einander geſtellt. Nicht das, was geſpaltet und in einzelnen todten Stücken aus einander geriſſen liegt, kann man reiche Mannigfaltigkeit nennen, ſondern was in einzelnen lebendigen Leben neben einander blühet und gedeihet und doch durch ein gemeinſames höheres, faſt unſichtbares Leben gehalten wird. Unſer Vaterland hatte ſich in dieſer Hinſicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt ſind, ſich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann dieſe Entwickelungsart als eine natürliche Art an ſich weder loben noch tadeln, ſondern blos das ſagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit dieſe mannigfaltige Entwickelung fehlt, ſehr elendige und arme Völker ſind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen und unbeſtimmten Geſtalten ſpielt, da wird das ſpätere Alter durchaus keine feſte und bleibende Geſtalt des Volkes zeigen.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Mannigfaltig, bunt, reich war alſo Leben und Staat weiland bei dem deutſchen Volke, und iſt es zum Theil noch mehr, als bei den meiſten andern Europäern, obgleich viele Blüten deſſelben lange verwelkt ſind. Doch dieſes Leben, beſonders das bürgerliche und politiſche Leben, beſchreiben wollen, wie es einſt ſtand mit allen ſeinen verſchiedenen Stufen und mit ſo vielen Einrichtungen und Verfaſſungen, welche zwiſchen Sitten und Geſetzen in der Mitte ſchwebten, wäre ein thörigtes Unterfangen, das weit über unſre Kräfte reicht. Wir haben geſagt, es ſey dieſe Zeit gewiſſermaßen Deutſchlands Kindheit geweſen, und in kindlicher Unſchuld und Unbewußtheit habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geſchaffen. Wir müſſen uns dies aber näher erklären, damit wir uns und Andere nicht auf einen falſchen Standpunkt ſetzen. Wir meinten jene Kindheit keinesweges als Kindheit des deutſchen Volkes überhaupt, ſondern als die Kindheit des chriſtlichen deutſchen Volkes. Viele Stufen der geſellſchaftlichen Entwickelungen waren unſre Vorfahren ſchon durchgegangen, als ſie das Chriſtenthum empfingen, Dieſes Chriſtenthum — das dürfen wir ohne Übermuth ſagen — hat wohl kein reineres, treueres und bildbareres Volk empfangen als die Deutſchen. Sie haben ſich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und ſo ſind ſie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt ſich das Leben und Wirken unſers Volkes vom neunten bis ſechszehnten Jahrhundert erklären. Auch das Regiment, beide das weltliche und das geiſtliche, war im Ganzen ſo beſtellt, wie man ſich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichſam ſchon von Geſetzen gehalten und regiert würde. Es war keine Regierung wie die eines feſt beſtimmten Staates, ſondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundſchaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Deutſchen geſagt iſt, gilt von den meiſten neueren durch das Chriſtenthum beſelten Völkern, doch von allen am meiſten von den Deutſchen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken über das Chriſtenthum und über den darin waltenden Geiſt, wie dieſes und dieſer auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Großpolitiſche in den Völkern. Oft leuchten mir dieſe Gedanken ſo hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten ſchweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und beſtätigt, ſogleich einem jeden auch klar wiedergeben; dann aber, wann ich ſie eben zu faſſen und darzuſtellen meine, hüllen ſie ſich wieder in Nacht und laſſen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menſchen immer, wann er das feinſte und verhüllteſte Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anſchauungen vor den ſtaunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht feſtgehalten noch gezeigt werden. Doch will ich ſuchen anzudeuten, was mir in politiſcher Hinſicht von dem Chriſtenthume und ſeinem Geiſte erſchienen iſt.

Die Geſchichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben, und läßt ſich ſo grob weder zeigen noch faſſen, als diejenigen ſie uns geben, welche ſie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ableſen. Wir erzählen erſt ein wenig, und dann ſuchen wir die Schatten aus unſrer magiſchen Laterne zu weiſen, und müſſen es billig einem jeden überlaſſen, wie er ſie auf ſeine Weiſe mit Fleiſch und Gebein ausſtatten will.

Wir ſprechen zuerſt von einem Theile des körperlich gewordenen Chriſtenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Proteſtanten, ſondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöſt ſeyn wollenden Katholiken, die Herrſchaft, welche die Kirche einſt nicht blos über die Völker, ſondern auch über die Kaiſer und Könige ausgeübt hat, faſt durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzuſtellen, und eitel Knechtſchaft, Übermuth und Aberglauben zu weiſen, worunter ſonſt Viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger ſey als Päpſte, Biſchöfe und Kardinäle, mitſpielend und mitwirkend geglaubt hatten. Man erklärte ſich die Geſchichte blos als ein Menſchenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkür, und da mußte es denn ganz natürlich geſchehen, daß das Böſe vor dem Guten, das Kleine vor dem Großen und die Liſt vor der Weisheit erſchien. Kein Verſtändiger, weß Glaubens er auch ſeyn mag, wird mit mir hadern, wenn ich ſage, daß viele Hierarchen und Erzprieſter weiſe, fromme und treffliche Leute geweſen ſind, daß andere aber auch die Geſchichte und ihr heiliges Amt entehrt haben. Es iſt ja das Loos alles Menſchlichen, daß das Schlechte und Gute immer gemiſcht ſind. Wir wiſſen alle, daß die alte Herrſcherin der Völker Roma ſich in der chriſtlichen Hierarchie faſt noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einſt in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römiſche Senat mit aller ſeiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfaſſen und halten, wie der Pabſt und die Kardinäle und Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſie umfaßt und gehalten haben. Und das iſt bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich ſo war, das Sonderbare dieſer Erſcheinung, daß die großen Gerüſte und Geräthe der geiſtlichen Herrſchaft, wodurch ſie geſtiftet und fünf bis ſechs Jahrhunderte in hohem Glanz erhalten ward, in dem äußerlichen und ſichtbaren Zuſammenhange ſelten ſo erſchienen, als man ihn bei einer Gewalt erwarten ſollte, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen alſo, wenn wir uns dieſe außerordentliche Erſcheinung der Geſchichte erklären wollen, nicht blos bei dem Aeußerlichen ſtehen bleiben, bei den Perſonen und bei allem dem, was man perſönliches Geräth und ſichtbare Stützen und Hülfen der Herrſchaft nennen kann, ſondern in dem Innerlichen, in dem Unſichtbaren und Geiſtigen müſſen wir die Erklärung ſuchen.

Es iſt das ſchwerſte Unternehmen, die großen Übergänge in der Geſchichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfaſſen und darzuſtellen. Dieſe Übergänge, welche ſich äußerlich meiſtens als wilde und vulkaniſche Ausbrüche und Umwälzungen offenbaren, werden allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat ſich der große Geiſt, durch den die waltenden und ſchaffenden Geiſter der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit geſetzt werden, ſo tief hat er ſich verborgen, daß wir ſein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geſchweige denn zeigen. Denn, was wiſſen wir denn von dem ungeheuren Übergange der Zeiten, als das Chriſtenthum das Heidenthum ablöſte? Einzelne Übergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber ſo wie das Ganze mit ſeiner unendlichen Verſchiedenheit vor uns tritt, ſchwindelt unſern Blicken, wir können die weiten Klüfte, welche dazwiſchen liegen, nirgends ausfüllen, und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit ist mir zu tief und dein Geist ist mir zu mächtig, und ich kann ſie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer ſagt uns, was es war, das ſo mit einem Male, das ſo plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geſchichte einer Nachtwache gleich zu achten ſind, das Menſchengeſchlecht mit allen ſeinen irdiſchen Freuden in den Himmel empor hob, der weit jenſeits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über den Sternen ein Daſeyn beſtätigte, deſſen Herrlichkeit der Glaube ſo ſicher und gewiß machte, als hätten ſie es ſchon wirklich beſeſſen? was war es, das den Glauben ſo plötzlich über das Schauen, das unſichtbare Überſchwängliche über das ſichtbare und ſo ſüße Vergängliche mit ſolcher Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmliſchen Zauber getroffen, Millionen Sterbliche alles aufgaben, was ſie hatten, um für das zu ringen, was ſie einſt haben ſollten?

Dieſe plötzliche und gewaltige Herrſchaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde ſieht und bewundert man wohl, wann ſie nun da iſt, aber man kann ſie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geſchichte glauben, daß menſchliche Willfür in ihr ungefähr ſo viel arbeitet und beſtimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerſtörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müſſen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif ſind und eine große Verwandlung geſchehen ſoll, der neue Geiſt, welcher hinfort der waltende und beſtimmende Geiſt des Lebens und der Geſchichte ſeyn ſoll, in die Welt tritt und mit ſeinem mächtigen Athem alles ſo durchhaucht und durchſtrömt, daß das ganze Geſchlecht dann anſchauet, empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeiſterung Gottes jenen Geiſt empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren ſoll. So iſt das Chriſtenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die erſten Jahrzehende wie ein ſtilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieſelt und iſt dann ein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben, ihre Empfindungen und Gedanken ſo hinweggeſpült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen in dunkeln Bildern aufdämmerte. Weil politiſche Betrachtungen uns auf dieſe Anſicht geführt haben, ſo halten wir das Heidenthum und Chriſtenthum einmal gegen einander in ihren größten politiſchen Gegenſätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politiſches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Chriſtenthums als ein politiſches Reich ſollte auf Milde und Geſinnung gegründet ſeyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Friſche und Fülle nahm und genoß und zu ſeiner größten irdiſchen Vollendung beide des Genuſſes und der Bildung gebrauchte, wie er ſelbſt ſein Mittelpunkt war, wie um ihn ſich alles ſchloß und mit ihm ſich alles abſchloß, ſo brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächſt um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menſchen oder Sachen, nur als Geräth und Mittel zu dieſer Vollendung. Der Chriſt hingegen nach ſeiner Anſicht und ſeinem Glauben durfte ſo nicht in die Natur hineingreifen, am wenigſtens in die lebendige oder gar in die ſittliche Natur. Er ſah und ahndete allenthalben die Geiſter, er mußte dieſe Geiſter ehren, jeder Menſch war ihm ein Ebenbild Gottes, ein Mitbürger und Theilhaber des himmliſchen Reiches wie er ſelbſt; er mußte vor der Strafe zittern, wenn er ihn mißbrauchte und als ein bloßes Geräth und Werkzeug zu ſeinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politiſche Tugend der

Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorſam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies iſt nur ein ſcheinbarer Einwurf. Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Großheit der alten Karaktere, auch mir werden die Ariſtiden und Timoleone, die Quinctier und Manlier ewigen Preiſes würdig dünken und ſolche, welche wir unſern Jünglingen noch als Bürger zu Muſtern aufſtellen können; aber dieſe Großheit, dieſe politiſche Tugend, die auf der einen Seite ſo edel und herrlich war, ſtand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil ſie nur einen kleinen Theil der Menſchen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Dieſe großartigen Staaten, wie Sparta, Rom und Athen, waren ihrem Weſen nach doch nur wie ein einzelner eigenſüchtiger und ſich als den Mittelpunkt betrachtender Menſch anzuſehen; ſie konnten ſich in der größten Fülle des Daſeyns der Kraft und der großen politiſchen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menſchen um ſie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Niedrige und Gemeine für ſie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfniſſe des Lebens für ſie wirken und herbeiſchaffen mußten. Das iſt es, was ich oben ſagte: Das Reich des Heidenthums war auf Stärke und Glück gegründet. Die große Freiheit der Heiden ſtand auf der ſcheußlichſten und grauſamſten Sclaverei. Es hat in unſern Zeiten nicht an ſolchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendſten Klagen gefeiert haben — ſo ſehr konnte die irdiſche Vollendung und Schönheit des Lebens ſie beſtechen, und beſticht ſo zuweilen auch uns — welchen das Chriſtenthum und die chriſtlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindiſche Proben erſcheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuſcht haben, etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfaſſung Ähnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen werde. Gibbon in ſeiner römiſchen Geſchichte und Pauw in ſeinen wunderlichen hiſtoriſchen Betrachtungen über die alten und neuen Völker ſuchen das Heidenthum allenthalben groß, edel, frei und weiſe und das Chriſtenthum klein, kriechend und ſclaviſch und in allen ſeinen Theilen unzuſammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein ſehen und nicht in das Weſen eindringen wollen. Zuerſt, das Heidenthum hatte ſeinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Perickles, Epaminondas, Sophokles, Plato, Phidias und Alexander in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten; das Chriſtenthum iſt gottlob noch immer in der ſtillen und langſamen Fortbildung begriffen. Zweitens, das Heidenthum, feſt und irdiſch in ſich abgeſchloſſen und durch keine Triebe, die nach jenſeits gingen, aus einander gezogen, zeigte äuſſerlich mehr Einſtimmung und Zuſammenhang, als das Chriſtenthum, das reichere und geiſtigere, je zeigen wird. Drittens, es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zuſammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur ſich und der Erde diente und das Ferne und Jenſeitige mehr ahnete als fürchtete, oder vielmehr, um es nicht zu fürchten, weniger anſchaute; und das Große und Mächtige ſowohl in der äuſſeren Darſtellung als in der inneren Feſtigkeit und Majeſtät des Willens konnten die Fürſten des Volkes (die Helden, Weiſen und Künſtler) mehr behaupten und beweiſen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Chriſtenthum auch den trotzigſten und ſtolzeſten Seelen eingehaucht hat, den harten Stahl ihrer Bruſt ſelten zerſchmelzten. So etwa beſtand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völkern geſehen haben; ſolche Völker waren die freien Bürger von

Sparta und Kroton, wie der Stand der herrſchenden Geſchlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern vor wenigen Jahrzehnden etwa beſtand: fünf ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauern, daß dieſer Trotz vergangen und dieſer Glanz verblichen iſt, welche die Menſchheit entwürdigten und Dreiviertel des Menſchengeſchlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im ſtolzen Uebermuth und irdiſcher Vollendung ſich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdiſche und den vergänglichen Trieben und Bedürfniſſen hingegebene Götter waren.

Das Chriſtenthum zerbrach die Herrſchaft, die ſich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Geſetz der Liebe und Menſchlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menſchen ohne Unterſchied und erhob die Unterdrückten Hülfloſen und Unwürdigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidniſchen Götter ſich auf Erden gebaut hatten, ſtanden hinfort öde, der Glanz und Trotz der herriſchen und faſt göttergleichen Männer und Bürger mußte verſchwinden, und, weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menſchen geadelt waren, mußte die äußere Herrlichkeit der Staaten und der äußere ſchöne Schein des

Lebens ſich verkleinern und ſchwächen, da die Würde mehr nach dem Innern geſchätzt werden ſollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiſte des Chriſtenthums, und wenn gleich das Chriſtenthum auch in ſeiner Art einmal ſich vollendete und trefflich geſtaltete Staaten zeigen konnte, ſo konnte man doch vorherſagen, daß ſie ſelbſt nie den äußeren Glanz der Darſtellung und daß ihre Bürger nie die ſtolze Abgeſchloſſenheit des Karakters haben würden, wodurch die Heiden ſich auszeichneten. Ihre Stärke und Größe mußte durchaus anderer Art ſeyn. Das Chriſtenthum hat ſeinen ſiegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib, die ſchönere und zartere Hälfte des Menſchengeſchlechts, in ſeine Rechte eingeſetzt. Früher ſchien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daſeyns zugegeben zu ſeyn. Bei den meiſten Völkern ward es in ſtrenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidniſche Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es ſeine Beiſchläferin, die Mutter des künftigen Römiſchen Bürgers, höchſtens ſein tapferer und für jedes Gefährliche und Stolze mit ihm gerüſteter Freund ſeyn ſollte. Das Muſikaliſche und Blumige der weiblichen Natur, das Zartſpielende und

Ahnungsreiche hat das Heidenthum meiſtens als einen Schatz vergraben, den es nicht zu gebrauchen verſtand; erſt das Chriſtenthum hat dem Weibe ſeine Beſtimmung geöffnet und ſeine Würde verliehen, und wie es den Kreis des Daſeyns weit über dieſe Erde hinaus erweiterte, ſo hat es auch den Kreis dieſes irdiſchen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben dieſe Weiſe ſtellte das Chriſtenthum alles, welchem himmliſche Seelen inwohnend gedacht wurden, unter ſeinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geiſtigen Anſicht und Würdigung des Menſchengeſchlechts der Krüppel ſo viel werth als der Held, und der Bettler nicht geringer als der Kaiſer. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdiſche Ariſtokratie der Stärke und Gewalt geweſen, das Chriſtenthum ſollte eine Art himmliſcher Demokratie auf Erden ſeyn, die Gleichachtung der Seelen ſollte auch eine gröſſere politiſche und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dieß iſt freilich langſam geſchehen, weil der irdiſche Trotz und der Ungehorſam gegen Zucht und Wohl dieſes erhabene Geſetz des Chriſtenthums nimmer ganz werden ausführen laſſen; aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns blicken in der Geſchichte, wenn uns der einzelne Glanz des Heidenthums bei ungeheurem Elende und himmelſchreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unſcheinbare chriſtliche Mittelmäßigkeit, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Chriſtenthum ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sclaven ein Segen geworden iſt. Wir können es aus vielen Geſetzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, und aus den älteſten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweiſen, wie die neue Lehre der Liebe und Milde frühe ſchon der Schirm und Schutz der Hülfloſen und Verlaſſenen geworden iſt.

Nach dieſer Abſchweifung, die aber nicht weit von unſerm Pfade ablief, komme ich auf das zurück, wovon ſie ausging, nämlich auf das wunderſame Geheimniß und die wunderſame Gewalt, die in dem ſogenannten Geiſt der Zeit liegt, in dem, was die großen Abſchnitte und Uebergänge, ja ich mögte ſagen Durchſchnitte, der Geſchichte beherrſcht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was ſich bei dem Eintritt ſolcher bedeutenden Epochen unſichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einſtellt und die Herzen und Köpfe der Menſchen regiert, ohne daß ſie wiſſen, woher es gekommen, und was ihnen geſchehen iſt. So iſt es auch geweſen, als das Chriſtenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrſchaft beſtieg. Ehe es noch vorherrſchend war unter den Völkern, wehete ſchon ſein Geiſt über die Erde hin, ein ganz anderer Geiſt als der heidniſche. Der heidniſche Geiſt war ein bindender zuſammenſchließender und zuſammenziehender Geiſt; der chriſtliche Geiſt war ein löſender, aufſchließender und auseinanderziehender Geiſt. So ſtürzte denn die kühne und ſichere Haltung des alten heidniſchen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltſam zuſammen, ſo riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten hatte, entzwei, und das Leben und die Welt ging aus den Fugen, daß man glaubte, ſie könnten nimmer wieder zur Ordnung und Geſtalt zuſammengeſetzt werden. So blieben ſie auch lange liegen, und die Barbarenvölker, die nun das Chriſtenthum annahmen, die man ſich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römiſchen Reichs; aber wie fern von jener feſten und runden Geſtalt, wozu die Staaten des heidniſchen Alterthums faſt in allen ihren Theilen abgeſchloſſen geweſen waren! Auch iſt dieſe Rundung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem chriſtlichen Staate erreicht worden, ſondern die meiſten chriſtlichen Völker ſcheinen, wenn man ſie mit den beſten und fertigſten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Verſuche und Proben geſellſchaftlicher Vereine und Verfaſſungen gemacht zu haben. Bei dieſer Erſcheinung fragt man ſich billig wohl, was das bedeutet, zumal wenn einem einfällt, daß es chriſtliche Staaten giebt, die nun ſchon 1200 und 1300 Jahre beſtanden haben.

Ich will ſagen, wie mir das erklärlich däucht, denn für etwas Anderes als ein Dünken mögte ich meine Anſicht nicht ausgeben.

Erſtlich. Wir wiſſen nicht, durch wie viele Abſtufungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen iſt, ehe es auf die Stufe gelangte, welche wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegen; denn wer zeigt uns die dunklen Spuren, wo der göttliche Geiſt in der Urzeit durch die Geſchichte hingewandelt iſt?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle ſeine verſchiedenen Bahnen hat geſchwinder durchlaufen müſſen als das Chriſtenthum. Sein ganzer Kreis war enger, es ſtand faſt blos in den Endlichen und Irdiſchen befangen und umſchloſſen. Das irdiſche Daſeyn mit dem, was es von Geiſt in ſich hat, ſollte einmal in ganzer Tiefe durchgemeſſen werden; die irdiſche Schönheit Freude und Wolluſt ſollte ganz durchgenoſſen und dargeſtellt werden, damit den kommenden Geſchlechtern ein ſo klares Bild davon bliebe, daß ſie wüßten, wie weit auf dieſem Wege zu gelangen ſey. Dann mußte die weiſe Vorſehung das untergehen laſſen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller ſeiner Vollendung und Schönheit doch nicht auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Chriſtenthums iſt unendlich weit, ſo weit und allgemein und allumfaſſend, däucht mir, daß es hienieden wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdiſchen Kräfte und Triebe durch die himmliſchen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menſchliche Wille und das menſchliche Streben verſchwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verſchwindet. Und weil ſie ſo verſchwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, ſo mußten ſie ſich ihr ganz hingeben und jener Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren, die aber nun keinen

Halt mehr hatten, als etwas Veraltetes ja wohl als etwas Übermächtiges und Verwerfliches hinſinken laſſen. So ſtürzte alles Alte zuſammen und der warme und liebende Geiſt des neuen Zeitalters wehete mit ſeinem himmliſchen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporſchlugen. Man kann ſagen: die Welt ward nicht blos mit neuem Geiſte getränkt, ſondern ſie ward mit Geiſt getränkt.

Viertens., Dieſer mächtige Geiſt des Chriſtenthums, welcher nun der Weltgeiſt geworden war und nicht allein die wirklichen Chriſten, ſondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß ſich in unendlicher Fülle aus, der milde, fromme und freundliche Tröſter, den Chriſtus bei ſeinem Scheiden von der Erde ſeinen traurenden Freunden und Jüngern verſprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiſeren vernommen und von den frommſten angenommen. Kaum waren einige Jahrhunderte vergangen, ſo war eine ganz andere Welt da und es lebte ein viel geiſtigeres Geſchlecht auf Erden, als in der blühendſten und glänzendſten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugeſtehen, der die Dinge nicht nach dem Schein, ſondern nach dem Weſen, nicht nach Einzelnen, ſondern nach Allen beurtheilt. Freilich im Anfange des Chriſtenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme deſſelben begnadigt wurden, war alles äuſſerlich ſehr unvollkommen und geſtaltlos, und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer ſchöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß ſie wahr iſt. Keineswegs läugne ich einzelner Griechen und Römer hohe Bildung, Wiſſenſchaft und geiſtige Tiefe, weil ich ſie nur mit Unvernunft läugnen könnte; aber das ſage ich gradezu: den Gott der Chriſten haben auch die Tiefſten und Edelſten unter ihnen kaum geahndet. Dieſer war nun nicht blos der Gott einzelner Seher, Weiſen und Geweihten geworden, nein, es war der Gott des Volkes, der allgemeine, der allliebende, der das ganze Menſchengeſchlecht in Liebe, Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verſtanden ward er — denn wie mag man Gott verſtehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die ſtarre und blanke Abgeſchloſſenheit des Heidenthums war geſprengt, und das neue Leben, das man ein ſich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tauſend ſehnſüchtigen Zweigen und Blüthen zwiſchen Himmel und Erde wachſendes und blühendes

Leben nennen mögte, begann jetzt zu keimen. Dieſes Leben, wie haltungslos und geſtaltlos es äuſſerlich auch ſeyn und ſcheinen mögte, trug doch Jahrhunderte lang die chriſtliche Welt, ſo mächtig war der waltende Geiſt, welcher drinnen reichlich ergänzte, was drauſſen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle dieſe einzelnen geſchichtlichen Anſichten und leichten Gedankenſpiele als eben ſo viele Strahlen ausgeſchloſſen ſind, nämlich auf die Hierarchie und ihre Herrſchaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht ſcharf den Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums zeigen in Hinſicht des Politiſchen oder in Hinſicht alles deſſen, was man unter den Worten Geſetzgebung und Verfaſſung begreift.

Ich ſagte oben, daß mir dünke und daß vielen andern gedäucht habe, das Chriſtenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewieſen hat, es habe bisher in den meiſten Ländern nur Verſuche und Proben für Verfaſſungen gemacht. Dies kann man mit einigen kleinen Ausnahmen wohl mit vollem Rechte von den Ländern ſagen, die manche Jahrhunderte vor allen übrigen in Glück, Reichthum, Macht, Kunſt und Wiſſenſchaft geblüht haben, nämlich von Italien und Deutſchland. Man kann auch das ſagen, es ſey durchaus unmöglich geweſen, daß bei ſo wenig beſtimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfaſſungen, als womit dieſe und andere europäiſche Länder ſich manche Jahrhunderte recht leidlich, ja glücklich, durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre beſtanden wäre. Wir fragen: Warum wäre dies unmöglich geweſen?

Das Alterthum ſtand noch faſt ganz innerhalb der leiblichen und irdiſchen Gefühle und Triebe, und hatte ſeinen Blick faſt wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja, es vergötterte den Leib und die Erde und die irdiſchen und leiblichen Triebe. Daher lag auch ſein Recht, wie ich oben geſagt habe, in der Kraft und im Glücke und nur ungeheure Frevel und brennende Miſſethat ließ es durch größeren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geiſter und durch düſtre und unbekannte Schrecken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenſchaften und bei der Sündloſigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unſichtbare Gewalt mehr fehlte, ſo mußte für ſie die fühlbare Gewalt eintreten und den Mangel der geiſtigen Herrſchaft durch eine faſt ganz leibliche

Herrſchaft erſetzen. Wo das Herz wenig ahndete und glaubte, als was das Auge ſah, da mußte das, was bei uns geiſtige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes iſt, jenen Menſchen durchaus mehr äußerlich gezeigt werden und äußerlich auch feſter verbunden und in einander verſchlungen ſeyn. Und in der That ſo war es. Das heidniſche Prieſterthum ſtand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geſchloſſene und innerliche Geſellſchaft, welche tiefe Geheimniſſe und wunderbare Weihen vor demſelben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch voraus hatte; auf der andern Seite trat es mit ungeheuren Schrecken unter die Menge und hielt ſie durch Furcht im Zügel, welche ganz eine irdiſche Furcht genannt werden konnte. Die meiſten heidniſchen Prieſter waren im eigentlichen Sinne des Wortes Hexenmeiſter; ſie ſchreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, ſie ſpielten ihnen mit den elementariſchen Geiſtern, welche ſie dieſen Naturkräften abgelauſcht hatten, allerlei bunte Gaukeleien vor, und ängſtigten ſie durch Deutungen außerordentlicher Erſcheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geiſtige jenes Menſchenalters durchaus leiblich unter die Menge, ſo daß es halb geſehen ward. Auf dieſe Weiſe haben ariſtokratiſche Prieſterorden in Theben, Memphis, Perſepolis, Ekbatana und in Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrſcht. Auch die übrigen Staatsordnungen ſtanden alle viel feſter und leiblicher in einander gefügt, als in ſpäteren chriſtlichen Zeiten: weil ſie unbändigere Kräfte mit irdiſcheren Mitteln zügeln ſollten, ſo durften keine ſolche Lücken in den Verfaſſungen ſeyn, wie wir ſie bei den Chriſten ſo häufig finden.

Das Chriſtenthum aber, ſo wie ſein beſeelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geiſtigeres, durch höhere Ahndungen und Hoffnungen und durch überirdiſche Schrecken gehaltenes Geſchlecht. Denn auch das könnte man als einen großen Gegenſatz des Heidenthums gegen das Chriſtenthum hinſtellen, daß die Schrecken deſſelben unterirdiſche Schrecken waren, die gewiſſermaaßen in den Tiefen der Erde hauſeten und wühlten, da der Chriſt hingegen den höchſten Geiſt und alle Geiſter auf die Sterne geſetzt hatte. Dieſes neue Geſchlecht war nicht durch die Einſicht, welche ſehr langſam kam, ſondern durch die unſichtbare und unbekannte Kraft bereitet, die ſich als die allmächtige Luſt des friſchen und erquickten Lebens durch alles ergoſſen hatte; ſo daß es an viel loſeren und weicheren Banden geführt werden konnte, als die Früheren. Dieſer geheime Geiſt des Chriſtenthums, gleichſam der untere Geiſt jenes tröſtenden Geiſtes, welchen der Herr bei ſeinem Scheiden den Gläubigen verheißen hatte, iſt in ſeiner gewaltigen und geſchwinden Wirkſamkeit eines der großen Wunder der göttlichen Bereitung und Umwandelung der Zeiten. Die Wiſſenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Prieſter, aber ungeſchichtlich und dumm iſt die Anſicht, als ob Liſt und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Habſucht und Herrſchſucht das erfunden und erwirkt hätten, wodurch die europäiſche Welt Jahrhunderte lang regiert und erhalten worden iſt. Auch die chriſtlichen Prieſter waren ja Menſchen, von dem allgemeinen Geiſte, der über die Welt ausgefloſſen war, ergriffene und durchdrungene Menſchen; die Hierarchie, wie ſie ſich im Laufe der Zeiten äußerlich und leiblich entwickelt und geſtaltet hat, war nur ein Abdruck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in ſo fern ſtanden die Prieſter auch nur da, einer höheren und unſichtbaren, von ihnen nicht begriffenen Macht dienend. Dieſes Abbild hat ſich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht.

Freilich haben irdiſche Leidenſchaften und menſchliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan; aber dies iſt als das Zufällige und Willkürliche doch immer mehr an dem Äußerlichen hangen geblieben. Das Innere war geiſtig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Hexenmeiſterei, wodurch die heidniſchen Prieſter die Völker beherrſcht hatten. Denn das wollen wir nicht läugnen, daß, wie geiſtig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch einige Äußerlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Äußerliches und Leibliches, wie alles, was für irdiſche und beſchränkte Weſen gemacht iſt, es haben muß, ſie hatte ihren ſichtbaren Dienſt, ihre Ceremonien und Weiſen, ihre äußeren Satzungen und Verfaſſungen, ſie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemeſſen; aber ſie hat dies nie für das Weſen erklärt noch haben die Völker dies als das Weſen geglaubt und angebetet. Das war in dieſer Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens geboren war: das Innerliche, Geiſtige, Überſchwängliche; und wenn auch alle Prieſter gemeine und auf die gemeinen Lüſte der Erde hinſchauende und hinlebende Menſchen geweſen wären, dies hätten ſie nicht auslöſchen können, weil es das war, wodurch alle lebten, glaubten und empfanden. Auch haben die Prieſter ſelbſt da, wo ſie für gemeine Zwecke ihrer Herrſchaft und nicht der Herrſchaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit andern Künſten zu ſpielen, als mit ſolchen, die dem innerlichen Geiſte des Chriſtenthums und dem unſichtbaren Leben droben verwandt waren. Man kann aus der Geſchichte beweiſen, daß es eine platte Unmöglichkeit geweſen wäre, daß allein durch das, was die Hierarchie von Äußerlichkeiten und von äußerlichen Geſetzen hatte, von Rom bis Liſſabon und Edinburg und Stockholm ſo allgewaltig geherrſcht werden konnte; nein, durch den allgemeinen Geiſt, womit die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieſes Geiſtes, und überhaupt durch die Anerkennung einer geiſtigen Herrſchaft auf Erden iſt geherrſcht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrſchen auch leicht. Späterhin, als ſich aus dieſer allgemeinen Geiſtigkeit, die das Chriſtenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politiſche mehr entwickelt und ausgeſchieden hatte, als das mündigere oder ſich mündig wähnende Geſchlecht ſelbſt des Geiſtes reich und mächtig zu ſeyn und der geiſtigen und geiſtlichen Handleiter in den äußeren Dingen ſich nicht mehr ſo bedürftig glaubte, haben weder irdiſche noch überirdiſche Künſte den Fall der geiſtlichen Vormundſchaft und Oberherrſchaft über Europa aufhalten können.

Durch geiſtigen Glauben und Anerkennung der Menſchen und durch linde und geiſtige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa ein Jahrtauſend auf ſanften Händen ſo hin, und der Geiſt, wodurch ſie geſtaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menſchen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äußeren Anſtalten der Zucht und Buße die trotzigen und ungeſtümen Triebe und Gelüſte beſſer, als bei den Heiden und Juden die zweckmäßigſten und zuſammenhangendſten Geſetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politiſchen Geſetze und die Verfaſſungen überhaupt viel loſer und unzuſammenhangender ſeyn als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch beſtehen und die Staaten ſich erhalten. Und wirklich war das ſo. Was den Verfaſſungen und Bürgerordnungen an Zuſammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte jener Geiſt der Liebe und Freundlichkeit, jener Geiſt der Hoffnung und Geduld, der aus dem Chriſtenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wilden, was in der menſchlichen Natur liegt, deren der Schamanismus und die Hexenmeiſterei der heidniſchen Prieſter ermangelt hatten; und daher bedurfte das politiſche Band nicht ſo ſtraff angezogen zu werden. Es war, wann die phyſiſchen und irdiſchen Kräfte überſchwellen und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernſt hinzutreten und den wüthenden und zerſtörenden Sturm beſchwören konnte. Aber außer ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und ſein menſchlicher und freundlicher Geiſt ſchon ein Geſetz der Milde und des Erbarmens in die Welt gebracht, das den Übermuth bändigte und den Frevel züchtigte, und das ganze Menſchengeſchlecht als Kinder Eines Vaters, welche zum Himmel und zu himmliſchen Genüſſen alle gleiche Vorrechte hätten, anſehen und lieben lehrte. Die ſtille Wirkung dieſes evangeliſchen Geſetzes iſt die mächtigſte geweſen und hat die Elenden und Sclaven, welche früher faſt rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte, nicht nur an dem himmliſchen, ſondern auch an dem irdiſchen Reiche erhoben.

Die chriſtlichen Staaten entwickelten ſich alſo unter den ſtillen und zarten Einflüſſen der beſeligenden

Lehre des Evangeliums und wurden an den meiſtens ſanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfaſſungen und Geſetzgebungen an Zuſammenhang und Übereinſtimmung fehlte. Die Hader, Entzweiungen und Erſchütterungen, welche bei politiſchen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die chriſtlichen Staaten erfahren und oft recht hart büßen, aber die milde Macht ſtand immer in der Nähe, welche die ſtreitenden und im Zorne ſich überwägenden und übermeſſenden Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen ſtrebte. In unſerm Vaterlande, in Deutſchland, wo die reinſte und jugendlichſte Barbarenkraft die hehren Geiſter des Chriſtenthums mit der unſchuldigſten und empfänglichſten Liebe aufnehmen konnte, hatten ſich Leben und Kunſt mit der reichſten und blühendſten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben ſo reicher Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Geſtalten bildeten und entwickelten ſich die politiſchen Körper. Hier in der Mitte Europas, hier in dieſen Gegenden, welche viele Völker unſers Welttheils als die Wiege ihres Stammes anſahen, offenbarte ſich aber mitten in der vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindigkeit der Triebe, und eine Milde und Heiterkeit der Geiſter, welche die politiſche Entwickelung der Geſellſchaft viel ſanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenſchaften geführt werden können. Die Deutſchen zeigten auch hier die Anlage, welche in der älteſten Geſchichte an ihren Vätern geprieſen iſt, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber ſind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfaſſungen. Unſer politiſches Leben im Mittelalter war ein friſches, muthiges, lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen, Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Dieſe waren beſonders in den Städten, wo ſich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des deutſchen Volkes in jener Zeit am luſtigſten und fröhlichſten bewegte. Aber angeborner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeſchreibliche chriſtliche Geiſt, welcher der Milderer und Erlöſer der neuen Völker ſeyn ſollte, mäßigten und ſänftigten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Deutſchland hatte damals in ſeinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordiſche und banditiſche hat es nie gehabt, wie mehrere ſüdliche Länder.

Die politiſchen Verfaſſungen und Geſetzgebungen jener Zeit alſo waren nirgends ſo fertig und abgeſchloſſen, wie es im Heidenthum für ihren Beſtand durchaus nothwendig geweſen war. Den Unzuſammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unſichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinſchwebende und waltende Geſetz, das ich hier ſo oft in ſo vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller da, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nämlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus ſagt von unſern Altvordern: bei ihnen vermögen gute Sitten mehr als anderswo gute Geſetze. Dieſen Ausſpruch des großen Römers konnte man im volleſten Sinne noch auf die Deutſchen anwenden, von welchen hier geſprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geſchriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Geſetze. Hier war die deutſche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Durch die Menge beſonderer Innungen, Zünfte und Geſellſchaften war jede Stadt wieder gleichſam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abweichend und wieder vielfach mit einander verbunden und in einander verflochten, beſtanden dieſe vielen Genoſſenſchaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe, Gebräuche und Ordnungen gleichſam das kleine Gerüſt des größeren Staates zuſammen. Doch die größte Herrſchaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das ſeit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer ſeinen Urſprung anzugeben wußte. Glücklich iſt das Volk, bei welchem es ſo zuſteht; denn die Sitte und der Gebrauch iſt der rechte Boden des Geſetzes, worauf es am ſicherſten ruht. Das ſind aber die beßten Geſetze, welche aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes unmittelbar erwachſen ſcheinen; die ſchlechteſten ſind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß ſie in dem Gemüthe des Volkes, dem ſie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Ähnlichkeit finden.

Auf dieſe Weiſe lebten die europäiſchen Völker und auch unſere Väter fort bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein. Die Deutſchen vorzüglich waren in ſo vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, welche ſich von der Zeit und von ihren Entwickelungen und Beſtimmungen forttragen laſſen, ohne daß ſie wiſſen, was ihnen geſchieht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf-ſechshundert Jahren ſo Großes gethan und gelitten, ſie hatten in der Kunſt ſo Großes und Herrliches gewirkt und geſchaffen, ſie hatten die höchſte Herrſchaft des Chriſtenthums, die Majeſtät des abendländiſchen Kaiſerthums, gegründet, ſie hatten die Macht und Schönheit der freieſten, reichſten und gewerbſamſten Städte erbaut und geſchmückt; und doch war dies Alles, wie es ſchien, faſt ohne ihr Zuthun, wenigſtens ohne ihr Wiſſen, geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebild der Kunſt ſo ganz natürlich geworden und gewachſen aus den Keimen, die urſprünglich in dem Volke lagen, und aus dem Triebe, womit das Chriſtenthum, als der große Weltbaumeiſter in dieſen Keimen unſichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unſelige Zeit, wo dieſe kindliche Unſchuld des Volkes zum Bewußtſeyn erwachen, wo das Recht und Geſetz mit ſtrengem und ſtrafenden Blick vor ſeinem Angeſichte erſcheinen ſollten. Der Anfang dieſer Zeit war der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erſcheinungen, Strebungen und Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weiſe verwandt waren, ſich von ſelbſt als der Eintritt einer Übergangsepoche der Geſchichte bezeichnete und deren tiefere welthiſtoriſche Bedeutung erſt in unſern Tagen von Einigen begriffen iſt. Jetzt, als dem Menſchengeſchlecht die Augen geöffnet waren, hatten ſie das Schickſal Adams und Evas weiland nach dem Sündenfalle, ſie dünkten ſich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zuſtandes; was ſie ſonſt gehalten und getragen hatte, dem vertrauten ſie nicht mehr, und doch waren ſie auch zu unglücklich und ungeſchickt, für den neuen Zuſtand ſich ſelbſt neue Träger und Stützen zu finden. So hat unſer Vaterland von dortan geſchwanket, jetzt an die dreihundert Jahre, und iſt immer ſchwächer, getheilter und geſtaltloſer geworden bis auf dieſen Tag. Es war ein ſehr glückliches Land und ein ſehr mächtiges und glorreiches Reich vom Jahr 970 bis zum Jahr 1600, alſo eine Zeit von 630 Jahren; es war im Wechſel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr 1600 bis zum Jahr 1800, alſo eine Zeit von 200 Jahren; es iſt eines der unglücklichſten Länder geweſen vom Jahr 1800 bis zum Jahre 1813. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfriſcht hat, wird von den Zeitgenoſſen ſehr verſchieden beurtheilt.

Ich habe das germaniſche Volk im Anfange dieſer unſerer Betrachtungen geprieſen, daß es ſo vielen ächten tüchtigen Grundſtoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Chriſtenthum in der Geſchichte und der Bildung der Völker machte. Aus dieſem fruchtbaren Urſtoff, ich mögte ſagen, aus dieſer fruchtbaren Urerde ſind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachſen und erblühet, deren wir uns bei dieſer unſerer Unterhaltung gefreut haben. Die letzten Jahrhunderte, welche in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das in ihnen lebende Menſchengeſchlecht nicht die luſtigſten waren, haben meiſtens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter geſammelt hätten, und das Vermächtniß der Vergangenheit iſt wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben geweſen wäre, etwas Neues und Beſſeres zu machen — denn dieſe Behauptung wäre unſinnig — nein ſie ſind ſehr thätig geweſen Altes wegzuräumen und Neues an deſſelben Stelle zu machen; aber es hat Ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf ſie hätten bauen können; und ſo iſt das Meiſte, was ſie verſucht und gemacht haben, entweder als ein Zeichen menſchlicher Nichtigkeit einzeln und geſtaltlos in der bodenloſen Luft hangen geblieben, oder, wenn es auch einen

Boden zu haben ſchien, iſt es bald wieder zuſammengeſtürzt. Man darf ſagen, wir haben die letzten Jahrhunderte ſo hingeſtüzt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einſturz drohen, welche man aber aus beweglichen Urſachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menſchen in ihnen treiben müſſen, und müſſen ſie zum Theil noch treiben. Wir ſehen nun wohl endlich wie wir dran ſind und was uns noth thut; aber das Gefühl und die Einſicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit, ihnen abzuhelfen. Wir Deutſche ſtehen gottlob noch da. vor vielen Andern kräftig und reiſig; wir ſtehen da gleich edlen Bäumen, die tief im Felſen gewurzelt ſind, aber deren Erde größtentheils abgeſpült iſt. Wer ſoll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzel ſchütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachſen können? Daß Menſchen das aus dem eigenen Willen nicht allein vollbringen können, wiſſen wir aus der Geſchichte und haben unſre Nachbarn, die Franzoſen, dieſe fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müſſen uns in Demuth beſcheiden, und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir däucht, daß die für unſere Geſchichte und für ſo manche andere Völker Europas unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieſes Ende da iſt, dann iſt auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geiſt derſelben da ſeyn, welcher Freude und Gedeihen und Verſtand und Geſetze für alles bringen wird, wie die erſte Epoche des Chriſtenthums ſie den Menſchen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir, welche jetzt leben, allein, wenn wir in Verfaſſungen etwas wollen, das vollkommener iſt, als wir ſelbſt ſind, oder wenn wir meinen, daß ſogenannte vollkommenſte Verfaſſungen uns auch gleichſam wider unſern Willen und wider unſer Verdienſt vollkommen nnd glücklich machen ſollen. Der alte welthiſtoriſche Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: *Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtſchaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat.* Die Franzoſen haben es anders gemeint; aber wie ſind ſie hingefahren mit ihren ſogenannten freieſten und vollkommenſten Verfaſſungen! und wie werden ſie mit allen ferneren Verſuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das meint der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue entbehren zu können, Freiheit und Geſetzlichkeit ſchaffen und bewahren?

Durch dieſe eben genannten Ausſprüche der Geſchichte und Erfahrung will ich keineswegs einem Fatalismus das Wort halten, welcher Deſpoten und Deſpotenknechten eine willkommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns beſtellt iſt, und wenn wir auch einſehen, warum es ſo um uns beſtellt ſeyn muß, ſo dürfen wir doch die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer beſſer und vollkommener werden ſoll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es beſſer und vollkommener werde. Dieſe Ausſprüche ſollen uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schoos legt und ſpricht: Gott wird uns zu ſeiner Zeit ſchon helfen, wenn es ſein Wille iſt, daß es uns geholfen werden ſoll; ſie ſollen uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen und gerade dadurch nichts erlangen noch vollenden, ſondern daß wir bei dem kühnſten Streben nach dem Beſten und Vollkommenſten immer das nächſte Mögliche zu ſchaffen und zu erreichen ſuchen. Wir ſollen unendlich ſtreben wie Geiſter, aber wir ſollen im ruhigen Gleichmaaße der Zeit und ihrer Verhältniſſe arbeiten und wirken, wie es beſchränkten und auf dieſer Erde eingebürgerten Menſchen geziemt.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geſchichte uns ſo bedeutend giebt, werden wir gleichſam genöthigt, uns die Frage noch einmal recht nach zu legen: *Wo wir denn eigentlich jetzt ſtehen? und welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird?* Beide Fragen fallen ganz in einander und müſſen alſo zugleich beantwortet werden.

Wo ſtehen wir? Ich meine; wo ſtehen wir Deutſche jetzt? Sind wir ein erſchöpftes veraltetes durchlichtetes und durchgelebtes Volk, in welchem alles ſchon fein hell und klug geworden iſt? oder iſt noch feſter und kräftiger Urſtoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtauſende volle Arbeit haben? Ich habe meine Anſicht oben ausgeſprochen, deren Ergebniß war, daß mir die Deutſchen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weiſen geſucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall frühe zum Greiſesalter gelangen, andere Jahrtauſende jung, ja noch Jahrtauſende nach ſolchen, mit welchen ſie zugleich in die Bahn traten, Kinder bleiben können. Die Germanen waren nach Art, Kraft und Sinn ein jugendliches und friſches Heidenvolk, als das Chriſtenthum Herrſcher der Welt ward. Dieſes Chriſtenthum in ſeiner ſtillen demüthigen und unſcheinbaren Geſtalt, wie es anfangs auftrat, und mit ſeinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand, und was im Heidenthum vielleicht ſchon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Freilich das Verdorbene, Abgelebte und in eingebildeter Eitelkeit, Schlauheit und Ungerechtigkeit Erſtarrte und Verſtockte hat es nicht wieder verjüngen geſchweige verkinden können. Unſre Vorfahren die Deutſchen, die im Heidenthum wohl ſchon im kräftigen Jünglingsalter ſtanden, wurden durch das Chriſtenthum wieder Kinder, und gleich unſchuldigen großen Kindern haben ſie jene ſchönen Jahrhunderte durchſpielt, welche wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun ſchon dreihundert Jahre ihre Kinderſpiele zerſtört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerſtoben ſind, haben ſie ſich, wie es zu geſchehen pflegt, leider auch in kindiſchen Streichen erzeigt. Dieſe pflegen jenen etwas wilden und liebloſen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in ſie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben aber ganz paſſenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieſer Schlingeljahre — verzeihe mir das Wort, edles Volk — wo allerlei Rohes, Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, ſtehen wir Deutſche jetzt: es iſt in unſerm jetzigen Weſen und Wirken ſo etwas von einer gewiſſen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies iſt, ſo haben wir unſere Hoffnungen noch weithin zu ſtellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der ſchönſten Zukunft unſerer Geſchichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen alſo nicht ſo ängſtlich ſorgen noch fragen: Was wird morgen ſeyn? und was wird übermorgen werden? wie wir wohl zuweilen thun, von dem Gefühle und der Noth des Augenblicks ergriffen, ſondern wir können das Verhängniß mit unſerm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelſpiel ſpielen laſſen; es wird doch die meiſten an Herrlichkeit und Tugend überleben, welche es jetzt ſo halb ſchnöd und halb vornehm anzuſehen wagen.

So däucht es mir in Hinſicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade ſtehen, nach einer geſchichtlichen Dämmerung, welche ich keineswegs für Licht ausgebe. Nicht auf dieſelbe Weiſe aber, wie wir unſere Anſchauungen und Gefühle über die

Zeit ausſprechen, können wir ſagen, welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird. Ich habe oben angedeutet, wie mir dünke, daß das Chriſtenthum unendlich langſamer als das Heidenthum die verſchiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menſchliche Geſchlecht führen ſoll. Ja es iſt dieſes Urtheil, das aber blos als ein Urtheil der menſchlichen Schwäche und Kurzſichtigkeit genommen werden ſoll, welche ſich ja durch Vergleichungen helfen müſſen, vielleicht etwas frech ausgeſprochen. Uns die wir als Chriſten im Chriſtenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichſten und blühendſten chriſtlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als ob des Chriſtenthum je ein Ende ſeyn, als wenn es ſeine verſchiedenen Durchbildungen durch das Menſchengeſchlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß bei ſeinem Namen nichts Anderes einfallen als die Worte von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beſchränkte Menſchen, wenn wir das Unſrige und das Irdiſche an das Höchſte und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müſſen wir wohl menſchlich ſprechen. Das Chriſtenthum, welches eitel Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat einen milden und heiteren Geiſt, welcher nicht gleich jenem irdiſch heroiſchen Geiſte des alten Heidenthums die irdiſche Fülle und Genüſſe geſchwind ausſchlürft und dann in ihm ſelbſt erliſcht, ſondern welcher in ſtillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtauſende an dem zehrt, was jener leidenſchaftliche Geiſt des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgezehrt hatte. Dies ſoll auch nur ein Geheimniß der irdiſchen Beſchränktheit ſeyn. Ich will blos eine Vorſtellung geben, wie das heidniſche und chriſtliche Zeitmaaß nach dem ganz verſchiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erſcheint. Von Perioden, Epochen, Anfang und Ende des Chriſtenthums kann an ſich ja gar die Rede nicht ſeyn. So himmliſch iſt dieſe Lehre, ſo geiſtig ihre Kraft, ſo unendlich ihr Wirken, ſo tauſendfältig ſind die Geſtalten, welche ſie annehmen kann, während ihre Weſenheit und Wahrheit ewig dieſelbe bleibt, ſo unergründlich iſt ihre Liebe und ſo unermeßlich ihre Geduld, daß ſie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Chriſtenthums an ſich, wenn es auch ſolche gäbe, könnte im göttlichen und engliſchen Verſtande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelten menſchlichen. Wenn wir hier von Epochen des Chriſtenthums ſprechen, ſo meinen wir das gleichſam körperliche Chriſtenthum, die Chriſtenheit nämlich, wie ſie in dieſer Zeit den chriſtlichen Geiſt etwa äuſſerlich abſpiegelt und uns in dieſem äußerlichen Spiegel erlauſchen läßt, was dahinter tief im Innern iſt. Was erſcheint denn nun darin?

Zuerſt erſcheint in den Menſchen, die ſich Chriſten nennen, daß dieſe Zeit keine lebendigſte und blühendſte Zeit des Chriſtenthums iſt, daß ſie der hohen Begeiſterung mangelt, wodurch der Geiſt allein ſein innerlichſtes und mächtigſtes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier ſo ſpreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelſehnſüchtige Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Buſen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes, Laues und Aufgelöſetes, was nicht erfreulich iſt. Wie dies in dem Ablaufe mehrerer Jahrhunderte geworden iſt, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am ſchlimmſten geworden iſt, das wiſſen wir, und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am ſchlimmſten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die große franzöſiſche Umwälzung auf ihrem Gipfel ſtand. In den letzten zehn Jahren, mitten in dem ärgſten Zwieſpalt und Gedränge der Dinge, hat es offenbar angefangen beſſer zu werden; was uns einzelne zarte Lichtſtreifen und Schimmer einer ſchöneren Zukunft verkündigen. Das Chriſtenthum muß ja äuſſerlich auch ein Bild unſers politiſchen Zuſtandes abſpiegeln. Je weidlicher und kühner ein Volk iſt, deſto höher und muthiger ehrt es Gott; der ſclaviſche Sinn keimt auch auf einer ſehr morſchen Leiter zum Himmel empor. Man ſagt zwar: im Drucke habe das Chriſtenthum ſeine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr ſeyn, aber da haben die Gedrückten ſich wenigſtens nicht gedrückt gefühlt, ſie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengeſetzt: denn etwas ganz verſchiedenes iſt auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus, eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich gerathe hier aber ſogleich in einen Zirkel hinein. Was in dieſen jüngſten Tagen für die Freiheit und Ehre unſers Volkes Schönes und Glorreiches geſchehen iſt, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Chriſtenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer ſchöneren chriſtlichen Zukunft, die ſchon zuweilen aus der dunkeln Nacht leuchten, ſtrahlen auch aus politiſchen und irdiſchen Hoffnungen für ein edleres und froheres Bürgerleben, welches künftig ſeyn wird. Das innigſte Leben und Fortbilden des Chriſtenthums können wir nicht meſſen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glauben ſchauen und ahnden; und wie dies künftig hineinſpielen und hineinſtreben wird in die Unendlichkeit geiſtiger Entwicklung, welcher Sterbliche mögte das verſtehen! Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorherſagen, daß nicht eher wieder vollkommene chriſtliche Staaten jener Entwicklungsepoche, welche uns die zweite däucht, ſeyn werden, als das Chriſtenthum auch wieder äuſſerlich in einem freudigen und begeiſterten Leben aufblühen wird. Wann dies ſeyn wird, wie dies geſchehen wird, durch welche Begebenheiten und Menſchen dieſer glückliche Zuſtand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann Niemand ſagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Vermögen der früheren gelebt und es beinahe aufgezehrt; wir ſagten, dieſe Jahrhunderte hätten ſich nicht eben freudig und ſtark fortgetragen ſondern nur ſo hingeſtützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That ſo kommen ſie uns vor, wenn wir ſie mit den nächſtvorhergehenden vergleichen. Doch hatte ſich im ſtillen Ablaufe der Zeiten durch die Geiſtigkeit, die ja das Weſen des Chriſtenthums und alſo auch das Weſen der neuen Geſchichte iſt, eine Macht gebildet, welche das Heidenthum und auch die erſten chriſtlichen Jahrhunderte wenig, ja faſt gar nicht gekannt haben. Ich meine hier die Macht, welche man die Meinung nennt. Jener Geiſt, welcher über alle Welt ausgeſtrömt war und auch den Niedrigſten und Ärmſten ein Ahnden und Vernehmen der himmliſchen Dinge, wie es die erſten Weiſen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Bruſt gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geiſt, der die fünfhundert- und ſechshundertjährige Herrſchaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrſchaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieſer eine zweite gewaltige politiſche Herrſchaft gegründet; welche die Herrſchaft der Meinung heißen kann. Dieſe Herrſchaft erſchien weniger, ſo lange die Hierarchie noch mehr in Anſehen und Stärke blühete; ſie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat ſie eine ſo weitgreifende und waltende Wirkſamkeit gehabt, daß man von einer europäiſchen Meinung hat ſprechen können. Dieſe europäiſche Meinung möchte ich den weltlichen, den blos politiſchen Pabſt nennen: denn ſie hat zu dem ganzen Europa ſeit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältniſſe geſtanden, in welchem weiland der

Pabſt und die Hierarchie zu Rom ſtanden. Was dieſe Meinung eigentlich iſt und wie ſie wirkt und herrſcht, das ließe ſich freilich in tauſend einzelnen Beiſpielen breit genug zeigen, aber dadurch wurde ihr Weſen noch nicht klarer. Ihre ganze geiſtige Allmacht begreift nur derjenige welcher den vollen Strom der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwicklungen im hohen Überblick vor ſeinen Augen hinrollen ſieht. Dieſe Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte iſt ſie gewaltig geweſen, da ſie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöste und getrennte chriſtliche Europa noch zuſammenhielt. Um ſich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch ſie Liſſabon und Moskau und Newyork und Konſtantinopel näher verbunden ſind und die gegenſeitigen Beengungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier- fünfhundert Jahren Ländern und Völkern nicht geſchah, die etwa dreißig vierzig Meilen von einander liegen. Dieſer Meinung, dieſem weltlichen und politiſchen Papſte Europas, könnte man eben ſo viel Gutes und Schlimmes nachſagen, als man dem geiſtlichen Pabſte ſeiner Zeit gethan hat. Und wirklich ſind ſolche, die da meinen, es gebe nichts Verdrüßlicheres und Gräulicheres als dieſe europäiſche Meinung, und die Welt ſey weit glücklicher geweſen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehn Jahre, nachdem ſie geſchehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konſtantinopel vorgefallen war, ja alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen in dem Weſten erzählen hörte. Ob dieſe Recht oder Unrecht haben, darüber wollen wir hier nicht entſcheiden — genug dieſe Meinung iſt eine aus dem Chriſtenthum allmählig entwickelte geiſtige Gewalt und keine irdiſche Macht mag die Stürme und Fluthen bändigen, womit ſie über die Welt hinbrauſet. Was Verderbliches und Verpeſtendes in ihr iſt, dem kann man durch keine laſtende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen ſondern der Geiſt kann allein durch den Geiſt gebändigt oder beſänftigt werden. Da muß es heißen: *Kraft gegen Kraft und Spitze gegen Spitze.* Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niederſäuſeln, man muß einen Sturm gegen ihn loslaſſen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrauſe. Gegen das, was ſeiner Natur nach das Freieſte iſt, vermag das Halbfreie nichts und das Sclaviſche wird von ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Verſuchen geſehen, welche ſo oft gegen dieſen geiſtigſten und unerfaßlichſten aller Dämonen gemacht werden; wir haben den Ausgang des glänzendſten neuen Verſuches vor Augen, das Schickſal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in Händen und wer hat ſie thätiger und grauſamer als er gebraucht, das geſchäftige und gerührige Ding, die europäiſche Meinung, welche, wie ſeine Helfer ihn ſagten, ſeinen Entwürfen allgemeiner Verknechtung und allgemeiner Verfinſterung Europas am meiſten im Wege war, zu unterdrücken ja womöglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er dem Anſcheine nach eine Art Gegenbewegung zu Stande, wirklich ſchien die Stimme der Lüge, die in tauſend Wiederlauten und Wiederhallen von den verſchiedenſten Seiten ſo bethörend erklang, für viele endlich faſt eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche dieſe Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunſt vorbeifließen ließen, ſchloſſen ſich in ſich deſto enger zuſammen, die gepreßte und verfolgte öffentliche Meinung ſammelte die Vulkane vieler edlen Gemüther, welche einmal fürchterlich hervorragen ſollten; die Lüge hatte die Menſchheit nicht geblendet, ſie hatte den Tyrannen und ſeine knechtiſchen Helfer und Schergen verblendet. Sie kannten zuletzt die Gewalt nicht mehr, welche über ſie und das Zeitalter herrſchte, ſie hatten ſich das einzige Licht ausgelöſcht, welches ſie bei ihrem verwegenen Unternehmen, die Welt zu unterjochen, hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit ſie die Welt zu fragen und zu beherrſchen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen als ſie ſelbſt. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt, die Meinung ſeiner Zeit zu vernehmen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrſchaft zu herrſchen, er hätte der größte geſchichtliche Name werden können. Nun iſt er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

— — — —

Wenn wir die Zeit, welche unſere Zeit iſt, und ihre auſſerordentlichen Zuſtände und Verhältniſſe und dann die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, ſo dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwieſpalt der Meinungen nicht wundern und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche ſagen ja, daß wir ſelbſt nicht blos ein Kopfverdreher ſondern oft auch einer mit von den Drehköpfen ſind; und warum ſollten wir uns auch beſſer glauben als die meiſten? Es ſind jetzt offenbar zwei Zeiten, nämlich die Reſte der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meiſten Menſchen, wenn ſie ſiebenzig bis achtzig Jahre durchlebt hatten, hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr ſanft und ſtill in einander übergleitende, nicht ſo feindſelig einander gegenüber ſtehende und gleichſam auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, wie die gegenwärtige Zeit iſt.

Es ſteht dann das Alte und Neue im lebendigſten Kampf und muß darin ſtehen, wenn das Beſſere und Gedeihlichere, was alle Guten erwartend hoffen, überhaupt hervorkommen ſoll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente iſt ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenſtreit (Ἔρις καὶ Ἀντέρις) in Liebe und Haß der Naturen iſt ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie ſollte denn die höchſte und vollendeteſte Geſtalt des äuſſeren Lebens, wie ſollte die politiſche Geſellſchaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf ſich einigen und bilden können? Nein, dies kann ſie nicht. Wir hoffen aber, daß dieſer Streit in unſerm Vaterlande nimmer blutiger Streit werden wird, ſondern daß die Deutſchen durch Mäßigkeit und Feſtigkeit geſetzliche Verfaſſungen verdienen werden, welche durch Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer aber durch ſie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch ohne ſie nichts gewonnen werden ſoll, ſo ſollen wir auch nicht verlangen, daß das Größte und Herrlichſte, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feſte Verfaſſung und eine auf Geſetzen gegründete Freiheit, in zwei drei Jahren vollendet ſeyn ſoll. Das, wovon die Geſchichte lehrt, daß, wenn es daurend ſeyn ſoll, es ſich durch vielfache Kämpfe und Entwickelungen hindurch oft nur in Jahrhunderten geſtalten und ausbilden kann, müßen wir ernſte und verſtändige Deutſche nicht mit franzöſiſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen noch vollenden wollen. Leicht gewonnen leicht zerronnen iſt ein Spruch, der hier und für alles Übrige in der Welt gilt. Zu Papier iſt die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn ſie nichts weiter hat als die papierne Feſtigkeit und was man von der leichten Laſt der Eidſchwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geſchichte, deren Zeugniß hier das gültigſte iſt, daß nur das eine rechte Verfaſſung iſt, die das Leben und Beſtätigung in ihr ſelbſt hat, welche nicht gemacht ſondern welche gewachſen iſt, d. h. welche gleichſam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfniſſen eines Volkes und eines Zeitalters hervorgegangen iſt. Solche Entwickelungen gehen allerdings nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments, welches, wenn man es ein paar Mal nach der entgegengeſetzten Seite umgerollt hat, ſogleich die gehorſame Neigung zeigt ſich dahin zu krümmen; Verfaſſungen, welche der Ausſchuß eines Jakobinerklubs oder ein Miniſterbefehl in drei bis ſechs Wochen fertigt, hatten gleich den Pergementrollen ihre Geſtalt: eine andere Hand kommt darüber, drehet ſie einige Mal anders um — und ſie ſind geweſen.

Wir wollen alſo, wenn es mit unſern Verfaſſungen, deren Stiftung und Gründung man in Deutſchland jetzt verſuchen mögte, nicht ſo geſchwind geht, als die meiſten Hoffnungen es wünſchen, weder trauren noch ſchelten; noch wollen wir uns einbilden, daß alles ſogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen befriedigt werden können. Dies iſt durchaus unmöglich. Nicht die beſſeren Verfaſſungen ſelbſt können in zehen, ja noch nicht in dreißig und vierzig Jahren vollendet werden, ſondern nur der Grund zu ihnen kann jetzt fürs erſte gelegt werden, worauf der übrige ſich vielleicht in einigen Menſchenaltern vollenden und ausführen kann. Dieß iſt der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menſchliche und Irdiſche gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt ſterben ſoll. Wir wollen auch nicht ſchelten auf diejenigen, welche Hinderniſſe bringen und Widerſtand entgegenſetzen; ſie ſind wohl die nothwendigſten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was ſich nicht durch Hinderniſſe durcharbeiten und den Widerſtand nicht überwinden kann, das mag eben ſo gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem ſchwächlichen und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich ſeyn, dem man die Schale zerbrechen muß, damit es aus dem Ei kriechen und dann ſein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erſchaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum ſage ich zum dritten Mal: Jedes Volk verdienet die Lage, worin es iſt. —

A. Erſte Zugabe.*)

Es kann nicht fehlen, daß die Franzoſen, welche immer noch zu viele Freunde bei uns haben, gegen mich, der ſie dem deutſchen Volke als ein leichtes und untreues Volk zeigt, nicht manchen deutſchen Schriftſteller erwecken, der mich als einen durch Haß unklaren und unwahren Schilderer ihrer Art hinſtelle. Nicht um dieſer Vertheidiger und Entſchuldiger der großen Nation willen, ſondern für ſolche, die gern auch den hiſtoriſchen Grund, ſo weit er ſich finden läßt, erblicken mögten, will ich hier einmal, ſo deutſch als ich kann, meine Meinung ausſprechen und zugleich aus der Geſchichte anzudeuten ſuchen, wodurch die Franzoſen das geworden ſind, was ſie jetzt ſind. Ich führe dazu eine Stelle an aus einem meiner Bücher*) die ich gleichſam als Text unterlege und worüber ich einige Bemerkungen hinſtreue. Die Stelle lautet wie folget:

---

*) Dieſe Zugabe ſteht im Wächter Band 1. S. 231 ff. unter der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine?

„Diejenigen begehen in der deutſchen Geſchichte einen großen Irrthum, welche die älteſte Geſchichte des fränkiſchen Reichs von Ludwig dem Erſten bis Karl den Großen und ſelbſt die Geſchichte deſſelben zu Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Zeit auf das Land anwenden, welches nachher Deutſchland hieß und von ſeinen beſondern Königen regiert ward. Ähnlichkeiten ſind allerdings da und Beziehungen, welche aus früherer Gleichheit der Bildung und aus Verwandtſchaft des Stammes entſprangen;

---

*) Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte Thl. 1. S. 175 ff. 1811.

„manche Einrichtungen bei beiden, die aus alten
„germaniſchen Gebräuchen und überhaupt aus dem
„vormals gleich rohen Zuſtande hervorgingen; manche
„Erſcheinungen beiden gemein, welche alle Völker bei
„einem Übergange zu einem mehr künſtlichen Leben
„offenbaren; Anderes, was das gemeinſchaftliche
„Chriſtenthum bei den meiſten Völkern gemeinſchaft-
„lich erzeugte. Dergleichen täuſchet leicht, das frän-
„kiſche und deutſche Weſen faſt für einerlei zu nehmen,
„da doch weder das Land noch der Himmel noch die
„äuſſeren Gelegenheiten und Verhältniſſe noch endlich
„— was ſo viel bedeutet — die Zeiten zuſammentreffen.
„So daß man ſich — was Viele nicht gethan haben
„— ſehr hüten muß, das Ungleiche für gleich und
„das Entfernte für gleichzeitig zu halten. Denn als
„die Franken Gallien eroberten, war es ſchon ſeit
„lange ein geordnetes und angebauetes Land geweſen,
„freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüſtet
„und verheert, doch mit der wilden und rohen Natür-
„lichkeit des alten Germaniens jenſeits des Rheins
„keinesweges vergleichlich. Dies und ſeine mehr ſüd-
„liche Lage gab ihm einen viel milderen Himmel und
„natürlich manche Triebe und Reitze, die jenſeits
„nicht ſeyn konnten. Schon dies mußte zwiſchen den
„Menſchen, die dieſſeits oder jenſeits wohnten, eine

„große Verſchiedenheit erzeugen; größer ward die „Verſchiedenheit der beiden Völker durch die Gelegenheiten und Verhältniſſe. Die Franken eroberten „nicht allein das Land ſondern auch die Menſchen, „die darin wohnten, und dieſe waren gewiß zweimal „ſo zahlreich als ſie ſelbſt. Dieſe, ein Gemiſch aus „Galliern und Römern — wir können ſie Romanen „nennen — wurden unter die Eroberer vertheilt als „mehr oder minder dienſtbare Knechte, ſo daß von „dem Könige der Franken herab bis auf den geringſten der Freien ein jeder ſein Loos Land und Leute „bekam. In dem Lande ſelbſt fanden ſie Reſte alter „Bildung und Verfeinerung, mehr Reſte alter Sclaverei und Verdorbenheit; ſie fanden — was das „Größte war — das Chriſtenthum und nahmen es „an. Alles dies, blos gehört, nicht einmal einzeln „näher erwogen, welche unendliche Verſchiedenheit „zwiſchen den Franken und Deutſchen, welche Menge „Reitze, Strebungen, Verführungen, Kämpfe und „Entwickelungen mußte es geben und herbeiführen, „die jenſeits des Rheins ganz anders oder nie gekommen ſind! Die Franken brachten ihre Leibeigenen „mit, ſie bekamen eine große Menge galliſcher; ſie „lernten manche Gelüſte und Genüſſe früher kennen, „als ihr Gemüth eine geiſtige Stärke gewonnen hatte,

„ſie zu beherrſchen; ſie wurden mit einem fremden „Volke gemiſcht, welches ſie freilich Knechte nannten, „aber welches ſie an Liſten und Geſchicklichkeit eben „ſo ſehr übertraf, als es ihnen an Täpferkeit und „Tugend nachſtand, und mußten in dieſen mit der „Tracht der Kanzler und Miniſter oder mit der prieſterlichen Tiara geſchmückten Knechte bald wieder „in einzelnen Fällen auch ihre Herren erkennen. Nach „ein paar Jahrhunderten knüpften ſchon Freilaſſungen „gegenſeitige Vermählungen, Zuſammenſchmelzung der „Sitten, Zuſammenfluß der germaniſchen und galliſchen Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr „zuſammen. Hier alſo frühere Verdorbenheit, frühere „Streite mit Sünden und Verbrechen, mehr Übermuth und Verruchtheit bei der größeren Zahl der „Knechte und bei der Meinung, der Romane ſey ein „viel ſchlechterer Menſch als der Franke. Dies erklärt die fränkiſchen Gräuel, welche unſere deutſche „Geſchichte nicht entehren, auch die viel länger währende franzöſiſche Nichtigkeit, wovon ſie glücklich „gleichfalls nichts weiß.

„Dies hier geſagte gielt von dem eigentlichen „Gallien, welches zwiſchen der Loire, den Bergen „von Auvergne, der Rhone und Saonne und den „Vogeſen und Ardennen liegt und deſſen Hauptſtadt

„Paris geworden iſt. Dieſes Galliſche und Romaniſche, mit dem Fränkiſchen vermiſcht, hat das wunderliche, leichtfertige und närriſche Völkchen hervorgebracht, das man heute Franzoſen nennt und das ſich ſelbſt wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding, das man weder feſthalten noch erklären kann, das aber alle galliſche Windigkeit, Leichtfertigkeit und Treuloſigkeit dreifach in ſich enthält. In den Alpen und zwiſchen den Alpen und der Rhone und dem Jura und der Saonne wohnten die Burgunder, ein Volk, das gedrängter beiſammen ſitzen geblieben, auch ſiebenzig Jahre früher eingerückt war als die Franken. Daher war wenig Romaniſches in den von ihnen beſetzten Landſchaften geblieben, ſondern hatte ſich vor dem Schrecken ihrer Waffen weiter gegen Weſten in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder blieben alſo reiner und ungemiſchter und ſind auſſer der Sprache durch gleicheres Weſen gutmüthigere Treue und ernſtere Sitten bis dieſen Tag Germanen. Auch an die Küſten und bis zum äuſſerſten Süden war weder das Galliſche durchgedrungen noch drang das Fränkiſche weiter durch als mit der Herrſchaft, nicht mit dem Volke. Das alte Belgien, von jeher meiſt germaniſch und von Galliſchen und Romaniſchen

„wenig angeſteckt, ward nun ſeit den großen Völkerzügen
„mehr und ganz wieder germaniſch.

„Wir ſchelten alſo diejenigen hart, welche uns
„die Gräuel, Verruchtheiten und Tyranneien der
„älteſten franzöſiſchen Geſchichte gleichſam als den
„Anfang unſerer neuen und chriſtlichen deutſchen Geſchichte
„mit aufladen wollen. Gott hatte uns verliehen,
„uns glücklicher und gerechter aus uns ſelbſt
„zu entwickeln, wir ſollten ein reines Volk bleiben.
„Denn nur an unſere Oſtgränzen iſt etwas Slaviſches
„mit uns vermiſcht, nicht aber ſind wir, wie die
„jetzigen Franzoſen und andere unglückliche Völker,
„aus vier fünf verſchiedenen Völkern gemiſcht, noch
„haben wir wie ſie mit zwei Dritteln dienſtbarer
„Knechte aus einem andern Volke die Geduld der
„Knechtſchaft für alle Zeiten empfangen. Auch ſelbſt
„das Ueberrheiniſche, was mit dem Fränkiſchen früher
„verbunden war, muß man ſich nicht ſo verbunden
„denken, als wenn jetzt von einer zubehörigen
„oder zinsbaren Landſchaft die Rede iſt. Die Stärke
„der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Erſten
„und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert
„Jahre wieder aufgerichtet. Aber die drei Erſten
„von dieſen hatten zu kämpfen, daß ſie die Herrſchaft
„begründeten und daß die Saracenen im Süden nicht

„zu gewaltig würden; der Norden und Nordweſten
„lag vor ihnen meiſtens ruhig. Nur Karl der Große
„konnte erſt ſeine Waffen dahin wenden und alle
„germaniſchen Stämme wirklich umher Eine Herrſchaft
„nöthigen. Was alſo in dem ſechsten, ſiebenten,
„achten Jahrhundert in Francien ſchwach geſchah,
„das mußte jenſeits des Rheins viel ſchwächer
„geſchehen, ja es geſchah wohl faſt gar nicht. Wie
„ſollte eine Regierung, die zu Hauſe auf das eigene
„Volk nicht drücken konnte, in der Ferne auf ein
„ganz anderes Volk haben drücken können? Wenn
„man nun das früh entwickelte oder verdorbene
„Galliſche und Romaniſche, deſſen Einfluß auf die
„Franken und auf ihre Waffen und Regiment allerdings
„der größeſte war, auch noch weg denkt, ſo
„blieben die den Franken zinsbaren Allemannen,
„Baiern, Franken, Thüringer meiſtens in freier und
„ſelbſtſtändiger Verwaltung und Entwickelung und die
„Einwirkungen der neufränkiſchen oder franzöſiſchen
„Art konnten wenigſtens nur ſehr gering ſeyn und
„allenfalls einige Ähnlichkeiten erzeugen. Denn wenn
„auch die Franken zuweilen im Regiment etwas verfügten
„und wenn auch bei großen Heereszügen die
„zinsbaren Völker unter ihrem Oberbefehl auszogen,
„ſo war die Wirkung nur augenblicklich und zeitlich.

„Aber man weiß, daß ſie erſt dann bedeutend wird,
„wann die Regierung und Verwaltung auf das
„Ganze ſchlau berechnet iſt, oder wenn die Anführung
„durch viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber
„in dieſer Zeit nicht, und loſe wie der Befehl waren
„auch die Völker verbunden. Selbſt das Chriſtenthum,
„das die neue Welt bilden und richten ſollte,
„kam einige Jahrhunderte ſpäter zu den Allemannen,
„Baiern und Thüringern als zu den Franken, und
„bei den Frieſen und Sachſen blieb es faſt drei Jahrhunderte
„länger aus. Welche Verſchiedenheit der
„Zeiten giebt ſchon allein dies! und wie kann man
„das Ungleiche ſo als gleich zuſammenmiſchen wollen?"

Nach dieſen Worten kann ich jenes Frankreich, das ich meine, wenn ich von dem ſchlechten Frankreich ſpreche, leicht abmarken. Ich gehe von St. Omer und Arras den Bogen der Ardennen hinauf bis Chaumont, von Chaumont bis Chatillon ſur Seine, von Chatillon auf Nevers, von Nevers auf Poitiers gegen Weſten, von Poitiers auf Tours, von Tours auf Chartres, von Chartres auf Amiens. Dieſe Ründung in der Mitte Frankreichs iſt das ſchlechte Franzoſenland und das ſchlechte Franzoſenvolk, welches die übrigen beſſeren Landſchaften und Völkerſchaften durch den ungeheuren Einfluß, den die Hauptſtadt Paris in dieſem Reiche auf alles behauptet, mit anſteckt und verdirbt.

Dieſe Mitte des großen Frankreichs um die Seine und Loire iſt hiſtoriſch dasjenige Land, wo ſich in den letzten römiſchen Zeiten, als die Völkerſtürme von allen Seiten auf das morſche Gebäude des ſinkenden Staates losbrauſeten, die Reſte des Romaniſchen und Galliſchen zuſammendrängten, als die nördlichen Landſchaften Galliens von den Franken, die öſtlichen an dem Jura, der Saonne und Rhone von den Burgundern, die ſüdlichen und ſüdweſtlichen von den Weſtgothen, und die nordweſtlichen von den Britten beſetzt wurden. Freilich auch in den andern Landſchaften ſind manche galliſche Romanen als Sclaven der Sieger ſitzen geblieben; aber die meiſten haben ſich in dieſe Mitte geflüchtet, wo die Römer ſiebenzig und achtzig Jahre nach dem Verluſte der andern Theile noch den Schatten einer galliſchen Herrſchaft behaupteten, bis Ludwig der Erſte, der Franke, gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts auch dieſes Letzte unterjochte.

In dieſe Mitte nun, in den letzten ſchwächlichen Römerſtaat Galliens, deſſen Sitz zu Sigdunum (Soiſſons) war, ergoſſen ſich die Franken als Eroberer und miſchten ſich mit den galliſchen Romanen und bildeten das eigentliche Frankreich und das eigentliche ächte Franzoſenvolk in dieſem Kerne des großen Landes, deſſen Kern wieder ſpäterhin Paris geworden iſt. Die andern großen Landſchaften, welche, einige bald nach Ludwig dem Erſten oder ſchon unter ihm, einige viel ſpäter mit Frankreich verbunden ſind, gehörten dazu mehr durch die Herrſchaft als durch das Volk, obgleich in der Folge die Herrſchaft und das herrſchende Volk auf alle einen mächtigen und, wenn nicht gleichmachenden doch ähnlichmachenden, Einfluß behauptet haben. — Das Land der Burgunder wurde im ſechſten Jahrhundert mit dem Reiche der Franken vereinigt, riß ſich im neunten und zehnten Jahrhundert wieder ab von demſelben, und bildete eine Zeitlang eigene Reiche, von deren Landen ein großer Theil im eilften Jahrhundert an das Reich der Deutſchen kam; doch ſeit dem fünfzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſind die meiſten burgundiſchen Lande wieder unter Frankreich gefallen. — Das Weſtgothenreich in Südfrankreich ward durch den blutigen Sieg, den Ludwig der Erſte im Jahr 507 bei Vouglé über die Weſtgothen gewann, weiter ſüdlich über die Garonne und Sevennen gegen die Pyrenäen hinaufgedrängt, da es vorher bis in die Mitte des jetzigen Frankreichs bis auf einen Abſtand von fünfzehen und zwanzig Meilen zur Loire ſich hinaberſtreckte. Doch hatten die Gothen beinahe ein Jahrhundert dort geherrſcht, und aus ihnen and uns den alten Ureinwohnern, den Baſken oder Aquitanen, hat ſich manches Eigenthümliche und Beſondere in dieſen Gegenden abgeſetzt, das dem Volke in vielen Beziehungen eine ganz andre Art und einen ganz andern Karakter gegeben hat, als die in der Mitte Frankreichs wohnenden haben. Dieſe Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes zwiſchen den Pyrenäen und der Garenne konnte ſich um ſo eher erhalten und in ihm ſelbſt entwickeln, weil Aquitanien bei der Schwäche der Merovinger und ſpäter auch bei der Schwäche der Karlinger oft faſt einem unabhängigen Staate gleich war, dann auch wieder mehrere Jahrhunderte hindurch wechſelnd unter engliſcher Herrſchaft ſtand. Daſſelbe gilt von der Provence, die anfangs einen Theil des weſtgothiſchen und burgundiſchen Staates, dann Jahrhunderte lang einen eigenen Staat ausmachte, bis ſie im fünfzehnten Jahrhundert mit dem ganzen Frankreich vereinigt ward. — Die britiſche Halbinſel in Nordweſtfrankreich war bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein beſonderer Staat mit eigener Sprache und mit beſonderen Sitten und Geſetzen. — Daſſelbe konnte man lange von der Normandie ſagen, obgleich die Normannen wegen der Nähe des Brennpunktes des Frankenreiches, wegen der Hauptſtadt Paris, mehr und früher von dem Franzöſiſchen angefreſſen worden ſind.

Dieſen hiſtoriſchen Spuren folgend finden wir zu allem, was ſich auch noch dieſen Tag in Frankreich zeigt, eine leichte und kurze Erklärung. — Die burgundiſchen Lande haben im Ganzen ein ziemlich ernſtes, tüchtiges und gutmüthiges Volk, in manchen Sitten und Gebräuchen und häufig auch in Geſichtszügen den Deutſchen ſo ähnlich, daß man ſie für Deutſche halten mögte, wenn uns die Sprache nicht von ihnen zurückwieſe. — Der Provenzale hat im Guten und Böſen etwas von italieniſcher Virtuoſität, in ſeiner Bildung die ſtärkſte Zeichnung der ſüdlichen Volkſtämme: man erkennt in ihm bis dieſen Tag den Ligurer und Iberier, er iſt kein Franzos. — Der Baske um die Pyrenäen, Sevennen und Garonne iſt in vieler Hinſicht dem Nordſpanier verwandter und näher als dem Franzoſen; er hat auch etwas von ſeiner gutmüthigen Fröhlichkeit und Redlichkeit. — Der Bretagner iſt bis dieſen Tag der alte Brite und hat neben der franzöſiſchen Sprache gleich dem Basken und Provenzalen ſeine eigene Landesſprache. Er iſt von Leibe und Knochenbau ſtark und ſtattlich, blond mit trotzigen blauen Augen, ernſt, tapfer, hartnäckig, abergläubiſch, ſehr regbar, tief brennend und lange feſthaltend. Dieſer Karakter, deſſen Gleichbild der Menſch aus Wales und Irland giebt, hat ſich durch die lange Geſchichte ausgeſprochen; den beſten Kommentar darüber geben uns in den Tagen, worin wir leben, die Chouans und die Vendeer. — Faſt ganz franzöſirt und von dem galliſchromaniſchen fränkiſchen Weſen verzehrt und verſchlungen iſt der Normann; doch behalten viele Familien in der Stattlichkeit der Leiber, in der Blondheit der Farbe und Haare und in den Geſichtszügen bis dieſen Tag die unverkennbaren Spuren des edlen germaniſchen Stammes. Auch in der Art und Sitte, beſonders in den Wendungen der Worte und in Ausdrücken lebendiger Empfindung ſoll vieles von dem Koloſſalen und Hochnordiſchen wehen; die Franzoſen ſagen: Der Normann macht gern Wind, er lügt und prahlt gern. Wie in dem Mittelalter das normanniſche Weſen und die nordiſche Art ſich wegen der Nähe der franzöſiſchen Hauptſtadt mit dem franzöſiſchen verſchlungen und gemiſcht und wie es auf die Sitten und Gebräuche, beſonders auf die Literatur und Dichtkunſt Nordfrankreichs mannigfaltig gewirkt hat, das iſt von Vielen ſchon bemerkt und durchgeführt worden.

Das in der Mitte war alſo durch ſeine ganze Entſtehung und Zuſammenſetzung von Anfang an das Schlechteſte des franzöſiſchen Volkes und Staates, und in dieſer Mitte wuchs der faule Kern voll Sünde, Eitelkeit und Jämmerlichkeit aus, der nach und nach auch bis zu den äußerſten Theilen des Volkes durchgedrungen iſt und das Ganze mehr oder weniger vergiftet hat. Ich habe Paris ohne Namen genannt, das Babel Frankreichs, ſeit drei Jahrhunderten auch das Babel des übrigen Europas, welches ſich ſeit zwanzig Jahren ſogar anmaßete, die Hauptſtadt Europas werden zu wollen. In dieſer Mitte Frankreichs und in den umliegenden Landſchaften hat ſich aus dem Galliſchen, Romaniſchen und Fränkiſchen das Ding gebildet, welches man den franzöſiſchen Karakter nennt, ein Ding, welches aber oft ſo unfaßlich und unbeſtimmbar iſt, daß man dabei kaum von Karakter ſprechen darf. Das Eitle, das Wankelmüthige, das Treuloſe und Prahleriſche macht den Hauptbeſtandtheil dieſer Art aus. Dieſe franzöſiſche Art hat der Nordfranzoſe durch die unglaubliche Thätigkeit und Gerührigkeit, die in ſeiner Natur liegt, und durch die ungeheure Hauptſtadt, welche alle Geiſter und

Köpfe auch in den fernſten Landſchaften in ihren Brennpunkt zuſammenzog, leider über ſein ganzes Reich verbreitet. Wir ſagen noch einmal, daß der Burgunder, der Provenzale, der Baske, der Bretagner, viele ſehr gute und löbliche Eigenſchaften in ſich trägt, daß das Hauptverderben in dem Dreiecke ſitzt, deſſen Baſis die Linie von Amiens bis Chaumont und deſſen Spitze Orleans iſt; aber auch dieſe ſind von den Sünden und Gebrechen jener nördlichen Landſchaften und beſonders von den Sünden, Eitelkeiten und Vorurtheilen jenes eben genannten franzöſiſchen Babels zu ſehr angeſteckt und durchdrungen, als daß das Gute, was in ihren natürlichen Anlagen liegt, dadurch nicht häufig erſtickt werden ſollte. Wenigſtens haben alle eben von dieſem nördlichen Mittelpunkte Frankreichs und der ganzen franzöſiſchen Bildung jene ſündliche Eitelkeit geerbt, daß ſie ſich für das einzig geſittete und gebildete Volk, ja für das zum Herrſchen beſtimmte Volk unſers Welttheils halten. Unſre deutſche Art und Weiſe vollends iſt ihnen ein ewiger Spott und ſie halten uns für ein dummes, langweiliges und geſchmackloſes Volk, das eben geboren ſey von ihnen betrogen und beherrſcht zu werden.

Jene Franzoſen nun, welche die Lande um die

Seine, Marne und Loire bewohnen und welche mir die ſchlechte franzöſiſche Art zu ſeyn ſcheinen, haben auch viele der gemeinſten Bildungen und Geſichter unter ſich, die man in irgend einem Lande findet. Nie in meinem Leben habe ich ſo viele Beine voll fauniſcher und ſatyriſcher Gemeinheit und ſo viele aufgeſchlagene Affengeſichter voll tükiſchen Lächelns geſehen als in den nördlichen Landſchaften Frankreichs, der Champagne, Isle de France, dem Orleanais u. ſ. w. Dieſe phyſiognomiſche Bemerkung wird jeder Beobachter leicht machen können; beſonders iſt das grade Pfahl- oder Ziegenbein, welches nach der Beobachtung vieler Phyſiognomen häufig ein Zeichen ungeheurer und fauniſcher Lüſternheit und Schlüpfrigkeit iſt, bei vielen Franzoſen etwas ſehr Karakteriſtiſches.

B. Zweite Zugabe.*)

Jene in vielen Beziehungen traurige Kirchenſpaltung, welche wir Proteſtanten die Reformation nennen und welche von vielen, die ihr gleichzeitig lebten, als ein entſetzliches Unglück bejammert und verklagt ward, liegt mit ihren Folgen und Wirkungen, nun in drei vollen Jahrhunderten vor unſern Blicken ausgebreitet; und daraus ergiebt ſich auch ihre Bedeutung in der Weltgeſchichte. Wer wagt es jetzt noch zu ſagen, daß es nichts weiter als der leichtſinnige Frevel und die übermüthige Verruchtheit einiger unruhigen oder ſchwärmeriſchen Köpfe war, welche ein Feuer anzündeten, das ſich über ganz Europa verbreitet hat? Nein, das Chriſtenthum mußte auch in ſeinen fernſten Gegenſätzen beleuchtet und durchgearbeitet werden, und darum mußte Gott jene Kirchenſpaltung zulaſſen, die noch dauert und noch dauern wird; denn die Beleuchtung und Durcharbeitung iſt noch ſo bald nicht vollendet, als manche glauben, welche die Erſcheinungen des Tages mehr poetiſch als geſchichtlich aufnehmen. Glücklich ſind jetzt viele Flammen mit Aſchen bedeckt, welche über unſer unglückliches Vaterland und über einen großen Theil Europas einſt ſo verderblich brannten; auch milder und freundlicher wird von den verſchiedenen Partheien und Sekten zu einander hinübergeblickt — ſie ſehen heller das ewige Heil, das ihnen allen gemeinſam in der Mitte liegt — aber nicht ſo nah iſt die Vereinigung und Zuſammenſchmelzung, als es einigen danken mögte, welche die tiefe Bedeutung des Streites gerade nicht ins Auge gefaßt haben. Denn die größte Frage aller Theologie und Philoſophie, wie Geiſt und Leib der Dinge, wie Idee und Form ſich zu einander verhalten, wie ſie in einander ſtehen und wie weit ſie außer einander ſich auch gegenüber ſtehen können, das ſollte und das ſoll noch unterſucht werden; aufgeſchüttelt und aufgeſchreckt werden ſollte der alte Glaube, der ſich in ſeinem altgewohnten Heim und Geräth ſo ſtill und ſicher fühlte; weit über ſeine Linie hinaus, ja über die Linie alles menſchlichen Begreifens und Wiſſens hinaus ſollte mit himmelſtürmender Kühnheit geſchweift werden, damit endlich von jedermänniglich erkannt würde, daß kein Heil ſeyn kann als in dem Glauben und kein Troſt als in der Zurechnung der Gnade und Verſöhnung ohne alles menſchliche Verdienſt und alle menſchlichen Werke. Es mußte an dem Äußerlichen ſo gewaltig geſchüttert werden, damit das Innerliche in ſeiner vollen überſchwänglichen Herrlichkeit allen gewiß würde. Dieſe allen chriſtlichen Bekenntniſſen wohlthätige und für das Chriſtenthum ſelbſt ſiegreiche Erſchütterung und Aufſchreckung des Alten iſt dem Proteſtantismus zugefallen, und deswegen hat er die Geſchichte der letzten Jahrhunderte angeführt, und führt, wie mir deucht, noch die Geſchichte der Stunde, worin wir leben.

---

*) Dieſe Zugabe ſteht im Wächter Band 3. S. 153 ff. unter der Uberſchrift zum Neuen Jahr (1816). Ich ziehe die Stelle aus, weil ſie vorzüglich angefochten und beeifert worden iſt.

Wir thun recht, wenn wir uns die Vergangenheit unſers Mittelalters lieblich und freundlich malen. Es war eine friſche und herrliche Zeit, und in ſo vielen unſterblichen Werken hat ſie uns ein leuchtendes Gedächtniß hingeſtellt. Es iſt wohl heißer Sehnſucht und Klage werth, daß jene ſpielende Kindheit und unbewußte Unſchuld nicht mehr iſt, deren zarte Bilder uns ſo oft mit unnennbarer Wehmuth zu ſich locken. Aber wie verzeihlich die Trauer und Sehnſucht um das Holdſeligſte und Lieblichſte auch iſt, ſo unverzeihlich iſt die Anklage, als habe es allein die Reformation verſchuldet, daß jene Kindlichkeit und Unſchuld der Gefühle, jene fromme Sicherheit des Glaubens und Liebens auf immer von der Erde verſchwunden ſeyen. Nein, ſo iſt es nicht: ſondern weil die Periode jener Kindlichkeit zu Ende ging, darum kam die Reformation und mußte das Menſchengeſchlecht durch drei ſchwere Jahrhunderte, durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verſtandes und durch das kühlere und ärmere Land des Begriffes führen, damit es auf langen und weiten Irrwegen und Umwegen endlich auf den Auen der Vernunft anlangen könnte, wo auch wieder Roſen und Lilien einer andern Art und einer andern Kindlichkeit blühen werden. Wenigſtens däucht es uns ſchon, als ab uns oft ſüßathmende Winde eines Lenzes anhauchen, der uns nicht mehr ferne iſt.

Ueber die Anfänge und Urſprünge der Reformation herrſcht unter andern auch ein Irrthum, der wieder in der Kunſt und in ihren Anſchauungen ſeinen Grund hat. Man ſtellt uns die frommen, reinen und erhabenen Werke und Bilder hin, welche die deutſche Kunſt im vierzehnten fünfzehnten Jahrhundert in Zartheit und Jungfräulichkeit aus dem Kinderglauben geſchaffen hat; man ſagt: ſo empfand, ſo glaubte, liebte und lebte das glückſelige Menſchengeſchlecht — und das alles hat die unruhige und frevelnde Willkür einiger wenigen Sterblichen zerſtört und Streit, Hader, Liſt und Armſeligkeit für den alten Frieden die alte Unſchuld und die alte Lebensfülle auf die Erde gebracht. Dieſer Anſicht und dieſer Klage kann man ſich wirklich kaum erwehren, wenn man ſich bei dem Anblick der Schöpfungen jenes vergangenen Zeitalters von ſeinen Gefühlen nur ſo hintragen läßt. Aber, du guter und frommer Deutſcher, den die Sehnſucht und Liebe der Herrlichkeit unſrer Väter oft bis zu Thränen rührt, nicht blos bei dir darfſt du ſtehen bleiben, du mußt auch einen Blick in die Welt werfen, wenn du die Weltgeſchichte und die Männer, welche die Weltgeſchichte in den jüngſten Jahrhunderten gemacht haben, richten willſt. Du mußt nicht blos bei dir die Unſchuld ſehen; du mußt auch anderswo die Schuld ſehen: und dann wird dir das große Schickſal wieder heiter und auch die letzte traurige Geſchichte eine höhere Nothwendigkeit werden, die Spieler darin aber werden dir nicht blos als vom Teufel getrieben und beſeſſen erſcheinen. Beſinne dich nur. Allerdings deine deutſche chriſtliche Kunſt war ein reiner und ſtiller Aushauch der unſchuldigſten Liebe, ſie hatte ſich mit allen himmliſchen Blumen und Sternen geſchmückt, und wußte in ihrer kindlichen Freude nichts von ihrer Schöne und Lieblichkeit. Aber wie gar anders war die wälſche Kunſt und das wälſche Leben! Auch dort leuchtete es von Schönheit und Anmuth, aber das bunte Kleid war ein heidniſches und heidniſch war die Luſt und Begier, die es gewirkt und angethan hatte: es ſpielte die irdiſche Üppigkeit und wilde Sinnlichkeit darunter, welche zuletzt ſo frech wurden, daß ſie ihre Gebärde vor den Leuten nicht einmal mehr verſtellten. Die Geſchichte hat ihr unbeſtechliches Urtheil geſprochen; wir wiſſen, wie Päbſte, Alexander dem Sechsten, Leo dem zehnten, Klemens dem Siebenten gleich waren, wie die Kardinäle Medici, Eſte, Bembo, lebten, glaubten und darſtellten. In Rom und in allen glänzenden Städten Wälſchlands blühete mit der griechiſchen und römiſchen Literatur in allen ſüdlichen Lüſten und Laſtern wieder ein zweites Heidenthum auf, das ſich zuletzt auch nicht einmal mehr mit chriſtlicher Heuchelei verzierte. Dieſe unchriſtlichen Gräuel wurden dem ſtrengen und ernſten Deutſchen zu viel, er ergrimmte in ſeinem Herzen und ſchlug mit dem Donnerſtrahl des Zorns und der Rede darein. So entſtand der gefährliche Hader, der bald nicht mehr beizulegen war. Durch die gegenſeitige ſtrengere Aufſicht auf einander wurden freilich alle Partheien mehr zur Ordnung der Sitte und Zucht des Lebens getrieben, aber der zerriſſene Friede war nicht mehr zu heilen; die Spaltung blieb. Sie blieb, denn ſie kam diesmal nicht von Menſchen ſondern von Gott, damit die weitere Entwicklung und Durchbildung des Menſchengeſchlechts durch das Chriſtenthum geſchehen könnte.

Daß dies nach Gottes Rathſchluß nicht auch auf eine andere ſanftere und ſtillere Weiſe hätte geſchehen können, leugne ich nicht; aber wie die Sachen menſchlich geſtellt waren, konnte es kaum anders geſchehen, als es nun geſchehen iſt. Ich habe irgendwo geſagt,*) daß mir dünke, die Kirchenſpaltung würde ſo weit nicht geworden ſeyn, wenn das Kardinalkollegium in Rom nach dem Maaße des Umfangs der verſchiedenen chriſtlichen Völker in richtigen Verhältniſſen gleichſam aus geiſtlichen Boten aus allen dieſen Völkern wäre zuſammengeſetzt geweſen. Nun aber war das der Fehler — ein Gebrechen, was bis dieſen Tag in der alten Kirche fortdauert — daß die Kardinäle und Erzprieſter, welche die Wache und Hut der ganzen Chriſtenheit vor allen andern haben ſollten, faſt lauter Wälſche waren, die in ihrer Einzelheit oft ohne alles allgemeine Weltgefühl und ohne Kunde, ja ohne Ahndung der Triebe, Neigungen und Anſichten der anderen Völker, oft auch ohne die geringſte Anerkennung eines mächtigeren Geiſtes, der hie und da in einem andern Volke vielleicht auflebte, regieren und herrſchen wollten. Weil ſie beide die weltliche Klugheit und Vorſichtigkeit und den chriſtlichen Ernſt verloren hatten, ſo mußten ſie einen großen Theil der Herrſchaft verlieren; denn als ſie einlenken wollten, war es zu ſpät, das Übel war ihnen entwachſen, und im großen und kühnen Geiſte hat keiner einzulenken gewagt.

---

*) S. Blick aus der Zeit auf die Zeit 1815.

Weil wir den Frieden lieben und als Chriſten lieben ſollen und weil wir einmal wieder eine Art Vereinigung hoffen, wenn gleich in ferner Zukunft, ſo müſſen wir eingedenk ſeyn alles zu meiden, was Hader und Neid erwecken könnte. Auf Eines indeſſen muß ich hier wieder aufmerkſam machen, worauf ich in dem angeführten Büchlein ſchon hingedeutet habe, auf die Geographie des Proteſtantismus. Dieſe weiſt auf eine wunderbare Weiſe auf das deutſche und germaniſche Volk hin; ſo daß die Gegner deſſelben, wenn ſie Deutſche ſind, ſich ein wenig beſinnen müßen, daß ſie ihn nicht zu heftig anklagen. Wir wiſſen, daß gegen den Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts bei weitem der größte Theil Deutſchlands der neuen Lehre zugefallen war, und daß Böhmen und Oeſtreich unter dem kräftigen und kühnen Ferdinand dem Zweiten mit Feuer und Schwerdt zu dem alten Glauben haben zurückgebracht werden müſſen. — In Ungarn und Siebenbürgen, ſo weit die Deutſchen wohnten, wurzelte der Proteſtantismus; er hat den Habsburgern, die für den Glauben eiferten, ſchwere Aufſtände und Kriege, fürchterliche Niederlagen und Verluſte von Landen und Leuten verurſacht, ja zuweilen an dem Thron geſchüttert, und iſt dort nimmer zu vertilgen geweſen. Auch unter die ſlaviſchen Völker iſt der

Proteſtantismus gekommen, in Polen hatte er einmal weit um ſich gegriffen; er hat aber bei dieſen Völkern auf die Länge keine feſten Wurzeln treiben können. Aber gleich unter ihnen längs der Oſtſee in der germaniſchen Zunge von der Weichſel bis zum Ladoga und zur Neva (in Preußen, Kurland, Liefland, Eſtland) hat er ſich alles unwiderſtehlich bemächtigt. — Eben ſo iſt er in dem germaniſchen Norden ohne irgend einen Gegenkampf in wenigen Jahren herrſchend geworden. — Gehen wir gegen Weſten zu den britiſchen Inſeln, ſo begegnet uns dieſelbe auffallende Erſcheinung. Alles Germaniſche iſt dem Neuen von ſelbſt zugefallen, alles Halbgermaniſche oder gar Galiſche langſamer oder gar nicht. Die Bergſchotten waren die letzten in Schottland, welche das Neue annahmen; bis dieſen Tag ſind unter ihnen manche Katholiken. Daſſelbe hat man in Englands Landſchaften Wales und Kornwalis geſehen. Das galiſche Irland aber iſt trotz aller Verſuche des proteſtantiſchen Englands in Mitten von Unterdrückung und Verfolgung unverrücklich bei dem alten Glauben geblieben. — In den Niederlanden hat das Germaniſche und Flämiſche ſich der neuen Lehre zugeneigt, das Belgiſche und Walloniſche hat ſie von jeher mehr von ſich geſtoſſen. — In Frankreich erſcheint daſſelbe. In den Landen, wo das Galliſche vorherrſcht, hat der Proteſtantismus nie gewurzelt, wohl in den öſtlichen burgundiſchen Landſchaften und in den ſüdlichen, vaskiſchen, gothiſchen und iberiſchen. — Weiter nach Süden drang er nicht.

Merkwürdig genug ſind dieſe Erſcheinungen und ſehr merkwürdige Schlüſſe und Folgerungen laſſen ſich daraus ziehen über das verſchiedene Gemüth und den verſchiedenen Karakter der Völker. Der Proteſtantismus ſcheint ein reiner Germane zu ſeyn, weil alles Germaniſche, wo es ſich immer in Europa findet, wann es nicht zu ſehr gezwungen war, ihm von ſelbſt zufiel.

C. Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Proteſtantismus und zu Friedrich von Schlegels *) Geſchichte der alten und neuen Literatur.

Wie in der Einleitung ſchon erwähnt worden, bin ich von mehreren meiner Gegner da, wo ich über die Geographie des Proteſtantismus einige Winke hingeworfen hatte, ohne weitere Umſtände blos mit

---

*) Die jüngſte Ausgabe von 1822.

Schlegels großen Namen widerlegt worden; ſein αὐτὸς ἔφα ſcheint die Anführung aller Gründe und Beweiſe überflüſſig gemacht zu haben. Unter Andern haben ſie auch die Normandie in Frankreich und das normanniſche Reich von Apulien und Sicilien, als woſelbſt doch kein Proteſtantismus aufgekommen ſey, gegen mich aufgeſtellt; und auch: daß der ſkandinaviſche Norden nur durch Gewalt und unter Aufruhren reformirt worden ſey. Ich berühre dieſe leichten Dinge leicht und ergänze und belege noch einige meiner frühern in der Zugabe B. enthaltenen Meinungen und Urtheile.

Alſo was 1) die Normandie belangt, ſo ſchließen und entſcheiden dieſe gelehrten Gegner nur aus dem nächſten Oberflächlichen, was ihnen in den erſten beſten Büchern begegnet, oder aus dem, wie es eben heute ſteht oder ſich verhält, ohne daß ſie die Geſchichte früherer Jahrhunderte müßig durchblättern. Um nun hierüber und hiegegen Einiges zu erinnern, ſo bedenken ſie zuvörderſt nicht, daß die Normandie von Anfang an kein reingermaniſches Land, ſondern nur ein halbgermaniſcher Miſchling geweſen, welcher überdies im eilften Jahrhundert durch die Eroberung Englands vom Herzog Wilhelm und durch die apuliſchen Züge an den edelſten und freieſten Bewohnern ſehr ausgeleert worden iſt. Denn ſchwerlich darf man annehmen, daß der Normann Rolf, als er Chriſt und Vaſall des Königs von Frankreich ward, mehr als 50,000 bis 60,000 Männer unter ſich hatte, welche mit ihm als Herrn das Land in Beſitz nahmen und ſich mit mehreren Hunderttauſenden unterworfener Einwohner, allmählig mehr oder weniger vermiſchen mußten. Dieſe Einwohner aber waren wieder ein Gemiſch von Galliern und Franken, vielleicht auch von manchen belgiſchen und ſächſiſchen Abkömmlingen, welche in den letzten Jahrhunderten der römiſchen Herrſchaft ſich häufig an dieſen Küſten feſtgeſetzt haben. Doch ungeachtet deſſen und ungeachtet der eben erwähnten großen Ausleerungen hat dieſes Land in Sinn, Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt viel Germaniſchſkandinaviſches offenbart und zur Zeit der erſten großen Religionserſchütterungen Frankreichs im ſechszehnten Jahrhundert viele eifrige Proteſtanten in ſeinem Schooße gehegt. Mögen ſie nur im de Thou nachleſen, wie viele proteſtantiſche Gemeinen damals ſelbſt in Paris waren, welche aber nebſt den in der Nachbarſchaft (in der Normandie) wohnenden durch die bei weitem größere Zahl der Katholiken und durch den grimmigen in der Hauptſtadt entzündeten und mit Mord und Wuth verfolgenden Eifer gewaltſam unterdrückt oder vielmehr ausgerottet wurden und eben wegen der zermalmenden Centralkraft jener Hauptſtadt nicht wieder erſtehen konnten. In unſern Tagen aber, wo die Nichtkatholiſchen in Frankreich etwas mehr Schutz und Sicherheit haben, iſt es eben merkwürdig, wie grade in der Normandie ſich neue proteſtantiſche Gemeinden gebildet haben.

2. **Die Normannen in Unteritalien** werden wir mit grober Unwiſſenheit auch als ein ordentliches, germaniſches Volk entgegengehalten, und man fragt mich höhniſch: Nicht wahr, hier hat ſich nach deinen Grundſätzen auch der Proteſtantismus entwickeln, oder doch hat ſein Keimen und Wachſen durch die gewaltſamſten Mittel gehemmt oder gedämpft werden müſſen? Soll man bei ſolchen Anführungen nicht ein dreimal unterſtrichenes O je! ausrufen?

Die Söhne Tankreds von Hauteville, welche dort einen Staat ſtifteten, waren freilich vom ächteſten Normannenblute; aber die Schaaren, welche mit ihnen zogen oder ihnen nachzögen, um Land und Herrſchaft zu gewinnen, waren ein buntes Gemiſch von Normannen, Franzoſen, Niederländern und andern kriegs- und beuteluſtigen Abentheurern aus dem ganzen nordweſtlichen Frankreich und aus Belgien. Alſo, daß man ſelbſt wenn dieſe Schaaren eine Nation ausgemacht hätten, bei ihnen gar nicht mehr an reine Germanen denken darf. Aber dieſe Schaaren beſtanden Anfangs in wenigen Hunderten, ſpäter immer in wenigen Tauſenden; und auf jeden Fall würde die Rechnung wohl ſehr kühn ſeyn, welche annehme, daß von dieſen, welche meiſtens in Schlachten aufgerieben wurden, oder von deren Söhnen und Enkeln in jenem neuem Reiche über die tauſend Familien geſtiftet ſeyen. Aus Rolfs Gefolge, welches einen der ſchönſten Landſtriche Neuſtriens beſetzte, wurden ſchon Herren; aus den Nachkommen der ächten Normannen in Apulien und Sicilien wurden meiſtens große Herren. In einem Lande, welches doch wohl wenigſtens von drei bis vier Millionen Seelen bewohnt war, (manche Landſchaften, z. B. Sicilien ſelbſt, waren damals viel blühender als jetzt) mußten dieſe wenigen Familien mit ihren Eigenthümlichkeiten ſich in der Menge verlieren, wie ein Tropfen im Meere. Wie verkehrt alſo, zu meinen oder wenigſtens ſich zu gebärden, als meine man, in Süditalien dürfe von einem normanniſchgermaniſchen Volke und von germaniſchen Volksſinn oder Volksneigungen die Rede ſeyn! Hier hat der hohe ſtolze Geiſt des Nordens nur in den erſten Eroberergeſchlechtern geweht und geleuchtet und iſt dann in der großen Maſſe der alten Einwohner untergegangen.

Aber ich habe bei dieſer Gelegenheit überhaupt noch etwas zu erinnern oder vielmehr mich gegen willkührliche Folgerungen zu verwahren. Mit viel beſſerem Grunde hätte man mir die Lombardei oder das gothiſche Kaſtilien (ich meine die beiden Kaſtilien — Alt- und Neukaſtilien im engern Sinn) vorwerfen können. Dieſe hätte ich aber auch aus ſehr guten Gegengründen ablehnen können, welche auszuführen hier nicht der Ort iſt. So viel ſteht einmal geſchichtlich feſt: jedem Dinge, welches neu werden und ſich entwickeln ſoll, muß dazu Gunſt der Zeit und Gelegenheit gegeben werden. Ich habe aber bei meiner allgemeinen Betrachtung blos von ſolchen Ländern geſprochen, wohin die Reformation durchgedrungen war, wo ſie ſichere Wurzel gefaßt hatte, wo die Menſchen volle Gelegenheit erhielten, den Inhalt der neuen Lehre kennen zu lernen und ihnen zuzueignen. In ſolchen Ländern, habe ich behauptet, hat der germaniſche Volksſtamm dieſe neue Lehre vorzugsweiſe ergriffen und feſtgehalten, während ſie von andersartigen Stämmen mehr iſt zurückgeſtoßen worden.

3. Der ſkandinaviſche Norden ſoll nur durch Gewalt und unter Aufruhren refor-

mirt worden ſeyn. Dieſer Wink Friederich von Schlegels und der auf ſeine Worte gläubig ſchwörenden Schüler ſoll doch wohl bedeuten, daß die der alten Kirche anhangende Parthei durch äußere Gewalt und Verfolgung, durch Feuer und Schwert, unterdrückt worden ſey. Nichts iſt aber falſcher. Denn gerade in der Zeit, wo in jenen Ländern keine Macht war, welche äußerlich drücken konnte, wo es keine feſten Könige, keine ſtehenden Heere, kurz keinen immer bereiten Soldatenſtand gab, wodurch Furcht und Gewewalt erwirkt oder geübt werden konnten — mitten in eigentlichen Volksaufruhren und Getümmeln und unter ſchwachen Regierungen, wo die machtloſen Herrſcher ſelbſt auf ihren neuen Thronen wankten, iſt die Reformation gewachſen und geworden: d. h. ſie iſt im Norden durch das Volk, durch die Neigung und Liebe des Volkes, durch den Willen der großen Gemeinheit faſt von ſelbſt geworden. Denn freilich kein neuer Zuſtand, ſey er religiös oder politiſch, wird, ohne daß Einzelne dabei verletzt werden. Eine allgemeine Einwilligung hat es wohl oft gegeben, eine allgemeine Willigung oder Billigung nimmer. Immer im glücklichſten Falle ſind doch Einige, welche aus Furcht oder Eigennutz ja ſagen oder ja zu ſagen ſcheinen.

Ich bitte über den Norden nur Hvitfelt, Celſius, Holberg, Dalin und Münter nachzuleſen und die gleichzeitigen Verhältniſſe Deutſchland, Englands, Polens, Rußlands und des übrigen Europa mit ins Auge zu faſſen.

Guſtav Erikſon Waſa ſchüttelte in den erſten Jahren von 1520 ohne Geld, ohne Heer blos mit Hülfe des ſich erhebenden Volkes die däniſche Herrſchaft ab, welche unter Chriſtian dem zweiten eine blutige Tyrannei werden wollte. Er war nichts weiter, als ein guter Edelmann, weder reich noch mächtig, ward König durch ſein Schwerdt und durch die Noth und Hülfloſigkeit des Landes, und blieb es durch wachſame Klugheit und raſtloſe Thätigkeit. In den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung hatte er kaum die Spur eines ſtehenden Heeres, (im Ganzen vielleicht 2000 bis 3000 Mann geworbene, meiſt deutſche Soldaten in ſchwediſchen und finniſchen Feſtungen vertheilt) ſondern bekämpfte die Reichsfeinde und die perſönlichen Gegner durch die bei jedem einzelnen Kriege oder Zuge aufgebotene Adelsfahne und durch Aushebung aus den einzelnen Landſchaften, alſo durch ein eigentliches Volksheer. In dieſen erſten zehn Jahren war er faſt ohne Flotte, mehrere ſchwediſche Feſtungen und Inſeln in der Gewalt der Fremden, Chriſtians des zweiten Anhang noch bedeutend, und das Meer lange noch von deſſen Admiral Severin Norby beherrſcht, der neue däniſche Herrſcher ſelbſt noch unſicher, ſeinem ſchwediſchen Nachbar aber immer ein unſicherer Bundsgenoß und Freund, die alten Biſchöfe Schwedens Guſtavs geſchworne Feinde, manche der erſten, ja ſelbſt mehrere befreundete Familien des Reichs eiferſüchtige und auflaurende Gegner. Und in dieſen Jahren und unter ſolchen Verhältniſſen, ohne alte Stammherrſchaft, ohne Geld, Flotte und Heer, führte er die Reformation ein und ſchlug die Hierarchie, welche bei weitem der reichſte Stand Schwedens war, faſt ohne Kampf nieder.

Ja, ſagt man und ſagen namentlich die deutſchen Bücher, unter andern auch Spittler in ſeiner Staatengeſchichte, er theilte den Kirchenraub mit dem Adel und machte ſich Anhänger und Freunde durch den ungerechten Mammon; durch den Adel, welchem er die größten Vortheile zuwandte, hat er die Neuerung durchgeſetzt. — Auch dies zerfällt, wenn man es näher betrachtet.

Das Reich oder der ſogenannte Staat iſt durch die Einziehung und Verweltlichung manches Kirchenguts, und namentlich der Klöſter, und durch Theilung mehrerer Zehnten allerdings mächtiger geworden;

den Familien iſt unter dieſem Könige, dem Begründer der Reformation, von dem geiſtlichen Raube wenig zugefallen. Nach einem Reichstagsbeſchluſſe fiel rechtlicher Weiſe nur dasjenige an die Schenker und Weiher zurück, was ſeit der Mitte des verfloſſenen fünfzehnten Jahrhunderts (ſeit König Karl Knutſon) vergabt oder geweiht worden war. Dies war nicht viel, da die letztverfloſſenen 70 Jahre für Schweden Jahre des Getümmels und Unglücks und überhaupt keine Jahre europäiſcher Begeiſterung für hierarchiſche Zwecke mehr geweſen waren. Guſtav aber war weder in der Lage noch des Gemüthes, daß er viel verſchenkte. Dieſer große Mann, der Anfänger und Gründer eines Heldenſtammes und einer nordiſchen Heldenepoche, wie die Geſchichte wenige aufweiſt, hatte auch durchaus den Karakter eines Stifters und Gründers: ein ſcharfer Haushalter, ein ernſter Gebieter, ein ſtrenger Rechtspfleger, ein unermüdeter Arbeiter, Ordner und Einrichter, im Rathe und in Schlachten gewaltig und unerſchütterlich, aber nimmer leicht, fröhlich und liebenswürdig, ſtand er die erſten zwanzig Jahre ſeiner Regierung allein auf ſeiner Tugend und auf der Achtung und Furcht, welche durch ſolche Eigenſchaften erzeugt werden; er war als Menſch wohl von wenig Einzelnen, aber als

König zuletzt wohl von den Meiſten ſeines Volks geliebt. Die vornehmen Geſchlechter aber, von welchen man behauptet, daß durch ſie ſein Werk am meiſten gefördert worden ſey, haben ihn zuerſt nur gebraucht, weil ſie mußten, zuletzt, weil er durch große Thaten und Wohlthaten Herr des Volks geworden war. Denn für ihre einzelnen und perſönlichen Zwecke und Vortheile hatten ſie unter der faſt immer loſen und ſchwachen däniſchen Regierung und der auch nicht ſtraffen Verwaltung der Reichsvorſteher weiteren Spielraum und mehr Mitherrſchaft gehabt. Als aber die Zeit gekommen war, wo der König ſich durch ſeine Thätigkeit und Haushaltung Geld, Heer und Flotte, kurz wo er ſich alle eigenen äußeren Mittel der Macht und des Befehls geſchafft hatte, war die Reformation in Schweden lange vollendet.

Dieſe ſchwediſche Reformation hat ſich ohne Blut gemacht und war um das Jahr 1530, als Guſtav noch ein ziemlich unfeſter und machtloſer Herr war, faſt ſchon ganz vollbracht. Die alte Hierarchie hat auf mehreren Reichstagen gegenzuhalten gewagt, aber der allgemeine Volksſtrom iſt ihr zu mächtig geweſen. Der entflohene Erzbiſchof Guſtav Trolle, ein Mann von Eiſen und Stahl, der tapfere Biſchof Hans, Brask von Linköping, und manche andere würdige und unwürdige Vorſteher der alten Kirche haben mit geiſtlichen und weltlichen Mitteln und Künſten das Mögliche verſucht, aber alles iſt geſcheitert; und die vom Auslande her, von Deutſchland, Dänemark und Polen her, für die Wiederherſtellung des Alten wirkten und ſtritten, haben ihr Vaterland nicht wieder geſehen, ſondern gleich geächteten Hochverräthern im Elende ſterben müßen.

Nur in Dalarne*) iſt es gelungen in einigen Kirchſpielen Aufruhr zu ſtiften. In dieſen Aufruhr ward von den erbitterten Oberprieſtern allerdings etwas Stoff aus den alten Glauben gemiſcht; doch waren darin viele andere und mehr feuerhaltige Keime, vorzüglich der Hochmuth und Trotz der Thalleute, welche glaubten, daß der neue Herrſcher, der mit ihnen den Kampf gegen die Fremdherrſchaft begonnen hatte, ſich um ſie und um ihre Wünſche und Forderungen nicht genug kümmere. Bei dieſen leicht unterdrückten Aufſtänden ſind wenige durch das Kriegsſchwerdt und einige Rädelsführer durch das Henkerbeil gefallen. Auch zwei Oberprieſter haben ihren Eifer für das Alte mit dem Leben bezahlt, nämlich der vormalige Erzbiſchof von Upſala Knut und der Biſchof Sunnanväder. Dieſe hatten als Flüchtlinge von Norwegen aus den Aufſtand in Dalarne mit anſchüren geholfen und den ſogenannten Daljunker Jöns oder den falſchen Nils Sture durch Geld und Vorſpiegelungen unterſtützt. Die ſchwediſche Regierung verlangte ihre Auslieferung von Norwegen, ſie wurden ausgeliefert, des Hochverraths angeklagt, überwunden und hingerichtet: nämlich nicht als eifrige Bekenner und Anhänger des alten Glaubens, ſondern als überwieſene Aufruhrſtifter und Hochverräther.

---

*) Dalarne oder die Thäler ſind von einem eigenthümlichen Völkchen bewohnt, welches in der Geſchichte einen großen Namen hat. Ich habe früher mit Mehreren gemeint, in den Thalleuten ſtecke eine große Miſchung zeltiſchen Blutes. Dem iſt aber nicht ſo, ſondern, wie beſonders ſie auch ſind, doch ſcheinen ſie ächte Germanen zu ſeyn; ſie haben aber unter andern Eigenthümlichkeiten auch die, daß ihre Mundart der alterthümlichen isländiſchnorwegiſchen Sprache noch jetzt ſehr nah ſteht.

Wenn zur Zeit der Begründung der Reformation in Schweden die Regierung ſchwach war und wenn dort alles faſt allein durch die Neigung und den Trieb des Volks entſchieden ward, wenigſtens in den erſten zehn Jahren der Regierung Guſtavs des Erſten, ſo war das noch weit mehr ſo in Dänemark, wo die erſten beiden Könige nach der Verfahrung Chriſtians des Zweiten wirklich faſt nur Ziffern waren und wo alle Macht bei dem Adel und den Biſchöfen ſtand. Auch hier lief mitten in der größten Verwirrung des Reichs und bei der traurigſten Schwäche der Herrſcher der Strom der Reformation doch von Jahr zu Jahr reißender, und faſt ohne Widerſtand (wenigſtens ohne allen Widerſtand des Volkes) konnte König Chriſtian der Dritte die große Neuerung, die aber dem Volke nichts Neues mehr war, im Jahr 1537 in Dänemark und Norwegen anordnen und einführen. Weder hier noch in Norwegen ward um ſie ein Tropfe Bluts vergoſſen, weil Niemand für das Alte aufſtand. Daß mehrere Biſchöfe ſich derſelben weigerten, lag in der Natur der Sache. Freiwillig giebt faſt nie ein Menſch die Herrſchaft auf; einige würdigſte Biſchöfe kämpften aus Ueberzeugung für den Glauben; die meiſten für den irdiſchen Beſitz; dieſe bequemten ſich am leichteſten. Doch darf nicht verſchwiegen werden, daß mehrere Biſchöfe, welche das Neue verdammten, gefangen geſetzt wurden oder in die Fremde entwichen. Nur der einzige Biſchof Rönnov von Roſkild, welcher mit unerſchütterlicher Tapferkeit für das Alte bis ans Ende aushielt, ſtarb als Gefangener.

In dem fernen*) Island allein gab es ein ernſteres und blutigeres Spiel. Dort ward durch die für das Alte ſtreitende und eifernde Parthei ſchon im Jahr 1539 ein königlicher Vogt erſchlagen; im Jahr 1547 aber entbrannte daſelbſt durch den Biſchof Jon Arneſen in Holum ein bewaffneter Aufſtand. Dieſer wiegelte einen Theil des Volks auf, verjagte den proteſtantiſchen Biſchof Einerſen von Skalholt, ſetzte den Lagmann ab und einen ſeiner eigenen Söhne an deſſen Stelle, und dachte, wie es ſchien, daran, für ſich und ſeine Kinder unter fremdem Schutz eine Art Herrſchaft über die Inſel zu begründen. Deswegen wurden zur Dämpfung dieſes Aufruhrs, wie man ihn in Dänemark nannte, im Jahr 1551 einige Kriegsſchiffe ausgerüſtet und 500 Mann darauf eingeſchifft. Arneſen ward aber, ehe dieſe Rüſtung anlangte, von ſeinem Anhange ohne Schlacht verlaſſen und von der lutheriſch geſinnten Parthei gefangen. Der königliche Vogt ließ ihn und zwei ſeiner Söhne durch ein geſchwindes Gericht hinrichten, wofür der dritte überlebende Sohn die Blutrache an ihm nahm. Nach ſeinem Tode empfing ganz Island ganz ruhig das Lutherthum.

---

*) S. Den Danske Reformationshiſtorie ved Fr. Münter Kiöbenhavn 1802 und Holbergs

Hier hat die Reformation alſo fünf Menſchen das Leben gekoſtet: nämlich dem Biſchofe und zwei

---

Dan. Geſchichte in ſeinen Udvalgde Skrifter. Del 16. Kiøbenhavn. 1809. 8.

ſeiner Söhne und zwei königlichen Vögten. — Auch durch jene 500 Mann, welche erſt nach der Stillung der Unruhen eintrafen, wenn ſie Island für die neue Lehre mit Gewalt hätten bekehren wollen, hätte das gegen 8000 bis 10000 wehrhafte Männer und gegen ein allerwehrhafteſtes Land und Klima nicht durchgeſetzt werden können.

4. Wir nehmen ſogleich ein Gegenbild, das ganz hiezu paßt, nämlich **Polen**, welches als ein großes Beiſpiel des ſlaviſchen Stammes von mir angeführt worden iſt. In dieſem Reiche mußte alles die Einführung und die Dauer der Reformation begünſtigen, wenn in dem Volke Sinn oder Anlage dafür war. Grade im ſechszehnten Jahrhunderte, während dem Anfange und der Ausbreitung der Reformation, fing jenes Reich an, verwirrt und zerrüttet zu werden und entwickelte ſich immer mehr zu einer wilden und zuchtloſen adlichen Demokratie. Bei den Königen war ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts von Jahrzehend zu Jahrzehend immer weniger Gewalt über Kriegsmacht, Geſetzgebung und Verwaltung. Hundertfünfzigtauſend Edelleute ſtellten das ſuveräne Volk dar, welches ſich den populus polonicus nannte und bei dem Zauberworte libertas polonica, welche ſeine Vorrechte und die Sclaverei der Uebri-

gen bedeutete, übermüthig an ſeinem Säbel zückte. Dieſe wilden Souveräne gehorchten nur, wann und ſo weit es ihnen gefiel, duldeten kein ſtehendes Heer, keine feſte Verwaltung, keinen entſcheidenden Befehl des Herrſchers, den ſie bei jeder neuen Königswahl immer mehr einſchränkten und Ämter, Ehren und Würden, faſt wie ihnen gefiel, von ihm erzwangen. Die auch mächtige Hierarchie der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Äbte ging natürlich faſt ganz aus der Kaſte dieſer Souveräne hervor und hieng durch Vorliebe, Vorurtheile und Vortheile auf das engſte mit demſelben zuſammen.

Unter dem Schirm ſolcher Verhältniſſe, bei ſo loſer und getheilter Herrſchaft, bei dem gänzlichen Mangel einer Macht, welche einſeitig und einzielig hätte einwirken und zwingen oder hemmen können, breiteten ſich in Polen und ſeinen zubehörigen Landen faſt alle durch die Reformation geborne Sekten auf das geſchwindeſte aus. Die Nachbarſchaft Deutſchlands, die deutſchen Kolonien und Städte in Preußen, die Studien, welche der polniſche Adel häufig auf deutſchen Univerſitäten machte, brachten den Polen deutſche Sprache und Bücher immer aus der erſten Hand. In der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war die Lehre der Lutheriſchen und Reformirten und leider auch der Socianer vorzüglich in Großpolen, Preußen und dem nördlichen Litthauen ausgebreitet und hatte in den erſten und mächtigſten Familien und unter den hohen Würdenträgern einen ſolchen Anhang gewonnen, daß unter andern die Königswahl des Stephan Bathory*) im Jahr 1576 faſt von lauter Unkatholiſchen durchgeſetzt ward. Es ſchien alſo, nachdem die neue Lehre hier zu dieſer Gewalt gelangt war, daß ſie nach den gewöhnlichen Beſchuldigungen ihrer Gegner, welche behaupten, ſie gedeihe in Unordnung und Verwirrungen nicht allein am beſten, ſondern veranlaſſe und errege dieſelben auch, in dieſem Lande mit jedem Jahrzehnte hätte wachſen und endlich ganz die Herrſchaft gewinnen müſſen. So iſt es aber nicht geſchehen, ſondern durch gewöhnliche Künſte und Liſten und ohne blutige Bedrückungen und Verfolgungen iſt ſie ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert immer mehr abwärts gegangen. Unter Sigmund dem Dritten, Guſtav Waſas Enkel, war doch noch ein Drittel der Landboten Diſſidenten.

---

*) S. Wagners Geſchichte von Polen. Allgem. Weltgeſchichte 14ten Band. Vergl. Hartknochs preußiſche Kirchenhiſtorie und Histoire de l'anarchie de la Pologne par C. L. Rulhière. 4 T. Paris 1807.

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wollte man ihnen ſchon die hohen Ehrenſtellen ſtreitig machen und ihnen höchſtens Duldung zugeſtehen. Unter den Königen aus dem ſächſiſchen Hauſe machte man ſie ihnen mit Erfolg ſtreitig. Und endlich iſt ihr Name als der Name einer zurückgedrängten und halbunterdrückten Parthei von der ſchlaueſten und hinterliſtigſten Gewalt des verwandten Nachbarvolkes mit als ein Vorwand gebraucht worden, um den allerdings wüſten und verworrenen Zuſtand des unglücklichen Polens ſo heillos zu zerrütten, daß es für ſeine letzten Schickſale mit jedem Jahr reifer werden mußte.

Die Summe hievon iſt:

Nur in den Städten deutſcher Art und in den Abkömmlingen deutſcher Einwanderer, in Preußen und Polen hat die Reformation eine tiefe und dauernde Wurzel geſchlagen. Bei den Polen iſt ſie ſo kurz geblieben, daß die aufgeſchoſſene Pflanze nach geringem Leben durch die eigene Schwäche und Saftloſigkeit bald umgefallen oder hingewelkt iſt. Daß die ſociniſche Lehre kein langes und blühendes Leben gewinnen konnte, liegt gottlob in ihrer Eigenthümlichkeit ſelbſt.

5. Dieſem ſlaviſchen Muſter, das ich eben in Polen aufgeſtellt habe, ſcheint das von mir über

Böhmen geſagte zu widerſprechen: Daß dieſer Widerſpruch aber nur Schein iſt, will ich ſogleich andeuten.

Die Geſchichte hat die religiöſe Hartnäckigkeit oder Standhaftigkeit unter Huß und Ziska und zwei Jahrhunderte ſpäter unter Rudolph und Ferdinand glücklich und unglücklich erprobt. Überhaupt haben die Böhmen etwas, das ſie von allen ſlaviſchen Stämmen und Menſchen, ſo viele derſelben ich geſehen oder erkundet habe, ganz eigenthümlich unterſcheidet. Zu manchen ſlaviſchen Eigenſchaften und auch ſlaviſchen Gebrechen und Untugenden haben ſie eine große Zugabe eines ſchwerfälligen Ernſtes und düſtern Trotzes bekommen, die ſie von der allgemeinen Glätte, Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der ſlaviſchen Art unterſcheiden und die wohl nicht allein aus ihren fürchterlich tragiſchen Schickſalen geboren ſind. Ich mögte ſie, wie das Bild ihres Lebens und Karakters vor mir ſteht, die ſlaviſchen Wallonen nennen. Ihr Walloniſches erkläre ich mir aber ſo:

Die ſogenannte Völkerwanderung oder der große Völkerweltſturm, der für den Norden und Oſten dunkel genug zwiſchen die Jahre 400 und 450 fällt, konnte, ſelbſt wenn er gegen Böhmen oder über Böhmen auch mit voller Gewalt hinbrauſte, ein Land, wie dieſes iſt, nicht ganz ausfegen. In ſolchem Lande, wo immer ein Bergkeſſel in den andern verſinket und eine Schlucht ſich aus der andern hervorhebt, können keine noch ſo gewaltige Eroberer- oder Wandrerhaufen die Einwohner vertilgen oder mit fortwälzen. Ihre Berge und Schlüchte verſtecken und ſchirmen ſie und als Bergbewohner lieben ſie die Heimath und wandern nur in der größten Noth aus. Böhmen, wenn wir auch annehmen müßen, daß es bei jener Welterſchütterung mitgetroffen und ſehr verwüſtet und ausgeleert worden ſey, hat doch eben wegen ſeiner beſonderen Örtlichkeit wahrſcheinlich viele ſeiner alten Einwohner behalten. Dieſe haben ſich mit den eingedrungenen Slaven gemiſcht, welche hinfort in Nordoſtgermanien mächtig wurden, und auf ſolche Weiſe iſt die böhmiſche Eigenthümlichkeit entſtanden. Von den ſpäter wieder eingewanderten oder durch Könige Böhmens, wie durch Othokar in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und durch Johann und Karl von Lützelburg, eingeladenen und angeſiedelten Deutſchen reden wir hier nicht, weil dieſe und ihre Nachkommen, wo ſie nicht durch Gewalt unterdrückt ſind, immer einen reinen deutſchen Sinn und Karakter offenbart haben.

6. In Ungarn und Siebenbürgen „ſo weit die

Deutſchen wohnten, wurzelte der Proteſtantismus." So lauten meine Worte. Ich hätte hinzuſetzen ſollen, daß auch unter den eigentlichen Magyaren viele tauſend Blutzeugen und Bekenner für die Reformation geſtritten und gelitten haben.

7. Bei den britiſchen Inſeln zeigt ſich die germaniſche und antigermaniſche geographiſche Gränzſcheide im Einzelnen noch auffallender, als ich ſie nachgewieſen habe.

Bei England ſelbſt iſt zu dieſem Ende nicht blos Wales in Betrachtung zu ziehen, ſondern der ganze nordweſtliche Küſtenſtrich über denſelben bis in Schottland hinein. Noch jetzt leben in den Grafſchaften Lancaſter, Cheſter und im weſtlichen Weſtmorrland verhältnißmäßig ſehr viele Katholiken. Grade in dieſem Landſtriche nebſt einem Theile Schottlands ſelbſt beſtand zur Zeit der erſten angelſächſiſchen Heptardie noch ein eigenes galiſches Königreich,*) und hier ſind wie in Wales, nachdem auch dieſes galliſche Reich ſpäterhin milder als das übrige England von den Angelſachſen bezwungen worden, viele der alten Einwohner ſitzen geblieben.

---

*) S. Pinkerton's Enquiry into the History of Sootland. 2 Vle. 8. 1814, und Whitaker's History of Manchester und deſſelben History of Lancaster.

In Irland iſt der germaniſchſkandinaviſche und der germaniſchengliſche Stamme im Oſten, auch ſelbſt da, wo er durch Sprache und Sitten mit den alten eingebornen Irren ſehr gemiſcht war, leicht reformirt worden, wie auch der ſchottiſchſächſiſche und ſchottiſchſcandinaviſche Stamm im Norden dieſes Landes. Denn nicht allein unter Eliſabeth, Jakob dem Erſten und Cromwell ſind viele engliſche und ſchottiſche Anſiedler daſelbſt angepflanzt, ſondern ſchon in den glänzendſten Zeiten der Plantagenetiſchen Eduarde, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert *) ſind bald von den Eingebornen, bald von den Engländern in Kriegen oder Aufruhren Schotten als Hülfsvolk dort eingerufen, welche das Land zum Theil beſetzt und den alten Einwohnern oder der Wüſtenei Felder und Auen abgedrungen oder ſie auch unter der Bedingung der Gränzwache von den Engländern abgetreten bekommen haben.

* * *

Das genannte Schlegelſche Buch hat unleugbar einen Erfolg gehabt, deſſen wenig Bücher aus den letzten Jahrzehnten ſich rühmen können. Zwar wenn man daſſelbe das zweite und dritte Mal wieder durchblättert, kann man ſich einen ſo glänzenden Erfolg aus ihm ſelbſt nicht erklären. Wenn man aber dieſe Vorleſungen als ein mit großem Verſtande und kluger Berechnung nach Einem nie aus den Augen verlornen Ziele hin gerichtetes Werk betrachtet; wenn man hinzudenkt, wie der Verfaſſer ſich durch ſeine früheren Schriften eine eigene Bahn bereitet hat, worin er hier gewiſſermaßen zu bleiben ſcheint und worin er, als wäre er noch der Alte, die Folger und Jünger täuſchend ihm nachzieht, wiewohl er ſein Fuhrwerk und Geſchütz nach einer ganz andern Seite hin richtet, als früher; wenn man endlich beachtet, daß das ganze Buch bei allem Schein kühler Ruhe und unbefangener Gegenſtändlichkeit doch im eigenſten Sinn, ſobald es bei der chriſtlich germaniſchen Zeit anlangt, eine ſchlaue und auf einer feinen und ſelbſt dem feudigen in ihrer Abſichtlichkeit kaum bemerklichen Sinne gehaltnen Partheiſchrift iſt, welche mit großer Beſonnenheit und Selbſtbewußtheit mehr als Einem der geltenden Götzen des Tages ſchmeichelt und vor gewiſſen Leuten des pindariſchen Spruches auch das Verſchwiegene hat ſeine Gunſt*) nie vergißt — ſo wundert man ſich nicht mehr, warum ſo viele

---

*) Leland History of Ireland.

---

*) Καὶ τὸ σιγώμενον χάριν ἔχει.

Stimmen bei der Erſcheinung des Buches ſo laut aufgejauchzt haben, als habe es mehr als Einem Ungeheuer des Tages ſiegreich das Drachenhaupt abgeſchlagen: Stimmen nicht blos aus der Kirche, zu welcher Herr von Schlegel ſich gewendet hat, ſondern auch viele blinde Proteſtanten, d. h. Wirrköpfe, die allein den Namen nach Proteſtanten ſind, oder Gaukler, die es blos zu sein ſcheinen, um die trügeriſchen Geſtalten myſtiſch-mythologiſcher und hierarchiſch-allegoriſcher Glanzgebilde, die ihnen im Nebel einer fabelhafteſten Vergangenheit oder in dem täuſchenden Halblichte einer bewußten Abſicht vorgeführt werden, deſto ſicherer anbeten und das, was ſie wohl den Namen nach bekennen aber in der That nicht kennen, deſto frächer ſchmähen und verläumden zu können.

Ich habe geſagt, das Glück des Buches laſſe ſich aus ihm ſelbſt und aus ſeinem Inhalte doch kaum erklären. Hier einige Winke darüber:

Alle Vorleſungen werden nothwendig bedingt durch diejenigen, welche ſie anhören ſollen. Man ſteigt zu dem Maaße ſeiner Zuhörer begreiflicher Weiſer hinauf und hinab. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Es giebt aber auch Zuhörer ſolcher Art, welchen man beſonders zu Gefallen reden muß; auch ſolche, wo vieles, was als durchaus zur Sache gehörig hätte erörtert werden müſſen, kaum leiſe und oberflächlich berührt werden darf. Endlich giebt es Orte, wo gewiſſe Verhältniſſe, Begebenheiten und Meinungen gar nicht erörtert werden dürfen. Dieſe Vorleſungen nun ſind in Wien gehalten vor einem gemiſchten Kreiſe, worin, wie aus ihnen ſattſam offenbar wird, die höheren und bevorrechteten Klaſſen der Geſellſchaft einen großen Beſtandtheil ausmachten. Dies hat ihnen eine ganz eigenthümliche Farbe gegeben — mir däucht, zuweilen eine ſolche, welche dem Verfaſſer ſelbſt wiederholte Überpinſelung gekoſtet hat — hin und wieder auch gar keine Farbe, weil von Manchem kaum die dünnſten Schatten angedeutet werden durften. An vielen Stellen aber fühlt man eine unbegreifliche Lückenhaftigkeit, ja ein Verſchweigen von Dingen und ein Schweigen über Dinge, von welchen ein S. andern Zuhörern und an einem andern Orte wohl etwas Geſcheites zu ſagen gewußt und gewagt hätte. Aus dieſem Grunde wird denn Manches in Halblichtere gehalten. Manches auch unter einem ſo ſeltſamen Schein oder mit einer ſo ſeltſamen Anſpielung oder Anwendung gezeigt, daß man ſich oft kaum zurecht finden würde, wenn man Ort, Zeit und Zuhörer nicht wüßte. Dieſes Schattenſpiel an der Wand, wozu der Verfaſſer offenbar durch ſeine Stellung genöthigt war, muß aber von einem andern Schattenſpiele wohl unterſchieden werden, womit es ihm der gebraunteſte Ernſt iſt und worauf wir weiter unten wieder zurückweiſen müſſen. Geiſt und Gewandtheit und manche einzelne trefflich entworfene und durchgeführte Theile erſcheinen freilich auch in dieſem Buche, aber nicht jene alte Schlegelſche Lebendigkeit, jene geiſtige Friſche, jener freie Schwung, jene körnigte Gedrungenheit und Fülle früherer Jahre. Auch in dem Style zeigt ſich häufig eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Nachläſſigkeit, wovon die vornehme Zuhörerſchaft auch wohl ihr gutes Theil verſchuldet haben mag.

Das Buch hat immer Ein Ziel im Auge, Einen großen Brennpunkt, von wo alle einzelne Strahlen deſſelben ausſchießen und wohin ſie wieder zurückſchießen, und dieſes Ziel wird allen Halbkennern und Halbwiſſern ſo durch und durch beleuchtet, und ſo ſchlau werden alle Nebenlichter, wodurch die Blicke von ihm abgelenkt werden könnten, verhüllt oder ausgelöſcht, daß ſothane Schauer ſich bei einer ſo künſtleriſchen Lichtbehandlung wohlbehaglich fühlen müſſen, weil es ihnen vorkommen muß, als entdeckten ſie alles, was dem Operatör ihnen zu zeigen beliebt, mit eigenen unangeſtrengten Augen.

Dieſes Eine Ziel iſt die Verherrlichung der geiſtlichen und weltlichen Hierarchie: des äußern Baues der Kirche und des Staates durch bevorrechteten Adel und Prieſterſchaft.

Bei dieſer Behandlung und Darſtellung ſcheint nun H. v. S. ſeinen Jüngern, deren er in kühnerer und geiſtreicherer Jugend mit Recht viele gewonnen hat, in ſeiner alten Bahn zu bleiben; und ſo zieht er manche Getäuſchte mit ſich fort, ohne daß ſie merken, daß der Weg nach einem ganz andern Ziele geht, als das von weiland war. Die Verherrlichung des Lebens im Mittelalter, die durch eine äußerlich prangende Kirche und durch unſchuldige und kindliche Innigkeit des Glaubens hervorgetriebenen Blüthen der Kunſt, dieſe hat er uns früher in fröhlicher Andacht und glühender Begeiſterung gezeigt; und die Zeitgenoſſen waren ihm einen Kranz dafür ſchuldig, und ſie haben ihm den grünen aufgeſetzt. Aber hier iſt das nun das Netz, worin die armen Vögel gefangen werden. Immer wird auf die Vergangenheit hingewieſen, als wenn in ihr eitel Menſchlichkeit, Geſetzlichkeit und Frömmigkeit geweſen wäre, und die Prieſterherrſchaft und der allumfaſſende Bau der äußern Kirche wird als die einzige Rettung der zerrütteten und verwilderten Zeit gewieſen. Dahin muß zurückgekehrt werden, wenn wir im heidniſchen Trotz und in republikaniſch-proteſtantiſchen Geſetzesübermuth nicht alle rettungslos verloren gehen wollen.

Obgleich das Buch manche Nachläſſigkeiten und Magerkeiten zeigt, deren man bei dem Verfaſſer früher weniger gewohnt war, ſo zeichnet es ſich doch aus durch Klarheit und Flüſſigkeit in der Darſtellung und durch einen gewiſſen Schein von Ründung und Vollendung der Form, wenn dieſe Form auch zum Theil abſichtlich noch ſo wenig Inhalt und Füllung hat. Der Schein einer gleichen Ruhe, die Zuverſicht und Geſchloſſenheit der Urtheile und Ausſprüche, eine gewiſſe ſcheinbar kühle Unperſönlichkeit, welche den Unkundigen leicht eine Sachlichkeit dünken kann, treiben den unbefangenen Leſer ſanft mit ſich fort, ſo daß es ihm leicht begegnen kann, daß er ſich vor einer ausgemachten Wahrheit zu ſtehen däucht, wo die abſichtlichſte Täuſcherei mit ihm getrieben wird.

Alſo der Ausſprung von dieſem allen iſt: Adel und Hoheſprieſterthum ſollen durch dieſe Vorleſungen verherrlicht und als die einzig leuchtenden Lichter der chriſtlichen Geſchichte gezeigt und diejenigen, welche ſie heruntergebracht haben, ſollen als Zerſtörer des Staats und des Chriſtenthums und ſomit als Verwüſter und Entweiher alles ächten und heiligen Lebens gewieſen werden.

Dieſen Zweck, wenn dabei gerade und offen auf das Ziel hingewieſen und zum Ziele fortgeſtrebt wird, kann und darf kein ehrlicher Beurtheiler tadeln. Auf dem geraden und offenen Wege könnte dies indeſſen unmöglich gelingen, nämlich in der Weiſe nicht gelingen: daß alles was H. v. S. Anſicht nicht zu dienen oder gar zu widerſtreben geſchienen hatte, nicht nur in Schatten geſtellt, ſondern, wenn ſeine Darſtellung ſiegte, mit Schmach und Fluch bedeckt werden ſollte. Freilich dies in ſcharfen und geraden Worten auszuſprechen hat er ſich mit großer Feinheit und Schlauheit gehütet; aber alle Endergebniſſe laufen darauf hinaus, wie er ſie daraus zu ziehen verſteht, beſonders durch ſehr künſtliche Verſchweigung oder Verdeckung desjenigen, was, wenn es genannt oder gewieſen wäre, vieler ſeiner Gläubigen zu Zweiflern gemacht haben würde.

Die Vorleſungen führen den Titel Geſchichte der alten und neuen Literatur. Sie ſcheinen alſo ein rein wiſſenſchaftliches Ziel zu haben. Indeſſen, wenn ſie das auch hätten, ſo mußte doch das, worauf alles Leben und alle Wiſſenſchaft des Menſchen ſich zuerſt und zuletzt bezieht, nämlich Staat und Religion, jeden Augenblick in die Betrachtung und Unterhaltung hineinfallen. Ich habe die Religion genannt; faſt unrichtig H. v. S. gebraucht immer das Wort Kirche, eines der allerbequemſten Wörter, wenn man ſophiſtiſche Taſchenſpielerei treiben will. Und hier ſind wir bei dem oben angedeuteten Schattenſpiele an der Wand.

Ja, mit dieſem Worte Kirche wird hier ein wahres Schattenſpiel an der Wand getrieben; wobei man ſich aber ſehr hütet den Geſtalten, welche darin erſcheinen, beſtimmte Namen zu geben. H. v. S. ſcheint mit dem Worte zu umfaſſen, was alle gute Chriſten darunter verſtehen: nämlich das Äußere und das Innere, welches in der Bedeutung deſſelben liegt. Aber der geſcheidte und ſein Ziel von Anfang an ins Auge faſſende und im Auge behaltende Mann läßt uns immer nur den äußern Glanz und die leibliche Herrlichkeit des Dinges ſehen und wendet auf die Schilderung und Verherrlichung deſſelben allen ſeinen Fleiß; das Innere aber läßt er uns kaum von fern ahnden und verhängt es, wie und wo er nur kann, mit ſiebenfältigen Scenen, damit nach der Seele und dem Geiſte, welche darin hauſen ſollen, nicht mit zu ſcharfen und hellen Augen geſpäht werde. Kurz, indem er allerdings ahnden läßt, daß dieſes Innere der Kirche das Heiligſte und Höchſte ſey, mit Einem Worte, daß es Religion oder Gottesfurcht ſey, hütet er ſich wohlweislich, was in dieſen Worten Gewaltiges und Gewichtiges liegt, hervorzuheben. Das war nämlich der Zweck: jeder Proteſtantismus ſollte als Entweihung und Verwüſtung des Heiligthums, als Kirchenſchändung, als Frevel gegen Gott und die Menſchheit gewieſen werden. Als ſolche konnte er nur gewieſen werden, wenn man das äußere Gerüſt der Kirche, die Hierarchie und das äußere chriſtliche Leben und die äußere chriſtliche Kunſt mit allen ihren Erſcheinungen und Wirkungen, wie ſie eben nach außen hin Luſt und Glanz von ſich ſtrahlen, als das Weſen und die Wahrheit zeigte und ſich auf das Innere wenig einließ.

Merkwürdig iſt wirklich — denn ſolches kann bei einem Manne wie Hr. v. S. der freilich auch wohl ſeine homeriſchen Schlafe hat, aber gewiß ſo lange nicht ſchlafen noch torkeln kann, nicht von ungefähr geſchehen — mit welcher Geſchicklichkeit alle ſolche Punkte, wobei von dem Innern der Kirche, von der eigentlichen Chriſtlichkeit, mehr die Rede ſeyn mußte, entweder umgangen oder ganz verſchwiegen oder doch nur auf das leiſeſte berührt werden, während ſo manches Kleine und Unbedeutende aus der Kunſt und

Wiſſenſchaft in ſeinem Zuſammenhange mit der Kirche weitläuftig dargeſtellt und erwieſen wird. Aber es mußten Erörterungen vermieden werden, wodurch man den Gegnern oder Einwendern gegen die Schlegelſche Kirche unleidliche und in ihren Folgerungen mißliche Zugeſtändniſſe und Einräumungen hätte machen müſſen. Darum ſind Ordnungen, Einrichtungen, Schickſale und Zuſtände der Kirche, die nicht allein auf das ganze chriſtliche Leben, ſondern auch auf die Wiſſenſchaft und Kunſt den allermächtigſten Einfluß gehabt haben, oft kaum genannt, weil dabei von der innern Kirche, von der Chriſtlichkeit, hätte geredet werden müſſen. Dieſe innere Kirche, dieſe Chriſtlichkeit, ruht freilich zuvörderſt auf dem Glauben an Jeſum Chriſtum den Sohn Gottes und Heiland der Menſchen, aber ſie muß zweitens nothwendig ruhen auf dem ſtrengſten Ernſte der Wahrheit des Rechts und der Sittlichkeit; ſie kann dieſer aus Gott gebornen Uridenen der göttlichen Menſchheit nimmer entbehren. Glanz der Altäre und Säulen, bunte Prieſterröcke, von Gold und Edelſteinen funkelnde Geräthe, lieblicher Duft von Weihrauch und Opfern, ja die erhabenſten und innigſtgeſchaffenen Kunſtwerke, und wie viel anderes Schönes, Heiteres und Menſchen und Chriſten auf Erden Beglückendes die Kirche auch geſchaffen habe oder ſchaffen möge — wann dieſe letztgenannten heiligen Dreie in ihr nicht wirkſam und lebendig ſind, wenn ſie als ernſte Mahner, Richter und Herrſcher das ſchneidende Wort und das ſeelendurchbohrende Schwerdt des Schmerzes über die Sünde nicht mehr führen, wehe dann allen Glänzen und Prangen! Es iſt eitel Schein, Schatten und Nichts.

Ja, mit einem wahren Grauen und Schaudern vor dieſem Innern der Kirche, vor dem, wodurch die Proteſtanten aller chriſtlichen Jahrhunderte die Prieſterſchaft, wenn ſie blos ſcheinen und herrſchen wollte, aufgeſchreckt haben, iſt auf das ſchlaueſte und beſonnenſte alles ſo geſtellt, daß nach dieſen Vorleſungen und nach den Verhüllungen und Scheinen, womit ſie ſpielen, der Proteſtantismus und die Reformation zuletzt doch verdammt werden durften.

Ich zeige Beiſpiele.

Das unmenſchliche und unchriſtliche (nämlich unchriſtlich, weil es befohlen ward) Gebot, daß alle Prieſter ohne Ehe leben ſollten, durch deſſen volle Strenge Gregor der Siebente die Welt erſchüttert und verändert hat, iſt gar nicht genannt. Der vormalige Proteſtant Schlegel, der Dichter Schlegel, der begeiſterte Deutſche war bei dem Darlegen und

Vertheidigen dieſes Gebotes in der allerſchlimmſten Lage. Sollte er wagen eines Prieſters unwürdig und gemein zu erklären, was ſchon bei unſern heidniſchen Altvordern in geprieſener Sitte heilig geachtet und gehalten ward und bei wackern und edlen Menſchen immer eines der reinſten und heiligſten Verhältniſſe auf Erden bleiben wird? Der kluge Mann fühlte ſich auf dieſem ſchlüpfrigen Boden jedem Kampfe ungleich, und ſchwieg.

Die Geſchichte der Päbſte, wenn man auch nicht alles der Hierarchie auflaſtet, ſondern der menſchlichen Gebrechlichkeit ihren gebührenden Antheil davon abgiebt, hat düſtere und ſchwarze Epochen, ja ganz ſchwarze Jahrhunderte. Eine der ſchlimmſten Epochen Roms, weil es in der Geſchichte ſchon heller Tag iſt, und nicht mehr aus unſicherer Ferne dämmert, iſt die Zeit von Innocenz dem Dritten bis Nicolaus den Fünften: über zwei volle Jahrhunderte. In dieſe Jahrhunderte fallen lange und der ganzen damaligen Welt nur zu bekannte und ſichtbare Liſten und Künſte, worin die Päbſte, ganz vergeſſend, was ſie ſeyn ſollten und wenn ſie hier auf Erden zu vertreten ſich rühmten, mit den Kaiſern und Königen auf gleicher Linie und Weiſe ganz weltlich um weltliche Herrſchaft und um irdiſche Vortheile und Genüſſe ſtritten; wo durch das Vergeſſen oder Niedertreten aller Grundſätze und durch ſolche Künſte die heilloſeſte Verwirrung in der ganzen Chriſtenheit angerichtet und die edelſten Geſchlechter der Fürſten erniedrigt oder ausgerottet wurden. Habſucht, Verrath, Meineid, Aufruhr und blutige Wuth oder ſchleichende Hinterliſt ringsumher. Wie ſollte der Mann, welcher in dem Proteſtantismus eitel Aufruhr, Wildheit, Unheil und Umwälzungen zeigen oder andeuten wollte, von dieſen böſen Jahrhunderten, von ungerechten Ächtungen und mordſüchtigen Ausrottungen, von tückiſch gezettelten Aufruhren gegen Kaiſer und Könige, von mehreren Päbſten zu gleicher Zeit, welche die Chriſtenheit entzweieten und entehrten, von dem, was die allgemeinen Kirchenverſammlungen zu Konſtanz und Baſel veranlaßt hat und was ihnen vorhergegangen oder gefolgt iſt, erzählen, wenn er die Chriſtlichkeit darin erſchauen und ſchätzen wollte? Leiſe hüpft er an ſolchen Gegenſtänden und Zeiten mit einzelnen Klagen und allgemeinen Waidſprüchen über menſchliche Gebrechlichkeit und über zeitliche Entſtellung und Verrückung auch der edelſten Dinge und Verhältniſſe vorüber.

Wir kommen an die Reformation und an unſere Jahrhunderte, an das innerlichſte und innerlich ſtrebendſte chriſtliche Zeitalter, das ſeit den Tagen der

Apoſtel und Väter und der älteſten Bekenner und Blutzeugen unſrer heiligen Lehre geweſen iſt. Ja ein mit dem innerſten Ernſt ringendes und kämpfendes Zeitalter, deſſen Arbeiten und Leiden ja ſelbſt deſſen in vielen Hinſichten unläugbare Magerkeit und Herbheit, deren auch wir Zeitgenoſſen einen guten Theil haben koſten müſſen, von den künftigen Jahrhunderten anders werden geſchätzt werden, als von ſolchen, welche in dem, was die innerlichſte Nothwendigkeit der Durchbildung und Durchkämpfung war, nur frevelhafte Willkühr Einzelner ſehen, die ſie Tempelräuber und Aufrührer ſchelten.

H. v. S. geſteht freilich ein, weil er muß, daß die Kirche damals an mehreren Mängeln und Zerrüttungen gekrankt habe, daß die Abſtellung oder Minderung dieſer und jener Übel und Misbräuche allerdings ſehr wünſchenswerth geweſen ſey. Er meint aber, dieſe Abſtellung und Minderung habe auf einem mäligen, leiſen und ſanften Wege geſchehen können; dazu habe es eines ſo wilden Aufruhrs und einer ſo gewaltſamen Umwälzung nicht bedurft, als der Martin Luther, ein rechter ſelbſtwilliger, trotziger und hartnäckiger Revolutionsmann angerichtet. Freilich ſey nicht zu läugnen, daß aus dieſer fürchterlichen Revolution, die ſich ſelbſt eine Reformation der Kirche nenne, auch manches Gute hervorgegangen, aber im Ganzen trage ſie die Schuld nicht blos eines Stillſtandes, ſondern auch eines Rückſchrittes der Menſchheit. Namentlich wird verſucht zu zeigen, wie die edelſten Blüthen der Menſchheit, Kunſt und Wiſſenſchaft, dadurch unendlich gelitten haben, und wie dadurch überhaupt etwas Herbes und Scharfes, eine gewiſſe Bitterkeit und Feindſeligkeit, welche frühere Alter glücklicher nicht gekannt haben, über ganz Europa verbreitet und in alle Verhältniſſe des Lebens und Regiments gebracht ſey. Luthers Großartigkeit und gewaltige Männlichkeit wird nach einer Seite hin nicht verſchwiegen; auch wird ihm eingeräumt, daß er der Mann geweſen ſey, die durch ſeinen Trotz und Eigenwillen geſchaffene Revolution auch mit großer Klugheit zu beherrſchen und zu bändigen; und allerdings ſey man ihm Dank ſchuldig, daß er das Vaterland und ganz Europa nicht zu einer großen blutigen Verwirrung zuſammengeſchüttet habe. Endlich lautet H. v. S. Schlußſpruch über den Doktor Martin alſo: „Seine Schriften und ſein Leben erregen jenes „Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir „ſehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne „Schuld zu Grunde geht und ſich zum Verderben „neigt.“

Wir müſſen über dieſe Anſichten und Urtheile, ja Verurtheilungen, einige Bemerkungen machen.

Erſtlich ſtimmen wir H. v. S. von ganzem Herzen darin bei, daß eine ſanfte und allmälige Abſtellung von Übeln und Mißbräuchen, daß eine linde und weiſe Heilung derſelben im langſamen und leiſen Schritt der Zeit dem Plötzlichen und Gewaltſamen in aller Weiſe vorzuziehen iſt. Hätte es ihm nur gefallen, ungefähr anzudeuten, wie in Hinſicht auf die Beſſerung und Wiederherſtellung der Kirche jene linde und ſanfte Art hätte ausgeführt werden ſollen und können; ja hätte es ihm nur überhaupt gefallen, die Übel und Mißbräuche nach ihrer Wirklichkeit zu beſchreiben; hätte er nur auch geſtanden, daß alle Weiſeſten und Beſten der europäiſchen Chriſtenheit ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten vor dem Auftreten Luthers gefühlt und geklagt hatten, wie ſehr die Kirche einer Beſſerung und Zurechtſtellung bedürfe, und daß dieſe auf mancherlei Weiſe in verſchiedenen Ländern und Zeiten, und namentlich durch zwei große Kirchenverſammlungen, aber immer vergebens, verſucht worden waren. Aber es waren nicht einzelne Übel und Mißbräuche, es waren nicht einzelne Mißſtände oder Mißverhältniſſe von Ceremonien und Gebräuchen, die zu der Bildung und zu dem geſellſchaftlichen Zuſtande des fünftzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts etwa nicht mehr paßten, welche allein eine Reformation heiſchten, obgleich Luther durch die Rügung und Bekämpfung ſolcher einzelnen Mißbräuche und Mißverhältniſſe zuerſt auf den Kampfplatz herausgerufen ward. Es war Ein großes allgemeines Grundübel, eine ſchwere Krankheit, die an den edelſten und innerſten Organen der Kirche zehrte. Dieſe Krankheit hieß Unſittlichkeit und Unwiſſenheit. Luther war nur ein Fünkchen, das von einem einzelnen leichten Windſtoß aufgeweht ward; aber dieſes Fünkchen fiel auf einen ſo dicken brennbaren Stoff, daß eine Flamme daran aufſchlug, über deren furchtbar mächtige Gewalt Luther anfangs eben ſo ſehr erſtaunte und erſchrack, als ſeine Zeitgenoſſen.

Vergebens läugnen die Ankläger und Verkleinerer Luthers und Kalvins und ihrer tapfern und gottentflammten Mitſtreiter dieſe verderblichſte aller innerlichen und geiſtigen Krankheiten ab. Freilich, wenn man, wie H. v. S. thut, vornehm von oben herab immer nur die Sonnen und Monde der Kunſt und Gelehrſamkeit zeigen und das Mittlere und Untere gar keines Blickes würdigen und ſich überhaupt gebärden will, als ſey es nicht in der Welt oder brauche doch nicht darin zu ſeyn, ſo laſſen ſich allerdings auch in dem Jahrhunderte vor der Reformation und ſelbſt zur Zeit ihres Ausbruchs einzelne Hoheprieſter und Theologen zeigen, welche es an Wiſſenſchaft und Trefflichkeit wohl mit den beſten in den beiden folgenden Jahrhunderten aufnehmen könnten. Aber die eigentlichen Verwalter des chriſtlichen Heiligthums, die vielen kleineren Pfeiler und Säulen, wodurch die chriſtliche Kirche vornehmlich gehalten und getragen werden ſollte, die Lehrer und Prieſter des Volkes, die Schulmeiſter, Pfarrer und Seelſorger, wie unwiſſend, ungöttlich, gleichgültig und wie ſtolz und übermüthig von der Prieſterſchaft der höheren Ordnungen herabgeſetzt und verachtet waren dieſe nothwendigſten und würdigſten Arbeiter im Weinberge des Herrn damals faſt in ganz Europa! Die Hohenprieſter aber hatten ſie ſich in Wälſchland in Sitten und Streben nicht beinahe eines vollkommenen Heidenthums erfrecht? und war dazu nicht ſelbſt die ſeit dem fünfzehnten Jahrhunderte gewiſſermaßen wieder entdeckte und wieder aufgelebte griechiſche Literatur und überhaupt das mit jungem begeiſterten Eifer getriebene Studium des klaſſiſchen Alterthums auch gemißbraucht worden?

Wer durfte es wagen, ein Gemälde der Sitten zu entwerfen, wie ſie ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in Wälſchland, in dem Sitze des Oberhauptes der chriſtlichen Kirche, beſtanden und wie ſie ſich mit jedem Jahrzehend bis auf Leo den Zehnten und Luther hinab immer mehr verfrechten und vergräulichten? wer dürfte es wagen, Grundſätze, Lehren und Schilderungen, welche Päbſte und Kardinäle im fünfzehnten, ſechszehnten Jahrhundert der ganzen chriſtlichen Welt durch ihr Leben und durch Bücher und Gedichte kundmachten, vor unſern, gottlob viel züchtiger gewordenen Ohren und Augen jetzt im neunzehnten Jahrhundert wieder aufzuwecken? Die herrlichen alten Heiden, welche damals mit einer wahrhaftig liebenswürdigen und jungendlichen Begeiſterung ergriffen und bewundert wurden, waren an jener Gräulichkeit und Verruchtheit unſchuldig. Von ihnen können reine und edle Gemüther immer nur Schönes, Freies und Stolzes lernen und wenn nicht Chriſtliches, doch etwas allem Chriſtlichen und Göttlichen Dienendes. Denn nicht das Ewigſchöne und Heilige, nicht das Freie und Menſchliche nahmen jene ſich aus Homer, Sophokles, Plato und Ariſtoteles; ſondern die kühne heidniſche Weltanſicht, die Erlaubniß eines unchriſtlichen Sinnes und Genuſſes maßten ſie ſich in frecher Eigenmacht an, weil ſie an Sitten und Geſinnung ſchon verfault waren. Sie lernten ihren faulen und verweſenden Moder mit der duftenden Roſenfarbe des Jugendſchimmers einer lange vergangenen Welt übertünchen.

Durch den Glanz und Duft jener geborgten Roſenfarbe können nur diejenigen beſtochen werden und wieder andere beſtechen, welche das tiefe Verderben und die innere Fäulniß jener Jahrhunderte nicht ſehen wollen oder nicht ſehen können. Aber die Menſchen jener Tage ſahen und empfanden ſie; ſie fühlten mitten in der Ausgelaſſenheit und Auflöſung die immer ſchwerer drückende Laſt der Sünde; der Zorn über eine maaßloſe Verruchtheit und Gräulichkeit der Sitten brannte in den Völkern, vorzüglich in den ernſten Völkern des Nordens! Luther rief zuerſt zur Ordnung, ſie hörten und ſtanden auf, und die Welt ward verbeſſert.

Mehrmals habe ich, erzürnt durch ſo viele kindiſche und alberne Urtheile über die Reformation, ſelbſt von ſolchen, die ſich Proteſtanten nennen, zu gelehrten Freunden geſagt, die als Theologen vom Fache den nächſten Beruf zu einer ſolchen Arbeit hätten, daß es etwas ſehr Verdienſtliches ſeyn würde, unſere verworrenen und verblendeten Zeitgenoſſen, welche ihre größten Wohlthäter mißkennen, einmal ein mattes Abbild jenes Spiegels vorzuhalten, worin Luther und ſeine Zeitgenoſſen Wälſchland erblickt haben. Ich meinte nämlich, ſie ſollten die italieniſche Literatur zwiſchen den Jahren 1450 und 1550 durchmuſtern und in einigen Bänden Auszüge blos aus in Rom, Florenz, Venedig, Mailand u. ſ. w. erſchienenen Schriften ſolcher Männer liefern, welche geweihte chriſtliche Prieſter und Oberprieſter waren. Aber bei näherer Erwägung begreife ich, dies iſt unmöglich. Man dürfte ſolche Auszüge doch nicht in der Mutterſprache noch in ſolcher Deutlichkeit und Nacktheit geben, daß ſie jenen mittelmäßigen und oberflächlichen Köpfen, welche durch ſeichte Geſchwätze und Urtheile am leichteſten fortgetrieben werden, zugänglich und verſtändlich würden. Dieſe Gräulichkeit in voller Anſchaulichkeit vielen zu ſchildern iſt nach chriſtlicher Sitte und Weiſe ſo wenig möglich, als die Geſchichte der drei letzten heidniſchen Jahrhundere Roms mit den Worten und Gemälden ihrer eigenen Schilderer ſo zu beſchreiben, daß jedermänniglich eine anſchauliche Vorſtellung von der allergräulichſten Verdorbenheit und Verruchtheit erhielte. Es könnte auf ſolche Weiſe das Heilmittel ſchlimmer wirken als das Übel, welches man dadurch vertreiben wollte. Denn wer mögte es verantworten, ſolchen ſchändlichen und unnennbaren Unflat vielleicht für weiteres Verderben aufzuregen, während er nur die Abſicht hätte zu belehren und zu berichtigen.

Ja verbeſſert iſt die Welt durch den Anſtoß Luthers und durch den Zorn und die Reue der Völker, welche die Reformation freilich nicht vollbracht, doch weiter gebracht haben. Die Welt und die Prieſterſchaft iſt freilich herb und blutig — denn ach! wenige Übel in dieſer gebrechlichen Welt werden ſanft gehoben — zu Zucht und Ordnung und Fleiß und Wiſſenſchaft zurückgezwungen. Hinfort iſt gottlob kaum möglich, daß ein Zuſtand wieder entſtehe, wie er in jenen genannten Jahrhunderten in Europa war. Die mit und gegen einander ringenden chriſtlichen Partheien beobachten, warnen und ſpornen einander; und wenn auch nicht alle mit gleichem Glück und Triebe für das Reich der Gnade und Liebe arbeiten, ſo arbeiten ſie doch alle für ein Reich der Geſetzlichkeit und Vernunft, wodurch dem Reiche der Gnade und Liebe auch der Weg gebahnt wird. Wo aber Liederlichkeit und Sittenloſigkeit herrſchen und das ausgelaſſene Laſter mit offener und frecher Stirn vor allen Leuten einhergehen darf, da muß zuletzt alles vergehen. Dieſe Zurückführung zur Zucht hat H. v. S. ſelbſt in etwas zugeſtanden. Wenn die Reformation hin und wieder ſchlimme Aufruhre und

Erſchütterungen veranlaßt hat, ſo wird ihr treueſter Anhänger und Verehrer dieſe bejammern, aber nicht entſchuldigen. Leider iſt dies die menſchliche Gebrechlichkeit, daß ſolche ſchlimme Außerlichkeiten auch den edelſten Beſtrebungen und Bewegungen, welche von trefflichſten Menſchen für die höchſten Güter gewagt werden, ſich als ein demüthigendes Gefolge anhängen. Auch bedürfen wir nicht abzuläugnen, daß eben dieſe menſchliche Gebrechlichkeit und Beſchränktheit aus Angſt oder Abſcheu vor dem zuvielen in dem äußerlichen Gepränge und Glanze der alten Kirche ſich häufig, auch nach der entgegengeſetzten Seite hin zu weit verlaufen hat, in einen trockenen und herben Purismus und Puritanismus, welcher aber die reinſte Quelle hatte, wenn ſeine Wirkungen auch oft finſter und unliebenswürdig waren.

Des Herrn v. S. Klage, wie viel der Glanz und die Heiterkeit des Lebens und das friſche Streben und Blühen in Wiſſenſchaft und Kunſt durch die von der Reformation veranlaßten Getümmel verloren haben, hat bei'm Lichte beſehen auch mehr einen ſcheinbaren als wirkſamen Boden.'

Wenn die Verruchtheit und Abſcheulichkeit der Sitten, wie ſie in den Tagen des ſechsten Alexanders und zehnten Leos war, blieb oder gar fortſchritt —

was ſie ohne mächtige Hemmung nach dem natürlichen Laufe der Dinge thun mußte — ſo konnte man vorherſagen, daß durch eine ſolche Weichlichkeit und Wüſtheit alle jene edlern menſchlichen Kräfte, wodurch ſolche Herrlichkeiten werden und beſtehen, bald erſchöpft ſeyn mußten. Dies iſt die unabwendbare durch alle Geſchichte beſtätigte Strafe der Üppigkeit und Wolluſt: eine Strafe, die geſchwinder erfolgen mußte, wo die Erkenntniß und das Bewußtſeyn der Sünde an die Gewiſſen klopft, wie dies ſelbſt in den verdorbenſten chriſtlichen Zeitaltern der Fall ſeyn mußte.

Aber wir wollen einmal annehmen, daß Lebensheiterkeit und Muth zu Kunſt und Wiſſenſchaft ohne den Eintritt der Reformation ungeſtört hätten fortblühen können, darf man nach ernſter chriſtlicher Anſicht meinen, daß ohne Sittenreinheit oder vielmehr ohne Anerkennung der Unerläßlichkeit derſelben für Chriſten dadurch etwas gewonnen war? Ich hoffe, H. v. S. wird nicht Ja ſagen. Ja hätte ſelbſt die ganze europäiſche Chriſtenheit wegen einer langen ernſten Arbeit, den Sitz eines Todesübel zu erkunden und der Heilung deſſelben inne zu werden, dieſe letzten drei Jahrhunderte wenig heiter und fröhlich gelebt und in Kunſt und Wiſſenſchft nicht nur nichts gethan, ſondern wäre darin ſchier zurückgegangen, ſo mußte und durfte man ſich mit dem Waidſpruche tröſten: Der Weltgeſchichte und der Entwicklung der Übergänge ihrer großen Abſchnitte ſind Jahrhunderte gleich einem Hahnenſchrei. Auf dieſelbe Weiſe tröſtet man ſich ja mit Recht, wenn in dem Alter des Kampfes und der Leidenſchaften in einem Hader der Triebe, den oft Niemand als er kennt, ein edler Jüngling in herber Geſchloſſenheit und Starrheit Jahre zuzuſetzen ſcheint, welche für den Karakter gewonnen, für die Wiſſenſchaft vielleicht verloren werden. Eins iſt noth! ruft der Chriſt mit dem Apoſtel.

Martin Luthers Vertheidigung führen ſchon drei Jahrhunderte; die folgenden werden den großen Mann Gottes noch beſſer vertheidigen können. Es ſchmerzt nur, daß ein Deutſcher mit einer gewiſſen vornehmen Gefühlloſigkeit, weswegen ſelbſt die Fremden uns häufig mit Recht anklagen, einen unſerer höchſten und gewaltigſten Menſchen auf eine ſolche Weiſe allen Wälſchen und allen Wälſchlich- und Fälſchlichgeſinnten zur Freude gleichſam von neuem zerreißen kann, als ob unſre Geſchichte an ſolchen, die während eines langen thatenreichen und kämpfevollen Leben auf Einem und in Einem ſtehen und bis ans Ende groß und treu erfunden werden, einen Überfluß hätte. Am meiſten aber, und wirklich ſehr ſonderbar, fällt das Lob uns auf, welches in den ungerechten und grauſamen Tadel gemiſcht iſt. Wir müſſen ein wenig mit dem Finger darauf hintippen.

Man fällt wirklich wie aus den Wolken, daß Luthers Klugheit von H. v. S. gelobt wird. Die wenigſten Leſer glauben wohl, daß unter dieſem Lobe eine Schalkheit ſteckt und daß dadurch gerade das Herrlichſte dieſes außerordentlichen Mannes gemindert und geſchmälert werden ſoll. Wir läugnen nicht, daß dieſes große Werkzeug Gottes genug ſolcher Fehler gezeigt hat, welche dem harten Stahle angehören, womit er von der Natur zum Manne ausgeſchmiedet worden war: nämlich auch in manchen Fällen, wo es lieblich und löblich geweſen wäre, weich und mild zu ſeyn, eine Starrheit und Unbiegſamkeit, welche ſeine treueſten Anhänger oft betrübt und erſchreckt hat; aber ein weltkluger Mann, ein weltkluger Prieſterfürſt, welcher mit der Gunſt und Gelegenheit des Fürſten dieſer Welt zu buhlen und ſich in die Zeit zu ſchicken verſtanden hat, iſt gottlob Luther nie geweſen. Hätte er dieſes Lob verdient, ſo müßten ſeine Gebrechen freilich ſchlimmer getadelt werden.

Jeder geſcheidte und muthige Menſch iſt ſchon von Natur klug und umſichtig für die kleinen und mittleren Dinge; und in dieſen iſt Luther, wenn ihn ſein Feuereifer nicht fortgeriſſen, auch andern gleich geweſen, und hat gleich den andern gethan. Aber in den großen Dingen fühlte er die Stelle, worauf Gott ihn geſtellt hatte; er fühlte da immer ſeinen Beruf als Prieſter Gottes. Wo es auf die höchſten und heiligſten Dinge ankam, auf ein unbedingliches Recht und eine unfälſchliche Wahrheit, da ſah Luther immer nur Eines, da durfte er immer nur Eines thun und leiden und mit keiner Klugheit links oder rechts ausbeugen; da mußte er ſich in jeder Noth und Gefahr, worin ſolche Unklugheit ihn brachte, ſein Sprüchlein beten: Gott helfe mir! ich kann nicht anders. Weil er die Höhe dieſes ſeines Standpunktes erkannte, weil er fühlte, wie erhaben über alle irdiſchen und weltlichen Rückſichten des geiſtlichen Mannes, des Prieſters, Beruf iſt, ſo hat er ſich hier den Fürſten dieſer Welt mit ſeinen Künſten und Liſten nie anfechten laſſen. Wo es dem Reiche Gottes und der Wahrheit galt, da ſahe Luther nicht Geſtern noch Heute, da ſah er nur die Ewigkeit. Alſo nicht aus Klugheit, nicht als derjenige, welcher nach äußeren Mitteln und Verhältniſſen ſein Maaß nimmt, ſondern aus reinſter chriſtlicher Gewiſſenhaſtigkeit, aus innigſter Ueberzeugung, eben weil er glaubte und predigte wie ſein Heiland, mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, glaubte er auf dieſer Bahn nicht mit weltlichen und fleiſchlichen Waffen auch für äußere Zwecke kämpfen zu dürfen. Er glaubte, das Geiſtige und Geiſtliche dürfe und müſſe allein durch Waffen des Geiſtes bekämpft und vertheidigt werden; und in dieſer gewiſſenhaften und großartigen Überzeugung hat er im Reiche Krieg und Aufruhr gebändigt, das oft zu kampfluſtige Schwerdt der Mächtigſten ſeiner Anhänger in der Scheide gehalten und dem Kaiſer und den Fürſten die Kronen behütet, welche, wenn er herrſchſüchtig oder wild ſeyn wollte, von ihren Häuptern fielen.

Man hat ihn oft einen Pabſt geſcholten, ja wohl behauptet, er habe auf ſeine Weiſe den Pabſt geſpielt. Wir haben in dieſen letzten Jahren ein Buch erhalten, in welchem Luther und Gregor der Siebente hin und wieder gegen einander geſtellt ſind. Mir däucht, nicht glücklich; auf keinen Fall gerecht. Gregors Karaktergröße, ſeine Ausdauer im Unglücke, ſein Feſthalten an Einer Idee bis an ſein Ende mußte und muß bis auf den heutigen Tag von Freunden und Feinden bewundert werden. Aber ſoll man ihn auch als Pabſt bewundern? ſoll man auch behaupten, daß er die Idee, welche allein Idee eines höchſten chriſtlichen Oberprieſters ſeyn darf, durch ſein Leben in ihrer unbefleckten und himmliſchen Reinheit feſtgehalten habe? daß er auf ſeiner hohen Stelle da, wo es nach ſeiner Überzeugung dem Höchſten und Chriſtlichſten galt, im Vertrauen auf Gott und im demüthigen und feſten Bewußtſeyn ſeiner Stellung zu der ganzen Chriſtenheit nie der Zeit und Gelegenheit gedient, nie Künſte der Liſt und Klugheit gebraucht habe? — Aber Luther iſt in dieſem Sinne ein Pabſt geweſen, dergleichen kaum einer gegengeſtellt werden kann. Er hat es verſchmäht, das Göttliche und Ewige durch menſchliche Klugheit vertheidigen zu wollen. Auf dem hohen Standpunkte, worauf Gott ihn berufen hatte, hat er jede Klugheit als Verbrechen geachtet, und ſie hier Teufelswerk und Lüge genannt vom Anfange bis zum Ende ſeiner glorreichen Bahn. Das Politiſche, jenes Unbeſchreibliche aus der Mittelregion des gemeinen und des idealiſchen Lebens, worin ſo viele gleißende und prächtige Teufel in den mannigfaltigſten Verpuppungen die Mitſpieler werden können, hat er nimmer in dieſen ſeinen höheren Sonnenkreis hineinlaufen laſſen.

Die Urtheile des H. v. S. über die Reformation und über ihren Urſprung und ihr Ziel laſſen nun ſchon vermuthen, wie er die drei Jahrhunderte beurtheilen oder vielmehr verurtheilen wird, welche mit vollem Rechte als ein Ganzes betrachtet und unſere (der Jetztlebenden) Jahrhunderte genannt werden müſſen. Nach ſeiner Anſicht iſt ſeit jenen Tagen Friede und Freude und alles unmittelbar ſelige Leben und Schaffen der Menſchen aus der Welt verſchwunden und der Geiſt des Hochmuths und der Zerſtörung, der Geiſt einer frechen und falſchen Philoſophie in die Geſchichte gefahren. Übermuth, Unfriede und Unglaube und endlich ein offener leerer und wüſter Atheismus ſind an die Stelle des entflohenen Gehorſams und der kindlichen Unſchuld des Glaubens getreten. Nur die von dem Spanier Loyola geſtiftete Geſellſchaft Jeſu hat ſich mitten in der alles überſchwemmenden Fluth des Verderbens als ein Fels hingeſtellt. — Frankreichs mächtiger Einfluß, welchen es ſeit dem Jahre 1650 bis auf unſere Tage politiſch und geiſtig auf das übrige Europa geäuſſert hat, däucht mir nicht genug hervorgehoben, noch das für die andern Völker Gefährliche und Verderbliche deſſelben aus den rechten Quellen abgeleitet; wovor H. v. S. ſich indeſſen nach ſeinem ganzen vorgeſteckten Plane hüten mußte. — Die Händel zwiſchen den Jeſuiten und Janſeniſten ſind erwähnt und ihr Einfluß auf

Frankreichs Schickſal bis in das letzte Jahrdreißig hinein iſt angedeutet; doch der innere Abgrund dieſes giftigen und zerſtörenden Haders wird nicht aufgedeckt: Bei dieſer Aufdeckung wäre es nämlich zu ſchwer geweſen, die Jeſuiten nicht als die Schuldigen erſcheinen zu laſſen. — Die alles entweihenden und auflöſenden franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts werden eine anfangs blos wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthei genannt. Ihr Zerſtören und Verderben iſt wahr geſchildert; aber was auch ihnen die ſchlimme Richtung gegeben und ſie mit Gift und Verruchtheit gefüllt hat und was zum Theil Jahrhunderte älter war als ſie iſt wieder verſchwiegen. — Die Aufhebung der Jeſuiten, die Theilung Polens, der nordamerikaniſche Freiheitskrieg tragen hier die Hauptſchuld der franzöſiſchen Revolution; über ſo vieles Andere, was ſie mit vorbereitet und mit in ſie hineingeſpielt und hineingewirkt hat, beſonders über das ganz veränderte politiſche und geiſtige Leben Europas, und beſonders über die tiefen innerlichen und ſittlichen Schäden und Übel Frankreichs, wodurch dieſe Revolution in mancher Hinſicht der Abſcheu der Zeitgenoſſen geworden iſt, findet man dabei faſt nichts geſagt. Wir müſſen glauben, daß über ſo Friſches und Nahes in jenen Tagen und jener Stelle, wo die Vorleſungen gehalten wurden, mit großer Behutſamkeit geſprochen werden mußte, und daß Manches gar nicht genannt werden durfte; das meiſte Hiehergehörige aber durfte von H. v. S. nicht berührt werden, wenn er ſeiner Darſtellung der Entſtehung und Entwicklung der Zeitgeſchichte getreu bleiben und nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen wollte.

Über dieſen letzten Theil des von Schlegelſchen Buches können wir nach unſerer beſten Überzeugung nur ſagen, daß er ziemlich leicht und mager iſt und von einer Menge Entſtellungen und Sophismen wimmelt, welche wie Nebel vor der Sonne verſchwinden, wenn wir dieſe Jahrhunderte aus dem Geſichtspunkte betrachten und würdigen, aus welchen ſie allein, ja mehr als jede andere gewürdigt werden müſſen, nämlich aus dem ſittlichen Standpunkte. Genug muß man ſich wundern, daß dieſer Mann, welcher nichts als Kirche und Chriſtenheit klingt, in dieſen Ernſt gar nicht hineingeſchaut hat, ſondern alles faſt, wie durch eine Menge äußerer Umſtände und Wirkungen zuſammengeblaſen und geworden ſchildert. Der ſittlichen Anſicht aber, der Anſicht des Rechts und der Wahrheit und des daraus entſpringenden Glaubens an eine Vergeltung, oder daß die Wirkungen ihren Urſachen entſprechen müſſen, kann der Geſchichtſchreiber gar nicht entbehren; wie vollends der chriſtliche Geſchichtſchreiber eben leichtfertig an ihr vorübergehen könne, iſt mir ganz unbegreiflich. H. v. S. ſcheint die Gewalt des erſten Verſes des ſechsten Kapitels des Buchs der Weisheit gar nicht zu kennen, welcher lautet: Ungerechtigkeit verwüſtet alle Lande und böſes Leben ſtürzet die Stühle der Gewaltigen. Wir aber können nicht umhin aus dieſer Anſicht ſeine Ausſprüche und Urtheile zu kommentiren; und es wird ſich ergeben, daß nicht der Proteſtantismus, auch nicht der Atheismus, welcher ſein Sohn ſeyn ſoll, die Gräuel unſerer Tage hervorgebracht haben, ſondern daß nicht nur das, was H. v. S. bald die falche Philoſophie bald den Atheismus nennt, und alles Blut, was in den 1790ger Jahren das Waſſer der Seine geröthet hat, urſprünglich aus der Ungerechtigkeit und dem böſen Leben entſprungen ſind. Wie die Ausſaat ſo die Ärndte.

Wir haben oben angedeutet, wie auf dem vom H. v. S. eingeſchlagenen Wege, die Dinge von der Spitze herab und nicht aus ihrer Mitte zu betrachten, von ihm zu erreichen war, durch die Schilderung des Glanzes der Hierarchie der Kunſt und des Lebens im Mittelalter unkundigere Leſer über dasjenige hinüberzutäuſchen, was ſie nicht ſehen ſollten, und ihnen eine Sehnſucht zu erregen nach jener Vergangenheit als nach einem Zuſtande einer ſolchen Gläubigkeit, Andacht und Begeiſterung, daß ſtrenge Zucht und Ordnung, durch welche die folgenden ſogenannten herberen und ärmeren Jahrhunderte gehalten werden mußten, durch chriſtliche Milde, Demuth und Barmherzigkeit faſt überflüßig gemacht wurden. Aber ein ſolches reitzendes Bild jener Zeit bleibt bei der näheren und ſchärferen Betrachtung des Einzelnen nicht, wenn wir gleich Manches von dem Obenerwähnten gelten laſſen müſſen. Wer die drei letzten Jahrhunderte erlebt, ja wer auch nur unſre letzten dreißig getümmelvollen Jahre mit durchlebt und durchkämpft hat, wird, wenn er nicht einzelne Stände und Klaſſen der Geſellſchaft, ſondern das ganze Geſchlecht ins Auge faßt, mit den Menſchen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts doch nicht tauſchen wollen. Bei aller einzelnen Großheit und Jugendlichkeit in Leben und Kunſt von wie vielen unchriſtlichen Wildheiten und Barbareien, von welchen uns erſt die letzten Jahrhunderte erlöſt haben, wimmelte jenes oft über Gebühr geſchätzte und geprieſene Zeitalter! Statt alles Andern erinnere ich H. v. S. nur an das Kriegs-, Jagd- und Strandrecht jener in eitel Friede und Liebe blühenden chriſtlichen Zeit; daran, wie die Herren und Ritter den Bürgern und Bauern, welche ſie in Schlachten fingen, weil ſie ihrer ritterlichen Barmherzigkeit für die Waffentragung nicht ebenbürtig däuchten, gelegentlich die Füße abhieben und ſie ſo auf dem Wahlplatze liegen ließen; daran, wie die Sachſen und Thüringer das geſchlagene Heer des Kaiſers Adolf in ſolchem Zuſtande nach Schwaben und an den Rhein zurückſchickten*) daß die gerechten Wehklagen der Weiber und Jungfrauen in jenen Landen noch in ſpäten Liedern geſungen ſind. Chriſtliches Geſetzesrecht mußte endlich für alle Klaſſen errungen werden, damit die ganze europäiſche Menſchheit menſchlicher würde; hin und wieder mußten Glanz und Pracht des Mittelalters abgeblättert werden, damit das ehrwürdige Gleich und Recht in ſeiner ſchlichten grünen Hoffnungsfarbe unter jedermänniglich einhergehen könnte. Geſetzlicher und alſo auch menſchlicher und chriſtlicher waren das ſechszehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert als das fünfzehnte; und wahrlich ſoll ich ſagen, wie ichs empfunden und erlebt habe, wenn ich auch manches Alte, ſelbſt ſolches hin und wieder, was in meinen Jünglingstagen noch lebendig war, mir oft mit Schlegelſcher Sehnſucht wieder zurückwünſchen mögte, unermeßlich ſind die Fortſchritte, welche die Menſchheit auf dem Wege der Geſetzlichkeit und Menſchlichkeit auch in dem letzten von Vielen ſo ſchwer angeklagten halben Jahrhundert gemacht hat. Das dies mehr erreicht, daß für alle insgemein mehr ein chriſtliches Recht geſchaffen würde, dazu hat die Reformation mittelbar und unmittelbar mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit gewirkt.

---

*) Sie ſchickten ſie intestatos heim.

Höchſt ungerecht iſt in dieſem Buche die Anklage gegen die Philoſophie. Wie man dieſe beſchuldigt, wie man ſie häufig eine verderbte falſche und frevelhafte nennt, konnte man in demſelben Sinn die Künſte und Wiſſenſchaften überhaupt anklagen. Dieſe nämlich ſind in ihren Strebungen und Wirkungen häufig eben ſo verkehrt, mit ihren Einflüſſen eben ſo gemißbraucht worden als das ziemlich unfaßliche oder vielmehr auf Alles und Nichts anwendbare Ding, das man meint, wenn man von falſcher Philoſophie ſpricht. Verſteht H. v. S. unter dieſem Worte den Geiſt der Unterſuchung und Forſchung, welcher durch die Reformation gefördert und von ſeinen alten Banden entfeſſelt iſt, verſteht er darunter den Geiſt des Fragens und Zweifelns, ſo ſcheint er unbegreiflicher Weiſe zu verdammen, was nothwendig allem Philoſophiren, ja allen ſicherſten Glauben vorangehen oder zum Grunde liegen muß. Verſteht er aber darunter ein abgeriſſens und oberflächliches Wiſſen und Schwatzen, wie es den Kindern dieſer Welt gefällt und was ſie wohl mit dem Namen Philoſophie beehren; verſteht er darunter die Weiſe, wie der übergebildete und verdorbene Menſch, welcher nur das Vergängliche erblickt und mit den bunten Scheinen der Dinge tändelt, ſich die Lehre des Genuſſes und der Wolluſt einzukleiden, auszuſchmücken und ſich zurechtzuklüpeln weiß, ſo ſollte er das wenigſtens nicht Philoſo[illegible] nennen. Er ſollte alſo klagen, daß es in gewiſſen verruchten Zeiten und unter gewiſſen verdorbenen Völkern keine Philoſophie gegeben habe; was allerdings ein großes Unglück iſt. Denn im ächten älteſten Sinn muß diejenige Wiſſenſchaft Philoſophie heißen, welche das Weſen und die Wahrheit der Dinge, das Unveränderliche, nämlich Gott und die himmliſchen und göttlichen Dinge zu erkennen trachtet. Dieſe Philoſophie muß ihrer Natur nach durchaus nach oben ſchauen; was zur Erde blickt und dort ein höchſtes und bleibendes Gut ſucht, wie es ſich auch verkleiden und verlarven mag, verdient dieſen Namen gar nicht mehr. Wohl aber können ſolche Namen, einer ſo ſchlechten und armſeligen Sache gegeben*) das Edelſte verdächtig machen und eben deswegen, meine ich, hört man jetzt ſo häufig die Klänge freche und falſche Philoſophie. Feſter als ſolche ſchwankende Namen deutet das Wort Atheismus auf etwas Beſtimmtes hin; aber auch über dieſes Wort müſſen wir mit H. v. S. hadern.

Wie unwürdig und unredlich es iſt, den Atheismus, welchen er meint, auch dem Proteſtantismus aufzuheften, fühlt wohl ein jeder. Noch viel unwürdiger oder viel flacher iſt es ſich zu gebärden und ſo darzuſtellen, als ob die böſe Lehre das böſe Leben, als ob der ſchlechte Grundſatz die ſchlechte Sitte zuerſt und immer erzeugt hätte. Gottlob! es iſt gerade umgekehrt, und dies werde ich aus den jüngſten Jahrhunderten zeigen. Wo die Sitten am ausgelaſſenſten und ſchamloſeſten geweſen ſind, da hat ſich dieſe böſe Lehre immer entwickelt, wie der Gifthauch aus faulen Leichen oder verſchloſſenem

---

*) Mißbrauch, höchſter Mißbrauch des Namens Philoſophie iſt es doch wohl, wenn man Männer, wie Voltaire, Diderot, Holbach, la Mettrie waren, auch Philoſophen nennt; oder ſolche, die ihnen in ähnlicher flacher, darum aber nicht weniger verderblicher Lehre, nachgeſtümpert haben.

Moder. Wenn die übermüthige und freche Lehre geboren war, dann hat ſie freilich in Gemeinſchaft mit den ausgelaſſenen Sitten mit verdoppelter Geſchwindigkeit zu der allgemeinen Auflöſung mitgewirkt; und dann iſt der Zirkel des Böſen allerdings ſo geſchloſſen geweſen, daß man ſeinen Anfang und ſein Ende kaum noch entdecken konnte. Dieſe Art Peſt, die aber durchaus keine proteſtantiſche Peſt heißen darf, wogegen der Proteſtantismus vielmehr mit dem allergrößeſten Rechte proteſtiren muß, iſt freilich im achtzehnten Jahrhundert, jedoch in die weitere Ferne hin mit ſehr geſchwächter Wirkung, über ganz Europa hingeweht, kräftig und gleichſam einheimiſch aber hat ſie ſich nur in zwei Ländern gezeigt, nämlich in England und Frankreich, und in dieſem treibt ſie noch wohl, wir wollen hoffen, ihre letzten, böſen Wurzeln.

In England entſtand dieſer Atheismus, dieſe Gottesvergeſſenheit in der Sitte und dieſe Lehre, die ſich gegen Gott empörte und in dem Staube und ſeinen Genüſſen den Anfang und das Ende aller Dinge ſah, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Karls Stuart des zweiten. Dieſer gräuliche König hat nebſt dem verdorbenſten und ſchaamloſeſten aller Höfe, die vielleicht je ein edles Volk entehrt haben, in den vernehmen Geſchlechtern und in allem, was durch Geiſt und Talent hervorragte, in wenig Jahren ein weitwucherndes Verderben verbreitet, deſſen Nachſproſſen noch dreißig Jahre nach ihm gekeimt und geblüht haben. Die böſe Lehre, die ſich in Dichtern wie Buckingham, Sheffield, Prior, und in ſogenannten falſchen Philoſophen wie Toland, Tindal, Shaftesbury u. ſ. w. ans Licht gewagt hat, iſt hier aber mehr auf der glänzenden Oberfläche ſtehen geblieben, bei einem Theile der vornehmen Welt; in den Saft und Kern des Volkes iſt ſie faſt gar nicht eingedrungen.

In Frankreich war ſie von lange her vorbereitet. Da galt es ſeit Franz dem erſten, d. h. ſeit Jahrhunderten, wie es lautet Gen. Kap. 6. V. 2. „Da „ſahen die Kinder Gottes (die Gewaltigen) nach den „Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, und „nahmen zu Weibern, welche ſie wollten.“ Wahrlich das franzöſiſche Volk muß einen vorzüglich ſtarken Boden der Tugend gehabt haben, daß es bei einer ſo lange daurenden Verwüſtung nicht früher untergegangen iſt. Franz der Erſte und ſein Sohn führen den Reigen der Auflöſung der Sitten. Katharina von Medicis nebſt ihrem ganzen Frauenhofe ihrer Tochter und ihren Söhnen arbeiteten auf eine fürchterlich gräuliche Weiſe an der Zerſtörung. Heinrich der Vierte ritterlich und anmuthig kann doch das Laſter nicht ſchön machen. Unter Ludwig dem Dreizehnten taucht es finſter etwas unter. Ludwig der Vierzehnte führt es wohlanſtändig und prangend in die anſtaunende und bewundernde Welt ein; als er alt und matt wird, muß es von Betſchweſtern und Jeſuiten maskirt, ſich zur Frömmigkeit und Tugend heucheln. Unter ihm bildete die Gottloſigkeit des Lebens zuerſt auch die Gottloſigkeit der Lehre aus, welche an den gräulichen Höfen des Herzogs Regenten und Ludwigs des Fünfzehnten einen reicheren und zündbareren Stoff bekam. War es ein Wunder, daß hier, wo die Herrſcher und die Nächſten nach ihnen, die Prinzen und der größte Theil des hohen Adels, beinahe durch drei Jahrhunderte ein einzig wüſtes Beiſpiel der verdorbenſten und ausgelaſſenſten Sitten gegeben hatten, der Atheismus in Leben und Lehre von allen uneuropäiſchen Ländern am meiſten bis tief in das untere Volk hinabgedrungen waren? Aber auch hier ging das *böſe Leben* der *Gewaltigen* der böſen Lehre faſt zwei volle Jahrhunderte voran: Erſt ſeit den Jahren 1720 und 1730, mit Voltaire und ſeinen Zeitgenoſſen, ward hier der Atheismus in der Lehre fertig.

Jene Ideen und Meinungen des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche H. v. S., wie und wo er kann, des Aufruhrs und Hochverraths gegen die Gottheit und Menſchheit anklagt, jene Verhältniſſe und Begebenheiten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welche er als Vorläufer und Vorbereiter der franzöſiſchen Revolution auch angeführt, und manches Andre noch, was er nicht erwähnt hat, konnte allerdings vielleicht mächtig und wirkſam genug ſeyn, eine große Erſchütterung und Umwälzung zu veranlaſſen; aber es gehörte noch eine andere Zuthat dazu, worauf er kaum angeſpielt hat, um einem Theile der franzöſiſchen Revolution einen ſo wüthenden und mordſüchtigen Karakter zu geben, als wir in ihr verabſcheut haben. Dieſe Zuthat heißt eine lange Ungerechtigkeit und ein Jahrhunderte lang fortgeſetztes böſes Leben. Es war dadurch hin und wieder bis in das innerſte Herz des Volkes eine Peſt des Haſſes und der Verruchtheit getrieben, welche keine anderen Wirkungen haben konnte, als wir erlebt haben.

Wir zeichnen einmal in einem leichten Umriſſe, wie dieſe Peſt erzeugt und bis in das Innerſte des Volkes eingedrungen iſt: die langſame Geburt des Übels und des-Böſen.

Unter der Katharina von Medicis und ihren Söhnen, in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, war das Verderben allerdings das allerſcheußlichſte; aber der freie, muthige und ritterliche Sinn war noch zu friſch und die Thatkraft zu fröhlich, als daß das Übel jener Tage hätte unheilbar werden können. Wir ſahen damals noch einen hochherzigen, hochſtrebenden und in ſeiner Kraft und ſeinem Vermögen ſich fühlenden Adel. Beſonders war die Ritterſchaft der proteſtantiſchen Parthei, welche ſich um die Prinzen Condé und Heinrich den Vierten verſammelte, durch edle und kühne Geſinnung und durch geiſtige und gelehrte Bildung ausgezeichnet. Abſcheuliche Sitten, gräuliche Verbrechen die widerlichſten und verruchteſten Ränke und Zettelungen ſtempeln dieſe Zeit freilich zu einer der allerfinſterſten; aber das Böſe war noch in keine feſte Form gebunden, es ging faſt nie wie aus Einer Richtung nach Einem Ziele hin von der herrſchenden Macht aus; und wenn dieſe auch mit hineinſpielte, ſo ragte ſie darin doch ſelten hervor, und alſo ward die Majeſtät des Thrones nicht ganz dadurch entweiht: es kam überhaupt immer nur ſtoßweiſe, und mußte dann wieder nachlaſſen. Kurz es konnte mit keiner teufliſchen Planmäßigkeit und Folge fortwuchern und ſo alles Edelſte und Beſte des Volkes anfreſſen und verpeſten. Sondern mehr als Zufall ſchien es zu kommen und zu wirken, und ſo auch wieder zu verſchwinden. Das leichte und elaſiſche Volk ward äußerlich ſehr, innerlich noch wenig verdorben. — Unter ſeinem liebenswürdigen und ritterlichen Heinrich konnte es nach langen Getümmeln und Verwirrungen in Ruhm, Frieden und Glück und in dem nachwirkenden und luſtigen Thatengefühl, das von hundertjährigen unaufhörlichen inneren und äußeren Kämpfen geweckt war, einen Theil der ſchlimmen Einflüſſe wieder abſchütteln, welche das letztverfloſſene halbe Jahrhundert auf ſie gehabt hatte.

Schlimmer ging es unter des eiſernen und böſen Richelieus Verwaltung. Er zerbrach durch hinterliſtige Tücke und endlich durch blutig offene Gewalt den bisher noch edel unabhängigen und ritterlich fröhlichen Sinn des franzöſiſchen Adels und verſuchte zuerſt ſeinen König zu einem Sultan zu machen, deſſen Lächeln oder Runzeln hinfort Leben oder Tod bedürfen ſollte.

Der Sultan blieb nicht aus, Ludwig der Vierzehnte beſtieg den Thron. Unter ihm ward der Adel zum Höfling erniedrigt, er hörte hinfort faſt auf, ein Theil des Volkes zu ſeyn. Er lernte unter dieſer längſten und im Ganzen beide für Frankreich und Europa verderblichen Regierung die zierliche Kriecherei des Sklaven, und bebte, ja erblaßte*) im eigentlichſten Sinn des Worts vor jedem ungnädigen Blick des deſpotiſchen Sultans, um zu ſeiner Zeit mit dem Übermuthe des Sklaven für das ganze übrige Volk ein Tyrann zu ſeyn. Dieſe Verderbung des Adels von dem alten nur zu trotzigen Frankenſtamme kam zu Stande, theils durch die völlig mündig gewordene Macht des Königs, mehr durch die gränzenloſe Sittenloſigkeit und Liederlichkeit, wodurch dieſer ſtolze Herrſcher die Weiber und Töchter der edelſten und freieſten Familien verdarb und ſchändete und durch ſein Beiſpiel ſeinen Großen und Gewaltigen lehrte eben ſo zu thun. „Sie nahmen ſich Weiber, welche ihnen gefielen.“ So thaten ihre Enkel und Urenkel, und endlich machte das andere Volk es den Erſten und Glänzendſten ſo nach. Alles dieſes, ſo verrucht es war, ward von dem feierlichſten und prunkvollſten aller Sultane mit einem gewiſſen ſichern Anſtande, ja mit einer Art zierlicher Chriſtlichkeit, einem heuchleriſchen Lügenſchein der Hölle verlarvt und zugedeckt. Dieſes Gaukelſpiel eines chriſtlichen Scheins machte die böſe Unſitte zu einer vollkommenen Lüge, welche hinfort als eine Art galanter Fratzerei in Leben, Sitte und Kunſt der Franzoſen übergegangen iſt und wovon bis zu einem gewiſſen Grade alle übrige Völker Europas ihren Antheil bekommen haben. So hat ſich die Lügenhaftigkeit und Sündhaftigkeit des armſeligen franzöſiſchen Prunk- und Tandlebens verdoppelt und hat alles, was in den Gemüthern ſtolz und tugendlich war, ins Innerſte zurückgedrängt oder auch geſchwächt und entnervt und das unglückliche Volk endlich ſo verblendet, daß es auf den nichtigen und prunkvollen Schein ſeiner verlarvten Sündlichkeit und Knechtlichkeit eitel geworden iſt.

---

*) Man erinnere ſich der Knieſchnalle Racines.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes, die Verjagung, Ächtung, Dragoniſirung und Hinrichtung der unglücklichen Reformirten über ganz Frankreich blieben in ihren traurigen Wirkungen nicht allein bei dieſer verfolgten Parthei ſtehen. Große und himmelſchreiende Ungerechtigkeiten und Unmenſchlichkeiten erbittern und verpeſten nicht allein diejenigen, welche durch ſie zermalmt werden ſollen; nein, ſie verderben diejenigen noch mehr, welche ſie ſtiften helfen und die Beute der tyranniſchen Ausplünderung theilen; ſie verderben und verfinſtern drittens den heitern und fröhlichen Volksſinne und entwenden den Tyrannen die Liebe und das Vertrauen aller derjenigen, welche freundlich, menſchlich und chriſtlich geſinnt ſind. Nach dieſer gewiß richtigen Anſicht rechnet man nicht zu viel, wenn man annimmt, daß außer den anderthalb

Millionen der unglücklichen Reformirten, welche das Opfer der jeſuitiſchen Beichtväter und der frömmelnden Liederlichkeit Ludwigs wurden, dadurch noch mehrere Millionen anderer Franzoſen verdorben oder der Regierung in Haß entfremdet ſind. Dieſe entſetzliche Wütherei hat eine finſtere und fürchterlich grollende Parthei gegen den Thron und Adel gegründet.

Die Janſeniſtiſchen Händel nebſt ihrer Geburt, der Bulle Unigenitus, und ihrem ganzen übrigen Anhang haben vielleicht nicht weniger verderblich gewirkt. Unter dem Titel einer Ketzerjagd hat der in ſeinem Haße diesmal ganz blinde und wahnſinnige Orden Loyolas nebſt ſeinen Verbündeten, alles Freiſinnigſte, Gelehrteſte und durch Kenntniſſe und Wiſſenſchaften Ehrwürdigſte länger als ein halbes Jahrhundert gehetzt, und eine viel fürchterlichere und — weil ſie nicht hervorbrechen durfte — im ſtrengen Ernſt und innerlich verbiſſenen Ingrimm verderblicher brütende und kochende Fronde erzeugt, als ſelbſt die äußerlich blutiger und gräulicher auftretende Verfolgung und Unterdrückung der reformirten Parthei.

Nach Ludwig dem Vierzehnten iſt die Verruchtheit während der Regierungen des Prinzen Regenten und Ludwigs des Fünfzehnten nicht allein geblieben, ſondern frecher und ſchaamloſer aufgetreten und mit reißender Geſchwindigkeit vorgeſchritten. Dieſe ſchwachen, leichtſinnigen und planloſen Regierungen mußten den traurig geſchaffenen Partheien den Zügel ſchießen laſſen. Sie konnten nichts bändigen und zuſammenhalten, und waren nicht einmal mächtig genug, durch eine Art äuſſeren Glanzes und öffentlichen Anſtandes die von altgebornen Herrſchern gottlob ſo leicht täuſchliche und beſtechliche Menge zu täuſchen und zu beſtechen. Jetzt hatten die ſonſt faſt angebetenen Könige und Prinzen von Frankreich die ſchönſte der Kronen, die Verehrung und Liebe des Volks, ſchon halb verloren. Noch hätte das leichtſinnigſte und eitelſte Volk das innere Elend und die tiefſte Verderbniß der Sitten vielleicht vergeſſen, wenn ſeine Ruhmſucht nach außen hin durch Glanz, Sieg und Anſehen geſchmeichelt worden wäre. Aber die elendeſte Verwaltung, die in den Händen von Abentheurern und Buhlerinnen hin und her gezerrt ward, verlor bei den Fremden Achtung und Einfluß, wie ſie bei den Einheimiſchen Vertrauen und Liebe verwirkte. So geſchah denn, was die Schwäche nicht hindern konnte, daß auf der einen Seite Leichtfertigkeit und Verruchtheit, auf der andern Haß und Verachtung immer mehr um ſich griffen und ſich endlich immer kühner Luſt machten. Jetzt erſchien von Tage zu Tage ſtärker, was H. v. S. eine wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthei nennt, was wir aber wegen ſeiner Vielartigkeit und Vielſeitigkeit unmöglich allein mit dieſem Namen belegen können, obgleich die Oppoſition ſich allerdings durch die Schreibfedern thätig erwieſen hat. Es ſind die verſchiedenſten Beſtandtheile und Partheien in dieſer unter Einem Namen alſo zuſammengefaßten Parthei enthalten, welche freilich das mit einander gemein haben, daß ſie alle der Revolution wiſſentlich oder zufällig auf mancherlei Weiſe vorgearbeitet haben.

Erſtlich eben jene blutigen Verfolgungen und Ächtungen der Reformirten und der ſogenannten Janſeniſten von den Jahren 1680 bis 1730 und länger hin, welche den ſittlichſten und ehrenwertheſten Beſtandtheil des Volkes trafen, entzündeten nicht allein bei den Nachkommen jener Verfolgten, ſondern bei allen, welche ihnen an Geſinnung verwandt waren, einen bitteren, ſtrengen und finſter verſchloſſenen Sinn, welcher ſich nicht nur von dem Könige und von ſeinen Gewaltigen abwendete, ſondern auch in mancher Hinſicht allen Glanz und Schimmer, welche das oft ſo arme Leben auch unſchuldig vergolden und erheitern können, zu verachten anfing. Dieſe gefährliche Fronde haßte zuerſt, darauf verachtete und haßte ſie, weil in der That die Gegenſtände ihres Haſſes im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr zu verächtlicher Schwächlichkeit und Erbärmlichkeit hinabſanken. Die Parthei dieſer Fronde würde man wohl nicht ganz unrichtig mit den engliſchen Puritanern und Rundköpfen zur Zeit Karls des Erſten vergleichen. Sie löſten ſich durch den Haß allmälig von aller uralten franzöſiſchen Ehrfurcht vor dem Königthum, und haßten endlich den Adel und die Hoheprieſterſchaft noch mehr als den König. Dies hat jene Demokraten und Republikaner ausgebrütet, welche, weil ſie alle Könige haßten, meinten, Frankreich könne ohne einen König regiert werden. Sie haben im blinden Haſſe dabei nur die Kleinigkeit, die da heißet Zeit, Land und Sitten und Gewohnheiten ihres Volkes, und die Eigenſchaften und Tugenden, welche für Republikaner gefordert werden, vergeſſen. Die beſſern Köpfe dieſer Parthei haben als Schriftſteller allerdings eine auf die folgenden Begebenheiten und Entwicklungen ſehr einflußreiche wiſſenſchaftliche Oppoſitionsparthei gebildet.

Zweitens der fette Sumpf der Laſter, worin Hof und Adel ſich wälzten und endlich untergingen, hat ſeine glänzenden Schmeißfliegen und auf den üppigen Giftblumen, die in ſolcher Erde zu wuchern pflegen, auch ſeine buntfarbigen Schmetterlinge gehabt. Die ſogenannte ſchöne und witzige Literatur Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert trägt alle Farben des hier ſchamlos frechen, dort täuſchend verhüllten Laſters, alle Schörfbecken, Schminken, Salben und Pomaden der Üppigkeit, Täuſchung und Lüge. Das Geiſtreiche aber aus dieſer leichten ſcharmützelnden Schaar hat ſich Kraft des geiſtigen Geburtsrechtes jedes Übermuths, wenn er losgelaſſen wird, eine doppelte Erlaubniß genommen, erſtlich, zu ſeyn und zu leben wie die Menge, und dann, ſich ſelbſt und dieſes Leben in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit und Verruchtheit zu parodiren. Nie iſt das vielleicht bei irgend einem Volke und in irgend einem Zeitalter weiter getrieben, als von den Franzoſen von 1720 bis 1790. Auf dieſe Weiſe haben die loſen und leichtfertigen Geiſter faſt mehr Unheil geſtiftet als die ernſte und düſtere Fronde. Denn wer alle Treue und Einfalt verlachen oder ihre Bewahrung als die thörigteſte aller Thorheiten verſpotten lehrt, bereitet zu ſeiner Zeit jedem böſeſten Satan die Bahn.

Drittens hat es eine Parthei gegeben, und keine kleine einflußloſe, welche in Sitten lüſtern und leichtfertig und in Grundſätzen ſtreng und ſchwer war;

welche König, Adel, Prieſterſchaft, jede Regierung, jede zügelnde Gewalt haßte und verabſcheute, und ſich ſelbſt redlich mit. Solche hatten an der Menſchheit verzweifelt, und obgleich ſie die ewigen Gründe der Tugend und des Rechts kannten, ſo glaubten ſie die Zeit doch ſo verdorben, daß alle Verſuche ihrer Wiederherſtellung und Beſſerung von ihnen als Gaukelei oder als Träume ſchwachköpfiger Thorheit verlacht wurden. Dies iſt der ächte Atheismus, welchen die bedenloſe Sittenloſigkeit erzeugt: daß die Menſchen zuletzt an nichts Hohes und Reines mehr glauben und das Böſe nicht allein weiſſagen, ſondern auch wünſchen, ſollten ſie ſelbſt auch mit davon verſchlungen werden. Doch freuen ſich ſolche bei dem eigenen Unglück in eigenſüchtiger Bosheit des Donnerwetters, wodurch die höchſten Gipfel der Dinge zuſammenkrachen, die ſie mit zerſchmettern müſſen. Solches Gelächter aus der Hölle iſt in Frankreich viel gehört worden.

Und es iſt wahr. Paris war in jenem Jahrhundert ein grauenvoller Pfuhl voll Unheil und Verderben; die Sittenloſigkeit gräulich; die Verzierrung ſchwach verachtet und gehaßt; der Adel und die Hoheprieſterſchaft, welche meiſtens aus ſeiner Kaſte hervorging, durch Weichlichkeit, Ausgelaſſenheit und

Übermuth ohne Ehre und Kraft. Alſo leider nur zu viel Stoff für die ſeit Jahrhunderten großgezogenen Schlange des Haßes.

Bei einem ſolchen Zuſtande, bei ſolchen Elementen der Erbitterung und Verachtung hätte die ſtärkſte Regierung vielleicht nicht ohne Gefahr eine gewaltſame Erſchütterung durchgehen müſſen. Ludwig der Sechszehnte mit ſeinem geerbten Prinzenſtaat und Hofadel war nicht ſtark. Damit die ſchreckliche Tragödie nicht noch tragiſcher würde, war dieſer König unter den meiſtenſt Verdorbenen und Schlechten ein unſchuldiger, ſittlicher, gütiger und alles Gute und Gerechte wollender und liebender Herrſcher. Er iſt als ein Opfer uralter Verſchuldung und zu ſchlimmer und ſeinen Kräften zu ſchwerer Verhältniſſe gefallen.

Dies hatte ich zu ſagen, ſowohl, damit ungerechte und nach der falſchen Seite hin gerichtete Beſchuldigungen zurückgewieſen, als auch, damit unſere Zeit, und ſelbſt, damit die franzöſiſche Nation, für welche ich mich wahrlich nicht zum Kämpfer aufzuwerfen pflege, nicht zu ſchwer angeklagt würde. Denn diesmal würde in ihr die ganze Menſchheit angeklagt, wenn es möglich wäre, daß ſich aus einem leidlich heitern und menſchlichen Zuſtande, wie Viele uns die franzöſiſchen Jahre 1770 und 1780 jetzt wieder zu ſchildern belieben, ein ſo ſcheußliches Ungewitter hätte entwickeln können. Freilich alle Revolutionen laſſen die wilden und thieriſchen Kräfte los, welche in dem ordentlichen und gewöhnlichen Zuſtande der Dinge gefeſſelt ſind; aber ſolche und ſo lange Gräuel, wie ſie am Ende eines Jahrhunderts, wie das achtzehnte war, Marat, Danton, Robespierre und ihre Genoſſen vor dem Angeſichte des erſchrockenen Europa üben durften, laſſen ſich daraus nicht erklären. Solche Scheuſalen werden nicht in einigen Menſchenaltern gezeugt; am allerwenigſten entſpringen ſie aus ſogenannten metaphiſiſchen Ideen vom Staat und Leben, welche durch Irrthümer wohl auf ſchlimme und gefährliche Abwege verleiten, aber aus bloßer, kalter Mordluſt ſo ſataniſch nicht würgen können, als jene gethan.

Darum wenden wir uns von ſolchen, wegen ihrer Übertriebenheit leeren Beſchuldigungen, am unwilligſten aber von den Anklagen des ſeiner Natur nach milden, offenen und heiteren Proteſtantismus und von allen halbwahren und vornehmen Betrachtungen über Leben und Geſchichte wieder zu der älteſten hiſtoriſchen Lehre, welche ſchon in dem ehrwürdigen Heiden Herodot am liebſten bei den Fingerzeigen Gottes und bei dem Glauben verweilte, daß es ſchon auf Erden häufig eine Vergeltung gebe, und daß das Böſe in ſeinen Folgen von Geſchlecht zu Geſchlecht immer Böſeres erzeuge. Wir wenden uns zu dem chriſtlichen Geſichtspunkt, welcher keine andere Lehre geſtattet. Und endlich bekennen wir in unſerer von ſo vornehmen Betrachtern und Würdigern der Dinge wahrſcheinlich belachten Einfalt: daß nur Eines Reiche und Völker gründet, Geſetzlichkeit und Freiheit ſtiftet, Kaiſer und Könige heilig und unverletzlich macht: nämlich Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit. Unſittlichkeit, Ungerechtigkeit und Lüge aber können nur Mord, Verrath, Wahnſinn und Grauſamkeit erzeugen: Kinder, die ihren Ältern ähnlich ſind.

Die
Griechiſche oder Türkiſche Sache.

> Der Teufel verkauft Käſe,
> Und hat doch keine Ziegen.

Wir beginnen das Neue Jahr des Heils 1828 und wünſchen der geſammten Chriſtenheit auf Erden eine fröhliche Zeit, beſonders der bedrängten Chriſtenheit, am meiſten aber jenem Häuflein Griechen, das nun in das ſechste Jahr mit wechſelnden aber immer blutigen Schickſalen gegen die gräuliche Übermacht der türkiſchen Barbarei ankämpft. Vor ſechs Wochen hallte uns die glorreiche Schlacht von Navarin, in die Ohren, die erſte Meldung aus jenen Gewäſſern, welche nach Don Juans d'Auſtria Sieg bei Lepanto die geſammte europäiſche Chriſtenheit entzückt hat. Jetzt ertönt das zweite Große, die Geſandten der drei großen Mächte, welche den Vertrag ſchloſſen, wodurch der faſt erliegende Reſt der Griechen gerettet, die Türken zu einer Art Anerkennung eines eigenen Zuſtandes derſelben genöthigt werden ſollten, haben Konſtantinopel verlaſſen, weil der muhamedaniſche Stolz, durch zu lange Schmeichelei der chriſtlichen Kabinette aufgeblaſen, ſich gegen ſolche Zumuthung ſträubte. Zu gleicher Zeit ertönt *Krieg*. Und in der That Krieg iſt ſchon da, während man am meiſten vom Frieden ſpricht; Codringtons zu geſchwinde Kanonen ſcheinen die diplomatiſchen Papiere etwas auseinander geblaſen zu haben, womit man gehofft hatte, alles ſo ſanft zuſammenzubinden und den mordwüthigen Tiger in Konſtantinopel zur Ruhe zu ſtreicheln.

Einige leiſe Stimmen haben von der *ſeltenen Mäßigkeit und Gerechtigkeit des Sultans*, von dem *milden*, *menſchlichen*, *großmüthigen Ibrahim Paſcha* geflüſtert, aber das einſtimmige Europa hat dem Helden von Navarin, der wohl verſteht, durch welcherlei Siege man ein unvergänglicher Name wird, im jubelnden Einklange entgegen gejauchzt. Doch bleibt Europa geſpannt, die Welt zugleich hoffend und ſtaunend, der Verſtand der Verſtändigen ſteht ſtill, weil die politiſche Verkettung ſo wunderlich zuſammengezettelt iſt, die ganze

Lage der Dinge ſo viele Saiten und Richtungen hat, wernach ſie ſich wenden kann oder wohin ſie auslaufen muß, daß bis jetzt nirgends ein heller Geſichtspunkt noch eine feſte Richtung erſcheinen will, woran man ſich das Verworene auflöſen und das Schwankende befeſtigen könnte.

So liegt dieſe kleine und doch größte griechiſche Sache wie ein heißer und ſchwerer Stein Vielen im Wege, ein Stein des Anſtoßes, zuletzt vielleicht ein Stein des Unheils. So ſpielen die Menſchen in Verblendung oder Übermuth — am gefährlichſten, wenn ſie das Menſchliche in den Dingen überſehen wollen — das Kleine zu dem Großen hinauf. Klein war der griechiſche Aufſtand im Frühlinge 1822, aber größer und reiner, in mancher Hinſicht auch noch unbefleckter, als jetzt im Anfange des Jahrs 1828. Hätte man damals den Sinn deſſelben beachtet, hätte man beſonders den Sinn beachtet, womit alle chriſtliche Völker Europas dieſen Aufſtand begrüßten, hätte man den Unterdrückten, die mit dem Schwerdte ihr geſtohlnes Chriſtenrecht und Menſchenrecht wiedergewinnen wollten, frei und ungehindert helfen laſſen, und mit Geringem geholfen, ſo ward der Unchriſt überraſcht, er ergab ſich in die Nothwendigkeit, wenn er gleich anfangs chriſtlichen Ernſt ſah, und mit wenigerem Blute und Wehgeſchrei kamen die Griechen zur Freiheit und die europäiſchen Herzen zur Ruhe. Die Sache wäre kleiner geblieben, als ſie jetzt ſcheint werden zu wollen. Denn das offenbarte ſich wohl ſogleich, als dies Feuer aufging, daß das Gefühl und die Stimme der Völker ſo war, daß als Bundesgenoß der Türken keiner auftreten durfte, ohne von der ganzen Chriſtenheit verflucht zu werden. Die aber gehofft haben, die Türken würden das aufgegangene Feuer in ein paar Jahren ſelbſt dämpfen können, haben ſich geirrt; die gräulichen Schlächter haben genug gemetzelt, aber ſie haben nicht alle abſchlachten können; endlich iſt die Theilnahme der Menſchen ſelbſt eine Flamme geworden; die Bewegung der Völker, die man fürchtete, iſt zu Bewegungen geworden; die drei größten Mächte Europas haben einſchreiten müßen; und wie halbheidniſch und türkiſch auch Manches darin zu ſpielen und zu ſchwänzeln ſcheine, die chriſtlichen Herzen ſind verwundet, die Geiſter empört, und die erſtaunten Augen ſchauen ſcharf mit hinein, ſo daß es täglich mißlicher wird offenbar zu türkenzen.

Krieg! klingt es genug, und es ſcheint faſt, als ſey die ganze Welt toll und wild, wie auch einige behaupten, und wünſchen Krieg und eigenes Verderben.

Ich glaube, das iſt nur Schein oder höchſtens heiße Aufwallung des Augenblicks. Wir haben die Lehren und Erfahrungen faſt eines halben Jahrhunderts blutig ausgebreitet vor uns liegen, den ſchweren Inhalt der Jahre von 1788 bis dieſen heutigen Tag; wir haben der Kriege, Bewegungen und Verwüſtungen genug erlebt und die Wiſſenden unter uns wiſſen auch das, wie gering meiſtens die Ausbeute ſolcher Herrlichkeiten iſt, wie beſonders die meiſten Kriege vergebliches Spiel ſind. Aber das iſt wahr, ſo groß iſt die kleine Griechenſache in ſechs Jahren geworden, daß alle Chriſten lieber Krieg wünſchen als einen Frieden, der die Unglücklichen wieder unter das Türkenmeſſer brächte. Denn gottlob ſo ſteht es: der Menſchheit ſchaudert mehr, wenn ein einziger Menſch im ſtillen Frieden ungerecht hingerichtet wird, als wenn Hunderttauſende im wildeſten Kriege fallen.

Dieſe kleine Sache ward alsbald in ihrem Anfange eine europäiſche Sache. Wie viel man auch ſchelte und anklage, Europa iſt in dem letzten halben Jahrhunderte geſitteter, menſchlicher und chriſtlicher geworden; es hat ein viel lebendigeres und innigeres Geſammtgefühl mit der ganzen Menſchheit und Chriſtenheit gewonnen. Darum waren diejenigen ſehr im Irrthum, welche ſich vermaßen die Türken edler, tapferer und menſchlicher ſchildern zu wollen als die Griechen. Genug erzählten ſie, und konnten ſie zum Theil mit Recht erzählen, von der Schalkheit, Liſtigkeit, Habſucht, Treuloſigkeit und Schlüpfrigkeit mancher Griechen und von anderen Laſtern und Gebrechen, welche die lange Knechtſchaft immer erzeugt. Dahin war es gekommen, daß man ihnen ſelbſt das Wahre nicht glaubte noch glaubt. Auch von der griechiſchen Feigheit haben ſie viel zu berichten gewußt; das aber hat die That glänzend widerlegt. Die Wonne und der Jammer von Suli und Meſolunghi und Anderes, was einzelne Seehelden faſt unglaublich gewagt haben, werden das lügenhafte Getöſe des Tages überleben. Die Chriſten glaubten den zärtlichen Türkenfreunden nicht, ſie glauben ihnen auch noch nicht, weil ſie nichts Außerſtes zur Beſtätigung ſo ſchwerer Anklagen haben. Es fehlt ihnen bis auf einen einzigen Griechen, der, um der Knechtſchaft oder dem Tode zu entrinnen, ſeinen Glauben abgeſchworen hätte. O wie viele derjenigen, die es ſo leicht über das Herz gebracht haben, von den Griechen das Allerſchlimmſte zu glauben und zu erzählen, die aus ihren ſicheren Häuſern heraus von der türkiſchen Milde und Großmuth ſo Unerhörtes klingen, würden ſchlecht beſtehen, wenn ihnen zwiſchen dem Handſchar und dem Meſſerchen die ſchwere Wahl gebracht würde, die Wahl, ſich den Kopf oder ein Streifchen von der Vorhaut abſchneiden zu laſſen! oder glauben ſie vielleicht, daß das gewöhnliche Kompliment der großmüthigen Kopfabſchneider, halt ſtill, Brüderchen, es thut nicht weh, wahr iſt?

Sollen wir uns einbilden laſſen, daß eine ſolche chriſtliche Liebe, eine ſo mächtige Theilnahme, daß, welches Volk immer für welche Zwecke immer jetzt gegen die Türken das Schwerdt zieht, ſchon von Millionen geſegnet wird, bloße Wildheit und Unruhe der Zeit ſey, bloße Luſt an Aufruhren und Umwälzungen? Nein, nimmermehr! In einigen mag ſich allerdings dieſe Luſt rühren, in den meiſten iſt gewiß ein ganz anderes Gefühl: zuerſt der Schauder über ſo viele Gräuel, die im Angeſichte des lichten und alle Welttheile erleuchtenden und überleuchtenden Europas, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, noch geübt werden und länger geübt werden ſollen; dann das erwachte Gefühl des Chriſtenthums und der Wiſſenſchaft für die Glaubensgenoſſen, für die durch die erhabenſten Geiſter und edelſten Künſte geheiligten Orte; endlich drittens eine Ahndung von etwas Ungeheurem und Gefahrvollem, das bei dieſem Griechenaufſtande gleichſam durch einen Inſtinkt zuerſt recht klar geworden iſt: daß nämlich an dieſen Gräuzen Europas und Aſias, wenn nicht heute doch gewiß in den nächſten Jahrzehenden große Getümmel und Umwälzungen erfolgen werden, erfolgen müſſen. Die Welt iſt zur Ahndung, ja zum Bewußtſeyn gekommen, daß hier eine große Aufräumung, vielleicht Auskehrung, bevorſteht. Sie haſſet und fürchtet bei der Ungewißheit, wohin die Looſe der Entſcheidung fallen werden. Soll ſie nicht auch wünſchen, daß eine ſolche Gefahr, daß eine gezündete Bombe, die dem Zerplatzen nah iſt, mit der größten Geſchwindigkeit gelöſcht, das was für viele Völker und Geſchlechter ſo reich an Verderben werden kann, mit der freieſten Umſicht und Weisheit angeſchauet und behandelt werde?

Die Türkenfreunde werden hier ausrufen: Eitel Träumerei und Hirngeſpenſt, oder auch revolutionäre Schalkheit, die ihren böſen Willen unter fremdem Schein zu verhüllen ſucht! Alles iſt gemachte Gefahr und gemachte Noth. Die Griechen haben durch einen frevelhaften und verbrecheriſchen Aufruhr ſich ſelbſt viel Elend und der Welt viele Unruhe erregt; durch die thörichte und verblendete Theilnahme der Völker können ſie ſie endlich wohl gar noch in einen verderblichen Krieg hineinreißen. Es war ihnen zu wohl geworden, ſie waren in dem letzten Jahrzehend von den Türken ihren Herren, zu mild und menſchlich behandelt; darum ſtanden ſie auf und wollten in der trotzigen und frechen Eigenmacht, die dieſes Zeitalter auszeichnet, gegen Gott und Ordnung auch Herren werden. Statt der unzeitigen Theilnahme hätten alle Völker auf dieſe empörten Sklaven losſchlagen und ſie auf das geſchwindeſte den Türken unterjochen helfen ſollen. Das wäre zugleich recht und weiſe geweſen.

Statt aller Antwort ſage ich: Ja viele hätten eure großartige politiſche Anſicht, wie dieſer ſchlimme Handel je eher je lieber aus der Welt zu bringen ſey, gern laut geprieſen und euren Rath befolgt, wenn ſie in den Jahren 1820, die wir ſchreiben, noch gedurft hätten. Daß ſie es nicht mehr dürfen, iſt zugleich die Freude und die Gefahr bei der Sache: die Freude, welche den geſchändeten Chriſten Befreiung und Erlöſung verheißt; die Gefahr, daß mit kleinlicher Politik der ſchon ſehr verworrene Knote immer unauflöslicher werden muß. Der fette Hund und der magere Wolf der Fabel ſind den Völkern durch die letzten Jahrzehende zu viel erklärt; Freiheit und Perſönlichkeit ſind in der Meinung unſchätzbare Güter geworden. So veredelt und vermenſchlicht iſt gottlob das Menſchengeſchlecht, daß niemand in Ländern mehr Glückſeligkeit träumt — und würde der glücklich geprieſene Sklave mit Silber und Gold und mit allen Genüſſen des Wohlſeyns gelegentlich überſchüttet — wo die gräulichſte Willkür nicht blos beliebig die Köpfe faßt und abſchneidet, ſondern auch Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Knaben zur Schändung ausliest und wegrafft. Vor ſolchen Gräueln erſchrickt das gegenwärtige Europa anders als das von 1740 und 1770. Denn mag das jüngſtverfloſſene Jahrhundert in ſeinem zu geſchwinden und zu blutigen Laufe manches Gute und Schöne mit weggeſpielt haben, es hat doch faſt in allen chriſtlichen Ländern diejenigen Verhältniſſe gelöſt oder zerbrochen, wodurch der Grauſamkeit und Wolluſt gegen die Kleinen im Volke mehr Frevel erlaubt war. Alſo iſt das allgemeine Gefühl, ja der Zorn für die Leiden gewachſen, die der Perſönlichkeit der Menſchen zugefügt werden. Die Ehre iſt gemeiner geworden, und daß irgend ein einzelner Stand allein noch auf Ehre! rufen wollte, würden den Menſchen nicht mehr blos lächerlich erſcheinen.

Doch wir wollen von dieſen einzelnen Urtheilen und Anſichten, von dieſen Vorklängen dem Gegenſtande näher rücken und ihn in ſeinen einzelnen Theilen, in den einzelnen Beziehungen, die er hat, und in den einzelnen Fragen, die er veranlaßt, etwas genauer und breiter betrachten; wir wollen ſehen, was nach allem Ungewiſſen und Unbeſtimmten, woran der Augenblick noch krankt, mit der größten Wahrſcheinlichkeit zuletzt das Gewiſſe werden muß. Woraus ſich dann noch ergeben muß, was bei der Lage der Dinge von den Verſtändigen und Geſcheidten gethan werden müßte.

Es hat bei Navarin gedonnert, an der alten Inſel Sphakteria blutigen Andenkens; die Geſandten der drei Donnerer ſind aus Konſtantinopel abgereiſt; der Großtürk gebärdet ſich ſtolz, will von keiner Vermittelung zur Befriedigung und Befreiung des unglücklichen Griechenlands hören, und ſcheint eitel Wuth und Krieg zu ſchnauben. So ſieht es äußerlich aus. Indeſſen meinen Viele, dieß ſey nur ein gewöhnliches politiſches Spielwerk; glücklich hemme der Winter den Krieg, welchen eigentlich keiner der Donnerer ernſtlich wolle; dieſer Winter werde auch die Gluth des Sultans allmälig abkühlen, er werde ſich beſinnen, und verſtändig wählen, was er wählen müſſe, den Frieden. Die Mächte, um einen gefährlichen Weltbrand zu verhüten, werden das Mögliche thun, d. h. dem Türken das Mögliche nachgeben; das kleinſte Griechenland, nämlich Morea mit dem

Küſtenſtriche, etwa um Athen und Salona nebſt einigen Inſeln, werde aus den Unterhandlungen hervorgehen und zugleich unter allgemeinen europäiſchen chriſtlichen Schutz und unter türkiſche Zinsbarkeit geſtellt werden. So werde man dieſen gefährlichen Zankapfel aus der Welt ſchaffen.

Das ſieht leicht genug aus, aber ſo leicht glauben viele Andere es nicht, und am wenigſten ſcheint es diejenige Macht ſo zu glauben, an deren Gränzen die Flamme ſich heſtiger zu entzünden droht, nämlich Öſtreich. Wie alles in dieſer blutigen Tragödie aus Noth geworden iſt, der Aufſtand der Hellenen, das Bündniß der drei Mächte, ſelbſt die Schlacht von Navarin, ſo fürchten auch Mehrere noch eine weitere Art Verhängniß darin, das vielleicht ſeinen vierten und fünften Akt durchſpielen wolle. Sie ſagen, Sultan Mahmud iſt ein Mann voll Kraft und Stolz, er hat Verſtand und Karakter, vielleicht hat er die Anſicht zu der ſeinigen gemacht, die man ihm ſo viel vorgehalten hat, daß der Bund der Dreie bei dem erſten tüchtigen Schwerdthieb, den er haue, zerreißen werde. Denn die Noth hat allerdings dieſen Bund gemacht. Kaiſer Nicolaus fühlte ſich durch Gott und durch die Neigung und Stimmung ſeines Volks zu der ſchönen Rolle berufen, ſeinen Glaubensgenoſſen gegen die türkiſche Wuth beizuſtehen. England merkte den Entſchluß des neuen Herrſchers von Rußland und bot ihm ſcheinbar einſtimmig die Hand, damit ſeine Hand nicht zu geſchwind und zu heftig zuführe; bald geſellte es ſich Frankreich für dieſen Zweck bei. Sie fürchten Rußland, ſie wollten den Krieg verhüten; welchem ihnen der Sultan nicht gewachſen däucht; ſie hofften, dieſer werde ſich durch Schrecken bändigen laſſen, und ſo werde es wieder ſtill werden in Europa. Aber der Sultan mag auch wohl ſeine heimlichen Gedanken bei ſich bebrüten und zu ihm ſelbſt ſprechen: „unnatürlich ſind die Drei verbunden, „ſie ſcheinen nur verbunden gegen dich; erſtlich werden „Frankreich und England nimmer gute Freunde; „zweitens ſind beide auf Rußland eiferſüchtig und „jeder Erweiterung dieſer koloſſalen Macht neidiſch; „und drittens iſt auch noch Oſtreich da, welches hier „ein großes Wort mitſprechen kann und dieſen Nachbar „nicht gern weiter an die Donau oder gar über „die Donau verſchreiten läßt.“ Der Sultan kann auch, weil er ein Mann zu ſeyn ſcheint und den weichlichen und wollüſtigen Staub des Serails, womit Verſchnittene und Weiber ſeine Jugend eingepudert haben, abzuſchütteln verſteht, kriegsluſtig ſeyn, er kann den Helden in ſich fühlen, welchem Sieg oder

Tod gleich däucht, er kann es für das Nöthigſte halten, ſeine Türken einmal in großer Gefahr zu verſuchen, ob er ſie vielleicht auch zu größeren Dingen begeiſtern mögte. Widerſteht er den ruſſiſchen Heeren, die zu Lande allein mächtig gegen ihn andrängen können, ſo hat er ſein Spiel auf alle Weiſe gewonnen; wird er beſiegt und ſollte ſeinem Reiche und ſelbſt ſeiner Hauptſtadt Gefahr von ihnen drohen, ſo werden die Engländer und Franzoſen, die jetzt mit Rußland verbunden ſcheinen, die erſten ſeyn gegen ſo gefährliche Freunde zu ſeiner Rettung herbeizueilen. Kurz im ſchlimmſten Falle wird ihm nicht viel Schlimmeres begegnen als was man ihm jetzt im zahmen und ſchimpflichen Frieden zumuthet, daß er einen Theil Griechenlands und der griechiſchen Inſeln verliert.

Wie? wenn der Sultan ſo zu ihm ſelber ſpricht, weil viele es ihm lange ſo vorgeſprochen haben? wenn er ſich einbildet — was noch manche Unkundige ſich einbilden — er werde vielleicht eine neue Begeiſterung in ſeinem Volke anblaſen, Hunderttauſende unter ſeine Fahnen ſammeln, und die Ruſſen nicht blos von dem Übergange über den Balkan abwehren, ſondern ſie auch wohl über die Donau zurückjagen können? Dann haben wir den wirklichen Krieg.

Aber der Sultan könnte ſich doch verzählt und vermeſſen haben. Man fragt billig, mit welchen Hülfsmitteln und Heeren will er dieſen Krieg jetzt beſtehen? und was wird wahrſcheinlich der Ausgang deſſelben ſeyn, wenn er ſeine Glückswürfel verſuchen will?

England täuſcht ſich wohl nicht über dieſe Fragen — ſonſt hätte es ſich dem Kaiſer von Rußland wohl nicht als ein ſo williger Bundsgenoß angedrängt — auch Oſtreich wohl nicht, noch irgend einer der kundigen Zeitgenoſſen. Weder iſt die Türkei jetzt im Jahre 1828, was ſie im Jahre 1780, ja was ſie im Jahre 1810 noch war, noch iſt Rußland das Rußland von 1780 und 1810. Durch Laſter und Schanden aufgelöſt, fremd jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, feindſelig jeder Vermenſchlichung und Veredlung, verabſcheut ja verflucht von allen Freien und Guten, und ſchon mit dem halben Bewußtſeyn, daß ſie dieſen Abſcheu und Fluch verdient, weicht die Macht der Osmaniſchen Pforte mit dreifacher Geſchwindigkeit um ſo viel zurück, als das chriſtliche Europa vorſchreitet. Wir haben die Belege dazu in allen äußeren Erſcheinungen, wir haben ſie in den merkwürdigſten und lehrreichſten Beſchreibungen und Berichten, die wir vorzüglich den Engländern verdanken, welche ſeit der Beſetzung Ägyptens durch die Franzoſen bis in die letzten Jahre die türkiſchen und perſiſchen Länder nach allen Seiten hin und in allen Beziehungen für ſich und für uns erkundet haben. Da lernt man das ganze Verderben, die heilloſe Schwäche recht überſehen, die Auflöſung, die ſich nimmer wieder verbinden, den faulen Moder, in den kein friſcher Geiſt wieder Leben hauchen wird. Möglicher Weiſe könnte Mahmud, wenn er der Mann iſt, der er Manchen däucht, eine augenblickliche Flamme unter ſeinen Muſelmännern wecken, er könnte ſogar Hunderttauſende, die ſich ſo oft ohne Sieg geſchaart haben, verſammeln. Aber wie lange wird die Flamme brennen, wenn ſie überhaupt mehr kann als lodern? wie lange werden die Hunderttauſende bei den Fahnen aushalten? Wo iſt die Übung, die Geſchicklichkeit, die Kräfte und die Mittel Rußlands Heeren gegenüber? Denn Rußland hat in den letzten fünfzehn Jahren große Hülfsmittel aus ihm ſelbſt entwickeln gelernt und ſeine fürchterliche Heeresmacht, welche alles Türkiſche zerſchmettern wird, mehr denn verdoppelt. Die engen Hoſen und die franzöſiſchen Paradeſchritte, die man ihm beigelegt hat, machen den türkiſchen Krieger mit dem europäiſchen, zumal mit dem gewaltigen ruſſiſchen, noch nicht al pari auftreten. Es gehören andere

Proben dazu und ein Geiſt, der über die Muſelmänner für immer dahingeweht ſcheint.

Freilich ſchwer iſt vom Dneſter und Don her der Aufmarſch gegen den Balkan, vollends der Durchbruch durch denſelben; aber, geſetzt die Ruſſen wollten ſo große Kräfte gar nicht anwenden, die beiden Fürſtenthümer werden ſie ohne Schwerdtſchlag beſetzen, die Donaufeſtungen mit dem ſchönſten Theile Bulgariens endlich doch gewinnen. Ich frage, wann ſie dort einmal feſt ſitzen, wer will ſie wieder herausſchaffen? Und wie, wenn ſie ihre gegenwärtige Stellung in Aſien benutzen, — ſie ſtehen ſchon an den Höhen des Ararats, unfern den Schlüchten, woraus der Eufrat und Araxes nach den verſchiedenſten Weltgegenden hinbrauſen — wenn ſie noch 50,000 Mann nach dem eroberten Aderbeitzan ſenden? werden ſie die türkiſchen Herzen dort viel muthiger finden als die perſiſchen? werden ſie Erzerums und Trapezunts Thüren und Mauren beſſer verwahrt finden als Erivans und Tabrizens? Dieſe gewonnen ſenken ſie ſich in die reichen und fruchtbaren Ebenen der alten Reiche von Pontus und Paphlagonien hinab, wo ſie blühende Fluren und fleißige aber unkriegeriſche Völker finden: Reiterſchaaren mögten ihnen hin und wieder tapfer entgegenſprengen, aber was wollen die gegen rußiſches

Fußvolk? Von Tokat und Amaſia ſind 60 oder 70 deutſche Meilen bis zum Bosporus, freilich zum Theil durch böſe Bergſtraßen; aber wo ſind die Krieger, die einem ruſſiſchen Heere hier jetzt den Weg ſperren könnten? So konnte, wie das gemeine Sprichwort ſagt, der Kater zugleich am Kopf und am Schwanz gefaßt und gezwickt werden.

Wenn alſo der Sultan nicht bald unterzeichnet, wie er ſoll, ſo wird, ja muß Rußland nach ſeiner ganzen Stellung zu den Griechen und zu dieſem großen Handel losbrechen, wie gern die beiden Seemächte die Sache auch verlarven und hinzaudern mögten. Da der Sultan dann nichts Mittelmäßiges meinen kann, ſo wird dem Kaiſer Nicolaus die Arbeit im Kleinen nicht länger geziemen, er wird den Krieg mit kräftigem Ernſt anfaſſen und mit einigen Hunderttauſenden über die Donau ziehen. Das Übrige ergiebt ſich von ſelbſt.

Aber wie? fragt man mich: du ſcheinſt mir mit den Ruſſen doch zu leicht über die Donau und gegen die Berge hinauf zu ſpringen. Du ſcheinſt mit den ſchwierigen und verwickelten Umſtänden, woran es an ſeinem Theile auch gebunden und umſchlangen iſt gar zu wenig Umſtände zu machen. Wenn Rußland ſo raſch und fürchterlich auftritt, wenn es ſo der

Mäßigung vergißt, die es bei der Abſchließung des Bündniſſes gelobt hat, wenn es wieder, ja wenn es immer erobern will, ſo ſind ſelbſt Frankreich und England da, die es ſeines Verſprechens ſo erinnern werden, daß es mit allen ſeinen Schaaren ſtutzen wird, Öſtreich iſt da, das nicht ruhig zuſehen wird, daß ſich der ruſſiſche Rieſe jenſeits der Donau lagern und er nicht ſeinen gewaltigen Armen in immer weiterem Bogen umfaſſe. Dieſe Starken werden die Ruſſen wohl hemmen können.

Wir ſehen oder vielmehr wir hören einmal, wie es in ſolchem Falle ſtehen wird und wer auf der beſten Stelle ſtehen wird.

Wie Rußland mit den beiden großen Seemächten Europas in den Dreibund verflochten worden, iſt oben mehrmals angedeutet. Bei der Abſchließung dieſes Bundes ward vorausgeſetzt, daß der Großtürk ſich vor den Schrecken deſſelben ſogleich beugen und die vorgelegten Bedingungen eingehen würde. Man hoffte mit geringer Anſtrengung ein Griechenlandchen zu machen und den Frieden zu ſtiften. Da aber der Türke auch auf Legitimität pocht — il diavolo galant uomo — und Krieg zu wollen ſcheint, ſo muß derjenige, welcher die nächſte Macht und Gelegenheit hat, ihn zum Frieden zwingen. Dieſe Rolle fällt Rußland zu, aber auch die ungeheuren Koſten, ein ſolches Heer wie das von uns erwähnte zu rüſten und zu erhalten. Kaum darf ein Kaiſer von Rußland einen Krieg führen, worin er nicht Länder gewinnt: ſo hat das Glück die Ruſſen verwöhnt. Der uneigennützige Sieger — und Sieger bis an den Hämus werden die Ruſſen auf jeden Fall — wird am Schluſſe fragen: wer bezahlt die Koſten (vielleicht 100 bis 150 Millionen Thaler)? Die Türken werden das nicht können, auch England und Frankreich würden es ablehnen. Alſo bleibt das eroberte Land, am glimpflichſten unter dieſem Titel, in den Händen der Ruſſen. Wer will es ihnen wieder entwinden?

Man kann mir einwenden: wenn Rußland ſich in dieſe Stellung ſetzt oder geſetzt hat, wenn es Miene macht ſeine Eroberungen behalten zu wollen, ſo wird bei ſolcher Gefahr, die das Gleichgewicht ſo fürchterlich bedroht, ganz Europa aufſtehen und ſich gegen das Vordringende verbinden; der Löwe wird dann grollend ſeinen Raub fahren laſſen müſſen. Ich antworte: nein, Europa ſteht dieſes Mal deswegen nicht auf. Es iſt weder in der Lage noch in der Neigung dies zu thun. Dem Nordweſten unſers Welttheils iſt es ganz gleichgültig, ob Rußland hundert oder hundertfünfzig Meilen weiter gegen Süden an dem ſchwarzen oder kaſpiſchen Meere hinabdringt; er ſpricht mit einem Gefühle behaglicher Sicherheit. Weit davon iſt gut für'n Schuß; je weiter Rußland ſich dahin mit ſeiner Stärke ausdehnt, deſto mehr wird es allmälig an Druck auf uns verlieren, auf keinen Fall gegen uns dadurch mächtiger werden, wahrſcheinlich aber uns auf einige Menſchenalter vergeſſen; kommt Zeit, kommt Rath. England und Frankreich zwar iſt es nicht gleichgültig. Dieſe aber können nur hindern, daß die Ruſſen nicht nach Konſtantinopel kommen, daß ſie ſich nicht bis in Macedonien und Albanien hinein ausdehnen; die Eroberung der oben genannten Landſchaften können ſie nicht lange aufhalten. Aber Öſtreich? darf dieſes den gefährlichen Nachbar ſo weit vorlaſſen? muß es nicht das Schwerdt ziehen? wird es nicht das Schwerdt ziehen? und muß Rußland dann nicht von allen Eroberungsplanen ablaſſen und dem Sultan endlich einen billigen Frieden zugeſtehen? Auch hierüber ein paar Worte.

Erſtlich fürchtet Öſtreich in dieſer griechiſchen Sache gleichſam etwas Dunkles und Gefährliches, das ihm darin zu lauſchen ſcheint und das Viele in der Begeiſterung für die unglücklichen Chriſten, die von Türken und Mohren vertilgt werden ſollen, vielleicht überſehen haben; es fürchtet, dies ſey der Anfang ungeheurer Bewegungen und Veränderungen, könne es wenigſtens gar leicht werden; hier könne die Drachenſaat eines allgemeinen Kriegs ausgeſäet werden, ſey vielleicht ſchon ausgeſäet, und es gehöre alle Wachſamkeit und Weisheit dazu, dieſen Saamen im Keime zu erſticken. Öſtreich ſcheint ein Gefühl, ja ein Bewußtſeyn zu haben, wie dumpf und hohl die Leere der Pforte erklingen werde, wenn mit dem Kriegshammer ernſtlich dran geſchagen werde; daß dann der ganze tode Abgrund erſcheinen, daß ſich gleichſam ein tiefer und leerer Raum öffnen werde, worin alle wilden Kräfte der Zeit ſich jubelnd ſtürzen und im wüthenden ungebändigten Strudel über die Reiche und Länder hinbrauſen werden. Die Entfernten freuen ſich oft der gräulich ſcheuen Nachtheile eines unbekannten Feuers; derjenige, an deſſen Hauſe es brennt, hat dabei andere Gefühle. Aber Öſtreich ſieht auch noch aus andern Rückſichten einen Krieg an und in den Gränzen der Ungläubigen auf das allerungernſte. Es hat immer noch zu heilen an den Wunden und Schäden, die ein ſchwerer fünfundzwanzigjähriger Kampf ihm geſchlagen hat; es iſt für Krieg nicht gerüſtet, und fürchtet auf den glücklichſten Fall einen vergeblichen Krieg, weil es nichts will als ruhige Behauptung des Beſitzes. Was aber Öſtreich mit

Recht am meiſten, fürchtet, iſt das Wilde und Unbändige, womit die Zeit ihm immer noch trächtig zu ſeyn ſcheint: das Revolutionäre. Darüber hat es ſich mehrmals von der ganzen Welt unumwunden ausgeſprochen, namentlich noch vor wenigen Wochen, als es die Note bekannt machte, die es den 12. Merz 1827 wegen der griechiſchen Sache an den Divan eingereicht hat. Öſtreich wünſcht Ruhe, ſeine Gegner ſagen Einſchläferung, der Völker, weil es ein paar Laſten auf den Arm hat, worin Unruhe genug zu brüten ſcheint: die Italiener und die Polen; darum bewacht es ſo eifrig den Friedensſtand; es zittert ſelbſt vor Erfolgen und Entwicklungen, die ihm Glück und Erweiterung der Gränzen verheißen könnten, wenn dieſe hoffnungsvolle Arndte ſich nicht im Stillen einſammeln läßt. Und der Unbefangene kann nicht läugnen, daß in dieſen öſtlichen Händeln Europas im Fall eines Kriegs ein ſo hohes Schauſpiel geſpielt werden könnte, daß alle mächtigſten und gefährlichſten Leidenſchaften dabei in eine entzündliche Bewegung geſetzt werden könnten. Öſtreich hat die Theilnahme der Zeitgenoſſen an der griechiſchen Sache — o wie eine ganz andere als die vor einem halben Jahrhundert, in den 1770ger Jahren! — von Anfang an richtig und ſcharf ins Auge gefaßt, eine ſo lebendige

Theilnahme, daß ſie zuletzt eine Theilnahme der Kabinette hat werden müſſen. Welche Wildheit, ſo glaubt es, oder doch welche unberechenbare Gewalt könnte alſo aus ihr hervorbrechen, wenn die Flamme, die ſchon aufgegangen iſt, zu einen wirklichen Kriegsfeuer erzogen würde!

Und außer mehreren Andern, was ich unerwähnt gelaſſen habe, beurtheilt Oſtreich Eines gewiß auch richtig, was in dieſem Kriege als der mächtigſte und begeiſtertſte Bundesgenoß und Mitſtreiter für Rußland ins Feld rücken würde, was es in dieſem Feldzuge gegen die Türken in eine viel günſtigere Lage ſetzen würde, als in allen früheren: wie weit, ja wie gefährlich weit es auch von Sieg zu Sieg fortſchreiten mögte, es würde den Menſchen kaum für die eigenen Vortheile, es würde ihnen nur für die gequälte Chriſtenheit zu ſtreiten ſcheinen. Solche glückliche Stellung hat es vorher noch nie gehabt. Ich muß hier zurückkommen auf Einiges, was ich oben mehrmals berührt habe: Europa iſt in dem letzten halben Jahrhundert reifer geworden für eine höhere und menſchlichere Theilnahme an der geſammten Chriſtenheit und an dem Menſchengeſchlechte überhaupt, es iſt außerordentlich verfeinert in den Gefühlen für perſönliche Freiheit und Menſchenwürde. Wären die

Griechen gleich im Anfange ihres Aufſtandes unterdrückt — mehr als einer hätte wohl nicht übel Luſt dazu gehabt — ein tiefes Weh der Menſchlichkeit würde das ſchauernde Europa aufgeſtöhnt haben, aber dieſer Jammer und dieſe Schande wären unter dem andern Jammer und Elend der Zeit mitverklungen. Aber man hat das Leid und die Luſt und die Theilnahme an dieſem Leide ſechs Jahre erwachſen laſſen; ſie ſind größer geworden durch die ſtarre Fühlloſigkeit, womit chriſtliche Regierungen die Griechen von den Säbeln der Mohren abmähen ſahen. Dadurch iſt auch ein Haß, ja ein Abſcheu gegen die muhamedaniſche Gräulichkeit groß gezogen, wie ſie früher nimmer geweſen ſind. Ein ſolches Zeichen der Zeit gewährt den Meiſten natürlich Freude, Einigen Grauen; es iſt, als deute es auf den türkiſchen Untergang, als läute die osmaniſche Todesglocke in Europa. Das iſt aber gewiß, jede andere Rückſicht wird über dieſem Gefühle vergeſſen werden; die Macht, welche die Türken zum tüchtigſten ſchlägt und beſiegt, mag von Jaſſy bis Janina und von Kilia nova bis Athen marſchiren, die Europäer werden jauchzen, als ſiege in ihr nichts als die Chriſtlichkeit und Bildung über das Heidenthum und die Barbarei. Alles wird in dieſem Einen ungeheuren

Gefühle verſchlungen werden, mag ſelbſt das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht durch die gewaltige Schwere des ſiegreichen Schwerdtes vom Kopf bis zu den Füßen wackeln, mögen die meiſten und ſicherſten Verhältniſſe auseinander zu gehen drohen, das zu gewahren und zu bedenken wird man keine Ruhe haben. So könnte dieſer Krieg durch eine Art Kreuzzugsbegeiſterung eingeleitet werden und eben ſo außerordentliche Bewegungen und Veränderungen zur Folge haben. Wer unter ſolchen Vorgefühlen einen Krieg beginnt, wer den Sinn und die Meinung, ja die Freude und Liebe des beſſeren und chriſtlicheren Theils aller Zeitgenoſſen ſo für ſich hat, der hat, wie die Geſchichte zeigt, ein gewaltiges omen des Siegs für ſich.

Es iſt nicht die Zeit, wie ſie war, als Prinz Eugenius und Peter der Erſte, als Münnich, ja als Katharina und Joſeph gegen den Großtürken das Schwerdt zogen. Damals durften ſelbſt chriſtliche Fürſten ſich ungeſtraft, ja oft mit dem Beifall der meiſten Zeitgenoſſen mit der Pforte verbinden. Man fühlte, es galt nur Meere und Länder, nicht die Menſchheit oder die Chriſtenheit. Schon viel anders war die Anſicht und Stimmung der Menſchen, als Napoleon mit ſeinen 40,000 Auserleſenſten in Ägypten landete. Viele der Mitlebenden, auch die von keinem Franzoſenſchwindel befallen waren, hofften von jenem Unternehmen Befeſtigung und Erweiterung europäiſcher Herrſchaft und Wiſſenſchaft in den in der Vorzeit merkwürdigſten Gegenden der Erde, und nicht ohne begeiſterte Wünſche und Gelübde folgten ihm Millionen Blicke dahin. Doch erregte es noch keinen Abſcheu, ja faſt nur Verwendung über die ſeltſame Umkehrung aller Verhältniſſe, als in jenen denkwürdigen Jahren Türken als Bundesgenoſſen der Chriſten in Italien landeten und Ankona belagern halfen: denn es hatte doch Viele ein Grauen ergriffen vor den Franzoſen, die alles umzukehren drohten und nichts wieder aufzubauen wußten. Aber geſetzt, Napoleon hätte ſein Zeitalter beſſer verſtanden, er hätte ſo verſtanden Völker zu beherrſchen und Länder einzurichten, als er Schlachten einzuleiten und zu gewinnen verſtand, geſetzt er hätte ſein Glück ſo befeſtigt, daß er ſich endlich mit einem Heer über den Skardus und Hämus hätte aufmachen oder längs der illyriſchen Küſte in die Ebenen Macedoniens und Theſſaliens links hätte abfließen und die Worte Griechenland und Chriſtenheit ertönen laſſen können — wahrlich ſelbſt aus dem Haſſe der Völker wäre ihm Gunſt zugeklungen und er hätte endlich einen menſchlichen oder gar heiligen Krieg zu führen geſchienen. So verwandeln ſich die Zeitalter und ihre Gefühle.

So ſage ich denn, wie ich glaube, daß auch dieſes, wie es nun in dieſen Tagen lebendig geworden iſt, von Öſtreich wahrſcheinlich richtig erwogen und beurtheilt werde. Die Welt mit ihren Gefühlen ſelbſt aus allem Gleichgewichte und für das Eine, für die Rettung und Erweiterung Griechenlands und der Chriſtenheit, nur begeiſtert hört nicht mehr auf Fragen und Klagen über ſchwankendes oder gar über aufgehobenes Gleichgewicht der Stärke und Macht unter den europäiſchen Staaten; es ſegnet kein Schwerdt ein, das für dieſen kalten Titel gezogen wird. Dahin iſt es gekommen, daß es faſt ein Wagniß ſcheint, ſich den Freund der ottomanniſchen Pforte zu nennen; wer wollte aber offener Bundsgenoß heißen und gleichſam unter den Heidenfahnen gegen das Chriſtenpanier auszuziehen ſcheinen? Öſtreich weiß alſo, was in dieſem Kriege nicht blos in den Wünſchen, ſondern in der Meinung der Menſchen für Rußland auf das feurigſte mitſtreiten würde. Es ſage aber keiner, daß dieſe nicht in allen Zeiten bedeutende Bundsgenoſſen ſeyen; in einer Zeit wie die unſrige ſind ſie ſehr bedeutend.

Wie ſie dies ſind, haben uns England und Frankreich offenbart. Sie haben wider Willen Rußlands Verbündete in dieſer Sache werden müſſen, weil ſie ſeine Gegner darin nicht länger ſeyn durften. Caſtlereays Federmeſſer iſt wohl auch mit der Türken und Griechen wegen ihm in die Kehle gefahren, und der geſcheidte Canning hat lange zaudernd erſt unterzeichnet, als der ruſſiſche Zorn ſich nicht länger hemmen ließ. Wird er ſich hemmen laſſen, wenn man nach Navarin wieder zu zaudern beginnt, und erſchrickt, daß die heidniſche Flotte von 80 Kriegsſchiffen ſich in vier Stunden von 30 chriſtlichen vernichten ließ? So iſt es: der chriſtliche Ruſſe trauert und zürnet über den Jammer der Glaubensgenoſſen; der ſtolze Ruſſe knirſcht, daß Fremde meinen, ihn irgendwo hemmen zu können; das Heer wünſcht Krieg und glaubt an Sieg und Eroberung. Solche Stimmung neben den Unruhen, welche den Regierungsantritt des Kaiſers blutig gemacht haben, könnten auch ihn kriegsluſtiger machen, als er von Natur ſeyn mag.

Und nun komme ich auf das, was ſchon Viele jetzt ſagen und auch vor der Freude von Navarin geſagt haben: Wenn die Ruſſen weiter wollen, als man ihnen das Ziel im verfloſſenen Sommer geſtellt hat, ſo werden England und Frankreich mit ihren Flotten allenfalls für die Türken aufſegeln und den

Kaiſer Nicolaus zur Mäßigung zwingen. Ich habe oben ſchon darauf hingewieſen, daß, wie mächtig ſie auch im Weſten ſind, ſie in dieſem Oſten doch keinem ſiegreichen Heere wehren können, alles türkiſche Land bis an den Balkan zu erobern und zu behaupten. Auch haben ſie ſchon lange ſo ein unheimliches Gefühl gehabt, ſie werden jedes Jahr mehr dadurch betroffen, daß faſt die letzte Ehre einbüßen muß, wer in dieſer Lage der Dinge als Bundsgenoß und Helfer des Sultans auftritt, daß er von der Stimme der ganzen Chriſtenheit verflucht wird. Und wie vollends wenn ſie aus dem gegenwärtigen Bunde ſich losreißen, von den Ruſſen abfallen und den Türken zufallen mußten? O es täuſche ſich keiner, daß er blos ein zartes menſchliches und chriſtliches Gewiſſen iſt — woher wäre ihnen das ſo plötzlich gekommen? was ſie ſelbſt in den Augen der Kurzſichtigſten jetzt ſo beklommen erſcheinen läßt — nein, dieſe Beklommenheit iſt das mahnende Gewiſſen der Welt, das geſprochene Urtheil der Zeitgenoſſen in dieſer ungeheuren Sache, welche endlich über die entſetzliche türkiſche Gräulichkeit und über ſo viel ſeit Jahrhunderten frevelhaft vergeudetes Glück und unſchuldig vergoſſenes Blut ihr Wehe! Wehe! rufen. Davor erſchrecken und erbleichen ſie.

Das unheimliche Gefühl einer ſolchen Noth iſt offenbar in ihnen und verräth ſich in zu vielen Zeichen, daß ich aller andern Gedanken und Nachgedanken ſchweige, die ihnen bei dem verwickelten und völlig unbeſtimmten Übel, das ſie heilen ſollen und das der ſtörriſche Türke nicht mit linden Mitteln heilen laſſen will, wohl aufſteigen müſſen, Gedanken und Nachgedanken über und gegen einander ſelbſt, gegen Rußland, die Griechen, und die andern Mächte, und wohin die verſchiedenen Kräfte und Richtungen, Wünſche und Vortheile der Völker und Staaten endlich führen und verführen können; ſo daß, wie es in den menſchlichen Dingen gewöhnlich zu geſchehen pflegt, von dem, wofür und womit man begann, zuletzt kaum ein dünnes Schattenbild mehr übrig bleibe.

Es kann mir jemand einwerfen, und dem Scheine nach nicht ohne Grund, daß ich die Dinge und Verhältniſſe und die aus ihnen möglichen Entwickelungen und Folgen, eben weil ſie ſelbſt noch ſo unbeſtimmt und dunkel in ihrem Knäuel zuſammengerollt liegen, aus einem trüben politiſchen Halblichte und aus der nebelnden Schimmerung eines zu fernen oder zu hohen Standpunktes, worauf ich mich hinauf gewunden habe, betrachte und erwäge; „Ich habe den Teufel

„zu hell auf die Wand gemalt und mir Gefahren
„erdichtet und künſtliche Berge aufgethürmt, worüber
„ich nun nicht ohne Halsbrechen kommen könne.
„Das Ding werde ſich bei der türkiſchen Schwäche
„zuletzt ganz gewöhnlich zurecht machen und ohne
„daß die halbe Welt dadurch in Verwirrung und
„Brand geſetzt werde. Denn eins von beiden werde
„erfolgen: Entweder gebe die Halsſtarrigkeit des
„Großtürken nach und das bischen Griechenland des
„Dreibundes werde fertig gemacht, oder auch, Ruß-
„land müſſe mit dem Schwerdt drein ſchlagen und
„über die Donau marſchiren. In dem letzten Falle
„werde es freilich nichts Leichtes ſeyn, die Ruſſen
„ohne Eroberung oder Entſchädigung wieder über
„den Pruth zurückzubringen. Aber nur deſto beſſer.
„Je mehr Appetit ſie dann haben, deſto mehr werde
„das chriſtliche Europa ſeine Wünſche in Erfüllung
„gehen ſehen: das türkiſche Reich in Europa werde
„bei dieſer Gelegenheit wenigſtens gehälftet werden,
„wenn man ſich auch über die gänzliche Vernichtung
„deſſelben noch nicht verſtändigen könne. Dann,
„wann Rußland erſt ſeinen Appetit zeige und ſich
„merken laſſe, daß es nicht umſonſt das vierte oder
„fünfte Mal bis an den Balkan gekommen ſeyn
„wolle, werde auch in Öſtreich der gleiche Trieb

„ſich allmälig regen: es werde von den ſchönen türkiſchen Donaulanden ſeinen Theil nehmen müſſen, damit ihn Andere nicht nehmen; auch England und Frankreich werden ſich das Ihrige dann ſchon ausleſen und ſich auf die Weiſe für die Kriegskoſten bezahlt machen und für künftige Erwerbe und Erfolge ſichern Stellungen beſetzen; Griechenland werde bei dieſer Wendung zur Freude der Welt nicht zu kurz kommen, man werde es ſich auch mehr erweitern laſſen, indem man ſelbſt ſeine Gedanken und Entwürfe erweitern."

Auf folgende Weiſe mögte etwa dieſer Einwender die verſchiedenen Mächte mit dem politiſch-anatomiſchen Meſſer arbeiten und in den türkiſchen Leichnam hineinſchneiden laſſen:

Rußland nähme die beiden Fürſtenthümer (die Moldau und Wallachei) und den größten Theil Bulgariens. — Öſtreich erhielte das weſtliche Bulgarien von dem Einfluſſe der Aluta in die Donau oder von Nikopolis oder dem Fluſſe Isker an beinahe in gerader Linie auf den Balken hinunter; ferner nähme es alles türkiſche Land, was von hier ab gegen den Weſten zwiſchen dem Balkan und den ſkardiſchen Bergen und von der Donau und Sau eingeſchloſſen liegt: Servien, Bosnien, das türkiſche Kroatien und Dalmatien. — Die Griechen zögen ihre Nordgränze von der Nordſpitze Korfus, oder zu Lande von dem Schloſſe Aorno aus über den Pindus und ſenken ſich von da in etwas ſchräger Linie gegen den Ausfluß des Peneus, ſo daß Janina und die Höhen des Pindus ihre Feſtungen würden; auch nähmen ſie im Oſten alle Inſeln im Meer, die dieſer Linie ſüdlich liegen; Kreta ſchlöſſe die Gruppe gleichſam zu. — Die Engländer und Franzoſen hätten die trefflichen Häfen und Feſten Kariens, Ciliciens und Syriens und die Inſel Cypern zur beliebigen Theilung vor ſich liegen; bei dem güldnen Zankapfel Agyptens würden ſie ſich wohl gebärden, als ob ſie ihn beide nicht ſähen. — Alſo das Facit würde ſeyn, daß der Großtürk auf ſeinem europäiſchen Feſtlande etwas über die gute Hälfte nebſt faſt allen Inſeln verlöre und daß die beiden mächtigſten Seeſtaaten ſich in die Zukunft belaurender Stellung an ſeiner aſiatiſchen Küſte feſtgelagert hätten.

Ich erwiedere meinem politiſchen Zuſchneider hierauf, daß dies auf dem Papiere und der Landkarte leicht genug ausſieht; ich geſtehe ihm auch gern zu, daß eine ſolche Entſcheidung oder Zertheilung und Vertheilung der genannten vier Mächte, wenn ſie ſie auf jene Weiſe wollten, gar nichts Schweres ſeyn würde; aber ich wende zuletzt die einzige Kleinigkeit ein, daß ſie vermöge ihrer Lage und Stellung zu dem türkiſchen Reiche und zu einander und vermöge ihrer eigenthümlichen Verhältniſſe und Vortheile gar nicht ſo wollen können. Denn wenn ſie für die Verkleinerung oder Vernichtung der Pforte jemals gemeinſam ſo gewolt hätten oder jetzt ſo wollten, ſo würde Europa von dem Sultan Stambuls wohl bald nur kaum noch aus der Mitte Kleinaſiens etwas vernehmen. Aber — aber — hiebei ſind gar mancherlei Aber, und dieſe dürfen wir bei der Betrachtung der türkiſch-griechiſchen Sache nicht aus der Acht laſſen.

Zuerſt was bei dieſer Vorausſetzung Rußland betrifft, ſo würde es den Theil, der ihm zugedacht war, wohl ohne Bedenken und Gewiſſensunruhe nehmen und behalten und den drei Andern das Ihrige für den Augenblick auch nicht mißgönnen. In Rußland lebt nun über ein Jahrhundert, d. h. von Peter dem Erſten an, eine kriegeriſche und ſich immer weiter ausbreitende Beweglichkeit, welcher bis dieſe Stunde noch nie eingefallen iſt, daß man ſich in der Herrſchaft vielleicht auch zu weit verlaufen und durch die zu große Ausbreitung und Erweiterung ſelbſt dünner und ſchwächer werden könne. Jeder neue Erwerb wird ihm bald gleichſam das Angeld auf neuere und ſo dringt es kriegsluſtig und lebensluſtig und zugleich ſiegsglücklich mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit nach allen Seiten weiter vor; der Süden an ſeinen Gränzen ſcheint ihm aber bei ſeiner Erſtarrung und Hülfloſigkeit recht eigentlich zur Beute hingeworfen zu ſeyn.

Mit Öſtreich dagegen verhält ſich alles ganz anders. Dieſes wünſcht nichts als ſeinen ruhigen Beſitzſtand, es wünſcht die Stätigkeit aller Verhältniſſe, es wünſcht ſelbſt die Ruhe zu bleiben und wenn ihm Gewinn gezeigt wird, dieſen ohne Getümmel in der Stille zu ergreifen. Jene herrlichen Landſchaften, die wir ihm eben zugewieſen haben, wären ihm allerdings ein ſehr wünſchenswerther Erwerb, ja ein ſolcher, der ſeine Donaulande längs den Bergen, welche die Scheide der Ströme machen, in ihrem Süden erſt recht ordentlich begränzte; aber es kann nimmer wünſchen, dieſe Lande auf die Bedingung zu gewinnen, daß es die Ruſſen auf eine Länge von beinahe hundert deutſchen Meilen nun auch noch zu ſeinen ſüdöſtlichen Nachbarn bekäme, zu um ſo gefährlicheren, da ſie durch die Meeresküſte, die an ihrer ganzen öſtlichen Gränze hinlaufen würde, in dem Falle irgend eines künftigen Zerwürfniſſes der beiden Reiche für die Kriegsführung große Vortheile voraus haben würden. Dazu kommt noch folgende Rückſicht: Die Chriſten, welche in dieſen Öſtreich zugedachten Landſchaften wohnen, ſind alle des griechiſchen Bekenntniſſes, ſind durch die Sprache und durch dieſes Bekenntniß mit Rußland nah verwandt, ſind durch frühere Eindrücke, die gegenwärtig wohl Vorurtheile ſeyn mögen, Öſtreich nicht beſonders geneigt, deſſen Jeſuiten ſie zur Zeit Leopolds des Erſten gefühlt haben, und neigen ſich in dieſem Augenblick wahrſcheinlich noch mehr zu Rußland. Auch hiedurch würde der Nachbar noch gefährlicher und die neue Vergrößerung mißlicher. Richtig rechnet man aber, daß in unſerer geſchwinden Zeit dasjenige kaum ein Gewinn zu nennen iſt, deſſen man ſich in einem oder gar in zwei Menſchenaltern erſt recht verſichern könnte. Denn daß Öſtreich durch eine gerechte und milde Regierung und durch zarte Schonung der Religionsverhältniſſe die Bewohner dieſer Länder in 30 oder 50 Jahren nicht ſehr für ſich gewinnen, ja zu den Seinigen machen könnte, wer wollte das bezweifeln?

Endlich kann Öſtreich mit einer Politik, die in die Ferne ſchaut und bedenkt, daß auch künftig Jahrhunderte ſeyn werden, ganz verſtändig bei ſich ſprechen: mein erſtes Ziel und meine nächſte Noth iſt, daß ſich Rußland nicht mächtig um mich lagere, daß es nicht ganz in den Beſitz der untern Donaulande komme, daß wir beide uns nicht irgendwo zuſammentreffen, wo wir feindſelig gegen einander ſtoßen können. Wenn Rußland in ſeiner beweglichen Unruhe nicht ſtill ſeyn und warten kann, ſo muß ich der Zeit und Gelegenheit warten, und kann ihrer in dieſen Gegenden warten. Rußland iſt hier fern von ſeinem Mittelpunkt, es hat hieher keine nothwendige Richtung; nur die heilloſe Schwäche der Türkey lockt es hieher, ſo tief in Süden hinab. Auch mit eigener Aufopferung, nicht blos mit dem Schein, daß man den Uneigennützigen ſpiele, während man ſelbſt gern mit zugriffe, muß man es von dieſen Gränzen zurückhalten, bis die Gunſt der Zeiten ſich beſſer geſtaltet. Andere Jahre können andere Verhältniſſe und Ziehungen bringen. Rußland kann Stöße und Anſtöße erhalten, die ſeine ganze Kraft anderswohin wenden und es vielleicht auf Jahrhunderte vergeſſen laſſen, daß ſüdlich vom Dneſter noch ſchöne und fette Länder liegen. Wir aber wären die Thörichteſten, wenn wir nun ſo ungleich theilen und was, wenn wir leben, uns nicht wegläuft uns gleichſam als einen Gewinn zuſprechen laſſen wollten. Wir haben um die Donau unſern Mittelpunkt, die Centralkraft unſers Lebens: Wenn wir bleiben die wir ſind, ja wenn wir an Macht wachſen, wozu gute Hoffnung iſt, wird ſich dereinſt die Gelegenheit bieten, dieſe Lande ungefährlicher zu den unſrigen zu fügen. Bis dahin mögen ſie als ein Pfand in der Hand des Schwachen bleiben, wenn dadurch nur verhindert werden kann, daß der Starke neben uns nicht noch ſtärker werde.

So wird Öſtreich ſprechen und nicht eher auch nur eine türkiſche Hütte anrühren, als bis es ſieht, daß Rußland die Beute, worauf es hinblickt, in keiner Weiſe fahren laſſen wird.

Und England gar und Frankreich? welche ungeheure Noth oder noch ungeheurere Verblendung mußte es ſeyn, daß dieſe in dieſen Gegenden Theilungen veranſtalten ließen oder gar ſelbſt veranſtalteten? daß ſie ſogar unter ſich friedſelig theilten und abtheilten? Zu ſolcher völligen Verrückung, ja Umkehrung wandeln die Völker und die Verhältniſſe ſich nicht plötzlich. Geſetzt, ſie wären beide lüſtern — eine Lüſternheit, die man bei jedem Volke unbedenklich vorausſetzen darf — ſchöne Inſeln und reiche Küſten und vor allen vortheilhafte Feſten und Häfen zu beſetzen, wodurch die künftigen Ereigniſſe und Umwälzungen um das Mittelmeer beherrſcht oder geleitet werden könnten, nimmer würden dieſe beiden ſich gutwillig darüber einigen, zumal da das mächtigere, nämlich England, in den bereits gewonnenen Stellungen vor dem andern ſchon ſo ſehr im Vortheil iſt. England fürchtet Rußlands Übergewicht, den Druck, den es nach Süden hin beide auf die Türken und Perſer üben kann: es weiß, daß durch Perſien nach Indien gekommen werden kann. Dieſes fürchterliche Geſpenſt erblickt es allenthalben, wohin immer Rußland nur irgend eine Bewegung mache. Nicht was Napoleon verkündigte und was ſeine übermüthigen Krieger windig in alle Winde ausblieſen, „daß ſie aus Syrien und Ägypten den Weg nach „Indien ſuchten und ihn finden würden“ hat Eng-aufgeſchreckt, ſondern daß die Ruſſen, die jetzt eine halbe Million gerüſteter Krieger haben — und was für Krieger! — immer unaufhaltſamer gegen Südoſten hinſtreben. Darum hat es in den letzten Jahrzehenden mit der größten Sorgfalt in dem türkiſchen und perſiſchen Aſien alle Berge, Päſſe, Straßen, Städte und Feſtungen, die Art und Geſinnung der Menſchen, die Zugänge und Hülfsmittel der Länder beſuchen und erkundſchaften laſſen. England kann bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Rußlands Gewalt bis an den Balkan nicht hemmen; aber ſelbſt wenn die Verwicklung der Dinge ſich ſo löſe, daß Rußland bis dahin die Herrſchaft gewönne und auch Öſtreich dann gezwungen ſeinen Antheil nähme, doch wird England nimmer mit Frankreich theilen: eher könnten ſie ſich bei der Gelegenheit entzweien. Großbritannien das kleinere und ſchlechtere Land in Vergleichung mit Frankreich, Großbritannien in einer viel ungünſtigeren Lage zum Mittelmeer, woran Frankreichs Süden mit vortrefflichen Häfen gränzt, hat durch den lebendigeren und ſtrebenderen Proteſtantismus und durch die menſchlichere und freiere Verfaſſung Frankreich ſeit länger als einem Jahrhundert überholt; es hat in den letzten zwanzig Jahren bei einer 400 bis 500 Meilen weiteren Entfernung ſelbſt in dem Mittelmeere den Vorſprung über daſſelbe gewonnen. Schon hat es in Malta und Korfu zwei Hauptſchlüſſel der Herrſchaft über daſſelbe in Händen; es kann der Gelegenheit warten, ſich mit einer Art Anſtand auch den dritten und vierten zuzueignen; ſollte die Noth drängen, wird es keinen Augenblick anſtehen, ſich derſelben mit Gewalt zu bemächtigen. Niemand aber bilde ſich ein, daß es Frankreich auch nur einen Nebenſchlüſſel zu einem Hinterpförtchen in dieſes Meer erlauben werde. Alſo iſt auch an ſolche gleiche und billige Theilung in Inſeln und Küſten unter dieſen beiden, wie unſer Anatom oben meinte, gar nicht zu denken. England iſt auch hier Frankreichs natürlicher Nebenbuhler wie Öſtreich Rußlands, und wird es bleiben. Auch würde Frankreich bei jeden tüchtigen Erwerb in der Levante durch die ſehr viel größere Gunſt der Lage gegen England ſogleich in dreifachen Vortheil treten. Ein Grund mehr, daß England ſo nicht mit ihm theilen wird, ja daß es, ſo lange ſeine Flotten die Meere beherrſchen, Frankreich hier irgend Wurzel zu ſchlagen mit guten Willen nimmer erlauben wird.

Dazu kommt noch, daß dieſe beiden Staaten zu Hauſe und in andern fremden Gegenden ſo viel zu thun, ja im eigentlichſten Sinn ſo viel Schweres auf dem Arm und auf dem Halſe haben, daß ſie froh ſind, wenn hier keine außerordentliche Anſtrengungen von ihnen verlangt werden; Inſeln und Küſten aber zu beſetzen und zu bewahren, bedarf es nicht blos Flotten, ſondern auch Heere.

Wenn nun die Dinge ungefähr ſo liegen, wenn Öſtreich, England und Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht theilen können noch wollen, was haben den die unglücklichen Griechen zu erwarten? Leider das Kleinſte und Wenigſte. Jene drei Mächte ſpielen nur die Uneigennützigen und Unpartheiiſchen und den trotzigen Sultan für ihre Stellung oder vielmehr Dämpfung des Aufruhrs herunterzuſchmeicheln, Tigerrücken aber ſollten mit eiſernen Händen geſtreichelt werden — auch ſpielt eine gewiſſe Knikrigkeit und Kleinlichkeit der Politik noch genug mit darein, welche kleine Geſpenſter fürchtet, die weit zurück im Hintergrunde künftiger Geſchlechter und Verhängniſſe liegen, während ihr grauet, das große Geſpenſt des Tages in ſeiner wahren Geſtalt anzuſchauen. Sie beſorgen vielleicht, dieſelben, welche dem Paſcha von Ägypten blutigen Andenkens in ihren Häfen Flotten gebaut und ausgerüſtet haben, die Griechen, wenn man ihnen nicht gleich in ihren Anfängen die Flügel kürze, ja die Keime künftiger Schwungfedern vertilge, könnten einmal eine Seemacht werden; und was der kleinlich feigen und habſüchtigen Rückſichten und Bedenklichkeiten mehr ſind, da es die Lage der Welt, das Wohl Europas und das Wehegeſchrei der Menſchheit doch auf alle Weiſe fordern, daß hier ſtatt des blutigen Moders und der alles verpeſtenden Fäulniß, vor deren gräulichem Tode ihnen ſelbſt ſchaudert, doch irgend etwas Grünes und Lebendiges geſchaffen werde. Und ferner erblicken ſie auch noch vorzüglich jenes Geſpenſt, daß durch alte Gewohnheit und Gleichheit des Religionsbekenntniſſes Rußland bei den Griechen möglicher Weiſe einen Einfluß bekommen könnte, der ihnen künftig einmal nachtheilig werden mögte:

Rußland, das zu einer Seemacht ſo wenig Anlage hat und mit den Engländern und Franzoſen in dieſen Meeren nur zu ſeinen Schaden zuſammentreffen würde. Wahrlich alles ſehr klein und eine faſt lächerliche Sorge: denn dieſes Künftig iſt in weiter Ferne oder nirgends, andere viel größere und brennendere Schäden aber liegen vor den Füßen.

Die einzige Hoffnung für die Griechen iſt hiebei noch, daß Kaiſer Nicolaus das allſeitige Zaudern und Hinundherſchwanken des türkiſchen Großtiegers und ſeiner Gehülfen und auch das der eigenen Verbündeten vielleicht benutzt, ſeine Gedanken und Entwürfe deſto mehr zu ſteifen und zu ſpannen; daß er, da man den Griechen das erſte Kleine (deſſen Kleinheit wir freilich nicht wiſſen, die wir aber nach allen Zeichen und Andeutungen, die man uns gegeben hat, vermuthen müſſen) nicht einmal einräumen will und da der Menſchen und Freiheit würdigende Sultan ſich als den verletzten und angegriffenen Gerechten gebärdet und von Manchen als ein ſolcher voll Würde der Menſchlichkeit, Mäßigung und Majeſtät dargeſtellt wird, beide im Bewußtſeyn des chriſtlichen Rechts und der ruſſiſchen Macht ein zweites Größeres fordert, das gebührliche Maaß für die Griechen, wenn uns ihnen wirklich etwas Selbſtſtändiges und Tüchtiges werden ſoll. Dieſes gebührliche Maaß iſt kein anderes als die Linie der griechiſchen Nordgränze über den Pindus bis zum Thal Tempe und der Umkreis von Inſeln und Halbinſeln, wie unſer politiſcher Anatom ſie oben aus der Türkei herausſchnitt. Ich muß dieß mit dem Wenigſten auf das kürzeſte erläutern.

Griechen und Halbgriechen wohnen freilich noch viele weit über jene Linie hinaus gegen Norden, hin und wieder in Albanien, viele in Macedonien und Rumeli, wenigere in den Fürſtenthümern, in Bulgarien und den andern türkiſchen Donaulanden; aber von jener Normallinie, die wir als die wünſchenswerthe künftige Gränze Griechenlands denken, wohnen jene Menſchen zuſammengedrängter, welche man das jetzige griechiſche Volk nennen muß. Außer einzelnen Abkömmlingen von Wlachen (meiſtens fleißige und rüſtige Hirten und Bauern in den Gebirgen und Schluchten des Pindus und Olympus) und Bulgarien machen die Enkel der alten Griechen nebſt chriſtlichen Albaniern jetzt das griechiſche Volk aus: reine Albanier, viele Miſchlinge von Albaniern und Griechen, und reine Griechen.

Schon ſeit Jahrhunderten haben ſich viele Albanier weiter gegen Süden hin in das alte Hellas und bis tief in Morea hinein hinabſinkt; ſo iſt es auch in dem verfloſſenen Jahrhunderte fortwährend geſchehen. Wir ſind durch neuere Beſchreibungen, beſonders durch die der Engländer Leake und Hobhouſe, auch durch den nicht ſo zuverläßigen und oft zu groß ausſcheidenden Poucqueville und durch den wackern und liebenswürdigen Fouriol über Albanien und die dort wohnenden Stämme der Schipetar, wie ſie ſich ſelbſt nennen, in den letzten zwanzig Jahren ſehr wohl unterrichtet worden. Das allgemeine der albaniſchen Art freilich war in Europa nie etwas Unbekanntes geworden. Seit dem glorreichen Skanderbeg und den ſpaniſchfranzöſiſchen Kriegen um die Herrſchaft über Sicilien und Neapel war ihr Name groß erklungen; die ſpäteren türkiſchen und chriſtlichen Kriege ließen ihn nicht ausſterben. Stärke, Schönheit, Tapferkeit erkannte und ehrte jedermänniglich in den Albaniern; weil ſie aber in dem letzten Jahrhundert faſt nur unter dem Panier des Halbmonds fochten, wußte man, indem man in ihnen die kriegeriſche Tugend nicht verkannte, nur von ihrer Grauſamkeit und Treuloſigkeit zu erzählen. Aber, wie man von den letzten Erkundern und Beſuchern des Landes und Volkes lernt, ſind einzelne Stämme durch dieſe Flecken freilich ſehr geſchändet, andere aber haben wieder viel Rechtliches und Ehrenwerthes. Jene Albanier aber, welche in Hellas und Morea wohnen und größtentheils Chriſten ſind, hat uns niemand beſſer beſchrieben und vergezeichnet, ich mögte ſagen ihre Zukunft geweiſſagt, als der Engländer Clarke, der in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts faſt alle ruſſiſchen und türkiſchen Länder um das ſchwarze und mittelländiſche Meer erkundet und nicht mit engliſchen (d. h. halb verſchloſſen) Augen geſehen hat. Er fand Albanier in der ganzen Nordhälfte Moreas, vorzüglich an der Oſtſeite und auf den derſelben zunächſt liegenden Inſeln, in dem alten Attika, Böotien u. ſ. w. bis in Theſſalien hin; eben ſo an der Weſtküſte des Feſtlandes. Er zeichnet ſie und die von ihnen und ächten Griechen entſproſſenen aus als die edlere und ſchönere Menſchenart, und ſagt, man könne eines Albaniers Wohnung, Felder, Geſtalt und Art ſchon in der Ferne von denen eines Griechen unterſcheiden: alles ſey bei ihnen ſtattlicher, fleißiger, ordentlicher, als bei dieſem; auch die menſchlichen Tugenden der Redlichkeit, Freundlichkeit, Uneigennützigkeit und Gaſtlichkeit fand er mehr bei ihnen. Und in der That der Erfolg der jüngſten Jahre hat die Worte dieſes wackern Engländers faſt zur Weiſſagung gemacht. Albanier oder albaniſche Miſchlinge waren faſt alle, welche die Wälle von Meſolunghi und die Felſen von Suli mit ihrem Heldenblute gefärbt und an Thaten und Leiden des alten Hellas glorreich erinnert haben; ſolche waren diejenigen, welche in den Gauen um Napoli, Arges und Korinth mehrmals recht heldenmüthig ihre Fahnen unter die türkiſchen Schaaren getragen haben; die tapfern Bewohner von Hydra, Spezzia und P'ſara ſind Abkömmlinge von Albaniern.

Reine Griechen ſind wohl die meiſten Mainoten, rauh und tapfer in ihren Bergen, aber durch Hinterliſt, Grauſamkeit und Seeräuberei äußerſt verwildert; ferner die Bewohner mancher Inſeln des Archipelagus, wo die geprieſene Schönheit, Anmuth, Fröhlichkeit und Geiſtigkeit des Alterthums ſich noch in manchen lebendigſten Zügen zeigt.

Alſo der Kern der Männlichkeit, Tapferkeit und Dauer, der Kern, woraus mit den übrigen Zuthaten in einem ruhigen und menſchlichen Zuſtande in einigen Menſchenaltern wieder ein griechiſches Volk erwachſen könnte, ſcheint wirklich in den Albaniſchen zu ſeyn, die das alte Feſtland von Hellas und das nördliche Morea bewohnen: ſtattliche und ſtolze Leiber und friſche und kühne Geiſter, die mit der griechiſchen Leichtigkeit und Beweglichkeit verbunden, in dieſen heiligen Gegenden vielleicht noch einmal etwas Herrliches verſchaffen und darſtellen könnten. Wenn man von dem Feſtlande nun alſo etwa nur ein ſchmales Küſtenſtreifchen zu dem Griechenlande fügt, das man diplomatiſch in petto hat, ſo ſcheint des erfriſchenden und verjüngenden Stoffes in das neue Volk zu wenig zu kommen und das Zuverwilderte oder Zuknechtiſche überzuwiegen. Was ſoll, ja was kann dann daraus werden.

Dies iſt die höhere Anſicht, die menſchliche und die geiſtige, bei unſerer nördlichen Gränzlinie für Griechenland; die zweite iſt die der Sicherheit und Wehrhaftigkeit. Ohne dieſe mit Felſen und Gebirgen umpanzerte Gränze wird der junge Staat zu ohnmächtig ſeyn, und kaum Staat heißen dürfen. Wenn die Wehren, welche Natur und Kunſt in dieſem Norden über ihm gebaut haben, in fremden Händen ſind, wird er bei allen Getümmeln, die in jener Gegend nicht fehlen werden, den Feind ſogleich nicht blos an ſeinen Gränzen, ſondern in ſeiner Mitte haben und immer gleichſam wieder wie von vorn anfangend um das Daſeyn ringen müſſen.

So haben wir denn bis hieher die griechiſche Sache meiſtens in ihrer Gegenwart angeſehen und erwogen, jedoch ſo, daß wir immer in die Zukunft hinüberblickten, weil ſie uns wirklich von vieler Zukunſt ſchwanger zu ſeyn ſcheint. Jetzt wollen wir gleichſam mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in das Gebieth der Zukunſt hinüberſchreiten und frei ausſprechen, was uns das Wahre oder Wahrſcheinliche, und demnach, was uns das dieſem Wahren oder Wahrſcheinlichen Angemeſſene däucht.

Es iſt freilich möglich, daß es einer kleinlichen Politik, einer Furcht, welche die Augen abſichtlich zuthut, um die unvermeidlichen Gefahren und unheilbaren Schäden, wo ſie wirklich ſind nicht zu ſehen, noch einmal gelingt, die Großtürken aus dieſer Klemme zu retten und ein kleines verſtümpertes und verkümmertes, belaſtetes, beſchnittenes und verſchnittenes und in allen natürlichen Bewegungen, die es haben ſollte, gehemmtes und gefeſſeltes Griechenland zu machen, und dann der Welt die Umſicht, Weisheit, Mäßigkeit und Chriſtlichkeit zu verkündigen, womit man den Streit, der ſo verderblich habe werden können, vermittelt, ja aus ſeiner verworrenen Mitte dasjenige herausgefunden habe, was beide dem Großſultan und dem Chriſtenthum gerecht heißen könne; es iſt auch möglich, daß Kaiſer Nicolaus ſich noch einige Jahre jenſeits des Pruths zurückhalten läßt — aber keine menſchliche Macht wird die werdenden, ja ſchon daſeyenden Verhängniſſe dieſer Weltgegend aufhalten. Sie ſind ſo gewaltig und fürchterlich vorſchreitend, daß einen geſcheidten und vorausſchauenden Mann allerdings mancherlei Grauen überkommen kann, wenn man nicht zu rechter Zeit das Rechte und Nothwendige mit klarem Muthe zu thun wagt. Was man mit kleinlichen Zurüſtungen und Künſten aufbaut, wird bald auf dieſelbe Weiſe, wie es aufgeführt iſt, wieder zuſammenſtürzen.

Bei der ganzen europäiſchen Chriſtenheit, die wirklich chriſtlich iſt, hat es die letzten fünf Jahre nur Ein Gebeth und Einen Wunſch gegeben, eben ſo heiß und inbrünſtig gewiß, als in den Tagen, wo die Mahomede und Solymane Europa um ſein Daſeyn zittern machten, daß Gott die Dinge ſo geſtalten und führen wolle, daß das Türkenreich in dieſem Welttheile verſchwinde. Wie es nun jetzt auch gerathe und auf welchen verbotenen Wegen die Jäger den blutigen Tiger vielleicht auch jetzt wieder entſchlüpfen laſſen, dieſes Gebet und dieſer Wunſch werden nicht verſtummen, wie viel man auch diplomatiſch gegenrede und ſie frevelhaft und revolutionär ſchelte. Die Pforte iſt der Abſcheu wie die Schande der Chriſtenheit geworden, und wird es bleiben; auch die Türken werden bleiben, die ſie ſind. Sie ſelbſt ſcheinen ſich indeſſen über ſich und über die Macht, die auf ſie eindringt, weniger zu täuſchen, als manche ſogenannte Chriſten uns über ſie täuſchen mögten. Sie haben eine alte Sage, eine Weiſſagung, die jetzt faſt eine halbe Ahndung zu werden ſcheint, daß gelbe Männer vom Norden kommen und ſie zerſtören werden. Die Gelbharrigten ſind da, ſie kennen ſie wohl; wie Europa ſie kennt, habe ich oben dargeſtellt. Dieſe Gelben, wenn man ſie den gegenwärtigen Augenblick auch noch warten heißt, werden kommen und die Weiſſagung rechtſchaffen erfüllen, mit der vollſten Gunſt, ja mit der vollſten Liebe und Begeiſterung der Menſchen. Gelegenheit wird bald genug wieder da ſeyn; ſie werden nicht ſäumen ſie zu ergreifen. Europa fürchtet dieſen Augenblick mit Recht; eine große Verrückung und Zerrüttung für Viele könnte daraus entſpringen, wenn ruſſiſche Statthalter zu Konſtantinopel und Theſſalonich geböten. Warum ſchauen die Mächte dieſe Gefahr nicht mit heiterm Verſtande und feſtem Muth an? warum thun ſie nicht, was ſie thun müſſen? warum benutzen ſie die Zeit und ihre Stimmung, ja ſelbſt den Zorn der Ruſſen und Nicolaus Großherzigkeit nicht für ſich?

Was ſollten ſie thun? Den Sultan und die ächten Türken, die ohne die alte Wüſtenei und Barbarei den europäiſchen Himmel nicht vertragen können, nach Aſien jagen und einen chriſtlichen König oder Kaiſer in Konſtantinopel einſetzen. Das wäre das einzige und großartige Mittel, hier aus der Angſt zu kommen, die immer wiederkehren wird. Ein chriſtlicher Herrſcher auf dem Thron Konſtantins, nähme Rußland, ſelbſt wenn es das ländergierigſte wäre, allen Vorwand, ſeine Waffen an dieſer Weſtſeite des ſchwarzen Meers weiter gegen den Süden zu tragen; Öſtreich wäre beruhigt, England und Frankreich verlören dabei nicht, die Wiſſenſchaft und die Menſchlichkeit freueten ſich, und die Chriſtenheit jauchzete.

Wie? wenn Öſtreich, England und Frankreich dem Kaiſer von Rußland dieſes Mittel vorſchlügen, auf immer aus der Klemme zu kommen, könnte es, würde es ſich weigern? Ich glaube nicht. Wenn dieſe Viere zuſammen das Werk einträchtig angriffen, England und Frankreich mit Flotten — ſie brauchten ja nicht groß zu ſeyn — und Öſtreich und Rußland mit Heeren, wie bald und leicht würde die Sache gethan ſeyn! Hunger und Schwerdt würden die Arbeit bald vollenden, und der Sultan, wenn er nicht wie ein Mann in Europa ſterben wollte, hätte ja in Aſien des Raumes genug, das alte Leben von Konſtantinopel an einer andern Stelle wieder zu beginnen, und würde in Moſul oder Bagdad ſchicklicher wohnen als in der Stadt, wo ſich das Chriſtenthum zuerſt umpurpurt hat.

Aber wie hart; wie entſetzlich — werden die Türkenfreunde ſchreien — wie ſo ganz fremd jene Menſchlichkeit und Bildung, deren das geſittete und chriſtliche Europa ſich gern zu ſehr rühmt, daß ihr den Muhamedanern auf eine ſo grauſame Weiſe einen chriſtlichen Herrſcher aufzwingen wollt! Das ſteht wohl recht ſchön zu eurer Lehre von unverlierbaren und unveräußerlichen Menſchenrechten und das jedem Einzelnen und alſo auch jedem Volke zuſtehe, Gott nach ſeiner Einſicht und Überzeugung frei anzubeten. Wir antworteten ihnen getroſt: nicht den Muhamedanern ſoll das Chriſtenthum aufgezwungen, nur den unglücklichen und gequälten Chriſten ſoll der ſcheußliche heidniſche Wütherich abgenommen werden, der nun beinahe vier Jahrhunderte unter ihnen gewürgt und geköpft hat. In dem jenem Wütherich dienſtbaren in Europa wohnen nach einer ungefähren Rechnung zehn bis eilf Millionen Menſchen, von welchen wohl die Hälfte Chriſten ſind. Dieſe Chriſten gehören mit geringen Ausnahmen dem chriſtlich griechiſchen Bekenntniſſe an. Die meiſten ſind des ſlaviſchen oder gemiſchten bulgariſchſlaviſchen Stammes, dieſe würde von ihrer Schmach erlöſt, die

Muhamedaner aber ſollten weder gemißhandelt noch mit Gewalt oder ſchlimmerem Tyrannentrug zur Annahme des chriſtlichen Glaubens genöthigt werden. Manche der heftigſten würden mit ihrem Sultan über den Helleſpont nach Aſien entweichen, wohin ſie für's erſte gehören; in Rumili und in einigen Bezirken Bulgariens und Bosniens würden indeſſen noch einige Millionen ſehr eifrige wohnen bleiben. Durch eine mildere und chriſtliche Regierung, durch das heitere Licht der Wiſſenſchaft und Freundlichkeit, womit das Chriſtenthum jezt leuchten kann, würden dieſe mit jedem Jahrzehend mehr beſänftigt, viele ihrer Kinder und Enkel aber würden durch dieſe allerlindeſten Mittel zum Chriſtenthum hinübergeleitet. Was in den übrigen Landſchaften der Pforte von ſogenannten Muhamedanern wohnt, weder in Eifer noch in Sitte und Art ächt türkiſch, würde größtentheils viel früher mit dem chriſtlichen Theile des neuen Reiches zuſammenwachſen, jedes Jahrzehend würde der junge Staat chriſtlicher werden.

Wenn man uns das zum Theil auch einräumte, ſo könnte man einwerfen; aber! aber! der chriſtliche Kaiſer iſt leicht ernannt und in Conſtantinopel eingeführt; aber wer zieht dem neuen Staate Stahl und Sehnen an? wer giebt ihm Leben und Würde? vor allem, wer giebt ihm Wehrkraft? Wer macht diejenigen, über welche ihr ſelbſt klagt, daß ſie Jahrhunderte lang gequälte und im Staube kriechende Sclaven geweſen, wieder zu freien Männern? Wir antworten: das ganze übrige Europa, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Sitte und das Geſetz des weſtlichen Europas. Wahrlich dieſe werden ihnen bald beſſere Hoſen anziehen als diejenigen, welche durch europäiſche Einkleidung die Türken zu europäiſchen Kriegern zu machen hofften. Allerdings ſchwach wird dieſer Staat lange ſeyn, mehrere Menſchenalter noch, ehe er durch eigne Kraft und Selbſtgefühl etwas bedeutet. Aber iſt denn das ein ſo großes Unglück? iſt das etwas, das als ein unüberwindlicher Einwurf gegen dieſes Auskunftsmittel gelten darf? Seit mehr einem Jahrhundert, ſeit des großen Eugenius Tagen, liegt die Türkey als ein fauler und ſtinkender Leichnam ohne Leben und Geiſt da und jedes Jahrzehend mehrt ſeinen vergiftenden und verpeſtenden Verweſungshauch. Wie lange hat man dieſe heiloſe Schwäche, ja dieſes ſcheußliche langſame Verfaulen gepflegt und gehätſchelt! und thut ſo noch dieſe Stunde! Kann denn, ja muß denn die Chriſtenheit nicht das neugeborene Kind, das ſie zur Welt bringen ſoll, noch mit mehr Zärtlichkeit und Liebe hegen und pflegen, bis es erwachſen iſt und durch eigne Kraft beſtehen kann. So würde Europa, indem es die Wildheit zur Menſchlichkeit, die Grauſamkeit zur Milde, die Wolluſt zur Sitte, die Knechtſchaft zur Freiheit und das Heidenthum zum Chriſtenthum allmälig erzöge, dieſen Gegenden, deren heiliges Gedächtniß nie vergehen kann, nur einen kleinen Theil ſeiner Schuld bezahlen, zugleich ſeine Sicherheit und Ehre am beſten berathen, vor Gott und vor der Geſchichte die lange Schmach tilgen, und wo möglich manches Unheil, das aus dieſen Ländern ſonſt aufſteigen wird, verſöhnen. Wie verdorben durch Laſter und Laſten der Knechtſchaft zerbrochen, auch die Chriſten dieſer Lande zum Theil ſeyn mögen, wie verſchiedenartig die Völker und die Stämme, aus welchen der neue Chriſtenſtaat ſich bilden ſoll, in dem Chriſtenthume, welches dann mit allen Strahlen ſeines Geiſtes und ſeiner Liebe funkeln und glühen darf, lebt eine heilende verjüngende und begeiſternde Kraft, welche ſelbſt das faſt Todte wieder beleben und ſtärken kann.

Viele werden kommen und ſagen, ſo leicht, als ich es dargeſtellt habe, bringe man die Türken aus Europa nicht nach Aſien; in jedem Volke, auch in ſolchen, an welchen alle ſchon verzweifeln, ſchlummern oft geheime und ungewußte Kräfte; zu den zu zahmen und weichlichen dürfe man vollends die Türken nicht zählen; die Noth oder ein außerordentlicher Mann können ſolche Kräfte oft aufſchütteln; die Muhamedaner ſeyen nicht bloß des Fanatismus, ſondern der ungeſtümſten und ausdaurenſten Begeiſterung fähig; man ſcheine die Kreuzzüge, die Demüthigung ſo mächtiger Kaiſer und Könige aus dem chriſtlichen Weſten, die Vernichtung ſo unzähliger Heere vergeſſen zu haben. Man ſcheine ſich nicht mehr erinnern zu wollen, daß die erſten Osmanenherrſcher mit nicht größeren Heeren als 30000 bis 50000 Mann chriſtliche Schaaren von Hunderttauſenden zerſchmettert und ſo das fürchterliche Reich gegründet haben und wie ſpäterhin das kriegeriſche Deutſchland die Türken zweimal vor den Thoren Wiens geſehen und in ſeinem Innerſten gebebt habe.

Wir hören dieſe Worte ruhig an und laſſen ſie an uns abgleichen wie die Gans die Waſſertropfen. Wir haben oben zugeſtanden, daß die Noth genug da iſt und daß ſie wohl eine fanatiſche Aufwallung erzeugen wird, aber ſchwerlich eine ausdauernde und verhaltende Begeiſterung; ſelbſt wenn Sultan Mah-

und ein Karakter wäre, der verdiente in einer beſſeren Zeit an der Spitze eines beſſern Volks zu ſtehen wird er das Matte nicht erquicken und das Geiſtloſe nicht beſeelen können. Jene genannte Zeiten waren ganz andere und das ganz andere Aſien fand ein ganz anderes Europa, als die jetzigen ſind. Großartige und kräftige Männer an der Spitze unabgelebter und unentweihter Völker, von der friſchen Begeiſterung ergriffen, die der außerordentliche Prophet von Mecka entzündet hatte, trafen zuerſt auf das griechiſche Kaiſerthum, das eine veraltete und halb verfaulte Heidenwelt mit allen ihren Laſtern in ſich aufgenommen hatte und von ihrer Fäulnis und Peſt ſchon in ſeinem Anfange mit angeſteckt war. Hier brachen ſie leicht durch, weil ihre Tugend tapferer, ihre Lehre keine, viel ſchlechtere war als die chriſtliche, wie das morgenländiſche Reich ſie damals übte. Die Kreuzzüge nenne man nicht. Zwar zogen friſchere und edlere Völker des Abendlandes von dem eilften bis dreizehnten Jahrhundert gegen die Unchriſten im Morgenlande auf, aber ohne Überſicht und Kunde der Welt und ihrer Verhältniſſe, ohne die nöthigſten Vorbreitungen und Hülfsmittel, und — was das Schlimmſte war — meiſtens einzeln, ohne Einheit des Befehls und des Ziels, und endlich an

Bildung und Kunſt dem Morgenlande faſt unterlegen, und wenn auch durch Tapferkeit und Stärke über ihnen, an Gewandtheit, Geſchicklichkeit und Übung des Kriegs den Saracenen kaum vergleichbar. Aber in dem neunzehnten Jahrhundert wie ſteht alles ſo ganz anders! Ein einzelner Staat von den großen genannten, wenn er ſeine Kräfte anſpannen wollte, könnte jezt auf Aſien ganz anders drücken als damals die geſammte weſtliche Chriſtenheit; wie die Europäer an Wiſſenſchaft, Kunſt, Kriegsübungen, edlerer Begeiſterung, kurz an allen geiſtigen und leiblichen Hülfsmitteln dem Oſten überlegen ſind, brauche ich den Kundigen nicht aufzuzählen, daß Größte iſt mir aber die edlere Begeiſterung, jene höhere Flamme, welche in dem immer mehr vergeiſtigten Chriſtenthum unauslöſchlich brennen kann, während der Muhamedanismus nur noch fanatiſch auflodern wird. Das Chriſtenthum allein iſt immer neuer ja es iſt unendlicher geiſtiger Entwickelung ſchon hier auf Erden fähig und trägt bei jeder ſolchen großen Entwickelungs- oder Übergangsepoche, wo die Welt wie bei'm Gebären geſchieht, auf kurze Zeit oft ſcheint aus einander gehen und in Trümmer zerfallen zu wollen, Kräfte friſcher Belebung Erquickung und Verjüngung in ſich. Der Muhamedanismus hat ſeine Zeit gehabt, ſie iſt vergangen; er hat ſeine Epoche durchlebt, wie Indier Agyptier, Perſer, Griechen und Römer die ihrige durchlebt haben und weggeräumt worden ſind. Von Wolluſt, Weichlichkeit, Übermuth und Grauſamkeit unheilbar angefreſſen hat er kein reingeiſtiges und überirdiſches Element in ſich das ihn verjüngen könnte. Aus ihm wird keine Flamme aufblitzen, die ihn reinigen und wiederherſtellen könnte; jenes Licht aber, das in Europa von Jahrhundert zu Jahrhundert heller leuchtet und immer menſchlichere, freiere und für edle Arbeiten und erhabene Tode, kühnere Geſchlechter erzieht, kann ſeine ſtolze Roheit nicht ſehen. Die Scheußlichkeit, wozu er in ſeinen größten Staaten — man frage nur in Conſtantinopel und Teheran nach — ausgeartet iſt, erſchrickt vor dem heitern Glanze der chriſtlichen Wiſſenſchaft, Sitte und Gerechtigkeit; ſie iſt von der Welt verflucht, ſie verzweifelt an ihr ſelber.

So ſteht es, wenn man nicht alles durch einen blauen Dunſt ſehen, und es andern in einem blauen Dunſt zeigen will, in Hinſicht der höhern Kräfte, Tugenden und Geiſter, wodurch Völker allein wachſen und beſtehen können; aber ſelbſt die gemeinern Kräfte fehlen ſchon. Der lange gräuliche Deſpotismus hat an den Herren und Knechten ſein Werk vollendet. Unwiſſenheit, Faulheit, Armuth und Elend faſt in allen muhamedaniſchen Landen; von den Volksſtämmen, die weiland wacker und gewaltig waren, hin und wieder nur Stumpen übrig; weite Bezirke, ja Länder, die vormals reich und blühend waren, öd und menſchenleer, faſt Wüſten gleich, worin rohe und wilde Hirten ihre Heerden auf und ab treiben; nur in den Gebirgen hie und da noch einzelne urkräftige Haufen, wie z. B. in Bosnien, Albanien und Kurdiſtan, aber weder zahlreich, noch edel genug, um die verweſende muhamedaniſche Welt wieder mit friſchem Lebensathem durchfriſchen zu können.

Wie ich oben ſagte, ſchon ſeit dem Prinzen Eugenius offenbarte ſich das Sinken und Vergehen der Türken, ſchon im achtzehnten Jahrhundert waren die älteſtens, herrlichſten Länder um das Mittelmeer in ſtarrer, todter Fäulniß und luden zur Aufräumung ein. Seitdem haben ſie als ein moderner Sumpf voll Peſt und Tod da gelegen mit einem erlogenen Leben, das nirgends mehr wahr. Nur daß die chriſtliche, europäiſche Lebendigkeit und Tapferkeit ſich ſeit drei Jahrhunderten in den neuentdeckten weſtlichen Welttheil ausgeleert und dahin gewandt hatte; daß ſie im fernſten Süden, Indien und noch einen fünften Welttheil zu erobern und zu bepflanzen hatte und hat; endlich das bedeutendſte, daß die eine Macht immer die andere belauerte, damit ſie in dieſe Schwäche nicht hineinführe, daß Todte wegräumte und neues Leben ſchaffte — hat den türkiſchen Gräuel bis dieſe Stunde erhalten. Aber es täuſche ſich niemand, die Zeit iſt da, ſie iſt nicht mehr fern, wo die Chriſtenheit aus Noth wird thun müſſen, was ſie lange aus Pflicht hätte thun ſollen. Denn ſchon wenigſtens ſeit 1750 ſollten ſpaniſche, franzöſiſche, engliſche und deutſche Kolonien da genannt werden, wo man jezt noch von den ſchändlichen Raubſtaaten der Barbaresken und von dem türkiſchen Reiche um das Mittelmeer hört. Gottlob die Gelben ſind da und ſie werden die Noth und das Gedränge herbeiführen; welche die Scheußlichkeit zerſtören und in jenen Gegenden, wo das heilige Kreuz zuerſt geſtanden, daſſelbe als das Panier des Welttheils und der herrſchenden Weltgeſchichte wieder aufrichten werden.

Ich habe geſagt, die Gelben werden es in Europa dahin bringen. Eher vielleicht in Aſien. In Europa könnte es ihnen ſchwer gemacht werden; in Aſien kaum lange, wenn ſie es ernſtlich wollen. Mögen die Engländer für ihr Indien noch ſo viele frühzeitige Angſt haben, ſie können ihnen in Aſien hinein den Schritt nicht mehr hemmen. Die Ruſſen haben durch den letzten, kaum recht vorbreiteten und gerüſteten Feldzug Aderbeitſchan, das alte Medien, erobert, die ſchönſte Landſchaft Perſiens, wo Tabriz, die Hauptſtadt, vor hundert Jahren noch eine halbe Million Einwohner zählte, wo einſt die ſchönſten und kriegeriſcheſten Männer weideten, noch immer die herrlichſten Roſſe und Rinder Aſiens weiden wo die Natur aller Früchte und Thäler die Fülle giebt, dem, der unter einem menſchlichen Scepter arbeiten mag. Sie ſtehen um den ſchönſten Theil des türkiſchen Aſiens jetzt ſo gelagert, wie Öſtreich ihre Lagerung in Europa längs ſeinen Gränzen fürchten muß. Sie ſtehen an und zum Theil ſchon auf den Berghöhen, welche Kleinaſien von dem Kaukaſusgebiete ſcheiden, bis an den See Rumi hinauf, ſo daß ſie das Hochgebirgland Armeniens und Kurdiſtans öſtlich rings umfaſſt hatten. Die kriegeriſchen können an den Südgränzen dieſer Hochgebirge durch meiſtens fruchtbare Gebiete bis über den Euphrat hinaus gegen Weſten ohne außerordentliche Hinderniſſe hinziehen: die Landſchaften um Betlis, Merdin, Diarbeck, Orfa ſind leidlich bebaut und haben fruchtbare Fluren und reiche Städte, welche Feſtungen heißen aber einem europäiſchen Krieger nicht mehr feſt ſind. Von dem

See Rumi bis Iſſus, wo Alexander ſeine zweite Weltſchlacht gewann, ſind 70 bis 80 deutſche Meilen. Aber an dieſer Seite brauchen ſie fürs Erſte nicht vorzugehen, und werden ſie auch ſicher nicht vorgehen. Hier können ſie ſtehen bleiben und halten und ſich an den Gütern und Hülfsmitteln des Landes erholen und ergänzen. Aber längs dem ſüdlichen Schwarzen Meere werden ſie unaufhaltſam vorgehen, Herrſchaft gewinnen und feſthalten und dieſe aſiatiſchen Welterſchüttern und verändern.

Dieſer Zug und ſein Ausgang kann nicht fehlen und wird nicht fehlen. Die Ruſſen werden den natürlichſten aller Triebe folgen, einem Triebe, der für die Weltgeſchichte von den außerordentlichſten und wohlthätigſten Folgen ſeyn, hier das chriſtliche Eruopa nicht aus dem Gleichgewichte, ſondern aus Noth in die rechte Lage bringen wird, den Weſten nach dem Oſten, das Chriſtenthum in dem Lande des Heidenthums: dieſes Mal, bei dem gegenwärtigen Stande unſers Welttheils, bei der jetzigen Wiſſenſchaftlichkeit und Bildung der Chriſten zur Wiederbelebung und Erneuung. Über den ſchönſten Theil der Erde wird dann einmal wieder ein Frühling wie der Verjüngung hinreichen. Schöne Hoffnungen, bleibt nicht zu lange aus!

Rußland kann bei ſeiner gegenwärtigen militäriſchen Stellung in Aſien die beiden Armenien ſchon faſt wie die ſeinigen anſehen: ein Gebirgland, meiſt von Chriſten bewohnt, zwar von unkriegeriſchen, welche es ihm aber deſto ſicherer erlauben. Von hier ſteigt es in die fetten Landſchaften hinab, die weiland die Reiche des Pontus und Paphlagoniens hießen; wo es reiche Hülfsmittel für ſeine Heere findet; und ſo immer weiter, bis alles Land dieſſeits des Taurus ſein heißt und ſeine Roſſe aus dem Mäander und Simois trinken. Auf das obere Meſopotamien kann es aus dieſer Stellung mit Bequemlichkeit beſetzen und beherrſchen. Wie lange es hier herrſchen wird, wie lange es in Konſtantinopel herrſchen würde, wenn es daſſelbe gewinnen könnte, das ſind Fragen für die Zukunft. Nicht wahrſcheinlich iſt, daß Rußland lange zu gleicher Zeit an der Oſtſee und dem Agäiſchen Meere mächtigen Druck der Stärke behaupten würde; die verſchiedenen Strebungen und Richtungen würden es mehr aus einander ziehen. Uns ſey es genug, daß dieſe große Bewegung die Einführung der Herrſchaft des Chriſtenthums in dieſen herrlichſten Ländern der Erde und der Anfang der Entwickelung häufiger chriſtlicher Reiche ſeyn wird. Den Ruſſen iſt hier die hohe Rolle beſtimmt, welche den Engländern und Spaniern fur Amerika zugetheilt ward, gleichſam eine neue Welt zu gründen. Wir wollen ihnen dazu von Herzen Glück wünſchen.

Dieſe Eroberungen am ſchwarzen Meer und am Tigris und Euphrat kann ihnen keine europäiſche Macht hindern; ſie können hier durch keine Heere Öſtreichs und bei der Beſchaffenheit des Schwarzen Meers, deſſen Süden keine Anfuhrten und Häfen für Kriegsſchiffe bietet, durch alle Flotten Frankreichs und Englands nicht gehemmt werden. Mittelbar aber uns von fernher, durch das, was man Abziehung (Diverſionen) nennt, würde ſie niemand hemmen wollen. Denn der Nordweſten Europas wird ſich freuen, wenn die gewaltigen Nachbarn ihre Macht gegen den Süden wenden, er wird nicht ſo unklug ſeyn, von den Mächten, die geſinnt ſeyn könnten es anders anzuſehen, ſich unter dem Titel des gefährteten Gleichgewichts gegen ſie aufregen zu laſſen.

Wenn dann die Zeit da iſt, wo die Zeichen erſcheinen, daß die Ruſſen jene Lande faſſen und feſthalten wollen, dann werden auch England und Frankreich ſich bewegen und in ihrer Stärke ſich aufmachen müſſen, damit der Eine nicht alles an ſich raffe. Karien, Cilicien, Syrien und Paläſtina werden durch Häfen und Flotten beherrſcht. Da werden dieſe ein Gegengewicht ſuchen, dahin werden ſie ſich werfen und andere Europäer einführen; und ſo wird die große Umwälzung endlich um den ganzen ſchönen Bogen des Mittelmeers ihre Wandelung machen, bis in andern Jahrhunderten aus Statthaltern chriſtliche Könige und aus Anſiedlern chriſtliche Staaten werden.

Predige und weiſſage ich Raub und Gewalt? Durchbruch alles Rechts und Verachtung aller Legitimität worauf die Welt ruht? Mögte die Weltgeſchichte ja die Tagesgeſchichte nur keinen andern Raub und Rechtsdurchbruch, auch chriſtlicher Völker gegen chriſtliche, zu berichten haben als dieſe! Und iſt der Bruch nicht da? und wird der Durchbruch fehlen? Erzählung deſſen was ſchon da iſt! oder vor der Thüre ſteht, iſt keine Weiſſagung mehr. Seine Legitimität? Muß einem das unglückliche Wort doch jetzt auf jeden löſchpapiernen Tagesblatte zehnmal mit ſchwarzen Schwabachern begegnen, wie vor fünfunddreißig Jahren eitel Freiheit und Gleichheit? Wir achteten es gern noch höher in ſeiner ächten Bedeutung, trieben Jeſuiten mit und ohne

Schur und andere diplomatiſche Pfaffinge und Plattlinge nicht ein ſo widriges Spiel damit, erfrechten ſie ſich nicht gar uns eine ſultanſche und türkiſche Legitimität und einen Abſolutismus von Gottes Gnaden aufzudringen, welche gottlob das ſchaudernde Gefühl der Menſchlichkeit immer abgeſchüttelt hat.

In meinen Milchbartsjahren ſah ich oft einen alten Hauptmann, unſern Gränznachbar, in meines Vaters Hauſe, der ſich, da ich der Zeitungsvorleſer war, häufig herabließ mit mir über die Zeitgeſchichte — es war die franzöſiſche Umwälzung in ihrer Friſche — zu politiſiren, wobei unſre Meinungen und Urtheile dann meiſtens eben ſo weit auseinander liefen, als unſre Jahre. Es war ein guter alter Mann, der ſich in dem langen Soldatendienſt allerlei ungeheure Ausſprüche und Redensarten angewöhnt hatte, die viel ſultaniſcher ausſahen, als ſeine Natürlichkeit war: denn er war eigentlich einer der weichen Menſchen, die, eben weil ſie ſich das Milde und Süße ihres Innern nicht merken laſſen wollen, eine rauhe und geborſtene Kruſte annehmen. Im Eifer über die Ausgelaſſenheiten der Franzoſen, rief er einmal aus: „Was Menſchenrechte? und gar urſprüngliche und unveräußerliche! Ein Hund iſt der „Menſch, das pactum caninum iſt der Urvertrag;

„zehn Streiche zu jedem Biſſen Brod, ſo wird es „mit Dankbarkeit und Gehorſam genoſſen. Auch der „Menſch wedelt nicht von ſelbſt: Hundeprügel und Hundetreue das iſt das ganze Geheimniß jeder tüchtigen Regierung.“ Als ich ihm einwarf: ja, Herr Hauptmann, die Hundetreue bei Ihrem hündiſchen Urvertrag und daß der Geprügelte ein vollkommener Hund iſt, das begreife ich wohl; aber heißt der zweite bei'm Vertrage, der Prügelnde, Ihnen denn auch ein Hund, antwortete er brummend: freilich auch der Knüppel geht um.

Und ihr wilde Abſolutiſten, ihr, welchen Strick und Handſchar das höchſte Zeichen der Majeſtät iſt, unterſtändet ihr euch wohl, das Verhältniß des Sultans zu ſeinen chriſtlichen Unterthanen noch ein pactum caninum zu nennen? Es iſt ein wahres pactum diabolicum — ich weiß nicht, ob Herr von Haller auch dieſes in ſeiner Staatsrechtslehre mit aufgeführt hat — welches pactum bekanntlich alle Gerichte von jeher als unbündig und ungültig erkannt haben. Es geht nicht blos an das hündiſche zermalmen der Leiber, ſondern an das teufliſcheſte und jeſuitiſche verderben der Seelen. Keine Tugend der Wahrheit, Gerechtigkeit, Männlichkeit, keine jener Freuden und Seligkeiten, wodurch wir in den Himmel zu kommen hoffen, kann unter dieſer Satanerei keimen. Und legitim ſoll heißen dürfen, was zuvörderſt alles Thieriſche erzieht und alles Menſchliche unmöglich macht? Das Recht und ſeine höhere Idee aber iſt durch Menſchen für Menſchen gefunden. Alſo —

Die Päbſte und Kaiſer weiland verſchenkten die Länder der Heiden, als wie durch göttliche Vollmacht zur beliebigen Beſetzung und Eroberung. Hatten die vor tauſend und fünfhundert Jahren das Recht zu ſolcher Verleihung und Schenkung, ſo hat das chriſtliche Pabſtthum und Kaiſerthum dieſer Tage ein dreifaches dazu, je gräulicher und düſterer die Wuth und Unmenſchlichkeit des Heidenthums dem heitern Lichte und der milden Gnade, wozu das Chriſtenthum ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert in unſerm Weſten mehr vergeiſtigt und durch Gnade und Liebe verklärt hat, ſchuldiger gegenüberſteht. Wir kranken freilich noch genug an unchriſtlichen Gebrechen, doch wer iſt der Wahnwitzige, der uns die Chriſten des zwölften, ja ſelbſt die des achtzehnten Jahrhunderts, frommer, ſittlicher und menſchlicher einzubilden wagt, als die jetztlebenden? ja wer von uns, welche das Zeitalter und die Zeitalter kennen, mögte 1820 gegen 1770 vertauſchen? Wenn auch unſre Sonne noch ihre Nebel nun Dämmerungen hat, die Nacht, die da ganz voll Düſterniß und Unſchuld iſt, darf vor ihr nicht bleiben wollen.

Unſer Pabſt und Kaiſer haben in der Ruhe lange ihr Urtheil geſprochen; der droben wird weiter Gerichtstag halten: die ſcheußlichen Menſchenopferer dürfen nimmer in Europa gehegt werden. So wollen wir denn dem Meiſter trauen, der endlich alle Künſte und Zettelungen der Feigheit und des Luges offenbaren wird; aber, damit die Wächter nicht einſchlafen, dürfen wir nimmer aufhören zurufen: *Und Gott ſprach: es werde Licht!*

* * *

Im Verlage der Gebrüder Franckh in Stuttgart ſind
folgende empfehlungswerthe Werke erſchienen:

Die Geſchichte der Völker
der
alten und neuen Zeit.
Vom
Grafen von Segúr.
Überſetzt von Mehreren.
Preis eines jeden Bändchens broſchirt 18 kr. oder 5 Groſch. ſächſ.

Geſchichte des Mönchthums
in
allen ſeinen Verzweigungen und Folgen
für
Kirche und Staat.
Nach ältern und neuern Schriftſtellern und Berichten
herausgegeben durch
Dr. Ernſt Münch.
Jedes Bändchen in Taſchenformat zu 24 Kreuzer od. 6 Groſch. ſächſ.

Deutſchland,
oder
Briefe
eines
in Deutſchland reiſenden Deutſchen.
2 Theile. gr. 8.

Hiſtoriſcher Bilderſaal
für
alle Stände.
Herausgegeben
von
Dr. Karl von Rotteck,
Großherzoglich Badenſchem Hofrath und Profeſſor.
Jedes Bändchen in 8. geheftet 18 Kreuzer oder 5 Groſchen ſächſ.

Ernſt Ludwig Poſſelt's
ſämmtliche Werke.
Herausgegeben
von
Dr. Wilderich Weick.
Jeder Band in Oktavformat, broſch. zu 36 Kreuzer od. 9 Groſch. ſächſ.

Fragmente
aus dem
Reiſe-Tagebuche
des
türkiſchen Sultans
über
Deutſchland im Jahr 1827.
Aus
der türkiſchen Handſchrift überſetzt.
In elegantem Umſchlag geheftet 48 Kreuzer oder 12 Groſch. ſächſ.

Oeſterreichs Einfluß
auf
Deutſchland und Europa,
ſeit der
Reformation bis zu den Revolutionen
unſerer Tage.
Von
Dr. Julius Franz Schneller,
öffentlichem ordentlichem Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte der Univerſität zu Freiburg.

Die
Deutſche
Literatur
von
W. Menzel.
2 Theile 8. 1827. geh. 6 fl. oder 3 Thlr. 12 Groſch.

Napoleon
vor
dem Richterſtuhle
Cäſar's, Alexander's und Friedrich's des Großen.
Von
General Jomini.
4 Bände. gr. 8. 1827. jeder Band 3 fl. oder 1 Thlr. 18 Groſch.

Geſchichte
des
Krieges auf der pyrenäiſchen Halbinſel unter Napoleon.

Mit einem
vorangehenden politiſchen und militäriſchen Gemälde
der kriegführenden Mächte
von
General Foy,
herausgegeben von der
Frau Gräfin Foy.
Aus dem Franzöſiſchen.
4 Bände, gr. 12. broſchirt 10 fl. 48 Kreuzer oder 6 Thaler ſächſ.

Gedichte

von

Ernſt Moritz Arndt.

Vollſtändige Sammlung.

Mit der Handſchrift des Dichters aus ſeinem neunzigſten Jahr.

Berlin.
Weidmannſche Buchhandlung.
1860.

[illegible]

[illegible] HECA
[illegible]
[illegible] EIS

Vorrede.

Die Zeit meines Scheidens iſt nah, nah iſt der Sturm, der meine Blätter herabweht.

Dieſen oſſianiſchen Vers ſingen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich ſchwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu: eine Mahnung, daß er ſein Haus beſtellen und ſeine kleinen Dinge ordnen ſoll.

Zu dieſen ſeinen kleinen Dingen gehören manche Verſe und Reime, die ſeit zwei Menſchenaltern vielfach umhergeflogen und, wie zu geſchehen pflegt, nachgedruckt verändert verbeſſert oder verſchlechtert ſind. Er giebt ſie hier nun ſeinem Volke als ein letztes Vermächtniß in der Geſtalt, wie ſie einſt aus ſeinen Händen in die Welt ausgeflogen ſind. Manche von ihnen ſind ſeinen Deutſchen lieb geworden, wohl nicht wegen ihrer Vollkommenheit ſondern eben, weil die meiſten ächte Kinder der Geſchicke und Gefühle unſrer Tage ſind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit. Mit ihnen ſagt der alte Sänger und Schreiber allen ſeinen Freunden gleichſam ſein letztes Lebewohl.

Bonn am Rhein in der Weihnachtswoche des Jahrs des Heils 1859.

Ernst Moritz Arndt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hermanns Siegeslied.

1787.

Wodan, Donnerer, ſie ſanken,
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch der ſchlanken
Deutſchen Todesſpeer.

Ha! wie hieben löwenmuthig
Todeswunden wir!
Ächzend fliehen ſie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Und die Feſſeln ferner Welten
Sind gerächt, und nie
Sehen wir an unſern Belten
Nie als Herren ſie.

Wodan, Dank! Thuiskons Söhne
Sind noch deiner werth,
Sieg ſind ihrer Schilde Töne,
Tod ihr Heldenſchwerdt.

Um die ſchimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Adler mit den blutigen Schwingen
Flögt ihr luft'gen Pfad,
Um zum Kapitol zu bringen
Was der Deutſche that!

Denn es ſchweigt der Feldherrn Rufen,
Schweigt der kleinſte Mann;
Keiner, der auf Roſſeshufen
Dieſer Schlacht entrann.

Wein' itzt alle deine Götter,
Auguſt, um dich her!
In der Nacht der Eichenblätter
Herrſchet Wodan mehr.

Trinklied.

1791.

Den Becher, den fröhlichen Becher zur Hand!
Bald ſchiffen wir hin in ein anderes Land,
Wo Tropfen der Traube nicht fließen;
Das röthet kein Morgen mit freundlichem Schein,
Da rufet kein Jubel dem Jüngling zum Reih'n,
Kein luſtiges Mädchen zu küſſen.

Dann welket der Frühling, die Freude verſtummt,
Wir wandeln von täuſchenden Bildern umſummt,
Vergeſſenheit reicht uns die Schale;
Aus allen fünf Sinnen entflieget allda,
Was droben im luſtigen Kreiſe geſchah,
Verklungen ſind Sang und Pokale.

Getrunken! getrunken, ſolang' es noch geht!
Der knöcherne Mäher mag mähen, er mäht
Uns alle, den früher, den ſpäter.
O Charon, ich rudre mit eigener Hand,
Vom Trunke geſtärkt, an den dämmernden Strand
Und grüße die bärtigen Väter.

Wohl wärmet die Göttin der Jugend das Blut,
Doch heißer noch glüht es von Bromius Gluth
Und ſprudelt im heiligen Feuer:
Dann meſſ' ich ein Newton die kreiſende Welt,
Dann ſchwing' ich die tönenden Waffen ein Held,
Dann ſchlag' ich ein Orpheus die Leyer.

Das Leben enteilt wie ein flüchtiger Traum,
Den Jubelſaal trennet ein kärglicher Raum
Nur von dem verſtummenden Grabe:
Drum pflück' ich die Roſen, die heute mir blüh'n,
Drum brech' ich die Trauben, die heute mir glüh'n;
Wer weiß, was ich morgen noch habe?

Liebeskraft.

1796.

Wem flammet der Begeiſtrung heil'ges Feuer?
Wem pocht des Buſens ungeſtümer Drang?
Wem brauſt der Strom durch meine goldne Leyer
So freudig wie der Frühlingsbäche Klang?

O dir, die an dem weiten Flammenbuſen
Die Pulſe aller Weſen liebend wärmt
Und allgewaltig um den Born der Muſen
Und um des Helden Thatenträume ſchwärmt,

Dir, Himmliſche, ſchlag' ich die goldnen Saiten,
Dir rieſelt meines Liedes Silberton,
Urania; ſchon in den Blüthenzeiten
Der Vorwelt funkelte dein Feuerthron;

Du ſchlugeſt in das Chaos Lebensfunken,
Und Welten ſprangen jubelnd aus dem Nichts,
Es kreiſten Monde, Sonnen flogen, trunken
Des neuen Seins, die goldne Bahn des Lichts;

Von deinem Odem ſprudelte die Quelle,
Die Blume öffnete den duft'gen Schooß,
Der Fiſch durchſchlüpfte ſeine Silberwelle
Und Würmchen liebten auf dem Erdenkloß.

Weß iſt das Band, das Menſchen an einander
Mit loſen Schlingen unauflöslich ſchnürt
Und freundlich ſeinen ſchlängelnden Mäander
Des Lebens leichten Schatten niederführt?

Von weſſen Odem weht die heil'ge Flamme,
Die Purpur auf des Mädchens Wange haucht
Und, aufzudringen zu dem Götterſtamme
Im Styx der Kraft den Jüngling untertaucht?

Was färbt dem Morgenroth die Roſenwangen?
Was lehrt die Erden um die Sonne flieh'n?
Die Blüthenzweige flüſternd ſich umfangen?
Die Blumen an der Blumen Lippen glüh'n?

O laß auch mich an deinen Buſen fallen! —
Er ſchlägt für alles Leben ja ſo weit —
Mit deinen tauſend Wogen laß mich wallen
Hinab den Strom in die Unendlichkeit.

Freude.

1797.

Freundlich leuchten dir Sonne Mond und Sterne,
Freundlich ſchimmert das Blumenkleid der Erde,
Tiefer rauſchet das Meer mit ſeinen Wellen
Furchtbar und lieblich.

Droben kreiſt in Sonnengluth der Adler,
Drunten ſumſet der Käfer und die Milbe,
Aus den Büſchen tönen der Nachtigallen
Zärtliche Lieder.

Ja, du biſt ſchön und golden, Mutter Erde,
Schön in deinen roſigen Abendlocken,
Duftig in deines Erwachens Silberſchimmer,
Bräutlich und züchtig.

Luſtig hüpfeſt du hin im Weltentanze
Alle deine Kinder am warmem Herzen,
Wandelſt freudig dahin in deiner Sonne
Funkelndem Reigen.

Luſtig ſei und lachend des Menſchen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unſchuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.

Heiter ſchwimmet die Luft mit ihren Sternen
Auf dem Buſen des ſanftbewegten Meeres,
Doch geſtaltlos zittern auf wilden Wogen
Bleichende Schimmer.

Lied.

1798.

Herrliche Sonne, du leuchteſt hier oben,
Mond und Geſtirne, ihr wandelt herab —
Weil ich denn lebe, ſo will ich euch leben,
Frühe beſcheint ihr des Schlummernden Grab.

Singe mir, heilige Stimme der Liebe,
Nachtigallkehle, den kurzen Geſang,
Rieſ'le mir murmelnde Quelle, bis trübe
Lethe mir reichet den traurigen Trank:

Spielet, ihr Götter der Freude, ihr loſen
Freundlichen Knaben, im holden Verein,
Kränzet die roſige Stirne mit Roſen,
Füllet den Becher mit goldenem Wein!

Führt in der Schönheit umſchmeichelnden Banden,
Muſen und Grazien, führt mich die Bahn.
Reich mit den Blüthen Mnemoſynens landen
Eure Geweihten im ſtygiſchen Kahn.

Klage.

1798.

Was webſt du, ſüße Himmelsluft,
Um meine friſchen Locken?
Was ſtreut ihr, Zweige, Balſamduft
In weißen Blüthenflocken?
Was flöteſt du, o Nachtigall,
Der Minne Freund mit ſüßem Schall?
Was klingt in frohen Wellen
Ihr, kleine Murmelquellen?

Die Roſe blüht, das Waſſer rauſcht
Im Frühlingsklange binnen,
Die Jugend ſpielt am Bach und lauſcht
Mit ſüßbethörten Sinnen —
O holde Jugend, bald verbleicht
Die Blum' am Bache, bald entfleucht
Der Liebe Zauberkehle
Den Büſchen, Philomele.

Der Pflüger mit dem Lerchenſang
Begrüßt den Thau der Frühe,
Der Schnitter geht im Senſenklang
Gebückt den Tag der Mühe;
Dann ſchwellt ihm die beklomm'ne Bruſt
Erinn'rung der entfloh'nen Luſt,
Er fühlt des Lebens Narben
Und weint auf ſeine Garben.

Des Lebens Schöne iſt ein Traum.
So klingt der Weiſen Klage:
Er ſpielet um der Wiege Flaum
Mit goldnem Flügelſchlage,
Wird dann zum heißen Mittagswind,
Daß Schweiß uns von der Stirne rinnt
Und ſtürmt zuletzt mit Flocken
Um unſre grauen Locken.

Doch manche holde Blume ſinkt
Auch in dem Lenz der Tage,
Des grauſen Schnitters Senſe blinkt
Mit jedem Glockenſchlage,
Sie mäht den Jüngling und den Greis,
Die Jungfrau mit dem Myrthenreis,
Und bleicht die zarten Züge
Des Kindleins in der Wiege.

Schickſal.

1798.

Es brauſt ein Strom mit düſtern Wellen
Und reißt die Bäche und die Quellen
Verſchlingend fort in ſeine Bahn,
Er ruft den Eichen zu, den Fichten,
Die nähere Himmelslüfte lichten:
Hinab mit mir zum Ocean!

Dann bebt des Adlers Sonnenflügel
Im Felſenneſt, den goldnen Spiegel
Des Tags verhüllt die alte Nacht,
Die trübe Schimmer bang durchzittern,
Die Berge krachen, Eichen ſplittern,
Es jubelt, wälzend die ſchwarzen Strudel,
Der Strom in der Zerſtörung Pracht.

Bang flieht der Hirt zur Felſenſpitze,
Es leuchten über ihm die Blitze
Und unten heult der Wogen Wuth;
Entwurzelt ſchwimmen ſeine Bäume:
Des Lenzes und der Liebe Träume
Gedenkt er, brennende Thränen rinnen
Hinunter in die finſtre Fluth.

So horcht dem dumpfen Wellenſchlage
Des Schickſals, von dem dunkeln Tage
Geführt, der Menſch mit bangem Ohr:
Wem ziſchen jetzt die ſchwarzen Pfeile?
Wem raſſeln jetzt die Donnerkeile?
Wer ſinket jetzt von dem ſüßen Leben
Hinab zum grauſen Schattenthor?

Kein Erdenſohn zerbricht dies Siegel,
Zu dieſer Höhe rauſcht kein Flügel,
Kein Taucher taucht in dieſen Schlund;
Die Sonne, die viel tauſend Jahre
Umleuchtet der Verweſung Baare,
Die Sonne ſelber, die Alles ſiehet,
Sah nie hinab zu dieſem Grund.

Drob geht der Sterbliche mit Beben
Hin durch das irrwiſchvolle Leben
Gleichwie ein Wandrer durch die Nacht:
Ihn ſchrecket jedes Blätterrauſchen,
Ihn ſchreckt des eignen Athems Lauſchen,
Er zittert jeglichem flieh'nden Schimmer,
Bis daß der goldne Tag erwacht.

Friſch auf! ob aus den hohen Sitzen
Die Götter lächeln oder blitzen,
Du wandle wohlgemuth die Bahn:
Viel Holdes blüht am Pilgerwege,
Und gelten dir die Donnerſchläge,
Sie können nimmer dich tiefer ſchlagen,
Als bis zum unterird'ſchen Kahn.

An Johann Jakob Grümbke aus Florenz.

1799.

Schon weht die linde Frühlingsluft
Um Boboli und ſeine ewig grünen
Gebüſche, und der Veilchen Duft
Umſumſen Schmetterling' und Bienen.
Der ſüße Lenz erweckt in meinem Buſen,
Was Holdeſtes mein Herz bewegt,
Und über Ströme, über Alpen trägt
Mich der geſchwinde Flug der Muſen
Zu deinen Hügeln, liebes Vaterland,
Zu deinen fluthenden Mäandern,
Von welchen mich ein böſer Stern gebannt,
Um unſtät durch die Welt zu wandern.
Sie tragen mich auf raſchem Flügel
Zu dir, mein trauter Herzensfreund,
Wo luſtig in der Wellen Spiegel
Des Rugards*) Scheitel widerſcheint,
Und wenn dir um die Ohren wunderbar
Wie Töne deines Jugendtraums erklingen,
So glaube, daß auf der Erinn'rung Schwingen,

---

*) Der Redliche ſchläft ſchon ein Jahrzehnt nicht weit vom Rugard auf dem Kirchhof ſeiner Vaterſtadt Bergen.

Den leichtbeweglichen, dein Alter um dich war,
So glaube, daß auch ihm das Herz
In allen ſeinen Saiten bebet
Und daß der Wehmuth ſüßer Schmerz
Um ſeine rauhe Rinde weich ſich webet.
Du kenneſt ihn: ein eiſernes Geflechte
Wand die Natur um ſeine Bruſt,
Doch für der Freundſchaft hohe Rechte,
Für ſüße Rechte zarter Luſt,
Für jenes heilige, das die Völker ſchützt,
Sind ſeine Thränen auch gefloſſen.
So ſtarrt der Fels, von Eis umſchloſſen,
Der Fruchtbarkeit aus ſeinen Quellen ſprützt.

Doch, Freund, was Neues willſt du wiſſen
Von deinem wandernden Kumpan.
Du glaubſt, weil ſeines Lebens Kahn
Von mancher Fluth umhergeſchmiſſen,
Weil fremde Sonnen ihn gebrannt
Und fremde Waſſer ihn gebadet,
Ihn einem Schiffe gleich, das an der Mohren Strand
Viel Gold und Spezereien ladet,
Dann unter Jubel und Geläute
Mit Wind die Segel füllet heim
Zum Vaterland, wie froh der ſüßen Beute
Die Biene trägt den Honigſeim.

Vielleicht, daß Weniges auch ich
Von Koſtbarkeiten eingeladen;
Doch glaube mir, daß drum der alte Schaden
Nicht mehr als vormals von mir wich;
Ich ſchlepp' ihn ſicher mit zu Hauſe
Den Geiſt, der ſich mit mir verleibt,
Den Geiſt der Unruh, der im Sauſe
Des Lebens mich wie Abels Bruder treibt;
Und ſchlöß' ich mich in Felſen und Karthauſe
Und hätte keinen Freund als Stern und Morgenroth,
Er käm auch da, denn nur der Tod
Trennt uns mit ſeinem engen Hauſe.
Du kennſt der guten Leute Wahn

Von einem Kobold voller Tücken.
Er lauert auf den Straßen, auf den Brücken
Und an den Thoren — Wann ſich Wägen nah'n,
Schwingt er ſich drauf, die Pferde fühlen
Ihn hinter ſich wie einen Mühlſtein ſchwer,
Der Fuhrmann kreuzt ſich, flucht: der Teufel und ſein Heer!
Und peitſcht den armen Thieren Schwielen.
So einer ſackt ſich hinten auf,
So einen Kobold hat ein jeder,
Der Brod ißt, und bald hemmet er die Räder
Des Lebenswagens in dem Lauf,
Bald trägt er wie der luftige Mantel
Des Doktors Fauſt im lieblichen Betrug
Der himmelhohen Wünſche Flug,
Bald bohrt er wie die giftige Tarantel
Des Unmuths Stachel in das Herz,
Zerſchneidet alle Nerven unſers Strebens
Und bleicht das holde Grün des Lebens
Durch den ſtarrblinden finſtern Schmerz.
Denn neiget nicht das leuchtende Gewölbe
Des Himmels allenthalben ſich
So freundlich über uns? iſt nicht in jedem Strich
Der weitverſtreute Menſch derſelbe?
Was du bedarfſt, das giebt dir jede Sphäre,
Der Buſch Geſang und Blumenduft die Au,
Die Quellen füllt der Regen und der Thau
Und Segen ſchwellt die goldne Aehre.
Zwei Schritte von der Wiege bis ans Grab —
Der Weiſe blieb, bei der Wiege
Im kleinſten Raum, und ſchlürfte ſich die Züge
Des ſüßen Freudenbechers ſtill hinab;
Uns jagt, ſo weit es ſchneit und hagelt
Des eignen Buſens Sturm umher,
Und kurz, das zweigebeinte Heer,
Das keine Federn hat, iſt in dem Kopf vernagelt.

So geben wir die ſchönſte Zeit des Lebens,
Wir Thoren, für Geflitter hin,
Schau'n immer in die weite Zukunft hin
Und darben in der Gegenwart vergebens;

Und eine Freude führt der Tag,
Der wandelnde, uns nach der andern nieder,
Kein Tropfen Zeit fließt aus dem Strome wieder,
Der letzte flieht dem erſten zitternd nach.
„Jetzt iſt die Zeit der Saat und Garben,
„Weil noch das Knie ſich freudig regt;
„Wer nicht im Sommer ſich bewegt,
„Der muß im ſchlimmen Winter darben.
„Mein Sohn, ſo ſpricht der dürre Greis,
„Zwar alles Irdiſche iſt eitel,
„Doch wiß', ein geldgefüllter Beutel
„Behält vor jedem Ding den Preis,
„Er giebt den Reitz der ewig blühenden Horen
„Gefurchten Wangen, Augen ohne Blitz
„Den Glanz, dem Dummkopf hellen Witz
„Und tiefe Weisheit ſeichten Thoren;
„Er macht den Prieſter am Altar
„Die glatten Finger freudig zittern,
„Ihm neigt ſich in des Grimmes Ungewittern,
„Selbſt der unmenſchliche Barbar.
„Kurz, alles Herrliche und Schöne
„Haſt du in dieſem Talisman.“

Der Jüngling ſchlürft des Vaters Töne
Begierig ein und greift es an.
„Was gilt's, ſpricht er, ich ſetz' ein zwanzig Jahre dran,
„Des Lebens roſenrothe Frühe,
„Des Mittags guten Theil weih' ich der Mühe,
„Dann fang' ich zu genießen an.“
O Thor, dein Buſen iſt verſchloſſen,
Dein Herz iſt nicht mehr friſch und jung;
Den, der den Morgen nicht genoſſen,
Freut nie die Abenddämmerung;
Du wirſt verdammt auf deinem Sack,
Auf deines Kaſtens Hölle liegen,
Das Sumſen aufgeſcheuchter Fliegen,
Ein jedes Klirr! und Krick! und Krack!
Wird deine bangen Ohren ſchrecken,
Und kommt der Schlaf auf deinen Flaum,
So wird dich ſchnell ein böſer Traum
Von Dieben oder Mördern ſchrecken.

Sprichſt du, mein alter trauter Freund,
Uns trifft ſie nicht, die bittre Lehre,
So glaubſt du mich und dich auf Ehre
Viel reiner, als es ſelbſt mir ſcheint.
Wenn gleich mit ſeinen krummen Fingern
Der Unhold Geitz ſo kalt wie Eis
Uns noch nicht zu umklammern weiß,
So ſind wir doch wohl an geringern
Gebrechen drum nicht minder krank.
Denn giebt der ſanft berührte Buſen
Nicht wie die Laute ſüßer Muſen
Aus ſeinem Innern reinen Klang,
Kannſt du mit kindlichem Vergnügen
Dich nicht des kleinſten Gutes freu'n,
So glaube mir, es muß ein Stein
Auf dem gepreßten Buſen liegen:
Er wälzet ſich ſo leicht nicht ab,
Er wächſet in dem Lauf der Stunden
Und drückt zermalmend ſeine Wunden
Stets tiefer in das Herz hinab.
Denn geitzig iſt, wer nicht das Leben
Mit kluger Mäßigung genießt,
Nicht jedes Blümchen, das ihm ſprießt,
Weiß in der Freude Kranz zu weben;
Ein Thor iſt, wer das Ferne liebt,
Verachtend das zu ſeinen Füßen,
Und flüchtigen Genuß des Süßen
Stets auf die Folgezeit verſchiebt.

Zwei junge Frühlingsquellen ſprangen
Aus Einem Fels mit gleichem Stral,
Und ihre Schweſterwellen klangen
Hart an einander in das Thal.
Da trennte ſich voll Ueberdruß
Die eine trotzig von der andern
Und ſprach: Leb wohl! ich will als Fluß
Mit tiefrer Fluth zum Meere wandern.
So brauſte ſie mit kühnerm Fluge
Dahin in wilder Waſſer Lauf
Und nahm in ihrem Herrſcherzuge

Der Bäche viel' und Ströme auf;
Die Eichen ſtürzten von dem Hügel,
Die Felſen durch der Wogen Wuth,
Doch hellte nie des Stromes Fluth
Sich zu der Quelle Silberſpiegel.
Die Schweſter wand den leichten Fuß
Um manchen Baum, um manche duftige Blume,
Und hörte oft im ſtillern Ruhme
Des Hirten Lied, der Nachtigallen Gruß,
Dann goß auch ſie ihr ſüßes Leben
In Amphitritens blaues Grab,
Doch war des letzten Tropfens Beben
So heiter, als der Fels ihn gab.

„Halt ein mit den Moralibus!
„Es iſt ein mißlich Ding um Lehren,
„Und alle Herren in as und us
„Mögen gar zu gern ſich ſelber hören.“
So rufſt du, Freund. So höre denn von mir,
Das heißt vom theuren Selbſt, zwei Worte,
Dann lenk' ich fröhlich zu der Pforte
Der Ruh der Pierinnen Flügelthier:
Ich habe hier in Florens Mauren
So manchen fröhlichen Tag gelebt,
Daß mir der Abſchied dunkles Trauren
Um die umwölkte Stirne webt.
Manch luſtiges Geſchöpf der Kunſt
Hat meines Buſens Innerſtes beweget,
Doch hab' ich nie beſtäubten Dunſt
Von Pergamenten aufgereget:
Denn mehr als alle Pergamente
Iſt die lebendige Natur,
Und dieſe, Lieber, war es nur,
Die mir die Bruſt nach andern Himmeln brennte.

Die Menſchen hier ſind einer guten Ader,
Gar höflich und von feiner Art
In jedem Dinge, ſelbſt den Bart
Nimmt dir mit Artigkeit der Bader;
Der Kutſcher, wann er herzhaft flucht,

Erfleht von Farbo die Verzeihung,
Und ſelbſt bei ſchlimmer Rückenbläuung
Man hier die rechten Stellen ſucht.
Der Wein iſt mittlich, ſchlecht das Waſſer,
Doch das macht mir kein graues Haar,
Denn, wie du weißt, dein Alter war
Des Froſchgetränkes ſteter Haſſer.
Doch einen Feind ſonſt unbekannt,
Womit ſich Weiblein necken hören,
Lernt' ich mit Zittern hier verehren.
Er wird auf deutſch ein Floh genannt.
Kaum blößt von Schnee der Apennin den Rücken,
So kommt das unverſchämte Thier
Auch wieder, um den Stachel mir
Mit Grimm auf meine Haut zu zücken.

Doch bald liegſt du weit hinter mir,
Du Land der Mäntel und der Flöhe
So gern ich auch mit flammender Begier
Noch zu Kampaniens Hügeln flöhe.
Es ſchrecket mich der Waffenklang,
O Rom von deinen Sieben Hügeln;
Nie werd' ich mich in deinen Fluthen ſpiegeln,
Parthenope, nie von dem Felſenhang
Veſuvs die ſchönen Thäler ſehen,
Wo Flaccus zarte Laute klang
Und Maros kühner Schwanenſang
Dem Enkel klingt wie Geiſterwehen.
Wohin denn? Immer friſch hinein
Ins Leben, wie die Naſe leitet,
Bis mir mein Freund die Bruſt entgegenſpreitet.
Doch ſtill, mein Herz! auch dieſe Zeit wird ſein.

Ad locum.

1799.

Zapft die Tonnen, füllt die Gläſer!
Heute laßt uns fröhlich ſein!
Ach! bald ſäuſeln grüne Gräſer
Auch um unſern grauen Stein:

Unſer Leben ſchwingt die Flügel,
Hinkend holt der Tod es ein,
Um der Gräber ſtille Hügel
Klingt kein Jubel, fließt kein Wein.

Sonn' und Sterne fliegen trunken
Durch des Himmels blaue Bahn,
Frohberauſchet läuten Unken
Und begeiſtert ſingt der Schwan;
Wenn die Nektarfluth der Tonne
In die blanken Becher fleußt,
Flieget über Mond und Sonne
Des entzückten Zechers Geiſt.

Evan, Heil dir! Sorgenbrecher!
Freudenbringer Heil und Preis!
Du erlabſt den matten Zecher,
Du entflammſt des Alters Eis,
Röthest die gebleichten Wangen,
Stärkeſt das gebogne Knie
Und erſchreckſt des Grames Schlangen
Durch der Lieder Melodie.

Heil dir, Götterſohn der Traube!
Jubelt, Saiten! Becher klingt,
Bis man mit dem Trauerlaube
Unſre Urnen ſtill umſchlingt.
Hier in Bacchus Heiligthume
Herrſche das Geſetz der Luſt!
Ach es traur't der Jugend Blume
Bald verwelkt an unſrer Bruſt.

An Ernſt Ludwig von Gagern.

1799.

Das Pferd begehrt des Pflugs, der Ochs des Sporns,
Das Langohr will zur Schlacht trompeten;
Umſonſt ſieht in dem Schmuck des Horns
Der Junggeſell den Ehemann erröthen —
Doch ruft er: feſſle mich du ſüße Kette!
Schwing, Hymen, deiner Fackel Stral

Mir um das hochzeitliche Bette!
Mein Schmetterlingsgeflatter bringt mir Quaal,
Der Schiffer ſieht den Sturmwind dreh'n:
„Hab' ich dich wieder, grüne Küſte,
„So ſoll mich kein verhaßter Lohn,
„Kein Gold mit bübiſchem Gelüſte
„Dir rauben — Glücklich, wer bei Brod
„Und Milch die kleinſten Felder pflüget!
„Denn auf den böſen Wellen flieget
„Bei jedem Sturm der ſchwarze Tod."
Mit Flüchen und gerollter Stirne
Haut ſchartig der Soldat ſein Schwerdt:
„O ſelig, wer am ſtillen Herd
„Sich wärmt mit der geliebten Dirne!
„Wer bei der Lerche Jubelpſalmen
„Des Tages lange Müh'n vergißt
„Und unter niederm Dach von Halmen
„Bei Kohl und Rüben König iſt."

So tappen unſre Wünſche wie die Blinden
Sich ſtets begegnend durch die Welt,
Und wenn wir das Geſuchte finden,
Wenn unſer Pfeil am Ziel den Preis erſchnellt,
So ſpannen wir darum den Bogen,
Des Kampfes müde, doch nicht ab,
Und ſtürzen in des Lebens Wogen
Uns wilder nur und gieriger hinab.

Mein Vater ſprach's, ein kluger Mann: —
Denn bieder muß der Neid ihn nennen —
„Des Sterblichen Begierden rennen
„Gleich ſcheuen Roſſen aus der Bahn.
„Seit Adam in den Apfel biß,
„Drang jedes thörigte Beſtreben
„Wie wilde Fluthen in das Leben
„Durch ſeines Glückes weiten Riß;
„Wir halten gar zu gern die Segel
„Wie Narren gegen den Wind geſpannt.
„Fortuna lacht: ſtellt ihr euch ſelbſt als Kegel,
„So treffe Kugel meiner Hand!

„Dann rollt ſie mit dem ſchimmernden Rade
„Wie Lais ewig jung und hold,
„Und äffet den mit Fürſtengnade,
„Mit Ehre dieſen und jenen mit Gold;
„Und dann mit Einem geſchwinden Streich,
„Wie Boreas der Fichten Köpfe,
„Faßt ſie die vielgeprellten Tröpfe
„Und macht den Kaiſer dem Bettler gleich.
„Was brüſten ſich denn Marot und Konſorten?
„So lang das blaue Rund ſich dreht,
„Hat Sturm Fortunens Königspforten
„Und Bettlerhütten umgeweht.“

So ſprach mein Vater, ſchickte dann
Das letzte Wort dem Knaben auf die Reiſe:
„Nur durch den Kampf wirſt du ein Mann,
„Mein Sohn, nur durch die Täuſchung weiſe.
„O fändeſt du nach langem Sturm
„Des Lebens und des Herzens Stille!
„So ſchließt nach leerem Flattern der Wurm
„Sich ein in ſeine Blumenhülle.“

Wenn wir das Ding bei'm Licht beſehen,
Wir machen uns den Weg zu weit
Und könnten in der Hälfte Zeit
Den Steig zum Glücke näher gehen.
Es weilt an keinem fernen Strand,
Es wohnt an keinem fremden Orte,
Du findeſt es an deiner Pforte,
Hat es dein Unſtern nicht verbannt.
Ach! deine Wünſche flieh'n vergebens,
Von ihm dich fernend, Schatten nach:
So läßt im Flieh'n zum Meer der Bach
Stets tiefer hinter ſich die Quelle ſeines Lebens.

Als Jupiter die Dinge ſchuf,
Der Thiere zahllos Heer auf Zweien und auf Vieren,
Die ſich mit Flügeln Klauen Huf
Und Tatzen auf der Erde rühren,
Macht' er zum Spaße hintennach

Ein nacktes Thier noch auf zwei Beinen,
Und rief den Sohn der Zeit, den güldnen Tag,
Die Meiſterarbeit zu beſcheinen.
Und wahrlich lieblich an Gebärden
War dieſes Machwerk anzuſeh'n
Und keines der geſchaffnen Heerden
In Luft und Wald und Meer ſo ſchön.
Die junge Welt ſprützt luſtige Pokale
Aus jeder Quelle Silberſchaum,
Und an dem milden Sonnenſtrale
Trug goldne Früchte jeder Baum.
Das ſchöne zweigebeinte Thier,
Das keine Federn hat, lernt' flugs das Eſſen und Trinken
Um nach geſättigter Begier
In einen ſüßen Schlaf zu ſinken.
So aß und trank und ſchnarchte es die Tage,
Die heitern Sommernächte durch
Und freute ſich am Donnerſchlage
Und am Geſtirn der Himmelsburg,
Horchte mit ſüßerregten Sinnen
Dem Zauberſang der Nachtigall,
Sah luſtig Quellenſilberfall
Durch Blumen und durch Kräuter rinnen.

Da ſandte aus dem goldnen Sitz —
Zu welcher Botſchaft, iſt vergeſſen —
Zeus einen ſeiner Vettern, der den Witz
In klugen Räthſeln oft mit ihm gemeſſen,
Dem er, vom böſen Spleen geprellt,
Oft ſeinen Scepter eingehändigt,
Womit er Himmel und Erde hält,
Die Rieſen ſchlägt und die Titanen bändigt.
Er hatte dann im Regimente
Stets ſeinen tiefen Sinn erprobt
Und Mancher hätt' ihn vor ihm ſelbſt gelobt,
Wenn ſolches Lob gefahrlos fliegen könnte.

Prometheus — alſo hieß der Sohn
Der Götter, klug und ſchlau vor Vielen —
Erſah ſich das Geſchöpf aus Thon
Im kindiſchen Vergnügen ſpielen.

„O, rief er, faſt wie Unſersgleichen!
„Wie ſchön an Leib und Stirn und Bruſt!
„Wie Einer aus des Olymps Reichen,
„Doch des Gedankens unbewußt!
„Wie Jene dort, die Gräſer eſſen,
„Genießt es, ſchnarcht in dummer Ruh,
„Und jedes Tags Gedächtniß ſchließt Vergeſſen
„Ihm mit dem Schlaf auf ewig zu.
„Im Traume backteſt du es, Zeus,
„Wenn du nicht gar in Schelmerei gehandelt,
„Doch kratze dir die graue Stirn, ich weiß,
„Was dieſen Stein in fröhlich Leben wandelt.
„Die luſtige Geſtalt, es iſt ein Jammer,
„Daß ſie ſich nicht in Kraft bewegt!
„Vortrefflich das Metall, doch ſchlecht der Hammer,
„Der es zur Münze ausgeprägt.“

Dies ſprechend eilt' er ſchnell zurück,
Wohin ihn die Gedanken ſchickten,
Und lau'rte auf den Augenblick,
Wo Jovis Augen ſchläfrig nickten.
Des Weltalls hochgethronter Wächter
Hatt' heute wohl zu ſcharf hinabgeſchaut
Auf eine der ſchönen Erdentöchter;
Auch deine Stralen, Sonnenverächter,
Hielt auf dem Scepter Mitternacht umgraut.
So ſchlüpft der Heros in die Kammer,
Die aller Kräfte Urſtoff hält
Und ſtiehlt die Unruh und den Jammer
Aus ihr hinab zur Sonnenwelt:
„Durch dieſen Funken will ich dich entſteinen,
„Ruft er, auf! wach zum Menſchen auf!
„Und zwiſchen Lachen, zwiſchen Weinen
„Und zwiſchen Thier und Gottheit ſei dein Lauf!

Wie du gebüßt die ſchwere That,
Wo iſt die Stimme, wo die Leyer,
Prometheus, die nicht deinen Geier
Schlecht oder gut beſungen hat?

Uns ſtahleſt du den ſüßen Frieden
Durch den entwandten Feuerſtral
Und brachteſt alle Eumeniden
In unſer ſchönes Erdenthal:
Der Kindheit Traum entfloh mit Beben
Vor des Gedankens ſtrengem Blick,
Und furchtbar rauſcht um unſer Leben
Dein Köcher, eiſernes Geſchick.

Seit jenem Tag und wie es angefangen,
Ging es fortan und geht es dieſen Tag:
Der Wünſche Flügel wachſen und die Schlangen
Der Schuld ſind ſtets im Buſen wach,
Wir ſehnen das, was wir doch nicht verſteh'n,
Wir wollen das, was wir doch nie erlangen,
Und müſſen ſo, geblendet und gefangen
Durch unſre ſchönſten Freuden fühllos geh'n.
Man rühme nicht das Himmliſche, den Preis
Des Göttlichen im Feuerelemente,
Das einſt, um deinen Stuhl, erhabner Zeus,
Verſchloſſen, nur den Uraniden brennte,
Uns ſtürzt es nur in wilde Hader,
In ewige Kriege mit uns ſelbſt:
So dünken wir uns deiner Ader,
Du, der du Himmel und Erden wölbſt.

Viel hat der Weiſen kluger Sinn
Gedacht geredet und geſungen,
Doch ſprich, was brachten ihre Zungen
Uns denn für bleibenden Gewinn?
So wie die Spinne durch die Netze,
Die ſie aus eignem Leibe zieht,
Bei jeglicher Bewegung flieht,
So ſchlüpft der Menſch durch die Geſetze,
Die er für ſeinen Schlaf erfand.
Denn regen ſich in ſeinem Buſen
Die Schlangen lockender Meduſen,
Was ſind ſie, was der Fluth der Sand?
Du magſt die weite Welt durchwandern
Und mit dem weiſen Diogen

Nach Menſchen ſuchen, einen andern
Als dieſen wirſt du nirgends ſeh'n.

Tritt zu dem Weidenbaum und kröpfe
Ihn gleich bis zu dem letzten Stumpf —
Natur, dein herrlicher Triumph
Erſcheint, es ſchießen friſche Köpfe
Im neuen Lenze grün empor,
Die einen kürzer, die andern höher,
Hier himmelwärts dort wurzelnäher.
Was half des Beiles Gleichung, Thor?
Deſpot, die Zöpfe und Monturen
Machſt du mit leichter Mühe gleich,
Doch für unſterbliche Naturen
Gilt, glaub' es mir, ein andres Reich:
Hoff des Unmöglichen Erreichung,
Bau dir aus Sand ein ſtehend Thor —
Im Reich der Unruh hoffet Gleichung
Nur, welcher die Vernunft verſchwor.

Der Fünfte Karl, des langen Spiels
Mit Menſchenköpfen und mit Waffen,
Noch mehr der Schmeichelei der Affen
Der Größe müde, ſeines Ziels
Entfernung, ſeiner Plane Scheitern
Still zu beweinen, ſchloß ſich ein,
Wo Mönche ſich durch ſpaniſchen Wein
Die heißen Erdentriebe läutern;
Doch ach! durch ſeine Adern rann
Zuvieles von dem Feuertriebe,
Die Ruhe fand er nicht und fing aus Langerweile
Von vorne wieder zu ſpielen an:
Der Uhren nimmt er ſich ein Hundert
Und ſtellt ſie all' auf gleichen Schlag.
Vom kurzen Mittagsſchlummer wach
Sieht er ſie alleſamt verwundert
Auf ganz verſchiednen Zahlen ſteh'n,
Und der Erinn'rung Wunden bluten.
„Herolde flüchtiger Minuten,
„Kann euch kein Stellen und kein Dreh'n

„In gleichem Schwunge einig halten,
„O über alle Thoren Thor,
„Der ich lebendige Geſtalten
„Zu einigen die Zeit verlor!

Du lächelſt, Brüderchen? „Was ſollen dieſe Fabeln
„Und prunkenden Sentenzen mir?
„Sieh doch, kaum trägt der Muſen Flügelthier,
„Das jeder ſpornt, die Bilder und Parabeln;
„Die Lappen kramſt du neu uns aus,
„Die durch zehn Erben trug das lumpigſte Geſindel.
„Steig ab und ſchnüre flugs dein Bündel,
„Und ſpann den armen Rappen aus.“

Es ſei! Mach' immer die Naſe kraus!
Bei allen den vertragenen Geſchichten,
Bei Allem, was wir ſingen oder dichten,
Wann ſchloſſen je wir ſelbſt uns aus?
Und wann die Dichtung ihres Köchers Pfeile,
So wie es ſcheint, auf Andre ſchießt,
Schau in des Sängers Bruſt und heile
Die Wunden, deren Blut in Strömen fließt;
Geh hinter dich zurück, mit bangem Herzensſchlage
Tritt auf begrabner Jahre Spur —
Wo ſeid ihr, längſt verblühte Tage?
Ich ſeh' euch jetzt in Träumen nur.
O holde Zeit, nur einmal blüheſt du,
Nur einmal und in kurzer Dauer,
Dann ſchlägt mit dürrer Fauſt die Trauer
Dein Zauberthor auf ewig zu,
Und grimmiger als jene Drachen,
Die lagen vor dem goldnen Fließ,
Legt ſie ſich vor dein Paradies,
Um ſeinen Eingang zu bewachen.
Mit ungeknickten Flügeln dringen
Wir erſt wie Falken in die Luft,
Doch jeder Tag kürzt uns die Schwingen,
Und endlich ſinken ſie gelähmt zur Gruft;
Mit jeder Stunde fließt der Fluß
Der Freude ruhiger und ärmer —

Wo iſt dein Ideal, o Schwärmer?
Wo deines Lenzes erſter Kuß?

O Freund, bald ſingt auch mir die Schwalbe
Den dreimalzehnten Lenz, und ſchon
Bin ich die halbe Bahn, vielleicht mehr, als die halbe,
Des Lebens ſchnell hinabgefloh'n:
Die Zeit der runzelloſen Stirne,
Wo Flaumen für den Bart uns ſteh'n
Und wir in jeder ſchönen Dirne
Die Göttin unſers Herzens ſeh'n,
Iſt längſt dahin und wird nicht neugeboren
Trotz aller Paracelſe Kunſt —
Ein Paracelſus iſt, wer in der Thorheit Dunſt
Die ſchönſten Jahre nicht verloren.
Ich war es nicht: im wilden Muth,
Beſtürmt vom Fürchten und vom Hoffen,
Lag dieſes Herz für alle Pfeile offen
Und mancher giftige trank ſein Blut —
Ich war es nicht, die wilde Flamme
Regt' auch die Federn ihrer Quaal
In meiner Bruſt, die einſt dem Götterſtamme
Der ſchlaue Japetide ſtahl.
O hätt' ich Weisheit nur gereift
Im Laufe der verlornen Stunden,
Hätt' ich mir von des Buſens Wunden
Die Schlangen der Begier geſtreift!
Hätt' ich den Richtſteig durch die Irren,
Der Freude ſtillen Steig, erſpäht,
Der ferne von der Wolluſt Girren
Und von dem Taumel ſeitwärts geht!
Hätt' ich im Sturm die ſüße Stille
Für meinen Abend mir erjagt,
Und durch der Täuſchung bunte Hülle
Der Wahrheit Sonnenflug gewagt!
O wohl mir! — Schlage, Lieber, ein!
Sie iſt es nie zu ſpät zu ſuchen,
Bis Linden Ulmen oder Buchen —
Hier kommt zuletzt der Reim — beſchatten unſern Stein.

An Karl Heinrich Beck.

1799.

Die alte Zeit war gute Zeit
Ruft alle Welt mit Einem Munde,
Da hat ſich am gewölbten Runde
Der Himmel uns viel lieblicher gebläut,
Da athmeten die Frühlingslüfte lauer,
Da war der Sommer warm, der Winter hell und roth.
Und Sonnenſchein und Regenſchauer
Kam wie auf Wunſch ja gleichſam auf Gebet.

O Thoren wir! die Welt iſt noch dieſelbe,
Noch eben ſo roſig ſteht der Morgen auf,
Noch eben ſo freundlich an dem blauen Gewölbe
Geh'n Mond und Sterne täglich ab und auf;
Doch die Erinnerung träuft wie Blüthenſchauer
Im Maienmond ſo ſüß auf unſer Herz,
Die Gegenwart, trüb wie ein Nebel grauer
Gewölke, drückt uns tiefer erdenwärts,
Um unſre Freuden, daß wir ſie nicht ſeh'n,
Zieht ſie ſich ſchwarz wie eine ehrne Mauer
Und läßt vor uns die Unruh und die Trauer
Mit hohlem Aug als Wache ſteh'n.
Die eitle Sorge läßt uns nimmer,
Straff müſſen wir in ihren Sielen zieh'n,
Wenn ferneher die Roſenſchimmer
Der Zukunft und Vergangenheit uns blüh'n.

Die alte Zeit war gute Zeit —
Ihr Schlimmes haben wir vergeſſen —
Wo wir am kniſternden Kamin ſo breit
Und wohlbehaglich manche Nacht durchſeſſen,
Wo Er, mein lieber Paulus, eine Pfeife
Friſch nach der andern in die Lüfte blies
Und dann im goldnen Zauberreife
Der Jugend die Gedanken ſpringen ließ;
Da tanzte Seines Lebens Luſtgeſchichte,
Die wandelbare, ab und auf,
Der Kindheit bunte Traumgeſichte
Und Alles, was Er in dem Lauf

Von vierzig Jahren feſtgehalten,
Sprang durch die heilige Magie
Der Mitternacht in wechſelnden Geſtalten
Hervor; auch Geiſter fehlten nie,
Und wenn der Wind im Ofen ſeufzend klang
Und klirrend ſchlug die alten Fenſter,
Dann ſetzten ſich die Zauberer und Geſpenſter
Zu uns Nachtſchwärmern auf die Bank.

Doch immer nicht in dieſem luſtigen Kreiſe
Der leichten Fantaſie, des frohen Herzens ging
Die nächtliche Gedankenreiſe.
Auch auf das Ding und das Nichtding,
Auf die Monaden und Ideeen,
Auf das Bewegliche, was unſer Schädel deckt,
Auf das Unendliche, was in den Tiefen und Höhen
Des Himmels und des Herzens uns erſchreckt,
Auf Alles, was um Leibnitz großes Haupt
Und Newtons in Begeiſterung geklungen,
Was Kant beſcheiden aus dem Adytum geſungen
Und ſtolz ſein Jünger vom Katheder ſchnaubt —
Auf alles Dieß verſtieg ſich gar nicht ſelten
Der Nächte flüſterndes Geſpräch:
Wir rollten wie die Aepfel Welten
Und blieſen ſie wie Seifenblaſen weg,
Sah'n in das Weben, das die Parzen furchtbar macht,
Sah'n in des Buſens ſchreckliches Geheimniß,
Der Alte ſelbſt, in höchſter Höh daheim riß
Gezwungen auf des Schleiers heilige Nacht.
Erinnert Er ſich noch mit Lächeln des Kalmücken*),
Der immer mit Monaden ſchwanger ging
Und, wie die Schwalb' im Fluge Mucken,
Ideeen Platos ſelbſt in Träumen fing,
Der uns ſchulrecht mit Kettenſchlüſſen ſchlug
Und leichter, als der Wind die Feder,
Die armen Knaben zum Gelächter Jeder
Auf ſeiner Weisheit Hörnern trug?
Ich weiß es noch, da wo zur Brücke
Vom väterlichen Haus der Steig

---

*) Ein alter Hallenſer, ſo zugenannt wegen ſeines Breitſchnabels.

Sanft niedergleitet, lagertet ihr euch
Trotz einer akademiſchen Klicke
Athens; es fehlte nur der Bart
Den Wolken und den Falten eurer Stirne,
Und freilich war die Rede tiefer Art,
Sie galt dem Häusler im Gehirne.
Der Erbſe glich die Seele der Kalmücke,
In grüne Schoten eingeengt
Hofft ſie den Tag, wo ſie, vom Sonnenblicke
Gelockt, die dunkle Hülle ſprengt.
Ich Bube ſtand mit heil'ger Furcht dabei,
Wie ihr die tiefen Worte tauſchtet
Und den Gedanken, bis er aus dem Ei
Gefiedert aufwärts fleucht, belauſchtet.
Ich traute damals noch dem Witze
Der Menſchen mehr als jetzt und neigte mich
Vor jedem weißen Bart, vor jeder rothen Mütze,
Vor jedem Schwarzrock züchtiglich.
Es hat ſeitdem der ſchöne Sonnentreiber
Zehnmal das Jahr herumgeführt
Und Manches hat der Tag, der Räuber
Des Guten und des Böſen mir entführt,
Ich ſah ſeitdem der Menſchen Thun und Streben,
Sah unter der Sonne manches Ding,
Doch dunkler, dunkler ward das Leben
Je weiter niederwärts es ging:
Des tiefverſchloſſenen Bewohners Sitz,
Der ſich ſo allgewaltig in uns reget,
Wie den Erhabnen, der aus Wolken Blitz
Aus Funken Sonnen und Sterne ſchläget —
Sie ſpäht kein Erdgeborner aus.
Er nehme Glauben für die Zweifel,
Und ſchämt er des ſich, geh er wie der Teufel
Arm aber ſtolz ins finſtre Haus.

Glaub' Er mir, mit dem Wortgeklingel
Lockt man keinen Hund vom Ofen hervor,
Eh'r ſprengte man mit einem Kringel
Das diamantne Höllenthor.
Wohl uns, mein lieber Paulus, daß auch wir

So manche Feſſeln keck zerſprenget,
Womit das alte blindäugige Thier,
Der Glaube, Hand und Fuß behänget!
Wir tragen immer noch der Schellen
Der Narrheit und des Wahns genug
Und werden nimmer uns das tiefverſchloſſne Buch
Der heiligen Natur ganz hellen.
Doch wohl dem Manne, der am Worte
Des Meiſters früh zu zweifeln weiß,
Der zu dem Glücke eine andre Pforte
Als die des Paradieſes weiß,
Der, Prieſter, eurer Kinderklapperſchrecken
Und eures dumpfen Wortgeläutes lacht
Und unter den Himmels- und Höllen-Decken
Sich andre Götter, andre Teufel macht.
Und Klügler ihr, habt ihr herum vernünftelt,
Den Atomos getheilt, den Born des Lichts erſpäht
Und die Vernunft ſo lang geviertelt und gefünftelt,
Bis faſernackt ſie vor euch ſteht,
Was fanget ihr denn mehr mit allem dem Gegrübel,
Ihr großen Lichter dieſer Welt,
Als jedes Büblein, das die Fiebel
Mit Zittern vor des Meiſters Ruthe hält?
Laßt dieſes all' im tiefſten Herzensſchooß,
Im heiligen Innern laßt es walten
Und jeden Sterblichen ſein Loos,
Wie er's in ſeinem Buſen findet, halten.

Die Hand her! laſſen wir die Geiſter
Ideeen und Monaden ruh'n,
Und lernen erſt das Erſte thun!
Dann ſind wir aller Dinge Meiſter.
Was wir jetzt haben, einſtens hatten,
Das alles, alles laſſen wir
Mit unſern ſchönſten Wünſchen hier,
Nur dieſes Eine folgt uns zu den Schatten.

Der Mächtige.

1799.

Wer trägt den ſchimmerndſten von allen Namen?
Wer trägt vor allen, die mit Lorbeerreis
Vom Iſthmus und Alpheus glorreich kamen,
Wer trägt den ſchönſten Preis?

Wer iſt zu groß vor jedem goldnen Lohne?
Vor allem Ruhm, der ſtolz die Herzen ſchwellt?
Wer ſitzt, o Kind, wer ſitzt auf einem Throne,
Von dem kein Schickſal ſchnellt?

Gieb ihm das Scepter, mächtiger Gebieter,
Den Brutus Stal am Kapitol erſchlägt,
Du Herrlicher, der ſeiner Jugend Hüter
Den Weg zum Monde frägt.

Es iſt der Mann, der wie ein Fels die Wogen
Des Lebens ungebrochen von ſich ſchnellt
Und grader als der Gott mit Schwerdt und Bogen
Die Sonnenſtraße hält.

Denn grimmiger als die, ſo Feuer ſchnauben,
Und trotziger iſt ſeines Siegs Geſpann.
Wenn dieſe nicht der Fauſt die Zügel rauben,
Wer iſt es, der es kann?

Wild ſteigt der Geitz die Ruhmſucht die Begierde
Die Hoffahrt und die Thorheit ins Gebiß,
Die Weichlichkeit und Luſt, die von der Zierde
Er in die Zügel riß.

Wer iſt, ſoweit die Sonnenſtralen reichen,
So weit der Winde leichter Fittich ſpielt,
So groß als er? wer darf dem Mann ſich gleichen,
Der ſeinem Muth befiehlt?

Er bebet nicht des ſchwarzen Stromes Rauſchen
Und feſt mit diamantnen Nägeln ſchlägt
Er alle Pfeile, die vom Bogen rauſchen,
Den Pepromene trägt.

So ſteht er da ein Held in milder Stille
Gleich Himmelsbergen ernſt und furchtbar ſchön,
Wann Sonnen durch der Gipfel Wolkenhülle
Im heitern Glanze geh'n.

Die Muſen.

1799.

Spindeln tragen die Muſen, ſie weben
Schimmernde Fädchen ins düſtere Leben —
Spinnerinnen, ſeid freundlich gegrüßt!
Lehrt in den drückenden Netzen uns ſpielen,
Worin auf Lacheſis webenden Stülen
Sich das Geheimniß des Lebens verſchließt.

Grauſamer als um die Beute die Diebe
Schlagen ſich um uns die kämpfenden Triebe,
Stoßen die Armen hinab und hinan.
Können wir bannen das loſe Geſindel,
Welches der Parzen allmächtige Spindel
In das Gewebe ſo innig verſpann?

Auf denn, ihr Holdigen Freundlichen Schönen,
Lullt mit des Wohllauts bezaubernden Tönen
Lullet das böſe Geſindel uns ein,
Bringet den blumenbekränzeten Frieden,
Bringt ihn uns wieder, die drei Eumeniden
Jagt ſie hinunter zur finſteren Pein.

Herrliches tragt ihr und Süßes und Holdes,
O ſo ſpinnet des ſchimmernden Goldes,
Spinnet ein Fädchen ins Leben uns ein.
Jeglicher Lieblichkeit pflegt ihr die Blüthe,
Jugend und Schönheit bewahrt im Gemüthe,
Anmuth und Luſt euer roſiger Reih'n.

Epiſtel an meinen Vater.

1799.

(Hieraus folgende zwei Bruchſtücke:)

a.

Um die Nothwendigkeit iſt es ein ſchönes Ding,
Und jeder Pfeil fällt leidlicher und ſchwächer
Aufs Herz, von dem es wähnt, daß er einſt in dem Köcher
Auf Pepromenens Rücken hing.
Uns ſchreckt nicht mehr, was einem jeden droht,
Spielt die Erynnis nicht mit ihren Schlangen
Und wird nicht ſelber der unholde Tod,
Weil er nothwendig iſt, zuletzt als Freund empfangen?
Sei groß, als wäre Morgenroth
Und Mond und Stern aus deiner Hand gegangen,
Als hätteſt du Saturn und Uranus
Leicht wägend in die Angeln eingehangen;
Sei ſtark, als zahlteſt du am Höllenfluß
An Charon nicht mit Beben deinen Stüber:
Leicht dünke dich und frei dein Weg wie Götterpfad,
Doch lief er zur Vergangenheit hinüber,
Gieb der Nothwendigkeit dein Schickſal, deine That.
So leiteſt du den Wetterſchlag,
Den Pepromene ſchmeißt, von deinem Buſen,
So ziehen dir nicht Furien und Meduſen
Mit Reue und Verzweiflung unters Dach.
Dem feigen Schwächling nur kann Schuld
Des freien Fluges Fittich lähmen;
Nimm eine Stunde die Geduld,
Den Irrthum zu geſteh'n, dich des Vergeh'ns zu ſchämen,
Dann faſſe muthigern Entſchluß
Und ſchreite feſter auf der Bahn der Tugend,
Und tauche, wie die Moir' Achilleus ſchöne Jugend,
Dein Leben ſtälend in den Höllenfluß.
Fort mit der weinerlichen Reue,
Der Tochter fauler Möncherei!
Sie bricht den Bogen deiner Kraft inzwei,
Und ein bequemer Eſel wird der Leue.

Fort mit dem Thränenſtrom der Buße,
Die ſchrecklich rein von Sünden wäſcht!
Iſt nicht verrückt, wer mit dem ganzen Fluße
Des Daches kleines Feuer löſcht
Und Feuer und Haus zugleich herunterwäſcht?

b.

Von allen guten, allen holden Gaben
Der Horen, die an unſrer Wiege ſteh'n,
Iſt nichts ſo lieblich und ſo ſchön,
Selbſt Jene nicht, um welche lächelnde Knaben
Mit Eros und der Charis ſteh'n,
Als jenes freundliche Himmelsmädchen
Die Hoffnung, Kronions zarteſtes Kind,
Die in das Garn der Parzen Roſenfädchen
Und reine Goldesſchimmer ſpinnt.
Sie gab der Vater uns zum Spielen
Als ewig lächelnde Genoſſin zu,
Als Pflegerin den zarteſten Gefühlen,
Als Schatten dem ſchwülen Tag, als Traum der ſüßen Ruh.
Sie pflegt die Blume ewiger Jugend
Selbſt in des wintrigen Alters Bruſt,
Verknüpft die Freude mit der Tugend
Und reicht dem Gram den Kelch der Luſt;
Sie zeigt für einen glücklichern Lauf
Dem abgetakelten Schiff ſein Thule,
Und windet die abgelaufene Spule
Der Parzen ſchöner wieder auf;
Spinnt ihren goldgewebnen Faden
In die Unendlichkeit hinaus,
Löſcht, funkelnder Arktur, dich aus,
Um ſchöner dein Flammenhaar im Südpolmeer zu baden.

O ſelig dreimal, wer zum Spielen,
Zum Spielen nur die Spielende empfängt
Und nicht mit ſtürmiſchen Gefühlen
Sich zu der zarten Huldin drängt!
Wer leichter, als mit bebender Schwinge
An Frühlingsblumen Schmetterlinge,
An ihre Roſenflügel ſich hängt!

Doch wehe! wer in ihrem ſüßen Schaum
Sich wie im Kelch der Wirklichkeit berauſchet!
Denn weinen wird er, wenn der Traum,
Der ſpielend kam, auch ſpielend ihm entrauſchet.

Lehre an den Menſchen.

Thor, du weinſt? Laß Erd' und Himmel brechen,
Stürze mit, doch weine nicht.
Meere ſchlucken Ströme gleich den Bächen,
Zwerge fallen mit den großen Rechen:
Um das Schickſal traure nicht.

Klarheit hat der Aether, Brand das Feuer
Und Zerſtörung webt der Sturm —
Häßlich klinget mir die alte Leyer:
Wunder giebt es nicht und Ungeheuer
Steht feſt wie ein Felſenthurm.

Wie der Blitz mit ſeinen Flammenzacken,
Tauſendfach in ſich verſchürzt,
Grade trifft auf den geweihten Nacken,
Iſt der Mann, der nicht mit bleichen Backen
In den Kampf des Lebens ſtürzt.

Was er hofft, das hofft er von ihm ſelber,
Schwäche betet Fremdes an,
Haut Idole, gießet goldne Kälber,
Schreiet elend an die Sterngewölber,
Die ſie nicht erreichen kann.

Zwar der Tapfre nennt ſich Herr der Länder
Durch ſein Eiſen, durch ſein Blut,
Aber wie der Iris Farbenränder,
Wie des Himmels wechſelnde Gewänder
Iſt die Erd' ein wechſelnd Gut

Sie gehört den Meeren und Orkanen,
Sie der Veſta wilderm Herd,
Bebt vor irrenden Kometenbahnen,
Miſcht mit den Tropäen in Vulkanen
Den Erobrer und ſein Schwerdt.

Seit das Weib die Frucht der Luſt gebrochen,
Herrſcht der Böſe auf der Welt
Und dem Menſchen iſt ſie abgeſprochen;
Doch ihn mahnet ſeines Buſens Pochen:
Herrſche über'm Sternenzelt!

Hier verwelkt die Roſe und die Jugend,
Wahrheit flicht man auf das Rad,
In der Acht ſind Tapferkeit und Tugend
Und die Feigheit, in das Joch ſich fugend,
Jßt ſich unter Schrecken ſatt.

Fünfzig Söhne zeugte der Alcide,
Fünfzig all' in Einer Nacht —
Der da immer ſchläft iſt immer müde:
Nur aus Streit erblüht der rechte Friede
Und aus Heldenthum die Macht.

Sammle dich, auch du vom Götterſtamme!
Mächtig wie Nothwendigkeit,
Mächtig mehr iſt deines Geiſtes Flamme.
Wolle Großes! wolle Leid! verdamme
Trauer um Glückſeligkeit!

Was du nicht geſucht, das wirſt du finden,
Tönt des Schickſals ernſtes Wort,
Glück und Freude wohnen bei den Blinden,
Wie die Götter Sehenden verſchwinden:
Suchſt du ſie, ſo ſind ſie fort.

An die Wiedergebornen.

1806.

Nicht jedes Huhn, das kakelt, legt ein Ei,
Die Tiefe wohnet in den ſtillen Flüſſen,
Wo unſre Ohren immer hören müſſen,
Da iſt gewiß Geklingel viel dabei.

Es ging der Tag, es wandelte der Mond,
Das Jahr verrollte wachſend zum Jahrhundert;
Ein jedes hat ſich eitel ſelbſt bewundert
Und der begrabnen Brüder nicht geſchont.
Wird nie die Blendung dir vom Auge gleiten,
Du Würmchen Menſch, das hier ſein Häuschen ſpinnt?
Du ſchaueſt in den Spiegel aller Zeiten,
Doch bleibt dein Urtheil ewiglich ein Kind?
Noch ſpieleſt du mit Blumen, die in Eden
Schon Adam blühten? Suche doch die Frucht!
Geh hin, und frage einen jeden
Moment der langen Zeitenflucht —
Was wird er dir für Antwort geben?

Ein Thor iſt, der im flüchtigen Leben
Das Bleibende zu haſchen meint;
Das ſüße Spiel der Jugendträume,
Die Blüthen ſeiner Frühlingsbäume
Hat jeder Sterbliche beweint.
Was Plato göttlich ſchwärmt, mit heiterm Todesmuthe
Der freie Sokrates beweiſt,
Das Menſchliche das Himmliſche das Gute,
Was bei den Engeln Demuth heißt,
Das halte feſt mit ſtillem Muthe,
So du es haſt; doch daß dir's jemand weiſt,
Das hoffe nicht. Es wohnt nicht unter den Leuten:
So wie in Felſen des Adlers Neſt,
Hält's zwiſchen Himmel und Erde feſt
Und nur der Geiſt kann dir es deuten.

So prediget der Tag, der alte und der junge:
In deinem Buſen iſt die Welt,
Wo, wie ein Meer im ewigen Schwunge,
Ein unbekannter Mond es ewig ſenkt und ſchwellt.
Dort frage die berufenen Zeugen
Und horche auf ihr ernſtes Wort.
Was ſie dir ſagen, bleibt dein Eigen,
Das Fremde fliegt wie Töne fort.
Du zittre nicht, auch wenn ſie lange ſchweigen.
Es ſitzt der Geiſt, ein ritterlicher Hort,

Dein Freund und unbekannter Hüter,
Doch heilig ſei er dir wie ein geweihter Ort.
Vertrau ihm recht, ſonſt ſchweigt der zürnende Gebieter,
Du rinnſt verirrt aus deinem Bach
Als Tropfen andern Strömen nach
Und ſtirbſt, noch eh' du ſie erronnen.

Trau denen nicht, die Weisheit, wie aus Tonnen
Eingießend, mit dem Trichter ſteh'n,
Die das Geſpinnſt, was ſie ſo klug geſponnen,
So thörigt auch um andre dreh'n:
Aus eigner Bruſt erblühen eigne Wonnen.
Erbebe vor der lockenden Philoſophie
Und ihrem ſüßen Feſttagsläuten,
Man findet unter Löwenhäuten
Hier oft das ſchlechteſte Sattelvieh:
Seit dem Pythagoras, bei dem ein Huſter
Schon ein Verbrecher war, bis auf den Sphärenklang,
In dem im Glanz zu Görlitz Schuſter
Gott Vater aus den Wolken ſprang,
Hat mancher Kant wie einen Mühlengang
Die Welt in ſich und um ſich rundgetrieben;
Doch giebt's ein heilig Drei und heil'ge Sieben,
Die keiner löſt: wohl mancher wird ein Kauz,
Macht ſich Geſichte draus, und ſchaut und ſchaut's,
Und ſtellet ſich, als ſtünd' er drüben
Am Strom — da ſtürzen viele hinein,
Und viele jämmerlich erſaufen.

Das Höchſte läßt ſich nicht erkaufen,
Es kommt auf kein Beſchwören, auf kein Schrei'n;
Als Himmelsgabe iſt es dein,
Geknüpft an keine Erdenbande.
So flattern, winkend zum ſtygiſchen Strande
Die Freuden, die die Erde ſcheu'n,
Und kehren nur zuweilen auf dem Lande
Bei Hirten unbekannt als ſtille Gäſte ein.
Was mit Gewalt ſich hält und bindet,
Das iſt ein ſchlecht und irdiſch Gut,
Allein das Himmliſche verkündet
Sich wie des Lichtes reine Gluth;

Es leuchtet, aber keiner faſſet
Der zarten Flamme Fittich an.
Was das Geſchrei des Lebens haſſet,
Bewahre ruhig, wer es kann.

Lebenslied.

1800.

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Thu' das Deine und thu' es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tiſch:
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Geld hat Kummer und Schlangengeziſch.

Bau dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel ſich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! dulde! die Welt iſt dein.

Steh nicht horchend, was Narren ſprechen,
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern;
Schickſal webet an ſtygiſchen Bächen,
Feigen webet es ſchrecklich fern.
Steige hinnieder!
Faſſe die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der ſchnelle Tag.
Jeder ſuche zum Kranze beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Das Kind und das Röslein.

1800.

Auf Dornen ein Röslein ſtand,
Kam eines Kindes Hand
Röslein abzupflücken,
Aber Röslein ſtach —
Und das Kindlein weinend ſprach:
„Ach! du thuſt ſo weh,
„Schönes Röſelein!
„Geh mit der hohen Pein!
„An der Erde ich pflücken geh.“

Freundlich ein Veilchen ſcheint
In des Kindleins Geſicht —
„Dieſes iſt mein Freund,
„Dieſes beißt mich nicht;
„Fahr wohl, Röslein roth!
„Mag dich nimmer haben.“ —
Und die Hand es bot.
Doch den kleinen Knaben
Biß die Schlange todt.

Lebensmuth.

1800.

Tummele dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem ſchnellen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer,
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederſchmeißen,
Eichen aus den Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo Tauſend fallen,
Können Zehnmaltauſend ſtehen,
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen;
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter,
Wohnt der Menſch auf grünen Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen Drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeidlich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Macht gefangen,
Heimarmenens Donner rollen,
Ziſchend ſprüh'n Erynnis Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den ſchönſten Maienblüthen,
Bis des Winters kalte Flocken
Um die kahle Scheitel wüthen;
Tapfer mußt du ſteh'n und fallen,
Klanglos iſt der Tod der Matten,
Doch die Heldenſeelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Nänie.

1801.

Weint mit mir und traget Leide,
Holde Jungfrau'n, weint mit mir!
Denn es liegt im Todtenkleide
Meiner Jugend ſüße Zier,
Euer Stolz und meine Wonne
Hat ein enges Grab gefüllt,
Fern vom ſchönen Licht der Sonne
Wandelt ſie als Götterbild.

Weint mit mir, ihr weichen Herzen,
Die der Liebe Luſt bewegt,
Deren Puls für fremde Schmerzen
Fühlend in dem Buſen ſchlägt,
Die der furchtbar raſchen Stunden
Räuberiſchen Gang verſteh'n
Und der Schickſalspfeile Wunden
Sympathetiſch leidend ſeh'n.

Weint mit mir und traget Leide!
Gebet Blumen auszuſtreu'n,
Wann im grünen Frühlingskleide
Wald und Wieſe ſich erneu'n.

Kommt mit Liedern auch zum Grabe
Der, die einſt ſo luſtig ſang,
Bringet ſüße Todtengabe,
Bringet Thränen und Geſang.

Die uns lieb im Leben hatten,
Sollen klagen um die Gruft,
Daß es in das Land der Schatten
Klinge durch die ſtille Luft.
O wie fühlen ſich die Schemen,
Wie die ſeligen entzückt,
Wenn ſie einen Klang vernehmen,
Welchen treue Liebe ſchickt!

Doch das Schöne ſoll vor allen —
Ihm gebühret ſolcher Dank —
Fröhlich zu dem Orkus wallen
Mit der Saiten güldnem Klang:
Schlug nicht Orpheus ſelbſt die Leyer
Im Pallaſt des ſchwarzen Zeus,
Singend ſeiner Schönheit Feier
Und der heil'gen Liebe Preis?

Und die ſtummen Schatten fühlten
Sich von ihrem Schall bewegt,
Und die kalten Schlangen ſpielten,
Die Megärens Locke trägt;
Still auf ſeines Berges Höhe
Steht der Stein des Siſyphus
Und Ixion ſchreit ſein Wehe
Nicht hinab zum Höllenfluß.

Holde, wo du einſam geheſt,
Fern von deiner Liebe Neſt,
Ob du auch das Leid verſteheſt,
Das mich immer klagen läßt?
Oder ging in Lethens Wellen
Das Gedächtniß ewig aus?
Reichet bis zum Strom der Höllen
Nie ein Lebensklang hinaus?

Nein, du kommſt in ſüßen Träumen,
Wann das freche Auge ruht,
Liebend oft zu Erdenräumen,
Stärkend deines Dulders Muth,
Kommſt in deiner Huld und Schöne
Wie ein Engel an Geſtalt,
Süß wie Klang der Sphärentöne,
Welcher mit dir niederwallt.

Flüchtig auf der Erde Fluren
Iſt der Liebe Lieblichkeit,
Bei unſterblichen Naturen
Wohnt ſie in Unſterblichkeit:
Selbſt die Huld bedeckt Vergeſſen,
Selbſt der Schönheit Roſenroth,
Und was Ceres Frucht gegeſſen,
Muß in Charons Trauerboot.

Geſang der Schickſalsſchweſtern.

1801.

Die Drei.

Hört, ihr blühenden Geſchlechter,
Die die ſchöne Erde nährt,
Hört das Lied der Orkustöchter,
Welche nie der Tod verſehrt,
Die, im ernſten Bund verbunden,
Ferne von des Lichtes Bahn,
Weben das Gericht der Stunden
Und der Herzen ſüßen Wahn.

An des Schattenrichters Schwelle,
Die der ſtrenge Styx umflicht,
Ueben wir in dunkler Hölle
Unſers Amtes ernſte Pflicht:
Des Olymps Uranionen,
Die, ſo Ceres Aehre ſpeiſt,
Fürchten in den lichten Zonen
Des Geſchicks verborgnen Geiſt.

Und er wandelt unvernommen
In der Zeiten heil'gen Lauf,
Macht des Donners Bruſt beklemmen,
Schreckt den Erdenſchläfer auf:
Schrecken, ſo die Augen ſchauen,
Waffnen großer Herzen Macht,
Aber ewig wandelt Grauen
Durch des Styx verbotne Nacht.

Nur das Land der Himmelslichter
Laſſet ihr in Freude blüh'n,
Kalt muß durch der Höllenrichter
Bruſt das Blut zum Herzen flieh'n:
Runzlicht ſind der Parzen Wangen,
Keine Thräne netzt ihr Aug,
Und der Eumeniden Schlangen
Ziſchen durch der Fackeln Rauch.

Und doch wandelt alles Schöne
Ferne von dem Sonnengang:
Sah man je der Saitentöne
Zaubervollen Wunderklang?
Gehen in der Schatten Stille
Götter nicht und Träume rund?
Ruht nicht ſelbſt der heil'ge Wille
In dem tiefſten Herzensgrund?

Hört denn, blühende Geſchlechter,
Deren Leben abwärts flieht,
Höret, hört der Orkustöchter
Ernſtes ſtillgeſungnes Lied!
Bei dem hohen Schickſalsklange
Schlage jeder Buſen weich,
Keinem Frohen werde bange,
Keines Sünders Wange bleich.

Lacheſis.

Die Vertheilerin heiß' ich, die ſchickt,
Was die Menſchen betrübt und beglückt,

Die erſte und geheimſte Macht,
Die wandelt durch der Herzen Nacht,
Die Göttin, die den ernſten Willen
Zwingt ſein Schickſal zu erfüllen.
Ewig meinend, er wandle frei,
Wächſt er fort in dem dunkeln Ei,
Luſtig er durch die Schale bricht,
Seine Federn wachſen am Sonnenlicht,
Muthig in der Herrſchaft Vergnügen
Will er der Götter Glanz erfliegen,
Bis ihn, wo er am höchſten fleucht,
Meiner Blitze Gewalt erreicht:
Ueber den Sternen wiehern die Pferde,
Aber Phaëton ſtürzt zur Erde.

Die Olympier auch bezwingt
Der Köcher, der mir auf dem Rücken klingt,
Was ſie mir und dem Styx geſchworen,
Führen ewig dahin die Horen:
Aurora klaget ihr langes Leid
Ueber der Jugend Flüchtigkeit,
Adonis ſtirbt von des Ebers Hiebe,
Drob weinet ſelbſt die ſelige Liebe,
Zeus ſieht ſeine Luſt in Flammen vergeh'n,
Und es ſchwillt ihm die Bruſt vor Weh'n.

Alſo wandl' ich in die Zeit,
Gefürchtet als Nothwendigkeit,
Die jedes Herz ſich anders deutet,
Die mächtig durch das Sonnenland ſchreitet,
Mit Köcher gerüſtet und Bogen
Durchfliegt das Land, den Himmel, die Wogen:
Der erhabene Geiſt der Welt,
Der ſie luſtig im Schweben hält,
Nirgends und allenthalben daheim
Brütend des Lebens geheimen Keim;
Aber beſprechend das Geſchick
Wohn' ich fern von der Sonne Blick
Nächtlich in der Finſterniß Grauen
Als die erſte der ſtrengen Frauen.

Hier weih' ich furchtbar als Verhängniß,
Das in dem Styx mich ſelbſt umfließt,
Was dunkel in des Knäuls Gefängniß
Die Hand der Spinnerin verſchließt:
Es hallen dumpf wie Donners Töne
Die Sprüche meiner Macht empor,
Als Lacheſis, als Pepromene,
Als Furie ſchreit' ich ſtumm hervor.

Und es entwickeln ſich die Looſe,
Wie es mein tiefer Sinn gewollt,
Wann, was geruht im Götterſchooße,
Das Leben aus einander rollt.
Es iſt entfloh'n aus meinen Händen,
Doch nicht entfloh'n aus meiner Pflicht:
Denn wie die Himmliſchen es wenden,
So folgt der Menſch, und weiß es nicht.

Doch heilig ſind des Guten Geber,
Mild iſt der Götter Majeſtät,
Kurz iſt der Weg, der durch die Gräber
Geflügelt zu den Schatten geht:
Der Schmetterling zerſprengt die Puppe,
Er fliegt im ew'gen Sonnenlicht,
Und freundlich wird der Parzen Gruppe
Und frommer des Geſchicks Gericht.

Klotho.

Was mir Lacheſis gegeben,
Spinn' ich ins Leben
Mit unermüdlicher Hand:
Bin darum Klotho genannt,
Die Weberin und Spinnerin;
Auch wohl die emſige Dienerin
Der mächtigern Schweſter ich heiß',
Muß es alles mit Fleiß,
Wie ſie es reichet den Händen,
In Gehorſam vollenden.

Alſo ball' ich jedem ſein Theil
Webend in den geheimen Knäul,

Und es ſchwirret der ſchnelle Faden,
Mit Freude und mit Leid beladen,
Und es tritt der verborgne Rath
Als Leben in den Sonnenpfad.

O über all das tiefe Weh,
Das wandelt zu der Erde Höh,
Gezeuget in dem ſtygiſchen Pfuhle,
Geſponnen auf der ſchwarzen Spule!
Das den Menſchen als böſer Stern
Begleitet immer nah und fern!
O über der Furie Schlangenliſt,
Die oft in meinem Gewebe iſt,
Wann mit Alektos Locken hart
Der dünne Flachs verſpulet ward
Und um die weiche Bruſt gelegt
Die eine Mutter neun Monden trägt!
So werden giftige Tyrannen,
Die der Menſchheit Kraft entmannen,
Werden neroniſche Ungeheuer,
Des Krieges ſchimmernde Feuerſpeier,
Der Freiheit unverſchämte Diebe,
Und freche Schänder heil'ger Liebe,
Und alles, was unhold vom Orkus fährt,
Das ſchöne Sternenland verheert.

O über all die bittern Thränen!
Des Buſens ungeſtilltes Sehnen!
Ueber der Jugend Flüchtigkeit!
Ueber der Freude Nichtigkeit!
Ueber das kugelrollende Glück!
Der Schönheit kurzen Sonnenblick,
Die ſelten ihren Frühling ſieht
Und als Knoſpe meiſt verblüht!
Umſonſt verſchenkte mancher Mann
Das Leben, das er umſonſt gewann,
Das wie ein Sturm, dem er nicht wehrt,
Sauſend ihn auf und niederfährt,
Das, was er am ſchönſten liebt und hegt,
Ihm am frühſten in die Grube legt,

Ihm wenig giebt und vieles plündert,
Das reiche Herz ihm täglich mindert,
Ihm täglich beſchneidet die junge Luſt,
Bis kalt wird die verarmte Bruſt!

Könnt' ich tragen mein böſes Theil,
Ewig zu ſpitzen den ſcharfen Pfeil,
Der zarter Weſen Herz durchſchneidet
Und keine Luſt beſtändig leidet?
Könnt' ich tragen, der Allgewalt
Bilden zu helfen des Lebens Geſtalt,
Das Schickſal ewig drehen zu müſſen,
Wenn ich müßte ſein Dunkles wiſſen?
Aber ich webe Luſt und Weh
Immer fort, was ich nicht verſteh,
Ahnung mir kaum den Buſen ſchwellt
Deſſen, was geht durch die irdiſche Welt,
Seh mich ſelbſt als ein dunkles Bild,
Bin in der Tiefe mir ſelbſt verhüllt.

Sterbliche, denen die Sonne ſcheint,
Die ihr zärtlich liebet und weint,
Denen allein ein Sinn gegeben,
Mitzufühlen das fremde Leben,
Unſterblich zu leiden fremdes Leid
In der Liebe Unendlichkeit —
Wandelt luſtig im ſüßen Licht,
Bis der zerbrechliche Faden bricht!

Atropos.

Was die zweite Schweſter geſponnen
Und in den Knäul geheim verſchloß,
Wickelt mit ſeinen Leiden und Wonnen
Die dritte ab, heißt Atropos.
Beſtimmt liegt drinnen die Zahl der Sonnen,
Das frühe oder ſpäte Grab;
Sie thut nichts zu und nimmt nichts ab —
Gehorſam iſt das Loos der Jüngern —
So rollet ſich das Schickſal ab
Selbſtmächtig unter ihren Fingern.

Doch ſchilt man mich die Atropos,
Die Grauſe Schreckliche Unholde.
Ich büße, was die erſte beſchloß
Und was, durchwebt mit glücklichem Golde,
Mit Eiſen, des Elends böſem Geſchoß,
Die zweite zum Verhängniß ſchloß.

Der Kindheit luſtige Blumenwelt
Zerblättert unter meinen Händen,
Die Schönheit wie die Roſe zerfällt;
Ich weine mit und darf's nicht wenden —
Nur Menſchen üben, was gefällt.
Die Liebe ſammelt ſüße Aſchen
Still klagend von dem Rogus ein,
Durch Thränen wird die lange Pein,
Durch Jahre nicht hinweggewaſchen.
Ich ſeh ihr welkes Frühlingskleid
Mit Jammern zu der Grube tragen,
Sehe die Tugend im ſchlimmen Streit
Mit Schlangenliſten ſich zerſchlagen,
Sehe das kugelrollende Glück
Den einen faſſen bei'm Genick
Und jählings in die Tiefe ſtürzen
Den andern unverſehrt und warm
Wie ein Kindlein wiegen im Arm,
Und ihm bringen in vollen Schürzen,
Was glückpreiſet des Pöbels Schwarm,
Sehe die ſchimmernde Majeſtät
Staubzertreten mit blutigen Locken —
So ſich um den ſpinnenden Rocken
Das allmächtige Schickſal dreht —
Sehe was gräulich iſt und arg
Am ſpätſten legen in den Sarg:
Luſtig und blühend der graue Sünder
Sein Jahrhundert durchſchwelget friſch,
Freude ſitzet mit ihm zu Tiſch
Und der Scherz, der Wangenründer.

So den Wackern erlöſche der Muth
Und den Guten und Frommen

Würde die Hoffnung genommen,
Ginge kein Weg zur ſtygiſchen Fluth.
Doch die Sterne funkeln
Droben mild und ſchön,
In dem unbekannten dunkeln
Lande Zweifel und Schrecken gehn:
Aus des Hades Rachen
Kam kein Wandrer zurück,
Unvernommen blieb das Geſchick
Hinter dem ſtygiſchen Rachen.
Doch es wandelt in liebender Macht
Durch das All die ewige Güte,
Die alles Leben wieder zur Blüthe,
Allen Winter zum Frühling macht.

Stehe denn der Himmliſchen Schluß!
Trage jeder des Lebens Schwere!
Klirre jedem gefürchtet die Schere,
Welche den Faden zerſchneiden muß!
Daß er dran eigenmächtig nicht drehe,
Daß er geduldig trage ſein Wehe,
Rauſche finſter der Höllenfluß!

Wie mich die Fabel geklungen,
Wie ich der Vorzeit Leben zerriß,
Werd' ich dem Enkel geſungen,
Sitzend in Finſterniß,
Ohne Liebe, ohne Verlangen,
Ohne Thränen, ohne Leid,
Mit runzlichten Wangen,
Die graue Sybille der Zeit.
So bleibt der unſterbliche Haß,
Das uralte Schrecken!
Sie fürchten, nicht wiſſend was —
Und doch hab' ich Erde ſie zu bedecken,
Sie trägt Blumen und Gras;
Die Sonne geht auf und nieder
Im luſtigen Schritt,
Kommt immer wieder,
Und das Leben geht mit,

Bringt Freuden und Schmerzen
Für fühlende Herzen,
Und flieht zu den Schatten nieder;
Und das Geſpenſt, der Tod
Zerrinnt vor dem Morgenroth,
Das anzündet der neue Tag —
Und ſie, die ich wohl leiden mag,
Nennen mich unhold und häßlich,
Meinen, ſie können ſterben?
Nur der Staub iſt verweslich,
Das Schöne kann nie verderben.

Endymion.

1801.

Am Blumenhügel ſchließt ſich die Roſe,
Die Schatten verdämmern,
Die Blätter flüſtern, die Wellen liſpeln
Endymion.

Und aus der Eichen heiligem Grauen
Erſcheinet der Jüngling,
Es ſinkt auf Blumen des Hügels nieder
Endymion.

Und lauter ſingt die Nachtigallkehle
Ihr zärtliches Brautlied,
Und lauter flüſtert des Hains Geſäuſel:
Endymion.

Was weilſt du, nächtlich wandelnde Luna?
Was weilſt du zu kommen?
Dein Trauter ſchlummert am Blumenhügel,
Endymion.

Noch färbt die Wangen roſige Jugend,
Noch blüht ihm die Locke,
Noch locken Nymphen aus grünen Büſchen:
Endymion.

Genieß der Wonne, züchtige Göttin,
Der flüchtigen Jugend!
Beſchau mit ſüßem verſchwiegnem Strale
Endymion,

Dein Trauter altet, Locken der Liebe
Ertönt nicht am Hügel,
Kein Vogel flötet, kein Mädchen ruſet:
Endymion.

Dein Trauter ſtirbet, wandelt nach unten,
Du ruſeſt vergebens
Zum kalten Orkus den ſüßen Namen
Endymion.

Die Schlüſſel an J. J. Grümbke.

1801.

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen,
Bei Göttern und Menſchen
Schlummert viel in verborgener Tiefe.
So liegen im Abgrund
Die gräßlichen Fiſche Sirenen
Scylla Charybdis
Mit dem Golde und ſchimmernden Stein,
Welche das begrabende Meer
Mit dem Schiffe verſchlang zugleich.
Hell ſpielt darüber der Wellen Spiegel,
Die Sonne, des Himmels Auge,
Schaut in den Spiegel, doch unten iſt Nacht.

Doch rollen über die Erde die Wolken
Mit Donnern und Blitzen,
Mit ſchmetternden Schloßen und fruchtendem Regen
Im ewigen Wechſel.
Ueber den Wolken wohnen die Götter
Auf des erhabenen Olympus
Sonniger Scheitel.
Da raubet den Schaafen die Wolle

Kein Winter, da verlängert die Schatten
Kein Abend, da ſendet nach unten
Die herrſchende Rechte des Donners Schall.
Es welkt nicht die Roſ' um den Becher,
Den Hebe bekränzt
Es verſiegt nicht der Moſt in dem Becher,
Den Hebe einſchenkt,
Und hell wie das Licht und hell
Wie des Lichtes ewige Flamme
Wandelt mit leichten Gedanken
Freude durch der Unſterblichen Bruſt.
Mühe und Arbeit
Am Ruder und Steuer des Pflugs
Bändigen, daß er nicht wachſe nach oben
Der Sterblichen Muth, und von unten
Sendet die ſchnellen ſchlangengelockten
Rächerinnen des weiten
Schrittes der Orkus — in Finſterniß
Hüllt ſich das Aug, die Thräne verſiegt.
Da ſammelt heilige Aſchen
Die traurende Liebe vom Rogus,
Da klaget die Schönheit
Ueber den Kahn und Schiffer der Schatten.
Doch reicht zum hohen Olympus
Kein Weg aus des Tartarus Nacht,
Kein Seliger ſchauet das lichtloſe Land,
Als die züchtige Göttin Perſephoneia,
Sie wohnt mit dem Orkus,
Weil ſie aß, was im Orkus wuchs.
Selbſt die leichte Nothwendigkeit,
Die die Schuldloſen hält, die Götter,
Die nicht ſündigen können, wohnet
Fern mit ihrem Schwur an dem Styx.
Dem Menſchen kommt ſie als Schickſal,
Als Pepromene mit raſſelndem Köcher,
Als ſtrafende Eumenis,
Schüttelt an blutigen Locken
Das Haupt des Tyrannen, zermalmet
Eiſerne Männer und wickelt die Unſchuld
Ein in verwirrenden Trug.

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen.
Trage ſtill ſein ernſtes Geſchick
Verſchloſſen in dem Buſen der Menſch;
Was die Himmliſchen ſchickten geheim
Entweihe nicht das irdiſche Wort,
Und der Unſchuld himmliſche Schweſter
Erröthe wie Roſen des Frühlings,
Erblaſſe wie des Sommers Lilien
Vor dem Geräuſche — die Schaam;
Und die Liebe, die Unſterbliche,
Die das Elyſium dichtet,
Die oceanidiſchen Inſeln,
Komme leiſe wie ihre Tochter Hoffnung,
Blicke verſchämt, wie des erſten Lebens
Stral aus dem Säugling der Wiege;
Und die Freude grüße den Lenz,
Höre der Nachtigall Lied, pflücke den Kranz,
Und weine und lächle zugleich.

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen.
Es flieget der Adler
Still mit dem Raub auf die Felſenſpitze,
Stumm hehlet ſein Flügel
Ein der Sonne lockenden Stral,
Wann um windige Thürme die Dohle krächzt,
Die Krähe ſchießt mit Geſchrei
Auf das Aas, das am Boden liegt.
Wenn des Freundes liebender Scherz
Die Wonne des Bechers heiligt,
Wenn die Sterne und der Mond
Still glänzen auf dem Wein,
Wenn als Traum wiederkommt
Die Jugendblüthe, die Liebe,
Wenn der fromme Gedanke das Moos
Der begrabnen Geliebten,
Die den Becher nicht hören, den Mond nicht ſehen,
Säuſelnd umſchwirrt und in Thränen
Das Herz die Empfindung löſt —
Dann drehe die heiligen Schlüſſel,
Dann weine mit mir.

Frühlingslied.

1802.

Wann das Veilchen blüht und der Kukuk ſingt
Und die Nachtigall flötet im Buſch,
Wann die Jugend munter zum Reigen ſpringt
Und es rauſcht durch die Blätter buſch! buſch!
Dann führet zum Baume, zum Quell
Die Geſellin der frohe Geſell,
Dann paart ſich die Liebe im Buſch.

Sei willkommen, Frühling, du ſüßer Gaſt!
Sei willkommen, du fröhlicher Mai!
Der die Freude bringt und die Sorge haßt.
Noch ſind Leben und Jubel uns frei.
Auf! liebliches Mädchen, zum Tanz!
Weil dir blühet der liebliche Kranz
Der Jugend, ein fröhlicher Mai.

Wann der Winter ſchneit und das Alter friert,
Dann du wünſcheſt und weineſt umſonſt;
Wer die Blume pflückt, die den Frühling ziert,
Der verſtehet die glücklichſte Kunſt.
Süß Liebchen, wir kommen zur Stell —
Wie dir glänzen die Aeugelein hell!
Frau Luna, ihr Sternlein mit Gunſt.

Der Schäferin Klage.

1801.

Habe mir Blumen gepflückt,
Des Liebſten Grab zu beſtreuen.
Ach! wie wir ſpielten beglückt
Am fröhlichen Tage der Maien!
Wie wir tanzten und ſangen!
Doch die Luſt iſt vergangen,
Kein Maitag wird mich erfreuen.

Klage mir, Nachtigall ſüß —
Mit Thränen bring' ich die Gabe;
Dieſe das Schickſal mir ließ,
Das Süßeſte, was ich noch habe.

Schwindet, Blumen und Thränen!
Nimmer ſchwinde mein Sehnen!
Mein Liebſtes ſchlummert im Grabe.

Wandle, du freundliches Licht!
Geh, Sonne, auf und geh unter!
Sternlein, verdunkelt euch nicht
Und haltet die Glücklichen munter!
Ich muß weinen und klagen
In den künftigen Tagen:
Es ging die Liebe mir unter.

Auf dem Grabe.

1801.

Erde, wie du lebeſt und grünſt!
Haſt das Grab der Liebe umſponnen
Luſtig mit Blumen bunt, mit grünen Gräſern,
Webeſt Moos um die Steine.

Aber, Thränen, fließet darauf;
Denn den Schläfer drinnen erquicket
Nimmer der Blumen Duft, er hört nicht das Lüftchen,
Das ſein Lager umſäuſelt.

Weine nicht! es wandelt der Mond
Mit den ſtillen Sternen vorüber,
Glänzt auf das goldne Moos, die thauenden Gräſer,
Die den Hügel begrünen.

Weine laut! die Nachtigall ſchlägt
Und die Mücken wimmern ſo traurig
Todtengeſang darein, es hüllet die Wolke
Schon den Mond und die Sterne.

Des Knaben Segen.

1801.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!

Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt!
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau,
Mögte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Mögte in das fröhliche Leben
Hinein mit Schwalben und Bienen ſchweben,
Mögte ſich ſtürzen nimmerſatt
In der Welten unendliches Bad!

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, was es will.
Ach! wie ſchimmert dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Lenz mit den Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht.
O wie wird's dann dem Buſen enge!
Wie iſt auf dem Wege ſo heiß das Gedränge!
Ein ſtetes Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen und kannſt nicht bleiben.
Darfſt nicht lieben und ſollſt nicht haſſen —
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer,
Sehnſt dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel
Zu dem Steckenpferde, zum Ball,
Wünſcheſt, daß in der ſtillen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gebe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn dir, Erde du grüne,
Dir, leuchtender Himmel, liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt das Herz ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,
Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe geboren —
Laß ihn freundlich führen die Horen!

Wir haben zu den Göttern gebetet,
Drum leiſe um das Kindlein tretet.
Es iſt von Himmel und Erde geſegnet,
Vom Schickſal, das uns ſtill begegnet.
Drum weicher, als des Kranken Kiſſen,
Sei um die Kindheit das Gewiſſen!
Sie gleichet wohl dem ſüßen Mai,
Liebt ſüße Geſänge und kein Geſchrei,
Mag ſtill ſchauend in Blumen liegen
Und läßt ſich ſpielend in Schlummer wiegen.

Nachruf.

1803.

In das Schattenreich ſoll ich dir folgen?
Aus der dunkeln Tiefe rufſt du mich?
Holder Schatten, ach! nicht einen ſolchen
Klang von unten hofften du und ich.

Lange ſollteſt du dem frommen Dichter
Cypris Pieris und Charis ſein,
Du verſchwandeſt, und die Todtenrichter
Führten ins Elyſium dich ein.

Spiegelt ſich in deinen dunkeln Flüſſen,
Die kein Stral des Himmelslichtes hellt,
Die wir alle einſt beſchiffen müſſen,
Noch das Bild der ſchönen Sonnenwelt?

Schiffen die erretten von dem Böſen,
Lieb' und Freude und der holde Wahn,
Luſtig mit den luſt'gen Schattenweſen
Auch hinüber in dem ſchwarzen Kahn?

Oder reißt die ſelbſt das Herz verheeret,
Lethe Süßes auch ins Wellengrab?
Wo kein Lebender hinunter fähret,
Fährt auch da kein lebend Wort hinab?

Nein, du hörſt mich bei den ſtillen Manen,
Denkſt mit Sehnſucht an das Erdenlicht;
Schwölle Lethe auf zu Oceanen,
Unterging' in ihr die Liebe nicht.

Süße Liebe, holder Traum des Lebens
Und der Zukunft liebliches Gedicht,
Deine Seligen bedroht vergebens,
Was der Parze dunkler Knäul umflicht.

Echo.

1803.

Es rufet ein Vogel, daß luſtig ſchallt
Im grünen Wald:
Kuku! Kuku! Kuku!
Die Stimme, die ſchwatzend aus Felſen ſingt,
Es wiederklingt:
Kuku! Kuku! Kuku!

Es locket ein Stimmchen, das klinget laut,
Es lockt die Braut:
Hoho! Hoho! Hoho!
Die Berge, die Hügel ſie locken nach,
Es rauſcht der Bach:
Hoho! Hoho! Hoho!

Und ſcherzend die Braut, der das Locken gilt,
Entgegenſchilt:
Hoho! Hoho! Hoho!
Und äffend die Vögelchen ſtimmen ein,
Es ſchimpft der Hain:
Hehe! Hehe! Hehe!

Schon drücket der Locker der Braut die Bruſt,
Es tönt die Luſt:
Hihi! Hihi! Hihi!
Es flüſtern die Aeſte, das Lüftchen ſingt
Und Echo klingt:
Hihi! Hihi! Hihi!

Die vier Alter.

1803.

Unter Blumen geht der Knabe
Spielend mit der freundlichen Welt,
Die er noch als Knoſpe hält,
Hat ein Roß in ſeinem Stabe
Und im Teiche einen Belt.
Spiele, ſpiele, froher Knabe!
Und genieße, was dir gefällt!

An dem Strome der Jüngling ſtehet
Und ſein Rauſchen ihm ſchwellt das Herz,
Sehnend, was er nicht verſtehet,
Flammt ſein Blick hinüberwärts.
Wie ein Täubchen aus dem Schlage
Fliegt er in die weite Welt,
Bis mit jedem goldnen Tage
Auch ein goldner Zauber fällt.
Auf dem Lande, auf den Wogen
Jſt er viel umhergezogen;
Nur die Sorge bringt er mit
In das Land der erſten Wiege
Als den Preis der langen Züge,
Und ſie folgt ihm Schritt vor Schritt.

In die Enge zieht der Mann
Sich im Lebensſturm zuſammen,
Jeder Tag mit ſeinen Flammen
Fragt ihn, ob er ſtreiten kann;
Seines Willens ſtrenger Meiſter
Jagt er ſelbſt die Hoffnung fort,
Suchet in ihm ſelbſt die Geiſter,
Sucht ſie nirgends oder dort,
Kämpft für ſeines Herzens Neſt,
Daß ſich Fremde drein nicht ſetzen,
Hält, umringt von tauſend Götzen,
Nur im Schweiß das Heilige feſt;
Das Allmächtige, was zertrümmert,
Ehrt er wie den Schwur des Styx,
Sieht es kommen aber wimmert
Nicht um Gnade des Geſchicks.

Kraftlos ſchleicht der müde Greis
Zitternd an dem Wanderſtabe,
Doch ihm blühen ſelbſt am Grabe
Blümlein roth und blau und weiß;
Geiſtern trauet er und Träumen,
Nimmt die Hoffnung wieder ein,
Und ſie kommt mit goldnen Säumen
Freundlich wie ein Engelein.

In der Mitte liegt das Streben,
Um der Kindheit Morgenroth,
Um den Tod
Blüht am jüngſten jedes Leben.

Die Blumen.

1804.

War bunt der Frühling erſchienen,
Schien warm der Sonnenſtral,
Ich ſchwärmte mit Schwalben und Bienen
Hinein ins Blumenthal.

Die ſeinen Buſen zu ſchmücken
Der Lenz ſich machen kann,
Sie ſeh'n mit liebenden Blicken
Mich jung und luſtig an.

Da ſteht das Veilchen beſcheiden,
Das Blümchen wunderhold,
Scheint ſprechend: Magſt du mich leiden?
Ich bin ſo treu wie Gold;

Scheint ſprechend: Tulpen und Nelken
Blüh'n ſchöner wohl als ich,
Doch auch die ſchönſten verwelken,
Komm, Knab, und pflücke mich.

Da ſteht die Lilie, blinkend
In Unſchuld weiß und frei;
Die Nachtviole, verſinkend
In ſüße Schwärmerei;

Und auch Narciſſe die helle,
In Liebe rein und zart,
Die über der Sehnſucht Quelle
Zur ſchönſten Blume ward.

Da weh'n mit lockigen Haaren
Die bunten Nelken auch,
In Buhlereien erfahren,
Und ſtreuen ſüßen Hauch.

Da glänzt im farbigen Wahne
Leichtfertig junges Blut
Die ſchimmernde Tulipane,
Die wunderfreundlich thut.

Doch wie ſie lieblich mir däuchten,
Vom Lenzesſtrahl beſonnt,
Von allen Frommen und Leichten
Hat keine mich locken gekonnt.

Da ſah auf Dornen ich blutig
Der Roſe Majeſtät,
Und alle Freude ſo muthig
Vor ihrem Schein vergeht.

Und nimmer kann ich mich laſſen —
O Herz, mein armes Herz!
Ich muß die Dornen faſſen
Im heißen ſüßen Schmerz.

Gewaltig hat mich geſtochen
Der allerſchärfſte Dorn:
Die Roſe ſteht ungebrochen
Und hat kein Blatt verlorn.

Lied der Freien.

1803.

O ſelig, wem für's Vaterland
Der fromme Kampf gefällt!
Wer, wo er ſiegend überwand,
Mit ſchönen Wunden fällt!

Das matte Leben blutet hin,
Doch nicht der ſtarke Muth,
Er ſchauet mit vergnügtem Sinn
Entflieh'n ſein letztes Blut.

Er rufet: Freiheit lebe hoch!
Die ganze Welt ſei frei!
Zerbrochen der Deſpoten Joch!
Zermalmt die Tyrannei!

Und Waffenklang ſein Ohr begrußt
So ſüß als Saitenſpiel,
Bis er das kühne Auge ſchließt
Und ſinkt auf blut'gen Pfühl.

Und Heldenbrüder ſenken ihn
Mit ſeiner Wehr hinab
Und pflanzen Eichen ſtolz und grün
Als Denkmal auf ſein Grab.

Drum ſelig, wer für's Vaterland
Des frommen Todes ſtirbt!
Und ſolchen Kranz mit tapfrer Hand
Und ſolches Grab erwirbt.

Die Barden kommen mit Geſang
Und melden ſeinen Preis
Und machen durch der Saiten Klang
Der Enkel Buſen heiß.

Die Jungfrau'n friſche Blumen ſtreu'n,
So oft der Frühling blüht,
Und weinen manche Thräne drein
Und ſingen manches Lied;

Und ſingen: Wer am beſten ficht
Im Streit für's Vaterland,
Dem beut das frommſte Angeſicht
Erröthend ſeine Hand;

Und ſingen: Wer in Heldenreih'n
Als erſter Kämpfer geht,
Der ſoll die ſchönſte Jungfrau frei'n
Und nehmen in ſein Bett.

Die Mutter ihren Säugling trägt
Wohl auf das grüne Grab,
Ihn ſegnend auf den Hügel legt
Und Thränen weint hinab;

Und betet zu dem Abendroth
Und zu der Sterne Glanz:
Ihr Götter gebt ihm ſolchen Tod
Und ſolchen Ehrenkranz!

O Vaterland, du freies Land,
Der Segen ſei mit dir!
Und alles Unheil abgewandt
Und Knechtſchaft für und für!

Stolz müſſen deine Männer ſein
Auf ſüßer Freiheit Pflicht!
Als Sieger nehmen wir ſie ein,
Doch als Beſiegte nicht.

Keuſch ſei am ſichern Herd das Weib,
Das ſeine Flammen ſchürt,
Und züchtig aller Jungfrau'n Leib,
Die Jugendblüthe ziert!

So betet ſie — im Sternenſchein
Umſäuſelt es das Grab,
Und Geiſter rauſchen durch den Hain
Und Götter ſchau'n herab.

Das Geſpräch.

1803.

Ich ſprach zum Morgenroth: was glänzeſt du
Mit deinem Roſenlicht?
Ich ſprach zur Jungfrau ſchön: was kränzeſt du
Dein junges Angeſicht?
Morgenroth, du einſt erbleichen mußt,
Jungfrau ſchön, du einſt auch ſterben mußt;
Drum ſchmücket euch nicht.

Ich ſchmücke mich, ſo ſprach das Morgenroth,
Mit hellem Roſenlicht:
Ob mir dereinſt ein andres Schickſal droht,
Das weiß und frag' ich nicht.
Der dem Mond, den Sternen gab den Schein,
Auch gefärbt hat roth die Wangen mein.
Drum traure ich nicht.

Ich kränze mich, ſo ſprach die Jungfrau ſchön,
Weil noch mein Frühling blüht.
Sollt' ich darum in ſtetem Trauren geh'n,
Daß einſt die Jugend flieht?
Der beſchirmt und hält der Vöglein Neſt,
Der die Blumen blüh'n und welken läßt,
Dem traut mein Gemüth.

Das Waſſer.

1803.

Wie ſchau ich ſtill und fromm hinab
In deiner Wellen ſtilles Grab!
Iſt um das Herz mir ſüß und weh
Und pochet, was ich nicht verſteh,
Du Fluth in tiefer See.

Dein Waſſer rinnet immerhin,
So rinnet auch des Menſchen Sinn,
Nimmt immer ab und immer zu,
Erlanget ſtets, hat doch nicht Ruh:
Sein Bild, o See, biſt du.

Wohl aus der Erde dunklem Schooß,
Aus Klippen reißeſt du dich los,
Jagſt ſchneller dich als Roſſes Trab
Zum weiten Ocean hinab,
Erjagſt dein ewig Grab.

So jagt mit ſeinem kurzen Tag
Der Menſch auch bunten Schatten nach,
Im Sturm und Schnee, im Saus und Braus
Ihm läuft das ſüße Leben aus
Ins letzte enge Haus.

So ſpiegelſt du vor meinem Blick
Mein eignes wechſelndes Geſchick:
In deiner Tiefe, deiner Höh
Ich meine Fluth und Ebbe ſeh,
Du Fluth in ſtiller See.

Geſang der Töchter der See.

1803.

Wie ſchäumen die Wogen und wallen!
Den ſilberbemuſchelten Hallen
Entſteigen die Töchter der See;
Sie kommen wie Klang der Sirenen,
Sie kommen mit himmliſchen Tönen
Und grüßen die leuchtende Höh.

Wie fliegen ſie leicht, wie vom Bogen
Der Pfeil, auf den wallenden Wogen
In tändelnden Spielen entlang!
Wie wehen die grünlichen Locken!
Wie leuchten die Augen! wie locken
Die Lippen mit Zaubergeſang!

Kommt, ſorgende Menſchen, ihr Guten,
Zu ſchauen die Kinder der Fluthen,
Zu ſchauen die fröhliche Welt:
Wir dürfen nicht pflügen noch ſäen,
Wir dürfen nicht ärndten noch mähen,
Doch haben wir, was uns gefällt.

O ſehet die freundliche Sonne,
Hier gehet ſie ſchlafen mit Wonne,
Hier baden die Sternlein ihr Haar,
Sie kommen ſo ſtill und beſcheiden
Und baden die Locken in Freuden
Und waſchen die Aeuglein ſich klar.

Drob ſitzen, von Sehnſucht gefangen
Die Horcher und ſchau'n mit Verlangen
Hinab in das leuchtende Grab:
Sie können nicht bleiben noch fliehen,
Wir ſtrecken die Arme und ziehen
Sie brünſtig zur Tiefe hinab.

Palläſte aus hellen Kryſtallen
Und Grotten und muſchlige Hallen
Steh'n ſchimmernd im ſpiegelnden Grund.
Kaum kommen die Kinder der Auen
Die herrlichen Wunder zu ſchauen,
So ſind auch die Herzen geſund.

Wir kränzen mit Edelgeſteinen
Die Locken, wir kleiden die Feinen
Mit Perlen und güldnem Gewand;
Wir ſchaukeln ſie, wollen ſie liegen,
In bunten korallenen Wiegen,
Und ſtreicheln mit zärtlicher Hand.

Kommt, freundliche Mädchen und Knaben,
O kommt zu den lieblichen Gaben
Hinab in die wallende See!
Die Sterne ja kommen zum Strande
Hinab von der himmliſchen Höh.

Der Knabe und die Jungfrau.

1805.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte weh'n,
„Süß Lieb', ich muß jetzt hinnen geh'n,
„Ade, du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt dir das Bleiben Müh?
„Noch ſtreifet nicht der Oſt den Tag,
„Noch rufet nicht der Finkenſchlag.
„Was eileſt du ſo früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
„Wie oft dein Herz an meinem lag,
„Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
„Guckt' in den grünen Wald!"

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön,
„Die liebe Mutter ſchilt:
„Was thuſt du, Knab, ſo früh aufſteh'n?
„Sieh, deine Wangen dir vergeh'n,
„Siehſt wie ein Jammerbild."

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön,
„Der Tag iſt heiß und lang
„Und keinen Schlaf die Augen ſeh'n,
„Ich muß des Vaters Schwade mäh'n,
„Da iſt kein Nebengang.

„Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küſſet mich dein Mündlein ſein,
Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegenwallt.“

„Doch ſüßer wär' es tauſendmal
Im eignen Kämmerlein,
In ſtiller Nacht, bei'm Sonnenſtral,
Du meine Braut, ich dein Gemal,
Uns ſüßer Luſt zu freu'n.“

„Willſt du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,
So ſoll noch heute Hochzeit ſein,
So ſchlaf' ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei dir.“

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſein?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo dein Ehrenkleid?

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit,
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt
Das wird mein Ehrenkleid.“

„Mein Kind, wie ſchmückeſt du dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?“

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſteh'n,
Den goldnen Ring zum Traualtar
Flecht' ich aus meinem goldnen Haar:
So macht die Braut ſich ſchön.“

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?“
„Die Spieler ſind die Vögel all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie können ſchönes Spiel.“

„Mein Kind, wo nimmſt du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?“
„An Lampen fehlt's mir nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer
Erleuchten mir die Nacht.“

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?“
„Tief, tief, wo keine Winde weh'n,
Mußt du mit mir hinunter geh'n;
Da iſt der Hochzeitſaal.“

„Iſt ſchon geſchmückt dein Kämmerlein?
Gemacht dein Hochzeitbett?“
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Perlen und mit Muſcheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett.“

„O Jungfrau, ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit dir!
Wie ſchön muß da zu wohnen ſein!
Wie ſüß, in deinem Aermelein
Zu ſchlafen für und für!

Und fröhlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe! komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kommt nicht mehr zurück.

Das Loos des Schönen.

1803.

Die Roſe blühet auf Dornen,
Die Nachtigall ſinget im Leide,
Was hoffeſt du irdiſche Freude,
Wo nirgends das Schöne beſteht?

Die Blüthen verwelkten und ſtarben,
Dann klangen die Sicheln zu Garben,
Doch manche der lieblichſten Blüthen
Hat fruchtlos der Winter verweht.

Hier ſteh' ich, pflücke mir Blumen,
Der Liebſten den Hügel zu ſchmücken,
Ich hoffte in Freuden zu pflücken,
Was brachte der luſtige Mai;
Nun lieget mir ſtill und begraben
Die ſchönſte der irdiſchen Gaben,
Drum pflück' ich die Blumen mit Thränen,
Die brachte der luſtige Mai.

Klingt ſtiller, zärtliche Saiten,
Klingt ſtill um die ſchlummernde Schöne!
Sie kannte den Wohllaut der Töne,
Der Seelen melodiſchen Klang;
Haucht, Blumen, die lieblichſten Düfte!
Die ſchläft in dem Schweigen der Grüfte,
Ging Veilchen zu pflücken und Roſen
Oft ſpielend die Auen entlang.

Liebesſtreit.

1803.

„Sieh, ſüße Maid, wie die Bäume blüh'n!
Horch! wie die Waſſer klingen!
Noch iſt dir Jugend und Frühling grün
Zu lieben ſüßen Dingen.
Komm, komm zum Wald! zum grünen Wald!
Wir werden alt.“

„Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu ſüßen Dingen,
Doch ſollſt mich, wo mich nicht jeder ſieht,
Zum grünen Wald nicht bringen.
Manch Bub iſt gleich dem Taubenfalk,
Er iſt ein Schalk.“

„Sieh, ſüße Maid, wie das Roſenroth
Auf friſchen Wangen ſpielet!
Bald wiſcht es ab der geſchwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße pflücken jetzt!
Er pflückt zuletzt."

„Und pflückt der Tod auch die Roſe zart,
Die ich ſo fromm bewahre,
So wiß, die Roſe wird aufgeſpart
Dem Treuen vor'm Altare:
Sein harr' ich ſtill,
Und kommt er nicht,
Sie keiner bricht."

Sieh, ſüße Maid, wie die Augen klar
Ausſprechen ihr Verlangen:
Was kommt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen ſchön gegangen?
Sie winken ſüß mit Luſtgewalt
Zum grünen Wald.

„Laß winken lüſtern die Augen mein,
Ich will ſie nicht erhören;
Ihr Winken gleichet dem Irrlichtſchein,
Die Jungfrau zu bethören:
Trau nicht dem Schein des Augenlichts,
Du trauſt auf Nichts."

„Sieh, ſüße Maid, wie ſo rund und knapp
Die Brüſtlein aufwärts drängen!
Laß was Natur dir ſo luſtig gab
Nicht traurig in den Engen —
Im Wald iſt Schatten überaus,
Komm! komm hinaus!"

„Du Schnöder, deſſen Geſicht behext
Mein junges friſches Leben!
Was unter'm Tuche des Buſens wächſt,
Das darf ich dir nicht geben;
Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freue dran."

„O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt,
Wie rein an Herz und Sinne!
Nimm den, der treu dir auf ewig iſt,
In deine ſüße Minne;
Er iſt nicht ſchlimm, er führt zur Trau
Die junge Frau.“

„Auf! junger Knab, wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag mit dir in den grünen Wald
Ich wohl ein Gänglein wagen;
Dann komm, o Knab, zum grünen Wald:
Wir werden alt.“

An Billroth.

1863.

Sieh auf, wie funkeln ſo mild
Die Sterne am himmliſchen Bogen,
Wie ſchwimmt durch die luſtigen Wogen
Des Mondes ſüßtröſtendes Bild!
Es mahnt durch ſein liebliches Scheinen:
Ihr ſollet nicht weinen.

Sieh auf, es regnet und ſchneit,
Die Himmel befruchten und thauen,
Dann grünen die irdiſchen Auen,
Daß Blume und Staude ſich ſprießt,
Daß Lerchen ſich himmelauf ſingen
Und Seligkeit klingen.

Hinab, hinab in die Nacht!
Hinab von den ſternigen Auen!
Da weben gewaltige Frauen
Des Schickſals verborgene Macht,
Da lauert Alekto, der Nattern
Die Locken durchflattern.

Einſt rollt der Knäuel ſich auf,
Geſchwängert mit künftigen Keimen;
So wandeln die ſtillen geheimen
Drei Schweſtern vom Orkus herauf
Und bringen zum Lichte der Sonnen,
Was unten geſponnen.

Hier in der Mitte bleib ſteh'n,
Hier herrſchen die Mächte von oben,
Der Faden, dort unten gewoben,
Wird hier ſich zum Leben dir dreh'n,
Hier wird ſich nach Zephyrn und Stürmen
Dein Hügel einſt thürmen.

Was fragſt du, Thörigter, viel?
Es kommen, vom Schickſal gebunden,
Die Freuden und Leiden der Stunden,
Es ſteht dir vom Schickſal das Ziel.
Laß rollen die Räder des Lebens!
Du hemmſt ſie vergebens.

Friſch auf! noch ſchäumet der Wein,
Noch locken die Vögel der Lüfte —
Die ſtillen Bewohner der Grüfte
Wiegt Liebe und Wonne nicht ein,
Wann wir mit den weiten Entwürfen
Vergeſſenheit ſchlürfen.

Klage um Liebe und Freiheit.

1801.

Willſt du, o junge Welt, dich früh entfärben?
Du ſüßer Lenz mit deinem Roſenſchein?
Muß Schönheit mir nur winken, um zu ſterben?
Wächſt mir aus kurzer Luſt die lange Pein?
Du glänzend Glück, ſo fliegeſt du in Scherben?
Auch du, o Freude, fliehſt mit deinem Reih'n,
Doch prangt Natur mit bunten Blumenmatten;
Nur mich allein umwölkt des Unglücks Schatten.

Das war es, was die Parze mir geſungen,
Als man ins Windelband den Säugling fing;
Das war es, was des Knaben Bruſt durchklungen,
Wenn er am Meer, im Haine traurig ging;
Damit hat oft der Jüngling heiß gerungen,
Wie Iſrael Jehovah einſt umfing:
So wandeln vor dem ſterblichen Geſchlechte
Verhüllt die Bilder unſichtbarer Mächte.

Das war es, was der ſtrenge Ernſt bedeutet,
Womit ich blutig um die Tugend rang;
Die Wolluſt ward von andern friſch erbeutet,
Ich wandte einſam von ihr meinen Gang:
So wird das Schickſal warnend vorgeläutet,
O Herz, mit deinem dunkeln Glockenklang,
Und wie des Buſens Saiten drinnen klingen,
So müſſen wir es draußen all vollbringen.

Hier ſteh ich nun an deiner Blumenſchwelle,
Du ſüße Jugend, fahre ewig wohl!
In dieſer Bruſt wird's nimmer wieder helle,
Sie iſt des Nordens düſtrer Winterpol:
Da weht kein Blatt, da ſpielet keine Welle,
Nur Winde pfeifen durch die Nächte hohl,
Nur öder Geiſter fürchterliches Grauen
Umſchwebt des ewig ſtarren Eiſes Auen.

Wo biſt du, ſüßer Inhalt meiner Lieder?
Wo biſt du, meiner Jugend ſchöner Geiſt?
Die Sonne flieht und kehret ewig wieder,
Doch du biſt ewig in die Nacht gereiſt;
Nie kehret zu des Lichtes Fluren wieder,
Was unerbittlich ſtreng der Styx umfleußt,
Nie kam ein Wandrer von den ſtillen Seelen
Hier oben uns die Kunde zu erzählen.

Wo biſt du, meine Liebe, mein Verlangen,
Wornach die kranke Sehnſucht ächzend ruft?
Wir ſahen dich noch jüngſt ſo luſtig prangen,
Nun blühen Blumen ſchon auf deiner Gruft;
In Träumen nur willſt du mich noch umfangen
Und hauchſt mich lieblich an wie Himmelsduft,

Durchleuchteſt mir das Herz mit heil'gen Wahnen,
Zum Stolz der Tugend meine Kraft zu mahnen.

Da klingſt du mächtig oft wie Geiſterſtimme:
Auf! zu den Sternen auf das Angeſicht!
Daß dir die kühne Sehnſucht nie verglimme,
Ward dir der Geiſt gewebt aus Luft und Licht:
Drum raſe wie der Sturm im raſchen Grimme,
Drum brenne wie die Gluth, und zittre nicht
Durch Arbeit und Gefahr zu allen Göttern
Mit Jovis Sohn den Himmel zu erklettern.

Dahin? dahin? ſo ſoll ich mich ermannen?
In Eiſen kleiden meinen wunden Gram?
Die milden Geiſter ſoll ich alle bannen?
Nicht fühlen, was der Tod mir Armen nahm?
Dein Elend nur, mein Volk der Allemannen,
Das ſoll ich fühlen? das, und meine Schaam?
Die Freiheit auch iſt dieſes Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben.

Du Land der Eichen, wo das Ja ertönet,
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegeſt du verhöhnet!
Du Kriegerin, wie blickſt du abgewandt!
Du, die die Schmach der alten Welt verſöhnet,
Die einen Weg zu Romas Schickſal fand,
Du Pflegerin der Tapfern und der Guten,
Weinſt Thränen in des fremden Rheines Fluthen.

Doch daß er fremd iſt, werden alle büßen,
Die es verſchuldet: Rechnendes Geſchick,
Du wandelſt leiſe, doch auf ehrnen Füßen
Und greifſt die Schuld am bebenden Genick;
Wie Berge Ströme hoch aus Wolken gießen,
So ſtrömſt du aus der Völker wechſelnd Glück,
Machſt Fürſten blind und Könige zu Kindern,
Wann's dir gefällt das Große zu vermindern.

Doch wird der Rache Tag ſich düſter bläuen,
Geladen mit des Zorns Gewittergluth,
Wie Spreu im Winde wirſt du dann zerſtreuen
Die eitlen Wälſchen, heil'ge deutſche Wuth;
Denn unbezwinglich gleich der Kraft der Leuen,
Denn unbeſieglich iſt der Frommen Muth,
Macht Knechte zittern und zermalmt Tyrannen.
Das glaube feſt, mein Volk der Allemannen.

So will ich dich als feſtes Anker halten,
O Hoffnung! fahre hin, du glattes Glück!
Zu euren Sternen, ewige Gewalten,
Zu eurem Stolz erheb' ich kühn den Blick;
Wo Luſt ſich treibt in wechſelnden Geſtalten,
Zum ſüßen Irrthum will ich nicht zurück:
Dir will ich, Vaterland, dein Opfer weihen
Und ſterben oder ſiegen mit den Freien.

Frage und Klage der Sehnſucht.

1802.

a.

Luna, biſt du einſt hinabgeſtiegen
Aus dem ewigheitern Götterſaal,
In des Tmolus ſüßverborgnem Thal
Irdiſch bei Endymion zu liegen?

Leuchtet das unſterbliche Vergnügen,
Das dem Himmel ſeine Flammen ſtahl,
Durch der langen Wehmuth ſtillen Stral
Nicht zuweilen noch in hellern Zügen?

Luna, deine Lieb' iſt hingegangen,
Und dein holdes Antlitz geht erblaßet
Durch die feuchten Nächte um.

Rede, Göttin mit den bleichen Wangen:
Blüht nicht unten, was dich einſt umfaſſet?
Blühet im Elyſium?

b.

Wohl Viele ſind durch Liebe hoch geprieſen,
Der Thracier, der mit dem Saitenklang
Den kalten Orkus ſelbſt zu Thränen zwang,
Und der, dem Hero durch das Meer gewieſen.

Noch klinget auf der Sorga Roſenwieſen
Dem Enkel oft der Lauriſche Geſang,
Noch weinet manches Auge ſüßen Dank
Des Mitleids Abelard und Heloiſen.

Und ſie, die frommſte aller frommen Frauen,
Die durch die Liebe alles überwand,
Geht ohne Lieder in des Orkus Grauen?

O ſchlüge doch die Leyer meine Hand
Wie der, ſo vor dem Schattenkönig ſtand!
Dann ſollten Engel ſich in ihr beſchauen.

Dithyramben.

1802 und 1803.

1.

Das blanke Eiſen, das junge Blut
Man muß es brauchen in Jahren.
Die Jugend locket mit friſchem Muth,
Wird friſch von hinnen auch fahren:
Was willſt du machen, wann Runzeln gelb
Die Roſenwangen entfärben?
Wann ſpringt auf männlichem Hirngewölb
Das roſtige Eiſen in Scherben?

Drum bringt herbei mir das Mägdlein hold,
Den Stal der blitzenden Klinge!
Die Männerſchlacht und der Minneſold
Sind tapfre freudige Dinge.
Es ſoll Kupido als Schenke friſch
Das Luſtgelag mir beſitzen,
Und Roſen ſollen am Jubeltiſch,
Cytherens Roſen, auch blitzen.

Doch ewig weg mit dem jungen Moſt!
Hinweg von roſigen Lippen!
Dem Waſſertrinker mit ſolcher Koſt
Füllt auf die ſpakrigen Rippen,
Beſtraft mit geſtern gepreßtem Wein
Des Trinkgelages Verſpötter:
Er zeigt als Irrwiſch der Lichter Schein
Und unter dem Tiſche die Götter.

Doch mir mit Mädchen und Roſen jung
Den ältſten Greis aus dem Keller!
Seine alte Jugend hat raſchen Schwung,
Mit jedem Jahre wird ſchneller:
Er hat in heiliger Bacchuswuth
Die Leu'n gebändigt vor Jahren.
Drum wolle der Himmel uns junges Blut
Und alte Weine bewahren!

2.

Des Lebens Jubel iſt erſchienen,
Man trägt die Tonnen ſchon herbei —
Auf! all' ihr Naſen mit Rubinen!
Auf! haltet uns die Lichter frei.

Um eure leuchtende Laterne
Verſammle ſich, was luſtig iſt,
Vor deren Glanz das Licht der Sterne
Und ſelbſt der Mond in Dunſt zerfließt.

Euch wuchs aus hunderttauſend Weinen,
Was Hermes ſchwitzend oft verflucht,
Der ſchönſte von den Edelſteinen,
Die Geiz in tiefer Erde ſucht.

Herbei denn, ritterliche Blume,
Mit ſolchem Ehrenglanz geziert!
Wo Bacchus in dem Heiligthume
Mit allen Göttern präſidirt.

Nichts Großes ſchafft das Wörtlein nüchtern,
Kein Kloſter hegt's in ſeinem Raum;
Auch galt bei Helden und bei Dichtern
Stets Weiberlieb' und Rebenſchaum.

Wann Zeus auf Sternen rundgegangen
Im Reigen mit der Götterſchaar,
So färbt' ihm Rebenſaft die Wangen
Und Roſen kränzten ihm das Haar.

Nie iſt er im Olymp geſeſſen
Im ſchweren Herrſcherſtul allein;
Der Schmidt muß ihm die Trauben preſſen
Und Ganymedes ſchenkt ihm ein.

Nicht ſchlechter ſei es hier auf Erden,
Der Menſch hat den Olymp gebaut,
Und jeder kann olympiſch werden,
Wer fleißig in den Becher ſchaut.

Er wirft das Blei der Lebensſchwere
Tief zu den Hefen in das Faß
Und füllet muthig ſeine Leere
Mit edlem Wein ſich Glas auf Glas.

Drum friſch, ihr Mondſcheinangeſichter,
Mit vollen Kehlen hoch gepreiſt,
Was durch das Freudenloch der Trichter
In klingende Pokale fleußt!

Es weiche keiner von dem Sitze —
Dies heilige Geſetz ſteh feſt —
So lange uns der Tonnen Ritze
Noch einen Tropfen fließen läßt.

3.

Hör' ich munter um die Tonnen ſingen
Kannen klappern, Gläſer hell erklingen,
Däucht es mir, ich höre Sphärenton:
Muß ſogleich hinein in ſolchen Orden,
Bin einmal nun ſo geboren worden,
Glaub' als Türk Prädeſtination.

Uebt dort oben ſich in Donnerklängen
Zeus und läßt die Wolken runzlicht hängen,
Meint ihr wohl, ich ſchlag' die Hände ſchon?
Trink' ihm tapfer zu in [illegible]lchen Nöthen,
Einen Trunknen darf kein Donner tödten:
Zeus hat auch Prädeſtination.

Laß den alten Graubart immer toſen!
Mir bringt junge Mädchen, junge Roſen,
Tonnen, die mit Niederlagen droh'n;
Muß ich dann gleich mit den Tapfern fallen,
Fange mich die lieblichſte von allen.
Das ſei mir Prädeſtination.

Laß die Thoren fliegen in die Fernen,
Laß das Heil ſie fragen von den Sternen,
Forſchen aus dem tiefen Acheron:
In den Tonnen leſ' ich die Planeten,
Seh' am Hügel, wo ſich Trauben röthen,
Meines Sterns Prädeſtination.

Droht der bleiche Tod mit ſeiner Senſe,
Reit' ich's Leben doch auf Stang' und Trenſe
Im Galopp, im Trotte ihm zum Hohn:
Vor der Stunde darf das Roß nicht ſtürzen,
Um Minuten darf er mir nichts kürzen:
Tod hat auch Prädeſtination.

Die fünf Gläſer.

1803.

Mein erſtes Glas, mein beſtes Glas
Auf des Gelags Genoſſen,
Für die viel tauſend Mal das Faß
Sich luſtig leer gefloſſen,
Die vor dem Zapfenloch ſo gern
Gejubelt und geſündigt
Und denen oft der Morgenſtern
Bei'm Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein ſchönſtes Glas
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held bei'm Trunke ſaß,
Der hält ſie hoch in Ehren:
Kein Herz iſt feſt vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen,
Doch haben ſie bei'm Waſſer ſich
Nie hohes Lob errungen.

Der Freundſchaft dieſes dritte Glas
Zur Heiligung des Feſtes!
Durch ſie bezwang der Hölle Haß
Mit Pylades Oreſtes,
Durch ſie iſt manche Männerbruſt
Zur Götterheimath worden,
Und ſie verſammelte zur Luſt
Auch dieſen Zecherorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas
Soll vollen Klangs erſchallen
Für die, ſo im Tyrannenhaß
Für's Vaterland gefallen,
Für die auch, ſo im Sorgenhaß
Den Wein auf Fäſſer faßten
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinſanken und erblaßten.

Mein fünftes Glas, mein letztes Glas,
Die heilige Fünfe lebe!
Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der ſüße Strauch der Rebe!
Es blühen Roſen, Mädchen jung
Mir noch bei grauem Haare!
Und Becherklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Baare!

Das runde Lied.

1803.

Brüder, gerüſtet das Herz und den Mund!
Heidniſche Weisheit und chriſtlicher Glaube
Sitzen in Eintracht bei'm Nektar der Traube.
Rund heißt die Looſung, auf! ſinget ſie rund!

Rund — o du hohes und heiliges Wort!
Rund iſt — o ſelige Ründung! — die Tonne,
Rund iſt mein Mädchen, rund meine Sonne,
Rund iſt der Zapfen, der Tonnen durchbohrt.

Denken wir Großes, wir denken es rund:
Rund iſt die Erde mit rollenden Polen,
Rund iſt die Schönheit der Flaſchen und Bolen,
Lippen und Wangen der Liebe ſind rund.

Schaut ihr nach oben — ich ſinge nicht Spott —
Rund geht auf Sternen das Leben der Frommen,
Kugelrund heißet, was himmliſch vollkommen,
Kugelrund iſt der platoniſche Gott.

Hier auch auf Erden rollt kugelndes Spiel
Trotz den Platonen, doch deckt mit der Roſe
Süßeſtes gerne in Verſen und Proſe,
Was ihm in ſeligen Ründungen fiel.

Heil mir! Ich grüße dich, fließendes Gold,
Nektar der Reben, dich, Liebling der Sonne!
Grüße dich, Bole, und grüße dich Tonne!
Grüße dich, Trinker, der neben ihr rollt!

Laufen die Sonnen und Sterne denn rund,
Brauchet, ihr Freunde, die Freude der Trichter,
Rollet euch ſelig wie himmliſche Lichter,
Schlaft und erwachet am fröhlichen Spund.

Offen ſchon ſteht das olympiſche Haus,
Offen die Sphären, wo Götter ſich rollen,
Irdiſches Dichten und irdiſches Wollen
Flieget ſchon über die Himmel hinaus.

Eins noch! Es gilt unſerm heiligſten Rund!
Rund ſei die That uns und rund ſei die Rede!
Rund ſei die Freundſchaft und rund ſei die Fehde!
Klinget zuſammen, und haltet den Bund!

Das Monatslied.*)

1803.

Zwölf Monden hat das Jahr —
Rücket Brüder zuſammen!
Bald kommt das graue Haar,
Fehlen Athem und Flammen.
Laßt uns trinken zum letzten Stern,
Die Philiſter, die weiſen Herrn,
Unſre Freude verdammen.

Kommt mit dem Reifenbart
Januar der beſchneite,
Zapft, die ich lang' geſpart,
Alle Fäſſer mir heute.
Immer luſtig ſo aus und ein!
Gebt dem kommenden Jahre Schein,
Klingt ihm Bechergeläute!

Kommt Februar der Schelm
Oft mit ſonnigen Blicken,
Trägt doch von Eis den Helm,
Leidig will er berücken,
Aber ſtell' ich die Kellerwehr,
Flaſchen, Gläſer, rings um mich her,
Muß er ſchämig ſich drücken.

März iſt ein lieber Mond,
Tag' und Nächte kann gleichen.
Du, der im Keller wohnt,
Sollſt des Weines mir reichen:

---

*) Dieſes Lied und die umliegenden Lieder wurden durch die einige Jahre in Greifswald zuſammenlebende Genoſſenſchaft eines halben Dutzends fröhlicher Junglinge geboren, welche nach verſchiedenen Zeiten hin bald weit auseinander geſprengt oder berufen werden ſollten.

Daß er luſtig entfliehen mag,
Will ich gleichen die Nacht dem Tag
Mit Pokalen und Schläuchen.

April, den Wankelmuth,
Hat der Taumel geboren.
Auf! laßt das Rebenblut
Aller Fäſſer uns bohren!
Von der Kapſtadt zum deutſchen Rhein
Zapfet täglich mir andern Wein!
So ihn luſtig verloren.

Mai, kommſt du wonniglich,
Alle Welt zu beglücken,
Will ich mich tonniglich
Zu dem Jubel auch ſchicken:
Roſen bringt mir und alten Wein!
Mädchen bringt mir mit Sonnenſchein
Süßer Lieb' in den Blicken!

Der längſten Tage Pein
Wird mir auch zum Vergnügen:
Ich weiß den Sonnenſchein
Zu den Nächten zu fügen.
So berechn' ich ihr Längenmaaß,
Daß ich ziehe den Wein vom Faß
Auch in längeren Zügen.

Brennt heiß des Sirius
Stern, die Tollwürm' zu ſchneiden,
Will ich des Waſſers Fluß
Tollen Hunden gleich meiden:
Dann verſammln ſich um den Pokal
Alles, was an Kapital-
Würmern fürchtet zu leiden!

Auguſt, der Durſtige,
Trocknet Bäche und Seeen,
Laut ſchreit der Froſch Au weh!
Das Waſſer will ihm vergehen.
Laß ihn ſchreien Koax Kerkex,
Ich will trinken von dem Gewächs,
Das die Kelter geſehen.

September trüb und ſchwul
Sendet Leichen zur Tieſen,
Weil zu dem Entenpfuhl
Waſſer holen ſie lieſen.
Nicht des luſtigen Weines geſpart!
Weil die Kehle zur Röhre ward,
Muß ſie rinnen und trieſen.

Weinmond, wie ſoll ich dich
Würdig, Süßer, begehen?
Trunken ich lege mich,
Trunken will ich erſtehen.
Vater Evan, du naheſt ſchon,
Deine Tonne mein Königsthron,
Tiſch', olympiſche Höhen.

November nichts als Wind
Regenſchauer und Nebel —
Weil wir im Trieſen ſind,
Netzet Kehlen und Schnäbel.
Alles lieget in Aſthenie,
Und das Leben voll Gram und Müh
Braucht die Freude zum Hebel.

December letzter Mond,
Tüchtig ſind wir geſchulet:
Was unterm Nordſtern wohnt,
Trinket wacker und julet.
Alſo halten wir mit den Jul,
Bis zur Wandrung zum ſchwarzen Pfuhl
Ab das Leben ſich ſpulet.

Elegie.

Blätter wehen vom Baum, laut rauſchet ſtürmender Regen
Auf die welken; ſie flieh'n mit ihm ſchwimmend hinab,
Mit ihm ſchwimmend zum Strom; fern trägt der ſtarke zum Weltmeer,
Die im luſtigen Grün ſäuſelten Liebenden einſt,

Die des Vögeleins Neſt in ſtille Schatten geborgen,
Die des Vögeleins Lied weckten im ſpielenden Reih.
Herbſt, wie lehnſt du dich ernſt auf deine trauernde Urne!
Wie erweckeſt du neu, was in dem Buſen ſchon ſchlief!
Scheint das fröhliche Leben nur grün im Spiegel des Todes?
Zeiget was nichts iſt nur, was ſo lieblich einſt war?
Stirbt in dem Leben ſelbſt des Lebens ſchönſtes Gedächtniß?
Geh'n aus Verweſung allein Götter und Manen empor?
Süße Liebe, du klingſt mit den Schwanenflügeln des Lenzes
Jugendlich hell um das Ohr, lange des Klanges entwöhnt?
Süße Liebe, du ſchlingſt noch unverwelkliche Roſen
Jugendlich friſch um die Stirn, welche die Trauer umhüllt?
Ach! die holde Geſtalt, womit du einſt mich umfangen,
Liegt zerfallen als Staub unter den Modernden ſchon;
Blind wie lange das Aug, das mehr als Sterne des Himmels
Blickt' Entzücken und Ruh einſt in das ſtürmiſche Herz!
Und der Born des Geſangs, die Kehle, mit Erde gefüllet,
Die Philomelen gleich Frühling und Liebe beſang!
Und die Lippen gebleicht wie lange, mit Küſſen und Scherzen
Von den Grazien früh ſchon in der Wiege getränkt!
Ach! umſonſt lauſcht oft das Ohr, den Klang zu vernehmen;
Auch das göttliche Herz mußt' in das Dunkel hinab.
Komm Erinnerung denn mit aller lieblichen Wehmuth!
Urne, reiner entblüht deinem Staube die Huld;
Göttlich ſteiget das Bild hell leuchtend über den Lethe
Auf, wenn den irdiſchen Staub führte die Welle hinweg.

Aber weinen will ich in jedem blühenden Lenze:
Als die Roſe verdarb, ſtarb mir das liebende Weib:
Aber weinen will ich in jedem welkenden Herbſte,
Denn im Herbſt erſcheint, Tod, dein vielfaches Bild.
Blumen will ich dir weih'n, dir weih'n die Gabe der Locken,
Und, wenn Thränen auch euch weiß die elyſiſche Welt,
Will ich das rieſelnde Gras des ſtillen Hügels benetzen,
Wann der einſame Mond ſieht nur mich und das Grab.
Ach! du warſt ſo hold, hingſt lieb und liebend am Leben,
Doch der Lucina Pfeil traf dich mit bitterem Schmerz.
Daß die Knoſpe würd', erſtarb die duftige Blume,
Für das liebliche Weib ward mir ein liebliches Kind.

Heil, ihr Todten, mit euch! ihr ſtillen friedlichen Manen!
Heil euch! liebend und ſüß lockt ihr das Leben zu euch.
Wie die brünſtige Bruſt der Roſe ſchwillet zur Sonne,
Schwillt die ſterbliche Bruſt, ſelige Liebe zu dir;
So umſpinnt ihr ſtilles Geheimniß die Spindel der Parzen:
Wo das Leben beginnt, ſuche den liebenden Tod.

Das Lied der Greifen.

1803.

Friſchauf! der Freude Vagabunden!
Friſchauf im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtſchlag im Geſang.

Friſchauf! wir ſind der Tage Beute,
Auch uns die Parze webend ſaß.
Stets reißt das Leben in die Weite —
Auf! feſſelt hier es an das Faß!

Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen jämmerlichen Tauſch,
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rauſch.

Verſammelt hier euch um die Tonne,
Und laßt die Gläſer luſtig geh'n,
Solange wir dies Licht der Sonne
Und dieſe Himmelsſterne ſeh'n.

Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Luſt erfriert,
Und preiſet, wer die Mitternächte
Bei'm Trunk dem Tag entgegenführt;

Und preiſet hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erſte Majeſtät,
Daß in Philiſtereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greiſen,
Der durch die weite Wüſte fliegt,
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen:
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greiſen,
Euch muthig auf den ſüßen Raub!
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub!

An Melittion.

1804.

Um alle Blumen ſumſet die Biene,
Taucht in die Kelche, ſaugt von den Blättern:
Süßes bringt ſie, Süßes nimmt ſie,
Melittion.

Sumſe und ſinge lieblicher Vogel,
Breite zur Sonne golden die Flügel,
Lenz iſt heute, Lenz verwelket,
Melittion.

Du, meines Lenzes ſumſende Biene,
Du, meiner Freude ſpielender Vogel,
Holdes Lenzkind, Maienliebling,
Melittion.

Liebliche ſüße Tochter der Sonne,
Freundlich wie Sterne, lockend wie Lüfte,
Horche, Bienchen! Liebe ruft dir:
Melittion.

Hat um die Kinderſeele, die leichte,
Wieder der Lenz geworfen die Flügel,
Spiele, ſumſe, ſchlürfe Süßes,
Melittion.

Funken ſie fliehen brünſtig zur Sonne,
Quellen und Wolken wallen zum Meer hin,
Alles Holde ſehnt zu dir ſich,
Melittion.

Melittion.

Das Waſſer lockt aus dem tiefen Meer
Das Licht;
Es hebt ſich brünſtig hinauf, doch leer
Wird's nicht.
So iſt es auch mit der Liebe beſtellt —
Du Herz, das ſüße Empfindung ſchwellt,
Du deuteſt, was ſich nicht ſpricht.

Im Menſchenantlitz da locket tief
Die Gluth,
Die alles freudig zu Leben rief
Und Muth,
Die Sonnen ballte und Erden geſchmückt
Und Ströme ſtrudelnd zum Meer geſchickt,
Die Liebe ſelig und gut.

O ſüße Gluth, die mich heiß verzehrt
In Pein!
O Licht, das hell ihr Geſicht verklärt
Mit Schein!
Dein Brennen und Leuchten ich alles verſteh,
Thut mir im tiefſten Buſen ſo weh
Die Jungfrau lieblich und fein.

Ihr Aug hat heller als Morgenroth
Den Stral,
Ihr Zorn brennt bitter als bittrer Tod
Durch Stal;
Doch wenn ſie einmal nur freundlich gelacht,
Verſchmäht um ſie, was unſterblich macht,
Den goldnen Götterpokal.

Doch trägt der Himmel des Auges Schmerz
Im Blick,
Gleich fliehet alles ins tiefe Herz
Zurück.
O Liebe brünſtig wie Waſſer und Licht!
O ſüßer Schein von dem Menſchengeſicht,
Wer ſpricht dein Weh und dein Glück?

Die vier Elemente.

1804.

In allen Dingen groß und klein
Seh' ich der Liebe Wiederſchein;
Iſt mir alſo der Sinn geſtellt,
Nur durch die Liebe kenn' ich die Welt:
Hat mancher Schnirkler an mir geputzt,
Hat mancher Doktor mich zugeſtutzt,
Hat manch Katheder mir hohl geklungen,
Doch in der Liebe nur hört' ich Zungen,
Ward mir hell der dunkle Verſtand,
Zu ſehen der Dinge Maaß und Band,
In Demuth zu glauben und zu hoffen,
Stand mir Paradies und Himmel offen.

Süße Liebe, durch deren Gunſt
Mir oft zerflogen der Erdendunſt,
Die mir mit himmliſcher Gewalt
Oft wie ein Kindlein zugelallt,
Mich leitend an der frommen Hand
Der holden Schönheit zugewandt:
Süße Liebe, durch die ich bin
Und habe, was Gutes ich hab' und bin,
Laß mich deine hohen Wunder preiſen
In ſchlichten und einfältigen Weiſen,
Laß mich in dem Spiegel der Dinge ſchauen
Das Bild der lieblichſten aller Frauen,
Die mich in ſüßen Banden hält,
Mir brünſtig den heißen Buſen ſchwellt,
In Fröhlichkeit und in Unſchuld
Die grimme Begier in Schlummer lullt.

Du aber, Auserwählte mein,
Meine ſüße Luſt, meine ſüße Pein,
Freundlich wie die ſchönſte der Horen,
Im friſchen Maienmond geboren,
Werth eines beſſern Sängers Lieder,
Daß Orpheus käme zur Erde wieder,
Daß Sappho, der Nachtigallenmund,
Machte deine Huld und Schönheit kund:

Horch, wie ich in den Elementen find,
Deine holde Zier, du ſüßes Kind.

Zuerſt die Erde, die alles nährt,
Dein Bildniß ſtellt, du Jungfrau werth!
Die Erde, alt und doch ewig jung
Erblühend aus der Entblätterung,
Neu lockend und von Blumen ſprießend
Und Luſt und Liebe reich ausgießend.
Es liegt in ihrem Schooß geheim
Voll Zauberei der Dinge Keim,
Es lodern aus verborgnen Tiefen
Die Kräfte, die Jahrtauſende ſchliefen:
So ſchwillt der Traube edles Blut,
So ſpeien die Berge Feuergluth,
So wächſt die Eiche himmelan,
So giebt die Aehre das Mark dem Mann.
Alle Weſen ſie liebend trägt
Und endlich ins ſtille Bette legt;
Immer freundlich und fromm verborgen
Weiſt ſie hin auf den künftigen Morgen,
Treibt luſtig aus dem wechſelnden Tod
Ans Licht das wechſelnde Leben roth:
Das grüne Gras, die Roſe voll
Uns lehret, wie man leben ſoll;
Der Wandel, worin alles beſteht,
Sich ewig erfriſchet und untergeht,
Iſt Lebens und Todes Majeſtät.

So biſt du, Weib, mit Blumen geſchmückt,
Mit Blumen der Jugend, die entzückt,
So ſtralt geheim aus deinem Blick
Etwas, höher als Erdenglück,
Voll Zauberei und tiefer Magie:
Mir wird dabei, ich weiß nicht, wie,
Fühle mich tauſendfach umſponnen,
Den Muth, die Kraft in mir zerronnen
Und aufgelöſet in Himmelswonnen.
Bald werd' ich wieder geſtält und ſtark,
Die Liebe füllt mir die Bruſt mit Mark,

Sie muß im heiligen Zorne lodern,
Ich könnte die Stärkſten zum Kampfe fodern,
Könnte mich ſtürzen aus deinem Arm
In die Schlachten der Männer warm,
Könnte von Haufen blutiger Leichen
Dir die ſterbende Rechte reichen,
Und mit deinem Gedächtniß ſchön
Nieder ins Dunkel der Schatten geh'n.

Waſſer, wie ſchlingeſt du brünſtiglich
Um die wandelnde Erde dich!
Immer wallend und leicht und zart
Allbeweglich nach Weibesart.
Sehnſüchtig willſt du zu Sternen auf,
Aber nach unten fließt dein Lauf,
Wogend zwiſchen der Tief' und Höh
Bleibt dir ewig dein ſüßes Weh,
Bleibt dir ewig dein ſüßes Sehnen,
Bild und Mutter der naſſen Thränen!
Waſſer, ſtilles, wie lieb' ich dich!
Waſſer, beweglich's, wie fürcht' ich dich!
Es wogen alle die dunkeln Triebe
Im tiefen Strudel, in tiefer Liebe;
Dort unten iſt Nacht und ſchwarzes Grauſen,
Wo in der Wellen verborgnem Sauſen
Die ernſten Geiſter der Tiefe hauſen.
Aber ſeh' ich den glatten Spiegel,
Worauf ſtill ruh'n des Maſtes Flügel,
Seh' ich fließen dein dunkles Blau,
Den Mond drinn, die Sterne des Himmels genau,
Die hohen Wälder, die grünen Berge,
Die blühenden Büſche, des Forſtes Zwerge,
Mögt' ich in brennender Luſt hinab
Stürzen in dein geheimes Grab.
Deine Quellen ſprudeln und Bäche klingen
Frühlingsweiſen von ſüßen Dingen;
Tropfen, welche die Stern' entführen,
Müſſen als Sterne die Blumen zieren,
Müſſen geläutert vom Sonnenſtral
Füllen mit Traubenſaft den Pokal.

Haben, mit blinkendem Erz gemiſcht,
Oft des Siechen Gebein erfriſcht.
So das Leben der Erd' erneuend
Strömen ſie fort, ſich ſelbſt zerſtreuend,
Aber wie Kinder zum Mutterblick
Wollen ſie alle zum Meer zurück,
Finden in des Oceans Wiegen
Nur die Ruhe nach langen Zügen.

Alſo ſchlingſt du, holdſelig Weib,
Um den eiſernen Mann den Leib,
Immer geduldig, immer freudig,
Immer zerfließend, immer geſchmeidig,
Immer die heiße Sehnſucht fühlend,
Doch in luſtigen Wellen ſpielend,
Immer in andern dich tief begrabend
Und in der Liebe Vernichtung labend.
Wie die Sterne den naſſen Hauch
Ziehen, ziehet Thränen dein Aug,
Wie ſie thauen auf Blumen nieder,
Giebſt du alles dem Manne wieder:
Alles, was dunkler Schmerz gebar,
Kommt ihm im Lichtſchein hell und klar,
Daß er mögte in dich hinein
Ganz ſich dringen in Liebespein,
Dich in glühender Luſt verderben
Und in ſprudelnder Wonne ſterben.
Spieleſt lieblich beweglich umher,
Wie aus der Tiefe das blaue Meer,
Aber ſammleſt dich fromm in Treue,
Daß ſich der Selige liebend freue.

Leichter als Waſſer iſt die Luft,
Webt um die Sterne zarten Duft,
Webt um die Auen Sonnenſchimmer,
Sehnt ſich nach allem, und raſtet nimmer.
Wie ſie in lieblichen Wellen ſchwimmt,
Alles in liebende Arme nimmt,
Als Zephyr die Roſenknoſpe entfaltet
Und das Frühlingsleben geſtaltet,

Wie ſie verſendet das Licht der Welt,
Als Wind die ſchwirrenden Segel ſchwellt,
Als Sturm die trotzige Eiche bezwingt,
Allbeweglich alles durchdringt —
So iſt das Weib die leichte Geſtalt,
Die hold das irdiſche Rund umwallt,
Alles an brünſtige Brüſte drückend,
Alles beſeelend und erquickend,
Wie ein Zephyr um Blumen ſingend,
Doch durch ſüße Gewalten zwingend,
Stälern Panzer durch Blicke ſprengend,
Welterweiternd und weltverengend.

Aber ſeh' ich dein feines Leben,
Luſt, dein Allesdurchdringen und Schweben,
Dein zaubriſches Schimmern Leuchten und Blenden,
Hör' ich es liſpeln im Wellenſchlag,
Hör' ich es ächzen im Laubendach,
Hör' ich es in den Felſen rauſchen,
In den lebendigen Wipfeln ſauſen,
Muß ich mit kurzem Athem lauſchen
Und meine Haare richtet das Grauſen.
Magiſche Töne bezaubern mein Ohr,
Leichte Geſtalten wallen hervor
Aus dem einſamen Schweigen der Grüfte,
Aus den Kreiſen der Zauberklüfte,
Aus den Tiefen und von den Sternen
Knüpfen wunderbar Nähen und Fernen.

Alſo durchdringet mich Zauberei,
Seh' ich die ſchöne Jungfrau treu:
Alles ſcheint anders und iſt doch daſſelbe
An der Erd', an dem Himmelsgewölbe;
Weiß nicht, wie mir zu Muthe wird,
Wie mir das Auge verblendet irrt,
Hat das Liebſte, und will nicht trauen,
Meint behexende Wunder zu ſchauen;
All genießend das junge Leben
Will das zagende Herz mir beben;
Steigend zur heiligen Liebestaufe
Doch ich anderswo überſchweife:

So die Holde, die lieb mir blüht,
Neue Welten in mir aufglüht.

Luſt, du giebſt dem Donnerklang
Den erhabenen Wolkengeſang,
Giebſt der zärtlichen Nachtigall
Klagender Liebe Wiederhall,
Lehrſt die Blumen ſingen, die Büſche
Flüſtern in des Maienmonds Friſche,
Lehrſt die Lippen das ſüße Weh
Sprechen, das ſchwellet des Buſens Höh,
Lehrſt die zitternde Saite klingen
Töne von hohen Himmelsdingen;
Aber wenn du die Stimme biſt,
Wodurch die Schöpfung lebendig iſt,
So ſchließt die Auserwählte mein
Doch ſüßere Melodieen ein,
Als die, wodurch des Orkus Ohr
Den nie bezwungnen Grimm verlor,
Als die, wodurch die Steine flogen
Und ſich um Theben zu Mauren zogen.
Wann ihre Engelſtimme klingt
Und alle Herzenswunder ſingt,
Wann ihr girrende Luſt den Buſen ſchwellt,
Vernehm' ich die Melodieen der Welt.

Feuer, Element der Flammen,
Aus welchem Götter und Menſchen ſtammen,
Daß etwas Großes werd' und ſei,
Bindſt in geheimer Liebe die Drei.
Ohne dich wäre ewiger Tod,
Kein Frühling und kein Morgenroth,
Kein Menſchentanz, kein Sternenreigen:
Denn dir iſt alles Schöne eigen,
Alles Holdeſte blüht durch dich
Im göttlichen Leuchten ewiglich.
Als deine heilige Kraft noch ſchlief
An Jovis Stul verborgen tief,
Da lag die Natur im ſtummen Leide,
Den Menſchen fehlte die Liebesfreude,

Den Wolken der Donner, dem Himmel der Schwung,
Dem Frühling die Liederbegeiſterung.
Mit dir kam hohe Liebesgunſt,
Mit dir die Muſe, die himmliſche Kunſt:
Die Mauren wachſen, die Tempel ſteigen,
Vor Göttern ſich die Menſchen neigen;
Daß droben einſt ſie Götter werden,
Wandeln die Helden göttlich auf Erden
Und ſchlagen mit deinem gebändigten Stal
Die Ungeheuer und Rieſen zumal.

Feuer, du zündeſt die Sonnengluth,
Daß alles Leben ſich regt in Muth,
Färbeſt die Roſe mit hellem Licht,
Heller das menſchliche Angeſicht.
Heiliges, das die Adern der Welt
Mit erſchaffenden Flammen ſchwellt,
Erſter Beweger geheimer Triebe,
Gährend im brennenden Abgrund der Liebe,
Großes Herz des lebendigen Alls,
Puls des Wurms und des Sonnenballs,
Ich ahnde dich kaum, und bete an,
Was ich nicht wiſſen noch ſprechen kann.

Was ſtell' ich auf dich dies vierte Bild,
Du ſüße Jungfrau hold und mild?
Faß' ich die Wunder der Welt zuſammen,
Sie blühen an dir in leuchtenden Flammen.
Was Leyern und Zungen nicht ſprechen können,
Seh' ich in funkelnden Augen brennen,
Seh' ich von ſchimmernden Wangen leuchten,
Die oft mir ſchimmernde Sterne däuchten.
All die ſüße Liebesgeſtalt
Zieht mich ſelig mit Allgewalt
In den Abgrund verzehrender Luſt
An des Weibes glühende Bruſt.

Lebensathem und Lebenslicht,
Lieblich holdes Naturgedicht,
Herrlichſte aller Blumen der Auen,
Glänzender Spiegel aller Frauen,

Die mich leitet an ſanfter Hand
Freundlich durch das irdiſche Land,
Leben mit dir iſt ſüßer Gewinn,
Sterben mit dir hat hohen Sinn,
Dulden für dich iſt leichtes Spiel,
Felſen mit dir ein Flaumenpfühl,
Schlaf in Banden die weichſte Wiege:
Alles iſt ſeliger Liebe Genüge;
Selbſt auf des Lebens grimmſte Pein
Schimmert ihr luſtiger Sonnenſchein,
Blüht um die Locken der grauen Haare,
Blüht um die düſtere Todtenbaare:
Die Blumen und Sterne zuſammenbindet,
Leichteſten Weg zum Himmel findet.

Die Ritter von Jomsburg.*)

1804.

Auffuhr bei dem Mal
Gleich dem himmliſchen Stral
In wilden Gewittern
Vor Knappen und Rittern
Oloff — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Sonnenaar,
Und dem Meiſter bebt Ritterwille.

Zu Sigurd er trat:
„Mann der ſchändlichen That!
„Du liegeſt bei'm Weibe.
„Dort ſteht ſie, von Leibe
„Zierlich, mit den ſeinen
„Locken, viel heller als Gold;
„Dort Ivar iſt es; der Knabe hold,
„Den du ſingſt in der Preußen Hainen.“

---

*) Jomsburg eine Feſtung nordiſcher Wikinger am Ausfluß der Oder. Es war Geſetz, daß in der Burg kein Weib ſein durfte.

„Du lügſt in deinen Hals,
„Wie die Stimme des Schalls.
„Dafür will ich ſtreiten
„Mit Bogen und breiten
„Degen und der ſpitzen
„Lanze auf Leben und Tod,
„Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
„Wo die Tapfern um Odin ſitzen.“

Sprach Sigurd: „Mein Schwerdt
„Iſt des deinen wohl werth:
„Biſt mehr du dem Bogen
„Oder Speere gewogen,
„Nimm ſie.“ — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stal. —
Drob wiegten luſtig ſich allzumal
Ueber den Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild
Und zerſpaltet den Schild
Des Meiſters, und röthet
Den Panzer. „Dies tödtet
„Helden für die Weiber,
„Männer nicht“ ſchreiet der Feind.
„Wann Oloffs Eiſen es ernſtlich meint,
„Macht es Geiſter und todte Leiber.“

So treibt ihn die Wuth,
Und er ſchwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens,
Hauet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „Ich hab' mein Recht,
„Gebt mir, Brüder, das Grab zu betten.“

Drauf fliegt mit Geſchrei
Eilends Ivar herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,

„Liebſter!“ Und ſie ſenket
Tief in den Buſen den Stal. —
„O Schwerdt, du bringſt auch das Weib zum Mal,
„Wo Iduna den Muth uns ſchenket.“

Der König von Burgund.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab gegangen
Und grüßt mit ſüßem Mund.

Er ſpricht: Gott grüß dich König,
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig,
Dich groß zu jeder Stund!

Er ſpricht: Gott lenk' dir König
Zu mir den hohen Sinn,
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt du in dem Krieg,
Wo Geyer nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.

Geh mit den feinen Füßen
Zurück ins Blumenthal,
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Roſenſtock,
Und neh' des Linnens Enden
Für einen Schäferrock.

BIBLIOT
REGIA

O König, zart von Leibe
Iſt meine Jugend wohl;
Doch ſie nicht von dir treibe,
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl viele Tauſend ſitzen
So ſtolz um dich zu Roß,
Viel tauſend Schwerdter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß;

Doch von den allen keiner
Iſt mehr dir zugethan,
Als ich, hinfort dein kleiner
Dir dienender Kumpan;

Doch von den allen keinen
Bekümmert ſo dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.

O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiß', die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die ſchönen blauen Augen
Verſöhnen keinen Feind,
Denn die da Schwerdter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint.

O Herr, klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiß', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der dieſe Wangen ſchmückt,
Ja, laß mich für dich ſterben,
So dünk' ich mich beglückt.

O Knab, ſoll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;

Womit im Brand der Sonne
Du mir die Schläfe kühlſt
Und für der Träume Wonne
Mich ſanft in Schlummer ſpielſt.

Herr König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben Loos,
Doch macht zu jedem Dinge
Die fromme Treue groß.

Ich kann die Laute ſchlagen,
Ich kann das Harfenſpiel,
Womit ſeit manchen Tagen
Ich Vielen wohl gefiel.

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein.

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring.

Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter grauer Zeit,
Die Sorgen wegzukehren
Stracks durch Geſchwätzigkeit.

Auch richt' ich ſchnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareſchalken
Haſt keinen flinkern du.

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stal
Und läßt ihn bei ſich traben
Im Sonn- und Monden-Stral.

Er muß ſein Schwerdt ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß,
Iſt ihm in wenig Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Er muß bei'm Mal ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Dann muß der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges mit hinab,
Da kommt die Luſt der Streiter,
Des Feindes Vordertrab.

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran,
Und Heldenherzen drängen
Sich friſch zum Kampf heran;

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz;

Und Mütter müſſen weinen
Und Bräute jung und hold
Den Tag, der zu beſcheinen
Die Todten aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Stürzt er vom Roß hinab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß.
„Nimm letzte Liebesgabe.“
Er ſchießt den Mann vom Roß.

Wirft dann mit heißen Thränen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell;

Reißt mit den blutigen Händen
Des Hemdes weißes Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ſeines Buſens Schrein.

Doch ſieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,
Das Lieb' auf Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;

Und faßt ſie gar bebende
Und drückt ſie an ſein Herz,
Und ruft: Hier, Treue, ende
Dein banger ſüßer Schmerz!

Und wärſt in Bettlerhütten
Die kleinſte Magd im Land,
Du biſt durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.

Mein König — ſtammelt leiſe
Das holdverſchämte Weib —
Vergieb mir meine Weiſe,
Mir hinfort gnädig bleib!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran,
Wohl aus der Fürſten Mitte
Erköhre ſie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebesmuth erkühnet
In wilder Knabentracht.

Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer —
Du ſchläfſt auf deinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.

In deinen ſüßen Armen,
Du ſüße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebesſinn.

Die mir das Roß gezäumet
Und nach dem Sattel ſprang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
All all mein Lebenlang.

Die Roſe und die Jungfrau.

1804.

Was ſtichſt du mich, du Röslein roth?
Warum der Zorn bei ſolcher Zier?
Unſchuldig ich die Hand dir bot,
Wollt' dich pflücken in ſüßer Begier.

Ach! ſchilt mich nicht, unſchuldig Kind!
Mit lieben Augen zu mir komm!
Meine ſüße Zier verweht der Wind,
Dornen ſtechen, ich ſelber bin fromm.

Von wilden Buben mich errett'!
Und von des Reifen kalter Noth!
Dein frommes Herz mein Todtenbett —
Luſtiges Leben und luſtiger Tod!

Du ſchönſte aus dem Blumenreich,
Was willſt du thun an meiner Bruſt?
Keine Blum' iſt dir auf Erden gleich,
Mußt auch ſterben in eigener Luſt.

Ich kann nicht ſterben mehr allein:
Einſt ſtand ich wie die Lilie bleich,
Da gab mir Liebe rothen Schein,
Bin an Sehnſucht der Liebe nun gleich.

Nun lockt mich Sonnenſtral und Mai,
Mir ſchwellt der Thau den brünſtigen Leib,
Kann nicht mehr leben und ſterben frei —
Komm mich pflücken, unſchuldiges Weib.

Die Jungfrau fromm die Roſe brach
Und Thränen auf die Blätter goß,
In Wehmuth beſinnend, was ſie ſprach,
Warm ans Herz das Röslein ſchloß.

Und eh des Abends Schein verging,
Die Jungfrau fromm war todt und kalt;
Die Blume, die ihr am Buſen hing,
Trug noch luſtig die alte Geſtalt.

Der Knab am Meer.

1804.

Stand ein Knab am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand,
Wollt' es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all doch himmelwärts:
Nimmer raſten, nimmer ruh'n
Will das arme Menſchenherz.
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe, laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Eher wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Eher fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg,
Quellen kann ich im Grunde ſchauen,
Auf die Tiefe nur will ich bauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Liebesgeflüſter.

Süß Liebchen, doch ſchweige! das Süße, Süße flieht,
So blühet die Blume, wie Liebe flüchtig blüht,
Sie duftet am Morgen, am Abend iſt ſie todt.
Reich her mir dein Mündlein mit Küſſen roſenroth.

Blüht Liebe wie Blumen — o luſtig, luſtig Bild!
So küſſe die Lippe, die Liebe brünſtig füllt.
Stirbt Liebe wie Blumen, daß Liebe traurig ſei,
Die Blume, die welket, kommt wieder friſch im Mai.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich dem Sonnenlicht,
Es locket ſo freundlich mit Roſenangeſicht,
Dann ſchwellen die Knoſpen, die Blumen brechen aus,
Doch löſcht eine Wolke die Tagesfackel aus.

Du Lieber, gleicht Liebe dem hellen Sonnenlicht,
So läßet die Sonne die Blumen nimmer nicht —
Die Wolke muß weichen, und friſcher blüht die Welt:
Die Liebe läßt nimmer, was einmal ihr gefällt.

Süß Liebchen, die Liebe iſt gleich der dünnen Luft,
Du willſt ſie wohl faſſen, und faſſeſt leichten Duft,
Du willſt ſie wohl halten, wer hält die Winde feſt?
Süß Liebchen, ich ſterbe, wenn Liebe mich verläßt.

Du Lieber, wohl gleichet die Liebe dünner Luft,
Sie iſt allenthalben und wallt wie Blumenduft,
Umſchlinget, umfließet den Himmel wie die Au:
Das Leben der Liebe du findeſt nie genau.

Süß Liebchen, dem Klange iſt auch die Liebe gleich.
Sie liſpelt in Tönen wie Engel wonnereich —
Was gleichet dem Girren der liebevollen Bruſt?
Ach! Klang iſt vergänglich. Vergeht auch Liebesluſt?

Wohl tönet im Klange die Liebe doppelt ſüß,
Im Klange, der Erden um Sonnen tanzen hieß,
Im Klange, der liebend aus mir verklingen wird,
Wann ſelig mein letztes Lebwohl! die Zunge girrt.

Süß Liebchen, im Feuer die Liebe flammend blüht,
Im mächtigen Feuer, das heiß zu dir mich zieht;
Ich fühl' es gewaltig, ich fühl' es freudenvoll,
Doch ſprich, ob dies Feuer denn nie verlöſchen ſoll?

Du Lieber, dies Feuer iſt andrer, andrer Art
Als das, wodurch Troja zum Aſchenhaufen ward.
Es lodert und brennet, und brennt ſich nimmer ſatt.
O himmliſche Flamme, wie ſelig, wer dich hat!

Süß Liebchen, dem Waſſer iſt gleich die Liebe auch,
Es ſpielet ſo leidig und dampfet hin im Rauch,
Es kommt wohl ſo fröhlich und fließet wieder fort.
O Liebe, du ſüße! wo ſteht dein feſter Ort?

Ihr feſter Ort ſtehet im Waſſer ewiglich.
Wie Waſſer fließt, fließet mein Liebesſtrom um dich.
Wie Waſſer ſich ſchwellet, mir ſchwillt das volle Herz
Zur Sonne der Liebe, zum Manne himmelwärts.

Süß Liebchen, die Liebe iſt unergründlich tief
Wie Waſſer, worin wohl manch ſchlimmes Scheuſal ſchlief.
Wie kühn iſt der Steiger, der ſteigt in ſolchen Grund?
Wohnt immer im Herzen, was ſpricht der ſchöne Mund?

Wohl brauſt unergründlich das tiefe, tiefe Meer,
Wohl fließet es immer, wird nimmer doch nicht leer.
So ſchöpfeſt du nimmer des Herzens Tiefen aus:
Die Tiefe der Liebe ſie ſchwillet überaus.

O liebliches Liebchen! wie tröſteſt, Süße, mich!
Kommt, Flammen der Liebe, begrabet ſelig mich!
Kommt, Fluthen des Waſſers, das nimmer, nie verrinnt!
O Wonne, die alſo die tiefſte Tiefe findt!

Leben.

1805.

Ich war ein Kind,
Wie Frühlingsſäuſel flogen
Die Lebensſorgen ſpielend um meine Locken:
Das Gras gab weich die Blumendecke,
Der Himmel das ungemeſſene Aug —
Leben und Traum noch Eins:
Mich wiegte in beiden
Die Wiege der Liebe.

Ein Knabe ward ich.
Oft in den Hain der Eichen
Nahm mich mein Vater unter die heiligen Lauben;
Legte hinter die Garben des Feldes
Oft des Müden Ohr an des Meeres Sauſen.
Ich bebte unter den regen Eichenwipfeln,
Weinte ob des Meeres Sauſen,
Drückte vor dem Donner des Himmels
Mit der Lerche, dem Reh mich hinter die Büſche.
Doch blühten mir Blumen,
Mir ſangen die Lüſte, die Vögel,
Warm ſchien die Sonne, der Fruchtbaum golden,
Sanft trug das Meer oft des Schaukelnden Kahn.

Ich ward ein Jüngling.
Götter des Himmels all!
Ihr kamt herab mit eurem ſeligen Traum.
Schwellend ſtand ich am Meer wie Wogen,
Wollte fließen fort mit den Waſſern,
Stand lebendig unter dem Eichbaum,
Fühlte mich wie Lüſte gefiedert.
Adler des Himmels, ihr trugt mich oft

Glänzend in eure Donnerwolken,
In eurer Sonnen brünſtige Gluth;
Blumen der Erde, heiliger Mond,
Freundliche Nacht, wie liebt' ich euch,
Meine erſte Liebe, geheim!
Schimmernd floß mir des Lebens Wolke
Um die ſchuldloſen Locken noch;
Wie prophetiſcher Raben Silberklang
Aus einſamer Luft
Umklangen mich Töne der Zukunft.
Ich lebt' und war glücklich.

Ich ward ein Mann.
Die himmliſchen Götter all,
Die ſpielenden all, in ernſter Geſtalt
Stehen ſie da: die Aegide
Schüttelt Minerva, zum hölliſchen Webſtul
Sah ich hinab ins Dunkel der Parzen:
Sie ſaßen und webten
Thränen und Freuden im ſchrecklichen Schweigen.
Und des Blutes geflügelte
Rächerinnen, die Eumeniden,
Standen umher, die grinſende Ate
Flocht verworrene Knoten der Schuld,
Und meinem Donner droben
Fehlte der Klang, doch fraß
Mir ſein Blitzſtral die Hütte.
Flehend ſah ich zum Himmel,
Wollte weinen, und konnt' es nicht. —
Da nahm die Liebe den Mann
Freundlich an die milde Bruſt,
Füllt' ihm das Herz mit Jugend, das Aug' mit Thränen,
Gab dem Himmel den Glanz
Wieder, den Blumen den Duft —
Und die Sünde ging unter in Liebe,
Und die Eumenis wandelte abwärts,
Blüthen kränzten das ſchuldige Haupt.

Die Mitte.

Wie der Geier kreiſt
Aufwärts ſeinen Pfad zur Sonne!
Fröhlich kämpfend klingt ſein Flügel
Mit der Lerche frühem Liede
Hoch hinauf, froh hinauf.
Luſtig Fliegen durch die Lüfte!
Seine Kleinen ſieht er wieder
Sonnentrunken in dem Neſte,
Seine braune Felſenbrut;
Unter Blumen gehſt du wieder
Unten in des Fluges Furchen
Himmelsſängerin!

Göttergluth, ſelig Licht!
Ewig ſteigend, ewig ſinkend
Wallt das tiefe Meer zu dir
Mit den Strömen, mit den Quellen,
Und der Blume Thau zieht lechzend
Zu dir auf, fröhlich auf,
Kleidet ſich um deine Sterne,
Deinen Mond und deine Sonne,
Dünkt ſich Deinesgleichen dann.

Göttergluth, ſelig Licht!
Lockſt du mich wie Vogelfittich?
Ziehſt du mich wie brünſtig Waſſer?
Warum wuchſen mir nicht Federn?
Warum kann ich nicht in Dünſten
Aufwärts flieh'n?
Brauſend heben ſich die Wogen,
Doch die Felſen ſtürzen nieder
Und die grünen Fichtenſtämme
Tief zur Tiefe:
Sturmwind faſſet ihre Wipfel,
Und ſie fliegen in den Sturz.

Bäume, ſtille fromme Weſen,
Meines Daſeyns klare Spiegel,

Sind wir alſo unten feſt?
Eure Zweige wollen aufwärts,
Eurer Blätter heiße Liebe,
Auf zur Sonne, doch nach unten
Zieht die Macht der Wurzeln tief:
Vögel ſpielen auf den Wipfeln,
Lüfte ſpielen,
Doch ihr ſteht gebunden feſt,
Halb dem Himmel, halb der Erde
Unterthan.

Helden rangen
An des Nils geheimnißvoller
Fluth um Tod und Leben friſch,
Drängten ihre Rieſenleiber
Bis zu heißer Athemsohnmacht,
Herkules, des Jovis Baſtard,
Und Antäus, Sohn der Erde.
Und es wirft der Löwentödter
Oft den Aethiopen nieder,
Doch die Mutter
Füllt mit Mark ihm das Gebein,
Und mit friſchen Armen ringt er
Um verderbenvollen Sieg,
Bis ihn von der Mutter Brüſten
Jener liſtig weggehoben:
In den Lüften,
Zwiſchen Himmel, zwiſchen Erde,
Hangt er eine blaße Leiche
An des Gottesſohnes Bruſt.

Und die Mutter nimmt ihn liebend
Zu ſich, wo er hergekommen,
In den ewig jungen Schooß;
Aber Jener ſteigt aus Flammen,
Aus der Quaal des Feuertodes
Zu den alten Göttern auf.

Die Biene und der Lenz.

1805.

Ziehſt du dein goldnes Röckchen an?
Die goldnen Stiefeln auch?
O Bienchen, Vöglein wohlgemuth
Mit leichtem Sinn und leichtem Blut,
Was locket dich das Sonnenlicht?
Was lockt dich Blüthenhauch?

Was ſummſt du luſtig hin und her,
Haſt nie des Spiels genug?
Der Lenz iſt kurz, du ſüßes Kind,
Dich faßt der Strom, dich nimmt der Wind,
Dich bringet um den Blumenraub
Der Menſchen Liſt und Trug.

Wohl zieh' ich an den goldnen Rock
Und kleid' in Gold den Fuß,
Leicht iſt mein Blut und leicht mein Sinn,
In Freuden ich geboren bin;
Drum locket mich das Sonnenlicht
Und Blumenliebesgruß.

Der Lenz iſt kurz, das Leben ſchnell,
Drum flieg' ich ſchnell dahin;
Mein Frühlingsſchein, mein Blumenreich,
In jedem Kelch mein Bettchen weich,
Auf jeder Flur mein Leben bunt —
Droh trag' ich frohen Sinn.

O Bienchen, Vöglein wohlgemuth!
O ſüßes Frühlingskind!
Horch! horch! wie klagt die Nachtigall
Im Erlenbuſch mit Trauerſchall!
Auch ſie im Lenz geboren iſt,
Doch nur auf Trauern ſinnt.

Wohl höre ich die Nachtigall,
Ihr Klagen fromm und ſtill;
Sie iſt die ſchmerzenreiche Frau,
Ihr Trauerkleid iſt dunkelgrau;
Doch ſprich, warum ich trauren ſoll,
Weil ſie nicht froh ſein will?

Schau her, wie bebet Strauch und Laub
Im jungen Sonnenſchein!
Wie küſſen ſich die Blumen lieb!
Und rufen: kleiner Honigdieb,
Komm, ſammle Blumenliebeskoſt!
Denn dieſer Lenz iſt dein.

O Vöglein, Vöglein wohlgemuth,
Mit goldnem Flügelpaar!
O leichtes Leben frommer Bruſt!
Zieh mich zum Lenz, zu ſeiner Luſt,
Und mache mir mit Liebesglanz
Die trüben Augen klar.

Geſicht.

1806.

Es ſaß ein Kind mit goldnen Haaren
Bei uns am grünen Blumenrain,
Und ſchaute in die Welt mit klaren
Und ſehnſuchtsvollen Aeugelein,
Und in dem kindiſchen Gewimmel,
Womit das zarte Leben ſprang,
Wandt' oft es ernſten Blick zum Himmel
Und lauſchend Ohr zu fernem Klang.

Wann kaum die frühen Lerchen ſangen,
War's ſchon zu frohen Spielen auf
Und führte hell mit Roſenwangen
Der Kindheit frommen Blumenlauf;
Und wann das leichte Volk der Neſter
Zu ſüßer Ruhe Heimath flog,
So ſang es bei der kleinen Schweſter,
Des kleinen Bruders Wiege noch.

Doch als der Tag mit kürzern Schatten
Den Kreis des Lichts zuſammenzog,
Als auf gemähten Wieſenmatten
Manch gelbes Blatt im Winde flog,
Als Lerchen über Stoppeln ſtrichen,
Bewimmernd Frühlingsſonnenglück,
Da war das ſüße Kind entwichen
Und kehrte nimmermehr zurück.

Und für die leichten Blumenſchritte,
Für Spiel und Tanz und Luſtgeſang
Trat ernſt ein Weib in unſre Mitte
Und redte mit Prophetenklang —
Es ſtand mit ſtrengem Angeſichte,
Nicht niederblickend, nicht hinauf —
Und alle Stralen floh'n vom Lichte
Und Wolken ſtürmten Wetter auf.

Begeiſtert flogen ihre Locken,
So wie ſie dunkle Worte ſang
Und webend um den ſchwarzen Rocken
Des Schickſals feſte Fäden ſchlang;
Stumm ſtanden Zwei an ihrer Seite,
Drei Schrecklichere ſchwangen roth
In Fackeln tiefes Weh der Bräute
Und ungeheuren Männertod.

Noch tönt das Raſſeln ihrer Spindel,
Noch ſchwingen ſie die Fackeln um
Wild hat das hölliſche Geſindel
Verwüſtet mein Elyſium;
Umwölket hangt der Himmel droben,
Der Erde lichtes Grün iſt grau,
Die Bruſt zu ſtetem Kampf gehoben
Trieft von der Wunden blutigem Thau.

Da kommſt du mit verſchämten Wangen
In aller Schönheit Sonnenſchein
Und lullſt der Eumeniden Schlangen
Um meine Bruſt in Schlummer ein,

Und lüfteſt mit den weichen Händen
Der Parzen eiſernes Geſetz
Und machſt die ewig ungetrennten,
Geſpinſte mir zum leichten Netz.

Bleib bei mir, Himmelstochter Liebe!
Des Herzens Glück, des Lebens Zier!
Wer ohne deine Zauber hübe
Die ewig feſte Höllenthür?
Wer ſtellte ohne dich die Leiter,
Wodurch man an die Engel reicht
Und immer höher, immer weiter
Ins ſel'ge Reich der Geiſter fleucht?

Elegie.

1806.

Biſt du es, Traum der Jugend mit all deinen lieblichen Blüthen,
  All deiner ſproſſenden Luſt, all deiner Hoffnungen Glanz?
Führſt du mit Wehmuth zurück im Schleier ſchimmernder Nächte
  Holde Geſtalten, die längſt bei den Entſchlafenen ruh'n?
Ach! oft ſchwirret dein Laut ſüßtönend in goldene Saiten
  Mir, von Thränen genetzt, weigert die Laute den Klang,
Und es zittert die Hand, die Arme ſpreiten Umarmung
  Aus, doch die weichende Luft nimmt ihre Schatten zurück.
Nein, ein grünendes Grab, von ſpäteren Raſen gewölbet,
  Späteren Thränen benetzt, ſendet den liebenden Geiſt.
Ja, du biſt es, du Weib, das mich geboren, du kühnes
  Hohes und muthiges Herz, welches mich liebend umſchwebt.
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwerdt und mit Leyer,
  Für das Vaterland friſch nehm' ich den blutigen Tod,
Für die Tugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend
  Wandl' ich muthig den Pfad, welcher zu Himmliſchen führt.
Solches wehet von dir und ſtrömt aus heiliger Nähe,
  Was du dem Knaben oft, öfter dem Jüngling gelehrt.

Herrliches Weib, wo iſt dein Leben nach der Verwandlung,
  Welche, Tod genannt, friſcheres Leben verjüngt?

Biſt du die Stimme der Nacht, der Klang ſehnſüchtigen Lenzes,
 Philomele, die ſonſt oft um den Schlaf dich betrog?
Biſt du der Blumen, der Nachtviolen, der züchtigen Veilchen,
 Deren Geſpielin du oft warſt in einſamer Nacht?
Oder der zärtliche Geiſt des Lüftchens, der, ſanft durch die Blätter
 Rieſelnd, Demuth und Ernſt haucht in die lauſchende Bruſt?
Biſt du des Abendroths, der leuchtenden Flamme des Morgens
 Ein lebendiger Theil, heiligſten Lebens ein Theil?
O du hubeſt mich oft, den lallenden Knaben, zum Lichte,
 Zu den Göttern hinauf, ſegnend und betend zugleich,
Hingſt mit ſehnendem Blick demüthig hoffender Liebe,
 Schauend ins tiefe Blau, ſelig am Sternenglanz.
Wo du auch biſt und was du auch biſt, dich ehren nicht Thränen,
 Nein, ein männliches Herz, nein, ein rüſtiger Lauf.
Gieb dem Brennenden denn die heilige Weihe, daß oben
 Bei den Himmliſchen einſt Licht ſich vereine dem Licht.

Lob des Eiſens.

1806.

Gold ſchreit die feige Welt
Und Gold macht feige Knechte,
Des Tapfern Herz verſtellt
Und ſchwächt des Starken Rechte;
Für Gold mag keiner ſterben,
Der nicht mehr leben darf,
Und edlen Ruhm zu werben
Macht's nie den Degen ſcharf.

Drum preiſ' ich das Metall,
Das ſchwarze braune Eiſen,
Denn ohne Glanz und Schall
Es thut ſich herrlich weiſen,
Heilt mächtig alle Wunden,
Die jenes blanke macht:
Wär' Eiſen nicht gefunden,
Noch tappten wir in Nacht.

Es ſtellt den Pflug ins Land,
Die Erde zu bezwingen,
Es läßt das Schiff vom Strand
Auf ſchnellen Windesſchwingen,
Baut Menſchen feſte Sitze
Und führt die Kunſt ins Haus,
Und löſcht des Donnrers Blitze
Mit einer Stange aus.

Und wann die Sitte flieht
Und Männerarm' erſchlaffen,
Wann Trug für Ehre blüht
Und Gold gebeut für Waffen,
Wann Deſpotismusjammer
Die Welt mit Schmach bedroht,
Dann ſchlägt aus ihm der Hammer
Sieg und Tyrannentod.

Dann wird es ſchöne Wehr,
Des Mannes Heil und Freude,
Als Schwerdt als Schild als Speer,
Als feſtes Bruſtgeſchmeide
Macht es den Tritt der Braven
Den Knechten fürchterlich,
Wir wären alle Sklaven
Ohn' Eiſen ewiglich.

Und ſieget Tyrannei
Und ſinkt des Glückes Waage,
So macht es blutig frei
Mit Einem tapfern Schlage,
Zerhaut die Schlangenknoten,
Die Trug und Feigheit flicht,
Und ſchickt die tapfern Todten
Empor zu Recht und Licht.

Bleib, Eiſen, Männern hold,
Laß Knechte Gold begehren.
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,

Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergeh'n.
Drum ſei dir Preis gegeben,
O Eiſen ſchwarz und ſchön!

Epiſtel an Eliſa.

1807.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,
Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz und Königsmorde
Und ſiegreich die Banditenherde,
Die einer Welt mit Knechtſchaft dräut. —
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schickſal unterthan,
Den Weg zum ſtillen Ocean
Sich durch das freie Eiſen wählen:
Denn Eines, Herrn ſein oder Knecht
Iſt jedem Erdenſohn gegeben;
Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte, heißt Geſetz und Recht,
Und wenn nur Knechte und Deſpoten
Auf Erden graſen matt und dumm,
Dann kehrt die alte Welt ſich um
Und Leben blühet aus dem Todten
Still in der Zeiten Wechſellauf,
Daß edlere Geſchlechter werden;
Und ſprängen ſie aus Steinen und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf.

So ſaß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand,
Und ſchaute ſtumm ins dunkle Land,
Von wannen nimmer Wandrer wenden;

Da rief mich deine Stimme ſüß,
O Freundin, in das friſche Leben
Mit Blumenluſt und Wolkenſchweben
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundſchaft, holde Wunderſaite,
Die lieblich durch den Buſen klingt
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Weite,
Du Männerſtal und Frauenſchutz,
Das Herz zur Tugend zu ermannen,
Zu groß für Sklaven und Tyrannen,
Beutſt du gemeinen Gütern Trutz,
Und ſchwingſt unſterblich durch das Leben,
Wie ein Geſtirn den Feuerglanz,
Von Sphärentanz zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter ſchweben.
Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet Ein Karfunkel;
Die ganze Erde wird Geſang;
Und Guillotinen und Banditen
Tyrannenſeelen groß und klein
Verſinken aus des Lichtes Schein
Tief, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freierm Schlag
Hebt ſich die Bruſt dem Licht entgegen,
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.

So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort,
Das wüſte Heer der Nacht iſt fort,
Der ganze Himmel ſteht mir offen,
Die Erde ſinkt, das kleine Nichts,
Worum ſich Thoren blutig ſchlagen,
Nur denen eigen, die es tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh ich den letzten Obolus
Bezahle an dem ſtygiſchen Strande,
Ich ſchwör' es dir und jener Gluth,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was ſich unſterblich mir verkündet,
Das halt' ich feſt mit Männermuth
Und kein Deſpot ſoll mir es rauben;
Und drückt es mich zu ſchwer hinab,
So öffn' ich durch das Schwerdt mein Grab,
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menſchenherzen
Der Freude anmuthvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich wie ein Blumenband umweb'n
Und friſch, und jugendlich und ſchön
Der Kindheit Träume wiederbringen!
Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen:
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur, welcher gleich ihm ſelber iſt.

Paradieſiſches Weinlied.

1807.

Von der Sonne geboren glüht
Licht des Lebens im Pokale.
Was das Auge für Wunder ſieht
Blitzen auf in ſeinem Strale,
Au'n und Bäume tanzen herum,
Aus den Herzen blüht Elyſium,
Götter kommen,
Alle Frommen
In dem Himmel ſeh'n ſich um.

Seid gegrüßet, ihr Sel'gen! ſeid
Heil'ge Väter uns willkommen!
Habt im Leben euch baß gefreut,
Oft ein Räuſchchen mitgenommen:
Noah Moſes Pythagoras
Solon Plato füllten das Glas
Zechten fröhlich,
Schlürfen ſelig
Nun mit Engeln Nektarnaß.

Brüder, munter! die Zeit iſt ſchnell,
Luſt und Jugend ſind vergänglich,
Aber ſchaut, in dem Becher hell
Blühet Wonne überſchwänglich.
Kränzt mit Roſen Stirnen und Haar,
Und im Weine ſchauet ſo klar
Himmel offen,
Was wir hoffen,
Trunkner heil'ger Sel'gen Schaar.

Süßes glühendes Sonnenkind!
Goldner Wein voll Lebensflammen!
Wodurch Menſchen verbrüdert ſind,
Bringeſt du in Luſt zuſammen:
Dein und Cypriens heißet die Nacht,
Die zu Göttern Sterbliche macht. —
Heißa munter!
Sonn' iſt unter,
Liebe glänzt und Sternenpracht.

Zum erſten Maitag in Stockholm.

1807.

Brüder, was ſitzet ihr ſtumm und verſtändig?
Wiſſet, Verſtand macht die Sterblichen dumm.
Sonnen und Monden und Erden lebendig
Drehen in taumelnden Kreiſen ſich um:

Teiche und Seeen,
Thäler und Höhen,
Blumen und Bäume,
Geiſter und Träume,
Alles friſche Leben geht luſtig herum.

Faßt euch zuſammen in heiliger Stunde,
Schwöret der Freude zu halten die Treu,
Daß in der ganzen geſtirneten Runde
Keiner der Seligen ſeliger ſei!
Götter und Sterne,
Himmliſche Ferne,
Unten auf Erden
Götter zu werden
Machet alle heut des Verſtandes uns frei!

Ewige Jugend, komm Bacchus und winde
Mir um das Haupt den unſterblichen Kranz,
Schöpfer der Freiheit und Haſſer der Sünde,
Stelle das irdiſche Leben in Glanz.
Selige Höhen!
Was wir geſehen,
Was wir empfunden,
Führen die Stunden —
Du nur machſt Götter und Sterbliche ganz.

Zapft denn die Tonnen, und laſſet ihn rinnen
Hell in die Becher den göttlichen Wein.
Wohl mir! ſchon lodert in allen fünf Sinnen
Seligen Wahnſinns unſterbliche Pein:
Faunen, Mänaden
Alle geladen,
Jungfrau'n und Bräute —
Hochzeit iſt heute!
Hochzeit heute! Hochzeit! Herein nur! herein!

Eliſens erſtes Lied.

1807.

Lockſt du mit deinem Wunderklange
Mich wieder, Göttin Fantaſie?
Im Herzen klopft es ſüß und bange,
Es will hinaus, und weiß nicht, wie:
Es ſehnt ſich mit erwachſnen Flügeln
Der Schmetterling zum Blumentanz,
Will ſich in Morgenröthen ſpiegeln
Und baden in der Sonne Glanz.

O Schein von meinem Roſenglücke!
O anmuthvolles Blumenreich!
Tragt ihr auf Iris bunter Brücke
Die Selige empor zu euch?
Mit allen frommen Kinderſpielen,
Mit allen ſüßen Gaukelei'n,
Mit allen göttlichen Gefühlen
Nimmt mich der alte Himmel ein?

Vergebens, Täuſcherin, vergebens!
Betrogen haſt du allzu oft
Die ſchönſten Wünſche meines Lebens,
Was ich geliebt geſtrebt gehofft.
Es blüht nicht in den Erdenſtürmen
Die zarte Blume deiner Luſt,
Und wo ſich ſtündlich Gräber thürmen,
Da blutet ſtündlich auch die Bruſt.

Dich grüß' ich, Heimath meiner Träume,
Dich, goldnes unbekanntes Land,
Elyſium der Blüthenbäume
Und Lethens ſtillen Zauberſtrand,
Wo nimmer Gram die Wimpern feuchtet,
Nie Wolken über Wonnen zieh'n,
Wo ewig klar die Sonne leuchtet
Und ewig friſch die Blumen blüh'n.

Fahr wohl, du Trauerland der Thränen!
Du Erde, mütterliche Flur!
Du giebſt das Lieben und das Sehnen
Zur Quaal den weichen Brüſten nur,
Du lockſt uns mit Sirenentönen
Zu Wonnen, die unſterblich ſind,
Zeigſt uns ein lieblich Bild des Schönen
Und führſt es ſchneller weg als Wind.

O thörigt, wer auf morſchen Grüften
Sein feſtes Haus der Hoffnung baut
Und Jugendroſenſchein und Düften
Von bunten Frühlingsauen traut!
Die ernſte Göttin wird ihn faſſen,
Die nächtlich unſer Schickſal flicht,
Was er geliebt, das muß er laſſen,
Was er begehrt, gewinnt er nicht.

Drum grüß' ich dich, du goldne Ferne,
Dich, meiner Träume Götterwahn,
Zieht mich empor, ihr lichten Sterne!
Empor zu eurer Sonnenbahn!
Verronnen iſt es hier im Dunkeln
Und ſchwankend zwiſchen Luſt und Leid,
Wo eure heiligen Lichter funkeln,
Wohnt Friede und Glückſeligkeit.

Blumengeſpräch.

1807.

Blumen, holde Sonnenkinder,
Süß gepflegt von Luſt und Licht,
Bunt gefärbt von goldnen Stralen,
Seid ſo ſchön und hört mich nicht;

Schaut ſo klug und könnt nicht ſprechen,
Zittert, jedes Lüftchens Spiel,
Und den Menſchen Wonne gebend
Habt ihr ſelber kein Gefühl.

Menſch — ſo ſchütteln ſie die Köpfchen —
Stolzer, was erkühnſt du dich?
Werte blüh'n in unſern Augen
Ewig klar und wonniglich.

Daß wir fühlen, daß wir wiſſen,
Was der Götter Leben heißt,
Sieh, wie unſer Liebesbuſen
Ewig hin zur Sonne kreiſt.

Stumm ſind andre Sonnenkinder
Tief zur Erdennacht verflucht,
Die der Geiz, der hagre Gräber,
Unter tauſend Schrecken ſucht.

Magſt alſo von Steinen ſprechen,
Vom Rubin und Diamant,
Sprichſt dann wahrlich von dir ſelber,
Deinem Trug und Prunk und Tand.

Unſer Leben, unſre Blüthe
Iſt dem eignen Himmel gleich,
Spricht zu ſeinen höhern Geiſtern
Und verweilet kurz bei euch.

Und ich ſah die Köpfchen nicken,
Und die Aeuglein ſprachen ſchier —
Blumen, holde Sonnenkinder,
O wohin? wohin mit mir?

Lied,

gesungen zu Edeby am Mälare im Herbſtmond 1807 für den Freiherren Otto Magnus Munck.

Ihr krauſen Grillen weg! hinweg, ihr düſtern Sorgen!
Tief in das Meer hinab! heut laßt uns fröhlich ſein!
Ein weiſes Schickſal deckt den Sterblichen den Morgen —
Auf! halt die Stunde feſt! das Heute nur iſt dein.

Es ſpielt Vergänglichkeit mit Hütten und mit Thronen:
Denk' Alexanders Loos, der weiland Magnus hieß:
Wo iſt der Heldenſchritt gewaltiger Ottonen?
Geh, frage ihren Staub, den längſt der Wind zerblies.

Sei du in Liebe groß, ſei du in Freude Kaiſer!
Bau in den Herzen dir den ewig ſichern Thron.
Dies Heldenthum gilt mehr als alle Lorbeerreiſer,
Trotzt der Vergänglichkeit und heut Tyrannen Hohn.

Herbei des alten Weins! und luſtig angeklungen!
Schling' Roſen um das Haar, ſchling' Roſen um den Wein!
Der Mann iſt auch ein Held und hat die Welt bezwungen,
Dem ernſte Weisheit heißt mit Freunden froh zu ſein.

Drum Liebe lebe hoch, die Königin des Lebens!
Und Freundſchaft, die den Haß an Männerbruſt erdrückt!
Wer dieſe Zwei gewann, der lebte nicht vergebens,
Der hat den höchſten Glanz der Erde ſich gepflückt.

Auch dir, o Vaterland, dir Land der tapfern Gothen!
Klingt, Freunde, dreimal hoch! das Vaterland! es gilt!
Das Leben ſteht nur hoch auf Leben edler Todten —
Auf Vätertugend denn die Becher friſch gefüllt!

Und unſerm König auch, dem Heldenſohn, zu Ehren,
Der mit dem Schwerdte blitzt und mit dem Scepter dräut,
Will ich das vollſte Glas im vollen Jubel leeren:
Heil ſei ſein Königswort und Sieg ſein Männerſtreit!

Reicht, Freunde, euch die Hand! ſtolz ſchlägt die Bruſt gehoben —
Die Freude führet auch auf zur Unſterblichkeit —
Den letzten vollen Klang dem Ewigen dort oben
Für manchen ſchönen Tag, für dieſen ſchönen heut!

An Pſychidion.

1807.

Zittre nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Buſen ſelig glüh'n.
Darf der Himmel neidiſch das verdammen,
Wodurch Sonnen ſich zu Sonnen zieh'n?

Was des Hymnus' Jubel Morgenröthen
Hohen Einklang allen Sternen lehrt,
Und wodurch die Irre der Kometen
Regellos die höchſte Regel ehrt?

Wodurch Blumen ſich zu Blumen neigen?
Tropfe brünſtig zu dem Weltmeer jagt?
Wodurch Philomele in den Zweigen
Und der Schwan auf Frühlingswellen klagt?

Darf der Himmel ſein Geſetz verdammen,
Dann verdamme deine Liebe auch,
Stürze mit dem Wellenſchmuck zuſammen,
Stirb mit Sonnen dann in Einem Hauch.

Und auf fürchterlich erloſchnen Trümmern
Traure einſam der erhabne Geiſt,
Welchen nimmer Sonnen mehr umſchimmern,
Nimmer wieder Menſchenwonne preiſt!

Nein, hinweg der Bonzen ſchwarze Schrecken!
Hoffnung auf das Engelangeſicht!
Wenn auch Donnerwolken ihn bedecken,
Iſt ſein täglich Kleid doch Lieb' und Licht.

Als er ſchuf, der langen Zwietracht Schlichter,
Als die alte Nacht zuſammenfiel,
Schuf er aus dem Haupt die Himmelslichter,
Menſchen aus des Herzens zartem Spiel.

Und die hohen Himmelslichter rollen
Ruhig fort in eigner Majeſtät,
Doch was Menſchen ſehnen fühlen wollen,
Erſt den weichen Weg des Herzens geht.

Und der Reitz der ſel'gen Sympathieen,
Der durch Sonnen und durch Seelen wallt,
Läßt die Welt in Götterfreude blühen,
Schwellt die Bruſt mit himmliſcher Gewalt;

Sendet aufwärts ſeine ſchnellen Boten
Freudig zu dem Flammenurſprung hin,
Stürzt ſich abwärts in das Reich der Todten,
Denn die Liebe reicht allein dahin.

Und auf tauſendfach verſchlungnen Pfaden,
Wie der Blitz ſich in ſich ſelbſt verſchlingt,
Schlingt ſich durch das All ein zarter Faden,
Der zur Geiſterliebe herriſch zwingt.

Frühlingsſäuſel, Himmelsſphärentöne,
Donnerſtimmen, Nachtigallgeſang —
Liebling, alles Gute Wahre Schöne
Eine Liebe iſt es und Ein Klang.

In der Welten jubelnden Chorälen
In der Sterne jauchzendem Geſang
Höre die Muſik entzückter Seelen,
Kenne deines Buſens Götterdrang.

Auf zu ihnen! liebe hoffe wähne!
Alles Andre flieht wie dünner Schaum;
Für die Erde gab dir Gott die Thräne,
Für den Himmel gab er dir den Traum.

Einſt, wann Welten aus einander ſtäuben,
Wann die letzte Sonne matt verblinkt,
Liebe wird als einzige Sonne bleiben,
Wann der Geiſt zum höchſten Geiſt verſinkt.

Einſt auch wird er unſer Schickſal lichten,
Furchtbar tönt es nicht, ſein Weltgericht:
Durch das Herz wird er die Herzen richten,
Darum zittre vor dem Herzen nicht.

An Marianne von Imhof.

Antwort auf ein fröhliches Bild.

1805.

Du lockſt mich mit Früchten,
Mit holden Gebilden,
Mit Blumen und Trauben —
Uns duften ſie nicht:
Die Zeit denn ſie ſchreitet
Mit Speeren und Schilden,
Mit blutigen Hauben
Zum Morden und Rauben
Einher zum Gericht.

Doch tönet die Lehre
Der Weiſen und Alten:
Wir ſollen genießen,
Das Leben iſt kurz;
Je ſchneller es wirbelt,
Des feſter gehalten
Die Trauben die ſüßen,
Die Blumen, die ſprießen
Am ſtrudelnden Sturz.

Je lauter die Stimme
Der menſchlichen Klage,
Je ſtärker ihr Wehe
Zur Trauer dich regt,
Des mächtiger fliege
Vom irdiſchen Tage
Zur himmliſchen Höhe,
Und droben vergehe,
Was unten dich ſchlägt.

Nur unter dem Schirme
Der züchtigen Muſen
Sind glückliche Zeiten
Den Menſchen vergönnt:
Sie halten die Flamme
Lebendig im Buſen,
Sie warnen und deuten,
Sie hemmen und leiten
Das Leben, das rennt.

Und über der Menſchen
Zerſtreutes Gewimmel
Und über der Götter
Unſterblich Geſchlecht
Sie richten, die höchſten
Und führen zum Himmel
Die Weiſen und Retter,
Doch Frevler und Spötter
Bindt unten das Recht.

An Maria zum Marientage.

1808.

Frühlingsbote, kommſt du wieder?
Kommſt du wieder ſchöner Tag?
Engel ſteigen jubelnd nieder
Und Propheten werden wach,
Tauſend Stimmen, tauſend Hände
Klingen in die Wonne ein:
Gnade waltet ſonder Ende,
Und der Menſch ſoll göttlich ſein.

In erhabnen Fantaſeien
In dem ſeligen Götterſpiel
Soll er muthig prophezeien,
Was nicht von den Sternen fiel:
Was wir denken und empfinden
Schließt kein fremdes Schickſal auf,
In des eignen Herzens Gründen
Strömet ſein gewalt'ger Lauf.

Denn der Gott trat in das Leben,
Und die Götter ſind entfloh'n:
Allmacht ward auch uns gegeben,
Blitzend hoch vom eignen Thron:
Lieblich lockt des Lichtes Helle,
Schrecklich lockt das Reich der Nacht,
Halb zum Himmel, halb zur Hölle
Zieht die furchtbar dunkle Macht.

Wehe, wer auf buntem Wege
Tändelt fremden Geiſtern nach!
Sieh, des Blitzes Pfad iſt ſchräge,
Aber grade trifft ſein Schlag!
Halte muthig dich zuſammen,
Wie die Kraft auch Kriege dräut!
Und dein Leben blüht in Flammen
Und dein Herz in Göttlichkeit.

Denn kein Himmel iſt verſunken
Und kein Paradies verblüht,
Wo der hohe Götterfunken
Züchtig in der Tiefe glüht.
Schönheit welkt und Jugend ſchwindet
Und des Lebens Roſe fällt,
Wo das Heilige nicht bindet,
Wo das Himmliſche nicht hält.

Freundin, friſch hinein! und lerne
Deines Schickſals Göttin ſein!
Und die ganze Macht der Sterne
Rollet dir ins Leben ein.
Was du biſt, ſei nicht aus Gnaden!
Wage, was die Seele liebt!
Eiſern fühlt den Parzenfaden,
Wer ſich der Gewalt ergiebt.

Frühlingsſpiel.

1808.

Leichter Scherz, leichtes Herz,
Lieb' und Luſt in der Bruſt,
So ſchwinden die Tage mir nimmer bewußt;
Grüner Wald, nimmer alt,
Baum und Strauch, wie dein Hauch,
So grünet und duftet das Leben mir auch.

Was ich ſind jung geſinnt,
Wohlgeſtalt, o Gewalt!
Wie lockſt du die Liebenden tiefer zum Wald!
Liebchen mein, gieb dich drein!
Luft und Hain ſäuſeln drein,
Heut grünet der Frühling, und Hochzeit ſoll ſein.

Frühlingslied von der Frau Nachtigall.

1808.

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auch Fink und Amſel, ſinget laut!
Die Erde ſteht mit dem Frühling Braut.
Muſikanten und Schallmeien
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün, die Blumen ſüß,
All Frühlingsluſt und Paradies —
Alle Knaben ſchlingen Tänze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cäcilia kommt auch ins Grün,
Wann Vögel ſingen und Bäume blüh'n;
Frommen Kindern lehrt ſie Lieder,
Kehret dann zum Himmel wieder,
Im Himmel ſpielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall! biſt du da?
Willkommen, ſüße Frau Nachtigall!

Fröhlichkeit in Treue.

1808.

Leicht wie der Thau
Iſt das Herz mir geboren,
Blumen der Au
Hab' ich luſtig erkoren,
Vöglein im Haine,
Sternlein mit Scheine
Zum Bild meiner Liebe.

Jäger ſpringt leicht
Ueber Thäler und Hügel,
Vöglein fliegt leicht
Mit dem flatternden Flügel,
Blümlein verwelken
Roſen und Nelken.
Nicht ſo meine Liebe.

Komm, meine Luſt,
Komm doch einmal mir wieder!
Drück' an die Bruſt
Mich tapfer und bieder!
Fröhlich, beſtändig,
Nimmer abwendig
So heißt meine Liebe.

Liebeswehmuth.

1808.

Vögelein, ſingſt du?
Lüftelein, klingſt du?
Singſt mir und klingſt mir nicht Ruh;
Blümelein freudig
Träumen ſo leidig
Schließen die Aeugelein zu;
Mir nur alleine
Blühet im Haine
Nicht Liebe, nicht Ruh.

Sternlein, euch ſchwinget,
Leuchtet und bringet
Träume und Wonne zugleich;
Seufzet Geflüſter,
Zweigelein düſter.
Euch iſt der Traurende gleich.
Rauſchet im Leide!
Fern von der Freude
Entflieh' ich zu euch.

Marienwürmchen.

1808.

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Ueber'n Zaun und über's Heck,
Ueber Vaters Garten weg,
In die Welt hinaus —
Vergiß nicht dein Haus,
Vergiß nicht die lieben Kinder.
Die Blumen ſind hier geſünder,
Die Sonne ſcheint hier heller.
Drum, Würmchen, fliege ſchneller
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, flieg weg!
Fliege nicht zu lange weg!
Weg iſt lang und weht der Wind —
Achte die Flügel, liebes Kind,
Und die Füßchen klein
Auch vor Schelmerei'n:
Denn Krötentücken und Spinnen
Auf dein Verderben nur ſinnen;
Doch hier dich alle lieben —
O wärſt du doch geblieben
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Marienwürmchen, komm wieder!
Dir ruſen deine Brüder,
Brüderlein und Schweſterlein
Und die kleinen Kinderlein,
Und Großmutter auch,
Und Großvater auch —
Sie ſitzen im ſchwarzen Rocke,
Der Küſter zieht die Glocke
Und ſoll die Traue. läuten —
O komm zu lieben Leuten,
Zu Haus! zu Haus! zu Haus!

Waldhochzeit.

1808.

Wann der Kukuk ſingt, wann der Kukuk ſingt,
Iſt Hochzeit im grünen Wald,
Und es tanzt und ſpringt und es ſpielt und klingt
Die Liebe mit ſüßer Gewalt;
Die Knaben und Mädchen zu Zweien
Sie wandeln im fröhlichen Maien
Zum grünen grünen Wald.

Und mit Heißabei! und abermal Hei!
Die Liebe ſie ſpielet friſch
Nach dem Tanze führt ſie je Zwei und Zwei
Die Spieler ins Schattengebüſch;
Da ſtreut ſie auf ſchwellenden Mooſen
Ein Bettchen von Veilchen und Roſen
Im grünen grünen Wald.

Sei nicht bange, Mädel es muß ſo ſein,
Die Liebe ſie brauchet Gewalt,
Fährt gern mit Donnern und Blitzen drein,
Und luſtig zur Hochzeit ſchallt.
Dein Blümchen magſt nimmer du retten,
Drum freu dich der blumigen Betten
Im grünen grünen Wald.

Auf! mein Kukuk, klinge und ſinge laut!
Es iſt Hochzeit im grünen Wald.
Auf! mein Himmel, Bräutigam kling' und Braut!
Und donn're der Luft Gewalt!
Auf! Schweſtern, und ſchlinget den Reihen
Zu Zweien, zu Zweien, zu Zweien
Im grünen grünen Wald!

Klage um den kleinen Jakob.

1808.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in'n Wald hinaus —
Kleiner Jakob, kleiner Jakob, komm zu Haus!

Wohin iſt der kleine Jakob gegangen?
Es hat ihn ein Unterird'ſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus.
Kleiner Jakob, kleiner Jakob, komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wäreſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob, kleiner Jakob, komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob dort wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen
Schuhe und Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach! armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob, kleiner Jakob, komm zu Haus!

Sehnſucht.

1808.

Geliebtes Bild, das mir in ſüßen Träumen
Die Flammenſeele füllt
Und wie ein Stern mit Sternen aus den Räumen
Des Aethers funkelnd quillt,

Das in des Mondes wehmuthvollem Schimmer
So mild herniederblickt,
Im Blumenſäuſeln, Wellenliſpeln immer
Mir ſtille Seufzer ſchickt:

Dir ruft in dunkler Nacht die dunkle Trauer,
Die ächzet nach der Luſt.
So ächzt der Vogel einſam, der im Bauer
Verlorner Liebe ruft.

O ſüßes Bild! in dir iſt meine Freude,
O Luſt, in dir mein Leid.
Klingt ſtille Klagen, klingt im Liebesleide!
Klingt, klingt in Ewigkeit!

Verwettetes Trinklied

zum Faſtelabend 1808 zu Stockholm.

Friſch, Brüder! friſch! die Tage ſteh'n nicht ſtill,
Schnell rollt das Leben hin und rollt die Freude;
Bald kommt die Zeit, die bringt, was ich nicht will,
Streicht frohe Rechnung durch mit ſchwarzer Kreide!
Heute und morgen
Geb' ich die Sorgen
Käuzen und Thoren;
Denn mir geboren
Zur Wonne ward Heute.

Her drum des Weins, des goldnen Freudenborns!
Tief aus dem Faß will ich die Wonne ſchöpfen.
Hoch ſteht im Glanz mein Helikon des Horns,
Hoch ſteht er kalten Thoren auf den Köpfen;

Jubeln und Singen
Muß mir gelingen,
Kreuzen und beten
Aber von Nöthen
Iſt nüchternen Tröpfen.

Her drum das ſüße Kind des Frühlings mir!
Blume der Luſt, du, Roſe ſollſt mich kränzen!
Denn leuchtend ſchwebt die ſeligſte Begier
Gleich um die Stirn, wo deine Blätter glänzen;
Satyrn und Faunen
Sehn mit Erſtaunen
Irdiſches Leben
Mächtig ſich heben
Zu himmliſchen Gränzen.

Weg, gleißend Geld, du kalter Satan, weg!
Ehre, du Peſt der Liebe und der Wonne!
Was frommt mir Geld auf meinem dunkeln Steg
Nieder zur Nacht der Schatten ohne Sonne?
Hier ſteht mein Leben,
Hier ſoll es ſchweben,
Bacchus iſt Leiter,
Amor Begleiter,
Mein Haus iſt die Tonne.

Du kennſt den Mann, der frug den Weg zum Mond,
Hannibal auch, das große Römerſchrecken —
Stumm liegt ihr Staub im Land, wo Freude wohnt,
Nie mag der Ruf zur Luſt die Hohen wecken.
Weg mit Magnaten!
Weg mit Soldaten!
Ewiges Leben
Blüht nur in Reben
Den Friſchen und Kecken.

Hier winkt der Sieg, wornach der Tapfre ringt,
Hier lockt der Preis, wornach die Liebe ſchmachtet;
Hier ſteht die Macht, die ſelbſt das Schickſal zwingt,
Wenn man im Wein die Ewigkeit betrachtet:

Rollen und wanken
Sinn und Gedanken,
Schickſal und Sterne,
Hoch in die Ferne,
Wo's nimmer nachtet!

Freiheit begehrt, wer her von Adam ſtammt,
Freude begehrt, wer Evas Apfel fühlet:
Sprudle denn, Wein, der mich zum Gott entflammt!
Leuchte denn, Luſt, die lieblich mich umſpielet!
Was ich jetzt habe
Ruht einſt im Grabe,
Darum hier oben
Will ich euch loben,
Weil Jugend noch fühlet.

Bellino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge zu Pſychidion:

1808.

Ich heiße Pipi
Und hab' als Genie
In manchen Geſtalten
Das Leben durchzogen,
Gekrochen, geflogen
Auf Zweien und Vieren,
Gewandelt ſo unter den Menſchen als Thieren.
Doch immer gewogen
Dem Helden und Schönen,
Dem Spiel und den Tönen,
Komm nun ich zu dir,
Du Liebſte der Frauen,
Mein Jüngſtes zu ſchauen.
Empfange und halte mich freundlich bei dir.

Zwar leicht und vermeſſen,
Wie Vögelein pflegen,
Doch kann ich ermeſſen
Die Anmuth und Güte,
Die liebend ſich regen
In zartem Gemüthe.

Bei dir will ich leben,
Bei dir einſt erbleichen,
Stets höher zu ſchweben,
Bis Göttern wir gleichen.

O Metempſychoſe!
Als Vogel, als Roſe,
Bald fährt Philomele,
Die zärtliche Seele,
In Mägdeleinbruſt,
Und wird der Unſterblichen Irdiſchverwandte,
Der Sterblichen Luſt.

Du fühlſt meine Worte,
Sie klingen nicht feindlich,
Empfange mich freundlich
Und laß durch die Pforte
Den Spieler herein.
Auf luſtigen Schwingen
Bei waidlichen Dingen
Das Leben durchklingen
Das bannet die Pein.
Piepvögelein heiß ich,
Viel Luſtiges weiß ich —
So nimm denn, du Freundliche, freundlich mich ein.

Liebesnähe.

1808.

Lieb' ſei ferne,
Iſt doch immer da,
Gleich dem Licht der Sterne
Ewig fern und nah.

Schließt Gedanken
Wohl ein Kerker ein?
Glück und Stunden wanken,
Das Gefühl iſt mein.

Leuchte, Sonne!
Wandle, frommer Mond!
Meines Buſens Wonne
Hoch mit Göttern thront.

Frühling, ſcheine!
Winter, ſtürme kalt!
In der Bruſt dies Eine
Nimmer wird es alt.

Holde Treue,
Weiß und engelrein!
Wie des Himmels Bläue
Bleibt dein lichter Schein.

Sei denn ferne
Liebe, ſei ſie nah,
Gleich dem Licht der Sterne
Immer iſt ſie da.

Der Blumenknabe.

1809.

Ich ging hinaus im grünen Mai,
Ein Kränzlein wollt' ich mir pflücken,
Und Blümlein bunt und mancherlei
Sie lockten und winkten Entzücken;
Und wie ich die ſüßen beſah und beſann,
Da fingen die Köpfchen zu rühren ſich an
Und redten mit freundlichem Nicken.

Zuerſt die Roſe neigt' ihr Haupt,
Hub an alſo mir zu ſprechen:
Halt, raſcher Knabe! Iſt's erlaubt,
So ſorglos das Schöne zu brechen?
Vernimm erſt geduldig der Wörtchen zwei drei,
Sonſt mögte im Herzen die bittere Reu
Mit Thränen die Sterbende rächen.

Ich heiße Blumenkönigin,
Die Erſtlingstochter der Liebe,
Trage ſtolzen Muth und hohen Sinn,
Vereint mit zärtlichem Triebe;
Und hegeſt du Hoheit und Treu in der Bruſt,
So pflücke den Liebling der Sonne mit Luſt,
So pflücke die Blume der Liebe.

Die Lilie ſprach: der Unſchuld Preis
Schmückt baß denn Perlen und Seiden,
Biſt innen du und außen weiß,
Wie Kindlein fromm und beſcheiden,
So pflücke nur immer in Freuden mich ab,
So werde dein Buſen das züchtige Grab
Der weißeſten Blume der Haiden.

Das holde Veilchen auch herfür
Das Köpfchen regte zur Sonne,
Stand da in ſtiller Demuth Zier
Und hauchte lenzige Wonne.
Doch was es geflüſtert, vergeſſen iſt's mir,
Die Augen mir floſſen, wie Brünnelein ſchier
Entfließen der berſtenden Tonne.

Mit ihr kam auch das Schweſterherz,
Das Sinnbild heiliger Frommen,
Die Nachtviole grau, und Schmerz
Die Bruſt mir machte beklommen.
Was da mir geſchehen, verſtehe ich nicht:
Mir däuchte, ich ſahe ein Engelgeſicht
Mit liebenden Augen mir kommen.

Es ſprach: du ſiehſt dein Lebensbild
In ſüßen lieblichen Farben:
Denn was dem Frühling ſchön entquillt,
Das ſammelt der Sommer zu Garben;
Stets gehet und kehret der ſonnige Stral,
Doch Menſchen verwelken wie Blumen im Thal
Und wie ihre lenzigen Farben.

Schau, Liebestreu und Liebeshuld
Wie fliegt ſie hin mit der Roſe!
Das Kind der Demuth und Geduld
Was ziehet das Veilchen für Looſe?
Die Lilie, die weiße Narciße zugleich
Sie liegen verwelket, noch bleicher als bleich:
So ſchwindet das Schöne und Große.

Und weinend mußt' ich abwärts geh'n,
Durſt' keine Blume mir brechen;
Doch ſtanden alle fromm und ſchön
Und ſchienen ſo freundlich zu ſprechen.
Wann wird es im Herzen mir wieder geſund?
Wann wird mir der Maimond mit ſchmeichelndem Mund
Treulieb' und Blumen verſprechen?

An Pſychidion zum Geburtstage.

1809.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſein
Heut an der Thür,
Schlüg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtral,
Lieblicher Schein
Guckt' ich viel tauſend Mal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Roſigen Mund,
Grüßte dich, Engelein,
Freundlich zur Stund.

Zephyr, der Flattrer, auch
Mögt' ich wohl ſein,
Wehte wie Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl, wo —
Himmliſche Luſt —
Nimmer mir wölbten ſo
Roſen die Bruſt.

Echo, der Wiederhall
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr;
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus:
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus.

Vöglein und Sonnenſtral,
Zephyr der Wind,
Echo der Wiederhall,
Sind wohl geſchwind,
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell,
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

Eliſens zweites Lied.

1809.

Kommſt du mir wieder, Sohn der Sterne?
Du Flüchtling aus dem Götterland?
Kommſt du mir, Frühling? O wie gerne
Geh' ich an deiner Blumenhand!
Du Freund der Lieder und der Träume
Sei mir gegrüßet tauſendmal!
Du ſchmückſt mit Blüthen alle Bäume,
Mit Gras und Blumen Berg und Thal;

Du ſchmückſt den Himmel ſelbſt mit Schöne,
Die hohe Sternenblumenau
Klingt luſtiger die Sphärentöne,
Färbt leuchtender ihr ew'ges Blau,
Und von dem heitern Himmelsbogen
Geh'n alle Götter niederwärts,
Und tauſendfältig angezogen
Steigt himmelan das Menſchenherz.

Natur, an dich mich fromm zu ſchmiegen,
An deinem Buſen warm und voll,
Ein Kind an Mutterbruſt, zu liegen
Thut dem beklommnen Herzen wohl;
Der Blumen zarte Kinderſpiele,
Der Blätter Säuſeln, ſprechen ſtill:
Hier folge kindlichem Gefühle,
Hier thue, was der Buſen will.

Hier in dem Schirm der grünen Blätter
Wo meiner Träume Wohnung iſt,
Belauſcht das freie Herz kein Spötter,
Die Unſchuld keine Hinterliſt;
In dieſen Lauben, dieſen Büſchen
Flucht nie der Ehrſucht rege Pein,
Die Schlange Neid darf hier nicht ziſchen
Verleumdung hier nicht Gifte ſpei'n.

Hier glänzt das Land der Fantaſieen,
Hier grünet mein Elyſium,
Und ſelig, wie die Blumen blühen,
Rollt hier der Stunden Lauf ſich um;
Mit meinen Bäumen, meinen Bächen,
Mit meiner Seeen Wellenklang,
Mit Mond und Sternen kann ich ſprechen,
Was Süßes mir die Bruſt durchdrang.

So laß mich ruh'n in deinem Schooße
An deinem Herzen fromm und rein,
Du wiegſt das Menſchenkind, die Roſe
Mit gleicher Mutterliebe ein,

Du rührſt der Sonnen Sphärenſpiele,
Der Nachtigallen Lenzgeſang,
Des Menſchen göttliche Gefühle
Zu Einem hohen Wunderklang.

Eines frommen Kindes Geſpielen.

1809.

Einfalt heißt das Himmelsmädchen,
Das mit Göttern räth und denket
Und an unſichtbaren Fädchen
Stern' und Menſchenherzen lenket,
Einfalt heißt die weiße Taube,
Die den Pfad dem Wandrer weiſet,
Wo der Himmelsherold Glaube
Leuchtend hoch mit Sonnen kreiſet.

Unſchuld heißt die zarte Blume,
Ungeſehen, kaum vernommen,
Blühend ſtill im Heiligthume,
Daß wir in den Himmel kommen.
Engel lauſchen ſelig nieder,
Wo das helle Blümlein blühet,
Das uns von der Erde wieder
Auf zur Götterheimath ziehet.

Frommes Herz im reichen Buſen,
Selig lebt, wem du beſchieden:
Du verſtehſt die Kunſt der Muſen
Und der Geiſter heil'gen Frieden,
Du verſtehſt die hohen Flammen,
Wodurch Menſchen Götter werden
Und in Einen Bund zuſammen
Luſtig Himmel geh'n und Erden.

Laß die himmliſchen Geſpielen
Nie von dir, du Holde, weichen,
Höchſten Preis von höchſten Zielen
Mögen dieſe Drei nur reichen.

Laß das Faß der Danaiden
Eitle Thoren raſtlos füllen,
In des Buſens Gottesfrieden
Halte feſt den frommen Willen.

An Luiſe von Imhof

mit einem Roſenſtock. 1809.

Eine Roſe, ſüße Jungfrau, dir,
In der Knoſpe nach dem Licht ſich ſehnend.
Ach! wie viel in kindlicher Begier
Von dem künftigen Sonnenleben wähnend!
Von dem Lüftchen, das ſie küſſen ſoll,
Von dem Thau, der ihre Schönheit letzet,
Von dem Herzen, das empfindungsvoll
An dem zarten Gleichniß ſich ergetzet!

Holde Blume, wird den ſüßen Traum
Je die goldne Sonne dir entbinden?
Wird dein Buſen in dem weiten Raum
Seiner Sehnſucht ſüße Liebe finden?
Wird das Lüftchen mit dem leichten Spiel,
Wird der Thau mit ſeinem zarten Leben,
Wird ein menſchlich Weſen voll Gefühl
Dir ein Bild des frommen Wahnes geben?

Frage! Ach! die Antwort bleibet aus,
Was du ſuchſt, iſt draußen nicht zu finden.
Oeffne nie der ſüßen Träume Haus;
Für dein Lüftchen zitterſt du in Winden,
Für den Thau kommt wilder Hagelſturm,
Deine Schönheit flattert hin mit Beben,
Oder ſchlimmer zehrt ein Todeswurm
Ueppig langſam auf dein ſüßes Leben.

Holde Jungfrau, ſieh dein eignes Bild,
Zartes Gleichniß deines zarten Lebens:
In der Freiheit draußen ſtürmt es wild,
Glück und Ruhe haſcheſt du vergebens;

Selbſt die Hoffnung, die ſo gerne weilt
Vor des frommen Herzens reinem Spiegel,
Rauſcht mit jener, die auf Kugeln eilt,
Mit Fortunen fort auf gleichem Flügel.

Selig du, die in des Buſens Haus,
In das ſichre, ſich zuſammendränget!
Wolle nie aus dieſem Schrein heraus,
Von dem Iſisſchleier zart verhänget,
Reiße nie die feine Hülle durch,
Götterleben liegt in ihren Falten,
Und der Uraniden goldne Burg
Wimmelt nicht von ſeligern Gewalten.

Hier gebeut allmächtiges Geſetz,
Wodurch Sonnen rollen, Blumen blühen,
Und der Eitlen kindiſch leer Geſchwätz,
Ihre blanken Flitter, blanken Mühen,
Ihre Jubel, ihre bunte Luſt,
All die Nichtigkeit der nicht'gen Seelen
Rauſchen machtlos hin an einer Bruſt,
Welche Engel gern zur Heimath wählen.

Nie wird's Frieden in dem Lebensſtreit,
In der Wogen brandendem Gebrauſe,
Friede wohnet und Glückſeligkeit
In des Herzens friedlicher Karthauſe,
Himmliſch wandeln dort im Götterwahn
Herrliche Geſtalten, ſüße Töne:
Was der Fromme hofft, wird er empfah'n,
Wer es glaubt, der findet auch das Schöne.

Denkmal für Wilhelm Ramſay.

(Stockholm 1808*).

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein,
Künftige Geſchlechter zu bekränzen!
Schönſter Baum ſoll ſie in ihren Gränzen
Und ihr Laub der Schmuck der Freien ſein.

Denn es fiel für Recht und Vaterland
Hier ein edler Jüngling in dem Streite,
Dem das friſche Herz noch in die Weite
Nach des Lebens ſüßen Gütern ſtand.

Alle ſeine Wünſche mit drei Schritt
Könnt ihr die verengten jetzt umſchreiten;
Doch wie ſelig, wo die Männer ſtreiten,
In dem Todtenreigen folgen mit!

Doch wie ſelig, für das Vaterland
Seiner Jugend volle Blume geben,
Ewig Freund von allen Guten leben,
Ewig allen Edlen ſein verwandt!

Um die Tapfern ſpielet gern das Lied,
Schwerdt und Leyer ſind Apollons Waffen;
Unvergänglich grünt, was dieſe ſchaffen,
Alles andre Irdiſche verblüht.

O ſo ſtimmet für den Freund den Klang,
Stimmet für den Tapfern ſüße Klage,
Für den Jüngling, der im Lenz der Tage,
Wo die Beſten fielen, blutig ſank.

Eine Eiche pflanzt um dieſen Stein.
Wachſe, freier Baum in freiem Lande!
Wehe blaſſe Schrecken bleicher Schande!
Stille Säuſel heiligem Gebein!

---

*) Mein theurer Freund, Freiherr Wilhelm Ramſay, aus einem alten ſchottiſchen Geſchlecht, war in Finnland geboren, wo ſein Vater über Tawaſthuslän Landshauptmann war, fiel im Sommer 1808 als Major. Zwei jüngere Brüder fielen wie er im Kampf für das Vaterland.

An Lili.

1809.

Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid.
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das Demuth heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreiſt,
Die Englein, ſingend an Gottes Thron,
Es trag'n als Demant in goldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur ſtehen, immer iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſieht gar freundlich aus,
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

So pflege, Mägdlein, die Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu;
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt,
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Lied für den Wirth.

(An O. M. Munck.)

1809.

Wer klingt der Erſte bei'm fröhlichen Male?
Welcher der Götter? ſage mir an.
Bacchus beginnet im himmliſchen Saale,
Bacchus beginnet die Freude auf Erden,
Soll etwas Kühnes und Herrliches werden,
Er führet an.

Welchem der Götter zum Herrſcher der Reben
Oder Göttinnen, ertönt der Geſang?
Cypris, die Leuchte im irdiſchen Leben,
Cypris, die Spenderin ſüßeſter Wonnen,
Sing' ich, ſo lange mir kreiſet der Sonnen
Wechſelnder Gang.

Wer iſt der Dritte nach ſeligen Göttern?
Wer wird nach Bacchus und Venus gepreiſt?
Freundſchaft, die Stütze in brauſenden Wettern,
Freundſchaft, die Stütze der Tapfern und Guten,
Freundſchaft, die reinſte der himmliſchen Gluthen,
Preiſe ich meiſt.

Wer klingt der Vierte beim fröhlichen Male?
Wem wird das Letzte und Beſte zu Theil?
Hebet euch, Freunde, und ſchwingt die Pokale!
Auf mit dem Herzen, wer redlich es meinet!
Heil ihm, wer Freunde und Freuden vereinet!
Dreifaches Heil!

Romanze.

1809.

Saß ein Vögelein im Leide
Und ſein Herzchen war ihm ſchwer.
Lenz gekommen war in Freude,
Bäum' und Blumen blühten ſehr.
Fliege, Vöglein, fliege ſchnelle!
Alle Gäſte ſind ſchon hier,
Und beſetzt iſt jede Stelle
Süßer Luſt und ſüßer Zier.

Wohin ſoll ich Armer fliegen?
Mag nicht in den Sträuchen geh'n.
Bei den Roſen iſt Vergnügen,
Bei den Lilien weiß und ſchön;
Doch ſchon trägt die ſüße Roſe
Einen ſtärkern Freund als mich,
In der Lilie weichem Schooße
Wiegt ſchon ein Beglückter ſich.

Von den Blumen, von den Bäumen
Fliegt das Vöglein traurig weg,
Nimmt zu hohen Himmelsräumen
Durch die Wolken ſeinen Weg,

Wohnet dort mit ſeinem Triebe
In der höchſten Luſt allein:
Denn glückſelig iſt die Liebe
Durch den eignen Wiederſchein.

Laß klingen!

Ich ſinge ein Liedel, Juchheißa! Juchhei!
Es ſäuſeln die Lüfte, es locket der Mai,
Die Quellen ſie rieſeln mit luſtigem Klang,
Die Bäche ſie ſpielen und flöten Geſang.

O liebliche Roſen, o Lilien weiß!
O dürfte ich ſingen die Luſt, die ich weiß!
O dürfte ich klingen, was ſüß und was weh
Im Buſen ſich regt, das ich ſelbſt nicht verſteh'?

Vergebliche Sorge, du ſchelmiſches Kind:
Du haſcheſt das Lüftchen, du feſſelſt den Wind,
Du zähleſt die Blätter im Frühlingsgebüſch,
Du trägeſt in Netzen die Weine zu Tiſch.

Laß klingen, was klinget, laß weben, was webt,
Du weißt nicht, von wannen, wohin's mit dir geht.
Der Vogel muß ſingen, das Lüftchen muß weh'n,
Doch frage nicht, ob ſie die Klänge verſteh'n.

Ballade.

1809.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein ſprachen: wir reiſen mit
Um die Welt;
Und die Sonne ſie ſchalt ſie: ihr bleibt zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und ſie ſprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm ſie, Geſellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verſtehet, was ſtill in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmliſchen Lichter an,
Daß ich luſtig mitſchwärmen und ſpielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Chorgebet.

Herrſcher der Dinge,
Selige Götter,
Deutet der Menſchen
Klügeln euch je?
Feuriger Schwinge
Fähret das Wetter
Schmetternd zur Erde,
Stiftend das Weh.

Und von dem Tage
Fliehet der Schimmer
Und von den Nächten
Fliehet der Schlaf:
Denn von dem Schlage
Hebet ſich nimmer,
Wen es mit Blitzen
Schrecklicher traf.

Bringet ihr wieder
Freundliche Sonnen,
Wandelt das Glück auch
Luſtig darein,
Locken uns Lieder
Reizen uns Wonnen,
Blühet das Leben
Lieblich im Schein;

Und von den Blitzen
Und von dem Wehe
Rollender Wolken
Klingt es nicht mehr;
Leuchtenden Sitzen
Himmliſcher Höhe
Gleicht ſich in Wonne
Irdiſches Heer.

Selige Götter,
Richtet mit Gnade,
Richtet der Menſchen
Flüchtig Geſchlecht —
Geht ihr im Wetter
Donnernde Pfade,
Träufelt ihr Segen,
Eu'r iſt das Recht.

Denn was im Staube
Wechſelt und wandelt,
Fliehet wie Sand im
Winde dahin,
Und gleich dem Laube,
Welches verwehet,
Wechſelt der Menſchen
Schickſal und Sinn.

Darum beſcheiden
Sollen ſie treten
Unter des Himmels
Leuchtendem Saal,

Blühend in Freuden
Sollen ſie beten,
Daß ſie nicht treffe
Freſſender Stal.

S' wechſelt die Welle
Unten nach oben,
Spielet den Schwimmer
Auf und hinab:
Heut iſt ſie helle,
Heut iſt er oben,
Morgen ſie reißt ihn
Brauſend ins Grab.

Ständchen.

1809.

Es leuchtet ein Licht durch die weite Welt,
Das ſchönſte und hellſte von allen,
Es iſt nicht als Sonne zum Tag beſtellt,
Nicht als Mond die Nacht zu durchſtralen,
Blaß werden die Sternlein, die Kleinen,
Vor ſeinem allmächtigen Scheinen.

Es dringet wie Blitze durch Eiſen und Stal,
Kein Panzer mag feſt vor ihm ſtehen,
Doch dränget ſich Jeder zum fährlichen Stral,
Und ſollt' er zur Stunde vergehen.
O ſcheine, du ſüßes Verderben!
Wie lieblich, in Flammen zu ſterben!

Geh auf denn mein Licht! geh wieder zur Ruh!
Ich darf dich, du ſchönſtes, nicht nennen;
Doch ſtrömet mein Herze wie Waſſer dir zu,
Heiß fühl' ich es lodern und brennen!
Auf! laſſet es ſchmettern und klingen!
Es will mich die Wehmuth bezwingen.

Gebet an die Liebe.

1809.

Blitzesſchnelle, Adlerſchwinge
Däucht der Liebe Macht geringe.
Süße Mutter aller Dinge,
Gerne trag' ich deine Schuld,
Gerne will ich alles leiden,
Deine Schmerzen, deine Freuden,
Denn du miſcheſt mild zu beiden
Unausſprechlich ſüße Huld.

Erinnerung an Pſychidion.

1809.

Was blickſt du ſehnend ſo zurück?
Der Tag er geht geſchwind,
Und Menſchenleben, Menſchenglück
Verwehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen iſt
Und die Erinn'rung kömmt,
Wie alles dann ſo freundlich iſt,
Was jetzt das Herz beklemmt!

Wie alles dann ſo lieb und hold
Von ferne wiederſcheint!
Gleichwie der Mond am Himmel rollt,
Der Nächte ſtiller Freund!

Drück' an die Bruſt den lieben Traum,
Das ſüße Kinderſpiel,
Für Freud' und Leid iſt weiter Raum
Im Herzen voll Gefühl.

Der Mutter Wiegenlied.

1809.

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die weißen Lämmchen ſchlafen all,
Die Vöglein nicken auf dem Zweig
Und ſchließen ihre Aeuglein gleich.
Schließ auch du die Aeuglein zu!
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die bunten Blümlein ſchlafen all,
Das Röslein roth, die Lilie weiß,
Das Veilchen und der Ehrenpreis,
Blümlein fein, das biſt auch du.
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Die weißen Englein wachen all,
Die Wiegen heißen ihr Gebiet,
Sie ſingen dir ein himmliſch Lied,
Sie ſingen dir die ſüße Ruh.
Suſuſu! Suſuſuſu!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Schlafe, Kindlein hübſch und fein!
Du biſt noch gleich den Engelein,
Den Blümlein fromm, den Vöglein bunt,
Drum ſing' ich froh zu jeder Stund
Mit hellem Mutterliebesſchall:
Wiewall! Wiegli! Wugli! Wall!
Schlaf', Kindlein, ſchlaf'!

Gebet.

1810.

Du, der ewig waltend ſteht,
Höre, Vater, mein Gebet:
Denn mich drückt die böſe Stunde,
Denn mich brennt die heiße Wunde,
Tief im Herzen brennt ſie ſehr,
Wärſt du nicht, wär' ich nicht mehr.

Denn du, alter treuer Gott,
Alter lieber deutſcher Gott,
Haſt mit Männern und mit Roſſen
Ueber mich dich ausgegoſſen,
Mich in Staub getreten ſehr,
Und ich bin kein Freier mehr.

Und ein eitles ſchlechtes Volk
Dräut mit Henkerbeil und Dolch,
Dräut mit Galgen und mit Stricken,
Und ich muß mich ſchweigend bücken:
Die vor meinen Vätern floh'n,
Sprechen meiner Ehre Hohn.

Und die Eignen ſteh'n dabei,
Freveln mit in Büberei,
Knechtiſch wedeln deutſche Hunde,
Wedeln ſich das Brod zum Munde,
Schreien gegen Vaterland,
Gegen dich in Trug und Schand;

Schalken gegen Recht und Licht
Mit dem Weiberangeſicht
Werth, daß ſie mit ſchlaffen Händen
Nadel Knäul und Spindel wenden.
O die Buben! daß dein Stral
Sie zerſchmettre tauſendmal!

Dann wann der Bandit ſich kränzt
Und der Pöbel hundeſchwänzt,
Thoren Kron' und Scepter halten,
Dann verſtehen wir dein Walten,
Tod und Jammer überall
Deutet's mit verborgnem Schall.

Aber züchtigſt du gleich ſchwer,
Läſſeſt du doch nimmermehr,
Haſt die Sehnſucht uns gegeben
Nach dem lichten Götterleben,
Nach dem hochgebornen Recht,
Nennſt uns ſelber dein Geſchlecht.

Auf zur Tugend und zum Licht
Haſt du uns das Herz gericht't:
Freier Athem, freie Rede,
Für die Wahrheit offne Fehde,
Fehd' auf Leben und auf Tod!
Alſo klinget dein Gebot.

Denn des Mannes ganzen Werth
Hält die Zunge und das Schwerdt;
Will das letzte nicht mehr ſchneiden,
Muß die erſte ſchon es leiden:
Männerarm und Männerwort
Iſt der Glücks- und Freiheits-Hort.

Schlachtgeſang.

1810.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Auf! Männer, auf! und ſchlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen,
Die Freiheit ſoll die Looſung ſein!

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müſſen ſich erſtraffen
Und ſtälern alle Brüſte ſein,
Voll Kraft und Muth und Wuth der Leuen,
Bis wieder ſtrömt in deutſchen Treuen
Der deutſche Strom, der deutſche Rhein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den wälſchen Affen!
Das alte Land ſoll unſer ſein!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler Wölfe Krähen Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!
Heut ſchicken viele tauſend Gäſte
Wir hin zu Satans düſterm Neſte,
Heut hört die lange Schande auf.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geſchaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten, klingt!
In deutſcher Treue alle Brüder,
Hinein! Es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hauſe bringt.

Frühling und Liebe.

1810.

Der Frühling ſtellt ſich wieder ein,
Das merk' ich an dem Grüne,
Es ſpringt der Klang der Vögelein
Auf Zweiglein fein,
In Blumen ſummt die Biene. —
O Frühling, ſüße Frühlingszeit!
O Wald ſo friſch und grüne!

Ich muß hinaus, das Herz mir ſchlägt,
Dann wann die Lerchen ſingen,
Sich alles Blut in mir bewegt
Und friſch erregt
Die Luſt zu ſüßen Dingen:
Und welcher ein Feinsliebchen hat,
Im Frühling muß ſie klingen.

So klinge, Herz, und werde laut,
Und klinge deine Triebe!
Der Hänfling hat ſein Neſt gebaut
Und Mann und Braut
Spielt zarte Blumenliebe,
Der Bienchen Stachel fühlt es auch,
Der kleinen Honigdiebe.

Kommt her, ihr Bilder allzumal,
Ihr Frübligskindlein feine!
Wie blitzet ihr am Sonnenſtral
In Feld und Thal!
Doch ſchöner, die ich meine,
Ein Garten ſüßer Blumen voll,
Die Minnigliche, Reine.

Denn ſeh' ich deiner Farben Licht,
Du Roſe, Königinne,
Du herrlich Sonnenangeſicht,
So klingt und bricht
Ein Bild durch alle Sinne:
So blitzt der königliche Leib
Der Holden, die ich minne.

Und wenn ich dich, du Unſchuld, ſeh',
Der rothen Pracht zur Seite,
Dich Lilie, keuſch und weiß wie Schnee,
So tönt ſo weh,
So lieb ein fern Geläute:
Vergangenheit, wo flohſt du hin?
Wohin mit meiner Freude?

Und lockt mich deine ſüße Zier,
Du muntre Tulipane,
So denke ich: ſie ſpielet hier
Und ſcherzt mit mir
Im holden Kinderwahne:
Denn Liebe geht als Frühlingskind
Mit Scherz auf Einem Plane.

Und winkt die kleine Demuth auch
Mit Augen wie der Kinder,
Der blaue grüne Veilchenſtrauch,
Wie wird bei Hauch
Und Gruß der Muth mir minder!
Es liebt mich ein demüthig Kind,
Und ach! ich bin ein Sünder.

Da ſteht ſein Mühmchen Ehrenpreis,
Will auch geliebet werden,
Des frommſten Weibes Bild und Preis,
Es neigt ſein Reis
Gar züchtig zu der Erden.
O Blümlein, reich an mildem Saft,
Lehr' uns wie Kinder werden!

Und dann zuletzt zur ſtillen Nacht
Blüh'n noch die Nachtviolen,
Sie haben bei ſich ſelbſt gedacht:
Des Tages Macht
Hat manche Huld geſtohlen.
O ſelig, wen zum ſüßen Bett
Solch Liebchen kommt zu holen!

Gott grüß' euch, Blümlein fromm und ſchön!
Euch, Vöglein hold und feine!
Ich muß im Frühling einſam geh'n,
Muß traurig ſeh'n
Die grüne Luſt der Haine;
Denn meine Liebe wohnet fern,
Und ich ſteh' hier und — weine.

Blumengruß an Eliſa.

1810.

Die letzten Kinder der Sommerau
Standen wir Kleinen, uns fehlte der Thau,
Uns fehlte der freundliche Sonnenſtral
Und auch das linde Lüftchen zumal.

Da kommt ein ſinnender Wandersmann
Und pflückt uns und redet uns freundlich an,
Verſpricht uns Freude im fernen Land
Und ſüße Pflege von Herz und Hand.

So kommen wir, holde Frau, zu dir,
Erbleicht und verwelkt und ohne Zier,
Doch trägſt im Herzen du Liebe rein,
So wird es uns wieder lebendig ſein.

Denn Blumenleben iſt Liebe nur,
Die Sterne ſchmücken uns auf der Flur,
Das bunte Röckchen iſt Sonnenkleid,
Das Weiß haben Engel herabgeſchneit.

Und rührt ein liebendes Herz uns an,
Wie iſt uns ſelig im Sterben dann!
So nimm uns, Liebling, und birg' uns ſchön,
Bis unſre Schweſterchen auferſteh'n.

Klinglieder.

1810.

1.

Den tiefen Ernſt des Lebens zu verkünden
  Winkt weiſt und ſpielt die Allmacht aus Geſchichten.
  Die Vorwelt einzig darf die Nachwelt richten,
Die Gegenwart tappt taumelnd fort mit Blinden.

Nie mag den Weg zum Sternenlande finden,
  Wer nicht, wann Wolken ſich für Donner dichten,
  Auf Blitzen wagt dahin den Flug zu richten,
Wo Tod und Leben in einander ſchwinden.

Drum ſtrebe, Muth, zum alten Götterhügel,
  Dem ſtralenden der Sonnen, welche gingen,
  Dem dämmernden der Sonnen, welche kommen.

Dort ſteht mein Bild im ungetrübten Spiegel,
  Dort tragen mich der Muſe Aetherſchwingen
  Empor ins Land der Tapfern und der Frommen.

2.

Ein Räthſel tritt das Heilige ins Leben
  Ein Räthſel wohnt es in des Buſens Gründen;
  Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahndet kaum dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Händ' erheben
  Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
  Muß alles, was wir irdiſch ſeh'n, verſchwinden:
Im freiſten Tode blühet freiſtes Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
  Der Leben heißt, und laß die hohen Bilder
  Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
  Im Himmelsfluge, denn du leuchteſt milder
  An Ruh und Glanz als alle Stern' im Reigen.

3.

Woher, du ſüßes Bild aus Licht gewoben,
Um das die Schönheit fließet, wie die Sterne
Umfließen jene Burg der blauen Ferne,
Wo Gott die Myriaden Geiſter loben?

Haſt du hieher, mein Engel, dich erhoben,
Daß ich den Himmel ſchon auf Erden lerne,
Demüthig lieb' und hoff' und dulde gerne,
Das heiße Herz ſehnſüchtig ſtets nach oben?

Du winkeſt mild, wie Himmelsliebe winket,
Und weiſeſt auf die ewig hellen Kerzen
Dort oben, auf die bunten Blumen unten;

Und wie du, Süße, lächelſt, ſinkt und ſinket,
Wie Sterne zu dem Meer, ein Licht zum Herzen,
Und in Entzückung iſt das Leid verſchwunden.

Der Wandrer und die Blume.

Ging einſt ein Wandrer im Thale
Und ſah ein Blümlein ſtehn
Im Frühlingsſonnenſtrale
Demüthig fromm und ſchön:
Mit Augen, wie Kinder ſehen,
Sah's in die Welt hinein;
Der Wandrer konnte nicht gehen,
Mußt' immer bei'm Blümchen ſein.

Er grüßt es Abend und Morgen,
Er grüßt es in ſtiller Nacht,
Und gab mit zärtlichen Sorgen
Nur auf das Blümlein Acht,
Er trug aus Bächen und Quellen
Ihm kühlende Labung zu;
Seine Thräne floß in die Wellen,
Doch trug er im Herzen Ruh.

Nun iſt der Winter gekommen,
Der Wandrer ſtehet ſo fern,
Er blickt zur Heimath der Frommen
Nach manchem freundlichen Stern,
Sein Auge dämmert in Thränen —
Wohin, o Wandrer, wohin?
Der Himmel ſtillet kein Sehnen,
Doch ſehnt ſich Liebe dahin.

O Liebe, ſprudelnder Bronnen,
Der wallt aus der Tiefe zur Höh,
Wie haſt du glühende Wonnen!
Wie haſt du frierendes Weh!
Es ſind der Wanderer viele,
Die ſehnend zu Sternen ſchau'n,
Wem mögen ſie ſchönſte Gefühle
Als ſeligen Göttern vertrau'n?

O Liebe, alle die Lichter
Viel tauſend und tauſend Mal,
Und alle die Kindergeſichter,
Die leuchten als Blumen im Thal,
Sie winken zu dir, ſie raunen
Als Tropfen von dir einſt aus,
Sie wollen wiederum dannen
Ins alte himmliſche Haus.

Hymne.

1811.

Klingt Lieder, klinget Freude,
Ihr Stimmen und ihr Herzen heute!
Klingt Jubelklang dem höchſten Hort!
Singt dem Schöpfer, dem Erhalter,
Der Dinge heiligem Verwalter!
Er heißt die Kraft, er heißt das Wort,
Das Wort, das ewig ſteht,
Wenn auch die Welt vergeht.
Hoſianna dem höchſten Hort!
Wir gehen fort,
Er bleibet ewig hier und dort.

Sonnen rollen, Erden kreiſen
In ewig gleichbeſtimmten Weiſen,
Sein feſtes Maaß hat Nacht und Licht.
Dir auch iſt dein Ziel geſtellet,
O Menſch! Was alle Himmel hellet,
Das zieh' dir Sinn und Angeſicht!
Dahin, zum Sonnenchor,
Zum Glanz, zu Gott empor!
Ringet! ringet zum Vaterland!
Denn gleich dem Sand
Zerrinnt der Erde eitler Tand.

Preis und Lob ſei dir geſungen!
Du haſt mit Sehnſucht uns durchdrungen
Nach dem, was unvergänglich iſt;
Laß uns, Heil'ger, laß uns brennen,
In deiner Liebe zu erkennen,
Was keine Menſchenſprache mißt.
Auf, Geiſter! auf zum Geiſt,
Den Wurm und Seraph preiſt!
Halleluja! die Kraft iſt ſein,
Durch ihn allein
Sind alle Geiſter groß und klein.

Geiſterheimath, Land der Frommen,
Zu dir ſoll alles wiederkommen,
Von dir ging alles Schöne aus.
Von Erkenntniß zu Erkenntniß!
Von Licht zu Licht! bis das Verſtändniß
Löſcht alle düſtern Wahne aus.
Die Gottes Kinder heißt,
Auf, Geiſter! auf zum Geiſt!
Preiſet! preiſet! denn er allein
Iſt gut und rein,
Was gut und rein iſt, das iſt ſein.

Troſt.

1811.

Was ſtürmſt du, Herz, und biſt ſo wild?
Iſt nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch.

Der alte Gott, der Allmachtsheld,
Der Erd' und Himmel hingeſtellt,
Der ſtillt des Sturmes wilde Wuth
Und ruft dem Meer: hier ſtehe, Fluth!

Zog er dir nicht die Rüſtung an,
Die kühn mit Geiſtern ringen kann?
Haucht' er dir nicht die Sehnſucht ein,
Des hohen Stolzes edle Pein?

Leid frißt das Herz und frißt den Muth:
Denk, dieſe Welt und du ſeiſt gut;
Leid löſcht die Kraft und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.

Leid iſt der blanken Waffen Roſt,
Die Freude hoher Seelen Koſt;
Leid ſchleicht im Finſtern wie ein Dieb,
Der Freude iſt die Sonne lieb.

Drum hell den Blick und friſch die Hand!
Und ſchwinge Gottes Feuerbrand!
Berauſche dich in edlem Wein!
Und bade dich im Sonnenſchein!

Und wenn auch Sturm die Woge treibt,
Der Pfad von blut'gem Staube ſtäubt,
Hinein! und kommſt du nicht heraus,
Wiſſ', hier und dort iſt Gottes Haus.

Scherz.

1811.

Heißa! ihr luſtigen Vögel!
Spannet die Flügel als Segel!
Leben und Freude ſind Wind.
Spielet und ſchlaget die Schwingen!
Denn was die Tage uns bringen,
Jſt Wind, iſt Wind, iſt Wind.

Amor er weiß es, der Kleine,
Flattert durch Felder und Haine,
Flattert um Hütt' und Pallaſt,
Wählet ſich täglich das Neue,
Rufet dann fliehend: die Treue
Jſt Laſt, iſt Laſt, iſt Laſt.

Schelme ſind Vögel, ſie wandern
Luſtig von einem zum andern,
Sitzen auf Einem thut weh;
Wiegend die fröhlichen Schwingen,
Necken ſie ſchalkiſch und klingen:
Ade! Ade! Ade!

Männerglück.

An Wolf Grafen Baudiſſin.

1811.

Was iſt herrlichſter Klang? Jſt's droben
Auf des Donnerers Stülen ſitzen
Und, von wolkiger Nacht umwoben,
Rings aus rollenden Wettern blitzen?
Brauſend in Hagelſchauern und Regen
Niederſenden Schrecken und Segen?
Jſt es der Klang?

Nein. Wo Schwerdter auf Schwerdter klingen,
Fahnen rauſchen und Kugeln ziſchen,
Männer blutig mit Männern ringen,
Tod und Sieg ſich ſtäubend vermiſchen,
Dort, wann Trommeln, Pfeifen erſchallen,
Für das geliebte Vaterland fallen,
Das iſt der Klang.

Aber lieblich auch klingt der Reigen,
Den die Göttin des Reitzes führet,
Die mit Flöten und ſüßen Geigen
Schön die Feſte der Menſchen zieret:
Bacchus und Phöbus folgen der Holden,
Friede bewohnet die Häuſer, und gelden
Winket die Ruh.

Selig, welchem die droben walten
Beides geben in gleichen Maaßen!
Denn wo Friede und Krieg ſich ſpalten,
Oeffnet Unheil die breiten Straßen.
Fertig zum Schwerdtertanze, zur Leyer
Haltet des Lebens würdige Feier,
Männer des Kampfs!

An Pſychidion.

1811.

Pſyche Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Locket der Lenz dich wieder in die Freude?
Lockt dich die Liebe?

Locket dich mehr als Lenz und mehr als Liebe,
Wie ſie im Staub des Erdenthals gehört wird,
Lockt dich die Sehnſucht wieder zu der Heimath
Sel'gen Geſpielen?

Hin, wo das Heilige tönt um den, der war, iſt,
Sein wird, deß Name Liebe klingt und Freude,
Welcher die Seelen ausgoß aus der Urne,
Ausgoß die Sterne?

Laß ſie dich locken, laß die Engelflügel
Klingen zum Aether, alter Götterheimath,
Daß du uns unten das von oben deuteſt,
Himmliſche Träume;

Daß du uns lehrſt, warum die Demuth droben
Lieblingin Gottes, herrſcht vor hohen Thronen,
Was in der Unſchuld ſchweigt und was in holder
Schaam ſich verhüllet.

Aber fliege nicht von uns, ſüßer Vogel,
Komm zu der Erde grünen Fluren wieder,
Damit auch wir was auf den Sternen wandelt
Hoffen und ſehnen.

Pſyche Pſychidion, mein ſüßes Seelchen,
Himmliſches Vöglein mit den goldnen Flügeln,
Möge liebende Sehnſucht nie dich laſſen!
Liebender Wahn nie!

Auf dem Rugard im Herbſtmond 1811.

An Charlotte von Kathen.

Wohin, du freundlicher Stral?
Wohin locket dein Frühlicht?
Wohin, dämmernder Morgen
Spielet dein wechſelnder Schein?
Berge ſteigen unter der Berghöh,
Waldigte Hügel ſteigen
Duftig an dem Geſtade des Meers auf,
Wo ich als Knabe geſpielt.
Und es ſchwellet mir Sehnſucht
Leuchtende Augen,
Und es flüſtert ſüße Erinn'rung
Künftige Freuden
Mir ins lauſchende Ohr:
Thor, wohin mit der Unruh?
Kennſt du der Ferne
Gaukliſch äffendes Ziel nicht?
Weißt du nicht, was um Palläſte
Goldenen Trug ſpinnt?
Nicht, was an Thronen
Schüttelt mit blut'gem Verrath?
Hier eine Hütte, wo die liebliche Thalkluft
Gegen den ſüdlichen See
Abſchließt, wo an dem Waldberg
Nachtigallieder der Frühling weckt,
Und ein Feldchen, an deſſen
Fernſter Gränze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun,
Denn das Mal iſt bereit.

Aber ſiehe! die Nebel
Sinken hin vor der höheren Sonne.
Schaue, wie fliegen
Wandernde Maſten
Hin durch die Fluth!
Taumelnde Berghöh'n
Wandeln mit ihnen,
Schimmernde Thürme
Stattlicher Städte
Fließen und tanzen
Jenſeits im Blauen,
Und die Bewegung
Mächtigen Lebens
Brauſet auch mir in die
Flügel der Seele,
Lüftet des Buſens
Schwellende Segel.

Fahr wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr wohl!
Und wiege in Freuden
Hinfort ein glücklich Geſchlecht!
Ich mag nicht bleiben,
Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch ſtellt ſich
Blinkender Rüſtung
Rieſengeſtalt mir:
Arbeit bei Menſchen
Heißt ſie, den Göttern
Klingt ſie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo ſich die Länder
Hängen an Länder,
Wo ſich die Kämpfe
Drängender miſchen,
Da ſteht mein Leben:
Stille, fahr wohl!

An den General Grafen Philipp Schwerin*).

1811.

Schwerdter ſollen helfen, meinſt du Stolzer?
Schwerdter? Was am Schwerdte blinkt, zerhieb
Oft das Größte; was nicht Tugend ſchärfte,
Schändet im Eiſen.

Leuen löſe, Tigerrachen öffne!
Laß die Schlange ziſchen! Schlangengift,
Katzenbosheit reicht nicht an des Gräuels
Blutige Spitze.

O des Gräuels, wann die ſchwarze Schande
Ihren Schmutz ergießt, daß aller Klang
Hoher Worte, aller Klang des Buſens
Zürnend verſtummet!

Schau umher, wo findeſt du die Männer,
Die ſo laut, als nach der Mutter Bruſt
Schreit das Kind, die Zeit ruft? Du erblaſſeſt,
Schweigen giebt Antwort.

Werde blaſſer noch! Wo ſind die Träume,
Die auch dich bethörten, dies Geſchlecht
Könne frei ſein, wolle frei ſein, Gecken
Fühlen, was Mann iſt.

Ha! du fühlſt ihn, trägſt die hohen Bilder
In dem friſchen Schritt, im friſchen Ton,
In des Auges Zorn und in der Locken
Fliegendem Wehen.

Auf denn! Lüge wird nicht freien Brüſten,
Was die Zeit verſchreit; das Deine bleibt.
Gottgeboren — ſtehe denn ein Gleichniß
Edlerer Väter!

---

*) Der edelſte deutſche Schwede in Oſtgothland.

Steh olympiſch hell im Sonnenſchimmer,
Wann es unten nachtet! ſei dir gleich!
Denn olympiſch wird der Tag erſtehen,
Deſſen wir hoffen.

Her die Hand! und muthig laß uns ringen!
Gottes Krieger! auch des Wortes Stal
Sprühet Blitze, hauet Schwerdteshiebe
Schartig auf Schande.

Gottes Krieger ſind wir, Feuertaufe
Hieß der Styx, worein man uns getaucht,
Durch die ſchwerſte Arbeit zu den Sternen
Sollen wir ſtreben.

Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort wälzt Wort und That treibt That — ſo brauſt
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen.

Die Tauben.

1811.

Freundliche Vögel, o ſeid gegrüßt mir, flatternde Tauben!
Einſt das Spiel meines Tags, jetzt das Spiel meiner Nacht,
Seid mir gegrüßt! Ihr bringt mir immer ſo liebe Geſellſchaft,
Wann mir der Schlaf aufs Bett ſchleicht mit dem ſeligen Traum,
Dann kommt mit zu dem Spiel die frommſte zärtlichſte Mutter;
Kindiſch tändeln wir faſt, Tauben und Mutter und Sohn.
Alſo will es der Gott, der Erſtes und Letztes verbindet,
Der in dem Herzen geheim Himmel und Erde verflicht.
Denn in der wimmelnden Schaar der Kindheitbilder als erſtes
Führt die Erinnerung ſtets luſtiges Taubenſpiel auf,
Stellet das Haus mir hin, den Garten, die Blumen, die Vögel,
Alles im dämmernden Schein, wie es die Kindheit geliebt:
Schneeweiß flattern die Kleinen noch auf, und ſchneeweiß die Alten
Durch die Raute herein, welche zum Kämmerchen führt,
Mütterchen ſtreut noch das Korn, das Büblein klatſcht in die Hände;
Auch das Neſt im Kamin ſeh' ich wie damals noch heut.

Seid mir darum geliebt, ihr weißen freundlichen Boten
Aus der vergangenen Zeit, Boten vom Himmel, geliebt!
Lehren will ich die Liebe dem Sohn, er lehre den Söhnen,
Daß noch das Enkelgeſchlecht ehre des Vaters Gebet.

Die Lerche.

1811.

Als man das achte Jahr zu Achtzehnhundert nach Chriſti
Unſers Herrn Geburt zählte, zur Zeit, wo der Klang
Geht der Sicheln ins Feld, da lag ich einſamen Schlummers
Fern in dem Lande, wo Jo klinget zugleich mit dem Ja.
Da ward öfters der Fremdling beſucht von Träumen von jenſeits
Her des Waſſers von dem, was über Land, über Meer
Trägt der Ruf, und von dem, was Liebe innigſt im Herzen
Von den Geliebten ſo ſüß, ſüßer vom Vaterland ſpinnt.
Einſt als der Mond mit dem lieblichen Stral ſchon bleicher und tiefer
Funkelte, ſchon ein Stern hinter dem andern erloſch,
Schlug es mit rauſchenden Flügeln faſt hart ans Fenſter und rief mir:
„Mache gleich auf, es iſt kalt, auch iſt der Falke nicht weit.“
Ich aus dem Bett und öffne das Fenſter, da flattert ein Vöglein
Schwirrend mir dicht in den Schooß, zitternd und wimmernd und naß.
Und ich beſchaue das Vögelchen mir, da iſt es die Lerche,
Und ich denke bei mir: Vöglein, wo flatterſt du her?
Und es ſieht ſo bedeutend mich an, halb menſchlichen Blickes,
Spricht dann: „kennſt du mich nicht? kennſt du den Vater nicht mehr?
„Habe mich auch recht lieb und hege mich warm in dem Buſen;
„Fern iſt der Weg, den ich flog, fern, den ich fliegen noch muß.“
Und es fiel mir aufs Herz, es ſchoſſen mir ſchwere Gedanken
Hin durch die Seele, und heiß floß aus den Augen ein Strom.
Wimmerndes Vöglein, du kamſt ein Bote der Sehnſucht und Treue:
Alſo findet der Geiſt Boten der Liebe dem Geiſt;
Denn mein Vater verließ die irdiſche Heimath und grüßte,
Wandelnd die himmliſche Fahrt, noch den Entfernten durch dich.

O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freuden,
  Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du.
Heil dir, Herold des Himmels und Heil dem frommen Geſchlechte,
  Das in den Furchen ſein Neſt baut und die Wieſen bewohnt!
Friede ſoll ewig beſteh'n den ſpäteſten Enkeln von beiden,
  Und es erlahme die Hand meines Geſchlechts, die den Tod
Schickt auf die Deinen mit Blei und Schlingen ſtellet und Netze,
  Oder mit diebiſcher Luſt fährt auf die piepende Brut!

Frühling an Gottsgab.

1811.

Luſt weht ſo friſch,
Laulig und linde
Spielen die Winde
Hin durch's Gebüſch,
Knoſpen und Keime
Treiben die Bäume,
Liebende Klänge
Sprengen die enge
Wintrige Bruſt,
Schmachten und Sehnen
Meldet in Thränen
Himmliſche Luſt,
Und um die Blümelein
Spielet der Sonnenſchein
Lieblich hinein.

Hörſt du's in Wellen,
Hörſt du's in Blättern
Klingen in hellen
Tönen von Göttern?
Siehe! das Himmelshaus
Sendet ſie alle aus:
Venus flicht Kränze,
Bacchus hält Tänze,
Amor der Schmetterling
Springet den Elfenring,

Auch iſt der Fantaſus
Da mit dem Blumenkuß,
Fliegt mit dem Jäckchen bunt
Flatternd als Vogel rund,
Führet im Abendſchein
Träume und Geiſter drein,
Auch kommt die Fabel,
Die Altfrau, wieder,
Trägt Gold im Schnabel
Und ſüße Lieder,
Und unter'm Sternenchor
Klinget der Geiſterchor
Hell durch die Zweigelein:
Hüte dich, Mägdelein!
Thun dir ſo leicht was an,
Was ſich nicht beſſern kann.

Fröhliche Zeiten!
Liebliches Läuten
Himmliſcher Glocken!
Wirf nun den Rocken,
Klöpfel und Nadeln weg!
Kenne nicht Weg noch Steg!
Kenne nicht Strom noch Bach!
Folge der Wonne nach!
Hin, wo der Honigſeim
Triefet vom Blumenkeim!
Hin in den lauten Hain!
Hüt dich nicht Mägdelein!
Hin, wo die Biene fliegt,
Wo Philomele klingt!
Jugend iſt ſchnell verſiegt,
Liebe iſt leicht beſchwingt.

Der Stromgeiger*) auf Starkodburs Grabe.

1811.

Der Mond iſt aufgegangen,
Der Thurm hat Zwölf geſchlagen,
Mit hunderttauſend Wagen
Rennt hell das Sterngeſpann;
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß ſtill die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm ſtralt ſein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwerdt zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er iſt ein ſtolzer Mann.
Er ſchwingt ſich hoch mit Sauſen
Empor zum Felſenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwerdt,
Und dumpfe Schrecken brauſen
Die ſchwarzen Wellen alle
Aus ſeines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
Thu auf, Geſell der Jugend!
Mich lüſtet deiner Tugend,
Thu auf dein Felſenbett!

Nicht lang', es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
Wer iſt der Schalk, der meine
Ruhſtätte ſtören geht?
Ich lob' ihm, ich erſcheine
Auf leichter Geiſterſchwinge —
Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüſtet ſteht!

---

*) Strömgigare, Strömkarl heißt er in der nordiſchen Volksſage.

Drauf klingt der Felſenboden
Gleich einem gläſern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerſpringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er ſchwingt den Stal in ſtraffen
Gewalt'gen Fäuſten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächſt ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeiſter fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

Laß ab mit mir zu ſtreiten!
Wir ſind ja Waffenbrüder —
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenſchwerdt!
Dein Zorn macht Helden grauen,
O laß dich freundlich ſchauen,
Starkoddur, kühner Degen!
Du erſter Kämpfer werth!
O reiche mir die Rechte,
Dem alten Streitgenoſſen!
Ich ſang viel tauſend Nächte
Seit deinem langen Schlaf;
Manch Waſſer iſt gefloſſen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falſchen Zwerge
Der böſe Zauber traf.
Nun muß ich einſam ſpielen
Dem leichten Nachtgeſindel
Dreihunderttauſend Sommer
Aus tiefem Waſſergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Verflucht von mancher Spindel,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!

Denn die hier oben weiden
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See.

Und Jener ſchlägt in Freuden
Auf ihn die dunklen Blicke
Und neiget mild das Eiſen
Und reicht die Hand ihm hin.
So ſtehen da die Beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: Ich muß reiſen,
Woher ich kommen bin.

Und plötzlich ſank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finſtern Nacht;
Es ſchloß der Stein ſich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod ans Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger ſchlägt die Saiten,
Er ſchlägt die goldnen Töne:
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und ſüße Töne gleiten
Den längſt begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Buſen
Blüht alles friſch erwacht.
Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht.
Sie tanzten, bis mit hellen
Geſängen Lerchen klangen —
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Leid vollbracht.

Traum.

1811.

Es war die ſchönſte Frühlingszeit,
Die Erde trug ihr Blumenkleid,
Die Vögel aus den Zweigen ſangen,
Die Waſſer von den Bergen klangen,
Und Luſt und Jubel überall
Klang rings mit ſüßem Freudenſchall.
Da kam ich eines Morgens früh
In einen Garten, ich weiß nicht, wie,
Von Blumen und von Kräutern bunt;
Drin ſang der Nachtigallen Mund,
Und Lerchen ſangen ohne Zahl
Hernieder von dem Himmelsſaal.
Der Garten ſchien mir wohlbekannt,
Die Mauren und der Scheunen Wand,
An Bäumen Mancherlei und Hecken
Mir thät gar tiefe Sehnſucht wecken,
Als hätt' in meinen Kindertagen
Ich dort oft Aepfel abgeſchlagen
Und im Gebüſche linker Hand
Im Herbſte Dohnen ausgeſpannt.

Als ich nun alſo ſinnend ſtand,
Ward plötzlich hell der Himmelsrand,
Die Dämm'rung war wie Rauch zerronnen,
Und alle Sterne wurden Sonnen,
Und Büſch' und Bäume mit den Zweigen
Fingen alle an empor zu ſteigen
Bis zu des Himmels lichten Decken,
Und Rieſen wurden Sträuch' und Hecken,
Auch Mauren und Scheunen hielten Schritt
Und ſtiegen in die Wolken mit.

Als alles Dies ich ſtaunend ſah,
War gleich ein neues Wunder da:
Auf aller Bäume Wipfeln ſchön
Sah ich den Glanz von Roſen ſteh'n

Und Engel funkelnd ohne Zahl
Hernieder geh'n und allzumal
Wie kleine Kinder mit Vergnügen
Sich auf den Roſenköpfen wiegen. —
Wie ſelig ſchaute ich darein,
Wie Vögel in den Morgenſchein!
Doch zog ein liebliches Geläute
Mich bald hinweg zur linken Seite.
Ich ſah, da ſtand ein ſtrohen Haus,
Da flogen Tauben ein und aus
Und girrten luſtig auf dem Dache
Auch hielten Hähne Thürenwache
Und krähten froh aus friſcher Bruſt
Die Liebe und die Morgenluſt;
Auch alle Schwalben unter'm Dach,
Begrüßten mit den jungen Tag.
Das Häuschen ſelbſt, nicht hoch noch lang,
War nett von außen, die Fenſter blank,
Die Ständer grün, die Wände weiß,
Gefegt, geziert umher mit Fleiß;
Und Balſamin und Rosmarin
Prangten rings in Töpfen roth und grün.
Und in des Hauſes Thüre ſtand
Ein Weib wie her aus fremdem Land,
Mit blauen Augen gleich Himmelſchein
Schaut's in das Lenzgewimmel hinein,
Sah freundlich aus und gar beſcheiden,
Wie Engel ſich mit Demuth kleiden,
Oft auch die lächelnde Gebärde
Sie ſenkte halb zur grünen Erde.

Als ich nun näher komm' ans Haus,
Da tritt ſie von der Schwell' heraus,
Geht lieblich winkend mir entgegen
Und zeichnet mit den Fingern Segen,
Springt her und nimmt mich in den Arm
Und küßt mich mit den Lippen warm,
Und gönnt mir lieben Augenſchein.
Ich ſah, es war die Mutter mein,

Der beſte Schatz, den mir im Leben
Der liebe fromme Gott gegeben.

Als wir noch alſo fröhlich ſteh'n,
Seh'n wir ein Mägdlein näher geh'n,
Ein ſchönes junges frommes Kind,
Wie Lilien und Roſen ſind;
Ihr Gruß iſt ſüß, ihr Blick iſt mild,
Ein rechtes weißes Engelbild.
So himmliſch hold und wunderſam
Mir einſt ein Bild entgegen kam
Im Traum in meinen frühen Jahren,
Als meiner Sommer ſechszehn waren.
Wie ich das ſchöne Mägdlein ſeh,
Springt hoch das Herz mir in die Höh,
Ich will ſie brünſtig gleich umfaſſen,
Doch will ſie ſich nicht fangen laſſen,
Und hüpft holdſeliger Gebär
Durch Buſch und Blumen vor mir her.
Schon ward ſie matt der ſüßen Jagd,
Als plötzlich laut der Himmel kracht,
Die Sterne hüllen Wolken ein.
Weg ſind die Engel und ihr Schein,
Weg ſind die Frauen bei'm Getümmel,
Das ganze liebliche Gewimmel,
Die Blumen und die Roſenbäume.

So ſpielen oft um uns die Träume
Und gaukeln manchen loſen Scherz.
Auch manchen Ernſt uns in das Herz.
Glückſelig iſt, wer, wann er wacht,
Zu ſehr nicht auf die Bilder acht't:
Sie ſind kein Evangelienbuch
Und bringen öfter eitel Trug,
Verführen leicht die grüne Jugend.
Doch folgeſt du Vernunft und Tugend
Und iſt dein Buſen ſpiegelrein,
So ſind ſie gleich dem Himmelſchein,
Der, wann entſchläft das Licht der Welt,
Hernieder auf die Erde fällt,

Das Herz erquickt und gar verjüngt
Und Luſt und ſüßen Frieden bringt
Und was der Tag nicht zeigen kann
In Bildern zeigt vor Weib und Mann.
Doch, wenn dich Thorheit äfft und ſchaukelt,
Dir Wahn um alle Sinne gaukelt,
Und Unruh weiter will und weiter,
So ſind ſie aller Narrheit Leiter,
Verdunkeln deines Himmels Licht
Und machen dich zum argen Wicht.
Dann wird dein Herz ein Satansneſt,
Das nirgends Ruh und Frieden läßt,
Ein Span, der in dem Weltmeer ſchwimmt,
Ein Funke, der bei Pulver glimmt.
Es woll' uns heint und auch nach Jahren
Vor ſolchen Träumen Gott bewahren!

Als ich ein Kind war.

1811.

Als ich ein Kind war,
Was ſah ich für Farben!
Himmliſche Schimmer
Glänzten im Abendſchein,
Glänzten im Morgenroth,
Und wann der Schlaf ſanft
Einwiegte die Aeuglein,
Gingen nicht Sonnen und Sterne
Dem träumenden Seelchen
Auf? Götterlichter,
Ach! der himmliſchen Heimath
Selige Spiegel?

Als ich ein Kind war,
Was fand ich für Blumen!
Nicht bloß die blauen
Lieblichen Veilchen,
Nicht dich, rothe Roſe,
Blumenkönigin allein,

Nicht euch, ihr ſchneeweißen
Unſchuldkinder, Lilien, allein —
Ach! noch zehntauſend
Andere und andere
Schöner und duftender
Blühten da auch hier unten.
Wo ſind ſie blieben?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Geſpielen!
War nie allein
Einſam im grünen Wald,
Einſam im Felde.
Wer warſt du, bunte Blume?
Wer du, kleines Bäumchen?
Und du, in den Zweigen
Singendes Vöglein?
Waret ihr nicht Engel?
Freundliche Engel Gottes,
Mitfühlend, mitſpielend?
Ach! du, die ſo ſchön war,
Junge lebendige Welt,
Wo gingſt du hin?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Träume!
Kann ich es nennen,
Was Namen nicht hat?
Kann ich euch zeigen,
Unvergängliche Bilder
Himmliſcher Schönheit?
O meine Sehnſucht
Kennet euch noch und die nimmer
Raſtende Liebe.

Himmliſcher Vater,
Du, der uns alle.
Seine Kinder nennet,
Deſſen Geiſterathems
Gebilde wir ſind,

O mache mich wieder
Wie ein unſchuldiges Kind!
Ach! nur Ein Lallen,
Ein leiſes Stammeln
Jener Gefühle!
Jener Kinderſpiele!
Nur Einen Schimmer
Jener Geſtalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
Nicht ewig ein Kind?

Schlafgeſang für kleine Kinder.

1811.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Der Gott, der euch erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein,
Er hat die kleinen Kinder gut
Und liebt ſie wunderbar
Und hält ſie treu in ſichrer Hut
Heut Nacht und immerdar.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
In eurer Unſchuld Paradies
Dringt keine Sorge ein,
Ihr thut wie bunte Blümelein
Des Nachts die Augen zu
Und ſchlafet, bis der Morgenſchein
Euch wecket aus der Ruh.

Suſuſuſu! wer ſingt ſo ſchön?
Die Englein weiß und rein
Zu den Füßen und den Häupten ſteh'n
Und ſollen Wächter ſein:
Die hohen Wächter thun ſo gern,
Was Gott der Vater will,
Und leuchten jeder wie ein Stern;
Dann wird die Welt ſo ſtill.

Und ſtill und züchtig fromm und rein
Und friſch und licht und klar
Webt's in die zarten Seelen ein,
Erquickt ſie wunderbar;
Auch klingt es oft wie Harfenton,
Wie Geiſterflüſtern drein;
Die Kinder ſind im Himmel ſchon
Bei'm lichten Sternenſchein.

Suſuſuſu! ſchlaft ſanft und ſüß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Gott, der euch heut erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er hat die kleinen Kinder gut
Und hält ſo treue Wacht,
Daß alles ſanft in Frieden ruht
In ſtiller tiefer Nacht.

Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Chriſt.

1811.

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt,
Damit wir ſollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes ſein,

Du Licht vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſein:

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Weil heute dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O ſegne mich! ich bin noch klein,
O mache mir den Buſen rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes ſei
In Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Chriſt, das ſchenke mir!

Willkommen.

An Freiherrn Otto Magnus Munck. Neujahr 1812.

Willkommen, Freund, am deutſchen Strand!
Willkommen unter deutſchen Eichen!
Willkommen! Laß uns Herz und Hand
Zum alten Bunde fröhlich reichen!

Willkommen! ſüßer Freudenklang,
Du brauſteſt einſt an Mälarns Strande,
Sirenen tönten drein Geſang
Und Nymphen ſchwammen froh zum Lande;

Die Ulmen tanzten mit uns rund,
Und alle Lüfte ſpielten Geigen,
Das ganze blaue Sternenrund
Berieſen wir zu Freudenzeugen.

O ſüße Zeit, wo flohſt du hin?
Wer ſitzet heut an jenen Wellen?
Wem ſchattet jetzt der Ulmen Grün,
Wann Sommerſonnen Pfeile ſchnellen?

Wen ladet jetzt der Birkenhain,
Der grauen Eichen dunkles Rauſchen
Zu ſüßen Fantaſieen ein,
Wann Geiſter durch die Schatten lauſchen?

O rinnet nur, ihr Thränen, rinnt!
Die Geiſter ziehen mit den Seelen,
Und da, wo keine Herzen ſind,
Weiß die Natur nichts zu erzählen.

So komm, und weihe durch dein Herz
Die fremde Flur zum Vaterlande!
In Leid und Freud, in Luſt und Schmerz
Wir halten feſt die alten Bande.

Es drehet Zeit und Welt ſich um,
Die Menſchen und die Sterne wandern;
Hier blüht uns kein Elyſium,
Glück rollt von einem zu dem andern.

Nur Eines ſteht ein Felſenberg,
Der nie von ſeiner Stätte rücket,
Das Herz, das nimmer überzwerch
Vom graden Pfad der Ehre blicket.

Das bleibt der ewig feſte Pol,
Worum die kleinen Dinge rollen:
Es wanket alles leicht und hohl,
Steht nicht auf feſtem Grund dein Wollen.

Das Glück, das glatt und ſchlüpfrig rollt,
Tauſcht in Sekunden ſeine Pfade,
Iſt heute mir, dir morgen hold,
Und treibt die Narren rund im Rade.

Laß flieh'n, was ſich nicht halten läßt,
Den leichten Schmetterling laß ſchweben,
Und halte nur dich ſelber feſt:
Du hältſt das Schickſal und das Leben.

Willkommen denn zum Neuen Jahr!
Laß uns die Blicke fröhlich heben!
Die Freundſchaft lebe treu und wahr!
Die Freiheit ſoll am höchſten leben!

Die Freiheit iſt der Seelen Stal
Und ritterliche Wehr der Braven,
Die Freien trägt der Sternenſaal,
Der Teufel herrſchet über Sklaven.

Ein freies Wort, ein freier Mann
Iſt hoher Klang für Engelohren:
Wer ſolchen Klang nicht fühlen kann,
Dem ging der Himmel ſchon verloren.

Friſchaus den großen Wunſch und Klang!
Der ganzen Hölle Trotz geboten!
Dem feigen Laſter Untergang!
Und allen Teufeln und Deſpoten!

Willſt du nur ſehen, was heut iſt,
Du ſiehſt, ſo weit die Sonnenpferde
Rundwandeln, Lug und Hinterliſt
Und Knechte graſen auf der Erde.

Sieh weiter, Freund! uns wird noch ſchön
Der Menſchheit Morgen wieder dämmern,
Die Freiheit kann nicht untergeh'n,
Solange Schmiede Eiſen hämmern.

Drum Eiſen lebe mehr als Gold!
Und Eiſenmänner ſollen leben,
Die, wie Fortunens Kugel rollt,
Nicht auch ſich ſenken oder heben!

Der Mann.

1811.

Brauſet, Winde! ſchäume Meer!
Mir im Herzen brauſt es mehr;
Schlage, Unglückswetter, ein!
Muth will trotzig oben ſein.

Schwillt die Fluth ins Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus;
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt ſein freies Aug nicht ſchief.

Freudig ſchießt er auf Gefahr,
Wie auf Raub der Sonnenaar,
Stürzt mit Wangen friſch und roth
Kühn hinein in tiefſten Tod.

Froh für Recht und Vaterland
Faßt das Eiſen ſeine Hand,
Für das Laſter feig und feil
Wird ſein Mund ein Donnerkeil.

Seine Looſung heißet Gott,
Darum iſt die Welt ihm Spott;
Freiheit klingt ſein Feldgeſchrei,
Darum haßt er Tyrannei.

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Du, Gefahr, biſt meine Braut,
Treue, du mir angetraut!

O wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Muth, du biſt mir Sonnenſchein,
Muth, du biſt mir edler Wein!

Sonnenſchein behält ſein Licht,
Saft der Reben altet nicht:
So erliſcht nicht kühner Muth,
So erbleicht nicht Heldenblut.

Will die Welt zu Scheitern geh'n,
Muth bleibt feſt und ruhig ſteh'n;
Ja, fällt ſelbſt der Himmel ein,
Muth wird Gott mit Göttern ſein.

Lied der Rache.

1811.

Auf zur Rache! auf zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Erhebe lautes Kriegsgeſchrei!
Laß in Thälern, laß auf Höhen
Der Freiheit ſtolze Fahnen wehen!
Die Schandeketten brich inzwei!

Denn der Satan iſt gekommen,
Er hat ſich Fleiſch und Bein genommen
Und will der Herr der Erde ſein,
Und die Weisheit tappt geblendet,
Und Muth und Ehre kriecht geſchändet
Und will nicht in den Tod hinein;

Und die Wahrheit traur't verſtummet,
Die brandgemalte Lüge ſummet
Frech jede große Tugend an,
Kühn durch Schwerdt und Henkerbeile
Meint ſie, daß ſeine Donnerkeile
Der Himmel nicht mehr ſchwingen kann.

Drum zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk! erwache!
Und tilge weg des Teufels Spott!
Iſt er ſtark durch Lügenkünſte,
Du reiße hölliſche Geſpinſte
Inzwei durch deinen ſtärkern Gott:

Durch Gott, vor dem die Teufel zittern,
Wann wild in Schlachtenungewittern
Der Donner durch die Reihen fährt,
Wann die Freien fröhlich ſterben,
Tyrannenſchädel gleich den Scherben
Zerſplittern durch der Tapfern Schwerdt.

Auf! es gilt die höchſten Fehden,
Die ſtummen Stöcke mögten reden,
Der ſtumme Stein Poſaune ſein,
Faule Berge ſich bewegen,
Und ihr nur griffet nicht zum Degen?
Ihr wolltet faul zum Kampfe ſein?

Auf! die Stunde hat geſchlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen:
Friſch in den heil'gen Kampf hinein!
Laßt in Thälern, laßt auf Höhen
Die Fahnen hoch gen Himmel wehen!
Die Freiheit ſoll die Looſung ſein!

Das Leben.

1811.

Wohin, o Leben?
Wohin ohne Ruh?
Immer noch ſchweben
Keinem Ziele zu
Friſch in die Weite,
In die Welt hinein,
Morgen und Heute
Nicht rechnend ein?
Wie auf den Zweigen
Vögelein fliegen,
Alles Vergnügen,
Alle Luſt ihr eigen,
Flatterſt du hin —
Werde doch weiſe,
Stell doch Gedanken
Hin vor den Schranken,
Daß ſie die Kreiſe
Engen der Fahrt.

Hölliſcher Art,
Hebe dich, Teufel!
Der mir die Zweifel
Schnurrt in den Bart,

Der von der alten
Jungfer Scherwenzel
Schwatzt, der kein Kränzel
Decket die Falten,
Der nie den Buſen
Liebe gehoben.
Euch will ich loben,
Grazien, Muſen,
Venus und Bacchus,
Fröhliche Götter,
Wenn auch die Haare
Bleichen wie Blätter,
Wenn auch die Jahre
Mahnen, die ſchnellen:
Leben gleicht Wellen,
Liebe gleicht Düften.

Drum friſch in Lüften,
Luſtige Vögel,
Liebe und Leben!
Spannet die Segel!
Muthiges Streben
Längert die Tage,
Bannet die Plage,
Stärket das Herz.
Friſch wie zum Scherz,
Friſch in die Wogen
Blutiger Kriege!
Wonne der Siege
Wird nur gewogen
Dem, welcher wagt;
Götter beſchirmen
Gern, was in Stürmen
Stattlicher ragt.
Laß auf den Neſtern
Faulheit bebrüten
Zagend ihr Ei,
Laß ſie verläſtern,
Was wir behüten
Trotzig und frei,

Was uns der Kranz
Däucht alles Lebens!

Fliege denn, Tanz
Heiligen Strebens!
Himmliſche Triebe
Fachet die Liebe,
Fachet den Stolz
Heiß in der Bruſt!
Ein wenig Holz
Schließet die Luſt,
Unruh und Ruh,
Schließt alles zu
Für's Land der Schemen
Armen und Reichen.
Soll mich das bleichen?
Soll mich das grämen?
Nicht, weil ich lebe. —
Euch will ich nehmen,
Cypris und Hebe,
Euch zu Geſpielen,
Freiheit und Freude,
Euch will ich fühlen,
Herrliche Beide,
Euch allermeiſt.
So zu den Sternen
Wollen wir lernen
Klimmen und fliegen —
Herkules weiſt.

Das Lilienmädchen.

1811.

Im Abendſchein, im grünen Hain
Da ging ein Mägdlein jung,
So weiß wie Schnee auf Bergeshöh,
So flink wie's Reh im Sprung.

Ein ſüßes Bild, gar traut und mild,
Gar lieblich hold und fein,
War's hier und dort, an jedem Ort,
Wie's Licht mit ſeinem Schein.

Und hell wie Licht ſein Angeſicht,
Sein Blick ein heller Stern.
Es ging und kam wie Täubchen zahm,
Und grüßte nah und fern.

Es ging und kam, und Blümlein nahm
Und ſich ein Kränzlein wand;
Dann flog es hin mit leichtem Sinn,
Und winkte mit der Hand.

Und mit dem Wink es jeden fing,
Er ward ihm unterthan:
Von ſüßem Schmerz ſchwoll jedes Herz,
Von ſüßem Himmelswahn.

Ihr Leutchen, wißt, das Mägdlein iſt
Nicht von der Erdenflur,
Sein weißes Kleid ſpricht Engelfreud
Und himmliſche Natur.

Sein heller Schein im grünen Hain,
Sein lichter Sternenblick,
Die Segenshand auf uns gewandt
Verkünden Himmelsglück.

Ihr Leutchen wißt, das Mägdlein iſt
Das Lilienmädchen ſchön;
Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßen Blumen geh'n;

Sie muß im Hain im Abendſchein
Nach ſüßer Unſchuld geh'n;
Dann ſegnet ſie, dann grüßet ſie
Die Erdenjungfrau'n ſchön:

Daß ſie den Kranz bei'm Himmelstanz
Einſt tragen ſo vor Gott,
Daß ſie ſo weiß der Tugend Preis
Bewahren rein von Spott.

O ſüßer Schein im grünen Hain!
O holdes Himmelslicht!
O Lilienmaid! verlaß uns heut,
Verlaß uns nimmer nicht!

Das Marienblümchen.

1811.

Es blüht ein ſchönes Blümelein,
Das blüht auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuſchauen,
Bald bunt, bald roth, und bald ſchneeweiß
Iſt es des Lenzes frühſter Preis,
Des Herbſtes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es ſeh'n,
Die klatſchen in die Hände
Und ſchmeicheln: Gänſeblümchen ſchön!
Und Tauſendſchön ohn' Ende;
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz:
Das ſüße Tauſendſchönchen!

Die holden Jungfrau'n, die es ſeh'n,
Sie rufen: ſieh! Zeitloſen!
Sie können nicht vorübergeh'n
Und müſſen mit ihm koſen.
Das Blümlein iſt der Jugend Bild,
Die noch in tauſend Farben ſpielt:
O bunte Blumenjugend!

Und ſieht es ein verliebtes Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es ſich von ſüßem Schmerz
Und ſüßer Luſt gefangen:
Maaßliebe, ruft es, her zu mir!
Und lehre mich der Jugend Zier
In Freude rein bewahren.

Und ſieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen,
Und herzt es: ſchönſtes Kind der Au!
Und kleines Gottesmühmchen!
Und betet zu dem Sternenglanz:
Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So ſtill demüthig ſtehen!

So blüht das ſchöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demuth ſtillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümlein ſchön gemacht,
Nimm deine Kindlein all' in Acht,
Daß ſie ſo lieblich blühen!

Gott der Hirt.

1811.

Es iſt ein Schäfer fromm und gut,
Der treibet güldne Schaafe aus,
Er hält ſie wohl in ſichrer Hut,
Und jedes kommt ihm froh zu Haus;
Blau iſt die weite Himmelsweide,
Der Schäfer ſitzt auf höchſter Höh
Und ſchaut die Weltenenden beide,
Daß ſeiner Schaar kein Leid geſcheh.

So weidet ſie in Ewigkeit,
Und jedes kennet ſeine Flur,
Und weichet keinen Finger breit
Von ſeines Weges feſter Spur;

Man ſieht die einen um die andern
Gar luſtig ohne Anſtoß geh'n,
Denn könnten ſie in Irre wandern,
So müßte gleich die Welt vergeh'n.

Der Heerde Fürſtin Sonne heißt,
Ihr folgt ihr Sohn, der helle Tag,
Der Mond wird als ihr Fürſt gepreiſt,
Daß ſich die Nacht erfreuen mag;
Ihm folgen viele tauſend Lichter
Als ſchnelle Diener hübſch und fein
Und zieh'n die Menſchenangeſichter
Empor mit wunderbarem Schein.

Denn wie mit Gottes Augen blickt
Das ganze Firmament herab
Und bis ins tiefſte Herz entzückt
Verläßt der Menſch ſein Erdengrab,
Er ſchwingt ſich über Erdenquaalen
Hin, wo der Seraph ſelig fliegt,
Wo aller Tand von Wert und Zahlen,
Wo der Gedanke ſelbſt verſiegt.

Du, der die güldnen Schaafe treibt,
Du guter treuer frommer Gott,
Was in die Bruſt ſo tief ſich ſchreibt,
Das iſt kein Wahn, das iſt kein Spott:
Ich werde mit der ſel'gen Heerde
Einſt droben luſtig weiden geh'n
Und als ein dunkles Bild die Erde
Tief unter mir ſich wälzen ſeh'n.

Laß denn die güldnen Schaafe aus,
O Schäfer, laß ſie wieder ein,
Ich ſchaue immer froh hinaus
In deiner Auen hehren Schein;
Und wann der Mond mit ſeinen Sternen
So lieb auf mich herniederblinkt,
Dann fühl' ich, wie aus jenen Fernen
Dein Licht empor zur Wonne winkt.

Ich fing einen Vogel.

1811.

Vögel will ich fangen,
Einen will ich behalten.
Wer wird an mir hangen?
Wer wird von mir halten?
Wer wird mir mit Singen
Matte Stunden kürzen
Und mit ſüßen Dingen
Bittre Dinge würzen?
Du, der Vogelſeelen
Kenner, gieb mir Kunde:
Wähl' ich Philomelen
Mit dem ſüßen Munde?

Wohl lieblich iſt die Nachtigall,
Sie klingt mit ihrem Wunderſchall
Wie aus dem Paradieſe,
Ihr Herzchen iſt ſo weich und zart,
So ſehnſuchtsvoll nach Jungfrau'nart,
Ihr Stimmlein honigſüße.

Doch nimm den holden Vogel nicht,
Behext wird leichtlich ihr Geſicht,
Sie trägt zu viel Verlangen,
Ihr Herz iſt reicher als ihr Kopf,
Sie läßt von einem blanken Tropf
Sich leicht durch Flitter fangen.

Alſo Philomelen
Soll ich nicht behalten?
Will mir dieſen wählen,
Der wird von mir halten,
Hat ſo fromme Augen
Ohne Falſch und Tücke. —
Wird der Gimpel taugen,
Sprich, zu meinem Glücke?

Schön iſt der Gimpel, doch zu dumm,
Die Jahre geh'n zu langſam um
Mit ſolchem Tagsgeſellen;
Bald lebt man ſich der Schönheit ſatt,
Wenn nicht der Witz das träge Rad
Der Zeit weiß fortzuſchnellen.

Nun dann hier den feinen
Süßen Himmelsſänger?
Der wird treu mich meinen,
Den verlockt kein Fänger.
Dieſen Freund der Sterne
Soll ich ihn nicht nehmen?
Der ſingt in die Ferne
All mein Leid und Grämen.

Die Lerch' ein trautes Vöglein iſt
Ohn' allen Trug und Hinterliſt,
Voll Huld und Lieb' und Treue,
Ihr Brüſtlein klar wie Sonnenlicht,
Drum weilet ſie hier unten nicht,
Fliegt ſtets zur Himmelsbläue.

Doch wann ſie fliegt zum Himmel aus,
Dann ſteht dir einſam Herz und Haus,
Mußt ſtets zur Ferne blicken:
Sprich: iſt dein Buſen alſo rein,
Daß du am fernen Liebesſchein
Magſt Aug und Herz entzücken?

Nein, bin nicht ſo reine.
Soll ich dieſen faſſen?
Dieſes Meischen kleine?
Das wird mich nicht laſſen,
Liebt der Menſchen Häuſer
Und der Menſchen Nähe.
Künde mir, ob weiſer
Hier mein Glück ich ſpähe.

O nein, das iſt ein ſchlechtes Glück,
Das Vöglein trägt den Schelm im Blick
Und ſpinnet Luggeſpinſte,
Es ſpielt mit ſüßem Augenſchein,
Doch drinnen heckt es ſchlau und fein
Gar loſe Diebeskünſte.

Weh mir Armen! wehe!
Was ich mir erwähle,
Was ich mir erſehe,
Bleibt nicht ohne Fehle.
Nun das grüne Zeischen
Das iſt nett und freundlich —
Nehm' ich's für das Meischen?
Dünkt auch das dir feindlich?

Das Zeischen iſt wohl froh und ſchnell,
An Leib und Seele friſch und hell,
Hat manche muntre Gaben,
Dreht ſich gar hübſch im Kreiſelring,
In jedem Scherz und Spiele flink,
Ein Jeder mag es haben.

Doch wärſt du ſtets mit ihm allein,
Leicht würde dir ſein Tand zur Pein,
Es iſt zu wild geboren,
Die Zunge läuft ihm wie ein Rad,
Hat nimmer des Geplappers ſatt,
Iſt ein Geſell für Thoren.

Nun dann dieſes Täubchen,
Dieſe Hübſche, Feine
Mit dem Doppelhäubchen
Lock' ich zärtlich meine?
Die wird bei mir bleiben,
Die hat ächte Treue,
Nichts wird ſie vertreiben —
O wie ich mich freue!

Wohl iſt das Täubchen fromm und gut,
Doch auch nicht ohne Wankelmuth,
Sie weiß ſich nur zu zieren,
Schon manche ſah ich Lieb' und Zucht
Nach langem Locken leichter Flucht
Durch einen Kuß verlieren.

Kurz, hör, was dir mein Letztes ſpricht:
Trau, Freund, den bunten Vögeln nicht,
Sie tragen leichte Schwingen,
Ihr Stimmlein geht gar ſüß und fein,
Ihr Aeuglein hat gar hellen Schein,
Und guckt nach bunten Dingen.

Was leicht von Zweig zu Zweige hüpft,
In deſſen leichtes Seelchen ſchlüpft
Auch jede Neigung munter.
Sie können einmal nicht dafür,
Wie Ebb' und Fluth trägt die Begier
Sie ſtets hinauf hinunter.

Trau drum den bunten Vögeln nicht,
Wohl mancher trägt ein ernſt Geſicht,
Singt doch Kuku! im Herzen;
Laß deine Spieler Spieler ſein,
Doch keinen nimm ins Kämmerlein,
Du nimmſt dir Reu' und Schmerzen.

Weh mir dieſer Fabel!
Wie wird mir bekommen!
Hatte zur Parabel
Vögel mir genommen,
Meinte ſüße Dinger,
Welche Mädchen heißen,
Dacht', an meinem Finger
Sollt ein Brautring gleißen.
Wehe mir der Zeitung,
Welche dieſer kündet!
Weh mir der Bedeutung,
Die mein Gleichniß findet!

Alſo keine Treue,
Keine feſte Liebe —
Nur zur Himmelsbläue
Stelle deine Triebe;
Unten wird nicht funden,
Was dich mag vergnügen,
Willſt du gar geſunden,
Mußt du höher fliegen.

O, er ſprach's in Tücke,
Konnt' ich es nicht leſen
In dem Schelmenblicke,
In dem leiſen Weſen?
Und auch, wenn ſo feindlich
Das Geſchick uns necket,
Dämpf' ich, was ſo freundlich
Lieb der Buſen hecket?
Nein, ich will es wagen,
Mag's die Welt verdrießen,
Will ein Ringlein tragen
Und ein Bräutlein grüßen.

Gebet im Unmuth.

1812.

Heil'ge Poeſie des Lebens,
Leuchte, Stern, und geh' nicht unter!
Herz und Sinne ſchwingt euch munter!
Brauſe freudig, Strom des Strebens!
Springet aus dem engen Gleiſe,
Worin Narren ſtattlich wanken,
Schnellſte Roſſe! ſpringt, Gedanken!
Alſo fliege, Leben reiſe!

Fliege luſtig, gleich Kometen
Froher Labyrinthe Bahnen,
Auf des Lebens Oceanen
Wechſelnd Maaße Zeiten Stätten!

Denn das Einerlei verſchlinget
Alle Freude gleich der Hölle
Ewig düſtrer ſtummer Welle,
Worauf nie der Sturmwind klinget.

Darum laß die Winde blaſen,
Blitze leuchten, Donner knallen,
Wogen über Wogen ſchwallen,
Welten gegen Welten raſen!
Lieber ſo im friſchen Streite
Kühner Wildheit mit verderben,
Als die faulen Tode ſterben
Langſam morgen ſo wie heute.

O wo brennſt du, Veſtafeuer,
Des mich je und je gelüſtet?
Flamme, welche Männer rüſtet
Mit dem Schwerdte, mit der Leyer?
Unſchuld, die in Weiberſeelen
Zarte Himmelslichter zündet,
Ahndend, glaubend ſtill verkündet,
Was Orakel nie erzählen?

Wonne, die aus reichem Borne
Gleich dem Naß der Aganippe
Tränkt mit Honigſeim die Lippe,
Tränkt das Herz mit edlem Zorne,
Brauſt in der Gewalt der Worte,
Rieſelt in der Luſt der Thränen,
Und mit wunderſüßem Sehnen
Göttlich Zeiten eint und Orte —

Kommt, o kommt vom Himmel wieder,
Sel'gen Wahnſinns ſchönſte Triebe!
Kommt, o Poeſie und Liebe!
Leuchtet, flammet, dichtet Lieder!
Weht, wie Frühlingsblüthenbäume
Süße Düfte niederwehen,
Weht aus eures Himmels Höhen,
Geiſter mir herab und Träume!

Kommt, ihr Scherze, kommt, Geſpielen
Mit den hellen Sternenaugen,
Kommt, und laßt mich Freude ſaugen
Aus Gedanken, aus Gefühlen,
Wie in jenen frohen Jahren,
Wie in jenen ſüßen Zeiten,
Die wie ferne Glocken läuten
Von den Wonnen, welche waren.

Heil'ge Poeſie des Lebens,
Leuchte, Stern, und geh nicht unter!
Wirble deine Wellen munter,
Raſcher Strom des friſchen Strebens!
Daß in Stürme und in Wettern
Nimmer Muth und Luſt erbeben,
Sondern kühnlich oben ſchweben
Hoch und höher zu den Göttern.

An Antonia Amalia, Herzogin von Wirtemberg.

1812.

Knabe war ich, es drang kein Klang von gewaltigen Dingen
Unter das ſtrohene Dach, welches die Kindheit geſchirmt,
Einfalt wohnte mit mir und ſtille freundliche Sitte,
Frömmigkeit lullte mich ein, Frömmigkeit weckte mich auf,
Liebe führte mich mild durch Büſche Felder und Auen,
Liebe zeigte mir fromm Götter und Sterne zuerſt;
Und es hüteten noch mit mir die Engel des Himmels
Heerden des Vaters im Hain, Heerden am brauſenden Meer,
Kamen als Träume herab, als ſchöne helle Geſichte,
Wie in der älteſten Zeit, ſpielten als Kinder mit mir.
O was ruf' ich zurück in Tagen des Jammers, der Sünde,
O was ruf' ich zurück, Kindheit, dein ſeliges Bild,
Als mein Taubenſchlag noch die fliegendſten Wünſche begränzte,
Als mein Mädchen mir noch däuchte die weiteſte Welt,
Als die Bibel mein Buch, mein einziges Buch und mein Licht war
Und mein höchſtes Geſetz Spruch aus dem Muttermund?

Ach! es rollte ſich bald die Hülle der Unſchuld herunter,
  Frühe zeigte ſich mir mit der unendlichen Welt
Auch die unendliche Macht, die hoch über Donnern und Blitzen
  Wettert und leuchtet — ich ſah, eiſernes Schickſal, dich früh;
Und ich trug es ſo jung dein unerbittlich Verhängniß,
  Trug es im ſchweigenden Ernſt, trug es im traurenden Blick.
Oft ermahnte mich dann mein fröhlicher Vater: ſei fröhlich!
  Oefter die Mutter, und ſchalt: Bube, warum ſo allein?
Wenn ich mit Arbeit den Tag, mit bretternem Lager die Nächte
  Feierte, ſchüttelten ſie traurig das liebende Haupt;
Denn ſie meinten, es werde der Sohn, ein finſterer Träumer,
  Sich und andern die Luſt tödten in künftiger Zeit.
Ich aber ſprach: wer weiß, wozu die Uebung mir frommet?
  Ich aber ſprach: wer weiß, was mir das Schickſal beſtimmt?
Leichthin ſprach ich's, doch ſchwer erdrückten mich Laſten der Liebe,
  Die nur ein eiſernes Herz, nimmer ein menſchliches trägt;
Abwärts weint' ich allein und traurig, daß ich ſo traurig
  Machte, die zärtlich ihr Herz ſenkten in meines hinab.

Jahre ihr ſeid nun verrollt, ihr ſchlimmen und trüblichen Jahre,
  Lange erleuchtet iſt mir Schickſal und Menſchheit und Gott,
Aber gekommen iſt doch, was frühe den Knaben geahnet,
  Arbeit und Noth und Gefahr, Unheil Zwietracht und Krieg.
Nicht umſonſt warſt du, o Tag voll bitterer Kämpfe,
  Nicht umſonſt dein Ernſt, ſtille denkende Nacht:
Wohl bedurfte der Mann der feſten und ſtalenen Rüſtung,
  Welche der Knabe ſich ſchon hart um den Buſen gewölbt.
Freude gabeſt du mir, o Leben, Freude und Liebe,
  Du, o reiche Natur, Freude und Liebe genug;
Doch die Ahndung hat auch ihr dunkles Verhängniß erfüllet,
  Bis auf den heutigen Tag alles mit Strenge erfüllt.
Zeugen mögt ihr mir nun, ihr heiligen Geiſter der Liebe,
  Freundlicher Vater, und du, tapfre Mutter, mit ihm
Zeugen mögt ihr mir nun dort oben im ſternigen Reigen,
  Wie ich die Zukunft gefühlt, wie ich das Schickſal gefühlt.
O ihr zeuget mir oft, ihr haucht wie heilige Lichter
  Himmliſchen Athem mir ein, göttliche Wonne mir zu.

Tochter Germaniens ſei gegrüßt mir, herrliche Fürſtin!
  Nimm den prophetiſchen Klang, nimm das erröthende Herz,

Nimm das verhallende Wort, den flüchtigen Athem der Stunde —
O du biſt menſchlich und fromm — nimm das Menſchliche hin!
Kühnliches höreſt du gern und Tapfres kannſt du verſtehen,
Nimmer in banglicher Furcht zaget dein fürſtlicher Sinn.
Ueber den blutigen Staub und über die wilden Getümmel,
Welche der Augenblick tönt, hebt ſich dein freudiger Muth!
Laß ihn fliegen und leuchten und blitzen in heiligen Flammen!
Stolzem Vertrauen drückt gern göttliches Siegel ſich auf. —
Sieh! ich verkünde es dir, ſo wahr mir der Gott in die Seele
Künftiger Tage Geſchick, Deutung der Zukunft gelegt:
Herrliches wirſt du noch ſeh'n, das heilige Volk der Germanen,
Wieder ein ritterlich Volk, ſtehen gerüſtet mit Kraft;
Herrliches wirſt du noch ſeh'n, die Heldengeſtalten der Väter
Wieder in Enkeln erblüh'n, blüh'n mit dem Scepter und Schwerdt.
Dann wird Freiheit den Erdball umwalten, Gerechtigkeit herrſchen,
Klingen gefürchtet das Wort, blitzen gefürchtet das Schwerdt,
Ueber den blutigen Staub und über die Lüge des Tages
Schweben die Wahrheit, das Recht, glänzende Engel, dahin.

Nimm denn die Wonne dir, nimm die Gewißheit mit liebendem Herzen,
Nimm den herrlichen Wahn, fürſtliche Seele, denn hin!
Selig, welche beſtanden und unbefleckt von der Schande
Hielten den heiligen Stolz, hielten den gläubigen Sinn!
Gott wird richten und hat gerichtet, der mächtige Walter,
Klinge, prophetiſcher Klang! halle, verfliegendes Wort!

An Eliſabeth Alexiewna Kaiſerin von Rußland.

1812.

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler, ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit, o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzig ſchönes Land der Fantaſie'n!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blüh'n!
O Lüfte, welche Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel zieh'n,
Als bunte Vögel zu der Zeit der Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O ſtolze Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabner Walter, wunderbarer Geiſt,
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerſtrom des ew'gen Lebens fleußt,
Wo alle Sinne ſtolz zur Tugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was ſie verheißt.
O frommes Ahnen, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo ſeid ihr geblieben?

Ihr ſeid dahin und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt,
Der ſtolze Wahn fällt aus dem Himmel nieder,
Er fühlet nur, wie tief der Gott hier fällt:
Die lahme Schwinge ſtreifet müd und müder
Am Boden hin, die einſt das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmeſſen,
Hoch ob Olympen fliegend und Permeſſen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt?
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine ſtillen Träume oft beglückt?
Das waret ihr, ihr ſtolzen Götterſöhne,
Heroen ihr, mit jedem Glanz geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt du, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du, der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohem Stammeln ſchon das Kind gelallt,

Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage und ſie hat geklungen,
So lange Geiſter hier in Leibern geh'n.
Viel tauſendmal haſt du dich rundgeſchwungen,
O Sonne um der Alpen höchſte Höh'n,
Viel tauſendmal biſt du dem Meer entſprungen,
Doch haſt du Einen Glücklichen geſeh'n?
Von Millionen Sterblichen nur Einen,
Die deine Stralen liebewarm beſcheinen?

Du kennſt die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennſt auch dieſen Klang;
Was Geiſter leiſe Geiſtern nur erzählen,
Das ſpricht in zarten Räthſeln der Geſang:
Er wohnt mit Herrſchern in den Kaiſerſeelen,
Er ſpielt mit Hirten an des Hügels Hang,
In tauſend Bildern Farben und Geſtalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er flieget leicht, der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild,
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt;
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wann rein ſein Strom aus der Begeiſtrung quillt —
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Den Spruch des innern heiligſten Gerichts:
Der Gott der Sterne iſt der Gott der Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts;
Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzet in ihr Nichts
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten,
Und ſeine Welt wird Gott der Herr geſtalten.

Es iſt kein Trug, was edle Seelen ſchwellet,
Was kühne Geiſter denken, iſt kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Buſen hellet,
Blitzt durch der Götter Bruſt, der Sonnen Bahn;
Die Kraft, die Liſt und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens ſchönen Kranz empfah'n,
Sie heißet Einfalt Unſchuld Demuth Friede
Und ſchirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

Die alten und die neuen Deutſchen.

1812.

Es wurden die Väter geprieſen
Als muthige Löwen im Streit,
Die Weichlinge nannten ſie Rieſen,
Ihr Schwerdthieb ſchlug tief und ſchlug weit,
Ihr Speer fuhr durch Roß und durch Reiter,
Durch Panzer und Schild wie der Blitz,
Sie fürchteten Gott und nichts weiter
Und hielten nur Tugend für Witz.

Es plagten blutdürſtige Räuber
Aus Rom die verknechtete Welt,
Sie waren auf Wein und auf Weiber,
Auf Geld und auf Wolluſt geſtellt,
Sie pralten, Gott habe die Erde
Für Römer und Rom nur gemacht
Und trugen Tyrannengebärde
Und nannten ſich Herrſcher der Schlacht.

Da kamen die freien Germanen
Herab von der Donau, vom Rhein,
Und brachen mit fliegenden Fahnen
Mit klingendem Spiel durch die Reih'n,
Sie zogen zum Krieg wie zum Tanze,
Die Wigande tapfer und gut,
Und färbten die rieſige Lanze,
Den mächtigen Degen mit Blut.

Sie ſtritten für Freiheit und Ehre,
Für Gott und ihr Recht und ihr Land,
Drum ſtoben die bübiſchen Heere
Vor ihnen dahin wie der Sand;
Sie brachen die ſklaviſchen Bande
Der ſtönenden Völker inzwei,
Vertilgten die Sünde und Schande
Und bauten die Erde ſich neu.

So waren ſie weiland, die Deutſchen,
Und du? was, ihr Enkel, biſt du?
Du läſſeſt wie Hunde dich peitſchen,
Und wedelſt recht hündiſch dazu;
Du zitterſt, erbärmliche Memme,
Zu ſterben manhaftigen Tod,
Und iſſeſt in banglicher Klemme
Umſtellet von Treibern dein Brod.

So dienſt du dem tückiſchen Franzen,
Dem gaukliſchen Affengeſicht;
Er läſſet wie Bären dich tanzen,
Du tanzeſt und brummeſt ihm nicht*);
Er legt dir den Ring in die Naſe,
Er legt dir den Maulkorb ums Maul:
So ward aus dem Löwen ein Haſe,
So ward aus dem Streitroß ein Gaul.

Nicht länger! Zu Waffen! zu Waffen!
Zum rettenden Eiſen geſchwind!
Die Freiheit dir wieder zu ſchaffen,
Zur blutigen Rache geſchwind!
Enthülle die fliegenden Fahnen!
Enthülle das blinkende Schwerdt!
Und zeige der herrlichen Ahnen,
Der freien Germanen, dich werth!

---

*) Der Bär hat zuletzt doch tüchtig gebrummt.

Nicht länger! Laß ſauſen! laß brauſen!
Laß lodern den heiligen Zorn!
Und ſtoße dem Dränger zum Grauſen
Auf Bergen und Höhen ins Horn!
Und blaſe der Rache Poſaunen!
Und ringe die Glocken vom Thurm!
Und ſchmettre den Klang der Karthaunen
Ihm nach im gewaltigen Sturm!

So treibe den ſchändlichen Treiber,
So jage die luſtige Jagd,
Und hetze den diebiſchen Räuber
Mit Schrecken bei Tag und bei Nacht;
Nie ſtecke dein Schwerdt in die Scheide,
Als jenſeits des heiligen Rheins,
Da knüpfe in Freiheit und Freude
Die Bande des deutſchen Vereins.

Vaterlandslied.

1812.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel Schwerdt und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir was Gott gewollt
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutſchen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtſchaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eiſen röthen,
Mit Henkerblut, Franzoſenblut —
O ſüßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutſchen gut,
Das iſt die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, ſtolzes Siegspanier
Voran dem kühnen Reihen!
Wir ſiegen oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Marſch.

1812.

Friſchauf, ihr Kamraden! Wir ziehen in das Feld,
Wir haben unſer Herz auf Franzoſen geſtellt,
Die Wehr und der Muth ſind geſchliffen und blank,
Drum her mit Franzoſen! die Zeit wird uns lang.
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Hurra! iſt Franzoſen ein tödtlicher Klang.

Heraus alle, welchen die Freiheit gefällt!
Gott ſchuf für die Freiheit, die Tugend die Welt.
Die Freiheit ſie lebe, das köſtlichſte Gut!
Für Freiheit, ihr Brüder, da ſchonet kein Blut!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Hurra! und vertilget die teufliſche Brut!

Heraus auch für Deutſchland, das heilige Land!
Vertilget den wälſchen, den teufliſchen Tand!
Auf tapferer Väter vermorſchtem Gebein
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi! mehr ſchrei'n!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Dem Werda? der Deutſchen iſt Kiwi! zu fein.

Heraus für die Aeltern, für Weib und für Kind,
Für Jungfrau'n und Bräute zur Rache geſchwind!
Das ſtärket die Arme, das ſtälet den Muth,
Drob ſtreitet man fröhlich, drob ſtreitet man gut.
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Das locket das Eiſen zum feindlichen Blut.

Heraus alle! rufet am lauteſten Gott!
Und machet die ſchnöden Tyrannen zu Spott!
Mit Schwerdtern und Lanzen in blutiger Jagd
So jaget die Räuber bei Tag und bei Nacht;
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Haſaſa! Trarara! die luſtige Jagd!

Auf! ſpielet, Kanonen zum luſtigen Tanz!
Auf! blitzet, ihr Säbel, den blinkenden Glanz!
Auf! wirbelt, ihr Trommeln, im Saus und im Braus!
Auf! wehet, ihr Fahnen, zum Himmel hinaus!
Hurra, ihr Kamraden! Hurra, ihr Soldaten!
Wir ziehen zum Sieg oder Tod heut hinaus.

Das Lied vom Schill.

1812.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte ſechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Die dürſteten alle Franzoſenblut.

Auch zogen mit Reitern und Roſſen im Schritt
Wohl tauſend der tapferſten Schützen mit.
Ihr Schützen geſegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblaſſen muß!

So zieht der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzoſen ſchlagen ſich will;
Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus,
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das magdeburger Land mit franzöſiſchem Blut,
Zweitauſend zerhieben die Säbel blank,
Die Uebrigen machten die Beine lang.

Drauf ſtürmten ſie Dömitz das feſte Haus
Und jagten die Schelmenfranzoſen heraus,
Dann zogen ſie luſtig ins Pommerland ein,
Da ſoll kein Franzoſe ſein Kiwi! mehr ſchrei'n.

Auf Stralſund ſtürmte der reiſige Zug —
O Franzoſen, verſtändet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenſtein weiland belagert hat,
Wo der Zwölfte Karelus im Thore ſchlief.
Jetzt liegen ihre Mauren und Thürme tief.

O weh euch, Franzoſen! jetzt ſeid ihr todt,
Ihr färbet die Säbel der Reiter roth,
Die Reiter ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu ſäbeln das däucht ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſind dir für bübiſche Netze geſtellt!
Viele ziehen zu Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauren die Tapferkeit ein?
In Stralſund da ſollſt du begraben ſein.

O Stralſund, du trauriges Straleſund!
In dir geht das tapferſte Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohret das treueſte Herz,
Und Buben ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreiet ein frecher Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
„Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
„Schon fütterte Krähen und Raben ſatt.“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmuſik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein ſchlechtes Grab,
Da ſchläft er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwerdt,
So rufet er immer: Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzoſen mich rächen will.

Das Lied vom Gneiſenau.

1813.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Geht's mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Da donnert's aus Kanonen,
Da ſä't man blaue Bohnen,
Die nimmer Stängel treiben,
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg hat es flinken Tanz,
Juchheididei! Juchheididei!
Um Mauer und Graben, um Wall und Schanz,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Sie tanzen alſo munter,
Daß Mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei! Juchheididei!
Um die ſo mancher tanzend fällt?
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wornach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr ſchöner Bräutigam?
Juchheididei! Juchheididei!
Es iſt ein Held von deutſchem Stamm,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Ein Held von ächten Treuen,
Daß ſich die Deutſchen freuen,
Und Gneiſenau klingt ſein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Da tanzt der tapfre Gneiſenau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Er tanzt ſo friſch und freudig,
Er tanzt ſo ſcharf und ſchneidig
Franzoſen aus dem Athem
Auf Kolbergs grüner Au.

So ging's auf Kolbergs grüner Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben:
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es ſtill wird auf der Au,
Juchheididei! Juchheididei!
Da däucht es ſchlecht dem Gneiſenau,
Er ruft: Ei! ei! ei! ei!

Er haſſet die Franzoſen,
Die argen Ohnehoſen,
Nach England muß er reiſen
Von Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheididei! Juchheididei!
Und zieh mit Deutſchen froh ins Feld,
Und rufe: Hei! Juchhei!
Thu einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Wälſchen jagen
Mit dir und deinem Degen
Von Deutſchlands grüner Au.

Komm nun zurück aus Engelland!
Juchheididei! Juchheididei!
Das Glück hat alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Komm, laß dein Spiel erklingen,
Komm, laß die Wälſchen ſpringen,
Wie du ſie ſpringen ließeſt
Auf Kolbergs grüner Au.

Das Lied vom Dörnberg.

1813.

Es war ein Freiherr fromm und gut
Vom Kattenland und Kattenblut —
O tapfres Land der Heſſen! —
Der haßte tief den wälſchen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergeſſen.

Es hatt' auf den Landgrafenthron
Den Bruder ſein Napoleon

Im Kaiſerſtolz geſetzet;
Der Bruder hieß Hieronymus,
Ein Weichling, der im Diebsgenuß
Der Wolluſt ſich ergetzet.

Das däucht dem edlen Dörnberg ſchlimm,
Er rüſtet ſich im Heldengrimm,
Den Buben will er ſchlagen,
Die Wälſchen will der Ritter werth
Mit Spieß und Stange Kolb und Schwerdt
Weit über'n Rhein verjagen.

Schon hat er klug ſein Netz geſpannt,
Schon hält er's Schwerdt in tapfrer Hand,
Schon warten ſeine Treuen,
Sie brennen all von deutſchem Muth,
Sie dürſten all Franzoſenblut
Mit Durſt der edlen Leuen.

Das däuchte einem Schelm nicht recht,
Ein Ritter, doch von Sinn ein Knecht,
An Ehren misgeboren,
Der ſagt's dem König alles aus,
Der rüſtet ſich und ſchirmt ſein Haus
Mit Wehr an Thürmen und Thoren.

Da muß der edle Dörnberg flieh'n,
Verräther ſpähen hinter ihn,
Sein Leben zu erlauſchen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauſchen.

Bis er den wackern Braunſchweig find't,
Der Welfen ächtgebornes Kind,
Den treuen deutſchen Degen;
Da muß noch mancher wälſche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch ſeinen Säbel legen.

Sie hauen ſich wie Männer durch,
Dann ſegeln ſie zur Freiheitsburg,
Altengelland mit Namen;
Da ruhen ſie vom harten Strauß
Die müden wunden Glieder aus.
Gott ſprach zur Kühnheit Amen.

Nun, Deutſche, hört die neue Mähr!
Der Dörnberg ziehet wieder her,
Er führet tapfre Reiter,
Er reitet ein geſchwindes Pferd,
Er ſchwinget ein geſchliffnes Schwerdt,
Und Gott iſt ſein Begleiter.

Das Lied vom Chaſot.

1813.

In Deutſchland lebt' ein edler Graf,
Eine freie Stadt ſein Vaterland,
Ein rechter Ritter fromm und brav,
Seine Seele trug er in ſeiner Hand.
Die Stadt heißt Lübeck mit ſtolzem Namen,
Der Graf heißt Chaſot von edlem Samen.

Dem freien reichsgebornen Mann
Gefiel die Schande des Reiches ſchlecht,
In ſeinen Adern Ehre rann,
Drum haßte er durſtig den Schelm und Knecht,
Ein Freund von redlichen Biederleuten
Kann er zum Recht nicht die Knechtſchaft deuten.

Drum war er mit dem Degen riſch,
Wo gegen die Wälſchen die Trommel klang:
Das machte Muth ihm und Seele friſch,
Das war ihm höchſter Freudenklang,
Da mußt' er hin über Land und Waſſer,
Der tapfre kühne Franzoſenhaſſer.

Als nun die Poſt nach Deutſchland ſchallt:
Der Kaiſer von Rußland ziehet aus,
Dem Grafen das Herz in dem Leibe wallt,
Da kann er nicht ſitzen ſtill zu Haus,
Da muß er ſein Blut und Leben wagen,
Er muß ſich mit den Franzoſen ſchlagen.

Durch Buben und Verräther ſchleicht
Viele hundert Meilen der Grafenſohn
Hin, wo's dem Herzen luſtig däucht,
Wo klinget des Kriegs Poſaunenton,
Wo Alexander die Männer rüſtet
Und muthige Ruſſen nach Streit gelüſtet.

Bald brauſt auf ſie wie wildes Meer
Der wälſchen Rotten gewaltige Fluth,
Sie ziehen trotziglich daher
Und dräuen im prahlenden Uebermuth:
Hieher! wer ſtehet vor unſern Heeren?
Wer mag uns die Herrſchaft der Erde wehren?

Doch Gott im Himmel ſah darein
Und der Ruſſen mächtige Kriegesfauſt,
Wie Herbſtwind ſchüttelt das Laub im Hain,
So hat ſie der Sturmwind der Schlacht zerzauſt:
Sie ſollten Raben und Wölfe füttern,
In Rußland ſollt' ihr Gebein verwittern.

Der edle Graf in mancher Schlacht,
In manchem blutigen Männerſtrauß
Sich gegen die Schelme luſtig macht,
Er ſieht ſie zerſtieben zu Staub und Graus,
Er ſieht ſie fliehen, er ſieht ſie fallen.
Das däucht ihm der luſtigſte Fall von allen.

Drauf reiſt er hin nach Petersburg
An Hoffnungen und an Freuden reich,
Eine Zierde der hohen Kaiſerburg,
Ein ſtolzer Sprößling aus deutſchem Reich,
Dort ſoll er des Vaterlands heil'gen Waffen
Erleſene Schaaren von Männern ſchaffen.

Schon hebt die deutſche Legion
Für Freiheit und Ehre das Siegspanier,
Sie brennet gegen Schmach und Hohn
Und gegen Franzoſen von Kriegsbegier,
Sie brennet von Sehnſucht der ſüßen Stunde,
Wo Rache klinget von Mund zu Munde.

Sie ſchauet auf des Grafen Schwerdt
Und auf ſein frommes und deutſches Herz,
Er dünket ihr vor allen werth
Voranzuſpielen im Schlachtenſcherz,
Voranzuſtreiten dem kühnen Reihen
Als Held und Führer der edlen Freien.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin durch Winter und Schnee?
Auf Deutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Dir thun die armen Gefangnen weh,
Die armen Gefangnen, die die Franzoſen
Haben in den Tod und das Elend geſtoßen.

Du edler Graf, wo ziehſt du hin?
Wo ziehſt du hin durch Winter und Schnee?
Auf Deutſchland ſteht dir nur der Sinn,
Drum ziehſt du nach Pleskow am Peipusſee,
Da willſt du die armen Gefangnen erlöſen
Und waffnen und führen gegen die Böſen.

O Pleskow, Stadt am Peipusſee!
Wann hört die Klage der Freien auf?
Wann ſauſt nicht mehr ein dumpfes Weh
In deiner Wellen ächzendem Lauf?
In dir ſoll der Bravſte von allen Braven,
In dir ſoll der edle Graf Chaſot ſchlafen.

Der Ritter, der die Kranken pflegt
Und der Verwundeten Schmerz verbind't,
Wird in die dunkle Gruft gelegt,
Schon ſpielt um ſeinen Hügel der Wind,
Die irdiſche Sonne wird nimmer ihm ſcheinen,
Doch werden ihn ewig die Freien beweinen.

Denn einen freiern deutſchern Mann,
Als Chaſot war der viel edle Graf,
Das Deutſchland nie gebären kann,
An Leib und Seele ſo feſt und brav,
Ein Kind in Liebe, ein Held in Treuen,
Ein Herz, wie die Herzen der edlen Leuen.

Drum ſetzen wir dieſen Leichenſtein,
Drum ſingen wir dieſes Trauerlied.
So lange grünt eine Eich' im Hain,
So lang' eine Blume auf Auen blüht,
Eine Liebe noch glühet in deutſchen Seelen,
Sollen Kränze und Lieder ihm nimmer fehlen.

Lieder
aus dem
Katechismus für den deutſchen Wehrmann.
1813.

1.
Troſtlied.

Gott, du biſt meine Zuverſicht,
Mein Schirm und meine Waffen,
Du haſt den heil'gen Trieb nach Licht
Und Recht in mir geſchaffen;
Du großer Gott,
In Noth und Tod
Ich will an dir mich halten
Du wirſt es wohl verwalten.

Und wenn die ſchwarze Hölle ſich
Mit ihrem Gift ergöſſe
Und trotziglich und mörderlich
Durch alle Länder flöſſe,
Gott bleibt mein Muth,
Gott macht es gut
Im Tode und im Leben:
Mein Recht wird oben ſchweben.

Und wenn die Welt in Finſterniß
Und Unheil ſich verſenkte,
Mir ſteht das feſte Wort gewiß,
Das Ewigkeiten lenkte,
Das alte Wort
Bleibt doch mein Hort:
Wie viel auch Teufel trügen,
Die Guten ſollen ſiegen.

O großes Wort, o feſter Stal!
O Harniſch ſonder Gleichen!
Was Gott verſprach, was Gott befahl,
Das läßt mich nicht erbleichen:
Die ſtolze Pflicht
Erzittert nicht,
Mag Land und Meer vergehen,
Sie wird mit Gott beſtehen.

Drum walt' es Gott, der alles kann,
Der Vater in den Höhen!
Er iſt der rechte Held und Mann
Und wird es wohl verſtehen.
Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Tode und im Leben:
Sein Recht wird oben ſchweben.

2.

Ein zweites.

Wann beginnt das Heil zu tagen?
Es brauſt mit Roſſen und mit Wagen
Wild durch die weite Welt der Krieg,
Brandgemalte Teufel ſcherzen
Mit Menſchenrechten, Menſchenherzen,
Die ſchwarze Hölle hat den Sieg.
Sie rufen trotzig aus
In alle Welt hinaus:
Jauchzet! jauchzet! das Heil iſt da,
Die Freiheit da,
Der Menſchheit ew'ger Friede da.

Doch die Wahrheit ſteht und ſchweiget,
Die ſtolze Freiheit traurt und zeuget
Des Satans glatten Worten nicht,
Die Ehre ſliehet vor der Schande,
Die Treue räumet flugs die Lande,
Sie wohnet nur mit Recht und Pflicht.
Die hohen Zeugen all
Erklingen lauten Schall:
Nimmer, nimmer war Gottes Reich
Der Hölle gleich,
Ihr Bund heißt Elend, Trug ihr Steig.

Seid gegrüßt, ihr edle Zeugen!
Der höchſte Richter wird nicht ſchweigen,
Der waltend hoch auf Sternen geht,
Der die lichten Himmelskerzen
Entzündet und die Menſchenherzen
Mit ſeines Odems Kraft durchweht.
Er iſt der rechte Mann,
Der einzig helfen kann:
Preis dem Mächtigen! Preis dem Hort!
Es ſteht ſein Wort:
Das Gute ſieget hier und dort.

Tobe, Satan! ſei verwegen!
Vor dieſer Macht zerſplittern Degen,
Zerſpringet diamantner Stal;
Gott will Recht und Ehre ſchützen
Und Trug und Bosheit niederblitzen
Mit ſeiner Rache Donnerſtral:
Der ſtarke Siegesheld,
Der Erd und Himmel hält,
Schmettert Schande hinab ins Nichts,
Der Gott des Lichts
Iſt nicht ein Gott des Böſewichts.

Darum himmelauf, Gedanken!
Mit Gott dem Helfer in die Schranken
Für Freiheit Recht und Vaterland!
So ihr's meint mit rechten Treuen
Bläſt Gott euch an mit Muth der Leuen
Und ſtärkt mit Kraft die ſchwächſte Hand!

Der gute fromme Gott,
Er bleibt in Noth und Tod.
Fallet nieder und betet an!
Der helfen kann,
Er ficht als Streiter euch voran.

3.

Vor der Schlacht.

Auf! die Schwerdter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig weh'n!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſteh'n
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur, du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur, Tyrannen!
Gott verweht wie Sand am Meer
Lug und Trug und Schande bannen.
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf! mit Gott zum Heldenſtreit!
Auf für Freiheit Recht und Ehre!
Daß ſich deutſche Redlichkeit,
Daß ſich deutſche Treue mehre!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn, Trommeln! Fahnen weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein! und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

4.

Ein anderes.

Friſchauf, ihr deutſchen Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Mit Gott, dem Frommen, Starken,
Seid fröhlich und geſchwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Aeltern Weib und Kind.

Friſchauf! Ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut.
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmuth,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geſchenkt.

Drum auf für deutſche Ehre,
Du tapfres Teutsgeſchlecht!
Der beſte Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht,
Als ſchönſte Looſung klinget
Die Freiheit in das Feld,
Wo ſie die Fahne ſchwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr deutſchen Schaaren!
Friſchauf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich göſſe über euch,
Ihr ſpült ſie, wie die Welle
Das Sandkorn, weg von euch.

5.

Ein drittes.

Friſchauf, ihr deutſchen Brüder!
Friſchauf zum heil'gen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wüthet weit und breit.
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüſte machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Er will die Freiheit morden
Und brechen jedes Recht,
Der Trug iſt Herr geworden,
Es dient der Muth als Knecht,
Die Wahrheit fliehet fern
Vom blutigen Getümmel
Hoch in den lichten Himmel,
Sie klagt es Gott dem Herrn.

Drum auf, ihr deutſchen Brüder!
Es hat's der Herr gehört —
Auf! ſchlagt die Schande nieder,
Die Recht und Licht zerſtört!
Auf! waffnet Herz und Hand
Mit alter deutſcher Treue,
Daß Redlichkeit ſich freue!
Daß zittre Trug und Tand!

Auf mit dem Herrn der Schaaren!
Wohlauf in Noth und Tod!
Es wird euch wohl bewahren
Der alte treue Gott;
Von ihm kommt alles her,
Zu ihm geht alles wieder:
Drum zagt nicht, deutſche Brüder!
Gott ſteht mit euch im Heer.

Gott ſteht mit euch im Leben,
Gott ſteht mit euch im Tod;
Will Gott den Arm erheben,
Wo bleibet, was euch droht?
Mit Gott das Schwerdt zur Hand!
Mit Gott hineingefallen!
Und laßt die Looſung ſchallen:
Gott! Freiheit! Vaterland!

6.

Danklied.

Auf! danket Gott, und betet an
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden;
Auf! werdet heute Ein Geſang!
Auf! klinget heute Einen Klang:
Gott ſei allein die Ehre!

Denn trotzig gleich der Meeresfluth,
Wann wilde Stürme brauſen;
Ergoß ſich grimmer Feinde Wuth
Mit Schrecken Angſt und Grauſen;
Voran zog Hunger Peſt und Tod
Und durch die Länder ward gedroht:
Wer wagt mit uns zu ſtreiten?

Da ließ der Herr vom Himmelsſaal
Die Donnerglocken ſchallen;
Sie ſchlug nicht unſer Arm und Stal,
Sie ſind durch Gott gefallen:
Der Held der Helden hat's gethan,
In Staub zerſchmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz iſt ſtummes Schweigen.

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden,
Und laſſet Weib und Kind und Mann
Die hohen Wunder melden,
Drum ſinget frohen Lobgeſang,
Drum klinget lauten Freudenklang:
Gebt unſerm Gott die Ehre!

7.

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret auf das Vaterland!
Schwöret auf den Ruhm der Ahnen,
Auf die deutſche Redlichkeit,
Auf die Freiheit der Germanen,
Auf das Höchſte ſchwöret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd und Himmel ſoll ihn hören
Unſern hohen Schwur der Ehren,
Unſern Schwur für's Vaterland.
Glorreich ſchwebe, ſtolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner ſoll von hinnen weichen,
Wo ſich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne!
Daß ſich jede Bruſt ermahne
Für das heil'ge Vaterland!
Mache, ſtolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfeſt,
Daß ſie tauſendmal erbleichen,
Eh' nur einer dich verläßt!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieſer Ehrenweihe!
Ewig lebe deutſche Treue!
Ewig blühe deutſches Land!
Freiheit, deutſche Freiheit, ſchwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Trug und Lug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt ſie zu der Welten Meiſter!
Hebt ſie zu dem Geiſt der Geiſter!
Hebt ſie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken Wort und That:
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Menſch beſchloſſen hat.

8.

Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutſchen Jünglings.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß ſein Herz, ſein Eiſen heilig werde!
Küſſe, Knabe, fröhlich dieſe Erde,
Denn ſie iſt der Freiheit heil'ges Land.
Willſt du ſeinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutſchland heißt dein Vaterland.

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unſterblich ſeinen Ohren!
Deutſcher Jüngling, frei biſt du geboren,
Freiheit ſei dein Glanz, dein höchſtes Gut!
Ihr ſollſt du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein beſtes Herzensblut!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet
Und er hat den höchſten Schwur geſchworen.
Hier und dort ſei ihm das Heil verloren,
Wenn er dieſe Worte jemals ſchwächt!
Erd und Himmel ſollen zeugen!
Dienen müß' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eiſen, du, der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köſtlichſtes Geſchmeide,

Das der Hammer aus Metallen ſchlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutſchem Lande Ruhm und Segen!
Werde Deutſchlands Feinden Fluch!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eiſen, könnte Untreu dieſen ſchänden,
Dann empöre dich in ſeinen Händen,
Stoß in ſeine Bruſt geſchwindſten Tod!
Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
Daß Verräther bei dir ſchwören!
Dulde nimmer Sklavennoth!

Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh nun auf, umgürtet mit dem Stale!
Steh nun auf! Es ſchau'n vom Himmelsſaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Feſt,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Ehrenfeſt und eiſenfeſt.

Betet, Männer, heiligſtes Gebet!
Gott im höchſten Himmel gebe Segen
Dieſem freien Mann und ſeinem Degen,
Daß er Blitz in deutſchen Schlachten ſei!
Gott behüte unſre Lande,
Unſre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutſchland frei!

Des Deutſchen Vaterland.

1813.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland, iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland, iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland, Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweitzer? iſt's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland?
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland?
Wo Zorn vertilgt den wälſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh darein,
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Des deutſchen Knaben Robert Schwur.

1813.

Der Knabe Robert feſt und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar
Und ſchwört bei'm Himmel treu und wahr:

Ich ſchwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in feſter Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir treu zu ſein.

Ich ſchwöre dir, o Freiheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch
Mit Herz und Seele Muth und Blut —
Du biſt des Mannes höchſtes Gut.

Auch ſchwör' ich heißen blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franſchen Tand,
Die ſchänden unſer deutſches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o ſteh mir bei,
Daß ich es halte wahr und treu!

Daß ich, vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge ſein,
Daß dieſes Eiſen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt!

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Aſt!
Dann werd' ein Halm dir Centnerlaſt!

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke ſein,
Der Robert ſchwört's bei Gott dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt ſein Stern.

Klänge aus der Vergangenheit.

1813.

a. Klinglieder.

1.

Die Blume, die ſich in der Sonne Gluthen
In ſüßer Lichtesliebe ſelig trinkt,
Weißt du, wohin ihr voller Buſen winkt?
Wohin die Seelchen ihrer Blätter fluthen?

Iſt's nur die Menſchenbruſt, die ſteigt und ſinkt,
Sind's Menſchenſeelen nur, die brünſtig bluten
Und ſich verzehren in den Feuergluthen,
Wo Liebe Tod im Born der Liebe trinkt?

Sieh der verborgnen Seelen zarte Scheine —
Unſelig, willſt du ihren Sinn entblättern,
Unſelig mehr, willſt du dir ſelbſt erſcheinen:

Genieß des Tages Wonne, denk das Eine,
Wie Semele zerſchmolz in Donnerwettern
Wie Pſyche mußte um die Fackel weinen.

2.

Das Herz will immer in die Weite dringen,
Das Sternenkind, die Seele, ſtrebt zur Höhe,
Der Geiſt, der Flieger, ſtürzt ſich in das Jähe,
Zur dunkeln Tiefe ſchnellt er raſche Schwingen.

So war in meinem Buſen wildes Ringen
Der Mächte, die ich nie mit Augen ſehe,
Ein Fremdling war ich mir in nächſter Nähe,
Mich ſelbſt zu kennen wollte nie gelingen.

Da kommt ein himmliſch Kind mit Himmelſcheine,
Und Weite Höhe Tiefe Nähe Ferne
Sind all' in mir in Maaß und Klang verbunden,

Und Herz und Geiſt und Seele im Vereine
Schau'n jetzt aus mir nach Einem hellen Sterne:
Er heißt Furina und er führt die Stunden.

b. Frühling und Furina.

Horche, wie die Winde ſchwirren
Lüſtern um die Blüthenlauben!
Horche, wie die Lüfte girren
Von der Luſt der Turteltauben!
Horche, wie die Lerchen ſingen
Tirilirend auf gen Himmel!
Wie die hellen Bächlein klingen
Durch der Blumen bunt Gewimmel!

Schaue, wie die Wolken ziehen
Liebedurſtig all' zuſammen!
Schaue, wie die Roſen blühen
Mit der rothen Bruſt voll Flammen!
Schaue, wie die hellen Sterne
Tanzen mit den Frühlingsreigen!
Wie die Weſen nah und ferne
Sich in Wonne luſtig zeigen!

Komm auch du, mein Turteltäubchen,
Komm auch du, mein Frühlingsbienchen,
Sei mein Liebchen, ſei mein Weibchen,
Holdes freundliches Hurinchen,
Laß mich an der ſüßen Weide
Deiner Lippen, deiner Wangen,
Wie an Blümelein der Haide
Bunte Schmetterlinge, hangen.

Thörigt, wer die kurze Wonne
Dieſes Lebens meint zu ſparen!
Denn es bleichet jede Sonne
Einen Kranz in unſern Haaren,
Jede fliehende Minute
Eilt mit ſüßem Raub von hinnen,
Kühlt ein Tröpfchen in dem Blute,
Löſcht ein Fünkchen in den Sinnen.

c. Sternengruß.

Wandelt ihr, liebe Sterne am Himmel,
Herauf ſo licht und hehr?
Ich weiß zwei ſchönere Sterne,
Die brennen mein Herz ſo ſehr.

Ihr kommt wohl jeglichen Abend
Und bringt die ſüße Ruh,
Dann ſchließet ihr wieder am Morgen
Die goldnen Aeuglein zu.

Meine Sterne die ſcheinen am Abend,
Sie ſcheinen um Mitternacht,
Sie ſcheinen am hellen Mittag,
Und wann der Morgen erwacht.

Meine Sterne ſind zwei blaue Augen,
Die trägt ein holdiges Kind;
Da hinein muß ich ewiglich ſchauen,
Und ſchaue mich krank und blind.

Wandelt hin nun, Sternlein am Himmel
Und ſagt es dem Kindlein ſein,
Ich muß vor Traurigkeit ſterben,
Wendet ſie von mir den Schein.

Wandelt hin nun, Sternlein am Himmel,
Und ſagt es dem Kindlein ſein,
Ich bin in dem Paradieſe,
Will ſie mein eigen ſein.

d. Was Goldringelein ſagen ſoll.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meinem trauten Kinde,
Treufeſt wie Berge ſoll ſie ſein
Und lieblich wie die Frühlingswinde,
Doch nicht wie Zephyrs Flügel leicht,
Der alles küſſend weiter fleucht.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner hübſchen Feinen,
Sie ſoll in meines Herzens Schrein
Hell leuchtend wie Karfunkel ſcheinen,
Womit man heil'ge Bilder ſchmückt,
Daß ſich der Frommen Herz entzückt.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Und ſage meiner ſüßen Holden,
Wann oſtwärts geht der Sonne Schein
Und Sterne Höllennacht vergolden,
Wann Bäche rinnen berghinauf,
Dann höret meine Liebe auf.

Geh hin, geh hin, Goldringelein,
Das ſollſt du noch zuletzt ihr ſagen:
Nichts ſüßer iſt als Liebespein,
Nichts luſtiger als Liebesklagen,
Nichts fröhlicher als Liebesnoth
Nichts ſeliger als Liebestod.

Harald Schönhaar.

1813.

In der Freude der Hallen zechte
Frode, König von Hadaland,
Ida, die Schöne, deckt' ihm die rechte,
Kämpfer deckten die linke Hand;
Hell zum Becher die Skalden ſangen
Odins Reiſen und Ragnars Krieg,
Als mit Brauſen die Pforten klangen
Und die Stufen ein Mann erſtieg.

Stattlich tritt er mit zücht'gem Neigen
Zu dem Stule der Fürſtin hin,
Und die Stimmen der Skalden ſchweigen
Und es ſtaunet der Männer Sinn;
Um die mächtigen Schultern fließen
Locken ſchimmernd wie Sonnenſchein
Und die blitzenden Augen ſchießen
Furcht in tapfere Herzen ein.

Und es reicht von dem Sitz der Alte
Ihm den Becher, den goldnen, zu,
Daß er das Mal mit den Kämpfern halte,
Neigt er und winkt er ihm freundlich zu;
Doch der Jüngling mit feſter Rede
Zu dem König der Inſeln ſpricht:
Nicht zum Spiele und nicht zur Fehde,
Zu dem Becher auch komm' ich nicht.

Um die Schöne ich komme werben,
Um die Fürſtin, die Tochter dein,
Harald heiß' ich, von Odins Erben
Nicht der letzte im Schlachtenreih'n,
Harald Schönhaar, der Sohn des Grafen,
See mir Heimath und Himmel Dach —
Rede: ſoll ich bei Ida ſchlafen?
Soll ſie ſchmücken ihr Brautgemach?

Nein! bei Ida nicht ſollſt du ſchlafen,
Stelle tiefer den ſtolzen Muth:
Tauſend Streuner ſich nennen Grafen,
Tauſend Knechte ſich Odins Blut:
In der Herrſchaft der weiten Lande,
In dem Scepter und in dem Schwerdt
Gieb von himmliſchen Ahnen Pfande,
Geh, und weiſe dich Odins werth!

Und der Jüngling mit edlem Zorne
Rennet hinnen im ſchnellen Lauf,
Bläſt die Seinen mit hellem Horne
Riſch aus Bergen und Thälern auf,
Und er ſchwöret und läßt ſie ſchwören,
Herrſcher will er der Länder ſein
Oder frühe mit blut'gen Ehren
Geh'n zur Freude Walhallas ein.

Und ſo zückt er das ſcharfe Eiſen
Und ſo bäumt er den ſtarken Speer,
Und die Monden und Jahre reiſen,
Und es ſchwillet ihm Macht und Heer,
Rieſen ſchlägt er und ſchlimme Zwerge,
Ueberwindet der Zaubrer Liſt,
Bis er König der höchſten Berge,
König der Küſten und Inſeln iſt.

Und nun fliegt er mit ſüßem Triebe
Hin zur Feſte, wo Ida ſitzt,
Und er rufet: Thu auf mir, Liebe!
Harald ruft, der das Land beſitzt.
Und ſie öffnet der ſtarken Mauer
Eiſenthore dem Helden weit,
Doch die Augen umhüllet Trauer
Und die Glieder ein ſchwarzes Kleid.

Und er ſtaunet — doch ſie in Freuden
Bricht von Eichen den grünen Kranz,
Drückt ihm züchtig und hold beſcheiden
Auf die Locken den Ehrenglanz,

Heißt ihn lieblich vom Becher trinken,
Den ſie füllet mit goldnem Wein,
Und die freundlichen Augen winken
Auf ihn, leuchtend wie Sonnenſchein.

Dann, als Harald mit lieben Händen
Will die Liebliche zu ſich zieh'n,
Sieht er zornig den Leib ſie wenden
Und zum ragenden Söller flieh'n;
Nach ſich zieht ſie empor die Stufen,
Flammend wirft ſie hinab den Blick;
Harald, ſpricht ſie, die Geiſter rufen,
Harald, weiche! zurück! zurück!

Was wir heiſchten, du haſt's erfüllet,
Und ich flocht dir des Stolzes Lohn,
Odins Enkel iſt groß enthüllet,
Herrſche lange, du Odinsſohn!
Doch mein Vater und liebe Brüder
Liegen ſtumm durch dein grimmes Schwerdt,
Und ſie laden mich: komm hernieder!
Zeig' auch du dich der Ahnen werth!

Hör' ich nicht ſie in Winden wehen?
Brauſen in Wellen nicht überlaut?
O ihr Götter in Himmelshöhen,
Nehmt mich! empfanget mich, Haralds Braut!
Fahr wohl, Sonne am blauen Bogen!
Nimmer färbſt du den Tag mir roth —
Und ſie ſpringt in die wilden Wogen,
In den brauſenden Heldentod.

Und der König erfaßt die Schöne,
Wie die Fluth ſie ans Ufer bringt,
Und er ſuchet umſonſt die Töne,
Welche Leben und Liebe klingt,
Und er ſchlingt um den Leib die Rechte,
Hält ihn traurend im bittern Harm,
Und zwölf ſtumme und finſtre Nächte
Macht ihn Feuer und Schlaf nicht warm.

Dann gebeut er das Grab zu graben,
Senkt die herrliche Leiche drein,
Schmückt es glänzend mit Siegesgaben,
Thürmt es hoch zum Gebirg von Stein,
Daß es ſtehe in langen Zeiten
Als ein Denkmal der Zärtlichkeit,
Woran Liebende traurig deuten
Alles Schönen Vergänglichkeit.

Klinglieder.

1.

Ihr hohe Bilder, die im Herzen prangen,
Ihr bunte holde Himmelsfantaſieen,
So ſollt ihr nimmer mir hier unten blühen?
So bleibt ihr ewig an den Sternen hangen?

Wie liebe Arme wollen mich umfangen!
Wie ſüße Augen wollen für mich glühen!
Wie ſüße Seelen wollen in mich ziehen!
Ich darf nach Glück und Liebe nimmer langen.

Doch bleibet, Fantaſieen! bleibet, Träume!
Ihr dünne Schatten, bleibt, die ewig lügen,
Doch mehr uns halten als das dicke Leben!

Unendlich ſind des Geiſtes Aetherräume,
Und in den Höhen, wo die Vögel fliegen,
Soll meine Lieb', ein bunter Vogel, ſchweben.

2.

Geliebtes Eiland, mütterliche Erde,
Wo ich von ſiebzehn ſchönen Jugendlenzen
Die Bäume und die Hügel ſah bekränzen,
O Rügen, Land voll lieblicher Gebärde!

Sprich, ob ich je die Thaten ſehen werde,
Wovon die Bilder alſo herrlich glänzen,
Daß ich in andern Völkern, andern Gränzen
Stets ſuchen muß nach Arbeit und Beſchwerde?

All deine ſüße Schöne mußt' ich laſſen,
All deine holde Stille mußt' ich fliehen,
Ich mußt' ein größ'res Vaterland mir ſuchen.

O dieſen Stolz werd' ich ihn je erfaſſen?
Wirſt du, Germanien, noch in Freiheit blühen,
Wo Sklaven ſtönen und Tyrannen fluchen?

3.

Ich leſe bunte Blumen in den Hainen,
Daß ich ſie fernhin meiner Liebe ſende,
Gar luſtig geh'n die Augen und die Hände,
Doch die Gedanken drinnen wollen weinen.

Sie ſprechen: ſieh an dieſen ſüßen Kleinen
Den Anfang aller Dinge und das Ende:
Schnell kommt des ſchönſten Glückes Sonnenwende,
Und traurig ſpielſt du dann mit leeren Scheinen.

Sie ſprechen: Blühten wir nicht bunt wie dieſe
In deiner Bruſt voll junger Frühlingsliebe?
Sind wir dir lieb nicht, o wie lieb! geweſen?

Kein Engel treibt dich aus dem Paradieſe,
Die Stunden nicht ſind deiner Freuden Diebe,
Du biſt es ſelbſt, du unruhvolles Weſen.

4.

So klingſt du wieder, längſt verklungner Klang?
So blüht ihr wieder, längſt verwelkte Roſen?
So wollt ihr, Fantaſieen, mit mir koſen,
Wie mit dem Lenz der muntre Waldgeſang?

Was will dies? Wandelt nicht mein Lebensgang,
Wo Furien wild in Kriegspoſaunen ſtoßen?
Wo Männer blutig um das Schickſal looſen?
Was täuſchet mich der Himmliſchen Empfang?

Gewiß, ihr Holden, habt ihr euch verirrt,
Ihr ſucht den Mann nicht, dem die Locken grauen,
Ihr ſucht den Mann nicht mit dem finſtern Blick.

Was hör' ich? Eine ſüße Stimme girrt —
Was iſt's, das die entzückten Blicke ſchauen?
O bleibe, Traum! o bleibe, träumend Glück!

5.

Was klingt mir für ein ſüßer Wunderſchall
Mit Himmelstönen tief im tiefſten Herzen,
Gleichwie die Stimme klingt der hohen Schmerzen,
Die ewig liebekranke Nachtigall?

Was blüht ihr, längſtvergangne Wonnen, all
Und zündet mir die Bruſt mit Himmelsſchmerzen?
Und laßt die finſtern Geiſter in mir ſcherzen?
O das iſt Liebe, das iſt Liebesſchall!

O bliebſt du ewig, ſüßer Wunderſchall!
O würd' ich ſelber ganz zur Philomele
Und klänge mich in Liebesklagen todt!

Denn wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe iſt der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod.

6.

Was ächzeſt du, o Seele, Turteltaube
Des Himmels? warum ſehneſt du dich hinnen
Dahin, wo Engelherzen liebend ſinnen
Das Wohl und Weh der Pilger hier im Staube?

Sei fröhlich! Hoffnung wandelt ja und Glaube
So lieb mit dir im Wähnen und im Minnen
Und weiße Lilien, rothe Roſen ſpinnen
Hienieden manchen Fleck zur Himmelslaube.

Sie girrt mir zu: Zur Stillung meiner Schmerzen
Berufe alle Blumen, alle Bäume
Und lade alle ſüßen Nachtigallen.

Vergebens; denn mir blüht ein Gram im Herzen,
Der Liebe heißt, der ſucht die hohen Räume
Und zu den Sternen geht ſein ew'ges Wallen.

7.

Woher, du ſüßes Schmachten, frommes Wähnen,
Die ſich mit Inbrunſt auf zum Himmel drängen?
Die mir die heiße Bruſt wie Ströme ſprengen
Im Ocean von Träumen und von Thränen?

Woher, du tiefes wunderbares Sehnen
Mit Todesliebe und mit Todesklängen,
Gleich jenen wonnereichen Grabgeſängen,
Womit der ſüße Tod erklingt in Schwänen?

O in der Töne Wolluſt ſo verklingen!
In ſüßen Thränen Wellen gleich verrieſeln!
In ſüßen Träumen Geiſtern gleich verſchweben!

O Schwäne, welche mir im Buſen ſingen,
Ihr ſchmölzet wohl die Bruſt von harten Kieſeln,
Euer Sterben gäbe wohl dem Tode Leben.

8.

Wie Millionen Tropfen in den Wogen
Des Meeres luſtig durch einander fliehen,
Wie Millionen ſüßer Blumen blühen,
Wann milde Stralen weh'n vom Himmelsbogen,

So kommen wimmelnd Geiſter hergeflogen,
Die jauchzend ein in meine Seele ziehen,
Die gleich den Sternen, gleich den Blumen blühen,
Und haben bunte Farben angezogen.

O ſeid willkommen, Seelchen meiner Seele!
Willkommen, ſüße Boten meiner Kleinen!
Willkommen, bunte Vögel ihrer Minne!

O grüßet meine holde Philomele,
Die klingt ſo hell in meines Herzens Hainen,
Die ſo entzücket meine trunknen Sinne.

Deutſcher Troſt.

1813.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Stral des Himmelslichts,
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt Demuth Redlichkeit
Steh'n dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwerdt, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Wälſchen Meuchelei,
Du ſei redlich fromm und frei;
Laß den Wälſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir.

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stal
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſteh'n wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Redlich folge ſeiner Spur,
Redlich hält es ſeinen Schwur.

Der Freudenklang.

1813.

Durch Deutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut geklungen worden:
Der Wüthrich iſt gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen,
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer! auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder —
Drum auf mit Jubelſchalle!
Und ruft und ſchwöret alle:
Wir ſind und bleiben Brüder.

Nicht Baiern und nicht Sachſen mehr,
Nicht Oeſterreich und nicht Preußen,
Ein Land Ein Volk Ein Herz Ein Heer,
Wir wollen Deutſche heißen;
Als ächte deutſche Brüder
Hau'n wir die Räuber nieder,
Die unſre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe feſt und treu,
In Einem Bund geſchloſſen,
Ihr Wälſchen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Roſſen:
Wie Herbſtesſtürme brauſen
Und wilde Meere ſauſen,
So kommen wir gefloſſen.

So kommen wir, ſo brauſen wir
Und ſchwören rothe Rache,
Und Gott der Herr iſt mit uns hier
Und hält die gute Sache;
Der Herr der Himmelsſchaaren
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit dieſem Glauben zieh'n wir aus
Als rechte deutſche Brüder,
In Deutſchland ſtand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Wir bau'n es kühn zuſammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

Der Waffenſchmidt der deutſchen Freiheit.

Dresden 1813.

Wem gebührt der höchſte Preis?
Nur dem Mann, der ſtill erſchafft,
Der in Mühen ſchwer und heiß
Nie verzagt und nie erſchlafft,
Der im Drange von Gefahren
Fühlt, was ſeine Väter waren;

Der ſelbſt mit dem Schelm und Knecht,
Mit dem Buben glatt und blank
Immer wahr und grad und recht
Geht der Ehre feſten Gang,
Der demüthig und beſcheiden
Alles kann um Tugend leiden;

Den der Ehre Gaukelſpiel
Und das Gold nicht lockt noch hält,
Der auf Ein Gefühl Ein Ziel
Alle Kräfte mächtig ſtellt,
Schandeketten zu zerbrechen
Und den wälſchen Trug zu rächen;

Der, wenn Memmen matt und ſeig
Dingen um der Knechtſchaft Lohn,
Nimmer müd und nimmer bleich
Trotzt der Spötter ſchnödem Hohn,
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Nenne ihn! Wie heißt der Mann?
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt?
Der nie wankend ab und an
Ging den feſten Heldenſchritt?
Der im Stillen hat geſchaffen
Roſſ' und Männer Krieg und Waffen?

Scharnhorſt heißt der edle Mann,
Deutſcher Freiheit Waffenſchmidt,
Der auf Rettung raſtlos ſann,
Vieles that und Vieles litt,
Daß er könnte deutſche Ehren
Für den heil'gen Krieg bewehren.

Schon hat er den großen Streit,
Der uns ſteht um höchſtes Gut,
Herrlich hat er ihn geweiht
Mit dem theuren Heldenblut:
Allen Tapfern rann's zum Pfande,
Daß erliegen wird die Schande.

Darum Klang, der Freiheit klingt,
Kling' ihn hell wie Orgelton,
Darum, Lied, das Freiheit ſingt,
Singe Deutſchlands tapfern Sohn,
Zeig' ihn allen Biederleuten
Als ein Zeichen beßrer Zeiten.

Treuer biedrer deutſcher Held,
Gott mit uns und Gott mit dir!
Der die Ehre oben hält
Stehe bei dir für und für!
Nimm mit Vaterlandesrettern
Nimm den Kranz von Eichenblättern.

Des Knaben Wiegenlied*)

für den kleinen Erdenbürger Balduin Grafen Dohna.

1813.

Das Kind iſt da, wohlauf mit Klang!
Nicht Geigen tönt noch Flöten!
Nein, hellen vollen Schlachtgeſang
Mit Trommeln, mit Trompeten!
Krieg heißt das Leben, Krieg und Streit:
Wir wollen Muth und Tapferkeit
Dem jungen Krieger erbeten.

Tragt auch die hohen Zeichen her,
Die Fahnen und Standarten
Und Kolb' und Büchſe, Schwerdt und Speer
Und Glanz der Hellebarten,
Als ſeiner Mannheit Trutzgeräth,
Als ſeiner Freiheit Schutzgeräth —
Der ſoll er künftig warten.

Das Größte hängt ihm an die Bruſt
Und legt ihm auf die Wiege,
Das Zeichen höchſter Kampfesluſt,
Das Zeichen ſchwerſter Kriege:
Das Kreuz mitſammt dem Bibelbuch,
Auf daß er über Lug und Trug
Des Teufels tapfer ſiege.

Ha! Chriſtenkreuz und Bibelbuch!
Mit dieſen kann er's wagen,
Sie ſtellen Herz und Hand in Zug
Zum Tragen mehr als Schlagen,
Daß, wer im Kampf will Sieger ſein,
Sich muthe zu die edle Pein,
Zu dulden, zu entſagen.

So ſegnen wir, ſo weih'n wir dich —
Kaum kannſt du, Büblein, lauſchen —
Wir fleh'n, daß nicht zu ſchwer um dich

---

*) Geboren, als der Großvater Scharnhorſt in Prag verwundet lag.

Des Krieges Wetter rauſchen,
Wir fleh'n zu Gott um Lieb und Muth,
Dann wirſt du nimmer edles Gut
Um ſchlechten Lohn vertauſchen.

Scharnhorſt der Ehrenbote.

1813.

Wen erleſt ihr für die großen Todten,
Die einſt ritterlich für's deutſche Land
Ihre Bruſt dem Eiſen boten?
Wen erleſt ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer iſt würdig, ſolche Mähr zu bringen:
„Aufgeſtanden ſind die Söhne Teuts,
„Millionen Stimmen klingen:
„Unſre Schandeketten ſollen ſpringen!?
„Auch der Donner klingt's des Streits.“

Wer mag Hermann ſeine Rechte reichen
Und der Väter Angeſichter ſchau'n?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind ſtreichen,
Die zermalmte ſchier das Grau'n.

Nur ein Held mag Helden Botſchaft tragen,
Darum muß Germaniens beſter Mann,
Scharnhorſt muß die Botſchaft tragen:
Unſer Joch das wollen wir zerſchlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Giebt dein Gang dem deutſchen Waffenſpiel:
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird für's Vaterland ein Leue,
Wann ein Solcher blutig fiel.

Heil dir edler Bete! Männerſpiegel,
Biedermann aus alter deutſcher Zeit!
Herrlich grünt dein Grabeshügel
Und der Ruhm ſchlägt ſeine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er ſteht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes feſtes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Aus dem Vaterlande grüner Eichen,
Aus dem heil'gen deutſchen Land.

Wann einſt fromme Herzen deutſch ſich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier ſie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitkränze winden,
Blühet hier der Ehrenſchmuck.

Wann ſich Männer nächtlich ſtill verſchwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtſchaft lehren,
Hieher lenken ſie den Pfad.

Will der Vater ſeinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendſchein,
Heißt ihn knieen heißt' ihn ſchwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu ſein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorſt! wie ein Amen
Für das gläubigſte Gefühl.

Wehmuth.

1813.

Klinget, zarte Saiten
Zarter Menſchenbruſt,
Gegenwart und Ewigkeiten
Rollen mild durch eurer Töne Luſt.

Was wir waren, hatten,
Lebt durch euch allein,
Und des höchſten Himmels Schatten
Spielt aus uns mit mildem Dämmerſchein.

Sehnſucht, Kind der Sterne,
Liebe, Himmelsbraut,
Ewig nah und ewig ferne,
Wer hat euch dies Saitenſpiel gebaut?

Wer hat euch gewoben
Alſo zart und fein,
Daß ihr ewig hin nach oben
Klingt und ſtrömt mit ſüßer Luſt und Pein?

Demuth, ſtille reine,
Unſchuld, helles Kind,
Ach! wo blüh'n im Erdenhaine
Solche Blumen, draus ihr Kränze wind't?

Doch du laß es klingen,
Zarte Menſchenbruſt!
Geiſter ſpannen alle Schwingen
Und die trunkne Seele ſtirbt in Luſt.

Lug ins Leben

aus meinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach.

1813.

1.

Still ſteht das Leben, es ſteht der Zorn der Männer gefeſſelt,
Durch der Könige Wort ruhet das Eiſen der Schlacht.
Ich auch ſitz hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt ſich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

2.

Denn zwei Stunden wohl war ich gelaufen von einem zum andern,
Hatte mit Worten genug, faſt mit den Fäuſten gekriegt,
Bis ich den Käficht errang, der reinlich und heiter und ſtill iſt;
Hat er der Fliegen zu viel, hat er des Lichts doch genug.

3.

Nun iſt begonnen der Krieg, ich nehm' ihn als frohe Bedeutung
Gerne des größeren an; Friede das klänge wie Tod:
Erſt ein ruſſiſcher Oberſt, der wollte mich trotzig verdrängen,
Dann ein Koſackenmajor — Was ich erſtritten, blieb mein!

4.

Iſt denn Stillſtand, bleibt es auch ſtill um mein einſames Häuschen,
Laß ich das Leben ſo geh'n — auch die Gedanken ſteh'n ſtill.
Zukunft, dich fraget nicht gern in ſolchen Zeiten die Seele;
Darum, Vergangenheit, komm! ſei mir, Erinn'rung, gegrüßt!

5.

Als man ſechzig und neun zu ſiebenzehn hundert geſchrieben
Nach unſers Herrn Geburt, ſah ich das Licht dieſer Welt,
Hinter dem Korſen vier Monde, dem auch dies Quartier ich verdanke;
Anderswo ſäß' ich gewiß, trieb' er nicht alſo die Welt.

6.

Fröhliche Zeit! Es war der zweite heilige Chriſttag,
Als meinem Vater die Poſt ſcholl: Noch ein Knäbchen iſt da!
Glückliche Zeit! es war die ſechſte Stunde des Abends,
Wo in der ſüdlichen Welt alles zur Wonne ſich ſchickt.

7.

Himmliſcher Vater, o nimm den Dank für das ſelige Leben!
Zwar nicht Karneval ſtets, doch hat's der Masken genug
Und in den Masken der Freuden genug, und ſelbſt in den Wechſeln
Schwebt nicht dein liebender Geiſt immer als Spieler mit drein?

8.

Wo ich geboren bin? Am Ufer des Baltiſchen Meeres
Lullte die ſauſende Fluth mich als mein Wiegenlied ein.
Sei mir, mütterlich Land, ſei freundlich gegrüßet, o Rügen!
Liebliche Inſel, wohin ewig die Liebe ſich ſehnt.

9.

Sei auch du mir gegrüßt, o Schoritz, am luſtigen Buſen
Stillerer Wellen, du Sitz, wo ich die Kindheit durchſpielt:
Du auch, Tumſevitz; beide mit grünenden Hainen und Fluren
Und mit den Hügeln, die einſt maß ſich zu Bergen das Kind.

10.

Grüß' ich euch, grüßt' ich nicht auch die himmliſchen Seelen der Liebe,
Freundliche Aeltern, nicht euch eher als Land und als Meer?
Denn was Gutes ich bin, was Frohes ich Froher gefunden,
Habet des Dank! denn von euch kam mir der Segen nächſt Gott.

11.

Karnevalsgabe begrüßten mich einſt die fröhlichen Menſchen,
Mich als ein feſtliches Kind, Feſtliches dachten ſie auch:
Daß ich würde Geſpenſter erſchau'n und Traumbilder deuten
Und daß ein luſtiger Sinn würde ſich helfen hindurch.

12.

Auch um den Namen war Streit, als wäre das Kleine was Großes:
Ernſt, rief die Mutter, er heißt Philipp, klang, Vater, dein Wort.
Mutter, du ſiegteſt, auch hat das Geſchick in dem Ernſt mir der ſchweren
Vollen Bedeutung genug, oft faſt zu viel gelegt.

13.

Und ich ſpielte zwölf Jahre und lernte mit fröhlichem Muthe,
Worin uns Himmel und Meer, Hügel und Thal unterweiſt,
Wodurch der fabelnde Mund der Mutter, der fromme des Vaters
Lehren, was künftig wird ſein, weil es das Ewige iſt.

14.

Dann kamen Meiſter des Wiſſens, es ſchwebten fünf andere Jahre
Leichter als Träume dahin — o die glückſelige Zeit!
Und es rühmten mich alle die Meiſter, mich lobten die Aeltern
Und bei den Nachbarn ſelbſt hieß ich ein ſittiges Kind.

15.

Darauf die feurige Zeit, wo heiß zwiſchen Schmerzen und Freuden
Kindheit und Jugend ſich trennt und der Gedanke beginnt.
Was gedenk' ich hartſeliger Kämpfe und ſchlafloſer Nächte?
Was meiner Tage voll Müh'n, Mühen, die ſelber ich ſchuf?

16.

Was ich wollte, das wußte ich nicht, und weiß es auch heut kaum,
Doch ich vollbrachte mit Ernſt, was mir der Buſen gebot:
Trotz war mein herber Geſell und eiſerner Stolz war mein Wächter,
Mann ſein mein höchſtes Gefühl — Würdeſt du je doch, Mann!

17.

Und es ging mir die Liebe vorbei, die Wolluſt, die Freude
Manchen mühſeligen Tag, manche durchkämpfte Nacht,
Und ich erſchuf nichts, erfand nichts, empfand kaum, was ich empfunden,
Dachte kaum, was ich gedacht, ſchien nur von Träumen ein Traum.

18.

So flohen wieder neun Jahre dahin — o nein! wie Soldaten
Gleichen geſchloſſenen Schritts zogen ſie langſam dahin,
Wo nicht die Jugend zuweilen dazwiſchen ein luſtiges Spiel trieb,
Doch ward ihr jegliches Spiel bei mir gebührlich gebüßt.

19.

Denk' ich nun alles zurück, ſo kann ich nicht traurig, nicht froh ſein:
Gott hat es alſo gewollt; darum auch mußt' ich es thun.
Will ich mir's deuten, ich weiß, die eigene Deutung wird Thorheit.
Bleib' es denn Räthſel, wie ſelbſt, Leben, ein Räthſel du biſt.

20.

Träumend ſo naht' ich dem dreißigſten Lenz um wenige Jahre,
Als wie die Nacht vor dem Blitz plötzlich das Dunkel mir wich,
Als mir ein Saitenſpiel klang durch alle Nerven des Buſens,
Durch jeden Porus ein Stral leuchtete göttlichen Lichts.

21.

Das war Leben, das zweite, das rechte Leben im Aufgang,
Das war Liebe, ſie iſt ja mit dem Leben nur Eins.
Und ich fühlte den Mann und träumte die mannlichen Dinge,
Doch wie ich ſelber ein Mann wurde, das dacht' ich nicht mehr.

22.

Gleichwie die Schwinge des Vogels der Morgenröthe entgegen
Trägt das fröhliche Herz, trägt den hellen Geſang,
Wiegt' ich auf fröhlichen Fittichen auch mich hin durch die Lüfte
Und wie mit Aether gefüllt ſchwoll mir die ſelige Bruſt.

23.

Und nun riß mich der Gott, der muthig mich weckte zur Freude,
Friſch in das Leben hinein, Hoffnung und Glaube ging mit;
Und ich beſchaute die Städte und Länder und Sitten der Menſchen,
Hatt' ich ja lange genug, einſam mich ſelbſt nur beſchaut.

24.

Und nun ward mir's hell um die Augen, die drinnen und draußen
Schau'n das lebendige All, ſchauen den ewigen Gott,
Und es däuchte mir alles, als hätt' ich es längſt ſchon erkundet,
Und ich ſprach bei mir ſelbſt: Wunder! was iſt denn der Menſch?

25.

Und ich fiel in den Staub, und reckte die Hände gen Himmel:
Sieh mich! hier knieet vor dir dankend ein glücklicher Menſch,
Was ich mit Arbeit geſucht in langer Zeit und nicht funden,
Giebſt du mir, gnädiger Gott, jetzund auf einmal von ſelbſt.

26.

Darauf drückt' ich ein Weib mir lieb an den liebenden Buſen,
Und ich freute der Luſt, freute der Liebe mich ſehr,
Und ich pries die Geſtirne die ſeligen droben am Himmel
Und was auf Erden ſo ſchön ſprießt und grünet und blüht.

27.

Und ich dachte: Nun rollet nur hin und kehret nicht wieder,
Jahre! du, Leben, ſo mit! kehre auch du nicht zurück!
Denn das Unſterbliche hatt' ich und hab' ich und werde es haben.
Muthig, ihr Götter! nun blitzt! ſchon bin ich Blitzen zu hoch.

28.

Und ſie blitzten — es ſank mein zärtliches Weib in die Grube,
Schlummert den ſchweigenden Schlaf lange mit Schlafenden ſchon.
Sie entſchlief, als den Sohn ſie geboren, die herrliche Gabe,
An ſeinem neunten Tag ward ſie als Leiche beklagt.

29.

Und ich grämte mich ſehr und weinte Monden und Jahre,
Doch mit dem Lichte hinfort ging auch durch Trauer mein Pfad,
Denn ich hatte die Götter geſeh'n, den Himmel empfunden,
Ueber die Blitze hinaus hatt' ich mein Leben geführt.

30.

Und nun kam mir die zweite, die tiefere ſtillere Schwermuth,
Kam mir ein höherer Traum, welcher mich nimmer verläßt.
O ſein Daſein iſt ſüß, jetzt ſeh' ich Geſpenſter und Geiſter,
Nebel ſteht dick in dem Thal, doch auf den Bergen iſt Glanz.

31.

Und ich war rüſtig in Gram und tapfer in männlichen Thränen,
Und ein beweglicher Stal ſchmolz ſich mir weich um die Bruſt,
Mühe ward fröhliches Spiel und Arbeit lächelnde Freude,
Leben und Schickſal zugleich ſah ich in Liebe verklärt.

32.

Jetzt erſt lernt' ich, was hell durch alle Geſchichten erklinget,
Jetzt erſt ſah ich dein Bild, männliche Tugend, enthüllt:
Wofür Herkules drang durch Plagen und Kämpfe zu Göttern,
Wofür Hermann ſein Schwerdt bergender Scheide entriß.

33.

Und ich that ihn den Schwur der höchſten heiligſten Liebe,
Legte die Hand auf das Herz, wandte zum Himmel den Blick,
Nie zu vergeſſen das Land, wo Ja einſt Eide gegolten,
Nie zu vergeſſen den Glanz, der auf Germanien ruht.

34.

Denn nach traurigem Schlaf, der trübliche Jahre verdämmert,
Weckte in Wetter und Sturm Gott der Gewaltige uns:
Daß wir wieder gedächten der glorreichen Ehren der Väter,
Hob ſich ein wilder Tyrann, Geißel des Himmels, empor.

35.

Wüthend hat er die Völker von Kriegen zu Kriegen getrieben:
Miſchend den hölliſchen Trug ſchlau mit dem himmliſchen Schein,
Hat er die Menſchenſitte, die Menſchengedanken erſchüttert,
Bis aus dem wüſten Gewirr herrliche Freiheit erblüht.

36.

Ja ſie wird blühen, ſo klingt's von Gott mir innerſt im Buſen,
Liegen im Staube wird bald Lüge und Lügengezücht,
Stehen wird wieder Germaniens Kraft in Ehren und Waffen,
Wann mit dem modernden Schutt weichliche Schande verſank.

37.

Dies hat hell mir geklungen, dies hab' ich geſehnt und getrauet,
Flüchtling zu Waſſer und Land, Flüchtling in Noth und Gefahr,
Hiefür hab' ich am Mälare oft, am Strande der Newa
Nächtlicher Beter zum Licht flehende Hände geſtreckt.

38.

Hiefür hab' ich die Segel den trügriſchen Winden geſpannet,
Habe mit Rädern den Staub ferneſter Straßen erregt,
Hiefür ſitz' ich nun hier im engen einſamen Stübchen. —
Dank dir, allmächtiger Gott, für den allmächtigen Zorn!

39.

Denn die Räder der Seele ſie rollen in herrlichen Kreiſen
Und in die Segel der Bruſt brauſet ein muthiger Wind,
Daß ich mag ſagen: glückſeliger Mann, der Solches empfunden!
Denn wer nicht liebet und haßt, lebt den erbärmlichſten Tod.

40.

Still ſteht das Leben, es ſteht der Zorn der Männer gefeſſelt
Und durch der Könige Wort ruhet das Eiſen der Schlacht.
Ich auch ſitz' hier in Engen, an Reichenbachs bröcklichte Mauer
Lehnt ſich das Häuschen, wo Streit kaum mir ein Stübchen gewann.

41.

Bin ich nicht glücklich? das Rad Fortunens, das auf und hinab mich
Alſo gerollt bis hieher, rollt ja den Größten auch ſo.
Gab nicht auch das mir die Zeit, die Feigen nur Großes genommen,
Daß ich die Nichtigkeit ganz fühle bis tief in ihr Nichts?

42.

Bin ich nicht glücklich? Wie ſteh'n in Kraft die mächtigen Berge
Fern in dem dämmernden Blau, Lehrer des Ewigen, da!
Scheint nicht freundlich der Mond, der liebende Hort, durch mein Fenſter?
Leuchten die Sterne nicht lieb hier wie im Königspallaſt?

43.

Bin ich nicht glücklich? Ich lernte durch Noth das Meiſte entbehren,
Doch was mein Buſen geliebt, hab' ich mir nimmer verſagt;
Da bin ich Königen gleich und Kaiſern, die Herrlichſtes wagen,
Da ſteht mein herriſcher Thron feſter gebaut als Demant.

44.

Bin ich nicht glücklich? Ich halte die grünende bräutliche Hoffnung,
Nehme ſie ſtolzen Vertrau'ns mit mir hinab in das Grab:
Siegen wird Wahrheit und Recht und fallen die prunkende Lüge —
O ich glückſeliger Mann! Solches hat Noth nicht gelehrt.

45.

Solches haſt du mir gelehrt, du Walter auf himmliſchen Höhen,
Solches erlauſcht' ich von dir, wehender liebender Geiſt,
Welcher die Sterne durchweht, die Brüſte der Menſchen durchleuchtet,
Dir muß ich knieen — Gebet, werde ein jauchzendes Lied!

46.

Bin ich nicht glücklich? auch ſelbſt, wenn der Kampf, den wir ritterlich ſtreiten,
Mich mit den Beſten zugleich riſſe hinweg von der Bahn?
Dieſe Glückſeligkeit ſteht Tyrannen nimmer erreichlich,
Nur zu der Hölle hinab recken ſie mordiſch die Hand.

47.

Seh' ich nicht leuchten das Roth der herrlichen Zukunft der Zeiten?
Grünt mit der Jugend der Welt nicht auch die meinige friſch?
Zahlt für des zwanzigſten Jahrs und dreißigſten Jahres Entbehrung
Gnädige Götter den Zins ihr nicht im vierzigſten reich?

48.

Blüht mir die Blume der Luſt nicht lieblich in himmliſchen Träumen,
Wie ſie im ſechszehnten Jahr kaum aus der Knoſpe geblüht?
Schlingt um das dünnere Haar die Liebe nicht leuchtende Roſen,
Jene, die ſtolzer beſitzt, weil ſie Beſitzes entbehrt?

49.

Ja, ihr Höchſten, erfüllt ihr Jeglichem, was ihr gelobet,
Liebe hält ewig ihr Wort, Liebe und Glaube, die zwei:
Faſſe, Pygmalion, brünſtig den Stein, und hauche die Seele
Immer und immer darein — ſieh! er erwacht zu Gefühl.

50.

Sei mir denn, niedriges Häuschen, gegrüßt und bröckelnde Mauer!
Auch wenn du bröckelſt, Glück, welches dem Pöbel gefällt!
Siehe, ich rufe den Mond zum Zeugen und alle Geſtirne,
Daß ich kein anderes Loos wahrlich mir wünſche denn meins.

51.

Rollt denn, ihr Räder, die weiter mich tragt, und flattert, ihr Segel!
Glaube und Liebe ſind mit, Zorn fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit ſchwebt wie ein Engel,
Schwingend den leuchtenden Kranz, über der ſtaubigen Bahn.

Lebenstraum

der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813.

Still hält der Wagen, es ſteh'n die Gedanken im rollenden Leben
Mit ihm ſtill und erbau'n flugs ſich ein freundliches Neſt,
Sich und der Liebe ein Neſt, von längſt verſchienenen Jahren
Einen anmuthigen Traum, welcher noch immer ſich träumt.
So iſt das Herz, im Getümmel begehrt es der friedlichen Stille
Und aus der Stille ſogleich will es ins Wilde hinaus.
Wohl erkenn' ich hierin das wechſelnde Schickſal der Menſchen,
Wohl erkenn' ich hierin, wie es mir ſelbſt ergeht.
Schon iſt der Mittag des Lebens im Wechſel von Freuden und Leiden
Näher dem Untergang mir über die Scheitel gerollt,
Und von dem eignen Gemüth, von dem, was Gott aus der Höh ſchickt,
Ward über Land, über Meer vielfach getrieben mein Lauf.
Doch der Wagen hält ſtill, flugs kommt mir Sehnſucht und Liebe
Und noch mit ihnen ein Bild, welches mich nimmer verläßt.
Haltet, Gedanken, denn ſtill, und laſſet ein Hüttchen uns bauen,
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück.

Wohin ziehen wir, Liebling? wohin? Zur Inſel der Heimath?
Oder zum heiligen Rhein? Rede! was liebeſt du meiſt?
Liebſter, antworteſt du mir, wie kann ich Unkundige wählen?
Schildre die Orte, und dann frage dein Liebchen zuletzt;
Oder erwähle du ſelbſt; denn bauſt du das Häuschen in Wüſten,
Wird es mir wahrlich mit dir doch der glückſeligſte Ort.

Alſo zur Inſel der Heimath zuerſt — Du liebliches Rügen,
Was meine Seele nur ſpinnt, knüpfet ſie immer an dich,
Freundliches Eiland im Meer voll frommer gaſtlicher Menſchen,
Voll auch der Schönheit, die Gott über die Fluren geſtreut,

Hier an dem fernſten Gebirg der öſtlichen Marken von Deutſchland
Grüß' ich die glückliche Zeit, die ſchon Vergangenheit heißt,
Jedes anmuthige Thal und jedes umbrauſte Geſtade,
Jeglichen Hügel und Buſch, wo ich als Knabe geſpielt.
Ueber mir hebt aus dem Dunſt der blauen Dämm'rung der Rieſe,
Welcher die Berge benennt, glänzend den Gipfel voll Schnee,
Aber ihn ſehe ich nur, euch fühl' ich mit Herzen und Seele,
Ferne Geſtade, wohin ewig die Sehnſucht entfliegt.

Jetzt ſind wir angekommen — Es ſteigt in Mitte der größern
Inſel ein Inſelchen auf, ſtiller von Fluthen umſpielt;
Pulitz heißt es, es war die Liebe des ſehnenden Jünglings,
Und wie ein ſeliger Traum ſchwebt es dem Manne noch vor.
Süß iſt das Eiland, geſchirmt durch Höhen und Wälder vor Stürmen,
Schauet es über das Land, über die Küſten hinaus
Fern auf das wogende Meer, wo Schiffe wie reiſende Vögel
Glänzender Fittiche Flug ſpreiten dem hauchenden Wind.
Aus dem Eden hinaus wie traulich ſchaut ſich's ins Wilde!
Aus der geſchirmten Hut in die umbrauſte Gefahr!
Siehe, ein grünes Juwel, vom Silber der Fluthen umgoſſen,
Funkelt es hell wie das Licht, bräutlich und jugendlich ſchön.
Und wir bauen das Häuschen uns hin, das Neſtchen der Liebe
Reinlich und dicht und bequem, ſicher wie niedriges Glück,
Hart am Haine der Eichen, der heiligen Bäume der Freiheit,
Wo ſich zum Süden hinab ſanfter das Inſelchen neigt.
Da erfaſſet uns nie der Samum des Landes, der Oſtwind,
Beißet der Nord uns nicht ſcharf, wann er mit Flocken erbrauſt.
Bald ergrünet daran ein Gärtchen voll luſtiger Bäume,
Wenige Jahre, ſo ſchwillt ſchon an den Zweigen die Frucht;
Früher umzieht deine Hand das freundliche Häuschen mit Blumen,
Unter den bunten erblühſt, Blume der Blumen, du ſelbſt.

Dies iſt gemacht für die Luſt, die ſpielend auf kindlichen Schwingen
Gleich einem Vögelchen gern tändelt dem Neſte zunächſt.
Treibet uns höherer Ernſt und tiefere Wehmuth und Liebe,
Rauſchen die Eichen nicht fern und der beſchattende Hain,
Welche zum Himmel empor mit ahnenden Seelen entwehen,
Welche wie Geiſtergeſpräch liſpeln in Stille der Nacht,

Welche das ſüße Geheimniß bedecken erröthender Küſſe
Und das Geflüſter, das hold ſäuſelt wie Taubengegirr.
Oder es locken die ſpielenden Wellen die ſpielenden Seelen
Oft ans Geſtade hinaus, und auf der rollenden Fluth
Wiegen die Geiſter ſich fort, ſehnſüchtige Geiſter der Liebe,
Und an das klopfende Herz ſinkt mir mein liebendes Weib.
Oefter noch lockt uns die Nacht zur ſeligen Feier der Sterne,
Und in den himmliſchen Glanz müſſen wir brünſtig hinaus:
Daß uns der Wonnen ſo viel der Geber des Guten beſchieden,
Knieen in Demuth wir hin, Schweigen iſt höchſtes Gebet.

Willſt du das Nützliche ſeh'n, des gern der Menſch ſich erfreuet,
Und geſpeiſet von Gott dankende Hände erhebt,
Wandeln wir hin durch die Felder, die mäßigen Umfangs der Aehren
Uns und dem Kindlein genug tragen und kleinem Geſind;
Oder auch luſtiger noch durchſtreifen wir blumige Wieſen,
Wo uns die Heerde der Hirt treibt entgegen dem Pfad;
Oder noch, wenn es dem Liebchen gefällt und linde die Luft geht,
Stoßen den Nachen wir ab hoch auf die wallende Fluth,
Werfen das Netz nach dem Barſch und ſtellen dem Aale die Reuſen,
Ködern die Angel dem Hecht, ſpießen bei Fackeln ihn auf.
Herbſtlich auch bahnen wir uns mit ſchneidenden Meſſern die Steige,
Labyrinthiſchen Laufs rings durch das Wäldchen hindurch,
Stellen die Schlingen mit Beeren drinn auf den reiſenden Vögeln;
So wird der Köchin in Noth öfter ein Braten beſcheert.

Nun was meineſt du? iſt dies Leben nicht Freude und Liebe?
Sind nicht der Gaben von Gott, ſind nicht der Wonnen ſo viel?
Nimmer welket noch altet das Herz, das Gott und Natur liebt,
Aber das Herz nur, das liebt, weiß auch von Gott und Natur.

Liebliches Pulitz, du haſt im Frühling Lieder der Schwäne,
Die ſich in lenziger Luſt ſammeln ringsum auf der Fluth,
Liebliches Pulitz, du haſt der Nachtigall Wundergeſänge,
Haſt den erhabnen Geſang immer, der brauſet vom Meer:
Wohl ein Neſtchen der Liebe, die einſam gerne und ſtill wohnt,
Wohl für die Unſchuld ein Sitz, welcher der Lärm nicht gefällt.

Doch bedarf der geſellige Menſch zuweilen des Menſchen,
Doch bedarf er zu geh'n aus ihm ſelber heraus.
Siehe, wir ſchirren den Wagen uns an und ſuchen uns Menſchen,
Suchen auf andrer Flur andres Geſicht und Gefühl.

Herrlich raget nicht fern der Rugard, das Auge des Landes,
Wo in verdämmerter Zeit weiland die Herrſcher gethront,
Bergen das Städtchen daran, bewohnt von gaſtlichen Menſchen,
Wo uns der redlichſte Freund, wo uns der Bruder begrüßt;
Putbus im grünenden Schmuck der prangenden Hügel und Haine,
Und der anmuthige Vilm ſind nur zwei Stunden von uns:
O der Vilm, das liebe und ſüße Gedächtniß der Kindheit!
Wann die Mutter mit uns abendlich trat an das Meer,
Wo ich geboren bin, zu Schoritz, der freundlichen Stelle,
Wies ſie uns fern in der Fluth ſeinen hochſchimmernden Hain.

Wollen wir weitere Fahrt, ſo winken uns Gräber der Helden,
Gräber der Väter, die ernſt mahnen an frühere Zeit,
Mahnen an tapfere Männer, die Freiheit mit Eiſen beſchirmten,
Die in dem Handſchlag die Treu trugen, im Schwerdte die Macht.
Siehe, du findeſt ſie rings auf der Inſel, die Mäler der Vorzeit,
Jenes Gigantengeſchlechts, welches die Zwerge erſtaunt,
Magſt du in Crakows Hain im Schauer der Gräber wandeln
Oder bei'm heitern Rambin ſehen die Hügel gethürmt,
Mag dich auf Pazigs Höh'n, auf Oſſians Campiſchen Haiden
Wehmuth der nichtigen Zeit, worin du athmeſt, umweb'n.
Locket dich weiter der Trieb, wir ſchau'n das reizende Mönchgut,
Paradieſiſchen Sitz mitten in brauſender Fluth,
Schauen das fruchtbare Land, wo ragt die alte Arkona,
Wo den Fürſten der See thürmten Genoſſen das Grab,
Segeln nach Hiddenſee, der Heimath friedlicher Menſchen,
Welche auf ſtürmiſchem Meer ſtellen den Fiſchen den Tod.
Weiterhin lockt uns der Hain, der ſchauerlich düſter den See ſchwärzt,
Den mit dem Kühegeſpann Hertha, die Göttin, befuhr*),
Wo von der Stubbenkammer herab der Blick auf dem Meere
Zahlloſe Segel erſpäht, weißes Geflügel der See,

---

*) Wo Hertha fuhr, ſoll die Geſchichte wohl ſchweigen; die Fabel hat ſie auch in dieſen prächtigen Buchenhain hingeſpielt.

Wo ſich die hohe Natur ein ewiges Denkmal gegründet,
  Königſtul nennt es das Volk, weil ſich der König der Welt,
Weil ſich der Menſch, im Graun von Himmel und Erde verſinkend,
  Aus der Anbetungen Staub fliegend zu Sternen erhebt.

So hat der himmliſche Vater uns gnug des Glücks und der Schönheit
  Hier mit dem luſtigen Saum rauſchender Wogen umfaßt;
So verrollt ſich im wechſelnden Tanz der blühenden Horen
  Fröhlich das Leben, doch rollt nimmer die Liebe ſich ab.

Wählſt du das Eiland, ſprich!, das Stillen geziemt und Zufriednen?
  Oder gefällt es dir mehr, wo es lebendiger iſt?
Dann komm mit mir zum Rhein, zum heiligen Strom der Germanen,
  Wo an den Ufern der Glanz blühender Reben ſich hebt,
Wo ſich mit lichterem Blau ein milderer Himmel erwölbet,
  Wo ſich ein reges Geſchlecht fröhlicher Menſchen bewegt.
Dort ein Hüttchen gebaut, von grünenden Ranken umwunden,
  Wovon der Weinſtock oft Trauben ins Fenſter dir ſenkt;
Dort uns Bäume gepflanzt und duftige Blumen gepfleget,
  Dunklere Lauben gewölbt, welche der Mond nur durchſcheint,
Welche die Nachtigall ſucht für einſame Klagen des Abends:
  Mond und Nachtigall ſind liebenden Seelen vertraut.

O der zu glückliche Traum! ſchon hör' ich's trommeln und blaſen:
  Das klingt Reiſe und Krieg, ſel'ge Stille, fahr wohl!
Her rollt der Wagen, es fliegen dahin die frommen Gedanken,
  Alles wird wild um mich her, alles wird wilder in mir;
Sauſender rollt auch das Rad des Glückes heute denn jemals
  Hin auf dem ſchlüpfrigen Pfad ewig begoſſen mit Blut.
O der zu glückliche Traum! wo fänden wir trauliche Stätte,
  Welche nicht Schrecken und Wuth mordiſcher Waffen umtoſt?
Dienſtbar trauret der Rhein, der heilige Strom der Germanen,
  Und auch mein heimiſches Land heißet noch heute nicht frei;
Rings tobt Trug und Gewalt, ein grimmer Tyrann ſchwingt die Geißel,
  Könige ſtehen gebückt, ſtaunend gehorchet das Volk.

Hat wohl dein liebender Freund, wohin er das Haupt mag legen,
  Flüchtig, geächtet, weil Recht beſſer als Lug ihm gefiel?
Findet er jemals die Ruh? die Ruh des engeren Lebens?
  Findet er jemals die Ruh träumender Sehnſucht mit dir?
Sicher iſt nichts, kein Thron und Pallaſt, kein Berg und kein Eiland,
  Sicher iſt nichts als allein, was nicht Beſitzes bedarf.
Dies laß uns halten, was tief im innerſten Buſen uns brennet,
  Dies, was mit kühner Gewalt ferneſte Fernen verknüpft.
Siehe! das Häuschen es ſteht, die Laube grünt und der Garten,
  Mondſtral ſchimmert darauf, Nachtigall klinget darin —
Erde vergeht und Irdiſches flieht, o laß uns den Buſen
  Dehnen zum himmliſchen Raum, welcher es alles umfaßt.

Einladung zum Tanz.

1813.

  Das Schwerdt iſt gefeget,
Der Säbel iſt blank,
Der Speer iſt umleget
Mit Stal breit und lang,
Der Muth iſt gewetzet,
Das Herz ſich erletzet
Mit Trommeln und Pfeifen
Im kriegriſchen Klang.

  Nun her, ihr Franzoſen!
Hieher in das Feld!
Hier tanzet auf Raſen!
Muſik iſt beſtellt;
Schon klingen die Saiten
Des Reigens von weitem;
Verſuchet, wer heute
Den Vortanz erhält.

  Die Braut heißet Ehre,
Sie führet den Tanz
Und ſchreitet dem Heere
Voran mit dem Kranz;

Sie mahnet zur Rache
Für heilige Sache
Und hat ihn gefärbet
Mit blutigem Glanz.

Das Brautmädchen ſpringet
So tapfer daher,
Heißt Freiheit und ſchwinget
Den mächtigen Speer;
Sie kann nicht erbleichen,
Auf Trümmern und Leichen
Da führt ſie als Heldin
Das vorderſte Heer.

Drum friſch, Kameraden!
Wer greiſet den Kranz?
Seid alle geladen
Zum Spiel und zum Tanz;
Die Trommeln erklingen,
Die Fahnen ſich ſchwingen —
Juchheißa! Juchheißa!
Zum luſtigen Tanz!

An die Nachtigall.

1813.

Süße Klage,
Kleine Nachtigall,
Klang der Nächte, ſage,
Wer gab dir den Schall?

Fielſt von Sternen
Du, ein Engeltraum,
Daß wir Sehnſucht lernen
Nach dem lichten Raum?

Wurdeſt Leyer
Für der Liebe Leid,
Singſt der Seelen Feier
Nun im Federkleid?

Philomele,
Holdes Himmelskind,
Zarte Geiſterſeele,
Wie die Engel ſind!

O der Herzen
Goldner Leyerklang!
Klinge, Luſt der Schmerzen,
Klinge laut Geſang!

Klinge, Liebe,
Klinge, Sehnſucht drein!
Funkelt, helle Triebe,
Hell wie Sternenſchein!

Stimmt Geſänge
Gleich der Nachtigall
Und im Strom der Klänge
Fluthet hin zum All.

Wer iſt ein Mann?

1813.

Wer iſt ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünſtig wahr und frei;
Denn dieſe Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Menſch inzwei.

Wer iſt ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stal den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit Pflicht und Recht:
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

An die Wehmuth.

1813.

Du, die im Sternenſchleier
Der Nächte wandeln geht,
Wo Traum und Ahnung freier
Um fromme Seelen webt,
Wo ſich von grünen Grüften
Die grüne Hoffnung hebt
Und in den Himmelslüften
Mit Engeln ſelig ſchwebt,

Die dann um ſtille Seelen
Ihr zartes Dunkel ſpinnt,
Die Wunder zu erzählen,
Die hoch im Himmel ſind,
Die dann die hellen Saiten
Des tiefſten Herzens rührt
Und durch die langen Zeiten
Die Geiſter wandeln führt —

Sei ſüß mir, o Huldinne,
Sei, Wehmuth, mir gegrüßt!
Die mild durch alle Sinne
Gleich Himmelsquellen fließt,
Die Gram und heißes Sehnen
In ſanften Schlummer lullt
Und in der Fluth der Thränen
Ertränkt die bittre Schuld.

Dir will ich ewig danken,
Dir, meiner Nächte Luſt,
Die weich mit Himmelsranken
Umflicht die wunde Bruſt,
Die ſüße Liebesworte
Mit Engeltönen ſingt
Und an der Himmelspforte
Der Sehnſucht Glocken ringt.

Dich will ich ewig loben,
Dich und die Schweſter dein,
Die Liebe, die nach oben
Auch lockt der lichte Schein,
Die Liebe, die auf Erden
Wohl nie Genüge find't,
Oft traurig an Gebärden,
Gleich dir ein himmliſch Kind.

O bleibet ſüße Beide,
O bleibt mir ewig treu!
Daß fröhlich ich im Leide,
In Freuden traurig ſei.
Was flache Thoren preiſen,
Das mag mein Glück nicht ſein,
Wo eure Sterne kreiſen,
Da kann ich ſelig ſein.

Des Knaben Abendgebet.

1813.

Die Welt thut ihre Augen zu
Und alles wird ſo ſtill,
Auch ich bin müde und zur Ruh
Ich nun mich legen will;
Ich leg' im ſtillen Kämmerlein
Mich in mein Bettchen warm,
Und Engel ſollen Wächter ſein
Vor jedem Trug und Harm.

Du lieber Gott, der uns die Nacht
Mit Mond und Sternen ſchuf,
Der himmliſch uns das Herz gemacht
Für himmliſchen Beruf,
Der uns den lichten Himmelſchein
Geſenkt in tiefe Bruſt,
Damit wir ſollen ſelig ſein
Durch deiner Liebe Luſt.

Du lieber Gott, du gehſt mit mir
Ins ſtille Kämmerlein
Und ſtellſt die Wächter an die Thür,
Die Engel fromm und fein;
Sie treten leis und ſanft daher
Und halten treue Hut,
Daß dieſe Nacht und nimmermehr
Uns nichts was Leides thut.

Nun habe Dank für jeden Tag
Und Dank für jede Freud.
Ich weiß nicht, was ich beten mag
Mit rechter Herzlichkeit;
Du weißt am beſten, was ich will,
Du liebſter treuſter Hort,
Drum bin ich mit den Lippen ſtill,
Gott iſt mein einzig Wort.

Geſangesluſt.

1813.

Wem rühren die Saiten den goldenen Klang?
Wen grüßen die hohen Verwalter der Töne,
Apoll und die Muſen, mit himmliſcher Schöne?
Wem tönt der Geſang?

Er meinet nicht Hoheit, er meinet nicht Gold,
Er meint nicht den Glanz, welchem ſklaviſche Rücken
In geizigen Aengſten des Dienſtes ſich bücken,
Er klingt nicht um Sold.

Er ſendet die Pfeile der Worte nicht aus,
Unſterbliche Ehren unſterblicher Boten,
Für grauſe Tyrannen und wilde Deſpoten
In Säkeln hinaus.

Doch was in den Tiefen das göttliche Herz
Zu leuchtenden Höhen der Sterne beflügelt,
Was ſchweigende Seelen zur Sprache entſiegelt
Im himmliſchen Schmerz;

Was ernſt als das heiligſte Männergebet
Umwölket die Stirn der Katonen mit Trauer,
Was Hektorn, das Bollwerk der troiſchen Mauer,
Hinaustrieb zum Tod;

Was Kolom geſetzt auf das ſtehende Ei,
Was Newton im fallenden Apfel gemeſſen,
Was Portia lächelnd in Kohlen gegeſſen
Voll Stolz und voll Treu —

Das rühret der Saiten gewaltigen Ton,
Das ſchüttert die bebende Seele der Leyer,
Das ladet die Götter und Geiſter zur Feier,
Das klingt ohne Lohn:

Das blitzt aus dem Liede ein ſtralendes Bild,
Wie Pallas der Stirne des Vaters im Glanze
Entblitzte, gewaffnet mit Schwerdt und mit Lanze,
Mit Panzer und Schild.

O heiliger Wahnſinn der ſchwellenden Bruſt!
O brauſende Stürme der wehenden Töne!
O himmliſcher Tugend unſterbliche Schöne!
Unſterbliche Luſt!

Wohin mit dem ſeligen Sänger? wohin?
Wie lodert die mächtige Flamme im Buſen!
Wie brennt euer Athem, gewaltige Muſen!
Wohin? o wohin?

Was donnert's? So tönt's vom Olympus nicht her,
So brauſet das Wetter von Mars und Bellonen,
So wiehert's von Roſſen, ſo hallt's von Kanonen,
So donnert ein Heer.

O Vaterland ſüßes! dich meldet der Klang,
Germaniens Söhne ſind mächtig erſtanden,
Zu tilgen die wälſchelnden Lügen und Schanden.
Das klinge, Geſang!

Die Leipziger Schlacht.

1813.

Wo kommſt du her in dem rothen Kleid?
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo roth.

Sag' an, Geſell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Feldrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tauſenden mußte der Athem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen die Schweden die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Oeſtreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?
Die Wälſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Wälſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele Tauſende decken den grünen Raſen,
Die Uebriggebliebnen entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange ſcheinet der Sonnenſtral,
Solange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

Der tapfre König von Preußen.

1813.

Der König von Preußen zieht reiſig aus
Mit dreimalhunderttauſend Mann.
Sie ſehen ſo luſtig und freudig aus,
Daß er die Welt wohl bezwingen kann;

Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt
Und wie in dem Winde die Fahne wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe ſpringt,
Einem jeden der Mund nur von Freuden ſchallt!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Einem jeden der Mund nur von Freuden ſchallt.

Bei Lützen ſie hielten die erſte Schlacht,
Da blühten die Maiblumen blutigroth,
Da ſchläft wohl mancher, der nie erwacht,
Ein fauler Langſchläfer iſt der Tod.
Doch ſchliefen die Burſchen gar luſtig ein,
Ein jeder nahm drei der Franzoſen mit —
Sie ſchlugen wie Donner und Wetter drein
Mit Sturmeswuth und im Sturmesſchritt:
Heididei! Dideldei! Heididei! Dideldei!
Mit Sturmeswuth und im Sturmesſchritt.

An der Katzbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da riſſen die Wälſchen wie Haſen aus,
Weil der alte Herr ſo gewaltig knallt;
Da deckten Zehntauſend den grünen Plan
Und Zwanzigtauſend ſtreckten's Gewehr,
Viele Tauſende ſchwammen die naſſe Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer:
Heididei! Dideldei! Heididei! Dideldei!
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

In Böhmen bei Kulm in den Bergeshöh'n —
Hei Vivat, mein König! mein Siegesheld! —
Da haſt du den giftigen Ratten ſchön
Die mordliche Falle gar fein geſtellt.
Sie liefen mit gierigem Stolz hinein,
Der Rattenkönig Vandamme voran,
Bald klang's dir luſtig von Groß und Klein:
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann!
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Er hat ſie gefangen mit Maus und Mann.

Auch thaten's deine Preußen bei Dennewitz,
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Da mißte der Marſchall Ney den Witz
Und lief wie ein Toller Berlin vorbei.
Herr Marſchall, Herr Marſchall, wo wollt Ihr hin?
Gen Süden liegt nimmer die Königsſtadt,
Gen Norden zu reiſet Ihr nach Berlin:
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagenrad.
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagenrad.

Bei Leipzig ſie hielten den letzten Tanz,
Der Franzoſenkehraus der ſollt' es ſein.
Drei Tage ward getanzt, ſie verſpielten's ganz.
Achtzigtauſend nur flohen lebendig zum Rhein,
Achtzigtauſend von dreihunderttauſend Mann,
Die übrigen todt und gefangen all.
Alle Welt lobt den König den tapfern Mann,
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und der alte Blücher ward Feldmarſchall.

Drum Vivat der König von Preußen der Held!
Drum Vivat der Blücher, der Feldmarſchall!
Sie ſäeten Kugeln wie Erbſen ins Feld
Und ſpielten zum Tanz mit Kanonenknall.
Auch Vivat der Burſche, der flink hinterdrein
Friſch folgte dem König, dem Feldmarſchall.
Bald ſingen wir Heidideldei! am Rhein
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall:
Heididei! Dideldei! Dideldei! Dideldei!
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Frühling.

1813.

Juchhei! Blümelein!
Dufte und blühe!
Strecke alle Blättchen aus,
Wachſe bis zum Himmel 'naus!
Juchhei! Heidideі!
Blümlein, und blühe!

Juchhei! Lüftelein!
Hauche und wehe!
Hell der Himmel über dir,
Bunt die Erde unter dir —
Juchhei! Heididei!
Lüftlein, und wehe!

Juchhei! Bächlein klein!
Rauſche und brauſe!
Brauſe hin durch Berg und Thal,
Grüß die Freunde allzumal.
Juchhei! Heididei!
Bächlein, und brauſe!

Juchhei! Vögelein!
Klinge und ſinge!
Blüthenhain und Sonnenſchein,
Frühling tanzt den bunten Reih'n —
Juchhei! Heididei!
Vöglein, und ſinge!

Juchhei! Menſchenherz!
Klinge und ſpringe!
Wollteſt du das letzte ſein?
Nicht der hellſte Tänzer ſein?
Juchhei! Heididei!
Klinge und ſpringe!

Juchhei! alle Welt!
Juchhei! in Liebe!
Liebesluſt und Wonneſchall,
Erd und Himmel halten Ball.
Juchhei! Heididei!
Juchhei in Liebe!

Das Lied vom Feldmarſchall.

1813.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwerdt.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der Mann iſt er geweſen, als alles verſank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang,
Da ſchwur er bei'm Eiſen gar zornig und hart,
Den Wälſchen zu weiſen die deutſcheſte Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernen Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Wälſchen der Athem ging aus,
Daß Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen über's Feld,
Hinterdrein ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! über'n Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Das Lied vom Stein.

1814.

Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauſcht,
Da iſt ein Adler aufgeflogen,
Der früh dem Sphärenklang gelauſcht,
Der frühe in des Lichtes Wonne
Die junge Seele eingetaucht,
Den früh der goldne Reiz der Sonne
Mit ſtolzer Sehnſucht angehaucht.

Da ſaß er in dem Felſenneſte,
Das ſeine Väter einſt gebaut,
Da klang ihm auf der hohen Feſte
Der grauen Vorzeit Wunderlaut:
Hei! wie dem Jüngling von dem Klingen
Die Bruſt erſchwoll im ſüßen Wahn!
Hei! wie er oft geregt die Schwingen,
Als mäß' er ſchon die Sonnenbahn!

Drauf in das Leben ausgeflogen
Wie find't er alles anders gar!
Verfinſtert hat den Himmelsbogen
Ein wüſter Schwarm dem Sonnenaar,

Die Krähen und die Dohlen haben
Verhüllt des Lichtes goldnen Schein,
Und Eulen wollen gar und Raben
Herolde und Propheten ſein.

Doch mitten in den Truggeſtalten
Schirmt ihn des Herzens fromme Scheu,
Er bleibt den himmliſchen Gewalten
Des Jugendwahnes redlich treu,
Er winkt hinauf zur höchſten Ferne,
Hinab zum tiefſten Geiſterort
Und ſpricht: die Götter und die Sterne
Sie halten ewig feſt ihr Wort.

Iſt gleich der Sonnenpfad der Väter
Vom ſchwarzen Pöbelſchwarm verhüllt,
So brennt mir doch vom lichten Aether
In tiefſter Bruſt ein Flammenbild;
Laß ewige Nacht das All bedecken,
Den Himmel thun den Höllenfall,
Die Seele zittert keinen Schrecken,
Sie trägt das All, ſie iſt das All.

Heil dir, du Sohn vom Felſenneſte!
Heil dir, du muthig Sonnenkind!
Der hohe Walter ob der Feſte
Er hat geſandt den Sauſewind:
Die ſchwachen Flügel ſind zerbrochen,
Dem Adler ſind die Lüfte rein,
Das Nichts iſt in ſein Nichts gekrochen,
Der Tugend ſoll das Scepter ſein!

Heil, feſter Stein von feſtem Steine!
Heil, ſtolzer, freier, deutſcher Mann!
Der in des Ruhmes Sonnenſcheine
Vor aller Welt nun leuchten kann!
Zerſchmettert liegt die Pöbelrotte,
Zerflogen iſt der Knechte Wahn,
Und mit dem alten deutſchen Gotte
Geht Ehre auf der Ehrenbahn.

Heil, feſter Stein von feſtem Steine!
Heil Freiheit, Vaterland und Recht!
Sieh lange noch am deutſchen Rheine
In Freuden blühen Teuts Geſchlecht!
Sieh lange noch vom Sitz der Ahnen
Im ſchönſten Lebensabendſchein
Die freien Enkel der Germanen,
Das freie Land, den freien Rhein!

Des Reiſenden Abendlied.

1814.

Gegangen iſt das Sonnenlicht,
Still ſchweiget Feld und Hain,
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein,
Und hell aus ſtiller Seele blitzt
Ein wunderſamer Stral
Von dem, der ewig waltend ſitzt
Im hohen Himmelsſaal.

Wie wäre doch das Menſchenkind
So elend, ſo allein,
Wenn nicht von oben zart und lind
Ihm käme dieſer Schein?
Es wäre nichts als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Körnlein Sand im Ocean,
Ein Traumbild faſt vom Traum.

Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh noch Raſt,
Und treibt im wilden Fluge fort,
Geſchnellt durch eigne Laſt;
Es brauſet wie ein ſchäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft uns Tropfen hin und her
Im wilden Element.

Drum komm, o du, der Frieden bringt,
O Gott, in ſtiller Nacht,
Wo hell die Engelglocke klingt
Bei goldner Sterne Pracht —
Komm, wirf den frommen Liebesſtral
Mir warm ins arme Herz,
Und die Gedanken allzumal
O zieh ſie himmelwärts!

Drum komm mit deinem Engelheer,
Du Vater lieb und gut!
Du biſt die einzig feſte Wehr,
Die einzig ſichre Hut;
Gar nichtig iſt der Menſchen Macht,
Die eitle Eitelkeit:
Was Gott bewacht, iſt wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

Der rechte Spielmann.

1814.

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer zieht die hellſten Saiten auf?
Wer vorderſt ſteht im Schlachtenreih'n,
Wer vorderſt rennt im Sturmeslauf.
Der Mann verdient den Spielmannsnamen,
Der iſt von Jubals ächtem Samen:
Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer alſo luſtig geigen kann,
Daß alle Tänzer hinterdrein
Ihm freudig folgen Mann für Mann.
Der iſt von Jubals ächtem Samen,
Der Mann verdient den Spielmannsnamen.

Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer unter Donnerſtral und Blitz,
Wann ſchlagen tauſend Wetter drein,
Nicht miſſet ſeinen Mutterwitz.
Der iſt von Jubals ächtem Samen,
Der Mann verdient den Spielmannsnamen.
Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer fröhlich bei'm Karthaunenklang,
Wo tauſend Mäuler Schrecken ſpei'n,
Noch hält des Taktes rechten Gang.
Der iſt von Jubals ächtem Samen,
Der Mann verdient den Spielmannsnamen.
Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Wer mag der rechte Spielmann ſein?
Wer munter noch die Fidel ſtreicht,
Wann Tod, gefüllt mit Flammenſchein
In Millionen Kugeln fleucht.
Der iſt von Jubals ächtem Samen
Und führt mit Recht den Spielmannsnamen.
Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Drum ſpielt dem frohen Spielmann auf
Mit Kugeln und Kanonenknall,
Der vorderſt rennt im Sturmeslauf,
Der vorderſt tanzt den rothen Ball.

Er iſt von Jubals ächtem Samen
Und führt mit Recht den Spielmannsnamen.
Juchhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen friſchen Gang!

Liebestod.

1814.

Es ſaß ein Knab im grünen Hain
Und hielt im Arm die Liebſte ſein,
So lieb und hold, ſo jung und ſchön,
Als Roſen unter Lilien ſteh'n.

Der Knabe zu der Jungfrau ſprach:
„Sieh da das Waſſer in dem Bach,
„Es fließet hin, fließt nie zurück,
„So fließt auch hin der Liebe Glück.“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Die Liebe iſt kein Waſſerbach;
„Das Waſſer rinnt wie falſches Glück,
„Doch Liebesfluth fließt treu zurück.“

Der Knabe ſah nach Mond und Stern —
„Die Wandler droben hab' ich gern,
„Sie halten feſt die rechte Bahn,
„Doch Liebe bleibt ein Lügenwahn.“

„Iſt Liebe Wahn und Lügenwahn,
„So lüget auch die Sternenbahn,
„Kein Stern hält ſichrer Weg und Pfad,
„Als die dein Arm umſchlungen hat.“

Der Knabe ſah die Wolken zieh'n —
„Sieh dort der Liebe Bilder flieh'n,
„Sie wechſeln Farben mancherlei;
„So bunt iſt auch der Weiber Treu.“

„Iſt Weibertreu ſo leicht und bunt,
„Wie trau' ich, Knab, auf deinen Mund?
„Auf deinen Mund, der Treu verſpricht?
„Doch meine Treue wechſelt nicht.“

Der Knabe ſah der Vöglein Heer
Auf Zweigen hüpfen hin und her —
Er ſprach: „Wie dieſe Flattrer ſind,
„So iſt auch jedes ſchöne Kind.“

„Iſt jedes Kind ſo wandelbar
„Als dieſer leichten Flattrer Schaar,
„Du böſer Knab, ſo mach mich todt,
„Damit ich komme rein zu Gott.“

Der Knabe ſah zwei Lilien ſteh'n,
Er rief: „Wie ſind ſie weiß und ſchön!
„Wärſt du, mein ſchönes Kind, ſo weiß,
„Mir brennte nicht die Bruſt ſo heiß.“

„Brennt dir, o Knab, die Bruſt ſo heiß,
„So wiſſe doch, dein Kind iſt weiß,
„Iſt weiß und rein, wie Lilien ſind,
„Doch ach! ihr Wort hört nur der Wind.“

Die Jungfrau ſprang vom Knaben auf,
Ein ſcharfes Meſſer riß ſie auf,
Ein ſcharfes Meſſer neu und blank —
Es traf, daß ſie zum Sterben ſank.

„O weh! o weh! mein liebſtes Kind!
„Nun hört dein Wort auch nicht der Wind;
„Nun biſt du todt vor lauter Treu,
„Und Lieb' und Leben iſt vorbei.“

Der Knabe nahm das Meſſer roth —
„Nun dieſen Stoß geſegne Gott!“
Er ſtieß es in die tiefe Bruſt —
„Fahr hin nun, Lieb' und Liebesluſt!“

Der Knabe fiel im Blute hin,
Fiel todt auf die Feinsliebſte hin.
So fand man beide kalt und bleich,
Barg ſie in Eine Gruft zugleich.

Da ruh'n ſie ſtill vom Erdenleid
Und warten auf die Himmelsfreud.
Die Himmelsfreud geb' ihnen Gott!
Und keiner mach' aus Liebe Spott!

Die Feier des 18. des Weinmonds 1814

bei den Freudenfeuern auf dem Taunus.

Es iſt in dieſen Tagen
Eine ſtolze Schlacht geſchlagen,
Wovon man noch wird ſagen
In ſpätſter Enkel Zeit.
Bei Leipzig an der Pleiße
Da drängten ſich im Schweiße
Und Blute Männer heiße
In arbeitvollem Streit.

Die Schlacht ſtand wild und grauſend,
Es wälzten Hunderttauſend
Sich über Hunderttauſend
Verderben ſchnaubend fort,
Der Tod traf ohne Schonen
Mit Schwerdtern und Kanonen
Hier Männer aller Zonen,
Und flog von Ort zu Ort.

Doch Gott vom hohen Himmel
Sah mit ins Schlachtgewimmel,
Von ihm ſind die Getümmel,
Von ihm kommt Peſt und Krieg:
Er ſprach den Spruch der Rache:
Heut falle, falſcher Drache!
Heut ſteh, gerechte Sache!
Heut jauchze, deutſcher Sieg!

Da fielen die Franzoſen,
Die falſchen, die treuloſen
Wie vor der Stürme Toſen
Die Blätter von dem Baum,
Da hieb dem Bonaparte
Das Glück eine ſolche Scharte,
Daß man auch ohne Warte
Sie ſah auf Meilen Raum.

Es floh die giftige Schlange
Im Lauf, und nicht im Gange,
Und mit Karthaunenklange
Scholl Jagd ihm hinterdrein;
Durch Berg und Thal und Höhen
Hat man ihn laufen ſehen
Und nimmer ſtille ſtehen,
Als hinter'm tiefen Rhein.

Und aus der Knechtſchaft Banden,
Aus Lug und Trug und Schanden
Iſt alles Volk erſtanden
Im heil'gen deutſchen Reich;
Es ließ auf Tod und Leben
Der Freiheit Banner ſchweben,
Und Sieg ward ihm gegeben,
In Ehren ſteht das Reich.

Drum auf in dieſen Tagen,
Weil ſolche Schlacht geſchlagen,
Von der einſt Enkel ſagen:
Es war die beſte Schlacht!
Drum auf! ihr Männer alle!
Ihr deutſchen Männer alle!
Und ruft mit Freudenſchalle:
Es war die beſte Schlacht!

Drum auf zur ſtolzen Freude!
Weil Gott der Herr hat heute
In jenem harten Streite
Sein tapfres Volk befreit;

Laßt Deutſchlands ächten Söhnen
Heut in Karthaunentönen
Den ſtolzen Hymnus drönen:
Gewonnen ward der Streit.

Auf Bergen und auf Höhen
Laßt helle Flammen wehen,
Daß alle Augen ſehen:
Es iſt ein deutſcher Tag;
Laßt hehre Feuer zünden,
Daß ſie dem Nachbar künden,
Dem Volke wälſcher Sünden:
Es iſt ein deutſcher Tag.

Und wann die Flammen ſinken
Und wann mit hellerm Blinken
Zum Schlaf die Sterne winken
In tiefer Mitternacht,
Dann laßt uns in Gebeten
Still an die Feuer treten
Und niederknien und beten
Zu Gott dem Herrn der Macht:

Daß er mit Gnaden walte
Und Volk und Land geſtalte,
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit Licht und Recht,
Daß ſtets in Deutſchlands Gränzen
Des Sieges Feuer glänzen,
Nie deutſche Eichen kränzen
Den Wütbrich und den Knecht.

Geſang

zu ſingen bei Pflanzung einer deutſchen Freiheitseiche im Jahr 1814, zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht.

(Für die Freiherrin von Löw, geborne Freiherrin von Dieſe.)

Wir pflanzen die Eiche,
Den heiligen Baum,
Den König der Sträuche
Im luftigen Raum:
Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre
Den Jahren, die weichen,
Erwachſ' er, und währe
Jahrhunderte durch.

Er ſtehe, und ſage
Dem Enkel noch an
Die Wonne der Tage,
Die heute begann:
Germaniſcher Männer
Gewaltige Thaten
Und Siege bekenn' er,
Die herrlich gerathen
Durch Gott und ihr Schwerdt.

Denn heut iſt gekämpfet
Der blutige Streit,
Gewalt iſt gedämpfet,
Das Land iſt befreit:
Es lagen die böſen
Tyrannen im Staube,
Die Schande zu löſen
Erwand ſich der Glaube,
Und führt' es hinaus.

Drum ſtehe die Eiche,
Der heilige Baum,
Der König der Sträuche
Im luftigen Raum:

Ein fröhliches Zeichen,
Ein Denkmal der Ehre,
Den Jahren, die weichen,
Erwachſ' er, und währe
Jahrhunderte durch!

Er grüne und glänze
In freudiger Pracht,
Beſchatte, bekränze
Nur Männer der Macht,
Nur Tapfre und Freie,
Nur Deutſche von Tugend!
Doch freundlich auch weihe
Unſchuldiger Jugend
Er feſtliches Laub.

Luſt des Abgrunds.

1814.

Fröhliche Tage,
Leichtes Beginnen,
Muthiges Spielen
Hatt' ich genug;
Doch ward zur Plage
Geiſtern und Sinnen,
Was mir ſo leicht war,
Daß ich's nicht trug.

Drauf in die Tiefen
Taucht' ich mich unter,
Stürzt' in den Abgrund
Kühn mich hinab,
Geiſter, die ſchliefen,
Wurden nun munter,
Wiege der Wonne
Ward mir dies Grab.

Denn zu den hellen
Ewigen Sternen
Schauten die Augen
Schärfer von hier;
Ernſte Geſellen
Kamen aus fernen
Himmliſchen Welten
Spielen mit mir.

Nun mag ich nimmer
Zu jenem Lichte,
Wo es zu hell iſt,
Mag ich nicht ſein.
Gleißender Schimmer
Locke die Wichte —
Mich locke ſüße
Trauer allein.

Spielende Wehmuth,
Weinende Freude,
Schweigende Liebe
Wohnen mit ihr;
Unſchuld und Demuth
Folgen ihr beide,
Himmliſche Kinder
Lieblicher Zier.

Darum gegrüßet,
Grund ohne Gründe,
Darum willkommen,
Ewiges Leid!
Schäumend zerfließet
Waſſer im Winde,
Schaum iſt, was flache
Seelen erfreut.

Bundeslied.

1815.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum muß die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, deutſcher Männer Weide!
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reih'n;
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um großen Tod zu werben
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das Vierte — Hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir's beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang!
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

Dem Probſt Pritzbuer zu Gartz in Rügen

zu ſeinem fünfundachtzigſten Jahrestage.

1815.

Heil ſei dir wackrer Greis, am Jubeltage,
Daß du vertraut haſt dem gewalt'gen Wächter,
Der ſä't und ärndtet ſterbliche Geſchlechter
Und ſchwebend hält die ernſte Richterwaage!

Dem alten Glauben treu, der alten Sage,
Der auf den Sternen herrſcht, ſei ein gerechter
Hort, lachteſt du der höhnenden Verächter
Des Rechts und der Verzagten feiger Klage.

Drum ward dir auch das hohe Heil verliehen,
Der ſchönern Zukunft Dämm'rung noch zu ſchauen,
Den freien Tag der Menſchheit zu begrüßen.

O mögen, wie die Vögel ſpielend ziehen,
Wann linder Lüfte Athem blümt die Auen
Die letzten dir wie Lenz verfließen!

Meine Helden.

1816.

Von ſüßen Reben
Und von der kühnen Jugend blitzenden Freuden
Ließ oft ich ſchweben
Geſchwinde Vögel aus im Sturm der Saiten,
Daß ſie mir ſängen,
Mir und der Menſchen mühbeladnem Stamme
In Himmelsklängen
Aus Lüſten hochgeborner Sehnſucht Flamme.
Doch Jugend wallet,
Die holde Braut des Lenzes hin geſchwinde,
Und Liebesluſt und Liebeslied verhallet
Wie Klang im Winde.

Nun iſt gekommen
Die heiße Arbeit und die ſtrenge Tugend:
Das Kreuz genommen!
So rief der Herr, *gebändigt Luſt der Jugend!*
Nicht mehr auf Roſen
Soll ſich im Sonnenſchein die Freude betten,
Wo Waffen toſen
Und Kämpfe ringend ſich an Kämpfe ketten,
Da ſei dein Leben!
Das ſei dem Mann zum höchſten Troſt gegeben!

O ſei gegrüßet,
Mein Vaterland im blutigen Siegeskleide!
Denn Glanz umfließet
Dich, wie die Jungfrau'n blinkendes Geſchmeide,
Wann ſie den Reigen
Der bunten Frühlingswonnen fröhlich zieren.
Du biſt dein eigen,
Du darfſt dich ſelbſt in eigner Freiheit führen:
Die wälſche Rotte
Hat der Germanen Heldenarm gebändigt,
Dir iſt die Ehre wieder eingehändigt
Vom deutſchen Gotte.

Nun ſauſt und brauſet
Aus in die Welt, ihr muntern Liedervögel!
Nun ſauſt und brauſet
Auf ſchnellen Winden wie des Adlers Segel,
Der ſonnendurſtig
Sein Stralenziel verſchlingt mit gier'gen Augen:
Auch ihr ſeid durſtig,
Des Ruhmes Glanz zu ſaugen;
Denn ihr wollt melden
Von deutſcher Tugend und von deutſchen Helden.

So klingt den Beſten
Zuerſt mir in der Töne frohem Streite,
Den Stillſten, Größten,
Den Gott dem Volk als reinſtes Opfer weihte:
Klingt Scharnhorſts Namen!
Bei Lützen ward der fromme Held erſchlagen:
Gott wollte Amen
Zu jeder Hoffnung ſagen.
Wo er gefallen,
Da werden Enkel Freiheitseichen pflanzen,
Da wird es ſchallen
Im hellen Spiel von Schwerdtern und von Lanzen,
Wann ſich in Eins verbrüdert
Das Volk, das wälſcher Trug ſo lang' zergliedert.

Wer tönt der Zweite?
Des Heeres Feldmarſchall, der graue Blücher.
Im Todesſtreite
Steht keinem Mann die linke Bruſt ſo ſicher,
Kein Auge blitzet
So kühnlich durch der Schlachten Wetterwogen:
Der ganze Kriegsgott ſitzet
Gerüſtet in des Greiſes Brauenbogen.
O Heldenleben!
Wie herrlich deines Abends Glocken klingen!
Dir ward gegeben,
Für's Vaterland um höchſten Preis zu ringen,
Von wälſcher Schande
Zu brechen die verfluchten Sklavenbande.

Wer iſt der Dritte,
Der glänzen darf, wo keine Lügen gleißen?
Wer darf in Mitte
Von Heldenmännern Mann und Held noch heißen?
Iſt's der Geſchwinde,
Der über wüſte Länder, über Wogen
Voll falſcher Winde
So raſtlos iſt der Freiheit nachgezogen?
Iſt's der geſchwinde,
Der tapfre Gneiſenau, dem Lieder leuchten?
Von keinem Kinde,
Germanien, welches deine Brüſte ſäugten,
Iſt dir gegeben
So reicher Lohn für das gegebne Leben.

O du, der wachte
Mit kühnen Sorgen, als die Wächter ſchlieſen,
O du, der dachte,
Als Tauſende in dummer Irre lieſen,
Auf dich zu achten
Hat Gott dir Wuchs und Antlitz hoch erhoben —
Drum muß ich loben
Dich, Troſt im Rath, dich, Blitz in deutſchen Schlachten.

Klingt ſanfter, Saiten,
Wie durch die Blumen ſäuſeln Frühlingswinde —
Ein Held in Streiten,
An Mildheit der Gebärde gleich dem Kinde,
Erſcheint der Vierte,
In ſeiner Stille ein geſchwinder Renner,
Der Schlachten führte
Und über Berge ſchritt erſchlagner Männer.
Dich, Boyen, nennet
Das Lied verſchämt mit jungfräulichen Züchten,
Wer dich erkennet,
Weiß, du verſchmähſt das Klingeln in Gedichten.
O wolle geben
Der Himmel jedem König ſolche Freunde!
Dann hält Gerechtigkeit die Volksgemeinde
Und Freude blühet und ein tapfres Leben.

Der Fünfte füllet
Mit vollſter Liederfluth der Laute Kündung,
Doch Schaam verhüllet
Hier ſeiner Zukunft leuchtende Verkündung
Von Jünglingstagen
Bis zu des Mannes ſchöner Sonnenreife
Hat er geſchlagen,
Wo gegen Wälſche Trommel klang und Pfeife.
Wo iſt ein Waſſer,
Wo iſt ein Land, das Grollmann nicht geſehen,
Der Wälſchen nie verſöhnten Haſſer,
Mit ihren Feinden ſtehen?
Du, Ehre, weißt es,
Ihr klingt es, Tajo Donau Rhein und Elbe,
Auch Kulm in Böhmen preiſt es,
Und zitternd rauſcht's die Seine nach, die gelbe.
O friſch und muthig!
Dich jungen Löwen wolle Gott beſchützen!
Einſt wirſt du blitzen
Der Deutſchen Kriegsfürſt auf die Feinde blutig.

Noch viele Preiſe
Der Helden klirren in des Liedes Köcher,
Doch ſchwebt ſchon ſchwächer
Sein Flug auf ſolcher Thaten langer Reiſe.
Doch daß das Ganze
Sich ſeines Anfangs würdig auch vollende,
So funkle, Ende,
Durch Deutſchlands beſten Namen noch im Glanze.
Den alle kennen,
Den Säuglinge an Mutterbrüſten preiſen,
Darfſt du, Geſang, nicht nennen,
Noch ihn entzückt dem ganzen Volke weiſen;
Mit Donnerkeilen
Laß alle ſieben Himmel niederſchmettern,
Er ſteht ein Fels in Wettern,
Die ſtärkſte von des Vaterlandes Säulen.
Als ſchwarze Schanden
Der Knechte und der Buben uns beſchmutzten,
Als Könige nicht trutzten,
ſt er beſtanden.

Drum der das Reine
Und Tapfre zum Geräth ſich hat erkieſen,
Gott hat ſich groß erwieſen
In dieſem Steine.
So lange Solche
Noch trägt die deutſche Erde,
Sind wälſche Molche
Der Freiheit nicht von tödtlicher Gefährde.

Nun von den Bergen
Hinnieder, Lied, die an die Blitze reichen!
Dahin, wo Lerchen
Mit ſtillern Flügeln über Furchen ſtreichen!
Mußt wieder fliegen
Da unten um die Hügel;
Nur Adler ſiegen
Stets in dem Ringen zu dem Sonnenſpiegel.

Klage um drei junge Helden.

1816.

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar Mancher klagt mit mir:
Drei Helden ſind erſchlagen
In grüner Jugend Zier:
Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen ſo fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmliſche Haus.

In Mansfelds edlen Bergen
Weht edle Freiheitsluft,
Da kriecht es nicht von Zwergen,
Da lügt kein Schelm und Schuft,
Da wächſt das freie Eiſen,
Da wächſt der freudige Muth
Und alle, die Männer heißen,
Sind reiſig und tapfer und gut.

In Mansfeld war geboren*)
Das fromme deutſche Kind,
Der Freund, den wir verloren,
Wie wenig Freunde ſind,
Der Eckardt der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief,
Nun ſchlummert der junge Leue
Im Grabe ſo ſtill und ſo tief.

Auf Leipzigs grünen Felden —
O Leipzig, hoher Klang! —
Da traf's den jungen Helden,
Daß er vom Roſſe ſank.
Das war ja ſein frommes Lieben
Bei Tage und bei Nacht,
Das hatt' ihn hinausgetrieben
In den Tod, in die mordiſche Schlacht.

Wohl dir! du haſt's errungen
Mit deines Blutes Born,
Die Schande ward bezwungen
Vom edlen Freiheitszorn;
Doch müſſen wir Andern weinen
Und klagen im bittern Schmerz:
So lange die Sterne ſcheinen,
Schlug nimmer ein treueres Herz.

Es thront am Elbeſtrande
Die ſtolze Magdeburg,
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch,
Als Tilly dem wilden Feuer
Einſt ſie zu verzehren gebot;
Da trug ſie den Wittwenſchleier,
Denn ach! ihre Schöne war todt.

---

*) Friedrich Eckardt, aus Rothenburg in der Grafſchaft Mansfeld, Stadtrath und Bergrath in Berlin, zog als Reiter mit aus in den heiligen Krieg, ſtarb als Rittmeiſter einige Tage nach der Leipziger Schlacht in Halle an der Wunde von einer Flintenkugel.

Sie mag ihn wieder nehmen,
Ihr ſtarb ihr beſter Sohn,
Er ging ein großer Schemen
Hinauf zu Gottes Thron,
Da hießen den Schönen Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Englein alle willkommen
Zur ewigen himmliſchen Freud.

Wohl Viele ſind geprieſen
Im großen deutſchen Land,
Doch dich, mein frommer Frieſen*)
Hat Gott allein gekannt;
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend ſo lieblich verſchloß,
Iſt jeglichem Laut der Schmerzen,
Iſt jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warſt es tauſendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsſtral;
Mit kühnem und ſtolzem Sinne
Haſt du nach der Freiheit geſchaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du haſt die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut iſt verronnen
Für die viel edle Maid;
In Wälſchland von grimmen Bauren
Empfingſt du den tödtlichen Streich,
Drob müſſen die Jungfrau'n trauren,
Die Blume der Schönheit iſt bleich.

---

*) Karl Friedrich Frieſen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unſchuld, mit Schönheit Kraft und Wiſſenſchaft gerüſtet, gleich geübt in geiſtiger und leiblicher Fechtkunſt fiel als Leutnant der Lützowiſchen Freiſchaar im ſechsundzwanzigſten Jahr ſeines Lebens in Frankreich in einem Gefechte mit Bauern.

Hoch im Cheruskerlande
Da ſteht ein altes Schloß
Auf grüner Bergeshalde,
Wovon mein Stolberg ſproß;
Es ſandte herrliche Boten
Schon aus in graueſter Zeit,
Die klagten bei hohen Todten,
Gefallen im Vaterlandsſtreit.

Davon lebt auch noch heuer
Wohl mancher Name werth:
Der Vater ſchwingt die Leyer,
Der Sohn der ſchwingt das Schwerdt;*)
Wie jener es vorgeſungen,
So machte ihm dieſer es nach:
Was frühe dem Knaben geklungen,
Das bringet der Jüngling an'n Tag.

Es ſcholl die Kriegsdrommete
Des wälſchen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen ſtolz und frei,
Da ließ er ſein Hengſtlein zäumen,
Da hängt er den Säbel friſch ein,
Und ſprengte mit heldlichen Träumen
Gar luſtig wohl über den Rhein.

Sein Traum iſt nun erfüllet
Von deutſcher Herrlichkeit,
Sein Durſt iſt nun geſtillet
Nach edlem deutſchen Streit;
Er ritt mit den tapfern Reitern
Zum Kampfe nach Brabant hinab,
Da ſchuf er den Blumen und Kräutern
Ein rothes blutiges Grab.

---

*) Chriſtian Graf zu Stolberg, ein Sohn des edlen Friedrich Leopold, ſtarb den Heldentod in der Schlacht von Ligny in Brabant. Er war ſchön und ſtattlich, ein Neunzehnjähriger voll ritterlicher frommer Kraft.

Was Lenz und Sonne ſchufen
Im bunten Roſenmai,
Das ſtampften Roſſeshufen
Im Junius inzwei;
Auch lag in der Jugend Schöne
Mancher Jüngling die Felder entlang,
Das Wehe der Klagetöne
Von Müttern und Bräuten erklang.

Auf Brabants grüner Aue,
Sie heißet Sankt Amand,
Da troff vom rothen Thaue
Das Eiſen mancher Hand,
Mit Rotten aus Wälſchland trafen
Die preußiſchen Reiſigen dort,
Da holte der Himmel den Grafen,
Da riß eine Kugel ihn fort.

Drum muß ich traurig klagen,
Wohl Mancher klagt mit mir,
Drei Helden ſind erſchlagen
In grüner Jugend Zier,
Es waren drei holde Knaben,
Sie waren ſo ſchön und ſo gut,
Für's liebe Vaterland haben
Sie fröhlich vergoſſen ihr Blut.

Schlaft ſtill und fromm in Treue
Bis an den jüngſten Tag,
Wo ſich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag!
Es blühet um euren Frieden
Gedächtniß ſo golden ſchön:
Im Siege ward euch beſchieden
Für's Vaterland hinnen zu geh'n.

Klang der Sehnſucht.

1815.

O Sang! o Klang! o Freudenklang!
O Klang der ſüßen Minne!
Wie mächtig drang, wie lieb und bang
Dein Ton durch meine Sinne!
So klingt im Thal die Nachtigall,
Die ihre Zeit vergeſſen,
Am Sonnenſtral im Herbſt einmal,
Wo ſie im Lenz geſeſſen.

O Nachtigall, du Bild der Quaal,
Wovon kein Menſch will laſſen,
Dein Sonnenſtral, dein Blumenthal
Geh'n beide ihre Straßen,
Der Tag wird heiß, das Blüthenreis
Welkt in den gelben Zweigen,
Dich brennt ſo heiß, was keiner weiß,
Du mußt es ſtill verſchweigen.

O Vöglein ſüß, o Minne ſüß!
Wem iſt dein Leid nicht eigen?
Wohl mancher ließ ein Paradies
Und muß es ſtill verſchweigen,
Die lange Zeit, die ſchwere Zeit
Muß er die Luſt beweinen:
Denn höchſte Freud bringt tiefſtes Leid,
Wo Erdenſonnen ſcheinen.

Wie inniglich, wie minniglich
Beut Jugend ihre Reien!
Wie inniglich, wie minniglich
Iſt ihrer Wonne Koſen!
Doch ſchnell dahin, dahin, dahin,
Wie Waſſer weiter fließen:
Und iſt's dahin, ſo däucht's dem Sinn
Ein Traum von Engelgrüßen.

Doch klinge, Klang, du Freudenklang,
Du Klang der ſüßen Minne!
Iſt ewig lang, ſei du ſo lang,
Und täuſche meine Sinne;
Bringt höchſte Freud das tiefſte Leid,
So will ich nimmer klagen,
Denn ſchönſte Freud war mir bereit
In meinen Frühlingstagen.

Die Geſchichte von Sankt Chriſtoph.

1815.

Sankt Chriſtoph war ein Wandersmann
Und ging die Welt wohl auf und ab,
Es klang in ſeinem Buſen an,
Was ſeinem Herzen Sehnſucht gab,
Von oben kam ein mächtig Treiben,
Er konnte nicht zu Hauſe bleiben.

Er wuchs im Lande Kanaan,
Wo unſer Herr für alle litt,
Zu ſtolzer Länge reiſig an,
Die Rieſenmaaße überſchritt,
Von ſeinen Schultern hört man ſagen,
Sie könnten Thürm' und Berge tragen.

Er ſah, zu Hauſe ſtand es ſchlecht,
Der feine Schelm war Meiſtermann,
Den Starken machte Geiz zum Knecht,
Den Schwachen ſchirrte Feigheit an.
So wollt' er ſich nicht jochen laſſen,
Drum ging er frühe eigne Straßen.

Durch viele Reiche nah und fern,
Durch Berg und Thal, zu Land und Meer
Ging Chriſtoph ſuchen einen Herrn
In weiter Wandrung hin und her:
Den Jüngling trieb ein groß Erkühnen,
Er wollt' allein dem Stärkſten dienen.

Zuerſt er ſeinen Dienſt verhieß
Dem Kaiſer hinter'm Mohrenland,
Dem dienend, wann's zur Tafel blies,
Zehn Könige gingen flugs zur Hand,
Bei deſſen kleinſtem Wink und Huſten
Gleich tauſend Fürſten ſpringen mußten.

Der, dacht' er, iſt ein rechter Herr,
Und dient' ihm treulich manches Jahr,
Bis endlich einer, weiß nicht wer,
Zum Hofdienſt eingeladen war,
Der von der Zukunft dunklem Zweifel
Viel redte und von Höll' und Teufel.

Kaum daß der Teufelsklang erſchallt,
Sieht Chriſtoph, wie dem Kaiſer grauſt
Gleich einem, dem des Schwerdts Gewalt
Am Hochgericht zum Nacken ſauſt,
Er ſieht ihn zittern und erblaſſen
Und muß den Feigling gleich verlaſſen.

Er ruft: Dem dien' ich länger nicht,
Der Teufel muß ſein Meiſter ſein.
Des lauſchet froh der Höllenwicht,
Und ſtellet gleich ſich freundlich ein,
Kommt mit Geſchwänzel und Gewaifel
Und ſpricht: du ſiehſt mich hier, den Teufel.

Biſt du der Teufel, ſchlage ein.
Wenn du kein Mann von Fürchten biſt,
So will ich treu dein Diener ſein,
Wie einer treu geweſen iſt. —
Der Teufel ſtellte ſich gewaltig,
Und Chriſtoph der war glaubenhaltig.

Das war dem Herrn Beelzebub
Ein Knecht bequem für ſchwarze Kunſt,
Der Berge aus den Wurzeln hub
Und Seeen goß in Feuersbrunſt,
Geſchickt, des Himmels argem Affen
Sein Netz von Seelen voll zu ſchaffen.

Er brauchte das unſchuldige Kind,
Das nichts von Lug und Trug verſtand,
Für allen Lügenkunſt und Wind,
Für allen bunten Höllentand:
Der Chriſtoph lernte Künſte machen
Zum Seelenfang des alten Drachen.

Denn Satan trug gar ſein Gebär
Und ſtellte ſich gewaltig an,
Als ob ihm nun und nimmermehr
Kein andrer was gewönne an:
Der Chriſtoph nahm ihn für den Rechten,
Drum hielt er's aus bei ihm zu knechten.

Doch einſt ſich Satanas verging
Und kam gekreuztem Holz zu nah,
Woran ein Bild vom Heiland hing,
Er floh, als er ſein Schrecken ſah;
Und Chriſtoph ließ den Feigen laufen
Und ſprach: der mag ſich Knechte kaufen!

Und an dem Kreuze blieb er ſteh'n,
Woran das Bild vom Heiland hing,
Er konnte nimmer hinnen geh'n,
So ſehr des Schauens Luſt ihn fing;
Er dachte: hier wird's endlich frommen,
Hier wird der rechte Meiſter kommen.

Er ſtand drei kalte Nächte durch,
Von Hunger und von Durſt gequält,
Er ſtand drei heiße Tage durch,
Und hat nicht Tag und Nacht gezählt,
Und hat das Trinken und das Eſſen
In Seligkeit des Schau'ns vergeſſen.

Und als erſchien die vierte Nacht
Und Mond und Sterne gingen auf,
Iſt er vom langen Traum erwacht,
Ein Kinderſtimmchen weckt' ihn auf,
Es klang ſo mächtig laut herüber:
Iſt keiner, der mich holt hinüber?

Zum Chriſtoph klang's wie Gottes Wort,
Er nahm ſogleich den Wanderſtab,
Und ſauſt' in Windeseile fort,
Woher es klang zum Fluß hinab:
Er war geſchwind hindurch gewatet
Und hatte kaum die Knie' gebadet.

Und jenſeits er das Kindlein fand,
Das ſah ſo wunderlieblich aus,
Daß er es flugs mit ſtarker Hand
Schwang auf die Schultern hoch hinaus;
Er lud es fröhlich auf den Rücken
Und mußte viel zurücke blicken.

Doch als er in das Waſſer tritt,
Da fühlt er ſchwer der Bürde Laſt,
Muß ſtönend ſtützen Schritt auf Schritt,
Als hätt' er Berg und Stein gefaßt,
Auch hört mit fürchterlichem Sauſen
Er wild das Meer zum Strome brauſen.

Und als er kaum die Mitte hält,
Schwillt ihm die Fluth bis an den Mund,
Da denkt er: Träteſt du das Feld!
Gar tückiſch iſt des Waſſers Grund;
Zum erſten Mal in ſeinem Leben
Fühlt er von Furcht ſein Herz erbeben.

Doch ficht es durch der Rieſenheld,
Und als er das Geſtad erreicht,
Die ſchwere Bürde von ihm fällt,
Das Kindlein wird ſo leicht, ſo leicht,
Der Strom iſt wieder ausgefloſſen,
Als hätt' er nimmer ſich ergoſſen.

Und ſtaunend ſieht er um ſich her
Und ſtaunend ſieht er auf das Kind.
Es ſpricht: Was ſtauneſt du ſo ſehr,
Daß Kinder auch gewaltig ſind?
So wiſſe, kühnlich war dein Wagen,
Du haſt den Herrn der Welt getragen.

Und wie das Kindlein dies geſagt,
Wie Licht und Lüfte ſchwebt' es fort,
Und Chriſtoph zittert bebt und zagt,
Daß ihm es Mark und Bein durchbebt:
Wie ſoll der Mann die Wonne tragen,
Daß er den Herrn der Welt getragen!

Und reiſig macht er gleich ſich auf
Und forſchet nach dem Kreuzesbild
Und nach des Kindleins Lebenslauf,
Das ſo gewaltig und ſo mild;
Und als er alles recht vernommen,
Da hat er ſelbſt das Kreuz genommen.

Und mit dem Herrn, dem rechten Herrn
Iſt er gezogen weit und breit,
Der Chriſtenheit ein heller Stern
Voll Seligkeit und Heiligkeit,
Und hat das große Heil verkündigt
Das alle Welt durch Blut entſündigt.

Er hat gelernt, durch Knochenmark
Gewinnt man nicht das Himmelreich,
Durch ſtille Demuth iſt er ſtark,
Durch Lieb' und Glauben iſt er reich,
Durch Dienſt der Armen und der Schwachen
Bricht er die Macht des Höllendrachen.

Und nach dem langen Pilgerlauf,
Der nicht mehr ird'ſche Kämpfe ſucht,
Thut ihm das Paradies ſich auf,
Die Seele nimmt durch Blut die Flucht,
Er iſt durch Martern Pein und Wunden
Des Herrn der Herren werth erfunden.

Nun wohl dir, wohl dir, Wandersmann,
Der ſolchen Preis gewonnen hat!
Wohl mancher wandert ab und an
Den langen ſchweren Pilgerpfad
Und ſucht und ſuchet zum Erblinden,
Und kann den rechten Herrn nicht finden.

Wink' du's uns von den Himmelshöh'n —
Du haſt's verſucht mit manchem Wicht —
Daß wir auch ſtets nach oben ſeh'n,
Das Unten bleibt und raſtet nicht:
Und ſoll was bleiben auf der Erden,
Von oben muß es geſegnet werden.

Ermannung.

1816.

Wer hat Blitze? Donnerer, nur du,
Der die Sterne wälzet in den Höhen,
Der in eines Athems kurzem Nu
Welten werden läſſet und vergehen.

Weſſen iſt der wunderbare Klang,
Der mit ſeinem fernen dumpfen Läuten
Ganzer Völker Auf- und Unter-Gang
Und der Zeiten Wandlung ſoll bedeuten?

Dein iſt Blitz und Klang, du Majeſtät,
Unter welcher tief die Majeſtäten,
Deren Herrlichkeit auf Staub ſich bläht,
Mit den kleinern Donnerſtralen tödten.

Ueberſchwebend in dem Glanz des Lichts
Hörſt du nicht das Winſeln und das Toſen,
Wo die Würmer um das eitle Nichts
In dem blinden Wirrwarr ſich erboſen.

Muthig denn, o Seele dieſes Horts!
Und vermache alle Angſt den Feigen!
Muthig deiner ſelbſt und ſeines Worts
Wandle freudig deinen Sternenreigen!

Deines Athems iſt, was droben weht,
Deiner Flamme iſt der Born der Sonne
Und der Blitze hehre Majeſtät
Und der Götter und der Engel Wonne.

Auf denn! faſſe dir auch deinen Blitz,
Laß den Stal der Sternenrüſtung blinken,
Und von dem geſteinen Götterſitz
Wird dir mancher Blendling niederſinken.

Wage nur und ſei dir ſelber gleich,
Auf den kühnen Flügeln der Gedanken
Trage mit hinab dein Himmelreich,
Und durchbrich der Erde enge Schranken.

Und das Eden breitet neu ſich aus,
Wo der Engel mit dem Flammenſchwerdte
Vater Adams ſchönes Blumenhaus
In die Dieſtelwüſte einſt verkehrte.

Stolz und Liebe heißt das Lichtgeſpann,
Worauf Geiſter durch die Himmel fliegen —
Hoffe! dulde! liebe! ſei ein Mann!
Das Geſchmeiß laß in dem Staube kriechen.

Klage um klein Scherzelein.

1817.

Als ich jung war und waidlich,
Da hatt' ich ein Kind,
Unſchuldig und maidlich
Und herzig geſinnt,
Klein Scherzelein hieß es
Das liebliche Kind,
Die Sorgen zerblies es
Wie Wolken der Wind.

Um den Kopf blonde Löckchen,
Die Aeugelein blank,
Mit roſigen Bäckchen,
Mit luſtigem Gang;

Oft trug es auch Flügel
Und flatterte hin
Ueber Thäler und Hügel
Mit fröhlichem Sinn.

War der Maimond erſchienen
In blumiger Zier,
Dann tanzt' es im Grünen
Den Reigen mit mir,
Dann lockte ſein Kehlchen
Die Vöglein herbei,
Die liebenden Seelchen
Im liebenden Mai.

War der Winter gekommen
Mit Eis und mit Schnee,
Das Herz ſchlug beklommen
Und that mir ſo weh —
Mit luſtigen Spielen
Vertrieb mir's die Zeit,
Ich konnte nicht fühlen,
Wie's ſtürmet und ſchneit.

Ach! wo biſt du geblieben,
Du freundliches Kind?
Dein Sehnen, dein Lieben
Wo ſchlürft es der Wind?
Wohin weit entflogen,
Mir wehe zu thun?
Welche Wälder, welche Wogen
Umrauſchen dich nun?

Komm, klein Scherzelein, wieder!
Nur einmal noch komm!
Und mache mich wieder
So ſelig und fromm,
Wie in glücklichen Tagen,
Komm, ſpiele mit mir!
Ich muß ſchier verzagen
So ferne von dir.

Komm, klein Scherzelein, wieder,
Du holdigſtes Kind!
Bringe Blumen und Lieder
Und Luſt, welche minnt —
Komm mit Spielen und Küſſen
Und Träumen der Nacht,
Die mancherlei wiſſen,
Was der Tag nicht gedacht.

An Charlotte von Kathen.

Antwort auf ein Geſchenk.

1817.

Du haſt mir ein Geſchenk gegeben,
Mit bunten Blumen ſchön durchwebt,
Ein zartes Bild von deinem Leben,
Das ewig zu den Sternen ſchwebt;

Auch Anſpiel auf die wilden Mächte,
Die weiter wollen als die Welt,
Die Helden ſelbſt als arme Knechte
Des Glückes auf und nieder ſchnellt.

Es ſoll dies Büchlein mich ermahnen —
So mild ermahnt ein liebes Kind —
Daß meine Heimat, meine Ahnen
Dort oben auf den Sternen ſind.

Auch liegt ein Büchlein unbeſchrieben
Ein kleinres Büchlein eingehüllt,
Vom unbekannten fernen Lieben,
Vom unbekannten Gott ein Bild.

Was meldet mir dies weiße reine
Mit ſeiner ungeſchriebnen Schrift?
Daß feſte treue Lieb' alleine
Den rechten Weg zum Himmel trifft.

Du ſollſt die Welt und dich verlaſſen,
Der Erde ſüße ſchwere Laſt,
Und leichte Schatten ſollſt du faſſen:
So wird der Himmel nur erfaßt.

Die ſich mit Blick und Hand erdreiſten,
Sie dringen nimmermehr hindurch,
Gigantiſch mit Gigantenfäuſten
Erſtürmſt du nie die Himmelsburg.

Und nun zu dir ein leiſes Wörtchen —
Du wirſt die Bitte mild empfah'n —
Die mir des Herzens Himmelpförtchen
Mit Blumen lieblich aufgethan:

O lege alle ſtillen Sinne,
Die mild um deinen Buſen weh'n,
O lege alle ſüße Minne,
Worin die Engel ſich ergeh'n,

O lege all dein frommes Leben,
Den ganzen ſel'gen Sonnenzug,
O alles, was dir Gott gegeben,
Das lege in das Blumenbuch.

Und herrlich wird ein Lenz entblühen
Aus ſolcher reinen Liebesſaat
Und an des Lebens Sonne glühen
In Sinn und Kraft, in Wort und That.

Denn wie ein Schatten kaum von Träumen
Iſt Freude, wie die Erde giebt,
Doch leuchtend ſtrebt zu Sonnenräumen
Die Liebe, die wie Engel liebt.

Für ſie iſt alle Nacht verſchwunden
Und Licht durchblitzt ihr Leimenkleid,
Sie reiht des Lebens kurze Stunden
Ein in die lange Ewigkeit.

Und Schmerz und Sorge ſind vergeſſen,
Ein Wiegenlied umtönt die Gruft,
Und ungebunden, ungemeſſen
Durchfliegt ſie höchſte Geiſterluft.

Die Sprache Teuts.

1817.

Von hohen Zungen,
Die tönten wie der Silberklang aus Schwänen,
Iſt mir erklungen
Ein ſüßer Klang voll Lieben und voll Sehnen;
Der Knabe lauſchte
Tief ſtaunend, was von ferne,
Gleichwie ein Jubellied der Sterne
Gewaltig rauſchte.

Das war dein Brauſen,
Du ſtolze Sprache Teuts, die Blitz und Wetter
Und Sturmesſauſen
Und der Kanonen ſchallendes Geſchmetter
Vermält dem Säuſeln
Der Wellen, die im Lenze
Leicht angehaucht die Ringeltänze
Auf Bächen kräuſeln.

O Donnerfrohe!
O tapfre Heldenbraut der ſchnellen Blitze,
Wie jede Lohe
Des Feuers aufzuckt zum geſtirnten Sitze,
Fliegt ſtolze Minne
In Tönen und in Worten,
Und ſtürmend zu den Himmelspforten
Spornſt du die Sinne.

Drob wähnen Viele,
Sie können auch den Sonnenreigen fliegen
Im Heldenſpiele,
Wo Adler kaum im kühnſten Fluge ſiegen.

Der Sonnenwächter
Sieht traurig, wie ſie fallen,
Und hört, wie hier von unten ſchallen
Spott und Gelächter.

Doch ſchwächern Flügeln,
Die auch in ſüßer Töne Luſt erbeben,
Auf Blumenhügeln
Ward ihnen holdes Schwingen Klingen Schweben,
In leichten Scherzen,
In trauter Erdennähe
Spielt zarte Luſt und zartes Wehe
Sich lieb vom Herzen.

Drum laß ſie klingen
Zu ihrem Sonnenglanz die Sonnenaare,
Auf leiſen Schwingen
Durchflattre du der Birken grüne Haare,
In ſtillen Hainen
Mit ſüßen Philomelen
Sollſt du dein ſüßes Leid erzählen
Und ſtill beweinen.

Die Reiſe.

1817.

Gereiſt bin ich durch weite Welt
Die Länder auf und ab,
Im Wechſel hin und her geſchnellt,
Wie Muth und Luſt es gab.

Auch hab' ich wider Muth und Luſt
In wilder böſer Zeit
Oft ſträubend mit hinaus gemußt
Zum harten Lebensſtreit.

Wie dem Apoſtel ging's mir gar —
Der Mann war auch nicht ſein —
Mich trieb, der mir zu mächtig war,
Ich mußte mit hinein.

Und nun nach langer heißer Flucht
Auf weitem Erdenrund:
Was iſt des Pilgers ſüße Frucht?
Was iſt ſein reicher Fund?

Klingt's etwa nun auch da hinaus,
Iſt das der tiefe Sinn:
Die Erde iſt ein Narrenhaus,
Die Menſchen Narren drin?

O nein! o nein! und aber nein!
Die Erd iſt lieb und ſchön,
Voll ſüßer Himmelsfantaſei'n,
Die drum wie Blumen weh'n;

Und durch die große Narrenſchaar,
Wie man die Menſchen heißt,
Wird heute noch und immerdar
Ganz leidlich fortgereiſt.

Doch das iſt klarer als der Tag,
Nicht Mühe Kunſt und Liſt
Dir draußen irgend fangen mag,
Was nicht zu Hauſe iſt.

Nicht auf dem weiten Ocean,
Im fernen Mohrenland
Erjageſt du den ſüßen Wahn,
Den nicht die Heimath fand.

In Leid und Freud, in Ernſt und Scherz,
In Arbeit oder Ruh
Schließt immerdar dein eignes Herz
Das Glück dir auf und zu.

Die Weisheit liebt den engen Ring,
Das Glück den engen Kreis,
Es iſt ein gar verſchwiegen Ding
Um das, was Gott nur weiß.

Einfältig ſtill und rein und klar,
Wie kleine Kinder ſind,
Steht's feſt in Noth und Todesfahr
Und macht nicht lauten Wind.

Wie viel wir reiſen auf und ab
In Freuden oder Müh,
Wir reiſen alle bis ans Grab,
Und weiter geht es nie.

Bedenke das, o Menſchenherz,
Du leichter dünner Schaum,
Du zartgewebter Gottesſcherz,
Du lichter Himmelstraum.

Du biſt ein Nichts und bleibſt ein Nichts,
Ein eitles, wankes Ding,
Wenn du den Stral des Angeſichts
Nicht ſtellſt zum Sternenring.

Dahin muß ewig dir der Sinn
In ſüßer Liebe ſteh'n,
Dahin, und immer nur dahin
Muß deine Reiſe geh'n.

Dann iſt der Weg dir wohl beſtellt,
Wenn auch dein Wagen bricht,
Wenn auch dein Schifflein ſich zerſchellt,
Du brichſt und ſcheiterſt nicht.

Dir rüſten Schiff und Wagen neu
Die Engel Gottes aus,
Und führen dich der Plagen frei
Ins ſchöne Himmelshaus.

Unſer Saal.

1817.

Es ſteht ein Saal mit hohen Pforten,
Gefüllt mit Gold und Goldesſchein,
Da geht die Welt mit leiſen Worten
Und leiſern Füßen aus und ein,
Da muß ſich alles feſtlich ſchmücken,
Was anders ausſieht, weiſt man weg,
Und graden Augen, graden Rücken
Verſperren Wächter oft den Weg.

Doch dringt die Menge unermüdet
Dem zaubervollen Schimmer zu,
In Herz und Sinnen gar entfriedet
Sucht ſie im Glanze Glück und Ruh,
Und Viele lauren unverdroſſen
Vom Morgen bis zum Abendſchein —
Das Thor iſt immer aufgeſchloſſen,
Doch läßt es nur Erwählte ein.

Und wer dann endlich eingedrungen,
Was hat er von der goldnen Pracht?
Bei Tage Gift von böſen Zungen,
Und ungeheuren Schlaf die Nacht:
Oft iſt die Hölle hingeteufelt
Mit Neid und Gram zum bunten Schein,
Und Mancher ſchon iſt dran verzweifelt
Und mögte lieber draußen ſein.

Wie heißt der Saal der hohen Schwelle?
Wie heißt der blanke Ort der Quaal?
Wie heißt die ſchöne Lügenhölle?
Sie heißt auf deutſch ein Königsſaal.
Da ſind die Ehren und die Würden,
Wornach ſich's rennt im Lauf und Trab,
Doch Kaiſer legten goldne Bürden
Oft gern in ſtillen Hütten ab.

Ein andrer Saal mit güldnen Zeichen,
Ein wunderbar gewölbter Saal,
Hoch über allen Königreichen
Und über jedem Kaiſerſaal,
Er ruht auf keinen ird'ſchen Säulen,
Nichts ſieht man, was ihn trägt und hält,
Und wie die ſchnellen Stunden eilen,
Umrollt er mit die ganze Welt.

Daß ſeinem Tag das Licht nicht fehle,
Da ſpringt kein einz'ger Diener auf,
Er bläſt die große Lebensſeele,
Die Sonne, ſich zur Lampe auf,
Und wann die Nacht die Menſchenherzen
Zur Freude und zur Liebe ruft,
Dann hängt er hunderttauſend Kerzen
Gar ſternig auf in blauer Luft.

Sein Glanz iſt immer aufgeſchloſſen,
Der ganzen Welt gehört ſein Schein,
Und unermüdet, unverdroſſen
Klingt's immer freundlich: Nur herein!
Es ſitzt als Pförtnerin die Liebe,
Die Hoffnung trägt das Wächteramt,
Die gern in alle Herzen grübe
Die Gluth, die ihr die Bruſt durchflammt.

Auf dieſes Saales höchſtem Sitze
Da thront ein König groß und hehr,
Hält mit der rechten Hand die Blitze
Und mit der linken Erd und Meer.
Der Glanz des Throns iſt nicht zu faſſen,
Iſt keines Erdenblickes Raub,
Die Erdenkönige erblaſſen
Und liegen vor ihm tief im Staub.

Er iſt genannt auch ohne Namen,
Der Saal, er heißt der Himmelsſaal,
Wo Halleluja tönt und Amen
Im Jubel ohne Maaß und Zahl.

Des Herrſchers Namen muß ich ſchweigen,
Gott nennen Menſchenzungen ihn,
Um den der Sterne Wonnereigen
Schon Myriaden Jahre flieh'n.

O Wunderſaal mit goldnen Zinnen!
O wunderſchöner Gottesſaal!
Zieh all mein Denken Trachten Sinnen
Empor mit deinem ſüßen Stral!
Zieh all mein Sehnen, all mein Lieben,
Zieh all mein Hoffen auf zu dir!
Ich bin als Kind ja eingeſchrieben
Zu deinem Dienſte für und für.

Was iſt der höchſte Glanz hienieden?
Ein gaukelnd bunter Irrlichtſchein.
Er lockt uns aus dem ſtillen Frieden
In trüben Wahn der Nacht hinein,
Für Wonnen flüchtiger Minuten,
Des Augenblickes ſüßen Traum,
Muß unſer Herz in Jahren bluten
Und heilt oft vor dem Grabe kaum.

Was ſind die Freuden dieſer Erde?
O nichts als eitel Eitelkeit;
Wodurch ich heute ſelig werde,
Das hab' ich morgen ſchon bereut;
Im Wechſel zwiſchen Luſt und Schmerzen,
An Sinnen und Gefühlen blind,
Treibt mich der Sturm im eignen Herzen
Umher, wie welkes Laub der Wind.

Drum auf! drum auf zum hohen Saale,
Wo ſtets die Thore offen ſteh'n,
Und bei dem reichen Freudenmale
Die Engel rings als Diener geh'n,
Wo ſtets die Pförtnerin die Liebe
Auf ſüße Tröſtung iſt bedacht,
Die alle wilden Erdentriebe
So fromm als kleine Kinder macht.

Drum auf! drum auf zur Stadt der Gnaden
Aus finſtrer Erdendunkelheit!
Wir ſind ja alle eingeladen
Zum Glanz der ew'gen Herrlichkeit,
Wir ſind ja alle eingeſchrieben —
Und das iſt unſer Stolz und Muth —
Durch unbegreiflich ſüßes Lieben,
Mit Gottes eignem Herzensblut.

Zumuthung des Muthes.

Laß ſie ſchweben
Deine Vögel! laß ſie fliegen!
Stolzes Leben
Träumet nur von Siegen.
Wann ſie fallen
Nieder vor erflogner Wonne,
Wiſſe, aus der Sonne,
Die ſie wollten, wird der Spott nicht ſchallen.

Wackre Jäger
Stellen nach dem ſchönſten Wilde,
Tapfre Schläger
Decken mit dem Schilde
Nur die Seite,
Ueber der die Wehr nicht ſchwebet,
Doch die andre ſtrebet
Vorwärts ſtets zu Kampf und Sieg und Beute.

Alſo ſtrebe
In des Kampfes friſche Weite!
Alſo hebe
Blanke Wehr im Streite!
Alles decken
Wollen nur die Feigen, Matten,
Die des Todes Schatten
Stündlich überhängt mit bleichen Schrecken.

Darum fröhlich
Kühnes glühendes Herz des Muthes!
Darum ſelig,
Selig freien Blutes,
Das verronnen,
Wo der Helden beſte fielen!
Mußt ſo deinen Sonnen,
Deiner Liebe friſch entgegenſpielen.

O ſo ſchwebet,
Meine Vögel, ſonder Zagen!
Schwebet! ſchwebet!
Höher wird es tagen;
Dort verſinken
Nebel, die uns unten irren:
Wollt ihr Sonnen trinken,
Dürſt ihr zwiſchen Tag und Nacht nicht ſchwirren.

Schwebet, ſchwebet,
Meine Vögel, ſonder Weile!
Flieget, ſtrebet
Fort in Blitzeseile!
Blitzeskinder,
Sollt ihr kühn in Flammen baden,
Erdenüberwinder,
Adler, fliegen zu den Sternenpfaden.

Gruß der Heimat.

1817.

Geliebte Felder, ſüße Haine,
So bin ich endlich wieder da,
Wo ich als Kind bei'm Sternenſcheine
So oft die Engel wandeln ſah,
Wo mir aus himmliſchen Geſchichten
Ein Himmel dieſe Erde ſchien,
Von Freuden wimmelnd und Gedichten,
Wie Adams Eden lieb und grün?

So ſeh' ich dich, mein Scheritz, wieder,
Wo mir das Meer mit dunkelm Klang
Die ahndungsvollen Wunderlieder
Der Zukunft um die Wiege ſang?
So kann ich wieder dich begrüßen,
Mein Dumſevitz, du trauter Ort?
So traut, daß meine Thränen fließen
Und meine Lippe weiß kein Wort?

Wie vieles muß ich nicht bedenken,
Wenn euch ich alſo wiederſeh'?
Wohin ſich meine Schritte lenken,
Thut alles mir ſo lieb, ſo weh,
An jeden Baum, an jede Quelle
Hängt liebend die Erinn'rung ſich
Und jedes Blättchen, jede Welle
Fragt freundlich: Wandrer, kennſt du mich?

Und dieſe leiſe Kinderfrage
Fällt wie ein Stein mir auf das Herz,
In ſtiller Rückfluth ferner Tage
Kommt inhaltſchwer ein ernſter Scherz
Und zwiſchen Weinen zwiſchen Lachen
Die Wehmuth endlich mächtig ſiegt:
Es läßt ſich nicht zum Spaße machen,
Worin ein ganzes Leben liegt.

Sind einſt nicht hier auch ſie getreten
In Jugendkraft und Freudigkeit,
Die jetzt für mich im Himmel beten
Hoch über Erdenluſt und Leid?
Habt ihr mich hier nicht eingeſegnet
Für's Leben, Aeltern fromm und treu,
Und Lieb' auf mich herabgeregnet,
Wie's Blüthen regnet in dem Mai?

Was ward aus euren frommen Sorgen?
Was trug die treue Liebe ein?
Reicht wohl an jenen ſchönen Morgen
Des Lebens voller Mittagſchein?

Mögt ihr von euren lichten Höhen,
Wo nichts mehr zwiſchen Schatten ſchwebt,
Noch auf den Wandrer niederſehen,
Der unten heiß im Staube ſtrebt?

Wie kommt er aus der weiten Ferne
Auf ſeiner Kindheit Feld zurück?
Schaut noch zum Spiegel ſel'ger Sterne,
Ein heitrer Spiegel, auf ſein Blick?
Und ſpielt er noch mit reinen Händen
Das ſüße Kinderblumenſpiel?
Ach! abwärts muß er hier ſich wenden —
Wo ſteht er nun? wo ſteht ſein Ziel?

O ernſter Klang der fernen Tage!
O ſüße Mahnung ſchönſter Zeit!
Die Thräne tritt als ſtumme Klage
Auf gegen den, der viel bereut:
Die Blumen und die Sterne bleiben
In ſteter Unſchuld licht und rein,
Doch Menſchenwandern, Menſchentreiben
Mag nimmer ohne Sünde ſein.

Doch nehmt mich, ihr geliebten Fluren,
Fromm auf in euren ſüßen Schooß,
Die Reinheit himmliſcher Naturen
Ward hier nur eines Einz'gen Loos;
Bei uns iſt's Ahnden Träumen Sehnen
Und vielfach Irren auf und ab —
Drum rinnet nur, ihr heißen Thränen,
Als Balſam auf den Wanderſtab.

Das Feuerlied.

1817.

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was ſoll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Waſſer ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Fröſche Kröten Drachen,
Und für die ganze Würmerſchaft?
Für Menſchen muß es friſcher ſein,
Drum bringet Wein und ſchenket Wein!

O Wonneſaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenſchein,
Wenn du, der einzig leuchten kann,
Nicht zündeſt deine Lichter an!

Es wäre Glauben Lieben Hoffen
Und alle Herzensherrlichkeit
Im naſſen Jammer längſt erſoffen
Und alles Leben hieße Leid,
Wärſt du nicht in der Waſſersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder, ſtoßet an!
Dem friſchen kühnen Wind im Leben,
Das Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und ſchenket ein!

Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen,
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein!
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Trauben ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Trinklied.

1817.

Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
In dem Wein.

Bringt mir Epheu, bringt mir Roſen
Zu dem Wein!
Mag Fortuna ſich erboſen,
Selbſt will ich mein Glück mir looſen
In dem Wein.

Bringt mir Mägdlein hold und mundlich
Zu dem Wein!
Rollt die Stunde glatt und rundlich
Greif' ich mir die Luſt ſekundlich
In dem Wein.

Bringt mir auch — das darf nicht fehlen
Bei dem Wein —
Aechte treue deutſche Seelen
Und Geſang aus hellen Kehlen
Zu dem Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe,
Und wie Helden glüh'n die Triebe
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Wonne,
In dem Wein!
Ha! ſchon ſchau' ich Mond und Sonne,
Alle Sterne in der Tonne,
In dem Wein.

Höchſter Klang, wem ſollſt du klingen
In dem Wein?
Süßeſtes von allen Dingen,
Dir will ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

An Charlotte Piſtorius.

1817.

So ſind uns die Tage,
Die ſtillen, vergangen?
Erſt rührt ſich die Klage
Und dann das Verlangen,
Die Sehnſucht, daß bliebe,
Was doch muß verſchwinden:
S'will immer die Liebe
Behalten, verbinden.

Doch reißt in die Fernen
Das irdiſche Leben;
Auf ſeligen Sternen
Iſt zarteres Schweben
Und leichteres Kommen
Und leichteres Geben:
Drum wohnen die Frommen
In himmliſchen Höhen.

Hier aber iſt's Wanken
Von Freuden zu Leiden,
Zu feſte Gedanken,
Zu bitteres Scheiden,

Nicht leicht iſt das Faſſen
Und ſchwer iſt das Halten
Und ſchwerer das Laſſen
Von lieben Geſtalten.

Wer deutet die Herzen,
Die leichten und ſchweren?
Die lieblichen Schmerzen?
Die lieblichen Zähren?
Dies Schwingen, dies Ringen
Von Freuden zu Leiden?
Dies Singen und Klingen
Von Kommen und Scheiden?

Nur Er, der die Bahnen
Des Sternenalls ſchwinget,
Verſteht, was in Wahnen
Des Buſens erklinget,
Was ſchöneres Werde!
In Thränen verkündet
Und Himmel und Erde
Im Sehnen verbindet.

Doch will ich die Träume,
Die flüchtigen, halten,
Die ſprießenden Keime
Von höhern Geſtalten;
Doch will ich die Schatten
Des Himmels begrüßen,
Und ſollten dem Matten
Sie ſtündlich zerfließen.

So flieht nur, ihr Tage,
Im Strudel mir hinnen!
So klinge nur, Klage,
Den ſehnenden Sinnen!
So rinnet nur, Zähren,
In Freuden und Leiden!
Dort über den Sphären
Wird Einer es deuten.

Die irdiſche Sonne
Muß ewig verſinken,
Damit wir die Wonne
Der himmliſchen trinken;
Der Leib muß im Sande
Der Erde zerſtieben,
Damit ohne Bande
Wir haben und lieben.

Ruf an den Meiſter.

1817.

Du, der im Kapitolium
Des hohen Hauptes ſitzt
Und, wird die Atmoſphäre dumm,
Mit Leben ſie durchblitzt;

Du, welcher bald als Sturmwind ſauſt,
Bald haucht als Lüftchen mild,
Heut wie ein Weltmeer ſchäumt und brauſt,
Wie Brünnlein morgen quillt;

Du kühne friſche Meiſterſchaft
In mir und über mir,
Die Werk und That und Freude ſchafft
Und Wonne für und für;

Du ſtolzer Geiſt, auf rüſte dich
Und kleide dich in Stal!
Denn Feinde brauſen über mich
Wie Fluthen ohne Zahl.

Was drunten in der dunkeln Nacht
Der Eingeweide hauſt
Und in des Buſens tiefſtem Schacht
Gleich Bienenſchwärmen ſauſt:

Ein grimmes tolles blindes Heer,
Das keinen Führer kennt
Und wie der Wogenſchwall im Meer
Wild durch einander rennt —

Will all heraus, will all hervor,
Und ſchirmſt du nicht die Burg,
Zerbricht's im Grimme Wall und Thor
Und geht wohl mit dir durch.

Drum, ſtolzer Meiſter, ſieh darein
Und zücke deinen Blitz,
Wirf deinen hellen Flammenſchein
Hinab zum düſtern Sitz.

Dann bebt des Aufruhrs Mordgeſchrei
Zurück in ſeine Nacht,
Dann iſt dein Diener wieder frei
Der ſchlimmſten Noth gemacht.

Dann preiſt er dich, du ſtarker Held,
Du Walter für und für,
Dann blüht ein Paradies die Welt,
Ein buntes Eden mir.

Und Licht und Liebe ſprüht und glüht,
Ein Frühling ſüßer Luſt,
Das Leben wird ein Jubellied,
Ein Himmel wird die Bruſt.

An Charlotte Piſtorius

nebſt einem Bildchen zum Heiligen Chriſt.

1817.

Es iſt in dieſen hehren Zeiten
Einſt hoher Himmelklang erklungen,
Es haben Engel einzuläuten
Dies Feſt die Glocken ſelbſt gerungen
Und Seraphim, die oberſt prangen,
Sind ſelbſt als Boten ausgegangen.

Drum ſollen wir in dieſen Tagen,
Die allen Chriſten ſelig kommen,
Einander froh die Botſchaft ſagen:
Erſchienen iſt das Heil der Frommen,
Der heil'ge Chriſt iſt heut geboren,
Zu retten alle, die verloren.

Und Himmel ſoll und Erde rufen,
Der tiefſte Abgrund ſoll es tönen,
Der Seraph an des Thrones Stufen,
Der ärmſte von den Erdenſöhnen:
Der heil'ge Chriſt iſt heut geboren,
Zu retten alle, die verloren.

Nimm denn dies Bildchen hin als Boten,
Der klingen kann auch ohne Worte:
Vernichtet iſt die Furcht der Todten,
Zerſprengt die düſtre Höllenpforte,
Der Fürſt der Finſterniß gebunden
Und Freude aller Welt gefunden.

Nimm denn dies Bildchen hin als Zeichen,
Daß wir nun fröhlich wandeln können,
Daß die Bewohner von zwei Reichen
Nicht ungeheure Klüfte trennen,
Und knieend vor der holden Milde
Bet' an den Kindergott im Bilde.

Dem ehrwürdigen Vater Probſt Pritzbuer zu Gartz

zu ſeinem ſiebenundachtzigſten Geburtstage.

1817.

Die grüne Jugend will ich preiſen,
Doch jene Jugend allermeiſt,
Die in den ſchneegelockten Greiſen
Erblüht durch den gewalt'gen Geiſt,
Der, wann das All in Nichts zerbebt,
Noch jauchzend ob den Trümmern ſchwebt.

Drum preiſ' ich dich, ehrwürd'ger Meiſter
Der alten Zeit, der jungen Kraft,
Geſell der hocherhabnen Geiſter
Und Prieſter der Genoſſenſchaft,
Die, wann der Staub in Staub zerfällt,
Emporfliegt zu der ſchönern Welt.

In ſechsundachtzig langen Jahren,
Die doch wie Träume kurz verweh'n,
Haſt zwiſchen Wiegen zwiſchen Bahren
Du Leid und Freude wechſeln ſeh'n,
Auch dich traf's viel in Luſt und Schmerz,
Doch blieb dir grün das ſtarke Herz.

Denn zu dem güldnen Sternengarten,
Wo Engel rings als Wächter ſteh'n,
Wo alle fromme Seelen warten
Der Wonnen, welche nie vergeh'n,
Haſt du mit feſtem Blick geſchaut,
Wie ſchaut der Bräutigam zur Braut.

Denn zu den ſüßen Paradieſen
Der Mühen und des Wandels frei
Haſt du im Pförtneramt gewieſen
Nun ſechzig Jahre feſt und treu
Den Weg des Heils, den Weg des Lichts:
Drum blühſt du friſch und fürchteſt nichts.

Sei Gott mit dir, der höchſte Walter,
Du treuer Knecht, weil du geglaubt,
Was jedes Leben, jedes Alter
Mit immergrüner Luſt umlaubt!
Weil du gehofft geliebt geglaubt,
Drum blühet Jugend um dein Haupt.

Sei Gott mit dir und mit uns allen
In ſeiner Liebe licht und rein!
So wird das trübe Erdenwallen
Zum hellen Ehrenſonnenſchein,
Und Freud und Gnade, Licht und Recht
Beglückt das ſterbliche Geſchlecht.

Dem General von Dyke auf Loſentitz

zu ſeinem achtzigſten Geburtstage.

1817.

Das Tageslicht bricht an, die Welt beginnt zu klingen,
  Ein jeder Mund begrüßt den neuen Lebensſtral —
So will es ſtets in mir auch jauchzen klingen ſingen,
  Gedenk' ich deiner nur, du Mann aus Nordens Stal!

Du Mann, gleich wie gehau'n aus Nordens alten Bergen,
  Lockſt immerdar zur Luſt, dem Lenz und Morgen gleich,
Stehſt wie ein Rieſenbild, umſpielt von blanken Zwergen,
  Für dieſe Welt zu feig, zu ſchlau für's Himmelreich.

Einſt führteſt du mit Ruhm die ritterliche Klinge,
  Der Moſkoviter Schreck und der Guſtave Wehr,
Jetzt geht dein Leben rund im engen Zimmerringe,
  Das Roß iſt dir zu ſtark, der Säbel dir zu ſchwer.

Gefeſſelt halten dich des müden Alters Bande,
  Sanft trägt der leiſe Stab den kühnen Reiter jetzt,
Für letzte weitſte Fahrt flaggt ſchon dein Schiff am Strande
  Und hat zu bald vielleicht die Segel beigeſetzt.

Doch haſt du einſt ein Mann auf Mavors Bahn geheißen,
  So grüß' ich dreimal dich auf dieſer Bahn als Mann;
Hier ſtreift der Tand ſich ab, womit ſo viele gleißen,
  Hier ſteht auf andern nicht, wer ſelbſt nicht ſtehen kann.

Hier gilt's mit Knochen nicht, mit Rieſenmark ſich ſchlagen,
  Selbſt das Kanonenſpiel iſt dieſem Ernſt ein Scherz:
Aus fernſter Räthſelwelt die ungeheuren Fragen
  Des ſchwerſten Inhalts löſt allein das ſtille Herz.

Allein das ſtille Herz gewinnt die großen Siege,
  Wodurch der Erdenſtolz zermalmet niederfällt,
Schwingt fröhlich über'n Staub empor die Sonnenflüge —
  Sei durch dein Herz gegrüßt, du frommer Gottesheld!

Iſt eng und klein der Ring, der jetzt dich eingefangen,
Wie weit ward dir dafür des Geiſtes lichter Raum!
Wie ſchwebſt du ſelig ſchon, wo jene Sterne prangen,
Auf welchen träumt der Chriſt den hocherhabnen Traum!

Was Traum? Nein, ſpiegelhell liegt jene Welt im Glauben;
Schwimmt in der Sündfluth gleich wie Noahs Schiff ſein Haus,
Gedanken fliegen ſtets wie jene Botentauben
Den Himmel auf und ab darinnen ein und aus.

Doch bleibe bei uns noch, und laß die Vögel fliegen!
Sie ſchaffen dir ſchon hier das bunte Paradies:
Laß uns noch lange ſeh'n, wodurch die Chriſten ſiegen,
Wodurch zum Himmel wird der Erde Nachtverließ.

Doch bleibe bei uns noch! Es wollen viele, viele
Gern hin auch, wo du ſtehſt; ſie wiſſen nur nicht, wie:
Wenn ſolch ein Weiſer winkt zum Preis der hohen Ziele,
Dann ſtreben Kämpfer fort auch durch die ſchwerſte Müh.

Ein Zweites an Dyke.

1817.

Loben darf ich keinen Starken,
Keinen Frommen darf ich preiſen,
Aber mir und andern weiſen
Darf ich, was in Erdenmarken
Leitet durch des Irrſals Grauen,
Wodurch froh gen Himmel ſchauen
Augen, die hier unten weinen.
Dies in Klängen und in Scheinen
Allen herrlich offenbaren
Wäre wohl in langen Jahren
Ein Beruf nicht von den kleinen.

Stal und Waffen ſchmücken Männer,
Welche für den Aufzug prangen:
Freudig hört man von dem Renner
Schnaubend wieherndes Verlangen,
Daß er durch die Schranken brauſe;
Jauchzend ruft dem Schiff im Sauſe
Wilder Wogen, die es ſchaukeln
Im neptuniſchen Geleiſe,
Wunſch der Schauer Glück zur Reiſe,
Wenn gleich Geiſtern in den Winden
Die gefüllten Segel ſchwellen.
Das bedeutet Kraft im Leben,
Drum erklingt, was All' empfinden.
Doch wie anders iſt die Wonne,
Wenn der Krieger und der Renner,
Wohl bewährt vom Ernſt der Kenner,
Heimkehrt, von des Sieges Sonne,
Deren Glanz ſich nie entlenzet,
Mit dem ſchönſten Stral gekränzet;
Wenn das Schiff im ſichern Hafen
Niederlegt die ſtolzen Segel
Und auf ſeinen Maſten Vögel
Unbewegt die Nacht durchſchlafen!
Das Vollbrachte das iſt Freude,
Das Erprobte das iſt Tugend,
Preis des Alters, Reiz der Jugend
Und der Geiſter Stolz und Weide.

Auf der Erde will vor allen
Dies der Menſch der Mühe lernen,
Daß wir von den hohen Sternen
Nicht zum Spaß herunterfallen,
Daß im Wechſel etwas waltet
In der Bruſt und in dem Himmel,
Was im ſtrudelnden Gewimmel
Wilder Kräfte nimmer altet.
Drum wird Welt genannt vom Walten,
Drum heißt Gott der Herr Allwalter,
Und ein Weiſer jeder Halter
Redlich ordnender Gewalten.

Aber Höchſtes in des Staubes
Wirbelnd brauſendem Getoſe
Iſt die friſche Jugendroſe,
Blühend aus des welken Laubes
Und des dürren Stammes Schooße.

Darum Heil dir, tapfrer Degen!
Mann aus altem Stal und Eiſen,
Welcher ſolche Roſe weiſen
Kann, des grünen Alters Segen!
Auf der müden Jahre Bette
Wie ein Jüngling friſch und heiter
Hängſt du Jakobs Himmelsleiter,
Eine Engelblumenkette,
Spielend an die lichten Sterne,
Daß ein jeder gläubig lerne,
Keine Kluft und keine Ferne
Trennt den Himmel von der Erde,
Wo die Erde Himmel werden.

Ritter von dem rechten Orden!
Mann aus feſtem Stal und Eiſen!
Deine Rechnung liegt dort oben.
Was hier unten Menſchen loben,
Können Menſchen auch entpreiſen.
Darum ſei von hohen Siegen,
Wodurch du die Welt bezwungen,
Hier ſchon Sternenglanz errungen,
Darum ſei von dir geſchwiegen.
Nur wodurch die Geiſter leuchten,
Wann die Elemente dienen,
Wodurch Augen ſelbſt der Kühnen
Sich in ſtiller Demuth feuchten,
Wann ſie wie auf Himmelshöhen
Einen Frommen hier auf Erden,
Wo wir viel geirret werden,
Stark und muthig wandeln ſehen —
Das, damit wir feſter trauen
Auf die einzig ſichern Güter,
Das, die Leuchte der Gemüther

Auf des Irrthums düſtern Pfaden,
Hat uns Gott der Herr aus Gnaden,
Die aus Luſt zur Liebe neiget,
Herrlich auch in dir gezeiget.
Redlich haſt du feſtgehalten
In dem kämpfevollen Leben
Die unendlichen Geſtalten,
Die von Sternen niederſchweben;
Redlich haſt du nachgebildet
In dem Glauben an die Geiſter,
Was der große Himmelmeiſter
Dir dort oben vorgeſchildet.
Nur die Lüge will in Schranken
Das Geflügelte auch bannen,
An der Freiheit der Gedanken
Kennt man Gottes freie Mannen.

Nimmer wollteſt du dem Volke,
Das die Frechen Pöbel ſchelten,
Dieſes Licht aus höhern Welten
Mindern durch der Dummheit Wolke;
Nein, barmherzig wie die Liebe,
Freundlich wie die ew'ge Milde,
Gönnteſt du dem Ebenbilde
Gottes ſeine freien Triebe,
Unter Drängern, unter Knechten
Nimmer mit im Bubenbunde
Haſt die faſt verſchollne Kunde
Von den frommen und gerechten
Herrn du wieder ſchön erneuet.
Darum, tapfrer Greis, erbläuet
Ewig heiter ſich dein Himmel,
Nie von Nebeln überwunden,
Und in ſolcher Luſt auf Erden
Spielſt du deine letzten Stunden,
Daß auch Schlechte gläubig werden.

Frommer Chriſt und tapfrer Ritter,
Du erkannteſt deine Ahnen:
Nicht in Wappen, nicht in Fahnen
Nicht im ſchimmernden Geflitter

Blüh'n ſie von bemalten Schilden;
Nein, in ſtolzen Sternenwahnen
Und in himmliſchen Gebilden,
Die wie Kinder ſich verkleiden,
Daß ſie irdiſch wandeln können,
Die in Freuden und in Leiden
Nie ſich von den Starken trennen:
Freundlichkeit und milde Treue,
Redlichkeit mit feſtem Schritte,
Alter Glaube, alte Sitte,
Dieſe geben Ritterweihe.
Aus dem Schwall der Erdenwogen,
Aus der Nacht der Grabeshöhlen
Haben Himmelsfriedensbogen
Dieſe immer aufgezogen,
Lichten Pfad der lichten Seelen.

Das Finkenräthſel.

1817.

Im Maien, im Maien
Blüh'n ſüße Blümelein,
Ich fand ein Blümlein, weiß wie Schnee,
Das thut ſo wohl, das thut ſo weh
Im Maien.

Im Maien, im Maien
Singen alle Vögelein:
Es macht ihr heller Freudenmund
Viel ſüße Herzensräthſel kund
Im Maien.

Im Maien, im Maien
Da ſang ein Vöglein mir,
Den Klang und Sang ſtiehlt mir kein Dieb,
Es lockte dreimal lieb! lieb! lieb!
Im Maien.

Im Maien, im Maien
Da ging ein holdes Kind,
Das hat gelernt den Wonneſchall
Von Lerche Fink und Nachtigall
Im Maien.

Im Maien, im Maien
O ſüßer, ſüßer Klang!
O ſüße Liebe! ſüße Maid!
Kläng's lieb! lieb! lieb! in Ewigkeit
Im Maien!

Das Lied vom Siegerich.

1817.

Von Freiheit will ich klingen —
Das iſt der höchſte Klang —
Von Freiheit will ich ſingen
All all mein Lebenlang,
Daß mächtig ihr Geläute
Die kühnen Herzen weckt
Und für die ſchönſte Beute
Der Tugend Sehnen ſtreckt.

Auch klingt mein Lied von denen,
Die Stolz auf Recht und Gott
Und hohes Herzensſehnen
Gelockt in edlen Tod,
Die ritterlich verblutet
Das Leben jung und ſchön,
Getrieben und gemuthet
Durch das, was wir nicht ſeh'n.

Denn das, was wir nicht ſehen,
Heißt Gott und Vaterland,
Die Freiheit in den Höhen,
Ein unſichtbares Land,

Geliebt, geſchaut im Glauben,
Im ſtillen frommen Muth,
Durch keine Liſt zu klauben,
Weil's iſt ein hehres Gut.

Von hohen Bergen fließet
Ein Flüßlein in den Rhein,
An deſſen Ufern ſprießet
Ein Knabe fromm und fein,
Aus altem Heldenſtamme,
Mit Wälſchen nie im Kauf:
Drum ſchlägt auch edle Flamme
Aus Stamm und Wurzeln auf.

Das Flüßlein, welches fließet
Zum Rheine, heißt die Wied,
Der Knabe, welcher ſprießet
Am Flüßchen, heißt Neuwied.
Sie haben ihn genennet
Den Viktor Siegerich:
Der ſtolze Name brennet,
Auf Thaten ſchickt er ſich.

Er hatte ſeinen Weiſer —
So galt es im Geſchlecht —
Zu dienen Deutſchlands Kaiſer
Das däucht ihm Pflicht und Recht;
Wo deutſche Fahnen wehen,
Wo deutſche Loſung ſchallt,
Da muß der Siegrich ſtehen,
Da treibt's ihn mit Gewalt.

So zog in Franzens Schlachten
Er zweimal fröhlich aus,
Doch ach! die Männer brachten
Den Sieg nicht mit nach Haus:
Da hat die wälſche Rotte,
Kühn durch des Teufels Macht,
Den Spruch vom deutſchen Gotte
Bei Vielen klein gemacht.

Auch Siegerich den Jungen
Hat da das wälſche Glück
Verwundet und bezwungen —
Das deutſche wich zurück —
Er kam in böſe Bande
Gen Straßburg an dem Rhein:
Da beweint' er deutſche Lande
Verwälſcht und deutſchen Wein.

Er mußt' in Kerkers Mauren
Der trüben Monde drei
Verſehnen und vertrauren,
Da war der Kampf vorbei:
„Die Schwerdter und die Lanzen,
„Ihr Krieger, ſteckt ſie ein!
„Ihr ſollt zur Hochzeit tanzen,
„Das ſoll der Friede ſein.“

„O Friede, ſchnöder Friede!
„Wie biſt du ehrenſiech!
„Iſt das der Schluß vom Liede?
„Viel beſſer wäre Krieg.
„So klingt im deutſchen Lande
„Ringsum der Jammerſchall:
„Wir tragen ſchwer die Schande,
„Ihr ſpringt den Hochzeitball.“

Nun ſteht der Kerker offen
Dem Viktor Siegerich,
Doch hin iſt Luſt und Hoffen,
O Vaterland, für dich;
Noch giebt die alte Sonne
Dir Licht und Lebenſchein,
Doch weh! der Freiheit Wonne
Und Stolz iſt nicht mehr dein.

Er ſieht die Wälſchen meucheln
Die Ehre und das Recht,
Er ſieht die Fürſten heucheln
Und ſchmeicheln gleich dem Knecht,

Er ſieht in Diademen
Den neuen Sklavenprunk,
Wie ſie ſich übernehmen
In Babels Hurentrunk.

Er hört die Hochzeit ſchallen
Von Habsburgs edlem Sproß,
Hört auf den Hofer knallen
Das feige Mordgeſchoß:
In Wien erklingt der Reigen;
In Mantua knallt der Schuß,
Wodurch zur Gruft ſich neigen
Der beſte Deutſche muß.

Da hat's ihn weggetrieben,
Da war die Freude todt,
Er wäre nicht geblieben
Um alles Goldes Bot,
Um Scepter und um Kronen,
Die nicht die Ehre weiht:
Er muß mit ſolchen wohnen,
Wo Freiheit kämpft den Streit.

Er muß mit ſolchen ſtehen,
Die mit der Freiheit ſteh'n,
Drum läßt er Wimpel wehen,
Die hin nach Weſten ſeh'n,
Nach Spanien hin, nach Weſten —
Es klingt daher ſo ſchön —
Da will er mit den Beſten
Den wälſchen Trug beſteh'n.

Nach Spanien will er reiſen,
Ins ſtolze Wunderland,
In Spanien will er weiſen
Deutſch Herz und deutſche Hand;
Nach Spanien will er reiſen,
Der Freiheit Heim und Haus,
Da hofft ſein gutes Eiſen
Auf manchen wälſchen Strauß.

So haben ihn die Wogen
Und Winde und Gewalt
Des Herzens fortgezogen,
Wo Krieg um Kadix ſchallt;
Da blüht ihm erſte Freude
Nach langer trüber Zeit,
Sein Schwerdt fährt aus der Scheide,
Sein Fuß fliegt in den Streit.

Und wohl, wohl iſt's gelungen
Dem Eiſen und dem Fuß,
Daß unter ihm bezwungen
Manch Wälſcher bluten muß:
Auf Andaluſiens Feldern
Da trat er rothe Spur,
Aus der Pyrene Wäldern
Bedräut er Wälſchlands Flur.

So in zwei ſchönen Jahren —
O ſtolzer Freiheitskampf! —
Iſt er hindurchgefahren,
Der Wälſchen Schreck und Dampf;
Sie ſah'n ſein Eiſen blitzen,
Sein Auge blitzte mehr,
Stets flog er an den Spitzen,
Der Vordermann im Heer.

So iſt er einſt geflogen
Gleich Himmelsflammen wild
Auf rothen Schlachtenwogen
Der Katalanen Schild,
Hat mit den rothen Wogen
Die Feinde weggeſpült:
Da iſt von Gottes Bogen
Der Pfeil auf ihn gezielt.

Da deckt, vom deutſchen Lande,
Von deutſcher Liebe fern,
Der Haſſer wälſcher Schande,
Der deutſchen Fürſten Stern,

Der Preis der deutſchen Jugend,
Der junge grüne Held,
Das fromme Bild der Tugend,
Erblaßt das fremde Feld.

Da iſt der Held gefallen
In jenem großen Jahr,
Als des Tyrannen Wallen
Gen Moskau ſchaurig war;
Er hat nicht mehr geſehen,
Was ſeine Seele rang,
Das Vaterland erſtehen
Aus Jammers Ueberſchwang.

Doch iſt er auch geſtorben
Fürs deutſche Vaterland,
Und hat den Kranz erworben,
Der Ehre ſchönſtes Pfand,
Den Kranz, wodurch die Freien
Im Himmel herrlich ſteh'n,
Die gegen Tyranneien
Durch Feuer und Eiſen geh'n.

Drum ſchreibt die deutſche Treue
Mit goldnem Stralenſchein,
Dich, kühner Schlachtenleue,
In ihre Tafeln ein;
So lang' in feſten Kreiſen
Noch Mond und Sonne reiſt,
Wird man dich, Siegrich, preiſen,
Wo man die Freiheit preiſt.

Von Freiheit muß ich klingen —
Das iſt der höchſte Klang —
Und ihre Glocken ringen
All all mein Lebenlang.
Drum hab' ich auch geſungen
Vom Siegerich die Mähr,
Die weit und breit erklungen
Iſt über Land und Meer.

Sehnſucht.

1817.

Wann die Vöglein ſo minniglich
Im grünen Walde ſingen,
Mit den Kehlen ſo winniglich
Von Luſt und Liebe klingen,
Dann ſingt's und klingt's auch hell in mir
Dann will das volle Herz mir ſchier
Vor lauter Freude ſpringen.

Wann die Blümlein in Berg und Thal
In ſüßer Liebe glänzen,
Mit dem himmliſchen Wonneſtral
Die Au'n und Anger kränzen,
Dann blüht's und glüht's in mir ſo jung,
Dann nimmt die Seele ſich den Schwung
Zu Reigen und zu Tänzen.

Wann die Sternlein mit mildem Schein
Die ſtille Nacht durchfunkeln,
Alle Blätter und Zweiglein klein
Zuſammen flüſternd munkeln,
Dann will's in mir auch luſtig ſein,
Und aller Himmel Sternenſchein
Beginnt aus mir zu funkeln.

O ihr Vöglein ſo traut und hold!
Und Blümlein bunt und feine!
O ihr Sternlein, die leuchtend rollt
Mit ſüßem Gottesſcheine!
Euch künd' ich mein Geheimniß dreiſt,
Ihr wiſſet wohl, was Liebe heißt,
Und ſchweigt ſie treu und reine.

Wann ihr ſchmücket Feld Berg und Thal
Mit Klängen und mit Scheinen,
Dann beginnt auch mein Klang und Stral
Zu klingen und zu ſcheinen;
Doch ach! mein Liebſtes wohnet fern,
Und ſehnlich muß mein Augenſtern
Auch in der Wonne weinen.

Die Zeiten.

1817.

Löwenzeit war,
Fröhliche Zeit,
Zornig und klar
Blitzte der Streit,
Offne Gefechte
Dräute die Rechte,
Sieg hatte Ehren,
Tod hatte Zähren.
Hin iſt die Zeit.

Tigerzeit kam,
Wölfiſche Wuth,
Wuth ohne Schaam,
Durſtig auf Blut:
Laurende Tücke
Bricht die Genicke,
Und bei Hyänen
Schwinden die Thränen,
Schaudert dem Muth.

Fuchszeit iſt jetzt.
Wedelnder Schwanz
Wirbt ſich zuletzt
Streichelnd den Kranz,
Schmeicheln und heucheln
Bübeln und meucheln
Mußt du verſtehen,
Wenn du willſt ſtehen
Vorderſt im Tanz.

Füchschen befiehlt,
Lüchschen iſt mit,
Lauſchet und ſchielt
Waidlichem Schritt
Edeler Hirſche,
Daß es ſie pirſche
Meuchliſcher Weiſe:
Schleichend und leiſe
Birgt es den Tritt.

Aeffchen auch ſcherzt
Spielend darein,
Wenn es dich herzt,
Trau nicht dem Schein;
Schlängelein ſchillert,
Liſpelt und trillert
Liebesgeſäuſel —
Weh! ſein Gekreiſel
Mord kreiſt es ein.

Löwenzeit war,
Fröhliche Zeit.
Iſt es denn wahr?
Steht uns der Streit
Nun nur mit Füchſen
Affen und Lüchſen
Ottern und Schlangen?
Alles vergangen?
Alles entweiht?

Weh mir der Pein,
Die mich durchbohrt!
Siehe du drein,
Mächtiger Hort!
Wecke die Starken,
Daß uns die Marken
Blühender Erden
Hölle nicht werden!
Halte dein Wort!

Siehe du drein,
Mächtiger Gott!
Räche die Pein!
Räche den Spott!
Und ſind wir alle
Fertig zum Falle,
Ende die Poſſe!
Nimm die Geſchoſſe!
Nimm uns, o Gott!

Des Lilienmädchens Wiegenlied.

1817.

Schlafe, Kindlein hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß,
Schlaf in ſtiller ſüßer Ruh,
Thu die kleinen Aeuglein zu.

Draußen ſteh'n die Lilien weiß,
Haben allerſchönſten Preis,
Droben in der lichten Höh
Steh'n die Englein weiß wie Schnee.

Kommt, ihr Englein weiß und fein,
Wiegt mir ſchön mein Kindelein,
Wiegt ſein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Schlafe, Kindlein, ſchlafe nun!
Sollſt in Gottes Frieden ruh'n;
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter ſein.

Prinzeſſin Schneeflöckchens Klage.

1817.

Geiſter in den dunkeln Höhlen,
Geiſter in der tiefen Nacht,
Habt ihr Liebe, habt ihr Seelen,
Gebt auf meine Klagen Acht,
Die ich ſeufze, die ich weine
In der ſtummen Einſamkeit,
Ferne von dem Sonnenſcheine,
Von des Lebens Lieblichkeit.

Aus der ſüßen Welt verſtoßen,
Welche warme Herzen hat,
Mit den Stürmen, mit den Schloßen
Flieg' ich ſchaurig meinen Pfad;
Zitternd vor den leichten Winden,
Vor der Stürme Wankelmuth,
Kann ich nirgends Ruhe finden:
Ach! ich armes junges Blut!

Und mein Seelchen voll von Liebe
Sauſ' ich durch die öde Welt,
Welche meine ſchönſten Triebe
Nur für Winterlügen hält,
Muß dem Stein am Buſen frieren
Und dem ſtarren harten Eis,
Das ſich wohl mit Glanz zu zieren,
Aber nicht zu lieben weiß.

Und ſo kann ich einſam fliegen
Durch die lange Ewigkeit,
Und dies Herz wird nie ſich ſchmiegen
An ein Herz voll Zärtlichkeit;
Wie ich brenne, wie ich glühe,
Keine Seele glaubt es je,
Wenn ich gleich von Flammen ſprühe,
Heiß' ich doch der kalte Schnee.

O wo lebt das holde Weſen —
Wenn ihr's wißt, ſo ſagt mir's an —
Welches dieſen Zauber löſen,
Dieſe Liebe kühlen kann?
O wo lebt die ſeltne Treue,
Welche Stal und Eiſen ſchmelzt
Und für mich, ein kühner Leue,
Sich durch Feu'r und Strudel wälzt?

Ach! ihr Elfen! ach! ihr Zwerge,
Was verkünd' ich euch die Pein?
Ihr ſeid kalt wie eure Berge,
Ihr ſeid kalt wie euer Stein.

Denn was nie am Menſchenherzen
In der ſüßen Liebe lag,
Ahnet nichts von dieſen Schmerzen,
Dieſer Sehnſucht, dieſer Schmach.

Ade!

1817.

Ade! es muß geſchieden ſein!
Reich' mir ein Gläschen kühlen Wein,
Reich' mir ein weißes Semmelein —
Ade!
Den kühlen Wein, das Semmelein —
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſein!
Ade! du heller Sonnenſchein!
Und Mondenſchein und Sternenſchein!
Ade!
Du Sonnenſchein und Mondenſchein!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Ade! es muß geſchieden ſein!
O weine nicht, Feinsliebelein!
Es muß von dir geſchieden ſein!
Ade!
Es muß, es muß geſchieden ſein!
Ade! Ade!
Mir thut mein Herz ſo weh.

Klage um Prinzeſſin Seufzerlein.

1817.

Ein ſüßes Liebesſeufzerlein
Liegt unter dieſem Grabeſtein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold, als wenige Kinder ſind.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenſtein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt,
Nun decket ihn ein wenig Sand.

Es war ein Liebesſeufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Steine, die Bäum' in'n Arm
Und küßte ſie durch Liebe warm.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Herbei nun alle, Groß und Klein!
Und ſtimmt den nächtlichen Klageſang
Zu liebender Herzen Glockenklang!

O Aechzerlein, o Seufzerlein!
Würde jede Thräne ein Edelſtein,
Würde jedes Ach! ein heller Demant,
Wir kauften wohl aller Könige Land.

O Aechzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klage ein Sandkörnlein,
Das allerfeinſte Sandkörnlein,
Wir ſtiegen als Berg in den Himmel hinein.

Gruß an die Gräfin Charlotte Schwerin,

geborne Gräfin von Putbus auf Schloß Husby in Oſtgothland.

1817.

Es fliegt ein ſüßer Klang herab vom hohen Norden,
Und der Magnet in mir dreht gleich ſich nordenwärts.
Gewiß ich bin daher recht lieb gegrüßet worden,
Drum wallet mir die Bruſt in Sehnſucht und in Schmerz.

O Klang, du klingſt gewiß vom Lande tapfrer Gothen,
Von Husbys hohem Sitz, von Husbys Paradies,
Da hat ein deutſches Herz mir deutſchen Gruß entboten,
Das Herz, des Zeiger ſtets nach Süden richtig wies.

Das Herz, das nie vergaß das traute Heim der Ahnen,
Wo Rügens Lieblichkeit das blaue Meer umſchlingt,
Das Herz, das in die Luſt der jauchzenden Germanen
Der Freiheit Wonnelied im hellſten Jubel ſingt.

Ja, Herz von feſter Treu, in dir hat hell geſungen
Von deutſcher Siege Luſt die deutſche Nachtigall,
Und über Land und Meer iſt zu mir hergeklungen
Zu meinem Rhein hinab des Geiſtes Wunderſchall.

O Dank dir, edles Herz! Als ich, von Gram verdunkelt,
Mit meinem Schmerz allein an Mälarns Waſſern ging,
Wie licht hat mir aus dir der Hoffnung Stern gefunkelt,
Als das Verhängniß ſchwer um Deutſchlands Gaue hing!

O Dank dir, edles Herz, auch Dank dir, Land der Gothen,
Daß ihr den fremden Mann mit Liebestreu umfingt.
Drum fliegen ewiglich des Buſens ſchnelle Boten,
Worin Erinn'rung ſüß der Sehnſucht Glocken ringt.

Hier ſitz' ich nun am Rhein im Lande edler Reben,
Vor mir die Herrlichkeit der Berge ſtolz und hehr,
Doch flöge gern mein Geiſt mit jedes Vogels Schweben
Gleich mit mir fort, wär' ihm der Ballaſt nicht zu ſchwer.

Hier ſitz' ich nun am Rhein, und wie die Wellen fließen,
So träum' ich mir ſo oft die holde Möglichkeit,
Daß ſie an Husbys Strand dich einſt mit Wehmuth grüßen;
Ihr Rollen gleich dem Geiſt durchrollt Unendlichkeit.

O die Unendlichkeit! das Fliegen und das Rollen
Der Liebe für und für! der zarte Geiſterhauch!
Das bleibet uns allein: das Sehnen und das Wollen,
Das Erde ſehnt und will, zerfliegt wie dünner Staub.

O die Unendlichkeit! der ſchnelle Falkenflügel!
Da iſt nichts nah und fern, da iſt die Ewigkeit,
Das iſt das feſte Wort, das iſt uns Brief und Siegel,
Daß in dem Dieſſeits iſt kaum Tröpflein unſrer Zeit.

Drum ſchwing', mein Vogel, dich und laß die Flügel klingen!
Du Nordens Falke! hoch hinaus vom heil'gen Rhein!
Der holden Freundin ſollſt du ſchönſte Grüße bringen:
Die Berge ſtehen ſtill, der Geiſt kann Vogel ſein.

Mein Lichtlein.

1818.

Der Alte, der die Sterne hält
In gleichen feſten Bahnen
Und jedes Tröpflein ſenkt und ſchwellt
In tiefſten Oceanen,
Der alte Meiſter droben hat
Ein Lichtlein mir gegeben,
Das mir erhellt den dunklen Pfad
Im irrwiſchvollen Leben.

Ihr fraget, wie das Lichtlein heißt,
Das ſüße Kind der Sterne,
Das ſtets die rechten Pfade weiſt
Auch in die fernſte Ferne?
Ich weiß es nicht, ich kann es nicht
Mit Menſchenſprache künden,
Auch halt ich's nicht und ſeh' ich's nicht,
Und kann den Weg doch finden.

Es haben's Viele wohl genannt
In Liedern und mit Zungen,
Doch unerklärt und unbekannt
Wird's immer noch geklungen.
Drum ſelig, wer es ſtill bewahrt
In tiefſten Buſens Höhlen!
Des Lichtleins Art iſt ſtille Art
Und liebt die ſtillen Seelen.

Doch bitt' ich den, der's Lichtlein gab,
Den Alten in den Höhen,
Er wolle vor mir bis ans Grab
Sein Flämmchen laſſen wehen,
Daß muthiglich und ritterlich
Ich durch das Dunkel ſtrebe,
Und fröhlich von der Erde mich
Zum Licht der Lichter hebe.

Vorwärts!

1818.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Deutſchlands treuſter beſter Degen,
Und auf ſchlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held ſo ſicher.

Vorwärts! Vorwärts! hat's geklungen
Von der Oder bis zur Seine,
Und die wälſche Mordhyäne
Hat der alte Held bezwungen.

Vorwärts! drum ſoll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen,
Vorwärts! Klang der ſtolzen Seelen
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts klingt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und ſchlechtes Zeichen,
Worob Muth und Luſt erbleichen
Und erſtarrt des Herzens Welle.

Rückwärts ſchleichen Satans Schliche,
Wann er Seelen meint zu fangen,
Rückwärts ſchleichen feige Schlangen,
Wann ſie lauſchen Todesſtiche.

Rückwärts taſten Krebſesſcheeren
Für den Mord und Spinnenfüße,
Wann im luſtigen Verließe
Sie die Fliegen winſeln hören.

Rückwärts — o die feigen Seelen! —
Nein! nicht Namen ſollſt du nennen!
Wo ſie mit dem Schwarzen brennen,
Mag der Schwarze ſie ſich zählen.

Vorwärts! Vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget friſch und freudig,
Vorwärts! hauet ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchreitet kühn und ſicher.

Gruß an die Freunde.

1818.

Ihr, die bei'm hehren Aufgebot
Des Vaterlands euch fandet
Und felſenfeſt in Noth und Tod
Mit treuer Liebe ſtandet,
Ihr Brüder ſeid mir lieb gegrüßt
In Fernen und in Nähen!
Was unſern Bund zuſammenſchließt,
Kann nimmermehr vergehen.

Ihr habt gehofft auf hohes Gut,
Um hohes Gut geduldet,
Ihr habt gelöſt mit Muth und Blut,
Was Sünde ſchwer verſchuldet:

Es kam die Zeit, es klang der Klang,
Da zog mit Schwerdt und Feder,
Als Gott der Herr die Fahne ſchwang,
Ein jeder friſch vom Leder.

Und Wort und Eiſen haben friſch
Geklungen und gerungen,
Und in dem blutigen Gemiſch
Iſt Satans Macht bezwungen,
Der Sieg iſt grün, das Glück iſt neu —
O unſre Luſt und Wonne! —
Der deutſche Adler flieget frei
Im Licht der eignen Sonne.

Erfüllt hat Gott, was ihr geglaubt,
Der Stern iſt aufgegangen,
Zermalmet liegt der Hyder Haupt
Mit Millionen Schlangen;
Ihr habt auf Babels Wällen zwier
Das Siegspanier gepflanzet,
Drum ſitzt das ſchwarze Abgrundsthier
Vom Ocean umſchanzet.

Auf! bleibet treu und haltet feſt!
So wird euch mehr gelingen.
Wer ſich von Gott nicht ſcheiden läßt,
Der kann die Hölle zwingen:
Der alte Gott, der deutſche Gott
Läßt ſich noch immer ſchauen
Und macht des Teufels Liſt zu Spott
Und ſeinen Stolz zu Grauen.

Auf! bleibet treu und haltet aus,
Wie Lug und Trug auch ſchnauben,
Der alte droben hält noch Haus
Und ſchirmt den rechten Glauben,
Den Glauben, daß die Welt vergeht,
Wann Männertreue wanket,
Den Glauben, daß wie Sand verweht,
Was um die Lüge ranket.

Denn Treue ſteht zuerſt zuletzt
Im Himmel und auf Erden:
Wer ganz die Seele drein geſetzt,
Dem ſoll die Krone werden:
Drum muthig drein! und nimmer bleich!
Denn Gott iſt allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben.

Wer ſoll der Hüter ſein?

Max von Schenkendorfs Denkmal[*]).

1818.

Wer ſoll der Hüter ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Mag dich der Schwerdter Glanz,
Mögen dich Wall und Schanz,
Mag dich von Thürmen
Ein diamantner Kranz
Hüten und ſchirmen?
Ach nein! durch Felſenburg
Dringet die Liſt hindurch,
Solches ſchirmt nie genug
Gegen den wälſchen Trug.

Wer ſoll der Hüter ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Eins kann nur Hüter ſein,
So ſpricht der Vater Rhein,
Eins kann nur dauren;
Lanzen und Schwerdterſchein,
Felſen und Mauren,
Wären ſie noch ſo dicht,
Sprenget der Höllenwicht;
Bau diamantne Burg,
Er dringet doch hindurch.

---

[*]) Schenkendorfs Grab iſt in einer Schanze der Feſtung Koblenz.

Was ſoll das Eine ſein?
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das Eine ſein,
Spricht Vater Rhein —
Das wird es treffen,
Herz, das kein Lügenſchein
Nimmer kann äffen:
Auch ohne Schanz und Wall
Brauſet mein Wogenſchwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wenn ich des mächtig bin.

Soll das das Eine ſein?
Ja, das allein:
Treues und deutſches Herz,
Tapfer in Ernſt und Scherz,
Das iſt die Mauer,
Treues und deutſches Herz
Bleibt auf die Dauer;
Brechet die Schwerdter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleifet die Felſenburg —
Mit dieſem fecht' ich's durch.

Wohl dir des Hüters dein!
Dies ſoll es ſein!
Wohl dir! Ein deutſches Herz,
Tapfres und treues Herz,
Köſtliche Gabe,
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.
Das ſei dir Schild und Hort,
Brauſende Landespfort!
Das ſoll ein Zeichen ſein
Ewig am freien Rhein!

Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutſchen Land,
Er hat vom wälſchen Tand

Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferſtand,
Wo er geſungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanenſang:
Hier ſollt' er Zeichen ſein,
Hier ſollt' er Hüter ſein.

Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun, Rhein!
Brauſe in Wonne fort,
Heilige Landeshort!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege ſein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!

Lied der Feuermuſikanten.

1818.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Muſik erklingen!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier
Und ſehnen ſich zu ſpringen.
Auf! zieht den vollen Glockenſtrang
Im Donner- und Karthaunen-Klang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen!

Der Klinger und Singer habt ihr gnug,
Karthaunen und Scharfmetzen*),
Auch Baſilisken, die im Flug
Auf Thurm und Mauer ſich ſetzen,

---

*) Namen nebſt den folgenden der verſchiedenen größeren Feuerröhren.

Und Narren, die mit Stock und Stein
Gleich wilden Buben um ſich ſpei'n,
Anſchnarcher Heuler Preller,
Gewalt'ge Feuerſchneller.

Der Vögel und Flieger habt ihr gnug,
Sie fliegen gar geſchwinde
Und überholen mit dem Zug
Der Flügel alle Winde:
Der Singerinnen feurig Heer
Und Falken und Sperber noch viel mehr,
Auch müſſen Nachtigallen
Mit hellen Kehlen ſchallen.

Die Vögel fliegen und ſingen gut,
Nun laßt auch ziſchen und ſauſen
Der wilden Feuerkatzen Wuth,
Der Feuerſchlangen Grauſen;
Der Bomben und Granaten Schein
Das ſoll der Hochzeitbitter ſein,
Mit Orgeln und mit Glocken
Sollt ihr zum Tanze locken.

Und wißt ihr, Spieler, wer Hochzeit giebt
Und prüſt der Tänzer Solen?
Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen;
Die ſtolze Braut, die Freiheit heißt,
Sie reitzt der tapfern Kämpfer Geiſt,
Sie woll'n in ihrem Reigen
Sich als die Beſten zeigen.

Und wißt ihr, Spieler, wer jene ſind,
Die für ſie tanzen wollen
Und ſich im ſchnellen Wirbelwind
Des blutigen Reigens rollen?
Das ſind die Herzen hochgemuth,
Die ſparen weder Gut noch Blut
Bis ſie im ſchönen Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Ihr Feuermuſikanten!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier,
Die hohen Spielverwandten.
Die Fidelbogen ſchnell zur Hand!
Spielt auf für's liebe Vaterland!
Spielt auf mit allen Geigen
Der Freiheit ſtolzen Reigen!

Lied für den achtzehnten Weinmonds.

1818.

Und es leuchten deutſche Flammen
Und die Lohe ſchlägt hervor,
Geiſter, die dem Licht entſtammen,
Wollen heut zum Licht empor,
Treu des Herzens ew'gen Sagen,
Wovon jede Fabel ſpricht,
Wollen ſie den Himmel fragen:
Iſt es licht? und wird es licht?

Ward er darum nicht vernichtet,
Jener Fürſt der Schreckensmacht,
Weil er hielt den Pfad gerichtet
Grade hin zur düſtern Nacht?
Gott der Ehren, Gott der Gnaden,
Gott der Freiheit, Gott des Lichts,
Stürzteſt du mit Schmach beladen
Darum Satan nicht ins Nichts?

O die Fragen in die Ferne
Und die Räthſel, die die Welt
Gar zu gern an jene Sterne,
Die dort oben leuchten, ſtellt!
Nein, zurück zur grünen Erde,
In euch ſelbſt zurück! zurück!
Sucht den Spruch am eignen Herde,
Spruch von Freiheit Kraft und Glück.

Warum wollt ihr Gott verſuchen
Mit der eitlen Gaukelei?
Flehen jammern ſchelten fluchen,
Als ob's in euch richtig ſei?
Auf euch wendet dieſe Frage,
Dieſen Jammer, dieſen Schmerz,
An dem größten deutſchen Tage
Fraget ernſt das eigne Herz.

Und es wird den Spruch euch künden,
Bittre Mahnung, edlen Troſt,
Was aus keinen Räthſelfünden
Sich der eitle Gaukler looſt,
Wird euch ſtrafen, wird euch weiſen,
Wie die Erde ſich erneut
Und was bleibt in höhern Kreiſen
Wo das Ewig tönt für's Heut.

In euch müßt ihr euch erlöſen
Von der Lüge, von dem Wahn,
Von dem bunten Tand des Böſen,
Dem die Welt iſt unterthan.
Schafft ihr göttliche Gebärde,
Licht und Wahrheit in das Herz,
Wahrlich die verſunkne Erde
Steiget fröhlich himmelwärts.

So in Freuden hell zuſammen!
Wißt ihr, wie die Looſung heißt?
Wie der Geiſt der hehren Flammen?
Hört es! eurer Väter Geiſt!
Schaut, wohin der ſtarke winket,
Folgt ihm redlich für und für:
Wo's am hellſten blitzt und blinket,
Das iſt er und ſein Panier.

Drei Troſtlieder aus dem Sommer von 1819.

1.

Es war einſt ein Wahn mir gekommen,
Ein Wahn, und, beſinn' ich mich recht,
Ich hörte von Paulus dem Frommen,
Der Menſch ſei von Göttergeſchlecht;
Es hat's der Apoſtel verkündet:
So weit dieſe Kugel ſich ründet,
Soll walten ein ewiges Recht.

So weit dieſe Kugel ſich ründet,
So weit nur erklungen das Wort,
So weit es die Geiſter verbündet,
Verpfändet dem himmliſchen Hort,
Verpfändet unſichtlichen Reichen,
Soll knechtiſcher Frevel erbleichen!
Es bläſt ihn das mächtige fort.

Drum muthig! die Looſung ſoll gelten!
Wer mag vor dem ſtarken beſteh'n?
Es ſchafft die unendlichen Welten
Und läßt ſie wie Flocken verweh'n —
Drum muthig des Zorns und der Rede!
Drum muthig der heiligen Fehde!
Wir ſiegen, auch wenn wir vergeh'n.

Drum muthig! die Freiheit ſoll leben!
Und leben das ewige Recht!
Es blüht als das Leben im Leben
Und adelt den König und Knecht —
Wie viel ſie auch flittern und flunkern,
Wie viel ſie auch gaukeln und junkern,
Doch ſieget das ewige Recht.

2.

Komm, Geiſt! und zieh dich ſtählen an!
Komm, Herz! und laß dich eiſern kleiden!
Es rüſte ſich, was ſtreiten kann,
Auf harten Krieg und ſchwere Leiden!

Komm, Stolz! und faſſe das Panier!
Laß weh'n die Fahnen! weh'n zum Himmel!
Das rechte Bleiben iſt nicht hier,
Drum wirf dich muthig ins Getümmel!

Komm, Hoffnung, auch! Es ſoll dein Grün,
Dein Maigrün, roſenroth ſich färben,
Noch einmal ſollſt du herrlich blüh'n,
Und dann gleich rothen Roſen ſterben.

So ſteht der Krieg, ſo iſt der Zorn,
Und in der Mitte gar kein Bleiben:
Wer lechzet Strom zu ſein, der Born
Muß kühn als Dunſt von Felſen ſtäuben.

So alles dran! ſo alles drein!
Und ſetzt das Kleine für das Große!
Gott aber ſoll der Würfler ſein!
Er wirft die Millionen Looſe.

So alles dran! ſo alles drein!
Und ſetzt das Kurze für das Lange!
Gott aber ſoll der Würfler ſein!
Bei dieſer Schanzung ſeid nicht bange.

3.

Wo iſt der Geiſt,
Der mildlich fleußt
In Liebesſehnen?
Der Geiſt, der fromm und ſtill
Was Gott will immer will?
Der lächelt aus Thränen?

Wo iſt der Geiſt,
Der Tröſter heißt,
Der Stolze, Freie?
Durch den der Jammer Pſalm,
Speer wird der dünne Halm,
Das Lämmchen ein Leue?

Wo iſt der Geiſt,
Vor dem vergleißt,
Was trügiſch blinket?
Der Geiſt des tiefſten Borns,
Aus dem die Gluth des Zorns
Kein Irdiſcher trinket?

Dies iſt der Geiſt,
Den fromm verheißt
Sehnſucht und Liebe.
Geh auf, o Morgenſtern!
Komm! funkle, Geiſt vom Herrn!
Komm! funkle mir, Liebe!

Friſchauf!

1819.

Heraus, mein Herz, aus deinem Jammer!
Mein krankes Herz, verzage nicht!
Heraus aus deiner dunkeln Kammer!
Und ſuche Licht, ſo findſt du Licht.

Heraus! Es brütet in dem Dunkeln
Des Trübſinns volles Schlangenneſt —
Heraus! Wo Gottes Sterne funkeln,
Da wird der Muth dir hell und feſt.

Wie? willſt du auf den Hort nicht bauen,
Der dir ein Fels in Nöthen war?
Auf den Propheten nicht vertrauen,
Der ſelbſt dir Träume machte wahr?

Wie? willſt du Eitler dich betrüben,
Wenn Welt und du auch ungleich geh'n?
Bedenk, ſein Sein iſt eitel Lieben
Und was er will das muß geſcheh'n.

Wie? willſt du Zage nicht mehr hoffen,
Als wär's um Welt und dich geſcheh'n,
Und haſt ſo oft den Himmel offen
Und Gott die Finger recken ſeh'n?

Drum muthig! — Satan nimmt die Waffen —
Auf gürte dich zu Lauf und Stand!
Erzittre nicht vor Gottes Affen,
Denn ſeine Wehr zerſtäubt wie Sand.

Es gilt mit Gott hineinzufahren,
Mit Gott wird Unten Oben ſein;
Denk der Jahrtauſende, die waren,
Jahrtauſende, die werden ſein.

Zorn und Liebe.

An Karoline Hegewiſch.

1819.

Von Liebe ſprichſt du, ſüßes Kind,
Und immer nur von ſüßer Liebe;
Lieb' iſt der Frauen Frühlingswind
Und Mutter aller milden Triebe,
Lieb' iſt des Himmels Nachtigall,
Die laut vom Jenſeits klingt den Schall.

Sie klingt der Welten Hochgeſang,
Wie keine Harfe klingt und Cither;
Was ſie nicht klingt, iſt Schellenklang,
Was ſie nicht ſchafft, iſt Prunk und Flitter,
Was ſie nicht baut, das ſteht auf Sand,
Was ſie nicht weiht, geräth zu Tand.

Sie iſt der Stolz, ſie iſt der Glanz,
Doch wer mag ihre Namen zählen?
Sie iſt im Götterſternentanz
Die Reigenfürſtin heil'ger Seelen —
Wer klänge, hätt' er ſolchen Klang,
Von ihr nicht Ewigkeiten lang?

Doch ſchilt mir drum den Bruder nicht,
Der holden Herrlichkeit Bewahrer,
Er funkelt auch von Himmelslicht,
Ein Frommer Feſter Heitrer Klarer,
Doch ſchilt mir nicht den tapfern Zorn,
Ohn' ihn hat Liebe halb verlorn.

O ſchilt den tapfern Kämpfer nicht,
Mit ihr aus Einem Bett entſproſſen;
Zwar trägt er ſtrenges Angeſicht
Und hält der Schlacht Viſier geſchloſſen,
Doch könnt' er jemals läſſig ſein,
Wie mögte Liebe ſicher ſein?

Drum her die Hand! es bleibt dabei!
Blieb's nicht, ſo würde gar nichts bleiben,
So würd' in öder Wüſtenei
Kein Geiſterfrühling Blüthen treiben,
So ſchüfe Satan hier das Recht
Und hieße ewig Herr der Knecht.

Drum her die Hand! es bleibt dabei!
Halt hoch empor den Stolz des Lebens!
Halt feſt, halt feſt an dieſem Zwei!
So lebſt und ſtrebſt du nicht vergebens;
Denn wie die Roſe blüht im Dorn,
So blüht und glüht die Lieb' im Zorn.

Ein Gleiches. An Dieſelbe.

1820.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht:
Die Lieb' iſt ſüße Blüthe,
Die bitterm Zorn entbricht;
Wie Roſen blüh'n aus Dornen
Und wunderlieblich ſteh'n,
So ſteht auf ſcharfen Zornen
Auch Liebe wunderſchön.

Wie, wer will Roſen pflücken,
Muß ſtreiten mit dem Dorn,
Pflückt Liebe, pflückt Entzücken
Der Liebe nur der Zorn:
Durch Muth und ſtolze Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr unendlich Sehnen
Allein hienieden klar.

Wohlan! wenn ſo die Looſe
Uns hier geworfen ſind,
So greif' ich nach der Roſe,
Dem hellen Dornenkind,
So ring' ich nach der Liebe,
Dem ſüßen Himmelſchein;
Wenn auch die Welt ſich hübe,
Mitringer drum zu ſein.

So blühe, Roſe, blühe!
Blüh', Liebe, ſcharf im Dorn!
Komm du, mein Blitz, und ſprühe!
Sprüh', ſprühe, edler Zorn!
Komm, Stolz, und nimm die Waffen
Der Arbeit und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig todter Tod?

Lehre an mich.

1820.

Auf! lege deiner Jugend Harniſch an!
Und ſchnalle um auch deine Ritterſporen!
Was Glück? ſein Rädlein rollet ab und an;
Was Ruhm? ein dunſt'ges Gaukelbild für Thoren.
Was bunter Tand, wornach die Menge greift?
Was Geld und Glanz und Titelklang und Orden?
Du greife das, was nicht wie Zufall ſchweift,
Du halte feſt, was kein Tyrann kann morden.

Was du in ſtrenger Arbeit dir erwarbſt,
Was du im ſchweren Kampfe dir errungen,
Wodurch du reich ſein wirſt, auch wenn du darbſt,
Und ſiegreich, wenn dich auch Gewalt bezwungen —
Das zarte Unſichtbare ſuch hervor,
Das dünne Fünkchen aus der Götterflamme,
Und jauchze: zittre, Bube! zittre, Thor!
Dies iſt's, wodurch ich dir dein Nichts verdamme.

Dies iſt's, worauf die ganze Erdenlaſt,
Wirfſt du ſie drauf, nur liegt und nimmer drücket,
Das Unſichtbare, was Gewalt nicht faßt,
Und, faßte ſie's, nicht von der Stelle rücket,
Das Starke, was den bittern Feind, den Tod,
Mit allen ſeinen Schrecken ſelbſt mag tödten,
Das Frohe, was mit hellem Morgenroth
Des Unglücks dickſte Wetternacht mag röthen.

Dies nimm dir, ruf' auch die Geſellen auf,
Geſpielen und Genoſſen tapfrer Jugend,
Die in der ernſten Arbeit dir den Lauf
Geſtrecket auf der heißen Bahn der Tugend:
Durch das, was zornig ſchon den Knaben riß
Hinweg vom Tand, wornach's die Vielen lüſtet;
Steh nun als Mann im Sturm und Streit gewiß,
Auf! waffne deine Schaar und ſei gerüſtet!

O ſieh! ſchon ſteht dein tapfrer Wappenknecht,
Der edle Stolz, und zucket mit dem Eiſen;
Drei Helfer ſitzen auf, der Muth, das Recht,
Das Licht — ſie wollen ſich die alten weiſen;
Die Wahrheit trägt das leuchtende Panier,
Die Hoffnung ſchwingt die fliegende Standarte;
Auch unſichtbare Kämpfer folgen dir;
Gebet und Wunſch ſind Hüter auf der Warte.

Mit Solchen muthig drein auf Sieg und Tod!
Es gilt, was Freien ziemlich ſei, was Knechten;
Nur Einen Jammer giebt's, nur Eine Noth,
Für Nichts und ſchlimmer gar für Frevel fechten.
Hinein mit Gott! dein kleines Schickſal rollt
Aus ſeiner Hand mit Millionen Looſen.
Das glaube — feſt geſchieht, was er gewollt —
Und glaubſt du recht, ſo werden Neſſeln Roſen.

An Charlotte Piſtorius.

1821.

Nimm die Leyer, laß ſie klingen!
Greif heraus den vollen Schall!
Wollen alle Krähen ſingen,
Singe lauter, Nachtigall.

Brauche, was dir Gott gegeben,
Brauch's mit Gottes Muth und Luſt,
Laß heraus das bunte Leben,
Laß heraus den Lenz der Bruſt.

Auf der Welt will's Abend werden
Und der Kunſt iſt gar zu viel,
Alles lernt ſich nur gebärden
Und ein Ende hat das Spiel.

Darum klinge, ſüße Stimme,
Klinge hellen Frühlingsklang,
Bringe Honig gleich der Imme,
Gleich der Nachtigall Geſang.

Verſe,

gesungen, als General Dörnbergs Freunde ihm an dem Tage ſeines vollen fünfzigſten Kriegsdienſtjahrs einen Ehrendegen überreichten.

Auf! Freunde auf zu Luſt und Wein,
Den blinkenden, den brauſenden!
Denn eine Wonne ſoll es ſein
Der klingenden und ſauſenden:
Der fünfzig Jahr im Dunkeln lag,
Den Kellergreis tragt heut ans Licht!
Er war geſpart für ſolchen Tag,
Und beſſre Tage find't er nicht.

Die ſchönſte Hochzeit feiern wir,
Die golden iſt und ſtählern iſt,
Und einen Ruhm begrüßen wir,
Der reich an Ehrenmälern iſt:
Vor fünfzig Jahren hat das Schwerdt
Dem Wilhelm Dörnberg ſich vermält;
In Glück und Unglück treu bewährt
Hat's nie dem deutſchen Streit gefehlt.

O glücklich Schwerdt! kein Herz voll Tand
Riß dich zum wilden Morden hin,
Dich trieb kein Etzel Zwingeland
Mit feilen wüſten Horden hin,
Du warſt ein Stral in guter Hand,
Der nur auf ſchuld'ge Köpfe fuhr,
Du blitzteſt nur für's Vaterland
Und ſchlugſt für deutſche Freiheit nur.

O Vaterland! o Siegesglanz!
O Waterloo und Lüneburg!
Wie griff er da den Eichenkranz!
Wie riß ſich da der Kühne durch!
Hie Deutſchland! dieſe Looſung rief
Der edle Zorn von Schaar zu Schaar,
Und Wälſchlands Banner ſanken tief
Und himmelan flog der deutſche Aar.

O edles Schwerdt! o edler Mann!
Wer wüßte reinern Ehrenſchein
Als Stal, wovon kein Tropfen rann
Des Blutes grimmer Zährenpein,
Vergoſſen für Tyrannenwuth,
Für Sklaverei, für Meuchelei?
Dafür war dieſer Mann zu gut,
Davon blieb dieſer Degen frei.

Klingt nun den letzten hellſten Klang
Dem grauen Ruhm bei'm grauen Wein!
So muß der Bräutigamsempfang
In ächten deutſchen Gauen ſein.
Klingt! klingt! kein Dörnbergsenkel ſei
Je ehrenbleich vor dieſem Schwerdt!
Sei gleich dem Ahn ſtark fromm und frei
Und Deutſchlands grünſter Kränze werth!

Rückblick.

1825.

Und haben wir das all durchlebt?
Durchwunden und durchrungen,
So dicht verworren und verwebt,
Mit Knoten viel durchſchlungen
Und Derngeflechten ſcharf und ſpitz?
Sind wir durch Kunſt und Mutterwitz
Durch oder drüber geſprungen?

O nein! Feſt ſteht das Weltgeſetz
Der alten ewigen Dinge:
Wir ſind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge,
Und woll'n wir brechen aus der Pein,
Wir zerren feſter nur uns ein,
Und rollen im engeren Ringe.

Wild wälzt das Schickſalsrad im Saus
Die blutbeſprützten Speichen,
Daß ſtarke Männer drob vor Graus
Im tiefſten Muth erbleichen;
Und ſperr'n ſie auch ſich kühn und ſtolz,
Sie ſtürzen hin wie morſches Holz,
Wann Sturmwind ſchüttelt die Eichen.

Und doch über all den Saus und Braus
Und all die grauſen Sätze
Schwingt oft das Herz ſich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze,
Es wieh'rt, ein edles Schlachtenroß,
Hinauf zum goldnen Freiheitsſchloß,
Wie hartes Gebiß auch verletze.

So ſang der alte Lebensfürſt
Und wie ein Held ſo ſtand er;
Er hatt' die volle Jagd durchbürſcht,
Und fragt ihr ihn: was fand er?
Er ſprach: Wie blinde Heſſen drauf!
Dies Räthſel löſet keiner auf,
Haut's durch wie Alexander!

Mein Schatz.

1830.

Mein Schatz heißt Rauſchenbuſch,
Wohnt im grünen Walde,
Will mein Herz ſpazieren geh'n,
Find't es ihn balde.

Wann ſchlägt die Nachtigall,
Der Glühwurm webet,
Kommt der bunte Springinsfeld
Gleich hergeſchwebet.

Stimmen er tauſend führt,
Tauſend Scherzgeſichter,
Schwebt und ſchießet leichter fort
Als Mondſcheinlichter.

Wenn mich der Schwärmer lockt
Und mich lockt Verlangen,
Hätt' ich aller Diebe Liſt,
Könnt' ihn nicht fangen;

Hätt' ich aller Diebe Hand,
Könnt' ihn nicht halten,
Denn er wechſelt tauſendfach
Neue Geſtalten.

Mein Schatz heißt Rauſchenbuſch,
Ewig jung geboren;
Wer den Schelm gefangen hätt',
Hätt' ihn verloren.

Veilings Tod.

1830.

Auf dem Mühlberg von Schoonhoven,
An dem Lech, nicht weit vom Rhein,
Muß es heut Orange boven!
Friſchen Klangs geklungen ſein;
Weiland klang's dort boven Angel!
Klang's dort boven Kabeljau!
Und ein wildes Kriegsgemangel
Färbte blutig Fluß und Au.

Ausgeflogen war die Biene
Wohl auf Amors Blumenau,
Hollands Gräfin Jakobine,
Hennegaus und Frieslands Frau,

Zwiſchen Bulen hin und Lieben
Hat auf manches böſe Riff
Lug und Trug und Wahn getrieben
Steuerlos ihr Lebensſchiff.

Und durch Treu und durch Gewiſſen
Ja, und durch Barmherzigkeit
Iſt ein weiter Riß geriſſen,
Welcher Volk und Land entzweit,
Von Jahrhundert zu Jahrhundert
Haben Wuth Verrath und Mord,
Schlau durch wälſche Liſt bezundert,
Schlimm gebrannt von Ort zu Ort.

Jakobine war entronnen
Des Burgunders Burgverließ,
Der ſie erſt mit Trug umſponnen,
Dann im Kerker ſchmachten ließ:
Herr Johannes von Vianen,
Ihrer Flucht getreuer Held,
Rief am Lech zu Hollands Fahnen,
Rief die Angeln auf ins Feld.

Als man vierzehnhundertzwanzig
Einſt geſchrieben hat und vier
Schlug die Schaar fünftauſendlanzig
Vor Schoonhoven ihr Quartier:
Bald war Stadt und Burg umzingelt,
Bald war Thor und Fluß geſperrt,
Wie den Raub die Schlang' umringelt,
Den ſie langſam tödtend zerrt.

Denn der Fiſche Kraft lag drinnen,
Auserleſen, wenn auch klein:
Schwer Verlieren, ſtolz Gewinnen,
Da muß hart gerungen ſein;
Viermal ward zurückgeſchlagen
Von der tapfern Schaar der Sturm,
Und von mehr als hundert Tagen
Klang die Flucht der Glockenthurm.

Doch iſt ſo die Zeit verklungen,
Klang auch Muth und Hoffnung aus,
Die kein Eiſen hat bezwungen,
Zwingt zuletzt des Hungers Graus,
Dieſer allerſchlimmſte Zwinger,
Dieſe allertiefſte Noth,
Und es ruft der Stundenklinger:
Gebet euch, ihr habt kein Brod.

Ja, der Hunger kalt und mager
Treibt im Armenſünderrock
Boten aus ins Fürſtenlager
Mit dem Strick und weißen Stock;
Abzug fleh'n ſie nur und Leben,
Jeder Wehr und Habe baar:
Langem Bitten ward's gegeben,
Weil noch Eiſen drinnen war.

Alſo ſchell nach düſterm Schweigen
Jakobinens Fürſtenſpruch:
Unglück nenn' auch ich mein Eigen,
Leides ward auch mir genug;
Drum, ihr Fiſche, mögt ihr ſchwimmen
Ueber'n Lech und über'n Rhein —
Einem müſſen doch die Kimmen
Feſt an unſern Angeln ſein.

Einen treffe die Harpune!
Albrecht Beiling heißt der Waal —
Alſo raunt's des Herzens Rune
In der Bruſt geheimſtem Saal;
All' die Kleinen mögen ſchwimmen
Nach Gefallen hin und her,
Dieſen ſchlag' ich durch die Kimmen,
Dieſer Fang iſt reich und ſchwer.

Und darauf ſie hat geſeſſen
Mit den Angeln lang im Rath,
Hat die Schrecken all durchmeſſen
Jenes Manns der mächt'gen That,

Hat gerufen: Eine Grube
Grabt ihm tief noch heute Nacht,
Eine finſtre Schlummerſtube,
Deren Schläfer nie erwacht.

Und ſie ſpricht: Du bringſt die Rede,
Arnold Spiring, hin dem Mann,
Und du, Dietrich von Merwede,
Daß er ſich bereiten kann:
Auf daß ihm der Seelentödter
Nicht zu ſchwer im Tode ſei,
Daß er Beichter werd' und Beter,
Geb' ich Einen Tag ihm frei.

Und ſie gingen und ſie kamen,
Und ſie ſprachen: Herrin, er
Rief: Gott will's, ſo ſei es! Amen!
Und kein Wörtlein ſprach er mehr;
Doch dann bat er Eine Gnade —
Und ſie werd' ihm auch gewährt! —
Daß du dreißig Tage Pfade
Oeffneſt ihm zum eignen Herd;

Daß er kurz ſein Haus beſtelle
Und ermahne Weib und Kind,
Wie gleich Sand und Wind und Welle
Glück und Luſt der Menſchen ſind;
Daß er Weib und Kind noch küſſe
In der letzten Liebespein
Und den bittern Tod verſüße,
Der ihm muß geſtorben ſein.

Drauf die Fürſtin: Mir zum Pfande
Für den Beiling ſollt ihr ſteh'n,
Und ſo mag er ſeiner Bande
Dreißig Tage ledig geh'n.
Und ſie ſetzten ſich als Pfänder,
Sprechend: dieſer löſt uns aus,
Brachen ihm die Eiſenbänder,
Und der Beiling ritt zu Haus.

Und als dreißig Mal im Kreiſe
Sich das Sonnenlicht gedreht,
Treu zurück von ſeiner Reiſe
An der Grube Beiling ſteht,
Auf dem Mühlenwarf gegraben,
Zwanzig ſchwarze Ellen tief,
Wo er ſoll ein Lager haben,
Wie's kein Ritter je beſchlief.

Und er grüßt die edlen Männer,
Die ſich ihm zum Pfand geſetzt,
Küßt ſein Roß, den ſtolzen Renner,
Seine Waffen noch zuletzt,
Klingt ſein letztes Weh vom Munde,
Eh' er ſpringt ins offne Grab:
Wie die Huren, wie die Hunde
Stößt man mich in Schlamm hinab.

Und ſo fuhr in voller Rüſtung
Aus des Lebens harter Noth
Wie ein Held in Siegsgelüſtung
Er hinab in dunkeln Tod,
Wo ſie ihm ſein Grab gegraben
Bei Schoonhoven an dem Lech:
Krähen flogen da und Raben,
Aber keine Tauben weg.

Und Herr Dietrich von Mervede
Rief dem theuren Helden nach:
O die unglückſelige Fehde!
O der ſchwarze Unglückstag!
Sprechen wirſt du ſtumme Erde,
Wenn auch jede Stimme ſchweigt,
Von dem Rittersmann zu Pferde,
Der ſich treu wie Gold gezeigt.

Seine Sage wird noch klingen,
Wie die ſchönſte Fabel klingt,
Wann ſich hier ſtatt Mühlenſchwingen
Einſam nur die Möwe ſchwingt,

Wann von Fröſchen ſelbſt und Unken
Hier der wüſte Sumpf nicht girrt
Und ins Meer zurückgeſunken
Holland ſelbſt zur Fabel wird.

Das Grab.

1835.

Steh hier ſtill, hier wächſt der Baum
Schon mit Blättern grün und voll,
Der des letzten Schlummers Traum
Freundlich dir umſchatten ſoll.
Schau ihn an, er iſt ſo grün,
Nickt ſo luſtig in die Welt,
Rothe Roſen ihn umblüh'n,
Von der Maienluft geſchwellt.

Welch ein Schimmer! welch ein Duft!
Horche, wie der Morgen klingt,
Wie der Kukuk unten ruft!
Wie die Lerche oben ſingt!
Und dies Leben roſenroth,
Dieſe Wonne liederreich
Wäre graulich, und der Tod
Hätte hier ſein düſtres Reich?

Nein, ihr Roſen, nein, du Baum,
Der mich einſt umſäuſeln wird,
Nein, du Vöglein, das den Traum
Dieſes Schlafes einſt umſchwirrt,
Nein, ihr Maienlüftchen ſüß,
Die ihr mit den Blumen koſt,
Hier blüht wieder Paradies,
Das nicht Sturm noch Fluth umtoſt.

Wachſe denn, du grüner Baum,
Wachſet, Roſen, zum Gebüſch,
Mit dem vollen Frühlingstraum
Duftet um mein Bette friſch;
Liebe, hüte dieſes Grab,
Hoffnung, winde drum dein Grün,
Und ſo laßt mich bald hinab
In die ſel'ge Stille flieh'n.

Klage um Wilibald.

1835.

Eine Handvoll Erde,
Einen Roſenkranz,
Daß erfüllet werde
Treue Liebe ganz,
Werf' ich, ſüßer Knabe,
Unter ſchwerem Ach,
Letzte Liebesgabe,
Deinem Schatten nach.

Ach! der holde Schatten,
Ach! das liebe Bild,
Welches Engel hatten
Schön in Staub gehüllt,
Sollte nur als Schimmer
Mir vorüberflieh'n,
Dieſe Knoſpe nimmer
Voll als Roſe blüh'n.

O mein ſüßes Leben!
Alters Luſt und Zier!
Könnt' ich mit dir ſchweben!
Wär' ich ſtets bei dir!
Von dem Staubgewimmel,
Von den Gräbern fern,
Stets in deinem Himmel,
Stets auf deinem Stern!

Der grüne Wald.

1835.

O der ſüße grüne Wald,
Wo wir einſt in Wonne klangen,
Wo wir ſpielten, wo wir ſangen,
Wo wir tanzten Maientänze,
Wo wir pflückten Maienkränze,
O der ſüße grüne Wald!
Wie er immer widerhallt,
Wie er ſchallt
Wilibald! Wilibald!

Schalle nur, du grüner Wald,
Rufe immer deinem Frommen,
Ach! er kann nicht wiederkommen!
Blühet, Blumen, flüſtert, Blätter,
Klinget, Vöglein, das Geſchmetter
Eures Lenzes durch den Wald —
Bleich iſt eure Lichtgeſtalt,
Stumm und kalt
Wilibald, Wilibald.

O du ſüßer grüner Wald!
Wo wir nun in leiſen Thränen
Uns nach unſerm Liebling ſehnen,
Nimmermehr im friſchen Maien
Mit der jungen Luſt juchheien —
Rufe ewig, grüner Wald,
Mit der Liebe Allgewalt,
Daß es ſchallt:
Wilibald! Wilibald!

Frühling.

[illegible]

Wann die leiſen Bächlein rauſchen,
Säuſeln durch die Blätter bebt,
Muß ich horchen, muß ich lauſchen,
Ob der Liebſte niederſchwebt;
Wann die Frühlingsvöglein ſingen
Und die ganze Blumenflur
Nur Ein Blühen iſt und Klingen,
Singt und klingt und blüht er nur.

Und ich rufe meinen Schmerzen
Unter manchem lauten Ach:
Blüht auch ihr! — ich will euch herzen —
Werdet friſch im Lenze wach!
Bringt die ſchönſte meiner Gaben,
Bringt mir das verlorne Glück,
Bringt mir meinen ſüßen Knaben
In der alten Pracht zurück.

Und die Thränen fließen milder,
Und es ſchmilzt das ſtarre Herz,
Und die holden Liebesbilder
Zaubert neu der neue Schmerz,
Liebesbilder, Liebesſchatten,
Sie bevölkern jeden Raum;
Was wir haben, was wir hatten,
Was wir lieben, heißet Traum.

Ach! ein ſüßer Traum, verdunkelt
In der Erde Nebelluft,
Deſſen hellſtes Bild erfunkelt,
Wann wir weinen auf der Gruft:
Erde müſſen wir begraben
Und was in uns irdiſch iſt,
Wollen wir im Lichte haben,
Was vom Himmel göttlich iſt.

Weihnachtsgruß

an Wilhelmine Gräfin von Limburg-Stirum.

1836.

Womit ſoll ich dich begrüßen
In der freudenvollen Zeit,
Wo die ganze Welt in ſüßen
Tönen jubelt und ſich weiht?
Wo das hohe Kind geboren,
Das uns alle ſelig macht,
Das geſucht hat, was verloren
Und verdüſtert lag in Nacht?

Ach! ein ſchreckliches Gewimmel
Wilder Triebe um und um
Schloß dem Glauben ſeinen Himmel,
Machte Lieb' und Hoffnung ſtumm;
Aus der dunkeln Geiſter Spiegeln
Schien der Trug des Höllenwichts,
Log von nie gebrochnen Siegeln
Finſtrer Gräber, log vom Nichts.

Welchen Gruß? O dieſen, dieſen,
Dieſen Gruß von Lieb' und Licht,
Der die Hirten hingewieſen,
Wo der neue Tag anbricht,
Dieſen Gruß vom ſtillen Frieden,
Dieſen Gruß von milder Kraft,
Die die Wüſtenei hienieden
Wieder neu zum Eden ſchafft.

Wie erklingt aus höchſter Ferne
Er uns immer ſelig nah,
Dieſer Gruß von jenem Sterne,
Den das Aug der Weiſen ſah!
Dieſer Gruß von unſerm Sterne,
Der nun nimmer untergeht
Und im heitern Glanz ſo gerne
Ueber frommen Seelen ſteht.

Laß denn Tag und Stunde fliehen
Und des Lebens leichte Luſt

Gleich den leichten Wolken ziehen
Ueber deines Himmels Bruſt:
Denn dein Stern mag nimmer dunkeln,
Deine Wonne welket nicht,
Wann verblüh'n muß und verſunkeln,
Was aus Glanz der Erde bricht.

Lerchengeſang.

1836.

Haſt du noch einen Ton, du altes Herz,
So ſpann' ihn auf, und laß es klingen,
Laß deine Liebe, deinen Schmerz
Ihr volles Leid den Sternen ſingen.

Was hoch empor ſchlug, hallet tief zurück,
Es hallt in deinem Buſen wieder,
Es weiß kein Lied vom Erdenglück,
Von Engelwonnen ſingt es Lieder.

Empor du Lerche zur geſtirnten Höh!
Was flatterſt du im Erdgewimmel?
Dort klingt ein Echo für dein Weh:
Du biſt vom Himmel, ſuche Himmel.

Wohin?

1837.

Hörſt du nur das Tagsgeklingel,
Wie es ſpielt auf leichten Saiten?
Willſt im flüchtigen Geringel
Fort auf ſeichten Wellen gleiten?
Lieber, du wirſt ärndten müſſen,
Was die Hände kindiſch ſäen,
Tropfen fließen mit den Flüſſen,
Lüftchen mit den Winden wehen.

Nicht nach dieſem kleinen Balle,
Der aus Zweimalzwölf der Stunden,
Selbſt ein Stäubchen in dem Alle,
Hat das Maaß der Zeit gebunden,

Darfſt du dir die Uhren ſtellen,
Die dein Tagwerk ſollen leiten
Und dein Pünktchen Zeit geſellen
Der Unendlichkeit der Zeiten.

Glaube, was die Weiſen ſangen,
Was dir um die Wiegenſchaukel
Bunte Ammenmährchen klangen
Leicht im fabelnden Gegaukel:
Eine Welt ſie ſpielt dahinten,
Eine Welt ſie ſpielt dadrüben,
Noch von Farben noch von Dinten
Ungemalt und ungeſchrieben.

Glaube, und du wirſt die Saiten
Dir zu höhern Tönen ſpannen,
Wirſt für's Maaß der Ewigkeiten
Aus Sekunden dich ermannen,
Muthig in den Abgrund ſpringen,
In die Weltenwelt des Alles,
Und die Seligkeit erringen
Dieſes Sprunges, dieſes Falles.

Glaube, und du haſt das Weſen,
Licht und Gott haſt du gefunden,
Was du ſein wirſt, was geweſen,
Dich und Gott haſt du gefunden:
Wie dem Kämpfer, der geſieget,
Führet dir Triumph die Reiſe,
Und dein Erdenbällchen flieget
Luſtig mit im Weltengleiſe.

An die Napoleonsverehrer.

1837.

1.

Däucht euch der Schlaue immer noch ſo groß,
Der in Sankt Helena Prometheus Loos
Im öden Felſenjammer hat gezogen?

Seufzt ihr dem Heuchler jedes hohle Ach
Mit der geſchwätz'gen Echo redlich nach?
Er lügt euch heut, wie geſtern er gelogen.

Prometheus, du des Liebs erhabner Klang,
Wird ihn mit deinem Namen der Geſang
Zuſammen durch die Zeiten niederklingen?
Er wird's: den wunderſamen Unterſchied,
Die wunderſame Gleichheit wird das Lied
Zur Kunde künſtiger Geſchlechter bringen.

Hört Großes! hört! vom Feuer hört, vom Licht!
Um dieſe beide ſchwebte das Gericht,
Das an die Felſen band die hohen Sünder:
Der Alte trug das Licht vom Himmel aus
Den Menſchen zu, der Junge löſcht' es aus.
Wen wählet ihr? den Löſcher oder Zünder?

2.

Cäſarn und Hannibal und Alexander
Und Mithridat, des Unglücks tapfern Rieſen,
Und die um Troja Simois und Skamander
Der Heldenlieder Hoheslied geprieſen,
Das deutſche Friedrichsdrei — mit Staufenkaiſern
Ihn, der nach Sieben zählt, den großen König —
Die plündert ihr an Blüthen und an Reiſern
Des Ruhms? Noch däucht's für euren Kranz zu wenig?

Wer iſt der Stern aus Millionen Nächten,
Die um Jahrtauſende die Dämm'rung bleichen,
Für den ihr meinet ſolchen Kranz zu flechten,
Aus vielen Kränzen einen ſonder gleichen?
Wem gilt's von den erhabnen Flammenzündern?
O ſaget an die Stärke Weisheit Güte,
Die es verdient, die Ehren all zu plündern,
Daß Eine Glorie leuchte, Eine Blüthe?

Napoleon! Ha! das war das Geläute
Von euren Glocken? das die ſtolze Liebe?
Für deſſen Stirn pflückt ihr die lichte Beute,
Der Licht und Sonne haßte wie die Diebe?

O Klang, o Traum von Schlangen und von Dolchen,
Wo Liſt und Lug und Satan ſich zerbalgen!
Fort mit dem Lichterlöſcher zu den Molchen!
Fort mit dem Freiheitsmörder zu dem Galgen!

Troſt am Grabe.

1837.

Dünnſtes Blättchen, das im Winde fliegt,
Kleinſtes Steinchen, das im Sande liegt,
Feinſtes Körnchen Sand es deckt als Grab;
Was das kleinſte Spinnerwürmchen ſpinnt,
Wird ein Leichentuch; was wirkt und denkt und ſinnt,
Predigt nur hinab! hinab! hinab!

Ha! hinab! hinunter! und hinweg!
Welches Grauſen! welcher düſtre Weg!
Welches Flattern durch das Nichts zum Nichts! —
Doch was wirkt und denkt und ſinnt ruft Nein!
Ruft ein muthig Nein! durch dieſen Schein vom Schein,
Rufet Licht! für dich, du Kind des Lichts.

Licht mir, nur das dünnſte Fünkchen Licht,
Und die Todeskralle faßt mich nicht,
Und es klingt hinauf! hinauf! hinauf!
Wimmert ihr um Wiege Sarg und Grab
Mit den Leichenraben eu'r hinab! hinab!
Mit den Geiſtern jauchz' ich froh hinauf!

Des Zweiflers Unruh.

1837.

Wohin? wohin, ihr flatternden Gedanken?
Wohin mit mir im brauſenden Gewimmel?
Was reißt ihr mich durch aller Himmel Himmel
Und ſchlingt um Nichts und Alles eure Ranken?

Wir fliegen hoch. Sind wir ſo hochgeboren?
Und warnt uns nicht, was Fabel klingt und Sage,
Der Weiſen Lehre und der Helden Klage,
Der Frommen Seufzer und der Spott des Thoren?

Sie warnen: Kinder flüchtiger Sekunden,
Wie reißt euch doch der wilde Wahnſinn hinnen?
Was Menſchen ſchaffen bauen denken ſinnen
Wird ihnen gleich ein Morgentraum erfunden.

Ja, daß wir durch die höchſten Himmelshöhen
Und durch die tiefſten Höllen müſſen ſchweifen,
Nach Unergreiflichkeiten müſſen greifen,
Das iſt das lange Weh der ältſten Wehen.

Da ſpielt die Hoffart und ihr Sohn, der Zweifel,
Ach! ſchon Geſell von Adam, unſerm Ahnen;
Wir ſind Soldaten unter ſeinen Fahnen,
Und folgen ihres bunten Trugs Gewaifel.

Er ruft: Mir nach zum Sieg, ihr tapfern Knechte!
Mir nach! zum Dienſt das Geiſterreich zu zwingen!
Wir müſſen durch zum Lichtesurborn dringen;
Den Feigen unten laſſen wir die Nächte.

Das iſt's, das iſt der alte Fluch hienieden:
Wir jagen nach den bunten Zauberbildern,
Bis wir im wirren Geiſterkrieg verwildern,
Stets weiter weg von Einfalt Ruh und Frieden.

Weh heißt die Aufſchrift auf dem Lebensſchilde,
Verwirrt hat unſer ABC die Lüge,
Verwiſcht das klare Antlitz reiner Züge,
Des Götterbilds der Liebe Luſt und Milde.

Doch iſt des Bildes Bild herabgekommen,
Des Armen Reichthum und das Licht der Blinden,
Der Edelſtein, den Kunſt und Liſt nicht finden,
Der nur den Stillen leuchtet und den Frommen.

An die Lerche.

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel ſchwebt,
Unten ſtill in Blumendüften
Und im Grün der Wieſen lebt,

Du biſt mein, du ſüße Kehle,
Meine Sehnſucht, meine Luſt,
Alles Weh der Menſchenſeele
Klingſt du hell aus frommer Bruſt.

Alſo trägſt du meine Schmerzen
Aus der Erde Nebelflor
Zu dem Herzen aller Herzen,
Zu dem Himmelsherd, empor,
Trägſt mich hin zu meinen Lieben,
Die nun oben ſelig ſind:
Unten iſt das Leid geblieben,
Droben wehet Lebenswind.

O wie ſüß, mit dir zu kreiſen
In dem heitern Sonnenſtral!
O wie ſüß, mit dir zu reiſen
Himmelauf vom Erdenthal!
Auszujubeln, auszuſingen,
Was das ſtille Herz nur weiß,
Und aus voller Bruſt zu klingen
Liebesluſt und Himmelspreis!

Traum.

1837.

Hartmuth und Nanna ſagen Gute Nacht!
Da ruft der Dritte Gute Nacht! der Wile
Und trifft mit hellem Klang ins Herz im Ziele —
„Hat ihn ein Engel wieder hergebracht?
So rufen wir, „Wie? wenn er ſich im Bette
„Uns ſüß zu täuſchen wo verſtecket hätte?“
Wir ſuchen, finden nichts, der Traum erwacht.

Du ſüßer Traum! du ſehnſuchtvolles Herz!
Du krankes Herz voll Träume und voll Sorgen!
Wann klingt für Gute Nacht! ſein Guter Morgen?
Wann wandelt ſich in Freude dieſer Schmerz?
Geduld! — Die Geiſter reiſen durch die Stufen —
O Wonne, wann ſie Tag und Morgen rufen!
Nun freu dich auch der Guten Nacht, mein Herz.

Des Schiffers Traum.

1837.

Es heult der Sturm, die Woge ſchäumt
Und durch die Wolken fahren Blitze,
Der alte Schiffer nickt und träumt
Gar ruhig auf dem naſſen Sitze:
Wie wild um ihn die Woge ſchlägt,
Wie auf und ab das Schifflein ſchaukelt,
Ein Traum, der ſüße Bilder trägt,
Umſpielt ſein Haupt und ſcherzt und gaukelt.

Ein Eiland hebt er hell und ſchön
Mit reichen Fluren aus den Wogen.
Ein wundervolles Lenzgetön
Aus Blüthenhainen kommt geflogen —
Der Alte ruft: „hier legt ans Land!
„Hier in die Bucht, den ſtillen Hafen!
„O kommſt du endlich Friedensſtand?
„Wie will ich ſüß nach Stürmen ſchlafen!“

Da ſchießt aus ſchwarzer Nacht ein Stral,
Ein glühender Gottespfeil, von oben,
Der Schiffer und das Schiff zumal
Mit Mann und Maus ſie ſind zerſtoben,
Die wilde Woge treibt zum Strand,
Treibt Trümmer und Leichen treu zum Hafen —
Glückſeliger Träumer! du haſt Land,
Nun kannſt du ſüß nach Stürmen ſchlafen.

Warum ruf' ich?

1837.

Und rufſt du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht raſten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkaſten!
Die nächſte Ladung trägſt du ſchon
Geſchrieben hell auf weißer Scheitel;
Gedenk des weiſen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel.

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit — dieſer Ruf muß bleiben,
Wann lange unſrer Gräber Sand
Und unſern Staub die Winde treiben;
Wann unſrer Namen dünner Schall
Im Zeitenſturme längſt verklungen,
Sei dieſes Namens Wiederhall
Von Millionen nachgeſungen!

Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verſchweben,
Muß dies die große Sonne ſein,
Worin wir blüh'n, wodurch wir leben;
Drum müſſen wir an dieſem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir aus dem Geiſtergau
Einſt ſelig können niederſchauen.

O Vaterland! mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirſt Jahrtauſende durchblüh'n
In deutſchen Treuen, deutſchen Ehren:
Wir Kurze müſſen hinnen zieh'n,
Doch Liebe wird unſterblich währen.

Zuverſicht auf Gott.

1837.

Unter Schwerdtern blüht das Paradies,
Unter Dornen blüht die Roſe:
Gott, der frommſte Geiſter ſpinnen hieß,
Weben, knüpfen unſre Looſe,
Gott, der Engel, Gott, der Menſchen Vater,
Iſt kein blinder Wähler, blinder Rather.

Eingewickelt hat er ſelbſt den Traum
Meines Daſeins dem Gewebe,
Wodurch Sonnen hoch im Sternenraum
Kreiſen, ich hier unten ſchwebe:

Laß ihn wickeln, löſen — ſeinen Händen
Geb' ich fröhlich meiner Fäden Enden.

Ach! die Fäden drehen ſich zum Strick
Dem, der wagt daran zu zerren,
Den Tyrannen fühlt er am Genick,
Nicht des Himmels gnäd'gen Herren,
Ja der Blinde wähnt von eignen Ketten,
Als ob Teufel ſie geſchmiedet hätten.

Iſt der Weg zum Paradieſe rauh,
Reißt der Dorn den Pflücker blutig,
Ringe tapfer durch zur Lebensau,
Pflücke dir die Roſe muthig,
Gleich in guten, gleich in böſen Dingen
Schau auf Gott, er läßt es wohl gelingen.

O du Odem der Glückſeligkeit!
Süßer Hauch aus Himmelsauen!
Was iſt Menſchenfreude, Menſchenleid,
Unſre Wonne, unſer Grauen?
Was iſt dieſes ganze Schattenleben,
Will es ſtill ſich nicht in Gott ergeben?

O du Odem der Glückſeligkeit!
Süßer Hauch aus Himmelsauen!
Lehr' empor aus Erdendunkelheit
Mich ins Licht der Sterne ſchauen,
Bauen auf den Einen feſten Willen,
Welcher jeden Schmerz und Wunſch kann ſtillen.

Geiſterbeſuch.

1837.

Süße Töne flüſtern leiſe,
Süßer Athem hauchet linde,
Ganz in voller Lenzesweiſe
Hauch und Duft der Frühlingswinde,
Und ein Singen und ein Klingen
Und ein Schweben und ein Weben,

Als wenn zarte Engelſchwingen
Sich in ſel'gen Lüften beben.

Wie die Himmelsvöglein girren,
Philomelen und Galandern!
Wie ſie durch einander ſchwirren
Bunt in ſpielenden Mäandern!

Horch! es klingen Wundergeigen
Wie des Sternentanzes Weiſen —
Will der Himmel mir den Reigen
Seiner ſel'gen Geiſter weiſen?

Ja, ſie ſind es — Hoffe dreiſter!
Glaube froher, glaube frommer!
Deine Liebſten, deine Geiſter,
Deiner Sehnſucht Wiederkommer,
Flüſtern dir in ſüßen Träumen,
Leuchten dir mit Sternenaugen,
Wie in trüben Erdenräumen
Augen nicht zu leuchten taugen.

Ja, ſie ſind es, funkeln Liebe,
Wie's hienieden nimmer funkelt,
Wo die allerſchönſten Triebe
Graun vom Erdendunſt umdunkelt,
Wo die allerwärmſten Herzen
In der Erdennoth erkalten,
Wo die Sorgen, wo die Schmerzen
Um das arme Leben walten.

Ja, ſie ſind es — o wie feine,
Wie holdſelige Gebilde!
Welche Klänge! welche Scheine!
Welche Unſchuld! welche Milde!
O der Wonne! — Ha! da krähet
Aus der Hahn den wachen Morgen —
Klang und Duft und Schein verwehet
Vor dem Tag der neuen Sorgen.

Geſicht.

1838.

Einmal in Septembertagen
Ging ich fort nach Wandrers Weiſe —
Seine Sagen, ſeine Klagen
Nimmt der Menſch mit auf die Reiſe:
Weiland am Septembertage
War mein ſchönſter Sohn gekommen —
Dies die Sage — nun die Klage:
Ach! ihn hat der Rhein genommen.

Und bei Poſtführt, wo man ſchnüret
Poſtzeug zwiſchen Neuß und Jülich,
Fleht' ich: Du, der Geiſter führet —
Die gewaltigen trag' und fühl' ich —
Herr, o wende mir die grauſen
Weg, die dunkeln und die ſchlimmen!
Laß die lichten mit mir hauſen,
Süßer Augen, ſüßer Stimmen!

Und als kaum der Schlaf beſiegelt
Leid und Lärm vom wilden Tage,
Kommt ein Reigen abgeſpiegelt
In den Spiegeln goldner Sage,
Wie's in Kindermährchen funkelt,
Wie's in Kinderſeelen blühet,
Und mein Lager ſteht entdunkelt,
Rings vom Himmelſchein umglühet.

Und ein Schifflein ſeh' ich reiten
Vollen Segelflugs zum Hafen,
Als ob's riefe allen Leuten:
Wellt ihr denn die Pracht verſchlafen?
Segel Silber, Gold die Maſten
Und die Taue Edelſteine —
Und die Mannſchaft und die Laſten?
Geiſter waren's, Laſten keine.

Wie eine Sonn' aus tauſend Sonnen,
Wie ein Blitz aus tauſend Blitzen
Leuchtet's — über welchen Wonnen!

Glück und Licht aus Sternenſitzen,
Und den allerſchönſten Kleinen,
Ihn, den Traum und Wachen ſpinnen,
Ihn, den allermeinſten Meinen
Seh' ich funkeln mitten drinnen;

Seh' ihn funkeln, ſeh' ihn winken
Wie in alten Freudentagen,
Mit den Augen zu mir blinken,
Als wollt' er was Frohes ſagen —
Da erſchallt es: Friſch! Geſellen!
Spannt die Segel! kappt die Seile! —
Und der Glanz fliegt durch die Wellen, —
Blitzesleuchten, Blitzeseile.

An die Schläfer und Schlafprediger.

1838.

Schlaft ihr? wollt ihr wieder träumen,
Da das Wachen kaum begann?
Und die Zeitenwogen ſchäumen
Noch die Brandung himmelan.

Sinnt ihr Bänder nur und Feſſeln
Für den deutſchen Sauſebraus?
Peitſcht ihm mit des Spottes Neſſeln
Alle warmen Triebe aus?

Sind die Tapfern wieder Schemen?
Wird euch Glück und Ruhm zur Laſt?
Und beginnt ihr euch zu ſchämen,
Daß ihr einmal deutſch gehaßt?

Daß von Walſtadt bis zur Pleiße,
Von der Pleiße bis Paris
Euer Zorn der edle heiße
Eure Dränger laufen hieß?

Eure Heldenleichentücher,
Was bei Kulm und Leipzig fiel,
Eure Scharnhorſt Gneiſenau Blücher
Sind ſie ſchon ein Fabelſpiel?

Ha! ließ' ihre dunkle Kammer
Schellenklang des Tages ein,
Wehe! würden ſie dem Jammer
Und der Schande Zeter! ſchrei'n.

Der Stein im Rhein.

1838.

Hier iſt die Stelle, hier liegt der Stein,
Hier nahm mein Liebſtes hinweg der Rhein,
Der Freude, der Liebe goldenſten Hort,
Hier flog die Luſt des Lebens mir fort.

O kurze Zeit! und o lange Zeit!
Wird die Vergangenheit Ewigkeit?
Wird Zukunft eine Ewigkeit lang,
Weil ſolchen Hort mir die Woge verſchlang?

O Tag! — ja klage nur — Tag, der war!
Einſt muſtert' ein Feldherr mir meine Schaar —
„Stell' auf die Knaben! alle herbei!
„Daß ich ſehe, welcher der Reiſigſte ſei.“

Sie ſtanden, und ich ſprach: „Euer Rhein
„Muß ewig Deutſchlands Herrlichkeit ſein;
„Ihr wiſſet's, und euer friſcheſtes Blut
„Für ſolchen Preis ſei es keinem zu gut.“

Da trat der Kleinſte wohl aus dem Chor,
Ein ſtolzer Freiwilliger, leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen raſch ein als Pfand.

Er hat's gehalten, er ward der Hort,
Ihn trug ſein Rhein ſich als Opfer fort:
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tauſend Schlachten blutig gemacht.

Nun liege feſt vor den Wälſchen mein Stein!
Nun brauſe freudiger freier, mein Rhein!
Meine Sehnſucht und Liebe ſie rauſchen mit dir —
O rauſchten deine Wellen auch über mir!

Der Fernſchütz und der Schnelläufer.

1838.

Das Mährchen ſprach von einem Schützen mir,
Der ſchoß aus einem Pol und traf zum andern,
Vom Läufer auch, der in Sekunden ſchier
Wohl Millionen Meilen mogte wandern.
Nun iſt der Schütze da mit ſeinem Schuß,
Der Springer da mit ſeinen Wunderbeinen,
Daß ich erzittern und erjauchzen muß,
Wann ſie gleich Zaubrern ſchwinden und erſcheinen.

O Sehnſucht, welche Büchſe führeſt du!
Wie ſüß, wie ſchrecklich treffen deine Lothe!
O Schmerz, durch welche Weiten ſpringeſt du,
Des Wehes Herold und der Trauer Bote!
Der trifft wie Blitz, der fliegt wie Sonnenſtral —
Ich bebe nieder vor dem hohen Meiſter,
Der ihnen Botſchaft zu mir her befahl —
Sie tragen hin und her den Gruß der Geiſter.

O bunte Wunderwelt und Geiſterwelt!
O ſchmerzenreiche Sendung aus der Höhe!
Was jetzt mit Wonnen überſchwänglich ſchwellt
Den Buſen, jetzt ihn füllt mit tiefſtem Wehe.
Doch ſpringet, leichte Springer! fliegt und ſpringt!
Braucht immer mich als Ziel, ihr ſcharfen Schützen!
Ha! wie es um mich haucht und webt und klingt!
Ha! wie die heißen Kugeln auf mich ſprützen!

Meinem Paten Ernſt Haſenclever.

18[illegible].

So iſt der alte Bund geſtellt,
Der Menſch muß wandern in die Weite:
Nun fährſt auch du zur Neuen Welt,
Siehſt fremde Länder, fremde Leute.

Viel Abenteurliches wirſt du ſchau'n,
Viel Neues wird dein Herz durchblitzen,
Mit bunten Vögeln, bunten Frau'n
Und braunen und ſchwarzen wird's dich ritzen.

Doch wirſt du auch ein biſchen wund,
Wie Leben und Schickſal mit uns ſcherzen,
So werde uns nur da nicht bunt,
Wo Farbe ſitzen bleibt, im Herzen.

Wie immer dein Spiel geſpielet ſei
In Jugendſcherzen auf und nieder,
Bring nur das alte Herz uns treu,
Den alten Muth zur Heimat wieder;

Das helle Aug, den ſtarken Arm
Soll Buntes und Schwarzes dir nicht brechen,
Die Bruſt von Zorn und Liebe warm
Zu dumpfer Kälte nicht zerſchwächen.

So komm uns unverſehrt zurück
Zur deutſchen Treue, deutſchen Erde.
Es wehe Gott und Wind zum Glück,
Daß Herz und Fahrt geſegnet werde!

Meine Grablegung.

1839.

Wann ich geſtorben, ſchlagt den ſchwarzen Mantel
Um meinen morſchen Leib, wie er verſchliſſen.
Ihr wißt, warum: die Sünde, die Tarantel,
Hat mich in grüner Jugend ſcharf gebiſſen.

Drum mußt' ich taumelnd in dem tollen Tanze,
Der Leben heißt, durch böſe Irren ſchweifen,
Am Becher wilder Luſt, am bunten Kranze
Der Thorheit wie an Blumen mich vergreifen.

Wie ſollt' ich anders denn vor Gott erſcheinen
Am jüngſten Tag als traurend und zerriſſen?
Ach! mein Gefolg, mein Engel, der wird weinen
Und mein Vertrauter zagen, mein Gewiſſen.

So ſprach ich. Und mein Töchterlein das ſeine
Wiſcht' aus den Augen ſich die hellen Zähren:
„O Vater, dieſe Farben ſind nicht deine;
„Wie kommſt du auf die alten Heidenmähren?

„Ich weiß es beſſer, wie wir dann dich kleiden:
„Dein Leichentuch muß grün ſein, und ein rothes
„Herz auf dein Herz genäht; denn dieſe beiden,
„Das Grün und Roth verkünden nichts Gedrohtes.

„Die frohen Chriſtenfarben ſollſt du nehmen
„Mit grünem Chriſtenglauben in die Erde.
„Was ſpielſt du ſo mit wüſten Heidenſchemen,
„Verzerrt durch Graun der düſtern Nachtgebärde?“

So winkte mich das Kind zur Himmelspforte
Zurück, zurück zum Grün, zum grünen Hoffen,
Zurück zum Roth, zu dem, des Wunden offen
Geblutet an dem Kreuz, zum Liebeshorte.

Drum, wann ich ſterbe, ſollt ihr grün mich kleiden,
Ein rothes Herz mir näh'n auf Herzensſtelle:
Grün iſt das Wort vom Chriſt und roth die Welle,
Die eine ſchwarze Welt geſühnt durch Leiden.

Gerechtigkeit Gottes.

1839.

Du findeſt keinen feſten Weg zum Glücke
Hier, wo das bleiche Mondlicht niederſchauet;
Nur, wer ſich gleich der Regenbogenbrücke
Aus leichten bunten Steinen ihn erbauet,
Iſt weiſe, wer wie Kinder fort ſich ſpielet,
Auf keinen Fang wie auf Gewiſſes zielet.

Es war der Mann gekommen aus dem Lande,
Wo Honig Gift iſt*), Dolch die Streite ſühnet,
Er ſchlug die Welt durch Schwerdt und Trug in Bande,
Durch Großes zu dem Größten ſtolz erkühnet —
„Mir, ſprach er trotzig, gab der Herr die Reiche,
„Wer wider mich und Gott will, der erbleiche!“

So rief der Korſe, doch es ſchmolz zuſammen
Sein Stolz im Schnee und Eis der Moskoviten,

---

*) So beſchrieben und empfanden die Römer ſelbſt ſchon ihr Korſika.

Aufſchlugen da aus allen Herzen Flammen
Und Zorn und Liebe trieben heiße Blüthen,
Zu einem Strauß des ſchönſten Kampfs gebunden:
Des Böſen Zauber war wie Dunſt verſchwunden.

Verkrächzet war das Lied der Schickſalsraben,
Und es erklang das Siegeslied der Chriſten
Zum Gotteskampf vom Greiſe bis zum Knaben,
Gebunden ward der Fürſt der Hinterliſten;
Er fiel, und zweimal heulte die Hyäne
Europas, deutſch gegeißelt an der Seine.

Da, als die Völker wachten auf vom Staunen
Und ließen friſch dem heißen Muth den Willen,
Blies ich mein Pfeifchen auch mit Kriegspoſaunen,
Der Freiheit lang erſtickte Luſt zu ſtillen —
Da winkten manche Fromme mir den Segen,
Ich führte Federn nur, die beſſern Degen.

Bald klingt es Frieden, nach gewalt'gen Dingen
Iſt's allen Herzen wieder ſtiller worden,
Man läßt zum Rhein zurück die Trommeln klingen,
Man läßt die Fahnen wieder weh'n gen Norden,
Und jeder ſuchet froh das liebe Seine,
Ich ſuche finde Meines mir am Rheine.

Da träumt' ich Ruh dem kurzen Reſt der Tage,
Ach Traum iſt Menſchenwünſchen, Menſchenmeinen!
Der droben alles wägt auf höchſter Waage,
Vor dem erliſcht der Schein von Erdenſcheinen,
Er dräute Wetter meinem ſtillen Sitze
Und ſchoß durch meinen Himmel manche Blitze.

Und endlich ließ er mir von jenen Streichen
Aus hellen Wolken einen niederſchmettern,
Von jenen, welche Locken plötzlich bleichen,
Das Leben flugs entblüthen und entblättern,
Er ſchoß auf meinen ſchönſten ſchnellſten Knaben,
Ihn hat der Rhein genommen und begraben.

Gerecht iſt Gott und gut allein und weiſe,
Er miſſet jedem zu mit rechtem Maaße:

Wer nur die Blumen ſucht der Pilgerreiſe,
Den treibt er fort zur böſen Dornenſtraße:
Verlieren wollt' ich mich auf Blumenwegen,
Da trat mit Schrecken mir der Herr entgegen.

Gerecht iſt Gott und gut allein und weiſe —
O Menſch, bekenn' es unter bittern Thränen! —
Er rollt Geheimniß durch des Lebens Kreiſe,
Auf daß du lerneſt nach dem Licht dich ſehnen,
Auf daß die liebe Noth dich lehre beten,
Vom Erdenweg in Himmelswege treten.

Mein Vöglein.

1839.

Goldſchwingen trugſt du — o wie goldne Schwingen! —
Mein Vöglein, das ſo frühe mir entflogen;
Drum hat von dir der Glanz ſich weggezogen,
Drum muß ich fernhin lauſchen ihrem Klingen;

Ach! fernhin, wo in ſel'gen Lichtes Wogen
Die Engel labend, Heilig! Heilig! ſingen;
Ach! fernhin — Mag ſo hoch ein Schuß gelingen,
Den Schmerz und Sehnſucht thun vom Herzensbogen?

Meiſt kommt der Pfeil zurück, der nicht getroffen,
Daß Herz und Augen Thränen mir verdunkeln,
Daß mir die Ohren wie voll Glocken klingen.

O Himmel, wann ſteh'n deine Pforten offen,
Daß meine Geiſter mir entgegenfunkeln,
Daß meine goldnen Vögel um mich ſingen?

Mein Blumenkönig.

1839.

Von Blumen trug er beide Händchen voll,
Drum nannten wir ihn ſcherzend Blumenkönig,
Dann goß er vor uns aus den bunten Zoll,
Und meint', er trüge immer noch zu wenig —
Ach! unſern Liebling, unſern ſchönſten Knaben,
Wir mußten ihn im Blüthenlenz begraben.

Glückſelig er! er hat der ſchlimmen Welt
Nur Spiel und Scherz und Blumen abgewonnen,
Nie hat ſich ihm des Lebens Nichts erhellt,
Nie iſt ein Zauber ihm in Trug zerronnen:
Reich flog er weg mit allen Blüthenſcheinen,
Wir ſchauten arm ihm nach und mußten weinen.

O Roſenkönig, ſüßes Sternenkind!
Wann neu die Nacht die goldnen Lampen zündet,
Wann Luſt und Leid voll Sehnſucht ſtill und lind
Lauſcht, was die ob're Welt geheim verkündet,
Dann ſcheinſt auch du mit Millionen Lichtern
Und funkelſt mit den Engelangeſichtern.

O Roſenkönig, ſüßes Sternenkind!
Dann ſtreuſt du bunte Himmelsblumen nieder,
Und wie an Tagen, die vergangen ſind,
Erfreut uns jene Blumenwonne wieder:
Dann ſpielt es rings mit längſt verſchwundnen Scheinen,
Wir ſpielen mit, wir träumen mit, und weinen.

Dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm Guſtav von Mecklenburg-Strelitz

bei ſeiner Abreiſe von Bonn zur Erinnerung.

Du wünſcheſt Dir ein leichtes Wort von mir —
Es wünſcht ein Fürſt — das heißt: Du haſt befohlen.
Nimm denn ein Wort vom Wort — und damit ſchütt' ich Dir
Dein liebes Haupt voll glüh'nder Kohlen:
Denn Pfeile ſchießt das Wort und Flammen,
Was leuchten ſoll, das muß auch brennen,
Damit wir, was wir ſind, woher wir ſtammen,
Damit wir uns als Lichtgeſchlecht erkennen.

Ein Wort vom Wort? Wer klingt Geheimniß aus
Verſchloſſen in des Schöpfers erſtem Werde?
Was einſt Prometheus trug als Dieb vom Himmelshaus,
Die Luſt, den Glanz der jungen Erde?
Wornach die Kreatur mit Beben
Im dumpfverſchloßnen Daſein ſtönet,

Das erſte Wort, das als der Klang vom Leben
Durch's große All der Dinge ſchaffend tönet?

Heil Dir! Dich lüſtet auch der hohen Kraft,
Die heiße Blitze hegt und ſcharfe Klingen,
Um ſtolzen Preis von Licht und Kunſt und Wiſſenſchaft
Willſt Du im Kampf der Edlen ringen:
Dich locken ſüß die goldnen Horte,
Die tief geheim verzaubert liegen
Und nur gelöſet durch die Macht der Worte
Als heitre Geiſter auf zur Freiheit fliegen.

Doch anders näher tritt Dir noch das Wort,
Wo's auf des Lebens vieldurchkreuzten Straßen
Als Stundenweiſer ſteht und ſtellet Zeit und Ort
Mit feſten Regeln, ſtrengen Maaßen:
Da trägt es in gewalt'gen Händen
Der Scepterhalter und der Prieſter,
Und was die Himmel ſegnend niederſenden,
Das Urgeſetz, verwaltet und verlieſt er.

Wenn dieſe heil'ge Laſt, wenn dieſes Wort,
Geliebter Fürſt, einſt Gott auch Dir vertrauet,
Wenn einſt zu Deiner Burg wie zu dem Gnadenort
Von Tauſenden das Auge ſchauet,
Wenn muß Dein Zorn auf wilde Triebe,
Auf wilde Thaten Strafe blitzen,
Dann ſoll an Deinem Stul mitrathend Liebe,
Mitwiſſend und verſöhnend Weisheit ſitzen.

Dem kleinen Rath des groſsen Kölniſchen Faſchingsvolkfeſtes.

(Pflichtſchuldige und gerührte Antwort.)

1839.

Der Wagen rollt, die Peitſche knallt,
Die Roſſe brenſchen hell im Stall,
Des alten Fuhrmanns Herze wallt,
Vergeſſend Stoß und Sturz und Fall:
Er rafft die müden Knochen auf,
Doch ſieh! die kranken Beine wackeln,

Und mahnend frühern Sprung und Lauf
Trübt Wehmuth ihm der Augen Fackeln.

So ruft auch ihr zum Freudenſpiel
Den lebensmüden Greiſart auf,
Der über ſüßer Narrheit Ziel
Verlängſt hinausgeſtreckt den Lauf.
Einſt lief, ein froher Vagabund,
Er gern voran mit buntſten Kappen,
Doch jedem ſtehet ſeine Stund,
Zuletzt noch haut das Alter Schlappen.

Dann hebt der alte Narr die Hand
Zum Wunſch nur und Gebet empor,
Vertrauend, daß durch ſüßen Tand
Kein Herz das Himmelreich verlor;
Gar luſtig fliegt der fromme Reim
Geflügelt zu den höchſten Höhen:
Was Gott gebrechlich ſchuf aus Leim
Mit dem wird er auch Spaß verſtehen.

In dieſem deutſchen Glauben ſtark
Stellt friſch das Leben auf den Kopf,
Und ſchlürft die Narrheit bis auf's Mark,
Die Luſt zum letzten Nagelknopf;
Spielt kühnlich durch das Spiel der Scheine,
So werdet ihr der Wahrheit ſatt
Und macht die ältſte Stadt am Rheine
Zur frohſten und zur beſten Stadt.

Dem lieben Profeſſor Doktor Bleek die Freunde.

(Bei der Tiſchrückung.)

Fröhlich kommen wir und bringen
Fromme Wünſche, frohe Reden,
Lange lange längſte Schwingen,
Lange lange längſte Fäden:
Denn zu höchſten Sternenpfaden
Soll die Luſt ſich heut erſchwingen,
Mit dem allerlängſten Faden
Soll heut Liebe Liebe binden.

Fröhlich kommen wir zu ſegnen,
Ach! wir können's doch nicht ſprechen:
Wolle Gott vom Himmel regnen
Aus den Quellen, aus den Bächen,
Aus den Strömen ſeiner Gnaden
So viel Glück, als ihr könnt tragen,
Als auf dieſen Erdenpfaden
Gut iſt unſern kurzen Tagen!

Leben ſollen, blüh'n und leben
Alle, die ſich um euch ranken,
Wie am Weinſtock edle Reben,
Wie am Geiſte die Gedanken!
Und was eingeht und was ausgeht
Durch die gaſtlich offnen Thüren,
Soll, ſolange dieſes Haus ſteht,
Gott die guten Wege führen!

Gnug des Segens, gnug der Worte —
Was wir ſelber nicht verſtehen
Muß ja aus der Herzenspforte
In der Freunde Herzen gehen:
Alſo ſei der Bund der Treue
Und was Gott im Menſchen ſpiegelt,
Liebſte Freunde, heut auf's neue
Feſt gebunden und beſiegelt.

Des alten Soldaten letzter Ausmarſch.

1839.

Marſch! was klingen die Trompeten?
Marſch! klingt das nicht Todtenmarſch?
Helles Blaſen nicht und Flöten
Ernſt und ſtill, nicht wild und barſch?
Marſch! es muß gewandert werden!
Nicht zu Tanz und Kriegesſpiel,
Nein, der letzte Marſch auf Erden
Und der nächſte Marſch zum Ziel.

Marſch! zum Abzug wird geblaſen,
Und des Lebens haſt du ſatt;

Nimm das letzte Grün vom Raſen,
Nimm vom Baum das letzte Blatt,
Nimm vom Strauch die letzte Roſe:
Denn es muß geſchieden ſein:
All vergriffen ſind die Looſe,
Keines ſteht für dich noch ein.

Sei's! Trompeten und Poſaunen
Schallt! und donn're Paukenſchlag!
Donn're, Schrecken und Erſtaunen!
Mir entbebt kein Weh noch Ach!
Und ich will es fröhlich ſagen:
Ja, des Lebens hab' ich ſatt,
Falle ſtill und ohne Klagen,
Wie vom Baum ein welkes Blatt.

Denn ich bin Soldat geweſen
Und in manchem heißen Strauß
Blieſen Kugeln auserleſen.
Mir faſt Licht und Athem aus,
Wilde Schaaren aller Farben
Drangen ſtürmend auf mich ein,
Schrammen Striemen Wunden Narben
Müſſen des mir Zeugen ſein.

Nicht auf weichen ſeidnen Sitzen
Wiegte mich das Leben durch,
Scharf mit Donnerſchlag und Blitzen
Traf's mich aus der Himmelsburg:
Denn wo gute Kämpfer ſtanden,
Bot ich mich dem Schützen voll,
Und der Schütz hat wohl verſtanden,
Wie ins Herz man treffen ſoll.

„Welcher Schütz? o welche Fabeln?
„Wohin träumt der irre Greis?
„Spielt in Bildern und Parabeln
„Aus, wovon er ſelbſt nicht weiß?"
Schweigt! Hier müßt ihr alle lallen,
Kinder, kind'ſche Träumer ſein,
Beten knieen niederfallen
Vor des Schützen Blitzesſchein.

Marſch! o Freudenmarſch! und munter
Spielt mir auf zum letzten Gang!
Klingt mir fröhlich noch hinunter
In das ſtille Grab den Klang!
Kameraden, bald hinnieder
Folgt ihr mir zu gleichem Ziel —
Doch getroſt! wir kämpfen wieder
Droben beßres Kriegesſpiel.

Was will's?

1839.

Was will dies Flimmern und Schimmern?
Dies bunte Mancherlei?
Ich dächte, ich wäre der Spiele,
Der flatternden Träume frei.

Was will dies Ringen und Schwingen?
Wo will's mit mir hinaus?
Es fehlt den lockenden Winden
Der mächtigen Flügel Saus.

Was will dies Klingen und Singen?
O längſt verklungnes Glück!
Geborſtene Leyer des Herzens
Giebt heiſeren Klang zurück.

Was will's? Es klinget und ſinget
Ein ſchöneres Morgenroth,
Aus müdem zerbrechlichen Leibe
Erſehnet der Geiſt den Tod.

Die Nachtrheinfahrt.

1839.

Zwei ſchlug's nach Mitternacht, wohl ſieben Meilen
Hatt' ich am heißen Sommertag vollendet,
Da ſahen, wo die Sieg zum Rhein ſich wendet,
Nur Mond und Sterne mich nach Rondorf eilen.

Es ſchlieſen Menſch und Thier und Wald und Bäume,
Die Vöglein bargen unter ſtillen Flügeln
Die Schnäbel und die Stimmen, aus den Spiegeln
Des Tages ſpielten Bilderſpiel die Träume.

Ich rief dem Färgen, doch mir ſcholl's entgegen:
„Er liegt am Ufer jenſeits eingeſchlafen,
„Denn ſelten kommt zu unſerm kleinen Haſen
„Ein Wandrer hin auf mitternächt'gen Wegen.

„Doch ſteht ein Eichſtock an der Sieg Geſtade,
„Und macht das ſchmale Fahrzeug Euch kein Grauen,
„So mögt ihr meiner Armeskraft vertrauen,
„Ich rudr' Euch muthig durch die Wellenpfade.“

„Geh! Hol!“ — Er ging. Doch unterdeß erblaßten
Mond und Geſtirne, ſchwarze Wolken zogen
Gewitternacht zuſammen, Blitze flogen,
Die ſich vom Oſt zum Weſt unarmend faßten.

Der Eichſtock kam. Sein blitzerhellter Treiber
Erſchien mir nun, ein Mann gewalt'ger Knochen,
Schwarz, düſter, gleich dem Fährmann viel beſprochen,
Der weiland Geiſter führte dünnſter Leiber.

Friſch ſprang ich doch in dieſen Charonsnachen,
Doch kaum das Viertel meines Wegs gefahren
Erpfiff ein Liſpelwind, er pfiff Gefahren,
Die bald als Sturm und Donner ſollten krachen.

Schon bebet die Natur, die Vögel ſauſen
Durch wilde Luft, mit Bellen Heulen Stönen
Erwacht die Kreatur in Klagetönen,
Die kurz verhallend durch einander brauſen.

Der Ruf der Wächter, die die Nacht durchſchreiten,
Schreit in geſchwinder Angſt aus dumpfem Horne,
Als blieſen ſie ein Lied von Gottes Zorne,
Den jüngſten Tag, den Untergang der Zeiten.

Und krach! ſchlägt's ein vor uns, die Wellen ſpritzen,
Der Nachen bäumt ſich, wie zum letzten Sprunge

Ein ſallend Reß, und aus dem Ruderſchwunge
Entſtürzen beide wir zugleich den Sitzen.

Ein Ruder brach, ein Vogel ohne Flügel
Fliegt nun das Schifflein fort. „Gott ſei uns gnädig!“
So ruſen wir kleinmüthig und kleinredig,
„Der Wogenthurm wird uns zum Grabeshügel.“

Doch Wunder! wie wir kaum das Wort geſprochen
Verſtummt der Donner und die Winde liſpeln
Sich ſanft zum Säuſeln ab, zum Zephyrwiſpeln,
Das Morgenroth erglänzt, aus Nacht gebrochen.

Wohin wir wollten, muß die Fluth uns bringen;
Wir, die noch eben Tod in Tiefen ſahen,
Schon können wir des Ufers Weiden ſahen
Und bei Graurheindorf froh ans Ufer ſpringen.

Die Lerche klingt, es klingt der Menſch den Morgen,
Wach auf, mein Herz, und ſinge! hör' ich klingen
Aus kleinem Häuschen, mußte mit es ſingen,
Bald lag ich in der Meinen Arm geborgen.

An Henriette von Willich,

als ich ihr den Thomas a Kempis von der Nachahmung Chriſti überreichte.

Viel iſt geredt geleſen und geſchrieben,
Seit dieſes Büchlein in die Welt gegangen,
Das Mal und Siegel von dem Geiſt empfangen,
Der Liebe ſandte, daß ſie lehrte lieben.

Wie Vieles iſt geweſen und vergangen,
Dies Büchlein hat vier Säkeln überdauert
Und in dem Lande, wo's den Seelen ſchauert
Lehrt's heute noch das ew'ge Heil erlangen.

Geliebtes Kind, kannſt du einfältig fragen,
Einfältig wirſt du darin Antwort finden:
Wie Liebe alles löſen kann und binden,
Weiß einzig ſie das Höchſte auszuſagen.

An Eliſa Camphauſen, geborne von Ammon.

1840.

Nein, froher klang mir lange keins,
Kein liebes Wort von liebem Munde,
Als, freundlichſte Eliſa, deins,
Dein Wort von deutſchem Bruderbunde,
Es klang der Weihnachtsfreud Empfang
Mir zu wie Jugendglockenklang.

Denn zähl' ich durch mein Einmaleins,
So komm' ich über ſiebzig Jahre,
Der leichten Spiele darf ich keins,
Die Roſe ziemt nicht meinem Haare;
Nur Roſen dürfen mir noch blüh'n,
Die unſichtbar im Herzen glüh'n.

So komm denn, liebes Kind des Rheins,
Komm, liebes Wort vom lieben Munde,
Komm, Ruiters Blut und Peter Heins*),
Du beſtes Blut in Rheines Runde,
Kommt, macht den Alten wieder jung,
Als ſchaut' er Frühlingsſchimmerung.

Komm, Ruiters Blut und Peter Heins,
Kind Ammon, ungefälſchte Seele,
Die, deutſches Kind des deutſchen Rheins,
Ich mir zum Rheinesbilde wähle,
Fromm freundlich muthig tapfer frei,
Daß Rhein und Deutſch geadelt ſei.

Das Lied vom Rhein an Niklas Becker.

1840.

Es klang ein Lied vom Rhein,
Ein Lied aus deutſchem Munde,
Und ſchnell wie Blitzesſchein
Durchflog's die weite Runde,

---

*) Wie verbanden ſich die Namen der großen beiden Admirale, außer der Gemeinſamkeit des Ruhms, mit einander? Peter Heins Sohn heirathete Ruiters einzige Tochter. Von deren Urenkeln ſtammen von mütterlicher Seite die edlen von Ammon aus dem Lande Cleve.

Und heiß wie Blitzesſchein
Durchzuckt' es jede Bruſt
Mit alter Wehen Pein,
Mit junger Freuden Luſt.

Sein heller Widerklang
Vom Süden fort zum Norden
Iſt gleich wie Wehrgeſang
Des Vaterlands geworden.
Nun brauſe fröhlich, Rhein:
Nie ſoll ob meinem Hort
Ein Wälſcher Wächter ſein!
Das brauſe fort und fort.

Und ſtärker Widerklang
Gleich Pauken und Poſaunen,
Gleich kühnem Schlachtgeſang
Klingt Wälſchland durch mit Staunen —
Es klinget: Neue Zeit
Und neues Volk iſt da;
Komm, Hoffart, willſt du Streit!
Germania iſt da.

Drum klinge, Lied vom Rhein!
Drum klinget, deutſche Herzen!
Neu, jung will alles ſein —
Fort! fort die alten Schmerzen!
Der alten Wahne Tand!
Alleinig ſteh'n wir da
Für's ganze Vaterland,
Jung ſteht Germania.

Sankt Florentius Mantel.

1840.

Sankt Florentius, der fromme Biſchof,
Ritt gen Straßburg zu dem hohen Schloſſe,
König Dagobert ſich zu verneigen.
In das Vorgemach hinaufgeſtiegen,
Deſſen Doppelthüre führt zum Saale,
Wo der König thront vor ſeinen Mannen,

Späht er für den regenſchweren Mantel
Rings nach einem Stul nach einem Nagel,
Ja, nach einem Häkchen nur am Fenſter,
Seine naſſe Bürde dran zu hängen.
Ach! vergebens: glatt ſind alle Wände,
Bänke Stüle gar nicht im Gemache.
Sieh! da ſchießet durch die Fenſteröffnung
Hell ein Sonnenſtral gleich einer Lanze,
Etwas drauf zu hängen — und Florentius:
„Will es Gott, ſo trägt er,“ und den Mantel
Wirft er auf den Stral. Da geht die Thür auf,
Und der Biſchof knieet vor dem König.
Und o Wunder! Als er bald zurückkommt,
Stehet noch die Sonnenſtralenlanze
Und der Mantel drauf in Lüften hangend.
Und anbetend ſteigt der fromme Biſchof
Schweigend nieder aus des Schloſſes Hallen.

Dies das Mährchen von Florentius Mantel
Von dem Strale, der als Stange diente.
Doch was ſoll uns dieſes Kindermährchen?
Iſt's ein Nagel, Wahrheit dran zu hängen?
Ja, ein Nagel iſt's, ein helles Gleichniß
Von dem Sonnenſtral der Gnade Gottes.
Ach! die hat auf Erden keinen Nagel,
Unbequemes daran wegzuhängen;
Ach! die hat auf Erden keine Balken,
Laſten, welche drücken, drauf zu legen.
Aber wo ein Fünkchen von ihr ſchimmert,
Wo ein dünnſtes Streifchen ihres Lichtes
Von dem Himmel zu der Erde ſchießet,
Faſſe, halte dran, als wären's Lanzen,
Lanzen Gottes, dich und deine Laſten,
Dich und deiner Sünden ſchweren ſchwarzen
Mantel froh vertrauend dran zu hängen —
Und dein Gott wird mächtig ſein wie weiland,
Und dein Glaube fröhlich oben ſchweben.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?

Zuſatz*).

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
Das ſei der Ruf, der Klang, der Schein,
Der junge und der alte Schluß,
Der Blücher, der Arminius!
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
So klingt's vom Belt bis über'n Rhein.
Der Römer ſank, der Römling ſinkt,
Wo Stal in deutſchen Fäuſten blinkt.
So ſoll es ſein!
So war, ſo ſoll mein Deutſchland ſein!

Waldluſt.

1841.

Es wächſt der Baum, die Blume blüht
Gar lieblich friſch im Thaue
Und Odem Gottes duftig glüht
In Feld und Wald und Aue;
Und wie es webt und haucht und blüht,
Blüht Gottes Luſt und Minne
Und hebt nach oben das Gemüth
Mit ſtillem Himmelsſinne.

Denn das iſt wahr und ewig wahr:
Das Rauſchen in den Zweigen,
Die Blumenäuglein fromm und klar
Sie ſpielen Sternenreigen,
Und wie ſich's hebt zum Sonnenlicht
In allen Waldeswipfeln,
So hebt das Menſchenangeſicht
Sich mit zu höchſten Gipfeln.

---

*) Zur Feier des Arminiusfeſtes auf Verlangen geſchickt im Sommer 1841.

So nimm mich auf, du trauter Hain,
Und nehmt mich, Blumenfelder;
Ich geh' zu euch wie himmelein,
Ihr Blumen und ihr Wälder:
Es lockt der Hain die Gottesbraut,
Die Seele, froh zum Reigen,
Wie Engellaut, wie Geiſterlaut
So tönt es aus den Zweigen.

Geiſtesmahnung.

1841.

Soll die Erde dich beſiegen,
Ihre kalte feige Macht?
Willſt du dich mit Sklaven ſchmiegen
Wie in dumpfer Kerkersnacht?
Willſt du gleich den Feigen ſorgen
Um ein Ding, das nimmer dein?
Armer Geiſt! dann bringt kein Morgen
Deinem Dunkel Sonnenſchein.

Haſt du Federn doch und Schwingen,
Edler Geiſt, ſo ſchwinge dich!
Laß ſie rauſchen, laß ſie klingen!
Und die Nebel ſenken ſich,
Wann du deine Höh erflogen,
Und die dumpfe Nacht wird licht,
Und der Wahn, der dich belogen,
Weicht der Freude Sonnenlicht.

Freude! Freude! welche Flügel!
Muth! o welches Schlachtenroß!
Dieſe reißen alle Zügel,
Dieſe ſprengen jedes Schloß,
Dieſe brechen alle Riegel
Feiger Sorge, eitler Liſt,
Dieſe, Unterpfand und Siegel,
Daß du Sohn des Himmels biſt.

Sohn des Himmels, Kind der Sterne!
Dort dein Heim, dein Sitz, dein Reich —

Tiefe Höhe Nähe Ferne
Erd und Himmel alles gleich —
Wo die Flügel immer ſchweben,
Liegt dein Reich, auf! nimm es ein!
Nimm dein Reich ein, nimm dein Leben
Nimm dich ſelbſt! — die Welt iſt dein.

Frühling im Alter.

1841.

Singen die Vöglein im grünen Wald,
Klingen die Bächlein bergunter,
Lockt es den Alten mit Luſtgewalt,
Klopfet das Herz ihm ſo munter:
Denket der Wonnen verſchienener Lenze,
Denket der Kränze und denket der Tänze,
Fallen auch Thränen herunter.

Singet und klinget! das Heute iſt mein,
Heut will ich ſingen und klingen
Luſtig mit ſpielenden Kindern ſelbein,
Fröhlich mit fröhlichen Dingen,
Will mir bekränzen die Locken, die greiſen:
Bald muß ich hinnen und wandern und reiſen,
Wo mir die Vögel nicht ſingen.

Geſpräch mit meinem Stern.

1841.

Es ſcheint ein Stern ſo lieb ins Haus,
Als hätt' er was zu ſagen,
Ich aber ſchau zu ihm hinaus,
Als hätt' ich was zu fragen:
O lieber Stern, o ſüßer Schein!
O melde mir: was ſoll das ſein
Mit all dieſem Sagen und Fragen?

Iſt's wahr, du freundlich Angeſicht,
Was mir das Herz durchbebet,

Daß ſtill mit deinem ſtillen Licht
Was Holdes niederſchwebet?
Gewiß, es ſchießt ein Liebesſtral,
Ein Liebesſtral, ein Lebensſtral,
Er athmet und liebet und lebet.

Ja, liebe Wandrer ſpielen dort
In hellern Himmelsſpielen,
Ja, traute Geiſter ſchießen dort,
Die liebend auf mich zielen:
Wohl haucht mich's an wie Geiſterkuß,
Wohl ſchießt mich's durch wie Liebesſchuß —
O wollten ſie ewig ſpielen!

Allein.

1841.

Ich bin allein, in weiter Welt allein,
All meine Sterne ſchloſſen ihren Himmel,
Im dichten Menſchenſtrudel ganz allein,
Allein im bunten wilden Erdgewimmel —
Allein? wie furchtbar tönſt du, Schreckenswort!
Zum Ocean des Nichts wie treibſt du fort!

Allein? So ſchloß ſich ſchwarz der Himmel zu,
Der meine jungen Tage einſt umglänzte?
So flüchtig, ſüße Freude, wareſt du,
Die meinen Frühling einſt mit Roſen kränzte?
Allein? allein? o gräßlich düſtres Wort!
Einſam der Menſch und ohne Heim und Ort?

Einſam der Menſch? du faſelſt, dunkler Thor —
Lockt nicht die Sonne mit den alten Stralen?
Lockt nicht die Wieſe mit dem Blumenflor,
Ein zweites Eden vor dir hinzumalen?
Spricht Gott nicht in dem Stein und Gras und Strauch,
Im Sternenſchimmer und im Blüthenhauch?

Spricht Gott in dir nicht? Ja, wenn Kerkernacht
Im Moder fern von Sonn' und Mond dich hielte

Und wenn des Satans ſchärfſte Höllenmacht
Mit allen Zweifelsſchüſſen auf dich zielte,
Wo Gott und Liebe ſpricht, wie könnt' es ſeyn?
Mit Gott und Liebe bleibt kein Menſch allein.

Mit Gott und Liebe — o das Freudenwort!
Gleich fliegen her die Myriaden Geiſter
Und jagen alle düſtern Spuke fort
Und werden aller böſen Träume Meiſter,
Und fröhlich tagt's wie junger Morgenſchein:
Mit Gott und Liebe bleibt kein Menſch allein.

O Gott und Liebe! o du Liebesheld!
Du Stiller alles Jammers, aller Klagen!
Du Helfer und Befreier aller Welt,
Der auch für mich den Dornenkranz getragen —
Beſcheinſt du mich, du höchſter Liebesſchein,
Iſt alle Erde, aller Himmel mein.

Deutſches Kriegslied.*)

1841.

Für's Vaterland, für's Vaterland
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Vom Oſtſeeſtrand, vom Nordſeeſtrand,
Aus Berg und Thal All-Deutſchland auf!
Auf! auf! was kann die Stange tragen
Und was von deutſchen Ehren weiß!
Und was ein deutſches Herz fühlt ſchlagen,
Dem glüh' das Herz heut doppelt heiß!

Für's Vaterland, für's Vaterland!
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Auf gegen wälſchen Lügentand
Mit Sturmesſchritt im Sprung und Lauf!
Ha! hört ihr frech die Wälſchen tönen?
„Für uns das Land, für uns der Rhein!

---

*) In den Jahren 1840 und 1841 begann es hin und wieder mit neuem Uebermuth von der Seine her zu klingen.

„Der Sieg iſt Galliens tapfern Söhnen,
„Drum, ſtiller Deutſcher, gieb dich drein!“

Für's Vaterland! für's Vaterland!
Horch Wälſchland! hör' ein Gegenlied:
Ein Volk Ein Heer Ein Herz und Hand,
Was gegen euch den Degen zieht —
Sind all zu Schild und Helm geboren,
Das freie tapfre Teutsgeſchlecht,
Zu edlem Tode aufgeſchworen,
Zum Kampf für Freiheit Licht und Recht.

Für's Vaterland! für's Vaterland!
Drum alle friſch und fröhlich drein!
Auf wälſchen Trotz ins wälſche Land!
Für unſern Rhein friſch über'n Rhein!
Mit Gott dem Herrn, dem Gott der Freien,
Drum alle friſch und fröhlich drein!
Und was die Praler bräu'n und ſchreien,
Es muß durch Gott zerſtoben ſein.

Senkung und Hebung.

1841.

Du denkſt der Schickung,
Der Weltverſtrickung
Des Lebensknäuls,
An allen Enden
Kein Flieh'n, kein Wenden,
Kein Blick des Heils.

Die Waage ſchwebet
Und ſenkt und hebet
Hinab hinauf,
In ſteter Schwingung
Trägt dunkle Bringung
Ihr Ab und Auf.

Bei jeder Hebung
Iſt Herzensbebung,
Die Senkung naht,
Bei jeder Senkung

Erſpäht Bedenkung:
Hier herrſcht kein Rath.

O blinder Späher!
O leichter Schmäher!
Wohl herrſcht der Rath
Des Ewigweiſen,
Wie bunt mag kreiſen
Dein Lebenspfad.

Der Herr der Tage,
Er hält die Waage,
Er hebt und ſenkt:
Auf Dieſen ſchaue!
Auf Dieſen baue,
Der Alles lenkt!

Und luſtig ſchweben
Wird dann dein Leben,
Der Glaube klingt:
Weg mit Verſtrickung,
Wo Gottes Schickung
Die Fäden ſchlingt!

Grabesgrün.

1842.

Die Helden ſchlafen — all ihr Schall und Schein
Wie ſtumm und dunkel unter'm Leichenſtein!
Wie ſchließt das Grab — ſie nennen's ſanfte Ruh —
Für alle gleich ſo Klang als Wonne zu!

Die Helden ſchlafen — roſtend hängt ihr Schwerdt
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwerth,
Friſch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt brauſt vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Todtengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinſchweberin,
O Zeit, nur du allein haſt nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit? Wohl mir! ich ſehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blüh'n,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingſt du der Welt geheimnißvollen Schwung.

Unſterblichkeit? Wohl mir! drum Heldenmacht
Erbebe nicht dem Schlaf der langen Nacht!
Verklinget, Namen und Gedächtniß, gar!
Nichts ſtirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Friſch kämpft die That, hell klingt das mächt'ge Wort
Gleich Blitz und Licht allgegenwärtig fort,
Geburt und Tod im ſteten Wechſellauf,
Hier ſchläft's und dort wacht's luſtig wieder auf.

So kreiſet denn, Jahrtauſend', euren Tanz,
So greiſe, Geiſt, den höchſten Wonneglanz,
Zerſchlage das Sekundenglas der Zeit
Und greiſe und begreiſe Ewigkeit.

Ein Traum.

1812.

Und es ſaßen die Schwarzen, das grauſige Drei,
Die Furien, die hölliſchen Schweſtern,
Und riefen das Zaubergeſindel herbei,
Welche Gott und das Göttliche läſtern;
Und Merlin der Wälſche friſch trieb er voran
Von Füchſen und Wölfen das Satansgeſpann,
Und hinter ihm tückiſche Fratzen
Auf Böcken und Affen und Katzen.

Er ordnet die Schaaren und ſchließet den Kreis —
Die Glocke drönt zwölfmal die Stunde —
Dann ſprudelt unheimlich Geheimniß ihm heiß
Wie Feu'r aus unſeligem Munde:
„Von Mitternacht dräuet uns mordlicher Schein,
„Ihr Brüder und Schweſtern, und winkt über'n Rhein,
„Von Mitternacht dräut es uns Wälſchen,
„Wenn wir es durch Zauber nicht fälſchen.

„So rollet des Schickſals gewaltiges Rad
„Das Glück in germaniſcher Runde;
„Drum ſteh'n wir, berufen zu Rath und zu That,
„Geſchloſſen im nächtlichen Bunde.
„Herbei! mit verborgenen Kräften herbei!
„Mit Zaubergeſängen und Wehegeſchrei,
„Mit Flüchen den feſten und ſtarken,
„Zu ſchirmen die galliſchen Marken!“

Und es hob ſich ſataniſch die ſcheusliche Macht
Und es bleichten der Mond und die Sterne,
Und ſie theilten den Deutſchen die ſchreckliche Acht
Des Unheils für Nähe und Ferne,
Sie theilten ſie fluchend von Haus und von Herd,
Von Ehre der Freien, von Schild und von Schwerdt,
Mit Hieben in alle acht Winde
Beſiegelt's das Satansgeſinde.

Und es blies das Geſchrei mir der Traum in das Ohr
Und die läſternden fluchenden Klänge,
Dann hob ſich ein leuchtender Herold empor,
Und es tönte wie Himmelsgeſänge:
„Laß ſie zaubern mit Künſten der Mitternacht,
„Laß ſie hauen die Acht und die Aberacht,
„Laß ſie hauen nach allen Weltenden,
„Sie werden Weg Gottes nicht wenden.

„Denn Gott und die Zeiten ſie halten Gericht,
„Gehängt iſt die mächtige Waage,
„Und Herrſcher und Völker darauf als Gewicht,
„Erzitternd dem Alten der Tage:
„Denn ſein iſt die Herrſchaft und ſein iſt die Macht,
„Denn ſein iſt die Rache und ſein iſt die Acht;
„Laß ſie hauen nach allen acht Winden,
„Sie werden das Schickſal nicht binden.“

Verſtummt war der Engel, verſchwunden der Traum,
Ich ſtaunte mit bebendem Herzen,
Dann hob ich die Stimme zum himmliſchen Raum,
Zum Tröſter der irdiſchen Schmerzen:

„Gott Heil! es mag eh'r wohl das Wunder geſcheh'n,
„Daß ſegelnde Schiffe die Alpen auf geh'n,
„Daß Winde von Schwerdthieben bluten,
„Als daß Gott läßt die Tapfern und Guten."

An die deutſchen Fürſten.

1842.

Ihr ſchaut den deutſchen Michel*) an?
Er trägt nicht mehr den Stamm der Tannen,
Doch iſt er noch der wilde Mann,
Der nicht viel dannen fragt noch wannen,
Das Rieſenkind im alten Traum,
Vor deſſen Fauſt die Welt muß ſtrauchen;
Und nimmt er ſich den Weberbaum,
Er weiß wie weiland ihn zu brauchen.

Ihr ſchaut den deutſchen Michel an?
O meinet nicht mit ihm zu ſcherzen!
Er iſt noch heut der wilde Mann,
Der viel im Arm hat, mehr im Herzen.
Traut nicht zu viel auf ſeinen Traum,
Er träumet hart am Morgenthore,
Ein ſolcher Traum wird nimmer Schaum,
Er hat die volle Lichtaurore.

Ja, ſchaut euch nur den Michel an,
Er reibt die Augen zum Erwachen,

---

*) Es geht dem Michel und der Michelei, wie andern ſprüchwörtlich gewordenen Wörtern und Namen, z. B. dem berühmten Johann Balhorn. Schwer wird nachzuweiſen ſein, wo und woher dieſer Michel zuerſt in Brauch und Schwung gekommen iſt. Es ſind, die ihn von dem tapfern Ritter Michel Obentraut ableiten, einem rechten deutſchen Michel, einem durch ſeine Biederkeit und Tapferkeit berühmten Feldherrn, von welchem man ein letztes ſchönes michelſches Todeswort hat. Als nämlich ſein alter Kriegsgeſell Tilly dem auf dem Felde von Königslutter Todtwunden und Gefangenen das Blut hemmen wollte, ſagte er lächelnd zu ihm: Laß laufen, Herr Bruder, auf ſolchem Felde pflückt man ſolche Roſen. Gewiß das waren ächte Michelsworte; aber der Grund des Wortes liegt ferner und tiefer. Kommt er vom Erzengel Michel (Gott meine Stärke) oder von dem angelſächſiſchen Mickel, nordiſchen Mickil, die Bedeutung bleibt dieſelbe, der Starke, der Gewaltige, wohinein jeder ſich beliebig ſeinen Theil deutſcher Derbheit und Plumpheit, auch wohl Dummheit legt.

Ihm träumte, wie er ein Geſpann
Von einem Rieſen ſchlug und Drachen —
O ſchaut, wie ihm des Schlafes Sand
Vom lichtbeſtralten Auge fließet,
Wie er halb träumend mit der Hand
Wie durch die Lüfte Speere ſchießet.

Ja, ſchaut euch nur den Michel an,
Die Fauſt das Herz das Speereſchießen,
Der ſchwere Schlaf gottlob wird dann
Auch euch wie ihm im Licht zerfließen —
Kommt, ſchaut den Traum, des Träumers Spiel,
Und traut nicht, daß er nur will ſpielen:
Weil er mit Geiſtern ſpielt zum Ziel,
So wird er deſto ſchärfer zielen.

Ja, ſchaut euch nur den Michel an,
Und lernt im Michel euch erkennen,
Lernt mit dem deutſchen ſtarken Mann
Wie weiland für die Freiheit brennen,
Für deutſche Ehre, deutſches Recht,
Für deutſche Wahrheit, deutſche Freude —
Lernt das, dann weidet eu'r Geſchlecht
Auch künftig mit auf deutſcher Weide.

Ja, ſchaut den deutſchen Michel an,
Was ſoll ich Fürſten Wahrheit fälſchen?
Zieht an den vollen deutſchen Mann,
Werft weg den bunten Rock der Wälſchen,
Werft weg den wälſchen Lügenſchein,
All eure wälſchen Feinereien —
Dann tritt der deutſche Held herein,
Der erſte Freie unter Freien.

Ja, ſchaut den deutſchen Michel an —
O wärt ihr ganz aus ſeinem Holze!
Gleich ſtünde da der ganze Mann,
Der Stille Tapfre Freie Stolze,
Der winkte durch die Welt hinaus:
„Still, Moskowiter! ſtill, Franzoſe!

„Wir ſtehen fertig jedem Strauß
„Und ſchütteln kühn die rothen Looſe.“

Ja, ſchaut den deutſchen Michel an,
Das Rieſenkind mit Geiſterträumen —
Nicht wird die Brandung, die begann,
Im dünnen Wellenſpiel verſchäumen —
Mit ihm mit hellem Muth hinein,
Wie wild auch Sturm und Woge treiben!
So werdet ihr die Erſten ſein,
Und Michel wird der Zweite bleiben.

Heimweh nach Rügen.

1812.

O Land der dunkeln Haine,
O Glanz der blauen See,
O Eiland, das ich meine,
Wie thut's nach dir mir weh!
Nach Fluchten und nach Zügen
Weit über Land und Meer,
Mein trautes Ländchen Rügen,
Wie mahnſt du mich ſo ſehr!

O wie mit goldnen Säumen
Die Flügel rings umwebt,
Mit Mährchen und mit Träumen
Erinn'rung zu mir ſchwebt!
Sie hebt von grauen Jahren
Den dunkeln Schleier auf,
Von Wiegen und von Baaren,
Und Thränen fallen drauf.

O Eiland grüner Küſten!
O bunter Himmelſchein!
Wie ſchlief an deinen Brüſten
Der Knabe ſelig ein!
Die Wiegenlieder ſangen
Die Wellen aus der See
Und Engelharfen klangen
Hernieder aus der Höh.

Und deine Heldenmäler
Mit moosgewobnem Kleid,
Was künden ſie, Erzähler
Aus tapfrer Väter Zeit,
Von edler Tode Ehren
Auf flücht'gem Segelroß,
Von Schwerdtern und von Speeren
Und Schildes-Klang und -Stoß?

So locken deine Minnen
Mit längſt verklungnem Glück
Den grauen Träumer hinnen
In alter Luſt zurück.
O heißes Herzensſehnen!
O goldner Tage Schein
Von Liebe reich und Thränen!
Schon liegt mein Grab am Rhein.

Fern, fern vom Heimatlande
Liegt Haus und Grab am Rhein.
Nie werd' an deinem Strande
Ich wieder Pilger ſein.
Drum grüß' ich aus der Ferne
Dich, Eiland lieb und grün:
Sollſt unterm beſten Sterne
Des Himmels ewig blüh'n!

Des Sängers Herrlichkeit.

1842.

Mit Siegerhaub' auf hoher Stirn
Und Königsglück im Blick
So webt der Parzen zarter Zwirn
Dem Sänger ſein Geſchick,
Und vor dem Lauf und vor dem Streit
Und vor errungnem Kranz
Weiſſagt es ihm die Herrlichkeit
Im kühnen Augenglanz.

Denn der den Sonnenreigen führt
Iſt auch der Sänger Fürſt,

Wen ſeines Odems Hauch berührt,
Hat ſonnenhoch Gethürſt,
Wen ſeines Strales Feu'r beflammt,
Hat königgleichen Muth,
Und alles, was der Höh' entflammt,
Zünd't ihn mit Göttergluth.

Denn Ley'r und Schwerdt und Sonnenſtral
Trägt der erhabne Gott,
Geſang und Wort und Feu'r und Stal
Nicht bloß zum Scherz und Spott:
Der Gott des Schwerdts, der Gott des Lichts
Rief durch Geſangesmacht
Den Weltenreigen aus dem Nichts
Der ſtarren düſtern Nacht.

So hieß der Elemente Streit
Das Wort zur Ordnung ſteh'n,
Und alſo muß in Ewigkeit
Der Sternenreigen geh'n,
Und alſo muß in Ewigkeit
Der Geiſterreigen geh'n,
Und wo nicht Schwerdt und Lied gebeut
Mag nimmer nichts beſteh'n.

Denn nur was Schwerdt und Wort erſchafft
Hat Unvergänglichkeit
Und überbau'rt in Jugendkraft
Den ſcharfen Zahn der Zeit;
All andre Macht, all andrer Glanz
Verſinkt mit Staub zu Staub,
Aus dieſen nur erblüht ein Kranz
Von ewig grünem Laub.

Des elenden Mannes drei Geſellen.

1842.

Dem Mann, dem arm und ſchreckenbleich
Die weite wilde Welt als Reich
Durch Bann und Acht wird zugetheilt,
Der nimmer unter Menſchen weilt,

Was auf der Flucht von Heim und Gaſſen
Wird dem gebannten Mann gelaſſen?
Was darf als frühern Glückes Schemen
Er mit zur wüſten Wildniß nehmen?

Drei Thiere, Katz und Hahn und Hund,
Begleiten ihn in böſer Stund,
Genoſſen ſtummer Einſamkeit,
Zu tröſten bittres Herzeleid,
Mitwiſſer Helfer und Vertraute,
Gewöhnt an Menſchen-Tritt und- Laute,
Daß er ſich menſchlich dran erkenne,
Nicht Kain gleich die Welt durchrenne.

Denn Fiſch und Vogel, Thier und Wild
Steht da als Beiſpiel Mal und Bild,
Weiſt aus der Erde Lärm und Tand
Stets hin zur höchſten Machershand,
Denn Schlang' und Molch und Fuchs und Affen
Hat Gott nicht bloß zum Spaß geſchaffen
Und wie viel andre Wunderfratzen
Mit Federn geh'n und Klau'n und Tatzen.

Beſonders aber jenes Drei
Spielt um den Menſchen Mancherlei
Und aus dem Menſchen noch viel mehr,
Und weiſt und warnt und mahnt ihn ſehr
Und muß in Sprüngen Scherzen Spielen
Mit tauſend Pfeilen auf ihn zielen,
Daß er ſich's muß zu Herzen nehmen
Und wechſelsweis ſich freu'n und ſchämen.

Zuerſt ſchau nach dem Kater um,
Wie liegt am Herd er ſtumm und krumm!
Bärt ſich erfroren krank und lahm
Und thut gar leidig fromm und zahm,
Doch kaum daß Mond und Sterne leuchten,
Wie muß der Schelm dir anders däuchten!
Flugs weg iſt all ſein frommes Gleißen,
Kennt nichts als ſpringen morden reißen.

So ſchläft in dir des Herzens Macht
Verſenkt gleich wie im Traum der Nacht,
Lauſcht ſtumm und dumm am Feuerherd
Der Bruſt, bis drein ein Windſtoß fährt,
Der Leidenſchaft zu Flammen zündet
Und Untergang und Tod verkündet:
An Katzenſprüngen kannſt du ſchauen,
Was in dir Zähne hat und Klauen.

Iſt aber dir der Buſen wund,
Gar freundlich wedelt her der Hund,
Will's ab dir an den Augen ſehen,
Was weh dem Herzen iſt geſchehen,
Will dir mit Kriechen Wedeln Streicheln
Hinweg den Gram und Kummer ſchmeicheln,
Daß du in böſen Unglückstagen
Nicht ſollſt an Treu und Gott verzagen.

So weht der milde Gotteshauch
Durch die verſchloßne Thierbruſt auch:
Was aus ihm ſchmeichelt wedelt blickt,
In Lieb' und Luſt dein Herz erquickt;
Denn wenn vom zornig wilden Bellen
Dir ſchmerzlich oft die Ohren gellen,
Spricht auch ſein liebend ſtummes Schauen:
Du ſollſt, o Menſch, auf Liebe bauen.

Und nun der Hahn, der dritte Mann,
Fängt gar ein andres Spielwerk an,
Er ſchlägt als große Weltenuhr
Durch Gottes Kraft — heißt von Natur —
Den ſtäten Glockenſchlag der Zeiten,
Kennt kein gefährlich Ueberſchreiten,
Thut richtig wie vor tauſend Jahren
Noch heut die Stunden offenbaren.

Wann dieſer Wächter Nachts dir ſingt,
Sein Sang wie Klang vom Himmel klingt,
So ruft er durch die kurze Zeit
Wie Stimme langer Ewigkeit,

Ruft wie ein Schall von letzten Tagen —
Dann denkt der Menſch an Petrus Klagen,
An Petrus Thränen, Petrus Reue,
Und auch an Gottes Lieb' und Treue.

So hat das Drei Gott angetraut
Auch dem, der nicht das Elend baut,
Geſtellt als Welt- und Menſchen-Bild,
Das weiſt und warnt beſchämt und ſchilt.
O ſelig, wer verſteht zu leſen
Die Gottesſchrift aus allen Weſen,
Wer aus der Dinge dünnen Schemen
Sich Bild und Gleichniß weiß zu nehmen!

Luſt des freien Geiſtes.

1842.

Horch! der Himmel klingt von Geigen,
Und du fragſt: wer führt den Reigen?
Antwort tönt: der freie Geiſt,
Er, der Einzighochgeborne,
Er, der Leuchtendgotterkorne,
Der die Sonnen tanzen heißt.

Ha! wie ſchlingen ſich die Pfade!
Ha! wie brauſen die Geſtade
In dem Weltenocean!
Dieſer wirbelnde Mäander,
Dieſes wilde Durcheinander
Seinen Saiten unterthan!

Auf denn, Herz, zu ſeiner Wonne!
Tanze du, auch eine Sonne,
Muthig mit den Sternentanz!
Millionen ſind die Flieger,
Nur der Schnellſte bleibt der Sieger,
Nur der Kühnſte greift den Kranz.

Geiſtliches
verſchiedenſter Töne und Jahre*).

Reime aus einem Gebetbuche
für zwei fromme Kinder.

1.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdenthal,
Mich lockt die Sonne mit warmem Stral,
Mit meinen Blättchen buhlet der Wind,
Der Zephyr nennt mich liebliches Kind,
Und Thau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kommt der Frühling und rufet: komm!
Komm, Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach auf vom Schlummer! vorbei iſt die Ruh,
Sollſt wieder blühen in Freude.

2.

Zieh mich auf! zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie ſchön, o wie ſchön bei dir,
Der überſchwänglich lohnet!

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechſelt leicht abwendig,
Gott verſäumt, Gott vergiſſet nie,
Iſt immer gleich beſtändig.

---

*) Jedoch meiſt zwiſchen 1807 und 1840 fallend.

Sei denn fromm, ſei denn ſtill in mir,
Mein Herz in ſüßer Freude!
Denn er wohnt und er zieht in dir
Und kennt die Kindlein beide.

3.

Es ſaß ein Kindlein im weißen Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden,
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden;
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein ſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben
Und hörte Gott Vater von Engeln loben
Und ſäh' die Stern' im Jubelring
Lobpreiſen den Schöpfer aller Ding'.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engel all' empfah'n.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den Höchſten im Lichte wohnen,
Steht Gott zunächſt zur rechten Hand
Und wird ſein Liebling dort genannt.

Denn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Das Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ewigen Liebe
Uns brünſtig zum Himmel der Freuden hübe:
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch helles Geſpiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drin ſie ſpat und frühe ſeh'n
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

4.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeins Wiege ſtand,
Eh' ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Flüchtig wie Schatten vorüberrauſcht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht,
Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüber wallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Doch ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht;
Leuchten die Sterne,
Schau ich nach oben ſehnend hin,

Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeins Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen,
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreih'n?

Eija! wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Herz!
Eija! wie ſelig
Fühl' ich verſinken Erdenſchmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelsgeſpielen, grüßt ihr mich?

5.

Unter Blumen ſpielen
Gern die kleinen Kinder,
Blumen ſind ſüß und ſchön.
Wie den Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen
Soll den Kindern das Herzchen ſteh'n.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebesäuglein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne ſinket,
Sinken ſie in Schlummer,
Steh'n zugleich mit der Sonne auf.

Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen,

Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.

Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Thut der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

6.

Ein Kind wollt' Blumen pflücken geh'n
Des Morgens früh im Thaue,
Und tanſend Blümlein bunt und ſchön
Entblühten auf der Aue;
Lenz war es rings und Sonnenſchein
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in ſüßer Freude.

Und als das Kindlein tritt ins Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich ſein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindchens Händchen langt:
Ein jedes Blümlein ſehr verlangt,
In ſeiner Hand zu ſterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwiſchen beide
Und ſpricht: Gegrüßt der Jugend Preis!
Und Blümlein auf der Haide!
Voll Himmelsluſt und Himmelſchein,
Von innen und von außen rein,
Blumen ſchön und fromme Kinder!

Willkommen, Veilchen ſtill und zart!
Willkommen, Lilie reine!
Und du, von Königinnenart
Und Königin alleine,
Du Roſe, hohes Purpurroth!

Euch Holde ſegne alle Gott,
Wie er dies Kindlein ſegnet!

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen ſchöne,
Dann rauſcht er, wie er kommen iſt,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein ſchaut ihm brünſtig nach
Und lauſcht den Worten, die er ſprach,
Und ruft: ach! komm doch wieder!

Und als er doch nicht wiederkömmt,
So geht es traurig weiter
Und nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen rings umher;
Dem Kindlein wird das Herz ſo ſchwer
Und will ihm faſt zerbrechen.

Da, ſiehe! wie ein Himmelſchein
Fällt ihm ein Glanz entgegen,
Es ſchießt ein helles Kränzelein
Herab als Himmelsſegen,
Und fällt dem Kindlein in den Schooß,
Ihm wird das Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und dieſen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen,
Solang' es ging im Erdenland,
In Nächten und an Tagen.
Das Kränzlein ſchön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen ſeh'n,
Sie ſoll'n des Engels denken,
Daß ihnen auch er wolle ſchön
Ein ſolches Kränzel ſchenken.
Mit Erdenblumen ſpielt der Wind,
Doch Blumen, die vom Himmel ſind,
Die blühen unvergänglich.

7.

Gott, deine Kindlein treten
Mit Freuden zu dir hin,
Sie ſtammeln und ſie beten;
Du kennſt der Worte Sinn:

Was aus dem Borne quillet,
Der nimmermehr verſiegt,
Was ihnen ſelbſt verhüllet
Im tiefſten Herzen liegt,

Das lockſt du hoch nach oben
In ſeliger Begier,
Die Milde dein zu loben
Und Güte für und für.

O du, der in den Höhen
Und in den Tiefen wohnt,
Laß kindlich uns verſtehen,
Was überſchwänglich lohnt.

Gieb fromme Kinderworte,
Gieb ſüßen Kinderwahn!
So wird uns nur die Pforte
Der Himmel aufgethan.

8.

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt,
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
Komm führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröthen Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, Ein heiliger Geſang,

Wo Millionen Heil'ge knieen
Und ſchauen dir ins Angeſicht
O Vater! Gott! laß dort mich blühen
Am kleinſten Stral von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelslichter nicht herab,
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sarg und Grab;
Der Wechſel hier vom Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke,
Und Paradieſe blüh'n nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! ſinke Erde!
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und traget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.

9.

Wir wandeln hier in Finſterniſſen
Und ſchau'n vergebens nach dem Licht;
Nicht tröſten mag uns, was wir wiſſen,
Und was wir können, helfen nicht:
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen,
Und heute ſehen wir verſchwinden,
Was geſtern ſüße Täuſchung gab.

Doch liebt der Stolze ſeine Irre,
Der Eitle ſeinen Lügenſchein,
Und wirret in das Truggewirre
Sich jede Stunde feſter ein,
Verſchmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verſchmäht die Flamme für den Schimmer,

Und haſcht und ſucht und findet immer,
Doch ach! ſich ſelber findt er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel geh'n,
Gott, lehre du mich ſelbſt erkennen
Und meiner Künſte Lug verſteh'n,
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind.

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einziger Tropfen aus
Und zündete die Sternenheere
Und Lampen all im Himmelshaus —
O Einen Funken nur für mich!
Nur Einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternentanze
Mit allen Seligen preiſ' ich dich.

10.

Es lebt ein Geiſt, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreiſt,
Der Blumenbuſch die goldnen Köpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preiſt;

Durch den das Menſchenherz, das Wunderding,
Vor eignen Wundern bebt,
Wann er es mächtig zu dem Sonnenring
In tiefſter Sehnſucht hebt.

O Geiſt der Geiſter, knieend bet' ich an,
Was keine Zunge ſpricht;
Zieh, ew'ges Licht, den kleinen Funken an,
Er will zu deinem Licht.

Er floß vom ſel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur,
Und ſehnt ſich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmliſcher Natur.

O Geiſt der Geiſter, trage mich empor!
Und mache ganz mich dein!
Es iſt mein Vaterland, was ich verlor:
Der Himmel iſt ja mein.

11.

Lehr' mich beten,
Gott der Herrlichkeit,
Kindlich vor dich treten,
Wie das Herz gebeut.

Mach' unſchuldig,
Mache fromm dein Kind,
Denn die Welt iſt ſchuldig,
Uebervoll voll Sünd.

Nach dem Bilde
Schufeſt du mich dein,
Vater aller Milde,
Laß mich heilig ſein!

Nimm die Erde,
Nimm die Schuld von mir!
Daß ich Engel werde,
Wohne du in mir!

O Gedanke!
Himmelſchein voll Licht!
Erd und Himmel wanke,
Gott verläßt mich nicht.

12.

Hebe mich empor zu dir,
Der die kindliche Begier
Mir im tiefſten Buſen zündet,
Daß mein Herz die Wahrheit findet,
Die dein heil'ges Wort verkündet:
Suchet mich, ſo findet ihr.

O verheißungsvolles Wort!
Sei mein Schild und ſei mein Hort!
Sei mein Licht im finſtern Staube!
In Verzweiflung ſei mein Glaube:
Daß mir nichts die Wahrheit raube:
Gott iſt hier und Gott iſt dort.

Ach! ich bin ein ſchwaches Kind,
Sehe viel und bin doch blind,
Wähne viel, und kann nichts wiſſen,
Suche Licht in Finſterniſſen,
Wanke, tauſendfach geriſſen
Hin und her vom Erdenwind.

Du, der einzig helfen kann,
Vater, nimm dich meiner an,
Helle mir Verſtand und Augen,
Daß ſie dich zu ſehen taugen
Und aus deiner Liebe ſaugen,
Was die Bien' aus Blumen kann.

O mein Gott, ich fühle dich
Freundlich und herzinniglich.
O wie wohl wird mir von innen!
Erd und Erdenquaal zerrinnen,
Und mit allen meinen Sinnen
Fühle, habe, lieb' ich dich.

Fahre hin, du Erdenthal!
Schon bin ich im Himmelsſaal,
Schwebe auf den ſel'gen Höhen,
Wo die Zehnmaltauſend ſtehen
Und den Lobgeſang erhöhen
Mit den Frommen allzumal.

13.

Traum iſt das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend Luſt

Wolken verſchweben,
Alſo die Bilder der Menſchenbruſt;
Alles iſt Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbſt die Gedanken,
Sterblicher, ſind nicht dein Eigen.

Doch willſt du bauen,
Bauen auf das, was vergänglich iſt,
Doch willſt du trauen
Dem, was das Maaß der Sekunde mißt;
Trug aus Betruge
Spinnen und weben
Taumelnd im Fluge,
Eitler, das heißet dein Leben.

Sagt mir denn keiner
An, wie die Unruh zu Ruhe wird,
Tröſtet denn keiner
Sehnſucht, die ſchmachtend im Buſen girrt?
Himmliſcher Glaube,
Magſt du nicht finden,
Wie auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! nicht hienieden,
Nicht, wo in Gräbern die Aſche liegt,
Suche den Frieden,
Nicht, wo die Freude mit Winden fliegt.
Arbeit und Thränen
Irdiſchem weihe,
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmliſchen Bläue.

Da geh'n die Lichter,
Ewige Spiegel der reinſten Luſt,
Liebende Richter,
Liebende Tröſter der Menſchenbruſt;
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet,
Was dir hier Nacht noch verhänget.

14.

Traum der fliehenden Minuten,
Wie auf Fluthen
Mondenſchimmer wechſelnd bebt,
Wie auf grünen Sommermatten
Licht und Schatten
Flüchtig durcheinander ſchwebt —

Alſo ſtürzt des Lebens Welle,
Nacht und Helle
Wechſelnd ſich ins eigne Grab,
Und das Liebſte, was wir hatten,
Flieht als Schatten
Mit zur Schattenwelt hinab.

Stolzer Menſch, was iſt dein Eigen?
Wie ein Reigen
Lieblich aber kurz verklingt,
So verklingt der Jugend Schöne,
Deren Töne
Nur die Wehmuthsglocke ringt.

Was iſt Liebe? Süßes Sehnen,
Banges Wähnen,
Recht des eitlen Traumes Traum.
Die unſterblichen Gewalten
Willſt du halten,
Und du hältſt dich ſelber kaum.

Was iſt Schwur und feſte Treue?
Wolkenbläue
Wechſelt nicht wie Menſchenwort;
Und du nimmſt, was auf dem Sande
Steht, zum Pfande?
Doch wie Sand ſo fließt es fort.

Das Unendliche ergründen
Willſt du, finden,
Was die Weltenräder treibt?
Weiſe hab' ich viel vernommen,

Doch beklommen
Lernt' ich, daß es Räthſel bleibt.

Deine Kunſt, dein eitles Wiſſen,
Teufelskiſſen
Iſt es leerer Eitelkeit;
Dennoch weckſt du Dunſt aus Dünſten,
Mit Geſpinſten
Webſt du golden dir dein Leid.

Auf! aus Nacht der Eitelkeiten
In die weiten
Welten, leuchtend über dir!
Aus des Lebens reinen Quellen
Trinke hellen
Himmelsgeiſt und Wonne dir!

Trinke heitern Geiſt der Wahrheit!
Und in Klarheit
Wird die Täuſchung vor dir ſteh'n;
Weinen wirſt du bittre Thränen,
Doch dein Sehnen
Wird durch alle Himmel geh'n.

Und von Gottes goldnen Kerzen
Zündt im Herzen
Sich die Flamme keuſch und rein,
Die unſterblich Leben fodert,
Aufwärts lodert
Durch der Erde Nebelſchein.

Auf! mit ſtolzem Angeſichte
Zu dem Lichte!
Zu dem Lichte alles Lichts,
Wo die tauſend Sonnen brennen!
Lern' erkennen:
Gott iſt alles, du biſt nichts.

Und vom finſtern Erdenſtaube
Schwingt der Glaube
Rettend deine Seele auf,

Erde ſinkt und Erdgewimmel,
Und der Himmel
Thut ſich der erlöſten auf.

15.

Abendgebet.

Der muntre Tag iſt wieder ſtill,
Und alles ſchlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooſes Flaum,
Der Vogel auf den grünen Baum,
Der Menſch in ſeine ſtille Kammer
Sich auszuruh'n von Müh und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttenthür
Zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich chriſtlich erſt bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß ſehen, wie die Sterne blinken
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein ſtammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht,
Wollſt mich von deinen Sonnenkreiſen
Im rechten Beten unterweiſen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt' auch heint mich, Vater gut,
Durch deine milde Freundlichkeit
Vorm böſen Feind und ſeinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das iſt das kleinſte Leid von allen.

O ſende von dem Stralenſchein
Den liebſten Engel zu mir ein,
Als Friedensboten unter's Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß Herz und Sinne und Gedanken
Sich feſt um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag ſo luſtig fort,
Dann klingt die Nacht ein Liebeswort,
Dann iſt der Morgen Engelgruß,
Dem alles Böſe weichen muß
Und wir hienieden ſchon auf Erden
Wie helle Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendſchein
Einſt in das müde Aug hinein,
Sehnt meine Seele ſich hinauf
Zum ewig ſel'gen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen
Mich heimzuholen zu den Frommen.

16.

Morgengebet.

Die Nacht iſt nun vergangen,
Der Morgen ſteht ſo herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wieſen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Luſt geprieſen
Von Stimmen ohne Zahl.

Die frommen Nachtigallen
Sie klingen hellen Freudenklang,
Die Lerchen höchſt vor allen
Zum Himmel tragen ſie Geſang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch das Zeiſiglein
Sie wollen ſich dankbar zeigen,
'S will keiner hinten ſein.

Und ich? ich ſollte ſchweigen,
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerſtrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderſchaar geweiht

Und Engelangeſichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie prieſen alſo balde
Den Vater überm Sternenraum?
Es ſumſete die Imme,
Das Würmchen ſeine Luſt,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Bruſt?

Nein, Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüthe!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preiſen,
Durch den die Welten ſind,
Vor dem die tiefſten Weiſen
Kaum lallen wie ein Kind!

O Herr, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht ſei,
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend geh'n,
So wird der Tag mir milde,
So kommt die Nacht mir ſchön.

17.

Wer hat den Sand gezählt,
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar
Wie viel der Flocken weh'n,
Wie viele auf ein Haar
Tropfen auf's Weltmeer geh'n?

Wer mißt den Ocean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Stralen faß'n,
Welche die Sonne ſchießt?
Wer holt das Lichtgeſpann
Fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſein.

Gott iſt der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternenſaal
Sonnen wie Flocken weht;
Gott iſt der Ueberall,
Gott iſt der Ohnegrund,
Schneller als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zähleſt du,
Nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere miſſeſt du,
Nie die Barmherzigkeit,
Sonnenſtral holſt du ein,
Nimmer die Liebe doch,
Womit ſein Gnadenſchein
Sündern entgegenflog.

18.

Gottes ſüße Liebe,
Gottes freundlich frommes Herz,
Ziehe meine Triebe
Alle himmelwärts.

Unten ſind nur Thränen,
Unten iſt nur eitel Lug,
Ungeſtilltes Sehnen
Täuſchung nur und Trug.

Unten iſt nur Mühe,
Kampf nur, wann's am beſten iſt,

Hader ſpät und frühe,
Daß man dein vergißt.

Alle gleich den Blinden
Tappen wir in Biesterniß,
Können dich nicht finden
In der Finſterniß.

O du reiche Quelle!
O du Brunnen jeder Luſt!
Mache mir es helle,
Hell in Aug und Bruſt!

Ziehe, ſüße Liebe,
Aus dem Dunkel mich zum Licht,
Alle meine Triebe,
All mein Angeſicht!

Gottes Liebe ziehe,
Zieh in dich mich ganz hinein!
Daß ich hier ſchon blühe
Wie ein Himmelsſchein.

Gottes Liebe, Spiegel
Aller Freude, alles Lichts,
Gieb mir Sonnenflügel,
Zu entflieh'n dem Nichts:

Daß ich gleich der Lerche
Flieg' empor ins Sternenhaus
Ueber Thal und Berge
Und die Welt hinaus.

19.

O du ſüßes Engelbild,
Das mir Sinn und Seele füllt,
Himmelsglanz von beſſern Sphären,
Friedensbote hoher Ehren,
Meine Sehnſucht, mein Verlangen,
Sprich, wo biſt du hingegangen?

O wie war mit dir es ſüß,
Alle Welt ein Paradies,
Eitel Friede Luſt und Freude —
Was erzählten wir uns beide
Von den wunderbaren Dingen
Jenſeits, wo die Sphären klingen!

Kehre wieder, komm zurück,
Alte Unſchuld, altes Glück!
Daß die böſen Schatten weichen,
Die mir Gottes Sterne bleichen,
Daß die wilden Triebe ſchweigen,
Die mein Herz zur Sünde neigen.

Tröſte dein verwaiſtes Kind,
Ach! der kalte Erdenwind
Hat es gnug in Finſterniſſen
Irrend hin und her geriſſen —
Komm, du ſüßer Troſt der Frommen!
Laß den Frieden wiederkommen.

20.

Frühlingslied.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag.
Heute ſei fröhlich, wer froh ſein mag!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sonnenhaus,
Alle Engelein kommen mit Prangen
Sie wollen den Frühling empfangen.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag.
Seht, wer das Schönſte ſich pflücken mag:
Demuth, das Veilchen lächelt ſo blau,
Die Unſchuld winket als Lilie im Thau,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Auf Dornen trauert ſie trübe.

Friſchauf! liebe Kinder! es iſt Maientag.
Horcht, was der Engelgeſpiele ſprach:

Schön biſt du Erdenmaitag und ſüß,
Das holde Bildniß vom Paradies,
Aber auf himmliſchen Blumenauen
Da ſollt ihr Schöneres ſchauen.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Seliger himmliſcher Maientag!
Droben verwelket Demuth nicht mehr,
Die Unſchuld klagt nicht: die Welt iſt leer,
Und die Roſe, die himmliſche Liebe,
Sie ſteht auf Dornen nicht trübe.

O du ſüßer Himmel und dein Maientag!
Glücklich, wer ſchon deine Blumen brach!
Friſch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet ſein Sonnenhaus,
Und die Engel wollen mit Prangen
Die frommen Kinder empfangen.

21.

O wie ſehr thut mich verlangen
Nach den ſüßen Himmelsauen,
Wo die Tage ſelig prangen,
Wo die Nächte Wonne thauen,
Wo die Unſchuld und die Freude
Steh'n als Himmelswache beide!

O wie ſehr thu' ich mich ſehnen
Nach den ſüßen Paradieſen,
Nie benetzt von Trauerthränen
Wie die kalten Erdenwieſen!
Himmelsroſen Himmelsnelken
Blühen dort, die nie verwelken.

O die ſchönen Reigentänze,
Welche ſelige Engel ſchwingen!
O die immergrünen Kränze,
Die der Fommen Stirn umſchlingen!
Land der Sehnſucht, Land der Frommen,
O wann werd' ich zu dir kommen!

Ach! die Erde iſt ein Schwanken
Auf und ab von Ruh zum Streite,
Himmel wollen die Gedanken,
Doch die Sünde ſtellt auf Beute:
Drinnen lechzet Sternenliebe,
Draußen locken Erdentriebe.

O du ſüßer Himmelsfrieden,
Komm mit deiner Engelmilde!
Führe doch den Streitesmüden
Wieder auf die Luſtgefilde,
Wo wir wie die Kinder ſpielten
Und nur Luſt und Unſchuld fühlten.

Komm, du ſüßer Friede! kehre
Mit den Kinderfreuden wieder!
Stiller Engel, komm und lehre
Mir die alte Unſchuld wieder,
Daß ich ſchon auf dieſen Auen
Kann das Leben Gottes ſchauen.

22.

Lockſt du mich, du Gottesfrieden,
Zu den ſchönen Himmelsauen,
Die wir Dunkle, ach! hienieden
Nur in blaſſen Schatten ſchauen?
Lockſt du mich, o Sehnſucht, immer,
Wie die Frommen Glockenläuten,
Wieder hin zum Sternenſchimmer?
Wieder in die alten Zeiten?

In die Zeiten längſt vergangen?
In der Seelen Kindertage?
Dahin ſchmachteſt du, Verlangen?
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des ſtillen Lebens Wonne
Aus dem tollen Erdgewimmel.

Nein, es iſt kein Wahn der Träume,
Iſt kein Irrlicht düſtrer Nächte,
Mein ſind jene Sternenräume,
Mein ſind jene Götterrechte:
Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimat ſuch ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was ſoll ich hienieden ſtreben
Zwiſchen Kummer ſtets und Freude,
In dem unruhvollen Leben
Der Minuten ſchnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechſelnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menſchen Thun und Neigen,
Schwebt ſein Wünſchen, ſein Vergnügen.

Wie ſoll ich hienieden finden,
Was die heiße Liebe ſtillet,
Wo die Unruh wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?
Wo wir heute laſſen müſſen,
Dem wir geſtern angehangen?
Wo Begierde und Gewiſſen
Sind in ſtetem Krieg befangen?

Was ſoll ich hienieden ſchaffen,
Hier, wo nichts beſtändig bleibet?
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die wilde Rennbahn ſtäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel ſinget
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin, du Land der Thränen!
Hin, du Land der ſüßen Lügen!
Damit wir uns hinnen ſehnen,
Darum mußt du viel betrügen;

Damit wir das Feſte wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durch einander rollen
Und die Welle Welle treiben.

Locke, ſtiller Gottesfrieden!
Süße Sehnſucht, ſchweige nimmer!
Werſet Himmelſchein hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer,
Daß die Seelen inne werden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres giebt es nicht auf Erden,
Jenſeits ſollen wir erlangen.

23.

Ich bin ſo traurig in dem Herzen
Und weiß nicht mehr, wo hin noch her,
In meinem Innern brauſt von Schmerzen
Ein weites kaltes wüſtes Meer,
Es reißt mich Sehnſucht und Verlangen
Vom Süd zum Nord, vom Oſt zum Weſt,
Gleich einem Menſchen, der von Schlangen
Im Buſen trüg' ein ganzes Neſt.

Ich bin ſo traurig in dem Sinne,
Der ſonſt ſo ſtill und freundlich war,
So voll von Gottes ſüßer Minne,
Von Gottes Licht ſo hell und klar;
Bei Menſchen fühl' ich mich verlaſſen
Und einſam faßt mich ſchlimme Noth,
Ich kann mich ſelber nicht mehr faſſen
Und wünſche oft: o wärſt du todt!

Denn ach! mein Gott hat mich verlaſſen,
Weil ich zuerſt mich ſelbſt verließ
Und auf des Lebens breite Straßen
Mich thörigt gnug verlocken ließ.
Im bunten gaukelnden Gebrauſe
Wo floh es hin, mein altes Glück?

Wie find' ich zu der ſtillen Klauſe
Der Kinderunſchuld mich zurück?

O du, der in das Land der Nächte
Die Liebe ſelbſt herabgeſandt,
Daß ſie uns allen Gnade brächte
Und Heilung mit der milden Hand,
Der ſie ans harte Kreuz geſchlagen,
Mit Dornen blutig ſie zerriß,
Daß wir in Sünden nicht verzagen,
Der unerſchöpften Huld gewiß.

Du tröſte, was den Troſt verloren,
Du richte das Gefallne auf,
Und zu den ſteilen Himmelsthoren
Gieb Muth und Licht dem Pilgerlauf.
Du biſt die Güte, du die Treue,
Ich bin der Staub, ich bin das Nichts,
Das ſehnend lechzt zur heitern Bläue
Des reinen Glücks, des reinen Lichts.

24.

Gott der Gärtner.

Die Erde iſt ein Garten
Voll ſüßer Blümelein,
Gott ſelbſt will ihrer warten
Und gerne Gärtner ſein,
Will ihrer ſpät und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenſchein und Regen
Und Thau erquicken ſie.

Die erſte Blum' vor allen
Das muß die Liebe ſein,
Der Menſchen Wohlgefallen,
Der Engel ſchönſter Schein:
Sie iſt die Roſe roth
Und muß auf Dornen ſtehen,
Sobald die Winde wehen,
Iſt ihre Schöne todt.

Die zweite, die Gott liebet
Nächſt Liebe allerbeſt,
Iſt, die das Gute übet
Und ſich nichts merken läßt;
Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen,
Sie blüht ein kurzes Weilchen
Und kaum die Blüthe weiſt.

Der Glaube heißt die dritte,
Sie duftet nur bei Nacht
In aller Geiſter Mitte
Bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz ſich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich ſchwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung iſt nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebſtes ſeiner Kinder,
Die nur hienieden ſind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdſelig von Gebärden,
Du biſt ihr Bild auf Erden,
Kommſt mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beſtändig iſt und treu,
Du, aller Zeiten Blüthe,
Mir lieb gegrüßet ſei!
Merlblümchen friſch und bunt!
Beſtändigkeit ſoll leben!
O wolle Gott uns geben
Solche Lieb' zu jeder Stund!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens ſitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,

O Lilie, Unſchuld ſüß!
Du winkeſt lieb uns hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Kräuter
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer ſie erzählte weiter,
Zählt wohl den Sand am Meer:
Wie viel er ausgeſtreut,
Wie könnt' ich alle zählen
Die zarten Blumenſeelen
Im bunten Sonnenkleid!

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt' es ſein,
Steht wie ein Geiſterſchemen
Mit hellem Himmelſchein;
Wehmüthig geht ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre gar zu gerne
Zum Vaterland zurück.

O Gärtner treu und milde,
Der alles kann und weiß,
Mach' mich zu ihrem Bilde,
Mach' mich ſo rein und weiß.
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unſchuld blühen ſo.

25.

Der heil'ge Chriſt iſt kommen,
Der ſüße Gottesſohn,
Des freu'n ſich alle Frommen
Am höchſten Himmelsthron,
Auch was auf Erden iſt
Muß preiſen hoch und loben

Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Chriſt.

Das Licht iſt aufgegangen,
Die lange Nacht iſt hin,
Die Sünde iſt gefangen,
Erlöſet iſt der Sinn,
Die Sündenangſt iſt weg,
Und Liebe und Entzücken
Bau'n weite Himmelsbrücken
Aus jedem ſchmalſten Steg.

Verwaiſet ſind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet ſelbſt die Sünder
In ſeinen Gnadenſchooß,
Er will, daß alle, rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend ſeinen Hulden,
Geh'n in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiſet,
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weiſet,
Der heil'ge Chriſt iſt da;
Er ruft ſo freundlich drein
Mit ſüßen Liebesworten:
Geöffnet ſind die Pforten,
Ihr Kinder, kommt herein!

Danklied.

1843.

Friſchauf! mein Herz, und werde Klang!
Und, Seele, werde Lied!
Und Freude töne Lobgeſang,
Der mir im Buſen glüht!
Denn er, der alle Himmel rollt
Und zählt das Sternenheer,
Denn Gott, der Vater fromm und hold
Verläßt mich nimmermehr.

Ich lag, umhüllt mit Finſterniß,
Die aus der Hölle kam,
Und durch die tiefſte Seele riß
Mit Tigerklau'n der Gram,
Gebrochen war mir alle Kraft,
Erloſchen aller Muth,
Da rief ich dem, der alles ſchafft:
Mach's, Vater, mach' es gut!

Und plötzlich ward die Nacht zu Licht,
Zur Wonne ward das Leid,
Und wieder ſchaut' ich aufgericht't
Des Lebens Herrlichkeit,
Den blauen lichten Sternenraum,
Der Erde Blumenfeld —
Da war mein Jammer nur ein Traum,
Die Welt die beſte Welt.

Drum dank' ich dem, der Wunder thut
Und Güte für und für,
Es rieſelt jeder Tropfen Blut
Den Lobgeſang in mir,
Es wird ein jeder Blick ein Stral,
Der auf gen Himmel bringt
Und tauſend tauſend tauſend Mal
Das Heilig! Heilig! klingt.

Denn wie die Kindlein in dem Schooß
Die treue Mutter hegt,
Läßt ſeine Treue nimmer los,
Die alles ſelig trägt,
Und ſeine Liebe lockt ſo ſüß,
Was Liebe mag verſteh'n,
Daß wir zu ihm ins Paradies
Der Luſt und Unſchuld geh'n.

Gebet an die ewige Liebe*).

Du ewige Liebe, die gebar
Das Wert vom Himmel rein und klar,

---

*) Alle folgenden ohne Jahrzahl gezeichneten Gedichte ſind zwiſchen 1835 und 1842 entſtanden.

Daß es mit ſeinem Gnadenſchein
Sollt' aller Welt eine Leuchte ſein;

Du ewige Liebe, ſüße Brunſt,
Lehr' uns die tiefe Herzenskunſt,
Die tiefe Kunſt, die ſtill verſteht,
Was von dem Geiſte Gottes webt.

Durchflamm' uns mit dem ſeligen Wind,
Dem Gottesathem ſanft und lind,
Durchkling' uns mit dem ſüßen Klang,
Des himmliſchen Lenzes Lerchenſang.

Damit wir alle, Groß und Klein,
In deiner Freud beiſammen ſein,
Damit wir alle für und für
Bleiben in Ewigkeit in dir.

Dies bitten wir den heiligen Geiſt,
Der unſer Aller Tröſter heißt,
Er wird's am beſten wohl verſteh'n.
Amen! Amen! das ſoll geſcheh'n!

Empor!

Auf! auf, mein Geiſt, und ſchwinge dich
Empor vom Erdenſtaube!
Flieg', fliege, fliege wonniglich,
Du ſchnelle Himmelstaube!
Empor vom dunkeln Erdenthal!
Empor zum lichten Sternenſaal!
Empor zum Chriſt, dem Heiland!

Empor! empor aus finſtrer Nacht!
Aus Staub und Schmach und Banden,
Aus Sklaverei und Bann und Acht
Zu jenen freien Landen,
Wo Lug und Trug und Wahn verwebt,
Wo nie die Sonne untergeht,
Worin die Frommen blühen.

Hienieden iſt nur Müh und Noth,
Nur eitel Eitelkeiten;
Der arme Menſch muß bis zum Tod
Mit Trug und Schatten ſtreiten:
Dem bald man mit drei Ellen mißt
Den Raum, wo's ſtill vom Kriegen iſt,
Wieviel ſind ſeiner Plagen!

Hienieden was iſt Luſt und Glück?
Was iſt des Menſchen Freude?
Ein Hui ein Nu ein Augenblick,
Des Wechſels leichte Beute,
Ein Waſſer, das von Bergen rinnt,
Ein Schnee ein Nebel Schaum und Wind:
Auf Erden mag nichts bleiben.

Drum auf, mein Geiſt, und ſchwinge dich
Die hellen Sternenſtraßen!
Was irdiſch iſt wirf hinter dich!
Du mußt es doch verlaſſen.
Das Unten muß für andre ſein,
Das Droben bleibet ewig dein —
Zur Heimat woll'n wir fliegen.

Drum auf! mein Geiſt! mein froher Geiſt!
Zur Heimat woll'n wir fliegen;
Die Erde und was irdiſch heißt,
Das laſſen wir unten liegen.
O du, der unſer Helfer iſt,
Das hilf du uns, Herr Jeſu Chriſt,
Daß wir's mit dir gewinnen!

Troſt in Chriſto.

Ich bin des Lebens müde,
Der eitlen Eitelkeit,
O komm, du Gottesfriede,
Und nimm mich aus dem Streit,
Nimm mich in deine Ruh,
In deine ſtillen Freuden,

Und ſchließe bittern Leiden
Des Wahns Erinn'rung zu.

Zu viel hab' ich geduldet,
Gekämpfet überlang,
Geſündigt und verſchuldet,
Drum iſt mir weh und bang;
Ich weiß nicht aus noch ein
Auf dieſen bieſtern Straßen,
Ich wäre gar verlaſſen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein.

Ich wäre längſt vergangen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein,
In Zittern und in Bangen,
In Sündenangſt und Pein,
In tiefer Seelennoth,
Wär' er, das Licht der Frommen,
Vom Himmel nicht gekommen,
Der Zukunft Morgenroth.

Du ſüßer Jeſu Chriſte,
So freundlich und ſo hold!
Ach! wenn doch jeder wüßte,
Was deine Huld gewollt,
Wir würden immerdar
Entzückt nach oben ſchauen,
Und von den Sternenauen
Herab würd' alles klar.

Ja, von den Sternenauen,
Wo unſre Heimat iſt,
Daher käm' uns das Schauen,
Wer du geweſen biſt,
Nein, wer du ewig biſt:
Im Himmel und auf Erden
Würd' offenbaret werden
Der ganze Jeſus Chriſt.

Hoffnung in Sehnſucht.

Wann auf des Zweifels Oceane
Mein Schifflein treibt vor Sturm und Wind,
Wann jedem ſchönen Lügenwahne
Das bunte Farbenſpiel zerrinnt,
Wann Hoffnung ſelbſt nicht ankern kann,
Was iſt mein ſichres Anker dann?

Das biſt du, Hort und Troſt des Lebens,
Das biſt du, Heiland Jeſus Chriſt,
Der du der Tröſter alles Lebens,
Der Stiller alles Haders biſt,
Der Liebe Quell, der Gnade Born,
Der uns erlöſt vom Sündenzorn.

Das biſt du, blöder Herzen Wonne
Und kranker Seelen Zuverſicht,
Du aller Sonnen hellſte Sonne,
Du aller Lichter reinſtes Licht,
Du aller Scheine ſchönſter Schein,
Du Wort des Vaters klar und rein.

O Liebesabgrund, den ergründen
Auch keines Engels Senkel kann,
Daß wir doch immer recht verſtünden,
Wodurch der Hölle Trug zerrann,
Wodurch der Gnade ſel'ges Licht
Nun himmliſch durch die Herzen bricht!

Daß wir doch alle immer wüßten,
Wodurch wir Gottes Kinder ſind,
Wodurch wir zu des Himmels Küſten
Hinſteuren vor dem rechten Wind,
Wodurch wir ſelbſt in Düſterniß
Nicht zagen, unſrer Fahrt gewiß!

Das hilf du uns, daß wir's gewinnen,
Du ſüßer Heiland, Jeſu Chriſt,
Der du den Herzen und den Sinnen
Allein die rechte Leuchte biſt,
Die, wann auch Sonn' und Mond vergeht,
In wandelloſer Klarheit ſteht.

O könnt' ich doch von Liebe girren,
Wie Liebe zärtlich lockt und girrt,
In Lerchenliedern aufwärts ſchwirren,
Wie's nur in mir lebendig wird!
Dann würd' ich bald im ſüßen Schall
Die hellſte Liebesnachtigall.

O ſüße Liebe, fromme Liebe,
Die auf die Welt herniederkam,
Aus unermeßlich reichem Triebe,
Für uns den Tod am Kreuze nahm,
O ſüße Liebe, ſel'ge Gluth!
Du hellſtes Licht! du höchſtes Gut!

O ſüße Liebe, fromme Liebe!
O ungeſtillter Sehnſucht Schmerz!
Die gern uns all' auf einmal hübe
Empor an deines Vaters Herz,
Ich fühle deines Athems Weh'n,
Und Wort und Stimme muß vergeh'n.

Abſchied von der Welt.

Ade! ich muß nun ſcheiden,
Ihr Freunde, gute Nacht!
In Freuden und in Leiden
Gar ſchwer iſt's mir gemacht,
In Kummer und in Thränen,
In Arbeit und in Noth;
Drum ruft mein heißes Sehnen:
O komm, mein Herr und Gott!

O komm und ſchleuß' dem Matten
Die müden Augen zu,
Bett' ihm im kühlen Schatten
Die ſtille ſanfte Ruh,
Bett' ihm im kühlen Grabe
Den letzten weichen Pfühl,
Die letzte Liebesgabe
Vom ganzen Weltgewühl.

Ade! ihr ſollt nicht weinen,
Ihr Freunde lieb und fromm,
Das Licht wird wieder ſcheinen,
Das ruft dem Schläfer: komm!
Das klingt in ſeine Kammer:
Steh', Schläfer, ſteh' nun auf!
Steh' auf vom Erdenjammer!
Dein Himmel thut ſich auf.

Ade! ihr ſollt nicht klagen,
Daß nun ich hinnen muß,
Die Nacht wird wieder tagen
Mit Freudenüberfluß,
Der große Held der Frommen
Wird mit der Krone ſteh'n,
Und Engel werden kommen
Und mich zu Gott erhöh'n.

Freude in Chriſto.

Wann meine Seele traurig iſt
Und Muth und Luſt in mir verzagen,
Wann wankend zwiſchen Wahn und Liſt
Sich Welt und Sünde hart verklagen,
Wann auf der Zweifel wildem Meer
Mein Schifflein ſteuerlos muß treiben,
Wo ſcheint der Stern der Rettung her?
Was läßt mich dennoch oben bleiben?

Wann um mich alles finſter wird,
Als ſäß' ich in der dunkeln Hölle,
Wann's in mir bangt und zagt und irrt,
Als wenn die Sündfluth um mich ſchwölle,
Wann dieſe tiefſte Seelennoth
Faſt will am ew'gen Heil verzagen,
Wo dämmert dann das Morgenroth,
Der Sonne Zukunft anzuſagen?

Aus dir! aus dir! du biſt der Stern
Du biſt der Hoffnung lichte Sonne,

Der Knechte Knecht, der Herr der Herrn,
Der Kranken Arzt, der Schwachen Wonne,
Der Armen Schatz, der Bieſtern Licht,
Verſöhner aller, die verloren,
Erlöſer von des Zorns Gericht,
Der ganzen Welt zum Heil geboren.

Du biſt's allein, Herr Jeſu Chriſt,
Du biſt die Hoffnung, du der Glaube,
Du retteſt von des Böſen Liſt
Und von der eitlen Luſt am Staube,
Du richteſt uns das Angeſicht
Hin, wo die ew'gen Sterne funkeln,
Du ſprichſt: Mein Sein iſt Lieb' und Licht,
Ihr ſollt nicht bleiben in dem Dunkeln.

Du biſt's allein, du ſüßer Hort,
Du milder Tröſter aller Schmerzen,
Dein iſt die Wonne, dein das Wort,
Dein iſt die Kindſchaft frommer Herzen:
Wir ſollen alle Kinder ſein,
In Einfalt Kinder und im Glauben,
Der Kinder ſoll der Himmel ſein,
Das Reich iſt derer, die da glauben.

Muth im Licht.

Wann ich hier im dunkeln Thal
In der Irre traurig gehe
Und den ſchönen Sonnenſtral
Aus dem Himmel funkeln ſehe,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Wann mich Sünden ohne Zahl
Aengſten und in Zweifeln jagen,
Wie die Jagd den Hirſch zum Maal,
Daß ich mögte ſchier verzagen,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Wann ins Grab ich ſenken ſeh'
Schmerzenvoll den Staub zum Staube
Und zur heitern Himmelshöh
Winket aus der Nacht der Glaube,
Weiß ich nicht, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Und doch weiß ich, was ſo ſpricht,
Weiß es, wann ich's recht bedenke,
Halt' es feſt, damit ich nicht
Mich zu tief in Leid verſenke,
Halte feſt, was in mir ſpricht:
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Denn *Ich bin das Licht der Welt*
Hat der Heiland ſelbſt verkündet,
Wer zu mir ſich redlich hält,
Hat ſich auch dem Licht verbündet,
Wer mir glaubt, der irret nicht:
Ich bin Wahrheit, ich bin Licht.

Darum aus dem dunkeln Thal,
Aus der Todesnacht der Grüfte
Auf im Glaubensſonnenſtral!
Funkle durch die heitern Lüfte!
Funkle, Seele! zittre nicht!
Er iſt Wahrheit, er iſt Licht!

Darum auf zum ſel'gen Glanz,
Wo die Millionen Lichter
Schwingen um den Thron den Tanz
Vor dem milden Weltenrichter!
Bleib auch du im Dunkeln nicht!
Muthig, Seele, auf zum Licht!

Muthig, Seele, auf zum Licht!
Friſch die Sternenburg erklommen!
Halte aus und zage nicht!
Licht muß doch zum Lichte kommen;
Glaube dem, was in dir ſpricht:
Gott iſt Wahrheit, Gott iſt Licht.

Weihnachtslied.

Erklinge, Lied, und werde Schall,
Kling' gleich der hellſten Nachtigall,
Kling' gleich dem hellſten Lerchenklang
Die ganze weite Welt entlang.

Kling', Lied, und kling' im höchſten Ton:
Es kommt der ſüße Gottesſohn,
Es kommt das helle Himmelskind
Hernieder, wo die Sünder ſind.

Er kehrt bei einer Jungfrau ein,
Will eines Weibes Säugling ſein,
Der große Herr der ganzen Welt
Ein Würmlein auf die Erde fällt.

Ein armes Knäblein nackt und bloß
So liegt er in Marias Schooß;
Der alle Sterne lenken kann
Fleht eines Weibes Gnade an.

Der eh'r als Erd und Himmel war,
Das Wort des Vaters rein und klar,
Spricht lieb und freundlich bei uns ein
Und will der Sünder Bruder ſein.

So kommt die unermeßne Huld,
Zu tragen unſre ſchwere Schuld,
Die ewige Liebe ſteigt von Gott
Zu uns herab für Schmach und Spott.

Des ſoll'n wir alle fröhlich ſein
Und ſingen mit den Engelein
Und ſingen mit der Hirten Schaar:
Das ew'ge Heil wird offenbar.

Des ſoll'n wir alle fröhlich ſein,
Daß Gott will unſer Vater ſein
Und daß der ſüße Jeſus Chriſt
Heut unſer Bruder worden iſt.

Abendlied.

Der Tag iſt nun vergangen
Und dunkel ſchläft die Welt,
Die hellen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt;
Nur in den grünen Zweigen
Singt noch die Nachtigall,
Im weiten tieſen Schweigen
Der einz'ge Lebensſchall.

Ich aber, Vater, ſtehe
In meiner Hüttenthür,
Und ſchau hinauf zur Höhe
Und ſchau hinauf zu dir;
Wie gerne mögt' ich klingen
Als helle Nachtigall
Dir Preis und Dank zu bringen
Mit tieſem Schmerzenſchall.

Ja, mit dem Schall der Schmerzen:
Denn geht die Nacht herauf,
So ſpringt in meinem Herzen
Ein Quell der Thränen auf,
Der Thränen und der Klagen —
Du, Vater, weißt es beſt,
Was ſingen nicht und ſagen,
Was ſich nicht ſprechen läßt.

Du kenneſt meinen Kummer,
Der auf gen Himmel blickt,
Wann für den ſüßen Schlummer
Die ganze Welt ſich ſchickt,
Womit ſo ſchwer beladen
Mein Herz nach oben ſchaut,
Nach deinem Born der Gnaden,
Der Labſal nieder thaut.

Ja, deine ſüße Liebe
Die tröſtet mir den Schmerz,
Ja, deine ſüße Liebe
Die ſtillet mir das Herz,

Die löſt in heißen Thränen
Das Eis des Buſens auf
Und ſtellet Sinn und Sehnen
Zum hohen Sternenlauf.

O laß mich ewig ſchauen
Im ſtillen Kinderſinn
Zu jenen güldnen Auen,
Woher ich kommen bin!
O richte Herz und Sinne,
Mein Vater, für und für
Zu deiner ſüßen Minne,
Zum Himmel hin, zu dir.

So mag ich froh mich legen
Nun mit der Welt zur Ruh,
Mein Amen und mein Segen,
Mein Wächter das biſt du;
So mag in deinem Frieden
Ich fröhlich ſchlafen ein,
Dort oben und hienieden,
Im Schlaf und Wachen dein.

Abendmalslied.

Kommt her, ihr ſeid geladen,
Der Heiland rufet euch,
Der ſüße Herr der Gnaden,
An Huld und Liebe reich;
Der Erd und Himmel lenkt,
Will Gaſtmal mit euch halten
Und wunderbar geſtalten,
Was er in Liebe ſchenkt.

Kommt her, verzagte Sünder,
Und werft die Aengſten weg,
Kommt her, verſöhnte Kinder,
Hier iſt der Liebesweg:
Empfangt die Himmelsluſt,
Die heil'ge Gottesſpeiſe,

Die auf verborgne Weiſe
Erquicket jede Bruſt.

Kommt her, betrübte Seelen,
Die Noth und Jammer drückt,
Mit Gott euch zu vermälen,
Der wunderbar beglückt —
Kommt, legt auf ewig ab
Der Sünde bange Säumniß,
Empfanget das Geheimniß,
Das Gott vom Himmel gab.

O wunderbare Treue,
So lockſt du mich zu dir?
O wunderbare Weihe,
So nahſt du ſelig mir?
Ich ſoll der Sünden Tod
In deinem Blute trinken,
Vergehen und verſinken
In deiner Liebe, Gott?

O Wonne kranker Herzen,
Die mir von oben kam!
Verwunden ſind die Schmerzen,
Getröſtet iſt der Gram:
Was von dem Himmel fleußt,
Hat lieblich ſich ergoſſen,
Mein Herz iſt gar durchfloſſen
Vom ſüßen Liebesgeiſt.

O Wonne kranker Herzen,
Die von den Sternen ſtammt,
Und mir mit heißen Kerzen
Die ſel'ge Bruſt durchflammt,
Die unergründlich labt
Mit milden Himmelsbächen —
Wie kann die Zunge ſprechen,
Wie groß mich Gott begabt!

Drum jauchze, meine Seele,
Hell aus der Sünden Nacht!

Verkünde und erzähle
Die tiefe Wundermacht,
Die unermeßlich ſüß,
Ein Born der Liebe, quillet,
Und jeden' Jammer ſtillet,
Der faſt verzweifeln ließ.

Drum jauchze, meine Seele!
Drum zauchze deinem Herrn!
Verkünde und erzähle
Die Gnade nah und fern,
Den Wunderborn in Blut,
Die ſel'ge Himmelsſpeiſe,
Die auf verborgne Weiſe
Dir giebt das höchſte Gut.

Der Fels des Heils.

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weiſen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich weiß, was ewig dauret,
Ich weiß, was nimmer läßt,
Mit Diamanten mauret
Mir's Gott im Herzen feſt,
Ja, recht mit Edelſteinen
Von allerbeſter Art
Hat Gott der Herr den Seinen
Des Herzens Burg verwahrt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die ſtolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne ſchön und hehr:

Die Steine ſind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die ſchwächſten Orte
Gar feſte können ſein.

Auch kenn' ich wohl den Meiſter,
Der mir die Feſte baut,
Er heißt der Fürſt der Geiſter,
Auf den der Himmel ſchaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Um den die Engel dienen:
Ich weiß und kenne ihn.

Das iſt das Licht der Höhe,
Das iſt der Jeſus Chriſt,
Der Fels, auf dem ich ſtehe,
Der diamanten iſt,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

So weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht
Und in dem Erdenſtaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt
Und ſelbſt auf Erdenauen
Schon Himmelsblumen treibt.

Gebet um das Gebet.

Kann ich beten,
Iſt in Nöthen
Alle Sorge leicht dahin,
Bald geſunden
Müſſen Wunden,

Wodurch manche ſchwere Stunden
Ich ſo krank geweſen bin.

Kann ich beten,
Engel treten
Wunderfreundlich zu mir ein,
Lächeln, winken
Mir, zu trinken
Aus dem Born, worein verſinken
Alle Sorgen groß und klein.

Kann ich beten,
Engel treten
Wunderfreundlich zu mir ein,
Ich muß trauen,
Ich kann ſchauen
Fröhlich zu des Himmels Auen
In dem ſel'gen Gnadenſchein.

Doch verzaget
Und verwaget
Gar nichts mehr das arme Herz,
Dann muß ſchweigen
Und ſich beugen
Vor der Sünde und ſich neigen
In der dunkeln Nacht der Schmerz.

Doch verzaget
Und verklaget
Sich in mir das arme Herz,
Dann muß ſchwinden,
Wodurch linden
Sich der Jammer kann, zu finden
Iſt kein Wort in ſolchem Schmerz.

Lehr' mich beten,
Du, der treten
Wollte für die Sünde ein,
Süße Liebe,
Ewige Liebe,
Die die grimmen Seelendiebe
Sperrte in die Hölle ein.

Lehr' mich beten,
Held in Nöthen,
Süßer Heiland, Jeſu Chriſt,
Hort der Gnade,
Der die Pfade
Zu dem Himmel machte grade,
Der für mich geſtorben iſt.

Lehr' mich beten,
Alle Fehden
Meiner Sünden ſtille du,
Heil und Leben,
Lehr' mich ſchweben
Durch das Grauen Zweifeln Beben
Deinem frommen Vater zu.

Das Wort.

Was iſt die Macht, was iſt die Kraft,
Des Chriſten ſtolze Ritterſchaft,
Der Schirm und Schild und Schmuck der Ehren,
Die ungebrochne Wehr der Wehren,
In jeder Noth und Fahr der Hort?
Das iſt das Wort, das feſte Wort.

Was kann wie ein zweiſchneidig Schwerdt,
Das blitzend aus der Scheide fährt,
Mark und Gebein im Hui zerſchneiden,
Die Geiſter und die Leiber ſcheiden?
Was hat ſo freißlich ſcharfen Ort?
Das hat das Wort, das feſte Wort.

Was brauſt daher wie Windesbraut
Und überdonnert Donners Laut?
Was donnert in der Sünder Ohren,
Gleich einem Schwur von Gott geſchworen?
Was iſt's, das durch die Seelen bohrt?
Das iſt das Wort, das feſte Wort.

Was ſäuſelt wie ein Weſtenwind
Vom Frühlingshimmel ſanft und lind?

Was ſäuſelt lieblich durch die Herzen,
Ein Troſt und Balſam aller Schmerzen?
Was wehet alle Sorgen fort?
Das thut das Wort, das feſte Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Das ſo gewaltig wirkt und ſchafft,
O Wort der Schrecken und der Freuden,
Zum Heilen mächtig und Zerſchneiden,
Du wareſt eh'r als Zeit und Ort,
Du ſtarkes Wort, du feſtes Wort.

O Wort der Macht, o Wort der Kraft,
Du, meines Herzens Ritterſchaft,
Wollſt ewig in und bei mir bleiben,
Durch Donner und durch Säuſel treiben
Zum rechten Kampfe fort und fort,
Mein ſtarkes Wort, mein feſtes Wort.

Jeſus mein Licht.

Wann ich traurig wanke
Und auch der Gedanke
Blind wird wie die Nacht,
Wann ich nichts kann finden,
Tappend unter Blinden,
Was mir's helle macht,
Wer zündt dann
Das Licht mir an?

Das thuſt du, o Wonne
Meines Glaubens, Sonne
In der dunkeln Nacht;
Durch dich muß verſchwinden,
Was im Thal der Sünden
Alles düſter macht,
Du zündſt an,
Was leuchten kann.

Das thuſt du, mein Leben,
Der das dumpfe Beben

Mit der Nacht verſcheucht:
Alle Nebel fliehen,
Erd und Himmel blühen
Und der Trug entweicht;
Du machſt feſt,
Du tröſteſt beſt.

Helles Licht der Herzen,
Sichrer Troſt der Schmerzen,
Süßer Jeſu Chriſt,
Das kannſt du alleine,
Der vom Himmelſcheine
Niederkommen iſt:
Hort und Held
Und Licht der Welt.

Das kannſt du alleine,
Der die Gnadenſcheine
In uns niederſtralt,
Daß ſich ſelbſt in Sünden
In den düſtern Gründen
Goldne Hoffnung malt:
Du allein
Kannſt Tröſter ſein.

O ſo bleibe, bleibe
Ewig in mir! ſchreibe
Mir es froh ins Herz!
Alles mag verſchwinden,
Der Gedank' erblinden
In dem dunkeln Schmerz —
Süßes Licht
Du dunkelſt nicht.

Ruf an den Geiſt.

Dich, Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Kraft,
Dich, Geiſt der Chriſtusritterſchaft,
Der alle Blöden tröſten kann,
Dich ſtarken Tröſter ruf' ich an.

Dich Licht der Höhe, milden Stern,
Dich freundlich frommen Geiſt vom Herrn,
Der alles Dunkel lichten kann,
Dich Licht der Höhe ruf' ich an.

Tief ſitz' ich in der dunkeln Nacht,
Wo mich die Sünd hineingebracht,
Tief ſitz' ich in der Finſterniß,
Wohin Verzweiflung mich verſtieß.

Mein Jammer brauſet wie ein Meer
Mit allen Stürmen um mich her,
Er ſauſt und brauſet immerzu
Und läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh.

Drum komm, mein Hort, und rette mich,
Mein Tröſter komm, und tröſte mich,
Mein Licht geh auf mit deinem Schein
Und funkle durch die Nacht herein.

Komm, Helfer in dem Sündengraus,
Und ſprich mir zu und leg' mir's aus,
Was ich nicht mehr begreifen mag,
Was Chriſtus zu den Sündern ſprach.

Sprich mir das Wort der Liebe zu,
Den rechten Klang verſtehſt nur du,
Das rechte Wort, den rechten Klang,
Des Glaubens Hoffnung und Empfang.

O Geiſt der Liebe, Geiſt des Herrn!
Der Himmelsfreude Gnadenſtern!
Geh auf in mir mit deinem Schein!
So kann ich wieder fröhlich ſein.

Lang iſt die Ewigkeit.

Mein Herz, was hilft dein Sorgen
Hier um das eitle Nichts?

Es leuchtet jeden Morgen
Ein junger Stral des Lichts,
Es ging viel tauſend Jahre
Der Tag im Wechſelgang
Hin zwiſchen Wieg' und Baare:
Die Ewigkeit iſt lang.

Mein Herz, was hilft dein Grämen
Um die Sekunde Zeit?
Kannſt du dir etwa nehmen
Nur einen Tropfen Freud?
Kannſt du dir etwa geben
Auch nur ein Fünklein Muth?
Ein Andrer hält dein Leben,
Der was ihm liebet thut.

Mein Herz, was hilft dein Streiten,
Dein Ringen für und für?
Dein Haſchen, dein Erbeuten?
Es bleibt ja nichts bei dir.
Und bliebe Luſt und Habe
Dir treu wohl hundert Jahr,
So ſchaue hin zum Grabe:
Dort wird dir alles klar.

Aus ſeinem dunkeln Grunde,
Der nicht mehr lügen kann,
Klingt wie aus Gottes Munde
Ein hohes Wort dich an:
Hieher! hier lerne ſchauen,
Was Tand, was Wahrheit iſt;
Hieher! hier lerne bauen
Auf das, was ewig iſt.

In dieſem dunkeln Grunde,
In dieſem blinden Sand,
Du Würmchen der Sekunde,
Hier lerne deinen Stand;
Hier wird der längſten Sonne
Ums helle Leben bang,
Um alle heit're Wonne:
Die Ewigkeit iſt lang.

O Ewigkeit du lange!
Wie ſteh' ich kurz vor dir!
O Ewigkeit du bange!
Wie bleib' ich feſt vor dir?
Wenn ſelbſt die Sonnen zittern
Im Weltenocean,
Wie beb' ich nicht, von Splittern
Der allerdünnſte Spahn?

O Ewigkeit du lange!
O tiefes tiefſtes Graus!
O Ewigkeit du bange!
Wie halt' ich vor dir aus?
Ich Tröpflein in den Wogen
Der Unermeßlichkeit?
Ich Körnlein, das geflogen
Ein Stäubchen in die Zeit?

Mein Herz, ich will dir's ſagen,
Mein armes krankes Herz!
Du mußt den Aufflug wagen
Empor vom Erdenſchmerz,
Du mußt die Flügel ſchwingen
Empor zum Himmelszelt
Und mit den Lerchen ſingen:
Dort oben iſt die Welt.

Dort oben, ja, dort oben
Da iſt des Chriſten Welt,
Wenn was aus Staub gewoben
In Staub hienieden fällt;
Dort oben, ja, dort oben
Da iſt des Chriſten Zeit:
Dahin den Flug gehoben!
Lang iſt die Ewigkeit.

Dort oben, ja, dort oben,
Bei Gott und ſeinem Chriſt,
Iſt aller Wahn zerſtoben
Und Tand und Menſchenliſt,

Die eitlen Eitelkeiten,
Die eitle Sorg' und Noth,
Worum ſo viele ſtreiten
Und ringen bis zum Tod.

Drum ſtell', o Herz, dein Grämen,
Den leeren Jammer ein,
Flieg' aus den Erdenſchemen
Empor zum Himmelſchein,
Wirf hin die eitlen Sorgen
Der kurzen Spanne Zeit —
Das Wort hat dich geborgen:
Lang iſt die Ewigkeit.

Ruf an Gott.

Du, der Licht war vor meinem Tage,
Du, der Klang war vor meiner Klage
In der Geſtirne Jubelgeſang,
Du, dem Sonnen und Welten entrollten,
Eh' meine Sinne fühlten und wollten,
Hilf, Herr! mir iſt die Seele ſo bang.

Du, der Licht biſt, laß es durchdringen,
Du, der Klang biſt, laß es erklingen,
Hauche von oben himmliſchen Wind,
Hauche den Odem ewigen Lebens,
Daß entfliehen die Schauder des Bebens —
Hilf, Gott! höre dein flehendes Kind!

Aus dem Lichtmeer nur einen Funken,
Wie ich einſt ihn ſelig getrunken!
Aus deiner Wonne nur einen Ton! —
Und es wehen die Lüfte des Lebens,
Und es fliehen die Schauder des Bebens —
Du biſt Vater, ich wieder dein Sohn.

Wiedererkennung.

Viel hab' auch ich geſpielt mit allen Wahnen,
Auch ich geflattert viel mit allen Fahnen,
Wie ſie die leichte Zeit mir losgebunden;
Doch Glück und Frieden hab' ich nicht gefunden.

Ich mußte fliegen hoch in fernſte Weiten,
Mit Geiſtern kalter Lüfte mußt' ich ſtreiten,
Das Glück der grünen Erde mußt' ich laſſen,
Die Liebe ſuchen und die Unruh faſſen.

Da mußt' ich ſchrei'n im allertiefſten Wehe:
Herr hilf! hilf, Herr! du Walter in der Höhe!
Er hörte: Wahn und ich wir fielen nieder,
Ich fand die Erd und mich auf Erden wieder.

Und wie in ſüßer Kindheit Gottesbilde
Erblühten wieder neue Luſtgefilde,
Und mit Geſpielen von den lichten Sternen
Sollt' ich vergeßne Kunde wieder lernen.

O bleibe, Himmelsbild mit deinem Frieden
Im Thale meiner Pilgerſchaft hienieden!
O bleibe! bleibe! daß durch ſtillſte Stunden
Das kranke Herz kann heilen und geſunden!

Immer Liebe.

Und klingſt du immer Liebe wieder?
Und immer nur denſelben Ton?
Und weißt du keine andern Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles Alles ſein?

Ja, er allein: in dieſem Namen,
In dieſem allerſchönſten Ton,
Klingt aller Himmel Himmel Amen,
Das Heilig! Heilig! klingt vom Sohn,

Und Cherubim und Seraphim
Anbetend knie'n ſie hin vor ihm.

Ja er allein: ſo weit die Winde
Das grüne Erdenrund umweh'n,
Muß nun im Klang vom hohen Kinde,
Das Menſch ward, aller Jubel geh'n:
Es klinget kein ſo ſüßer Ton
Als von dem Sohn und aus dem Sohn.

Nein, nimmer lernt es andre Lieder
Das arme ſündenkranke Herz,
Nein, nimmer klingt es Andres wieder
Als jener Sehnſucht ſüßen Schmerz
Vom Menſchenſohn, vom Gottesſohn,
Dies bleibt das Lied der Klang der Ton.

Du bleibſt das Lied, du liebſte Liebe,
Du bleibſt die Sehnſucht, ſchönſtes Bild,
Du Licht der Lichter, Trieb der Triebe,
Woraus der Himmel Wonne quillt:
Mein Herz klingt deine Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Muth Gottes.

An Emilie Nitzſch.

Was rufeſt du, mein Herz voll Sorgen?
Was rufeſt du mit ſchwerem Ach:
O Herr, mein Gott! wann wird es Morgen?
Wann wird die lange Nacht zum Tag?
Wann wird der Irrlichtflatterſchein
Ein feſter Stern der Wahrheit ſein?

O Herr, mein Gott! du biſt die Wahrheit,
Du biſt das Leben, du der Pfad,
Dein Sinn iſt eitel Licht und Klarheit,
Dein Thun iſt eitel Rath und That —
O laß mich aus der Dämm'rung Graun
Dein ſel'ges Morgenroth erſchau'n!

Du, Lebensquelle, Liebesquelle!
Du unergründlich Liebesmeer!
Nur Einen Tropfen, Eine Welle
Aus dir! Mich durſtet ach! ſo ſehr —
Die ſüße Fülle mir ſo nah,
Doch weder Kraft noch Muth iſt da.

O du, der uns den Sohn verſchrieben,
Der, in der Hand den Gnadenbrief,
Der ganzen Welt ſein Laßt euch lieben,
Laßt euch mit Gott verſöhnen rief,
Der's treu beſiegelt durch ſein Blut,
O gieb mir, Herr, zur Liebe Muth!

O gieb mir Muth, ins Licht zu ſchauen!
Und hell wird meiner Seele ſein,
Und aus den heitern Sternenauen
Wird leuchten ſtiller Friedenſchein,
Der Geiſter milder Morgenſchein,
Worin wir können fröhlich ſein.

Himmelfahrt.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne bunte Welt!
Und hat in Wald und Haide
Muſik und Luſt beſtellt:
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele!
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf', erzähle
Und kling' und ſing' es aus!
Du biſt von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben:
Laß fliegen klingen und ſchweben
Die ſüße Himmelfahrt.

Auf! lüſte deine Schwingen
Zum frohen Heimatort!
Dein Trachten Sehnen Ringen,
Dein Weg, dein Lauf iſt dort —
O flieg' aus dieſem Glanz
Der bunten Erdenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze!
Dort iſt dein Ziel, dein Kranz.

Das Nichts und das Alles.

An Freund Bethmann-Hollweg.

In die Unendlichkeit hinein ſich ſtürzen,
Im Sonnenmeer ein Fünkchen untergehen,
Ein Stäubchen um Saturnusbälle wehen
Das nennt die Weisheit Gottgedanken ſchürzen.

Das nennt ſie mir des ſel'gen Tods Verlangen,
Den Wandellauf auf gottgewiesnen Pfaden,
Des Fädchens frommes Knüpfen an den Faden,
An dem die Myriaden Welten hangen.

Das preiſt ſie mir als Balſam aller Wunden,
Womit uns böſer Wahn die Bruſt zerſpleiße,
Als freiſten Tod, der jedem Tod entreiße,
Von Glauben und Aberglauben ein Geſunden.

Hinein, du Mücke, ruft ſie, in die Lichter!
Hinein in das erhabne Todeswimmern!
Verdirb nicht langſam feig in kalten Schimmern,
In Flammen werde muthig, Selbſtvernichter!

So wirſt du, armes Fünkchen, weggeſchmiſſen
Zu Sonnen, die ſich liebend dir nicht ballten,
So wirſt du, Stäubchen, von Saturn dem Kalten
Zur Todesgluthumarmung fortgeriſſen.

Weh dir! weh mir ob dieſem neuen Lichte!
Ob dieſem All im Nichts und Nichts im Alle,

Des öden Orkus bleicher Schattenhalle,
Dem großen Leichenſchlachtfeld der Geſchichte!

Weh! ſtünd' es ſo am Firmament geſchrieben,
Dem Firmament des Herzens und des Himmels;
Weh! wäre nicht im Taumel des Gewimmels
Ein Wandelloſes Eines mir geblieben.

Ha! Wandelloſes Eines! Wohl für Wehe,
Wohl kling' für Weh — O du unendlichs Lieben!
Mit Flammen ſtehſt du hell in mir geſchrieben,
Und leuchtend ſtralt dein Abbild aus der Höhe.

Die erſte Morgenröthe hat's geklungen,
Der erſte heil'ge Reigentanz der Sphären;
Noch wird das Urgeheimniß aller Lehren
Von Menſchen und von Engeln nachgeſungen.

Das wareſt du, Unendlichkeit der Liebe,
Der Welten Erſtgeborner und des Lichtes,
Vernichter alles Todes, alles Nichtes,
Damit kein Geiſt im Nichts des Staubes bliebe.

Das wareſt du, das biſt du, Wort der Gnaden,
In deinen Abgrund will ich froh mich ſtürzen,
Herz Sinn Gedanken ganz in dir verſchürzen,
Mein Fädchen knüpfen feſt an deinen Faden.

Wohl mir! Rollt nun die ungeheuren Bälle,
Saturn und Uranus und all' ihr Sonnen!
Hoch überflieg' ich euch mit dieſen Wonnen,
Weit überſtral' ich euch mit dieſer Helle.

Wann Zug und Schwung erlahmt in euren Kreiſen,
Wann euer Glanz in Aſchen muß zerſtieben,
Werd' ich, ein Geiſt mit Sehnen Hoffen Lieben
Ob euren Trümmern luſtig wandelnd reiſen.

Mit ihm, dem Geiſterfürſten, werd' ich reiſen,
Der Welten Wandlung wandellos umſchweben,
Er iſt der Weg die Wahrheit und das Leben —
Hier ſchließt die Bücher, betet an, ihr Weiſen!

Geſang der Chriſtenlerche.

Es klingt ein Klang der Klage
Rings durch die Welt umher:
„Kurz ſind der Menſchen Tage
„Und ihre Mühen ſchwer,
„Nach leichtem Jugendſpiele
„Treibt Arbeit Müh und Noth
„Sie raſtlos fort zum Ziele,
„Und dieſes Ziel iſt Tod.“

O Klang voll bittrer Wehen!
Uralter Heidenklang!
Aus Tiefen rings und Höhen
Wie klingſt du grauſig bang!
Mit Zweifeln Zittern Zagen,
Mit ungeſtilltem Schmerz
Stellſt du die ſcharfen Fragen
Ans arme Menſchenherz.

So mag ein Sandkorn ſchweben
Auf hoher Meereshöh,
Wie Menſchen ſtürmiſch beben
Auf wilder Lebensſee:
Ach! zwiſchen Fürchten Hoffen,
Wie hielten ſie's wohl aus,
Stündſt du zum Troſt nicht offen,
Du Grabesfriedenshaus?

Fort, Heidenklang! verklinge!
Verkling', uraltes Weh!
Komm, Chriſtenlerche, ſinge
Ein Lied aus höh'rer Höh,
Ein Lied vom ſchönern Glauben,
Von ſüßern Friedens Ruh,
Komm, trag' mit Noahs Tauben
Uns grüne Hoffnung zu.

Komm, Chriſtenlerche, ſinge,
Was du ſo ſelig weißt,
Die Luſt des Himmels ſinge,
Die Held und Heiland heißt,

Die Wahrheit heißt und Leben
Und Licht der Erdennacht,
Daß nun kein Leid mehr beben,
Kein Tod mehr grauen macht.

O ſüßer Klang der Freude!
O Klang der Seligkeit!
Nicht mehr der Stunden Beute,
Ich heiße Ewigkeit.
Verliſch, du Erdenſonne!
Thu, finſtres Grab, dich auf!
Hell flieget meine Wonne
Zum höchſten Stern hinauf.

Gottergebung.

Armes Herz, was willſt du trauren
Um das Glück, das nichtig iſt?
Prüfſt des Erdenkerkers Mauren
Täglich neu mit neuer Liſt?
Wähnſt, du willſt es endlich zwingen,
Wie die Noth das Eiſen bricht
Und aus kaltem Dunkel dringen
Zu der Freiheit Luft und Licht?

Armes Herz und arme Trauer!
Alſo kommſt du nimmer los,
Deiner Knechtſchaft Eiſenmauer
Sprenget weder Ruck noch Stoß;
Was du Freiheit nennſt und Frieden,
Dieſer Kampf erringt ſie nicht,
Wiſſe, keine Kunſt hienieden
Giebt's, die ſolche Kerker bricht.

Ach! dein Sehnen, dein Verlangen,
Deine Freude, deinen Schmerz,
Gieb dein ganzes Sein gefangen,
Gieb dich Gott gefangen, Herz!
Der die Welt und dich geſchaffen,
Dich geſtellt hat mitten drein,

Der kann Künſte, der hat Waffen,
Daß du magſt ein Freier ſein.

In ſein treues Lieben lege
Deine Freude, deinen Schmerz,
Seine Stege, ſeine Wege
Führen alle himmelwärts,
Und hoch über höchſte Mauren,
Die die Erde um dich zieht,
Fliegt dein Wähnen Sehnen Trauren
Jubelnd auf wie Lerchenlied.

Dann wie wirſt du fröhlich ſitzen
In dem Erdenkerker frei!
Mag es ſtürmen donnern blitzen,
Gott iſt immer mit dabei;
Mag die Welt zu Trümmern fahren,
Ihre Schönheit groß und klein,
Der vor Millionen Jahren
Herr hieß, iſt und bleibet dein.

Auf zum Licht!

Zum Licht empor! zum Lichte
Aus Erdenſchaurigkeit!
Hinweg vom Angeſichte
Die düſtre Traurigkeit!
Du ſtehſt im Chriſtenorden,
Da klingt's von Muth und Licht,
Die Geiſter ſind frei geworden
Und die Seelen zittern nicht.

Zum Licht emper! zum Lichte!
Zum Licht, zur Fröhlichkeit!
Des Herzens Lenzgedichte
Hier ſind ſie Seligkeit:
Gedichte Träume Sagen,
Der himmliſche Dämmerſchein,
Sie leuchten wie Morgentagen
In des Lebens Nacht hinein.

Zum Licht empor! zum Leben!
Zu Gottes Freundlichkeit!
Weg Sorgen Zittern Beben!
Weg Angſt der Feindlichkeit!
Des Himmels Liebesfunken
Erleuchten die weite Welt,
Die Hölle iſt gar verſunken,
Und es herrſcht der Liebesheld.

Er bringt das Licht zur Erde,
Das ganze Sternenreich,
Daß alles ſelig werde,
Macht Nähen und Fernen gleich.
Drum woll'n wir fröhlich ſingen
Dem Heiland Jeſus Chriſt,
Vom Dunkel zum Lichte ringen,
Wo er der König iſt.

Weihnachtfreude.

Steh auf! die Sonn' iſt aufgegangen,
Es ſcheint das Licht der Herrlichkeit —
O Seele, klinge dein Verlangen,
Hell kling' herein die neue Zeit!
Laß heut die frohe Kunde ſchallen
Weit über'n Erdenball ringsum!
Erklinge ſinge künde allen
Der Menſchheit Evangelium.

Dies iſt das Licht, dies iſt der Morgen,
Der Vorwelt dünner Dämmerſchein,
Oft leuchtend auf und oft verborgen,
Nun ſcheint er hell zur Welt herein,
Das Liebesräthſel ew'ger Güte,
Der Frommen Hort, der Weiſen Luſt —
Der Sehnſucht ſüße Roſenblüthe
Erblüht nun voll in jeder Bruſt.

Drum ſollſt du, frohe Liebe, klingen,
Daß alle Welt in Wonne ſei,

Mit allen Himmelschören ſingen:
Ihr dunkle Menſchen eilt herbei!
O eilet euch im Licht zu baden!
Der Glanz des Himmels ſtralt herein,
Und jeder Jammer, jeder Schaden
Der Nacht ſoll weggeleuchtet ſein!

Kommt alle, die ihr lieſt verloren
In freudenloſer Finſterniß!
Denn Jeſus Chriſtus iſt geboren,
Es ſcheint das lichte Heil gewiß.
O Liebesglanz! o Lebensmorgen!
O wunderbarer Gottesſchein!
Weg Sünden Schmerzen Zweifel Sorgen!
Denn Jeſus Chriſt will unſer ſein.

Freude durch den Geiſt.

Fliegt auf! fliegt auf zum Himmel,
Gedanken trüb und ſchwer!
Entfliegt dem Staubgewimmel!
Es ängſtet euch zu ſehr.
Weg! weg die Traurigkeit,
Die euch mit Wahn umſponnen!
Der Herold aller Wonnen
Ruft: Luſt und Fröhlichkeit!

Ja, Herold ſüßer Wonnen,
Du milder Gottesgeiſt,
O geuß aus deinem Bronnen,
Der unverſieglich fleußt,
Geuß Muth und Liebe aus,
Mach' alle fröhlich inne,
Wie lieblich Gnad' und Minne
Regiert das Vaterhaus.

Das Vaterhaus, den Namen,
Den Vater Gott, den Chriſt
Das mache feſt wie Amen,
Das lehre, was es iſt,

Das zünd' in Flammen an,
Das blitz' in alle Herzen —
Und Erdenleid und Schmerzen
Sind fröhlich abgethan.

Du Rufer hoch aus Sternen,
Du Leuchter durch die Nacht,
Das Eine laß uns lernen,
Was alle ſelig macht:
Wir ſind die Saat aus Licht,
Und ſollen muthig funkeln,
Wie Zeit und Welt auch dunkeln —
Nach oben das Geſicht.

Drum fröhlich, ihr Gedanken!
Drum muthig himmelauf!
Der Geiſt bricht alle Schranken
Für euren Siegeslauf.
Hoch über Noth und Tod
Und Grab und Grabgewimmer
Erleuchten ſeine Schimmer
Das ewige Morgenroth.

Gerecht iſt Gott.

Gerecht iſt Gott, und ſeine Sendeboten,
Ausgleichungsrichter, fliegen auf der Reiſe
Beſtändig hin und her, auf daß ſich weiſe
Das ewige Recht Lebendigen und Todten;

Auf daß wahr bleibe jene ältſte Sage
Der erſten Wieg' als Schlummerlied geſungen,
Als Troſt dem erſten Sarge nachgeklungen:
Leid überwiegt die Luſt der Erdentage;

Auf daß der Menſch ſich fühl' als der Verbannte,
Vom Licht hinabgeſtoßen tief zum Kerker;
Auf daß er hier, ein Schauer Späher Merker
Erlauſche, was er einſt bei Gott erkannte;

Auf daß er wolle mit den hohen Mächten,
Die, droben waltend über Tod und Leben,
Des Schickſals dichtes Knäulgeheimniß weben,
Hienieden nicht um Glück und Freude rechten.

Denn Vogel iſt er ſeines eignen Fluges, —
Das fühlt er ganz in Mitten dieſer Irren,
Die er mit müdem Fittich muß durchſchwirren,
Denn Gimpel iſt er ſeines eignen Truges.

Nichts Ungeheures wird ihm zugemuthet,
Nicht überſetzt ſind ſeiner Rechnung Zahlen;
Doch nimmer mag er ſeine Schuld bezahlen,
Wie viel er auch durchkämpfet und durchblutet.

Dies nur, dies meint der Sendeboten Reiſe.
Knie nieder, armer Erdenſohn im Staube!
Knie nieder! zittre, bebe, daß dein Glaube
Nicht wanke vor des Herrſchers dunkler Weiſe.

Daß ſie ſo dunkel iſt, das macht dir's helle,
Das lehrt dich das Verlorne wiederſuchen,
Das lehrt dich beten da, wo Narren fluchen,
Das weiſt dich ſehnſuchtsvoll zur Himmelsſchwelle;

Das leitet dich auf wüſten Irrſalspfaden,
Die mit Geſpenſterſchrecken dich umdunkeln,
Dies läßt den Stern der Treu und Liebe funkeln,
Den du begrüßeſt als den Stern der Gnaden.

O Stern der Sterne! o du Licht der Lichter!
Wann ich in ſchlimmen Nächten will verzagen,
Nur dieſen dünnſten Schimmer laß mir tagen!
Dann weiß ich froh: Mein Vater iſt mein Richter.

Friedensgebet.

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden,
Du milder Liebeshort!
Einſt biſt du abgeſchieden
Mit ſüßem Freudenwort:

Ich geb' euch meinen Frieden,
Wie ihn die Welt nicht giebt,
Verheißen und beſchieden
Dem, der mich glaubt und liebt.

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden!
Die Welt will Streit und Krieg,
Der Stille wird gemieden,
Der Wilde hat den Sieg,
Und Unruh herrſcht auf Erden
Und Lug und Trug und Liſt —
Ach! laß es ſtille werden,
Du ſtiller Jeſus Chriſt!

Gieb Frieden, Herr, gieb Frieden,
Du milder Liebeshort!
Dann wird es ſchon hienieden
Ein Paradieſesort,
Und Sorgen flieh'n und Schmerzen
Aus jeder ſchweren Bruſt,
In Freuden glüh'n die Herzen,
In Lieb' und Himmelsluſt.

Anrufung des Worts.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Wie führt dein Schwerdt ſo ſcharfen Ort!
Faſt unſichtbar und zart und fein,
Doch bohrt es tief durch Mark und Bein.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Du Seelenſchrecken, Geiſterhort!
Du ernſt geheime Majeſtät,
Die ſtill durch alle Welten geht!

Bald gleich dem Sturmwind wild und graus,
Du fährſt mit Blitz und Donner aus,
Bald freundlich fröhlich lieb und lind
Du ſäuſelſt gleich dem Maienwind.

O Wort, ſo mächtig und ſo treu!
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Laß deine Schrecken mich durchweh'n,
Damit ich lerne Gott verſteh'n.

O Wort, ſo freundlich und ſo lind!
Durchhauche mich wie Maienwind,
Laß deine Liebe mich durchweh'n,
Damit ich lerne Gott verſteh'n.

Dann wird mir alles offenbar
Und ſternenhell und himmelklar,
Dann liegt mein kurzes Erdenloos
Geborgen fromm in Gottes Schooß.

O Wort, ſo mächtig und ſo treu!
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Du Wort von Liebe, Wort von Licht!
Verlaß mich nun und nimmer nicht!

Grablied.

Auf! laßt uns fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab!
Gar herrlich ſoll es klingen
Ins letzte Bett hinab:
Des Friedhofs ſtiller Hügel
Kein Leben deckt er zu,
Der Geiſt ſchwingt frohe Flügel
Und fliegt der Heimat zu.

Er ſagt der grünen Erde
Die letzte gute Nacht,
Denn Arbeit Noth Gefährde
Sie ſind mit Gott vollbracht,
Die Freuden und die Mühen
Der armen Sterblichkeit —
Nun ſieht er Kränze blühen
Im Lenz der Ewigkeit.

Nun ſieht er hell im Lichte,
Was hier ſo dunkel war,

Des Herzens Traumgeſichte,
Des Lebens Räthſel klar;
Nun kann er ganz verſtehen,
Was Gott, was Chriſtus iſt:
Wie wohl iſt ihm geſchehen,
Daß er geſtorben iſt!

Drum woll'n wir fröhlich ſingen
Ein Lied von Tod und Grab,
Ein Himmelslied ſoll klingen
Ins Erdenbett hinab!
Die Seele hat gewonnen
Das ew'ge Morgenroth
Und ſchaut aus heitern Wonnen
Hinab auf Grab und Tod.

Jeſusgebet.

Herr, du mein Licht mein Heil mein Leben,
Du ſüßer Heiland Jeſus Chriſt!
Hilf, Herr! hilf! laß mich nicht entſchweben
Von dir, wo Seelenfreude iſt,
Wo Einfalt iſt, wo Frieden iſt,
Bei dir, bei dir, Herr Jeſus Chriſt!

Hilf! laß mich nicht im Schein verwildern
Der Welt, die tauſendfarbig gleißt,
Die lockt, die Weſen durchzubildern,
So weit das All die Bahnen kreiſt —
O gieb mir deinen ſtillen Geiſt,
Deß Namen Lieb' und Demuth heißt!

O könnt' ich ſchau'n aus deinem Bilde
Der Welten Ziel, der Menſchen Sein
Mit voller Klarheit, voller Milde,
Dann wäre ſchon der Himmel mein,
Dann täuſchte mich kein Schein vom Schein,
Das Licht der Lichter wäre mein.

O Licht der Lichter! Bild der Bilder!
Du Gottesglanz, du Liebesglanz!
Du Stiller Treuer Frommer Milder,
Erleuchte mir die Seele ganz!
Dein Bild dies bilde ganz mir ein!
Und werde, bleibe ewig mein!

Troſt zum Neujahr 1840.

An Charlotte von Kathen.

Wie leuchten hell die Sterne
Am blauen Firmament!
Dahin trägt jeder gerne,
Was ihn hienieden brennt,
Die Freuden und die Schmerzen,
Die wechſeln ab und an,
Und was man hegt im Herzen
Und keinem ſagen kann.

Sie leuchten und ſie grüßen:
Kommt, klagt und weint euch aus,
Die bittern und die ſüßen
Gefühle klagt ſie aus!
Kommt! brechet alle Siegel
Vom tiefſten Herzensſchrein,
Kommt! leſt in unſerm Spiegel:
Es wird verſchwiegen ſein!

Wir wandeln noch die Reiſe,
Wie Gott ſie einſt gebot,
Wir ſingen noch die Weiſe
Von Sonn' und Morgenroth:
Das Heilig! Heilig! Heilig!
Des ew'gen Lebens Klang,
Unſterblich und untheilig,
Der Welten Urgeſang.

So grüßen ſie und leuchten
Mit hellem Freudenſchein,

Und die uns Rieſen däuchten,
Das müſſen Zwerge ſein:
Die finſtern Erdenſorgen
Mit greiſem Angeſicht
Verjagt der Jubelmorgen
Und alle Welt wird Licht;

Und alle Welt wird Wonne
Zum Chriſtenneuenjahr,
Die uns die neue Sonne,
Des Lebens Licht gebar:
Durch den die Morgenröthen
Geſprungen aus der Nacht,
Der kann die Sorgen tödten,
Der hat die Kraft und Macht.

Ermunterung.

Was willſt du dich betrüben?
Der alte Gott lebt noch,
Nicht hüben und nicht drüben,
Nicht ferne und nicht hoch:
Sein Sein iſt allenthalben,
Sein Lieben klingt durch's All
In höchſter Engel Pſalmen
In kleinſter Vöglein Schall.

Er weiß um deine Schmerzen,
Er weiß um deine Luſt,
Und willſt du ihn von Herzen,
Gleich hat ihn deine Bruſt,
Gleich fällt wie Frühlingsregen
Bei warmem Sonnenſchein
Sein ſüßer Gnadenſegen
Dir voll ins Herz hinein.

Auf! wirf dein ſchlechtes Grämen,
Dein eitles Sorgen weg!
Verſcheuche alle Schemen,
Die irren deinen Weg!

Du ſollſt im Lichte ſchreiten
Und der dich frei gemacht,
Das große Licht der Zeiten
Schloß ewig deine Nacht.

Mag alles ſinken, wanken,
Dies Eine bleibet feſt,
Gedanke der Gedanken,
Der nimmer ſinken läßt:
Das große Licht der Zeiten,
Dein Heiland Jeſus Chriſt,
Wird Stralen um dich ſpreiten,
Wo alles finſter iſt.

Dies wage feſt zu faſſen,
Dies halte treu und feſt,
Den ſchwöre nie zu laſſen,
Der nimmer dich verläßt:
Der dich mit ſeinem Blute
Erlöſt aus Nacht und Wahn,
Will, daß mit hellem Muthe
Du wandelſt deine Bahn.

Dem bleibenden Ausſchuß des Düſſeldorfer Karnevalsvereins

nach Ueberſendung ſeines Patents.

1841.

Wollt auch Ihr mich wieder locken
Zu der Thorheit buntem Reigen
Auf des Scherzes leichten Socken?
Ach! die Flöten und die Geigen
Mögen wunderluſtig klingen,
Doch den Muth entfloh'ner Jahre
Können ſie nicht wiederbringen,
Noch die Kränze dichter Haare.

Denn den Reigen durchzutanzen
Mit der Freude Vagabunden,

Denn die Spiele durchzuſchanzen
Hintermitternächt'ger Stunden
Mag der Siebziger nicht wagen;
Doch er klatſcht mit frohen Händen
Euren jubelvollen Tagen,
Die nach Mitternächten enden;

Doch er hat im langen Leben
Einen frommen Spruch erworben,
Den er kann als Lehre geben:
Froh gelebt heißt froh geſtorben.
Glücklich, welche fröhlich ſpielen!
Selig, welche mächtig hoffen!
Denn nach Vielem muß man zielen,
Weil ſo Wenig wird getroffen.

Meiner kleinen Patin Johanne Gärtner

nebſt einem Löffelchen für die erſten Zähne.

1840.

Mit zarten Lippen und mit zarten Händchen
Fühlſt in die Welt du, holdes Kind, hinein,
Ergreifeſt dir ein kleines kurzes Endchen,
Ein buntes Scheinchen von dem bunten Schein.
Glückſeliges Scheinchen und glückſelige Enge!
Nie kann die Weite Glückesmeſſer ſein:
Das Nächſte kaum, das Kleinſte kaum iſt dein,
Und nichts behält, wer greifet nach der Menge.

So ſpielet noch in unbewußten Scherzen,
In unbewußten Farben deine Welt.
Einſt kommt dein Tag, der klopfet an die Herzen,
Die hohe Sehnſucht, tiefe Liebe ſchwellt —
O möge dann auch in dem Engen Kleinen
Dein Herzchen ſuchen finden Luſt und Glück!
Wohl dir! dann blickſt du froh und reich zurück
Zu deiner Kindheit Spielen Träumen Scherzen.

Als Thiers die Wälſchen aufgerührt hatte.

Herbſtmond 1841.

Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran
Und wollen die Wälſchen ihn haben,
So ſammle, mein Deutſchland, dich ſtark wie Ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Looſung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: So reiße denn, deutſche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange geſtundete Schuld —
Auf! Wälſche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerdter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Looſung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutſchland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch ſingen
Von dem, was die ſchleichende Liſt euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück ſollt ihr zahlen, heraus ſollt ihr geben!
So ſtehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Looſung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutſchland, mein freies, heran!
Sie wollen, ſie ſollen es haben.
Auf! ſammle und rüſte dich ſtark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das ſie nun nimmer mit Liſten zerſplittern,
Erbrauſe wie Windsbraut aus ſchwarzen Gewittern!
So klinge die Looſung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutſchland in Frankreich hinein!

Der alte Baum und ich.

An Eliſa Camphauſen.

Antwort auf einen Blumenkranz.

1842.

Alt und dürre ſteht der Baum
Ohne Zweig und ohne Blatt.
Schau doch, wie ein Frühlingstraum
Ihn ſo bunt umſchlungen hat!
Hier Jelängerundjelieber,
Dort des Epheus grüner Glanz,
Und ſo däucht es ihm faſt lieber
Als der eignen Blätter Kranz.

Solch ein dürrer Baum ſteh' ich,
Hoffend letzten Wind und Fall,
Aber Blumen blüh'n um mich
Lieb und luſtig überall,
Schlingen um zerrißne Schmerzen
Meines Stammes Lenzesluſt —
O ihr Blüthen! o ihr Herzen!
Liebesduft! und Liebesluſt!

Altes Holz, ſo ſteh getroſt,
Bis der letzte Wind dich fällt!
Haſt ein ſelig Loos erlooſt,
Reiches Glück in armer Welt:
Süßer Liebe Blumenranken
Decken deine Schäden zu,
Wie ein Traum von Traumgedanken
Ferner Tage ſteheſt du.

An Freund Paſtor Wichelhaus

zu ſeiner Silberhochzeit.

1843.

Silberfeſte wollen Silberklänge,
Wenn's auch rings von Blei und Eiſen drönt
Und im athemloſen Weltgedränge
Knirrt und knarrt und ziſcht und ſauſt und ſtönt;

Heute weg mit Klängen, die nur ſchallen,
Womit bloß die Erde ringt und zwingt!
Heute her den Klang von den Metallen,
Woraus Geiſt und Seele klingt und ſingt!

Zarte Seele, zarter Klang der Zeiten,
Lockſt du, klingſt du ewig wieder her?
Ach! ich forſche alle Näh'n und Weiten
Fragend durch, und finde dich nicht mehr;
Für das Silberalter nun die Grauen,
Blei und Eiſen ſitzen auf dem Thron,
Und zu feinern lichtern Himmelsauen
Sind die Zarten Hellen längſt entfloh'n.

Doch nicht gar entfloh'n, es blieb hienieden
Für das fromme ſtill verborgne Glück,
Für der Herzen, für der Häuſer Frieden
Uns durch Gott ein Blinkchen noch zurück
Selig, wer ſich in dem Weltgebrauſe
Nicht zum Knecht der beiden Grauen beut
Und im ſtillen Herzen ſtillen Hauſe
Sich des Blinkens von dem Blinkchen freut!

Dieſes Silberſchimmers ſüßen Frieden,
Jenes weiland Alters Schattenſchein,
Ward auch dir, o Freund, zu ſchau'n beſchieden,
Und du ſchloſſeſt froh mit ihm dich ein —
Jahre kamen, Jahre ſind gegangen,
Dieſes Glückes volle Silberzahl,
Fromm und ſtill haſt du den Glanz empfangen
Und dein Leben wallt mit Gold zu Thal.

Ja, ſo wall' es gotteshell und heiter
Mit der Abendſonne dir ins Gold
Schönern ſtillern mildern Lichtes weiter,
Wie der Herr dir deine Looſe rollt!
Gold? und goldne Zeit? o welche Namen!
Wer, der ſterblich iſt, wer mißt ſie aus?
Augen Hände Herzen ſprechen Amen —
Dieſe Wonne trägt kein irdiſch Haus.

Doch ſei froh! die Sage aller Sagen
Predigſt du, des Menſchen Fall und Sieg,
Predigt von den ältſten goldnen Tagen
Und von Satans Liſt und Gottes Krieg —
Längſt der Erd entrückt zu höchſten Fernen
Blinkt nur dem hienieden dieſer Hort,
Wer die Sage glaubt von ſel'gen Sternen,
Wem Wort Gottes bleibt das ew'ge Wort.

Frühlingslied an die Frömmler.

1843.

Schmält mir nicht die alten Heiden,
Denn ein Heide bin ich auch,
Wann ich's Blümlein ſchau der Haiden,
Wann ich's Vöglein hör' im Strauch.

Weg mit euren dunkeln Liſten!
Weg mit eurer trüben Kunſt!
Denn dem freien frohen Chriſten
Werden ſolche Schmerzen Dunſt.

Ihr, die uns das Licht verdüſtert,
Schreckt die Freude blaß und bleich,
Wißt, was unter Roſen flüſtert
Hat auch Weg zum Himmelreich.

Blumen gab der Herr der Imme,
Liebesklang der Nachtigall,
Und dem Menſchen eine Stimme
Tiefer Bruſt für Freudenſchall.

Bleibe Gott und Gottes Ehre
In der ewigen Natur!
Sophokleſſe und Homere
Sangen ſeines Geiſtes nur.

Schmält mir Göthen nicht und Schiller,
Ihr, des engen Eiſers heiß,
Alle eure Jammertriller
Geb' ich gern für Solche preis.

Denn mein Heiland und Befreier
Fuhr herab ins Sündenland,
Der die höchſte Sternenleier
Hat für Luſt und Leid geſpannt.

Der mit erſten Morgenröthen
Sang der Welten Urgeſang,
Gönnet auch den Erdenflöten
Ihren kurzen Freudenklang.

Denn beſiegt hat er die Lüſte
Und den Lüſtenſatan nur,
Damit jeder fröhlich wüßte,
Gottes Klänge klingt Natur;

Denn gebracht hat hell're Lichter
Darum er dem Erdengraun,
Daß die Menſchenangeſichter
Heller ſollten um ſich ſchau'n.

Ha! die Frühlingsbäume ſtäuben
Duft'gen Blüthenſchnee umher,
Mich beleben mich beleiben
Will ich voll im Wonnemeer.

Alles Heitre blüh' und Schöne!
Spiele, ſüßer Sonnenſtral!
Vöglein, ſinge deine Töne!
Bächlein, klinge hell zu Thal!

An die, welche von unten nach oben wachſen laſſen.

1843.

Wunder ſchreit ihr mir aus Wundern,
Nicht zu ſehen, nicht zu nennen;
Zunder werft ihr mir zu Zundern,
Und ihr meint, ich müſſe brennen.

Geht mir weg mit eurem Großen!
Eurem Großen aus dem Kleinſten!

So nicht laſſ' ich mich verſtoßen,
Als geſchaffen aus Gemeinſten.

Bänkelſängern ziemt die Aria
Von den Schöpfern Infuſorien:
Zu dem Seraph aus dem Paria
Weiſt kein Weg mich in Hiſtorien.

Wäget meſſet zählt die Grade,
Wie's hier unten keimt und wächſet —
Weh, wer meine Sternenpfade
Mir mit Erdendreck beklexet!

Wie? auf euren Millionen
Stünd' ich denn zuletzt auf Füßen?
Wüchſen meinem Baum die Kronen,
Welche himmelaufwärts ſchießen?

So von Grad zu Grad geklommen,
Bis ans Himmelsthor wir pochen?
Alles aus dem Dreck gekommen,
Menſch zuletzt aus Dreck gekrochen?

Nein! Hinauf mit mir zur Sonne,
Wo der Obermeiſter ſitzet,
Der ein Fünkchen ſeiner Wonne
Mir auch durch den Schädel blitzet!

Dort gelernt, vor'm Menſchenbilde
Wie vor Gottes Bilde knieen!
Und das Wilde wird ins Wilde
Euch als Trug und Wahn zerfliehen;

Und der ganze Würmerplunder
Fällt in dünnen Staub zuſammen,
Und der Menſch bleibt ſteh'n als Wunder,
Woraus Blitze Gottes flammen.

Maiwillkommen an die Sterne und Blumen.

1843.

Verſchwiegen ſeid ihr, liebe Sterne,
Und blinkt ſo freundlich Troſt und Rath,

Euch und den Blumen meldet gerne,
Was einer auf dem Herzen hat.

Wie Vieles hat der Menſch zu ſagen,
Was ſich vor Menſchen ſchließet zu!
Den hohen Sternen darf er's klagen,
Den Blumen winkt und nickt er's zu.

Ihr Roſen Veilchen und Narciſſen
Und, holder Mond, der Vierte du:
Geheimes, was wir Fünfe wiſſen,
Klingt Echo keinem Sechsten zu.

Der ſüße Mai iſt wiederkommen
Und alles Leben ſprudelt neu,
Vom warmen Sonnenſtral durchglommen,
Und jauchzet Mai! und aber Mai!

Nun kommt, Geliebte, kommt, Vertraute!
Kommt, Sterne, kommt, ihr Blumen all'!
Kommt, Stralen Düfte Lieder Laute!
Und du ſei Sprecher, Nachtigall!

Was wir uns ſtill geheim vertrauten,
Nun glühe blühe kling' es laut!
Nun kling's in Millionen Lauten:
Natur ſpielt Bräutigam und Braut.

An die Wälſchelnden.

1843.

Soll ich mich zur Trauer neigen
Bei dem frohen Frühlingsſchall?
Soll ich ſprechen: „Ihr ſollt ſchweigen,
„Kukuk Lerch' und Nachtigall!
„Muntres Bächlein ſollſt nicht klingen
„In dein Blumenthal hinab,
„Maienwindchen, ſollſt nicht ſingen
„Durch die Blüthen Froſt ſchaff ab!?"

Soll ich trauren, ſoll ergrimmen
Ob der deutſchen Wüſtenei,

Ob den frechen Bubenſtimmen,
Ihrem Deutſch und ihrem Frei?
Was ſie wälſcheln, was ſie wähnen,
Was ſie ſchreign überlaut:
Sucht für Rheine euch die Seinen,
In Paris die Freiheitsbraut?

Wie? mit bunten wälſchen Scheinen,
Mit dem blanken wälſchen Trug
Dürften Größtes ſie verneinen,
Was die deutſche Erde trug?
Ha! die dummen frechen Buben!
Jene, die der Knechtſchaft Stein
Einſt von deutſchen Nacken huben,
Dürften ſie zu Narren ſchrei'n?

Nein, die droſchen nicht auf Trebern,
Dreſchen reines Freiheitsgold;
Drum auf ihren ſtillen Gräbern
Zahle Deutſchland Ehrenſold!
Bubenruf, du wirſt verklingen,
Bubenhohn, du wirſt zu Spott —
Ihr Erkühnen, ihr Vollbringen
War der alte deutſche Gott.

Deutſcher Gott und deutſche Flammen,
Deutſche Liebe fromm und ſchön,
Flög' um euch die Welt zuſammen,
Ihr könnt nimmermehr verweh'n;
Eure Ehren, eure Kränze
Werden nimmermehr verblüh'n —
Morgenröthen deutſcher Lenze,
Friſcher Lenze ſeh' ich glüh'n.

Drum, mein Lenz, du ſollſt nicht ſchweigen —
Klinge, Mai, mit Freudenſchall!
Klingt mit Flöten Pfeifen Geigen,
Kukuk Lerch' und Nachtigall!
Deutſchlands Frühling er wird kommen,
Für die Wälſchen klingt Schaff ab!
Allen unſern Tapfern Frommen
Leg' ich dieſen Wunſch auf's Grab.

An die Jünglinge, die Krieg ſchreien.

1845.

„Weg mit der rothen Luſt der Roſen!
„Weg mit der Liebe Taubengirren!
„Weg mir mit Scherz und Spiel, den loſen,
„Die ſtolze freie Triebe kirren!
„Weg mit Schallmeien! weg mit Flöten,
„Die feigem faulem Frieden fröhnen!
„Her Trommeln Hörner und Trompeten,
„Die Kampf und Krieg und Schlachten tönen!

„Wie? gleich dem Wurme mit Gewürmen
„An kalter Erde fortzukriechen
„Und fern von Blitzen Donnern Stürmen
„In Faulheit faulend hinzuſiechen,
„Wie? dazu hätte Gott geſchaffen
„Mich, der ſein Feu'r aus allen Nüſtern
„Heiß blaſen muß, mich Himmelsaffen,
„So thatendurſtig, ſonnenläſtern?

„Nein! nein! Er meinte andern Segen
„Als dieſen feigen faulen Frieden,
„Er meinte Blitz und Luſt der Degen,
„Drum goß er Flammen ein, die ſieden,
„Drum goß er das Titanenbabel
„Ins Herz mir, das will Himmel ſtürmen
„Und jenſeits jeder kühnſten Fabel
„Sich höchſt Gedankenſchlöſſer thürmen.

„Drum Krieg mir! Krieg! denn mit Tyrannen
„Geht meines Tages Stunde trächtig,
„Der Menſchheit Nerven zu entmannen
„Sind Sklaven Heuchler Schmeichler mächtig —
„Drum Krieg! die Lanzen in die Rippen
„Dem Zwinger und dem Knecht geſtoßen!
„Sie kennen Sankt Helenens Klippen;
„Doch läßt nichts Böſes ſein Erboſen.“

So ſchreit ihr wirrig durch die Wirren,
Nichts wiſſend von dem ſtillen Schreiten,
Nichts ahnend von dem Flügelſchwirren
Der Geiſter, die die Stunden leiten,
Nicht bebend vor dem Oberalten,
Der lächelnd hinter'm Vorhang ſitzet
Und mit verborgnem weiſen Walten
Sein Schickſal ſtill durch Welten blitzet.

Ihr wollt nur ſprudeln glühen blühen —
O das iſt Luſt der heißen Jugend —
Ihr wollt nur Gluth und Flammen ſprühen,
Auch das iſt Luſt, doch keine Tugend.
Wißt, daß ihr überall auf Stätten,
Wo Edle kämpften, ſtarben, tretet —
Ihr lieben Jungen, lernet beten,
Damit ihr feſt auf ihnen tretet.

Krieg? Das iſt kein Gebet der Frommen,
Den Wunſch den laſſet in der Scheide —
Der wird euch gnug von ſelber kommen,
O komm' er nimmer euch zum Leide!
Wißt, Gottes ſind des Kriegs Gerichte,
Spielt nicht mit Rieſen auf und Drachen:
Geſchichten macht der Menſch, Geſchichte
Behielt der Herr ſich vor zu machen.

Krieg? o! den wird euch Gott ſchon bringen —
Nie reißen Plagen ab und Schmerzen —
O finde dann die rechten Klingen
Das Vaterland, die rechten Herzen!
Wann ſeine Fahnen frei den Winden
Zum blut'gen Tanz den Glanz entrollen,
O mög' es dann als Männer finden,
Die jetzt als Knaben kriegen wollen!

Die Selbſtvergötzung.

1843.

Du ſchreibſt: „Hier, Lieber, nimm mein Herz,
„Durchſichtig wie ein Spiegelglas,
„Mit vollem tiefem Weltenſchmerz.“
„Ei! wär's Schmerz Gottes, wär' es was.“

„Geiſt über Geiſt, Wind über Wind,
Muth über Muth — o Uebermuth!
Laß dich nicht kirren, liebes Kind,
Der laute Muth thut nimmer gut.

Der Wahn, der ſich zum Götzen bläht,
Der eitle Lug der eignen Bruſt,
Iſt Wind, der Winden gleich verweht,
Bleibt ohne Muth und Macht und Luſt.

Du horche nicht der Narrethei,
Die bunt mit blanken Farben pralt,
Doch trau der Himmelfantaſei,
Von Gott auf Menſchenſtirn gemalt;

Doch trau der warmen Liebesgluth,
Von Gott ins Menſchenherz geſenkt,
Dem Sonnenſpiegel jener Fluth,
Womit er ſtille Seelen tränkt,

Dem Sonnenſpiegel jenes Lichts,
Das ſchaffend durch das Weltall ſtralt,
Dem Spiegel ſeines Angeſichts,
So hell auf Menſchenſtirn gemalt.

Da kniee dem verborgnen Gott,
Da falte frohes Dankgebet:
Die bunten Götzen werden Spott,
Wind bleibt die Lügenmajeſtät.

An die freien Vögel der hohen Jagd.

1844.

Freie Vögel, freie Franken*)
Auf! ihr meine Sonnengeier!
Schlagt die Flügel, ihr Gedanken,
Spannt den kühnſten Klang der Leyer.

Von den Sternen laßt es tönen,
Von dem Kaiſerthron des Lichtes,
Daß wir kühn den Wahn verhöhnen
Aller Nacht des Höllenwichtes.

Daß wir lachen ſeiner Hölle
Und der Höllenfinſterniſſe,
Wohin gern das letzte Helle
Er in ſeine Kerker ſchmiſſe.

Flieget, klinget, meine Falken!
Klinget fröhlich durch die Lüfte!
Riegel giebt's für euch und Balken
Nicht und Kerker nicht und Grüfte.

Lacht der Horcher, lacht der Schächer
All, die vom Geheimniß leben!
Durch die engſten Schlüſſellöcher
Schlüpft ihr, daß die Feigen beben.

Schneller als der Pfad des Lichtes,
Schärfer als der Stral der Blitze
Fahrt ihr durch den Trug des Wichtes,
Durch die Liſten ſeines Witzes.

Mögen Dionyſusohren
Für ſie harte Felſen ſprengen,
Klang von Gott ſchwirrt euren Ohren,
Wann ſie ihre eſelig hängen.

Ha! die Künſte der Despoten
Und die Liſten ihrer Schergen,
Die die Geiſter zu den Todten
Gern verpackten in den Särgen!

---

*) Francs Oiseaux (Adler Falken). Der Name Franken, ſieht man wohl, ſollte kein Lob der Franzoſen ſein. O welche Franken!

Könnte dieſe Brut der Drachen
Euch die Sonnenflügel kürzen,
Würde gleich das All mit Krachen
In das Nichts zuſammenſtürzen.

Letzter Zug an Gott.

1844.

Komm, Gott, komm, Gott vom Himmel
Und ſieh in Gnaden drein,
Durchleuchte das Gewimmel
Der Nacht mit Sonnenſchein,
Entwirre die Verwirrung,
Die ohne Licht und Rath
Stets tiefer in Verirrung
Verfahren hat den Pfad.

Komm, Gott, komm, Gott der Gnaden!
Und, hilft nicht Sonnenſchein,
So komm mit Blitz geladen
Und blitz' und donn're drein,
Daß wieder inne werden
Erbebend Herr und Knecht,
Daß Gott regiert auf Erden
Und pflegt das höchſte Recht.

Es war der Tag gekommen,
Der Tag der bittern Schmach,
Der Tapfern Weiſen Frommen
Das deutſche Herz zerbrach,
Es lag von läſtern Schanden
Befleckt das Vaterland
In Ketten und in Banden
Durch wälſchen Trug und Tand;

Gefeſſelt in Verſtrickung
Der freie deutſche Mann —
Da wehte mit Erquickung
Der Geiſt von dir ihn an,

Da ſchlug dein hehres Mahnen
Wie Blitz ihm durch die Bruſt,
Glück brauſten ſeine Fahnen,
Sein Athem Siegesluſt.

Ach! von den ſchönen Tagen,
Von jener Wonnezeit
Tönt's heut nur wie von Sagen
Aus längſt verklungner Zeit,
Verworren und beklommen
Weiß keiner kaum, wohin,
Den Weiſen ſelbſt und Frommen
Steht ſtill der kluge Sinn.

Denn ach! die Einen rufen:
Nichts, nichts als Frei und Gleich,
Die Andern aber fluchen:
Sie wollen uns ans Reich,
Und böſer Geiſter Schwirrung
Umſchwirrt dies Nachtgeheul —
Verwirrung auf Verwirrung,
Stets dichter wird der Knäul.

So wirrt ſich's durch einander,
So tobt und ſchreit es laut —
Wo iſt der Alexander,
Der dieſen Zank durchhaut?
Wo lebt der hohe Meiſter,
Wo dräut der mächt'ge Bann,
Der dieſen Krieg der Geiſter
Zum Frieden zwingen kann?

Das biſt du, Gott der Gnaden,
Du einzig gleich und frei
Komm von den Sonnenpfaden,
Komm, ſtill' uns dies Geſchrei,
Laß hell den Degen klirren
Von deiner Sternenburg,
Hau von den wüſten Wirren
Den ganzen Jammer durch.

An die Ritterſchaft des Worts.

1844.

Wort heißt Gottes Blitz und Feuer,
Gottes Sohn, er heißt das Wort,
Heißt der Himmelsſamenſtreuer,
Der mit Sonnenpfeilen bohrt.

Seine Schrecken gleich den Blitzen,
Die die ſchwarze Wolke ſchnellt,
Brand und Aſchen, wo ſie ſitzen,
Aſchen böſer Sündenwelt.

Seine Freuden gleich den Wonnen,
Die die Nachtigall beſingt,
Wann aus warmen Frühlingsſonnen
Liebe Luſt und Leben ſpringt.

Drum getroſt des hohen Bildes
Du, dem Gott das Wort verlieh!
Dieſes Bildes, dieſes Schildes
Muthig, zage, wanke nie!

Denn das Wort hat Gott gegeben
Frei wie Luft und Sonnenſchein,
Daß dadurch das Menſchenleben
Sollte grün und wacker ſein.

Seine Waffe, grad und ehrlich
Fromm nach Kriegsgebür gebraucht,
Nimmer trifft ſie todsgefährlich,
Wenn auch tief ins Herz getaucht.

Darum friſch, ihr Gottbetrauten!
Tapfre Ritterſchaft des Worts!
Spieler auf des Himmels Lauten,
Throner höchſten Sternenorts!

Friſch! was auch die Blöden ſchreien:
Weh! der Sonne wird zu viel!
Was auch Buben frech entweihen
Euer Himmelsſaitenſpiel!

Friſch und riſch, ihr Feuerſchützen!
Friſch und luſtig ins Gewehr!
Denn der kalten Waſſerſprützen
Brauſt ein Millionenheer.

Alte und neue Klage und Tage.

1844.

Und es wollte ein Liedchen mir klingen,
Ein Liedchen im luſtigen Ton:
Sei geſchwinde! der Tag fliegt auf Schwingen,
Im Nu iſt der Schelm dir entfloh'n.

Weiland ſangſt du von Liebe und Roſen,
Von Venus und Bacchus den Reih'n,
Vom Geheimniß, das Liebende koſen
Im blühenden luſtigen Mai'n.

Weiland ſangſt du in fröhlichen Weiſen,
Von Jugend und Freude bekränzt:
Reich' ich jemals ans Alter der Greiſen,
Dann wird dreifach geſpielt und gelenzt.

Ach! die Nachtigall lieblicher Tage!
Unſterbliches fröhliches Lied!
Was erweckſt du Gelübde und Sage?
Und warnſt, wie die Stunde entflieht?

Wohl betheur' ich's wie weiland noch heute:
Die Weiſe, die Lehre war gut,
Doch es läutet des Tages Geläute
Andre Zeiten und anderen Muth;

Doch es ringet der Tag ſeine Glocken
Im Reitergalopp, nicht im Trab,
Und ſpinnt auf dem ſchnurrenden Rocken
In Jahrzehnden Jahrhunderte ab.

Hier gelingt's nicht ſich Eignes zu looſen,
Er reißet uns mit in den Tanz
Und zeigt uns für Epheu und Roſen
Von Eichen den ernſteren Kranz.

Und er rufet den Flöten und Geigen,
Den leichteren Spielern: Zurück!
Andre Tänze durchtanzet mein Reigen,
Andre Preiſe erringet mein Glück.

Doch du, Nachtigall, klinge nicht Klage,
Muth klinge, mein fröhliches Lied!
Denn voran ſchreitet Einer dem Tage,
Welcher winkt, wann er ſteht, wann er flieht.

Der deutſche Hiob antwortet dem Eliphas und Zophar.

1844.

Es klingt mir vom Oſten zum Weſten herum,
Jammert und fluchet vom Süden zum Norden:
Weg mit der Hoffnung! dein Volk es iſt dumm,
Dummer mit jedem Jahrhundert geworden,
Spielwerk, geſchaffen
Tigern und Affen
Zum Reißen, zum Morden.

Einſt rief es Freiheit und Herrſchaft der Welt
Stolz im gebietenden Purpur der Lande,
Doch o wie lange zerriſſen, entſtellt
Bleichte zum Lumpen den Purpur die Schande!
Stumm und geſchmeidig
Küſſet es leidig
Die Ruthen, die Bande.

Rede mir nicht von dem Sieg und der Schlacht,
Welche die Lügen des Korſen zerſchmettert,
Nicht von der Herzen gewaltiger Macht,
Welche den Kranz ſeines Ruhmes entblättert,
Welche ſein Babel —
Prächtige Fabel! —
Erſtürmt und erklettert.

Rede mir nicht! Ich will beßres Gefecht,
Als um das blutige Kriegswürfel ſchanzen,

Ich will die Schlacht, die für Freiheit und Recht
Todeskühn ſchreitet durch Schwerdter und Lanzen,
Die von dem Wort
Schärfet den Ort
Den Lügnern und Schranzen.

Rede mir nicht von dem Tag, der geheim
Spinnt von der Zukunft die glücklichern Looſe!
Rede mir nicht ſondern weiſe den Keim,
Keim nur, wenn Fremde ſich pflücken die Roſe
Dir aus dem Garten,
Du gaffſt im Warten
Geduldig und loſe.

Rede mir nicht! Wie die Winde ringsum
Sinnlos und wüſt ſich einander zerhadern,
Heget dein Deutſcher, ſo dumm ſonſt und ſtumm
Blut nur für windigen Streit in den Adern;
Neva und Seine,
Wolf und Hyäne
Geh'n durch mit den Hadern.

Ja, ich will reden, und ſingen will ich,
Singen vom Spiel der germaniſchen Lanzen,
Singen, Ankläger, davon gegen dich
Und gegen Worte, die leichtfüßig tanzen:
Geiſt und ſein Wehen
Läßt ſich verſtehen
Allein aus dem Ganzen.

Ja, ich will reden, und ſingen will ich,
Bräutliche Hoffnung, um dich will ich werben,
Ganz nur im Ganzen da finde ich mich,
Mögen die Kleinen im Kleinen verderben!
Auch wo es Glanz iſt,
Auch wo es ganz iſt,
Sie ſehen nur Scherben.

Scherben? O können ſie weiter nichts ſeh'n?
Brauſt ihnen klanglos die Strömung der Zeiten?
Lüfte der Zukunft, umſonſt euer Weh'n?
Glocken des Tages, umſonſt euer Läuten?

Töne des Lebens,
Iſt es vergebens
Euch Solchen zu deuten?

Scherben? Nein, mir blitzt das Schwerdt und das Recht,
Mir winkt der Held, der im fröhlichen Spiele
Einſt in dem größten und letzten Gefecht
Bindet zur Einheit das Kleine und Viele,
Der, Sieges Meiſter,
Schwingen der Geiſter
Beflügelt zum Ziele.

Reden drum will ich, ja ſingen will ich,
Wie mir die Hoffnung den Buſen durchzittert,
Kommen wird Einer und ſammlen um ſich,
Was ſich noch ſträubig im Hader zerſplittert.
Hoffnung! darf ſagen,
Wer vor dem Tagen
Das Morgenroth wittert.

An Bernhard Becker und Klara Nitzſch,

wo ihnen an ihrem Polterabend ein Punſchlöffel
überreicht ward.

1844.

Wenn die Menſchen von großen Looſen
Schönſtes ſich zu erlooſen meinen,
Müſſen die Lilien all' und Roſen,
Alle Blumen in Feldern und Hainen,
Alles, was Licht iſt an höchſten Sternen,
Anſpielung werden und Gleichniß lernen,
Alles, was blitzt und klingt an Metallen,
Sich bequemen zu leuchten zu ſchallen.
Heute drum gelte der Glanz und Klang!
Gelte der fröhliche Lutherklang:
Wer nicht liebt Weib Wein und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Heute kling' es vom Erdenſtaube
Fröhlich zum ſegnenden Himmel wieder!
Glühe und ſprühe der Saft der Traube!
Klinge die jubelnde Luſt der Lieder!

Heute drum nehmet das glänzende Zeichen
Leuchtender Hoffnung und leuchtender Stunde,
Freudige Wonne der Becher zu reichen,
Wärmung den Herzen, und Labung dem Munde.
Heute gilt doppelt der Glanz und Klang,
Gilt der fröhliche Lutherklang:
Wer nicht liebt Weib Wein und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Doch wenn wir irdiſcher Freuden gedenken,
Flüchtige Kinder der flüchtigen Stunden,
Denken wir billig des Schenken der Schenken,
Vor dem Jahrtauſende flieh'n wie Sekunden;
Der Millionen an Bolen und Tiſchen
Weidet von Adams geſchwindem Geſchlechte,
Wolle euch Süßes und Bitteres miſchen
Gnädig nach mildeſtem göttlichen Rechte!
Gelte drum erſter und letzter Klang,
Gelte der fröhliche Lutherklang!
Wer nicht liebt Weib Wein und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Am Polterabend der Jungfrau Dorothea Dahlmann,

überreicht mit einem Silber-Körbchen am 22. December 1844.

Es geht ein altes deutſches Wort:
Kürzeſter Tag und längſte Gedanken.
Weil's alt iſt, muß es tapfer ſein,
Weil's deutſch iſt, darf's nicht wanken.

Doch thut das alte Wort mir leid:
Kurz klinget arm und wenig,
Der lange Tag, der fröhliche Tag,
Der Maitag iſt ein König.

Er ſtreuet Roſen und Lilien aus
So viel, iſt nicht zu zählen,
Und glänzt und blitzt in Licht und Thau
Von Perlen und Juwelen.

Doch unſer Kurzbold arm und kahl
Giebt nichts zu pflücken, zu klauben,

Speiſt uns mit Fabeln und Mährchen ab
Und Träumen Wähnen und Glauben.

So ſteh'n wir vor der Armuth hier,
Baar aller ſüßen Gaben,
Und weil des Jahres Fülle fehlt,
So bringen wir, was wir haben.

Ach! alle Blumen längſt verwelkt
Und Glanz der Roſen und Trauben —
So komm' ich mit leichter Winterkoſt
Und bringe die Sage, den Glauben;

Und fülle den Korb mir bis zum Rand
Und über den Rand in die Weite,
Einen Charonsnachen, mit Geiſtern rings
Gefüllet die Länge, die Breite.

Sie heißen Hoffnung Wunſch Gebet
Und auch Geldflügler, Gedanken,
Die weben und ſpinnen um meinen Korb
Millionen Blumenranken.

Auch ſitzt ein zartes Seelchen darin,
Gar eine Hübſche und Feine,
Erinn'rung heißt ſie, ſie ſchaut ſo lieb,
Die ſei und bleibe die Deine!

So nimm das Körbchen, die leichte Laſt
Von allen den Unſichtbaren,
Du wirſt ſie im Winter und Sommer dir
Unter Schnee und Blumen bewahren.

An Frau J. S.

1845.

Zu dunkel bald und bald zu hell,
So zwiſchen Wagen und Verzagen
Muß ſich der Unruh Altgeſell,
Der Menſch, durch's wirre Leben ſchlagen.

Dem Licht entfremdet doch zum Licht
Muß ſeine Sehnſucht ewig lodern,
Gen Himmel hoch das Angeſicht,
Nach unten Triebe, die vermodern.

So klang der Erde ältſter Klang,
So klingt's noch heut um Grab und Wiege:
Das Jammerlied, das Adam ſang,
Des bunten Schlangenkönigs Siege.

So klingt das räthſelvolle Leid
In Seher- und Propheten-Sagen,
So wird es klingen, bis ſich Zeit
Und Ewigkeit zuſammenjagen.

Doch winkſt du fröhlich hin zum Schein,
Zum Schein, der alles Scharfe mildert,
Zum Liebesſchein, zum Gnadenſchein,
Der den verworrnen Sinn entwildert.

Du winkſt zu Jenem, den ich weiß,
Dem Unergründlichliebereichen,
Der was zu ſcharf iſt und zu heiß
Zu Freud und Frieden weiß zu gleichen.

O bete! kniee mit mir hin! —
Er iſt der Meine und der Deine —
Daß er uns Muth und Herz und Sinn
Mit ſeinem ſüßen Licht durchſcheine.

An Frau Landfermann

geborne Winter. 1845.

Du freundliche Landfährmannin
Winkſt zu den Seligen Inſeln hin,
Hauchſt Wind von Sehnſucht und Verlangen,
Haſt Nachen Segel Ruder Stangen,
Mit dir's zu wagen däucht mir ſchön,
Auch wenn wir nicht die Inſeln ſeh'n.

Denn ach! die Inſeln liegen fern,
Denn ach! verdunkelt iſt der Stern,

Der auf dem wilden Wogenpfade
Uns leiten ſoll ins Land der Gnade,
Denn ach! der Muth iſt krank und klein
Und zieht verzagt die Segel ein.

Doch komm! Wie's immer düſter ſei,
Komm! friſch gewagt! Gott ſteht uns bei,
Gott, der Gewaltige in den Schwachen,
Der kann auch groß die Kleinſten machen;
Und liegen die Inſeln noch ſo fern,
Spann' auf! Wir hoffen auf den Stern.

An dem Grabe eines Freundes.

1846.

Erde biſt du, Erde ſollſt du werden!
Gott, drum hebe du mich von der Erden,
Der den Geiſt in meine Erde blies,
Deinen Geiſt als Athem meiner Nüſtern,
Daß die Tiefverborgnen in mir flüſtern:
Glaub' ein überirdiſch Paradies.

Ha! die Tiefverborgnen unverborgen
Flogen hell empor am hellſten Morgen —
Welch ein Morgen! welch ein Glanz und Licht!
Als die erſte jauchzende Aurore
Aufgethan des Oſten Sonnenthore,
Erſten Tag dem Menſchenangeſicht.

Ha! die Tiefverborgnen, die das Werden
Aller deiner Sonnen Monde Erden
An dem Schöpfungstage mitgeſchaut!
Die Geſpielen weiland höchſter Thronen,
Die den Dunkeln, die hienieden wohnen,
Edens Traum vom Paradies gebaut.

Traum vom Paradies? Ja Traum und Schatten:
Was die Geiſtchen einſt dort oben hatten,
Spielen hier ſie tauſendbildrig aus:
Wähnen ſehnen weinen lächeln ſcherzen —
O das bunte Geiſterſpiel der Herzen
Winkt und weiſt ein himmliſch Heimatshaus.

Tiefverbergne wunderbare Weſen,
Deren Schrift wir ungeſchrieben leſen,
Auf! hieher mit mir zur dunkeln Gruft!
Was ich bin ſein werde und geweſen
Ueber dieſem Abgrund lehrt mich's leſen,
Haucht durch meine Schmerzen Himmelsluft.

Weht den Muth mir durch mit Sonnenfunken!
So ſei Staub zerſtäubt zum Staub verſunken!
Nehme Erde, was die Erde gab!
Zweifel, thürmet Berg' und Felſenſteine,
Himmelsberge thürmt auf die Gebeine —
Geiſter fängt und hält und deckt kein Grab.

Der Schwan von Pulitz

an Charlotte von Kathen in Putbus.

1846.

Schneeweißer Schwan, wo fliegſt, wo klingſt du her?
Wo kommſt du Frühlingsklinger hergeflogen?
Aus meiner grünen Inſel ſtillem Meer?
Aus Pulitz ſturmgeſchirmten Wogen?
Flogſt du aus ſeinen ſtillen Buchten her?
Und trägſt im goldnen Schnabel goldne Mähr?

Haſt du die kleinern Inſeln auch beſeh'n?
Die ſteile Oi, vom Bilm die ſtolzen Buchen?
Den Rugard, Putbus waldbekränzte Höh'n,
Wo Reitz und Schönheit Aug und Herz verſuchen?
O klinge mir den ſüßen Heimatklang!
Mein greiſes Haupt es neigt zum Schwanenſang.

„Zum Schwanenſang? Für dieſen kam ich nicht,
„Für dieſen regt' ich nicht zum Rhein die Flügel,
„Für dieſen flog ich ſchnell wie Lieb' und Licht
„So weiten Flug nicht über Thal und Hügel. —
„Du weißt, ſtill ſchaurig klingt der Schwanenſang,
„Heut kling' ich eitel hellen Freudenklang.

„Heut kling' ich Klang der Himmelsnachtigall,
„Die Lieb' und Lenz in Putbus Hainen ſinget,

„Heut kling' ich nach den ſüßen Wunderſchall,
„Der wie aus höherm Himmel niederklinget,
„Ich klinge nach — o könnt' ich's recht und ganz! —
„Du kenneſt Klang und Wonne, Licht und Glanz.

„Nimm Klang und Gruß“ — Und horch! der Flügel rauſcht,
Und ehe Aug und Ohr ſich noch beſinnen,
Wie man im Traum auf Bild und Stimme lauſcht
Und faſſen will, iſt Schwan und Flügel hinnen,
Und wie aus Fernen klingt ein ſüßer Schall,
Die Himmelsſtimme, Putbus Nachtigall.

Zu Martin Luthers dreihundertjähriger Todesfeier,

Frühlingsmond 1846.

An die Proteſtanten.

Ihr wagt's die Todten aufzuwecken?
O laßt den alten Luther ruh'n!
Erbebt ihr nicht den blaſſen Schrecken
Des Donnerkinds für euer Thun?
Dreihundert Jahr hat er geſchlafen —
Seid ihr die Reinen Freien Braven,
Die ſeiner Klinge Blitz beſteh'n?

Denn Blitz führt ſeines Wortes Klinge —
Hui! Thurm und Mauer Wall und Burg!
Hui! feinſter Liſten Kettenringe
Er ſtürmt und bricht und haut ſie durch. —
Doch horch! Wie? naht ſein Waffenklirren?
Es liſpelt nicht wie Taubengirren —
In Säuſeln kommt der Donner nicht.

„Wie, ruft er, zaubert aus dem Grabe
„Prophetenſtimmen ihr herauf?
„Längſt trug ich meiner Arbeit Habe
„Zu meinem Gott und Chriſt hinauf.
„Laßt Todte modern bei den Todten!
„Zu höchſten Sternen ſendet Boten,
„Da fragt der Zukunft Donnerlaut.

„Denn Donnerglocken könnt' ich läuten,
„Worob Geſicht und Ohr vergeh'n,
„So nahe ferne Zeichen deuten,
„Mit ſolchem Grauſen euch durchweh'n,
„Daß ihr im Zittern und Verzagen
„Mit euren Klagen, euren Fragen
„Verſtummtet vor dem Schreckenklang.

„Denn wohl könnt' ich zuerſt euch fragen,
„Wie ihr das Erbe angewandt,
„Das einſt in Sorgen Kämpfen Plagen
„Ich euch errang mit ſtarker Hand,
„Das Erb' und Recht des tapfern Wortes.
„Ob ihr des goldnen Freiheitshortes
„Die kühnen wachen Wächter ſeid;

„Ob von Innocenzen und Gregoren,
„Von Loyolas Aſſaſſinenſchwarm,
„Von Rittern von den goldnen Sporen
„Euch keiner bog den deutſchen Arm,
„Ob wälſchen Schleichern Spähern Schranzen
„Ihr hieltet vor die rechten Lanzen
„Für Gott und Recht und Vaterland.

„Denn wohl zum Zweiten könnt' ich fragen,
„Ob Menſchenwitz und Satansliſt
„Mit leerſten Künſten nicht ſich ſchlagen
„Um meinen Glauben, meinen Chriſt,
„Ob ihr in guten frohen Dingen
„Noch könnt mit mir von Herzen ſingen:
„Das Wort ſie ſollen laſſen ſteh'n.

„Ja wohl zum Erſten Zweiten Dritten —
„Ich hauche weg wie Wind die Spreu,
„Was ihr gelitten, was geſtritten,
„War's nicht um für und durch die Treu,
„Denn fallt ihr hier der ſcharfen Frage,
„So wird zum Mährchen gar die Sage,
„Daß keinen Deutſchen Gott verläßt.

„Doch ſchon zu viel der ſtrengen Worte,
„Es ziemt der Zorn dem Feſte nicht."

Er ſchweigt; ausgießt die Himmelspforte
Den hellſten vollſten Strom von Licht.
So fährt der alte tapfre Meiſter
In Licht und Blitz ins Reich der Geiſter
Zu ſeinem Gott und Chriſt zurück.

Mimerung unter deutſchen Eichen.

1848.

Träumend in Mimerung*) wandelte jüngſt im Schatten
Deutſcheſten Hains ich ſturmbewegter Eichen,
Und wie ſie rauſchten, rauſchten mir Gedanken
Wild durch die Seele,

Dunkle Gedanken — Wie der Blitz, auf ſchwarzen
Wolken ſich wälzend, ſchaurig durch die Luft ſchießt,
Schoß es mit Blitzesleuchtung mir mit ſcharfem
Weh durch die Seele.

Hundert und tauſend, wie des Blitzes Funken
Fliegen, ſo flogen Vögel heißer Schwingen
Mir um den Buſen, hiehin, dahin flatternd,
Mächtige Wühler.

Wühler, aufreißend tiefſten Grund des Herzens,
Reißend der glücklich dicht verhüllten Zukunft
Dunkles Gewölk auf, wo es wie geſpenſtiſch
Mitternachtſpiel ſpielt.

Mitternachtſpiel; denn gleich entbundnen Geiſtern,
Nicht wie aus Windeln in der Zukunft Wiege,
Nein, wie aus Gräbern, tanzten vor mir grauſig
Säkeln den Tanz ab.

Weh mir der Zeichen! rief ich, du gewaltiges
Weben des Geiſtes! ſchone deiner Blitze!
Schone des Donners! denn er donnert Schrecken,
Geiſtesverwirrung.

---

*) Mimern ein treffliches deutſches Wort der innerſten Betrachtung; eben ſo Nernung (osnabrückiſch Närning, franzöſiſch rever). Solche Bezeichnung des verſchiedenſten Ahnungsvermögens kann kein Poet und Philoſoph entbehren.

Weh mir der Zeichen! weh der Sehnſuchtsfragen
Ahnender Sehnſucht, ob von dieſen Eichen
Freie Germanen Siegeskränze flechten?
Enkel noch flechten?

Ob, wann Gefahr, wann Kriegsgetümmel andrängt,
Blut nur der Fremden deutſche Klingen röthet?
Vielheit der Fürſten wie Ein Mann dann verficht?
Einheit in Treue?

Ob, wann aus Wälſchland ein Orkan, aus Rußland
Brauſend ein zweiter Deutſchlands Mitte faſſet,
Fern kein Arminius ſein wird und kein zweiter
Gneiſenau-Blücher?

Da hat's geliſpelt: Hoffe! Wahrlich beide
Augen du könnteſt ſie am Born der Weisheit
Mimern verpfänden, vollen Trunk der Seele
Schlürfeſt du doch nicht.

Laß drum das Mimern, wolle nicht ergrübeln,
Was von den künftigen Tagen Gott verhüllte:
Tropfen nur ſchenkt er; wer des vollen Borns will,
Will die Verwirrung.

Frühlingstraum.

Ging ich aus ins Frühlingsthal,
Wollte Blüthen fangen,
Blumenluſt und Sonnenſtral,
Alt und jung Verlangen.

Altes, wieder grün und kraus
Webte friſche Ranken,
Junges in die Welt hinaus
Schneller als Gedanken.

Aber weh! der Himmel zog
Dunkel ſich zuſammen,
Und ein Donnerſturmwind flog
Her mit Blitzesflammen:

Wald und Feld und Au und Thal
Rings umher zerzauſet
Und der Lerch' und Nachtigall
Jeder Ton vergrauſet.

Nur vom Stumpf und Dornbuſch krächzt
Kräh' mir und Neuntödter
Und aus Thurmgetrümmer ächzt
Kauz der Schwerenöther.

Und der ganze Frühlingstraum
Hinnen wie geſchwinde!
In den öden weiten Raum,
Weg in alle Winde!

Lenzesbild du Lebensbild —
Fliege mit, o Wandrer,
Was dir heut verwelkt, verquillt,
Morgen fängt's ein Andrer.

Herzensſaitenſpiel.

1846.

Was ſpielt ſo klingende Saiten
Auf dir, mein altes Herz,
Aus fernſten Tiefen und Weiten
Zugleich mit Schmerz und Scherz?

Es fließen die Stunden, die Räume
Zuſammen in dem Gewirr
Und Schattenſpiele der Träume
Im leichten Flügelgeſchwirr.

Bald ſpielt es wie im Reigen
Hell auf zum luſtigen Tanz
Und Sonn' und Blüthen neigen
Darüber Frühlingsglanz;

Bald bläſt wie über Leichen
Die tiefe Flöte Weh,
Wie hohle Töne ſtreichen
Fernher auf tiefer See.

Das iſt's, die Tiefen, die Weiten,
Das iſt's, das meint der Klang,
Das jauchzen, das klingen die Saiten.
Sei drum, mein Herz, nicht bang.

Die Sonnen und die Erden —
Wer miſſet Flug und Schritt? —
Müſſen Flieger und Tänzer werden:
Du tanze luſtig mit.

Und laß ſie ſpielen, die Saiten
Auf dir, du altes Herz,
Und frage nicht Nähen noch Weiten,
Spielt alles doch himmelwärts.

So fliege mit tanzenden Himmeln
Und glaube, die Welt iſt dein;
Wo Götter und Sonnen ſich wimmeln,
Rolle mit in dem Klang und Schein.

Heid und Chriſt.

1846.

„Geh drunter durch und laß es rollen!
„Laß donnern laut, was Donner iſt!
„Denn was die Höchſten droben wollen,
„Das muß geſcheh'n zu jeder Friſt.

„Sprich: Trotz ſei dir, o Himmelskönig!
„Auch meine Stirne trägt dein Mal —
„Hui! Hoch und Niedrig, Groß und Wenig!
„Kühn ſteh' ich deinem Wetterſtral.

„Wie? knieen wimmern mit den Wichten?
„Das hemmt kein Tröpflein deiner Fluth —
„Zerſchlagen kannſt du, nicht vernichten:
„Auch meine Bruſt ſchwellt Göttergluth.“

„Reck' aus denn! ſchleudre deine Flamme
„Mit deinen ſchärfſten Blitzen aus!
„Den Funken vom Prometheusſtamme
„Ihn löſchet keine Allmacht aus.“

So klingt des alten Heiden Rede,
So kämpſt er, groß im Weltenſturz,
Die ungeheure Geiſterfehde,
Doch wird ihm Luſt und Athem kurz.

Was frommt Ich trage keine Ketten,
Was frommt der kühne Spruch dem Mann,
Den von dem finſtern Stolz erretten
Kein Sonnenſtral der Liebe kann?

Was frommt ihm Werfen in die Speichen
Des Schickſalswagens frech die Fauſt,
Der über Trümmer fort und Leichen
Unwiderſtehlich weiter ſauſt?

Was frommt's im bittern Gram vermodern,
Wenn auch der Funke nimmer ſtirbt?
In heißer Flamm' unſterblich lodern,
Wenn Luſt und Muth im Trotz verdirbt?

Mir horch! ich will dir Schön'res weiſen,
Den hellen heitern ſanften Weg:
Zu meinem Heiland ſollſt du reiſen,
Ihn ſchau'n, und Trotz und Zorn iſt weg.

Prometheus auch hat er gehangen
An ſeinem blut'gen Kaukaſus,
Weil er das Sehnen und Verlangen
Der bangen Seelen ſtillen muß;

Weil er das neue Licht getragen,
Der Menſchheit junges Morgenroth,
Iſt er ans Schandenholz geſchlagen,
Geſtorben den Verbrechertod.

Ihn ſchau, ſein Kreuz und ſeine Wunden,
Dann geht dir auf ein himmliſch Licht,
Und alle Schrecken ſind verſchwunden,
Und Stolz und Hochmuth kämpfen nicht.

Dann laß nur alle Donner rollen,
Gar fröhlich gehſt du drunter durch:

Denn wie dein Vater muß Gott wollen
Und Liebe trägt die Himmelsburg.

Geſpräch mit der Nachtigall.

1846.

Vöglein auf dem grünen Baum,
Süße kleine Nachtigall,
Klingſt du deinen Frühlingstraum
Wieder aus mit jungem Schall?
Wieder mit den alten Weiſen?
Wieder auf dem alten Aſt?
Haſt vergeſſen all' die Reiſen,
All des langen Fluges Laſt?

O du lieblich Vögelein!
O dein lieblich ſüß Geſchick!
O wie ſchaut in euch hinein
Meiner ſtillen Sehnſucht Blick!
Einſt hat mich wie dich geſchaukelt
Manches grünen Lenzes Zweig,
Von Vergeſſenheit umgaukelt —
O da war ich frühlingsreich.

Aber ach! die Menſchenbruſt
Trägt mit über Land und Meer
All des Herzens Leid und Luſt
Täglich wachſend hin und her;
All ihr Grauſen, ihr Entzücken,
Alle Wonnen auf und ab
Zum Erſticken, zum Erdrücken
Trägt ſie mit ſich bis ans Grab.

Sei's! doch ſinge mir dein Lied
Nun vom neuen Lenze vor,
Wie des Lebens Frühling flieht,
Wie verwelkt der Blumen Flor,
Wie mit Thau von Wonnethränen
Seine Blüthen küßt der Weſt,
Wie in Träumen Ahnen Sehnen
Liebe blühet, die nicht läßt.

Waldgruß.

1846.

Ihr, ſüße Blumen, grüne Haine,
O ſeid ihr endlich wieder mein?
Ich euch geborgen gar alleine,
Doch nie bin ich bei euch allein:
Ihr ſprecht mit wunderſamer Stimme
Die einz'ge Sprache ohne Trug,
Der Vogel predigt hier, die Imme,
Der Blüthenzweig wie Gottes Buch.

O Gottes Buch! o welche Klänge
Aus allerſtillſter Einſamkeit!
Entfloh'n dem wilden Weltgedränge
Zu höh'rer Welt Gemeinſamkeit:
Denn wie aus längſt vergangnen Tagen,
Wie aus der Geiſter Ewigkeit
Haucht's hier von Fabeln und von Sagen
So dicht, als Lenzwind Blüthen ſchneit.

O Gottes Buch! o heil'ge Mächte!
Hier brecht ihr alle Siegel auf:
Geheimniß ſtummer Mitternächte
Und Sonnenlauf und Mondenlauf
Und was von irren Wandelſternen
Die tiefe Menſchenbruſt durchkreiſt,
Kann hier der ſtille Lauſcher lernen,
Wo alles hoch nach oben weiſt.

O Gottes Buch! o ſüßes Wehen,
Das ſäuſelnd durch die Zweige geht!
O leiſes Flüſtern aus den Höhen,
Wo aller Herzen Sonne ſteht!
O ſüßes Ahnen ſüßes Sehnen!
Hier iſt dein trauter Liebesort,
Hier findet Gram die erſten Thränen
Und Zorn ſein mild Verſöhnungswort.

Drum kommt, ihr Blumen, kommt, ihr Haine,
Komm, ſtille fromme Waldesnacht,

Und werdet, bleibet ewig meine
Mit aller ſüßen Gottesmacht,
Mit allen Vögeln allen Immen,
Mit allen Blüthen groß und klein,
Mit Millionen Wonneſtimmen
Singt mir das Herz in Frieden ein.

Frühlingsball.

1846.

Roſenſchimmer ſtreift den Oſten
Und der junge Tag wird wach,
Lerchen klingen auf zum Himmel
Und der Finke ſchlägt den Schlag,
Und der grüne Mai mit Kränzen
Wie ein ſieggekrönter Held
Schreitet, Blüthenflocken ſchüttelnd,
Luſtig hin durch Au und Feld.

All Natur will ſich verjüngen,
All Natur hält Hochzeitball,
Millionen Muſikanten
Spielen auf mit hellem Schall,
Und des Jahres Wonnereigen
Tanzt um Hütte und Pallaſt
Und entzückte Stimmen girren
Liebesglück von Halm und Aſt.

Und auch mir im alten Herzen
Zwitſchert's laut und überlaut:
Mußt du fern vom Spiele ſtehen,
Spiel von Bräutigam und Braut?
Mußt du Luſt nach Jahren meſſen?
Dummes Maaß, und nicht von Gott!
Auf! und greife grauer Narrheit
Grauer Narrenweisheit Spott!

Komm denn, ſüßer Mai, und kränze
Mich mit jüngſtem Blüthenkranz!
Komm denn, Nachtigall, und ſpiele
Hell mir auf zum Frühlingstanz!

Sollt' ich gleich den Würmern meſſen?
Nein, dies Maaß iſt nicht von Gott,
Blum' und Wurm hat beßre Weisheit
Und ſpricht Narren Spei und Spott.

Blumenweisheit? Wurmesweisheit?
Lebe ganz, du lebeſt kurz.
Längres klingt der Menſch entgegen
Aus dem Zeitenwogenſturz:
Wie? du wollteſt feiges Herzens
Grämlich vor der Freude ſteh'n,
Du, dem aus den höchſten Höhen
Hauche ew'gen Lebens weh'n?

Du, der Sonnenfernen ſchauet,
Der mit Sonnenmaaßen mißt,
Schneller als des Lichtes Flügel
An den Weltenenden iſt,
Wollteſt greiſig dich gebärden,
Weil den Scheitel Schnee bedeckt?
Würdeſt von der ſüßen Freude
Durch die Narren weggeſchreckt?

Nein! friſch muthig in den Reigen,
In die Weltenluſt hinein!
Blum' und Wurm und Menſch und Seraph,
Dieſe Luſt ſoll unſer ſein!
Spielt friſch auf, ihr Muſikanten!
Lerche, Fink' und Nachtigall!
Spielet auf! Der junge Frühling
Tanzt heut ſeinen Hochzeitball.

Herrn Max Wigand Jacobi,

Direktor des Irrenhauſes zu Siegburg, an ſeinem fünfzigjährigen Doktorehrentage.

1847.

Es werde Licht! ſo flog der Klang
Durch die Unendlichkeit der Fernen,
Der erſte Seraph ſang der Welten Urgeſang,
Das höchſte Wonnelied auf Erden und auf Sternen.

Doch Nacht und Nichts ſie ruhen nicht,
Sie grollen ſtumm dem Weltenmeiſter
Und ſchießen tückiſch Schatten durch das heitre Licht
Und ſchütten düſtern Wahn auf's junge Glück der Geiſter;

Und all die ſüße Funkelung,
Die Gottesſeligkeit der Herzen
Wird in des tiefſten Jammergrauns Verdunkelung
Durchzuckt von Nacht und Nichts mit wirren Höllenſchmerzen.

Drum Heil der hochgeweihten Kunſt!
Drum Heil dem milden tapfern Meiſter,
Dem Gott und Kunſt gelehrt den ſchwarzen Wolkendunſt
Hinwegzujagen rings vom Sonnenſchein der Geiſter;

Dem Gott gelehrt die Satansnacht
Zurückzutreiben in die Höhlen
Der Hölle und mit Licht und heller Lichtesmacht,
Mit Lieb' und Liebesmacht zu füllen irre Seelen!

Dir gilt's heut, Waffenmann des Lichts!
Licht ſei uns Looſung heut und Zeichen!
Die heitre Majeſtät des Menſchenangeſichts!
Dem Licht ſoll Nacht und Nichts und Höll' und Teufel weichen!

Dir gilt's! O trage lange noch
Des Lichtes ſchöne Sonnenwaffen!
Zu heben, was das düſtre Unglück niederbog,
Zu lichten, was der Herr für Licht und Luſt geſchaffen!

Der Weihnachtsbaum.

Steht er da der Weihnachtsbaum
Wie ein bunter goldner Traum,
Spiegelt Unſchuldkinderglück,
All ſein Paradies zurück.

Und wir ſchau'n und denken dann,
Wie uns heut das Heil begann,
Wie das Kindlein Jeſus Chriſt
Heut zur Welt geboren iſt;

Wie das Kind von Himmelsart
Lag auf Stroh und Halmen hart,
Wie der Menſchheit Hort und Troſt
Erdenelend hat erlooſt.

Alſo ſteh'n und ſchauen wir
Gottes Luſt und Gnade hier:
Was uns in dem Kindlein zart
Alles heut geboren ward.

Blüh' denn, leuchte, goldner Baum,
Erdentraum und Himmelstraum,
Blüh' und leucht' in Ewigkeit
Durch die arme Zeitlichkeit!

Sei uns Bild und ſei uns Schein,
Daß wir ſollen fröhlich ſein,
Fröhlich durch den ſüßen Chriſt,
Der des Lebens Leuchte iſt.

Sei uns Bild und ſei uns Schein,
Daß wir ſollen tapfer ſein
Auf des Lebens Pilgerbahn,
Kämpfend gegen Lug und Wahn.

Sei uns Bild und ſei uns Schein,
Daß wir ſollen heilig ſein,
Rein wie Licht und himmelklar,
Wie das Kindlein Jeſus war.

Erinnerung.

An Charlotte Weigel.

1847.

Ein Vöglein flog wohl hier zum Rhein
Mit goldnen Flügeln und goldnem Schnabel,
Sang Grüße mir ins Haus hinein,
Als wär's Frau Mähr oder Jungfer Fabel.
So ſchien es, aber Gebär und Geſicht
Sprachen anders, ſie ſprachen: die iſt es nicht.

Jungfer **Fabel** trägt leichteren Flug und Sinn,
Leichter als Aprillenſonnenſtralen
Fliegt's ihr auf dem Angeſicht her und hin,
Kein Maler könnte die Wechſel malen:
So ſpielt ſie mit Scheinen, ſelbſt eitel Schein.
Dieſe Leichte Luſtige kann's nicht ſein.

Wie nenn' ich mir denn das geflügelte Kind?
Wie deut' ich die freundliche ſüße Stimme,
Die ſäuſelt, wie ſanft durch den Blüthenwind
Das Lenzgeſumſe der Honigimme?
Geſäuſel, das tief in den Buſen dringt
Und längſtverklungene Töne klingt?

Du biſt es, du biſt es, die ewig jung
Wie Frühling grünet bei grauen Locken,
Du Seligſte biſt es, Erinnerung:
Du webſt der Vergangenheit Blüthenflocken
Mit ſtillem Sehnen auf's alte Herz,
Die alte Freude, den alten Schmerz.

Du biſt es, die ächte, die rechte Mähr,
Nicht jene, die leichthin tändelt und flattert,
Die, was in der Welt iſt herrlich und hehr,
Zum Spott und Gelächter hinunterſchnattert —
Du biſt es, graulockig doch ewig jung,
Du biſt es, holde Erinnerung.

Rechtes Geiſtesmaaß.

1847.

Denke Gott und aller Welt
Millionen Sonnenſtraßen,
Miß, was dieſe Erde hält,
Miß es dir mit Sonnenmaaßen,
Tritt den Staub dir ganz zu Staub,
Tritt ihn mit Prometheus Solen;
So nur kannſt du Himmelsraub
Mit Prometheus Muth dir holen.

Hoch und Niedrig Groß und Klein —
Dieſer Stolz, dies Maaß muß ſchwinden,

Dann nur kannſt du Flieger ſein
Mit dem Adler über Winden:
Seine Federn ſchweben ſtill
Schaukelnd über Sonnenſcheiben,
Wo kein Sehnen weiter will,
Da nur iſt ein ſelig Bleiben.

Hehrer Aufblick! höchſtes Ziel!
Maaße ſchwinden und Gewichte,
Und der Geiſt im zarten Spiel
Schwelgt und jauchzt im heitern Lichte:
Denn um keine Majeſtät,
Um kein Glück wird mehr geſtritten,
Jeder Punkt, auf dem er ſteht,
Iſt ein Punkt der Weltenmitten

Kopf und Herz.

1847.

Von dem Kopf hinab zum Herzen
Muß in dir es niederſteigen,
Soll der rechte Götterfunken
In der Bruſt ſich leuchtend zeigen.
Dann verjagt des Kopfes Helle
All des Herzens Nebeldämpfe
Und du ſtehſt in blanken Waffen
Fertig für des Lebens Kämpfe.

So ertönt's, da ruft ein Andrer:
Nein! von unten auf nach oben!
Von dem Herzen zu dem Kopfe!
Und du wirſt die Wandlung loben.
Steigen muß des Herzens Wolke,
Daß der Geiſt zu ſcharf nicht brenne
Und, was Menſch und Erde tragen,
Im gedämpften Licht erkenne.

So der Zwieſpalt, und ich Dritter
Steh' beklommen zwiſchen Beiden:
Wie für Unten, wie für Oben
Stell' ich mir die Wegeſcheiden,

Daß in ihr die wilden Kämpfer
Nicht zu blutig ſich zerſchlagen?
Gott im Himmel wolle helfen,
Daß ſich Kopf und Herz vertragen!

Gottes Scherz.

1847.

Geiſter lieben Scherze, glaube das,
Gott im Himmel, glaube, liebt Geſpaß:
Darum gucken himmliſche Geſpenſter
Dir tagtäglich durch dein Herzensfenſter.

Was der Tage Herr damit gewollt,
Wie er Scherz und Ernſt zuſammenrollt,
Dieſer ſchweren Millionenfragen
Löſung wird kein Weiſer je Dir ſagen.

Trau du nur bei Gottes buntem Scherz,
Traue, Menſchenherz, auf Gottes Herz,
Laß mit allen Millionenirren
Alle Geiſterflügel dich umſchwirren.

Glaube, nicht ein Frühlingskukuksruf
War's, daß dich der große Scherzer ſchuf;
Denke, daß er Himmelsnachtigallen
Hieß das Erdenwillkommslied dir ſchallen.

Spiele ſo, du kurzes Menſchenherz,
Luſtig durch des Lebens Gottesſcherz,
Laß den großen Spieler, ihn laß ſorgen,
Er macht Irrwiſchnacht zu hellem Morgen.

Ungleicher Lebensſchritt.

1847.

Brauch leiſen Tritt und linde Rede
Und ſtell zu Demuth dein Geſicht,
So ſauſt des Lebens wilde Fehde
Dir ſtill vorbei und ſchlägt dich nicht.

Ei! was? Das hat ein S[illegible] geſprochen:
Schau's Veilchen unter'm Ochſenfuß,
Schau, wie das Röslein, frech gebrochen
Von Bubenhand, zerflattern muß.

Ja wohl, das hat ein Schalk geſprochen,
Der dich den Schälken dienen heißt
Und von der Höh, die er erkrochen,
Mit frommem Schimmer niedergleißt.

So magſt mit Molchen und Blindſchleichen,
Wo Tapfre frei und grade ſteh'n,
Ein Flüchtling du vom Plane weichen
Und kriechend feig zu Loche geh'n.

Drum weg mit zartem Wortgekräuſel!
Weg mit des ſtillen Glückes Mähr!
Das Leben iſt kein Lenzgeſäuſel,
Will vollen Mann in voller Wehr.

Aller Welt Gemeinlehre.

1847.

Auf die Ohren! lerne hören!
Auch kein Horchen iſt verboten —
Jeder Laut erklingt von Lehren
Der Lebendigen und Todten:
Was ein Menſchenmund geklungen
In der Hütte, im Pallaſte,
Hat der Kukuk einſt geſungen,
Kluger Sänger auf dem Aſte.

Der Prophet auf grünem Zweige,
Auch auf dürrem, wie ſie ſagen,
Spielt auf leichter Frühlingsgeige
Kinderwitz aus ältſten Tagen,
Daß die Narren, daß die Weiſen
Sich daraus die Lehre nehmen,
Was ſie ſinnen ſtreben preiſen
Sei nur Bild und Schein und Schemen.

Wiſſe, alle Wälder wimmeln,
Alle Schenken von Homeren,
Die von allerhöchſten Himmeln
Tönen allerhöchſte Lehren:
Was der ärmſte Bettler fidelt,
Was durch's Feld der Hirt tralleiet,
Hat mit Geiſtern einſt geſiedelt,
Herzen einſt mit Muth geſeiet.

Auf die Ohren denn! die Hände
Fröhlich zum Gebet gefaltet!
Dem, der ohne Maaß und Ende
In den Höh'n und Tiefen waltet,
Der in Lichtern Bildern Tönen
Ewig leuchtet ſchaffet klinget
Und das Schöpfungslied des Schönen
Immer neu und luſtig ſinget.

Lebenslehre an L. G.

1847.

Es fragte ein Jüngling für's Leben
Um die Meiſterſchaft mich einmal,
Und wie er ſein luſtig und eben
Mögte pilgern durch's Erdenthal,
Wie er glücklich durch Dieſteln und Dornen
Mögte ſchlagen mit Liſt ſich und Kunſt
Und, ſicher vor Launen und Zornen
Fortunens, ſich halten in Gunſt.

Da thät ich zur Antwort ihm ſagen:
Greif den Anfang der Meiſterſchaft,
Ein Narr kann in Sekunden mehr fragen,
Als ein Weiſer in Jahren nicht ſchafft.
Fortuna trägt leichteſte Federn,
Vogelleicht fliegt her ſie und hin,
Fliegt, rollt auf Federn und Rädern
Mit Vogelgelüſten dahin.

So ſanft ſie herüber, hinüber,
Wie Wind im Aprillenmond weht,

Kein Sterblicher ſchwingt ſich b[illegible]er:
Fortuna iſt — Majeſtät.
Sie wirft höchſte Thürme und Eichen
Und Felſen zuſammen in Graus
Und hält mit den Feigen und Bleichen
Ganz gleich wie mit Tapferſten Haus.

Kurz, der Liſten und Künſte gar keine
Mag ihren Rücken und Tücken entflieh'n;
Ein Schirm doch, ins Stiſſe und Kleine
Das Leben zuſammenzuzieh'n.
Da mögte die Wilde vergeſſen
Den niedern verborgenen Sitz;
Doch was ſich der Höhe vermeſſen,
Das fürchte den Donner und Blitz.

Selbſtſchau.

1847.

Acht und Siebzig Jahre? — O wie bald
Rollt die müde Kugel aus der Zeit
In die tiefe dunkle Ungeſtalt,
In dein Ginungap, o Ewigkeit!

Chaos Ginungap Tohu Bohu,
Grauen zwiſchen Zeit und Ewigkeit,
Nimmer fuhr durch meines Schlummers Ruh,
Meiner Träume Spiel dein Rieſenſtreit.

Mährchen ohne Anfang ohne End,
Ohne Maaß und Zeichen und Begriff,
Deinen Schrecken zu Gefallen wend'
Nimmer anders ich mein Lebensſchiff.

Der's geſetzt auf dieſen Ocean,
Senkte tief ins Herz mir den Magnet,
Gab zum Steu'rmann mir den holden Wahn,
Welchen beiden feſt ihr Nordpol ſteht.

Nordpol? Südpol? Pol't, ſo viel ihr wollt,
Thürmt, Gedanken, raſtlos Riff auf Riff,

Schaut, wie luſtig meine Kugel rollt,
Schaut, wie muthig reitet hin mein Schiff.

Ha! das iſt dein Muth, das deine Macht,
Deine Macht und Kraft, du Herr der Welt,
Was das Herz mir alſo freudig macht,
Meines Lebensſchiffleins Segel ſchwellt.

Trieb es öfters auch auf ſcharfen Strand,
Hat der Blitz die Maſten ihm zerkracht,
Halbes Wrack erreicht' es doch das Land,
Lief kalfatert aus mit neuer Fracht.

Friſch denn durch die Wogen auf und ab!
Friſch vertraut dem Herrn im Himmelszelt!
Dem iſt Wellengrab ein Raſengrab,
Der nach ſeinem Stern die Richtung hält.

Dräut nur, Nacht und Sturm und Felſenſtrand!
Und du Meeresabgrund ohne Grund!
Meiner Hoffnung ſchimmert neues Land,
Neues Meer mit ſicherm Ankergrund.

Muth des Geiſtes.

1848.

Klein wird die Erde, klein der Erde Sonne,
Im Meer der Sonnen o ein Fünkchen nur —
Wo bleibt dir da, o Menſch, die alte Wonne?
Wo bleibt dein Stolz, du Endziel der Natur?

Haſt du den Muth, mit Erden zu zerſtieben?
Haſt du den Muth, mit Sonnen zu vergeh'n?
Den Göttermuth, im allgemeinen Lieben
Im höchſten Feuertode zu vergeh'n?

Was Muth? Schaut Erden mir und Sonnen nieder!
Schärft eurem Sehrohr täglich weitres Ziel!
Denn meinen Muth ihr ſchauet ihn nicht nieder,
Wie viel Gefunkel eurem Rohr auch fiel.

Hoch über euren Zahlen, euren Maaßen,
Hoch über eurem Groß und eurem Klein

Fliegt er glückſelig eigne Sonnenſtraßen
Und keines eurer Röhren holt ihn ein.

So bleibe mir mein Küglein, liebe Erde!
So bleibe Erdenſonnenfünkchen mir!
Wohin von Gott ich auch verwehet werde,
Dem Geiſt iſt jeder Punkt des Alls ſein Hier.

Guter Rath.

1848.

Mach' ich den Himmel mir zurecht,
So geht es mir auf Erden ſchlecht.
O ſage mir, wie fang' ich's an,
Daß ich's mit beiden halten kann?

Mit beiden? Geh und werde bleich!
Denn zu verſchieden iſt ihr Reich,
Denn eins gehöret Gott dem Herrn,
Das andre hat den Teufel gern.

Auf deine Weiſe geht es nicht,
Hier wird kein Himmel zugericht't,
Die Erdenwelt läuft, wie ſie will,
Und ſteht auf Ruf und Schrei nicht ſtill.

Wie viel du auch am Pilgerſtab
Ihr nachrennſt, wankend auf und ab,
Was ſo du ſuchſt, gewinnſt du nicht;
Denn Himmelſchätze hat ſie nicht.

Sie ſind nicht dort, ſie ſind nicht hier,
Für's Himmelreich beginn mit dir,
Klopf tüchtig auf die eigne Bruſt,
Auf falſche Furcht und falſche Luſt;

Stäub' alle Erdenlüſte aus,
So öffnet ſich das Himmelshaus,
So ſchauſt du in den Sonnenſchein
Der ſel'gen ſtillen Welt hinein.

So wird das Herz dir friſch und frei
Und blüht wie lauter Blumenmai,

So blüht die Erd im Glanz des Lichts
Und weiß von Höll' und Teufel nichts.

Dein Leben rieſelt dann hinab
Ein Frühlingsbächlein ſanft ans Grab;
Nach Himmel wird nicht viel gefragt,
Weil in dir aller Himmel tagt.

Hahnenkrei des deutſchen Morgens.

1848.

Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht,
Der der Zeiten und Völker Geheimniß ſingt —
Ihr wißt, es wird nimmer zu Wind verweht,
Was der kluge Schnabel der Weisheit klingt —
Er ſang aus verborgener Zukunft Wolke
Mir Wunderrunen vom deutſchen Volke.

Er krähte — ſein goldiger Kamm ward bleich —
Mir der deutſchen Treue geſchwundene Kraft,
Die Leichengeſänge vom heiligen Reich,
Von verroſteten Degen der Ritterſchaft,
Von gebrochenen Thürmen, geſchleiſten Wehren
Und des Kaiſerpurpurs zerriſſenen Ehren.

So kräht' er mir traurig vom dürren Aſt
Der Schandejahrhunderte Weh und Ach,
Er krähte, daß unter der Töne Laſt
Vom eiſigen Jammer das Herz mir brach,
Daß mir mit mordlich ſcharfen Harpunen
Die Bruſt durchſchoſſen des Sanges Runen.

Doch ſieh! bald fliegt er auf grünen Baum,
Bald kräht er von blühendem Zweig ſein Lied,
Das hell, ein leuchtender Zeitentraum,
Der Zukunft ſonnige Bahnen zieht:
Er kräht gar luſtig aus heitrer Wolke
Verjüngte Freuden dem deutſchen Volke.

Er krähte: „Der düſtern Jahrhunderte Lauf
„Verrann, Germaniens Luft wird klar,

„Neu wachen die Heinriche Friedriche auf,
„Mit ihnen der Seher, der Helden Schaar,
„Die deutſche Sonne mit glänzenden Tagen
„Lenkt über die Häupter der Völker den Wagen.“

O Goldkamm, du glückverkündender Hahn,
So ſingſt und klingſt du vom grünen Aſt —
O ſüßer heiliger deutſcher Wahn!
Ich halte die Herrlichkeit feſt umfaßt:
Was ſeine Runen geklungen haben,
Die Weiſſagung ſoll mir kein Grab begraben.

An X.

1848.

Schein willſt du nicht und magſt du nicht
Und nenneſt alles Spielen Lügen —
O hüte dich! Es giebt kein Licht,
Worin die Augen nicht betrügen.

Und ſchließ'ſt du ſie hermetiſch zu,
Um für die Täuſchung zu erblinden,
Du wirſt durch dieſe Nacht die Ruh,
Das Licht des heitern Seins nicht finden.

Nicht draußen, nein, recht tief in dir,
Da flimmern all' die Zauberſcheine,
Ein irrwiſchvolleres Revier
Als dieſe Erdenwelt die kleine.

Was denn? Hinein ins eigne Haus!
Da gilt's zu ſtäuben und zu fegen,
Da ſpielt ein Zaubrer bunt und kraus,
Dagegen ſuche Spruch und Segen.

Machſt du dir's drinnen hell und rein,
So wird dich's draußen nicht mehr irren
Und des Gehirns Spukvögelein
Sie werden mit dem Trug verſchwirren.

Ein Zweites an X.

1848.

Wo ſteh' ich recht? wo richt' ich hin
Für rechtes Sehen Aug und Sinn?
Von unten auf? hinab von oben?
Sprich: welche Stellung wirſt du loben?

„O je! je höher iſt der Berg,
„Des mehr wird unten alles Zwerg,
„Und ſchauſt du auf aus Thales Wieſen,
„Du ſchauſt dort oben eitel Rieſen.

„Erröthe! wiſſe, du treibſt Spott
„Mit dir, willſt ſein ein kleiner Gott,
„Haſt gar dein kurz Geräth vergeſſen
„Und meinſt Unendlichkeit zu meſſen.

„Nein, ſo iſt nicht der Augen Macht,
„So ſtehſt du nicht auf rechter Acht,
„In eigne Tiefe mußt du ſteigen,
„In dir nur wird die Welt ſich zeigen.

„Da draußen iſt dein Maaß zu kurz,
„Iſt nichts als Fall und Ueberſturz,
„Und zwiſchen Wagen und Verzagen
„Wird Nacht um dich zuſammenſchlagen.

„So klingt es: Tief in dich hinein!
„Fern von des Lebens Sonnenſchein!
„Doch zittre! denn auch da ſind Nächte
„Und lauren wilde wirre Mächte.

„Doch kämpfſt du dort dich durch zum Licht,
„So ſteht dein Auge recht gericht't,
„Hoch über Welt- und Sonnen-Straßen
„Erlernt's das Maaß von Gottes Maaßen.

„Denn Herzenslicht iſt Licht vom Herrn,
„Viel heller als der hellſte Stern,
„Und alle Tiefen, alle Höhen
„Durchdringt ſein Sehen, ſein Verſtehen.

Hermann von Boyen in Walhall.

1848.

Blaſt! blaſet hell von Walhalls Zinnen!
Thut weit die goldnen Pforten auf!
Weckt alle Ehren, alle Minnen!
Es ſteigt ein hoher Glanz herauf.

Weckt jede Harfe, jede Leyer!
Erleuchtet jeder Wonne Schein!
Ein Held ein Retter ein Befreier,
Licht Recht und Schwerdt*) tritt bei euch ein.

Licht Recht und Schwerdt das ſind die Fahnen,
Worunter Hermann Boyen ſtritt,
Die läßt den Enkeln er als Ahnen
Für deutſcher Zukunft Heldenſchritt.

Wird wo geſungen, wo geleſen
Von einem hohen edlen Mann,
Der rein und fleckenlos geweſen,
So bleibt der Boyen Vordermann.

Schon ſteht er da im Götterglanze
Auf Idas ewig grüner Au,
Schon grüßen aus dem Heldenkranze
Sein Scharnhorſt ihn, ſein Gneiſenau.

Der Blücher grüßt, Bülow der Schnelle,
Sein Streitgenoß und Siegsgenoß,
Grollmann der Freund, der Ernſte Helle,
Des Auge Schlachtenblicke ſchoß.

Doch ſteigen von der hohen Stätte
Zur kleinen Erde wir hinab,
Und legen Hoffnung und Gebete
Auf unſers deutſchen Hermanns Grab.

Wir beten: Ewig lebe Treue
Für König Gott und Vaterland,
Wie dieſer ſtille Schlachtenleue
Sich ihre Ehrenkränze wand!

---

*) Weiland einer von Boyens Wahlſprüchen.

Wir beten: Nimmer möge fehlen
Die freie fromme Heldenſaat
Von ſolchen feſten ſtarken Seelen
Gerüſtet gleich für Wort und That!

Wir beten: Nimmer möge fehlen
Der Blitz, der durch die Herzen fährt,
Der rechte Blitz für deutſche Seelen,
Der Blitz von Licht und Recht und Schwerdt!

Klage um Auerswald und Lichnowsky.

1848.

Haſt du noch Lebensodem,
O Erde grün und ſchön,
Um die aus ſchwarzem Brodem
Nur finſtre Nebel weh'n,
Auf der blutwilde Horden
Brand Mord und Zeter ſchrei'n
Und frech in Meuchelmorden
Der Freiheit Glanz entweih'n?

Wie? ſind dies deutſche Fahnen?
Die Farben rother Wuth?
Will deutſche Kämpfe mahnen
Das Roth an Bruſt und Hut?
Wie? Roth der wälſchen Seine
Das mahnte deutſchen Muth,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutſche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Iſt dies der Freiheit Klang,
Von ſchwarzen Galgenraben
Der Mitternachtgeſang?
Nein! nein! von Freiheitstödtern
Des Blindſchleichs Schlangenliſt,
Wo unter grauſen Zetern
Kein Laut der Freiheit iſt.

Iſt dies die deutſche Treue?
Trifft ſo das deutſche Schwerdt?

Springt ſo der deutſche Leue,
Der grad auf's Eiſen fährt?
Mann ſteht den Mann, den Satan
Beſtehen Zwei und Drei,
Doch ſieht man ſolche That an,
So bricht das Herz inzwei.

Zwei Helden ſind gefallen,
Nicht, wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelſchallen
Auf blut'gem Schlachtenfeld;
Sie haben andre Roſen
Weiland gepflückt im Streit:
Was war den Waffenloſen
Hier für ein Kampf bereit?

Mein Deutſchland, Land der Treue!
Mein Deutſchland, Land des Muths!
Wann löſchet lange Reue
Die Flecken ſolches Bluts?
Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutſchen Ruhmes Neige!
O deutſcher Ehre Gift!

O wehe, dreimal wehe!
Weh dieſer düſtern That!
Nein, meine Seele, gehe
Nie mit in ſolchen Rath!
Der Ruhm, den Mörder haſchen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! nimmer wegzuwaſchen
Vom deutſchen Heldenthum!

An Frau C. C.

1848.

Du fragſt mich oft um Himmelszeichen,
Du fragſt mich: wo und was iſt Gott?
Wo ſind die Bilder, die nicht bleichen
Vor Larven voll von Hohn und Spott?

Die nicht erbleichen vor Geſichtern
Voll Schlangentrug und Höllengraus,
Die gern von allen Himmelslichtern
Die letzten Funken löſchten aus?

So klagſt du ältſte Menſchenklagen,
So klagſt du ältſtes Erdenleid,
Und rollſt des Daſeins Räthſelfragen
Viel um im Kopf- und Herzens-Streit,
Und thürmeſt Bilder dir aus Bildern
Auf, einen Thurm der Brandungsfluth,
Daß alle Sinne ſich verwildern
Und alle Flügel ſenkt der Muth.

O höchſte Leiter ohne Stufen!
O tiefſtes Waſſer ohne Grund!
So muß die arme Seele rufen,
Verſunken gar in dieſen Schlund;
So reißt die Laſt der ſchweren Fragen
Sie wild ins kalte Nichts hinab,
So ſinkt mit allen ſchönſten Sagen
Ihr goldner Zukunftstraum ins Grab.

Und doch ermanne dich, du arme,
Du bange Seele! wache auf!
Wach auf! und lege dich ans warme
Und volle Gottesherz, wach auf!
An dieſer Sonne aller Sonnen
Weck den erſtarrten Funken auf!
So blüh'n dir neu die alten Wonnen,
So geht dir neu der Himmel auf.

Dann haucht das hellſte Bild der Liebe,
Dann haucht dein Heiland weg den Schmerz,
Und wenn dir nichts, auch gar nichts bliebe,
Dir bleibt dein Selbſt, dir bleibt dein Herz:
Auch dies hat ſeine Morgenröthen,
Hat ſeinen Donner, ſeinen Blitz,
Hat ſeine Seher und Propheten,
Die wiſſen mehr als Tageswitz.

Ein kleines Echo der Animula blandula vagula Kaiſer Adrians.

1848.

Echo.

Wie das Vöglein fliegt die bange Seele,
Wie das Vöglein nächtlich aufgeſcheuchet,
Wie das Täublein in der Felſenhöhle,
Von dem böſen Natterhauch umkäuchet.
Ach! wie lange? ruft ſie, ach! wie lange
Dieſe irren Freuden, irren Leiden,
Wo ich zwiſchen Tod und Leben hange,
Wo ſich Nacht und Licht nicht wollen ſcheiden?

Armes Seelchen! arme bange Kleine!
Im Gefunkel irr und im Geflatter,
Weggegaukelt von dem Schein zum Scheine,
Weggegaukelt durch des Trugs Geſchnatter!
Echo ruft dir: Lerne, Kind, dich ſchmiegen
Tief und ſtill in deine eignen Falten,
Lern' als Diamant im Dunkeln liegen,
Bis dein Finder kommt dich zu geſtalten.

Anima.

Bis dein Finder kommt? — o graulich grauſend! —
Bis dein Finder kommt, zurück ins Dunkel?
Schlafen dein Jahrhundert, dein Jahrtauſend,
Fern vom Sonnenſchein und Sterngefunkel?
So in eignen Flammen dunkel brennen?
Kannſt du, kaltes Echoherz, das meſſen?
Wagſt du Ruhe dieſen Traum zu nennen?
Leben dies Verdämmern, dies Vergeſſen?

Nein, viel lieber aus dem Schein zum Scheine!
Nein, viel lieber aus dem Trug zum Truge!
Find' ich jenen nimmer, den ich meine,
Doch iſt halbes Finden, daß ich luge,
Daß ich in der ſüßen Sehnſucht luge,
In der wonnevollen, ſchmerzenvollen,
Mich zerflatternd an dem Schein und Truge,
Wo die holden Himmelslichter rollen.

Das Erdbeben.

Frankfurt 10. des Chriſtmonds 1848.

Die Welt erbebt und zittert rings,
Und alle Vögel ſind im Schweben,
Des Geiſtes Vögel all', als ging's
Zum letzten Kampf auf Tod und Leben.

Komm denn, mein Vogel, leichter Sinn!
Komm, Leichtſinn, auch! wir müſſen's wagen
Man ſoll uns nicht als Leichen hin
Lebend'gen Leibs zu Grabe tragen.

Durch Blitz und Donner fröhlich hin!
Dein Flügelklang ſei Klang der Wonne;
Als flöge Glück mit dir dahin,
Umleuchtet von des Sieges Sonne.

Hinein in dickſten Schlachtenkampf,
Wo ältſte Königsthrone fallen!
Dort über'm Kampf und über'm Dampf
Laß Siegeslieder luſtig ſchallen.

Dort greife dir den ſüßen Raub
Des Muths, dem ew'ge Sterne blinken,
Und, muß es ſein, laß froh den Staub,
Der nicht du iſt, zu Staub verſinken.

Ha! was iſt Leben? was iſt Tod?
So weit des Geiſtes Lüfte wehen,
Wird neu erblüh'n dein Morgenroth,
Neu deine Sonne auferſtehen.

Laß unten Kräh'n und Raben ſchrei'n,
Empor, wo Adlerſchwingen tönen!
So in den vollſten Kampf hinein
Im Muth des Guten und des Schönen!

Jahrestagsfeier.

An Charlotte von Kathen.

1848.

Blumen Sterne und Juwelen,
Diamanten Körbevoll

Bringen zarten Blumenſeelen
Alle Dichter gern zum Zoll.

Und nun ich? was ſoll ich bringen
Dieſem Tag, der dich bekränzt?
Was dir klingen, was dir ſingen,
Was das Hellſte überglänzt?

O ich mögte! und muß ſchweigen:
Was iſt aller Klang und Glanz,
Was der ganze Sternenreigen
Vor der Demuth Veilchenkranz?

Friſchauf! an G. H.

1849.

Friſchen Flug ins friſche Leben!
Flügel und Sporen angeſchnallt!
Was das Fliegen liebt und Schweben,
Wiſſe, hält nur die Gewalt.

Eine Jungfrau kühn und eitel
Wälzt Fortana fort ihr Rad —
Faſſe ſie an Schopf und Scheitel,
Und ſie lächelt kühner That.

Nur dem Starken wird ſich beugen
Dieſe Brunhild Schlangenarm,
Schönſte Kinder mit ihm zeugen
Lebenswarm und liebewarm:

Schönſte Kinder hoher Ehren —
Namen ſprechen ſie nicht aus.
Und hier ſtoß' ich an die Sphären —
Und mein kurzer Spruch iſt aus.

An H. L. zur Fahrt über's Weltmeer.

1849.

Glück auf die Reiſe! Pilgre fort!
Es lockt dich weg mit Wunderklängen,

Die weite Welt ſie lockt dich fort
Vom Vaterhaus, dem ſtillen engen.

Geh, Sohn! Viel Schönes wirſt du ſchau'n
In neuen Thoren, neuen Gattern,
Auch bunte Schlöſſer gnug dir bau'n,
Die ſpaniſchen Schlöſſern gleich zerflattern.

Doch horch, vernimm mein letztes Wort:
Von allen jenen Zauberglocken,
Die raſtlos weg von Ort zu Ort
Den lebenslüſternen Jüngling locken,

Tönt endlich klagend durch ein Ton
Wie aus der Erde fernſten Enden,
Ein Klang der Sehnſucht, dir, o Sohn,
Die Eingeweide umzuwenden.

Zurück zur Heimat klingt der Klang,
Zurück zum engen Vaterhauſe,
Dir wird in weiter Welt ſo bang,
Du ſehnſt dich nach der ſtillen Klauſe.

O bringſt du dann dein ganzes Herz
Noch mit aus wildem Weltgewimmel,
So war dein Pilgern froher Scherz,
Ein Spiel auf Erden hin zum Himmel.

An Hellmuth.

1849.

Du ſucheſt dir ein Vaterland
Und rufeſt Freiheit Tag und Nacht —
Freund, wiß, ſie ſind dir nah zur Hand,
Gieb treu nur auf dich ſelber Acht,
Treib erſt die Sklaven aus der Bruſt,
Die Tyranneien dienſtbar ſind:
Den feigen Geiz, die ſchnöde Luſt,
Die Eitelkeit, gefüllt mit Wind.

Sei Menſch und Mann, ſei wahr und treu,
Steh feſt, ſo ſteht die Welt dir feſt;

Dem Reiter wird das Roß nur ſcheu,
Der von Gefahr ſich ſchrecken läßt;
Das heißt: mit Gott ſei frei und wahr,
Dann gehſt du hell und fröhlich drein,
Dann liegt mit allen Schätzen klar
Die Welt vor dir im Sonnenſchein.

Da glänzt am allerhöchſten Platz
Das vielgeliebte Vaterland,
Kühn greifſt du nach dem goldnen Schatz
Und faſſeſt ihn mit ſtarker Hand;
Die Freiheit auch, das edle Gut,
Die ſtolze Jungfrau ſtill und hehr,
Vermält ſich froh dem Männermuth
Und läßt ihn nun und nimmermehr.

Preis der Einfalt.

1849.

Sei einfältig, das heißt klug,
Freude haſt du dann genug:
Kinderherz und Kinderſpiele
Spielen grad zum Glückesziele.

Sei einfältig, das heißt wahr:
Kinderaugen ſehen klar,
Können dünnſte Lüfte wehen,
Feinſte Gräſer wachſen ſehen.

Sei einfältig, du biſt hell:
Murmeln aus des Urborns Quell,
Liebesflüſtern fernſter Sphären
Können deine Ohren hören.

Sei einfältig, du biſt reich:
Denn dein iſt das Himmelreich,
Goldgeſchwollne Atlasberge
Knie'n vor ſolcher Höh wie Zwerge.

Mehr noch? — Schweigen auch hat Lohn,
Und die Einfalt ſchilt mich ſchon —
Klinge, Demuth, dein Verſtummen
Hin wie Blumenbienenſummen!

Erinnerung aus unſerm frankfurter Reichstage von 1848.

Aergre dich nicht an den Fratzen,
Eſeln unter Löwenhäuten,
An den Katzen ohne Tatzen,
Die den Freiheitsjammer läuten,
Ja den vollſten Freiheitsjammer,
Vaterlandesjammer heulen —
O ein Thor, der mit dem Hammer
Schlüge drein! ein Held mit Keulen!

Doch o weh! Thor hebt den Hammer
Nie auf die, ſo du gewieſen,
Keilt nicht auf ſo kleinen Jammer,
Seine Schläge gelten Rieſen;
Spuk von Zaubrern, Liſt von Zwergen
Und des Hexenkeſſels Künſte
Können ſeinem Stal ſich bergen:
Blitz zermalmet keine Dünſte.

Mehr o weh! der Geiſt der Lügen,
Loke, hat den Thor bezwungen,
Sieg iſt ſeinen Wandelzügen
Ueber's Reich des Lichts gelungen —
Darum hütet eure Lichter,
Tapfre Deutſche, fromme Chriſten!
Denn die feinen Böſewichter
Haben hunderttauſend Liſten.

Drum friſchauf! ihr Tapfern, Frommen!
Drum friſchauf! ihr Hellen, Lichten!
Zagt nicht! Deutſchlands Thor wird kommen
Und die Satansbrut vernichten:
Tauſendfach gefeite Hauben
Von dem feinſten Höllenſegen
Halten nicht vor unſerm Glauben,
Halten nicht vor unſern Schlägen!

Mein Ballſpiel.

1849.

Spielt Gott Ball mit Sonnenkugeln,
Spiel' ich Ball mit meiner Erde,
Daß ich meinem Ebenbilde
Ebenbildlich ähnlich werde:
Denn er hat dem Vater Adam
Dieſen Ball und all ſein Leben
Als dem Herrn von Gottes Gnaden
Vollſter Vollmacht einſt gegeben.

Ha! mein Küglein, grüne Erde!
Dieſes Recht ſoll nichts mir rauben,
Feſter als ein König halt' ich
Meinen Gottesgnadenglauben:
Mir hat Gott dies All geſchaffen,
Mein iſt dieſe ſüße Erde —
Darum ſtaunt nicht, daß ich drauf mich
Einem König gleich gebärde.

Ha! mein Küglein, rolle, rolle!
Rolle friſch im Weltenreigen!
Tanze mit den Morgenröthen
Zu der Seraphinen Geigen!
Daß nach oben Größ'res waltet,
Daß nach unten Klein'res wimmelt,
Soll den Frohen nimmer kümmern,
Dem's in ſeinem Himmel himmelt.

Denn ich weiß, der Sonnenkugler
Fühlt, der Höchſte, nichts vom Neide,
Und ſo ſpielen ungeſtöret
Unſer Kugelſpiel wir beide:
Denn ſein Name heißet Wonne,
Denn ſein Name heißet Liebe,
Und er wäre ohne Freude,
Wenn ein Weſen freudlos bliebe.

Ermannung.

1849.

Laß du die Dinge nur rennen und rinnen,
Blitzet es draußen, ſo blitze du drinnen,
Brauche den göttlichgeborenen Blitz!
Raſen die Stürme und brauſen die Fluthen,
Zünden die Blitze mit freſſenden Gluthen,
Halte, Prometheus, den Geiſt auf dem Sitz!

Muthig gleich ſchlachtenbegeiſterten Roſſen,
Wiehernd entgegen den Donnergeſchoſſen
Streite und ſchreite entgegen dem Sturm;
Streite und ſchreite, und, gilt es zu ſtehen,
Schau, wie die Blätter und Halme verwehen,
Schau, wie er ſteht, wie er fällt, auf den Thurm.

Streiten und Schreiten und Stehen und Fallen
So klingt der Spruch von dem irdiſchen Wallen,
Raſtlos und endlos im Ernſt und im Spiel.
Wähnſt du das Ende der Bahn zu erreichen,
Gleich ſiehſt du's dämmern und flieh'n und entweichen.
Menſch, hier auf Erden erreichſt du kein Ziel.

Ihr Könige, gebt Acht!

3. Mai 1849.

Was Ehr' im Leibe hat, ruft Einheit Ehr' und Macht
Und Tilgung langer deutſcher Schanden,
Es ruft und flucht aus allen Landen:
Ihr Könige, gebt Acht!
Der deutſche Gott lebt noch und wacht.

Es lebt und wacht der Gott der Herrlichkeit und Macht,
Sein ſind die Wonnen und die Schrecken,
Die aus dem Schlaf die Völker wecken.
Ihr Könige, gebt Acht!
Gott iſt's, der Sturm und Heitre macht.

Erbebt! das Wetter iſt des Herrn, der blitzt und kracht,
Er wird des deutſchen Haders Drachen
Zu Staub zerblitzen und zerkrachen.

Ihr Könige, gebt Acht
Auf Gottes Acht und Aberacht!

Erbebt! denn alles Volk ruft Einheit Ehr' und Macht,
Es ſchreit den Ruf in alle Winde,
Wo es den deutſchen Kaiſer finde.
Ihr Könige, gebt Acht!
Schaut, horcht, woher es blitzt und kracht.

Erbebt! erkennt die Zeit, die Gott der Herr gemacht.
Wollt länger ihr im Stolz erblinden,
So haut euch Gott aus allen Winden —
Ihr Könige, gebt Acht! —
Die deutſche Acht und Aberacht.

Trinklied zu meinem 79. Jahrestage.

1849.

Schenkt ein, und reicht mir den Pokal,
Gefüllt mit Gold von edlen Weinen!
Heut ſoll ein letzter Sonnenſtral
Mit Jugendglanz mein Haupt beſcheinen!
Viel tauſend Sonnen gingen zu Thal
Mit trüben und mit hellen Scheinen,
Doch zieh' ich's Facit aus der Zahl,
Wippt hoch das Lachen auf das Weinen.

Bei dieſem Facit fällt mir ein:
Wo ſeid ihr, meine Schwinger, Klinger
Von gutem Eiſen, gutem Wein?
Wo ſeid ihr, Klinger Schwinger Singer?
Wo ihr, die weiland hell und friſch
Im Freudenkampf mit mir geſtritten?
Vom Kampfplatz fern, vom Jubeltiſch,
Ach! längſt vom Leben abgeglitten.

Doch ſchenkt mir ein! Heut will im Schwung
Ich über Tod und Leben ſchweben;
Schenkt voll mir ein! Heut will ich jung
Zurück ein Halbjahrhundert leben —
Und fliegen über Staub und Grab
Nach oben alle guten Geiſter,

Sie winken heut mir Luſt herab
Und rufen: bleib der Freuden Meiſter!

Drum ſchenkt mir ein! Mein vollſtes Glas
Dem Herrſcher über Tod und Leben,
Der mir ein Herz gab ohne Haß
Und Harm, ſei höchſter Klang gegeben!
Ein hoher allen, die den Greis
In ſeinen kalten grauen Tagen,
Wofür er kaum zu danken weiß,
Mit treuer junger Liebe tragen!

Ja, zweimal hoch und dreimal hoch
Dir, Liebe, Königin der Erde,
Die mich in ſüßer Luſt erzog,
Daß Menſch ich ward in Lichtgebärde!
Schenkt ein, weil noch die Sonne ſcheint!
Der Liebe ſoll mein Letztes klingen!
Und Allem, was mich freundlich meint,
Will ich damit mein Schönſtes bringen!

Der Frau Lindheimer, gebornen Schindler,

zu ihrem 67. Jahrestage.
Frankfurt 20. Mai 1849.

Was aus- und ein-geht in dies Haus,
Geht immer fröhlich aus und ein:
Denn Freude geht mit ein und aus
Und Liebe mit dem Sternenſchein,
Ja, Liebe mit dem Sternenſchein,
Dem Wiederglanz der höhern Welt,
Der alten Heimat Dämmerſchein,
Der uns die Erdennacht erhellt.

Wohl Erdennacht, die irre macht,
Gedenken wir des Augenblicks,
Der laut mit Donnern blitzt und kracht,
Propheten grauſen Weltgeſchicks.
Doch kracht, Propheten! Unſern Schein
Von Lieb' und Freude dunkelt nichts.
Heut ſoll er doppelt leuchtend ſein,
Erhellt vom Glanz des höchſten Lichts!

Des höchſten Lichts — das leuchte Ihr,
Die würdig dieſes Haus regiert!
Der zarten tapfern Frauen Zier,
Die ſelbſt nicht weiß, wie ſehr ſie ziert!
Dies Licht der Wonn' und höchſten Luſt,
Der Troſt und Muth von Gott dem Herrn,
Durchleuchte Ihre fromme Bruſt!
Das iſt der wärmſte Liebesſtern.

Auf! Freunde Kinder Enkel all!
Du junge frohe friſche Schaar!
Hebt auf! und klingt mit Freudenſchall
Der Tapfern dieſes Neue Jahr!
Und betet, daß was düſter dräut
Am Himmel, Ihr in Heitre ſich
Verwandle, daß ſo hell wie heut
Das volle Jahr verklinge ſich!

Aus Frankfurt weg!

Mai 1849.

Hinweg! die beſten Streiter matt,
Die ſtärkſten Arme todeswund.
Hinweg! ſatt iſt und überſatt
Gelebt — es kommt die Sterbeſtund.

Weg! keinen Augenblick geſäumt!
Sonſt ſtirbſt du wie ein feiger Hund.
Du haſt vom Kaiſerſtolz geträumt —
Vergrab' einſtweilen deinen Fund.

Die Beſten wiſſen, wo er liegt,
Einſt heben ſie ihn ans Sonnenlicht.
Wir ſind geſchlagen, nicht beſiegt.
In ſolcher Schlacht erliegt man nicht.

Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutſchen Kaiſers.

Frankfurt 17. Mai 1849.

Kaiſerſtolz und Majeſtät
Zogen auf geſchwinden Solen

Wir für's deutſche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
So weit deutſche Zungen klingen:
Einen Kaiſer heimzubringen
Rief der Völker Jubelſchall.

Ach! wie ſollten Dorn und Stein
An der Wandrer Solen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unſern Kaiſerſchein.

Kaiſerſchein, du höchſter Schein,
Bleibſt du denn in Staub begraben?
Schrei'n umſonſt Prophetenraben
Um den Barbaroſſaſtein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäuſers Fels wird ſpringen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiſer ein.

Alterswehmuth.

1849.

O Erde, Land der Träume,
O Erde, Land des Trugs,
Willſt in die hellern Räume
Die Flügel meines Flugs
Mir dunkeln ſtets und kürzen?
In deines Jammers Staub
Mich elend niederſtürzen
In Jagd nach ſchlechtem Raub?

Es ſoll dir nicht gelingen,
Ich habe meinen Hort,
Der trägt auf Feuerſchwingen
Mich durch die Himmel fort;
Ich habe meinen Meiſter,
Der Held und König iſt —

Er iſt der Fürſt der Geiſter
Und heißt Jeſus Chriſt.

Er ſtieg vom Himmel nieder
Auf unſre Erdenau'n,
Damit die Menſchen wieder
Nach oben könnten ſchau'n,
Damit wir arme Wichte,
Von Wahn und Trug umſtrickt,
Aufſchauten nach dem Lichte,
Woraus die Gottheit blickt.

O König aller Liebe,
O Glanz des höchſten Lichts,
Wenn mir auch gar nichts bliebe,
Gar nichts in dieſem Nichts,
Worum die Welt ſich reißet,
Du bleibſt mein Held und Hort,
Und was auch reißt und ſpleißet,
Nichts reißt von dir mich fort.

So mag denn alles ſchweben
Im Wechſel hin und her,
Mir iſt hinfort gegeben,
Was wechſelt nimmermehr:
O Liebe Licht und Leben!
O ſüßer Gottesheld!
Du, du biſt mir gegeben —
Was frag' ich nach der Welt?

An E. M. Arndt zum 26. Chriſtmonds 1849.*)

(Gruß von Leipziger Männern mit einem ſchönen Becher.)

Den Samen, den du ſtreuteſt,
Verwehte nicht der Wind.
Die Glocken, die du läuteſt,
Hört Kind und Kindeskind;
Die jungen Herzen ſchlagen,

---

*) Dieſe zu ſchmeichlichen Verſe ſind hier abgedruckt, um die folgende *Heilige Allianz* zu verſtehen

O Vater Arndt, dir zu,
Die weißen Locken zu tragen
Mit Ehren ſo wie du.

Wie ſich die Geſchicke wenden,
Wie auch das Glück uns log,
Es wehte in deinen Händen
Das deutſche Banner hoch;
Es ſcholl in böſer Stunde,
Wo alles ſchien Vorbei!
Die Looſung aus deinem Munde,
Das deutſche Feldgeſchrei.

Als alle Sterne ſanken,
Als jedes Herz verzagt,
Dein Glaube mogte nicht wanken,
Daß doch ein Morgen tagt;
Nach Trübſal und nach Sorgen,
Nach Noth und ſchwerer Zeit,
Da ſah der ſchöne Morgen
Das deutſche Land befreit.

Die Sterne ſteigen nieder,
Verzagt ſteht mancher Mann.
Steh, Vater Arndt, uns wieder
Im Silberhaar voran.
So viele ſteh'n betroffen,
Kleinmüthig ſchau'n ſie zu —
O Vater, lehr' uns hoffen,
Ja hoffen ſo wie du.

Vielleicht, daß wir's erringen —
Das Schickſal eilt zum Spruch,
Des deutſchen Adlers Schwingen
Schon rüſten ſie zum Flug;
Wir harren und wir lauſchen —
Wagt er den Siegeslauf?
Wann ſeine Fittiche rauſchen,
Da wacht der Kaiſer auf.

Vielleicht geht wieder verloren
Des heißen Kampfes Kranz,

Und ſiegt der Schurken und Thoren
Unheilige Allianz;
Vielleicht ſind nah die Tage,
Wo nur im goldenen Lied
Und in heiliger Kinderſage
Noch deutſche Hoffnung blüht.

Ob wir die Schlacht verlieren —
Es iſt nicht die letzte Schlacht.
Sie muß ja triumphiren
Des Volkes ewige Macht.
Von der Weichſel bis zum Rheine,
Vom Meer zum Donauſtrand,
Wir glauben an das Eine,
Das deutſche Vaterland.

Will Kleinmuth uns umnachten,
Du biſt es, der uns warnt,
Du Kämpfer in beiden Schlachten,
Du, Deutſchlands Eckart, Arndt.
Sollſt du es ſelbſt nicht ſchauen,
Das vielverheißne Land,
Da, magſt du's uns vertrauen,
Einlöſen wir das Pfand.

Unſre heilige Allianz.

(Erwiederung darauf.)

Ihr Männer, lieben Brüder,
Wie reicht ihr goldnen Glanz?
Wie ſtreut ihr Blätter nieder
Aus halbverwelktem Kranz
Von längſtverſchollnen Jahren,
Von Klängen, die mit dem Wind
Wohl lange hingefahren,
Wo Sang und Klang verrinnt?

Ihr Männer, lieben Brüder,
Doch klinget euer Gruß
Ein deutſches Echo wieder,
Das nie verſtummen muß:

Es klingt wie fröhliches Singen,
Wie Luſt- und Freiheits-Schall,
Der nimmer mag verklingen
Als leerer Widerhall.

So nehm' ich denn, ihr Brüder,
In Demuth hin den Glanz,
Und blättre hin und wieder
Am alten Ehrenkranz.
An welchem? Nicht an meinem —
Still wird der hingelegt —
Nein, an den hehren Scheinen,
Die ihr auf's Geld geprägt.

So muß ich heut euch grüßen,
So bild' ich an dem Glanz,
So wollen wir heute ſchließen
Auch heilige Allianz
Zu ſchirmen und zu wahren,
Wie's der Vertrag bedingt,
Was ſeit zweitauſend Jahren
Deutſch durch Geſchichten klingt.

So faß ich mir den Becher,
Das ſchöne Ehrengold,
Würde Klinger Singer Sprecher
Gern friſch um ſolchen Sold,
Klänge gern, was je durchklungen
Deutſch Herz in Weiheſtund,
Sänge gern, was je geſungen
Ein treuſter deutſcher Mund.

So füll' ich mir den Becher
Mit goldnem Wein vom Rhein,
Er ſoll heut Klinger und Sprecher
Der deutſchen Hoffnung ſein:
Wie in Millionen Scheinen
Die Traubenhoffnung blüht,
Blüh', was wir hoffen und meinen,
Wie's heut im Golde glüht.

Es gilt — fliegt, freiſte Gedanken,
Erfliegt den höchſten Stand,
Gedanken, die nicht wanken —
Es gilt dem Vaterland!
Den ſtolzen Männerſpielen
In Kämpfen ſchwer und heiß!
Den höchſten fernſten Zielen!
Und jedem höchſten Preis!

Es gilt, das Pfand zu löſen,
Das kühn wir eingeſetzt,
Wie viel die Narren und Böſen
Auch Bosheit regt und hetzt.
So, Brüder, wollen wir halten
Die deutſche Allianz,
Kein Teufel ſoll zerſpalten,
Was wir wollen voll und ganz!

Die Rheinfahrt.

(Ein Bruchſtück.)

1851.

Wir ſind am Bord — Engländer Amerikaner
Franzoſen Ruſſen — alles will zum Rhein;
Doch ſollten Pelasger Danaer und Trojaner,
Die älteſten Trümmerhäusler, mit uns ſein,
Der irdiſchen Verſchollenheiten Mahner,
Wie Herrlichſtes zuletzt als Stein und Bein,
Worüber einſam Kräh'n und Raben fliegen
Und Käuze wimmern, muß im Staube liegen.

Doch du, o Rhein, bleibſt friſch in deiner Schöne,
Du brauſeſt jugendfriſch durch Felsgeſtein,
Nie ſchwinden deiner Sagen Liedertöne
Um Drachenfels Rheineck und Hammerſtein.
Was kümmert das Vergänglichkeitsgeſtöne
Unſterbliche? was dich, ob Stein und Bein
Dereinſt als Staub in alle Winde fliegen,
Solange deine Quellen nicht verſiegen?

Und wir? zerbröckelt uns an Trümmerſteinen
Und an geborſtnen Thürmen heut der Muth?

Erliſcht uns an der Vorzeit blaſſen Scheinen
Des Lebens junge helle Sonnengluth?
Nein, wahrlich nicht zum Stönen Wimmern Weinen
Schnellt heut der Dampf uns ſiegreich durch die Fluth —
Heißt er des Tages Athem, heißt ſein Kämpfer,
So werd' er heute trüber Dämpfe Dämpfer.

Wie? auf dem Strom der Katten und der Franken,
Wo nichts als Stolz und Ruhm und Großheit winkt,
Da webten wir der Trümmer Epheuranken
Um das, was ſtets als Staub zum Staube ſinkt?
Da ſpönnen wir Geſpenſter aus Gedanken,
Wodurch das Schwerdt des Vaters Teuto blinkt,
Worin die Karle Friedriche Ottonen
Zur Höhe weiſen, wo die Höchſten thronen?

Friſchauf! auf zum Lebendigen von dem Todten!
Von todten Steinen zum lebendigen Stein!
Von bleicher Vorzeit Schatten zu den rothen
Gebilden, roth im Jugendſonnenſchein!
Ha! wird nicht Jugendglanz dem Blick geboten?
Der friſche Glanz vom Ehrenbreitenſtein?
Nein, weg von dieſem mächtigen Felsgeſteine!
Weg in die kleine Lahn vom mächtigen Rheine!

Auf! in die Lahn! vom Tode hin zum Leben!
Von todten Steinen zum lebendigen Stein,
Nach Naſſau auf, wo heilige Geiſter ſchweben,
Die deutſchen Geiſter vom lebendigen Stein!
Mit aller deiner Schöne, deinen Reben
Und Waſſern haſt du Einen, ſtolzer Rhein,
Nur Einen, der dem Manne ſonder Gleichen,
Dem Sohn der kleinen Lahn ſich könnte gleichen?

Wir ſteh'n in ſeinem Thal, auf ſeinen Bergen,
Wir rufen: Sprich das Wort, erhabner Geiſt,
Das Wort des Fluchs den Schelmen und den Schergen,
Wodurch die Welt um deutſchen Raub ſich reißt —
Wodurch man deutſche Ehre, wie aus Särgen
Den Leichenmoder, durcheinander ſchmeißt —
Sprich, Hoher! — Du verſtandeſt zu zerſchmettern —
Du Donn'rer, rede heut aus Donnerwettern!

Komm nieder, laß es ſchallen, hoher Sprecher!
Von deinen Sternen komm herab ins Thal!
Du Ehrenzünder, komm! du Schandebrecher!
Komm mit dem allerſchwerſten Donnerſtral!
Des Vaterlandes Mahner Warner Rächer,
Auf deutſcher Erde rede noch einmal:
Wo Kleinſte um das Größte ſich befehden,
Da ſprich zu uns in lautſten Himmelsreden!

Wohin? Zwar ſind die Donner Gottesſprüche,
Vielleicht auch Geiſterſprüche — doch wohin?
Wir flehen aus dem Jammer unſrer Brüche
Und Wunden, wiſſend kaum, woher, wohin.
Der Mann des Zorns war Stein, doch nicht der Flüche,
Trug in der ſtärkſten Bruſt den frommſten Sinn,
Der Mann, im Glauben mächtig und im Beten,
Vor Könige ſtolz und ſtill vor Gott zu treten.

Drum könnt ihr beten, betet hier um Segen,
Um Segen bittet den erhabnen Geiſt,
Der über unſerm Weh auf Sternenwegen
Mit allen guten Geiſtern ſelig kreiſt,
Der allen Geiſtern, die ſich unten regen
In tapfrer Kraft, die deutſche Looſung weiſt:
Seid ſtark im Lieben, werdet ſchwach im Haſſen!
So wird Gott ſeine Deutſchen nicht verlaſſen.

Ein Hoch dem Geiſte.

Dem Herrn Landbaualtmeiſter Geh. Rath Schulze in Jena.
Mai 1851.

Ein Hoch dem Geiſte! ſingt und klingt,
Wie viel auch tolle Narren geiſtern!
Dem Geiſt, der alles faßt und zwingt
Und alle Kräfte weiß zu meiſtern!
Ein Hoch dem, was zur Höhe fliegt,
Ein Hoch dem, was zur Tiefe ſteiget,
Was ewig ringt und kämpft und kriegt
Und Gott allein ſich neigt und beuget!

Dem Geiſt ein Hoch! und dreimal Hoch! —
Gießt ihm den Bacchus aus in Bächen —

Der uns gelehrt das Rieſenjoch
Der Urtitanenwelt zerbrechen:
Rings liegen ſie umhergeſtreut,
Der Vorwelt grauſe Enaksknochen,
Vor welchen jene blinde Zeit
Einſt unter'm Zauberbann gekrochen.

Drum Hoch dem Geiſt, der ſeine Spur,
Die Flammenſpur, durch's Weltall reißet
Und, wie's ihm liebet, die Natur
Groß baut und groß zuſammenſchmeißet,
Der in dem Staub die Menſchen läßt
Nicht mehr vor düſtern Schrecken beben,
Im Lichte ſchreitend hell und feſt
Mit Licht und Luſt beſtralt das Leben.

Mit Licht und Luſt: Stein und Metall,
Selbſt diamantner Stal muß zittern,
Fährt Geiſt mit ſeinem Blitz durch's All
Und malmt die ſtarre Kraft zu Splittern,
Bläſt luftgeſchwollne Kugeln auf,
Die Götterſitze zu erſtiegen,
Schirrt Dampfgeſchoſſe, die im Lauf
Die Sonnenroſſe faſt beſiegen.

Doch ſteigen aus den Himmelshöh'n
Wir nieder zu der grünen Erde,
Damit's uns vor den Füßen ſchön
Und vor den Augen luſtig werde,
Und ſchau'n, was in dem Staub aus Staub,
Aus Staub und Sand der Geiſt erzwungen,
Was grünt und blüht in Blum' und Laub,
Dem werde auch ſein Lob geſungen.

Was lieblich ſteht als Baum und Halm,
Was prangt im Segen goldner Aehren,
Das ſinget freilich ſtillern Pſalm
Und brauſt als Dampf nicht auf zu Sphären,
Doch gleicher Trieb und gleiche Kraft
Und gleiche Schöpfermacht der Geiſter —
Drum lebe, was uns Leben ſchafft!
Und auch der ſtillſten Künſte Meiſter!

Die deutſchen auswandernden Krieger.

1831.

O mein Deutſchland, will dein Jammer
Breiter, täglich breiter werden?
Finden deine beſten Söhne
Keinen Platz auf deutſcher Erden?
Klingt der bittre Fluch des Flüchtlings
Durch der Angeln Land und Heſſen?
Wird ſo deutſche Lieb' und Treue
Deinen Tapfern zugemeſſen?

Jammer, den kein Lied kann ſingen!
Unheil, das kein Wort kann faſſen!
Alſo müſſen deine Streiter,
Kampfs- und glücks- und lands-verlaſſen,
Nach Utopien, nach Braſilien
Bettelnd durch die Länder ſtreichen?
Ihre nackten Ehrennarben
Zeigen als ein deutſches Zeichen?

Ihr von Siebzehnhundertachtzig
Kaſſellieder, Stuttgardtlieder,
Ihr des Asbergskerkerſängers,
Alte Lieder, tönt ihr wieder?
Die bei Saratoga fielen,
Die die Mohrenſonn' verbrannte,
Werden ſie uns heute wieder
Neugeborne, Neugenannte?

Heute Achtzehnhundertfünfzig
Heſſen Angeln Sachſen Frieſen
Laufen in die Welt des Elends
Ehr- und glücks- und lands-verwieſen?
O dem Jammer bricht das Wort ab,
Wo die Ehre will zerbrechen —
Wo der Helfer? wo der Rächer,
Solche grimme Schmach zu rächen?

Still! Es rufet: du ſollſt beten,
Chriſt, ſollſt glauben lieben hoffen;

Sperrt ſich dir die deutſche Welt auch,
Ewig ſteht der Himmel offen.
Drum laß alles durcheinander
Fallen ſtürzen krachen brechen,
Droben, glaube, waltet Einer,
Der wird letztes Urtheil ſprechen.

Der ſterbende ſchleswigholſteiniſche Ajax.

1852.

Scene.

Altona. Nacht. Braſiliſche Schiffe auf der Elbe flaggend.

Hauptmann von B.*)
tritt ein und ſpricht:

Da ſteht der Mordſtal in der deutſchen Erde
Gefeſtet, ſcharfer friſchgeſchliffner Retter,
Für Kampf und Sieg einſt fröhlich ausgezogen,
Für Glück und Freiheit, jetzt mein Todtengräber.
Nun thut er mir den letzten Liebesdienſt,
Da er für's Vaterland nicht blitzen darf. —
Wie leuchteſt du ſo freundlich drauf, o Mondſchein,
Du nächtlich ſtiller Träumer! Ach! vergebens!
Dein Licht kann dieſes Eiſen nicht entfeſten.
Vergebens ſpielſt du, Nachtwind, mir die Locken,
Die jugendblonden, um die heiße Stirn.
Ha! ſpiele nur! ha! rolle nur die bunten,
Die lügenbunten Wimpel des Braſiliers,
Der Südenſchlange, luſtig vor mir auf!
Auch das iſt hin, auch dieſer Trug, Gott Dank!
Es war der wirre Traum von einem Rauſch,
Das wüſte Hirngegaukel eines Wahns;
Der beßre Geiſt hat endlich obgeſiegt:
Wie mogt' ich unter Knechten Freiheit ſuchen?
Wer vor dem Dänenkönig Friederich,
Dem Friedensbrecher, vor dem frechen Pöbel
Des Sundesſchlüſſels nicht kniebeugen wollte,
Der ſollte vor dem Mohrenkaiſer Pedro,

---

*) Ein Zeitungsblatt erzählte Solches von einem Hauptmann, der von der Beendung des genommenen braſiliſchen Dienſtes ſo gefaßt ſei

Dem Sklavenhändler und dem Sklaventreiber
Gleich anderm ſchwarzen Vieh ſich treiben laſſen
Und durch die Gaſſen Rios ſchreien hören:
Wie viel Dukaten gilt der deutſche Kopf?
Wär's etwa beſſre Luſt, als in den Klippen
Bornholms ein Schandeleben durchzuhungern?
Wie? oder in der bunten Züchtlingsjacke
Von Kopenhagens Schmutz ſich anſpei'n laſſen?

Nein! nein! Ich wag' es mit dem deutſchen Gott
Und mit dem alten dem urdeutſchen Glauben:
Gott lebt noch und ein ſtralend Jenſeits lebt;
Ich wag's auf dich, Befreier und Vergelter,
Auf deinen freundlich heitern Gnadenblick,
Mild wie das Mondlicht dieſer Sommernacht.
Du lebſt noch, Gott, und hältſt die alte Wacht,
Und haſt für keinen Freien Bann und Acht.
Ich wag's auf euch, ihr Allerdeutſcheſten,
Ihr meine letzten Tröſter und Begleiter,
Auf euch Gedanken, kühne Sonnenflieger,
Die über alle Meere alle Berge
Und aller höchſten Sterne Gipfel fliegen
Empor zu eurem rechten ächten Heim —
Auf euch, Unſterbliche, Untödtliche,
Unlöſchliche, ihr ſtolzen Götterkinder.
Was ich durch euch mein nenne, nehm' ich mit,
Den ſtolzen Muth für Wahrheit und für Recht:
Das nehm' ich mit, wofür ich heute ſterbe,
Ihr Unergreiflichen, ihr Allenthalbnen,
Die kein Tyrann kann bei dem Fittich faſſen.
Ihr fliegt empor mit mir. Wär't ihr vergänglich,
So wollt' ich ſtrax auf ewig mit vergeh'n.

Zum Himmel denn mit mir! Doch auch auf Erden
Bleibt ihr mit jedem Glanze der Erinn'rung.
Zwar liegen eure Flammen jetzt, von Trug
Und Hohn und Schmach verſchüttet und bedeckt,
Mit allem Koth des feigen Spotts beſprützt;
Doch lebt kein Raß, das euer Leben tödtet:
Unlöſchlich ſchläft der Aſchen Feuerkeim,
Und friſcher Wind wird einmal wieder weh'n.

Dann brauſt ihr als allmächtige Kettenbrecher,
Der Freiheit Sprecher und der Schande Rächer.
Dies nehm' ich fröhlich zu den Geiſtern mit.

Mit dieſen drein! Sei tapfer, liebes Herz!
Dünn iſt das bischen Lebensfaden, dünn
Und kurz das Werk von ſeiner Scheere Schneide.
Der die Unendlichkeit der Fäden hält,
Wird das zerrißne Fädchen wieder knüpfen
Mit feſterm Zwirn von ſeiner Allmacht Knäul.

Flimmert denn weg, ihr letzte bunte Schimmer
Der Täuſchung und der Hoffnung! Kein Gewimmer
Um Glück und Jugend! Was die Noth gebeut
Und Ehre, walte über dieſen Streit
Und Stoß, der nie verwachſen wird zu Narben.
Weg letzte Schimmer denn und letzte Farben!
Einfarbig, farblos, komme du, o Tod,
Du Dunkler, Schwarzer! Bald wird Grün und Gelb
Und Grau und Blau mir um die Augen ſpielen —
So hoff' ich auf das Eiſen gut zu zielen —
Das letzte Farbenſpiel zu langer Nacht.
Ha! Farben! jetzt erkenn' ich eure Macht
Und wie ihr dieſen letzten Krieg mir macht,
Schwarzroth und Golden und Schwarzgelb Schwarzweiß,
Und was der Oſten bang zu flüſtern weiß,
Die Höllenzeichen ſeines Czerni-Bog,
Des Schwarzen Gottes düſterrothes Zeichen,
Es wimmelt wie Sibiriens Vogel Roch,
Vor deſſen Flügeln alle Fahnen ſtreichen.

Doch ſtill, mein deutſcher Jammer! ſchweige, Spott!
Tritt du, Gebet und Wunſch, mit mir vor Gott,
Nimm du, o Vaterland, den Abſchiedskuß,
Den letzten Segen und den letzten Gruß.
Fahrwohl, mein Altona, mein ſonnig Kiel!
Mein Eckernförde! — Ach! von deinen Ehren
Nimmt eine letzte bittre Thräne Abſchied.
Auch Hamburg, thürmeſtolze edle Stadt,
Du gaſtlich freie deutſche Stadt, fahr wohl! —
Ihr ſchönſten Oſtſeebuchten, Angelküſten,

Fahrt wohl, Geliebte, lebt auf ewig wohl!
Fahr wohl, mein Elbſtrom! wo des Knaben Spiel
Strandläufern gleich einſt luſtig auf und ab
Den Springerfüßen Vogelfedern gab!
Fahrt wohl, ihr hehren dunkeln Herthahaine,
Ihr Holſteins Buchenhaine! Euer Grün
Wird noch als Kranz für Freie wieder blüh'n —
So klatſcht weiſſagend um mich Wodans Rabe —
Er wird's, ſei's lange hinter meinem Grabe.

Und ihr, lebendige Hauche der Natur,
Die aus des Weltalls großem Flammenherzen
In Grimm und Wonne mächtig Athem holt,
Ihr Blaſer aus dem Norden und dem Oſten,
Ihr Sturmbeflügler, heimatliche Winde,
Blaſt! blaſt! auch wenn kein Laut von eurer Macht
Je in mein ſtilles Bette niederklingt —
Blaſt! blaſt! und weht das künftige Geſchlecht,
Der Sachſen Marſen Angeln tapfre Söhne,
Stets mit der Heldenväter Tugend durch.
Dies klingt mein letztes Wort aus dieſer Welt,
Mein Nächſtes ſprech' ich euch vom Sternenzelt.
(Fällt in ſein Schwerdt.)

Zaunkönig.

1852.

Zaunkönig, kleinſtes Vögelein,
Wie fliegſt du einſam und allein?
Was bauſt du vor dem Maienweſt
Dein traurig kaltes Winterneſt
In ſtillſter Eck', im kahlen Strauch
Ganz wider jeden Vogelbrauch?

Das Vöglein ſpricht: Leicht wird gefragt,
Doch Antwort oft mit Noth geſagt;
Denn altes Leid und altes Glück
Schaut hinter ſich nicht gern zurück.
Wohl tauſend Jahr und noch viel mehr,
Iſt Antwort und Geſchichte her —

Viel tauſend Jahre — Wonnezeit!
Da trug Zaunkönig Königskleid,
Goldkronen goldner tauſendmal,
Als feinſtes Gold im Sonnenſtral;
Im Fluge und Geſang voran
War er der Vögel Vordermann,
So klein, ſo golden doch und groß
Saß er dem Glück und Ruhm im Schooß.
Doch zu viel Glück thut ſelten gut
Und ſchwellt den grünen Uebermuth.
So ging es auch dem Vögelein:
Es wollte was Beſondres ſein;
Ein Ausderſpur und ein Fürſich
Hielt's einen gar ſelbſteignen Strich
Und macht' in ſtolzer Fantaſei
Von Gott und von Natur ſich frei,
Wollt' gar im Winter Neſter bau'n.

Als das die andern Vögel ſchau'n,
Beginnt Verwundern Schrei'n und Grau'n
Ob ſolchem unerhörten Stolz,
Und wie die Gluth aus dürrem Holz
Schlägt aus dem Grau'n der Zorn herauf.
Drob rufet alles Volk zuhauf
Der Federträger ein Prophet
Und Seher, ſtark vom Geiſt durchweht —
Der Rabe führt und nimmt das Wort.
Er ſchreit: Fort mit dem Frevler! fort!
Er ruft dreimal: Schafft ab! ſchafft ab,
Was lockt des Himmels Fluch herab!
Fort mit dem kleinen Uebermuth,
Der ſich Gott gleich gebärden thut,
Als hätt' er's Wetter in der Hand!
Er werd' aus unſerm Volk verbannt,
Der eitle Geck, der Schneefantaſt,
Der ſeines Volkes Sitten haßt —
Man haue Acht und Aberacht
Dem, der vor'm Lenz den Frühling macht!

So ward's. Ich armes Vögelein
Muß drum noch heute einſam ſein,

Im kalten Winter, wo Andre ruh'n,
Als hätt' ich vollen Frühling, thun,
Tragen Moos und Gras für's öde Neſt,
Wo mich der Nord mit Schnee umbläſt;
Einſam allein bis dieſen Tag
Verbüß' ich, was der Ahn verbrach.

Was meinet dieſe Kindermähr?
Sie ſchlägt und bohrt mit ſcharfem Speer,
Und ſpricht: Mach dir nicht ſelbſt was weiß,
Halt hübſch das eingefahrne Gleis,
Hänge jeden überſchwänglichen Traum
An den erſten beſten Galgenbaum:
Denn ſtets jagt Acht und Aberacht
Den, der vor'm Lenz den Frühling macht.

Das Lied von zwei deutſchen Löwen.

1832.

Ein Lied der Ehren — Friſch heran!
Mal wieder rückwärts umgeſchaut!
Fürwahr, der heißt ein ſchlechter Mann,
Der nicht auf Vätertugend baut,
Der nicht der Väter graue Ehren
Begrüßt mit grünen Wonnezähren,
Der nicht mit vollem grünen Zorn
Ruft: Vorwärts! Vorwärts! Such-Verlorn!

Das Such-Verlorn! die hohe Jagd —
Schweigt dieſer Schall, dann ſteht es ſchlecht,
Dann ſinkt der Geiſter Flügelmacht,
Dann kriecht der Muth als feiger Knecht;
Solange Menſchen geb'n auf Erden,
Muß dieſer Schall geblaſen werden,
Daß er mit Donners Allgewalt
Durch alle Seelen mächtig ſchallt.

Das Such-Verlorn — o ſtolze Zeit!
O ſtolze Jagd im deutſchen Wald!
Als ein unendliches Geläut
Von allen Thürmen Krieg geſchallt,

Als die Blücher Yorke Gneiſenaue
Dahergebrauſt im rothen Thaue
Der großen Arminiusfreiheitsſchlacht
Mit deutſchem Zorn, mit deutſcher Macht.

Das war die rechte Löwenjagd,
Der Tod der wälſchen Tyrannei,
Der Knechtſchaft Acht und Aberacht —
So mächtig klang das Wörtlein Frei;
Drum muß ich ob ſo hohen Dingen
Heut von zwei deutſchen Löwen ſingen,
Von ſtolzen Jägern des Such-Verlorn,
Das Lied vom Hiller und vom Horn.

Das edle Lied wie ſäng' ich's aus?
Wie ſich die Löwen Raum gemacht
Voran in manchem heißen Strauß,
Wo Tod aus tauſend Röhren kracht?
Wie ihnen die hohe Jagd gelungen?
Sie Tauſenden kühn voran geſprungen
Und bald als Horn- und Hiller-Mähr
Den Sieg getragen fort durch's Heer?

Ja, ſo ward Tapferkeit zur Mähr
Und flog als Siegesunterpfand
Der Schlacht voran durch's ganze Heer:
„Daß, wo der Streit am härtſten ſtand,
„Von Lanzen und Kugeln ungebrochen,
„Der Blücher zum Gneiſenau geſprochen:
„Jetzt gilt's, jetzt müſſen die Löwen dran!
„Jetzt mit dem Hiller und Horn heran!“

Jeſusgebet.

1853.

Ich glaub' an dich, du höchſter Geiſt,
Der Liebe iſt und Liebe heißt,
Der ganz aus Gott geboren iſt,
Ich glaub' an dich, Herr Jeſus Chriſt.

Ich glaub' an dich, du klarſter Geiſt,
Der mir den Weg zum Himmel weiſt,
Auf grader Bahn zum hellſten Ziel
Aus dieſem trüben Erdenſpiel.

Du reinſter Abglanz reinſten Lichts,
O leuchte durch die Nacht des Nichts,
Durch ihrer Wirren Lügenſchein
Mir himmelwärts und himmelein.

Du, mein Woher und mein Wohin,
Was ich geweſen, was ich bin,
Was ich durch dich, mein Heil, ſoll ſein,
Das leuchte mir ins Herz hinein.

Dann bin ich bei dir und in dir,
Dann hab' ich ſchon den Himmel hier:
Es lebt, umſtralt von ſel'gem Licht,
Wer Jeſus Chriſt im Glauben ſpricht.

Selbſtmahnung.

1853.

„Die leiſen Töne bleiben lang,
„Des Donners Schlag iſt kurz,
„Der ſchnellſte Gang, der kühnſte Gang
„Hat auch den ſchnellſten Sturz.“

Gewaltig's Wort und kluges Wort,
Wohl fühl' ich deinen Sinn,
Doch Herz und Leben brauſen fort,
Sie brauſen mit uns hin.

Was Glück? was Sturz? was Ernſt? was Scherz?
Du armes Menſchenkind!
Du armes kurzes Menſchenherz,
Das fließt wie Strom und Wind!

Du hältſt es nicht, Gott hält es nur,
Laß ihm den Weltenlauf,
Du folge treu der alten Spur
Und blicke himmelauf.

Die alte Spur iſt treue Spur;
Ob Langſam, ob Geſchwind
Das Beſte iſt, weiß Einer nur:
Dem traue, Menſchenkind.

Spazierende Gedanken.

Vom Jahr 1849.

Schau ich wandelnd die prächtigen Häuſer mir an,
Wird's mir ſchier, als mögt' ich noch bauen,
Und ſollte doch ein ſo ſteinalter Mann
Himmelauf nur und himmelein ſchauen;
Wird doch ſeinem flüchtigen Bleiben allhier
Rappell bald zum Abmarſch geblaſen,
Und wird ihm auf Erden ſein letztes Quartier
Gebettet bald unter dem Raſen.

Ei Fabel! was fabl' ich das Alte mir vor,
Die Kluft zwiſchen Himmel und Erde?
Weitauf ſteht der Welten unendliches Thor,
Wo ich Kleiner ſchon durchſchlüpfen werde:
Sankt Peter mit aller Kardinalpolizei,
Mit all ihrer ſchrecklichen Preſſe
Schaut meinen Paß an und rufet: „Paſſiere nur frei!
„Dein Paß iſt der beſte der Päſſe.

„Dir flammet im Herzen der göttliche Muth,
„Dir flammen im Kopfe die Blitze,
„Für Solche ſind Himmel und Erde gleich gut,
„Sie bauen nicht bleibende Sitze.
„Frei durch denn! und wollteſt du wieder heraus,
„Bei dem Thor ſind unzählige Pforten:
„So weit Licht ſcheint, bauen Götter und Geiſter ihr Haus,
„Ihnen tönt's nicht von Stätten und Orten.“

So pilgr' ich und finde mich leidlich zurecht —
Das Uebrige wiſſe Sankt Peter —
So ſchrei ich über Erden- und Himmel-Geflecht
Nicht kläglich Mordio! und Zeter!
Denn der's geflochten, das weiß ich, der wird ſeiner Zeit
Alle Fäden auf's ſchönſte entwirren:
Ihm trau ich, drum laß ich zu wild und zu weit
Die Gedanken mein Hirn nicht umſchwirren.

Nein, kein Jung und kein Alt und kein Dort und kein Hier!
Weg, Gedanken, ihr grauen und ſalben!
Weicht von mir! Ich ſtelle mein luſtig Quartier
Bei dem Aeltſten, er heißt Allenthalben:
Bei dem Aeltſten der Tage da nehm' ich den Sitz —
Er blies auch durch mich ſeinen Odem.
Auf mit Flügeln mein Geiſtchen! und funkle wie Blitz!
Blitze Leben aus Kaltem und Todtem!

Sei muthig! Dem Kühnen verwelket kein Kranz,
Ein ewiger Lenz iſt ſein Eigen;
Tanze mit in der Welten unſterblichem Glanz
Der Wonne unſterblichen Reigen.
Sei muthig! und gleich wird das engſte Revier,
Wo du weileſt, der weiteſte Himmel,
Das Unten und Oben, das Dort und das Hier
Verſchwimmt in der Wonne Gewimmel.

Nachklang aus 1848—49.

1853.

Und fragſt du noch nach deutſchen Straßen?
Es weiſt dir keiner Weg noch Steg,
Die hellen Töne ſind verblaſen,
Dumpf ſchallt und hallt es: Alles weg!
Wie Glockenläuten hinter Todten
Klingt's aus dem deutſchen Eichenhain,
Die Weißen läuten mit den Rothen
Unisono hier überein.

Ja, weg mit allen Jubelklängen
Vom großen jungen deutſchen Jahr!
Weg mit den Vaterlandsgeſängen
Vom ſtolzen deutſchen Doppelaar!
Sein Fliegen ward zum Eulenflattern,
Er zog die hohen Flügel ein,
Bald hört man ihn die Gans beſchnattern
Und Kräh' und Sperling ihn beſchrei'n.

Doch ſchien's ein Jahr voll Muth und Leben,
Der Weiſſagung, der Hoffnung Jahr:

Als hätt's auf einmal Gott gegeben,
Ward alles allen plötzlich klar;
Als könnten Stein' und Beine ſprechen,
Klang aus dem Zauberſtein Getön:
Der Kaiſerſchlummer werde brechen,
Der Barbaroſſa auferſteh'n.

Kam er? Sie ſind zu leicht erfunden,
Die ihm gerufen und geſchrie'n.
Er liegt bis heute feſt gebunden —
So ſpricht der ſtumme Stein für ihn:
„Wie? wagt ihr mir den Schlaf zu ſtrafen
„In eurer feigen Ungeduld?
„Wißt, weil ihr ſchnarchet, muß ich ſchlafen —
„Straft eurer eignen Faulheit Schuld.“

Donnergemurmel und Blitze aus der Ferne.

1853.

a.

Ehe Abraham war, war ich. So hat einſt geſprochen
Er, der vom Himmel herab höchſtes Geheimniß uns ſprach.
Das Geweſen das Sein das Werden unendliche Fragen?
Zwiſchen dem Ja und dem Nein ſpielt hier mit Würfeln der Geiſt.
Iſt es mit mir ſo beſtellt, und kann ich die fallenden Knöchel
Nimmer beherrſchen, für's Ja halt' ich des Göttlichſten Wort,
Feſt das Wort, was mir das Größte für ewig gefeſtet:
Daß ich höhern Geſchlechts bin, bin Gottes Geſchlechts.
Ehe Abraham war und Moſes und Platon und Leibnitz
Geiſtererſtlingsgeburt — ſprich: wer erkühnt ſich des Spruchs?
Was in mir athmet und pulſt, bleibt doch ein Fünkchen der Flamme,
Wodurch Jene die Welt weiland mit Lichtern erfreut.

b.

Zweimalgeborner und Dreimalgeborner — ſprech' ich was Tolles?
Könnt' ich nicht endlich gar Neunzigmalneunziger ſein?
Neunundneunzigmaltauſender gar? Ich würfle mit Zahlen,
Mit Myriaden umher, wie es die Sterngucker thun,

Wenn ſie den Lichtflug berechnen. Da ſchwindelt's den ſtolzen Gehirnen,
Schwindelt mit Zahl und mit Maaß — Licht bleibt doch, was es iſt.
Bleib' ich denn ſelbſt bei dem Licht, weil mit dem Licht ich geſpielet:
Lichtflug? Lichtmaaß? Auch du, hebe, mein Vogel, den Flug!
Hebe die Flügel, mein Geiſt, du unergreiflicher Flieger,
Schreien die draußen dir auch Neunundneunziger! nach.

c.

Ha! ihr Würfler! wie würfelt ihr mich! vertrackte verzwickte
Spieler der Nacht und des Traums! Redet! Woher? und Wohin?
Seid ihr alle nur Larven aus längſt verſchollner Verpuppung,
Deren Geheimniß in mir nebſt ihren Vögeln erloſch?
Vögeln? Sogen ſie einſt wie Frühlingsbienen aus Blumen,
Flatterten reizend geſchmückt Schmetterlinge der Luſt?
Oder Fliegen, die Peſt und Tod und Hauch der Verweſung
Goldenfarbigen Scheins, Schmutz und Jammer, umſpielt?
Frag' ich noch? Larven gewiß ſeid ihr und Schelme wohl dreimal,
Die ihr von Unluſt zur Luſt reißet, von Freude zum Leid.
Weg denn! ihr Gaukler! hinweg! weg Fragen um's dämmernde Weiland!
Wer ſich mit Schelmen vernarrt, faſelt ſich ſelbſt zum Schelm.

d.

Schalk und Schelm? ſo ſchiltſt du die dich umflatternden Geiſter?
Und ſo drückſt du dir ſelbſt Platons Merkzeichen auf:
Sie umflattern dich, du umflatterſt dich ſelbſt mit Dirſelber,
So ſpricht Platon, dein Traum iſt nur ein Abbild von dir.
Pflegteſt du Schalkheit und Liſt und Abglitſch redlicher Treue,
Wahrlich ſo weiſt dir der Traum, wer du geweſen und biſt.

e.

Sei's! Ich ſtelle mir gern nach Martin Luther den Glauben,
Bin ja von Adams Geſchlecht, Wenig des Guten in mir.
Doch es ſpielen auch Andre mit mir in fröhlichen Nächten,
Winken von Luſt mir zu Luſt leuchtenden himmliſchen Blicks:

Andere ſchönere Geiſter durchſcherzen mir himmliſcher Wonne
Manche platoniſche Nacht, manchen platoniſchen Traum;
Nimmer doch bring' ich's dahin, daß dieſe die Schalke verjagen,
Und ſo duld' ich mich ſelbſt, trage den Schalk und den Gott.

Friſch in den Wind!

1853.

Friſch in den Wind!
Friſch mit den volleſten Segeln!
Sei doch kein Kind:
Leben heißt Würfeln und Kegeln.

Der aufgeſetzt,
Steh' für das Glück und die Stürme —
Erſt oder Letzt!
Horch! krieche nicht mit Gewürme.

Erſt oder Letzt!
Wird es nicht heut, wird es morgen.
Halte dein Jetzt!
Gott laß für's Künftige ſorgen.

Denn wer da fragt
Gleich nach dem Hafen und Landen,
Der wird verzagt
Schier bei dem Auslaufen ſtranden.

Rauſche durch den Wald.

1855.

Rauſche durch den Wald, rauſche durch das Herz,
Thränenzorn, du friſcher Lebenswind!
Schweige nicht das Wort, ſchweige nicht den Schmerz,
Rauſche, du des Muths erſtgebornes Kind!

Rauſche, brauſe friſch! Klinge, ſchalle kühn!
Kühner, weil der Feigheit Peſtilenz,
Deutſche Peſt, uns lei'rt Welken und Verblüh'n,
Winterfroſt und Tod vor dem deutſchen Lenz.

„Wo iſt Babel heut? wo das alte Rom?
„Welche Fahnen weh'n heut vom Kapitol?

„Wie kein Tropfen fließt je hinauf den Strom,
„Findt erloſchner Stern nimmer neuen Pol.“

Leierteſt du ſo mit, verſchneiter Greis?
Tod und Nacht, die deutſche Greiſennacht,
Weil kein Kaiſer kommt, welcher weiſt und weiß,
Was den deutſchen Muth ſtark und fröhlich macht?

Feiger Memmen Klang tönteſt du ſo nach,
Weiberhoffen Weiberzagen nach,
Weil noch immer kein Adlerflügelſchlag
Klingt den langen Schlaf Barbaroſſas wach?

Nicht alſo mit dir! Nimm dir deutſchen Schwung,
Deutſcher! nimm einmal dir den deutſchen Stolz
Für dein großes Volk, unter Greiſen jung,
Grün wie ſeines Walds grünſtes Eichenholz.

Nicht alſo mit dir! Rauſche durch den Wald!
Rauſche, brauſe, Zorn, durch Stein und Bein!
Brauſe, deutſcher Muth, Gottes Zorngewalt!
Greif die Adler dir, laß die Krähen ſchrei'n.

An meinen Diogenes.

1853.

Wohin mit dir, du mein geſchwindſter Flieger?
Wohin, du mein Diogenes?
Wähnſt du dich, weil du weit und hoch fliegſt, Sieger?
Nicht unterſt liegt hier ſtets der Unterlieger —
Horch! und beſinn dich unterdeß.

Im ſchwerſten Krieg mit Geiſtern und mit Leibern
Schlägſt du die alte Rieſenſchlacht,
Jagſt mit der Flucht von Eiſenbahnentreibern,
Mit des Gedankens ſchnellſten Fernſchriftſchreibern
Unglücklicher, die wilde Jagd.

Halt an! dem Stürmer löſt die heil'gen Binden
Die Wahrheit nicht, wie du es meinſt;
Und reißeſt du ſie ab, was wirſt du finden?
Den ältſten Waidſpruch: Selig jene Blinden,
Die ſchau'n, was du zu ſchauen meinſt.

Halt an! Mit allem Meſſen Wägen Zählen
Stellſt du die Unruh nicht in Ruh,
Wirſt nimmer ſo dein Ja und Nein vermälen.
Auf! glaube, träume mit den großen Seelen,
Mit Platen, Leibnitz träume du.

Erbebe! wie du wankſt auf ſcharfer Scheide,
Die ſelbſt mit Beben ſteigt und ſinkt,
Erkenne, daß du Menſch biſt, dulde, leide
Das Leid der Endlichkeit, verwegner Heide,
Der ſich im Born der Eitelkeit betrinkt.

Herunter, Lüge! Stolzes Herrſchertücke!
Herunter, Selbſtvergötterung!
Nur Demuth findt den Pfad zum feſten Glücke,
Nur auf des Glaubens Regenbogenbrücke
Gelingt die Himmelskletterung.

Drum wieder hübſch herab in deine Tenne!
Es wächſt manch feines Blüthenreis
In ſtillſter Pflege unter Gottes Sonne. —
So pflücke ſtill dir jener Kränze Wonne
Wovon kein Lied zu ſingen weiß.

Sonntagslied.

1853.

Es iſt Sonntag und iſt ſtille
Von allem wilden Thun,
Es iſt des Höchſten Wille,
Heut ſoll die Arbeit ruh'n,
Aus allem wirren Leben
Und aus Mühſeligkeit
Soll heut der Menſch ſich heben
Zu Gott, zur Ewigkeit.

O größter Held der Gnaden,
O ſüßer Jeſus Chriſt,
Durch den die Welt geladen
Zur Himmelsfreude iſt,

Hilf, hilf uns aus den Schmerzen
Der armen Zeitlichkeit!
Hilf! hebe du die Herzen
Zu Gott, zur Ewigkeit!

O hilf uns! hilf verſtehen,
Du ſüßer Jeſus Chriſt,
Warum du aus den Höhen
Des Himmels kommen biſt.
Durch deine Liebesminne,
Durch dein Verſöhnungswort
Schleuß Geiſter auf und Sinne
Heut für den Heimatsort.

Was fromme Seelen weiſen,
Durchweh't von Geiſtesweh'n,
Wovor die größten Weiſen
Anbetend ſtille ſteh'n,
Das Heimatland der Sterne,
Der Geiſter Lebenslauf,
Schleuß dieſe ſel'ge Ferne,
Schleuß, Heiland, ſie uns auf.

Was Menſchenangeſichter
Nicht ſchauen noch verſteh'n,
Das können, Licht der Lichter,
Allein durch dich wir ſeh'n —
O dahin lehr' uns ſchauen,
Vom Erdenſtaub zum Licht,
Gieb Glauben, gieb Vertrauen,
Gieb Himmelszuverſicht.

Es ſteht uns ja gerichtet
Das Aug zum Himmelsglanz,
Und wird's von dir gelichtet,
So ſchaut's den Himmel ganz;
Und iſt das Herz befreiet
Durch dich von Erdengier,
So ſteh'n wir recht geweihet
Zur Sonntagsfreud vor dir.

Feſtlied des Bürgervereins zur Eintracht in Bonn.

1853.

Herein! die Abendglocke tönet
Mit hellem Klang Herein! Herein!
Was herrlich unſer Feſt verſchönet,
Das iſt das ſchöne Wort Gemein:
Gemeiner Sinn, gemeine Freude —
O glückliche Gemeinſamkeit! —
Dies ruft uns heut als Feſtgeläute
Aus ſtiller Häuſer Einſamkeit.

Auf! laßt uns ſingen, laßt uns klingen:
Gemeinſchaft lebe und Gemein!
Was wir in dieſem Namen bringen,
Das wird durch Gott geſegnet ſein:
Sind wir doch-Brüder gleichen Muthes
Durch ein gemeinſam Vaterland,
Sind wir doch Erben gleichen Gutes
Durch unſern Himmelsbürgerſtand.

Wir fühlen, was dies Wörtlein meinet;
Der Eintracht und der Liebe Band,
Wodurch ſich Erd und Himmel einet
Als unſer gleiches Vaterland,
Wodurch der Große und der Kleine
In gleicher Freude, gleicher Pflicht
Als Chriſt und Bürger im Vereine
Den Bruderbund zuſammenflicht.

Dies iſt der Bund, der uns verſammelt
Und dieſer ruft: Herein! Herein!
Was unſre Ohnmacht betend ſtammelt,
Dafür wird Gott der Helfer ſein;
Er, der den Welten ihre Enden,
Den Sternen ihre Bahnen weiſt,
Woll' unſrer Freude gnädig ſenden
Der Eintracht und der Liebe Geiſt!

Ein Brautkranzblümlein für meine Nanna bei ihrer Vermälung mit Ernſt Nitzſch.

20. April 1854.

Von Lilienſtängeln, Veilchenſtängeln
Klang erſter vollſter Klang ums Kind.
Von ſolchen Stängeln hin zu Engeln
Führt Herz und Reim uns gleich geſchwind.

So ſpielen Aeltern um die Kleinen
Der Freude und der Hoffnung Spiel,
Mit jedes Glückes Blüthenſcheinen
Beſtreuen ſie die Wiegen viel.

Und unſer Veilchen? Von der Erden
Hebt's hoch und höher bald ſein Haupt,
Schon fühlt's ſich, ſchon will's Mannin werden,
Es fühlt ſich tapfrer, als ihr glaubt.

Nur aus den Tapfern konnt' es leſen,
Fand den, der fern von feigem Tand
Früh unter Männern Mann geweſen
Im Kampf für Recht und Vaterland.

Er wird die Mannin tapfer hüten
Und liebend hegen, ſo wie heut,
Wie auch das Leben ſeine Blüthen
Von Schnee und Maien wechſelnd ſtreut.

Doch halten wir ein kurzes Weilchen
Die Blumenſchau zurückgewandt,
Und blicken hin auf unſer Veilchen,
Wie's als ein kleinſtes Blümchen ſtand.

Bei'm allerfröhlichſten Ereigniß,
Worum der ſchönſte Wunſch heut ſpielt,
Wird auf das feine Kindergleichniß
Mit manchem Schuß zurückgezielt.

Das Veilchen? — Wie viel Schönſtes hänget
Sich um das ſüße Blumenbild,
Das alle Herzensknoſpen ſprenget:
Sie heißen Fromm Still Held und Mild.

Und o! ſein blaues Himmelsauge,
Sein ſehnſuchtsvoller Sternenblick,
Die erſten vollſten Frühlingshauche —
O welches Glück! o welch Geſchick!

Halt feſt die Zeichen und die Namen!
Das ruft dir heut der Wunſch ins Herz.
So ſprechen wir in Hoffnung Amen,
So ſpielt zuſammen Ernſt und Scherz.

Troſt in Gott.

1854.

Und willſt du gar verzagen,
Du armes Menſchenherz
In Sorgen Aengſten Klagen
Im feigen Erdenſchmerz?
Und miſſeſt doch nach Spannen
Dein kurzes Glück und Leid,
Das rinnt geſchwinde dannen
Ins Meer der Ewigkeit.

Nach oben mußt du ſehen,
Hier unten findſt du's nicht,
Nur in den Himmelshöhen,
Nur da iſt Troſt und Licht;
Was hier die Stunden bringen,
Macht Muth der Stärkſten ſcheu,
Von oben muß dir klingen
Der Klang von Gottes Treu.

Vom hohen Sterngewölbe
Herab erklingt der Klang:
Stets gleich und ſtets derſelbe
Bleibt Gottes Weltengang;
Dort in der heitern Bläue,
Dort ſteht die feſte Welt,
Dort Gott der Ewigtreue,
Der alles wohl beſtellt.

Am hohen Sterngewölbe
Da ſtralt in Sternenſchrift

Der Gleiche und Derſelbe,
Den nimmer Wechſel trifft:
Daß ſich der Glaube freue,
Daß zittre Lug und Spott,
Stralt dort der Ewigtreue
Der Gute Fromme Gott.

Dahin! da iſt dein Himmel,
Da iſt dein Heimatland,
Das dir im Erdgewimmel
Verdunkeln Leid und Tand,
Da klingen Wunderklänge,
Die machen friſch und neu,
Da klingen die Geſänge
Von Gottes Lieb und Treu.

Dahin! dahin! und lerne,
Was ſo herniederklingt
Und auf dem höchſten Sterne
Das Heilig! Heilig! ſingt,
Dann wird dir ſtets auf's neue
Aufgeh'n ſein Gnadenſchein,
Er ſelbſt, der Ewigtreue
Mit in und bei dir ſein.

Lebensbeſcheid.

1854.

Wie viel tauſend Sonnen und Regenbogen
Sind an dir und über dich hingezogen!
Wie viel tauſend Scherz und Schmerz!
Sprich ein Wort, du altes krankes Herz.

Scherz und Schmerz? Wer mag hier wägen und ſcheiden?
Frage rundum bei weiſeſten Chriſten und Heiden,
Frage rund, vernimm den Klang,
Wie ihn ſchon Homer und David ſang.

So weit Menſchen hier blühen und verblühen,
Leuchten die Sterne gleich über Freuden und Mühen —
Wer ſpricht hier den letzten Spruch?
Wiſſ', ich hatte Beides übergnug.

Glücklich jedoch im ältſten Kinderglauben,
Fliegen aus meiner Arche Raben und Tauben
Aus in die wilde Lebensfluth,
Bringen im Schnabel: Gott macht alles gut.

Und glückſelig ſolcher Tauben und Raben
Und des Blattes, das ſie im Schnabel haben,
Ruft den Spruch das alte Herz:
Auf der Waage überwog der Scherz.

Gottes Geiſt.

1854.

O Gottes Geiſt und Chriſti Geiſt,
Der uns den Weg zum Himmel weiſt,
Der uns die dunkle Erdennacht
Durch ſeine Lichter helle macht.

Du Hauch, der durch das Weltall weht
Als Gottes ſtille Majeſtät,
Du, aller Lichter reinſtes Licht,
Erleucht' uns Herz und Angeſicht.

Komm, leuchte mit dem Gnadenſchein
Hell in die weite Welt hinein,
Komm, mach' uns in der Finſterniß
Des lichten Himmelswegs gewiß.

Ach! hier iſt alles Staub und Nacht,
Die Wahn und Sünde trübe macht,
Ach! hier iſt alles Noth und Tod,
Geht uns nicht auf dein Morgenroth.

Das Morgenroth der beſſern Welt,
Das wie ein Stral vom Himmel fällt,
Als Gottes Macht und Gottes Luſt
Durchblitzt die kranke Menſchenbruſt.

O Gottes Geiſt und Chriſti Geiſt,
Der uns wie Kinder beten heißt,
Der uns wie Kinder glauben heißt,
O komm! o komm, du Heil'ger Geiſt!

Komm Gottes Frieden, Gottes Muth!
Komm, ſtille Kraft, die nimmer ruht!
Komm, gieße deinen Gnadenſchein
In Seele Sinn und Herz mir ein.
Dann wandl' ich wie ein Kind des Lichts
Im Glanze deines Angeſichts
Schon meinen kurzen Erdenlauf
Stets himmelein und himmelauf.

Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins.

1854.

Dies wolle Gott im Himmel walten,
Der jedes gute Werk regiert!
Hier ſteh'n wir halbzerrißnen Alten
In friſcher Reihe aufmarſchiert;
Gebete geh'n zur Himmelsbläue,
Wir feiern heut ein großes Feſt,
Ein ſchönſtes Feſt, ein Feſt der Treue:
Wir nageln unſre Fahne feſt.

Dies meint nicht Treue feſtzunageln —
Die muß durch Gott gefeſtet ſein:
Daß, wann die Schlachtenwetter hageln
Und Blei und Eiſen niederſpei'n,
Die Fahne fliege als ein Zeichen,
Der Ehre Pfand, der Treue Pfand,
Daß in dem Kampf kein Mann will weichen
Für König Gott und Vaterland.

So ſtehen wir, die Veteranen,
Wie uns die Treue hergebot,
Und denken an zerſchoßne Fahnen
Und tapfrer Kameraden Tod,
An heiße Tage, ſchwere Wunden,
Wo Schlachtendunkel uns umzog,
Doch auch an manche Freudenſtunden,
Wo Preußens Adler oben flog.

So ſteh'n wir hier, die Veteranen,
Als rief' es: Vorwärts! Nehmt's Gewehr!

Vor allen denkt man heut der Ahnen,
Der Heldengeiſter heut im Heer,
Der höchſten hellſten Siegesblitze —
Ihr Name klingt Unſterblichkeit —
Der Friedrich Wilhelme, der Fritze;
Durch ſie ſei unſer Tuch geweiht!

So ſteh'n wir hier, die Veteranen,
Und Viele fallen uns noch ein,
Die leuchten auch als Preußens Ahnen —
Sie ſchau'n auf unſer Feſt mit ein —
Schwerin und Seidlitz Ziethen Blücher —
Wer zählte alle Helden her,
Die füllen die Geſchichtenbücher
Mit ſchönſter deutſcher Siegesmähr?

Und nun das höchſte Hoch der Alten!
Zum Himmel ſteige das Gebet!
Wir wollen feſte Treue halten,
Wo dieſe Fahne vor uns weht;
Und muß ſie einſt im Felde fliegen
Den ſtolzen Preußenadlerflug,
So bleibe Fallen oder Siegen
Der Veteranen Ehrenſpruch.

An die Gräfin Wilhelmine von Limburg-Stirum

zu unſerm Geiſtergeſpräch.

1854.

Deinen Blumen, deinen Sternen
Glaube, holdes Blumenkind,
Wolle nimmer Neues lernen
Von dem jüngſten Tageswind:
Die du brauſen hörſt und rauſchen,
Deine Geiſter ſind es nicht;
Da nur magſt du fröhlich lauſchen,
Wo es leiſe haucht und ſpricht.

Ja, du kenneſt ihre Weiſe,
Wo du mitten drinnen biſt,
Wie ihr Wehen zart und leiſe
Wie ein Frühlingswehen iſt,

Wie das Gute und das Schöne
Und was wandelt Himmelspfad,
Sanfte Tritte, ſanfte Töne,
Zarten Liebesathem hat.

Deinen Blumen, deinen Sternen
Glaube drum, du Blumenkind,
Wo die Nähen und die Fernen
Als in Eins zerronnen ſind;
Weißt ja, alle guten Geiſter
Loben immer Gott den Herrn,
Haſt ja aller Geiſter Meiſter,
Jeſus Chriſtus deinen Herrn.

Neujahrstroſt.

1855.

Einſt ſtieg ein höchſter Geiſt herab,
Der Erſte aller Gottgebornen,
Der Sieger über Tod und Grab,
Das Licht der armen Nachtverlornen,
Das Licht in grauſer Finſterniß
Der rings in Trug und Wahn Verirrten,
Die jedes Weges ungewiß
Geſpenſter düſtern Grau'ns umſchwirrten.

Hier ging er in Geſtalt des Knechts
Durch Lug und Trug und Leid der Erden,
Daß ihres hohen Götterrechts
Die Menſchen ſollten inne werden,
Daß wieder würden aufgethan
Die langverſchloßnen Himmelsfenſter,
Vernichtet düſtrer Höllenwahn,
Verjagt der Hölle Nachtgeſpenſter.

Daß die, ſo Gott für's Licht erſchuf,
Die gar in Finſterniß verzagten,
Aufhorchten auf den Himmelsruf
Und nach den Heimatſternen fragten,
Daß wieder zu den lichten Höh'n
Die Geiſter regten alle Schwingen,

Aus Erdenmühen, Erdenweh'n
Ins Himmelreich emporzubringen.

Du Liebesheld, mein Hort, mein Muth,
Du haſt die Hölle zugeriegelt,
Du haſt am Kreuz mit deinem Blut
Den heil'gen Liebesbund beſiegelt —
Du Liebesheld — das iſt das Wort,
Das Wort der Gnade, Wort der Treue,
Das jagt die Erdenſchrecken fort
Und macht aus Sünderknechten Freie.

O komm, mein Held, mein Muth im Streit,
Im Streit des Blinden unter Blinden,
Hilf, hilf im Trug der Eitelkeit
Der Wahrheit grade Wege finden!
Dann mag ich fröhlich friſch und fromm
Fortpilgern, dein geweihter Streiter,
Und endlich rufen: Komm, o komm,
Mein Liebesheld! denn ich will weiter.

O wann es klingt hinweg! hinab!
Wann klingt die Glocke: du mußt weiter!
Dann komm! komm! ſei durch Tod und Grab
Mein Helfer Tröſter und Geleiter;
Dann, wann auf all mein Erdennichts
Die letzten Schatten niederdunkeln,
Laß dann den Glanz des ſel'gen Lichts
Mit Himmelsleuchtung mich umfunkeln.

Klage und Troſt.

1855.

O Erde, Land der Thränen,
Voll Unluſt und voll Luſt,
Voll Träumen und voll Sehnen
Der kranken Menſchenbruſt,
Voll Lichter und voll Schatten
Vielfacher Täuſcherei,
Wo was wir heute hatten
Iſt morgen ſchon vorbei.

Ja, bunter Gaukelſchimmer
Iſt dieſe bunte Welt,
Die mit der Kugel immer
Im Wechſel ſteigt und fällt,
Wo Blinde unter Blinden
Sich ſtoßen hin und her
Und Ruh und Frieden finden
Die Herzen nimmermehr.

Hier läufſt du in der Irre,
Menſch, zwiſchen Nacht und Licht
Und findeſt im Gewirre
Die rechte Straße nicht,
Auf tauſend falſchen Wegen
Der bunten Täuſchung Spiel,
Bald feige bald verwegen,
Läufſt du verbei dem Ziel.

Und tiefer ſtets und weiter
Läuft fort die Bieſterniß,
Kein Zeiger, kein Geleiter
Macht dich des Wegs gewiß;
Nur Einer hält den Faden,
Der durch die Wirren führt,
Er, der auf Sternenpfaden
Das große All regiert.

Drum nach den Sternenpfaden,
Nach oben mußt du ſchau'n.
Dort vor dem Licht der Gnaden
Entfliehen Nacht und Grau'n,
Von dort geht heller Morgen
Dir ſchon hienieden auf,
Vor Lug und Trug geborgen
Läuft klar dein Lebenslauf.

Dahin! dahin! von hinnen
Zum lichten Heimatland
Mit Herzen und mit Sinnen
Vom eitlen Erdentand!
So fliege, freyer Flieger,
Empor im Muth des Lichts!

So ſchreite, tapfrer Sieger,
Hin durch die Nacht des Nichts!

Ermunterung.

1855.

Willſt du ſinken, nichts als ſinken,
Armes krankes Menſchenherz?
Immer nur den Becher trinken,
Den dir füllet Sorg und Schmerz?
Immer alles nur in grauen
Schwarzen Erdenfarben ſeh'n?
Lerne doch nach oben ſchauen,
Wo die heitern Sterne geh'n.

Dahin ſchau! da iſt dein Eigen,
Da dein altes Heimatland;
Dahin ſchau! und lerne ſteigen
Aus dem dürren Erdenſand,
Aus dem trüben Nebelſtaube —
Nimm den Flug, und zittre nicht,
Glaube, was der Chriſtenglaube
Bald zweitauſend Jahre ſpricht.

Da hinauf! da iſt dein Streiter
Vor dem Noth und Tod zerfällt,
Dahin ſchau! und hell und heiter
Blüht dir wieder Gottes Welt —
Schau, ſchau auf dieſen Einen:
Immer ſteht der Held bereit,
Der ſein Himmelreich läßt ſcheinen
Auf dein kurzes Erdenleid.

Ja, auf dieſen Einen, deinen
Heiland, ſchaue, halte feſt
An den Einen, der die Seinen
Nun und nimmermehr verläßt;
Auf ihn ſollſt allein du ſchauen,
Der vom Himmel niederkam,
Der hinweg des Todes Grauen
Und der Hölle Schrecken nahm.

Schaue! ſuche! du wirſt finden,
Halt was du gefunden haſt,
Und ſo gieb den leichten Winden
Alle ſchwere Erdenlaſt
Muthig! denn der höchſte Sieger
Schreitet dir im Streit voran,
Und die Looſung tönt dem Krieger:
Sei ein Chriſt, und ſteh als Mann!

Abſchiedslied.

1855.

Schon dunkeln meine Lebenstage
Sich tief hinab zum Abendſchein,
Und ernſter fragt die große Frage:
Was biſt du? ſprich: was wirſt du ſein?
Wie löſt das Räthſel deines Lebens
Sich hinter deinem Grabe auf?
War all dein Streben nicht vergebens?
War eitel Irrlauf nicht dein Lauf?

Ja wohl, die letzten Glockenſchläge,
Der letzte Stral des Abendlichts,
Was klingen ſie im Buſen rege?
Was leuchtet er aus deinem Nichts?
Was melden deiner Augen Thränen?
Was wird im kranken Herzen wach?
O all dein Irren Träumen Sehnen,
Des Lebens langes Weh und Ach.

So iſt's: Mit Düſterniß umhangen
Wie oft war dir die wunde Bruſt,
Ein Dorn dein Sehnen und Verlangen,
Ein Gift die Süßigkeit der Luſt;
Wie mogte ſich der Blinde hüten
Auf bunter Täuſchung Blumenfeld,
Wo oft die Natter unter Blüthen
Den Biß auf ihren Pflücker ſchnellt?

Doch ſtill! Auch lieblich iſt verklungen
Dir mancher ſchöne Erdentag,

Von Gottes Lieb' und Luſt durchſungen,
Die tönt Erinn'rung fröhlich nach.
Ja, Gott, ich danke für dein Werde!
Für's Wonnewort Es werde Licht!
Für deine ſchöne grüne Erde
Und all ihr Sonnenangeſicht.

Ja, Dank dir, Herr, für reiche Freude
Auf ſchwerſtem längſtem Pilgergang.
Es macht des Abends Schlafgeläute
Dem müden Wandrer nimmer bang;
Wie oft er auch auf wüſtem Pfade
Von deinem Lichte lief verirrt,
Er weiß, daß deine Huld und Gnade
Ihn nimmermehr verlaſſen wird.

Nein, nimmer! Felſen ſind die Worte,
Die Worte dein, Herr Jeſus Chriſt,
Durch welche mir die Himmelspforte
Der Gnade weit geöffnet iſt.
Mag dieſer Erde Licht verſcheinen,
Mag dieſe Sonne untergeh'n,
Ich werde ſelig mit den Deinen
Lobſingend ſteh'n auf höhern Höh'n.

Ja, ſüßer Heiland, mit den Deinen,
Sei auch ich unter Kleinſten klein —
Dein Licht wird ewig auf mir ſcheinen,
Dein Glanz wird ewig bei mir ſein.
Hier gilt kein Zagen und kein Fragen,
Hier gilt: Halt feſt, den Glauben feſt,
Daß Gott nach dieſen dunklen Tagen
Dir hellere Sterne ſcheinen läßt.

Frühlingsruf an den Greis.

1855.

O holder Frühling, lieblicher Mai,
Wie luſtig hör' ich noch dein Juchhei!
Die Vögel ſingen, die Bäche klingen,
Die Kinder und Lämmer zu Felde ſpringen,

Und Kukuk Lerch' und Nachtigall,
Tönen durcheinander den Freudenſchall.

Dein Dreimalſchelm doch, der Kuku,
Zählt ſchon mir kürzeſte Zahlen zu:
Wie ſchrie er zu vierzig und fünfzig Malen
Sonſt ungefragt mir die langen Zahlen!
Jetzt ruft mit neckiſchem Zwei und Drei
Er mir im Fluge: Vorbei! Vorbei!

Schrei er ſich heiſer mit Zwei und Drei,
Ich ſchreie dem fröhlichen Mai Juchhei!
Seinen Abendſchimmern und Morgenröthen
Seinen Stimmen, die Freude und Liebe flöten.
Mich ſchreckt kein Kukuksprophetenſchrei,
Sein Eins Zwei Drei und ſein Vorbei.

Drum kling' ich luſtig Juchhei! Juchhei!
Auf! leuchte, Frühling, und jauchze, Mai!
Mich hat vor Gripsgrabbelei und Sorgen
Das fröhliche Sprüchlein verlängſt geborgen:
Auf Leid folgt Freude, auf Winter Mai,
So wandelt Leben und Jahr vorbei.

An meine Vögel.

1855.

Wohin ſauſt ihr, meine Vögel,
Leichter Lüfte leichte Segler?
Wohin in der ſüßen Unruh
Flattert ihr, Gedankenkegler?
Müſſet doch wohl inne werden,
Endlich doch die Lehre faſſen,
Daß die Räthſel dieſer Erden
Ihr wohl ungelöſt müßt laſſen.

Sei es ſo, weil Gott es wollte,
Denn ſein Rath iſt gut und weiſe,
Wollet hier die Flügel ſenken,
Euch zuflüſtern leiſe leiſe:

Gottes höchſtes letztes Siegel
Wage nie ein Menſch zu brechen,
Blick in Gottes tiefſten Spiegel
Würden Angſt und Wahnſinn rächen.

Aber fliegt doch, meine Vögel,
Fliegt nur dichter an der Erde,
Daß in kühner Luftdurchſeglung
Euch nicht allzuſchwindlicht werde;
Trauet feſt der ew'gen Liebe,
Sie wird einſt das Siegel brechen,
Jedem tapfern edlen Triebe
Dann ſein fröhlich Amen ſprechen.

Troſt auf dem Leichenfelde.

1855.

Ueber Gräbern ſchauſt du in die Welt —
Rede, wo ſind alle deine Lieben,
Deine Jugendfreunde all geblieben?
Suche ſie im Leichenfeld.

Leichenfeld? Ja wohl, ein Leichenfeld,
Jeder Erdenfuß tritt hier auf Leichen:
Die Jahrtauſende blühen und erbleichen,
Und ein Grabfeld iſt die Welt.

Grabfeld? Horch! des Windes Spiel, der Sand,
Jetzt Gebläs von kleinſten Würmerzwergen,
Stand einſt, Rieſenſtein, auf Alpenbergen.
Dies der Dinge Uebelſtand.

Ewigkeit wie ſauſt und brauſt dein Meer,
Worauf zwiſchen Särgen, zwiſchen Wiegen
Die Jahrtauſende ſich niederwiegen,
Graunvoll rollend hin und her!

Du auch, Erde, du mein Mutterland,
Süßer Sehnſucht Land und ſüßer Lügen,
Wie mit Millionen Flammenzügen
Ziehſt und brennſt du mich zu Sand!

Sei's! Muß alles, was gebar der Staub,
Wieder hier zu Sand und Staub zerſtieben,
Meine Lieben all ſind mir geblieben:
Denn kein Staub nimmt ſolchen Raub.

Drum nur immer auf dem Leichenſand
Feſten Muths und Fußes aufgetreten!
Auf des Herzensnordſterns Lichtmagneten
Unverrückt den Blick gewandt!

Auf! empor, wohin dein Stern dir weiſt!
Schau, wohin die Sonnenadler ſchweben!
Traue! denn er winkt unſterblich Leben,
Traue deinen Sonnenvögeln, Geiſt!

Grau'n, hinweg! weg alles, was da bebt!
Traue! glaube! alle deine Lieben
Steh'n im Himmelsbuche eingeſchrieben,
Wo ſich's ewig liebt und lebt.

Fließe, Bächlein!

1855.

So wogt die See, ſo brauſt das Meer,
Das Bächlein rinnt zu Thal —
So ſchießeſt du, auch du dahin,
Du meines Lebens Stral.

Ein Waſſerſtral, ein Tröpfchen nur
Im weiten Weltenall;
Doch auch kein Tröpfchen ſoll vergeh'n
Im wilden Wogenſchwall.

So rinne fort, mein kleines Naß,
Durch Blum' und Dornenſtrauch;
Auf deinen Wellen ſpielet auch
Sein Spiel der Weltenhauch.

O friſche Fluth! o friſcher Wind!
O friſche Lebensluſt!
Gleich viel, ob langſam, ob geſchwind,
Du rinne, weil du mußt!

Flügelſehnſucht.

1855.

Lerche, ſeh' dich wieder fliegen
In dem ſüßen Abendſchein —
Welche Wonne muß ſich wiegen
In den freien Lüften ſein!

O, und hätt' ich deine Flügel,
Flög' ich aus der Welt hinaus
Ueber Thäler Berg' und Hügel
In das höchſte Himmelshaus.

O du Kind! Bleib doch im Grünen,
Bau dir hier dein kleines Neſt,
Wo der Lenz auf Blüthenbühnen
Luſtig muſiciren läßt.

Kannſt ja hier gar luſtig wohnen,
Wo genug der Blumen ſind.
Deiner Sehnſucht Königskronen,
Deine Sehnſucht gieb dem Wind.

Gleich iſt's, lüfteſt du die Schwingen
Erdwärts oder himmelwärts,
Nimmer wirſt du doch bezwingen
Dein Geheimniß, Menſchenherz.

Gott hält die Wacht.

1856.

Warum betrübſt du dich ſo ſehr,
O Menſchenherz, und ſinkſt im Meer
Des tiefſten Erdenjammers unter?
Schau auf, und werde friſch und munter,
Schau auf zu Gottes Lieb' und Macht:
Er iſt dein Gott, er hält die Wacht.

Auf! aus dem bangen Erdenleid!
Auf! aus der feigen Zeitlichkeit!
Weg mit dem Grübeln Sorgen Grämen
Um eitel Schatten Scheine Schemen!
Blick auf! gieb auf die Höhen Acht!
Dort waltet Gott und hält die Wacht.

Blick auf! Gab er dir nicht den Geiſt,
Der muthig hin nach oben weiſt,
Zum Lichte hinweiſt aus dem Dunkeln,
Wo hellere Sterne ſelig funkeln?
Blick auf zu dem, der dich gemacht!
Er iſt dein Gott und hält die Wacht.

Zu ihm blick auf, zu ſeinem Sohn,
Der niederſtieg vom Himmelsthron,
Erſchien, ein milder Stern der Gnaden,
Zu heilen deinen Seelenſchaden;
Auf deinen Liebesſtern gieb Acht:
Er und der Vater halten Wacht.

Drum auf! aus kurzer Zeitlichkeit
Schau auf zur langen Ewigkeit,
Schau aus dem trüben Erdgewimmel
Empor in deinen lichten Himmel,
Schau auf zur Weisheit Lieb und Macht,
Die halten ewig treue Wacht.

Danklied.

1856.

Wohlauf! laß ſingen, laß erklingen,
Was in dir ſingen und klingen kann,
Mein Herz, von allen großen Dingen,
Die Gott der Herr an dir gethan,
Wie er ſo treu und wunderbar
Dein Gott und Herr und Vater war.

Wie er, der Fromme Starke Milde,
Des Name Weisheit heißt und Rath,
Dich Menſchenkind nach ſeinem Bilde
Aus ſeiner Kraft geſchaffen hat,
Mit Schönheit dich und Majeſtät
Vor aller Kreatur erhöht;

Wie er, von dem wir alles haben,
Was uns hienieden ſchon beglückt,

Mit Erdenfreuden, Himmelsgaben
Dich hat von Anbeginn geſchmückt,
Daß durch der Erde Nebelſchein
Stets ſchien ſein Himmelslicht hinein.

Ja, der uns alles Heil verkündet,
Sein höchſter eingeborner Sohn,
Der Erd und Himmel feſt verbündet,
Er kam, das Licht von Gottes Thron,
In deſſen wunderſamem Schein
Wir alle ſollten ſelig ſein.

O Lieb' und Treue ſonder Wanken,
Hoch über Menſchentraum und Wahn
Und allen Sinnen und Gedanken,
Was Gott der Herr an uns gethan,
Daß wir getroſt aus dieſer Zeit
Hineinſchau'n in die Ewigkeit!

Daß er uns Wahrheit Licht und Leben
In ſeinem höchſten Ebenbild,
Das hellſte Gotteslicht gegeben,
Im Heiland, unſerm Hort und Schild,
Der fröhlich in uns jauchzt und ſpricht:
Kind Gottes, trau' und zage nicht!

Drum will ich ſingen danken loben,
Solange Athem in mir iſt,
Mein ſüßes ſel'ges Licht von oben,
Gott meinen Herrn und ſeinen Chriſt,
Mein Lebenslicht, mein Liebeslicht,
Der Unausſprechlich's zu mir ſpricht.

Ja unausſprechlich große Worte —
Wie ſpräche ſie mein Erdenmund
Und machte hier am dunkeln Orte
Schon ganz den hellen Himmel kund?
Hier ſchweige, Herz, und bete an,
Was keine Zunge ſprechen kann.

Am Grabe von Luiſe Horn-Dahlmann.

1856.

So tragen wir den Staub zum Staube —
Dies iſt des Erdenlaufs Geſchick —
Doch aus dem Staube hebt der Glaube
Zu ſeinem Himmel auf den Blick,
Wo das jetzt ſelig liebt und lebt,
Was hier im Staub ſo oft gebebt.

Dort über Särgen, über Grüften
Ruft uns der Glaube zu: Empor!
Empor zu heitern Sternenlüften,
Wo der Erlöſten Jubelchor
Sein Heilig! Heilig! Heilig! ſingt,
Das in die Gräber niederklingt.

Von dort klingt hell unſterblich Leben
Uns unſer Liebesheld herab,
Der uns das höchſte Pfand gegeben,
Der Sieger über Tod und Grab,
Er ſpricht: Von dem, was hier zerſtäubt,
Schaut hin auf das, was ewig bleibt.

Zum Licht empor! ins Reich der Frommen,
Ins Heimatland emporgeſchaut!
Von oben wird die Freude kommen,
Wenn's euch hier unten bebt und graut,
Zu mir empor! empor zum Licht!
Empor das Herz, das Angeſicht!

So decken Erde wir mit Erde
Und wanken in dem Glauben nicht,
Daß alles Wahrheit ſei und werde,
Was unſer Heiland zu uns ſpricht:
O weint um das nicht, was zerſtäubt,
Freut euch mit dem, was ewig bleibt!

Schluß aller Lebensverſe.

1856.

Könnt' ich Löwenmähnen ſchütteln
Mit dem Zorn und Muth der Jugend,

Wie gewaltig wollt' ich rütteln
An des Tages blaſſer Tugend,
An dem Trug der Feigen Matten —
Wer will ihre Namen nennen?
Die der Väter Heldenſchatten
Nur als Leichenſchatten kennen.

Eiſen galt in meinen Tagen.
Horch' ich ſolchen Stundenweiſern,
Hör' ich ſagen fragen klagen,
Eiſern ſei ich, übereiſern,
Fern ſei mir das Loos gefallen
Von den edlen Glanzmetallen,
Fern, o fern von jenen allen,
Woraus ſeine Klänge ſchallen.

Weg vom Silber denn, vom Golde
Hin, wohin die Weiſer weiſen!
Trage, wie dein Schmidt es wollte,
Trage muthig durch dein Eiſen!
Preis ihm, der es hart geſchmiedet!
Nimmer magſt du würdig preiſen,
Nimmer, was die Welt befriedet,
Was die Welt erhält, das Eiſen.

O du Segenglanz des Pfluges!
Gold der Aehren, Gold der Reben!
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben!
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Beſtes Ding von beſten Dingen,
O ich könnte tauſend Pſalter
Voll von deinen Ehren klingen.

Darum Preis dem Rauhen Harten,
Preis dem Menſchenſchirmer Eiſen!
Mag vom Blanken Feinen Zarten
Sich ein Andrer Seines preiſen,
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir ächter Männergluthen,
Gönn' ich gern den weichen Seelen
Volle Weiberſehnſuchtsfluthen.

Erinnerungsbilder.

1856.

Her mit deinen Helden, wenn auch in nuce!
Heut ſollſt du mir deine Sehrmänner nennen,
Die vor dir in gloriosissima luce
Im Ruhmesſonnenſchein leuchten und brennen.
Froſtwetter iſt es, daß Gott erbarm!
Wir ſind an Thaten und Ehren arm.

Den Größten zuerſt — das Wörtlein der Größte
Verpufft mich billig, doch wie dem ſei,
Dem Deutſchen bleibt der Beſte der Größte,
Der Treueſte Beſte — das bleibt dabei.
Solchen Ehrenſpruch begreint mir kein Hohn:
Der Beſte war Scharnhorſt, der Bauerſohn.

Den Edelſten jetzt — O Edel! Hochedel!
Wort, das von göttlichen Flammen ſprüht!
Vernimm, nie hat's unter menſchlichem Schädel,
In menſchlichem Herzen nie ſtolzer geglüht,
Geglühet, geblühet auf deutſcher Au,
Als im Ritterglanze, im Gneiſenau.

Den Hellſten — Lieber, hier werd' ich ein Blinder,
Licht ſuchend unter ſo ſtralenden Lichtern.
Du meinſt der Schlachten Treffer und Finder,
Das hellſte Aug von den hellen Geſichtern.
Da ſchaute vor Vielen mit Adlerblick
Der Grollmann des wogenden Kampfs Geſchick.

Den Frommſten — O fröhliches Heldengewimmel!
Wie ſind da die Tauſende betend gezogen!
Wie ſind da die Fahnen und Herzen zum Himmel
In Gottes Hoffnung und Wenne geflogen!
Der Löwe Hiller. Glückſeliger Mann,
Wer Solchem gleich fechten und beten kann!

Den Stillſten — Was meineſt du wohl mit dem Stillen?
Eine Frage faſt hoch über meinem Erreich.
Ich meine, du meineſt den tapferſten Willen:
Solcher Stillen iſt Erdreich und Himmelreich —
So merke die Wörter Hell, Frei und Treu,
Darin ſitzt der Boyen, der ſtille Leu.

Den Muthigſten — Dornigſte Frage der Fragen,
In Deutſchland zu fragen nach muthigſtem Muth.
Muth war ja von allerälteſten Tagen
Ein eigenſtes allerdeutſcheſtes Gut —
Doch der nimmer und vor nichts ſich gefürchtet, voran
Stehe hier der Blücher, der deutſcheſte Mann.

Den Stärkſten — O der Starke der Starken,
Der herrlich ſchließet den Heldenreih'n,
Der Gewaltigſte war in des Vaterlands Marken,
Der Stärkſte der unzerbrechliche Stein.
Solange klinget von deutſchen Lippen Geſang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klang.

Der Dämon des Sokrates.

1856.

Sokrates, der große Geiſteskämpfer,
Hatte einen Flüſtrer und Erreger,
Einen Weiſer Leiter Halter Dämpfer
Und auch Diener und Laternenträger,
Wo es galt durch Finſterniß zu wanken.
Dieſer Ohrenflüſtrer Haucher Lauſcher,
Aller ſeiner Triebe und Gedanken
Kluger Mitdurchſprecher Gegentauſcher
Galt ihm, wie uns Andern das Gewiſſen;
Dämon ſchalt er ihn und all ſein Wiſſen
All ſein Ahnden Lieben Denken Wollen —
Wie in uns auch Geiſterchen ſich rollen —
Schob er dieſem Führer zu und Folger.

Ach! ruft Jeder, lebt noch wo ein Solcher?
Sind ſie denn erloſchen jene Sterne,
Woher ſolche Folger Menſchen kamen?

O ihr Gaffer, Greifer in die Ferne!
Könnt ihr des Begleiters kurzen Namen,
Jenes weiſen gottgeweihten Griechen,
Euch in gutes Deutſch nicht überſetzen?
Müſſet durch den Hochmuth doppelt ſiechen?

Drum herunter von den hohen Stufen!
Auf die Bank der Schüler mit der Fibel!
Dort wird euch der Kleinſte lachend rufen:
Das war ja der Engel aus der Bibel.

Mann, Mannus, Musa.

1856.

Mann oder Denker aller Deutſchen Urpapa,
Alſo auch meiner Wenigkeit der Urpapa. —
Wo aber find' ich mir die Urmama?
Die Mannin, Denkerin blieb unbekannt? —

Doch ſteht mein Sinn zu Einer luſtig hingewandt,
Zur Ungenannten, aber allen wohl bekannt,
Mit ihm geſchaffen aus des gleichen Stammes Wort,
Mit ihm geboren an dem gleichen Sternenort,
Die edle Schafferin Dichterin Denkerin,
Die alles Guten und Schönen Schenkerin,
Die Seligverſunkene im allertiefſten Gedicht,
Wie man von ihr ſo hübſch zu Ulm in Schwaben ſpricht
Auf griechiſch heißt ſie Muſe oder die Sinnende,
Die goldne Fäden Fröhlichſpinnende.

O bleibe ſie uns die Goldwebende,
Die durch die höchſten Himmel Schwebende!
Die aus dem Staub zum Licht Erhebende!
Denn über aller ſchönſten Preiſe Siegsgewinnſt
Bleibt doch ihr ſonnenfunkelnd Sterngeſpinnſt.

Klinglied.

1856.

Zum Himmel auf! Doch du biſt mitten drinnen,
Dein Bällchen Erde rollt mit Gottes Sonnen.
Ach! wäreſt du ſo mitten in den Wonnen
Des höchſten Lichts mit allen deinen Sinnen!

Denn wie viel Nichts, was wir hienieden ſpinnen!
Was wir als Schönſtes wähnen, wann geſponnen!
Wir ſchauen auf — zerſtoben und zerronnen
Fliegt! fliegt's mit deinem Wahn wie Spreu dir hinnen.

Drum auf zum Himmel! laß zur Erde ſinken
All deinen Stolz, woran noch Erde hanget,
All deinen bunten blanken Maulwurfshügel.

Denn ſollen Gottes Sterne in dir blinken,
So rufe: Weg! hinab! was irdiſch pranget!
So wachſen nur zum Himmelsflug die Flügel.

Steh vor dem Geheimniß.

Gleich der Knoſpe der Blum' iſt jeglicher Menſch ein Geheimniß.
Horch, was Wiegengeſang ſingt: Ein volleſter Lenz,
Roſen und Lilien klingt's und Veilchen und weiße Narciſſen —
Wer denkt an Made und Wurm, ehe das Licht ſie zerſprengt?
Doch ſind ſie immer mit drin. Glückſelig, wenn Blüthen und Knoſpen
Haben der Kraft genug, daß ſie nicht freſſen den Duft!
O die Maden und Würmer, die glänzenden ſonnenverwandten
Und die, welche den Keim vorgebrütet im Dreck!
Doch, wie immer es ſei, es iſt, und ich ſage: doch ſtehe,
Mit den Wünſchen voll Lenz, ſteh an der Wiege doch ſtill!
Der das Geheimniß gewickelt, der mächtige Säer der Sterne,
Hat auch vom göttlichen Keim mit in die Knoſpe geſä't;
Hier und dort wird er einſt ſein Geheimniß und unten und oben
Anders entwickeln, als Du, Blinder, es meinſt und verſteh'ſt;
Drum mit Wunſch und Gebet vor Wieg' und Knoſpe geſtanden!
Schau, wenn du kannſt, hinein, ſchau dein eigenſtes Bild.

Wiederſchein der Vergangenheit.

An Charlotte Bindemann.

1856.

Es klang ein Klang, es ſchien ein Schein,
Wie geklungen geſchienen von andern Sternen.
So klingt aus hohen Alpenfernen
Ein Frühlingslied ins Thal hinein;
So ſcheint ein goldner Abendſchein
Von längſt verſchienenen goldnen Tagen,

Ein Tröſter aller Müh'n und Plagen
Dem müden Pflüger ins Fenſter hinein.

In ſolchen wunderbaren Weiſen
Thuſt mir mit roſenlächelndem Mund,
Du, liebes Kind, dem weißen Greiſen
Vergelbte Jugendbilder kund.
Es iſt, wie das Vergißmeinnicht
Die diamantne Zauberpforte,
Bewacht vom unſichtbaren Wicht,
Leicht aufzuſchließen uns verſpricht.
Wir ſeh'n die aufgehäuften Horte
Tief aus der Zwergenſchmiede dunkeln
Gemächern uns entgegenfunkeln —
Schon rufet der Juwelenſchein:
„Schließ auf! ſchließ auf! herein! herein!
„Rühr's Blümlein dran, der Schatz iſt dein.“

O ſüßes Spiel der Fantaſei!
Du ſüßes Kind vom erſten Mai!
Du Blümelein Vergißmeinnicht,
Das heut ſo Unausſprechlich's ſpricht,
Als könnten wir von allen Riegeln
Und Schlöſſern das Zauberwort entſiegeln,
Als wäre in den grauen Herzen
Der Jugend hellem Zauberſchatz
Und ihren ſüßen Blumenſcherzen
Noch immer ein begrünter Platz.

Ach ja! ach ja! wie mancher Schatz
Mit ſeinem Glanz iſt uns verſunken,
Den einſt mit friſchem Jugendmuth
Wir heldenkühn und wonnetrunken
Uns aus der Zaubereſſe Gluth
Gemeint mit leichter Hand zu heben,
Wo jetzt die Eulen und die Unken,
Weit weit vom Kühnen und vom Schönen,
Ach! ein gar andres Lied vom Leben
Gar anders mitternächtlich tönen
Den armen Adams-Töchtern und -Söhnen.

So iſt's. Doch, liebes Erdenkind,
Viel tauſend Dank für ſüße Zeichen,
Wodurch die halbjahrhundertbleichen
Gebilde neu lebendigt ſind.
O bleibe dir das Blümlein hold,
Das höchſten Schatzes Schlöſſer ſchließet,
Das nicht der Zauberberge Gold
In Strömen in den Schooß dir gießet,
Der Zauberſchlüſſel zu den Herzen!

So ſchließet ſeinen langen Reim
Der Greis von längſtverſpielten Scherzen,
Von Blumenduft und Maienſchein,
Und geht ſtill in ſein ſtilles Heim.

Kuttra, min lilla dufva.

(Schwediſcher Nachklang.)

Girre, mein Täubchen, girre!
Schwirre, mein Vögelchen, ſchwirre
Luſtig im Sonnenſchein!
Auf! und laß klatſchen und klingen
Deine lenzklingenden Schwingen!
Frühling und Wonne ſind dein.

Luſtig zum Bauen am Neſte!
Alle Natur feiert Feſte,
Rufet zum Hochzeitball,
Horch, wie flöten und geigen
Hell aus Blüthen und Zweigen
Kukuk und Nachtigall!

Girre, mein Täubchen, girre!
Schwirre, mein Vögelchen, ſchwirre!
Heut iſt fröhlicher Mai.
Auf! laß klingen und ſingen,
Was die Stunden uns bringen,
In der Jugend Juchhei!

An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker.

1856.

Seid gegrüßt, ihr treuen Alten,
Die dem alten Gott vertrau'n,
Durch des Alterthums Geſtalten
Hin auf neue Schöpfung ſchau'n.

Her die Hände auf den Glauben,
Der ſein Halte feſt! uns ſchreibt
Und, wie viel auch Narren ſchnauben,
Doch der Ewiggleiche bleibt.

Vaterland und Freiheit haben
Wir in ſtillem Streit geſucht,
Wollten nicht, daß Kräh'n und Raben
Frech bekrächzen Adlerflucht.

Haben auf die Adlerſiege
Feſt gehofft und treu geglaubt,
Doch fiel in dem ſchweren Kriege
Mancher Tropfen Schweiß vom Haupt.

Und ſo ſchau'n trotz feiger Tadler
Und trotz feiler Knechte Witz
Wir von fern den deutſchen Adler
Mit dem alten Donnerblitz.

Ja, ſchon ſauſt es und wird kommen —
Deutſchland, ſüßes Vaterland!
Alle Tapfern Treuen Frommen
Sind dem Wetter zugewandt.

Schrei der Pöbelſchwarm ſich heiſer,
Was ſich fern zuſammenballt,
Aus dem blitzt der Donnerweiſer
Neuen Lebens Lichtgeſtalt.

Muth und Troſt.

1856.

Halt aus, du altes Herz, halt aus!
Schau über dieſe Welt hinaus,
Schau himmelauf und himmelein,
Und gleich wirſt du getröſtet ſein.

Weg! weg mit dem Naturgeſchwätz!
Viel höher ſteht dir dein Geſetz.
Das glaube fromm, das halte feſt,
Das iſt ein Troſt, der nie verläßt.

Was klügeln Narren von Natur?
Natur geht nur in Gottes Spur;
Doch ſtill muß der ſich drin ergeb'n,
Der Gottes Gang will recht verſteh'n.

Weg mit dem Elementenſturm,
Wodurch der Engel und der Wurm
Aus gleicher Sündfluth Dreck entſteht,
In gleicher Sündfluth untergeht!

Weg! weg mit ſolchem wüſten Wahn!
Empor zur höchſten Sonnenbahn,
Wo jenes Herz der Liebe ſchlägt,
Das aller Himmel Himmel trägt!

Zu ihm empor! in dich hinein!
So ſcheidet Wahrheit ſich vom Schein.
Tief, tief hinein in eigne Bruſt!
In Höllengraus und Himmelsluſt!

Denn wie du da hinein nur blickſt,
Zugleich du jauchzeſt und erſchrickſt.
Schau fleißig in dies Geiſterbuch,
So haſt Natur du übergnug.

Da lies die klare Gottesſchrift,
Die wie ein Gottesblitz dich trifft,
Da kniee hin, da bete an,
Was keine Zunge ſprechen kann.

Der Weihnachtsbaum.

1856.

Prangſt du, ſchöner Weihnachtsbaum,
Meiner Kindheit goldner Traum?
Stralſt du, ſüßes Himmelslicht,
Das die Heidenwelt durchbricht?
Biſt du, Sehnſucht aller Frommen,
Heut zur Welt herabgekommen?

Ja, es kam ein Kindlein klein,
Daß wir ſollten ſelig ſein:
Denn aus dieſem Kindlein klein
Glänzte heller Gottesſchein,
Engel klangen Jubellieder
Auf die dunkle Erde nieder.

Herrlich ging der Morgenſtern
Alles Lichtes auf vom Herrn.
Ueber alle Welten weit
Jauchzt und klingt und ſingt es heut
Hell aus Millionen Seelen,
Was die Engel ſich erzählen.

Schau, mein Herz, ſchau fromm und ſtill,
Was der Baum dir ſagen will:
Daß der ſüße Jeſus Chriſt
Heut zu uns gekommen iſt,
Daß, dem alle Engel dienen,
Als dein Bruder iſt erſchienen.

Bete, ſchaue fromm und ſtill,
Was der Baum dir ſagen will:
Hell wie dieſes Tages Schein
Hoch und hell und klar und rein
Soll der Chriſten fröhlich Leben
Von der Erd zum Himmel ſchweben.

Karl Vollertſen des Schleswigers Grab.

1857.

Einen Biedermann deckt dieſer Sand,
Der fiel für's liebe Vaterland.

Als aus Oſten die Kriegstrompete blies,
Da nahm er freudig Schwerdt und Spieß,
Es galt die Zwinger zu vertreiben:
Da konnt' er nicht zu Hauſe bleiben.

Da rief er ſeinem tapfern Sohn:
Komm! komm! uns ſprechen die Dänen Hohn,
Das leiden wir nun und nimmermehr.
So haben beide gegriffen zur Wehr,
Doch nur der Sohn iſt wiedergekommen,
Den Vater hat eine Kugel genommen.

Einen Biedermann deckt dieſer Sand,
Der fiel für's liebe Vaterland.
Steh, Anglerjüngling, ſteh hier ſtill,
Horch, was ſein Geiſt dir ſagen will.
Er ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Thränen,
Und auch: Vergeſſet nicht die Dänen.

Einen Biedermann deckt dieſer Sand,
Karl Vollertſen war er genannt.
Es war gegoſſen aus vollem Erz,
Aus vollem Männerſtal ſein Herz.
Das ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Thränen,
Doch auch: Vergeſſet nicht die Dänen.

Steh fromm vor dieſes Grabes Mal.
Solange die Sonne geht zu Berg und Thal,
Solange ſchlägt ein treues deutſches Herz
Und Hoffnung blicket himmelwärts,
Ruft Vellertſen: Streut mir Blumen, nicht Thränen,
Doch auch: Vergeſſet nicht die Dänen.

Die rechte Verſenkung.

1857.

Hinein mit vollen Segeln in den Sturm!
Es denkt an mögliche Kometenſchwenkung,
Die Land und Meer wegfegt und Sonnenſchein,
Auf ſeinem grünen Grashalm kaum der Wurm —
Hinein denn, Kämpe Menſch, da voll hinein!
Dann ſteige wieder bei dir ſelber ein,

Hinein in deine tiefſte Selbſtverſenkung,
In Platons Abgrund muthig dann hinein!
Da ſchauſt du in dem wilden Weltengraus
Mit Götterblicken aus dir ſelbſt heraus,
Da ſchauſt du rechte Lenkung, rechte Schwenkung,
Da klingt aus ſtillſter innerſter Bedenkung
Dein großes Ja, vernichtend jedes Nein:
Du biſt, du biſt geweſen, du wirſt ſein.

Antwort des Wächters auf den Zinnen.

1857.

Was bläſeſt du von Thürmen und von Thoren,
Du alter blinder Wächter auf den Zinnen?
Und rufeſt dein vergeblichs Such Verloren
Den tauben deutſchen Ohren, ſtumpfen Sinnen?

Schau um dich — weit liegt unter dir die Runde —
Schau! — Wo für deines ſtolzen Waidwerks Beute
Die Heldenjäger und die Heldenhunde?
Wo klinget deiner Jagd ein Siegsgeläute?

Herunter mit der ſchreienden Trompete!
Mit ihren mitternächtlich ſchrillen Tönen!
Laß ab vom Klang von deutſchen Morgenröthen
Von Glanz und Glück des ſel'gen Teuto Söhnen!

Schau um dich, ſchau zurück auf die Propheten,
Die einſt von Gottes Gnaden, Gottes Zornen
Die edlen Himmelsfeuerſamen ſä'ten,
Wie ſie geſä't den Steinen nur und Dornen.

Nein! nein! Mag's weh'n auf Dornen hin und Steine,
Ein Weniges kleibt doch an milder Erde,
Damit durch dieſes Wenige und Kleine
Das Große einſt durch Gott geſegnet werde.

So laßt den Samen mit den Winden weben,
Wie Viele auch des Säers ſich erboſen —
Hofft! glaubt! Auf Steinen werden Eichen ſtehen
Und auf den Dornen blühen ſchönſte Roſen.

Troſt der bangen Seele.

1857.

Fliege, fliege, bange Seele!
Fliege, fliege himmelauf!
Klinge ſinge und erzähle
Dir den Himmelslebenslauf;
Fliege fröhlich, Gottes Lerche,
Klinge ſinge, Menſchengeiſt,
Gottes Stärke, Gottes Werke,
Wie das Licht dich fliegen heißt.

Fliege, fliege, klinge, ſinge
Dort auf deiner Sternenbahn
Alle großen Wunderdinge,
Die dein Gott an dir gethan,
Der dir Stimme gab und Flügel,
Der dich tauſendfach geſchmückt
Und auf deinen Staub das Siegel
Seines Angeſichts gedrückt.

Der dir Wahrheit Licht und Leben
In dem eingebornen Sohn,
In dem Sieger hat gegeben,
Vor dem Nacht und Hölle floh'n,
Durch den wir durch dunkle Orte
Wie durch lichte Auen geh'n
Und die ſel'ge Himmelspforte
Fröhlich aufgeſchloſſen ſeh'n.

Dahin! zu den Sternenſtraßen!
Deinen Straßen, Menſchengeiſt!
Alles unter dir gelaſſen,
Was zur Erde will und weiſt!
Alle deine dunkeln Triebe,
Die die Luſt mit Leid belohnt —
Da empor zur höchſten Liebe,
Die bei deinem Heiland wohnt!

Da empor vom Licht zum Lichte
Hin, wo deine Heimat iſt,

Angeſichts zum Angeſichte
Auf zu deinem Herrn und Chriſt!
Auf zu ſeiner Lieb' und Wonne,
Die ſo wunderfreundlich ſpricht:
Komm zu deiner Lebensſonne!
Bange Seele, zittre nicht!

Bertha, Emma, Ida.

Der geliebten Ida Kyllmann. 1858.

Bertha Emma Ida — horch! drei ächt deutſche Namen.
Vernimm, geliebtes Kind, woher dieſe Drei einſt kamen.
Für den ſüßen Lebenslauf wählt der Menſch ſich Zeichen,
Worin ſich Gebet und Wunſch fromm die Hände reichen.

Bertha meint, was Stralen ſchießt, Bild der hellen Jugend,
Bild der hellen Schönheit oft mehr als Bild der Tugend;
Glanz und Schönheit trägt Gefahr ſich zu überheben:
Die Chriſtenbertha ſoll allein nach dem Lichte ſtreben.

Emma, Biene heißeſt du, trägſt ein Doppelzeichen:
Deiner Honigſüßigkeit mögte Jede gleichen,
Aber auch den Stachel führſt du für bittre Wunden —
Glücklich, wenn das Süße nur in dir wird gefunden!

Ida, du behältſt den Preis aller ſchönſten Namen:
Fleiß und Fleißig dazu ſpricht Jeder fröhlich Amen;
Fleiß bewahret Zucht und Haus, fördert alles Schöne,
Ida Fleißig beſter Klang aller beſten Töne.

Worte, geſprochen an Schills Grabe in Stralſund

zur halbhundertjährigen Gedächtnißfeier ſeines Todes, am 31. Mai 1859.

Wir kommen heut getreten,
Du tapfre Sundia,
Zu wünſchen und zu beten;
Zu beten iſt immer da:
Schon wieder liſten die Wälſchen
In weiter Welt herum,

Zu verkehren und zu fälſchen
Deutſch Evangelium:

Evangelium der Treue,
Die beſte deutſche Macht,
Die täglich wieder neue
Und friſche Herzen macht:
Die Macht, worauf wir ſtehen
Und ſtehen ganz allein,
Die Macht, der in den Höhen
Der Herr will Helfer ſein.

Bei dir iſt viel zu melden
Von alter Sachſenkraft,
Deine Bürger waren Helden
Mit Schwerdt und Lanzenſchaft,
Es mußt' an deinen Wällen,
Wie ſtolz er lief daran,
Der Wallenſtein zerſchellen,
Der allgewaltige Mann.

Die ritterlichen Namen,
Die dich als Braut gewollt
Und um dich werben kamen,
Die Fahnen aufgerollt,
Wer mag ſie heute nennen,
Die ſtolze Heldenzahl,
Die herrlich leuchtend brennen
In deinem Wappenſtral?*)

Viel reiche Ruhmesgarben
Fuhrſt weiland du dir ein;
Die buhlend um dich warben
Schwer ließeſt du ſie ein;
Zuletzt iſt einer der Frommen
In böſer wälſcher Zeit
In deine Mauren gekommen.
Sein Name klinge heut!

---

*) Stralſund führt einen Stral (Pfeil) im Wappen, gleichſam ſchon Geburtszeichen ſeiner kriegeriſchen Geſchicke. Kriegsſpiel in und um ſie geſpielt haben außer dem Wallenſtein, Guſtav Adolph, der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm, Karl der Zwölfte und Leobold der Deſſauer.

Ja, als die Wucht von Schanden
Den Nacken Deutſchlands bog,
Iſt einer aufgeſtanden,
Der ſtolz den Degen zog;
Als Viele wie Memmen erblichen
Und kuſchten feig und ſtill,
Iſt dieſer nicht ausgewichen.
Sein Name klinget Schill.

Er ruht an deinem Strande,
Du edle Stralenſtadt.
Umgerollt im Vaterlande
Iſt glücklich der Zeiten Rad:
Ueber dem die Wälſchen rieſen:
Verſcharrt ihn wie einen Hund!
Den grüßen heut aus Herzenstiefen
Die Männer am Stralenſund.

Drum wollen wir fröhlich treten
Heut an des Helden Gruft
Und fromm für Jeden beten,
Der Nieder Wälſchland! ruft;
Wer nichts als deutſche Sache
Und deutſche Freiheit will,
Ruft Nieder, wälſcher Drache!
Ruft Hoch der deutſche Schill!

Verſe zur Begleitung des Schillſchen.

Ewig, Menſch, ſollſt du das loben,
Was die Erdennoth beſiegt
Und im ſtolzen Flug nach oben
Mit des Geiſtes Flügeln fliegt,
Was mit hochgebornen Seelen
Um die ſtolze Freiheit wirbt
Und nicht rechnen kann und zählen,
Wo ſich's ehrlich lebt und ſtirbt.

Fliegende Erinnerungsblättchen.

Denkſprüche, Erinnerungsblätter.

1.

Zum Klee die Zaunranke ſprach:
Nachbar, komm mir doch nach;
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum haſt du nicht mit mir wollen?

Lächelnd erwiedert der Klee:
Darfſt auf die ſtattliche Höh
Eben ſo trotzig nicht pochen:
Ich ſtehe, du biſt gekrochen.

2.

Wirf einem Zwerge dich zu Fuß,
Und plötzlich wächſt er auf zum Rieſen.
Beſteige den Montblanc, und Grimſel und Gotthart muß
Sich gleichen zu des Thales Wieſen.

3.

Du fragſt ſo fromm: Wie find' ich
Den Weg zum Himmel hier?
Wie fang' ich und wie bind' ich,
Was nimmer weicht von mir?
Wie fang' ich Glück und Freude,
Die alle Sehnſucht ſtillt? —
Das Blümlein auf der Haide
Das wähle dir zum Bild.

Es ſteht ſo ſtill verborgen
Auf ſeiner grünen Au,
Erwartend jeden Morgen
Neu Licht und neuen Thau:
Dies fromme Blümlein wähle,
Das Veilchen fromm und fein,
Zum Bild, und deine Seele
Wird ſtill und ſelig ſein.

4.

Eines reinen Auges Klarheit,
Eines tapfern Mundes Wahrheit,
Einer treuen Rechte Schwur —
Dieſe drei geweihten Dinge
Heben hoch zum Sonnenringe
Aus der Nacht der Erdenflur.

Doch auf Erden ſollſt du weilen,
Streiche mit den Düſtern theilen,
Deren Banner Lüge bläht.
Hier gilt's Licht und Recht zu wahren
Und den Gott zu offenbaren,
Der aus Menſchennüſtern weht.

Deine Erde ſollſt du tragen
Und dich mit dem Geiſt zerſchlagen,
Der die finſtern Fahnen ſchwellt.
Jene drei geweihten Dinge
Sind die diamantne Klinge,
Durch die Lug und Teufel fällt.

5.

Ein Weg führt dich ein ins Leben,
Tauſend Wege führen hinaus.
Dies ſei dir ins Herz gegeben,
Wohl damit zu halten Haus.

Viele Wege, viele Irren,
Stürze Tode mancherlei,
Und auf allen Pfaden ſchwirren
Thorheit Trug und Wolluſt frei;

Und ihr Spiel auf allen Sinnen
Luſtig geht es Tag und Nacht,
Während die Sekunde hinnen
Fort dich reißt mit blinder Macht.

Doch friſch drein! und ſtrack und grade
Wage, halte Mann, die Fahrt!
Denn um keinen Tod iſt's Schade,
War der Tod nur guter Art.

6.

Drei Fragen, zwei Antworten.

An Charlotte von Kathen.

Was iſt das Mächtigſte?
Starken Mannes Thräne,
Dringet durch Mark und Bein,
Pfeil von ſtraffſter Sehne.

Was iſt das Heiligſte?
Schönheit fromm in Treue,
Oeffnet den Himmel dir,
Reinſter klarſter Bläue.

Was iſt das Süßeſte?
Woran magſt du's kennen?
Wer's hat, verräth es nicht,
Wer's nicht hat, wird's nennen.

7.

Wo's viel mit blanken Worten himmelt,
Als trät' es ſchon in Sternenſpur,
Wenn's da von Lug und Trug nicht wimmelt,
Wo bliebe dann dein Ton, Natur?

8.

Ein iſt öfter mehr als Drei,
Drei iſt öfter mehr als Dreißig.
Daß dein Leben tüchtig ſei,
Halte dich zu Einem fleißig.

Viel iſt öfters gar nicht viel
Spricht des Lebens Rechenmeiſter;
Schelm treibt eitel buntes Spiel,
Dieſes Spiels Gefahren weiſt er.

Darum lobt er dir ſein Ein,
Lebenseinheit Herzenseinheit:
Sei das Ein auch noch ſo klein,
Mächtig iſt in ihm die Kleinheit.

9.

Weht der Wind in deine Segel,
Laß dein Schifflein luſtig geh'n;

Wirft Fortuna auf die Kegel,
Dieſe fallen, jene ſteh'n.

Wehe, wer dem Glück will weichen!
Faß die Stunde, wie ſie fliegt.
Lange Jahre muß erbleichen,
Wer nicht in Sekunden ſiegt.

10.

Du mußt die Sterblichkeit bezahlen
Das präge früh und ganz dir ein,
Und daß Gott rechnet nicht mit Zahlen,
Daß vor ihm nichts iſt groß und klein.
Das tröſte dich bei kleinen Dingen
Und richte dich bei großen auf.
Gott giebt den Wind, er gab die Schwingen;
Er gab den Fuß, er weiſt den Lauf.

11.

Merk auf! Menſchen ſollſt du nicht fragen,
Was du ſein ſollſt und was du biſt.
Der Allerhöchſte nur kann's dir ſagen,
Gott nur frage, er weiß, was du biſt.

Höchſt hinauf, tiefſt hinein mußt du dringen,
Steigend, verſinkend zum ewigen Sein.
So wird ein Lichtlein zu fah'n dir gelingen:
Menſchen ſind Scheine, und ſpielen mit Schein.

12.

Wer im Großen ſiegen will
Sei im Kleinen fleißig,
Von Ein Zwei kommt man zum Drei,
Von dem Drei zum Dreißig.

13.

Hell Geſicht bei böſen Dingen
Und bei frohen ſtill und ernſt —
Und gar viel wirſt du vollbringen,
Wenn du dies bei Zeiten lernſt.

14.

Bei dem Schwanze fängt nicht an,
Wer des Dinges Kopf will faſſen;

Wer nach oben will als Mann,
Muß das Kriechen unten laſſen.

15.

Schau die Welt wie ein Vogel von oben,
O wie wird ſie ſo kurz und klein!
Blicke von oben die wirſt du dir loben,
Schein ſind ſie freilich, doch was iſt nicht Schein?

16.

Klopf' immer friſch nur an die linke Bruſt.
Die weiß Geheimniß, was nur Gott gewußt.
In Nebeln fliegt dahin der Witz der Weiſen,
Die dir die Fahrt nach anderm Kompaß weiſen:
Trau dem Magnet, den Gott der Herr dir ſetzte,
Er bleibe dir das Erſte und das Letzte.

17.

Es klinget jetzt die Leyer
Gar viel von Frei und Gleich,
Doch Einer nur iſt ein Freier,
Der Herr im Himmelreich.

Mag Stolz ſich wild gebärden,
Feſt ſteht das ſchwere Wort;
Doch werf' ich drum auf Erden
Mein bischen Frei nicht fort.

Der das ſchwere Wort thät ſprechen,
Führte ſcharfen Schwerdtes Ort,
Half Perſerjoch zerbrechen.
Von Aeſchylus klang das Wort.

18.

Hier ſteh' ich zwiſchen Soll und Muß
Gleich einem Wilde vor dem Schuß.
Sprich, wie gelang' ich hier zum Schluß?
Ei! mache dir das Soll zum Muß.

19.

Wer ſich des Muths erkühnt zu ſingen und zu klagen
Dein Weh, o Vaterland, dein Weh, o Menſchenherz,
Wer die Lawine wälzt der Schickſalsräthſelfragen,
Bald fliegend himmelauf, bald ſtürzend höllenwärts,

Der horche nimmer auf, wo Späne von Philiſtern,
Mit ſchalem Spott beſprützt, durch Himmelsflammen kniſtern.

20.

Wer edel ſich erkühnt und ſtark zu ſein,
Der rüſte ſich für Schickſalsdonnerſchläge;
Gerecht mißt Gott Hoch Niedrig Groß und Klein —
Das wiſſe, darnach wähle dir die Wege.

21.

Wie das Leben auch rollt,
Ob kreuz oder quer,
Was voll du gewollt,
Das ſtreu nicht umher:
Denn was Viele gewußt,
Zerſplittert ſich gleich,
An Macht und an Luſt
Iſt der Stille nur reich.

22.

Mach dir dein Kleines groß, ſo wird dein Großes klein;
Doch kannſt du wie ein Kind mit deinem Großen ſpielen,
So wird dein Kleinſtes groß, wie's einzig groß darf ſein,
So triffſt ins Glückes Weiß du, ohne drauf zu zielen.

23.

Schau die Welt an wie eitel Glück,
Und ſie giebt dir den Blick zurück
Schein iſt die Welt und ſpiegelt dir Schein;
Doch dann giebt ſie ihr bischen Uebrig's mit drein.

24.

Triebe den Menſchen nicht ſo viel Kleines
An vielen kleinen und kleinſten Tagen,
So viel Kleinſtes in Mühen und Spielen,
Sagt mir, wie ſollt' er ſein Größtes ertragen?

25.

Wer feſt will, feſt und unverrückt Daſſelbe,
Der ſprengt vom feſten Himmel das Gewölbe,
Dem müſſen alle Geiſter ſich verneigen
Und rufen: komm! und nimm! du nimmſt dein Eigen.

26.

Vor Menſchen ein Adler, vor Gott ein Wurm
So ſtehſt du feſt im Lebensſturm.

Nur wer vor Gott ſich fühlet klein,
Kann vor den Menſchen mächtig ſein.

27.

Trage friſch des Lebens Bürde,
Arbeit heißt des Mannes Würde,
Kurzer Bach fließt Erdenleid,
Langer Strom die Ewigkeit.

28.

Du fragſt; wie werd' ich ſtark? Bedürfe wenig,
So wirſt du deiner Erde Herr und König,
Zum Knecht macht einzig Kehle dich und Bauch
Und was noch Schlimm'res ſchafft den feigen Gauch;
Der Weisheit Spruch weiſt da das Männerrecht:
Erwähle, ob du Herr ſein willſt, ob Knecht.

29.

Halte dich im Großen ganz,
Im Kleinen mag es keiner bleiben:
Der pflückt den Glücks- und Ehren-Kranz,
Der nicht ſich läßt von Vielem treiben;
Doch ſag' ich: ſelig iſt der Mann,
Der mit dem Kleinen weiß zu ſpielen!
Denn er verſteht, was Weisheit kann,
Und greift das Große aus dem Vielen.

30.

Ein Wort der Lehre, nimm es mit
Ins Leben: Halt die Zunge feſt,
Denn ungewogne Rede fliegt
Unflügger Vogel aus dem Neſt;
Doch noch ein zweites beßres Wort:
Halt deine Seele fromm und rein,
So wird, was deinem Mund entfliegt,
Nie ein unflügger Vogel ſein.

31.

Trau nicht zu viel auf fremden Rath,
Wie's bei dem eignen dir auch bangt;
Denn endlich mußt du doch zur That,
Die man als deine ganz verlangt:
Leicht trägt die eigne Luſt das Herz,
Die eigne Laſt, den eignen Fehl,

Doch unverwindlich bleibt der Schmerz,
Sahſt du mit fremden Augen ſcheel.

32.

Wer der Wahrheit treu will bleiben,
Muß als Jüngling ſich entweiben;
Denn die ſüßen Weiberkreiſe
Schleppen langſam leiſe leiſe,
Wie mit zarten Taubenflügen,
Wie mit ſeidnen Fadenzügen
Auf das Feld der Schmeicheleien,
Machen leicht zum Knecht den Freien.

Nein, brennt dir das Herz der Brenner,
Welcher Muth heißt, junger Renner,
Suche tapfrer Männer Reigen,
Lerne horchen dort und ſchweigen,
Lerne horchend dort vernehmen
Thaten, die des Klangs ſich ſchämen,
Lerne dort das Ding der Dinge:
Kurzes Wort und ſcharfe Klinge.

Haſt du ſo des Herzens Rippen
Dir umpanzert, magſt du nippen,
Was nur volle Männer dürfen,
Magſt aus vollem Becher ſchlürfen,
Den das Weib, das holde, reichet.
Vor den Federn, die hier flattern,
Vor den Zungen, die hier ſchnattern,
Vor den Seufzern die hier winſeln
Und aus armen weichen Pinſeln
Murmeln mit in Thränenbächen,
Wird dein Muth nicht mehr zerbrechen;
Aus dem ſüßen bunten Schwarme
Fällt von ſelbſt dir in die Arme
Dann die Schönſte Treuſte Beſte,
Stiller Schatz im ſtillen Neſte.

33.

Willſt du in Gottes Spiegel ſchauen,
Schau in die Seele reiner Frauen,
Und aller Himmel Glanz iſt dein;

Doch hat der Spiegel Brüch' und Flecken,
Dann flieh wie vor dem Schreck der Schrecken,
Er ſpiegelt Höllenzauberſchein.

34.

Spiel im Großen, Spiel im Kleinen,
Spiel iſt unſer Erdenſpiel,
Spiel mit Träumen Schatten Scheinen,
Fern vom Ziel und über's Ziel.

Alſo weiſet mir der Weiſe,
Alſo lacht der Narr mir drein:
Räthſel bleibt die Erdenreiſe,
Selig, wer ſie kennt als Schein!

Sei's! Ich ſpiele mit dem Scheine,
Sei's! Ich irre durch den Schein,
Fröhlich wiſſend, daß der Eine
Große Spieler mit wird ſein.

Der die Sonnen und die Sterne
Tanzen ließ in ihrer Bahn,
Schuf des Lebens Truglaterne
Und dies Herz voll Traum und Wahn.

35.

Nur Einen Vers, nur einen kleinen,
Ein Blümchen wie gepflückt im Mai,
Ein Zeichen, daß ich zu den Deinen
Als Letzte nicht gezählet ſei.

O Kind, du mahnſt wohl zum Verſtummen,
Wie fern bin ich von Vers und Mai!
Vom Kukuksrufen Bienenſummen
Und aller Frühlingsnarrethei!

Doch nimm, wie's Wort ſich eben findet,
So birg's in deinem Buſen treu:
Kind, Jugend Schönheit Luſt entſchwindet,
Nur Liebe blüht ein ew'ger Mai.

36.

(Frage eines Prinzen und die Antwort darauf.)

„Ich würde gern ein Mann der Kraft,
„Ein Degen von gutem Eiſen.

„O Lieber, wollſt mir Stal und Schaft
„Zu ſolcher Waffe weiſen.“

So, im Gefühlsüberſturz
Thät mich ein Jüngling fragen.
Dem mußt' ich alſo rund und kurz
Die ſchwere Antwort ſagen:

Laß nie ein Wort aus deiner Bruſt,
Das du nicht meinſt, erklingen;
Laß von des Weibes Zauberluſt
Dich nicht zu früh umſchlingen.

Du bebſt — Es wird das Wort ein Mann
Nicht leichten Kaufs beſchieden;
Denn Wahrheit nur und Keuſchheit kann
Solch edles Kleinod ſchmieden.

37.

Wer Luſt und Glück will finden,
Geh nicht ſie finden aus;
Sie kommen ſtillen Blinden
Von ſelbſt ins ſtille Haus.
Die Himmelsgeiſter gehen
Gar leiſ' in leiſer Luft:
Wann Winde wilder wehen,
Haucht keine Blume Duft.

38.

Wer großes Glück kann tragen,
Der hat ein ſtarkes Herz
Und mag es muthig wagen
Mit jedem Spiel und Scherz:
Drum wird auf ſteilſten Höhen
Des Ruhmes Kranz gereicht;
Denn Unglück zu beſtehen
Macht Gott im Himmel leicht.

39.

Freund, wer männlich ſein Ich will
Frommen Munds verſteht zu ſprechen,
Mag im Erdenthale ſtill
Manche ſüße Blume brechen.

40.

Gutes Wort findt gute Stätte,
Aber mach dein Wort auch fertig;
Wirfſt du's aus wie Klotz und Klette,
Sei des Widerſchlags gewärtig.

Soll's durch Herzen mächtig treiben,
Sei es hell wie Sonn' am Tage;
Roh wird's ſtoßen oder klaiben:
Beule oder krätzige Plage.

41.

Wer da viel will irre gehen,
Frage Viele um den Weg.
Grade wollen, grade ſehen
Findet ſicherſt Weg und Steg;
Doch ein bischen Muth von oben,
Doch ein bischen Gotteswort
Will ich meinem Wandrer loben,
Dieſes hilft am beſten fort.

42.

Willſt du fromm und ſelig ſein,
Denke dir das Große klein,
Denke dir das Kleine groß,
Und du ziehſt das große Loos.
Dann wird dir dein kleiner Ball
Erd ein feſter Punkt im All,
Dann wird dir das Menſchenherz
Rechter Ernſt und rechter Scherz.

43.

Spiele nicht mit deinen Worten,
Nicht einmal mit deinen Mienen,
Dieneſt wahrlich ſchlecht den Andern,
Wirſt dir ſelbſt am ſchlechtſten dienen.

Denn du wirſt, ein leichter Vogel,
Endlich ohne Federn flattern
Und wie ein gerupftes Gänschen
Dich in Klingelklang verſchnattern.

Stilles Antlitz ziemt dem Manne,
Kurzes Wort und treue Rechte —

Darum lerne unterſcheiden
Spiel der Freien, Spiel der Knechte.

44.

Du willſt von mir ein kleines Wort,
Du willſt von mir Erinnerung.
Wohlan! ich zeige dir den Ort,
Wo ſie gepflanzt bleibt ewig jung.
Geh, lege ſie dem Jugendſchatz
Deiner erſten zwanzig Jahre bei,
So blüht am warmen Liebesplatz
Sie ewig jung, ein grüner Mai.

45.

Geh deines Weges ſtill,
Geh deines Weges grad.
Dem, der nichts weiter will,
Verrennt man nicht den Pfad;
Wer aber kreuz und quer
Abſchweift vom graden Weg,
Den ſtößt ein ganzes Heer:
Die Meiſten laufen ſchräg.

46.

Du jagſt dem Schönen nach
Und läufſt vorbei dem Guten.
Erbebe! ſo gemach
Läßt Höchſtes ſich nicht muthen:
Ein Millionenſchweiß
Iſt Herkuls Stirn entronnen,
Eh' er der Schönheit Preis
In Hebens Arm gewonnen.

47.

Du wünſcheſt ein Erinn'rungszeichen,
Ein klares kurzes gutes Wort,
Von jenen Zeichen, die nicht bleichen,
Die Farbe halten fort und fort.

Hier eins: Laß nur aus deinem Munde,
Was quillt aus deines Herzens Born,
Doch ſchweige in der böſen Stunde,
Wo ſeine Waſſer trübt der Zorn.

Zorn zieht mit Doppelbrunnenzügen:
Zwei Mächte kämpfen in ihm gleich,
Der Teufel, Großpapa der Lügen,
Und Gott, der Herr im Himmelreich.

Wie das? Das Räthſel dir zu ſagen,
Bin ich zu klug und auch zu dumm;
Du mußt das eigne Herz drum fragen:
Da lies dein Evangelium.

48.

Weiſe mir den rechten Schlag,
Weiſe mir den rechten Blitz,
Daß ſich zwiſchen Nacht und Tag
Froh ergeb' der Menſchenwitz —
Wer nur Herz hat, wird zum Tropf,
Wer nur Kopf hat, wird zum Stein —
Selig, wem zugleich durch Kopf
Und durch Herz es blitzet ein!

49.

Wer Liebe will, der will was Ueberſchwänglichs
Und wer Erinn'rung will, will Unvergänglichs —
So fragſt du doch den fremden Mann?
Ich meine, du biſt deutſch, — dann haſt du alles,
Stehſt über'm Schrecken ſelbſt des Himmelsfalles:
Es war dein Geiſt, eh' dieſe Welt begann.

50.

Ein kleines Wort, ein kurzes Wort,
Ein Lebenszeichen, Liebeszeichen:
Rollt wie ein Rad das Leben fort
Und müſſen Lenz und Jugend bleichen,
Doch eine Blume ewig jung
Und ſchön ſie kennet kein Erbleichen —
Die Blume heißt Erinnerung,
Und dieſes Blättchen ſei ihr Zeichen.

51.

Licht ſuchſt du da, wo tauſend Lichter funkeln,
Und ſchreiſt: wer ſagt mir, ob ich nicht im Dunkeln?
Im Meer des Lichtes willſt du magre Klarheit,
Willſt jedes Funkens Fünklein dir zerklauben,

Damit du könneſt, daß es leuchte, glauben.
O blinder Thor mit ſolcher blinden Wahrheit!

Der Feldherr, welcher jede Lanzenſpitze
Der Knechte zählt, wird nimmer mit dem Blitze
Des Siegers Schlachtenreihen niederſchmettern.
Auf! nimm dir Muth, und ſtürze dich ins Ganze,
Rauf' aus der Blumen Fülle dir zum Kranze,
Und zähle ſeine Wonne nicht nach Blättern.

52.

Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein,
Zum Leuchten hilft nicht hell ſein,
Wie alte Lehre ſpricht.
Merk auf, und ſchau die Beine,
Merk auf, und ſchau die Scheine,
Und übe dein Geſicht.

Da magſt du ſchau'n und fragen,
Der Narr wird's gleich dir ſagen,
Der Weiſe weiß es nicht.
Du darfſt den Spruch nicht ſchelten,
Er wird ſchon ſteh'n und gelten,
Auch wenn dir Licht gebricht.

Laß Kluge Kluges meinen,
Du gehe mit den Kleinen
Nur friſch dem Scheine nach,
Und tröſte dich der Mähre:
Es kommt zuletzt zum Meere
Der allerkleinſte Bach.

53.

Hinein mit voller Jugendluſt,
Mit vollem friſchem Muth ins Leben!
Stal in das Herz! Stal in die Bruſt!
Die Tapfern finden ihre Heben.

54.

Du findeſt Steine auf dem Weg
Und Waſſer leicht nicht durchzuwaten.
Geduld! nimm Steine, bau den Steg,
So wird dein Uebergang gerathen;

Doch wagſt du dich mit jedem Stein,
Mit jedem Waſſer keck ins Treffen,
So werden Tölpel dich beſchrei'n
Und Narren dich als Narr'n bekläffen.

55.

Sei der Kleinſte unter Kleinen,
Sei der Höchſte unter Hohen,
Sei der Gröbſte unter Feinen —
Und kein Sterblicher darf dir drohen.

56.

Jeder Menſch ſpielt von Natur mit Schatten und Scheinen,
Jeder Menſch hat neben den großen Gedanken die kleinen!
Selig, wer in dem Kleinen greift das Große!
Dieſer Glückliche zieht das Loos der Looſe.

57.

Du mußt was wirklich hoch und groß
Dir an dem Allerkleinſten meſſen.
Der zieht des Glückes großes Loos,
Wer lernt zuerſt ſich ſelbſt vergeſſen.

58.

Wann die Worte ſprühen und ſchäumen,
Die Gedanken nebeln und träumen
Und das Herz ſchlägt auf in Gluth —
O dann halte das Schwerdt in der Scheide,
Das Schwerdt der That; denn zum bittern Leide
Wird dir der viele und dunkle Muth.

59.

Licht, ja Licht in allen Dingen!
Nebelſchatten weggefegt!
Vogelſchwingen, Geiſterſchwingen
Hellſte Luft am beſten trägt,
In dem Nebel krächzt die Krähe,
In der Sonne fliegt der Falk —
Schau das Gleichniß in der Nähe:
Licht iſt treu und Nacht iſt Schalk.

60.

Bei Nacht ſind alle Katzen grau.
Horch, Lieber, dieſem Spruch, und ſchau!

Der Spruch iſt aus dem Klang zu deuten
Gleich ferner Thürme Glockenläuten.
So weiſe dich ſein Klang zum Licht,
Der hell wie Glocken klingt und ſpricht:
Was du nicht kannſt im Lichte ſchauen,
Das wird dir, Menſch, aus Grau zum Grauen.

61.

Wo willſt du hin mit deinem Herzen?
Du klagſt, es ſei zu jung und grün
Und wolle wie bei Maienſcherzen
Selbſt unter Schnee und Eis erblüh'n —
Ach! iſt zu eng dir dieſe Erde,
Zu kalt dir jedes Menſchenherz,
Vergöttre dich, o Herz, und werde
Ein langer weiter Weltenſchmerz??

62.

Schön iſt die Welt, ſei du, o Menſch auch ſchön,
Sei ſchön und gut, ſo wird dir's wohl ergeh'n.
Bedenke: fernſt von Worten liegen Thaten,
Fern liegt der Aerndte Luſt vom Streu'n der Saaten:
Wer nicht zu handeln, nicht zu ſäen wagt,
Von dem wird endlich Welt und Glück verklagt.

63.

Ein Wörtchen der Erinnerung,
Ein kurzes Wörtchen willſt du haben.
„Auf! Verſeflügelroß, nimm Schwung!
„Laß uns zur Hippokrene traben!“
Es fliegt dahin und ſchlägt den Huf
Mit ſtarker Hebung in die Quelle,
Und pythiſch klingt heraus der Ruf:
„Sei friſch und muthig, ſprudle helle!“

64.

Ein Erinn'rungszeichen:
Roſen und Lilien bleichen,
Liebe verblühet nimmer,
Dieſe ſüße Pflanze
Behält im Lebenskranze
Ewig Duft und Schimmer.

65.

Der Bruder ſucht die Vogelneſter,
Die Frühlingsblumen pflückt die Schweſter —
So ſtreifen beide durch den Wald.
Das iſt der Kinder leichtes Treiben,
So wird das ſchwere ſpäter bleiben:
Natur iſt weder jung noch alt.

66.

Sei hart! bezwinge Hunger und Durſt,
Such Müh und Schweiß — Das iſt ein Thurſt,
Der nimmer wächſt in feigen Brüſten.
Sei ſtark! bezwinge, was gefällt,
Dann biſt du zehnmal größrer Held:
Du ſtehſt als Sieger auf Gelüſten.

67.

Woraus es dir am hellſten klingt,
Das iſt das leerſte Faß;
Dem Vogel, welcher immer ſingt,
Ruft jeder: ſchweig' und laß!
Doch auch das Stille hat Gefahr,
Das Leiſe auch hat Trug —
Sei ſelbſt nur voll, ſei ſelbſt nur wahr,
So biſt du klug genug.

68.

Was Links? was Rechts? was Süd? was Nord?
Fort mit den Satanswörtern! fort!
Die nur mit Satansfratzen greinen!
Sie führen weg vom graden Pfad,
Von grader Rede, grader That,
Und äffen dich mit Lügenſcheinen.

Weg Links und Rechts und Süd und Nord!
Es liegt des Vaterlandes Hort
Gleich reich an allen Landesenden.
Gehſt du mit frommem Herzen aus,
Du trägſt dein Theil davon nach Haus
Und hilfſt die Hebung mit vollenden.

69.

Wer ſich Feſtes will erbauen,
Schaue Grau nicht aus dem Grauen,

Hellem Muth gehört die Welt.
Zwar auch Helden ſieht man fallen,
Aber traurig fällt vor allen,
Wer durch eigne Schwere fällt.

70.

Schon rufen Viele Schwerenoth!
Mir wieder, alten böſen Fluch,
Den deutſchen Fluch der Erdennoth,
Den nie ein Volk wohl ſchwerer trug.
Da ruf' ich auch: Potz Schwerenoth!
Friſchauf mein alter deutſcher Muth!
Du ſtarker Muth in Noth und Tod,
Friſchauf! und mach' es wieder gut!

71.

Schämſt du dich, daß Schelme ſind?
Willſt du deutſche Schelme ſtreicheln,
Die dich dem Aprillenwind
Gleich mit Wechſeln auch umſchmeicheln?
Nein, den Handſchuh friſch heraus!
Feig wird, wer den Feigen weichet —
Luſt und Muth wächſt überaus,
Wenn man Schelmenbacken ſtreichet.

72.

Lohne Gute, ſtrafe Schlimme,
Das allein giebt Männerkraft.
Wird verhaltner Zorn zum Grimme,
Bricht er dir der Stärke Schaft.
Der die ew'ge Teufelsfehde
Und den Wahrheitskampf befahl,
Gab dem Mund umſonſt nicht Rede,
Gab dem Arm umſonſt nicht Stal.

73.

Aergre dich an keinem Menſchen,
Gott der Herr hat ihn erſchaffen.
Welche Stufen von dem Leibnitz
Bis zum Ebenbild des Affen!
Gab dir Gott ein wenig Himmel,
Suche dir es treu zu wahren.
Weiter frage nicht — der Geber
Wird dir's einſt wohl offenbaren.

74.

Vieles will auseinander gehen,
Doch mein Deutſchland wird endlich ſtehen
Wieder in friſchem Glanz und Kraft
Manche Schwerdter Spieße und Lanzen
Werden noch durcheinander tanzen,
Ehe das Neue geſund ſich ſchafft.

Schwerdter des Eiſens, Schwerdter der Worte
Werden zucken hin nach dem Horte,
Welcher uns klar doch zu tief noch liegt.
Doch in die Tiefen hinab ohne Beben!
Trotz Höll' und Teufel wollen wir heben,
Was zur endlichen Einheit ſiegt.

75.

Man ſchilt mein Deutſchland einen Greis,
Zu kalt und zu verſtändig,
Ich aber ſchelt': er iſt zu heiß,
Der Junge, zu lebendig,
Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll
Bei allen tollen Streichen;
Und grade darum darf und ſoll
Die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmuth,
Der ſchäumt und bäumt, nur binden,
So wird er ſein verlornes Gut,
Die Freiheit, wieder finden.

76.

Zum Himmel fliegen wir, ſo klagen ſie,
Auf Erden graſen wir wie dummes Vieh
Und laſſen uns von Füchſen und Wölfen jagen.
Wohlan! ich faſſe mir das erſte Wort
Und jage Füchſ' und Wölfe damit fort
Nebſt allem deutſchen Zagen und Verklagen.

Glaubt mir, wer in den Himmel ſich verſtieg,
Steigt ſtärker nieder, und wird Glück und Sieg
An ſeinem Tag, den Erdenſieg, erringen.
Dein Tag geht auf, Germania, friſchauf!

Mit allen deinen Beinen auf zum Lauf!
Zum Flug mit allen deinen Himmelſchwingen*)!

77.

Deutſcher wagſt du kaum zu heißen,
Mögteſt nur mit Fremdem gleißen,
Mögteſt mit Engländern und Franzoſen
Bunt dir pletzen Wams und Hoſen,
Mit Moskovitern gar und Polen
Flicken die zerrißnen Solen.
Schäme dich! auch mit nackten Beinen
Wage deutſch zu ſein, zu ſcheinen!
Schäme dich! auch mit nackten Armen
Drein mit dem deutſchen Herzen, dem warmen!
Drein mit dem vollen deutſchen Herzen!
Und du magſt den Hohn verſchmerzen,
Womit Fremde Deutſche nennen.

Doch tief muß der Hohn erſt brennen,
Tief im vollen deutſchen Herzen,
Tief mit vollen deutſchen Schmerzen.
Wage nur dich zu erkennen!
Und man wird dich anders nennen.

78.

Freund, willſt du Licht, in dich hinein
Schau! ſchau! Giebt dir das Herz nicht Schein,
Da draußen findeſt du es nimmer;
Denn Schatten von Schatten iſt die Welt,
Schatten deſſen, der ſie hält und ſtellt,
Von Gottes Urlicht blaſſer Schimmer.

79.

Sei Gott gleich! — „Ach! das geht nicht.“
So ſei ein Menſch! — „Das ſteht nicht.“
Ei was! es kann doch ſteh'n.
Schau Gott, doch nicht verwegen,
Dann wird der Menſch ſich legen,
Um ſtark durch Gott zu ſteh'n.

---

*) Man merkt wohl von ſelbſt, daß viele dieſer Reime aus den Jahren 1848 und 1849 in Frankfurt entſtanden ſind.

80.

Ich bin ein Kluger, heiße Vernimm
Und habe gar eine helle Stimm',
Helle Augen, die's Gras wachſen ſehen,
Helle Ohren, es klingt drein und durch,
Was droben hoch in der Himmelsburg,
Was hier unten vor tauſend Jahren geſchehen.

O wohl dir der Vernünftigkeit,
Der edlen Geiſterzünftigkeit!
Mögſt du Vernunft mit Verſtand verwalten!
Nur wer Geheimniß ſchweigen kann,
Der iſt der rechte zünftige Mann;
Wer ausſchwatzt, wird gar nichts behalten.

81.

Schräg und ſcheel und ſcheel und ſchräg
Iſt der Meiſten Blick und Weg,
Gradaus das will Muth und Treue:
Schau den Fuchs- und Affen-Sprung,
Schau der Glieder ſtolzen Schwung,
Welchen ſchwingt der tapfre Leue.

82.

Was du geträumt in grüner Jugend,
Das mache wahr durch Männertugend —
Die frühſten Träume täuſchen nicht.
Doch wiſſe, Träume ſind nicht Thaten:
Ohne Arbeit wird dir nichts gerathen.
Die Tugend trägt ein ernſt Geſicht.

83.

Ich denke, darum bin ich,
Und werde ewig denken.
Der Spruch iſt fein und ſinnig;
Ich kann dir beſſern ſchenken:
Ich liebe, Lieb' iſt Sonne,
Die nimmer kann verglühen:
Drum werd' in Himmelswonne
Ich ewig glüh'n und blühen.

84.

Wie Adler ſchweben über Bergen,
So ſchwebt der Edle über Zwergen

Voll ſeiner Liſt und Lüge hin.
Der alles ſchafft von guten Werken,
Gott wolle ſchaffen bilden ſtärken
In dir den hohen edlen Sinn!

85.

O Germanien, keinen Kaiſer
Kannſt du finden? keinen Stolzen?
Wo ſind deine Eichenwälder?
Giebt's nur Erlenholz zu holzen?

Sind mit ihren Wiegenſchlöſſern
Die Geſchlechter all verwittert?
Und wird bang in kleinen Herzen
Um das Kleine nur gezittert?

Sei's! wir wollen deine Zukunft,
Mein Germanien, anders wägen —
Wehe! wer zu ſprechen wagte
Letzten Fluch und letzten Segen!

86.

Ach! was wir Menſchen alles wiſſen,
Seit Adam in den Apfel biß!
Je mehr wir lernen grübeln wiſſen,
Des mehr wird alles ungewiß.
O mir den hellen Kinderglauben!
Den Himmelsblick vom Paradies!
Und aller Philoſophen Hauben
Und Bärt' und Mäntel geb' ich preis.

87.

Verkehrte Welt! das Große klein:
Was hoch ſchau'n ſollte, ſieht nur Erde,
Und ſpielt mit todtem Puppenſchein
Statt ſtolzer Majeſtätgebärde.
Was frommt's dir, ſchnallſt du Sporen an,
Der Väter Sporen Schild und Waffen?
Heut heißt's fürwahr Selbſt iſt der Mann,
Was hoffſt du Löwenmuth von Affen?

88.

Vom Himmel ſtralet dir zurück
Als Widerſchein der Erde Glück —

O wunderſames Gnadenzeichen!
Doch ſind dir Aug und Herz nicht rein,
So wird dir auch der letzte Schein
Des kleinſten Himmelsſterns erbleichen.

89.

Schön, ja ſchön iſt Gottes Welt.
Was die Schönheit drinn entſtellt,
Iſt der Menſch, der Menſch allein.
Selten iſt es ihm gegeben
Abzuſtreifen von dem Leben
Den Millionenlügenſchein:
Lügenſchein, den er ſich ſpinnt,
Lügenſchein, den er erſinnt,
Weil der arme Teufel meint,
Gottes Licht laſſ' ihn im Düſtern,
Wenn auch gute Geiſter flüſtern:
Trau nicht dem, was ſchillernd ſcheint.

90.

Du willſt ein kurzes Wort,
Du willſt ein kleines Zeichen,
Das über Zeit und Ort
Hinaus noch könnte reichen?
Die Hand her! ſchlage ein!
Es gilt! das Vaterland!
Das Vaterland allein
Knüpft ſtarkes feſtes Band.

91.

Wir hören tauſend Stimmen,
Uns klingen tauſend Glocken.
Das ſind nicht Frühlingsimmen,
Umſumſend Blüthenflocken,
Nein ernſte grimme Töne
Wie Gottes Donnerreden.
Auf! Vaterlandesſöhne,
Zu Waffen und zu Fehden!

92.

Du willſt ein Zeichen. Nimm es hier,
Ein Siegeszeichen, Glückeszeichen:
Friſch drein! und ſtets gradaus mit dir!

Und alle Schrägen müſſen weichen.
Denn glaube mir, daß ſchief und ſchräg
Die Meiſten feig und liſtig ſchleichen;
Doch wer grad geht auf gradem Weg,
Dem müſſen Höll' und Teufel weichen.

93.

Das Eiſen ſinkt im Meer,
Doch weißt dir's auszuweiten,
So kann's auf Wogen reiten
Als leichtes Schiff einher.
So iſt, o Menſch, dein Muth —
Daß er nicht ſchwer verdämm're,
Schlag raſtlos drauf und hämm're,
Halt friſch der Schmiede Gluth.

94.

Was macht den Mann? Ich will es dir
Mit ein paar kurzen Worten ſagen:
Du mußt auf jede Luſt und Gier
Wie mit dem Eiſenhammer ſchlagen.

Dann bleibt dir nur dein dünnſtes Selbſt,
Und dein Metall iſt ausgeſchmiedet
Und das, womit du Himmel wölbſt
Und ſie vernichteſt, ſteht gefriedet.

Was iſt dies dünne bischen Mann,
Von dem die ſchweren Schlacken flogen?
Es heißet Geiſt, und hat erſt dann
Sein helles Lichtkleid angezogen.

95.

Troſt, daß Glück und Unglück wechſelt,
Daß es über alle fährt.
Freund, wer dieſen Spruch gedrechſelt,
Nie war der des Troſtes werth.
Nein, es muß in feſter Seele
Feſt der Spruch des Guten ſteh'n:
Gutes wolle, Gutes wähle,
Und es wird dir wohl ergeh'n.

96.

Du ſprichſt: er hat nicht dran gedacht*),
Er wagt nicht dran zu denken.
O bei dem Narr'n, der nie gedacht,
Da hab' ich mein Bedenken.
Wer links und rechts und ohne Ziel
Hinfuchtelt mit der Klinge,
Mit dem, weißt du, iſt Waffenſpiel
Das ſchwerſte aller Dinge.

97.

Bewundre nichts, beneide nichts,
Freu dich des ſüßen Sonnenlichts
Des Tags, der eben aufgegangen;
Wie's Böglein ſpielt durch Berg und Thal,
So ſpiele hin im Sonnenſtral
Des Augenblicks mit Roſenwangen.

Was heute iſt, was morgen ſein
Wird, ſchau zu tief und ſcharf nicht drein,
Sei nicht ein blinder Stundenmerker;
Gedank' iſt Bliz, doch Grübelei
Bricht jeden ganzen Muth inzwei
Und macht dich nie für Kämpfe ſtärker.

98.

Die Natur hat ihre Rücken,
Gott der Herr malt ſeine Schilder
Auf die Stirnen, auf die Rücken
Der geſchaffnen Menſchenbilder.

Horch! Ein Schild, das dir ein Grauen
Macht, ja nur ein leiſes Beben,
Wie's zuerſt die Augen ſchauen,
Davon ſollſt du flugs dich heben.

Traue, Freund, dem erſten Blicke,
Wie dem Wink von treuer Liebe,
Denn es ſpiegeln ſich Geſchicke
Drin aus dunkelm Herzenstriebe.

---

*) Mögliche Verwegenheit eines Miniſters.

99.

Von Links und Rechts wirſt du todtgeſchlagen.
Hört, Freunde, einmal ſtirbt man nur.
Mit Gott friſch drein! Wir wollen's wagen:
Gott lebt und göttliche Natur.

100.

Denke, denke, denke immer,
Denke ſtill und feſt Daſſelbe,
Und du ſiehſt im Sonnenſchimmer
Schon auf höchſtem Sterngewölbe,
Kannſt mit höchſten Majeſtäten
Um die erſten Kronen ringen:
Denn nur die auf Erde treten
Kann der Erdengeiſt bezwingen.

101.

Du ſtaunſt zum Goldpallaſt hinauf,
Als könn' ihn Unglück nicht erreichen:
O wiſſe, gleich läuft Schickſalslauf,
Aus jedem Hauſe trug man Leichen,
Aus jedem Auge ward geweint,
Durch jeden Buſen bebten Schrecken.
Freu dich der Sonne, die dir ſcheint,
Laß dunkle Zukunft Gott dir decken.

102.

Sei tapfer! ſei ein Menſch! Du trägſt das Zeichen
Von Gott dir hell geprägt auf hoher Stirne —
Ja, eben daß ich Menſch bin, jagt die bleichen
Gedanken oft mir auf in dem Gehirne.

Heut wirbl' ich gleich der Lerche ſonnentrunken
Mit Himmelsliedern fröhlich auf zur Höhe,
Und morgen lieg' ich tief hinabgeſunken
Und ächz' aus dumpfem Staub mein Menſchenwehe.

O ſchlimmſte Zweiheit, ältſte Menſchenklage!
Laß nun auch ältſter Weisheit Spruch dir ſingen:
Vertrau dem Gott in dir, den Menſchen wage,
Und nimm und trage, was die Stunden bringen.

103.

Ein Weg führt ein ins Leben,
Tauſend Wege führen hinaus:
Ein Spruch, der oben ſchweben
Dich läßt im Lebensſtrauß.

104.

Sei ganz ein Menſch, und kniee vor Gedanken,
Die Göttern gleich mit Sonnenbällen ſcherzen
Und Atlasſäulen ſtellen ohne Wanken;
Doch knie' auch nieder vor dem Menſchenherzen.

Sie ſind die ſtillen warmen Himmelswiegen,
Die ſchaukelnd mächt'ge Rieſenkinder rollen,
Die Geiſter und Gedanken, die zu Siegen
Der Menſchheit neue Waffen ſchmieden ſollen.

105.

(Aus Frankfurt.)

Ein Jahr? Was haben wir geſchaffen?
Ein Jahr des deutſchen Weltgerichts?
Wie brauſend lief es uns bergunter!
Und ſein Ergebniß war ein Nichts.

O ſchlimmſte aller ſchlimmen Reden!
Auch Deutſchland alſo bliebe Nichts?
Nein, nimmer! Geiſter ſchlugen Schlachten,
Und Funken flogen rings des Lichts.

Unſterbliche bedecken Aſchen —
Ja, auf ihr Leben kannſt du trau'n.
Ein Wind von Gott wird wieder blaſen,
Und ſchönſte Flamme wirſt du ſchau'n.

106.

Geduld! Geduld! du ſtehſt auf Erde.
Was träumſt du dir von Hochgenüſſen,
Von Himmelsſtolz auf einem Boden,
Wo höchſte Berge bröckeln müſſen?

Hinweg! — Hab' ich als Kind die Sterne
Sehen, meinen Himmel, greifen wollen,
So ſollen, die den Stolz mir ſchmähen,
Von meinem Himmel fern ſich trollen.

107.

Bleibe du in deinem Revier,
Ich bleibe in dem meinen.
Jeder wandle ſeinen Weg,
Wie ihm die Sterne ſcheinen.

108.

Verlierſt du Herrn- und Fürſten-Gunſt,
Die Wahrheit bleibt von Gottes Gnaden
Und wird unſterblich ewiglich
In Gottes Sonnenbade baden.
Mit ihr hinein ins Geiſterbad,
Ins beſte Stalbad aller Waſſer!
So ſteigſt du ſtark zum Kampf heraus
Und biſt vor keinem Glück Erblaſſer.

109.

„Still! es ſinken deine Flammen
„Für die Aſchen ſchon zuſammen,
„Erde muß zur Erde werden.“
Richtig. Doch, dieweil ich lebe,
Bleib' ich in der frohen Schwebe
Zwiſchen Himmel gern und Erden.

110.

Durch des Menſchen Bruſt klingt Himmelsſaitenſpiel,
Aber manches Andre ohne Maaß und Ziel.
Was in tiefſten Tiefen klingt der Seelen,
Kann man nicht nach Zahl und Noten zählen.

111.

Schein iſt alles, ſingt der Dichter,
Und wir leben durch den Schein,
Selbſt die hehren Himmelslichter
Täuſchen uns mit Schein im Schein:
Willſt du Sonnenſtraßen fragen
Durch Millionenjahrezahl,
Jeder Schauer wird dir ſagen,
Hier auch wechſelt Pfad und Zahl.

Soll ſo fortgeſungen werden
Dieſes ältſte Menſchenlied?
Giebt's denn keinen Schein auf Erden,
Der nicht ſein Geſicht verzieht?

Nein, nicht draußen, nur im Herzen,
Tief im Herzen, dort allein
Brennt ein Flämmchen ſtillſter Kerzen,
Dies allein kein Schein vom Schein.

112.

Horch nicht auf das Geläute und Gebimmel,
Wornach die liebe Menge horcht und ſchreit;
Es klingt dich nur heraus aus deinem Himmel,
Lockt nur wie Schlachtgeſang hinein in Streit.
O bleibe lieber, wo die Stillen wohnen,
Wo ſtille Blumen im Verborgnen blüh'n;
Da winde dir des Glückes zarte Kronen,
Und laß den Weltſchall froh vorüber zieh'n.

113.

Du heißeſt Gottes Ebenbild,
Ein Fünkchen aus dem Himmelslichte,
Was in dir lebt und webt und quillt,
Das iſt vom Himmel die Geſchichte.

Sie dämmert in die Welt hinein,
In dieſe Welt der armen Blinden,
Damit wir uns an ihrem Schein
Hier bildlich durch die Wirren finden.

An dieſem Himmel halte feſt
Mit allen ſeinen Wunderzeichen.
Wann Erd und Welt und Glück verläßt,
Dies kann nicht wechſeln, kann nicht weichen.

114.

Du zieheſt kurzen Athemzug,
Kannſt doch unſterblich Leben hauchen.
Auf! wage für den Himmelsflug
Des Geiſtes Winde zu gebrauchen.

115.

Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann
Das muß als deutſche Looſung klingen.
Wer da nicht wanket ab und an,
Kann alle Höllenteufel zwingen.

116.

Was der Menſch der Unſchuld geweſen
Kann Jeder ſich aus ſeiner Kindheit leſen.

Bewahre dir Gott deinen Kinderſinn,
So weißeſt du immer Woher? und Wohin?
Und ſchauſt aus verworrenem Erdenſcherz
Stets fröhlichen Blickes himmelwärts.

117.

Wiſſ', am Kleinen hangt das Leben,
Oft am Kleinſten hangt der Muth —
Schön iſt Streben, doch Ueberſtreben,
Wiſſe, dies thut keinem gut.

118.

Was ſoll ich wählen?
Wer kann ſie zählen,
Die Gaben und Triebe?
Was ſtille Seelen
Still ſich erzählen,
Das ſollſt du wählen —
Sie flüſtern nur Liebe.

119.

Nur Einen Freien giebt es, der heißt Gott
So ſpricht der edle Heide Aeſchylus.
Kein Narr macht dieſen Spruch zum Narrenſpott,
Weil jeder Staubgeborne dienen muß.
Ich diene klang des Böhmenkönigs Spruch.
Menſch, Erdenkönig, nie dienſt du genug.

120.

Wolle Gutes, bedürfe wenig,
Und du biſt des Lebens König.
Glaube mir, das Leben ſieht dich drauf an,
Verneiget ſich und ruft: ein Mann!

121.

Das Leben iſt undankbar und ſchlecht
So ſchilt der eignen Habſucht Knecht.
Sieht es dich über Genüſſen erhaben,
So bringt's dir von ſelbſt die lieblichſten Gaben.

122.

Ein Tropfen biſt du in der Zeit.
Vergiß das nicht, doch ſei kein Tropf.
Die Schnecke ſieht und kriecht nicht weit,

Doch reckt ſie nie nach Schmutz den Kopf,
Friſche Blumen ſucht ſie und grünes Gras
Und hellen Frühlingsſonnenſchein.
Thu auch ſo, Menſch, und merk dir das:
Nur ſo wird alles Schöne dein.

123.

Wolle Eines, woll' es ganz,
Zupfe nicht an Stücken des Stückes,
Und du pflückſt den vollen Kranz,
Kranz des Muthes, Kranz des Glückes.

124.

Mit dem Mancherlei und Vielen
Magſt du nach Belieben ſpielen,
Doch greifſt du dir aus dem Vielen nicht Eines,
Haſt du zuletzt von Vielem Keines.

125.

Du heißeſt doch einmal der närriſche Deutſchling;
Auf! trage dein deutſches Narrenjoch!
Die Geißel auf den Feigling und Peitſchling,
Der unter wälſchem Geißelhieb log und trog!

126.

Aus einem harten Eſchenbaum
Ließ die Nordſage die Menſchen ſprießen.
Die träumten keinen ſtolzern Traum
Als Schwerdterklirren und Lanzenſchießen.
Sei's! Bleibe deutſch, du liebes Holz,
Du Traum von Lanzen Schwerdtern Speeren!
Wir nehmen uns der Väter Stolz
Mit allen ſchönſten Waffenehren.

127.

Höre eine alte Fabel:
Hüte dich vor dem Vogelſchnabel
In dem Menſchenangeſicht,
Das aus feinſter Fiſtel ſpricht,
Vor den ſcharfen Naſenſpitzen,
Worin tauſend Nußknacker ſitzen —
Schau den Schnabel, denk dabei:
Solcher iſt nur ihm ſelbſt getreu.

128.

Auch vor glatten Katerſtirnen
Mit dem biegſamen Genicke
Und dem freundlich leiſen Blicke,
Die in lauſchenden Gehirnen
Lug und Trug zuſammenzwirnen.
Hüt' dich! Treu iſt nie dort ganz:
Hinter ſolchem blanken Glanz
Steckt der ganze Katzenſchwanz.

129.

Wem ſoll ich trauen? worauf ſoll ich bauen?
Traue! doch baue auf Menſchen nicht.
Nur auf dem Ewigen ſollſt du bauen:
Gott allein hält, was er verſpricht.

130.

Spiele nur mit deinem vielen Kleinen,
Spiele thörigt wie ein Kind:
Die meiſten Dinge, die Größen ſcheinen,
Fahren wie Wind hin und ſind Wind.

131.

Denke dir, du ſeiſt ein Solcher,
Als der ſeinen Engel hat,
Seinen Weiſer, ſeinen Folger
Auf dem wilden Lebenspfad.
Denk es voll, du wirſt es haben:
Welch ein Panzer um die Bruſt!
Schönſte aller Gottesgaben,
Gottbegleitung ſich bewußt!

132.

Das Leben läuft geſchwind,
Halte du ſtillen Schritt,
Denk es dir gleich dem Wind,
Der nimmt keinen mit,
Und was er faßt und nimmt,
Streut er wie Kinderſpiel:
Ob's liegt fliegt oder ſchwimmt,
Das däucht ihm gleichviel.

133.

Heller Blitz
Aus voller dicker Wolke
Das iſt Witz,
Erfreulich allem Volke;
Doch wo's einzeln züngelt
Durch Staub und Nebel umher,
Da glaube, jüngert und jüngelt
Gelehrter Witzbolde Heer.

134.

Hühnerhundsnaſe und Hühnerhundsſchritt
Dieſe nimm auf die Reiſe nicht mit,
Hüt' dich vor allem, was ſchwänzelt und ſchlängelt:
Daß du dem Spitzler und Schlängler ſollſt weichen,
Hat nicht umſonſt dein Engel die Zeichen
Deutlich und freundlich dir vorher geengelt.

135.

Trotze nicht auf deine Iſtigkeit,
Auf deinen ſtolzen feſten Sinn,
Der Teufel hat große Liſtigkeit,
Und äfft die Klügſten her und hin.
Ach! Menſchenherz und Menſchenmuth
Sie werden leicht vor ihm zu Spott;
Nur Eine Waffe ficht hier gut,
Und dieſe heißt Gebet zu Gott.
Zu dieſem greif' in deiner Noth
Und rufe: Licht des höchſten Lichts!
Dann funkelt's auf wie Morgenroth,
Und Nacht und Trug flieh'n in ihr Nichts.

136.

Myriaden Jahre vor Moſes
Rufſt du und meinſt, du ſprichſt was Großes;
Tauſende klingen dir nach den Klang.
Doch das Größte haſt du vergeſſen:
Kannſt doch des Geiſtes Längen nicht meſſen.
Weg mit dem eitlen Kukuksgeſang!

137.

Willſt du Gott die Scherze nehmen,
Nimmſt du ſie den Menſchen auch.

Arme Menſchen mögen ſich ſchämen;
Blöd ſein iſt kein Gottesbrauch.

138.

Wer ſich an dem Kleinſten nicht freut,
Dem wird das Große nimmer geboten.
Darum gebrauche Menſch dein Heut,
Laß den Morgen den Kindern und Todten.

139.

Immer greifſt du nach himmliſchen Spitzen,
Kannſt nicht leuchten und willſt doch blitzen,
Pochſt aus deinem Erdenmaulwurfsorte,
Als trügſt du die Schlüſſel der Himmelspforte.
Halt an, Lieber! So geht es nicht:
Leiſeſt ſtahl Prometheus das Licht.

140.

Tief in dich hinab, tief in dich hinein!
Bricht da dir aus der Tiefe kein Schein,
Der von helleren Scheinen was kann erzählen,
So denk' an die Schäden der Menſchenſeelen —
Es muß in dir was verſchüttet ſein.
Kannſt du ſolchen Schutt nicht tapfer räumen,
So bleibt's bei'm eiteln Wähnen und Träumen.

141.

Freiheit ein ſtolzes Wort zu jeder Friſt;
Doch, wann du's nennſt, klopf' an, ob du ein Freier biſt.
Haſt du in dir den Sklaven nicht gebändigt,
So wird das Stolzeſte durch dich nur verelendigt,
Es brüllen Viele unter Löwenmähnen,
Die feige Affen ſind und ſchleichende Hyänen.

142.

Im Kleinen leicht, im Großen ſchwer,
So vergeht der Deutſche nimmermehr.
Hält er ſich feſt das Wörtlein Treu
Zerſtäubt vor ihm alles wie Schaum und Spreu.

143.

Wer dir die kleinen Freuden nimmt,
Nimmt dir das große Entzücken:
Ueber tauſend ſchmalſte Stege geht
Der Weg zur Himmelsbrücken.

144.

Laß die Kleinen
Immer meinen
Wunderliches von Himmelsſcheinen.
Mögen die Großen
Sich dran ſtoßen
Und ſich erboſen.
Gönne Himmelsſpiel den Kleinen.
Spielen jene nicht auch mit Scheinen?

145.

Der den Moſes, der den Platon ſchuf,
Hörte ſeiner Erde Weheruf,
Und ließ aus dem höchſten Geiſterreigen
Unſern Jeſus Chriſtus niederſteigen,
Vor dem, die erſchaffen ſind, die ſchufen,
Jauchzend Heilig! Heilig! Heilig! rufen.

146.

Du ſuchſt der Dinge Grund — ſtürz' in den Abgrund dich.
Wird da dein Fuß nicht feſt, iſt nirgends Grund für dich;
Wagſt du nicht ritterlich Verzweiflung und Verzagen,
So laß doch lieber ab nach Gott und Welt zu fragen:
Des Wiſſens Morgenroth wird nie dem Feigen tagen.

147.

Damit dem Leimenbild der weichgeſchaffnen Seelen,
Damit dem Menſchen nicht die Gottesfunken fehlen;
Damit er gleich dem Thier nicht träume hin in Nacht,
Hat ſich ein Gottesſohn für mitternächtlich Stehlen,
Als Vater Jovis ſchlief, ſtill an den Herd gemacht,
Der's Himmelsfeuer nährt in ewig heitern Flammen,
Hat's allen mitgebracht, die hier von Adam ſtammen.
Weil nun ſeit jenem Tag wir Feuerkinder ſind,
So gieb, du Menſchenkind, dein Fünkchen nicht dem Win
Willſt droben du Geſell der Götter wieder ſein,
O halt' dein Fünkchen friſch, o halt' dein Fünkchen rein!

148.

Immer Heut! und immer Jetzt!
Wer giebt vom Morgen dir Kunde?
In einen Spruch hat's ein Weiſer geſetzt:
Den Letzten beißen die Hunde.

149.

Leid, glaub mir's, iſt viel leichter zu tragen,
Als die ſchwere Laſt von glücklichen Tagen.

150.

Ach! zwiſchen dem Guten und Schönen
Der ewig erneute Streit!
Sprich, Lieber, was kann ſie verſöhnen
Zu liebender Herzigkeit?
Was? — Nieder auf's Knie vor dem Guten!
Nieder im Gebet wie vor Gott,
Dann ſtrömt dir das Schöne in Fluthen
Entgegen. Ich ſpreche nicht Spott.

151.

Wer doch den Weg wüßte zwiſchen dem Hohen und Niedern,
Die Mittelſtraße zwiſchen dem Großen und Kleinen!
Lieber, das lernſt du weder aus Sprüchen noch Liedern,
Es ſchwebt zu hoch den Deutern aus Zeichen und Scheinen,
Doch wäſcheſt du in Demuth die Augen dir rein,
So wird der rechte Weg bald gefunden ſein.

152.

Alle Grazien und Muſen
Hat, wer Gott trägt in dem Buſen.
Himmelauf und himmelein
Wird ſein Erdenwandeln ſein.

153.

Wann's *Abba, lieber Vater!* in dir ruft, mein Kind,
O dann durchhaucht dich rechter Himmelswind.
Du lernſt in ſtiller Demuth nur verſteh'n,
Woher die rechten Gotteshauche weh'n.

154.

Menſch, du wirſt von dem Gottesſchemen
Nichts in dein Jenſeits mit dir nehmen,
Als was dir vom Gottesbild übrig iſt.
Bedenke das wohl, mein frommer Chriſt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

Seite
Hermanns Siegeslied. 1787. . . . 1
Trinklied. 1791. 2
Liebeskraft. 1796. 3
Freude. 1797. 4
Lied. 1798. 5
Klage. 1798. 5
Schickſal. 1798. 7
An Johann Jakob Grümbke aus Florenz. 1799. 8
Ad locum. 1799. 14
An Ernſt Ludwig von Gagern. 1799. 15
An Karl Heinrich Beck. 1799. . . . 24
Der Mächtige. 1799. 28
Die Muſen. 1799. 29
Epiſtel an meinen Vater. Zwei Bruchſtücke. 1799. 30
Lehre an den Menſchen. 32
An die Wiedergebornen. 1800. . . . 33
Lebenslied. 1800. 36
Das Kind und das Röslein. 1800. . 37
Lebensmuth. 1800. 37
Nänie. 1801. 38
Geſang der Schickſalsſchweſtern. 1801. 40
Lacheſis. 41
Klotho. 43
Atropos. 45
Endymion. 1801. 48
Die Schlüſſel an J. J. Grümbke. 1801. 49
Frühlingslied. 1802. 52
Der Schäferin Klage. 1801. 52
Auf dem Grabe. 1801. 53
Des Knaben Segen. 1801. 53
Nachruf. 1803. 55
Echo. 1803. 56
Die vier Alter. 1803. 57
Die Blumen. 1804. 58
Seite
Lied der Freien. 1803. 60
Das Geſpräch. 1803. 62
Das Waſſer. 1803. 63
Geſang der Töchter der See. 1803. . 63
Der Knabe und die Jungfrau. 1803. 65
Das Loos des Schönen. 1803. . . 67
Liebesſtreit. 1803. 68
An Billroth. 1803. 70
Klage um Liebe und Freiheit. 1801. 71
Frage und Klage der Sehnſucht. 1802. 74
Dithyramben. 1802 und 1803. . . . 75
Die fünf Gläſer. 1803. 78
Das runde Lied. 1803. 80
Das Monatslied. 1803. . . . . . [illegible]
Elegie. 83
Das Lied der Greiſen. 1803. . . . 85
An Melittion. 1804. 86
Melittion. 87
Die vier Elemente. 1804. , . . . 88
Die Ritter von Jomsburg. 1804. . 95
Der König von Burgund. 97
Die Roſe und die Jungfrau. 1804. . 103
Der Knab am Meer. 1804. . . . 104
Liebesgeflüſter. 105
Leben. 1805. 107
Die Mitte. 10
Die Biene und der Lenz. 1805. . . 11
Geſicht. 1806. 11
Elegie. 1806. 11
Lob des Eiſens. 1806. 11
Epiſtel an Eliſa. 1807. 11
Paradieſiſches Weinlied. 1807. . . 11
Zum erſten Maitag in Stockholm. 1807. 12
Eliſens erſtes Lied. 1807. 12
Blumengeſpräch. 1807. 12
Lied, geſungen am Mälare. 1807. . 12

Seite
An Pſychidion. 1807. 125
An Marianne von Imhof. 1805. . . 128
An Maria zum Marientage. 1808. . 129
Frühlingsſpiel. 1808. 130
Frühlingslied von der Frau Nachtigall. 1808. 131
Fröhlichkeit in Treue. 1808. . . . 132
Liebeswehmuth. 1808. 132
Marienwürmchen. 1808. 133
Waldhochzeit. 1808. 134
Klage um den kleinen Jakob. 1808. 135
Sehnſucht. 1808. 136
Verwettetes Trinklied. 1808. . . . 136
Vellino der Vogel ſpricht bei ſeinem Einzuge zu Pſychidien. 1808. . . 138
Liebesnähe. 1808. 139
Der Blumenknabe. 1809. 140
An Pſychidion zum Geburtstage. 1809. 142
Eliſens zweites Lied. 1809. 143
Eines frommen Kindes Geſpielen. 1809. 145
An Louiſe von Imhof. 1809. . . . 146
Denkmal für Wilhelm Ramſay. 1808. 148
An Lili. 1809. 149
Lied für den Wirth. 1809. 149
Romanze. 1809. 150
Laß klingen! 151
Ballade. 1809. 151
Chorgebet. 152
Ständchen. 1809. 154
Gebet an die Liebe. 1809. 155
Erinnerung an Pſychidion. 1809. . . 155
Der Mutter Wiegenlied. 1809. . . 156
Gebet. 1810. 157
Schlachtgeſang. 1810. 158
Frühling und Liebe. 1810. 159
Blumengruß an Eliſa. 1810. . . . 162
Klinglieder. 1810. 163
Der Wandrer und die Blume. . . 164
Hymne. 1811. 165
Troſt. 1811. 167
Scherz. 1811. 168
Männerglück. 1811. 168
An Pſychidion. 1811. 169
Auf dem Rugard im Herbſtmond 1811. 170
An den General Grafen Philipp Schwerin. 1811. 172
Die Tauben. 1811. 173
Die Lerche. 1811. 174
Frühling an Gottsgab. 1811. . . 175

Seite
Der Stromgeiger auf Starkodders Grabe. 1811. 177
Traum. 1811. 180
Als ich ein Kind war. 1811. . . . 183
Schlafgeſang für kleine Kinder. 1811. 185
Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Chriſt. 1811. 186
Willkommen. Neujahr 1812. . . . 187
Der Mann. 1811. 189
Lied der Rache. 1811. 191
Das Leben. 1811. 192
Das Lilienmädchen. 1811. 194
Das Marienblümchen. 1811. . . . 196
Gott der Hirt. 1811. 197
Ich fing einen Vogel. 1811. . . . 199
Gebet im Unmuth. 1812. 203
An Antonia Amalia, Herzogin von Wirtemberg. 1812. 205
An Eliſabeth Alexiewna Kaiſerin von Rußland. 1812. 207
Die alten und die neuen Deutſchen. 1812. 210
Vaterlandslied. 1812. 212
Marſch. 1812. 214
Das Lied vom Schill. 1812. . . . 215
Das Lied vom Gneiſenau. 1813. . 217
Das Lied vom Dörnberg. 1813. . . 219
Das Lied vom Chaſot. 1813. . . . 221
Lieder aus dem Katechismus für den deutſchen Wehrmann. 1813. . . . 224
Des Deutſchen Vaterland. 1813. . . 233
Des deutſchen Knaben Robert Schwur. 1813. 235
Klänge aus der Vergangenheit. 1813. 236
Harald Schönhaar. 1813. 240
Klinglieder. 243
Deutſcher Troſt. 1813. 247
Der Freudenklang. 1813. 248
Der Waffenſchmidt der deutſchen Freiheit. 1813. 249
Des Knaben Wiegenlied. 1813. . . 251
Scharnhorſt der Ehrenbote. 1813. . 252
Wehmuth. 1813. 254
Zug ins Leben. 1813. 255
Lebenstraum. 1813. 263
Einladung zum Tanz. 1813. . . . 268
An die Nachtigall. 1813. 269
Wer iſt ein Mann? 1813. 270
An die Wehmuth. 1813. 271
Des Knaben Abendgebet. 1813. . . 273
Geſangesluſt. 1813. 274

Seite
Die Leipziger Schlacht. 1813. . . . 275
Der tapfre König von Preußen. 1813. 276
Frühling. 1813. 279
Das Lied vom Feldmarſchall. 1813. . 280
Das Lied vom Stein. 1814. . . . 281
Des Reiſenden Abendlied. 1814. . . 283
Der rechte Spielmann. 1814. . . . 284
Liebestod. 1814. 286
Die Feier des 18. des Weinmonds 1814. 288
Geſang zu ſingen bei Pflanzung einer deutſchen Freiheitseiche. 1814. . . 291
Luſt des Abgrunds. 1814. 292
Bundeslied. 1815. 294
Dem Probſt Pritzbuer zu Gartz in Rügen. 1815. 295
Meine Helden. 1816. 296
Klage um drei junge Helden. 1816. 300
Klang der Sehnſucht. 1815. . . . 305
Die Geſchichte von Sankt Chriſtoph. 1815. 306
Ermannung. 1816. 311
Klage um klein Scherzelein. 1817. . 312
An Charlotte von Kathen. 1817. . . 314
Die Sprache Teuts. 1817. 316
Die Reiſe. 1817. 317
Unſer Saal. 1817. 320
Zumuthung des Muthes. 323
Gruß der Heimat. 1817. 324
Das Feuerlied. 1817. 327
Trinklied. 1817. 328
An Charlotte Piſtorius. 1817. . . 329
Ruf an den Meiſter. 1817. . . . 331
An Charlotte Piſtorius. 1817. . . 332
Dem ehrwürdigen Vater Probſt Pritzbuer zu Gartz. 1817. 333
Dem General von Dyke auf Loſentitz. 1817. 335
Ein Zweites an Dyke. 1817. . . . 336
Das Finkenräthſel. 1817. 340
Das Lied vom Siegerich. 1817. . . 341
Sehnſucht. 1817. 347
Die Zeiten. 1817. 348
Des Lilienmärchens Wiegenlied. 1817. 350
Prinzeſſin Schneeflöckchens Klage. 1817. 350
Ave. 1817. 352
Klage um Prinzeſſin Seufzerlein. 1817. 353
Gruß an die Gräfin Charlotte Schwerin. 1817. 354
Mein Lichtlein. 1818. 355

Seite
Vorwärts! 1818. 356
Gruß an die Fremde. 1818. . . . 357
Wer ſoll der Hüter ſein? 1818. . . 359
Lied der Feuermuſikanten. 1818. . . 361
Lied für den achtzehnten Weinmonds. 1818. 363
Drei Troſtlieder aus dem Sommer von 1819. 365
Friſchauf! 1819. 367
Zorn und Liebe. An Karoline Hegewiſch. 1819. 368
Ein Gleiches. An Dieſelbe. 1820. . 370
Lehre an mich. 1820. 371
An Charlotte Piſtorius. 1821. . . 372
Verſe an Dörnberg zum fünfzigſten Kriegsdienſtjahr. 373
Rückblick. 1825. 374
Mein Schatz. 1830. 375
Beilings Tod. 1830. 376
Das Grab. 1835. 381
Klage um Wilibald. 1835. 382
Der grüne Wald. 1835. 383
Frühling. 1835. 384
Weinachtsgruß an die Gräfin von Limburg-Stirum. 1836. 385
Lerchengeſang. 1836. 386
Wohin? 1837. 386
An die Napoleonsverehrer. 1837. . 387
Troſt am Grabe. 1837. 388
Des Zweiflers Unruh. 1837. . . . 389
An die Lerche. 390
Traum. 1837. 391
Des Schiffers Traum. 1837. . . . 392
Warum ruf' ich? 1837. 392
Zuverſicht auf Gott. 1837. 393
Geiſterbeſuch. 1837. 394
Geſicht. 1838. 396
An die Schläfer und Schlafprediger. 1838. 397
Der Stein im Rhein. 1838. . . . 398
Der Fernſchütz und der Schnellläufer. 1838. 399
Meinem Paten Ernſt Haſenclever. 1839. 399
Meine Grablegung. 1839. 400
Gerechtigkeit Gottes. 1839. . . . 401
Mein Vöglein. 1839. 403
Mein Blumenkönig. 1839. 403
Dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm Guſtav von Mecklenburg-Strelitz. 404
Dem kleinen Rath des großen Kölniſchen Faſchingsvolksfeſtes. 1839. . 405

Seite
Dem Profeſſor Bleek. 406
Des alten Soldaten letzter Ausmarſch. 1839. 407
Was will's? 1839. 409
Die Nachtrheinfahrt. 1839. 409
An Henriette von Willich. 411
An Eliſa Camphauſen. 1840. . . . 412
Das Lied vom Rhein an Niklas Becker. 1840. 412
Sankt Florentins Mantel. 1840. . . 413
Was iſt des Deutſchen Vaterland? Zuſatz. 415
Waldluſt. 1841. 415
Geiſtesmahnung. 1841. 416
Frühling im Alter. 1841. 417
Geſpräch mit meinem Stern. 1841. . 417
Allein. 1841. 418
Deutſches Kriegslied. 1841. . . . 419
Senkung und Hebung. 1841. . . . 420
Grabesgrün. 1842. 421
Ein Traum. 1842. 422
An die deutſchen Fürſten. 1842. . . 424
Heimweh nach Rügen. 1842. . . . 426
Des Sängers Herrlichkeit. 1842. . 427
Des elenden Mannes drei Geſellen. 1842. 428
Luſt des freien Geiſtes. 1842. . . 431

Geiſtliches 1807—1843.

Reime aus einem Gebetbuche. . . 432
Danklied. 459
Gebet an die ewige Liebe. 460
Empor! 461
Troſt in Chriſto. 462
Hoffnung in Sehnſucht. 464
Grablied. 465
Der Liebe Unausſprechlichkeit. . . 466
Abſchied von der Welt. 467
Freude in Chriſto. 468
Muth im Licht. 469
Weihnachtslied. 471
Abendlied. 472
Abendmalslied. 473
Der Fels des Heils. 475
Gebet um das Gebet. 476
Das Wort. 478
Jeſus mein Licht. 479
Ruf an den Geiſt. 480
Lang iſt die Ewigkeit. 481
Ruf an Gott. 484
Wiedererkennung. 485
Immer Liebe, ... 485
Muth Gottes. 486
Seite
Himmelfahrt. 487
Das Nichts und das Alles. 488
Geſang der Chriſtenlerche. 490
Gottergebung. 491
Auf zum Licht! 492
Weihnachtfreude. 493
Freude durch den Geiſt. 494
Gerecht iſt Gott. 495
Friedensgebet. 496
Anrufung des Worts. 497
Grablied. 498
Jeſusgebet. 499
Troſt zum Neujahr 1840. 500
Ermunterung. 501

Dem bleibenden Ausſchuß des Düſſeldorfer Karnevalsvereins. 1841. . 502
Meiner kleinen Patin Johanne Gärtner. 1840. 503
Als Thiers die Wälſchen aufgerührt hatte. 1841. 504
Der alte Baum und ich. 1842. . . 505
An Freund Paſtor Wichelhaus. 1843. 506
Frühlingslied an die Frömmler. 1843. 507
An die, welche von unten nach oben wachſen laſſen. 1843. 508
Maiwillkommen an die Sterne und Blumen. 1843. 509
An die Wälſchelnden. 1843. . . . 510
An die Jünglinge, die Krieg ſchreien. 1843. 512
Die Selbſtvergötzung. 1843. . . . 514
An die freien Vögel der hohen Jagd. 1844. 515
Letzter Zug an Gott. 1844. . . . 516
An die Ritterſchaft des Worts. 1844. 518
Alte und neue Klage und Tage. 1844. 519
Der deutſche Hieb antwortet dem Elirbas und Zophar. 1844. . . 520
An Bernhard Becker und Klara Nitzſch. 1844. 522
Am Polterabend der Jungfrau Dorothea Dahlmann. 1844. 523
An Frau J. S. 1845. 524
An Frau Landfermann. 1845. . . 525
An dem Grabe eines Freundes. 1846. 526
Der Schwan von Pulitz. 1846. . . 527
Zu Martin Luthers dreihundertjähriger Todesfeier. 1846. 528
Mimerung unter deutſchen Eichen. 1846. 530
Frühlingstraum. 531

Seite
Herzensſaitenſpiel. 1846. 532
Heid und Chriſt. 1846. 533
Geſpräch mit der Nachtigall. 1846. 535
Waldgruß. 1846. 536
Frühlingsball. 1846. 537
An Max Wigand Jacobi. 1847. 538
Der Weihnachtsbaum. 539
Erinnerung. 1847. 540
Rechtes Geiſtesmaaß. 1847. 541
Kopf und Herz. 1847. 542
Gottes Scherz. 1847. 543
Ungleicher Lebensſchritt. 1847. 543
Aller Welt Gemeinlehre. 1847. 544
Lebenslehre an L. G. 1847. 545
Selbſtſchau. 1847. 546
Muth des Geiſtes. 1848. 547
Guter Rath. 1848. 548
Hahnenkrei des deutſchen Morgens. 1848. 549
An X. 1848. 550
Ein Zweites an X. 1848. 551
Hermann von Boyen in Walhall. 1848. 552
Klage um Auerswald und Lichnowsky. 1848. 553
An Frau E. E. 1848. 554
Ein kleines Echo der Animula blandula vagula Kaiser Adrians. 1848. 556
Das Erdbeben. 1848. 557
Jahrestagsfeier. 1848. 557
Friſchauf! an G. H. 1849. 558
An H. L. zur Fahrt über's Weltmeer. 1849. 558
An Hellmuth. 1849. 559
Preis der Einfalt. 1849. 560
Erinnerung aus unſerm frankfurter Reichstage von 1848. 561
Mein Ballſpiel. 1849. 562
Ermannung. 1849. 563
Ihr Könige, gebt Acht! 1849. 563
Trinklied zu meinem 79. Jahrestage. 1849. 564
Der Frau Lindheimer, gebornen Schindler. 1849. 565
Aus Frankfurt weg! 1849. 566
Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutſchen Kaiſers. 1849. 566
Alterswehmuth. 1849. 567
(An E. M. Arndt zum 26. Chriſtmonds 1849.) 568
Unſre heilige Allianz. 570
Die Rheinfahrt. Ein Bruchſtück. 1851. 572

Seit
Ein Hoch dem Geiſte. 1851. 574
Die deutſchen auswandernden Krieger. 1851. 576
Der ſterbende ſchleswigholſteiniſche Ajax. 1852. 577
Zaunkönig. 1852.
Das Lied von zwei deutſchen Löwen. 1852.
Jeſusgebet. 1853. 58
Selbſtmahnung. 1853. 58
Spazierende Gedanken. 1849. 58
Nachklang aus 1848—49. 1853. 58
Donnergemurmel und Blitze aus der Ferne. 1853. 587
Friſch in den Wind! 1853. 58
Rauſche durch den Wald. 1853. 58
An meinen Diogenes. 1853. 590
Sonntagslied. 1853. 591
Feſtlied des Bürgervereins zur Eintracht in Bonn. 1853. 59
Ein Brautkranzblümlein für meine Nanna bei ihrer Vermälung mit Ernſt Nitzſch. 1854. 59
Troſt in Gott. 1854. 59
Lebensbeſcheid. 1854. 59
Gottes Geiſt. 1854. 59
Zur Fahnenweihe des Bonner Veteranenvereins. 1854. 59
An die Gräfin Wilhelmine von Limburg-Stirum. 1854. 59
Neujahrstroſt. 1855. 60
Klage und Troſt. 1855. 601
Ermunterung. 1855. 603
Abſchiedslied. 1855. 604
Frühlingsruf an den Greis. 1855. 60
An meine Vögel. 1855. 60
Troſt auf dem Leichenfelde. 1855. 60
Fließe, Bächlein! 1855. 60
Flügelſehnſucht. 1855. 60
Gott hält die Wacht. 1856. 60
Danklied. 1856. 61
Am Grabe von Luiſe Horn-Dahlmann. 1856. 61
Schluß aller Lebensverſe. 1856. 61
Erinnerungsbilder. 1856. 61
Der Dämon des Sokrates. 1856. 61
Mann, Mannus, Musa. 1856. 61
Klinglied. 1856. 61
Steh vor dem Geheimniß. 617
Wiederſchein der Vergangenheit. 1856. 617
Kuttra, min lilla dufva. 61

Seite
An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker. 1856. . . . 620
Muth und Troſt. 1856. 621
Der Weihnachtsbaum. 1856. 622
Karl B[illegible]ertſen des Schleswigers [illegible]rab. [illegible]57. 622
[illegible]rechte Verſenkung. 1857. 623
[illegible]twort des Wächters auf den Zinnen. [illegible]7. 624
Seit
Troſt der bangen Seele. [illegible]57. . . . 62
Bertha, Emma, Ida. [illegible]geliebten Ida Kyllmann. 1858. 62
Worte, geſprochen an Schill's Grab in Stralſund. 1859. 62
Verſe zur Begleitung des Schillſchen. 62
Fliegende Erinnerungsblättchen. . . . . 629—66

Verbeſſerungen.

Seite 3 Zeile 4 v. u. lies Band ſtatt Land.
„ 8 „ 19 v. o. „ Veilchen ſt. Beilchen.
„ 10 „ 11 v. u. „ bliebe ſt. blieb.
„ 16 „ 7 v. u. „ Drang ſt. Dräng.
„ 65 iſt einzuſchalten als vierte Zeile: Was bleibet ihr traurig am Lande?
„ 117 Zeile 16 v. u. lies Herr ſt. Herrn.
„ 126 „ 11 v. o. „ Weltenſchmuck ſt. Wellenſchmuck.
„ 205 „ 3 v. u. „ Wäldchen ſt. Märchen.

Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung (Karl Reimer) in Berlin.

Druck von Carl Schultze, Kommandanten-Straße 72.

Grablied.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde ſcheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die ſüße Ruh
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderſtab
Hin, wo alles Irdiſche endet,
Lege ſelbſt mich nun hinein
In das Bette ſonder Pein.

Was ſoll ich hienieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig, ſtolz und hoch
Wir auch ſtellen unſre Sachen,
Muß es doch wie Sand zergeh'n,
Wenn die Winde drüber weh'n.

Darum, Erde, fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden ſcheiden,
Deine Hoffnung, ach! iſt hohl,
Deine Freuden werden Leiden,
Deine Schönheit Unbeſtand:
Alles Wahn und Trug und Tand.

Darum letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reiſ' in weite Ferne,
Reiſe hin zu jenem Glanz,
Worin ihr verbleichet ganz.

Ihr, die nun in Trauern geht,
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröstet froh des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein:
Droben nur kann ewig sein.

Weinet nicht, daß nun ich will
Von der Welt den Abschied nehmen,
Daß ich aus dem Irrland will,
Aus den Schatten, aus den Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht, mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Theil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein heilig Blut
Floß der ganzen Welt zu Gut.

Weint nicht: mein Erlöser lebt,
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Von Ernst Moritz Arndt
(geboren in Schoritz auf Rügen 26. December 1769,
gestorben in Bonn 29. Januar 1860)
im neunzigsten Jahre geschrieben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS